B. 661.
Ausl.

4 Per. 5 1 (10,2

Bestimmungen

für die Abgabe von Büchern und Karten aus dem Hauptconservatorium der Armee.

1) Bücher und Karten können nur gegen wirkliche Einhändigung der entsprechenden und wo nöthig gegengezeichneten Empfangscheine abgegeben werden.
2) Um die allseitige und wechselnde Benutzung der Bibliothek zu erhalten, dürfen zum Privatgebrauche nur zwei Werke zugleich einem Individuum überlassen werden.
3) Karten und Werke mit Kupferstichen können in der Regel ausserhalb des Locals des Hauptconservatoriums nicht abgegeben werden. Für besondere Fälle ist die Erlaubniss zur Abgabe, Ansicht oder Benützung, von dem General-Quartiermeister nachzusuchen.
4) Wird ein ausgeliehenes Werk, Buch oder Karte, nach zwei Monaten nicht zurückgegeben, oder eine Verlängerung nachgesucht, so ist der Empfänger schriftlich zur Rückgabe innerhalb der nächsten acht Tage aufzufordern. Sollte dieser Mahnung nicht Folge geleistet werden, so hat sogleich Meldung an den General-Quartiermeisterstab zu geschehen.
5) Um die Werke und Karten für den allgemeinen militärischen Gebrauch zugänglich zu erhalten, darf die Verlängerung sich nicht über einen Monat ausdehnen; wird das Werk aber mittlerweile von andern begehrt, so findet keine Verlängerung statt.
6) Bei Werken von mehreren Bänden hat, wenn es von mehreren gewünscht wird, der Bibliothekar innerhalb des erlaubten Termins die Zeit zu regeln, wann die ersten Bände den andern Begehrern zukommen sollen.
7) Bei Werken, die zu dienstlichen Arbeiten der Referenten im k. Kriegsministerium und andern Militärstellen oder zu wissenschaftlichen Vorträgen im Generalquartiermeisterstabe und topographischen Bureau nöthig sind, findet hinsichtlich des Termins eine Ausnahme statt; doch muss die Verlängerung von zwei zu zwei Monaten nachgesucht werden. Sollten die Empfänger dieses versäumen oder die erfolgte Mahnung ausser Acht lassen, so ist nach den Bestimmungen sub 4 zu verfahren.
8) Die Zeit der Abgabe für den Privatgebrauch ist auf die Stunden von 11 bis 1 Uhr täglich beschränkt.
9) Beschmutzte, zerrissene oder defecte Bücher und Karten sind von den Empfängern zu ersetzen, desswegen bei der Abgabe genau durchzusehen.
10) Der Eintritt in den Bibliotheksaal ist untersagt. Besuchende dürfen nur durch den Conservator, den Bibliothekar und die dort kommandirten Offiziere in solchen eingeführt werden.
11) Da diese Anordnungen nur den Zweck haben, die Sammlungen vor Schaden zu bewahren, so verpflichtet sich jeder beim Empfange im Interesse des allerhöchsten Eigenthums stillschweigend zu deren genauen Befolgung.
12) Diese Bestimmungen sind gedruckt innerhalb des Einbandes oder des Umschlages neben dem Titelblatte in jedem Bande jedes Werkes einzukleben.

von der Mark, *Gl.-Qtmstr.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Altbestand 38631

Digitized by Google

Nr. 182.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 Julius 1837.

BAYERISCHE STAATSBIBLIOTHEK MÜNCHEN

13.
Ausl

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Während Washington Irving seine Astoria schrieb, suchte er allenthalben mündliche Nachrichten zu sammeln über den großen Gegenstand des Handels und der Reisen jenseits der Felsengebirge, und fand in dieser Beziehung nirgends mehr Ausbeute, als an der Tafel Johann Jakob Astors, des Patriarchen des Pelzhandels, der sehr gern die Personen um sich sah, welche entweder an seinem eigenen großen Unternehmen Theil genommen, oder auf eigene Rechnung über die Felsengebirge gezogen waren. Unter diesen fiel ihm namentlich Capitän Bonneville auf, von der Armee der Vereinigten Staaten, der auf eine eigenthümliche Weise die Züge des Trappers *) und Jägers mit denen des Soldaten vereinigte. Capitän Bonneville ist der Sohn eines französischen Emigranten, der seines Vaters erregbare Phantasie geerbt hatte, und im Kriegsdienst der Vereinigten Staaten an der Westgränze aufgestellt, durch den Verkehr mit Indianerhändlern, Trappern und andern „Schanzgräbern der Wildniß" an ihren Erzählungen von wilden Scenen und Abenteuern ein solches Gefallen fand, daß es sein innigster Wunsch wurde, auch einen Ausflug in jene so wenig betretenen Landstriche zu machen. Da er sich anbot, zugleich für das Kriegsdepartement Nachrichten über die wilden Länder und Stämme zu sammeln, so erhielt er leicht Urlaub auf mehrere Jahre, brachte dann durch Hülfe einiger Jugendfreunde das nöthige Geld in Neu-York zusammen, trat seine Reise nach dem „fernen Westen" an, und befand sich bald jenseits der Felsengebirge. Jahr um Jahr verstrich, und da sein Urlaub längst vorüber war, so sah man ihn für todt an, und strich seinen Namen aus der Armeeliste.

Im Herbst 1835 sah ihn W. J. auf dem Landsitze Hrn. Astors; er war gerade von seiner mehr als dreijährigen Reise zurückgekehrt, und befand sich auf dem Wege nach Washington, wo er wieder in die Reihen der Armee aufgenommen zu werden hoffte. Washington Irving fand großes Gefallen an seinem freien, offenen, bescheidenen Wesen. Aeußerst begierig nach Allem, was den fernen Westen betraf, richtete er zahlreiche Fragen an ihn, und seine interessanten Angaben setzten ihn kaum minder in Erstaunen, als sein mildes Benehmen und seine sanfte Stimme, die man wahrhaftig nicht bei dem Helden so vieler wilden Abenteuer hätte erwarten sollen. Später traf er ihn wieder zu Washington, wo er die Zeit seines Wartens auf Wiederanstellung sich mit dem Niederschreiben seiner Abenteuer vertrieb. Aus diesem Manuscripte entnahm Washington Irving den größten Theil seines neuen Werks, das den obigen Titel führt, und wenn auch manchmal einzelne Erzählungen aus ganz andern Quellen entlehnt, und die Schilderungen des Landes zum Theil eigene Auffassung bei einem Ausflug ins Land der Indianer sind, so ist das Wesentliche doch die Erzählung des Capitäns selbst, zum Theil mit nur geringen Veränderungen der Sprache und des Styls.

*) Dieß bedeutet speciell einen Biberfänger, aber auch denjenigen, der zum Zwecke des Biberfangs die Reisen in und jenseits der Felsengebirge mitmacht, und mit den Indianern in genauen Verkehr tritt.

Zustand des Pelzhandels in den Felsengebirgen. — Aufbruch Bonneville's. — Reise nach dem Coloradostrom.

Als Astors große Unternehmung in Folge der Einnahme Astoria's durch die Engländer mißlungen war, fiel der Pelzhandel jener Länder wieder in die Hände der Nordwest-Compagnie,*) und diese mußte nach einem fruchtlosen Kampfe der Hudsons-Compagnie das Feld räumen, so daß diese allmählich das Monopol des indischen Handels von der Küste des stillen Meeres bis an die Felsengebirge an sich riß. Sie verlegte ihr Emporium von Astoria nach Fort Vancouver am linken Ufer des Columbia etwa 60 (engl.) M. von seiner Mündung, von wo aus sie ihre Posten im Innern des Landes versorgte, und ihre Trapper-Abtheilungen aussandte. Die Felsengebirge bildeten eine mächtige Gränzscheide zwischen ihnen und den Vereinigten Staaten, und ihre furchtbaren Defileen, ihre wilden Thäler und die großen westlichen Ebenen blieben für den amerikanischen Trapper ein unbekanntes Land; die furchtbaren Leiden, welche die Astorier auf ihrem Zuge erduldet hatte, **) schienen auf eine Zeit lang

*) Siehe Ausland Nr. 1 v. d. J.
**) Siehe Astoria: Landexpedition Ausl. v. d. J. Nr. 54 ff.

Gd/15/1938

Digitized by Google

allen Unternehmungen in dieser Richtung eine Gränze gesteckt zu haben, und die amerikanischen Handelsleute begnügten sich, längs dem Missouri, Yellowstone und andern Gewässern auf der atlantischen Seite der Felsengebirge hinaufzuziehen, wagten aber nicht, diese hohen schneegekrönten Sierras zu übersteigen.

Einer der ersten, welche diese Züge über die Berge wieder in Gang brachte, war General Ashley von Missouri, der in Verbindung mit einem Herrn Henry, welcher bereits im J. 1808 die Felsengebirge überschritten hatte, einen Posten an den Ufern des Yellowstoneflusses im J. 1822 gründete, und im folgenden Jahr eine entschlossene Bande Trappers über die Felsengebirge, nach den Ufern des Green River oder des westlichen Colorado schickte, welcher Fluß auch unter dem indianischen Namen Seeds-ke-dee-Agie bekannt ist. Diesem Versuche folgten andere, und so ward im J. 1825 fester Fuß gefaßt, und ein vollständiges System des Biberfangs jenseits der Berge organisirt. Die Gefahren und Beschwerden der Jäger gränzen ans Unglaubliche, aber in dieser wilden, kriegerischen Schule bildeten sich auch tüchtige Führer, welche anfänglich die Untergeordneten, später die Theilhaber von Ashley wurden, und unter denen man vorzugsweise Smith, Fitzpatrick, Bridger, Robert Campbell und William Sublette nennen muß.

Die von General Ashley begonnene Gesellschaft erfuhr mannichfache Aenderungen, und er selbst trat später, nachdem er sich ein hinreichendes Vermögen erworben hatte, ganz aus, worauf Capitän William Sublette an die Spitze des Ganzen kam; im J. 1830 nahm die Gesellschaft den Namen „der Pelzcompagnie der Felsengebirge" an, ihr Erfolg weckte die Nacheiferung der amerikanischen Pelzcompagnie, und Unternehmungen von einzelnen Schaaren unabhängiger Trappers, die nur für sich oder eine einzige Jagdzeit für irgend eine der Hauptcompagnien jagten, brachten eine ungewöhnliche Bewegung in diesen Handelsbetrieb. Die Folge war, daß die Felsengebirge und das weiterhinliegende Gebiet von den russischen Besitzungen im Norden bis zu den spanischen Niederlassungen in Californien in allen Richtungen durch Schaaren von Jägern und Handelsleuten durchzogen wurden, so daß kaum ein Bergpaß, kaum ein irgend bedeutender Fluß von diesen ruhelosen Wanderern unbesucht blieb.

Die amerikanischen Pelzcompagnien halten keine bestimmten Posten jenseits der Gebirge besetzt, sondern einzelne Theilhaber ziehen entweder mit indianischen Stämmen, mit welchen sie den Handel ohne Zulassung anderer betreiben wollen, oder mit Schaaren eigener Leute umher, und senden gelegentlich einzelne Brigaden aus. In den Monaten Junius und Julius, wo keine Jagd stattfindet, werden an zuvor bestimmten Orten im Gebirge allgemeine Zusammenkünfte gehalten, und hier die Geschäfte des verflossenen Jahres geschlossen und der Plan für das folgende entworfen. Hieher kommen nicht nur die Trappers, sondern auch die indianischen Stämme, um ihre Felle zu verkaufen, und die Compagnie hat zum voraus dafür gesorgt, daß sich Vorräthe an Pulver und Blei, Kleidern, Branntwein u. s. w. daselbst finden. Die Compagnie, welche zuerst Anerbieten von Kaffee, Tabak, Munition, Scharlachtuch, glänzenden Shawls und Flitterstaat machen kann, hat die meiste Hoffnung, von den Indianern und freien Trappers alles Pelzwerk zu erhalten, und sie für das nächste Jahr zu engagiren. Natürlicherweise suchen sich die verschiedenen Compagnien in kluger Benützung aller Umstände zu überbieten, die Plane der andern zu durchkreuzen, und die Zuneigung der indianischen Stämme zu gewinnen.

Dieser wandernde Handel ist auf die Sitten der Bergstämme nicht ohne Einfluß geblieben: der Biberfang ist jetzt ihre einträglichste Jagd geworden, und der Handel mit den Weißen hat sie mit Luxuswaaren bekannt gemacht, wovon sie früher keinen Begriff hatten; die Einführung der Feuerwaffen machte sie zu glücklichern Jägern, zugleich aber auch zu mächtigern Feinden, und manche, unverbesserlich wild und kriegerisch, haben in den Expeditionen der Pelzhändler Gelegenheit zu einträglichen Abenteuern gefunden. Einer Schaar Trappers mit ihren Packpferden aufzulauern, wenn sie in die wilden Defilés des Gebirgs sich vertieft haben, ist bei diesen Indianern ein eben so beliebtes Abenteuer geworden, als die Plünderung einer Karawane für die Araber der Wüste. Die Crows (Krähen) und Blackfeet (Schwarzfüße), die schon der Schrecken der ersten nach Astoria ziehenden Jäger waren, setzen ihre Räubereien immer noch fort, und haben sie sogar in eine Art von System gebracht. Das Leben eines Trappers ist deßhalb durchaus kriegerisch, und er muß schlafen mit den Waffen in der Hand.

Eine neue Art von Trappers und Händlern ist aus diesem Zustand der Dinge hervorgegangen: in alter Zeit befuhren diese hauptsächlich nur die Seen und Ströme, jetzt hat sich eine ganz andere Classe, die Bergjäger, gebildet, die in den wilden Schlünden des Gebirgs ihrem zweiten Beruf nachgehen. Sie machen ihre Reisen zu Pferde, und diese fortdauernde Bewegung so wie die Art des Landes, ungeheure Ebenen und Gebirge, machen sie physisch und geistig lebendiger als die Pelzhändler und Trapper früherer Zeit: ein Mensch, der zu Pferde lebt, muß nothwendig wesentlich verschieden seyn von dem, der ewig in einem Boote kauert.

Auch unterscheiden sich die Bergjäger sehr von denen im niedern Lande längs den Gewässern des Missouri. Diese, meist französische Creolen, leben bequem in Hütten und Blockhäusern, geschützt gegen die rauhe Witterung; sie können sich leicht aus den nicht fernen Ansiedlungen mit dem Nöthigen versorgen, und ihr Leben ist vergleichungsweise frei von den Gefahren und Wechselfällen der Wildniß gegen die Gebirge hin. Darum sind sie auch minder kühn und selbstständig, als der Bergjäger, der mit seiner Büchse frei dasteht in der Welt, und keines Beistandes wie keines Obdachs bedarf.

Mit solchen Menschen konnte Capitän Bonneville es wagen, in den fernen Westen einzudringen: er warb 110 Mann an, von denen die meisten wenigstens das Land der Indianer aus eigener Ansicht kannten, und die Mehrzahl erfahrene Jäger und Trappers waren. Am 1 Mai 1832 brach er auf vom Fort Osage am Missouri. Die gewöhnliche Art des Transports bei den großen Expeditionen landeinwärts, sind Maulesel und Packpferde, Bonneville aber nahm Wagen, denn obwohl er eine

Digitized by Google

pfadlose Wüste zu durchreisen hatte, so führte doch sein Weg größtentheils über offene waldlose Ebenen, wo Wagen leicht fortkommen können. Die Schwierigkeit besteht nur darin, wie man durch die tiefen Schluchten kommt, die durch Flüsse und Winterbäche in den Prairien eingerissen werden: hier ist es oft nöthig einen Weg am Ufer hinab auszugraben, und Brücken für die Wagen zu machen. Bonneville hatte diese statt der Packpferde und Maulesel gewählt, um Morgens und Abends die Zögerung durch das Ab- und Aufpacken zu vermeiden; auch bedurfte er auf diese Weise weniger Pferde, und lief nicht so sehr Gefahr, daß sie sich verlaufen, durch die Indianer scheu gemacht oder weggeführt werden möchten: die Wagen waren auch leichter zu vertheidigen und ließen sich in den offenen Prairien als Wagenburg benützen.

Zu Unteranführern bei dieser Expedition wählte Bonneville einen Hrn. Walker und einen Hrn. Cerré. Der erste war aus Tenessee, etwa sechs Fuß hoch, stark gebaut, von dunkler Gesichtsfarbe, tapfer und doch mild in seinem Benehmen; er hatte viele Jahre in Missouri an der Gränze gewohnt, war mit unter den ersten gewesen, die sich als Biberfänger nach Santa Fé wagten, wo er von den Spaniern gefangen genommen wurde. Nach seiner Befreiung zog er mit den Spaniern und Sioux in den Krieg gegen die Pawnis, kehrte dann nach Missouri zurück, und war bald Sheriff, bald Trapper, bald Handelsmann, bis er von Capitän Bonneville angeworben wurde. Cerré hatte gleichfalls einige Züge nach Santa Fé mitgemacht, und auf denselben viele Beschwerden erduldet; er war von mittlerer Größe, heller Gesichtsfarbe, und galt, obwohl erst 25 Jahre alt, doch für einen erfahrenen Indianerhändler.

Es war Capitän Bonneville's Hauptabsicht, die Gebirge zu erreichen, ehe Sonnenhitze und Sommerfliegen den Zug über die Prairien lästig machen würden, und ehe die jährlichen Zusammenkünfte der bei dem Pelzhandel betheiligten Menschenmasse sich aufgelöst und die Jäger in die Jagdgebiete sich zerstreut hätten. Die auf einander eifersüchtigen Compagnien, die amerikanische Pelzcompagnie und die Pelzcompagnie der Felsengebirge hielten dieses Jahr nicht sehr fern von einander ihre Versammlungen in Pierre's Hole, einem tiefen Thale mitten im Gebirge, und dahin schlug Capitän Bonneville seinen Weg ein.

Unmöglich läßt sich seine Freude schildern, als er endlich an der Spitze einer tüchtigen Schaar von Jägern, Trappern und Waldleuten in den Prairien sich befand und die Augen erhob nach dem schrankenlosen Westen. Seine Gefährten theilten seine Aufregung, die meisten hatten bereits die trotzige Freiheit des Lebens der Wilden gekostet, und hofften auf Erneuerung ihrer früheren Abenteuer. Schon ihr Aufzug und ihre Ausrüstung gehörte halb dem civilisirten, halb dem wilden Leben an: viele glichen mehr Indianern, als Weißen, und sogar ihre Pferde waren auf barbarische Weise mit phantastischem Flitterwerk herausgeputzt. Als sie an den einsamen Hütten längs der Gränze vorüber zogen, grüßten sie deren Bewohner mit indianischem Kriegsgeschrei, oder regalirten sie mit grotesken Proben indianischer Reitkunst, die zu ihrem halbwilden Aufzug völlig paßten. Hier wohnten meist Leute, welche ähnliche Züge mitgemacht hatten, sie begrüßten die Reisenden als Brüder-Trappers, bewirtheten sie nach Jägerweise, und wünschten ihnen von Herzen glückliche Fahrt.

Hier müssen wir auf den Unterschied zweier Classen von Trappers aufmerksam machen, des „Amerikaners" und des „Franzosen" wie man sie nennt. Mit dem letztern Namen bezeichnet man die französischen Creolen von Canada und Louisiana, der erstere ist aus altamerikanischem Stamm, aus Kentucky, Tenessee und andern westlichen Staaten. Der französische Trapper ist leichter, minder roh, gegen sich selbst nachsichtiger: er muß seine indianische Frau, seine Wohnung und seine kleinen Bequemlichkeiten haben, ist munter und sorglos, achtet wenig auf Kennzeichen des Landes, verläßt sich gern auf seine Führer und Gefährten, und verliert leicht den Kopf und geht zu Grunde, wenn er sich selbst überlassen ist. Der amerikanische Trapper ist selbstständig und ohne seines Gleichen für den Dienst in der Wüste, er achtet auf jedes Kennzeichen, findet seinen Weg zurück durch die einförmigsten Ebenen, wie durch die verschlungensten Labyrinthe des Gebirgs, keine Schwierigkeit erschreckt ihn, und keine Klage über Entbehrungen kommt über seine Lippe. Auch die Ausrüstung dieser beiden Arten von Trapper ist verschieden. Der Creole und Canadier zieht die leichte Jagdflinte vor, der Amerikaner greift nur nach der Büchse.

Außer diesen beiden Classen von Trappers hatte Bonneville noch einige Delaware-Indianer im Dienste, auf deren Jagdgeschicklichkeit er ein großes Vertrauen setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reisebilder aus Finnland, von L. Frhrn. v. B**.

Im August 1836 bereiste ich, begleitet von zwei Freunden, einen Theil Finnlands. Ich hatte dabei keinen andern Zweck, als mich auf dieser Reise durch die anziehendsten Orte unserer düstern nordischen Schweiz, welche wir aber, obwohl ihre nächsten Nachbarn,*) sowohl ihrer physischen Beschaffenheit, als der Lebensweise und den Sitten ihrer Bevölkerung nach, noch so wenig kennen, während des mir gestatteten Urlaubs zu belehren und zu zerstreuen. Ich habe Finnland schon früher einigemale besucht, und liebe das Land, weile gern in seiner zwar melancholischen, aber dennoch erhabenen Natur. Mir gefallen diese entsetzlichen Steinmassen, diese Berge der Urwelt, diese zahllosen Seen; ja die Finnen selbst, ein zwar schweigsames und phlegmatisches, aber ehrliches und gutmüthiges Völkchen. Ich habe durch meine wiederholten Reisen nach Finnland so Vieles dort liebgewonnen in diesem stillen und ruhigen Ländchen, in dem man noch überall Sittenreinheit und Unverdorbenheit antrifft.

Am 10 gedachten Monats (alten Styls) verließen wir Petersburg. Ich nahm meine eigene sehr bequeme Reise-Calesche mit, und bis zur zweiten Station, der letzten russischen, gemiethete Pferde. — Die Irländer pflegen von London zu sagen: es sey aus seinen Thoren gewichen, denn Felder und Wiesen, auf denen man noch unlängst Getreide säen und Gras mähen sah, sind jetzt in Straßen umgewandelt,

*) Der Reisende ist Russe und Petersburgs Bewohner.

Digitized by Google

welche mit prachtvollen Gebäuden, Kirchen und Manufacturen bedeckt sind. Dasselbe kann auch der aus Petersburg nach Finnland Reisende sagen. Seit mehrern Jahren schon steht die neue finnländische Barrière, um eine beträchtliche Wegstrecke auf der Wiburg'schen Straße weiter verlegt, als es die alte war, die noch hart vor der Stadt steht. Jetzt fährt man zur neuen gegen drei Werste weiter, durch vormalige Wüsteneien und Moorgründe, nun mit den schönsten Landhäusern und Gärten unserer vermögenden Städter geziert. Die Idee, so wie die schnelle Ausführung dieser Schöpfung, ging von unserem um die wichtigsten Staatsinteressen so hochverdienten Finanzminister aus, der für sich selbst während der Sommermonate in ihrer Mitte einen imposanten Palast hat aufführen lassen. Drei Werste von der neuen Barrière links gewahrt man eine neue, seit einigen Jahren erst entstandene Anlage, die sich von der Ferne überaus anmuthig präsentirt. Das kaiserliche Apanage-Ministerium hat hier unter seiner unmittelbaren Jurisdiction eine landwirthschaftliche Schule gegründet. Zwei lange Häuserreihen, sämmtlich von zwei Stock und mit grünen Dächern, logiren das Personal, und geben diesem Etablissement, von der Landstraße aus betrachtet, das Ansehen eines großen sehrbelebten Dorfes. Vor den Häusern, der Richtung des großen Fahrweges zu, liegen die Felder, auf welchen wir das Getreide bereits in üppiger Reife stehen sahen, das man auch theilweise abzuernten sich anschickte. Die Felder sind für die Besitzer durch eine Tafel abgetheilt, jede bezeichnet den Namen des Eigenthümers. Vor einem Jahrzehnt war diese Anlage ein mit kleinem Gebüsche bewachsener unzugänglicher Sumpf, den nur beharrlicher Fleiß und Fürsorge der Menschen zu einer blühenden Ansiedlung umgeschaffen hat. Der Director der Anstalt wohnt in den Sommermonaten ununterbrochen hier, ist sehr dienstfertig und gefällig gegen alle Fremden, ertheilt Auskunft und belehrt sie unverdrossen über Alles, was nur einigermaßen ihr Interesse in Anspruch nehmen kann; auch wir erfuhren in dieser Beziehung seine große Dienstfertigkeit. Hinter der Anstalt befindet sich der jung gezogene nicht unbeträchtliche Wald derselben. Ihn betretend, sahen wir, mit welcher Sorgfalt man ihn gerade zu reinigen bemüht war. Während ein Theil der Arbeiter dieß that, gruben andere Canäle, um den Boden zu trocknen, und den noch immer in Menge vorhandenen zähen Moor abzuleiten, der die besten Säfte der jungen Bäume wegzehrt. Die Schule ist mit den neuesten englischen und deutschen Ackerbaugeräthschaften, überhaupt mit allen Bedürfnissen, die ihren Zwecken obliegen, reichlich versehen, schreitet jedes Jahr sichtlich ihrer Vervollkommnung entgegen, und kann mit der Zeit eine der wichtigsten Ackerbauschulen im Reiche werden.

Zwischen der neunten und vierzehnten Werst von der Residenz passirten wir die der gräflich Schuwalow'schen Familie gehörenden Dörfer Pargolowo, welche eine der romantischesten Lagen von allen Umgegenden Petersburgs besitzen. Ihrer sind drei in nicht weiten Entfernungen; rechts vom Wege hinter einem großen anmuthigen Park befindet sich der elegant ausgebaute gräfliche Landsitz. Das erste dieser Dörfer mit einer Pfarrkirche, an einem nicht unbeträchtlichen Landsee liegend, ist nur neun Werste von der Stadt. Eine kleine Wegstrecke hinter ihm über einige ziemlich steile Berge (die Wegrichtung wird von nun an sehr bergig, dafür aber auch die Atmosphäre immer reiner und gesünder) kommt man in das zweite und dritte dieses Namens, die so dicht beisammenliegen, daß sie fast nur ein Dorf formiren. In diesen drei Dörfern Pargolowo, so wie in noch einigen rechts von ihnen abliegenden, die aber eine noch anmuthigere Lage als jene haben, siedeln sich jetzt seit einigen Jahren in den Sommermonaten mehrere hundert Petersburger Familien aus allen Ständen an. Es ist ein wahres Drängen, um hier Wohnungen zu erhalten. Es gibt aber auch — wie ich eben sagte — keine schönern Landsitze um Petersburg herum, als diese Schuwalow'schen Dörfer. Die reine Bergluft, die romantische Fernsicht von einigen zwanzig Dörfern, mehrern Edelhöfen, eine rechts den Horizont im Halbkreise begränzende majestätische Bergkette, links die Fluthen des finnischen Golfes, die vielen anmuthigen Spaziergänge in den Parks der nahen Edelhöfe, vornehmlich dem gräflich Schuwalow'schen, sind für unsere Städter mächtige Lockungsmittel, hier die Reize des Sommers zu genießen. Den Bauern gewähren diese temporären Uebersiedler eine reiche Erwerbsquelle, indem sie nächst dem zu zahlenden, oft sehr bedeutenden Miethzins alle ländlichen Bedürfnisse von ihnen nehmen müssen. Da nun diese Schuwalow'schen Dörfer, die einen sehr lehmig sandigen Boden haben, für einen ergiebigen Getreide- und Graswuchs nicht geeignet sind, so gewähren den Bauern diese Vortheile hinlängliche Entschädigung. Sie könnten darum bei Fleiß und Mäßigkeit sehr wohlhabende Landleute seyn, wenn sie diesen Gewinn nicht während des Winters dem Trunk opferten; leider noch immer eine vorherrschende Haupttugend der russischen Volksclassen, die trotz der mächtig vorschreitenden Civilisation sich nicht mindern will. Gegenwärtig gehört dieser schöne Landsitz der Fürstin Butera, geborne Gräfin Schuwalow, zu. Erst vor Kurzem kehrte sie aus dem Auslande hieher zurück mit ihrem dritten Gemahl, dem an unserem Kaiserhof accreditirten königlich neapolitanischen Gesandten Fürsten Butera. Der Hülle ihres zweiten Gatten, des Grafen Polier, errichtete sie neuerlich ein prachtvolles Mausoleum, umgab es mit einer herrlichen Blumen-Orangerie, die ein Gitter von Gußeisen umschließt. Ist die Zahl der im Park Lustwandelnden bisweilen sehr zahlreich — und das ist nicht selten der Fall, weil er die Lieblings-Promenade aller hier etablirten Städter ist — so sieht man vor diesem Mausoleum eine dichtgedrängte Menschenschaar stehen, die vom Interesse des Schauens so gefesselt wird, daß sie ihn nicht zu verlassen vermag. Die Fürstin, die noch große Besitzungen im Innern Rußlands hat, scheint diesen Landsitz wenig zu favorisiren, denn sie verbringt hier im Sommer nur flüchtige Momente.

(Fortsetzung folgt.)

Die neueste Nummer des American Journal of Science bestätigt die schon mehrmals gegebene Nachricht, daß ein Schmied im Staate Vermont eine elektromagnetische Kraft bei Maschinen und namentlich bei Locomotiven auf Eisenbahnen benutzt habe.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 58** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Aus Thomas Moore's irischen Melodien. — Lord Byron. Seine Dramen. (Fortsetzung.) — Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi. (Von Kannegießer.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 183.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 Julius 1837.

Seehunds- und Wallrossjagd der Engländer in der Südsee.

Im J. 1775 begann in Folge der günstigen Berichte, welche Cook über die Inseln Südgeorgien und Kerguelen abstattete, die Ausrüstung von Schiffen, welche nach der Südsee steuerten, um dort Jagd auf die Seehunde zu machen, deren Felle und deren Thran eine gleich willkommene Beute waren. Im J. 1778 brachte man etwa 40,000 Seehundsfelle aus Südgeorgien, der magellanischen Meerenge u. dgl., und diese Zahl stieg fortwährend, bis in den Jahren 1791 und 1792 jährlich 350,000 Felle zum Werth von 50,000 Pf. St. eingebracht wurden. Im J. 1791 befanden sich 102 Schiffe von im Durchschnitt mehr als 200 Tonnen Trächtigkeit und mit 3000 Matrosen bemannt in der Südsee, und der Werth ihrer Ladung betrug 235,000 Pf. St. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, nahm die Zahl der zu dem Fang ausgerüsteten Schiffe, und in Folge dessen die der gewonnenen Seehundsfelle ab, bis zum J. 1796, wo nur 7000 Felle gewonnen wurden; im J. 1798 waren es abermals 126,000 zu einem Werth von 35,000 Pf. St., aber die Zahl nahm wieder ab bis zum J. 1811, wo nur 31,000 Felle nach England kamen. Damals jedoch erfand man eine neue Methode, um die langen Haare von dem feinern Pelz zu trennen, und dadurch stieg der Werth jedes Fells auf 12 Schilling (7 fl. 12 kr.). Hierauf schwankte die Einfuhr mehrere Jahre lang, bis sie im J. 1819 ihr Minimum erreichte: damals betrug die Zahl etwa 10,000 Felle, die zu 20 Sch. (12 fl.) jedes verkauft wurden.

Ein Hr. Smith hatte im J. 1818 die Südshetland-Inseln, das ehemalige Dirk-Gherritz-Land, wieder entdeckt, und in Folge dessen begaben sich die nach der Südsee gehenden Schiffe dahin, wo die Ausbeute so gut war, daß wieder 215,000 Felle gewonnen wurden. Zu gleicher Zeit gewannen die amerikanischen Schiffe eine halbe Million Felle, aber dieß unkluge Morden unter den Seehunden vernichtete diesen Handelsbetrieb. Der Preis des Fells beträgt jetzt 40 Schillinge (24 fl.), und wenn die Entdeckung anderer Länder in der Südsee die Möglichkeit darböte, wiederum so vieler Felle habhaft zu werden, so würde der Betrag dafür die ungeheure Summe von 400,000 Pfd. betragen, und wenn auch die Felle plötzlich auf den achten Theil ihres jetzigen Werths fielen, so würde der Ertrag eines einzigen Jahrs noch 50,000 Pfd. betragen, oder fünfmal so viel, als die Gesammtausgabe machte, wenn man eine Expedition ausrüsten wollte, um einen neuen Schauplatz in der Südsee aufzusuchen, wo die Capitalien und die Industrie Englands eine vortheilhafte Anwendung fänden. Eine Entdeckungsexpedition nach der Südsee könnte also wohl von den bei dem Fang der Seehunde betheiligten Rhedern selbst unternommen werden.

Ein anderer gewinnreicher Handelszweig in denselben Meeren war, denn man kann nicht mehr sagen, ist der Wallroßthran. Dieser Fang war so leicht, erforderte so wenig Capitalien, und sicherte so bedeutende Vortheile, daß er in kurzem eine große Ausdehnung erhielt. Im J. 1788 brachte man 2800 Tonnen Thran zu einem Werth von 40,000 Pfd. St. nach England, im J. 1810 hob sich diese Zahl auf 6000 Tonnen, welche 175,500 Pfd. werth waren, im J. 1828 hatte dieser Erwerbszweig, wie der Handel mit Pelzen, abgenommen, und man gewann nur 960 Tonnen Thran, in den J. 1818, 19 und 20 aber, unmittelbar nach der Entdeckung der Südshetland-Inseln stieg die Einfuhr wieder auf 5000 Tonnen, zum Preis von 30 Pfd. und darüber die Tonne, was 150,000 Pfd. ausmachte. Dieser gewinnreiche Handelszweig, so wie der der Seehundsfelle, ist jetzt auf nichts reducirt, weil man zu furchtbar unter den Thieren gehaust hat. Wenn man jedoch andere zu diesem Fang geeignete Länder entdeckte, so würden die Rheder von London sie gern von der Regierung in Pacht nehmen, und wenn man die Zahl der einzuführenden Felle beschränken wollte, gern ein Pfund für jedes Fell Zoll zahlen, das jetzt dem Staate nur einen Schilling trägt.

Könnte man einen Vertrag abschließen mit den Vereinigten Staaten von Amerika, der einzigen Nation, welche in diesem Erwerbszweig den Engländern das Gleichgewicht hält, *) und dadurch dem unklugen Morden der Seehunde und Wallrosse steuern, so würde man die ganze Welt mit Seehundsfellen und

*) Die Russen doch wohl auch, freilich in einem ganz andern Revier; doch sind auch diese eben so habsüchtig unklug.

Digitized by Google

Wallroßthran versorgen können, und zwar zur Hälfte des Preises, was diese Gegenstände jetzt kosten. Auf diesen Schluß kommt man hinaus, wenn man die Geschichte dieses Erwerbzweigs in der Südsee von seinem Anfang an verfolgt. Die unternehmenden Kaufleute, welche denselben trotz aller Verluste und Schwierigkeiten fortsetzten, könnten die wichtigsten Aufschlüsse über diesen Gegenstand geben.

Ein Abenteuer Capitän Bonneville's.

Zustand des Pelzhandels in den Felsengebirgen. — Aufbruch Bonneville's. — Reise nach dem Coloradostrom.

(Fortsetzung.)

Am 6 Mai zogen sie an der letzten Gränzwohnung vorbei, und sagten nun auf lange aller Bequemlichkeit und Sicherheit der civilisirten Gesellschaft Lebewohl. Das tolle Gelärm, womit sie den Marsch begonnen, sank nun allmählich, als dessen Schwierigkeiten anfingen: die Prairien waren durch heftige kalte Regen, die während gewisser Zeiten des Jahrs in diesem Theile des Landes vorherrschen, aufgeweicht, Wagen und Pferde sanken tief in den Morast, und Roß und Reiter erreichten völlig abgemattet am Abend des 12 den Kansas, einen schönen etwa 400 Schritt breiten Strom, der von Süden her in den Missouri fällt; obgleich Ende Sommers und im Herbst überall zu durchwaten, mußte doch jetzt ein Floß gebaut werden, um Wagen und Gepäcke hinüberzuschaffen. Alles dieß geschah im Laufe des folgenden Tags, und am Abend fand sich der ganze Zug bei der Agentschaft des Kansasstamms ein. Diese stand unter General Clarke, dem Bruder des berühmten Reisenden gleichen Namens, der mit Lewis die erste Expedition den Columbiastrom hinab unternommen hatte. Er lebte hier, wie ein Patriarch, umgeben von Arbeitern und Dolmetschern, welche alle in niedlichen Häuschen wohnten und gut angebaute Felder hatten. Der bedeutendste Beamte nach dem Agenten war der Schmied, eine höchst wichtige und in der That unerläßliche Person in einer Gränzgemeinde. Die Kansas gleichen den Osagen in Zügen, Kleidung und Sprache, sie bauen Korn, jagen Büffel am Kansas und seinen Nebenflüssen, und befanden sich eben im Kriege mit den Pawnis am Nebraska oder Platte-Fluß. Der ungewohnte Anblick einer Reihe von Wagen erregte unter ihnen eine lebhafte Neugierde, die mit der ihrer Race sonst vorgeworfenen Apathie gar nicht zusammenstimmt.

Bonneville verkehrte freundlich mit ihnen, namentlich mit einem ihrer Anführer, Weißfeder genannt, der ein solches Gefallen an ihm fand, daß er ihn eine Tagreise weit begleitete. Bonneville zog bis Ende Mai's stets westlich über ungeheure undulirende Ebenen ohne Baum und ohne Staude, aufgeweicht durch Regen und tief eingerissen durch die Gewässer, so daß das Fortbringen der Wagen nicht wenig Mühe kostete. Die Sommerhitze war nun eingetreten, das Thermometer stand Morgens auf 11° R., hob sich aber Mittags auf 24°; doch machten die Winde, welche auf diesen ungeheuren Ebenen unablässig wehen, die Hitze erträglich. Wild war selten, und sie mußten ihr spärliches Mahl mit wilden Wurzeln und Kräutern vermehren, der indischen Kartoffel, dem wilden Zwiebel und dem Prairietomato; auch fanden sie die „rothe Wurzel," aus der die Jäger ein sehr angenehmes Getränk bereiten, in Menge. Das einzige menschliche Wesen, das ihnen begegnete, war ein Kansaskrieger, der wahrscheinlich von einem Rachezug zurückkehrte, denn er führte einen Pawnischalp als Trophäe bei sich.

Das Land hob sich, während sie westwärts zogen, und ihr Weg führte häufig über hohe Landrücken, die eine weite und schöne Aussicht beherrschten. Die ungeheure Ebene war im Westen mit zahllosen konischen Hügeln bedeckt, deren flache Höhen wie abgeplattet sind. Man hat vermuthet, das ganze Land sey ursprünglich so hoch gewesen, wie diese tafelförmigen Hügel, aber durch irgend ein Naturereigniß auf sein jetziges Niveau herabgesunken, wobei nur diese einzelnen, durch feste Felsgrundlagen geschützten Anhöhen stehen blieben. Capitän Bonneville erwähnt noch ein anderes geologisches Phänomen nördlich vom Fluß, wo die Oberfläche der Erde in weiten Landstrichen mit breiten Sandsteinplatten bedeckt ist, welche Form und Stellung von Grabsteinen haben, und wie durch eine unterirdische Kraft emporgetrieben sind. Er bemerkt dabei: „die Aehnlichkeit dieser merkwürdigen Stellen mit alten Kirchhöfen ist äußerst auffallend; man sollte sich unter den Gräbern der Präadamiten glauben."

Am 2 Junius kamen sie an den Hauptstrom des Nebraska, dessen niedere Ufer ihn als sehr breit erscheinen lassen, doch hat er nicht über 2500 Schritt Breite, seine Tiefe beträgt 3 bis 6 Fuß, und sein Boden ist voll fließenden Sandes. Der Nebraska ist voll Inseln, die mit der Pappelart bedeckt sind, welche man Baumwollenbaum nennt. Sie zogen mehrere Tage an diesem Fluß aufwärts, und mußten sich hier aus Mangel an Wild auf schmale Rationen setzen und hie und da ein Rind tödten. Indeß zeigten sich deutliche Spuren, daß das Land nicht immer so von Wild entblößt war. An einer Stelle fanden sie ein mit Büffelschädeln gziertes Feld; diese waren in Kreisen, Bögen und andern mathematischen Figuren aufgestellt, wie zu einer mystischen Ceremonie. Sie waren beinahe zahllos, und schienen eine ungeheure Hekatombe, dem großen Geist für irgend ein besonderes Jagdglück dargebracht.

Am 11 Junius kam der Zug an die Stelle, wo die beiden Hauptarme des Nebraska sich vereinigen; der eine entspringt im Westsüdwesten, nahe an den Quellen des Arkansas, und der Weg an diesem Arm aufwärts führte zu den Comanchen und Kiowap-Indianern, und zu den nördlichen mexicanischen Niederlassungen. Von dem andern Arme wußte Bonneville nichts, seine Quellen mochten in unzugänglichen Felsen liegen, und über schroffe Abstürze herabtosen; allein in dieser Richtung lag sein Weg, und darum beschloß er, an diesem Arme aufwärts nach den Felsengebirgen zu ziehen. Wegen des fließenden Sands und anderer gefährlichen Umstände konnte er nicht gleich übersetzen, und zog zwei Tage lang am südlichen Arm aufwärts; endlich aber schlug er ein Lager, ließ die Räder von den Wagen abnehmen, diese mit Büffelhäuten überziehen, und mit einer Mischung von Talg und Asche beschmieren; auf diese Weise verschaffte er sich eine Art von Booten. In diesen führten sie ihr Gezäck über den

Digitized by Google

70 Schritt breiten und ziemlich reißenden Fluß, drei Leute befanden sich in jedem Boot, andere wateten durch das Wasser, und stießen die Barken vor sich hin; so kam Alles sicher hinüber. Ein Marsch von neun Meilen führte sie an den nördlichen Arm, und hier trafen sie zu ihrer großen Freude auf Büffelheerden, wurden aber mehrere Tage lang von Musquitos und Büffelmücken entsetzlich gepeinigt. Am 17 Abends erreichten sie ein kleines Wäldchen, aus welchem ihnen eine Menge Vögelstimmen entgegenschallten, zum erstenmal seitdem sie die Gränze des Missouri überschritten hatten. Es war ein schöner Sonnenuntergang, und die glühenden Strahlen, welche die Wipfel und Zweige der Bäume vergoldeten, schienen jedes Herz zu erfreuen; sie schlugen ihr Lager im Wäldchen auf, zündeten ihre Feuer an, verzehrten heitern Sinnes ihr rohes Mahl und genossen eines Schlafs, wie sie ihn seit ihrem Aufbruch nach den Prairien nicht mehr genossen hatten.

Das Land wurde jetzt äußerst uneben, hohe „Bluffs" reichten an den Fluß heran, und zwangen die Reisenden öfters tiefer ins innere Land zu gehen. Hier trafen sie plötzlich auf die Spur von vier oder fünf Fußgängern, die, wie sie glaubten, von Spionen der Arickara oder Croms herrührten, und sie zu verdoppelter Wachsamkeit nöthigten. Auch sahen sie hier zuerst das schwarz geschwänzte Reh, das größer ist als das gewöhnliche, und sich hauptsächlich in felsigen und bergigen Gegenden findet. Zugleich hatten sie die Büffelregion erreicht. Capitän Bonneville erstieg einen hohen Bluff, und so weit sein Auge reichte, sah er es völlig geschwärzt von zahllosen Heerden. Keine Sprache, sagt er, kann einen Begriff von dieser unermeßlichen lebendigen Masse geben. Stiere und Kühe weideten in abgesonderten Heerden.

Dem Lager gegenüber bemerkten sie die eigenthümliche Erscheinung des Landes, dem man den Namen Kamin gegeben hat: der untere Theil ist ein konischer Hügel, der sich aus der nackten Ebene erhebt, und aus dessen Gipfel eine Säule von etwa 120 Fuß hervorsteht; die Höhe des Ganzen beträgt nach Capitän Bonneville über 500 Fuß. Er besteht aus verhärtetem Thon mit abwechselnden Lagen von rothem und weißem Sandstein, und ist auf eine bedeutende Entfernung sichtbar. Am 21 lagerten sie unter vorspringenden Felsen von verhärtetem Thon und Sandstein, die ganz das Ansehen von Thürmen, Schlössern, Kirchen und befestigten Städten hatten; in der Entfernung hätte man schwören sollen, daß bei diesen wunderlichen Gebilden der Natur die Menschenhand mit thätig gewesen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Wein-Compagnie von Porto.

Da schon längst anerkannt war, daß an den südlichen Ufern des Alto Douro, ungefähr 10 Leguas oberhalb Porto, der beste Wein producirt würde, den man unter dem Namen Port-Wein ausführte, allein die Weinbauern nach und nach so unredlich handelten, diesen Wein zu verfälschen, wodurch er in Mißcredit kam, so glaubte Pombal diesem Uebel dadurch zu steuern, wenn er die Weinbauern unter eine gewisse Vormundschaft stellte, und errichtete deßhalb die sogenannte Compagnia dos Vinhos do alto Douro, die auf die Unverfälschtheit des Weines, selbst über seiner Cultur und seiner so nothwendigen Versetzung mit Branntwein zu wachen hatte. Diese Compagnie erhielt außerordentliche Privilegien, weßhalb es ihr auch nicht an Actionären fehlte, und ein großer Fond zusammenkam, der beträchtliche Zinsen gab. Die Compagnie erhielt das Vorkaufsrecht aller Weine, welche in dem District gezogen würden, und bestimmte deren Preis, die Compagnie erhielt das alleinige Verkaufsrecht dieses Weines in der Provinz; die Compagnie hatte das alleinige Recht Branntweinbrennereien in dem District zu haben, und kein anderer Branntwein durfte zur Versetzung des Weines genommen werden als dieser. Gleich nach der Weinlese mußte jeder Weinbauer angeben, wie viel er gezogen, und ihre Magazine wurden alsdann nachgesehen und der Wein qualificirt. Kein Bauer erhielt dadurch ein Eigenthumsrecht auf seinen Wein, ja es war ihm nicht einmal gestattet, seine Weinpflanzungen nach Willkür zu vergrößern, und so lebten sie denn fortwährend unter dem größten Drucke. Die Compagnie war auch wohlweislich darauf bedacht, den unbemittelten Weinbauern von einem Jahr zum andern Vorschüsse zu geben, so daß dieselben auf alle mögliche Art gebunden waren. Die Compagnie gewann hiedurch viele Millionen, und nachdem man schon längst ihre Schädlichkeit eingesehen, so war das Gouvernement doch nie vermögend dieselbe wieder zu vernichten, denn sie war zu opulent geworden, ihr Geld drang in die geheimsten Cabinette der Staatssecretäre und des Hofes, wenn die Zeit des Contractes, der immer auf 20 Jahre abgeschlossen wurde, zu Ende ging, und wurde daher immer wieder verlängert. Die Klagen der unbemittelten Weinbauern mußten fortwährend verstummen, denn die Reichen waren selbst Actionäre der Compagnie, und schwiegen, da der Gewinn derselben gegen ihren Verlust durch die Einschränkungen überwiegend war. Außerdem machte die Compagnie auch dem Gouvernement große Vorschüsse, so daß sie gewissermaßen dadurch unentbehrlich wurde, sie baute auf ihre Kosten die schöne Straße von Porto nach dem Weindistricte, sorgte aber nicht für ihre Erhaltung, so daß sie jetzt fast wieder in ihrem primitiven Zustand ist. Sie baute die schöne Straße von Porto bis zum Ausflusse des Douro längs dessen Ufern hinab, welches einer der schönsten Spazierwege der Stadt ist, mit Bäumen bepflanzt, und wandte alle möglichen Mittel zur Verbesserung der Einfahrt des Hafens an. Ungeachtet dieser Vortheile, die sie wirklich gewährte, so nahm doch Don Pedro keine Rücksicht darauf, und was alle frühern Regierungen nicht vermocht, selbst die constitutionelle von 1822 nicht, das vermochte er, der gerechte Don Pedro, und hob ohne weiteres dieses Monopol der Compagnie auf. Die Compagnie besteht nun zwar noch fort, so wie jede andere Handels-Association, allein ohne die Privilegien. Das Gouvernement schuldet derselben einige Tausend Contos, wovon es Zinsen bezahlt; allein da die Weinbauern wegen der Vorschüsse doch noch immer in ihren Fesseln liegen, so hat die Aufhebung bis jetzt eben keine große Wirkung geäußert.

Chronik der Reisen.

Reisebilder aus Finnland.

(Fortsetzung.)

Durch das erste Pargelowo fahrend, amusirte mich nachstehende Scene sehr: drei junge Fants, den Schuljahren noch nicht entwachsen

begegneten uns auf kleinen finnischen Pferden im Schritte reitend; bald holte sie ihr Hr. Gouverneur in Brillen, gleichfalls ein solches Pferd reitend, ein, sie egalisirten sich nun alle vier, und auf ein gegebenes Zeichen eilten sie im gestrecktesten Galopp, so weit Reiter und Pferde dieß vermochten, ins nahe Gehölz. Ich sah ihnen lange lächelnd nach, und diese im Freien errichtete Akademie der Gymnastik, in der man sich so ungenirt vor den Zuschauern exercirte, hatte meinen ganzen Beifall. Vor mehrern Hütten sahen wir unsere städtischen Damen, in Mäntel und Kosareiten gehüllt, sitzen — es war gerade ein empfindlich kalter Tag. Man sah aber dennoch in ihren Mienen ein Gefühl des Wohlbehagens, auf dem Lande zu seyn, gegen das alle übrigen Ungemächlichkeiten in den Hintergrund treten müssen. Mehrere der in diesen Dörfern wohnenden Städter haben sich die stattlichsten Häuser aufgebaut, als Aequivalent der dabei gehabten Unkosten reserviren sie sich die zehnjährige freie Benutzung derselben. Auf der sechszehnten Werste dieser Straße liegt der Landsitz der Fürstin Lopuchin, Ossinnaja-Roschtscha (Fichtengehölz) genannt. Es ist eines der größten und reichsten Landgüter in der Umgebung der Residenz. Das zwei Stock hoch aufgeführte steinerne Wohnhaus ist erst neuerlich von Außen und Innen mit vieler Pracht erbaut worden. Die Hauptfaçade ziert eine korinthische Säulenordnung. Auch hier findet man, wie auf dem vorgedachten Landsitz, einen großen anmuthigen Park, für jedermann zulässig, in dem Pavillons, Belvederes, Seen und Wiesen abwechseln. Zu beiden Seiten des Wohnhauses schließen sich weitläufige Orangerien an. Dieser Landsitz mit seinem Park erfreut sich jedoch bei weitem nicht der großen Frequenz, wie der vorgedachte Schuwalow'sche, weil der unsern städtischen Uebersiedlern zu entlegen ist. Die hochbetagte Besitzerin würdigt ihn im Sommer nur auf flüchtige Momente ihrer Gegenwart. — Vernehmend, daß wenige Werste von hier, von der Poststraße rechts abliegend, eines der pittoreskesten Landschaftsgemälde zu schauen sey, entschlossen wir uns, Wagen und Pferde hier nachlassend, diese Excursion zu Fuß zu machen. Sie gewährte uns einen überreichen Genuß. Am bezeichneten Punkt ankommend, eröffnete sich uns von der vorgedachten Bergkette, auf der wir uns jetzt befanden, eine Fernsicht, welche ihren Horizont auf gegen 40 Werste im Umkreis ausdehnen mochte, innerhalb welchem wir einige Edelhöfe, mehrere Fabrikanlagen, zwei Pfarrkirchen und gegen zwanzig Dörfer deutlich überschauen konnten. Zu unsern Füßen im lieblichsten Thalgrunde krümmte sich in den malerischsten Windungen durch Wiesen und Gehölz ein Flüßchen, an dessen Saume mehrere Viehheerden mit ihrem monotonen Glockengeläute weideten. Wir glaubten in die Schweiz versetzt zu seyn, so sehr bezauberte uns diese herrliche Landschaft, wenigstens präsentirte sie uns ihr verjüngtes Bild.

Die Bauern auf dieser Besitzung der Fürstin Lopuchin sind äußerst arm, und subsistiren größtentheils von Bettelei; in dieser Beziehung bilden sie einen auffallenden Contrast zu ihren nächsten Nachbarn, den gräflich Schuwalow'schen Bauern. Die Ursache soll in der zu harten Behandlung, in den großen von ihnen erhobenen Steuern liegen, welche sie bei aller Kraftanstrengung zu erschwingen nicht vermögen.

Auf der zweiten Station, der letzten russischen, befindet sich eine permanente Landzollwache, welche jeden von Finnland Kommenden und dahin Abgehenden aufs strengste visitirt, ob er nicht nach dem zwischen Finnland und Rußland bestehenden Handels-Tarife verbotene Waaren, vornehmlich Getränke, einschmuggelt, und nur ein gutes Douceur vermag ihn ganz oder wenigstens schnell von dieser unangenehmen Effecten-Durchsuchung zu befreien. Gleich hinter dieser Station, bei einer über den Sestra-Fluß führenden Brücke, zu der man von einem hohen und steilen Berge herabkommt, befindet sich das Gränzwappen des nach seinen eigenen Gesetzen administrirten Großfürstenthums Finnland. Das erste seiner Gouvernements, das wir nun betraten, deren es überhaupt sechs zählt, ist das Wiburg'sche oder Altfinnland.

Am folgenden Tage, zeitig Vormittags, trafen wir in seiner Hauptstadt Wiburg ein, 140 Werste von Petersburg entlegen. Aus einiger Ferne gesehen, hat die Stadt ein überaus düsteres und trauriges Ansehen. Unabsehbare Steinmassen, manche unter ihnen nicht selten von der Größe eines kleinen Hauses, umgeben sie mehrere Werste im Umkreise; kein grünendes Gehölz, ja selbst keinen belaubten Baum gewahrt man in ihrer Nähe. Wer sich ihr von der Residenz zum erstenmal nähert, sollte glauben, auch über sie habe die Vorsehung ein gleiches Anathema ausgesprochen, wie über jene zwei unglücklichen Städte des Alterthums: Sodom und Gomorra. Diese ungünstige Meinung ändert sich jedoch, sobald man eine nähere Bekanntschaft mit der Stadt gemacht hat. Sie ist bekanntlich eine sehr alte, ziemlich ausgebaute und sehr ausgedehnte Stadt. Wir nahmen unser Standquartier in dem einzigen vorhandenen Wirthshause, dem Petersburg'schen Hôtel. Durch eine zwanzigstündige continuelle Fahrt derb durchgeschüttelt, einen rechten Heißhunger fühlend, bestellten wir uns sogleich ein Mittagessen, das man uns schnell genug und zur Zufriedenheit servirte. Von der der Residenz entgegengesetzten Seite, der finnländischen, hat Wiburg eine weit freundlichere und anmuthigere Umgebung, als von der erstgedachten. Ein kleiner Spaziergang aus der Stadt nach jener Seite zu, welche die Vorstadt Wiburg einnimmt, erweist dieß sogleich. Vermittelst einer kleinen Bucht, deren schmale Zunge bis vor die Stadt kommt, communicirt letztere hier unmittelbar mit dem Meere. Steile Felsen, schönes Tannen-, Fichten- und Birkengehölz, mit üppigem Graswuchse bedeckte Wiesen, der nahe Anblick des Meeres, seine mit Seegras bedeckten und darum von mannichfaltigem Geflügel besuchten Ufer sind von dieser Seite die sich den Promenirenden darbietenden Partien. Diesem Spaziergang aus der Stadt eine Werste verfolgend, kommt man zum reizenden Landsitz Monrepos und seinem fast durchgängig aus Felsenmassen ausgehauenen Park, über den ich weiter unten ausführlich sprechen werde. Von der Petersburger Seite umgibt eine hohe Bergkette die Stadt, die man ihrer Schluchten und Windungen wegen das Labyrinth zu nennen pflegt. Im Wiburg'schen Hafen herrscht ein vielbewegtes, thätiges Leben. Am Meere liegend, treibt die Stadt bedeutenden Handel. Schiffe gehen und kommen, und nehmen für die Waaren, die sie absetzen, Harz, Theer und Bretter mit in das Ausland. Andere Waaren geben den Landtransport ins Innere, und geben den Straßen viel Lebendigkeit. Mehrere Wiburg'sche Kaufleute besitzen an dem 50 Werste entfernten Saima-See Holzsägemühlen, deren gewonnene Bretter ihnen einen gewinnreichen Verkehr gewähren.

Die Stadt hat eine sehr abschüssige, bergige Lage, weßhalb man sie die Hügelstadt nennen könnte. Dieser Anblick ist keineswegs angenehm, vornehmlich fällt er dem Fremden auf. Trotz der vielen Feuerschäden, denen sie im Laufe der Zeit unterworfen gewesen, behauptet sie doch noch einen bedeutenden Umfang. Die letzte Feuersbrunst vom Jahr 1854, welche man der prämeditirten Anlegung von Böswichtern zuschreiben wollte, äscherte den besten Theil der Stadt ein, der noch nicht hat ersetzt werden können.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 184.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 Julius 1837.

Das chinesische Porzellan.

Das chinesische Porzellan ist unstreitig das Original, von welchem die ähnlichen Manufacturen Europa's entlehnt wurden. Die ersten Porzellanöfen waren in Keang-si, derselben Provinz, wo es auch jetzt noch hauptsächlich verfertigt wird, und dieß zwar schon im Anfang des 7ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Die berühmten Oefen von King-te-chin, ostwärts vom Poyang-See, wurden erst ums Jahr 1000 gegründet. Während der Reise der letzten englischen Gesandtschaft durch das Land wurde bemerkt, daß die größten Quantitäten Porzellan zum Verkauf nach Nan-chang-Fao geschafft wurden, südwärts vom See, von wo eine Communication mit King-te-chin zu Wasser statt findet. Die Chinesen haben eine gedruckte Geschichte in vier Bänden über die Porzellanöfen dieser Stadt; allein die Hauptschwierigkeit bei einer Uebersetzung würde darin bestehen, die verschiedenen in dieser Manufactur gebrauchten Substanzen mit den Namen zu identificiren, unter welchen sie im Originalwerk bezeichnet sind. Bekanntlich besteht das Hauptverdienst der chinesischen Waaren in der Härte des Stoffes, in der Feinheit des Bruchs und in dem Widerstande, welchen das Porzellan der Hitze bietet, ohne zu zerspringen. Die besseren Arten sind in Hinsicht der Substanz noch unübertroffen; was freilich Malerei und Vergoldung betrifft, so stehen sie den Productionen Englands und des Festlandes nach.

Ueber die Hauptzuthaten, welche bei Verfertigung des chinesischen Porzellans angewendet werden, ist man jetzt durchaus im Klaren. Man entdeckte bald, daß der von Pere Dentrecolles in Du Halde erwähnte Kao-lin die europäische Porzellanerde sey. Die englische Gesandtschaft bemerkte in der Nähe des Poyang-Sees eine Menge jener Granitfelsen, welche auf eine große Menge dieses Materials schließen lassen. Kieselerde und Alaun, oder Kiesel und Thon sind die Hauptbestandtheile des chinesischen Porzellans, der Kao-lin von Dentrecolles ist der Thon, und der Pe-tun-tse ist der Kiesel. Folgende Thatsachen sind von den Chinesen selbst bestätigt. Sie sagen aus, daß Kao-lin, oder eigentlich Kaou-ling, welches bedeutet „hoher Rücken" (wahrscheinlich wo der Granit am meisten der Disintegration ausgesetzt ist), vermischt ist mit kleinen glänzenden Theilchen, nämlich Glimmer, welchen es daselbst natürlich in Menge gibt. Ueber den Pe-tun-tse bemerken sie, daß er sich weiß, hart und mit glatter Oberfläche findet. Das erstere Material erfordert weniger Arbeit als das letztere, oder mit andern Worten, es besteht aus weichem Thon, während letzteres eine harte, steinige Substanz ist. Der Kaou-ling wird in den Bergen gegraben, „wo immer die äußere Fläche der Erde von röthlicher Farbe und reich an glänzenden Bestandtheilen ist." Der Pe-tun-tse wird mit vieler Schwierigkeit in Mörsern zerstoßen, deren Stößel durch ein Wasserwerk in Bewegung gesetzt werden, und wenn das Pulver durch Beimischung von Wasser zu einem feinen Teig gemacht worden, wird es geknetet, und an die Manufacturen verkauft. Eine andere von ihnen gebrauchte Substanz ist Hua-she, „schlüpferiger Stein," und dieß ist Speckstein oder Seifenstein; ein vierter ist She-kaou, Alabaster oder Gyps, den sie, nachdem er gebrannt, bei der Malerei gebrauchen. Als sich Sir George Staunton King-te-chin von der Ostseite näherte, bemerkte er verschiedene Aushöhlungen, durch die Ausgrabungen des Pe-tun-tse aus den benachbarten Hügeln entstanden. Er sagt, es sey eine Art feinen Granits, wo Quarz die Hauptbestandtheile bilde. Weiterhin bemerkte er einige Steinbrüche mit schönen weißen, flimmernden Steinen; sie bestanden, wie er sagt, aus Quarz im reinsten Zustande. In Hinsicht der beiden Hauptingredienzien des chinesischen Porzellans kann also kein Zweifel obwalten. Außer in King-te-chin gibt es noch eine große Porzellanmanufactur in Chaou-King-For, im Westen von Canton, welche die nicht bedeutenden Anforderungen des europäischen und indischen Handels versorgt; allein es ist bei weitem nicht so berühmt und gut, wie das von King-te-chin. Die Glasur des chinesischen Porzellans wird bewirkt durch die Verbindung von pulverisirtem Pe-tun-tse oder Kiesel mit Farnkrautasche, welches auf denselben Hügeln, die das übrige Material liefern, in Menge wächst. Die glasichte Combination von Kieselstein Alkali (Laugensalz), von den Chemikern Silicat genannt (die Verbindung der Kieselerde mit andern Erden oder Metallkalken), gibt dem Porzellan ebenfalls eine schöne polirte Oberfläche. Die Chi-

neſen nennen dieß Firniſſen oder Oelen, mit Beziehung auf ihre lackirten oder japanirten Waaren.

Unter dem Artikel Porzellan, im dritten Theile von Dr. Morriſons Dictionnär, finden ſich einige Auszüge aus der Geſchichte der Porzellanöfen von King-te-chin. Dort ſteht bemerkt, daß Kaou-ling der Name eines Hügels auf der Oſtſeite der Manufacturſtadt iſt, und daß die von dort geholte Erde das Eigenthum von vier Familien war, deren Namen auch auf das Material geſtempelt ward. Den beſten Pe-tun-tſe findet man bei Hoey-chen in der Provinz Kean-nan. Die chineſiſche Regierung verwendete ſchon vor mehr als tauſend Jahren große Sorgfalt auf die Porzellanmanufacturen, und namentlich auf die in King-te-chin, die zur Hauptſtadt Jaou-chow-foo gehörte; und der Kaiſer Kien-lung ſendete von Peking einen Mann ab, um die ganze Procedur in allen Details zu zeichnen. In einem bändereichen chineſiſchen Werke werden die Gegenſtände dieſer Zeichnungen, zwanzig an der Zahl, ausführlich beſchrieben. Sie beginnen mit dem Verfahren, ſich das Material zu verſchaffen und den Teig zu machen. Dann wird das Geſchäft der Aſchezubereitung für die Glaſur geſchildert. Gegenſtand eines andern Gemäldes iſt die Auswahl des blauen Materials, wahrſcheinlich Kobalt. Nachdem das ungebrannte Biscuit (wie es die Arbeiter nennen), auf einer Drehbank gedreht, oder in einer Form geſtaltet worden iſt, wird es geglättet, und mit der Hand von allen Unebenheiten befreit. Beim Malen zeichnet ein Theil die Umriſſe, und ein Anderer malt aus. Die Chineſen ſagen von dieſer Theilung der Arbeit, „ſie concentrire des Arbeiters Hand, und theile nicht deſſen Geiſt.“ Ehe eine einzelne Waare bis zum Brennen gelangt, wandert ſie erſt durch zwanzig Hände, und ehe ſie verkauft wird, wohl durch noch einmal ſo viele. Die oben genannten Gemälde ſchildern dann das Brennen der Waare in offenen und geſchloſſenen Oefen, und zuletzt auch ſogar das Verfahren des Verpackens derſelben.

Ein Abenteuer Capitän Bonneville's.

Zuſtand des Pelzhandels in den Felſengebirgen. — Aufbruch Bonneville's. — Reiſe nach dem Coloradoſtrom.

(Fortſetzung.)

In dieſer wilden Landſchaft ſah Capitän Bonneville zum erſtenmal Heerden von Abſahta oder Dickhörnern (bighorn) ein Thier, das in dieſen Felſen ſich in großer Anzahl findet; es ſpringt gleich einer Ziege von Klippe zu Klippe, weidet oft in Heerden unter Leitung irgend eines alten Patriarchen, deſſen Hörner ſich bis unter das Kinn herabgedreht haben, auf hohen Bergrücken, manchmal am Rande von Steilabſtürzen, ſo hoch, daß ſie kaum größer wie Krähen erſcheinen, denn ſie finden eine gewiſſe Freude daran, die ſchroffſten und grauenerregendſten Stellen aufzuſuchen. Man nennt dieß Thier gewöhnlich das Bergſchaf, und verwechſelt es oft mit dem ſogenannten „wolligen Schaf,“ das ſich mehr gegen Norden im Lande der Flachköpfe findet. Auch dieſes haust während des Sommers in den Felſenklippen, ſteigt aber im Winter in die Thäler herab; es hat weiße Wolle gleich einem Schaf, untermiſcht mit einem ſchwachen Wuchs von langen Haaren: aber es hat kurze Beine, einen tiefen Bauch und einen Ziegenbart. Seine Hörner ſind etwa fünf Zoll lang, leicht rückwärts gekrümmt und glänzend ſchwarz, ebenſo ſeine Hufen. Dieß Thier iſt keineswegs ſo lebendig, wie das Dickhorn, ſpringt nicht viel, ſondern ſetzt ſich oft und lange auf die Hinterfüße; auch iſt es nicht in ſo großer Anzahl vorhanden, und man ſieht ſelten mehr als zwei oder drei beiſammen. Nur die Wolle macht es dem Schaf ähnlich, ſonſt gehört es eher ins Ziegengeſchlecht; das Fleiſch ſoll einen herben Geſchmack haben. Nach Einigen ſoll die Wolle ſo fein ſeyn, wie die der Kaſchmirziege, aber ſie iſt nicht in genügender Menge zu bekommen. Das Abſahta, Argali oder Dickhorn, hat kurze Haare gleich einem Reh, gleicht auch der Geſtalt nach dieſem Thier, hat aber Kopf und Hörner von einem Schaf, und ſein Fleiſch ſoll dem köſtlichſten Hammelfleiſch nichts nachgeben; die Indianer ziehen es jedem andern Wildpret vor. Es haust in großer Anzahl in den Felſengebirgen von 50° N. B. bis hinab nach Californien, gewöhnlich in den höchſten, noch vegetationsfähigen Regionen; doch wagt es ſich manchmal auch in die Thäler herab, flieht aber bei dem geringſten Anlaß in ſeine geliebten Felsgründe zurück, wohin es für den Jäger gefährlich, wo nicht unmöglich iſt, ihm zu folgen.

Capitän Bonneville ſchickte auf dem Marſch immer einige ſeiner beſten Jäger voraus, theils um das Land zu recognosciren, theils um ſich nach Wild umzuſehen. Am 24 Junius, als die Karawane langſam ans Ufer der Nebraska aufwärts zog, kamen die Jäger auf einmal zurückgaloppirt, ſchwenkten die Mützen und riefen: Indianer! Indianer! Alsbald wurde Alles zum Widerſtand in Bereitſchaft geſetzt, denn es war eine Kriegerſchaar der Crows, ein Stamm, räuberiſch und ſchlau wie wenige. Bald kamen ſie hinter den Bluffs hervor, etwa 60 an der Zahl, kriegeriſch ausſehende Burſche, bemalt, wie dieß im Kriege gebräuchlich, und auf Pferden reitend, die mit allerhand ſeltſamem Schmuckwerk ausſtaffirt waren; ſie ritten unter manchen halsbrechenden Evolutionen heran, denn ſie ſind die gewandteſten Reiter, und ſchwenkten endlich, vor den Reiſenden angelangt, in wilden Kreiſen rechts und links ab, ſchreiend und jauchzend wie Raſende. Nun aber ſank die verſtellte Wuth, und der Anführer nahte ſich, um Bonneville die Hand der Freundſchaft zu reichen, und die Friedenspfeife anzuzünden.

Die Crows verfolgten eine Schaar der Cheyennes, welche ihr Dorf angegriffen und einen ihrer Leute getödtet hatten. Sie hatten geſchworen, nicht, ohne ihre Rache geſättigt zu haben, wieder heimzuziehen, waren ſchon ſeit 25 Tagen auf der Spur der Räuber, und folgten ſchon ſeit einiger Zeit der Spur von Bonneville's Zuge. Auf des Anführers Vorſchlag ſchlugen beide Theile ihr Lager neben einander auf, und man verbrachte den Reſt des Tages mit einander: der Anführer hatte ſeine Scalps zu zeigen, und von ſeinen Schlachten, namentlich gegen die Blackfeet zu erzählen; dieß ſind die Erbfeinde der Crows, gegen welche die Feindſchaft eine Art Religionsgrundſatz iſt, denn jeder Stamm hat außer gelegentlichen Gegnern einen ſtändigen Feind, mit dem keine dauernde Verſöhnung möglich iſt. Die

Crows und Blackfeet sind indeß einander werth, denn beide sind Spitzbuben erster Classe, und da ihre Raubzüge in denselben Gegenden stattfinden, so kommen sie häufig mit einander in Berührung, was ihre Thätigkeit und ihre Leidenschaft wach und lebendig hält. Dießmal zeigten die Crows nichts von dem gehässigen Charakter, den man ihnen Schuld gibt, im Gegentheil waren sie ungemein freundlich und bis zur Unverschämtheit zuthulich; doch erklärte sich dieß am folgenden Morgen, denn sie hatten die Gelegenheit benützt, und ihren weißen Brüdern ein wenig die Taschen ausgeleert.

An diesem Tage noch maß Bonneville die Polhöhe, und fand, daß sie sich unter 41° 18′ N. B. befänden: den Tag darauf vergewisserte er sich durch die Beobachtung von Jupiters Trabanten, daß sie bereits bis 102° 57′ W. L. v. G. (85° 17′ v. F.) vorgedrungen waren. Die schwarzen Berge begannen sich am Horizont mit ihren gebrochenen Umrissen zu zeigen, und schon seit mehrern Tagen hatte Bonneville bemerkt, daß das Land bedeutend ansteige, denn die Trockenheit und Dünne der Luft wirkte so stark auf das Holzwerk der Wagen ein, daß man die Speichen durch starke Keile befestigen mußte, um die Räder nicht auseinander fallen zu lassen.

Die Reisenden betraten nun eine der großen Steppen des fernen Westens, wo die herrschende Trockenheit der Atmosphäre den Anbau des Landes unmöglich macht. Hier sproßt zwar im Frühling grünes Gras hervor, aber es ist mager und kurz, und verbrennt im Sommer, so daß die Jäger im Herbst keines in Brand stecken können, daher die allgemeine Beobachtung: „über den Punkt hinaus, wo die Arme des Platteflusses sich vereinigen, brennt das Gras nicht.“ Einige Tagreisen weiterhin betraten sie den wilden, zerrissenen Strich des Crowlands, die schwarzen Berge genannt, und hier wurde die Reise im höchsten Grade mühsam; schroffe Abstürze und tiefe Schluchten hemmten jeden Augenblick das Weiterziehen, so daß ein großer Theil des Tages mit der mühseligen Arbeit, sich durch die steilen Ufer zu graben, Schluchten auszufüllen, und die Wagen an schroffen Abhängen hinabzulassen oder hinaufzuziehen, hingebracht wurde. Zudem wurden die Füße der Pferde wund auf den unebenen steinigen Wegen, und die Reisenden litten sehr durch kurze, aber heftige Stürme, welche durch die Bergschluchten daher tosten, und dann schnell wieder einer heitern Witterung Platz machten.

Mehrere Nächte hindurch wurde das Lager von wilden indianischen Hunden belästigt, die Nahrung suchten, und wenn am Morgen der Zug aufbrach, über die zurückgelassenen Knochen herfielen. Sie haben ungefähr die Größe eines großen Wachtelhunds, kurze, aufrecht stehende Ohren, und einen langen buschigen Schweif, so daß sie dem Wolf auffallend gleichen. Nachts streiften sie um das Lager her bis Tagesanbruch, sobald aber die Schläfer zu neuem Leben erwachten, rannten sie fort nach irgend einer Anhöhe, wo sie sich niedersetzten und mit hungrigen Blicken auf den Abzug der Karawane warteten. Sie waren sehr scheu, und nur mit Mühe gelang es endlich einen zu fangen.

Am 1 Julius begegnete ihnen auf ihrem Rückwege die Schaar der Krieger vom Stamme der Crows; sie zeigten triumphirend fünf Cheyenneskalps, die Trophäen ihres Rachezugs. Capitän Bonneville und seine Leute waren indeß nicht geneigt, wieder mit ihnen in nähere Berührung zu treten, lernten aber doch von ihnen ein Mittel, die Hufen ihrer Pferde gegen die scharfen Felskanten zu schützen, indem sie ihnen eine Art Schuhe von Büffelhaut machten.

Der Weg im Allgemeinen ging am Nebraska aufwärts; wo aber steile Vorgebirge bis an den Rand des Flusses hinanreichten, mußten sie Umwege ins innere Land hinein machen. Einer derselben führte sie in ein von niedern Bergketten begränztes Land, das allenthalben die Spuren der furchtbarsten Zerrüttung trug. Bisher hatten die verschiedenen Felsenschichten eine schwache Erhebung gegen Südwest gezeigt, hier schien Alles über einander gestürzt und aus seinem ursprünglichen Platze geworfen: an manchen Stellen lagen mächtige Schichten weißen Sandsteins auf dem rothen auf, ungeheure Felsenlager waren über einander gethürmt, und bildeten senkrechte Mauern oder überhängende Abstürze. Diese wilde Wüste hatte ein schreckliches Aussehen: die Thäler waren von Graswuchs entblößt, und mit einer verkrüppelten Art Wermuthstrauch bedeckt, den Indianerhändler und Trappers unter dem Namen Sage kennen.

Obgleich das Thermometer um Mittag 20 bis 21° R. zeigte, und manchmal noch etwas höher stieg, so sah man doch selbst auf den Spitzen der niederen Berge hie und da Schneeflecken, ein Beweis der hohen Lage der ganzen Gegend. Der Nebraska ist auf seinem Laufe durch die schwarzen Berge in ein viel schmaleres Bett beschränkt als in der Ebene, darum auch tiefer und reißender, die Scenerie ist schöner und mannichfaltiger: manchmal gleitet er zwischen bewaldeten Ufern durch ein malerisches Thal, manchmal stürzt er schäumend und brausend durch Engpässe und über Felsen hinab, bis er wieder in einem stillen Thale sanfter dahin strömt.

Am 12 Julius verließ Capitän Bonneville den Hauptstrom des Nebraska, an den unaufhörlich steile Vorgebirge sich heranzogen, wandte sich für einige Tage gegen Südwesten, wobei er meist über Ebenen von losem Sande hinzog, und schlug am 14 sein Lager am „süßen Wasser,“ einem 25 Schritt breiten und 4 bis 5 Fuß tiefen Zufluß des Nebraska auf. Von da ging es wieder westwärts; häufig lagen auf den sandigen Ebenen einzelne Felsblöcke, manchmal in Gestalt von Halbkugeln und 3 bis 400 Fuß hoch. Immer mehr machte sich jetzt auch die hohe Lage des Landes bemerklich: die Berge umher waren meist mit Schnee bedeckt, die Mannschaft litt an Krämpfen und Koliken, Geschwüren an den Lippen und im Munde, und heftigen Kopfschmerzen; das Holzwerk an den Wagen schrumpfte so zusammen, daß man nur mit Mühe das Auseinanderfallen der Räder hinderte.

(Schluß folgt.)

Thee aus Assam.

Eine kleine Quantität Thee — von der grünen Art, aus einheimischem Samen — zu Sodija in Assam von den chinesischen Thee-

pflanzern zubereitet, iſt zu Calcutta eingetroffen und ſehr gut befunden worden. Da dieſer Thee aus Blättern bereitet war, die man außer der gewöhnlichen Zeit geſammelt hatte, da man ferner dieſe Blätter nach dem bei dem ſchwarzen Thee üblichen Verfahren und mit einem ſehr unvollkommenen Apparat behandelte, und da man dieſen Verſuch anſtellte, bevor die Blätter noch Zeit gehabt hatten, die gehörige Reife zu erlangen, ſo iſt aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß der Thee von Aſſam, unter günſtigen Umſtänden bereitet, ſich als ein werthvolles Product erweiſen werde.

Chronik der Reiſen.

Reiſebilder aus Finnland.

(Fortſetzung.)

Wiburg beſitzt zwei Vorſtädte: die Petersburg'ſche und Wiburg'ſche: letztere formirt den beſtgebauten Theil der Stadt, hat regelmäßige breite Straßen, zierliche hölzerne Häuſer mit Gärten, ſie birgt das Militärhoſpital der Stadt. Die Stadt ſelbſt, wie auch die Petersburger Vorſtadt, haben häßliche krumme Gaſſen, die das Alter ihrer Erbauung darthun. Man findet hier eine ſtarke Feſtung, in der nicht nur Verbrecher Finnlands, ſondern auch aus andern Theilen Rußlands Miſſethäter herübergebracht und gefangen gehalten werden.

Im Umfange der Feſtung befinden ſich die drei Kirchen der Stadt: die griechiſche, finniſche und deutſche, die Gerichtsbehörden, die Häuſer des Civilgouverneurs, Commandanten, mehrerer Edelleute, Bürger und einige reichdotirte Buden. Alle dieſe Häuſer ſind von Stein. Als beinahe einziges Ueberbleibſel aus einer fernen Vorzeit hat ſich hier noch das große gothiſche Schloß erhalten, das von geſchichtlichem Intereſſe iſt, denn es war die erſte Grundlage des heutigen Wiburg.

In der eigentlichen Stadt trifft man einzelne Häuſer, die im geſchmackvollſten Styl aufgeführt ſind; es gibt aber auch andere, die ein hüttenartiges Anſehen haben, unter ihnen gar ſolche, die nach der Straße zwei Stockwerke haben, während die nach dem Hofe gehenden Zimmer auf der flachen Erde liegen. Wiburg beſitzt eine ſehr niedliche Umgegend. Landhäuſer und kleine Güter — hier Heimathe genannt — liegen in Menge herum. Mir gefiel ſie wenigſtens beſſer, als andere Theile Finnlands, die ich zu bereiſen Gelegenheit hatte. Nicht ganz ohne Intereſſe iſt die Geſchichte dieſer Stadt, welche ihr hohes Alter unter den Städten des Nordens beurkundet: der ſchwediſche Reichsverweſer Torkil-Knutſon*) legte zu ihr den erſten Grund, und zwar an einem hinter der obgedachten ſchiffbaren Bucht, an welcher ſpäter das heutige Wiburg angelegt ward, befindlichen kleinem Eilande, das ſtets von ſtrömendem Waſſer umgeben iſt, welches ſelbſt bei ſtrengem Froſte keine Eisdecke zuläßt. Das vorhin beregte alte Schloß ward von ihm aufgeführt. Der Zeit und den Stürmen trotzend, lagerte ſich rund um daſſelbe das kleine Wiburg, in Folge der Zeit der Wohnort einer muſterhaft friedlichen Bevölkerung werdend. — Torkil-Knutſon wünſchte eine ungehinderte Handelsausübung im finniſchen Golf zu erhalten, der damals im ausſchließlichen Beſitze der Nowgoroder war. Er wollte den erſten günſtigen Moment zur Ausführung dieſes Zwecks benutzen und ſich in der vormaligen Provinz Karelien, die heutiges Tages das Gouvernement Altfinnland und ein Theil des Petersburg'ſchen Gouvernements ausfüllen, feſtſetzen. Derſelbe bot ſich auch dar. Die Mongolen verwüſteten in dieſem Zeitpunkte ganz Rußland, auch das Gebiet der Nowgoroder ward hart von ihnen mitgenommen. Torkil benutzte dieſe bedrohte Lage der Nowgoroder, erſchien im Jahr 1295 an der finnländiſchen Küſte, gründete dort zum Schutze ſeiner Handelsflottille an einer geräumigen Bucht des Meeres das mehr beregte alte Schloß, das noch lange nach ihm die Veſte Wiburg hieß. Er ließ in ihr eine Garniſon zurück, deren Anführer er autoriſirte, bei Vermöglichung der Verhältniſſe dieſe Eroberung noch weiter auszudehnen. Im Jahr 1495 hatte Wiburg eine harte Belagerung von den Ruſſen unter Waſſilij Schuiskey's Anführung zu beſtehen. Schon waren die Ruſſen bis an den Fuß der Mauer herangerückt, als Knut-Poſſe, der Befehlshaber von Wiburg, Feuer in den nahen Pulverthurm werfen ließ, durch die Exploſion eine Menge der Belagerer in die Luft ſprengte und den Reſt zerſtreute. Lange nachher noch hat ſich das Andenken dieſer ſonſt unverbürgten Begebenheit im Munde der Finnländer erhalten, und ſie in dem Wahne beſtärkt, daß Knut-Poſſe ein Schwarzkünſtler geweſen ſey. Bald darauf weiſt die Sage dem Herzog Erich von Finnland dieſes Schloß als ſein Gefängniß an. Später hat Peter der Große es bewohnt, als er im Kriege gegen Schweden hier war. Man zeigt den es beſuchenden Fremden darin noch des großen Kaiſers Bett und Dintenfaß.

Am 12 Junius 1710 ergab ſich Wiburg vermittelſt Capitulation dem ruſſiſchen Admiral Grafen Apraxin, der es ſeit dem 21 März deſſelben Jahrs mit einer überlegenen Macht belagerte. Am Tage vor der Uebergabe war der Czaar in Perſon bei ſeinem Belagerungsheer eingetroffen. Nach den feſtgeſetzten Beſtimmungen der Capitulation ward der Garniſon zwar der Ausmarſch aus der Feſtung geſtattet, aber ohne alle militäriſchen Ehrenbezeugungen, mit Mitnehmung ihrer Habe und ihrer Familien; den Bewohnern ward unbeſchränkte Freiheit ihres Cultus gelaſſen; die Landleute hatten ſich ungeſäumt an ihre Wohnſtätten zu begeben, um ihren gewohnten Beſchäftigungen obzuliegen. — Am 14 Julius hielt Peter an der Spitze des Preobraſchenskiſchen Regiments ſeinen ſolennen Einzug in die eroberte Stadt, in der man 116 Kanonen und vieles andere Geſchütz vorfand. Wiburgs Garniſon beſtand im Moment ſeiner Uebergabe aus 4000 Mann. Graf Apraxin erhielt für die Acquiſition dieſes Orts den Andreas-Orden und mehrere Landgüter zum Geſchenk. — Altfinnland — mit Ausnahme einiger Oerter, die ſpäter erobert wurden — befindet ſich jetzt 126 Jahre unter ruſſiſchem Scepter. Wiburg, die nunmehrige Vormauer Rußlands gegen Norden, ward gleich ſo ſtark befeſtigt, daß ſie eine langwierige Belagerung auszuhalten vermochte. Bis zur Acquiſition Neufinnlands paſſirte Wiburg von dieſer Seite aus für den Schlüſſel von Petersburg. In den ſpätern Kriegen gegen Schweden, das deſſen Verluſt immer nicht verſchmerzen konnte, zog es jedesmal ſeine beſondere Aufmerkſamkeit auf ſich.

(Fortſetzung folgt.)

*) Er verwaltete das Reich als Vormund des damaligen vierjährigen Schweden-Königs Birger-Magnuſſen.

In einem Haus in der Nähe von Exeter hat man ein Miniaturporträt der Königin Eliſabeth von Hans Holbein aufgefunden, dem die Königin geſeſſen iſt; eine Gunſt, die ſonſt keinem andern Maler zu Theil wurde.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 185.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 Julius 1837.

Simbirsk.

Fährt man von Saratow oder Kasan, namentlich im Frühjahr beim Anschwellen der Flüsse die Wolga hinauf, und wirft man einen Blick auf die umliegenden, einförmigen Ufer, welche nur selten durch Dörfer belebt sind, so überkommt einen Langweile, ja Traurigkeit; hält man aber nur einige Zeit aus, so wird man für seine Geduld durch das reizendste Naturgemälde belohnt. Ist man an dem kleinen Städtchen Stawropol vorüber, wo im J. 1737 Taisch, der Anführer der astrachanischen Kalmükenhorde, die zwischen dem Ural, der Wolga und dem kaspischen Meere nomadisch umhergezogen war, sich bleibend niederließ, so erhebt sich wie aus den Wellen der Mädchenberg, bekannter unter dem Namen des Königsgrabs (Zarew kurgan), das sich vom Ufer aus schroff bis zu einer Höhe von 60 Klaftern erhebt. Die Höhe ist mit Fichtenholz bedeckt, und schließt sich an die sogenannten schegulewischen längs der Wolga sich hinziehenden Berge, die von dem Uralgebirge sich trennen, auf eine bedeutende Strecke die Wolga einschließen, und einen grauen Feuerstein, so wie einen gestreiften, durchsichtigen Gyps liefern. In der Ferne täuscht das Königsgrab die Augen des Reisenden, denn es bildet einen unregelmäßig zugehauenen Kegel, und läge es in einem Lande, worin der Feudalismus herrschte, so wäre man sehr versucht, dieß rohe Spiel der Natur für die Reste eines alten zertrümmerten Ritterschlosses zu halten.

Ist man am Königsgrab vorbei; so wird der Weg wieder minder beachtenswerth: Sengilei, ein kleines Kreisstädtchen, und einige hie und da zerstreute Dörfer bieten nichts Merkwürdiges dar, und konnten sich trotz der Vorzüge ihrer Lage noch immer nicht auf eine gleiche Stufe mit andern Orten an der Wolga erheben. Doch bald belebt sich wieder das Bild, die Landschaft wird reizend, und in der Ferne glänzen Glockenthürme aus dem Grün der Wälder hervor. Dieß ist Simbirsk.

Das Leben fast aller Städte im mittlern Striche Rußlands, die man die untern Städte nennt, ist noch sehr jung; ihr eigentliches Daseyn geht nicht höher hinauf als bis in die zweite Hälfte des 17ten Jahrhunderts, und sie haben weder an den stürmischen Umwälzungen des Interegnums, noch sonst an den Ereignissen der innern Politik einen Antheil genommen, und zur Zeit, als das Feuer die Städte und Dörfer in der Nähe von Moskau zerstörte und den Pfad der Feinde erhellte, wuchsen Simbirsk, Penza, Saratow und andere umliegende Städte in ruhiger Stille auf. Selbst die Benennung von Städten erhielten sie seit noch nicht langer Zeit, und einige zählten damals noch als Vorposten, wie man aus der Karte ersehen kann, welche Boris Godunow im J. 1614 entwerfen ließ. Der Strahl der Civilisation erhellte erst spät dieß Land, und darum finden sich in den Archiven auch wenige Materialien, welche über das frühere Leben der untern Städte Aufschluß geben können. Ebenso ist auch der früheste Zustand von Simbirsk völlig unbekannt. Nach der Sage bewohnten Tscheremissen und Mordwinen die Wiesenseite *) der Wolga, kamen jedes Jahr im Herbste zum Fischfang auf die westliche Seite herüber, und legten mit ihren Fahrzeugen an der Stelle an, wo jetzt der untere Theil von Simbirsk erbaut ist, und von wo aus man einen weiten Strich der Wolga übersieht. Später, als der Fang glücklich ging, errichteten sie im Fluß einen Gatterfang, bereicherten sich allmählich, die Leute aus der Umgegend strömten herbei, und die Zahl der Ansiedler vergrößerte sich so, daß im J. 1642 der Bojar und Befehlshaber Matwejewitsch Chitrowo hier eine größere Niederlassung zu gründen beschloß. Er richtete dabei seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Ebenen jenseits des Flusses Swiaga, die noch gar nicht angebaut waren, und deren vorzüglicher Boden reichliche Ernten zu liefern versprach. Da er das Vertrauen des Czar Michael Feodorowitsch genoß, so wurde sein Vorschlag, am westlichen Ufer der Wolga eine Stadt zu gründen, mit Vergnügen angenommen, und alsbald aus den benachbarten Ansiedlungen Frohnbauern, so wie Leute aus den tributpflichtigen Stämmen dahin gesandt, und in kurzer Zeit war unter 54° 18′ 49″ N. B. und 66° 5′ 10″ O. L. das Städtchen Simbirsk gebaut; dieß geschah im J. 1648. Es war eine kleine, mit einem Graben und einer hölzernen Mauer umgebene Veste, indeß ohne richtige Begriffe von Fortification aufgeführt, und glich in der äußern Façade den Westen, wie sie im

*) Im Gegensatze gegen die westliche Bergseite.

16ten Jahrhundert durch die Kosaken von der Mündung des Alsai bis ins jetzige Gouvernement Woronesh gegen die Einfälle der Tataren errichtet wurden.

In demselben Jahre 1648 begann man auch den Erdwall aufzuwerfen, und die Pallisadenreihe aufzustellen, gleichfalls um den Ort gegen die Einbrüche der Tataren zu sichern. Sechs Jahre dauerte die Arbeit ununterbrochen fort, und jedes Jahr arbeiteten 3500 bis 5000 Menschen daran, bis endlich im J. 1656 Wall und Graben vollendet, und sieben kleine hölzerne Westen errichtet waren. Dieser Wall dehnte sich damals von Simbirsk bis an die Sura, und weiter bis in das Gouvernement Woronesh aus, war eine der besten Befestigungen der damaligen Zeit an dieser Gränze Rußlands, und wurde darum auch bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts sorgfältig unterhalten. Später aber, als unter der Regierung Peters des Großen und seiner Nachfolger die Tataren sich mit Rußland vereinigten, feste Sitze annahmen und in ein Ganzes zusammenschmolzen, schwand die Nothwendigkeit, Befestigungen im Innern Rußlands zu unterhalten, und der Wall von Simbirsk, die Frucht ungeheurer Arbeiten, verfiel: aller frühern Festungen entblößt, haben sich die Spuren des Walls nur noch bis auf fünf Werste von der Stadt erhalten. Der Pflug des Landmanns hatte die kriegerische Befestigung dem friedlichen Boden gleich gemacht, und wie zum Andenken an die Vergangenheit haben blühende Dörfer die Namen der verschwundenen Westen angenommen.

(Schluß folgt.)

Ein Abenteuer Capitän Bonneville's.

Zustand des Pelzhandels in den Felsengebirgen. — Aufbruch Bonneville's. — Reise nach dem Coloradostrom.

(Schluß.)

Am 20 Julius erblickte Capitän Bonneville zum erstenmal das Ziel seiner Hoffnungen und Wünsche, die Felsengebirge: er hatte sich südlich gewendet, um einigen Hindernissen längs des Flusses auszuweichen, und eine hohe Felsenkette erstiegen, als mit einem Mal ein prachtvoller Anblick sich vor ihm ausdehnte. Westlich erhoben sich die Windflußberge mit ihren öden Schneegipfeln in die Wolken, und erstreckten sich weit gegen Nordnordwest bis zu den Gebirgen am Yellowstone, an deren Fuße sich das wilde Crowland ausdehnte, ein gefährlicher, aber gewinnreicher Landstrich für den Trapper. Südwestlich schweifte das Auge über eine unermeßliche Wildniß bis zu einem andern Zweig der Felsenkette, die Eutawberge genannt, an deren Fuße die wandernden Jägerstämme dieses Namens ihre Zelte aufschlagen.

Die Windflußberge gehören zu den merkwürdigsten und höchsten der ganzen Felsenkette, und bilden gleichsam ein großes Gebirgslager von 80 Meilen Länge und 20 bis 30 M. Breite, mit zerrissenen schneebedeckten Zacken, tiefen, schmalen Thälern und einer Fülle von Quellen, Bächen und Felsenseen. Aus diesem großen Wasserschatze strömen kleine Flüsse, die, im Laufe wachsend, die Hauptzuflüsse des Missouri auf der einen, des Columbia auf der andern Seite werden, und den Seeds-ke-dee Agie oder grünen Fluß, den großen Colorado des Westens bilden, der sich in den Golf von Californien ausmündet. Die Windflußberge sind berüchtigt in den Erzählungen der Jäger und Trapper, ihre wilden Schluchten dienten schon oft den Raubhorden des Gebirgs zum Versteck, und den Crows und Blackfeet zu Schlachtfeldern. Westlich von diesen Gebirgen im Thale des grünen Flusses wollte Capitän Bonneville Halt machen und Menschen und Pferde nach der mühseligen Reise rasten lassen. Dieses Thal war für dieß Jahr der Hauptsammelplatz der auf einander eifersüchtigen Pelzcompagnien, und der buntscheckigen, theils wilden, theils civilisirten Bevölkerung, die mit ihnen in Verbindung stehen. Doch hatten Bonneville und seine Leute noch einige schlimme Tagmärsche zurückzulegen, ehe sie an dem gewünschten Platz lagern konnten.

Die Reisenden hatten nun eine solche Höhe erreicht, daß am 23 Julius mit Tagesanbruch sich starkes Eis in den Wassergefäßen fand, und das Thermometer $4^1/_2°$ unter Null zeigte. Die ungemeine Höhe dieser Steppen längs dem Fuße der Felsengebirge vermindert scheinbar die Höhe der Gipfel sehr, obwohl diese an Höhe nur wenigen in der bekannten Welt nachstehen. Am 24 nahmen die Reisenden Abschied von dem „süßen Wasser," zogen stets in westlicher Richtung über eine niedere und sehr felsige Bergkette, einen der südlichsten Ausläufer der Windflußberge, und lagerten nach einem $7^1/_2$ stündigen Marsche am Ufer eines klaren Flüßchens, das gegen Süden strömte, und in dem sie eine Menge schöner Forellen fingen.

Der Anblick dieses Fisches ward freudig begrüßt als ein Zeichen, daß sie die nach dem stillen Ocean fließenden Gewässer erreicht hatten, denn nur in diesen finden sich Forellen. Der Fluß, an dem sie sich lagerten, vereinigte sich auch wirklich in einiger Entfernung gegen Süden mit dem grünen Fluß. Capitän Bonneville betrachtete nun den Hauptkamm der Felsengebirge als überschritten, und war stolz darauf, zuerst von den Gewässern des atlantischen bis zu denen des stillen Meeres im Norden der bewohnten mexicanischen Provinzen mit Wagen gezogen zu seyn. William Sublette, der unternehmende Führer der Pelzcompagnie der Felsengebirge, hatte einige Jahre zuvor nur das Thal des Windflusses erreicht, das im Nordosten der darnach benannten Berge liegt. Vor Bonneville und seinen Gefährten breitete sich jetzt ein ungeheures Thal aus, das von den Windflußbergen im Osten, von einer andern Reihe hoher Berge im Westen begränzt war, und das ein alter Jäger für das große Thal des Seeds-ke-dee erklärte; daß aber der kleine, nur drei Fuß tiefe Fluß, an den sie am 23 gelangten, der Seeds-ke-dee seyn sollte, davon konnte sich Bonneville nicht überzeugen; er setzte sich deßhalb am folgenden Morgen möglichst früh in Marsch und zog quer durch das Thal nach den westlichen Bergen, so schnell als seine ermatteten Pferde dieß gestatteten.

Um 11 Uhr Morgens entdeckten sie plötzlich hinter sich eine große Staubwolke, und machten sich alsbald zum Kampfe bereit; bald aber zeigte es sich, daß es 50 oder 60 berittene Trapper waren, welche zur amerikanischen Pelzcompagnie gehörten. An ihrer Spitze stand Hr. Fontenelle, ein erfahrener Führer oder

„Partisan," wie man die Vorsteher einer Abtheilung in der technischen Sprache der Trapper nennt. Fontenelle unterrichtete den Capitän Bonneville, daß er von dem Handelsposten der Compagnie am Yellowstone nach dem jährlichen Versammlungsort mit Verstärkungen und Vorräthen für die Jäger und Handelsleute jenseits der Berge unterwegs sey und in dieser Gegend eine Schaar freier Trapper zu finden hoffe. Er hatte, nachdem er den Nebraska verlassen, die Spur von Capitän Bonneville's Zuge getroffen, und da dieser alles Wild aus dem Wege geschreckt hatte, forcirte Märsche machen müssen, um dem Hunger zu entgehen. Mann und Roß war deßhalb sehr erschöpft, aber dieß kein Ort zum Halten: die vorliegende Ebene lieferte seiner Angabe nach weder Gras noch Wasser, auch war, ehe man den noch ziemlich entfernten grünen Fluß erreichte, keines zu finden. Fontenelle hoffte, da seine Leute alle beritten waren, den Strom noch mit Einbruch der Nacht zu erreichen, zweifelte aber, ob Capitän Bonneville vor dem folgenden Tage hingelangen könne. Nach Ertheilung dieser Auskunft eilte er möglichst schnell wieder vorwärts.

Capitän Bonneville folgte so rasch, als die Umstände es gestatteten. Der Boden war fest und kiesig, die Pferde aber allzu ermattet, um schnell vorwärts zu kommen. Nach einem langen und ermüdenden Tagmarsche, auf dem sie nicht einmal zum Einnehmen des Mittagmahls angehalten hatten, mußten sie um neun Uhr Abends auf einer offenen Ebene, die weder Weide noch Wasser bot, lagern. Am folgenden Morgen wurden die Pferde losgelassen, um ihren Durst so viel möglich von dem Thau des spärlichen Grases zu stillen, das hie und da zwischen den dürren Sandbänken hervorsproßte. Der Boden dieses Thals besteht großentheils aus einem weißlichen Thon, in den der Regen nicht eindringen kann, der aber in der Sonne trocknet und springt; an einigen Stellen erzeugt er Salzpflanzen und am Rande der Flüsse etwas Gras, der größte Theil aber ist öde und unfruchtbar.

Erst um Mittag erreichte Capitän Bonneville die Ufer des Stroms, des westlichen Colorado, aber Pferde und Menschen hatten sehr gelitten, und mit fast wahnsinniger Hast stürzte Alles auf das klare Wasser zu, um den brennenden Durst zu stillen. Es war Fontenelle und seiner Abtheilung nicht viel besser ergangen, denn nur ein Theil hatte durch unerhörte Anstrengung bei Eintritt der Nacht den Fluß erreicht, den Uebrigen waren die Pferde zusammengestürzt, und sie hatten die Nacht auf dem Wege zubringen müssen.

Am folgenden Morgen den 27 Julius ging Fontenelle über den Fluß, während Bonneville etwas tiefer hinabzog, wo eine kleine Wiese reichliche Nahrung gewährte: hier ließ man die abgejagten Rosse grasen und ausruhen, denn die mühselige Reise über die Gebirge hatte sie schon sehr mitgenommen, der letzte Marsch über die dürre Ebene aber ihnen den Rest gegeben. Bonneville erfuhr hier das erste Probestück von der gerühmten Strategie der Pelzhändler: während der kurzen freundschaftlichen Lagerung neben Fontenelle, hatte dieser erfahrene Trapper eine Anzahl Delaware-Indianer, die im Gefolge des Capitäns waren, indem er jedem 400 Dollars für die Jagd des folgenden Herbstes bot, für sich gewonnen. Bonneville war nicht wenig erstaunt, als er am folgenden Morgen diese Jäger, auf deren Dienste er sicher gerechnet hatte, plötzlich ihre Jagdgeräthe aufpacken und ins andere Lager hinüberziehen sah. Um sich zu entschädigen, schickte er zwei Wachen aus, um die Bande freier Trapper, deren Ankunft Fontenelle in dieser Gegend erwartete, zu erspähen und sie wo möglich für sich anzuwerben.

Da er einige Zeit in dieser Gegend bleiben mußte, um Menschen und Pferde wieder Kräfte gewinnen zu lassen, so suchte er sein Lager in dieser gefährlichen Gegend möglichst zu befestigen; hier streiften nämlich die räuberischen Schaaren der Blackfeet umher, die geschwornen Feinde der Trapper; sie sind vortreffliche Reiter, und reiten gewöhnlich kleine, kraftvolle Pferde, ähnlich den Prairieponies, wie man sie bei St. Louis trifft. Im Kriege gehen sie zu Fuß, um sich desto unbemerkter durchs Land schleichen, und sich in Dickichten und Schluchten verstecken zu können, da ihre Kriegskunst fast ganz in Hinterhalten und nächtlichen Ueberfällen besteht. Einige führen noch Bogen und Pfeile, die meisten aber Gewehre, die sie von der amerikanischen Pelzcompagnie am Marias-fluß nebst Munition gegen Pelzwerk eintauschen. Branntwein und Tabak lieben sie sehr, und geben dafür nicht nur Flinten und Pferde, sondern selbst Weiber und Töchter hin. Da sie sehr verrätherisch sind, und einen schleichenden Haß gegen die Weißen nähren, seit einer ihres Stamms von Lewis, dem Begleiter General Clarke's, getödtet wurde, muß die amerikanische Pelzcompagnie an dem genannten Posten stets eine Besatzung von 60 oder 70 Mann unterhalten.

Unter dem allgemeinen Namen Blackfeet umfaßt man mehrere Stämme: die Surcies, Peagans, Blutindianer und Dickbäuche (Gros Ventres) der Prairien, die nebst einigen nördlichen Stämmen an den südlichen Armen des Yellowstone und Missouri umherstreifen. Die Banden, welche damals die Windflußberge und das umliegende Land unsicher machten, waren die Dickbäuche der Prairien, nicht zu verwechseln mit den Dickbäuchen am Missouri, welche am untern Theile dieses Flusses sich aufhalten, und den Weißen freundlich gesinnt sind. Die erstern streifen im Quellland des Missouri umher, und zählen etwa 800 Krieger. Einmal im Laufe von zwei oder drei Jahren verlassen sie ihren gewöhnlichen Aufenthalt und besuchen die Arapahoes am Arkansas. Da die zwischenliegenden Stämme, wie zu erwarten, ihre Feinde sind, so üben sie auf ihrem Zuge die wildesten Räubereien aus, überfallen auch die Jagdabtheilungen der Weißen, und ermorden die einzelnen Trapper. Natürlicherweise entstehen hieraus heftige Kämpfe zwischen ihnen und den „Bergjägern," und die wilden Schluchten der Felsengebirge hallen wider vom Kampfgeschrei der erbitterten Streiter.

(Fortsetzung folgt.)

Künftige Religion der Hindus. *)

Die jetzigen Hindus können folgendermaßen eingetheilt werden: erstens in solche, welche noch aufrichtige Anhänger des Götzendienstes

*) Aus dem Bengal Herald.

sind, zu welcher Classe die große Masse des Volks gehört. Zweitens in jene, welche die Thorheit des Götzendienstes wohl einsehen, aber nicht den Muth haben, ihre ketzerischen Meinungen in den Versammlungen der Orthodoxen laut werden zu lassen — eine Classe, zu der Viele aus den mittlern und höhern Ständen gehören. Drittens in solche, welche ebenfalls zur Einsicht der Abgeschmacktheit der Abgötterei gekommen sind und den Vedant Shastra angenommen haben, ihre Meinung offen bekennen, sich aber doch der hergebrachten Gewohnheit fügen und den Götzendienst in ihren Familien gestatten. Viertens in solche, die den Götzenbildern und dem Aberglauben gänzlich entsagt haben, wegen Familienverhältnissen aber ihre Meinung weder frei äußern, noch ihrer Ueberzeugung gemäß handeln können; dieser Classe gehören die meisten der jetzt heranwachsenden Jugend an, die in den englischen Schulen Unterricht erhalten. Fünftens in solche, die sich gänzlich von den Hindus losgesagt und den christlichen Glauben angenommen, deren jedoch nur Wenige sind. Sechstens endlich in solche, die aller Religion entsagt haben und der Vernunft folgen; diese glauben meist an Einen Gott, läugnen aber alle Offenbarung, und halten sich an Sittengesetze, die sie selbst entworfen haben. Ein Ueberblick über diese Eintheilung zeigt, daß der Götzendienst im Abnehmen ist, und daß der Nebel des Aberglaubens in dem Maße schwindet, als das Licht des Unterrichts sich verbreitet. Eine große und allgemeine Glaubensänderung muß bald eintreten. Jetzt liegen drei Religionssysteme vor, denen die Aufmerksamkeit der regenerirten Hindus sich zuwendet: der Deismus, der Christianismus und der reformirte Hinduismus. Wir glauben nicht, daß der erste die zukünftige Nationalreligion der Hindus werde, weil die Erfahrung lehrt, daß die große Masse des Volks, die selten an diese Dinge denkt, irgend einem bestimmten Religionssysteme folgt, und es vorzieht lieber einen Glauben anzunehmen, der schon von Andern vorbereitet und verbürgt ist, als sich der Mühe zu unterziehen, selbst ein Sittengesetz zu entwerfen. Auch das Christenthum dürfte unseres Dafürhaltens nicht bestimmt seyn, die Nationalreligion der Hindus zu werden. Die Religion, zu der sich die Masse der Hindus jetzt bekennt, ist angeblich auf Grundlagen gestellt, denen ähnlich, auf welchen das Christenthum beruht, nämlich Offenbarung durch Wunder unterstützt, deren Erzählung in Büchern enthalten, oder durch Traditionen an die Nachkommen gelangt ist. Unter diesen Umständen läßt sich nicht erwarten, daß diejenigen, welche die gegenwärtige hindu'sche Volksreligion ihrer Offenbarungen und Wunder ungeachtet verwerfen, ein anderes System annehmen werden, das auf gleicher Basis ruht, und in vielen seiner wesentlichen Principien dem Hinduismus ähnlich ist. Wir glauben daher, daß allem Anschein nach ein reformirtes System des reinen Hinduismus oder Vedantismus die künftige Religion der sich jetzt zum Götzendienste bekennenden Hindus seyn werde.

Chronik der Reisen.

Reisebilder aus Finnland.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Nachmittage nach unserer Ankunft besuchten wir in Begleitung eines Wiburgers das reizende Monrepos, einen der pittoreskesten Landsitze, die ich je im hohen Norden gesehen habe. Es ist bekanntlich ein Eigenthum des Barons Nikolay, kaiserlich russischen Gesandten am Kopenhagener Hofe. — Der Park hält einige Werste im Umfange, birgt die schönsten und geschmackvollsten Anlagen, ist in allen seinen Theilen ein wahrhaft bewunderungswürdiges Kunstwerk, und zeugt von den ungeheuren und kostspieligen Schwierigkeiten, mit denen sein Gründer bei seiner Schöpfung muß zu kämpfen gehabt haben, denn der ganze Park ruht auf Felsenmassen, und ist gleichsam aus lauter Felsgründen hervorgegangen. Der Einförmigkeit darf man ihn keineswegs anklagen, vielmehr herrscht in demselben die mannichfaltigste Abwechslung von Gegenständen, deren das Auge hier in Menge zu schauen hat; Bergen, Felsmassen, Pavillons, Tempeln, Monumenten, ausgehauenen Steinfiguren, dichtbelaubten Alleen, Wiesen, Cascaden, Fontänen begegnet man hier in allen Richtungen, zu denen niedlich geformte und musterhaft rein unterhaltene Wege in den mannichfaltigsten Windungen führen. Man hat hier allenthalben das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden gewußt; was aber Monrepos nächstdem noch einen großen Reiz verleiht, ist die reiche Wasserfülle, die es umgibt. Von der einen Seite thut es die schiffbare Meeresbucht, von der andern ein sehr anmuthig liegender Landsee. Das herrschaftliche Wohnhaus liegt im innern Park auf einer hohen Terrasse. — Eine der lieblichsten Partien des letztern ist der sogenannte Paulsstein, von dem man eine anmuthige Aussicht in ein kleines von ihm geschütztes Thal hat, das den ganzen Sommer hindurch mit Blumen wie besäet ist, und in welchem die schönsten Rosen blühten, die ich je gesehen habe. Man nennt es darum das Rosenthal. Von ihm führt ein anmuthiger Pfad zu einer Quelle, die in einem Birkengebüsche murmelt und sich in einen Becken ergießt, an dessen Rand der aus Stein gehauene Narciß, der eitle Jüngling, steht, und sein Gesicht ewig in dem klaren Spiegel beschaut. Der Ludwigsstein ist der höchste Felsen dieses Parks und der ganzen Umgegend. Hier hat der gegenwärtige Besitzer, der nur selten hier verweilt, seine Eltern bestatten und ihnen Monumente kindlicher Liebe setzen lassen. Tief unten im Kern des Felsens ist eine Grotte gehauen, worin die Gemahlin des Gesandten beigesetzt ist. Der Sarg ist von einem eisernen Gitterwerk umgeben. Hart am Rande des vorerwähnten, den Park begränzenden Landsees erhebt sich ein Lusthaus, le temple de la piété genannt, in Form eines offenen griechischen Tempels aufgeführt, gleichsam als Wächter stehen ihm zur Seite zwei alte Fichten. Hier befindet sich eine bequeme Anfahrt für die Landbewohner des jenseitigen Ufers. Diese benutzen auch die Güte des Besitzers an allen Sonn- und Festtagen während der guten Jahreszeit zur Ueberfahrt, um auf diesem unweit nähern Wege durch den monreposchen Park zur Stadt und Kirche zu kommen. An Sonntagen während des Sommers — wie unser Wiburger uns versicherte — soll das Anlegen unzähliger Boote mit dem nahanwohnenden Landvolk an diesem kleinen Park einen überaus interessanten Anblick gewähren: die festliche Tracht des Landvolks mit um den Kopf geschlungenem rothen Band, unter dem das Haar schlicht herunthängt, den weißen Jacken, die über die buntgestickten Röcke fallen, macht das Schauspiel malerisch. Zuletzt besahen wir noch eine dunkle schwermuthsvolle Partie des Gartens, sie heißt Weltende, und bildet das westliche Ende des Parks. Schroffe Felsen schließen diese Stelle ein. Hier ist in einer schaurigen Grotte ein Medusenhaupt angebracht, das uns so schrecklich ansah, daß wir schnell wieder die lichtern Räume aufsuchten. Wir kehrten von dieser interessanten Excursion sehr ermüdet und spät Abends zur nahen Stadt zurück, sehr erfreut, diesen ausgezeichnet merkwürdigen Landsitz und Garten im ganzen Detail gesehen zu haben, denn nicht so leicht wird dieß einem mehr gewährt wie sonst. Strenge Disciplinar-Regeln bestehen jetzt für die Besuchenden, welche gewiß durch sträfliche Mißbräuche veranlaßt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 186.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 Julius 1837.

Skizze von Polnisch-Schlesien.

(Von J. G. Eisner.)

Jenseits der Oder, im Norden von der Malapane, im Osten vom Königreiche Polen und dem Gebiete von Krakau begränzt und im Süden an die östreichischen Staaten stoßend, liegt ein Stück Landes von etwa 100 Quadratmeilen, welches noch vor einem halben Jahrhunderte einer Wüste ähnlicher war, wie einem europäisch cultivirten Lande, und das jetzt eine nicht unwichtige Rolle im Gewerbsleben des preußischen Staates spielt. Polnisch-Schlesien nennen wir es, theils weil in demselben die polnische Sprache noch immerfort die des Volkes ist, theils weil vor den letzten politischen Arrangements der Ländertheile Polens das sogenannte Neuschlesien, ein Theil des ehemaligen Polens, mit diesem Districte verbunden war.

Die Berg- und Hüttenwerke sind es hauptsächlich, welche diesen Landstrich aus seiner Dunkelheit gezogen haben. Etwas Silber, Blei, Zink, vor allem aber Eisen und Steinkohlen sind es, welche man auf demselben gewinnt. Beginnen wir unsere Wanderung an dem einen Ende, und zwar längs der Malapane, so finden wir auf der gleichnamigen Colonie eine Gewehrfabrik, welche ziemlich bedeutende Geschäfte macht, und einen nicht unbedeutenden Theil der Gewehre für die preußische Armee liefert. Die Gelehrigkeit des Polen kommt den hier angestellten Hüttenleuten sehr zu Statten, denn was man ihm nur zeigt und auf eine verständliche Art begreiflich macht, das faßt er schnell auf. Eine Menge von Privatwerken, theils Eisengießereien, theils Zinkhütten erwähne ich nur im Vorbeigehen, und bemerke dabei, daß viele derselben so schwunghaft betrieben werden, daß sie den Besitzern reichen und nachhaltigen Gewinn eintragen.

Besonders angeführt zu werden verdient die Friedrichshütte bei Tarnowitz, vom Volke gemeinhin Silberhütte genannt, auf welchen die in der Nähe von Tarnowitz gebrochenen silberhaltigen Bleierze geschmolzen und geschieden werden. Der jährliche Ertrag derselben beläuft sich an Silber zwischen 2 bis 3000 Mark fein. Bei weitem mehr und wohl das Fünffache im reinen Gewinn gibt das hier gewonnene Blei, dessen Absatz dermalen sehr lebhaft und einträglich ist. Nächst diesen Erzen, und einem nah und fern liegenden großen Ueberflusse an Galmei (zu Zink) bietet die nächste Umgegend von Tarnowitz überreiche Steinkohlenlager, deren Product mitunter wenig hinter den englischen Steinkohlen steht. Diese werden zum Betriebe der vielen Hüttenwerke, insbesondere aber für die Dampfmaschinen, wie nicht minder zum häuslichen Gebrauch, fleißig ausgebeutet, und beschäftigen eine Menge von Händen. Ein neuer gewinnreicher Zweig hat sich neuerdings aus ihnen entfaltet: es ist dieß die Gewinnung von Steinkohlentheer, welchen man bei der Bereitung der Coaks aus den Steinkohlen zieht. Außer dem vielfachen Verbrauch zu technischen Zwecken benutzt man es, mit etwas Erde (Lehm) vermischt, zu einem Ueberzuge über Schindeldächer, welcher mehr als alle bisher bekannten Mittel der Art, vor Feuersgefahr sichert und die Schindeldächer fast eben so vor dem Feuerfangen schützt, wie Ziegeldächer.

In einem weiten Halbzirkel im Süden von Tarnowitz sieht man eine Anzahl von Rauchsäulen zum Himmel wirbeln. Es sind dieß die vielen Zinkhütten, welche hier im Gange sind. Die kleine Stadt Beuthen ist ganz davon umgeben. Insbesondere findet man den Betrieb in Königshütte im großartigsten Style. Diese zahlreich bevölkerte Colonie war noch vor 30 Jahren ein unbedeutender Ort, und vergleicht sich jetzt mit mancher nicht unbedeutenden Provincialstadt. Eine Eisenbahn, die zu den ältesten im preußischen Staate gehört, dient zur leichteren Herbeischaffung der Steinkohlen aus der Entfernung von einer halben deutschen Meile. So viel Referenten bekannt, ist sie schon 12 bis 15 Jahr alt, und leistet fortwährend treffliche Dienste. Man muß das Leben und Treiben der Menschen, das Qualmen des Rauches, welcher bei ungünstigem Winde die ganze Gegend in einen dichten Nebel hüllt, gesehen, man muß das Brausen der Flammen und das Arbeiten der Dampfmaschinen gehört haben, wenn man sich eine lebhafte Vorstellung von dem hiesigen Leben machen will. Das schönste bengalische Feuer blickt und blitzt aus den Schmelzöfen, denn es spielt die Gluth des Zinkes, wenn er im Schmelzen ist, je nach dem Grade seiner Erhitzung, in mancherlei Farben.

Es hat wohl in neuerer Zeit kein Metall so viele Chancen

erfahren, wie der Zink, und es iſt daher auch keins ein ſolcher Gegenſtand der Speculation geworden, wie dieſer. Von 3¼ Rthlr., auf welche er vor dem J. 1827 herabgegangen war, ſtieg er plötzlich und zwar in Zeit von 6 Monaten auf 8 Rthlr., ja ſogar auf 9 Rthlr. und darüber. Sobald dieſe günſtige Conjunctur eintrat, drängte und riß man ſich darum, und die Production ſtieg unglaublich raſch, weil es an Galmei nicht fehlte, und weil man deſſen überall an neuen Orten auffand. Nicht lange, ſo fing der Preis wieder an zu ſinken, und zwar in Zeit von nicht einem vollen Jahre bis auf 5 Rthlr. und darunter. Die Speculanten erlitten dabei bedeutende Verluſte, und die Wuth, Zink zu produciren, legte ſich ein wenig. Eine Zeit lang ſchwankte er auf und ab, bis er ſich dann wieder auf den Preis von 4 Rthlr. mit etwas darüber und darunter geſtellt hat, und längere Zeit darauf verharren zu wollen ſcheint. Die Ausfuhr nach England und von da nach China hatte jene Chancen herbeigeführt. Der innere Bedarf iſt zwar im Steigen, da der Zink immer mehr zu Bedachungen angewandt wird, genügt jedoch bei weitem nicht, um das Erzeugniß auch nur zur Hälfte zu conſumiren. In welcher Menge man den Zink producirt, davon kann man in Königshütte allein ſchon einen anſchaulichen Begriff bekommen. Die hieſigen Werke ſind königlich, und verarbeiten lediglich den Zehnten, welchen der Fiscus von den Privatgruben bekommt, und dennoch läuft es in die Hunderttauſende von Centnern, welche allein hier jährlich abgeliefert werden.

Nur im Vorbeigehen erwähne ich der Menge von Privathüttenwerken, welche hier längs der Gränze von Ruſſiſch-Polen bis über Miſlowitz hinaus im Betriebe ſind. Eiſen und Zink ſind die beiden Hauptproducte, welche man gewinnt. Gleiwitz aber nimmt unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die hieſige Eiſengießerei ſteht in Menge und Güte der gelieferten Producte als vorzüglicher Glanzpunkt in der preußiſchen Monarchie da. Vom Größten bis zum Kleinſten wird hier Alles in einer bewundernswerthen Vollkommenheit geliefert. Bis ins Hundert- und Mehrfache erhöht hier die Kunſt den Werth des Eiſens in den feinſten Arbeiten. Sieht man die Bogen und Cylinder, welche zu Brücken beſtimmt ſind, die mancherlei Maſchinen zu techniſchen Betrieben aller Art, und geht von dieſen koloſſalen Gegenſtänden ſchnell zu jenen feinen und zarten über, welche das Productenmagazin aufweiſt, ſo muß man in der That erſtaunen: dort Hunderte von Centnern in einer Maſſe, und hier aus einem Quentchen deſſelben Metalls Putzſachen aller Art! — Dabei herrſcht Thätigkeit in allen Theilen, eine bewundernswerthe Ordnung und Ruhe. Bedeutend iſt der Gewinn, den dieſe Eiſengießerei abwirft, zumal der Verſchleiß ihrer Producte ſtets lebhaft und nach allen Richtungen geht.

Noch habe ich der vielen Eiſenhämmer zu erwähnen, deren Geräuſch die Umgegenden von Malapane und Gleiwitz erfüllt. Beſondere Aufmerkſamkeit aber verdienen die Meſſing- und Zinkwalzwerke in Jakobswaldau, weſtlich, und in Rybnik ſüdlich von Gleiwitz.

Nächſt dem großen Gewinne, den alle dieſe Werke dem Lande unmittelbar eintragen, bringen ſie noch einen ſehr bedeutenden mittelbaren durch den Erwerb, den ſie einem großen Theile der Bevölkerung gewähren. Die unendlich vielen Fuhren von Erzen und Kohlen nach den Schmelzwerken, das Verführen der gelieferten Producte, die Hülfsarbeiten bei allen den Werken geben eine Menge von Arbeit, die meiſtentheils gut abgelohnt wird. Für den Abſatz des Holzes der hieſigen vielen Waldungen iſt eine weite Bahn geöffnet, indem man zum Schmelzen der Eiſenerze eine ungeheure Menge von Holzkohlen bedarf. Dieß gibt dann wieder Veranlaſſung zur Lichtung und Rodung mancher Landſtrecke, auf welchen Colonien entſtehen, die durch die reißend zunehmende Bevölkerung gegründet werden. Dem Landbau entſteht dadurch ein mittelbarer bedeutender Gewinn, indem alle Nahrungsmittel guten Abſatz finden. In der That ſtehen dieſe auch in der Regel in dieſem Landſtriche bedeutend höher, wie in dem Schleſien von deutſcher Zunge. Dieß und der Umſtand, daß man das Holz hoch verwerthen, und wo man Erze oder Steinkohlen auf eigenem Grunde gräbt, dieſe mit Gewinn ausbeuten kann, gibt den Landgütern einen ziemlich hohen Werth, welcher in dem in Rede ſtehenden Diſtricte ſeit fünfzig Jahren bei einer Menge derſelben auf mehr als das Doppelte des ehemaligen Preiſes geſtiegen iſt.

Simbirsk.

(Schluß.)

Die Zahl derjenigen, welche ſich in dem neuen Städtchen in den erſten fünfzig Jahren nach ſeiner Gründung niederließen, war ſehr unbedeutend; die umwohnenden Landleute, größtentheils Tataren, Mordwinen und Tſchuwaſchen, die nicht den mindeſten Begriff von bürgerlichem Leben hatten, und an den Steppen und Wäldern hingen, in denen ihre Vorfahren gejagt und ihre Heerden geführt hatten, wollten ſich nicht von ihren alten Wohnungen trennen, und ſo glich im Anfang des vorigen Jahrhunderts Simbirsk mehr einem armen Dorf, als einer Stadt; am Abhang des Berges gegen die Wolga ſtand ein Haufe ungeſtalteter Bauernhütten, die durch rohe Hecken von einander getrennt waren. Der ſogenannte Kranz, d. h. die obere Bergfläche, war nichts als eine öde Fläche, welche ſich an den Swiaga hinzog. An deſſen Ufern begann der dichte Wald, in welchem Mordwinen, Bortniken u. dgl. ſich aufhielten, indem ſie ſich vor der Bezahlung der Abgaben dorthin geflüchtet hatten, und man Gewalt brauchen mußte, um ſie zur Ordnung zurückzubringen.

Im J. 1708 theilte Peter ganz Großrußland in acht Gouvernements, und Simbirsk ward dem von Kaſan zugetheilt, im J. 1717 aber kam es zu Aſtrachan, und von dieſer Zeit nahm es auch an Bevölkerung und Gewerbsthätigkeit zu, ſeine größere Blüthe jedoch datirt ſich erſt von der Kaiſerin Katharina her. Dieſe errichtete in Folge einer neuen Eintheilung des Reichs eine Statthalterſchaft Simbirsk, deren Hauptort die Stadt dieſes Namens wurde, und nun begann dieſe erſt eigentlich ſich auszudehnen und zu verſchönern: ein Kaufmann Puſtinnykow baute das erſte ſteinerne Haus auf dem Berge; ſein Beiſpiel

weckte den Nacheifer, so daß dieß jetzt der schönere und besser gebaute Theil der Stadt ist, welche im Anfang des Jahres 1836 2 Kathedralen, 11 Pfarrkirchen, eine Begräbnißkirche und mehrere Klöster zählte; ein schöner steinerner Kaufhof wurde im J. 1825 vollendet, und im Ganzen enthält sie jetzt 1270 Häuser, worunter 44 steinerne Gebäude. Der Gesammtumfang der Stadt mit den zahlreichen Gärten beträgt nahe an eine Viertel deutsche Quadratmeile, und die Bevölkerung 17,000 Seelen.

Kommt man von Saratow her nach Simbirsk, so sieht man zur Rechten einen öffentlichen Garten, die Alexander-Newski-Kirche und den schönen Bau des Alexander-Hospitals, in welchem mehrere Wohlthätigkeitsanstalten vereinigt sind, und das überhaupt ein glänzendes Zeugniß für den Wohlthätigkeitssinn des dasigen Adels ablegt. Außer dem Militärlazareth besteht seit dem J. 1804 ein anderes Krankenhaus, wo unbemittelte Einwohner, namentlich der niedern Stände, Hülfe finden können, damit sie nicht mehr zu den Znachars *) ihre Zuflucht nehmen, welche Gattung von Menschen man noch jetzt oft in den Dörfern findet. Es würde zu weitläufig werden, wollte man alle die wohlthätigen Anstalten aufführen, zu denen sich unter dem Adel der Stadt Gesellschaften bildeten; eine der interessantesten darunter ist die „Gesellschaft des christlichen Mitleidens" mit einem dazu gehörigen Arbeitshaus.

Uebrigens wurde Simbirsk allmählich ein Mittelpunkt, in welchem die reichen Gutsbesitzer nicht nur der Umgegend, sondern auch der entferntern Gouvernements zusammenströmten, um hier den Winter zuzubringen und sich zu ergötzen: Bälle, Maskeraden und Gesellschaften folgten sich hier unablässig, Geld circulirte rasch, und der hier versammelte Adel vergaß auch seine ärmern Standesgenossen nicht, und errichtete eine Pension zur Erziehung der Kinder armer Adeligen, worein indeß auch die Kinder reicher Gutsbesitzer gegen Bezahlung aufgenommen wurden.

Auch das Schöne ward nicht vergessen: Spaziergänge und Gärten im englischen Geschmack wurden angelegt. In wenigen russischen Städten findet man eine so herrliche Aussicht, wie von dem Kranze herab. Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Bewohner von Simbirsk mit dieser Benennung die äußerste gegen die Wolga vorspringende Höhe bezeichnen, durch welche die neue oder obere Stadt von der alten getrennt wird, die sich an ihrem Fuß ausbreitet. Der Abhang des Berges ist mit Gärten bedeckt, zwischen denen niedliche Häuschen hervorsehen, und Wege zum Ufer sich hinabschlängeln. Die Aussicht von der Höhe über das weite Land ist prächtig, und darum ist auch dieser Ort, namentlich Abends bei Untergang der Sonne, der Lieblingsspaziergang, der mannichfach verschönert wurde.

Das Klima in Simbirsk ist gemäßigt: selten steigt die Kälte bis auf 24° und die Hitze nicht über 19°. Vom April bis September ist die Witterung außerordentlich angenehm: die hohe Lage und die reine Luft schützen die Einwohner vor epidemischen Krankheiten, und als die Cholera in den benachbarten Kreisen wüthete, blieb Simbirsk von ihren Verheerungen völlig verschont. — Die ächten Bewohner der Stadt erinnern durch ihren hohen Wuchs, ihre scharfen, aber angenehmen Gesichtszüge, ihre röthlichen Haare, ihre Munterkeit und ihr freundliches Wesen an die alten Slawen, und unterscheiden sich vortheilhaft von den unfreundlichen, trägen und schweigsamen Bewohnern des südlichen Rußlands, den Nachkommen der Polowzen, Tscherkessen und schwarzen Klobuken. Ihre Mundart ist rein, für Russen allgemein verständlich, und nur einzelne Worte verrathen die ehemalige tatarische Herrschaft.

Der sorgsamen Pflege der Regierung verdankt Simbirsk, namentlich seit den letzten zehn Jahren, die Erweiterung und Entwicklung seiner Industrie, welche hauptsächlich im Getreidehandel besteht. Vom November bis März kaufen die Kornhändler theils an den Markttagen, theils bei den Gutsbesitzern selbst das Getreide auf, laden es in Schiffe, und versenden es, sobald das Eis der Wolga aufgegangen ist, nach Nischnei-Nowgorod, Rybnoi und Astrachan; im Jahre 1825 wurden gegen 100,000 Tschetwerts von hier aus versendet. Bei der günstigen Lage von Simbirsk und der Vorliebe der Einwohner für den Handel, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß hier sich mehr und mehr eine ächte Quelle des Nationalreichthums eröffnen und die Stadt selbst mit den andern blühenden Handelsstädten des Reichs auf gleiche Stufe treten werde.

*) So nennt man die Leute, die sich mit Zauberei und Quacksalberei abgeben.

Gesteigerter Güterwerth in Hochschottland.

Ein schottisches Journal bezeichnet in nachstehenden Zahlen den außerordentlichen Aufschwung, den der Werth der Ländereien in Hochschottland genommen hat. Im Jahr 1787 trug das Landgut Glengary 800 Pfd. St. jährlich ein, jetzt aber mehr als 7000 Pfd. St. Die Domäne Castle-Hill in Invernesshire, die im Jahr 1799 für 8000 Pfd. St. verkauft wurde, gilt jetzt 80,000 Pfd. Im Jahr 1781 trug Glenelg in derselben Grafschaft jährlich 600 Pfd. St. ein; 1798 wurde diese Domäne für 50,000 Pfd. verkauft, und 1811 brachte sie Lord Glenelg für 100,000 Pfd. an sich. Im Jahr 1799 ward Redcastle für 25,000 Pfd. St. verkauft, und 1814 für 135,000 Pfd. Der Ertrag der Orkney-Inseln belief sich im Jahr 1791 auf 19,000 Pfd., jetzt ist er auf 70,000 Pfd. gestiegen.

Chronik der Reisen.

Reisebilder aus Finnland.

(Fortsetzung.)

In Finnland gewesen zu seyn und seinen ausgezeichnet merkwürdigen Wasserfall Imatra nicht gesehen zu haben, wäre gewiß unverzeihlich, indem dieser zu den schönsten Fällen des Nordens gehört, wenigstens wollen vielgereiste Kenner behaupten, der Trolhätta-Fall im südlichen Schweden, gegen welchen doch der Rheinfall bei Schaffhausen ein Kind seyn soll, käme dem Imatra nicht gleich. Frühmorgens aus Wiburg, von dem Imatra noch 60 Werste entfernt ist, aufbrechend, hatten wir am 14 August, einem sehr heitern milden Sommertage, um 6 Uhr Abends zuerst seinen Anblick, und beschlossen den ganzen folgenden Tag ihm zu widmen. Die bedeutende Schwierigkeit bei der

Werdung des Orts ist, ein Unterkommen zu finden. Es existirt dafür nur die Poststation Ilitola, wo alle den Imatra Besuchende einkehren müssen, was wir denn auch thaten. Sie befindet sich hart an einem der Hauptfälle, die andern, deren man hier überhaupt drei zählt, sind schon entlegener. Wir waren noch eine gute deutsche Meile von ihm entfernt, und vernahmen ziemlich deutlich das durch seinen Sturz erregte dumpfe Geräusch, das einem in der Ferne brausenden Gewitter glich. Die hiesigen Bauern versicherten mir, man spüre zur stillen Nachtzeit den Fall auf eine Entfernung von fünfzehn und mehr Werften durch einen dumpfen Wiederhall und ein merkliches Beben des Bodens. Je näher wir ihm kamen, desto vernehmbarer ward sein Brausen, und mit einer gewissen nicht zu verläugnenden Beklemmung in der Brust nahten wir uns diesem majestätischen Naturschauspiele. Schon befand sich unser Wagen vor ihm — denn der abgedachte Fall liegt nur eine Viertelwerst vom Fahrweg ab — schon betäubte sein entsetzliches Getöse unsere Ohren — und noch immer sahen wir ihn nicht; kleines ihn von dieser Seite umgebendes Gesträuch benahm uns seinen Anblick. Ungeduldig sprangen wir aus dem Wagen, und liefen zu dem gefürchteten, dennoch so ersehnten Orte hin, den eine bedeutende Höhe beherrscht. Unser Weg führte uns gerade zu einem jüngst auf dieser Höhe zur Bequemlichkeit der Reisenden errichteten, artigen, von oben ganz verdeckten Pavillon, der sie gegen jede unangenehme Witterung schützt. Von ihm überschaut man den Fall bequem auf eine weite Strecke hinaus. Eine bequeme Treppe von einigen 80 Stufen führt bis ganz hinunter, die wir schnell hinabtrippelten, und uns nun an einigen der vielen großen Steine hinhockten, die den äußersten Rand umgeben; so befanden wir uns mitten unter den sich schäumend um und neben uns werfenden Wellen, von denen mehrere unsere Kleider ganz benetzten. Länger denn eine halbe Stunde verbrachte ich völlig gedankenlos, von starrem Entsetzen ergriffen, in dieser Stellung, denn die Masse von verschiedenartigen Gefühlen, die mich bei dem Anblicke dieses erhabenen Schauspiels von außen unaufhörlich bestürmten, war so groß, daß ich mich von diesen Eindrücken ganz eingenommen fühlte, und unfähig war, weder etwas Regelmäßiges zu denken, noch meine Ideen zu associiren. Endlich hatte ich mich wieder gefaßt, meine Augen fingen mir vom langen Hinstarren nach dem einen Gegenstande zu schmerzen an, meine Neugierde war befriedigt. Ich versuchte darauf einigermaßen eine Zeichnung von dieser imposanten Scene zu entwerfen, griff in dieser Absicht einigemal nach Papier und Bleistift, konnte aber immer nicht auf einen festen Punkt dieses großen Naturgemäldes mich fixiren, konnte keinen Plan für meine Zeichnung gewinnen, wo ich alle diese in der Natur auf einer großen Fläche hin- und hergeworfenen Schönheiten in einem vereinten Tableau darstellen konnte, es schien mir hier Alles reizend, Alles zauberhaft zu seyn. Ich gab also dieses Unternehmen auf, und ging darauf mehrere Mal mit meinen Gefährten das steinige Ufer des Imatra auf und ab, um so viel als möglich ein treues Bild von seiner ganzen Herrlichkeit meinem Gedächtniß einzuprägen; in dieser Absicht fixirte ich genau den Lauf des Flusses ober- und unterhalb des Falles, beschaute die Menge an demselben herumliegender Steine, von denen einige wie wahre Mißgestalten aussahen, andere aber durchs Wasser sehr regelmäßig waren geformt worden.

Gut constituirte Personen werden, sich dem Fall unmittelbar bis an die untern Steinmassen nahend, von seinem Anblicke, von dem furchtbaren Getöse seiner mit einer gräßlichen Gewalt fortschäumenden Wellen wie betäubt, und können nur erst allmählich wieder zu sich kommen. Nervenschwache Personen dürfen sich keineswegs seiner ganz nahen Beschauung aussetzen, sie könnten leicht ihre Neugierde mit dem Leben büßen, denn ein leichter Anfall von Schwindel würde sie unrettbar den tobenden Wellen preisgeben, wie ein solches Ereigniß nur erst vor zwei Jahren mit einer jungen aus weiter Ferne zum Besuche des Imatra herübergekommenen Dame statt hatte. Der Fall erfreut sich in jedem Sommer, da man ihn als den ausgezeichnetsten und merkwürdigsten in unserem Norden ansieht, einer großen Gästezahl aus allen Theilen Finnlands, Petersburgs und Esthlands; mehrere dieser widmen ihm wiederholte Besuche.

Von den hiesigen Landleuten sammelte ich folgende Nachrichten über Imatra ein. Warum der Fall diesen Namen erhalten, ist unbekannt. Der Fluß Wolscha, aus dem sich alle diese Wasserfälle bilden, entspringt unfern von diesem Punkt aus dem großen, wasserreichen Saima-See, der als der Centralpunkt aller finnischen Binnengewässer angesehen wird. Die Wolscha durchströmt mehrere Kreise der Provinz, und ergießt sich nach einem Laufe von 500 Werften bei Kexholm in mehrern Armen in den Ladoga-See, noch bei ihrer Mündung mehrere Fälle formirend. Ihre Strömung ist, wie die fast aller finnländischen und schwedischen Flüsse, überaus reißend. In ihrem Lauf ist sie reich an Wasserfällen, indem sie ihre Richtung oft plötzlich durch zwei einander gegenüberliegende Felsmassen nimmt, durch deren Steingründe, welche sich ihrem Lauf entgegenstemmen, sie gewaltsam ihr Bette bahnt und so oft Fälle von der imposantesten Höhe bildet. Namentlich ist dieß bei Imatra, 200 Werste von Petersburg entlegen, der Fall. Sie stürzt sich hier an drei verschiedenen Punkten in Felsgründe, und bildet dadurch Fälle, die zu den größten und berühmtesten in Nordeuropa gehören. Gegen eine Viertelwerste lang sieht man auf diesem Punkte die Wolscha sich rastlos und mit entsetzlichem Gebrause gegen die Felsmassen stürzen, von ihnen zurückgeworfen werden, immer aber wieder mit erneuerter Wuth gegen sie andrängen. Dieser ganze Raum ist mit einem dichten Nebel, in Gestalt einer in den Lüften schwebenden Florhülle, oder einer durchsichtigen Staubwolke bedeckt, der, je nachdem das Licht darauf reflectirt, verschiedenartige Gestalten annimmt. Brechen sich die Sonnenstrahlen in horizontaler Richtung auf die Wasserbügel des Imatra, so gewinnt dieser Nebelflor eine anziehend schöne Gestalt; dieß ist vornehmlich der Fall, wenn nach einem bewölkten Himmel die Sonne plötzlich aus dem Gewölke bricht und ihre Strahlen die Silberwellen zu vergolden beginnen. Das imposanteste Schauspiel aber gewährt Imatra bei Sonnenuntergang und während des Mondscheines; dann bilden sich in seinen Fluthen die verschiedenartigen Farben des Regenbogens, die grotesksten Figuren erzeugend, welche sich untereinander gleich Meerungeheuern zu bekriegen scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 59** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Meine Seele. Von Beranger. — Lord Byron. Seine Dramen. (Fortsetzung.) — Gesänge des Grafen Giacomo Leopardi. Von Kannegießer. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 187.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 Julius 1837.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

(Fortsetzung.)

Erster Aufenthalt jenseits der Felsengebirge. — Der Winter.

Capitän William Sublette hatte um dieselbe Zeit eine Schaar Trapper über die Felsengebirge geführt, war aber durch den verrätherischen Mord, den einer seiner Leute, ein halbblütiger Irokese an einem Blackfoot ausübte, in einen hitzigen Kampf mit einer Abtheilung dieser Völkerschaft verwickelt worden, der zwar mit dem Rückzuge der Indianer endigte, worin aber er selbst schwer verwundet wurde, und mehrere seiner Leute auf dem Platze blieben. Die zurückziehenden Blackfeet stießen auf Fontenelle's Lager, wagten aber, da sie dessen Stärke sahen, keinen Angriff, sondern sendeten Deputationen in sein und Bonneville's Lager, erkannten, daß hier Alles mit militärischer Ordnung und Wachsamkeit betrieben werde, und mochten wohl ihren Cameraden demgemäß berichten, denn die ganze Schaar verhielt sich völlig ruhig, um so mehr, als sie Weiber und Kinder bei sich hatten.

Inzwischen näherte sich die Schaar freier Trapper, welcher Capitän Bonneville Boten entgegen gesendet hatte, und ihr Aufzug verrieth schon ihre bekannte Hinneigung zu den Sitten der Indianer: sie kamen in vollem Jagen daher gesprengt, feuerten ihre Gewehre ab, und jauchzten nach Art der Indianer; ihre sonnenverbrannten Gesichter, ihr langes fließendes Haar, ihre Lederschienen und Mocassins, ihre hellgefärbten Mäntel und ihre bemalten, reich geschirrten Pferde gaben ihnen so sehr ein indianisches Aussehen, daß man sich nur mit Mühe überredete, dieß seyen Weiße und in civilisirtem Leben auferzogen. Capitän Bonneville war sehr erfreut über den Anblick dieser „Bergritter," hieß sie herzlich in seinem Lager willkommen, und vertheilte freigebig Grog unter sie, was bald ihre munterste Laune hervorrief. Sie erklärten den Capitän für den herrlichsten Mann von der Welt, alle seine Leute für bons garçons (fidele Bursche) und schworen den Tag mit ihnen zuzubringen. Dieß geschah, und es war dieß ein Tag der Prahlerei und Rodomontade; jeder der kecken Trapper hatte seinen Kreis von Neulingen aus des Capitäns Schaar um sich, lauter „Grünhörner," nicht an indianisches Leben gewöhnt, Speckfresser (mangeurs de lard), wie die neuen Ankömmlinge von den Veteranen der Wildniß hochmüthig titulirt werden.

Am Abend zogen die freien Trapper ab, und kehrten in Fontenelle's Lager zurück, höchst vergnügt mit ihrem Besuch und ihren neuen Bekannten, die sie am folgenden Tage wieder zu sehen versprachen. Sie hielten Wort, alle Tage wurden diese Besuche wiederholt, ein Gelage folgte dem andern, bis endlich beide Theile von der Gewalt des Branntweins hinreichend überzeugt waren. Jetzt ging aber erst das Gelärm an: die keckſten Bursche und die ersten Trapper im Lager wollten nicht mehr allein die Rodomontaden der freien Trapper anhören, und begannen nun selbst auch von ihren Thaten und Fährlichkeiten zu sprechen. Nun suchte einer den andern mit Prahlereien zu überbieten, woraus natürlich ein Streit und dann nach Gränzgebrauch ein allgemeines Gefecht entstand. Beide Parteien stellten sich einander gegenüber, und begannen sich mächtig mit Stößen und Püffen zu bearbeiten, bis sie, nachdem ihres Herzens Lust gebüßt war, und beide die Tapferkeit des andern Theils erprobt hatten, als bessere Freunde schieden, wie sie zuvor gewesen.

Während Capitän Bonneville sich an den Sitten und Gewohnheiten dieser wunderlichen Menschenclasse ergötzte, und sie für eine Zeit lang allen ihren tollen Streichen nachhängen ließ, benützte er die Gelegenheit über die verschiedenen Theile des Landes, in welchem die Trapper umherzustreifen gewohnt waren, den Charakter der Stämme, kurz Alles, was für sein Unternehmen wichtig seyn konnte, die genauesten Nachrichten einzuziehen: auch gelang es ihm einige anzuwerben, damit sie ihm auf seinen Wanderungen in den Gebirgen als Wegweiser dienen, und in der nächsten Jagdzeit für ihn jagen sollten. So entschädigte er sich möglichst für den Verlust der Delaware-Indianer, welche ihm Fontenelle abspänstig gemacht hatte.

Die Nachrichten, die Capitän Bonneville von den freien Trappern erhielt, bestimmten sein ferneres Verfahren: er erfuhr, daß im Thale des grünen Flusses die Winter sehr streng seyen,

und der Schnee häufig mehrere Fuß tief falle; das obere Thal des Salmenfluſſes galt für weit milder, und war ferner ein vorzügliches Biberland. Der Salmenfluß iſt einer der obern Arme des Columbia oder Oregon, und hat ſeinen Namen von der unermeßlichen Menge Salmen, die im September und October denſelben hinaufſchwimmen. Der Salmen iſt auf der Weſtſeite der Felſengebirge, was der Büffel auf den Ebenen oſtwärts iſt: wie der Büffel in zahlloſen Schaaren ſeinen Weg einſchlägt nach den vorübergehenden Weiden der Prairien, längs der grünen Ufer der Flüſſe und in den grünenden Thälern des Gebirgs, ſo ſchwimmt der Salmen zu beſtimmter Zeit in Myriaden die großen Ströme und ſelbſt die kleinſten Zuflüſſe hinauf, und nährt die wandernden Stämme der Wüſte an Orten, wo jagdbare Thiere kein Gras finden, und ohne dieſe periodiſche Verſorgung der Menſch nicht leben könnte. Die raſche Strömung der nach dem ſtillen Ocean fließenden Gewäſſer macht das Aufwärtsſchwimmen für den Salmen ſehr ermüdend: wenn der Fiſch anfängt, ſtromaufwärts zu ſchwimmen, iſt er fett und kräftig, aber der oft wiederkehrende Kampf gegen die heftige Strömung und die zahlreichen Schnellen macht ihn mager und ſchwach, ſo daß eine Menge derſelben todt den Strom wieder hinabſchwimmt; in dem Maaße, als die Jahreszeit vorſchreitet, und das Waſſer kälter wird, werden ſie in ungeheuren Maſſen ans Ufer geworfen, wo dann Wölfe und Bären ihr Feſtmahl davon halten. Oft verfaulen ſie längs den Uferſtrichen in ſolcher Menge, daß die Atmoſphäre davon verpeſtet wird.

Capitän Bonneville machte nun ſeine Anordnungen für den Herbſt und Winter: die Art des Landes machte ihm die Wagen unnütz, und er hatte mehr Waaren und Vorräthe, als er zu Pferde mit fort bringen konnte. Dieß alles brachte er deßhalb in Caches*) unter, ſeine zur Reiſe noch nicht tauglichen Pferde ſchickte er unter einem erfahrenen Trapper, Namens Matthieu, nach dem Bärenfluß, wo gute Weide zu finden war, mit dem Auftrag, dort Biber zu fangen, von den Shoſhonis, die er wahrſcheinlich treffen würde, Pelzwerk einzuhandeln, und dann am Salmenfluß, wo Bonneville ſeine Winterquartiere aufſchlagen wollte, zu ihm zu ſtoßen.

Während dieſe Anordnungen getroffen wurden, war zwiſchen den verſchiedenen Pelzcompagnien die gewohnte Eiferſucht zum Ausbruch gekommen. Eine derſelben hatte vorgeſchlagen, daß beide Compagnien das Land unter ſich theilen ſollten; dieß war von dem andern Theile nicht angenommen worden, und ſo brachen beide Theile bald nach einander in einerlei Richtung auf, was ſie bald zu bereuen hatten. Capitän Bonneville und ſeine Schaar blieb nun, da Fontenelle nach dem Poſten am Yellowſtone zurückgekehrt war, allein im Thale des grünen Fluſſes, und ſeine Lage wäre gefährlich geweſen, wenn die Blackfeet im Thale geblieben wären; allein dieſe, erſchreckt durch die zahlreichen und wohl gerüſteten Abtheilungen weißer Männer, hatten ſich oſtwärts nach dem Yellowſtone gewandt. Das Unglück verfolgte ſie, denn ihr Weg ging durch das Land ihrer Todfeinde, der Crows, von denen ſie angegriffen und geſchlagen wurden: 40 von ihnen blieben auf dem Platze, viele Weiber und Kinder wurden gefangen, und die zerſtreuten Flüchtlinge gleich wilden Thieren gejagt, bis ſie völlig aus dem Lande der Crows getrieben waren.

Am 22 Auguſt brach Capitän Bonneville ſein Lager ab, und machte ſich nach dem Salmenfluß auf den Weg. Der Marſch ging das Thal des grünen Fluſſes hinauf, an deſſen rechter Seite ſich die hohen Zacken der Windflußberge erhoben: aus kleinen hellen Seen und zahlreichen Quellen ſtrömten hier die Zuflüſſe des Seeds-ke-dee, und in ihrem klaren Waſſer konnte man die zahlreichen Forellen ſo deutlich ſehen, als gleiteten ſie in der Luft dahin. Dieſe Durchſichtigkeit der Gewäſſer in den Felſengebirgen bleibt noch lange Zeit, nachdem ſie ſich ſchon gemiſcht haben, und zu großen Strömen angeſchwollen ſind.

Von dem obern Theile des Thals aus ging der Zug oſtnordöſtlich über hohe rauhe Bergketten, und durch tiefe Felsthäler, was für Menſchen und Pferde höchſt anſtrengend war. So ging es fort bis zum 19 September, wo ſie die obern Gewäſſer des Salmenfluſſes erreichten. Am folgenden Tage brach der erſte Schneeſturm los, und bedeckte den Boden mehrere Zoll tief mit Schnee. Tags darauf ſtießen ſie auf einen Zug Indianer, die ſich jedoch ſehr friedlich und freundlich zeigten; ſie gehörten zum Stamme der Nezperces *) (durchbohrte Naſen), waren auf einem Jagdzuge begriffen, hatten aber ſehr durch Hunger gelitten: ſie beſaßen keine Lebensmittel mehr, als einige getrocknete Salmen, boten aber, da die Weißen gleichfalls nicht wenig Mangel litten, dieſen edelmüthig einen Theil davon an. Zwei Tage blieben beide Theile beiſammen im freundlichſten Verkehr, und als ſie ſchieden, ſchickte Bonneville einige Leute mit ihnen, theils um ſie auf ihrer Jagd zu begleiten, theils um Lebensmittel für den Winter von ihnen zu erhandeln. Hierauf zog er am Fluſſe hinab bis einige Meilen unterhalb der Vereinigung ſeiner Hauptarme, wo er am 26 Sept. Halt machte, um ſeine Winterquartiere aufzuſchlagen.

Bonneville war von Herzen froh, daß er endlich ſeine abgejagten Roſſe ihrer Laſt entledigen und ſie auf dem grünen Gras ſich wälzen laſſen konnte: ſie waren in der That ſo erſchöpft, daß die Mehrzahl nicht mehr zur Jagd für den täglichen Unterhalt des Lagers gebraucht werden konnte. Alle Hände waren jetzt beſchäftigt, um das Winterlager einzurichten: Befeſtigungen wurden aufgeworfen, ein bequemer Schuppen gebaut, um die Pferde die Nachtzeit über darin unterzubringen, und Hütten errichtet zur Aufbewahrung der verſchiedenen Handelsgegenſtände. Hierauf theilte Bonneville ſeine Leute: zwanzig Mann ſollten bei ihm bleiben zum Schutze des Lagers, die andern wurden in drei Brigaden getheilt, und nach verſchiedenen Richtungen ausgeſendet, um, bis der Schnee allzu tief würde, von der Büffeljagd zu leben. Es war nämlich unmöglich, daß die ganze Schaar in dieſer Nachbarſchaft ihren Unterhalt finden konnte: hier war die äußerſte Gränze, bis wohin Büffel

*) Unterirdiſche Verſtecke, ein den Indianern abgelernter Kunſtgriff, ſiehe Aſtoria, Landerpedition. Nr. 56.

*) Sie werden immer mit dieſem franzöſiſchen Namen bezeichnet, den die Trapper Nepercy ausſprechen.

kommen, und durch die Nachbarſchaft der Nezpercés waren dieſe Thiere völlig verjagt, ſo daß, obwohl die Jäger der Beſatzung ſtets auf den Beinen waren und das Land durchzogen, ſie doch kaum genug Wild ins Lager brachten, um die Inwohner gegen den Hunger zu ſchützen. Endlich wurde die Noth ſo groß, daß Capitän Bonneville eine Abtheilung nach der ſogenannten Pferdprairie ſchicken mußte, um dort wo möglich mehr Wild ſich zu verſchaffen.

Einige Tage nach dem Abzug dieſer Jäger kamen zwei junge Nezpercés-Indianer in Bonneville's Lager: ſie waren auf dem Wege nach Hauſe, hatten aber wegen tiefen Schnees von ihrem gewöhnlichen Wege ablenken, und durch die Pferdeprairie ziehen müſſen. Hier ſahen ſie den Rauch eines Lagerfeuers, und als ſie ſich näher ſchlichen, entdeckten ſie eine Kriegsabtheilung der Blackfeet; dieſe hatten einige Pferde bei ſich, und da ſie bei ihren Kriegszügen ſtets zu Fuße gehen, ſo hatten ſie wahrſcheinlich dieſe Pferde erſt kürzlich genommen. Dieſe Nachricht machte Bonneville'n und ſeine Jäger beſorgt, und die Nezpercés, von der Ausſendung derſelben unterrichtet, ſchüttelten die Köpfe und meinten, die Pferde müßten dieſen geſtohlen ſeyn.

Unruhig hierüber, ſchickte Capitän Bonneville zwei Jäger aus, aber dieſe durchſuchten das Land umſonſt; nicht eine Spur war von den Leuten zu entdecken, und die Jäger ſelbſt kamen in ein ganz von Wild entblößtes Land, wo ſie beinahe Hunger ſtarben; einmal waren ſie drei volle Tage lang, ohne einen Biſſen zu finden. Endlich erblickten ſie einen Büffel, der am Fuße eines Berges graſte; ſie brachten ihn nach vieler Mühe in den Schuß, verwundeten ihn aber nur; er floh, und ſie verfolgten ihn mit der Anſtrengung und Ausdauer verhungernder Menſchen. Ein glücklicher Schuß ſtreckte ihn endlich zu Boden, einer der Jäger ſprang hin, ſtieß ihm das Meſſer in die Kehle, und ſtillte ſeinen wüthenden Hunger, indem er das Blut trank. Ein Feuer wurde alsbald angezündet, an dem die beiden Jäger kochten und aßen, und wieder aßen, bis ſie endlich völlig überſättigt an dem Jagdfeuer in Schlaf ſanken. Am folgenden Morgen ſtanden ſie früh auf, nahmen noch einmal ein tüchtiges Mahl zu ſich, luden das Büffelfleiſch auf, und kehrten ins Lager zurück, um von ihren fruchtloſen Nachforſchungen Bericht abzuſtatten.

Endlich nach ſechswöchiger Abweſenheit erſchienen die Jäger, und wurden, wie man ſich denken kann, mit nicht geringer Freude empfangen. Sie hatten glücklich gejagt, während ſie aber auf dem Jagdgrund Büffelfleiſch dörrten, ſtießen einige ganz erſchreckte Flachköpfe zu ihnen, und brachten die Nachricht, daß eine ſtarke Schaar Blackfeet in der Nähe ſey. Die Jäger verließen augenblicklich den gefährlichen Jagdgrund, und begleiteten die Flachköpfe in ihr Dorf, wo ſie zufällig die Jägerabtheilung fanden, welche mit den Nezpercés auf die Jagd ausgegangen war. Sie blieben hier, bis ſie glaubten, daß die Blackfeet die Nachbarſchaft verlaſſen hätten, und kehrten dann ins Lager am Salmenfluß zurück, hatten aber auf dem Wege wieder Spuren getroffen, daß Blackfeet in der Nähe ſeyn müßten. In der That hatte auch Walker, einer der Unteranführer, der mit 20 Jägern jenſeits der Pferdeprairie das Land durchſtreift hatte, gleichfalls ein Abenteuer mit ihnen beſtanden, und war mit Mühe entkommen.

Im Laufe des Herbſtes kamen vier iroleſiſche Jäger, durch den Schnee aus ihrem Jagdplatz vertrieben, ins Lager, wurden freundlich aufgenommen, und machten ſich während ihres Aufenthalts auf mannichfache Weiſe nützlich, da ſie ausgezeichnete Trapper und überhaupt vorzügliche „Waldleute" waren. Sie gehörten zu den iroleſiſchen Jägern, die vor vielen Jahren im Dienſte der Hudſonsbaicompagnie in dieſe Gegenden kamen, unter einem Führer, Namens Pierre, der im Kampfe gegen die Blackfeet umkam, und dem berüchtigten Thale, Pierre's Hole, den Namen gab. Sie ſind Todfeinde der Blackfeet, durch die ſie viele ihrer erſten Jäger verloren, traten ſpäter in General Aſhley's Dienſte, und blieben ſodann in denen der Compagnie.

Unter den mancherlei Beſuchen, welche während des Winters in Bonneville's Lager kamen, war auch eine Abtheilung Pends-Oreilles (Hangohren), welche in Charakter und Sitte den Nezpercés gleichen. Sie betragen etwa 300 Familien, ſind gut bewaffnet, und beſitzen eine Menge Pferde. Im Frühjahr, Sommer und Herbſt jagen ſie Büffel am Quellland des Miſſouri, am Schlangen- und Salmenfluß: ihre Winterquartiere aber ſind auf der Racine Amère, wo ſie von Wurzeln und getrocknetem Büffelfleiſch leben. Hier hat die Hudſonsbaicompagnie einen Handelspoſten errichtet, wo die Langohren und Flachköpfe ihre Pelzwerke gegen Waffen, Kleider und Schmuckwerk austauſchen. Dieſer Stamm zeigt, gleich den Nezpercés, eine natürliche Frömmigkeit: ihre Religion iſt nicht bloß eine abergläubiſche Furcht, wie bei den meiſten andern Wilden, ſondern ſie beſitzen Begriffe allgemeiner Moralität, hegen eine tiefe Verehrung vor dem großen Geiſt und Achtung für die Rechte ihrer Nebenmenſchen. In einer Beziehung gleichen ſie den Quäkern, denn ſie glauben, dem großen Geiſt mißfielen die Völker, welche muthwilliger Weiſe Krieg beginnen, weßhalb ſie alle Angriffskriege vermeiden. Nichtsdeſtoweniger liegen ſie ſtets im Kampfe, namentlich mit den Blackfeet, mit denen ſie auf ihren Jagdzügen häufig in Colliſion kommen, woraus hitzige Gefechte entſpringen. Sie benehmen ſich äußerſt muthig, und haben ſich noch nie von ihren Jagdgründen vertreiben laſſen.

(Fortſetzung folgt.)

Lebenskraft des Seidenwurmes.

Hr. Loiſeleur-Deslongschamps hat der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris neue Beobachtungen über die kräftige Conſtitution des Seidenwurmes mitgetheilt. Dieſes Inſect erträgt, ohne merklich dabei zu leiden, als Larve die bedeutendſten Wechſel der Atmoſphäre, und wenn auch nicht ſehr extreme, doch immerhin beträchtliche Aenderungen des Klima's unter ſehr verſchiedenen Breiten. Der Seidenwurm dauert vom 25° der Breite in China bis zum 55° der Breite in Rußland und Schweden aus. Die Würmer kriechen zu der von der Natur beſtimmten Zeit bei einer Temperatur von 11 bis 12° R. ebenſo gut aus, als bei 25 oder 30°, und der erſtere Wärmegrad braucht nicht einmal anhaltend zu ſeyn. Hr. Loiſeleur hat im Jahr 1824 Würmer in einem Zimmer auskriechen ſehen, wo die Temperatur den Tag über nicht

höher war, als 11 bis 12°, und wo jeden Morgen wegen der während der Nacht eingetretenen Erkältung das Thermometer nur 9 bis 10° über Null ſtand. Die Temperaturwechſel, welche die Eier vor dem Auskriechen ertragen können, ſind noch weit bedeutender. Im Winter von 1829 auf 1830 ſetzte Hr. Loiſeleur die Eier mehrere Tage lang einer Kälte von 30° unter Null aus, und dennoch krochen die Würmer im Frühjahr aus. Hr. Pomarède brachte Eier ſogar in eine Kälte von 40°, ohne daß ſie deßhalb gelitten hätten. Die entgegengeſetzten Verſuche machte Hr. Boiſſier de Sauvage, der ein kleines Päckchen Eier den Strahlen der Sonne ausſetzte, die das Thermometer bis auf 45° ſteigen machten, und auch aus dieſen Eiern krochen Würmer, wodurch erwieſen iſt, daß man die Eier der Seidenraupe ohne Nachtheil einem Temperaturwechſel von 63° ausſetzen kann. Nur iſt zu bemerken, daß die Kälte die Lebensdauer des Inſectes verlängert, die Wärme aber ſie verkürzt, und der Unterſchied ſo weit gehen kann, daß in der Kälte der Larvenzuſtand bis zu 60 Tage dauert, während er bei hoher Wärme ſich auf 20 Tage beſchränkt.

Chronik der Reiſen.

Reiſebilder aus Finnland.

(Fortſetzung.)

Seit einigen Jahren machen aufmerkſame Beobachter die Bemerkung, daß der Imatra von der frühern Höhe ſeines Falles merklich abnimmt, welches ſie dem zuſchreiben, daß der Fluß in ſeiner die Felſenmaſſen immer mehr zerſtörenden Kraft die Oberhand gewinnt, wodurch denn aber natürlich die gegneriſche Widerſtandskraft immer geringer, der Sturz minder reißend und lautbrauſend wird. Verhält ſich dieß wirklich ſo und nimmt dieſer freiere Spielraum der Woſcha über ihre verſchiedenen Fälle mit den Jahren zu, ſo möchte der Imatra nach etwa 40 Jahren von ſeiner heutigen Celebrität nur noch ein winziges Bild aufſtellen. Wir widmeten allen drei Hauptfällen mehrere Beſuche zu verſchiedenen Tageszeiten: am Nachmittag, Abends im Moment der ſcheidenden Sonne und am Frühmorgen. Jedesmal fanden auch wir — wie ſchon oben angedeutet ward — das Tableau dieſer majeſtätiſchen Naturſcene anders geſtaltet; am ſchauerigſten, aber auch am impoſanteſten, nahm ſie ſich bei eingetretener Dunkelheit und bei aufgegangenem Vollmond aus. — Links vom Fluſſe Woſcha befinden ſich auf einer vom Gebüſche verſteckten Anhöhe zwei niedlich liegende Höfchen mit ihren freundlichen, gaſtfreien Beſitzern. Am Fuße dieſer Anhöhe bildet die Woſcha den dritten Fall, zwar nicht von der Bedeutenheit der beiden erſten, doch immer noch der Beſchauung der Reiſenden würdig. Von dieſem Punkt aus erblickt man aus der Ferne viele von der Woſcha gebildete Inſeln. Dieſe beiden Höfen, auf welchen die Beſitzer ſelbſt beſtändig wohnen, präſentiren ſich ſchon von weitem mit vieler Anmuth und verleihen der Gegend noch einige Lebendigkeit, denn außer ihnen, der auf der rechten Seite des Fluſſes liegenden Station Sittola und einigen zerſtreuten Bauernhütten, findet man hier nichts von menſchlicher Anſiedlung. Die Gegend um Imatra iſt öde und einſam, die Natur wild und unzugänglich; ſo weit der Blick nur reicht, ſieht man nichts als Wald und Berge, hin und wieder ſchimmern auch Seen hervor. Zwiſchen der Poſtſtation und dem Hauptfalle befinden ſich freilich einige ausgedehnte Ackerfelder, deren Eigenthümer aber meilenweit von ihnen entfernt ſeyn mögen.

Jeder den Waſſerfall beſuchende Reiſende ſieht ſich faſt gleich bei ſeiner Ankunft von einigen jungen Bauerburſchen umringt, die ihm für eine geringe Entgeltung ihre gefälligen Cicerone-Dienſte anbieten, von denen er ſich nicht gut losſagen kann. Auch uns geſellten ſich ſolche bei, die uns die Gewalt des Sturzes durch manche Experimente, durch Anführung einiger von den vielen Traditionen, welche die hieſigen Finnen unter ſich aufbewahren, noch ſtärker ins Gedächtniß zu prägen ſich mühten: ſo opferten ſie einige gefällte Baumſtämme der tobenden Fluth, die ſie wenige Minuten darauf am Rande des untern Flußbettes wieder auffiſchten; die morſchen von ihnen erblickten wir nun vom Strudel ganz zermalmt, die feſtern dagegen, welche ſeiner Gewalt widerſtanden hatten, zeigten ſich uns nun wie gedrechſelt und in der regelmäßigſten Kegelform. — Zu den merkwürdigſten im Landvolke hier verbreiteten Traditionen über den Imatra gehört wohl unſtreitig nachſtehende: es ſoll einmal ein Bär, ſpäter eine Kuh, unverſehens von den ſchäumenden Wellen ergriffen worden ſeyn, in demſelben Augenblicke waren ſie ſpurlos verſchwunden, die Felle der verunglückten Thiere fand man ſpäter an das Ufer geworfen, Knochen und Fleiſch zu einem Brei gequetſcht einſchließend. Welche ungeheure Kraft des Elements war nöthig, um dieß zu produciren! — Niemand beſucht wohl den Imatra, ohne von den köſtlichen Lachsforellen, die oberhalb des Hauptfalles gefangen werden, zu eſſen, ſo wie niemand Wiborg verläßt, ohne nicht ſeine berühmten, überaus delikat gebackenen Kringel, die beſonders wohlſchmeckend am Morgen beim Kaffee ſind, gekoſtet zu haben. Sie haben ihre Celebrität im ganzen nördlichen Rußland, beſonders bei uns in Petersburg errungen, und werden weit und breit verführt. Der obengedachte Lachsfang iſt ſpaßhaft genug anzuſehen. Die Lachsforelle ſchwimmt gegen den Strom, und geht ſo lange vorwärts, bis der Wellenſchlag ſie zurückſchleudert, wobei ſie oft in die Luft fliegt, in dieſem Moment aber durch die Geſchicklichkeit der Finnen auf einem ſpitzen Stahl gefangen wird. Der Forellenjäger ſteht auf einer ſchmalen Brücke, die weit in das Waſſer hineingebaut iſt. — Alle ankommenden Fremden können nur bei dem Aufſeher der Poſtſtation, der, wie auf allen Stationen Finnlands, ein Nationale iſt, ein erträgliches Logis und Beköſtigung für die Zeit ihres Aufenthalts finden, für welche er aber enorme Preiſe den Gäſten zu ſtellen ſich die Freiheit nimmt. Bei der Abreiſe präſentirt er jedem ein Buch, in das derſelbe ſeinen Namen und die Größe des von ihm zu gebenden Beitrags, von dem er ſchon nicht loskommt, zeichnen muß. Aus dieſen Beiträgen hat die Oberverwaltung einen Fonds formirt, beſtimmt zur Gründung neuer und Erhaltung ſchon beſtehender Anlagen, die nur die Bequemlichkeit der Imatra Beſuchenden bezwecken. Demſelben verdankt auch der obgedachte Pavillon mit ſeiner gerade zum Hauptfalle führenden bequemen Treppe von 80 Stufen ſein Daſeyn.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchte Nachrichten.

Die Bevölkerung der deutſchen Colonien von Saratow belief ſich Ende 1835 auf 109,796 Seelen. Im Laufe deſſelben Jahres hatte ſie um 1222 Seelen zugenommen. Merkwürdig iſt das Verhältniß der Geburten zu den Sterbefällen, das ſich in dieſer Colonie in den Jahren 1834 und 1835 wie 207 zu 100 verhielt, während es ſich im ganzen übrigen ruſſiſchen Reiche während der letzten 50 Jahre im Durchſchnitt wie 156 zu 100 herausſtellte.

Hr. Pratt las in der geologiſchen Geſellſchaft zu London ein Memoire über die geologiſche Beſchaffenheit der Küſte der Normandie vor, und weiſt nach, daß alle Felsarten, welche ſich in England zwiſchen dem Lias-Kalk und der Kreide vorfinden, mit ſehr wenigen localen Ausnahmen auch längs der normänniſchen Küſte vorhanden ſind.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 188.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 Julius 1837.

Die erſten Miſſionäre in den Südſee-Inſeln.

(Nach: A Narrative of Missionary Enterprizes in the South Sea Islands; with some remarks upon the natural History of the Islands, Origin, Languages, Traditions and Usages of the Inhabitants. By I. B. Williams, of the London Missionary Society.)

Das angeführte Buch muß den Philanthropen mit Freude erfüllen, denn ſein Gegenſtand iſt die Civiliſation eines höchſt barbariſchen Theils des Menſchengeſchlechts, und man muß in der That ſtaunen, wenn man das, was erreicht wurde, mit den geringen Mitteln vergleicht. Die Arbeiten der Miſſionäre in den Südſee-Inſeln wurden zuerſt von einer Lady Huntingdon angeregt, wenigſtens gab ſie einen Impuls dazu, der auch nach ihrem Tode noch kräftig fortwirkte. Ihr Caplan, ein Dr. Haweis, weckte bei mehrern Perſonen einen ungemeinen Eifer für die Bekehrung der Bewohner der Taheiti-, Marqueſas- und Freundſchafts-Inſeln, und dieſe, mit viel Eifer und wenig Klugheit, hatten nichts Eiligeres zu thun, als ein Schiff zu kaufen, und auf dieſem 25 Miſſionäre einzuſchiffen, welche den Auftrag erhielten, zugleich in den drei Gruppen ihre Arbeiten zu beginnen. Man verſchaffte ihnen ein gemächliches Unterkommen auf den Inſeln, und erwartete Wunder von ihrem Eifer und Unternehmungsgeiſt. Unglücklicherweiſe hatten aber weder die Miſſionäre, noch die Unternehmer des frommen Werks den geringſten Begriff von der einzigen Art, wie ein ſolcher Zweck zu erreichen iſt. Was ließ ſich von Leuten erwarten, welche die Sprache, die Sitten und die Religion der Eingebornen nicht kannten? Wären ſie von geſundem Menſchenverſtand geleitet geweſen, ſo hätten ſie einige Eingeborne dieſer Inſeln nach England geführt, und die Miſſionäre vorerſt einige Jahre damit zugebracht, die Sprache zu lernen, und dann wäre auf einigen Erfolg zu hoffen geweſen. So aber ſcheinen dieſe geiſtigen Don Quixotes alle menſchlichen Mittel vernachläſſigt, und ſich nur auf Wunder verlaſſen zu haben. Der Erfolg war, wie zu erwarten ſtand. „Die Miſſion nach den Marqueſas ſchlug fehl; zu Tongatabu verloren einige Miſſionäre das Leben, und dieſe Miſſion wurde nach einer Reihe von Unfällen aufgegeben. Die, welche ſich zu Taheiti unter anfangs günſtigen Umſtänden niedergelaſſen, flohen aus Furcht vor dem Tode faſt alle nach Neu-Süd-Wales, ſo daß nach wenigen Jahren von der glänzenden, nach der Süd-See abgegangenen Botſchaft der Gnade nur noch wenig übrig war.“

Es wäre in der That ſeltſam geweſen, wenn die Sache einen Erfolg gehabt hätte, und obwohl ſolche Unbeſonnenheit und Einfalt auch in neuern Zeiten noch Nachahmer fand, ſo war doch der Erfolg ſtets derſelbe, nämlich Unglück und Schande. Zwar verließen nicht alle Miſſionäre die Inſel Taheiti, da dieſe aber keine ſonderlichen Fortſchritte in der Kenntniß der Sprache und Sitten des Volkes machten, ſo arbeiteten ſie viele Jahre umſonſt. Was war auch anders zu erwarten, da dieſe klugen Herren ſich einbildeten, ſie müßten die Einwohner vor allem engliſch lehren; als ob ein Dutzend Fremdlinge ein ganzes Volk überreden könnten, eine neue und ſchwierige Sprache zu lernen. „Sechzehn Jahre lang wurde trotz des unabläſſigen Eifers, trotz der unaufhörlichen Reiſen und der treuen Ermahnungen dieſer frommen Männer kein Antheil, kein Geiſt der Forſchung rege, und keine einzige Bekehrung fand ſtatt.“

Man kann in der That nicht erſtaunt ſeyn, daß die wenigen muthigen Männer, welche zurückgeblieben waren, endlich gezwungen wurden, ein ſo wenig verſprechendes Feld zu verlaſſen, und daß die Directoren in London geneigt waren, die ganze Miſſion aufzugeben. Doch wurde anderem Rathe Gehör gegeben, und die Miſſionäre ermahnt, ſich wieder auf ihren Poſten zu begeben. Ein Umſtand hatte bereits der Annahme des Evangeliums den Weg gebahnt. Zwei Eingeborne im Dienſte der Miſſionäre hatten auch nach ihrem Abgang eine günſtige Meinung von der neuen Lehre bewahrt, und es bildete ſich um ſie bald ein Kern, der allmählich im Laufe ſeiner Entwicklung einen mächtigen Umſchwung der Dinge herbeiführte. Einige Miſſionäre kehrten, als ſie dieſe unerwartete Nachricht hörten, zurück, predigten in der Landesſprache, und hatten bald Urſache, über ihre Erfolge erſtaunt zu ſeyn. „Von dieſer Zeit an begleitete ein raſcher Erfolg alle unſere Arbeiten, ſo daß Inſel auf Inſel, und Gruppe auf Gruppe in raſcher Folge dem Evangelium gewonnen wurde, und ſich jetzt keine Inſelgruppe, ja

nicht einmal eine einzige Insel von einiger Bedeutung innerhalb 2000 Meilen von Taheiti findet, welche nicht die frohe Botschaft des Heils empfangen hätte."

Raiatea, die größte und mittelste der Freundschafts-Inseln, war der erste Schauplatz der Arbeiten des oben genannten Verfassers, und doch scheint er größere Wichtigkeit auf seine Bemühungen in zwei andern Gruppen, den Hervey- und Schiffahrts- oder Samoa-Inseln zu legen. Die Hervey-Inseln waren den Europäern, ehe Williams und seine Collegen sie besuchten, nur wenig bekannt. Es sind ihrer sieben: Mauke, Mitiare, Atiu, Mangaja, Rarotonga, Aitutaki und Hervey, welche letztere der Gruppe ihren Namen gab; fünf davon wurden von Cook, zwei (Mauke und Rarotonga) von den Missionären entdeckt. Die Bevölkerung beträgt etwa 16,000 Menschen. Die Race ist kupferfarbig, so benannt, um sie von der schwarzen oder Negritorace zu unterscheiden, welche die westlichen Gränzen Polynesiens bewohnt. Diese zwei Racen bewohnen sämmtliche ostindische und Südsee-Inseln von den Molukken bis zu den Marquesas-Inseln. Die kupferfarbige Race ist im Besitz aller Inseln ostwärts vom Archipel, die westlichen wie die Fidschi-Inseln, die neuen Hebriden, Neucaledonien, Neubritannien, Neuireland, Neuguinea u. s. w., sind hauptsächlich von der Negritorace bewohnt. Da wir es hier mit den östlichen Inseln zu thun haben, so bemerken wir, daß die kupferfarbige Race die malayische Gesichtsform hat, und daß nicht wohl zu zweifeln, daß sie ursprünglich aus der malayischen Halbinsel stammt. Dieß wird auch durch die Verwandtschaft der Sprachen bestätigt. Doch endet hier die Verwandtschaft noch nicht, denn sie läßt sich eben so zwischen den Malayen und Peruanern nachweisen. Ein Theil des neuen Testaments, die vier Evangelien, ist in den letzten vier oder fünf Jahren ins Peruanische übersetzt worden, so daß sich die Vergleichung leicht machen läßt, und ein Peruaner soll dieß zu seiner völligen Ueberzeugung über den Ursprung seiner Nation gethan haben.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Erster Aufenthalt jenseits der Felsengebirge. — Der Winter.

(Fortsetzung.)

Den größern Theil des Novembers hindurch blieb Capitän Bonneville am Salmenfluß; er hatte nun alle seine Wünsche erreicht, und führte ein Jägerleben mitten in der Wildniß, deren wilde Bevölkerung ihn umgab. Außer seinem eigenen bunt zusammengesetzten Gefolge von Creolen, Kentuckiern, Indianern, Halbblütigen, gemietheten und freien Trappern befanden sich nahe bei ihm Lager von Nezpercés und Flachköpfen, deren zahlreiche Pferde die Berge und Ebenen bedeckten. Sein freundliches Benehmen übte auch seinen Einfluß auf die verschiedenen Stämme aus, unter denen die größte Einigkeit herrschte. Sie waren freundlich und im hohen Grade ehrlich gegen die Weißen, nur fielen sie ihnen mit ihrer Neugierde manchmal sehr zur Last, was aber der Capitän und, seinem Beispiel zufolge, auch seine Leute mit der größten Geduld ertrugen. Die Nezpercés, Flachköpfe und Hangohren sind stolz auf die Anzahl ihrer Pferde, von denen sie verhältnißmäßig mehr besitzen, als irgend ein anderer Stamm innerhalb der Büffelregion: viele der indianischen Krieger und Jäger hatten 30 bis 40 Stück; ihre Pferde sind gute, kräftig gebaute Ponies, fähig, die größten Beschwerden und Entbehrungen zu ertragen. Ihre raschesten Pferde sind indeß diejenigen, die sie von den Weißen erhalten, wenn sie noch jung genug sind, um an den harten Dienst in den Gebirgen sich zu gewöhnen.

Die zahlreiche Bevölkerung des Lagers begann nun ihre Unbequemlichkeiten zu äußern: die ungeheure Zahl von Pferden verzehrte alles Gras der umliegenden Berge, und in größere Entfernung wagte man sie wegen der nahe lauernden Feinde nicht zu schicken. Auch das Wild wurde selten, da die häufige Jagd es bald aus der Nähe verscheuchte. Weder hier noch irgendwo konnte eine so zahlreiche Menschenmenge für den Winter beisammen bleiben, und Capitän Bonneville änderte deßhalb seine Anordnungen, indem er 50 Mann südwärts schickte, um am Schlangenfluß zu überwintern, im Frühjahr dort Biber zu jagen, und ihn im kommenden Monat Julius im Thale des grünen Flusses zu treffen. Er selbst behielt nur eine kleine Zahl freier Trapper bei sich, mit denen er unter den Nezpercés und Flachköpfen sich aufhalten, und nach ihrer Art dem Wilde und dem Grase nachrücken wollte. Diese Indianer brachen auch bald nachher auf nach einem minder betretenen Landstriche, Bonneville aber blieb einige Tage zurück, um alles für den Augenblick Ueberflüssige in Verstecken unterzubringen, und zog dann am 20 November seinen Verbündeten nach.

Er fand diese an der Quelle eines kleinen Flusses in einem ziemlich geschlossenen Thale, wo sie sich vor ihren alten Feinden, den Blackfeet, völlig sicher hielten, und sich der größten Sorglosigkeit hingaben. Die Folge war, daß in Einer Nacht 86 der schönsten Pferde von den Blackfeet fortgeführt wurden. Bonneville glaubte, die Nezpercés und Flachköpfe würden nun alsbald im größten Zorn aufbrausen, und den Feinden nachsetzen, aber keineswegs, sie begnügten sich, in Berg und Thal nach den Pferden, welche zufälliger Weise den Räubern wieder entkamen, herumzusuchen, und fügten sich mit exemplarischer Resignation in ihren Verlust.

Bonneville und seine Verbündeten blieben hier vom 21 November bis zum 9 December, während welcher Zeit das Thermometer zwischen $-8^1/_2°$ und $+4^1/_2°$ R. schwankte. Zu Zeiten fiel Schnee, schmolz aber alsbald hinweg, und die zarten Blätter des jungen Grases schossen unter dem alten hervor. Am 7 Dec. fiel jedoch das Thermometer auf $-11°$, und da auch hier bereits das Wild etwas selten geworden war, so brach man am 9 abermals auf, und zog in langsamen Märschen weiter, weil viele Indianer krank waren. Es hatte sich nämlich unter diesen eine Art Lungenkrankheit gezeigt, welche eine große Anzahl Menschen nach einer Krankheit von 3 oder 4 Tagen hinraffte; Bonneville verordnete ihnen tüchtigen Schweiß und Aderlassen, stets mit Erfolg, wenn der Kranke mit gehöriger Sorgfalt behandelt wurde. Manchmal riefen die armen Wilden auch

ihre Beſchwörer zu Hülfe, freilich mit ſchlechtem Erfolg. Die, welche an der Krankheit ſtarben, wurden nach Art der Weißen beerdigt, ohne daß jedoch hinſichtlich des Kopfs eine beſtimmte Richtung beobachtet worden wäre. Merkwürdig iſt, daß während die Krankheit unter den Eingebornen ſolche Verheerungen anrichtete, auch nicht ein einziger Weißer das mindeſte Symptom davon verſpürte.

Capitän Bonneville hatte vorgeſchlagen, nach der Pferde-Prairie zu ziehen, ſeine indianiſchen Freunde aber wollten ſich in dieſe von den Blackfeet durchzogene Büffelregion jetzt nicht wagen, und ſchlugen ein abgelegenes Thal vor, das ſie als ein wahres Jägerelyſium ſchilderten, wo es Elenthiere in Menge gebe, und auch das Bergſchaf ſich in Schaaren auf den Bergen und Felſen ſehen laſſe. Dorthin würden die Blackfeet ſich nicht wagen, und man könne auch etwas weiter hin in einem ganz gefahrloſen Revier auf Büffelheerden ſtoßen. Der Vorſchlag gefiel dem Capitän, der gern durch die Indianer auch mit den entlegenern Strichen des Landes bekannt werden wollte, und er ſchlug ſeinen Weg dahin ein; als er aber an das Tiefthal kam, das den Eingang in die von den Indianern ſo geprieſene abgeſchloſſene Gegend bildete, machte er Halt, und ſchickte fünf ſeiner freien Trapper voraus, um ſo viel Elenthiere als möglich zu erlegen, ehe die Hauptmaſſe hineinzöge, wo dann durch die Jagdausflüge der Indianer das Wild bald weggeſcheucht würde.

Während man hier gelagert war, wurden den Nezpercés durch die Blackfeet abermals Pferde geſtohlen, denn ſie hatten ſich weder durch den bereits erlittenen Verluſt, noch durch die Anmahnungen Bonneville's bewegen laſſen, auf ihre Pferde genauer Acht zu geben, was doch um ſo nöthiger war, da ſich unter den Blackfeet mehrere in der Jugend gefangene Nezpercés befanden, die, in dem kriegeriſchen, räuberiſchen Geiſt der Blackfeet auferzogen, alle Neigung zu ihrem urſprünglichen Stamm verloren hatten, und dem Feind die geheimen Schlupfwinkel ihrer ehemaligen Stammgenoſſen zeigten. Trotz dieſer wiederholten Räubereien dachten die Nezpercés nicht an Verfolgung und Wiedervergeltung, ſo daß Bonneville, dem bei der Sache um ſeine eigene Sicherheit bang wurde, ſie aufforderte die Räuber zu verfolgen, in das Land der Blackfeet einzudringen, und nicht eher zu ruhen, als bis ſie gehörig Rache genommen hätten. Dieß ſtachelte auf einen Augenblick den Stolz der Indianer, nach kurzer Pauſe ſtand indeß einer ihrer Redner auf, und meinte, der große Geiſt habe ihnen ein Herz zum Frieden, nicht zum Kriege gegeben; Pferde könnten ſie ohne Gefahr von ihren Vettern, den untern Nezpercés, wieder bekommen, während ſie im Kriege Menſchen verlieren würden, die nicht ſo leicht zu erſetzen ſeyen. Weitere Verluſte ſeyen durch größere Wachſamkeit zu verhindern, und er mißbillige deßhalb alle feindlichen Maßregeln, eine Anſicht, worein alle andern Häuptlinge mit einſtimmten.

Wenn dieſe Schwäche und Langmuth der Nezpercés unſern Reiſenden nicht wenig in Erſtaunen und in Unruhe über ſein eigenes Schickſal verſetzte, ſo brachte ſie einen andern Bewohner des Lagers faſt in Verzweiflung. Dieß war ein flüchtiger Blackfoot, Namens Koſato, ein lebhafter, heißblutiger Jüngling, der mit einem ſchönen Mädchen deſſelben Stamms zu den Nezpercés geflüchtet war. Obwohl in den Stamm dieſer letztern aufgenommen, hatte er doch den wilden, kriegeriſchen Geiſt ſeines eigenen Stamms bewahrt, und verachtete die friedlichen Sitten ſeiner Umgebung: dieſe begnügte ſich mit der Jagd des Rehs, des Rennthiers und des Büffels; er aber brannte vor Begierde nach Raubzügen, Hinterhalten und allen Fährlichkeiten eines Raubkriegs. Die letzten Räubereien der Blackfeet verſetzten ihn in eine fieberhafte Aufregung und Bonneville's Bemühungen, den kriegeriſchen Geiſt der Nezpercés rege zu machen, fanden bei ihm die lebhafteſte Unterſtützung. Aber alles war verlorne Mühe bei dem friedlichen Geiſte ſeiner Zuhörer, und in der Bitterkeit ſeines Herzens verfluchte er ſein Geſchick, das ihn von gleichgeſinnten Stammgenoſſen getrennt, und genöthigt hatte, bei ſo unkriegeriſchen Weſen eine Zuflucht zu ſuchen.

Sein Benehmen erweckte die Aufmerkſamkeit Bonneville's, und er wünſchte zu erfahren, weßhalb Koſato ſeinen Stamm verlaſſen habe, und mit ſolcher Todfeindſchaft ihn betrachtet. Koſato erzählte ihm ſeine Geſchichte: er hatte die junge Gattin ſeines Häuptlings geliebt, und dieſe ſeine Liebe erwiedert; darum verfolgte ihn der Häuptling und mißhandelte ſein Weib, bis endlich Koſato, durch wiederholte Beleidigungen aufs Aeußerſte gebracht, den Häuptling niederſtieß und ſeine Geliebte dann mit geringer Mühe zur Flucht bewog. „Die Nezpercés," ſchloß er ſeine Erzählung, nahmen uns willig auf, und wir haben bei ihnen gewohnt in Frieden; ſie ſind gut und freundlich, ſie ſind redlich, aber ihre Herzen ſind Weiberherzen." Aehnliche Fälle tiefer, heftiger Leidenſchaft, die mit den herkömmlichen Anſichten von Unempfindlichkeit der Indianer keineswegs übereinſtimmen, ſollen häufig vorkommen, und oft zwiſchen den verſchiedenen Stämmen zu langen und blutigen Fehden Anlaß geben.

(Fortſetzung folgt.)

Botanik von Aſſam.

Dr. W. Griffith meldet dem Secretär der aſiatiſchen Geſellſchaft in einem Schreiben aus Sodiya vom 12 October: „Ich habe jetzt die während unſerer letzten Anweſenheit in Aſſam veranſtaltete Sammlung von Musci und Hepaticæ in Ordnung gebracht. Die Zahl der erſtern beläuft ſich auf 154 Species, oder faſt auf ein Achtel der ganzen bekannten Zahl. Sie umfaßt 27 Genera, von denen ich zwei als neu zu bezeichnen gewagt habe. Die Sammlung der Hepaticæ umfaßt 48 Species, wovon 31 der Jungermannia angehören, und zehn Genera, von denen fünf neu zu ſeyn ſcheinen. Faſt alle Exemplare dieſer Sammlung wurden von mir ſelbſt auf den Khaſia-Gebirgen zwiſchen Tſcharra Pundſchi und Nunklau geſtückt. Die genannten Pflanzenordnungen ſind bis jetzt von den indiſchen Botanikern faſt ganz vernachläſſigt worden."

Chronik der Reiſen.

Reiſebilder aus Finnland.

(Fortſetzung.)

Am dritten Tage nach unſerer Ankunft verließen wir Imatra, ſetzten über die Werſcha vermittelſt einer gleich unterhalb der Poſt-

station über sie führenden Fähre, in deren unmittelbarer Nähe ganz frei und offen, von nichts behindert, der mittlere Fall auch von einer ziemlichen Höhe braust, und der Landschaft dadurch einen großen Reiz verleiht, da die gedachte Passage von Kommenden und Gehenden stark frequentirt ist, und der Fall von allen Punkten aus deutlich übersehen wird. Wir besuchten die nur wenige Werste von Imatra entlegenen sogenannten Schweineberge, eine Kette mehrerer zusammenhängender Berge, von deren Gipfeln wir weite Fernblicke auf die überaus anmuthig liegende Landschaft thun konnten. Finnland besitzt viele anziehende und großartige Naturschönheiten, aber man muß sie einzeln sehen, denn sie wiederholen sich so oft in den gleichen Formen, daß sie dem Reisenden bei einem mehrtägigen Anblicke monoton werden. Am anmuthigsten sind sie noch in der unmittelbaren Nähe der Residenz, einige Meilen weiter davon verlieren sie an Reiz und Abwechslung. Ungeheure Granitfelsen, gleichsam das Gerippe des Landes bildend, ziehen sich in unendlichen Verzweigungen, welche mehrere Werste ins innere Land hineingehen, rund um dasselbe; das flache Land sieht man zu beiden Seiten des Weges mit Wäldern bedeckt, größtentheils niedriges Tannen- und Birkengebüsch, aus denen eine Unzahl größerer und kleinerer Landseen, reich an verschiedenen schmackhaften Fischgattungen, hervorschimmert. Dieses Tableau wiederholt sich aber dem Reisenden immer aufs neue, er gewahrt keine Abwechslung, es muß ihn daher zuletzt langweilen. Mit Stein- und Felsenmassen scheint dieses Ländchen von der Natur überreich versehen zu seyn, die aber dem Feld- und Wiesenbau einen sehr kargen Spielraum zum Fortkommen gestatten. Befremden muß es den durch Finnland Reisenden, sich auf den Fahrwegen so ganz isolirt zu sehen, und große Wegstrecken keiner Menschenseele zu begegnen; nur hie und da einem Finnen auf seinem zweiräderigen Wägelchen, der mit seiner Ladung Holz oder Kohlen nach Petersburg geht, und in einer so steifen Ruhe, Folge seines Phlegma, begriffen ist, daß er den Begegnenden kaum einiger flüchtigen Blicke würdigt. — Die Dörfer sind nicht wie im innern Rußland, oder in unsern deutschen Provinzen und an andern Orten, in zahlreichen großen Gemeinden angelegt, sondern bestehen aus einer oder zwei Hütten, die in weiter Ferne von einander und größtentheils seitwärts vom Fahrweg abliegen. Sie haben zum Mehrtheil ein miserables Ansehen von außen, und zeichnen sich von innen durch große Unsauberkeit aus, denn die Reinlichkeit ist keine den Finnen beizulegende Tugend.

Von der genannten Bergkette kehrten wir denselben Weg über Imatra zurück, und fuhren nach Wilmanstrand und Kexholm, zwei sehr armseligen Städtchen oder vielmehr Festungen.

Wilmanstrand, im Schwedischen das Ufer der Wilden bezeichnend, liegt am Saima-See, 50 Werste von Wiburg entfernt. Früher, als Rußland gegen Schweden noch auf diesen Landstrich allein beschränkt war, war es nebst Neuschlot eine starke Festung. Beide sind jetzt jedoch als solche von keiner Beachtung mehr. Wilmanstrand besitzt außer der eigentlichen Stadt noch eine Vorstadt, ist regelmäßig und gut aufgebaut. Wir fanden hier eine finnische Kirche, ein Raths- und Schulhaus, und recht artige Waarenmagazine, wiewohl keinen eigentlichen Kaufhof, denn in Finnland pflegen die Kaufleute nur in ihren Häusern zu handeln. Die Stadt besitzt ein trefflich organisirtes Arbeitshaus, das gesehen zu werden verdient. Es ist zur Aufnahme weiblicher Verbrecher von ganz Finnland bestimmt, die von den Behörden dazu condemnirt sind. Ein zweites der Art besteht in Abo. Für's männliche Geschlecht bestehen ebenfalls Correctionshäuser in andern Städten und Festungen Finnlands. Das Wilmanstrand'sche ist musterhaft eingerichtet, und man muß die in allen seinen Theilen herrschende treffliche Ordnung bewundern, wenn man dabei die beschränkten Mittel erwägt, woraus Alles bestritten und das Ganze erhalten wird. Wir ließen uns sein ganzes Detail zeigen. Unter den Eingekerkerten fanden wir auch viele Zigeuner-Familien, die hier Unterricht im Lesen und in der christlichen Religion erhalten. Ueberhaupt befremdete es mich sehr, auf unsern hiesigen Excursionen häufig zahlreich wandernden Zigeuner-Horden zu begegnen, die in abgetheilten Gesellschaften durch die Provinz ziehen, sich aber nirgends festsetzen. Sie werden aber auch nun im Verhältnisse zu vormals in Finnland seltener. Dank sey es den auf ihre Vertreibung beharrlich gerichteten Bemühungen der Regierung! Sie bleiben immer unter freiem Himmel, ihren uralten, ihnen heiligen Nationalgebräuchen folgend, dürfen sie in keiner Stadt übernachten; sie schlagen ihre Zelte da auf, wo sie das beste Gras finden, um ihre Pferde bis zur Weiterreise weiden zu lassen, während sie selbst ihren Lebensunterhalt von den Bauern erbetteln. Kein Finne versagt ihnen, zum Theil auch wieder aus vorherrschendem Aberglauben, was sie verlangen, denn man traut ihnen überirdische Kräfte zu und fürchtet ihre Rache. Es ist wahr, daß dieses Völkchen allerlei Unfug zu treiben versteht, und schwachen Menschen leicht glauben machen kann, es sey der Zauberei kundig.

Wenige Werste von Wilmanstrand befindet sich ein Brunnen und eine Quelle, über deren heilsame mineralische Wirkungen in gewissen Krankheiten schon manche unserer Blätter viel Gutes gesagt haben. Sie liegen auf dem Grund eines reichen finnischen Bauers, der sie dem Wilmanstrand'schen Stadtarzt verpachtet hat. Dieser hat ihnen vorläufig eine bequemere Einrichtung zu geben gesucht, welche er in der Folge noch erweitern will; da die Bevölkerung ihnen aber gering zuspricht, so wird er sich wohl vor unnützen Auslagen hüten. Eine der größten Unbequemlichkeiten dieser Mineralquelle ist die, daß außer einem einzigen zur Versammlung der den Brunnen trinkenden Gäste aufgebauten Saal nichts von Wohnungen besteht, Letztere also genöthigt sind, jeden Tag zu der fünf Werste entfernten Stadt zurückzukehren, um am folgenden Tage wieder hieher zu kommen. Da hier keine Spur von Fiacres und Miethkutschern besteht, so sind solche tägliche Fußpromenaden von zehn Werften eine enorme Beschwerde für den Patienten. Bei den finnischen Bauern stehen Quelle und Brunnen im hohen Credit, sie benutzen sie fleißig. Im Moment, als wir dort waren, fanden wir ihrer einige dreißig versammelt, auch drei Petersburger trafen wir.

Kexholm ist aus frühern Zeiten noch sehr stark befestigt, liegt zwischen dem Saima- und Ladoga-See, hat eine überaus romantische Lage. Hier wurde die Familie des bekannten Aufwieglers und Räubers Pugatschew lange gefangen gehalten.

In Püterlax besahen wir die berühmten Granitbrüche, welche in Petersburg seit dem Wiederaufbau der Isaakskirche, vornehmlich aber seit Aufstellung der Alexanders-Säule, die hier in ihrer ganzen enormen Höhe ausgegraben wurde, eine so außerordentliche Celebrität errungen haben, welche bis ins Ausland gedrungen ist. Von Püterlax wandten wir uns zu den Fällen des Kümen, die ich für nicht minder merkwürdig als die der Wotscha halte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 189.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 Julius 1837.

Einiges über Siam und ſeine Hauptſtadt Bankok.

(Aus Earls Werke: the eastern Sea etc.)

Die Siameſen ſind phyſiſch betrachtet den Bewohnern des indiſchen Archipels, mit Ausnahme der Balineſen, denen ſie auffallend gleichen, überlegen. Sie ſind meiſt über Mittelgröße und gut gebaut, etwas dunkler als die Chineſen, aber heller als die Malayen und Javaner. Die Kleidung von Männern und Weibern beſteht aus einem um die Lenden geſchlungenen Tuch, wovon ein Zipfel zwiſchen den Beinen durchgezogen und hinten befeſtigt wird; die Weiber ſchlagen außerdem ein Tuch um den Oberleib, die Männer aber nie, außer bei feierlichen Gelegenheiten. Beide Geſchlechter ſcheeren das Haar völlig, mit Ausnahme eines kleinen runden Flecks zwiſchen dem Scheitel und der Stirne, und dieſer wird gebürſtet, ſo daß er wie ein Schopf in die Höhe ſteht; dieß iſt eine neue Mode, denn früher trugen ſie Zöpfe, und man bemerkte boshafter Weiſe, in den neuern Schlachten gegen die kühnen Cochinchineſen ſeyen viele ſiameſiſche Soldaten auf der Flucht am Zopfe gepackt und gefangen genommen worden, und darum die Zöpfe abgekommen. Die Männer ſind meiſt mürriſch und unfreundlich, die Frauen dagegen häufig munter und lebhaft; viele ſehen auch recht hübſch aus, obwohl die wunderliche Friſur keineswegs dazu mitwirkt.

Das Reich der Siameſen iſt im Sinken, hauptſächlich in Folge der unaufhörlichen Kriege und der übermäßig zahlreichen Prieſterſchaft. Jedermann muß, wenn er aufgefordert wird, als Soldat dienen, und Lebensmittel zu ſeinem Unterhalt auf mehrere Monate mitbringen; darum koſten die Kriege der Regierung wenig, was wohl den Leichtſinn, mit dem ſie unternommen werden, vermehren mag. Die in den meiſt unrühmlichen Kriegen befindlichen Männer gewöhnen ſich an ein müßiges Leben, und fallen dann eben ſo wie die ungeheure Zahl von Prieſtern den Weibern zur Laſt, welche, obwohl ſich die Männer das Anſehen geben, die Weiber als untergeordnete Geſchöpfe zu betrachten, doch bei weitem den wichtigſten Theil der Geſellſchaft bilden, die meiſten Handelsgeſchäfte beſorgen, großentheils den Boden ſelbſt anbauen, und ſich willig den ſchwerſten Arbeiten zum Unterhalt ihrer Familien unterziehen. Die natürliche Folge iſt, daß deßhalb die Männer, trotz ihres Hochmuths, ſelten etwas unternehmen, ohne vorher ihre Weiber um Rath zu fragen.

Die Anzahl der Talapoinen oder Prieſter ſteht in gar keinem Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung; in Bankok allein beträgt ihre Zahl über 30,000, und gleich den Lilien des Feldes „arbeiten ſie nicht, auch ſpinnen ſie nicht," ſondern verzehren in Müßiggang die Erzeugniſſe des Bodens; ſie kochen dieſelben nicht einmal, was ihnen durch ihre Glaubenslehren unterſagt iſt, ſondern die jüngern Mitglieder der Genoſſenſchaft gehen von Haus zu Haus, und ſammeln die Speiſen, welche das Volk ihnen reichlich ſpendet. Während eines neuerlichen Mangeljahres vermehrte ſich die Zahl der Talapoinen bedeutend, und es iſt in der That nur zu verwundern, daß nicht alle Männer Mitglieder der Prieſterſchaft werden, da ſie durch die Vorrechte ihres Ordens von Arbeit, Steuern und Kriegsdienſt frei ſind, und doch ihr Amt wieder aufgeben können, wenn es ihnen beliebt; die Lebensart dieſer faulen Landſtreicher aber iſt ſo angenehm, daß ſie ſelten des letztern Privilegiums ſich bedienen.

Die Chineſen, deren es etwa eine halbe Million gibt, verſehen alle mechaniſchen Arbeiten. Eine bedeutende Anzahl derſelben hat ihren Wohnſitz in Bankok aufgeſchlagen, wo ſie Dſchonken bauen und Eiſenpfannen machen, welche letztere nach allen Theilen des öſtlichen Indiens gehen. Da Zimmerholz in China theuer iſt, ſo werden die zum fremden Handel verwendeten Dſchonken meiſt in andern Ländern gebaut, wo Holz im Ueberfluß vorhanden iſt. In Bankok ſoll man Dſchonken wohlfeiler, als irgendwo in Indien bauen, was die große Zahl der mit dem Schiffbau beſchäftigten Chineſen in Bankok erklären mag. Wären dieſe Leute einig, ſo könnten ſie eine große politiſche Macht erlangen, aber die Eingebornen der verſchiedenen chineſiſchen Provinzen ſtehen ſich ſo feindlich gegenüber, als ob ſie zu verſchiedenen Nationen gehörten.

Zu Bankok ſind auch eine Menge Birmanen, Kambodſchaner und Cochinchineſen angeſiedelt, die alle in jeder Rückſicht den Vorrang vor den Siameſen verdienen. Hiezu kommt noch eine geringe Zahl von Malayen, die aber Sklaven und meiſt im

Innern auf den Pflanzungen der Vornehmen zerstreut sind, denen sie angehören. Seit vielen Jahren machen die Siamesen jährliche Einfälle in die malayische Halbinsel, augenscheinlich zu keinem andern Zweck, als um sich Sklaven zu verschaffen. Sie nahmen kürzlich auch Queda weg, eine Stadt, welche der englischen Besitzung Penang beinahe gegenüber liegt, und die Engländer gaben dieß nicht nur zu, sondern unterstützten auch den Angriff, weil der König von Siam ihnen einige Handelsvortheile gewährte.

Die einheimischen Christen von Bankok sind etwa 5 bis 600 an der Zahl, theils Abkömmlinge der Portugiesen, welche früher an dieser Küste handelten, theils durch die Jesuiten von der Propagandacommission, von denen mehrere in Siam sich aufhalten, in neuerer Zeit bekehrt; sie bewohnen einen Santa Cruz genannten Theil der Stadt in der Nähe der Factorei. Europäer sowohl als Eingeborne behandeln sie mit Verachtung, und nicht ohne Grund, denn sie würden keinem Lande Ehre machen. Wovon die Mehrzahl dieser Leute lebt, läßt sich unmöglich sagen; aller Anschein ist aber dafür, daß sie nicht durch ehrliche Arbeit ihren Unterhalt verdienen. Ihr Verkehr mit den Europäern hat ihnen mehr Kenntnisse gegeben, als die Eingebornen gewöhnlich besitzen, und sie dienen deßhalb häufig als Dolmetscher und Lootsen: auch der Hafencapitän ist aus dieser Classe. Indeß wenden sie ihre größere Gewandtheit und Klugheit nicht immer aufs ehrenvollste an, und namentlich sollen sie es, zum nicht geringen Verdruß der Chinesen, zu einer besondern Virtuosität im Schweinestehlen gebracht haben.

In der Stadt herumzugehen, ist eine sehr unbequeme Sache, nicht nur wegen des Schmutzes, sondern wegen der Unzahl von Hunden, welche die Europäer als gute Beute zu betrachten scheinen. Während zwei oder drei kurzen Ausflügen in dieser sumpfigen Stadt, ließ sich Hr. Carl durch zwei mit Rudern bewaffnete Bootsleute begleiten, und diesen gelang es, die unruhigen Thiere fern zu halten. Die besten Läden befinden sich auf Flößen im Strom; wenn übrigens dieser austritt, so überschwemmt er die ganze Stadt, und aller Verkehr zwischen den verschiedenen Wohnungen findet dann nur durch Boote statt. In diesem Zeitpunkt werden oft ganze Straßen von schwimmenden Häusern von ihren Ankern losgerissen und in größter Verwirrung den Strom hinabgetrieben. Diese schwimmenden Straßen haben indeß doch ihre Vortheile: man kann sich eines unruhigen Nachbars leicht entledigen, und ihn mit seinem Hause fortschwimmen lassen, um sich eine andere Stelle dafür zu suchen; ein Handelsmann, dem ein benachbarter Laden seine Kunden nimmt, begibt sich ohne die geringste Mühe nach einer andern Stelle. Im Schwimmen müssen freilich die Bewohner dieser schwimmenden Häuser wohl bewandert seyn, und diese Kunst bildet auch in der That einen der ersten Zweige der Erziehung: Kinder, die kaum laufen können, sieht man schon im Fluß herumpatschen, als wäre das Wasser ihr natürliches Element; doch ist in solchen Fällen die Mutter bei der Hand, um Unglück zu verhüten.

Früher hielten sich mehrere englische Kaufleute in Bankok auf, jetzt ist nur Einer dort, und der Platz selten von englischen Schiffen besucht, weil der Zoll bei großen Schiffen so schwer ist, daß man die Landesproducte gewöhnlich in siamesischen und chinesischen Dschonken, die gar keinen Zoll bezahlen, nach Singapur bringt.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Erster Aufenthalt jenseits der Felsengebirge. — Der Winter.

(Fortsetzung.)

Am 19 December zogen Bonneville und die mit ihm verbündeten Indianer durch die enge Schlucht in den sichern und von den Indianern als so überreich geschilderten Jagddistrict. Seit sie den grünen Fluß verlassen, waren die Ebenen alle von losem Sand oder grobem Kies bedeckt, und die Formation der Gebirge war Urkalk; die Flußufer waren von Weiden und bittern Baumwollbäumen eingefaßt, und die Prairien mit Wermuthsträuchen bedeckt. In der Bergschlucht, die sie nun betraten, waren die umgebenden Höhen mit Fichten bekleidet, und die Abhänge der niederen Berge lieferten Gras für die Pferde im Ueberfluß. Sie befanden sich nun, wie die Indianer es dargestellt hatten, in einer natürlichen Bergveste, deren Eingang und Ausgang tiefe Schluchten waren, die man leicht vertheidigen konnte, und die weder eine heimliche Annäherung noch einen raschen Rückzug zuließen; auch wagten sich in der That die Blackfeet nicht hinein.

Zudem fand Capitän Bonneville, daß die Indianer die Vortheile der Gegend nicht übertrieben hatten. Außer zahlreichen Elenthierheerden ließ sich auch das Asahta und das Bergschaf in großer Anzahl auf den Felsenklippen sehen und leicht erlegen. Ueberfluß herrschte nun im Lager, und führte, wie auch im civilisirten Leben, zu Liebe und Ehe. Eines Morgens begab sich einer der freien Trapper zu Kowsoter, dem Häuptling der Nezpercés, und enthüllte ihm die Wünsche seines Herzens. „Ich brauche," sagte er, „eine Frau, gib mir eine aus deinem Stamme, nicht ein junges kindisches Mädchen, das nur an Putz und Flitter denkt, sondern eine verständige, arbeitsame Squaw, eine, die mein Schicksal theilen will, so hart es auch seyn mag, die meine Wohnung besorgen, meine Gefährtin und Helferin seyn kann in der Wildniß."

Kowsoter versprach sich unter den Weibern seines Stammes umzusehen, und nach zwei Tagen erschien er bei dem Trapper mit der Anzeige, daß er ihm Nachmittags seine Braut zuführen wolle. Er hielt Wort und erschien zur bestimmten Stunde mit der Braut, einer hübschen kupferfarbigen Frau in indianischem Staat. Ihr Vater, Mutter, ein halb Dutzend Brüder und ein ganzes Schock Vettern folgte, um der Ceremonie beizuwohnen und den neuen vornehmen Verwandten zu grüßen. Der Trapper empfing seine neue zahlreiche Familie mit geziemender Feierlichkeit, setzte seine Braut neben sich, füllte die Pfeife, das große Symbol des Friedens, mit seinem besten Tabak, nahm zwei oder drei Züge, und gab sie dann dem Häuptling, der sie dem Vater überreichte, worauf sie unter tiefem, geziemendem Schwei-

gen in dem ganzen Kreis der ums Feuer verſammelten Verwandten umher ging. Nachdem mehrere Pfeifen bei dieſem feierlichen Ceremoniell gefüllt und geleert worden waren, wandte ſich der Häuptling an die Braut, ſchilderte ihr in bedeutender Breite die Pflichten eines Weibes, die bei den Indianern kaum minder läſtig ſind, als die eines Packpferdes, und wünſchte dann den Verwandten Glück zu der vornehmen Verwandtſchaft. Dieſe gaben auch zu erkennen, wie ſehr ſie die Ehre zu ſchätzen wüßten, namentlich als die Brautgeſchenke, welche ſich auf ungefähr 180 Dollars beliefen, unter die Häuptlinge und Anverwandten vertheilt wurden.

Die Geſellſchaft entfernte ſich bald, und der würdige Trapper fand nun, daß er in der That kein unerfahrenes, täppiſches Mädchen geheurathet hatte, denn die rüſtige Dame nahm alsbald mit aller Würde einer Trapperesfrau von der Wohnung als ihrem unbeſtrittenen Reiche Beſitz, ordnete Alles darin nach eigenem Gutdünken, und ſchien ſo zu Hauſe und ſo vertraut mit dem Trapper, als wären ſie ſchon Jahre lang Mann und Frau geweſen. So lange der freie Trapper Junggeſelle iſt, behandelt er ſein Pferd als ſein verzärteltes Schoßkind, das er aufs köſtlichſte herauspuzt; ſobald er aber ein Weib nimmt, macht er die Entdeckung, daß er jezt ein noch grillenhafteres, eigenſinnigeres Geſchöpf zu verſorgen hat. Eine indianiſche Schöne iſt nicht ſobald zur Frau eines Trappers erkoren, als ſich auch mit einem Mal ihr ganzer Sinn zur Würde ihres neuen Standes erhebt, und die Börſe ihres Geliebten, und ſein Credit obendrein, aufs äußerſte angeſtrengt werden, um ſie auf angemeſſene Weiſe herauszuſtaffiren. Die Frau eines freien Trappers darf doch nicht wie eine gewöhnliche Squaw ausgerüſtet ſeyn! Sind vollends mehrere Frauen freier Trapper in Einem Lager, ſo herrſcht zum bittern Schaden der Börſe ihrer Ehemänner die heftigſte Eiferſucht zwiſchen ihnen, und jede verwendet ihre ganze Zeit und ihren ganzen Scharfſinn darauf, die andern in Kleidung und Schmuck zu überbieten. Aerger und Eiferſucht können unter den Modekönigginnen der civiliſirteſten Stadt nicht größer ſeyn, als unter dieſen ſogenannten Kindern der Natur.

Sorglos überließen ſich die Indianer und Trapper dem Wohlleben, das ihnen der Ueberfluß an Wild verurſachte, aber Bonneville hatte ſchwere Sorgen: Matthieu, den er mit faſt der Hälfte ſeiner Schaar und einem großen Theile ſeiner Pferde ſüdwärts geſchickt hatte, erſchien immer noch nicht, und ließ auch nichts von ſich hören; einige ausgeſchickte Kundſchafter waren aus Furcht vor ſtreifenden Indianern immer nach wenigen Tagen wieder umgekehrt, und ſo entſchloß ſich Bonneville, ſelbſt in Begleitung ſeines entſchloſſenſten Trappers und Jägers aufzubrechen. Dieß geſchah am 26 Dec. und von den Beſchwerden und Leiden dieſes Zugs, auf dem ſie 20 Tage unterwegs waren, ehe ſie einige von Matthieu's Leuten trafen, und während deſſen ſie einmal bei der grimmigen Kälte dritthalb Tage ohne alle Nahrung blieben, kann man ſich kaum einen Begriff machen. Vom 14 Januar an, wo er einige von Matthieu's Leuten am Schlangenfluß in einem Lager bei andern Weißen fand, blieb er an dieſem gegen die furchtbaren Nordweſtwinde ziemlich geſchützten Orte, bis endlich Matthieu am 2 Februar mit dem Reſt ſeiner Leute eintraf, und über ſeine Abenteuer berichtete; auch ihm war es ſchlecht ergangen, doch waren die Pferde ausgeruht, und wieder im Stande die Strapazen einer Bergreiſe zu ertragen.

Capitän Bonneville beſchloß nun zu den Nezpercés oder vielmehr zu ſeinen Verſtecken am Salmenfluß zurückzukehren, um ſich mit allem Nothwendigen für die beginnende Jagdzeit zu verſehen. Am 19 Februar brach er auf, und am 15 März traf er wieder mit den befreundeten Indianern zuſammen, die ſich indeſſen gleichfalls zur Büffeljagd aufgemacht hatten, aber von ihren alten Feinden, den Blackfeet, die viele ihrer Pferde raubten, wie gewöhnlich geneckt und beunruhigt wurden. Im Laufe dieſes Jagdzuges trennte ſich eine kleine Schaar von 10 Familien von der Hauptmaſſe, um beſſere Weide für die Pferde zu ſuchen.

Am 1 März vereinigten ſich die zerſtreuten Abtheilungen der Blackfeet zu einer Schaar von 300 Mann, und beſchloſſen einen Hauptſtreich. Sie zogen nach dem frühern Lagergrund der Nezpercés, fanden aber die Wohnungen verlaſſen, worauf ſie ſich unter den Weiden und dem Dickicht verbargen, und auf irgend einen Nachzügler warteten, um dieſem heimlich nach dem Aufenthaltsorte der Nezpercés zu folgen. Zufällig kam Koſato, der abtrünnige Blackfoot, vorüber mit ſeinem durch Blut erkauften Weibe; er war auf dem Wege von der Hauptſchaar der Jäger zu den 10 Familien, die ſich davon getrennt hatten. Die Blackfeet erkannten ihn wohl, denn er zog innerhalb Bogenſchußweite von ihrem Verſteck vorüber; aber ſo ſehr ſie auch nach ſeinem Blute lechzten, ſo ward doch kein Pfeil abgeſchoſſen, und er für den Augenblick verſchont, damit er ſie auf die Spur ihrer auserſehenen Opfer führe. Heimlich folgten ſie ihm, entdeckten die Wohnungen der unglücklichen Nezpercés und griffen ſie unter wüthendem Geſchrei an.

Die Nezpercés zählten nur 20 Mann, aber neun davon waren mit Gewehren bewaffnet; ſie zeigten ſich ſo tapfer und geſchickt im Kampfe, als ſie milde und duldſam im Frieden geweſen waren. Das Erſte, was ſie thaten, war, Löcher innerhalb ihrer Hütten zu graben, und hierein verſteckt, vertheidigten ſie ſich verzweifelt, und ſtreckten mehrere Feinde todt zu Boden, während von ihnen wohl einige verwundet, aber keiner getödtet wurde. Während des Gefechts ſah ein Weib von den Nezpercés ihren Mann ſchwer verwundet ſinken, ergriff ſeinen Bogen und Pfeile, vertheidigte ihn tapfer und mit Glück, und trug dadurch auch zur Rettung der Uebrigen bei. — Inzwiſchen hatten ſich die Blackfeet der Pferde bemächtigt, und ihr Anführer, ein Ueberläufer der Nezpercés, der jedoch nicht, wie Koſato, eine Rachſucht gegen ſeinen frühern Stamm nährte, war, als er die Beute geſichert ſah, geneigt, jedes unnöthige Blutvergießen zu ſparen. Er hielt deßhalb eine lange Beſprechung mit den Belagerten, zog endlich ſeine Krieger zurück, und nahm 70 Pferde mit ſich. Es zeigte ſich nachher, daß die Blackfeet alle ihre Kugeln verſchoſſen, und ſtatt derſelben Steine geladen hatten. — Die Frau, welche ihren Mann ſo tapfer vertheidigt hatte, wurde von ihrem Stamme zu einem Rang über ihr Geſchlecht erhoben, und erhielt außer andern ehrenvollen Auszeichnungen die Erlaubniß, Theil an den Kriegstänzen der Tapfern zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Das Begräbniß des Bacalhau in Lissabon.

Dem gemeinen Volke wird der Ostertag unvergeßlich durch das Begräbniß des Bacalhau, des Repräsentanten aller Fische, der als Sinnbild der beendeten Fastenzeit förmlich in einem großen Leichenzuge und mit Militärmacht zur Erde bestattet wird, in Begleitung von rauschender Musik und großem Maskenfackelzuge. Zuletzt folgt ein von Maulthieren gezogener mit grünen Büschen ausgeschmückter Leichenwagen, in welchem der verstorbene Bacalhau liegt. Dieses ist eine reine Farce, die nichts Anstößiges gegen Religionsgebräuche hat, auch die Menschen betragen sich dabei ganz anständig, sie bleiben nüchtern und vergnügt, ohne Zank und Streit, was bei ähnlichen Veranlassungen, in Deutschland zum Beispiel, wahrscheinlich der Fall nicht seyn würde. Diese Nüchternheit der Portugiesen ist aber eine ihrer vorzüglichsten Tugenden, die um so mehr zu bewundern ist, da ihre guten und wohlfeilen Weine doch manche Verlockung zum Genusse geben.

Chronik der Reisen.

Reisebilder aus Finnland.

(Fortsetzung.)

Die Kantonsstadt Serbobol besuchend, erfuhren wir von zuverlässigen Eingebornen, daß sich in diesem Kanton reichhaltige Marmorbrüche befänden, welche zum Bau der neuen Isaakskirche in Petersburg häufig benutzt werden. Es ist übrigens bekannt, daß schon der verstorbene Akademiker Severgin, der vor 50 Jahren Finnland besuchte, behauptet hat, der Boden genannten Kantons berge viele werthvolle Mineralien, wie Porphyr, Marmor, Jaspis, Asbest, Granit, Hornstein, eisenhaltigen Kalk und mehrere andere, die noch ihre künftige Bearbeitung erwarten.

Dieser Theil Altfinnlands, Wilmanstrand, Neuschlot, Friedrichsham in sich schließend, ward um 55 Jahre später als der Wiburg'sche District von dem General Rumänzow dem russischen Scepter unterworfen. Der am 16 (28) Junius 1743 zwischen Rußland und Schweden abgeschlossene Friedenstractat garantirte ihn auf immer an erstere Macht. General Rumänzow ward dieses Friedensschlusses wegen in den Grafenstand erhoben. Er war ein Vater des berühmten Rumänzow-Sadunaiskoi und ein Großvater des im Jahr 1826 verstorbenen Reichskanzlers. Er gerieth später in schwedische Gefangenschaft und starb in derselben; man weiß nicht genau, ob durch Verschuldung der Schweden oder natürlichen Todes. Sein Leichnam ist auf dem russischen Kirchhof in Wilmanstrand bestattet. Ich konnte nicht umhin, seine Gruft zu besuchen, wie auch das vor dem Glacis der Festung ihm gesetzte hölzerne Monument, an welcher Stelle, wie mir das hier auf der Wache stehende Invaliden-Piquet versichern wollte, Rumänzow gefallen seyn soll. Das Monument fand ich von Kugeln durchbohrt, ohne Unterschrift, vom hohen Alter über und über mit Moos bedeckt; in jedem Moment muß man fürchten, es ganz von der Zerstörung ergriffen zu sehen. Niemand von den hiesigen Bewohnern konnte mir etwas Bestimmtes über seine Todesart sagen.

Von Wilmanstrand kehrten wir auf einige Tage nach Wiburg zurück, um von da unsere Rückreise nach Petersburg anzutreten. Von Wiburg aus besuchte ich diesmal noch einige nahgelegene Orte, die ich das erstemal nicht hatte sehen können, mir aber wichtig genug dünkten, um gesehen zu werden. — In Drangsund fanden wir den besten Hafen von Altfinnland. Er war gerade bei unserer Ankunft mit vielen fremden Schiffen angefüllt, und gewährte von der Seeseite einen freundlichen Anblick, die Landseite präsentirte sich aber minder anmuthig. Kahle Ufer fassen den Hafen von der einen Seite ein, während ihn von der andern die Sonio-Sarische Inselgruppe begränzt. Das Zollhaus steht auf einem nackten Felsen, der nur mit einigen armseligen Bauerhütten umgeben ist.

Unsere letzte Ausflucht aus Wiburg war nach Rekkala, hier nahmen wir die bekannte große nicht unberühmte Spiegelfabrik in Augenschein, deren Spiegel den meisten Absatz in Petersburg finden. Früher war es ein Privat-Etablissement, jetzt steht es unter der alleinigen Direction der Regierung.

Nach einer zwölftägigen Reise, am 21 August, trafen wir glücklich wieder in der Residenz ein. — Gern hätte ich diese Reise mit meinen Gefährten bis zur äußersten Extremität Finnlands gen Norden ausgedehnt, gern hätte ich auch Neufinnland besucht, hätte seine interessante Bevölkerung, ihre originellen Sitten und Gebräuche, seine besonders merkwürdige, von unserer russischen ganz abweichende Verfassung und gesetzlichen Institutionen kennen gelernt; doch mein Wirkungskreis in Petersburg, mein sich darauf beziehender beschränkter Urlaub wollten mir dieß keineswegs gestatten. — Altfinnland selbst, das, wie ich schon oben andeutete, 126 Jahre unter russischer Botmäßigkeit steht, ist uns Russen noch jetzt in den mannichfaltigen wissenswürdigen Beziehungen seiner Verhältnisse viel zu lückenhaft bekannt. Neufinnland aber, gewiß noch merkwürdiger als ersteres durch seine sich mehr in dem Urtypus der Nationalität aussprechende Bevölkerung, ihre Lebensweise, ihren Culturzustand, seine merkwürdige eigenthümliche Verfassung kennen wir so gut wie gar nicht, und doch ist's auch schon 16 Jahre ein integrirender Theil unseres Reichs! — Jährlich werden eine Menge Kronbeamten von der Regierung dahin gesandt, jährlich bereisen unabhängige Privaten ihrer eigenen Belehrung wegen ganz Finnland, bis jetzt aber hat noch niemand von ihnen die Resultate seiner Beobachtungen zum Behufe der allgemeinen Belehrung durch den Druck öffentlich bekannt gemacht. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß dieß ehestens geschähe. Wir würden dann vertrauter mit einem Lande werden, das in seinen Bewohnern, deren Sitten und Gebräuchen, in seiner Verfassung, seinen Naturverhältnissen so sehr vom übrigen Rußland contrastirt; das in der Zutheilung der Naturgüter von der Natur nicht so vernachlässigt ward, als wir dieß in unserer oberflächlichen Besinnung glauben; das in seinem Umfange die imposantesten Naturschönheiten birgt, die aber ungekannt in wilder Einsamkeit prangen; das endlich dem Reisenden vielfältige, interessante und instructive Ansichten zu seiner Belehrung bietet, und darum seine ganze Beachtung verdient.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 60** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Auswahl niederländischer Gedichte. Von F. W. Mauvillon. — Lord Byron. Seine Dramen. (Schluß.)

Zu das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Der Jahrgang, welcher bei Postbezug nicht höher, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 190.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 Julius 1837.

Forſtverwaltung von Portugal.

Eine eigentliche Forſtverwaltung in ihrem ganzen Umfange, und das was der wiſſenſchaftliche Forſtmann darunter verſteht, gibt es hier nicht. Der Hauptzweck der Forſtadminiſtration beſteht, wie bekannt, in der größtmöglichen Benützung, verbunden mit der vollkommenſten Erhaltung der Forſten; hier nun zwar denkt man an die Benützung, allein bis in die neueſten Zeiten dachte niemand an die Erhaltung, was auch ſchon der Titel der exiſtirenden Verwaltung beſtätigte, indem man dieſelbe a administraçao do corte das madeiras benannte, (Adminiſtration zur Fällung des Holzes) und für dieſe exiſtirte ein beſonderes Reglement, was im J. 1825 erſt verbeſſert wurde. Auch im J. 1802 wurde in dem neuen bergmänniſchen Geſetze mit eingeflickt, daß der Oberberghauptmann die Anſaaten und Anpflanzung von Wäldern bei den Berg- und Hüttenwerken befördern ſollte, was auch in den beiden erſten Jahren geſchah, alsdann wieder 20 Jahre liegen blieb, zuletzt aber wieder von dem geweſenen Oberberghauptmann v. Eſchwege mehrere Jahre hindurch fortgeſetzt wurde. Der Portugieſe hat überhaupt wenig Sinn für Baum- und Waldcultur; einen Wald hält er nicht höher wie eine unfruchtbare Wüſte, und ſomit weiß er ihn auch gar nicht zu ſchätzen; das wenige Brennmaterial, was er gebraucht, liefert ihm das niedere Strauchwerk in Ueberfluß, und Bauholz bedarf er nicht viel, da ſeine Häuſer alle aus Stein gebaut werden. Was er allenfalls zum Dach, den Thüren und Fenſtern braucht, dazu, meint er, ſey hinreichendes Holz vorhanden. Bei dieſer Sorgloſigkeit, die ſich ſchon von vielen hundert Jahren herſchreibt, ſind denn auch faſt alle Wälder in Portugal zu Grunde gegangen, und beſonders in den gebirgigen Gegenden ſieht man keinen Waldbaum mehr, Berge und Thäler ſind baumlos, und nur mit niedern Sträuchern beſonders der Heide, Cyſten, Myrten, Lavendel und andern wohlriechenden Sträuchern überzogen, wozu meiſtens die öftern Waldbrände beigetragen haben, denn um neues Gras für Ziegen und Schafe herauszulocken, zündet man in der trockenen Jahreszeit das Strauchwerk an, unbekümmert, wohin das Feuer durch den Wind getrieben ſeine Richtung nimmt. Stundenweit läuft es fort, immer weiter um ſich freſſend, alte Bäume verſengend, und jungen Anwuchs zerſtörend, niemand denkt daran, ihm Einhalt zu thun, und ſo ſind denn auch alle Wälder von den Bergen verſchwunden; ſeitdem iſt Portugal auch ſteriler geworden, die Quellen vertrocknen im heißen Sommer, das Waſſer verſchwindet in den kleinern Flüſſen, dem Boden fehlt die Feuchtigkeit, und man hat kein Mittel ihn zu bewäſſern. Die vorzüglichſten Waldungen, die man noch hier antrifft, liegen in den niedrigen ſandigen Gegenden der Provinz Eſtremadura und Alemtejo, wo der Boden nichts Anderes hervorbringt, und wo allenfalls wegen der größern Nähe von Liſſabon das Holz auch einigermaßen benützt werden kann. Der größte Wald von allen iſt der von Leira, welcher drei Leguas an der Seeküſte hinläuft und zwei Leg uas Breite hat (20 Leguas = 1°). Dieſer Wald wurde in den Jahren 1261 bis 1325 unter dem für das Wohl des Landes beſorgten König Don Diniz angeſäet, um dem vom Meere immer weiter ins Land vordringenden Flugſand dadurch Einhalt zu thun. Da dieſer Wald gar nicht gehörig benutzt werden kann, ſo glaubt man, daß viele Strecken alter Bäume noch aus jener Zeit herſtammen. Nach einer Abſchätzung glaubt man, daß er gegen 20 Millionen ausgewachſener Bäume enthalte, lauter ſüdliches Nadelholz, Pinus maritima und Pinus picea. Er hat oft durch Brände ſtark gelitten, allein er hat ſich immer von ſelbſt wieder beſamt. Der letzte Brand fand daſelbſt im Jahre 1824 ſtatt, und verheerte gegen 20,000 Acker Wald; zum Theil haben ſich dieſe auch wieder von ſelbſt beſamt, zum Theil hat ihm der General-Adminiſtrator Oberſt v. Varnhagen, ein Deutſcher, mit 4000 Berliner Scheffel Samen nachgeholfen. Die Benützung dieſes Waldes iſt höchſt eingeſchränkt, und beſteht hauptſächlich darin, daß das Gouvernement das benöthigte Schiffsbauholz daraus bezieht, ſo wie auch jährlich 1000 Fäſſer Theer. Für Beſoldungen der Angeſtellten, Holzfällung, Transport bis zum nächſten Hafen und die Theerbereitung, bezahlt das Marinedepartement eine monatliche Conſignation von 2000 Thalern, und dafür muß Alles geliefert werden, bis zum Einſchiffen in den Hafen von S. Martinho. Einen andern Nutzen zieht das Gouvernement nicht daraus, da wegen Mangel guter Fahrſtraßen und folglich des theuern Transportes wegen

keine Speculation mit Holzverkauf gemacht werden kann, und viele Bäume verfaulen daher auf dem Stamm. Die Hauptforstverwaltung beschränkt sich also, außer der Befriedigung des königlichen Arsenals der Marine, auf eine vigilante Aufsicht, damit kein Feuer in den Forst dringe. Der ganze Wald ist daher mit einem 50 Schritt breiten Saum umgeben, auf welchem kein Strauch und kein Gras geduldet wird, der daher jährlich auch neu, größtentheils durch den Pflug, aufgefrischt werden muß; auch hat v. Varnhagen, um dem schon den Wald ergreifenden Feuer leichter Einhalt thun zu können, durch die Mitte der ganzen Länge des Forstes eine breite Schneise ausbauen lassen, die wieder durch sieben Querschneisen der Breite nach durchschnitten wird, und die fortwährend sehr rein gehalten werden.

(Schluß folgt.)

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Erster Aufenthalt jenseits der Felsengebirge. — Der Winter. — Beendigung der Frühjahrsjagd.

(Schluß.)

Capitän Bonneville fand seine Verstecke völlig unversehrt, öffnete sie heimlich, und nahm heraus was nöthig war, um die freien Trapper auszurüsten, und den unbedeutenden Handel mit den Indianern zu unterhalten. Die neu ausgerüsteten freien Trapper waren ausnehmend guten Muthes, und um sie theils für vergangene Leiden zu entschädigen, theils für die Zukunft aufzumuntern, gab er ihnen ein Fest, an dem die Indianer den lebhaftesten Antheil nahmen. Es war jetzt Mitte März, und Bonneville machte Vorbereitungen für den Frühjahrs-Feldzug; er hatte zu seinem Jagdgrund den Maladefluß ausersehen, der in den Bergen nördlich von der Lava-Ebene entspringt, und nach einem sehr gekrümmten Laufe in den Schlangenfluß fällt. Vor seinem Aufbruch schickte er seinen Unterbefehlshaber Cerré mit einigen seinen Leuten in die indianischen Dörfer, *) um Pferde zu kaufen, und seinen Secretär Hodgkiß um Pelzwerk gegen Waaren einzutauschen. Die Verstecke am Salmenfluß waren der Sammelplatz, wo alle am 15 Junius wieder zu ihm stoßen sollten.

Hierauf brach er mit 28 Mann theils freier und gemietheter Trapper, theils Indianerjäger nebst acht Squaws nach dem Maladeflusse auf, jedoch in sehr kleinen Tagreisen, weil die Pferde noch ungemein schwach waren. Indeß wuchs jetzt das Gras üppig hervor, und die Bergschafe zeigten sich in Menge, so daß es weder Menschen noch Pferden an Nahrung fehlte. Auf diesem Zuge hatte Bonneville Gelegenheit, manche der abergläubischen Meinungen der Indianer und Trapper hinsichtlich der Schlauheit des Bibers kennen zu lernen. Sie suchten an allen Gewässern nach Biberhütten, und legten auch ihre Fallen manchmal mit Erfolg; nur Einer, sonst ein erfahrener und geschickter Trapper, war immer unglücklich, und kam endlich auf den Gedanken, er müsse einen Geruch an sich haben, der den Biber verscheuche. Alsbald machte er sich daran, eine völlige Reinigung vorzunehmen, baute am Ufer des Flusses ein rohes Schwitzhaus, schloß sich hier ein, bis er in Schweiß gebadet war, und sprang dann plötzlich in den Fluß. Als er durch wiederholtes Schwitzen und Untertauchen sich wieder „unriechbar" gemacht hatte, begann er den Biberfang abermals mit neuer Hoffnung.

Gegen den Anfang Aprils lagerten sie am Gobinsfluß, wo sie einen Sumpf voller „Moschusrattenhäuser" fanden. Hier beschloß Bonneville einige Tage zu bleiben, und seinen ersten Versuch mit Fallenstellen (trapping) zu machen. Alles war voll Leben und Munterkeit im Lager, und erwartete einen glücklichen Frühlingsfeldzug: der Ueberfluß an Moschusratten im Sumpf galt für ein glückliches Vorspiel eines edleren Wildes, das sie am Maladefluß, einem ausgezeichneten Biberlande, zu finden, und dort allein und ohne Beschwerde zu jagen hofften.

Mitten in dieser Freude kam ein Jäger herangesprengt, und schrie: eine Fährte! eine Fährte! Hüttenpfähle! Hüttenpfähle! Dieß waren bedeutungsschwere Worte für die Trapper, denn sie bewiesen, daß in der Nachbarschaft wahrscheinlich eine Jägerabtheilung sich befinde, da sie Hüttenpfähle zum Lagerschlagen mit sich führten. Mit der Munterkeit war es nun zu Ende, die Vorbereitungen zum Fangen der Moschusratten wurden ausgesetzt, und Alles eilte fort, um die Fährte zu untersuchen. Die schlimmsten Befürchtungen erhielten bald volle Bestätigung, untrügliche Zeichen kündigten eine unbekannte Schaar von Weißen und ohne Zweifel von Trappern an, hier wo man an gar keine Concurrenz gedacht hatte. Capitän Bonneville hatte jetzt eine Probe von den schnellen Wechseln, denen das Leben eines Trappers ausgesetzt ist: die zuversichtliche Hoffnung auf eine ununterbrochene Jagd war nun zu Ende, und auf allen Gesichtern war Unmuth und getäuschte Erwartung zu lesen.

Bonneville schickte der rivalen Partei sogleich Spionen nach, um wo möglich ihre Plane kennen zu lernen, diese folgten der Spur gleich Spürhunden, und fanden endlich die Schaar selbst, die, zweiundzwanzig ausgezeichnete Jäger mit vortrefflichen Pferden unter Milton Sublette und Jarvie, in vollem Marsch nach dem Jagdgrund am Maladefluß waren. Dieß war eine unglückliche Nachricht, denn der Maladefluß war auf weite Entfernung der einzige für den Biberfang günstige District, und mit geübten Trappern, die das Land wohl kannten und vortrefflich beritten waren, konnte Bonneville's Abtheilung nicht in Concurrenz treten, da sie mit Trappern und Pferden nur mittelmäßig versehen war, und nur Einen mit dem Lande hinreichend bekannten Mann im Lager hatte. Die einzige Hoffnung war noch, daß der Schnee, welcher in den Bergen am Gobinsfluß noch tief lag, die fremde Abtheilung aufhalten konnte, durch den gewöhnlichen Paß nach dem Maladelande zu gelangen, bis Bonneville's Pferde durch die gute Weide sich wieder stärkten. Beide Theile lagerten neben einander, nicht aus Cameradschaft, sondern um sich zu beobachten. Ein Tag um den andern verstrich, Sublette und Jarvie suchten umsonst sich einen Weg durch die Berge zu bahnen, der tiefe Schnee nöthigte sie immer wie-

*) Worunter man sich freilich keine bleibenden Ortschaften denken darf.

der zur Umkehr. Inzwiſchen gewannen Bonneville's Pferde täglich an Stärke, und ihre durch die Reiſe über die Gebirge ſtark beſchädigten Hufe beſſerten ſich täglich; zudem vermehrte er ſeinen Vorrath an Lebensmitteln, ſo daß die Zögerung ganz zu ſeinen Gunſten war.

Für jeden, der bloß die Karte betrachtet, muß die Schwierigkeit vom Godin- zum Maladefluſſe zu gehen, unerklärlich ſeyn, da die zwiſchenliegenden Berge in der Ebene des großen Schlangenfluſſes auslaufen, ſo daß ſie dem Anſchein nach leicht umgangen werden können. Die große niedere Ebene am Fuße dieſer Berge iſt durch Kämme und Ketten getheilt, die den Wellen eines an felſigen Ufern ſich brechenden Oceans gleichen. In gleicher Linie mit den Bergen iſt die Ebene in zahlreiche und gefährliche Schlünde zerriſſen, die 4 bis 10 Fuß breit, aber außerordentlich tief ſind, ſo daß Bonneville einige derſelben vergeblich zu ergründen verſuchte. Das Pferd, welches inſtinctmäßig die Gefahr vermeidet, ſchreckt auch vor der kleinſten dieſer Spalten zurück, ſpitzt die Ohren, ſchnaubt und bäumt ſich, bis man es umkehren läßt. Manchmal muß man 50 bis 60 (engl.) Meilen reiſen, bis man eine dieſer furchtbaren Schluchten umgehen kann: bedeutende Flüſſe, wie der Godinsfluß, die raſch daher ſtrömen, verlieren ſich in die Ebene, einige enden in Sümpfen, andere verſchwinden plötzlich, indem ſie wahrſcheinlich einen unterirdiſchen Abfluß finden. Dieſen Schlünden gegenüber bildet der Schlangenfluß nicht weit von einander zwei impoſante Waſſerfälle, den einen von 20, den andern von 40' Höhe. Die genannte vulcaniſche Ebene hat etwa 60 Meilen im Durchmeſſer, und iſt nichts als eine furchtbare Wüſte, wo kein Waſſer fließt, kein Gras wächst und nur Lava zu ſehen iſt; Bergketten ſchließen ſie ein, welche nach Bonneville's Meinung früher zuſammenhingen, und durch eine heftige Erſchütterung von einander geriſſen wurden.

Erſt am 25 April brachen die beiden Trapper-Abtheilungen auf, und unternahmen den Zug über das Nordweſtende der Berge, wo ſie von mehreren Punkten aus eine gränzenloſe Ausſicht über die Lavaebene hatten, die, ſo weit das Auge reichte, in furchtbarer Dürre ſich ausdehnt. Am Abend des 26 erreichten ſie die Ebene weſtlich von den Bergen, die von dem Malade, dem Boiſée und andern Gewäſſern durchſtrömt wird, und den erwählten Jagdgrund bildet. Wir werden dem Capitän nicht auf ſeinem Jagdfeldzuge folgen, der ſich bis in den Anfang Junius hineinzog, noch die Kniffe der beiden auf einander eiferſüchtigen Trapperſchaaren ſchildern, die einander gegenſeitig hinters Licht zu führen ſuchten, — kurz, Capitän Bonneville ſchlug ſein Lager an mehreren Flüſſen auf, jagte mit abwechſelndem Erfolg, und brach im Anfang Junius nach dem vorher beſtimmten Rendezvous bei den Verſtecken auf. Auf dem Wege wurde eine große Büffeljagd angeſtellt, denn die voraus geſchickten Jäger hatten die Anzeige gemacht, daß in der Ebene jenſeits einer nahen Höhe zahlreiche Heerden weideten.

Es wurde alsbald Halt gemacht, die raſcheſten Roſſe beſtiegen, und Alles zog den Hügel hinan, von welchem aus ſie die Höhe wörtlich mit Büffeln bedeckt ſehen. Capitän Bonneville beſtimmte jetzt ſeinen Lagerplatz, auf den die Jäger das Wild zutreiben ſollten, und ermahnte dieſe langſam vorzurücken, und die Kraft der Pferde zu ſparen, bis ſie auf eine mäßige Entfernung von den Büffeln herangekommen ſeyn würden. Zweiundzwanzig Reiter zogen vorſichtig in die Ebene hinab; „es war ein ſchöner Anblick," ſagt der Capitän, „die Renner, wie man ſie nennt, in Colonne im langſamen Trabe vorrücken zu ſehen, bis ſie auf 300 Schritte von der Heerde angelangt in vollem Jagen darauf losſtürzten, und ſich in der unermeßlichen Menge Büffel verloren, welche nach allen Richtungen durch die Ebene rannten. Alles war nun voller Tumult und Verwirrung: Capitän Bonneville war inzwiſchen mit ſeinen übrigen Leuten nach dem beſtimmten Lagerplatz geritten, dahin trieben die erfahrenſten Renner die Büffel in großen Schaaren, welche nun vor dem Lager getödtet und mit leichter Mühe dahin geſchafft wurden. In kurzer Zeit glich das ganze Lager einem Schlachthauſe; die Felle wurden abgelöst, große Feuer gemacht, Gerüſte zum Trocknen des Fleiſches aufgeſchlagen, und reichlicher Vorrath für die Zukunft gewonnen. Am 15 Junius, genau dem für das Zuſammentreffen beſtimmten Tag, kam Capitän Bonneville mit ſeiner Abtheilung bei den Verſtecken an.

Hier trafen ihn auch die andern Abtheilungen ſeines Gefolges, alle geſund und guten Muths. Die Verſtecke wurden wieder geöffnet, Vorräthe verſchiedener Art heraus genommen, und ein reichliches Maß von Branntwein im Lager vertheilt, um die fröhliche Zuſammenkunft feſtlich zu begehen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſebilder aus Finnland.

Allgemeine Bemerkungen über Finnland.

Ein merkwürdiger Volksſtamm ſind die Finnen, im Ganzen biedre und brave Menſchen. Die gewöhnlichen gegen ſie erhobenen Klagen ſind: ſie ſeyen ein ſtets mürriſches, verdrießliches, träges, ungeſelliges Volk. Ein Beweis ihrer Ungeſelligkeit läge ſelbſt in ihrer Lebensweiſe, indem ihre Dörfer alle einzeln, zerſtreut, höchſtens zu drei bis vier Hütten auf den Bergen angelegt wären, wo jeder Wirth nur ſich und ſeiner Haushaltung lebte, ſich um die ganze übrige Menſchheit nicht kümmernd: — dem iſt freilich ſo, und es läßt ſich darauf nichts entgegnen. Dagegen haben ſie aber auch ihre großen Tugenden: ſie zeichnen ſich durch muſterhafte Rechtlichkeit, Treue und ſtrenges Worthalten aus. Sie werden niemanden betrügen, übervortheilen, beleidigen, wenn man ſie nicht zuvor kränkt; ſie aber ſchuldlos, ohne Urſache anzugreifen, rathe ich niemandem; denn ſind ſie einmal durch Schelten und Reizen aus ihrer fleiſchen Ruhe in Wuth verſetzt, ſo werden ſie fürchterlich. Ihr Jähzorn kennt dann keine Gränzen, und ſie können ihrem Groll lange Nahrung bei ſich geben. Achtung für fremdes Eigenthum iſt einer der Hauptzüge im finniſchen Nationalcharakter. Diebſtähle gehören in dieſem Lande zu den ſeltenſten und außerordentlichſten Ereigniſſen, und die öffentliche Sicherheit iſt ſo groß, daß auf der großen Landſtraße der Reiſende, in einer Schenke — Kruge — ankommend, dreiſt vor derſelben ſein Fuhrwerk und ſeine Sachen laſſen, ſich ſelbſt von ihnen ganz entfernen kann und bei ſeiner Wiederkunft Alles unverletzt wieder finden wird. Der Finne wird niemanden durch

kriechende Schmeicheleien zu gewinnen und für ſein Intereſſe einzunehmen ſuchen, wie es unſere ruſſiſchen Bauern zu thun pflegen. Gibt man ihm einen Auftrag und er hat deſſen Leiſtung übernommen, dann vollzieht er ihn auch gewiß. Obgleich ſie höchſt genügſam in ihren Bedürfniſſen ſind, ſo können ſie doch den Verſuchen zu ſtarken Getränken nicht widerſtehen. Die Trägheit iſt eine Nationaltugend bei dieſem Volke, welche ſich in allen ihren Mienen und Gebärden ausſpricht. Sie äußert ſich jedoch ſtärker beim männlichen, denn beim weiblichen Geſchlecht. Erſteres iſt keines raſchen Entſchluſſes fähig, will Alles ſo langſam wie möglich erwägen; letzteres begreift leicht und ſchnell, iſt raſcher im Handeln und ſchlau im Verfahren. Bei der Nationalträgheit dieſes Volkes iſt die Proceßwuth ein eigenthümlicher Charakterzug deſſelben, der ſich mit erſterer nicht verträgt. Beſtändig finden ſie Gründe, vor den Gerichten zu plaidoyiren, das natürlich durch mündlichen Vortrag geſchieht. Bei ihren Verehelichungen herrſchen beſondere originelle Gebräuche, die wir nur noch mangelhaft kennen. — Eine Braut an ihrem Ehrentage zu ſehen, iſt das Lächerlichſte, was man ſich denken kann; ſie legt dann ihre hübſche Nationaltracht ab und wird in ihrem Putze ganz unkenntlich. Sie wird gepudert und friſirt, und man bringt auf ihrem thurmhohen Toupet Alles an, deſſen man nur habhaft werden kann: Blumen, Federn, Perlen, Nadeln, Bänder, ja ſogar kleine Stückchen Spiegelglas habe ich in dieſem lächerlichen Kopfputz entdeckt. Die übrige Toilette iſt nicht geſchmackvoller. Die kirchliche Ceremonie weicht nicht von der der übrigen Lutheraner ab. Nach der Hochzeitsfeier folgt ein Schmaus; dabei herrſcht eine Sitte, die der ſonſt großen Autorität des weiblichen Geſchlechts Schranken ſetzt. Das Brautpaar ſitzt in der Mitte, rund um den Tiſch alle männlichen Gäſte. Das Brautpaar muß zuerſt von allen Schüſſeln eſſen, die Männer folgen denſelben nach beſten Kräften, unterdeſſen faſtet der ganze übrige weibliche Theil. Erſt wenn das Brautpaar mit allen männlichen Gäſten vollkommen geſättigt iſt, kommt die Reihe an die weiblichen Gäſte, die nun deren Plätze einnehmen. Sie wollen aber nicht zurückgeſetzt erſcheinen, und die männlichen müſſen ſie von neuem durch ihr Beiſpiel zu allen Schüſſeln einladen. Erſtere müſſen in der That einen gutorganiſirten Magen beſitzen, um über einen ſolchen Ehrentag ohne Indigeſtionen hinwegzukommen. An Geſchenken fehlt es bei dieſer Gelegenheit den jungen Leuten nicht. An einigen Orten Finnlands iſt's ſogar üblich, daß die Braut wenige Tage vor ihrer Hochzeitsfeier, aufs groteskeſte coſtumirt, begleitet von einer Freundin, in der ganzen Nachbarſchaft herumgeht, und ſolche von Bekannten und Unbekannten einſammelt. An andern bringen ſie ihnen aber die Hochzeitsgäſte ins Haus, ſie beſtehen meiſtens aus Sachen, die das junge Paar zum vorläufigen Haushalte brauchen kann. Man gibt ihnen Kälber, Ziegen, Gänſe, Hühner; Wohlhabende auch wohl Kühe und Pferde.

Die ganze Nation iſt außerordentlich zum Aberglauben geneigt, welches freilich den niedrigen Grad der Cultur andeutet, den ſie bis jetzt erklommen hat. Der Finne meint ganze Schickſale durch Vorbedeutungen enträthſeln zu können. Erkrankt ihm eine Kuh, ſo muß eine ſchwarze Katze herbeigeſchafft werden, und das kranke Thier wird ſo lange damit gerieben, daß man die Funken während dieſer Operation ſpringen ſieht; verdirbt das Brod beim Backen, oder gerinnt die Milch, ſo haben neidiſche Augen darauf geſehen; eine Schüſſel darf nie ganz leer gegeſſen werden; Tauben oder Haſen dürfte man um keinen Preis tödten oder eſſen, denn ſie paſſiren bei ihm für heilige Thiere; liegt ein Kind in der Wiege und man ſagt: wie niedlich iſt der oder die Kleine, ſo ſpuckt die Mutter aus und macht ein Kreuz über das Kind; kurz, es gehört ein wahres Studium dazu, die Ruhe dieſer guten Leute nicht zu ſtören.

Finnland, vorzüglich Altfinnland, hat ſeines ſehr ſteinigen Bodens wegen einen kärglichen Kornertrag; einigen Erſatz dafür finden die Bewohner in ihren ertragreichen Wieſen, die ihnen bei guter und ſorgfältiger Bewirthſchaftung weit mehr Gewinn an Heu einbringen, als der Ackerbau ihnen gewährt. Doch gibt es auch Gegenden, wo dieſe ertragreichen Wieſen gleich dem Korn ganz mangeln. Kommen nun noch Mißwachsjahre, wie es die zwei letzten waren, ſo ſind dieſe armen Leute ganz verloren. Aber auch bei ihren gewöhnlichen Ernten bedürfen ſie zum Lebensunterhalt jährlich eines anſehnlichen Ueberſchuſſes, den ſie in Petersburg aus dem geringen Ertrage, welchen ſie aus dem Verkauf ihres Theers und ihren Birkenkohlen dort löſen, kaufen. Nächſt dieſen Erwerbszweigen beſchäftigen ſie ſich noch mit Holzhandel und Fiſchfang. Immer aber können ſie doch nicht ſo viel erwerben, um ihrer Exiſtenz genügend zu fröhnen, ungeachtet ſie zum Erſtaunen genügſam ſind. Bei dieſem kärglich ihnen zugetheilten Looſe ſind ſie doch unter ſich froh; begegnet man ihren Zügen zur Reſidenz mit ihren mühſam erbeuteten Kohlenſäcken, geladen auf ihren kleinen zweirädrigen Wägelchen, ſo hört man ſie nicht ſelten ihre Nationallieder in der gemüthlichſten Stimmung ſingen, ſich und ihr Fortkommen Gott überlaſſend. Die Bettelei, eine Folge der Armuth, iſt groß in Finnland. Daher thut der Reiſende gut, ſich mit einem Vorrathe kleiner Scheidemünze für die Menge von Bettlern zu verſehen, die man auf den Stationen in allen Geſtaltungen, Altern und Geſchlechtern antrifft. Ihre übergroße Armuth gewahrend, kann man ihnen ein Almoſen nicht verſagen; überdieß erbitten ſie ſich das letztere mit der größten Beſcheidenheit, und nicht mit jener ſchamloſen Verſchmitztheit und Frechheit der meiſten Bettler unſerer Hauptſtädte.

Nicht nur die Bauern, auch die hieſigen Edelleute ſind arm. Dieſe ſind in neuerer Zeit größtentheils aus Petersburg herübergekommene Beamtete, die bei dem Rücktritt aus Staatsdienſten ſich in Ruheſtand zu verſetzen wünſchen, und in Finnland für ein mäßiges Capital, etwa 25 bis 30.000 Rubel Banco, ein Gütchen oder eine Heimath kaufen, aus dem ſie aber kaum die Zinſen ihres Capitals beziehen. Am beſten ſtehen ſich die hieſigen Prediger, ſie haben zwar kein Land, beziehen keine fixen Beſoldungen, erhalten aber von jedem Bauerwirth ihres Sprengels eine beſtimmte Abgabe an Geld, Getreide, Wolle, Flachs, Hanf u. ſ. w.; nächſtdem für jede Amtsverrichtung, die ſie bei ihren Gemeindegliedern vollziehen, eine vom Geſetze genau beſtimmte Remuneration. Alles in Naturallieferungen. So geſtellt, leben ſie unweit beſſer denn die Gutsbeſitzer.

(Fortſetzung folgt.)

Indiſche Miscellen.

Mehrere Theepflanzen, die nach Ahmednager geſchickt und dort der Aufſicht eines erfahrnen Chineſen anvertraut wurden, gedeihen jetzt ſehr gut, und es iſt alle Hoffnung vorhanden, daß ſie ſich im Deccan akklimatiſiren werden.

Engliſchen Blättern zufolge ſind Nachrichten aus Calcutta angelangt, demzufolge kein Zweifel mehr darüber beſtehen ſoll, daß nun das Königreich Oude unter die unmittelbare Verwaltung der Compagnie kommen werde, indem die Unordnung im Innern auf das Höchſte geſtiegen ſey.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 191.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 Julius 1837.

Skizzen aus Abyssinien.

Ankunft in Massoua. — Massoua. — Der Naib von Arkiko. — Die Schoho's.

Nachdem ich endlich mit vieler Mühe den Contract mit einem Schiffer gemacht hatte, konnte ich im Monat Julius von Hodeida, Hafenstadt in Yemen, 20 Meilen nördlich von Mokka, nach Massoua abreisen. Der Capitän oder Nachdude, wie man ihn in Arabien nennt, war, wie alle Matrosen, aus Massoua, hatte oft die Reise auf dem rothen Meere gemacht, und sollte es daher kennen. Aber die Sorglosigkeit dieser Leute übersteigt alle Beschreibung. Ihre Schiffe beladen sie, daß der Bord kaum noch eine Hand über dem Wasser steht; dann setzen sie Matten aus Dattelbaumholz geflochten darauf, verkleben die Oeffnungen mit Koth und überlassen sich nun Wind und Wellen. Alle übrigen Vorkehrungsmaßregeln der menschlichen Klugheit kennen sie nicht. Selten findet sich auf einem arabischen Schiff ein Beil oder eine Axt, eben so wenig Verrathsstricke, Werglugeln oder was man auch nur immer braucht, um etwaigen Schaden zu repariren. Daher kommt es denn auch, daß das rothe Meer alle Jahre eine so große Anzahl von Schiffen verschlingt, und das dauert so lange, als die Araber das Inschallah*) und Allah Kerim **) sprüchwörtlich gebrauchen. Mein Capitän machte keineswegs eine Ausnahme von der Regel. Zehn bis zwölfmal liefen wir auf Steine und Klippen, von denen das rothe Meer strotzt, und nur wie durch ein Wunder entgingen wir der Gefahr Schiffbruch zu leiden. Das Schiff ward immer glücklich losgearbeitet, denn meistens fand es sich, daß diese Corallenbänke so locker waren, daß sie bei dem leisesten Berühren wie Staub aus einander fielen. Als wir endlich das Meer überschritten, und nicht weit von der Küste Afrika's waren, zerbrach der Mast. Da fand sich nun weder Beil noch Axt auf dem Schiffe, ja selbst nicht einmal ein etwas brauchbares Messer, um den Mast wieder herzustellen. Mein Küchenmesser war das brauchbarste Instrument zu diesem Zwecke; ich gab es denn also her, und so gelang es uns endlich nach vieler Mühe und beinahe sechsstündiger Arbeit, den Mast wieder aufzurichten, und nach einem Küstenort Harena zu fahren. Dieß ist ein Ort, der keine Autorität anerkennt, obgleich der Naib von Arkiko darauf Anspruch macht. Hier wird ein starker Sklavenhandel getrieben, der, da keine Douane hier existirt, weit einträglicher ist, als in Massoua. Jedoch wird dieser Handel als Schleichhandel betrachtet; es ist den Schiffern auf das strengste verboten, dort Sklaven zu kaufen, was sie jedoch nicht hindert, dieß Gebot so oft zu übertreten, als sie es ihrem Interesse angemessen halten. Der Capitän setzte hier einige 50 Körbe Datteln ab, und erhielt dafür 12 Sklaven, die er bis zu seiner Rückkunft hier in Deposito ließ. Die Gränze von Abyssinien ist zwei Tagreisen von hier, aber schwerlich würde es hier einem Weißen gelingen, bis dorthin zu kommen. Alle Ortschaften werden von unabhängigen Scheiths regiert; diese würden einen ungeheuren Durchgangstribut verlangen, und wenn der Reisende sich weigert oder nichts mehr hat, brächten sie ihn wahrscheinlich um. Die hohen Gebirge, die Scheidewand Abyssiniens vom rothen Meere, nähern sich hier demselben, ziehen sich in ununterbrochener Linie vom NW. nach SO. und bieten einen überaus malerischen Anblick dar. Die ganze Küste trägt einen andern Charakter als die arabische. Obgleich auch sandig und eben so wasserlos als diese, schwebt das Auge doch leicht über diese Oede, und weidet sich an den pittoresken Formen der Gebirge, wo, wie die Küstenbewohner sagen, sich alles im Ueberfluß befindet; während an der arabischen Küste die Berge beinahe immer weit zurückstehen, wie ein Nebelstreif erscheinen, und dem Auge nur eine weite öde Sandebene überlassen, die mich immer mit dem Gräuel der Wüste erfüllte. Nach zweitägigem Aufenthalt an der Bucht von Harena setzten wir die Reise weiter fort, fuhren mit schlechtem Wind beständig längs der Küste, die von Klippen und Corallenbänken starrt, zwischen einer Menge kleiner unbewohnter Inseln hindurch, und kamen endlich nach Massoua, 13 Tage nach der Abreise von Hodeida.

Der Gouverneur Hassan Effendi, an den ich einen Empfehlungsbrief hatte, empfing mich auf das zuvorkommendste, und versprach mir alle Dienste zu leisten, die ich nur von ihm ver-

*) So Gott will.

**) Gott ist barmherzig.

langen könnte. Massoua liegt auf einer kleinen wüsten Insel in der Bucht von Arkiko. Die Stadt, die ein elendes trauriges Nest ist und kaum den Namen eines Fleckens verdient, nimmt ungefähr die Hälfte der Insel ein. Vier große aus Zweigen des Dattelbaums geflochtene Matten in einem Viereck zusammen gestellt und so befestigt, ein paar andere darüber gelegt — das sind die Häuser von Massoua, nur einige wenige von Stein; kaum zeichnet sich das des Gouverneurs vor den andern elenden Hütten aus.

Die Hitze ist unerträglich, die Sonne brennt mit einer Gluth wie kaum an der Küste von Yemen; mein Thermometer stand beständig zwischen 42 und 45° R., kaum fiel es in der Nacht auf 36 bis 37 Grad. Nur die Häuser, die dem Nordwind ausgesetzt sind, sind einigermaßen erträglich zu bewohnen; hat man aber das Unglück, wie ich, auf der Südseite der Stadt zu wohnen, so ist man in einem beständigen wahren Dampfbade, und man befindet sich in einer Unbehaglichkeit, die mich nicht genug eilen ließ, Massoua sobald als möglich zu verlassen. Massoua liegt nach meiner Messung unter 15 Grad 32 Minuten nördlicher Breite. Die Einwohner dieses Orts sind eine Bastardrace von Arabern, Abyssiniern und Schohos und treiben alle Handel. Da der Hafen für die kleinen arabischen Schiffe, die man Baggalen nennt, sehr gut ist, so ist Massoua der bedeutendste Handelsplatz auf dieser ganzen afrikanischen Küste von Suez bis Bab-el-Mandeb. Aus diesem Grunde haben sich denn auch die Türken sogleich nach ihrer Besitznahme des Hedschas dieses Hafens bemächtigt. Es residirt hier ein Gouverneur, der von dem in Dschedda abhängig ist, und von ihm ernannt wird. Er hat in Massoua allein zu gebieten, alle Einwohner müssen sich unbedingt seinen Beschlüssen unterwerfen. Dagegen ist das feste Land von der Küste bis zu der Gränze von Abyssinien, oder von Arkiko bis Halley von Osten nach Westen und vom Berg Gurunzha bis zum Schumseita von Norden nach Süden, dem Naib, d. h. dem Haupt, von Arkiko unterworfen und von ihm abhängig.

(Schluß folgt.)

Forstverwaltung von Portugal.

(Schluß.)

Da diese große Waldung so wenig benutzt wurde, so fiel es vor fünfzig oder sechzig Jahren einem Engländer ein, daselbst eine große Glashütte zu errichten, und das Gouvernement war so generös, ihm dazu alles Holz frei zu verwilligen, mit der Bedingung, daß nach seinem Tode die Hütte mit allem Zubehör dem Gouvernement zufalle. Der Engländer, Estevens seines Namens, der zwar wohlhabend, aber nicht reich war, richtete Alles groß und englisch ein, verdiente ungeheures Geld, da ihm keine Concurrenz Abbruch that, und starb endlich im J. 1827, lachenden Erben ein Vermögen von beinahe einer Million Pfund Sterling hinterlassend. Die Fabrik hatte indessen schon seit mehrern Jahren weniger Absatz, man arbeitete immer nach dem alten Schlendrian fort, und das bessere und wohlfeilere Glas aus dem Auslande verdrängte die Fabricate des Inlandes. So stand es, als das Gouvernement Besitz von der Fabrik nahm; dieselbe auf Staatskosten fortzubetreiben, hielt man nicht für rathsam, kaufen wollte sie auch niemand. Man übergab also umsonst die Fabrik an die zwei reichsten Particuliers in Lissabon, um dieselbe fortzubetreiben; jedoch diese übernahmen sie mehr aus Gefälligkeit gegen das damalige Gouvernement, als daß sie die Absicht gehabt, die Anstalt zu verbessern und einen Gewinn davon zu ziehen. Aus diesem Grunde vegetirt die Hütte auch nur so fort; man möchte sie gerne wieder los seyn, und man spricht sogar davon, daß man sie eingehen lassen wolle, wodurch über 500 Menschen brodlos würden. So ergeht es aber mit allen Fabrikanstalten hier: keine kann bestehen, keine kann gegenwärtig mit den ausländischen Fabrikwaaren in Concurrenz treten, da der Arbeitslohn des theuern Brodes wegen hier zu hoch kommt, und doch Alles durch Menschenhände ohne Anwendung wirksamer Maschinen ausgeführt werden muß, denn die Anwendung dieser hat hier auch ihre Schwierigkeiten und ihre Gränzen; fürs erste muß man die Maschinen aus England kommen lassen, mit sammt den Meistern, um sie aufzustellen, welches also gleich von vorn herein eine ungeheure Ausgabe macht; fürs zweite, wenn etwas an der Maschine schadhaft wird, so fehlt es hier an Leuten, die sie wieder herstellen könnten; drittens fehlt es in den meisten Gegenden an der bewegenden Kraft: kein Wasser, kein Gefälle. Zur Anwendung von Dampfkraft fehlt es auch in vielen Gegenden an Brennmaterial, und jeder Transport aus einiger Entfernung kommt sehr theuer zu stehen. So werden z. B. die Bretter, welche in dem Forst von Leiria geschnitten werden, alle an Ort und Stelle, wo der Baum gefällt ist, durch Menschenhände geschnitten, denn man will gefunden haben, daß wenn man eine Sägemühle anlegen wollte, die Bretter wegen des theuern, ja oft ganz unmöglichen Transportes dahin höher zu stehen kommen, als die durch Menschenhände geschnittenen.

Außer dem großen Forste von Leiria existiren mehrere andere kleinere, welche alle unter demselben General-Administrator stehen, für die nächste Umgebung zwar von einigem Nutzen sind, die Revenuen des Staats aber auch nicht vermehren, da der Erlös des Holzes daraus nicht einmal zureichend ist, die Ausgaben für die Erhaltung zu bestreiten. So schätzt man z. B. den Forst von Azambujo zu 60,000 50jährigen Stämmen; eine andere Abtheilung desselben, die jünger ist, as virtudes genannt, zu 150,000, lauter Nadelholz, und 5000 Korkeichen; den von Medos, jenseits des Tajos an der Seeküste, zu 20,000. Dieser wird am häufigsten wegen seiner Nähe von dem Marine-Arsenal benutzt. Einen andern Forst in Alemtejo, Cabeçao benannt, den der Staat erst kürzlich durch die Einziehung der Klöster acquirirt hat, schätzt man zu einem Werthe von $2^1/_2$ Millionen Cruzados; allein da derselbe eben so wenig wie die andern abwirft, so bleibt sein Werth nur imaginär. Der Forst von Alcobaça, der auch von den Mönchen jenes reichen Klosters an den Staat kam, soll auf einer halben Quadratlegua noch 1000 Eichbäume enthalten, die wohl noch den größten Werth für das Marine-Arsenal haben, da wegen des nahen Hafens

von San Martinho ihr Transport nicht so schwierig ist; allein dieser alten Eichen werden immer weniger, und für die Anpflanzung junger Bäume wird gar nichts gethan. Bei Dornes am Sezer-Fluß und bei Sinco Villas, einige Stunden weiter, besitzt der Staat kleine Castanienwälder, die meistens als zehn- und fünfzehnjähriges Schlagholz zu Dachsparren und Latten, so wie zu Faßreifen benutzt werden, und die deßhalb größern Absatz finden, auch leichter zu transportiren sind.

Der theure Transport auf fast unfahrbaren Straßen, so wie die schlechte Construction des Fuhrwerks, woran sich die beinahe einen Fuß im Durchmesser haltenden Achsen zugleich mit den Rädern drehen, und ihren Ursprung hier der Herrschaft der Römer verdanken, sind der Hauptstein des Anstoßes, weßhalb die Forste nichts einbringen. Den schönsten Baum im Walde kann man nicht theurer als zu 16 gGr. verkaufen, da der Fuhrlohn so enorm hoch zu stehen kommt; jedweder scheut sich also Holz zu kaufen, und die Bäume verfaulen auf dem Stamm. In den Provinzen werden daher auch alle Häuser aus Stein gebaut, und nur schwächeres, leicht zu transportirendes Holz zum Dache verwendet, in Lissabon aber, wo außerordentlich viel Holz an den, übrigens auch steinernen, Häusern verschwendet wird, um sie besser gegen Erderschütterungen zu sichern, so daß man erst ein völlig hölzernes Haus baut und dieses alsdann gleichsam in einen steinernen Kasten einmauert, läßt man alles Holz aus dem nördlichen Europa kommen: es wird von Schweden, Norwegen und Rußland hier eingeführt, und kommt weit wohlfeiler zu stehen, als wenn man inländisches Holz dazu benutzen wollte, was übrigens auch nicht so dauerhaft seyn soll, und erst Jahre lang in den feuchten Sand des salzigen See- oder Flußufers eingegraben werden muß, um sein vieles Harz zu verlieren. Es eignet sich alsdann weit besser zum Schiffsbau als das nordische Nadelholz, und wird nicht so leicht von Würmern angegriffen, auch wird es nicht so leicht stockicht.

Um einen Begriff von hiesigen Transportkosten zu geben, möge folgendes Beispiel dienen, welches Correspondent aus dem Munde des Verwalters einer Fabrikanstalt erfuhr: derselbe bedurfte einer 30′ langen und beinahe 4′ im Durchmesser haltenden Radwelle. Mit vieler Mühe fand man endlich in einer Entfernung von vier Stunden von der Fabrik eine dazu schickliche Eiche, die einem Bauern gehörte. Man kaufte sie ihm ab für den Preis von 22 Thalern; man beschlug sie und schickte sich nun an zu dem beschwerlichen Transport über Berg und Thal, wozu man einen besonders starken Karren mit Walzenrädern auch noch bauen mußte; 40 Paar Ochsen (die Ochsen hier sind hier außerordentlich groß und kräftig) wurden vorgespannt, 40 Treiber spornten die Ochsen an, 20 Tagelöhner marschirten voraus und ebneten den Weg; 20 Zimmerleute und Handlanger begleiteten die Fuhre, um nachzuhelfen. Da gab es Tage, wo man mit der größten Anstrengung vom Morgen bis zum Abende kaum 10 Schritte avançirte. Des Nachts wurde an Ort und Stelle campirt, um mit Tagesanbruch gleich wieder an die Arbeit zu gehen, und so brauchte man denn mit diesem Transport bis zur Fabrik volle drei Wochen, und die Gesammtausgaben beliefen sich auf 1000 Thaler. Was würde der Ingenieur, der den Obelisken von Luxor transportirte, wohl dazu sagen?

Macht man eine Ausnahme mit dem General-Administrator des Forstwesens hier, so ist auch nicht ein einziger wissenschaftlicher Mann dabei angestellt, nicht einmal vom Handwerk. Es scheint dieses unter den benannten Umständen auch ganz überflüssig zu seyn, und das ganze Forstpersonal reducirt sich denn auch nur auf einige Rechnungsführer, Schreiber und Waldwächter. Die Hauptanweisungen dirigirt freilich der General-Administrator, indessen muß er doch darin auch befolgen, was der Schiffszimmermeister vorschreibt, der die nöthigen Bäume bezeichnet, die man in dem Marine-Arsenal bedarf. Bei dem Schiffbau wird sehr viel krummes Holz verbraucht, und da nun das von Natur krumm gewachsene Holz den Vorzug vor dem aus einem dickern Stücke krumm gehauenen hat, so gibt man vielen jungen Stämmen die nöthige Biegung, und bindet sie in dieser Position fest, bis sie sich daran gewöhnt haben und so verkrüppelt fortwachsen und stärker werden. Dieses möchte wohl allenfalls noch ein besonderer, merkwürdiger Umstand in der hiesigen Forstcultur seyn, die zu verbessern und einträglicher zu machen, weder ein Hartwig, noch ein Cotta und Witzleben im Stande seyn würden, so lange hier weder gute Straßen noch gute Fuhrwerke existiren; und beide zu verbessern, liegt außerhalb der Macht und dem Bereich eines Forstdirectors. Konnte es doch der gegenwärtige Administrator im Jahre 1828 kaum dahin bringen, daß die Bauern, welche durch den Wald fuhren, im Sommer ihre Wagenachsen schmierten, die sich zuweilen entzündeten und Brand verursachten; sie verschrien dieses als eine Umgestaltung ihrer alten Gewohnheiten, woran nur das ketzerische Wesen der Constitution Schuld sey, und als Don Miguel zur Regierung kam, schmierte keiner mehr seinen Wagen, denn die Constitution habe ein Ende, und der Administrator mußte dazu schweigen.

Ueber die dreiköpfigen Büsten des Siva.

Obrist Sykes las in der Sitzung der asiatischen Gesellschaft zu London am 17 Junius eine Denkschrift über die dreiköpfigen Büsten des Siva in den Höhlentempeln von Elephanta und Ellora. Er bemerkte, daß die colossale Büste zu Elephanta Anlaß zu vielen Discussionen gegeben, und daß man noch bis zum Jahr 1818 geglaubt habe, daß nur eine einzige dieser Art existire. In dem genannten Jahr habe er aber die Tempel von Ellora unweit Dauletabad besucht, und deren dort eine Menge in Hautrelief entdeckt, die der Büste von Elephanta vollkommen gleich seyen. Viele derselben seyen noch vollkommen erhalten, und es könnten nach diesen ohne Zweifel die verstümmelten Theile der letztern ergänzt werden. Eine Zeichnung von einer der besten war an Ort und Stelle aufgenommen worden, die der Obrist der Versammlung vorlegte. Es war augenscheinlich, wie sich aus der Zeichnung ergab, keine Abbildung der Hindu-Dreieinigkeit: Brama, Wisenu und Siva, sondern die des Siva selbst, und zwar in seinem dreifachen Charakter als Erschaffer, Erhalter und Zerstörer. Obrist Sykes hielt sich geraume Zeit in den Tempeln von Ellora auf, und war von einer Wache begleitet, was ihn in den Stand setzte,

ſeine Forſchungen ungeſtört verfolgen zu können. Er bezog ſich übrigens auf ſeine damals ſchon bekannt gemachte Meinung hinſichtlich des höhern Alterthums des buddhiſtiſchen Gottesdienſtes, und erklärte, daß er jetzt, nach Verlauf von 18 Jahren, keinen Grund habe, dieſelbe zu ändern, ja ſie vielmehr durch den Umſtand noch beſtätigt glaube, daß die Inſchriften in allen entſchieden buddhiſtiſchen Höhlentempeln in alten unbekannten Buchſtaben abgefaßt ſeyen, und daß dieſer Schriftzüge in den Tempeln aus neuerer Zeit immer weniger würden, und in den noch ſpäter erbauten ganz verſchwänden. Ueber dieſe Anſicht erhob ſich eine Discuſſion in der Verſammlung.

Chronik der Reiſen.

Reiſebilder aus Finnland.

Allgemeine Bemerkungen über Finnland.

(Fortſetzung.)

Nirgends werden die Wälder wohl ärger durch Rodungen oder Urbarmachung neuen Ackerlandes verheert, als in Finnland, nirgends aber möchte ſich die Vegetationskraft der Natur ſtärker als hier äußern. Der finniſche Bauer iſt von Alters her gewohnt, ſein Getreidefeld in den Wäldern durch Rodung zu gewinnen. Hat er es nun eine Zeit lang benutzt und ſeine Productionskraft völlig erſchöpft, ſo überläßt er es ſeiner natürlichen Beſtimmung, auf die frühere Weiſe ein neues Stück Feld gewinnend. In kurzem ſieht man das erſte ſchon mit jungem Gebüſche von ziemlicher Höhe bewachſen. Die Art des Eigenthümers läßt es unterdeſſen nicht lange in Ruhe fortwuchern, bald kommt er hin es umzufällen, und das Land aufs neue ſeiner erſten Beſtimmung zu widmen. Alles, was ſie am Körper trägt, vom Kopfe bis zu den Füßen, verfertigt ſich die hieſige Bevölkerung ſelbſt: ſie webt ihre Leinwand und ihr Tuch zum täglichen Gebrauche, näht ſich ihre Kleider und ihre Pelze, gerbt die Felle, und verfertigt daraus Stiefel fürs männliche, Schuhe fürs weibliche Geſchlecht. Nur allein die lammfellnen Hüte von diverſen Farben, mit denen die Finnen ſich ſo gern zieren, werden ihnen aus Rußland gebracht. Handwerker gibt es unter ihnen gar nicht: keine Steinmetzen, Tiſchler, Maurer, Ofenmacher, Dachdecker u. ſ. w. Alle dieſe Arbeiten müſſen in den finniſchen Städten von Ruſſen, und zwar größtentheils von den in allen dieſen Gewerben äußerſt geſchickten Jaroslawzen vollführt werden. Letztere legen auch häufig in Finnland Gemüſegärten an, von denen ſie die Früchte und Sämereien den Bewohnern verkaufen.

Nächſt den von der Natur dem Land auferlegten Mißgeſchicken liegt eine der weſentlichſten Urſachen der großen Armuth von Finnlands Bevölkerung wohl unſtreitig in dem Mangel an aller Induſtrie. Holz, Bretter, Harz, Theer, Kohlen, Baumrinde ſind die einzigen Erwerbsmittel, worauf die Bewohner beſchränkt ſind. Zwar darf man nicht erwarten, Finnlands Induſtrie je zu einer blühenderen Epoche zu bringen, dagegen kämpfen außerordentliche Hinderniſſe; aber durch eine ſorgfältigere Verbindung, durch eine größere Ausdehnung ſeiner Wege- und Straßen-Communicationen müßte der Wohlſtand der Bevölkerung beſtimmt einen neuen Aufſchwung erhalten. Zwar iſt Finnland nach allen Richtungen mit Gewäſſern, Flüſſen und Seen bedeckt, zwiſchen dieſen Gewäſſern liegen aber große Felſen- und Steinmaſſen, die jede Waſſer-Communication unmöglich machen. Der mehrerwähnte Saima-See — einer der größten Landſeen Finnlands — gewährt noch die einzige bequeme Waſſerverbindung zwiſchen den entlegenſten Punkten Finnlands, ihn befahren auch ununterbrochen große Boote von Wilmanſtrand bis Knopio und höher hinauf. Es wäre daher gewiß eine der gemeinnützigſten Unternehmungen, dieſen See mit den Hauptpunkten Finnlands in unmittelbare Verbindung zu ſetzen. Man begann auch vor ungefähr 30 Jahren dieſe Arbeit durch Grabung eines Canals, der vermittelſt eines kleinen Fluſſes den Saima-See mit Wiburg vereinigen ſollte. Aus unbekannten Urſachen gerieth dieſe Unternehmung nachher ins Stocken; unlängſt erneuerte man ſie wieder, und abermals blieb ſie unausgeführt.

Die Hauptſtröme zur Bildung eines Waſſerſyſtems in Finnland ſind: der Torneo, Uleo, Kemi, Ugo. Die beiden erſten ſind die größten. Der Torneo nimmt zwei andere Flüſſe, den Muonio und Tongeli, auf. Der Uleo, hundert Werſte Länge habend, ſteht mit mehrern Seen und Flüſſen in Verbindung. Vermittelſt ſeines Waſſerſyſtems wird der ganze innere Landhandel Finnlands betrieben. Alle an den Ufern dieſer Flüſſe gelegenen Dörfer unterhalten Boote, deren man im Umfange dieſes ganzen Flußſyſtems gegen 1500 zählt. Auf denſelben werden jährlich 25,000 Fäſſer Harz, Theer, Kohlen und gegen 8000 Pud Butter verführt. Stromabwärts gehen die den Uleo befahrenden Boote nicht länger denn anderthalb Tage, auf dem Rückwege haben ſie aber vier Tage nöthig. Die Fahrt mit dem Strome über zwei der anſehnlichſten Fälle geht mit unglaublicher Schnelle; über den Nitka-Fall von zehn Werſten Länge bedürfen die Boote zum Herablaſſen nur einer halben Stunde, den andern, Püchha-Koski genannt, von fünfzehn Werſten Länge, nur eine Stunde. Bei den gefährlichſten Fällen nehmen die Bootsleute Lootſen an, die für eine beſtimmte Taxe verpflichtet ſind, ihnen Hülfe zu leiſten.

Dieſe Boote werden von den Bauern ſelbſt aus Ellern- oder Tannenholz gebaut. Die Fugen der verſchiedenen durch eiſerne Nägel ſtark miteinander befeſtigten Bretter verſtopfen ſie aufs dichteſte mit Werg, und verſchmieren ſie ſodann noch mit Harz, damit das Waſſer bei einer mehrtägigen Fahrt auf keinen Fall hineindringen könne. Sie haben gegen 35 Fuß Länge und 4½ Fuß Breite. Sie können bis 200 Pud Laſten tragen, und werden gleich andern Fahrzeugen der Art durch Steuerruder regiert. Bei Waſſerfällen mit der Strömung werden ſie durch Ziehſeile fortgebracht. Sie dienen zwiſchen 8 bis 10 Jahre.

In Finnland beſteht bekanntlich keine Leibeigenſchaft. Frei und unabhängig ging mit der Acquiſition des Landes auch ſeine Bevölkerung an Rußland über, und iſt in ſeinen urſprünglichen Verhältniſſen unverletzt bis auf den heutigen Tag geblieben. Auf ſeinem Grund und Boden iſt der Finne unumſchränkter Herr. Die gegenſeitigen Verhältniſſe zwiſchen ihm und dem Grundherrn, wo es ſolche gibt, ſind durchs Geſetz genau beſtimmt; es gibt andere Bauern, die ganz freies Land beſitzen und nur von der Krone abhängen. Die Abgaben, die ſie dieſer jährlich zu entrichten haben, ſind äußerſt gering. Die Stellung des finniſchen Bauern möchte im Allgemeinen ſehr der des deutſchen Pächters gleichkommen, und er iſt über ſeine Leiſtungen ſo vollkommen unterrichtet, daß man ihn über ſie nicht um ein Haar breit täuſchen dürfte. Eine dieſer ähnliche freie Bauernverfaſſung wurde vor einigen Decennien vom verewigten Kaiſer Alexander in den übrigen drei deutſchen Provinzen eingeführt, doch bei weitem nicht mit den aufgezählten Privilegien der finniſchen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 192.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 Julius 1837.

Orden in Portugal.

Es gibt eine Menge Orden und Condecorationen in Portugal, welche oft die breiteſte Bruſt überdecken, denn von jeher war man ſehr freigebig damit, und beſonders zur Zeit des letzten Königs Don Joao, der auch die beiden faſt ganz vergeſſenen alten Orden von Torre e Eſpada und von Conceiçao hervorzog, da die andern drei ſchon nicht mehr ausreichen wollten. Die drei älteſten Orden, welche den Namen Militärorden führen, weil ſie urſprünglich nur denen gegeben wurden, welche gegen die Ungläubigen ſtritten, und das Gelübde der Keuſchheit thaten, und bis zum Jahr 1834 beträchtliche Einkünfte hatten, ſind nach ihr Alterésfolge der von St. Jago, von St. Bento d'Aviz und der Chriſtus-Orden. Letzterer entſtand aus dem Orden der Tempelherren, als dieſer aufgehoben wurde, behielt daſſelbe rothe Kreuz, und es wurde ihm vermöge der höhern Stufe ſeines Patrons vor den Heiligen der erſte Rang angewieſen. Auf dieſen folgte der Orden von Torre e Eſpada (der auch Ketzern zu Theil wurde), und zuletzt der von Conceiçao (der Empfängniß). Da jener Orden von Torre e Eſpada (Thurm und Schwert) ſehr gemißbraucht worden war, ſo ſtiftete Don Pedro eine neue Ausgabe deſſelben, welche a antiga e muita nobre Ordem de valor, lealdade e merito genannt wurde, und nur ausſchließlich für diejenigen, ſowohl Officiere als Soldaten, beſtimmt war, die ſich in dem Kriege gegen Don Miguel ausgezeichnet hatten. Deßhalb ſieht dieſer Orden gegenwärtig auch im größten Anſehen, und alle übrigen ſieht man über die Schultern an. Alle dieſe Orden haben drei Claſſen, Ordensritter oder Cavalleiros mit dem kleinen Kreuz, an dem vorgeſchriebenen Bande auf der Bruſt oder mit breiterem Bande am Halſe tragend, Ordens-Commandeure oder Commendadores mit dem Stern auf der linken Bruſt, und Groß-Kreuze oder Gram Cruzes mit dem großen Bande über die Schultern. Seit der Zeit, daß man nicht mehr gegen die Ungläubigen ſtritt, wurden die drei erſten Orden, mit Ausnahme des Ordens von St. Bento d'Aviz, auch an Civiliſten gegeben, und dieſen konnten nur ſolche Militäre erhalten, die 20 Jahre gedient und Capitänsrang hatten. Außer den großen Einkünften, welche dieſe Orden hatten, die im Jahre 1835 alle für den Staat eingezogen wurden, genoſſen dieſelben auch viele Privilegien, die zu gleicher Zeit vernichtet wurden. Niemand durfte die Ordens-Inſignien tragen, ohne förmlich mit großen Ceremonien in einer Kirche zum Ritter geſchlagen zu ſeyn, wobei noch immer das Gelübde der Keuſchheit abgelegt wurde; man konnte dabei aber in den letzten vier oder fünf Jahrhunderten Frau und Kinder haben. Seit 20 Jahren iſt das Ritterſchlagen erſt ſeltener geworden, man hat durch die Finger geſehen, weil es beträchtliche Koſten verurſachte, und ſeit drei Jahren iſt es ganz abgekommen. Auch an Proteſtanten ertheilt man jetzt die Inſignien dieſer drei Orden, die urſprünglich nur für ein geiſtlich-katholiſches Militär gehörten; ja was noch mehr iſt, man hat ſogar Herrn v. Rothſchild den Chriſtus-Orden gegeben, was doch wohl das non plus ultra portugieſiſcher Aufklärung iſt.

Selten wird hier jemanden ein Orden zu Theil, der nicht darum nachſucht, es muß erſt jemand ſeine Verdienſte gehörig herauszuſtreichen wiſſen, ehe ſie bemerkt werden, beſonders wenn er keine Connexionen hat, ſonſt werden dieſelben in alle Ewigkeit nicht honorirt werden. Daß hiermit nun von jeher die größten Mißbräuche getrieben wurden, verſteht ſich von ſelbſt in einem Lande, wo alle Inſtitutionen gemißbraucht werden. Jeder, auch der Unbedeutendſte, will Verdienſte haben, und will dafür belohnt ſeyn, und jeder trachtete darnach, ſeine Verdienſte geltend zu machen, und ſuchte ſich deßhalb die beſten Canäle auf, welche in den Ordensangelegenheiten am Hofe zu finden waren. Da war beſonders während der Regierung Don Joao's und Don Miguels ſelbſt kein Stallbedienter von einigem Einfluß zu ſchlecht, deſſen Protection nicht ſelbſt oft Stabsofficiere und andere hohe Angeſtellten geſucht, natürlicherweiſe nicht durch ſchöne Worte allein, ſondern durch klingende Münze, und wollte nur einer 6 bis 800 Thaler anwenden, was Hunderte thaten, ſo konnte er ganz ſicher darauf rechnen, einen Orden zu bekommen. Ein reicher Kaufmann in Rio de Janeiro ließ es ſich 20,000 Cruzados koſten, um das Commandeur-Kreuz des Chriſtus-Ordens zu bekommen; ſo groß war damals die Ordens-Manie. Durch dieſen Mißbrauch der Ordensertheilungen kamen beſonders der Chriſtus- und St. Jago-Orden in

Miſscredit, ſo daß ſich diejenigen ſogar beleidigt fühlten, denen der König letztern ertheilte. Die meiſten Hofbedienten die keine Livrée trugen, hatten Orden; man ſah Kinder von Fidalgos von 10 bis 12 Jahren mit Sternen, ja ſogar Caſtraten der königlichen Capelle waren mit dem Chriſtus-Kreuzchen decorirt.

Eine ganz eigene Einrichtung findet bei den hieſigen Orden ſtatt, daß ein Ordensbeſitzer denſelben auf eine andere Perſon übertragen kann, jedoch mit Genehmigung des Gouvernements, ſey es nun auf Glieder ſeiner Familien oder durch Verkauf an eine ihm ganz unbekannte Perſon; und man findet daher nicht ſelten anonyme Anzeigen in den Zeitungen, worin irgend jemand einen neuen Orden zum Verkauf ausbietet, oder ein anderer einen Orden zu kaufen ſucht. Uebrigens hat ſeit drei Jahren die Ordensmanie ſo abgenommen, daß die Orden außerordentlich im Preiſe geſunken ſind. Für ein Chriſtuskreuzchen gab man ſonſt aus zweiter Hand 4 bis 600 Thaler, gegenwärtig bietet man keine hundert. Ein Commandeurkreuz galt gegen 6000 Cruzados, jetzt will man keine tauſend dafür geben. Die Noth bringt manchen dazu ſeinen Orden auszubieten, er findet aber aus Geldmangel keine Käufer.

Skizzen aus Abyſſinien.

Ankunft in Maſſoua. — Maſſoua. — Der Naib von Arkiko. — Die Schohos.

(Schluß.)

Die türkiſche Regierung, oder jetzt Mehemed Ali, hat jedoch mit dieſem Naib eine Convention abgeſchloſſen, wonach dieſer die Douane abgetreten, die Oberherrſchaft der türkiſchen Regierung anerkannt und ſich verpflichtet hat, die Stadt Maſſoua beſtändig mit Trinkwaſſer zu verſehen, und eine Anzahl Soldaten zur Beſchützung der Reiſenden und Karawanen zu halten. Hiefür empfängt er monatlich 1000 Thaler. Jedoch trotz dieſer Verpflichtungen, den Handel und die Reiſenden zu beſchützen, iſt dieſer Naib es gerade, der den Reiſenden namentlich die meiſten Schwierigkeiten in den Weg legt. Unter dem Namen eines freiwilligen Geſchenkes oder Bakſchiſch, wie man es nennt, fordert er von dem Reiſenden den ungemeſſenſten Tribut, oft zwei bis drei und mehrere Hunderte von Thalern, nur damit er freie Paſſage habe. Zudem zahlt man die Laſtthiere, die man von ihm miethen muß, da kein Anderer es wagen würde, mit ihm in Concurrenz zu treten, um das Drei- und Vierfache des gewöhnlichen Preiſes, und beläſtigt außerdem den Reiſenden mit einer ſolchen Menge von Zumuthungen und Nachforderungen, daß man ein Kreuz ſchlägt, wenn man mit dieſem habgierigen Menſchen endlich nichts mehr zu thun hat. Hat man ſich aber nicht zu ſolchem Tribut verſtehen wollen, ſo kann man überzeugt ſeyn von ihm Empfehlungen zu erhalten, die ihre Wirkung nicht verfehlen, d. h. auf der Gränze oder kurz nach der Ankunft in Abyſſinien auf Rechnung dieſes Naib ausgeplündert zu werden, wie es mir erging.

Der jetzige Naib heißt Jachja, ein würdiger Nachfolger ſeiner Vorgänger, die den frühern Reiſenden ſo viel zu ſchaffen machten. Man leſe Bruce, den kühnſten aller Reiſenden, die bis jetzt nach Abyſſinien gingen. Nur durch einen Zuſammenfluß günſtiger Umſtände konnte er den Nachforſchungen des damaligen Naib entgehen, der ihn ermorden wollte, um ſich ſeiner Effecten zu bemächtigen. Salt, ein anderer engliſcher Reiſender, der von ſeiner Regierung mit den außerordentlichſten Mitteln verſehen ward, und wie ein Fürſt in Begleitung von 600 bis 800, ja zuweilen 1000 Bewaffneten reiſte, machte dem Naib ein Geſchenk von 1000 Thlrn.

Das iſt nicht vergeſſen worden, hierauf beruft man ſich beſtändig. Deßhalb mußte Rüppell, ein deutſcher Gelehrter, der zweimal in Abyſſinien war, ſich den Durchgang mit 175 Thlrn. erkaufen; ähnliche Summen zahlten die Miſſionäre Gobat und Kugler, und obgleich dieſe Geſchenke oder vielmehr Tribute ſich in abſteigender Progreſſion verringerten, ſo werden ſie doch beſtändig, als ein wahres sine qua non, mit einer an Unverſchämtheit gränzenden Anmaßung verlangt. Ohne den Gouverneur von Maſſoua, Haſſan Effendi, der ein überaus vortrefflicher Mann iſt, und die Gerechtigkeit mit unerbittlicher Strenge handhabt, wäre es dem Europäer unmöglich, auch nur einen Fuß aus Maſſoua zu ſetzen. Leider hängt Alles von der Perſönlichkeit dieſes Gouverneurs ab, mit einer Veränderung desſelben könnte ſich dort Alles anders geſtalten, und wahrſcheinlich zum Schlechten.

Die Bewohner des dem Naib von Arkiko unterworfenen Landes heißen Schoho. Sie ſind ſchwarz wie die Abyſſinier, Kleidung, Sitte und Lebensart haben ſie völlig mit ihnen gemein; ihre Sprache unterſcheidet ſich wenig von der, die man in Tigre ſpricht. Sie ſind alle Mohammedaner, Chriſten findet man durchaus nicht unter ihnen. Ihr Reichthum beſteht hauptſächlich in vortrefflichen Viehheerden. Ihre Kühe und Ochſen geben den ſchweizeriſchen nichts nach, die Gebirge dieſes Volkes ſind die ſchönſten und fruchtbarſten, die ich je ſah. Die Vegetation iſt ſo herrlich und von ſolch' üppiger Fülle, daß ſie wohl von keiner andern auf der Erde übertroffen wird. Aber dieſe Pracht, dieſer Naturreichthum iſt todt für dieſe Leute; was ihr Vieh nicht frißt, kennen ſie nicht, und wiſſen es nicht zu benutzen. Metalle gibt es wahrſcheinlich ſehr viele in den Gebirgen; ſie ſind jedoch bis jetzt noch nicht wiſſenſchaftlich unterſucht. Die Schohos kennen nur das Eiſen, das ſie theils in Orpden, theils gediegen zu Tage bringen. Ich ſelbſt fand gediegenes Eiſen und vortreffliche Steinkohlen. Flüſſe gibt es hier eben ſo wenig, wie in dem ganzen öſtlichen Abyſſinien. Man findet nur Quellen, von denen keine das Meer erreicht; kaum treten ſie aus den Gebirgen, ſo verlieren ſie ſich auch im Sande. Jedoch ſind ſie weit häufiger als in der abyſſiniſchen Provinz Hamazen, wo man öfters Tage lang reist, ohne einen Tropfen Waſſer zu finden. Nur in der Regenzeit findet man Ströme, die alsdann aber auch ſo breit und reißend ſind, daß alsbald alles Reiſen in dieſen Ländern völlig aufhört. Der Naib wohnt in Arkiko, einer Stadt ſüdweſtlich von Maſſoua, auf dem feſten Lande, jedoch hart am Meere. Sie zeichnet ſich durch nichts aus, nur daß ſie einen noch traurigern Anblick darbietet als Maſſoua. Die Ebbe und Fluth tritt hier ſehr regel-

mäßig ein, und wechselt beinahe immer von 6 zu 6 Stunden; ein Phänomen, das auf allen übrigen Punkten des rothen Meeres sehr unregelmäßig statt findet. Zuweilen gibt es auch Springfluthen, die alsdann große Verheerungen sowohl in Massoua als in Arkiko anrichten.

Man erzählte mir in Massoua, daß vor einigen Jahren eine solche Springfluth die Hälfte der Stadt zerstört und eine Menge Menschen hinweg geführt habe, was um so glaublicher ist, als die Insel bei den gewöhnlichen Fluthen kaum zwei Fuß über dem Spiegel des Meeres erhaben ist.

Die Einwohnerzahl von Massoua schätze ich auf höchstens 1500 Seelen; die Arkikos wird diese Zahl wohl kaum übersteigen. Die Zahl aller dem Naib unterworfenen Schohos soll sich auf 8000 bis 10,000 belaufen, und sein ganzes Ländergebiet vielleicht auf 45 bis 50 Quadratmeilen, wohin aber Dörfer gerechnet werden, die sich für unabhängig halten. Zur Beschützung Massoua's stehen einige Kanonen am Hafen, die von einigen 20 türkischen Kanonieren bedient werden. Außerdem liegen noch einige 20 türkische Soldaten in dem Ort und gegen 50 Beduinen aus dem Yemen, die sich als Soldaten engagirt haben. Sie sind wie alle Beduinen mit der Jembie — ein langes zweischneidiges Messer, ein Mittelding von Dolch und Säbel — deren Klingen vortrefflich sind, und einem Luntengewehr bewaffnet. Diese Soldaten sind nur für Massoua bestimmt, dienen dem Gouverneur zu seiner Begleitung und werden nur im äußersten Falle in die Gebirge geschickt. Man hat seit einigen Jahren die Besatzung Massoua's verstärkt, weil diese Stadt, im Jahre 1833 das Schicksal aller arabischen Küstenstädte theilend, von einer Streifpartie des bekannten Tärtschi-Bilmeß, der von Medina bis Mokka Arabien plündernd durchzog, angegriffen und gebrandschatzt wurde. Zum Gouvernement von Massoua rechnet man alle Inselgruppen an der afrikanischen Küste von Sanakem bis Babel Mandeb; die meisten jedoch sind wasserlos und mit Ausnahme der Mimose, die beinahe überall fortkommt, ganz unfruchtbar und unbewohnt. Nur die Inselgruppe, die man unter dem Namen Dahlak begreift, und wo sich ein ziemlich bedeutender Ort, Mölle, befindet, zeichnet sich aus; hier wird eine sehr einträgliche Perlenfischerei getrieben. Auf meiner Rückreise von Massoua nach Lobeia kam ich nach diesem Ort; die Bewohner sind überaus gastfrei, was mich, nachdem ich das ungastliche Abyssinien verlassen, in großes Erstaunen setzte. Er herrscht sogar ein Gesetz hier, einen jeden Fremden, wer er auch sey, zu bewirthen, und eine Abweichung von diesem Gesetz würde als ein großes Verbrechen betrachtet werden. Als ich hier auf meiner Rückreise ankam, war es ungefähr in der Mitte des Ramadan, ein Monat, in welchem die Muhammedaner am Tage fasten und erst nach Sonnenuntergang essen. Es war gegen Mittag, als ich mit mehrern Begleitern ans Land stieg. Ein Einwohner von Massoua, der wie alle seine Landsleute, sehr unverschämt war, forderte mit großem Geschrei zu essen, und als man ihn bat, sich einen Augenblick zu gedulden, bis Alles bereit sey, schimpfte und fluchte er, und wollte sich sogar an dem Scheikh oder Vorsteher des Orts vergreifen. Da nahmen ihn die guten Leute her, und prügelten ihn zu meinem großen Vergnügen tüchtig ab. Während dieser Zeit ward das Essen fertig, man setzte es ihm vor, und behandelte ihn nachher mit derselben Gastfreundschaft, wie Alle, die mit her gekommen waren. Ich sah hier viele Perlen, sie sind jedoch meistens klein und selten ganz rund. Der Preis dieser Perlen ist hier so gering, daß man in Dschedda schon 100 Proc. darauf gewinnt. Die Muschel selbst ist klein, roth, und auf der Außenseite gereift. Man öffnet sie, zerschneidet das Thier, das ebenfalls hochroth ist, in viele kleine Stücke, und findet auf diese Weise die Perlen. Unter fünf Muscheln ist in der Regel eine, die Perlen enthält. Die Einwohner zahlen an den Gouverneur von Massoua eine Abgabe von 1000 Thalern jährlich; dafür sind sie in ihrem Handel geschützt und können ihn treiben, wie es ihnen gut dünkt. Das Monopolsystem Mehemed Ali's dehnt sich also nicht bis hier aus. Was den Handel Massoua's betrifft, so werde ich in einem eigenen Capitel, wo ich von dem abyssinischen Handel überhaupt spreche, mich weitläufig auslassen. Der Handel ist nur Transito für die abyssinischen Producte und arabischen Waaren, die hier für diese Länder ausgetauscht werden. Die Douane bringt nach Abzug aller Kosten in der Regel jährlich 20,000 Thaler ein. Massoua selbst ist zu unbedeutend, als daß seine Consumtion in Anschlag gebracht werden könnte. Das Geld ist merkwürdigerweise hier ganz dasselbe wie im Innersten Afrika's, im Sudan und an den Ufern des Niger, während in allen Ländern, die Massoua mehrere hundert Meilen weit umgeben, dieses Geld gar nicht als solches anerkannt wird. Es sind gewöhnliche Glasperlen, 120 gehen auf einen Harff, und 45 Harff auf einen Thaler, so daß man also 5400 solcher kleinen Glasperlen für einen Thaler erhält; ein Umstand, der den Handel sehr erschwert, da man zum Zählen von 5400 Glasperlen wenigstens eine gute halbe Stunde braucht. Sehr auffallend ist dieses Geld, da man es auf keinem Punkt am rothen Meere findet, und es eben so wenig in Abyssinien als in andern an Abyssinien gränzenden Ländern bekannt ist. Ich forschte nach dem Ursprung dieses Gebrauchs, man konnte mir aber nichts Befriedigendes hierüber sagen.

Eine merkwürdige Schlange.

In einer der jüngsten Nummern des Indian Medical Journal wird ein der medicinischen Gesellschaft zu Calcutta vorgelegter Bericht über eine bisher noch nicht beschriebene Art giftiger Schlangen, zum Genus Naja gehörig, von Dr. Canter mitgetheilt und durch Zeichnungen erläutert. Die Eingebornen sagen, daß deren von mehr als 12 Fuß Länge gefangen würden, eine bei giftigen Schlangen ungewöhnliche Größe. Sie werden in den Sunderbunds und in der Nähe von Calcutta gefangen, und nähren sich von andern Schlangen. Die im Besitze des Dr. Canter wurden alle 14 Tage jede mit einer lebenden Schlange gefüttert, wobei man keine Rücksicht darauf nahm, ob dieselben giftig waren oder nicht. Dr. Canter machte zugleich auf den Irrthum vieler Naturforscher aufmerksam, die da behaupten, daß die Schlangen niemals trinken; diese Thiere trinken und befeuchten ihre Zungen allerdings, was bei den Ophidien, deren Zungen nicht in der Mundhöhle liegen, zwei verschiedene Handlungen sind.

Die Schlangen, von denen hier die Rede ist, unterscheiden sich von den andern giftigen Schlangen auch dadurch, daß sie, wenn in Gefangenschaft, willig fressen, was Ophidien dieser Classe sonst nicht zu thun pflegen. Das frische Gift dieser Schlange besteht in einer durchsichtigen Flüssigkeit von der Consistenz einer Auflösung von arabischem Gummi in Wasser, und röthet das Lackmuspapier leicht; hebt man es einige Zeit auf, so wird die Säure schärfer, doch verliert es auch einen großen Theil seiner giftigen Eigenschaften.

Chronik der Reisen.

Reisebilder aus Finnland.

Allgemeine Bemerkungen über Finnland.

(Schluß.)

Für so arm man auch dieses Land hält, so wenige Früchte auch auf seinem steinigen Boden gedeihen wollen, so findet man hier doch die schönsten Beeren und eine Menge der wohlschmeckendsten Pilze, die seinen Boden bedecken, welche aber von den Nationalen nicht angerührt werden, während sie doch zu den beliebtesten Nahrungsmitteln der Russen gehören. Von den Beeren bemerkte ich zuvörderst die aromatische Mamora, der rothen Himbeere ähnlich, aber auf der Erde wachsend, sie verbreitet ihren Duft weit umher. Man bereitet aus ihr eine köstliche Limonade, einen gleichen Liqueur, auch als Confiture wird sie verbraucht. Als Limonade habe ich sie selbst, von einigen Gängen in Wiburg während der Mittagshitze ganz echauffirt ins Logis zurückkehrend, köstlich gefunden. Auch die Schreibeere ist eine hier allgemein verbreitete Frucht, sie ist der vorigen ähnlich, aber weiß von Farbe; frisch und aufbewahrt, ist sie eine wahre Ressource für die Küche; man hebt sie in bloßem kaltem Wasser auf, nimmt im Winter so viel aus dem Gefäß, als man eben braucht, und ißt sie mit Zucker. Noch findet man die Heidel- und Preiselbeere, auch die Kluckwa, die in unserem Norden überall zu Hause ist, die Größe einer kleinen Kirsche und blutrothe Farbe hat; sie gewährt eine sehr wohlschmeckende Limonade, die besonders erquickend für Kranke ist.

Die ganze von Petersburg bis Helsingfors führende Landstraße ist eine der schönsten und bequemsten Chausséen, wie man sie sich nicht besser wünschen darf. Sie wird mit der größten Fürsorge erhalten, und zur guten Jahreszeit rollen die Equipagen im Fluge über sie hin. Vor wenigen Decennien, unter der Regierung Kaiser Alexanders, mußte sie mit Aufbietung der kostspieligsten Opfer und unter den mühseligsten Anstrengungen creirt werden. Ganze Felsenmassen, die zuvor auf ihrer Richtung lagen, mußten durch herbeigebrachtes Geschütz erst weggeräumt und so die Bahn der gegenwärtigen Heerstraße mühsamst geschaffen werden, ehe sie ihre gegenwärtige treffliche Condition erhielt; vorher konnte man diesen Weg nur mit den größten Gefahren zurücklegen. Jetzt gehören die finnländische und die neue Moskau'sche Chaussée zu den trefflichsten Landstraßen im ganzen russischen Reich.

In Finnland reist man größtentheils in einer eigenen Art Equipagen, Tarataiken genannt, mit einem Pferde bespannt, den Cabriolets — Carricles — gleichend. Dieser Fuhrwerke bedienen sich auch die finnischen Senateure bei ihren häufig durchs Land anzustellenden Inspectionsreisen. Die Localität macht den Gebrauch dieser leichten Wägelchen nothwendig. Die Wege in Finnland sind alle schmal, haben zu beiden Seiten tiefe Abgründe, und gehen ununterbrochen bald in die Höhe, bald in die Tiefe. Tritt bei solcher Bewandniß der Verhältnisse der Fall ein, daß von zwei entgegengesetzten Seiten kommende Equipagen sich begegnen — was bei dem sehr beschränkten Verkehre der Bevölkerung nur selten der Fall ist — so können sie sich nur mit der größten Schwierigkeit ausbiegen. Um etwaige Gefahren zu vermeiden, ist es allen finnischen Postknechten aufs strengste eingeschärft, sich einander beim Begegnen schon aus der Ferne zuzurufen, um zeitig ihre Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, wobei denn zur Regel dient, daß der leichtere Wagen dem schwereren ausweichen muß. Damit zwei Fuhrwerke bei einem Berge nicht unerwartet aufeinander treffen, müssen alle Reisende Glocken mit sich führen.

Nirgends möchte der Reisende in ganz Rußland wohlfeiler, schneller und sicherer als durch Finnland reisen. Man zahlt für jedes Pferd auf die Werste nicht mehr denn sechs Kopeken Banco. Man kann mit so viel Pferden durchs ganze Land fahren, als man selbst will. Mit einem Pferde vor einem kleinen leichten Carriole ist hier sehr üblich, wo man sich selbst von Station zu Station kutschirt. Die Studirenden der Universität Helsingfors besuchen nie anders als auf diese Weise während der Ferien die Heimath. Nicht nur die vorgedachte große Heerstraße von Petersburg bis Helsingfors ist eine trefflich unterhaltene Chaussée, sondern auch die übrigen Nebenwege sind es in allen Richtungen. Die Poststationen werden von den Bauern selbst unterhalten und verwaltet. Nie erfährt man von ihnen die mindeste widersetzliche Erpressung oder Chicane, nie suchen sie den Reisenden über die gebührliche Zeit aufzuhalten. Ins Posthaus tretend, die alle einfach von Holz erbaut sind, wird man sogleich von der im Comptoir, wie in den anstoßenden Zimmern vorherrschenden musterhaften Ordnung und Reinlichkeit frappirt. Die Betten der Reisenden, mit reinen Bettlaken und Decken belegt, aufs einnehmendste arrangirt, das Ameublement von Tischen, Stühlen u. s. w. zwar höchst einfach, aber bequem und gut, die Dielen rein, nach dortiger Sitte mit weißem Sand und kleingehackten Tannenreißern (Grünstrauch) bestreut. Der verwaltende Bauer, der in der Regel weder lesen noch schreiben kann, bittet den Reisenden höflichst, die ihm producirte Poboroschna — Reisepaß — ins offenstehende Postbuch einzutragen. In der That ein außerordentliches Vertrauen zum Publicum, das aber auch nie mißbraucht wird, wenigstens hat man die Fälle vom Gegentheile vernommen. Darauf erlegt man die gebührlichen Progonne — Wegegelder — die benöthigte Zahl von Pferden wird im Nu herbeigeschafft, in zehn Minuten ist der Anspann vollzogen, der Reisende setzt sich in den Wagen und fährt davon. Mit derselben Promptitude, Accuratesse und Rechtlichkeit wird er in der ganzen Provinz behandelt. Im Comptoirs Zimmer jeder Station gewahrt der Reisende an der Wand zwei von der competenten Landesbehörde beglaubigte gedruckte Tabellen, deren eine die Zahl der Werste von einer Station zur andern, sofort bis zur Gouvernementsstadt, und den Betrag der Wegegelder, die andere die genau bestimmte Taxe von allen den Reisenden noththuenden Lebensbedürfnissen enthält. Preisübersetzung und Uebervortheilung, denen der Reisende an andern Orten so häufig zur Beute wird, ist hier nicht möglich, da die Bestimmung aller Lebensmittel unmittelbar von der Regierung ausgeht. Fordert man ein Mittagsessen, Kaffee, Thee u. s. w., Alles ist vorrätdig und in der besten Qualität verhanden. Man erhält Alles aufs prompteste, in der schmackhaftesten Zubereitung, wie sie gerade die Jahreszeit vermöglicht. — Nie hat man noch von durch Finnland Reisenden Klagen über Aufenthalt, Preisübersetzung oder schlechtgerichte Lebensmittel führen gehört, denen sie auf den Poststationen ausgesetzt gewesen; in einem so musterhaften Bestande befindet sich die Postverwaltung dieser Provinz.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 193.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 Julius 1837.

Skizzen aus Indien.

Bacon's first impressions and studies from nature in Hindostan.

(Mit einer lithographirten Beilage.)

Wir theilen aus dem eben genannten Werke einige Skizzen mit, die, aus so entlegenem Schauplatz entnommen, vielleicht manchen unsrer Leser interessiren. Einen großen Werth kann man dem Buche nicht zuschreiben, und doch hat es einen eigenthümlichen Reiz, den selbst das Gefühl nicht stört, daß manche seiner Schilderungen ziemlich stark nach der Wachstube riechen. Geben wir uns Rechenschaft darüber, warum wir ein so großes Gefallen an einem Buche finden, das, zum mindesten gesagt, unter die leichte Waare gehört, so liegt der Grund wohl darin, daß er seinen uns entfernt liegenden Gegenstand mit solcher Familiarität behandelt, und mit einer Keckheit, die man seinem Stand und seinem Alter verzeiht, fremdartige Zustände und Verhältnisse vor die Augen führt. Daß er die Dinge, ohne viel über Wie und Warum? zu grübeln, nimmt, wie sie sind, und uns mit den philosophischen Bemerkungen, warum dieß oder jenes seyn oder nicht seyn sollte, verschont, ist nicht minder dankenswerth, obwohl es nicht sowohl aus Ueberlegung hervorgeht, als weil er nicht daran denkt, daß der Zustand anders seyn könnte.

Diese Bemerkung bezieht sich namentlich auf das Leben der Angloindier, das freilich des Seltsamen Manches in sich schließt, wobei man indeß nicht vergessen darf, daß die vorherrschend aristokratische Richtung des gesellschaftlichen Lebens in England noch erhöht wird durch die aristokratisch-privilegirte Stellung der Engländer in Indien, und daß bei unsrer vorgeschrittenen Civilisation und Verderbniß eine aristokratische Gesellschaft ohne die breite Grundlage einer bürgerlichen sich nicht in die Länge auf einer gewissen Höhe erhalten kann, sondern sinken muß. So scheinen sich die Fehler, die man der vornehmen Gesellschaft in England vorwirft, in Indien zu sublimiren, und es herrscht unter Anderm eine Klatschsucht, die den Schilderungen unsers Verfassers nach alle Gränzen überschreitet. Freilich ist auch diese ein Kind der Verhältnisse. Die englische Gesellschaft steht dort allein, von den Eingebornen größtentheils getrennt da, sie ist zu zahlreich, als daß sich alle etwas näher kennen lernen könnten, und nicht zahlreich genug, daß ein Theil den andern gänzlich zu ignoriren vermöchte. Darum nimmt man an Allem Theil, was jedes einzelne Mitglied der englischen Gesellschaft berührt, und dieser Antheil geht dann gewöhnlich ins Kleinliche und in eine Scandalsucherei über. Hören wir nur z. B., wie sich der Verfasser in dieser Beziehung äußert: „Die Zeit von Frühstück bis zum Tiffin *) hängt natürlich von dem Geschmack und der Neigung jedes Einzelnen ab: Musik, Zeichnen oder Lesen lockt den Einen; den Andern lockt das Billard, einen Dritten der Hunds- oder Pferdestall; vielleicht kommt auch eine Reihe von Visiten an die Tagesordnung, namentlich wenn die Lästerchronik einen Stoff zum Ausbeuten dargeboten hat, oder neue Nachrichten aus England angekommen, oder am sichersten, wenn eine neu angelangte junge Dame zu sehen ist. Solche Veranlassungen machen, daß die Leute in der ganzen Garnison von Haus zu Haus laufen, Fraudasereien schwatzen und in jeder Wohnung, in die sie treten, einen Tropfen Gift zurücklassen." Mehrere Anekdoten in dieser Beziehung, welche der Verfasser auftischt, liefern den Beweis, daß diese Stelle keine Uebertreibung enthält. Freilich ist dieß auch bei einer an Zahl geringen, exclusiven, und eben darum auch auf sich selbst beschränkten Gesellschaft, in welcher die Mehrzahl der Mitglieder größtentheils unbeschäftigt ist, kaum anders zu erwarten.

Einem kräftigen Charakter muß das Leben in solchen Verhältnissen bald zur Last werden: wer nun nicht durch frühere Gewöhnung oder besondere Vorneigung zu ernstern Studien sich entschließen kann, der ergibt sich der bei den Engländern fast national gewordenen Leidenschaft der Jagd, oder macht Ausflüge in die weiten Provinzen des indobrittischen Reichs. Dazu griff denn auch der Verfasser unseres Buchs, und wir heben aus demselben einige Bruchstücke aus: fürs erste diejenigen, welche auf die beigelegten Abbildungen Bezug haben, sodann eine äußerst lebendige Schilderung einer Tigerjagd.

*) Dieß ist ein Mahl, das um 2 Uhr eingenommen wird, und meist nur aus leichten Speisen besteht.

Der Tempel von Dschaggernath.

Dschaggernath ist einer der hochklingenden Titel der erhaltenden Gottheit Wischnu, und bedeutet „der Oberste in der Welt.“ Der Tempel steht in der alten Stadt Puri oder Parsottem, auf der unfruchtbaren Küste von Oriſſa, die nur aus einer Reihe von Sandhügeln besteht, ohne einen grünen Halm, um das Auge zu erfrischen. Die Stadt selbst ist von der See aus nicht sichtbar, aber an der Nordostseite des Tempels sieht man das Standquartier der Europäer: eine Anzahl weißer Häuschen, die mit ihren niedern Mauern und hohen konischen Dächern in der sandigen Bucht halb begraben scheinen. Der Tempel liegt unter 19° 50′ N. B. u. 86° 5′ O. L. v. G., 16 oder 18 (engl.) Meilen nordöstlich von dem See Tschilka, und eben so weit südwestlich von Kanarak, der berühmten schwarzen Pagode. Es bildet eine wichtige Landmark für den Seefahrer, da auf viele Meilen längs der Küste kein hervorstechender Gegenstand zu sehen ist, als die eben erwähnte schwarze Pagode, welche den Seemann oft irre führt, da sie, in der Ferne gesehen, einem auf dem Meere segelnden Schiffe gleicht. Abu Fazl, Geschichtschreiber und Dichter am Hofe Kaiser Akbars im 16ten Jahrhundert beschreibt Dschaggernath folgendermaßen: „In der Stadt Parsottem am Ufer des Meeres steht der große Tempel von Dschaggernath; darin sind die Bilder von Krishna (Wischnu) Balaram (Mahadewa oder Siwa) und Sathadra (Kali), welche aus Sandelholz gemacht sind, und 4000 Jahre alt seyn sollen.“ Diese drei Götzenbilder sind nur rohe Büsten, ohne Arme und ohne Skulptur des Körpers, und die Gesichter sind der Form und der Bemalung nach wunderlich grotesk. Die Wagen, auf denen sie gezogen werden, sind 50 oder 60 Fuß hoch und mit Farben beschmiert.

Wischnu, die erhaltende Kraft in der indischen Mythologie, wird gewöhnlich dargestellt mit einer Schlange in der Faust, die ihm über den Kopf und bis an den Boden reicht, wo er ihr mit dem Fuß auf den Kopf tritt. Mahadewa oder Siwa ist die zerstörende Gottheit und hat eine Schlange um den Kopf gewunden, und Subhadra oder Kali ist die weibliche Form von Mahadewa, an deren blutbeflecktem Altare Tausende sich freiwillig opferten, bis die menschlichen Bemühungen der englischen Regierung und der Missionäre dem Gebrauch Einhalt thaten. Seit dem Jahre 1821 kam auch nicht ein einziges Beispiel von Selbstaufopferung zu Dschaggernath vor, und einige Jahre vorher nur drei Beispiele, von denen eines zufällig war, während die beiden andern Opfer dem Tode sich weihten, um ekelhaften, unerträglichen Krankheiten zu entgehen. Allerdings liegen auf viele Meilen in der Runde Tausende von Gebeinen solcher, die hier ihren Tod fanden; aber wenn ein Hindu seinen Tod nahe glaubt, sammelt er alle noch übrige Kraft, um die Reise nach Dschaggernath zu machen, und hat er sich glücklich fortgeschleppt, bis er das heilige Gebäude sehen kann, so legt er sich in Frieden nieder, und stirbt mit voller Zuversicht auf künftige Seligkeit; Tausende machen sich auf die Pilgerfahrt, denen unterwegs die Mittel ausgehen, und die dann vor Hunger umkommen.

Das große Fest fällt in den Monat März, wenn der Mond im Abnehmen ist, nachdem die Sonne in das Sternbild des Stiers getreten; während dieser Zeit ist aber die Atmosphäre um den Ort her so unrein, daß wenn man das Zusammenströmen des Volks lange andauern ließe, pestartige Krankheiten nothwendig ausbrechen müßten; deßhalb ist eine Zeit festgesetzt, nach welcher die Pilger abreisen müssen. Dieß wird dadurch bewerkstelligt, daß man denjenigen, welche ihren Eintritt in den Tempel bezahlt haben, nur je nach ihrem Rang und dem für den Eintritt bezahlten Preise einen bestimmten Aufenthalt zum Behuf ihrer religiösen Uebungen gestattet; — freilich ist es empörend, daß eine christliche Regierung ein Einkommen zieht aus einer Abgabe, welche die Heiden für die Erlaubniß ihre Götzenbilder zu verehren, zahlen müssen.

Der imposanteste Theil des Tempels ist von hoher konischer Gestalt, die, obwohl keineswegs elegant, doch merkwürdig ist durch das ungeheure massive Mauerwerk, und interessant durch ihre grotesken Verhältnisse. Er ist aus einem groben, rothen Granit aufgeführt, mit rohen und höchst unanständigen Skulpturen verziert; die Höhe beträgt 200′. Rund um diesen Thurm sind unzählige andere heilige Gebäude, die zu dem Tempel gehören, aus demselben Material aufgebaut und auf dieselbe Weise verziert sind. Der Haupteingang ist gegen Osten, wo sich ein schöner Thorweg befindet, von dem eine Treppe in die geheimen Theile des Gebäudes hinaufführt; gerade innerhalb dieses Thorweges ist die riesenhafte Statue eines Ochsen, und rund um die Wälle kolossale Bilder von Vögeln, Thieren und Dämonen jeglicher Art und Gestalt. Gleichfalls an der Ostseite, aber südlich von dem oben erwähnten Thorweg, ist ein schöner Pfeiler von sehr großen Dimensionen ganz aus Einem Block von schwarzem Marmor; die Skulpturen sind besser ausgeführt, als die an den Mauern des Tempels, aber die Bilder sind nicht minder obscön.

Dieser berühmte Tempel soll vom Radscha Bhim Deo am Ende des 12ten oder Anfang des 13ten Jahrhunderts errichtet worden seyn. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts unter Schudscha-ed-din soll der Radscha von Parsottem den Tempel angegriffen, und das Bild Wischnu's fortgeführt haben, aus Rache wegen einer ihm von Schudscha-ed-din angethanen Beleidigung. Der Radscha behauptete sich im Besitze des Bildes drei Jahre lang, wodurch Schudscha-ed-din einen jährlichen Verlust von 12 Lakh Rupien (1½ Million Gulden) erlitt, denn so viel trug jährlich die Abgabe ein, welche die Pilgrime am Tempel zu zahlen hatten, und welche nun wegen Nichtanwesenheit des Bildes im Tempel unbezahlt blieben. Die Provinz Oriſſa wurde in den Jahren 1802 bis 1803 von den Engländern den Mahratten abgenommen, seit welcher Zeit die Pilgertaxe der Regierung nach Abzug aller Ausgaben nahe an 1½ Lakh Rupien (1,800,000 fl.) eintrug.

Eine Frage erhebt sich natürlich in Bezug auf dieses ausgezeichnete Heiligthum der Hindus: wie kam es, daß es der Zerstörung entging, als die Muhammedaner den ganzen District erobert hatten? Ueberall sonst, wo sie hinkamen, zeigten sie ihre finstere Bigotterie in der Zerstörung oder Verwüstung aller

Tempel und anderer öffentlichen Denkmäler des Gottesdienstes der Hindus. In Benares zum Beispiel wurde die Moschee, ein sehr hervorstechendes Gebäude in dieser Hindustadt, von Aurengsib an der Stelle eines schönen und besonders heilig gehaltenen Hindutempels, den er in seiner religiösen Wuth zerstört hatte, erbaut, indem er die Trümmer des letztern zu der Grundmauer des neuen Gebäudes verwendete. Obwohl indeß die ganze Provinz Orissa im Besitze der Muhammedaner war, so haben wir doch keinen directen Beweis, daß sie Puri selbst inne hatten, so natürlich auch die Vermuthung ist, daß ein so heiliger Ort, wo so viele Schätze niedergelegt sind, wohl am ersten eine plündernde Armee angelockt haben möchte. Auffallend bleibt indeß immer der Umstand, daß Sitten, Kleidung, Ceremonien und Sagen der Hindus hier und in den benachbarten Districten in viel größerer Reinheit sich erhalten haben, als in irgend einem Theile Bengalens; sollte dieß nicht die Annahme rechtfertigen, daß die Moslems die Stadt nicht im Besitz hatten?

Radschmahal.

Die Götterbilder und Tempel der schwachen Hindus stehen noch aufrecht, die Paläste der stolzen Sieger liegen schon in Trümmern, noch nicht drei Jahrhunderte nachdem sie aufgeführt wurden. Etwa 25 Meilen oberhalb des Punktes, wo der Bhagarathi von dem Ganges sich trennt, liegt Radschmahal, durch sein hohes Alter und seine malerische Schönheit eine der interessantesten Stellen am Fluß. Unter Akbar, gegen Ende des 16ten Jahrhunderts, war dieser Ort die Hauptstadt der muhammedanischen Macht in Bengalen, und jetzt zeugen nur noch weitläufige Ruinen von der Größe und Pracht jener Zeit. So wie die Gebäude jetzt dastehen, ist wenig an ihrer Architektur zu bewundern, aber als Landschaftsbild bieten die Ueberreste der gesunkenen Herrlichkeit, die theils mit wildem Gras überwuchert, theils von Gruppen schwankender Bambusrohre oder Waldbäume durchwebt sind, immer noch ein hohes Interesse dar. Von der Mitte des Flusses aus, in der Entfernung von 500 bis 600 Schritten, ist der Anblick unendlich malerisch: die keck vorspringenden Winkel und die gebrochenen Bögen des Mauerwerks heben sich vortheilhaft zwischen dem dunkeln Blätterwerk hervor, und einen minder hervorstechenden, aber nicht weniger eindrucksvollen Anblick bieten die Gruppirungen der gefallenen Thürme und Mauerstücke, welche unten am Ufer umherliegen. Diese schönen Ruinen gehen rasch ihrem Verfall entgegen, indem die Eingebornen die Steine, die meist rother Granit sind, zum Bau ihrer Wohnungen fortführen. Eines der schönsten Gemächer aber, der Sengidallan, oder Marmorsaal, wird wohl wahrscheinlich sich erhalten, da er in ein Kohlenmagazin verwandelt wurde, aus welchem die den Strom auf- und abfahrenden Regierungsdampfboote versehen werden.

Der Prachtsaal der stolzen Mogolkaiser ist also jetzt zum Kohlenmagazin englischer Krämer geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisen-Insel. *)

Die Spanier gaben der Eisen-Insel, dem westlichsten Landpunkte, der den Alten bekannt war, den Namen Hierro. Dieser Name, den die Franzosen durch einem gleichbedeutenden übersetzten, ist von Hero abgeleitet, was in der Sprache der Bimbaschen, eines längst ausgestorbenen Urstammes, Quelle bedeutet. Der Spanier Viana, dem die Geschichte diese Nachweisungen verdankt, sagt, daß die Urbewohner der Eisen-Insel die Brunnen oder Cisternen, in denen sie das Regenwasser aufbewahrten, Heres genannt hätten, ein Wort, dessen man sich im Lande noch jetzt bedient, um Wasserbehälter zu bezeichnen. Einige Schriftsteller haben geglaubt, der Name schreibe sich davon her, daß die Insel Ueberfluß an Eisen habe, allein diese Meinung ist zu willkürlich, und wahrscheinlich dadurch hervorgerufen worden, daß die Felsen der Insel im Allgemeinen sehr eisenhaltig aussehen, so wie auch die übrigen vulcanischen Producte, welche den Boden bedecken, den Schlacken eines Hochofens gleichen. In früherer Zeit, wo das Wunderbare im Schwunge war, nahm man gern den Schein für die Wirklichkeit; allein schon seit Anfang des 15ten Jahrhunderts wußte man, woran man in dieser Hinsicht war, denn die Leute Bethencourts, welche die unglücklichen Bimbaschen so grausam behandelten, bemerkten gar wohl, daß die Insulaner große Lanzen ohne eiserne Spitzen führten, weil sie, wie die Geschichtschreiber sagen, weder Eisen, noch sonst ein Metall hatten. **)

Die Eisen-Insel ist die kleinste des canarischen Archipels, denn ihre Breite beträgt nicht mehr als drei und ihre Länge kaum fünf Stunden. Ihre Gestalt wäre so ziemlich die eines Halbmondes, wenn die Spitze Naslinga nicht zu sehr in südwestlicher Richtung vorragte. Don Sebastian de Cellis, der lange in dem Flecken Valverde, dem Hauptorte der Insel, als Verwalter des Fiscus lebte, hat dem Verfasser der vorliegenden Notiz mehreres auf dieselbe Bezügliche mitgetheilt, und dieses, so wie der Bericht des Paters Don Lorenzo, der die Insel im Jahr 1779 durchreiste, liegen, nebst den in dem Werke Viera's enthaltenen Bemerkungen, der nachstehenden Skizze zu Grunde.

Die Eisen-Insel ist von einem Lavagürtel umgeben, der sie fast unzugänglich macht. Sie erhebt sich steil bis zu einer Höhe von mehr als 3500 Fuß; indeß wird der jähe Abhang doch an einigen Punkten durch terrassenförmige und mehr zugängliche Vorsprünge unterbrochen. Unter diesen ist besonders der von Inama zu bemerken, den man erreicht, nachdem man die Felsen des Golfo, einer großen Bucht gegen Norden, erklimmt hat. Nähert man sich der Insel von dieser Seite, so dehnt sich vor den Blicken des Beschauenden eine imposante Felsenwand aus, deren Krümmungen mit einem Walde von Lorbeerbäumen, Mocans und baumartiger Haide bedeckt sind. Wenn man die in den Rand des Gebirges gehauenen Fußpfade verfolgt, gelangt man auf das Plateau von Inama, kommt dann durch die Llanos de Nisdafe, die bestbebauten der Insel, und erreicht nach einem Marsche von zwei Stunden den Flecken Valverde, Sitz des Gouverneurs. Von da steigt man zum Hafen El Hierro an der Südostküste hinab. In weniger als einem halben Tage kann man also die Insel in ihrer größten Breite durchreisen. Zwei andere Wege führen, aufeinanderlaufend,

*) Mitgetheilt von Hrn. S. Berthelot im Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris.

**) Boutier et Le Verrier, Histoire de la première découverte et conquête des Canaries.

nach den Caps von Salmore und Dehesa, welche den Golfo begränzen, das eine gegen Nordosten, das andere gegen Nordwesten. Diese beiden Wege laufen auf den Gebirgsrücken hin, und man kann von ihnen aus die beiden einander entgegengesetzten Enden der Insel unterscheiden. Erloschene Krater, von einer üppigen Vegetation bekleidet, Stellen mit Lava und Schlacken bedeckt, und kegelförmige Erhöhungen von neuern Eruptionen aufgeworfen, trifft man hier fast bei jedem Schritte. Das gegen Norden vorspringende Vorgebirge von Salmore beherrscht den ganzen Golf, und ist der höchste Theil des Time, einer Gebirgskette, deren furchtbare Felsenwände den ersten Absatz noch höherer Berge bilden. Die Capelle unserer lieben Frau von La Peña, in der Nähe des Weilers Guarazoca, steht auf dem Gipfel dieses Vorgebirges. Gegen die Spitze von Dehesa zu ist der Abhang minder steil, und eine andere Capelle, die von Los Reyes, erscheint auf dem Hochpunkte des Plateau's. Die orographische Structur der Insel hat den Bewohnern nicht gestattet, sich am Litteral anzubauen. Viele Dörfer liegen auf den dem Gestade am nächsten stehenden Hügeln; die Dörfer San Andres, Tiner, Tegueciste, Tenecebra und Mecanal nehmen die zweite Linie auf den des Anbaues fähigen Plateaux im Innern ein. Hohe Gebirge mit Urwald bedeckt ziehen eine Masse von Feuchtigkeit an sich, die den Boden befruchtet, obschon an mehrern Stellen die Festigkeit der Lava und der übrigen vulcanischen Producte das Aufkommen der Vegetation hindert. Die einzigen Quellen der Insel entspringen auf den Höhen von Los Llanillos und von Sabinosa; die erstere liefert ein immer frisches, klares und trinkbares Wasser, das der zweiten aber ist warm, von picantem Geschmack und stark nach Schwefel riechend. Die Einwohner bedienen sich desselben gegen Verstopfungen, und behaupten, daß die Schafe und Ziegen, welche davon trinken, niemals fett werden. Während des Winters sind die Einwohner bedacht das Regenwasser in den Heres oder Cisternen zu sammeln. Im Mittelpunkte des Thales Tafirafe, ungefähr eine Viertelstunde von Valverde, hat man deren gegen vierzig in den Tuffstein gehauen, worunter sehr geräumige, die von einem von Pfeilern getragenen Gewölbe überdeckt sind, und noch von den alten Bimbaschen herrühren sollen. Auch in andern Thälern der Insel befinden sich solche Cisternen, zu denen jede Gemeinde ihre Wächter hält. Bei einem Heirathscontract oder bei einem Vermächtnisse gilt eine Cisterne für eine werthvollere Gabe, als ein Feld. In den von den Cisternen zu weit entfernten Gegenden machen die Hirten Höhlungen in die Stämme der Mocans, in die das Wasser abläuft, das sich durch Thau und Nebel auf den Blättern sammelt; diese kleinen Wasserbehälter werden mit dem alten Namen Guazimos bezeichnet.

(Schluß folgt.)

Geologische Notiz über die Corallenformation in der Südsee.

In der Sitzung der geologischen Gesellschaft am 31 Mai las Hr. Darwin, dem man bereits manche Beobachtungen über Südamerika verdankt, ein Memoire über gewisse Flächen der Erhebung und Senkung im stillen und indischen Ocean, gegründet auf seine Studien über Corallenformationen. Der Verfasser macht zuerst auf den äußerst merkwürdigen Bau der Lagunen-Inseln aufmerksam, und zeigt, daß die schichtenförmigen Corallen nie in großer Tiefe wachsen, indem über zehn Faden hinaus der Boden meist aus kalkartigem Sand oder todten Corallenfelsen besteht. Sodann bemerkte er die kreisförmigen Riffe (encircling reefs), die in einer Entfernung von etwa einer Stunde einen Ring um bergige Inseln der Südsee, und auch die unterseeischen Fortsetzungen der Inseln einschließen, wie die doppelte Linie von Riffen zeigt, welche sich 140 englische Meilen weit über die Insel Caledonia hinaus erstreckt. Die Gränzriffe (barrier reefs) endlich, wie dasjenige, welches der Nordwestküste Australiens parallel läuft, bilden eine dritte Classe von Corallenformationen. Diese drei Classen von Riffen, die ringförmigen, Gränz- und Lagunenriffe, sind in ihrer Structur sehr ähnlich. Von diesen unterscheiden sich die franzenartigen (fringing) Riffe, welche sich nur so weit vom Ufer weg erstrecken, daß man ihre Größe leicht messen kann. Die Theorie, welche Hr. Darwin aufstellt, um alle Arten von Corallenformationen darunter zu begreifen, ist einfach diese: da das Land mit den daran hängenden Riffen durch die Wirkung unterirdischer Ursachen sehr allmählig sich senkt, so heben die corallenbildenden Polypen ihre festen Massen bald wieder bis auf die Höhe des Meeresspiegels. Anders aber ist es mit dem Lande: jeder einmal verlorne Zoll ist unwiederbringlich dahin, und da das Ganze allmählig sinkt, so gewinnt das Wasser immer weitern Raum, bis endlich auch der letzte und höchste Pic untergegangen ist. Der Verfasser macht nun einige Bemerkungen über die Wahrscheinlichkeit eines allgemeinen Sinkens im stillen Ocean, und die Schwierigkeit, das Vorhandenseyn einer ungeheuren Anzahl Riffe von gleicher Höhe zu erklären, wenn man nicht annimmt, daß eine Bergspitze nach der andern untersinkt, die Zoophyten aber stets wieder ihre steinigen Massen bis an die Oberfläche des Wassers bringen. Gibt man das allmählige Sinken zu, so ergibt sich leicht, wie aus einem franzenartigen Riff durch das fortwährende Wachsen der Corallen ein kreisförmiges wird, und dieses durch das Verschwinden des mittlern Landes zu einer Lagunen-Insel. Nachdem er an dem Beispiele der Inseln Keeling und Vanikoro einige Beweise für das Sinken, und von Sumatra für die Erhebung angeführt, zeigt er, daß, wie continentale Erhebungen über weite Flächen sich verbreiten, ebenso wahrscheinlich auch continentale Senkungen, und daß nach diesen Ansichten der stille Ocean und die indischen Meere in symmetrische Flächen von zweierlei Art eingetheilt werden können, von denen die eine sinkt, wie das Daseyn von kreisförmigen und Gränzriffen, so wie von Lagunen-Inseln beweist, und die andern sich heben, wie die emporgehobenen Muscheln, Corallen und Randriffe zeigen. Das Nichtvorhandenseyn von Lagunen-Inseln in mehrern Strichen der Meeresoberfläche, wie in West- und Ostindien, im rothen Meer u. dgl. erklärt sich somit leicht, da die Beweise neuerlicher Erhebung nicht fehlen. Hr. Darwin weist nun die obenerwähnten verschiedenen Flächen im stillen und indischen Ocean nach, und zieht daraus wichtige Folgerungen: 1) daß Räume von großer Ausdehnung eine erstaunlich gleichförmige Bewegung erfahren, und die Striche der Erhebung und Senkung abwechseln. 2) Daß die Punkte, wo vulcanische Ausbrüche stattfinden, alle auf die Erhebungsflächen fallen. 3) Daß die geographische Vertheilung der Pflanzen aufgehellt wird durch die Entdeckung früherer Mittelpunkte, von wo aus die Keime sich verbreiten konnten. 4) Daß dadurch einiges Licht auf die Frage geworfen wird, ob gewisse Gruppen lebender Wesen, die kleinen Flecken eigenthümlich sind, als Ueberreste einer frühern großen Bevölkerung oder als Anfänge einer neuerstehenden betrachtet werden sollen? Wenn man endlich mehr als eine halbe Erdkugel in symmetrische Flächen theilen kann, welche innerhalb einer bestimmten Zeitperiode gewisse bekannte Bewegungen erfahren haben, so erhalten wir einige Einsicht in die Art, wie die Erdrinde in dem endlosen Kreislaufe der Veränderungen modificirt wird.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 61** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Proben aus Southey's Gedichte: Thalaba, der Zerstörer. (Von Freiligrath.) — Jasmin. Von Sainte-Beuve.

In das Ueberseeische Postgebiet beigegebene Literaturblatt, von welchem wöchentlich 1-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Abbildung von Dschaggernath, Mettra, Kalpi und Radschmahal.)

größten pecuniären Vortheile
viel Unfug mit Recrutirung
die Capitao-Mores. Bedurfte
ielten sie Befehl vom Kriegs-
u stellen, ohne weitere große
ehmen; überdieß forderte man
, weil man schon aus Erfah-
Capitao-Mores die bestimmte
cher Befehl an, so wurde der-
ern öffentlich bekannt gemacht
flichtigen einstellen, höchst ge-
davon ruchbar wurde, so lief
8 bis 30 Jahren davon. In
16 bis 35 Jahren. Um nun
e Capitao-Mores ihre Häscher
fangen konnte, ohne Rücksicht
ob die Eingefangenen wurden
ert, bis die Zahl voll war,
koppelt und nach der nächsten
ndte und Freunde hatten die
ihnen unter die Hand zu ge-
halten. Reiche und Wohl-
ca durch Würste und Schin-
e Goldstücke; Familien, die
seyn wollten, verriethen den-
nter die Soldaten zu stecken,
Einem Worte, das Recru-
ese für alle diejenigen, welche
von dem Capitao-Mor bis
r Geld und gute Worte lie-
wischen, den sie schon gefan-
die sie noch fangen sollten.
diesen Plackereien auszuwei-
eringere Uebel und traten in
zeiten, wo diese höchst selten
Zeiten sind nun keine Re-
assung der Milizen, Ordonan-
hafft, an die Stelle jener sind

nach den Cays von Salmore und begränzen, das eine gegen Nordosten Diese beiden Wege laufen auf den G von ihnen aus die beiden einander e unterscheiden. Erloschene Krater, von e Stellen mit Lava und Schlacken bede von neuern Eruptionen aufgeworfen Schritte. Das gegen Norden vorspr beherrscht den ganzen Golf, und ist d Gebirgskette, deren furchtbare Felsenw Berge bilden. Die Capelle unserer Nähe des Weilers Guarazoca, st gebirges. Gegen die Spitze von T steil, und eine andere Capelle, die dem Hochpunkte des Plateau's. Di hat den Bewohnern nicht gestattet, Dörfer liegen auf den dem Gestade Dörfer San Andres, Tiner, Ar nehmen die zweite Linie auf den Innern ein. Hohe Gebirge mit U Feuchtigkeit an sich, die den Bod Stellen die Festigkeit der Lava un das Aufkommen der Vegetation b Insel entspringen auf den Höhe Sabinosa; die erstere liefert ein k Wasser, das der zweiten aber ist stark nach Schwefel riechend. D gegen Verstopfungen, und behaupt davon trinken, niemals fett werde Einwohner bedacht das Regenwas sammeln. Im Mittelpunkte des Viertelstunde von Valverde, hat s stein gehauen, worunter sehr ger getragenen Gewölbe überdeckt sind, herrühren sollen. Auch in andern Cisternen, zu denen jede Gemein Heirathscontract oder bei einem eine werthvollere Gabe, als ein f weit entfernten Gegenden machen der Mocans, in die das Wasser Nebel auf den Blättern sammelt mit dem alten Namen Guazin

(Schl

Geologische Notiz über der

In der Sitzung der geolo Hr. Darwin, dem man bereits m verdankt, ein Memoire über gew im stillen und indischen Ocean, g lenformationen. Der Verfasser

☞ Mit diesem Blatte ausgegeben. **Inhalt:** Pro. Von Sainte-Beuve.

In das Abonnement dieses dem Auslande
jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich

München, in der literarisch-artistischen Anstalt des J. G. Cotta'schen Verlagsverein.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Abbildung von Dschaggernath, Mottra, Kalpi und Radschmahal.)

Nr. 194.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 Julius 1837.

Militärverfassung in Portugal.

Von der früheren militärischen Einrichtung oder vielmehr nur der Armeestärke, von dem non plus ultra in Kriegszeiten bis zu der gewöhnlichen Stärke in Friedenszeiten, soll nur so viel erwähnt werden, als nöthig ist, um eine Idee von den Streitkräften Portugals zu geben.

Die letzte Hauptorganisation in der Armee erfolgte im J. 1806, welche bei allen späteren Veränderungen durch Marschall Beresford auch fortwährend als Basis beibehalten wurde. Hiernach bestand die Armee bis zum J. 1826, wo ein Theil derselben zu Verräthern an Don Pedro's Carta wurde und nach Spanien überging, aus 21 Regimentern Infanterie, jedes zu 2 Bataillonen, 12 Regimentern Cavallerie zu 4 Escadrons, 4 Regimentern Artillerie, 1 Bataillon Sapeurs zum Geniecorps gehörend, 1 Corps Trainsoldaten, 1 Veteranencorps und 12 Bataillons Jäger, die erst von Beresford errichtet wurden, da derselbe fand, daß die Portugiesen sich vorzüglich zu leichten Truppen eigneten.

Außer diesen regulären Truppen existirte eine Landwehr, Ordenanças genannt, wozu alle waffenfähigen Menschen von 16 bis 60 Jahren gehörten, welche unter 441 Capitao-Mores standen und in Compagnien getheilt waren, die ihre Capitäne und Fähndriche hatten. Mehrere Compagnien zusammen wurden von dem Capitao-Mor commandirt. Ihre Waffen bestanden aus Spießen, die sich jedweder selbst anschaffen mußte. Aus den Ordenanças wurden die Linienregimenter recrutirt, und die Capitao-Mores hatten die Aushebung zu besorgen. Ein gehöriges Recrutirungsgesetz existirte weiter nicht; oder wenn auch wirklich eines existirte, so war es längst verjährt, und die Capitao-Mores verfuhren dabei meistens willkürlich, oft mit der größten Ungerechtigkeit; denn da der Portugiese von Haus aus die größte Aversion für den Dienst unter den Linientruppen hat, so suchte er sich auf alle mögliche Art und Weise demselben zu entziehen. Von den Capitao-Mores hing es also ganz und gar ab, die Einen zu begünstigen, die Andern zu züchtigen: sie waren kleine Prinzen in ihren Bezirken, vor denen jeder den Hut zog, jedweder sich gefällig bezeigte, und da übrigens ihr Amt nur ein Ehrenamt war, so wußten manche sich auch ihrer Macht dermaßen zu bedienen, daß ihnen dadurch die größten pecuniären Vortheile erwuchsen. Nirgends ist wohl so viel Unfug mit Recrutirung getrieben worden, wie hier durch die Capitao-Mores. Bedurfte die Armee der Recruten, so erhielten sie Befehl vom Kriegsminister so und so viel Mann zu stellen, ohne weitere große Rücksicht auf die Bevölkerung zu nehmen; überdieß forderte man auch gewöhnlich 50 Procent mehr, weil man schon aus Erfahrung wußte, daß fast keiner der Capitao-Mores die bestimmte Anzahl liefere. Kam nun ein solcher Befehl an, so wurde derselbe, anstatt wie in andern Ländern öffentlich bekannt gemacht zu werden, damit sich die Militärpflichtigen einstellen, höchst geheim gehalten; denn so wie etwas davon ruchbar wurde, so lief die ganze junge Mannschaft von 18 bis 30 Jahren davon. In Kriegszeiten nahm man sie von 16 bis 35 Jahren. Um nun die Leute zu erwischen, schickten die Capitao-Mores ihre Häscher aus, man fing ein, was man nur fangen konnte, ohne Rücksicht auf die häuslichen Verhältnisse, und die Eingefangenen wurden einstweilen in ein Gefängniß gesperrt, bis die Zahl voll war, alsdann an einen langen Strick gekoppelt und nach der nächsten Garnison abgeführt. Gegen Verwandte und Freunde hatten die Capitao-Mores die Complaisance ihnen unter die Hand zu geben, sich einige Zeit verborgen zu halten. Reiche und Wohlhabende kauften sich frei, nicht etwa durch Würste und Schinken, da handelte es sich um schwere Goldstücke; Familien, die einen lästigen Verwandten gern los seyn wollten, verriethen denselben, um ihn gewaltsamerweise unter die Soldaten zu stecken, und bezahlten ebenfalls dafür. Mit Einem Worte, das Recrutirungsgeschäft war die wahre Weinlese für alle diejenigen, welche dabei die Hand im Spiele hatten, von dem Capitao-Mor bis zu dem geringsten Häscher, denn für Geld und gute Worte ließen diese Manchen auch wieder entwischen, den sie schon gefangen hatten, und avisirten Andere, die sie noch fangen sollten. Vornehme und Wohlhabende, um diesen Plackereien auszuweichen, ergriffen daher meistens das geringere Uebel und traten in die Milizen, besonders in Friedenszeiten, wo diese höchst selten Dienste thun. Seit Don Miguels Zeiten sind nun keine Recrutirungen gewesen, die alte Verfassung der Milizen, Ordonanças und Capitao-Mores ist abgeschafft, an die Stelle jener sind

die Nationalgarden getreten, und für die Recrutirung iſt noch kein neues Geſetz gegeben; indeſſen da man gegenwärtig 8000 Mann ausheben will, um einigermaßen den großen Abgang in der Armee, die jetzt wohl kaum 12,000 Mann ſtark iſt, zu erſetzen, ſo hat man ein vorläufiges, höchſt oberflächliches und größtentheils unzweckmäßiges Reglement für Recrutirung ergehen laſſen, worin ſo viele Ausnahmen und Befreiungen vorkommen, daß beinahe nur einzig auf dem Bauernſtande die ganze Laſt verbleibt.

Durch Don Miguels Herrſchaft, durch die Parteiſpaltungen, durch den Bruderkrieg und endlich durch Don Pedro's Sieg war die ganze Armeeverfaſſung in die größte Confuſion gekommen, viele Regimenter aufgelöst und aus der Armeeliſte verſchwunden, andere ganz neue Corps entſtanden; man mußte alſo nach beendigtem Kriege ernſtlich daran denken, eine gewiſſe Ordnung wieder herzuſtellen, und Don Pedro erließ deßhalb im Julius 1834 ein Decret zur neuen Organiſation, welches proviſoriſch in Ausübung treten ſollte, bis die Cortes das Nähere darüber verfügt haben würden, was bis jetzt noch immer nicht geſchehen iſt. Nur theilweiſe kam es in Anwendung, Don Pedro ſtarb, und jeder neu eintretende Kriegsminiſter machte darin Abänderungen nach Gutbefinden, ſo daß man ganz und gar nicht mehr klug daraus werden kann, was beſteht und wie die Organiſation beſchaffen iſt. Zehn Kriegsminiſter folgten ſich allein in den letzten zwei Jahren auf einander; jeder von ihnen änderte ab, oder verwarf, was der Vorgänger gemacht, oder brachte etwas ganz Neues zum Vorſchein, und ſo ſteht es bis auf den heutigen Tag.

Nach der Verordnung Don Pedro's, welche wohl im Allgemeinen als Grundlage beibehalten werden wird, ſoll die Armee folgendermaßen zuſammengeſetzt ſeyn.

	Mann	Pferde	Maulthiere
Generalſtab	42	—	—
Armeeſtab	40	—	—
Geniecorps	594	3	—
2 Regimenter Artillerie . .	3390	120	192
6 Regimenter Cavallerie .	3660	3120	—
12 Regimenter Infanterie	15,720	96	—
4 Regimenter Jäger . .	2936	32	—
Intendanz	36	—	—
Summe	26,418	3371	192

Wie es gegenwärtig mit dieſer Stärke beſchaffen iſt, liegt im größten Dunkel, und ſelbſt im Kriegsminiſterium kann man darüber keinen gehörigen Aufſchluß erhalten, ja man kann ſogar nicht einmal beſtimmt erfahren, welche Regimenter eigentlich nach dieſem Plane exiſtiren und welche nicht. Die Regimenter pflegen nach dem Reglement von 1806 nur nach Nummern genannt zu werden, und darunter findet man noch immer ein 5tes Jäger-, ein 18tes Infanterieregiment u. dgl. Ebenfalls exiſtiren aus dem Bruderkriege noch mehrere proviſoriſche mobile Bataillons, die als Volontaire eintreten und jetzt gezwungen, mit geringerem Solde als die Linientruppen, fortdienen müſſen, und wovon die Meiſten zerlumpt und zerriſſen ausſehen, Räubern ähnlicher als Soldaten. Auch dieſe mit eingeſchloſſen, glaubt man nicht, daß die ganze Militärmacht 12,000 Mann gegenwärtig beträgt.

Das Budget des Kriegsminiſteriums vom J. 1822, wo die Armee 51,010 Mann auf dem Papiere ſtark war, betrug für die Truppen 8,918,000 Cruzados und 2,000,000 Cruzados Ausgaben für Arbeiten in den Zeughäuſern, 82,000 Cruzados die militäriſchen Hoſpitäler, in Summa 11,000,000 Cruzados (7,300,000 Thaler). Vergleicht man dieſes Budget mit denen der deutſchen Staaten, die am meiſten auf Militär verwenden, ſo wird man finden, daß die portugieſiſche Armee verhältnißmäßig mehr als das Doppelte koſtet, ungeachtet die Officiere und beſonders alle Stabsofficiere die Hälfte der Sage eines preußiſchen haben, und die Soldaten weit ſchlechter verpflegt ſind. Man muß alſo wohl fragen: woher dieſe doppelten Ausgaben? Dieſes liegt einzig und allein in der ſchlechten Organiſation und gar keiner Oekonomie. Man hat Tauſende von übercompleten Officieren jeden Ranges; in dem Verpflegungsdepartement wird furchtbar geſtohlen, was man ſchon daraus abnehmen kann, daß, wer das Glück hat den Verpflegungscontract mit der Regierung auf 3 Jahre, wie gebräuchlich, abzuſchließen, ein reicher Mann iſt nach Verlauf dieſer Zeit. In dem Zeug- und Gießhauſe, wo viele hundert Handwerker für die Armee arbeiten, ſtehen alle auf den Zahlungsliſten, kaum die Hälfte aber an der Arbeit. Dann auch frißt das Heer von Civildienern bei der Intendanz, dem Kriegszahlamte und dem Commiſſariat große Summen weg. In den Hoſpitälern wird doppelt und dreifach angeſchrieben, oder man müßte annehmen, daß ein großer Theil der Armee immer krank iſt.

Skizzen aus Indien.

(Fortſetzung.)

Mottra und Kalpi am Dſchumna.

Unſer Reiſender war auf ſeiner Reiſe nach Merat den Ganges aufwärts gegangen, und beſchloß nun auf der Rückkehr den Dſchumna abwärts zu fahren, nicht bloß der Neuheit wegen, ſondern um der berühmten Schönheit ſeiner Ufer willen, und um die merkwürdigen Städte zu beſuchen, die von Delhi abwärts bis zu ſeiner Einmündung in den Ganges liegen. Um dieſe zu ſehen, achtete er nicht die Entbehrungen und Mühſeligkeiten der Flußſchifffahrt in einem kleinen Boote, da der Stand des Waſſers kein großes zuließ. Die erſte beſonders merkwürdige Stadt iſt Bindrabend, eine große, volkreiche und ſehr heilig geachtete Hinduſtadt. „Ein alter Bramine," erzählt unſer Reiſender, „ſchilderte ſie mir als den heiligſten aller Orte in Bengalen, ſelbſt Hurdwar, Allahabad, Benares und Dſchaggernath nicht ausgenommen, und ſie mochte es auch wirklich in ſeiner Meinung ſeyn, denn er war aus dem Orte gebürtig. Er zeigte mir viele Stellen und Bäume am Ufer, die faſt zu heilig wären, als daß ſie ein Chriſt ausſprechen dürfte; dieß waren früher die Lieblingsplätze Kiſhen's, Kriſchna's oder Wiſchnu's, ſo lange er auf Erden wandelte. Hier iſt ein ſehr alter Baum,

deſſen Wurzeln einen bequemen Sitz bilden, auf dem der Gott zu ſitzen und die Flöte zu ſpielen pflegte, wobei die Weiber nach ſeiner Muſik tanzten; und ſo lockend waren die Töne ſeiner himmliſchen Banſuli, daß alle wilden Thiere und Schlangen des Waldes ſich um ihn ſammelten, um ihm zuzuhören."

Die Stadt Vindrabend hat eine ſchöne Lage am weſtlichen Ufer des Fluſſes, und enthält unter ihren zahlreichen Tempeln und Ghats einige der älteſten und beſterhaltenen Ueberbleibſel der Hindnarchitektur. Der Haupttempel iſt in Kreuzesform gebaut und hat ſchöne Skulpturen in großem Maßſtabe; er iſt aus rothem Granit aufgeführt, und aus demſelben Material finden ſich hier hohe Thürme im Style deſſen von Dſchaggernath.

Der ganze Ort iſt voller Affen und religiöſen Bettler, und ſo ſehr ſich auch ein Reiſender an der zierlichen Gruppirung der alten Braminengebäude und der ehrwürdigen Bäume, oder an den Erzählungen der Pundits ergötzen mag, ſo wird er doch gerne aus der verdorbenen Atmoſphäre und ſchmutzigen Nachbarſchaft zu entkommen ſuchen. Die Affen werden hier ſorgfältig gefüttert, ebenſo die Fiſche, und für die Pfauen ſind mehrere Tagwerke Land beſonders mit Kern angeſäet. Dieſe drei Thierarten werden in ganz Indien hochverehrt, und wehe dem Reiſenden, der eines davon beläſtigt oder gar tödtet. Im J. 1808 ſchoſſen zwei junge Officiere aus Mottra nach einem Affen, und verwundeten ihn, worauf die wüthenden Braminen den Elephanten, auf welchem ſie ritten, anfielen, und in den Fluß jagten, wo beide ertranken. Die Eingebornen ſchrieben dieſe Rache den Affen ſelbſt zu, welche mit Stöcken und Steinen den Elephanten vor ſich hergetrieben haben ſollen.

Nur einige Stunden unterhalb Vindrabend ſteht die alte befeſtigte Stadt Mottra, richtiger Mathura genannt, welche dem erſten Orte an Schönheit und Größe der Hindugebäude wenig nachgibt. Einige der Marmorpavillons und mit Schnitzwerk verſehenen Balcone verdienen die Mühe, daß man ſie heraus ſucht: allerdings keine kleine Sache, denn ſo maleriſch ſich Mottra, vom Fluſſe geſehen, ausnimmt, ſo iſt es doch, wie alle Hinduſtädte, ſchmutzig, und Vindrabend und Mottra gehören zu den ſchmutzigſten unter den ſchmutzigen. Die Bevölkerung dieſes Orts iſt bedeutend, und unter den ſchmierigen Krämern ſollen ſich Leute finden, reich genug, um beide Städte und alles vom Dſchumna bewäſſerte Land dazu anzukaufen. Hier fängt das Waſſer des Stroms an den Boden zu befruchten, da es weniger mit Salpeter geſchwängert iſt, als näher an ſeiner Quelle; dieſe Reinigung des Waſſers wird von den Hindus dem Gotte Kriſchna zugeſchrieben. — An der Südſeite der Stadt iſt das Cantonnement des Militärs, wo früher ein ſtarkes Corps ſtand; jetzt aber befinden ſich nur noch ein Regiment Sipahicavallerie und eine Abtheilung reitender Artillerie daſelbſt.

Etwa 160 Meilen unterhalb Agra liegt Kalpi, ein bedeutender Handelsplatz, namentlich für Baumwolle. Die Stadt liegt freundlich auf Anhöhen zwiſchen Schluchten, die durch die Gewäſſer während des Monſoons jährlich tiefer eingeriſſen werden. Auf der Hauptanhöhe hat man einen unvollkommenen Verſuch zu Befeſtigungen gemacht, obwohl aber die Stellung von Natur feſt iſt, ſo ſind doch die Feſtungswerke ſo ſchlecht angelegt, daß eine Handvoll Soldaten den Ort wegnehmen könnte. In einer unterhalb gelegenen Schlucht oder vielmehr an der Seite des Felſens befindet ſich ein kleiner, Kriſchna geweihter Tempel, der durch ſeine eigenthümliche Form und die romantiſche Schönheit ſeiner Lage die Bewunderung Aller erwecken muß, welche den Dſchumna befahren. Ueberhaupt iſt dieſer Strich reich an Schönheiten der Natur und Kunſt. Unterhalb Agra werden die Ufer des Dſchumna ungemein maleriſch: zum Theil ſind ſie wohl bewaldet oder angebaut, meiſt aber ſind die Ufer hoch, ſchroff anſteigend, hie und da von Schluchten zerriſſen, deren Seiten mit Geſtrüpp und dornigen Dſchungeln bekleidet und gewöhnlich mit einem zerſtörten Grab oder Tempel verziert ſind. Aber was den Reiſenden erfreut und ergötzt, iſt auch oft die Quelle von Unglück, denn in dieſen Schluchten bergen ſich zahlloſe Räuber, die, wenn man ſie verfolgt, leicht entſchlüpfen in die nahen unabhängigen Staaten, die faſt ganz von ſolchem geſetzloſen Volke bewohnt ſcheinen, ſo daß nur die kräftigſten Maßregeln und eine wirkſame Polizei die Schifffahrt auf dieſem Theile des Dſchumna ſichern können.

Fünfzehn Meilen unterhalb Etawa fällt der Dſchumbul in den Dſchumna. Dieſer Fluß bildet die Gränze zwiſchen den Provinzen Adſchmir und dem unabhängigen Gwalior, iſt an einigen Stellen ſehr breit, aber ſeicht, an andern Orten eingeengt in ein ſchmales Bett zwiſchen zahlreichen ſanften Hügeln oder durchbrochenen Felswänden, welche abwechſelnd ſeine Ufer bilden. Er führt keine große Waſſermaſſe, aber durch die eben erwähnte Eigenthümlichkeit bildet er einen ſchönen Zug in dem Geſammtbilde der Landſchaft, indem eine niedere Bergkette hier die Ebene durchſchneidet, eine Zeit lang den Fluß von ſeiner urſprünglichen Richtung ablenkt, aber endlich von ihm durchbrochen wird. Dieß bildet einen ſeltſamen Contraſt mit dem entgegengeſetzten Ufer des Dſchumna, dem Duab, der Eine ungeheure, nur hie und da von Schluchten durchbrochene Ebene bildet, von dem weſtlichſten Punkte Allahabad an bis an die Sewalikkette unterhalb des Himalayagebirgs, eine Strecke von nicht weniger als 500 engliſchen Meilen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber Aſturien.

(Schreiben eines jungen Franzoſen aus Bordeaux an ſeinen Vater.)

Lion, vom 29 Auguſt 1836.

..... Meine Geſchäfte waren vorüber, und ich ſtand im Begriffe, Madrid nach einem ſechsmonatlichen Aufenthalt endlich zu verlaſſen. Ich freute mich ſchon herzlich, wieder in die liebe Heimath zurückzukommen. Die Geſandtſchaft aber verweigerte mir die Viſirung meines Paſſes nach Bayonne, man verlangte von mir, daß ich über Saragoſſa nach Catalonien und dann nach Perpignan reiſen ſollte, weil, wie man mir ſagte, der Weg durch Navarra wegen der ſich bekämpfenden Armeen zu unſicher ſey. Aber auch in Aragonien ſtanden ja kräftige Parteien feindlich gegen einander, und es blieb mir daher keine Wahl übrig, als noch einige Wochen in der Hauptſtadt zu verweilen, um eine andere Wendung der Conjuncturen am politiſchen Horizont abzuwarten. In dieſer Zeit knüpfte ich eine vertraute Bekanntſchaft mit einem Spanier an, der mit mir von gleichem Alter und aus der hieſigen Stadt ge-

bürtig iſt, ſich Don Ramon de Nuñarig ſchreibt, in Oviedo ſtudirt und einige Zeit bei dem königlich däniſchen Conſulat in Malaga gedient hat. Seit mehrern Monaten bewarb ſich mein Freund in der Hauptſtadt um eine Anſtellung; da er aber ſeinen Zweck nicht erreichen konnte, ſo beauftragte ihn endlich ſein Vater, wieder in die Heimath zurückzukehren. Don Ramon wußte, daß mich keine Geſchäfte mehr feſſelten, und lud mich unter dem Verſprechen, mich wieder zurückbegleiten zu wollen, ein, ihm auf einige Wochen nach Aſturien zu folgen. Der claſſiſche Boden dieſes fruchtbaren Gebirgslandes lockte mich an, mein Freund hatte mir, der ich ſchon die reichen Gegenden der Mancha und Andaluſiens, das paradieſiſche Valencia und das freundliche Murcia geſehen, ſo vieles Intereſſante und Neue in ſeinem Vaterlande zu zeigen verſprochen, daß ich — des müßigen Lebens ohnedin müde — endlich in ſein Verlangen willigte, und in wenigen Tagen befanden wir uns ſchon auf einer Fußreiſe, die auf eine lange Zeit unvergeßlich für mich bleiben wird. Da ich mir vorgenommen habe, Ihnen heute nur von Aſturien zu ſchreiben, ſo übergehe ich um ſo lieber eine Beſchreibung des zwiſchen Gebirgen verſteckten prachtvollen Eſcurials, als Sie ſolche leicht wo anders, von einer beſſern Feder als die meinige, finden können. Bis zu dieſem Kloſter, oder wenn Sie lieber wollen zu dieſem Luſtſchloß, iſt die Landſtraße, weil ſie doch wenigſtens einigemal im Jahr vom Hofe benutzt wird, vorzüglich gut; hat man aber das Rieſengebäude einmal im Rücken, ſo wird ſolche auch immer enger und unebener, und wenige Meilen ſpäter iſt es ſogar unmöglich, ſie befahren zu können. Aber auch das Reiſen mit Eſeln oder Maulthieren hat hier zu Land vieles Unbequeme. Man muß gewöhnlich ſich dabei eines Treibers bedienen, und mit dieſer Claſſe von Menſchen hat man viele Vorſicht zu beobachten, da dergleichen Leute im Allgemeinen anmaßend, grob, geldgierig und doch dabei ſo faul ſind, wie ihre alten und vor Mattigkeit halbſtarrigen Thiere, ja nicht ſelten ſogar mit Räuberbanden in Verbindung ſtehen. Alles dieſes wußte Don Ramon ſehr wohl, und wir hatten daher die Uebereinkunft getroffen, unſere Koffer einem verpflichteten Boten zu geben, und uns zu Fuß auf den Weg zu machen, um möglichſt unabhängig zu ſeyn, wohlfeiler durchzukommen und ſchneller das vorgeſteckte Ziel zu erreichen. Es war zu Ende Julius, folglich während der größten Hitze, als wir unſere Reiſe antraten. Leicht gekleidet, hatten wir außer der nöthigen Wäſche in den Jagdtaſchen, bisweilen etwas Mundvorrath und den meiſtens gefüllten Kürbisflaſchen, nichts zu tragen, als unſere Lyoner Doppelflinten. Ein meinem Freunde gehöriger großer pyrenäiſcher Fangbund begleitete uns. Das ziemlich gewerbſame Leon ausgenommen, trafen wir von Medina del Rio Seco bis Oviedo keinen Ort von Bedeutung.

(Fortſetzung folgt.)

Die Eiſen-Inſel.

(Schluß.)

Die betriebſamen Herrenos haben ihre Hülfsquellen ſo weit vervielfältigt, daß ſie die übrigen Inſeln entbehren können. Ihre Ernten liefern mehr, als ſie bedürfen, und der Ueberfluß, den ſie nach Cra. Cruz auf Teneriffa und nach den übrigen Häfen des Archipels ausführen, bringt ihnen im Durchſchnitt jährlich 125,000 Franken ein, was allerdings viel iſt, wenn man bedenkt, daß die ganze Inſel nur gegen 14 Stunden im Umkreiſe hält, und nach der letzten Zählung von 1835 nur 4440 Einwohner oder 654 auf der Quadratlieue hat. Die Fruchtbarkeit des Bodens begünſtigt den Anbau. Eine Fanegada Land (ungefähr 1200 Quadratklafter) mit Weinſtöcken bepflanzt, gibt jährlich 9 bis 10 Pipen Wein, jede zu 600 Litres, während auf Teneriffa der Ertrag nur auf höchſtens 5 Pipen ſteigt. Die Schafheerden der Inſel werden auf 12 000 Stück angeſchlagen. Dieſe Thiere löſchen ihren Durſt nur mit Thauwaſſer, und ihre Nahrung beſteht in den Blättern des Aſphodills (Asphodelius ramosus), der Feigen- und Maulbeerbäume. Die Feigenbäume der Inſel ſind nicht hoch, aber von kräftigem Wuchs. Ihre Zweige erſtrecken ſich weit über den Boden hin, und ein ſolcher Baum trägt bis zu 400 Pfund Feigen. Die Ziegen, minder delicat als die Schafe, freſſen alle wilden Pflanzen ohne Unterſchied, ſogar die Euphorbie; die Kühe nehmen jedoch kein anderes Futter an als die Schafe. Faſt aus allem auf der Inſel gebauten Wein wird Branntwein gemacht, der größtentheils nach der Havana geht, und von dem der Ueberreſt auf der Inſel ſelbſt verbraucht wird. Wird er auf Zimmt, Nelken, Anis, rothen Pfeffer und Honig abgezogen, ſo erhält er den Namen Miſtela — ein feuriges Getränk, das nicht nur bei den Herrenos, ſondern bei den Bewohnern aller canariſchen Inſeln leider ſehr beliebt iſt. Der Zehnten, die Hauptabgabe der Inſel, beläuft ſich auf ungefähr 2400 Franken, und die neue Abgabe, welche die Generaladminiſtration der Polizei erhebt, beträgt für die ganze Inſel nicht mehr als 500 Franken. Das Vließ eines Widders und der Werth eines Käſes wird bei der Geburt eines Lammes als Gemeindeabgabe entrichtet. (?)

Der Binnenhandel der Eiſen-Inſel iſt durchaus unbedeutend, wie es auf einer Inſel, wo jeder ſelbſt hat, was er braucht, nicht anders ſeyn kann. Mit Ausnahme von fünf oder ſechs Familien, den Erben alter Leben, iſt der Grundbeſitz ziemlich gleichmäßig vertheilt. Ein Stall oder Schupfen für das Vieh, Getreidekeſpeicher und Keller für den Wein ſind die einzigen Gebäude, die jeder außer ſeinem Wohnhauſe beſitzt. Ackergeräthe, das nöthigſte Zimmermannshandwerk, eine Handmühle für das Getreide, ein Webſtuhl, einige Matten, Körbe und Kiſten machen die ganze Einrichtung aus. Die Arbeiten verrichten alle Familienglieder gemeinſchaftlich. Die Herrenos hegen beſondere Verehrung gegen die Abgeſchiedenen, und begeben ſich jedesmal am 2 November in Maſſe und mit Schläuchen voll Wein, Körben mit Getreide und getrockneten Feigen in das Kloſter des heiligen Franciscus. Hier legt jeder den mitgebrachten Wein auf das Grab ſeiner Angehörigen, und ſchüttet das Getreide und die Feigen auf eine vor dem Altar ausgebreitete Matte. Dieſe Gaben, die man jedesmal auf 5 bis 6 Pipen Wein, und mehrere Centner Getreide und Feigen anſchlagen kann, bleiben den Mönchen für das Todtenamt, welches ſie an dieſem Tage halten. Trotz des herrlichen der Geſundheit zuträglichen Klima's und mancher Beiſpiele von langer Lebensdauer erzeugt doch der zu häufige Genuß von geſalzenem Schweinefleiſch und des ſchädlichen Branntweins, beſonders des verderblichen Miſtela, manche gefährliche Krankheit, die durch Quackſalbereien noch mehr verſchlimmert wird. Die Anweſenheit des durch ſeine Beobachtungen über das gelbe Fieber vortheilhaft bekannten Doctor Leonardo Perez, der in Folge der politiſchen Unruhen von 1825 nach der Eiſen-Inſel verbannt wurde, war in dieſer Hinſicht von den wohlthätigſten Folgen. Die dankbaren Herrenos wußten ſeine menſchenfreundlichen Bemühungen zu ſchätzen, denn als Ferdinand VII nach dem Umſturze der Conſtitution einen Preis auf den Kopf des Doctors ſetzte, beförderten ſie ſeine Flucht nach Amerika.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 195.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 Julius 1837.

Hanf- und Flachsbau in Rußland.

Hanf und Flachs sind für den russischen Handel zwei Artikel von hoher Bedeutung. Beide wachsen in den Thälern des Ural und an den Ufern der Wolga im Ueberfluß. Die Ernte beginnt im Herbst, wenn der Samen ausfällt und der Stängel zu vertrocknen beginnt. In einigen Districten sind diesem Anbau weit mehr Felder gewidmet als dem des Getreides. In Sibirien, und besonders an den Ufern des Kan, so wie auch in der Walachei baut man den schönsten Flachs, dessen Stängel dort bis zu sieben Palmen hoch werden. In dieser Provinz, so wie im Norden des Ural und an den Ufern der Wolga, wächst er wild, mit verschiedenen Abarten des Skorpheikrauts untermischt, deren Fasern denen des Flachses und Hanfes vollkommen gleichen. Er wird von armen Leibeigenen benützt, die sich sehr gute Kleidungsstoffe daraus bereiten.

Die Ernte wird auf die auch bei uns gewöhnliche Weise vorgenommen. Man sammelt den Samen ein, legt die Pflanze ins Wasser und klopft sie dann. Der größte Theil des Ertrags, so wie auch der Same, theils roh, theils in Oel verwandelt, ist für die Ausfuhr bestimmt. Das Verfahren den Hanf zu sortiren und zu trocknen, ist in Rußland eben so einfach als bequem. Zu diesem Zweck errichtet der russische Bauer neben seinem Feld einen runden hölzernen Schupfen. Außerhalb sind zwei Stangen auf gleicher Linie aufgerichtet, und durch Querhölzer wie eine Leiter mit einander verbunden. Auf diesen Querleisten wird der Hanf und der Flachs der Luft ausgesetzt, um zu trocknen, und dann in Bündel gebunden, die man in dem Schupfen aufbewahrt, wo sie liegen bleiben, bis sich ein Käufer meldet. Das Rösten geschieht auf minder zweckmäßige Weise, indem man alle Flüsse, Seen und Teiche mit Hanf und Flachs anfüllt, ohne auf den ungesunden Geruch, der durch die Fäulniß entsteht, Rücksicht zu nehmen. Das Brechen geschieht mit der Hand; Maschinen zu dieser Arbeit sind noch unbekannt.

Neun Zehntheile des nach England kommenden Hanfs werden aus Rußland eingeführt. Flachs kommt weniger daher, wegen der bedeutenden Einfuhren aus Preußen und Norwegen.

Im Jahre 1823 belief sich die Gesammtmasse des nach England eingeführten Hanfs auf 59,075,408 Pfund, wovon mehr als vier Fünftel aus Rußland kamen; das noch übrige Fünftel kam zum Theil aus den brittischen Besitzungen in Bengalen. Die Einfuhr von Flachs zu derselben Zeit betrug 110,011,792 Pf., wovon 74,801,216 aus Rußland, 16,143,456 aus Preußen, 12,789,392 Pf. aus Norwegen, 5,529,344 aus Frankreich und das Uebrige aus Neu-Süd-Wallis, Vandiemensland und vom Swan-River kam. Der Hanfverbrauch hat sich in England seit Einführung der weit bessern Kabels von Eisen sehr vermindert. Diese Erfindung schreibt sich aus den Zeiten des letzten Kriegs mit Frankreich, hat aber seit einigen Jahren erst an Verbreitung gewonnen.

Skizzen aus Indien.

(Fortsetzung.)

Jagd in den Dschungeln.

Ich schickte, so erzählt unser Reisender, einige Diener in die Dschungeln am Ufer des Ganges, um Nachricht einzuziehen über die Schlupfwinkel der Tiger, bat um einen Monat Urlaub, und traf alsdann mit zwei andern Officieren die nöthigen Vorbereitungen zu einem Jagdausflug. Das Erste war, uns Elephanten zu verschaffen, und diese erhielten wir, sechs an der Zahl, von dem Commissariat der Compagnie. Die Regierung gestattet dieß ihren Officieren, vorausgesetzt, daß die Erfordernisse des Dienstes gewahrt sind; nur muß der Commissariatsbeamte gegen Verlust sicher gestellt werden, da er selbst der Regierung verantwortlich ist, wenn einem solchen Thiere, außer im regelmäßigen Dienst, etwas zustößt; wer Elephanten auf diese Art miethet, zahlt dem Mahawat (Treiber) und dem Elephanten selbst einen Zuschuß, wovon sie während dieser Zeit besser genährt werden.

Wir schafften uns einen Vorrath von Wein und andern Campagnerequisiten an, und schickten sie mit unserm Zelt und der Feldequipage auf Kamelen voraus nach dem Dorfe Tiggeri auf dem Ostufer des Ganges etwa 25 M. nordöstlich von Merat. Unsere Elephanten, Diener und Extrapferde wurden eben dahin geschickt, um dort auf unsere Ankunft zu warten. Wir hatten den Mai zu unserm Ausflug gewählt, obwohl der Junius bessere

Jagd gibt, wir wollten aber der größten Hitze ausweichen. Am 1 Mai alſo, eine Stunde vor Tagesanbruch, beſtiegen wir unſere Pferde, und da wir dieſe unterwegs mehrmals wechſeln konnten, ſo ritten wir quer durch das offene Land gerade auf den Ort unſerer Beſtimmung los, und befanden uns nach drei Stunden bereits 30 (engliſche) Meilen von Merat. Die letzten fünf Meilen waren indeß nicht ſo ſchnell zurückgelegt, denn wir hatten über zwei Arme des Fluſſes zu ſetzen, und verloren viel Zeit mit Aufſuchung der Fähre, die von ihrem urſprünglichen Orte entfernt worden war. Unſere Pferde wurden müde, denn wir waren auf der letzten Station ſcharf geritten, und die Strahlen der Sonne wurden mit jedem Augenblicke ſengender.

Während wir noch davon ſprachen, ob wir mit den Pferden hinüberſchwimmen ſollten, ſtürzte einer meiner Gefährten, der ſich unvorſichtiger Weiſe dem Ufer zu ſehr genähert hatte, mit dem Pferde in den Fluß, indem der lockere Sandboden unter ihm nachgab. Die Höhe des Ufers war nicht bedeutend, doch groß genug, um Pferd und Reiter am Landen zu hindern, ſo daß ſie 600 Schritte weit ſich vom Strom nach einer bequemen Stelle hinabtreiben laſſen mußten. Hier fanden wir auch das Boot unter Dſchungeln verſteckt; wir ſprangen hinein, nach einer halben Stunde waren wir am entgegengeſetzten Ufer, und ritten dann mit verhängten Zügeln noch vier Meilen weit bis in unſer Lager. Dieſer unglückliche Aufenthalt koſtete uns faſt ſo viel Zeit als der erſte Theil unſrer Reiſe, ſo daß es, als wir das Dorf, in deſſen Nähe unſer Lager war, erreichten, beinahe 11 Uhr war, und die Sonne unbarmherzig uns auf die Köpfe brannte; auch in unſerm Lager war kein Schutz zu finden, denn zu unſerm nicht geringen Zorn waren unſere Zelte durch die Nachläſſigkeit unſerer Diener gerade eben erſt angelangt, und noch nicht aufgeſchlagen, ſo daß wir mit leeren Mägen Schutz gegen die Sonne ſuchen konnten, wo wir wollten.

Als wir endlich unſere Bedürfniſſe befriedigt hatten, und Nachmittags noch immer keiner von unſern ausgeſchickten Leuten den Weg ins Lager gefunden hatte, wir auch in den benachbarten Dörfern uns vergebens erkundigten, ob wilde Thiere in der Nähe ſeyen, beſtiegen wir am Abend unſere Elephanten, um kleines Wild zu verfolgen. Damit waren wir unſerer Anſicht nach nicht ſehr glücklich, indem wir außer einem wilden Eber, einigen Schweinhirſchen und einer geringen Anzahl ſchwarzer Rebhühner keine Trophäen aufzuweiſen hatten. An Wild fehlte es freilich nicht, aber wir alle drei waren Griffs, *) hatten nie von der Hauda herab geſchoſſen, und der ſchwankende Gang des Elephanten hinderte uns am Zielen. Dieſer Nachtheil, den alle Anfänger fühlen, iſt bald überwunden, und nach wenigen Tagen iſt Hand und Auge an die Bewegungen des Thiers ſo gewöhnt, daß manche von der Hauda herab beſſer ſchießen, als zu Fuß. Die Hauda, wie man ſie auf der Jagd hat, beſteht aus zwei Sitzen, ähnlich denen in einem Phaëton, mit einem leichten, doch feſten Holzgeſtell; dieſes hat oben einen eiſernen Reif gleich einem Kutſcherbock, damit der Reiter nicht durch irgend eine raſche oder ungleiche Bewegung des Elephanten herabgeworfen werde. Der Jäger ſitzt vorn, und hat auf jeder Seite ſeine Batterie, die gewöhnlich aus vier doppelläufigen Gewehren und einer Büchſe für weite Schüſſe beſtehen. Im Hinterſitz, in der Jägerſprache Kahauſi, iſt ein Mann mit einem großen Schirm, Tſchatta genannt, um ſeinen Herrn gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen; ſobald aber das Feuern anfängt, legt er den Schirm bei Seite, um die Gewehre ſeines Herrn möglichſt ſchnell wieder zu laden. Bemerkt muß hier noch werden, daß es bei Tigerjagden eine ſich von ſelbſt verſtehende Sache iſt, daß kein Jäger auf geringeres Wild feuert, damit nicht das edlere dadurch verſcheucht wird: ſo entkommen Rehe, Schweine, Haſen und Vögel unbeläſtigt, ſobald man Tiger in der Nähe vermuthet, denn dieſe ſind ſehr ſcheu, und verlaſſen ihr gewöhnliches Lager im Augenblick, wo ſie einen Angriff fürchten.

Spät in der Nacht kam einer von unſern Spähern zurück mit der Nachricht, daß einige Tiger in der Nähe eines Dorfes, Namens Schairpur bemerkt worden ſeyen; der Name war ominös genug, denn er bedeutet „Tigerort.“ Wir ſchickten ſogleich unſere Zelte und unſere Elephanten noch in der Nacht ab, in der Abſicht am andern Morgen zu Pferde nach dem bezeichneten Orte zu reiten. Wir waren, wie ſchon erwähnt, alle drei noch Griffs in der Tigerjagd, hatten nie einen Tiger im freien Feld und in der Majeſtät ſeiner natürlichen Freiheit geſehen, und man kann ſich deßhalb leicht denken, mit welcher Begierde wir das erſte Zuſammentreffen erwarteten.

Vor Tagesanbruch weckten wir das Lager, und als kaum die erſten Strahlen im Oſten aufdämmerten, marſchirten wir in Ruhe ab, nachdem wir vor dem Aufbruch den Magen mit einer Taſſe heißen Thee's geſtärkt hatten. Wir waren von dem Schikarri oder eingebornen Jäger begleitet, der unſern Leuten Nachricht von den Tigern gegeben hatte, ihnen, um ſeinen Lohn zu erhalten, nach dem Lager gefolgt war, und ſeine eigenen Leute inzwiſchen aufgeſtellt hatte, um die Bewegungen der Tiger zu beobachten. Dieſer Mann hieß Mirtſchi, war ein Veteran in ſeinem Berufe, und jedem Jäger in der Nachbarſchaft von Merat als einer der kühnſten und geſchickteſten Tigerhetzer in Indien bekannt. Er iſt vermuthlich 50 Jahre alt, kann aber ſelbſt ſein Alter nicht näher angeben, als daß er ſchon ziemlich bei Jahren ſey; ſeine Geſtalt iſt ſchlank und zeigt mehr Muskelkraft und Stärke, als ſonſt bei ſeinen Landsleuten gewöhnlich iſt. Sein Haar und Bart ſind ſilberweiß, und ſeine tiefliegenden, blinzelnden, forſchenden Augen ſind mit buſchigen, grauen Borſten ſtatt der Augenbrauen überſchattet. Seine hagere Geſtalt iſt gewöhnlich ganz einfach, aber angemeſſen gekleidet, indem er über ſeine Schultern nur eine Purpurſchärpe geworfen hat, und einen glänzenden rothen Turban auf dem Kopfe trägt. In der rechten Hand führt er einen ſchweren, etwa zwei Zoll dicken und mit Eiſen beſchlagenen Bambusſtock, und in ſeinem Kamerbend (Gürtel) einen ſchönen Dolch, den ihm ein jagdluſtiger Engländer ſchenkte.

Mirtſchi ſagte, und man kann ihm darin wohl glauben, daß er bei dem Tode von mehr als tauſend Tigern anweſend war, die von Engländern erlegt wurden, und daß er ſelbſt, ehe er ſein

*) Eine Abkürzung von Griffin, womit man in Indien die neu angekommenen, noch mit den neuen Umgebungen unbekannten Leute bezeichnet.

jetziges Geſchäft, ihre Lagerſtätten aufzuſuchen, ergriff, über 200 eigenhändig getödtet habe. Nach den Beſchwerden und Gefahren ſeiner Jugend ergriff der alte Jäger, als er ſeine Kräfte ſchwinden fühlte, dieſen minder mühſeligen Erwerbszweig, und gewinnt auch damit ſeinen Lebensunterhalt. Der alte Mann ſteckt voller Anekdoten und abenteuerlicher Erzählungen von Gefahren, die er zum Theil ſelbſt erlebt, und von tragiſchen Unfällen, deren Zeuge er war. Er erzählt mit großer Ruhe und einem trockenen Humor, den er wahrſcheinlich den jagdluſtigen Engländern ablernte, da man ihn nicht leicht bei einem Eingebornen ſeines Standes finden möchte.

Eine kleine halbe Stunde von den Dſchungeln, in denen wir die Tiger vermutheten, beſtiegen wir die Elephanten, und unterſuchten ſorgfältig unſere Gewehre. Die beſten Elephanten waren natürlich für die Hauda's ausgeſucht, die andern ſollten nur in den Zwiſchenräumen vorwärts rücken, und waren alſo von geringer Wichtigkeit. Auf einen derſelben ſtieg Mirtſchi, um unſer Vorrücken zu leiten, wir bildeten eine Linie auf der Oſtſeite der Dſchungeln, wo wir den doppelten Vortheil hatten, daß wir die Sonne im Rücken und den Wind im Geſicht hatten. Ich hielt die Mitte, meine beiden Freunde die Flanken, und die Treibelephanten befanden ſich in den Zwiſchenräumen. In dieſer Schlachtordnung zogen wir ſchweigend durch das hohe Dſchungelgras vorwärts, und nichts konnte eine lebhaftere Spannung erregen, als dieſe langſame, beſonnene Annäherung gegen einen mächtigen Feind.

Die klugen Thiere, auf denen wir ritten, ſchienen zu merken, daß wir es auf ein ausgezeichnetes Wild abgeſehen hatten, denn obwohl die Rehe faſt unter ihren Füßen aufſprangen, beachteten ſie ſolche doch nicht, und hielten auch nicht, wie ſonſt gewöhnlich, an, um ihren Reitern Zeit zum Zielen zu laſſen, ſondern rückten Schritt für Schritt äußerſt ſachte vor, als wollten ſie ſo wenig Geräuſch wie möglich machen. Mit jedem Schritt wuchs die Aufregung, und in jedem Wild, das durch unſere Annäherung aufgeſchreckt wurde, glaubten wir den Tiger zu ſehen; aber Freund Mirtſchi gab uns höflich zu verſtehen, daß wir noch unerfahrene Jäger ſeyen, denn die ſchüchternen Rehe hielten ſich nicht ſo nahe am Lager ihrer blutigen Feinde auf. So rückten wir eine Viertelſtunde weit durch die Dſchungeln vorwärts, ohne die geringſten Anzeichen deſſen zu finden, was wir ſuchten, und fingen natürlich an zu fürchten, Mirtſchi habe uns auf eine falſche Fährte gebracht; nichtsdeſtoweniger rückten wir immer vorwärts, und fanden bald, daß das geringere Wild minder zahlreich werde, in dem Maße, als die Dſchungeln ſumpfiger und das Eindringen in dieſelben ſchwieriger wurde. Ich war eben im Begriff meine Unzufriedenheit auszudrücken, und vorzuſchlagen, die Sache anderswo zu verſuchen, als mein Elephant plötzlich auf einen halb verzehrten Ochſen ſtieß, um welchen her der Boden niedergetreten und das Geſträuch zerriſſen war; der Ochſe war offenbar erſt ſeit kurzem getödtet, und der Tiger hatte noch kurz vor Tagesanbruch daran gezehrt. „Aha!“ rief ich, wir haben ihn nun; „ſiehe hier, Mahawat, die großen Fußtapfen.“

(Fortſetzung folgt.)

Wallfiſchfang der Nordamerikaner.

Nach ſtatiſtiſchen unlängſt zu Boſton veröffentlichten Angaben beläuft ſich die von 1814 bis Ende 1855 in die Vereinigten Staaten eingeführte Quantität Wallfiſchthran auf 1,415.000 Fäſſer. Während des Jahres 1856 kamen 62 Schiffe aus dem ſtillen Meer in die Häfen der Union zurück mit 128.444 Fäſſern Thran. Gegenwärtig befinden ſich 266 amerikaniſche Wallfiſchfänger im ſtillen Meer, von denen 92 von New-Bedford und 67 von Nantucket ausgelaufen ſind; von dieſen 266 Schiffen haben 44 im Jahr 1855, 66 im Jahr 1854, 75 im Jahr 1855 und 81 im Jahr 1856 Amerika verlaſſen.

Ueber Aſturien.

(Fortſetzung.)

Am 12 Auguſt hatten wir in kleinen Tagereiſen das aſturiſche Gränzgebirge erreicht, nun aber mußten wir längere Märſche einſchlagen, weil wir von einem Orte zum andern oft acht bis zehn Leguas zu machen hatten, ohne eine menſchliche Wohnung anzutreffen. In Andaluſien und Valencia findet ſich auf der Heerſtraße immer etwas, um den Hunger oder den Durſt zu ſtillen. Die Hecken ſind mit Granatäpfelſtauden, Maulbeeren, Brombeerſträuchen, wilden Trauben, dem Feigencactus und Dattelbäumen durchwachſen; an den Ufern der Flüſſe findet man Mandelbäume in Menge, und in den Wäldern die eßbare Eichel, die Piniennüſſe tragende Föhre, wilde Fruchtbäume im Ueberfluſſe, Haſel- und wälſche Nüſſe von verſchiedenen Arten. Nicht ſo in Aſturien. Die Früchte einiger hie und da zerſtreuten Caſtanienbäume ausgenommen, und ein paar Wurzeln, von denen mir mein Freund ſagte, daß man ſie eſſen könnte, trifft man hier zu Land im Freien nichts Genießbares. Doch fehlt es faſt nirgends an gutem Quellwaſſer, und wenn wir ein Dorf erreichten, ſo hatten wir uns von Seite dieſer Gebirgsbewohner einer ſehr gaſtfreundſchaftlichen Aufnahme zu erfreuen.

Gebahnte Wege mangeln faſt gänzlich. Man ſtreift durch die zwar mit vielem Strauchwerk, aber nur äußerſt dünn mit Bäumen bewachſenen Forſten, in denen man immer eine ziemlich weite Ausſicht vor ſich hat, und richtet ſich dabei nach den von einem Punkte zum andern anſtatt der Wegweiſer aufgeſtellten Kreuze, die immer ſicher auf ein Dorf führen, wenn auch die Reiſe vom früheſten Morgen bis zum Einbruch der Nacht dauern ſollte. Wie in ganz Spanien, ſteht auch in dieſer Gegend die Jagd jedem frei, nur hat man die Brutzeit und den Umſtand zu beobachten, daß dabei keine Mauer, kein Zaun und keine Hecke überſtiegen werden darf. Dieß mag die Haupturſache ſeyn, warum alle Güter der Privaten mit Hecken verſehen ſind. Die großen zu den königlichen Jagden beſtimmten Krondomänen hingegen ſind mit Mauern eingefaßt, innerhalb deren ſich die Gehege befinden. In den überall offenen Wäldern der Gebirge herrſcht aber gänzliche Freijagd, und vorzüglich iſt der Aſturier leidenſchaftlich für dieſelbe eingenommen. An der Gränze von Leon trafen wir auf einer Mühle mit einem Manne zuſammen, dem der rechte Arm fehlte, und der uns auf unſere Aeußerung, ob er denſelben vielleicht in den jüngſten Feldzügen eingebüßt hätte, erwiederte, daß er einen von ihm ſchwer verwundeten Bären für todt gehalten und unvorſichtigerweiſe ſich ihm zu früh genaht hätte; das Thier wäre dann wieder aufgeſprungen, hätte

ihm den Oberarm so verbissen, daß die Amputation unvermeidlich gewesen sey, und würde ihn ohne die schleunige Beihülfe seiner Cameraden auch unfehlbar getödtet haben. Wir fragten ihn, ob auch wir auf unserer Reise von diesen Thieren Gefahr zu befürchten hätten, und erfuhren, daß sich solche nur in den Hochforsten aufhielten, die zu unserer rechten Seite lagen; aber doch gab uns dieser Mann den Rath, auf dem Marsch durchs Gebirge unsere Gewehre möglichst schußfertig zu halten, indem es dort nicht an Wildschweinen fehle, die gleich gefährlich wären, wir auch leicht einen Luchs, öfter aber wilde Katzen antreffen könnten, die Ufer der Gebirgsgewässer von Bibern und Fischottern bewohnt würden, und es dabei nicht an gefährlichen Schlangen mangle, die eine solche Vorsicht erheischten. Es lag jedoch nicht in unserem Plan uns stark mit Jagen zu ermüden, auch durften wir uns nicht aus der Gegend entfernen, wo die den Weg zeigenden Kreuze auf den Anhöhen standen, um uns nicht zu verirren, und so trafen wir, einen Damhirsch ausgenommen, der in einiger Entfernung von unserem Hund aufgejagt worden, und einer Menge schwarzer Eichhörnchen, die auf den hohen Zirbelnußbäumen spielten, auch nichts, was der Mühe verlohnt hätte, einen Lauf abzubrennen. Am dritten Tage nach unserer Ankunft im Gebirge, wo man uns sehen, als wir am frühen Morgen unser Nachtquartier verließen, in Kenntniß gesetzt hatte, daß wir heute gute zwölf Leguas zurückzulegen hätten, bis wir nach Las Pucntillas kämen, ein Dorf, daß am Fuße des Gebirges in einer fruchtbaren Ebene liegt, trafen wir gegen vier Uhr Nachmittags äußerst ermüdet inmitten jener unbewohnten Steppen eine Venta, vor deren Thüre ein junges freundliches Weibchen an ihrem Spinnrocken saß. Rechts an dem niedern Gebäude war ein Gärtchen angebracht, und in dem Gestrüppe des Waldes weideten einige Ziegen. Der Kamin rauchte, und dadurch erblühte uns die Hoffnung, jetzt bald des Hungers entledigt zu seyn, der uns stark peinigte, auch unsere Kürbisflaschen waren leer, und seit mehr als drei Stunden hatten wir keine Quelle getroffen.

Als wir der Waldhütte näher kamen, stellte die Wirthin ihren Rocken bei Seite und ging uns einige hundert Schritte entgegen. Mit gutmüthiger Offenheit reichte uns die junge Frau die Hand, und als ob sie uns seit längerer Zeit kenne, langte sie nach unsern Doppelflinten und den Jagdtaschen, um uns unsere Bürden zu erleichtern. Ihre rauhe Gebirgssprache konnte ich zwar nur mit Mühe verstehen, aber mein Freund rief mir mit glänzenden Augen zu: „Jetzt erst sind wir in Asturien, solche gute Menschen gibt es nur in meiner Heimath,“ und drückte die ihm so freundlich dargebotene Hand an sein Herz. Das Weibchen lächelte, schien erfreut, Fremde beherbergen zu dürfen, die ihr keine Furcht einjagten, und führte uns in das Innere ihrer Wohnung ein. Zwischen dem vom Rauche schwarzen Gastzimmer, der Küche an dem obern und der Stallung am andern Ende war keine Scheidewand. Wenigstens waren wir hier vor der drückenden Sonnenhitze in etwas geschützt. Der Stall stand leer, und schien bloß für vorüberziehende Maulthiertreiber bestimmt zu seyn. Auf unser Verlangen erhielten wir Brod und Wein, als wir aber auch Fleisch oder warme Speisen begehrten, so entschuldigte sich unsere Wirthin damit, daß, wie sie sich ausdrückte, ihre Männer auf der Jagd wären und sie erst deren Zurückkunft abwarten müßte, bis sie selbst wissen könne, was sie und wir zum Abendessen bekommen würden. Geflügel zu halten, sagte sie, wäre auf dieser Einöde wegen der vielen Raubvögel unmöglich, und Fische mangelten in den Gebirgswässern gänzlich. Doch bot sie uns frischen Salat aus ihrem Garten an, und als wir sie baten, uns diesen zu bringen, so verließ sie uns auf einige Zeit, während welcher mein Gefährte, vom Hunger getrieben, auf den Einfall kam, den Inhalt des Kessels zu untersuchen, der an einer aus dem Kamine herabhängenden Kette über dem helllodernden Feuer hing, das mit kleinen Büscheln von Rosmarin und Wachholderholz unterhalten einen angenehmen Geruch über das dunkle Gemach verbreitete. Von Neugierde getrieben, folgte ich ihm an diese ländliche Küche. Mein Freund hob den Deckel von dem siedenden Kessel, und wir sahen nun, daß derselbe beinahe zur Hälfte mit Fleisch gefüllt war, das wegen seiner weißen Farbe unsern Appetit eben nicht stark in Anspruch nahm. Über die Falschheit der Wirthin, die uns versichert hatte, nichts Eßbares außer Brod und gesalzenem Speck in ihrem Hause zu haben, verdroß mich so, daß ich meinen Unwillen nicht verheimlichen konnte. Mein heute besonders gut gelaunter Asturier vertheidigte sie jedoch, und da er sein Werk nicht halb vollendet aufgeben wollte, so griff er nach einer langen Küchengabel, die in einer Ecke des Camins stand, und stach aufs Gerathewohl in den Kessel hinein.

„Hu! eine Kindshand!“ schrie er plötzlich von bangem Entsetzen ergriffen, und auch ich schauderte zurück, denn ein Blick gegen die Gabel hatte mein Innerstes empört. Ein weißes Händchen wie von einem zwölfjährigen Knaben, einige Zoll über der Handwurzel abgehauen, steckte an den Zinken; die fünf fleischigen Fingerchen schienen von uns Rache zu fordern.

„Viva las Asturias!“ begann ich nach einer kurzen Pause, warf meine Jagdtasche über die Schulter, und legte die Doppelflinte, welche die Wirthin in einen Winkel gesteckt hatte, vor mir auf den Tisch; mein Freund that dasselbe, wir riefen unsern Netuno zu uns, und berathschlagten jetzt auf französisch, was wir bei den bewandten Umständen am füglichsten thun könnten? — Sechs Stunden waren noch bis zum nächsten Dorfe zurückzulegen, seit drei Uhr Morgens hatten wir bei der drückendsten Hitze nur wenig geruht, bis jetzt nichts genossen außer Brod und etwas Wein, der uns nun auch verdächtig vorkam, und doch beschlossen wir, die Mörderhöhle zu verlassen, keine Mühe zu scheuen, das nächste Dorf zu erreichen, und dann unverweilt die nöthige Anzeige vor Gericht zu machen. Eben waren wir mit unserem Vorsatz im Reinen, als die Wirthin mit dem Salat aus dem Garten und von dem Brunnen zurückkam, wo sie ihn gewaschen hatte. Das Weib schien erschrocken wie wir, als sie uns beide, die wir vorher einander gegenüber gesessen, an einem andern Tisch, den Rücken von der Wand gedeckt, erblickte, und unsere Gewehre gewahrte, deren Mündungen wegen allenfallsigen Angriffes gegen die Thüre gerichtet waren. Auch der Hund schien sorgsamer wie früher, er wich nicht mehr von der Seite seines Herrn, und murrte stark bei ihrem Eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Durch eine Ukase vom 25 Mai wurde auf der Universität Kasan ein Lehrstuhl für die chinesische Sprache gegründet, und der Archimandrit Daniel, der sich lange zu Peking aufhielt, zum Professor ernannt. Man hat auch, um die Universität zu bereichern, eine ziemlich bedeutende Sammlung von chinesischen Büchern und Manuscripten angekauft. Kasan besaß vorher schon drei Lehrstühle für die orientalischen Sprachen, einen fürs Arabische und Persische, den zweiten für das Türkische und Tatarische, und den dritten für die mongolische Sprache.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Verzeichniß der in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werke Abbé Mozins.)

Nr. 196.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 Julius 1837.

Palast der portugiesischen Cortes und seine Säle.

Vielfach und wiederholt hat man das Parlamentshaus in London, so wie die Versammlungshäuser der Kammern in Paris beschrieben, und so kann man auch keinen Anstand nehmen, mit einigen Worten des jetzigen Cortespalastes in Lissabon zu erwähnen; ich sage jetzigen, denn die Cortes mit Einer Kammer von 1820 hatten ihre Sitzungen in einem besonders dazu eingerichteten prachtvollen Saale des Klosters von Necessidades, welcher nach der Wiedereinführung des absoluten Königthums im J. 1823 wieder demolirt wurde. Zu den Versammlungen der Zwei-Kammer-Cortes von 1826 wurde für die Deputirten ein großer Saal in einem der Staatspaläste am Commerzplatze eingerichtet, und ein anderer für die Pairs in dem ehemaligen Inquisitionsgebäude auf dem Rocio. Sie waren anständig, aber weniger geschmackvoll, denn der der Deputirtenkammer sollte eine Nachahmung des französischen seyn, und man brachte sogar eine Tribune darin an; allein die Deputirten protestirten dagegen, und sie wurde also nie bestiegen. Sie meinten, es werde dadurch die freie Rede gehindert, mancher Deputirte, der von seinem Stuhle aus eine ganz excellente Rede halte, werde auf der Rednerbühne in Verlegenheit kommen, denn es sey etwas ganz Anderes das Publicum im Rücken zu haben und zum Präsidenten zu sprechen als umgekehrt. Beide Säle wurden im J. 1828 von Don Miguel geschlossen, verändert und zu andern Zwecken eingerichtet. Im J. 1834 wurde nun das große, steinfeste, einfach ernste Klostergebäude von St. Bento, am mittlern Abhange der Anhöhe von Buenos-Ayres gelegen, worin sich auch das Staatsarchiv (torre do tombo) befindet, zum Cortespalaste bestimmt, viele Veränderungen darin vorgenommen und besonders in dem Hofe desselben, mit Benützung alter Mauern, zwei anhängende prächtige Säle gebaut, der eine für die Deputirten, der andere für die Pairs. Der Saal der Deputirten bildet ein großes, lang gezogenes Heragon von ungefähr 90 Fuß Länge, 45 Fuß Breite und 36 Fuß Höhe. Die in der mittleren Höhe des Saales rundum laufenden Galerien von 12 bis 13 Fuß Tiefe und fünf hinter einander sich erhebenden Bänken sind in die Wände des Saals einspringend und können bequem 800 Zuschauer fassen. An der einen langen Wand des Saales steht der Thronsitz der Königin mit einem blauseidenen Himmel und goldenen Franzen geschmackvoll decorirt. Zu demselben führen fünf Stufen auf eine breite Strata, und von dieser noch einige Stufen höher zum Thronsitze, über welchem das lebensgroße Bild der Königin hängt, als sie noch Kind war. Auf derselben Strata vor dem Thronsitze steht der Präsidententisch mit den Sitzen für diesen und die beiden Secretäre. Ueber dem Thronhimmel ist das portugiesische Wappenschild angebracht mit der darüber schwebenden Krone, unterstützt von zwei Genien, wovon der eine ein aufgerolltes Papier hält mit den Emblemen, Solon, Lykurg und andern Weltweisen und Gesetzgebern, die nur wegen der Höhe, in der die Schriftzüge angebracht, nicht zu lesen sind, eben so wenig wie die Embleme des andern, welche Sapientia, Justitia und dergleichen mehr zu heißen scheinen. Wappen, so wie die andern allegorischen Figuren, scheinen aus Metall und versilbert zu seyn. Mit großen goldenen Buchstaben steht daneben Maria II. Die Wände des Saales sind weiß, in der untern Region etwas marmorirt, mit hellblauen und vergoldeten Lambrien und Leisten. Auf der Thronseite sind Galerien, oder eigentlich kleine Zimmer für den Hof, den Adel und die auswärtigen Gesandten, welche durch hellblau-seidene Vorhänge verhängt sind. Die linke kurze Seite vom Throne ist die offene Galerie für neugierigen Damen; die zur Rechten gehört den Deputirten, welche dazu Einlaßkarten an ihre Freunde geben können. Die Hauptgalerie für das große Publicum ist die ganze lange Seite dem Throne gegenüber. Der oberste Theil des Saales ist ein Aufsatz aus Holz mit Dach, der in seiner ganzen Länge und Breite einer großen Laterne gleicht, durch welche ein helles, klares Licht sich durch den ganzen Saal verbreitet, ohne irgendwo etwas in Schatten zu stellen, und die eindringenden Sonnenstrahlen können durch hellblaue Gardinen gemäßigt werden. Der Fußboden ist durchaus mit grünem Tuche belegt. Der Haupteingang befindet sich gerade dem Throne gegenüber, wodurch denn auch die Sitze der Deputirten in zwei große Hälften getheilt sind, in die linke und rechte Seite, so daß eigentlich eine rechte Mitte hier gar nicht existiren kann. Fünf Reihen Stühle mit Armlehnen und mit Rohrsitzen stehen

unverrückt, fünf Reihen hinter einander parallel mit der langen und den beiden kurzen Wänden auf einer höhern Strata, und vor diesen Sitzen laufen lange schmale Schreibpulte mit einer kleinen zu verschließenden Schieblade für jeden Inhaber des Sitzes hin, Alles von feinem, braunglänzendem Holze und die Pulte grün überzogen. Auf der vierten Stufe, die zum Präsidententisch führt, stehen symmetrisch zwei große, schön gebrechselte braune Urnen zu den geheimen Abstimmungen, und zwischen beiden steht der tieferstehende Tisch der Tachygraphen. Zur Winterzeit werden vor die Sitze der Deputirten auch noch langzottige Matten von Spartagras ausgebreitet, damit die Herren warme Füße behalten. Auch die Galerien und Außengänge sind alle mit Schilfteppichen überlegt, damit nicht das geringste Geräusch der Gehenden die Discussionen störe. Bei nächtlichen Sitzungen werden drei große Kronleuchter angezündet, die den ganzen Saal erhellen. Daß man die ganze Einrichtung zu beinahe einer doppelten Anzahl von Deputirten gemacht hat, die sich, wenn sie vollzählig sind, auf 112 belaufen, hat wahrscheinlich seinen Grund in dem System einer Opposition, ohne welches man hier nicht glaubt, daß eine Kammer bestehen könne; wenn von einer vernünftigen Opposition die Rede ist, so hat dieses natürlicherweise seine volle Richtigkeit, allein Opposition hier zu Lande ist eine stete Opposition gegen das Ministerium; es ist eine Partei, es mag nun recht oder unrecht handeln, man macht sich's zur Pflicht ihr stets entgegen zu handeln; es ist nicht eine Opposition der Grundsätze, sondern eine Opposition der Persönlichkeit, und alle glauben, daß sie sich auf die linke Seite deßhalb begeben und die Rechte verlassen müsse, welche man für die ministerielle hält. Nun haben aber selbst die Minister als Deputirte und zwar schon vor der letzten Revolution die Partei ergriffen, sich auf die äußerste Linke zu setzen, was also diese sichtliche Absonderung gewissermaßen wieder aufgehoben hat, und die ganze rechte Seite ist gegenwärtig leer, bis es endlich einer andern Kammer einmal wieder einfallen sollte, die Sitze zur Rechten einzunehmen, die übrigens auch bei der königlichen Sitzung von den Pairs eingenommen wurden.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Indien.

Jagd in den Dschungeln.

(Fortsetzung.)

Mirtschi kam herbei, betrachtete den halbverzehrten Ochsen, und winkte dann den beiden Jägern auf den Flanken, auf ihrer Hut zu seyn; einer der Elephanten begann auch alsbald zu trompeten, und die ganze Linie rückte noch vorsichtiger vorwärts. Dieß ist der Zeitpunkt der höchsten Spannung: jedes Auge ist auf das lange Dschungelgras gerichtet, jedes wehende Blatt hält man für den Tiger, jedes Gewehr ist gehoben, um ihn zu treffen. Als wir über den zerrissenen Ochsen hinaus waren, fanden wir die Dschungeln höher als bisher, und an einigen Stellen reichten sie bis über unsere Haudas hinaus; hier aber war der Boden, obschon sumpfig, doch nicht so zäh, daß er den Marsch gehindert hätte. Mein Elephant begann nun zu sprechen, indem er innerlich ein rumpelndes Getöse hören ließ, und durch die Nase quickte, was Anzeichen von Unruhe und Vorsicht sind; alsbald verkündigte auch ein freudiger Ruf von Mirtschi, daß das Wild in der Nähe sey, obwohl wir weder durch ein Gebrüll, noch einen Angriff begrüßt wurden. Das Einzige, was wir bemerkten, war eine leichte Bewegung des Grases vor uns. „Feuer! Feuer!" rief der alte Schikarri in der heftigsten Aufregung; „er geht fort!" Ein Schuß fiel von der linken Hauda her, traf aber nicht, denn das Gras vor uns schwankte fort, als würde es von unten durch ein großes Thier bewegt, das sich hinwegstehlen wollte.

„Feuer noch einmal!" schrie Mirtschi, „wollt ihr ihn entkommen lassen?" Ich feuerte gleichfalls, aber mit nicht besserem Erfolg als mein Freund, außer daß das Gras sich schneller zu bewegen begann, als beschleunige das Thier seinen Rückzug. Ein doppelter Schuß von der rechten Seite her that eben so wenig Wirkung, und der alte Mirtschi, der den lebhaftesten Antheil an der Verfolgung nahm, wurde zornig über unser Ungeschick. „Weiter hinab! weiter hinab!" schrie er, „was feuern denn die Herren aufs Gras und nicht auf den Tiger?" Auf ein gleichzeitiges Abfeuern von drei Seiten folgte augenblicklich ein Gebrüll, wie ich es nie von einem gefangenen Tiger gehört hatte. „Vortrefflich!" schrie der alte Mann mit plötzlich veränderter Stimme, und jeder Zug seines alten Gesichts drückte seine Aufregung aus: „jetzt darauf los, und jagt ihn!" Seinem Commando gehorsam trieben wir im Trab unsere Elephanten vorwärts, welche an der allgemeinen Aufregung Theil nahmen, und dieß theils durch Trompeten, theils durch das dumpfe Rollen im Innern des Leibes kund gaben.

Der Tiger hielt einen Augenblick an, als sinne er auf Rache, stahl sich aber dann wieder weg, bis er auf einmal sich auf einem runden, ganz freien Fleck befand, der einem wahren Amphitheater mitten in den Dschungeln glich. Als er diese leere Stelle betrat, wandte er sich einen Augenblick, und überblickte mit schrecklichem Zornesgebrülle die furchtbare Linie, die gegen ihn anrückte. Er war in den hintern Oberschenkel verwundet, wo das Blut langsam hervordrang: es war ein prachtvoller Anblick, wie das mächtige Ungeheuer uns stolz ansah, seine furchtbaren Zähne und Krallen zeigte, als wolle es uns warnen, und dann wieder seine schreckliche Stimme ertönen ließ. Wir sparten unser Feuer, bis wir den offenen Platz betraten, worauf ein Schuß, der seine Schulter streifte, ihn zum Angriff trieb: auf seine Hinterbeine sich erhebend, stieß er abermals einen Schrei des Schmerzes und der Wuth aus, raffte dann alle seine Kräfte zusammen, und stürzte auf meinen Elephanten los, augenscheinlich um sich an seinem Kopfe festzukrallen. Ohne zu wanken, hielt die alte Cima — der weibliche Elephant, auf dem ich ritt — Stand, doch nicht ohne sich zum Angriff bereit zu halten; dazu kam es nicht, denn als der Tiger noch zwölf Schritte entfernt war, traf ihn meine Kugel in die Brust, und zugleich fielen Schüsse von allen Seiten, die ihn endlich zu Boden streckten. Abermals erhob er sich, suchte wiederholt einen Angriff bald gegen diesen, bald gegen jenen Elephanten zu machen, aber wir

waren zu ſtark für ihn, und ein Paar Schüſſe durch den Schädel warfen ihn abermals zu Boden, wo er mit aller Lebenszähigkeit des Katzengeſchlechts lag, die Stumpen des Geſtrüpps in ſeinem unmächtigen Zorne zerriß, und uns mit flammenden Augen anſtarrte. Ich ritt näher an ihn heran, und eine Kugel gerade durch den Schädel endete, wie wir damals glaubten, ſeinen Todeskampf, denn ſein Kopf ſank zu Boden, und ſeine Augen ſchloſſen ſich.

Ich war im Begriff abzuſteigen und das gefallene Ungeheuer näher zu betrachten, als Mirtſchi mir zurief: „Wa! Wa! Sahib! ſollen wir den andern Tiger verlieren, während Ihr dieſen hier eßt? Ich ſah ihn auf der andern Seite der Dſchungeln ſich wegſtehlen, während Ihr dieſen Burſchen da abfertigtet. Mirtſchi iſt ein alter Jäger, und hat zwei ſcharfe Augen im Kopfe, ſonſt hättet Ihr dieſen zweiten Tiger verloren; kommt, ihr Herren, gebt den Befehl zum Vorrücken, unſere Tagesarbeit iſt noch nicht vorüber.“

Wir thaten nach Mirtſchi's Rath, und er führte uns gerade nach der Stelle, wo das Weibchen ſich verborgen hatte. Es war ziemlich klein und die Jagd ſchnell vorbei, da einer der erſten Schüſſe es in den Schädel traf; ſonſt zeigen die Weibchen im Kampfe noch mehr Muth und Wildheit, wie die Männchen. Wir packten die Leiche auf einen der Gaddi-Elephanten *) und kehrten zum erſten Kampfplatz zurück, wo wir zu unſerm Erſtaunen den Tiger noch athmend fanden, obwohl, ſeit wir ihn verlaſſen hatten, ſchon eine halbe Stunde verfloſſen war. Mirtſchi gab ihm den Reſt, indem er ihm den Dolch bis ans Heft in die Bruſt ſtieß.

Auf dem Rückwege ins Lager ſchoſſen wir noch acht Schweinhirſche und drei Wildſchweine, und Abends ritten wir wieder mit Speeren bewaffnet auf die Schweinsjagd. Dieſe verlangt nicht nur mehr Uebung, ſondern iſt auch gefährlicher, wie die Tigerjagd; denn wenn das Pferd beim Angriff zufälliger Weiſe ſtürzt, ſo hat der Reiter wenig Hoffnung zu entkommen, außer wenn ihn ſeine Gefährten raſch unterſtützen, und eine Diverſion zu ſeinen Gunſten machen.

Doch wir mußten fort, Mirtſchi wußte noch mehr Wild für uns, und der alte Mann liebte die Schweinsjagd nicht; er hatte ſie nie ſelbſt betrieben, und erklärte ſie für unjägermäßig, da ſie die Tiger ihrer rechtmäßigen Beute beraube; denn wenn dieſe im ebenen Lande nicht Nahrung genug finden, ſo werden ſie lieber in den Tiefen ihrer Wälder bleiben, als ſich dem Auge der Schützen bloßſtellen. Aus demſelben ſehr zureichenden Grunde verabſcheut er auch die rückſichtsloſe Vernichtung der Rothwildheerden, die jetzt bei den Meiſten, welche in den Dſchungeln jagen, ſo im Gebrauch iſt. Sein Einwurf iſt ohne Zweifel gegründet, denn die Zahl der Tiger hat in den letzten paar Jahren bedeutend abgenommen, und in den Dſchungeln, wo ſich ſonſt die Jagd mit 7 oder 8 Tigern täglich lohnte, kann ſich der Jäger gegenwärtig glücklich ſchätzen, wenn er in einem Monat dieſe Zahl antrifft.

(Schluß folgt.)

*) Dieß ſind ſolche, die keine Hauda tragen.

Aſiatiſches Muſeum in England.

Das Muſeum im oſtindiſchen Hauſe zu London hat kürzlich eine ſehr werthvolle Sammlung von nahe an 7000 Stück Alterthümern erhalten, größtentheils aus Münzen und Sculpturen beſtehend, und von Hrn. Maſſon geſammelt. Dieſe Alterthümer ſind bactriſchen, hindu-ſcythiſchen und hindu'ſchen Urſprungs, und wurden in den Topen, oder den merkwürdigen ſteinernen Gräbern in den Ländern längs des Fußes des Hindu-Cuſch, oder des indiſchen Kaukaſus bis nach Balkh und Bukhara gefunden. Dieſe Topen wurden bekanntlich zum Gedächtniſſe der Prieſter und anderer heiliger Leute errichtet. Mehrere der Münzen ſind von Gold, und ſämmtlich ſo gut erhalten, als ob ſie eben erſt geprägt worden wären; die übrigen ſind Silber-, Kupfer-, Bronze- u. ſ. w. Münzen. Das Gepräge auf den erſtern iſt ſehr deutlich, und nennt zwei in der Geſchichte neue Fürſten vor dem Falle der bactriſchen Dynaſtie, der ungefähr 150 vor Chriſtus ſtattfand, ſo wie auch die Namen mehrerer griechiſchen Fürſten, deren Coſtume das Zeitalter, dem ſie angehörten, hinlänglich bezeichnet. Die Münzen und andere Reliquien, in ſilbernem Schmuck, Perlen u. ſ. w. beſtehend, befanden ſich in goldenen Capſeln, die ihrerſeits wieder von ſilbernen umſchloſſen waren, welche in irdenen Gefäßen lagen, von denen ſich einige noch ganz gut erhalten hatten. In einigen dieſer letztern fanden ſich Stücke einer Rinde mit zum Theil noch lesbaren Schriftzügen, die jedoch an der Luft in Staub zerfielen. Die Inſchriften auf den Münzen beziehen ſich auf manche griechiſche oder andere Legende, während andere chronologiſche Aufſchlüſſe hinſichtlich der verſchiedenen Dynaſtien dieſes Theiles von Indien geben. Die Sammlung, von der hier die Rede, iſt reichhaltiger als die von den franzöſiſchen Officieren im Dienſte Randſeit Sings angelegte und jetzt zu Paris befindliche. Hr. Maſſon, dem England ſie verdankt, dient in der Artillerie der oſtindiſchen Compagnie.

Ueber Aſturien.

(Fortſetzung.)

Ungeachtet ihres Schreckens verließ unſer munteres Weibchen ihre heitere Laune nicht. Sie bereitete den Salat, ſtellte ihn vor uns hin, aber anſtatt uns einen guten Appetit zu wünſchen, fragte ſie, ob wir uns unwohl befänden, da wir beide, die eine ſo blühende Geſichtsfarbe mitgebracht hätten, jetzt plötzlich ſtark erblaßt wären. Ohne ſie einer Antwort zu würdigen, verlangte mein Reiſegefährte den Betrag der Zeche zu wiſſen, und da ſich die Wirthin bemühte, ihm begreiflich zu machen, daß der Abend ſchon zu weit vorgerückt ſey, um heute noch weiter reiſen zu können, ſo wiederholte er unſere frühere Erkundigung wegen des Nachteſſens. Die Antwort der Frau war wieder dieſelbe, nämlich, daß ſie ſelbſt noch nicht wiſſen könne, was wir bekommen würden.

„Doch etwa kein Menſchenfleiſch?“ begann jetzt Don Ramon ziemlich barſch, und faßte das Weib feſt in die Augen.

„Menſchenfleiſch! erwiederte dieſe darauf, Menſchenfleiſch? glauben denn die Herren in einer Mördergrube zu ſeyn?“

So etwas Aehnliches wenigſtens, denn in jenem Keſſel dort ſteckt eine Kindshand, und Gott weiß, was noch?

„Sie haben alſo meinen Keſſel viſitirt, und eine Kindshand gefunden. Nun, da thut es wohl noth, daß ich Ihnen auch das Häutchen von dieſem Kindlein zeige, das wir ihm abgezogen haben, und jetzt

öffnete ſie einen Wandſchrank an der Küche und brachte das noch friſche Fell eines jungen Bären heraus, den, wie ſie uns erzählte, ihr Mann vor einigen Tagen erlegt hatte. Hierauf leerte ſie in unſerem Beiſeyn den Keſſel aus, zeigte uns ſämmtliche Stücke ihres Wildprets, unter denen uns die Aehnlichkeit der friſchgen Verdertatzen mit einer Kindshand vorzüglich auffallend war, und erklärte dabei, daß bevor das Bärenfleiſch genießbar ſey, das Waſſer, worin es gekocht würde, mehrmals weggeſchüttet werden müßte, um dadurch den ſüßlichen Geſchmack deſſelben zu vertreiben. Dieß that ſie auch jetzt, und verſprach, bis Morgen früh das Händchen, das uns ſo vielen Schrecken verurſacht hatte, zum Frühſtück herzurichten. Ganz leiſe ſtellten wir jetzt unſere Gewehre wieder bei Seite, und langten mit den Gabeln in den Salat, als der Wirth und der Bruder der Frau mit gefüllten Jagdtaſchen ins Haus traten. Ehe ſie ſolche ablegten, drückten uns beide Männer nach Landesſitte zum Willkomm herzlich die Hände, wir boten ihnen Wein an, und während die Frau von unſerer Neugierde, unſerem Schrecken und ihrer Angſt erzählte, kramten ſie die gemachte Beute aus, die aus einigen Gebirgshühnern, Kaninchen, Eichhörnern von verſchiedenen Farben, wilden Tauben und einer Fiſchotter beſtand. Auch die Waldmänner hatten einen ſtarken Appetit mitgebracht, und nun wurde gebraten und geſotten, der Wein mundete uns wieder, und die Nacht war ſchon längſt eingebrochen, als wir unſere Ruheſtätten aufſuchten, die aus geflochtenen Strohmatten beſtanden, welche man uns auf dem Boden der Wirthsſtube ausgebreitet hatte. Unſere eigenen Jagdtaſchen mußten dabei ſtatt der Kopfkiſſen dienen. Gegen zehn Uhr füllte die Wirthin noch einmal den Keſſel im Kamine mit friſchem Waſſer, legte Holz unter, und als ſie uns am andern Morgen weckte, wurden die Bärenſtücke in eine Art von Brodteig eingeſchlagen und mit dieſem im heißen Oele gebacken. Wir beide erhielten die Tatzen mit auf die Reiſe, bei welcher der Wirth und ſein Schwager uns einige Legnas begleiteten, bis wir endlich den Forſt hinter uns hatten, und Las Guentillas in der Ferne liegen ſahen. Unter dem Verſprechen, ſie bei unſerer Zurückreiſe wieder aufſuchen zu wollen, nahmen wir jetzt von dieſen Biedermännern den herzlichſten Abſchied.

Eine halbe Stunde vor dem in einer von vielen Gebirgsbächen durchſchnittenen äußerſt fruchtbaren Ebene liegenden Dorfe trafen wir den Geiſtlichen deſſelben an, als er eben aus einer Art von Gartenanlage gegen die Landſtraße einbog. Mein Freund begrüßte ihn in lateiniſcher Sprache, er bewillkommnete uns ſehr zuvorkommend, fragte nach dem Zweck unſerer Reiſe, kannte die Bewohner der Venta, in der wir übernachtet hatten, und bot uns ſein Haus zur Herberge an. Zum erſtenmale ſeit meinem Aufenthalte dieſſeits der Pyrenäen wurde ich mit Cider bewirthet, der in dieſer Gegend wegen ſeines lieblichen Geſchmackes dem Weine vorgezogen wird. Obgleich dem Kriegsſchauplatze ſo nahe, leben die aſturiſchen Landleute harmlos und friedlich. Unſer Gaſtfreund bemerkte mir, daß dieſe Gebirgsbewohner von den übrigen Spaniern verachtet wären, und jene auch von ihnen nicht geliebt würden. „Wir ſind, ſagte er, gleichſam als ein von dem ſtolzen Caſtilier, den müßigen Andaluſiern und aufwieglieriſchen Valencianern abgeſchiedenes Volk zu betrachten. Ihre verweichlichten Sitten haben keinen Zugang in unſern Bergſchluchten gefunden. Das Blut unſerer von Pelayo befehligten Ahnen rollt noch in den Adern der Aſturier. Einer für Alle und Alle für Einen! iſt bei uns heilige Loſung. Keiner der ſtrengſten Könige wagte es unter den härteſten Zeiten unſere Gerechtſame zu beta[illegible]. Nie hatte die Inquiſition ſich nach Oviedo geſchlichen. Die Quintas (Aushebung zum Militärſtande) wurden bei uns ſtets mit äußerſter Vorſicht betrieben, und im Innern der Gebirge gibt es noch viele Gegenden, die nie ein menſchlicher Fuß betreten, und einzelne Wohnungen in Menge, die auf keiner Karte bezeichnet, in keiner Steuerliſte eingetragen ſind. Aber was Ihnen am Auffallendſten vorkommen wird, iſt die Thatſache, daß ſich in dem rein chriſtlichen Reiche nicht alle Aſturier zum chriſtlichen Glauben bekennen. Unter jenen Gebirgsbewohnern gibt es noch ſehr viele, die wenigſtens in ihren Gebräuchen dem Heidenthum anhängen, und es iſt eben nichts gar Seltenes, neben dem Roſenkranz und dem Weihkeſſel einen Hausgötzen anzutreffen, der, ein Erbtheil ihrer Voreltern, von ihnen gleich einem chriſtlichen Heiligen verehrt wird. Die Schulen mangeln, Dörfer mit Kirchen ſind oft auf Tagmarſchweite von jenen Hütten entfernt, die Anſiedlung der Klöſter konnte wegen der Armuth der Landleute und der Unfruchtbarkeit des Bodens nicht gedeihen, und ſo beſchränken ſich ihre Religionsbegriffe meiſtens auf den Unterricht kenntnißloſer Einſiedler, oftmals fehlen ſogar dieſe, oder es mangelt ihnen wegen unmoraliſchen Betragens das gehörige Zutrauen und die Liebe der Familien. Zu allen Zeiten hat ſich die Regierung wenig um dieſes Gebirgsland bekümmert, und, offen geſtanden, ſind wir darüber nicht böſe. Kein Prinz von Aſturien hat je Aſturien beſucht. Wir beſitzen reiche Silberminen, die nie geöffnet wurden, und eine Menge Hülfsquellen des Landes blieben aus Ignoranz oder Schlaffheit bisher unbeachtet. Prüfen Sie z. B. nur unſer Obſt, und vergleichen Sie den Geſchmack deſſelben mit jenem, das ſie in dem hochgeprieſenen Andaluſien trafen. Jenes iſt zwar um Vieles ſaftiger und ſüßer, aber die Birnen, Aepfel, Pflaumen, Pfirſiche und Apricoſen in hunderterlei Geſtalten haben ſtets denſelben Geſchmack, und man dürfte wetten, daß bei verbundenen Augen der feinſte Gaumen ſchwerlich unterſcheiden wird, welche Fruchtſorte man ihm zum Verkoſten reicht. Was herrſcht nicht für ein Unterſchied zwiſchen jenem Obſt und dem unſrigen, wo jede Abart ihren eigenen reinen Geſchmack hat. Wegen der vielen hohen Gebirge iſt zwar das hieſige Klima für den Weinbau im Großen zu rauh, dafür entſchädigt uns aber unſer weit geſünderer Cider reichlich, und deſto beſſer gedeihen der Flachs, Getreide, Wieswachs, Oelſamen, und die in den übrigen Provinzen des Landes vernachläſſigte Rindviehzucht bildet unſern Reichthum. Auch an Fabriken und Manufacturen haben wir keinen Mangel, ſie werden von unſerem Holzüberfluſſe begünſtigt. Unſere Glashütten verſehen einen großen Theil der Halbinſel mit ihren Producten, Porcellan und Steingut liefern die nächſten Umgebungen Oviedo's, unſere Kupfer- und Eiſenhämmer ſind trotz des harten Zeitendranges noch immer in ſtäter Thätigkeit, und die Fiſcherei an der Küſte des Oceans läßt in allen ihren Verzweigungen keinen Wunſch übrig.“

(Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 62** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Proben aus Southey's Gedichte: Thalaba, der Zerſtörer. (Fortſetzung.) — Jasmin. (Fortſetzung.)

Zu das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 8 fl., halbjährlich 4 fl. und vierteljährlich 2 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 197.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 Julius 1837.

Skizzen aus Indien.

Jagd in den Dschungeln.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen zogen wir höher hinauf am linken Ufer des Flusses, welches voller Wild war, wovon wir eine Menge tödteten. Mirtschi verließ uns, um Erkundigungen wegen der Tiger einzuziehen; wir zogen weiter, und stießen bald auf eine Anzahl uns wohl bekannter vortrefflicher Jäger aus Merat. Wir „Grünhörner" maßten uns nicht an, ihnen das Feld streitig machen zu wollen; indeß kehrten sie bald mit leeren Händen zurück, da die Tiger sich wahrscheinlich in Folge des starken Feuerns, das wir an diesem Morgen unterhalten, sich davon gemacht hatten. Die Gesellschaft schlug ihre Zelte neben uns auf, wir speisten zusammen, und kamen überein, daß die eine Partie links, die andere rechts durch den Kadir ziehen soll. Dieser Kadir oder Kadir Dhun ist ein langer innerhalb des alten Gangesbettes liegender Landstrich von 1 bis 7 englischen Meilen Breite, und erstreckt sich von Shermaktisa nördlich bis Hurdwar, wo er durch einen engen Paß mit dem riesenhaften Thal von Dhepra Dhun zusammenhängt. Der Kadir ist offenbar durch das fortdauernde Eingraben des Flusses allmählich abgeschnitten worden; sein Boden ist sandig, stark mit Natron geschwängert, trägt außer dem wilden Dschungelgras und einigen Stauden fast keine Vegetation, und ist von tiefen, ungesunden Morästen und Triebsand durchschnitten, welche an vielen Stellen einer großen Anzahl Tiger eine sichere Zuflucht gewähren, wogegen die Elephanten wegen ihrer Größe und Plumpheit nicht eindringen können.

Mirtschi kam wieder, und hatte in der Nähe ein Paar Tiger aufgestört; da beide Gesellschaften gleichen Anspruch darauf hatten, so beschlossen wir diese Jagd gemeinschaftlich vorzunehmen, und uns erst nachher wieder zu trennen, da unsere Zahl doch zu groß war. Uebrigens hatte Mirtschi einen Tiger für uns, wie er sagte, bei einem Dorfe Namens Assilpur, wo uns die Bauern gern den Weg weisen würden, und für die erstere Partie anderes Wild genug, zu dem er sie selbst führen wolle. Am nächsten Morgen waren wir vor Tagesanbruch auf dem Platze, und wurden mit unsern vereinten Kräften des Tigers bald Meister, worauf wir uns trennten. Auch zu Assilpur hatte uns Mirtschi nicht betrogen, denn kaum eine Stunde nach unserer Ankunft war der Tiger aufgejagt und auch bald erlegt. Doch ich will meine Leser mit den Einzelnheiten nicht langweilen, und nur noch erwähnen, daß die Tiger, ganz gegen die gewöhnliche Meinung, bei ihren Angriffen selten oder nie einen Sprung thun. Wenn sie von dem Gegenstand, den sie angreifen wollen, noch einige Schritte entfernt sind, erheben sie sich gewöhnlich aufrecht auf den Hinterbeinen, machen in dieser aufrechten Stellung einige Schritte, und werfen sich dann mit aller Kraft darauf, wobei sie zugleich mit den Tatzen zuschlagen. Allerdings hat dieß Thier, gleich der Katze, eine eigenthümliche Kraft zum Springen, und wenn es verfolgt wird, sieht man es manchmal unglaubliche Sprünge über Hecken, Bäche und ähnliche Hindernisse machen; beim Angriff auf einen Gegner springt es aber gewöhnlich nicht. Ein ausgewachsener bengalischer Tiger mißt, wenn er aufrecht steht, wenigstens 10 Fuß, und ist somit in dieser Stellung leicht im Stande, seine Klauen in den Rücken eines Elephanten einzuschlagen, um sich so hinaufzuziehen; ein oberflächlicher Beobachter könnte glauben, er wende hiezu einen Sprung an, dieß ist aber nicht der Fall.

Da wir von Tigern nichts mehr hörten, so wandten wir uns gegen kleineres Wild, kamen aber, als wir Wildschweine, Rehe u. dgl. verfolgten, mit einem Mal auf die Spur eines wilden Elephanten, der, nach den frisch abgebrochenen Zweigen zu schließen, nicht sehr entfernt seyn konnte. Wir folgten der Spur einige Meilen weit; da wir aber nichts entdeckten, und auch auf keinen Eingebornen stießen, so hielt ich es fürs Beste, zu Pferde zu steigen, und im nächsten Dorfe Erkundigung einzuziehen. Dieß that ich, die Bauern wollten sich aber nicht in die Dschungeln wagen, aus Furcht vor dem wilden Elephanten, den seine Heerde wegen seines ungebührlichen Benehmens ausgestoßen habe, *) der darüber aus Verzweiflung fast rasend geworden sey, und Alles, was ihm vorgekommen, zerstört und vernichtet habe.

*) Dieß ist kein Mährchen, s. Ausland 1835. Nr. 307; diese ausgestoßenen Elephanten werden sehr bösartig, und fallen auch Menschen an.

Mehrere Menſchen waren ſeiner Wuth zum Opfer gefallen; er hatte Dörfer zerſtört, Fruchtbäume ausgeriſſen, und ſetzte jetzt, wie ſie ſagten, ſein Zerſtörungswerk in der Nähe von Selimpur fort. Jetzt fiel mir bei, daß wir den ganzen Tag über in der Richtung von Selimpur ein ſehr heftiges Schießen gehört hatten, das viel länger andauerte, als es der Fall geweſen wäre, wenn die Jäger auf Tiger geſtoßen wären; wahrſcheinlich hatten ſie alſo dieſen furchtbaren Bewohner der Wildniß getroffen. Wir hatten am Morgen ſeine Fußtapfen gemeſſen, und ſie nahe zu anderthalbmal ſo groß, als die unſerer Elephanten gefunden, weßhalb wir ſehr bedauerten, bei dem Angriff auf das Thier nicht gegenwärtig geweſen zu ſeyn.

Ich kehrte mit der Nachricht zu meinen Gefährten zurück, und wir beſchloſſen, trotz des mit der andern Jägerabtheilung abgeſchloſſenen Vertrags nach Selimpur zu eilen. Wir brachen ſogleich auf, und kamen gerade noch recht an, um die Geſchichte des Kampfes bei dem Mittagmahle beſprechen zu hören. Sie hatten Kriegsrath gehalten, und die Frage aufgeworfen, ob ſie nicht uns einladen ſollten, da ſie die Kraft und den Muth ihres Gegners recht wohl kannten; auf der andern Seite fürchteten ſie aber, eine Zögerung möchte dem Feinde Gelegenheit geben, das Gefecht zu vermeiden, und ſich in die Wildniſſe zurückzuziehen, wohin ſie ihm nicht folgen könnten. Nach reiflicher Erwägung kamen ſie auf den Entſchluß, auf jede Gefahr hin augenblicklich anzugreifen.

Der wilde Elephant hatte ſeine Stellung genommen in einem großen Top oder Garten von Mangobäumen, durch den der Weg zwiſchen zwei Dörfern führte; hier ließ er Niemand nahe kommen, und hatte bereits fünf oder ſechs Reiſende, die ohne Arges zu ahnen ihren Weg gezogen, getödtet. Die angreifende Partei rückte, bis an die Zähne bewaffnet, in geſchloſſener Maſſe an: die vier Hauda-Elephanten vorn, die vier Gaddis in zweiter Linie, um ihren Gegner nicht durch allzu große Entfaltung ihrer Stärke zu ſchrecken, ſo daß er dem Kampf ausweiche, und ihm doch auch auf der andern Seite mit hinreichender Macht entgegen zu rücken. Bald ſahen ſie ihren mächtigen Feind unter den Bäumen auf- und abgehen, und ſobald er ſie bemerkte, ſtatt, wie ſie fürchteten, ſich fortzuſchleichen, auf ſie zukommen. Als er in den Haudas bewaffnete Menſchen erblickte, die immer näher auf ihn zukamen, vermuthete er augenſcheinlich Feindſeligkeiten, zog ſich unter furchtbarem Trompeten wieder in die Bäume zurück, und legte auf alle Weiſe ſeinen Zorn an den Tag. Immer näher rückten die Angreifer, und obwohl er nicht floh, zeigte er doch ſichtlich ſich unruhig, ſo daß ſie glaubten, er wolle den Kampf vermeiden, und deßhalb für nöthig hielten, auf 70 oder 80 Schritte das Feuer zu eröffnen. Die ſchwere Salve brachte ihn auf einen Augenblick zum Wanken, denn die Kugeln hatten ihn faſt alle in den Kopf getroffen; doch erholte er ſich ſchnell, gerieth in die furchtbarſte Wuth, warf ſeinen ſchweren Rüſſel in die Höhe, und ſtürzte mit ſeinen mächtigen Stoßzähnen auf die Angreifer los. Wäre es bis zum Stoß gekommen, ſo hätte er ſicherlich durch ſeine überlegene Kraft und Schwere irgend einen der zahmen Elephanten, mit dem er in Berührung gekommen wäre, niedergerannt. Die Jäger aber waren zu erfahren, um es dazu kommen zu laſſen, und als ihr wüthender Gegner auf 25 Schritte ihnen nahe gekommen war, feuerten ſie abermals eine Generalſalve ab, und zwar mit noch furchtbarerer Wirkung als das Erſtemal. Sein Kopf war zwar zum Theil geſchützt durch den hoch empor gehobenen Rüſſel, doch eben dieß empfindliche Glied war furchtbar zerriſſen und blutete ſtark.

Dieß hemmte ihn in ſeinem Laufe und brachte ihn ganz in Verwirrung; doch ſammelte er nochmals ſeine Kräfte zu einem zweiten Anfall, der dießmal namentlich gegen denjenigen unter den Elephanten gerichtet war, der beim erſten Angriff nicht gewichen war, ſondern ihn ſtehenden Fußes erwartet hatte; beide wären in eine furchtbare Colliſion gekommen, hätte nicht der Reiter mit einem wohlgezielten Schuß den wilden Elephanten ins Auge verwundet, was ihn nicht nur auf der einen Seite des Geſichts beraubte, ſondern auch ihn von dem directen Angriff ablenkte, und ihm einen heftigen Schmerz verurſachte. Eine abermalige Salve brachte ihn völlig außer Faſſung, und da er ſich auch ſehr geſchwächt fühlte, ſo ergriff er die Flucht. Nun wurde alsbald Jagd gemacht, und ein fortdauerndes Feuer auf ihn unterhalten, was ihn mehrmals veranlaßte, wieder angreifen zu wollen, aber immer ohne Erfolg, denn die klugen Jäger ſparten ſodann augenblicklich ihr Feuer, und brachten ihn durch eine allgemeine Salve wieder zur Umkehr. Es war indeß nicht leicht, ein ſo ungeheures Thier zu tödten, und ehe er fiel, hatte er ihr vereintes Feuer über zwei Stunden ausgehalten.

Er war zehn Fuß, ſieben Zoll hoch und von ungeheurem Umfang; ſein Kopf wurde als Trophäe aufbewahrt, ebenſo die Haare am Ende des Schweifs, die, gelegentlich bemerkt, bei den Eingebornen für ſehr zauberkräftig gelten. Da ſie ſehr dick und dunkel ſchwarz ſind, ſo nehmen ſie eine hohe Politur an, und werden häufig zu Braceletten und andern Zierrathen verarbeitet; die Sirenen des Orients ſchätzen dieſelben ſehr hoch, und wenn ein Liebhaber ſie ſchenkt, ſo ſind ihre magiſchen Kräfte unſchätzbar, wenn Alles, was man davon ſagt, wahr iſt.

Als wir den Jagdbericht von unſern glücklichen Cameraden vernommen hatten, ritten wir nach dem Kampfplatz, um den Rumpf noch zu ſehen. Alle möglichen Aas freſſenden Thiere, Vögel, vierfüßige Thiere und Inſecten hatten ſich dabei verſammelt, und bereits den größten Theil der Eingeweide zerriſſen. Einige Gewehrſchüſſe vertrieben dem Anſchein nach alle; als wir aber näher kamen, mußten wir noch einige Schakals und Hunde, die ſich in ſeinem Bauche befanden, und durch unſere Warnung gar nicht hatten ſchrecken laſſen, herausjagen. Der Elephant war in der That ein ungeheures Thier, und die, welche ihn ſchoſſen, berechneten, daß er von Anfang des Kampfes, bis er ſtürzte, wenigſtens 350 Kugeln erhalten haben mußte.

Palaſt der portugieſiſchen Cortes und ſeine Säle.

(Schluß.)

Der Saal der Pairskammer iſt weit kleiner, aber auch ſehr anſtändig eingerichtet. Seine ganze Länge mit den ſich auf der kurzen Seite befindlichen Galerien hat ungefähr 70 Fuß

Länge, 30 Fuß Breite und 32 Fuß Höhe. Der eigentliche Längenraum aber, wo die Paris sitzen, beträgt wohl kaum 45 Fuß. Der vier Stufen erhöhte Präsidentensitz mit den beiden Stühlen für die Secretäre steht an der kurzen Wand, und gerade gegenüber ist die Galerie für die Zuhörer amphitheatralisch. In der vordern tiefen Reihe ist die Abtheilung für die Damen, den Adel und die Diplomaten, die dahinter höher gelegenen für das große Publicum. Die Bänke können wohl kaum etwas über 200 Personen fassen, was auch hinreichender Raum ist, der selten sich anfüllt, da die Verhandlungen der Pairs sehr ruhig betrieben werden, und in feinere Manieren gekleidet sind, was ihnen eine gewisse Monotonie gibt, so daß man dabei einschlafen möchte. Die Nationalfarben, weiß und hellblau, sind auch in diesem Saale die herrschenden mit den gehörigen Vergoldungen, selbst drei große, quer durch den Saal laufende eiserne Anker zur besten Haltung und Verbindung der hohen freistehenden Mauern bei etwaigen Erderschütterungen, sind vergoldet. Das Licht fällt durch fünf hohe Fenster auf beiden langen Wänden ein, und drei große Kronleuchter erhellen den Saal bei nächtlichen Sitzungen, die übrigens bei den Pairs noch gar nicht vorgekommen sind. Links und rechts des Präsidentensitzes sind die Eingänge, und etwas weiter vorwärts von denselben steht auf jeder Seite ein eisernes Kamin mit an den Wänden hinauflaufenden blechernen Rauchfangröhren, die sich an der Decke hinziehen, sich alsdann in eine Röhre vereinigen, und endlich durch die Mitte der Decke den Ausgang zum Dache hinaus nehmen. Weßhalb man die Pairs in dieser Hinsicht vor den Deputirten bevorzugt hat, ist nicht leicht zu errathen; vielleicht geschah es aus bloßer Gutmüthigkeit des Baumeisters, den entarteten weichlichen Fidalgos ihre Sitzungen recht comfortable zu machen, vielleicht auch war es Ironie, um diese Aristokraten für die Constitution zu erwärmen. Die Pairs sitzen ebenfalls wie die Deputirten auf hinter einander erhöhten Stühlen mit vorgestellten grünen Pulten. Die im J. 1826 erfolgte Pairsernennung, die sogar ein beträchtliches Steigen der Preise der weißen Hasenfelle und der schwarzen Katzenschwänze verursachte, aus denen große Hermelinkragen geschneidert wurden, würden in diesem Saale keinen Platz gefunden haben, denn das Corps bestand aus dem Cardinalpatriarchen als Präsident, aus zwei Herzogen, 26 Marquis, 46 Grafen, 2 Vicomtes und 18 Bischöfen, Summa 95 Personen, also beinahe eben so groß als das der Deputirten, deren man 111 zählte. Ihre Reihen wurden aber durch die Dazwischenkunft Don Miguels gelichtet: von den 93 blieben nur 20 der Carta treu, alle übrigen also wurden nach der Restauration von der Pairswürde ausgeschlossen, und da es nun an altem Titularadel fehlte, so ernannte man auch andere angesehene Personen, welche dem Staate und der Carta Dienste geleistet hatten, zu Pairs, so daß ihre Zahl bis zur letzten Revolution wieder auf 49 angewachsen war.

Der Haupteingang in den Cortespalast ist auf dem nicht sehr großen, allein wegen seiner freien schönen Lage eine herrliche Aussicht bietenden Platze vor der großen Façade desselben, der erst im vergangenen Jahre geebnet und zur Hälfte mit Bäumen bepflanzt wurde. Der Eingang für das Publicum zu den Galerien ist aber durch den Hof der Hintergebäude, die zum Theil in Ruinen liegen und ein Bild der Verwüstung geben, ohne es wirklich zu seyn, denn es ist Nichtvollendung des Angefangenen, wie man es hier fast bei allen Kirchen und Klöstern findet, die enorm großartig angefangen wurden, in der Voraussetzung, daß erst später Urenkel den Bau vollenden würden und in der Zuversicht der Ewigkeit des katholischen Glaubens. Wenn nun auch der Glaube noch fortbestand, so brachte derselbe doch mit der Zeit nicht mehr so viel ein, daß man den Bau hätte vollenden können. Es fehlt daher an diesem alten großartigen Denkmal der nun verschwundenen geistlichen Herrschaft der Benedictiner nicht nur die Vollendung eines ganzen Flügels, sondern selbst die große Façade mit ihren grau gewordenen Quadern entbehrt noch des Schmucks der Thürme über der Kirche.

Aus dieser kurzen Skizze über das Aeußere, besonders aber über das Innere des Cortespalastes, sonst ein weich gepolsterter Geisteskerker des Katholicismus, jetzt in eine Pagode der Freisinnigkeit umgeschaffen, ersieht man, daß Portugal sich täglich mehr in dieser Hinsicht mit andern Staaten messen kann; kein Geld hat man gespart, um, wo nicht sie zu übertreffen, doch ihnen sich gleich zu stellen, denn der Deputirten-Saal allein kostete beinahe 100,000 Thaler. Bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. der Eröffnung der Cortes durch die Königin, erscheinen die Pairs ganz in altspanischer, schwarzsammtner kurzer Tracht, mit schwarzseidenen Unterkleidern, einem großen Hermelinkragen mit einer faltigen Halskrause und einem aufgekrempten Hute mit weißen Straußfedern. Die Deputirten haben gewöhnliche schwarze Kleider an, mit einem darüber geworfenen bis an die Kniee reichenden schwarzseidenen Domino (capa), einer weißen Halsbinde mit zwei vorne herabhangenden langen Zipfeln (volta), und ebenfalls einen spanischen Hut mit Straußenfedern. Da die Pairskammer gegenwärtig abgedankt ist, künftig aber eine wählbare Senatorenkammer bestehen soll, so weiß man noch nicht, ob die Hermelinkragen sich fort vererben werden, oder ob man sie den Motten zur Speise überlassen wird.

Englische Reisende in Arabien.

Mehrere Officiere der indischen Marine haben sich in neuerer Zeit durch Reisen ausgezeichnet; zu diesen gehört namentlich der in unsern Blättern wiederholt erwähnte Wellsted. Leider mußte er seiner Gesundheit wegen umkehren, und seine Stelle nahm Lieutenant Whitelock ein, wahrscheinlich der erste englische Reisende, der es wagte, in Arabien in europäischer Kleidung zu reisen. Er erklärt die Annahme des arabischen Costume's für das größte Hinderniß, das die frühern Reisenden erfuhren. „Es ist, sagt er, für einen Engländer unmöglich, ganz die Sitten der Araber anzunehmen, das Costume erregt deßhalb nur Verachtung und Unwillen, und bringt manchmal auch wirkliche Gefahr, da die Araber leicht einen Engländer für einen Türken ansehen, und sie diese im höchsten Grade verabscheuen.“ Er hat jetzt im Sinne, wo möglich vom persischen Meerbusen aus nach dem rothen Meere durchzudringen, ein Versuch, der vielleicht noch von keinem Europäer gemacht

wurde. — Ein Lieutenant Ormsby hat Mesopotamien durchreist, und seine Aufnahmen eines Theiles dieser Länder, so wie des Euphrats und Tigris, bilden eine werthvolle Zugabe der Arbeiten von Obrist Chesney.

Ueber Asturien.

(Schluß.)

Ich konnte mich nun nicht enthalten, unserem gütigen Wirthe die vorherrschende Gastfreundschaft in dieser Provinz zu rühmen, die ich sonst nirgends getroffen, da der Spanier gewöhnlich gegen Fremde zurückhaltend und verschlossen ist.

„Gastfreundschaft, sagte er, ist wohl in einem Land unabläßig nöthig, wo es mit Ausnahme der Städte fast gänzlich an Wirthshäusern mangelt. Der Asturier theilt gern von seiner Habe mit; einfach in seinen Sitten, herzlich im Umgange mit Andern, liebt er die Offenheit, ist aber leider dieserwegen von seinen benachbarten Landsleuten verspottet, und nicht selten müssen seine Gebräuche ihrem Witze zur Zielscheibe dienen."

Endlich theilte uns dieser geistreiche Priester noch seine Ansichten über die Aufhebung der Klöster und die unheilbringende Krisis mit, welcher die benachbarten Provinzen in dem jetzigen Augenblicke preisgegeben sind. „In andern Ländern, sagte er, mögen Klöster in Menge überflüssig, ja sogar schädlich seyn. Viele standen den Wissenschaften, den Künsten und der Cultur des Bodens entgegen. Nicht so in unsern von der Natur begünstigten Provinzen. Der andalusische Bauer arbeitet selten, der Bürger wenig und der Soldat gar nicht. Die Gerichtshöfe sind nur einige Stunden des Tages geöffnet, und wenn auch die Beschäftigungen der Geistlichkeit nicht Jedermann auffallen, so halten sie doch wenigstens mit jenen der übrigen Staatsbürger einen gleichen Schritt, da keiner bei seinem dolce far niente zu Vorwürfen berechtigt seyn kann. Auch sieht man es jenen Gegenden nicht an, daß sie aus Mangel fleißiger Hände nicht hätten angebaut werden können, und die Probearbeiten auf den Klostergütern, meistens von den Geistlichen selbst veranstaltet und durch sie verbreitet, trugen unstreitbar Vieles zur Hebung unserer Landwirthschaft bei. Wenn diese Klostergüter vorzüglicher cultivirt, wenn ihre Schafheerden zahlreicher waren und feinere Wolle trugen, als die der übrigen, so dient dieß nur zum Beweise, daß sie unter einer bessern Aufsicht standen, und nie war es ja einem spanischen Landmanne verwehrt, sein Eigenthum auf dieselbe Weise zu verbessern und seinen Boden zu veredeln, wenn er Lust dazu und Muth genug hatte, sich über die Vorurtheile seiner Väter wegzusetzen und seinen Hang zum Nichtsthun zu überwinden. Der Spanier ist im Allgemeinen kein Freund von Neuerungen, er hält an den ihm durch Alter und Gewohnheit geheiligten Gebräuchen seiner Vorfahren. Der jetzige unselige Krieg zwischen Christinos und Carlisten ist ein Kampf des Alten mit dem Neuen. Nur wir Asturier, dem blutigen Schauplatze so nahe, kennen keine Spaltungen im Innern; und wie den Biscayer, den Navarrer und Gallicier weder die Fahnen des Prätendenten auf das Schlachtfeld locken, noch die Versprechungen oder Drohungen einer von ihnen nicht anerkannten Regierung sie abhalten können, die eigentlich nur zur Bewahrung ihrer Rechte ergriffenen Waffen wieder niederzulegen, so werden auch wir die von unsern Ahnen erkämpfte Nationalexistenz kräftig zu vertheidigen wissen, wenn es je eine Regierung wagen wollte, die unsrigen zu schmälern oder zu unterdrücken."

Während dieser Unterhaltung war der Abend eingebrochen, und da wir am künftigen Morgen uns wieder bei Zeiten auf die Reise begeben wollten, so nahmen wir von unserem gütigen Gastfreund unter vielen Danksagungen Abschied. Drei Tage darauf trafen wir in Oviedo ein. Die dortige Universität unterscheidet sich von der in Salamanca und jener in Saragossa vorzüglich dadurch, daß sich die Hörsäle nicht ausschließlich in Klostergebäuden befinden, und die Studirenden keine besondere Tracht haben; auch ist das Treiben unter ihnen viel freier, als auf den übrigen hohen Schulen des Landes. Für eine Provincialhauptstadt ist Oviedo ziemlich unbedeutend. Wir besuchten die Sternwarte im Universitätsgebäude, die berühmte in altgothischem Styl erbaute Kathedrale, deren Thurm etwas Aehnliches mit dem Straßburger Münster hat, und die in der gut angebauten Ebene vor dem Thore liegenden heißen Badbrunnen, wie die meisten übrigen in Spanien, Las Caldas genannt, und bereiten uns, das Geburtsstädtchen meines Freundes und mit ihm das Ziel unserer Reise zu erreichen.

Xijon (Gijon) hat einen von der Natur geschaffenen, zwar kleinen, doch wegen seiner Tiefe stark besuchten Seehafen, der von einem hohen Felsen dominirt wird, von welchem aus sich ein Brunnenbach herab in das Wasserbecken stürzt. Hier landen nun fremde und einheimische Schiffe sehr gern, weil sie nirgends in Europa eine Gelegenheit finden können, ihr Tauwerk, die Mastbäume und Segelstangen, ja das ganze Schiff auf eine so bequeme Weise zu reinigen, indem sie nur unter dem Wasserfall anhalten dürfen, um dasselbe abwaschen zu lassen; und da die Fässer nicht aus- und eingeladen zu werden brauchen, um das nöthige Trink- und Kochwasser zu fassen, so wird der hiesige Hafen auch hiezu selbst von Engländern und Schweden benutzt. Beim Niedergange der Sonne gewährt dieser Katarakt insbesondere einen unbeschreiblich herrlichen Anblick.

Nichts von dem freundschaftlichen Empfang in dem elterlichen Hause meines Reisegefährten, nur so viel kann ich Ihnen schon am zweiten Tage meiner Ankunft melden, daß Don Ramon die Güte haben will, auch mich in meine Heimath zu begleiten, und wir daher nur ein Schiff abwarten, das uns an die Mündung der Garonne führen wird.

Vermischte Nachrichten.

Obrist Wyse und Obrist Campbell haben in Aegypten anfangs mit dem bekannten Italiener Caviglia (s. Nr. 151 v. d. J.), nachher ohne ihn, die Nachforschungen in der großen Pyramide fortgesetzt, und drei neue Kammern aufgefunden, so wie eine merkwürdige Mumiengrube in der Nähe. Alle diese Kammern liegen übereinander, die erste unmittelbar über der sogenannten Davisons-Kammer. Zur Orientirung für weitere Nachrichten bemerken wir hier, daß die obengenannten Herren diesen Kammern die Namen Wellington-, Nelson- und Lady Arbuthnot-Kammern beilegten. Die erste Kammer mißt von Osten nach Westen 38′ 6″, von Norden nach Süden 17′ 1″; die zweite 38′ 9″ und 16′ 8″; die dritte 37′ 4″ und 16′ 4.″ Die Höhe dieser Kammern ist verschieden; dieselben Granitblöcke bilden die Decke der untern und den Boden der obern Kammern. Auch befinden sich Gänge und Entresols dazwischen. Obrist Wyse vermuthet, der Zweck dieser aufeinanderfolgenden Kammern sey gewesen, das Gewicht über der Königskammer, dem einzigen eigentlichen Zimmer in der Pyramide, zu vermindern. — Beim Abgange der letzten Nachrichten, die vom 21 Mai d. J. sind, hoffte man das Souterrain in der zweiten Pyramide, die nach Herodot vom Nil umgeben war, zu entdecken.

Eine französische Brick hat aus der Levante unter andern merkwürdigen Gegenständen auch die Reste der alten Thore von Rhodus nach Frankreich gebracht, wo sie im Museum aufgestellt werden sollen. Die Sculpturen, womit dieselben bedeckt waren, sollen sehr gut erhalten seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 198.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 Julius 1837.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

(Fortsetzung.)

Der Sommer in der Wildniß. — Plan Capitän Bonneville's. — Der zweite Winter. — Zug nach dem Columbiastrom.

Bonneville stand jetzt an der Spitze einer starken, wohl bewaffneten und gerüsteten Schaar, darum hielt er es nicht mehr für nöthig, sich in geheimen, schwer zugänglichen Strichen des Gebirgs festzusetzen, sondern rückte keck vor in die Ebene des Schlangenflusses, um seinen Secretär Hodgliß aufzusuchen, den er bei den Nezpercés zurückgelassen hatte, welchen inzwischen abermals mehrfaches Unheil durch ihre alten Feinde, die Blackfeet, zugefügt worden war. Bonneville machte hier seine ersten Versuche in der Strategie des Pelzhandels: es fanden sich damals eine Anzahl Nezpercés, Flachköpfe und Cottonois-Indianer in dieser Ebene gelagert, welche von ihrer Frühlingsjagd der reichlich mit Pelzwerk versehen waren, und dieses an einen Händler der Hudsonsbai-Compagnie absetzen wollten, mit dem sie zu handeln schon gewohnt waren. Zufälligerweise waren dem Händler noch gar keine indianischen Waaren zugekommen, Capitän Bonneville hoffte deßhalb, sich diesen Markt sichern zu können, und zeigte glänzende Tücher, schimmernden Schmuck, kurz Alles was einen Krieger oder eine Squaw reizen kann, aber Alles umsonst. Der Hudsonsbai-Händler war seines Geschäfts vollständig Meister, kannte vollkommen die Indianer, mit denen er zu thun hatte, und übte eine solche Herrschaft über sie aus, daß keiner offen etwas gegen seine Wünsche zu thun wagte; ja er stand auf dem Punkte dem Capitän einen Streich zu spielen, und durch Vertheilung von Branntwein unter dessen freie Trapper diese in ihrer Treue wankend zu machen; Bonneville gab deßhalb gern eine Nebenbuhlerschaft auf, wobei ihm der Krieg in sein eigenes Land gespielt wurde.

Die Händler der Hudsonsbai-Compagnie haben in dem Handel jenseits der Felsengebirge Vortheile vor allen Mitbewerbern voraus. Diese Gesellschaft vereinigt in sich nicht nur ihre eigene seit langer Zeit begründete Macht und Einfluß, sondern auch die ihrer einstigen Nebenbuhlerin, der jetzt mit ihr verbundenen Nordwestcompagnie. Ihre zahlreichen Handelsleute, Trapper, Jäger und Reisende sind in ihrem Dienste geboren und erzogen, und besitzen eine anererbte Kenntniß und Gewandtheit in Allem, was indianisches Leben und indianischen Handel betrifft. Im Laufe der Jahre hat sie ihre Verzweigungen nach allen Richtungen ausgedehnt; ihr Verkehr ist auf eine lange und genaue Kenntniß des Charakters und der Bedürfnisse der verschiedenen Stämme, aller Flüsse, Defiléen und günstigen Jagddistricte gegründet. Ihr Capital und die Art, wie ihre Vorräthe auf verschiedenen Posten zerstreut sind, und mit regelmäßigen Karawanen versendet werden, bewirken, daß ihre Händler stets gut versorgt sind, und ihre meist aus den Canadas gezogene Mannschaft dient um äußerst geringen Lohn und wird mit wenig Kosten unterhalten, da sie kaum etwas Anderes als Mais und Fett mit sich führen. Auch sind ihre Leute an eine sehr strenge Disciplin und Unterordnung gewöhnt, deren Vortheile sich in der Wildniß erst recht deutlich zeigen. Alle diese Umstände machen eine Concurrenz mit ihr fast hoffnungslos.

Es war jetzt Anfang Julius und für Ende dieses Monats hatte Capitän Bonneville mehreren seiner Abtheilungen die Weisung ertheilt, mit ihm am Horsecreek im Thale des grünen Flusses zusammen zu treffen. Die Cottonois-Indianer suchten ihn zu bewegen, nach ihrem Lande zu ziehen, das reich an Bibern sey; es lag daſselbe gerade nördlich von dem der Flachköpfe, und war den Einfällen der Blackfeet offen. Dieß war der Grund, weßhalb sie gern Bonneville'n beredet hätten, mit ihnen zu ziehen, aber seine Gegenwart im Thale des grünen Flusses war durchaus nöthig, zudem hatte er weitere Plane, und schlug somit den Antrag aus. Indeß erhob sich eine andere Schwierigkeit; die freien Trapper wollten ihn nicht begleiten. Die Reise war lang und mühselig, der Weg führte durch Pierre's Hole und andere von den Blackfeet unsicher gemachte Bergpässe, die noch neulich erst der Schauplatz eines blutigen Kampfes gewesen waren, und somit zeigten sie sich nicht geneigt, sich unnöthigen Mühseligkeiten und Gefahren auszusetzen, da sie einen guten und sichern Jagdgrund im Quellland des Salmenflusses näher bei der Hand hatten. Da diese Leute frei und unabhängig, ihr

Wille daher eine Art von Geſetz war, ſo mußte Bonneville nachgeben, rüſtete ſie unter Hodgkiß als Partiſan zur Jagd aus, und beſtimmte einen Punkt, wo ſie im folgenden Winter mit ihm zuſammentreffen ſollten.

Capitän Bonneville's Weg war einer der gefährlichſten in dieſem ganzen Gebiet, und er beobachtete deßhalb alle Vorſichtsmaßregeln mit militäriſcher Strenge. Wenn eine Abtheilung Trapper mit Waaren oder Pelzwerk auf dem Zuge iſt, hat jeder Mann drei Packpferde unter ſeiner Aufſicht, und führt eine Zeltſtange mit eiſerner Spitze, einen Schlägel und Hoppeln oder lederne Feſſeln zum Anbinden der Pferde *) bei ſich. Die Trapper ziehen in Einer langen oder manchmal auch in drei parallelen Linien über die Ebene; zeigt ſich nun in der Ferne ein Feind, und es iſt keine Deckung irgend einer Art in der Nähe, ſo dreht ſich die Linie, ſo daß die Spitze mit dem Nachzug zuſammentrifft und einen Kreis bildet; alle ſteigen nun ab, ſtoßen in der Mitte ihre Stangen in den Boden, befeſtigen die Pferde daran, und hoppeln dieſe, damit ſie nicht davon laufen können. Dann werden die Pferde abgeladen, und die Päcke, deren jedes Pferd drei, zwei auf den Seiten und eines auf dem Rücken trägt, als Bruſtwehr im Kreiſe umher aufgeſtellt, ſo daß immer ein Mann neun Päcke hat, hinter denen er ſich decken kann. In dieſer ſchnell gebildeten Befeſtigung erwarten ſie den Angriff des Feindes, und ſind im Stande, großen Schaaren von Indianern Trotz zu bieten.

Wahrſcheinlich dankte es Capitän Bonneville nur ſeinen militäriſchen Vorſichtsmaßregeln, daß er ſeine Schaar unverſehrt durch die gefahrvolle Gegend führte. Am 13 Julius 1833 gelangte er an den grünen Fluß, und traf auch bald ſeine Leute an. Das Zuſammentreffen verbündeter Schaaren iſt intereſſant, denn jede hat ihren Theil von Gefahren und Abenteuern zu berichten. Eine traurige Reihe von Unfällen hatte einen Partiſan Bonneville's getroffen, den er das Jahr zuvor mit zwanzig Mann abgeſchickt hatte, um an den Gränzen des Crowlandes und den Nebenflüſſen des Yellowſtone zu jagen; dieſer kam allein zurück, und ſtattete nachſtehenden Bericht ab. Auf ſeiner Jagd im Lande der Crows ſtieß er auf ein Dorf dieſes Stamms, das von berüchtigten Spitzbuben und Pferdedieben bewohnt war; dieſe überredeten die meiſten ſeiner Leute, ihn zu verlaſſen, und Pferde, Biberfallen und andere Gegenſtände mit ſich zu nehmen. Als er verſuchte, dieſer Ausreißer wieder habhaft zu werden, erklärten ihm die Krieger der Crows geradezu, dieſe Leute ſeyen ihre guten Freunde, hätten ſich entſchloſſen, bei ihnen zu bleiben, und dürften nicht beläſtigt werden. Der arme Partiſan mußte weichen, und da er nun zu ſchwach war, um den gefährlichen Zug durch die Berge nach dem Sammelpunkte am Salmenfluß zu wagen, ſo zog er mit den wenigen Treugebliebenen in die Nähe des Forts Tullock am Yellowſtone, unter deſſen Schutze er überwinterte. Dieſe Nachbarſchaft war indeß faſt ſo ſchlimm, als die der Crows, denn ſeine Leute ſtahlen ſich mit allen Biberfellen, welche ſie erwiſchen konnten, weg, verkauften ſie gegen Whiskey an Händler im Fort, und ergaben ſich dann einer unmäßigen Völlerei.

So vom Unglück verfolgt, zog er abermals weiter, geſellte ſich zu einer Abtheilung freier Trapper, und ging gleich im Frühjahr am Quellland des Pulverfluſſes auf die Biberjagd. Auf dem Zug durch ein ſteiles Gebirge wurden ſeine Pferde ſo abgemattet, daß er ſich verleiten ließ, ſie in der Nacht frei umher graſen zu laſſen. Der Platz war einſam, der Weg äußerſt rauh, nicht eine Spur von einem Indianer in der Nachbarſchaft, nicht ein Grashalm durch einen Fußtritt niedergebogen, aber wer kann mitten im Indianerlande auf Sicherheit zählen? Kaum waren die Pferde losgelaſſen, ſo erſchienen zwei Arikara-Krieger im Lager, benahmen ſich ganz offen und freundlich, weckten aber doch den Verdacht einiger alten, mit indianiſcher Liſt wohl vertrauten Trapper, ſo daß man ſich bewogen fand, ſich ihrer zu verſichern, und dann die Pferde ins Lager zu treiben. Es war bereits zu ſpät, und die Pferde fort; eine Anzahl Arikara-Krieger war der Spur der Abtheilung ſeit mehreren Tagen gefolgt, und hatte ihnen mit wahrhaft indianiſcher Geduld und Ausdauer einen Augenblick von Sorgloſigkeit abgelauert. Die beiden Spione waren ins Lager geſchickt worden, um eine Diverſion zu machen, während ihre Cameraden die Beute wegführten.

Der unglückliche Partiſan, über den Verluſt ſeiner Pferde erbittert, ließ ſeinen Gefangenen Hände und Füße binden, und ſchwor ſie umzubringen, wenn ihm ſein Eigenthum nicht zurückgeſtellt würde. Die Räuber, welche die Gefangennahme ihrer Spionen bald merkten, erſchienen jetzt zu Pferde, um zu unterhandeln. Der Anblick der geſtohlenen Pferde brachte die Bergjäger vollends in Wuth, aber was wollten ſie zu Fuße gegen die berittenen Räuber anfangen? Die Arikaras boten ein, ſelbſt zwei Pferde für jeden Gefangenen, die Jäger erklärten aber, wenn nicht alle Pferde zurückgegeben würden, ſollten die Gefangenen verbrannt werden, und um dieſer Drohung Nachdruck zu geben, ſchichteten ſie einen Scheiterhaufen auf, und zündeten ihn an. Die Unterhandlung dauerte fort, die Arikaras ließen zum Beweis, daß es ihnen ernſt ſey, erſt ein, dann zwei Pferde los; als ſie aber ſahen, daß nur das Aufgeben aller die Gefangenen retten würde, überließen ſie dieſelben ihrem Schickſal, und ritten unter kläglichem Geheul fort. Die Gefangenen wurden an di obernden Scheiterhaufen geſchleppt, und im Angeſicht ihrer Cameraden verbrannt.

Der Verluſt der Pferde vollendete den Ruin des unglücklichen Partiſan, denn er konnte nun weder ſeine Jagd fortſetzen, noch ſeinen Leuten Unterhalt verſchaffen, und ſein einziger Gedanke war demnach, zu civiliſirten Menſchen zurückzukehren. Am erſten Fluß bauten ſeine Leute ein Canot, und überließen ſich der Strömung; einige traten bei Handelsgeſellſchaften in Dienſt, andere kehrten nach den angebauten Gegenden zurück. Der Partiſan ſelbſt fand Gelegenheit, nach dem Sammelplatz im Thal des grünen Fluſſes zu gelangen, und erreichte dieſen noch zeitig genug, um Bonneville'n ſeine Unfälle zu erzählen.

Das genannte Thal war eben damals der Sammelpunkt aller Händler, Trapper und Indianer, die drei rivalen Compagnien lagerten nicht weit von einander, und nach den feind-

*) Man bindet nämlich den einen Vorderfuß mit dem Hinterfuß ſo nahe zuſammen, daß das Pferd nicht recht gehen kann.

ſeligen Geſinnungen, welche ſie auf dem letzten Jagdzuge gegen einander gezeigt hatten, hätte man glauben ſollen, ſie würden ſich jetzt ſtreng von einander abgeſondert halten, oder wenn ſie mit einander in Berührung kämen, in wirkliche Feindſeligkeiten ausbrechen. Keineswegs; die Jagd war vorüber, und alle geſpielten Streiche, aller Streit vergeſſen. Von Mitte Junius bis Mitte September hört aller Biberfang auf, weil dann der Biber ſeinen dicken Pelz abwirft, und die Felle von geringem Werth ſind. Dieß iſt für den Trapper die Zeit der Feſte und Beluſtigungen. Dießmal waren alle Theile guter Laune: die Jagd war reich geweſen, die Concurrenz hatte alle thätiger gemacht, und jede Compagnie beſaß einen reichen Vorrath von Pelzwerk. Die Führer der verſchiedenen Compagnien ſtatteten ſich Beſuche ab, und bewirtheten einander; die Trapper hielten Wettkämpfe im Laufen, Springen, Ringen, Büchſenſchießen und Pferderennen, tranken und ſangen mit einander, und die Anweſenheit der Schönen aus dem Schoſhonieſtamme gab gelegentlich auch Veranlaſſung zu Eiferſucht und Streit.

Gerade um dieſe Zeit kamen die Karawanen, welche neue Waarenvorräthe brachten, und nun begann eine Scene wilder Verſchwendung in den verſchiedenen Lagern, eine wahre Kaufwuth bemächtigte ſich der verſammelten Schaaren: Büchſen, Jagdmeſſer, Biberfallen, Scharlachtuch, Korallen, Halstücher wurden zu jedem Preis angekauft. Die freien Trapper namentlich zeigten ſich hierin verſchwenderiſch. Wollte ein freier Trapper, wenn ihm irgend etwas in die Augen ſticht, eine kleinliche Rückſicht auf Dollars und Cents nehmen, ſo würde ihm dieß unter ſeinen Cameraden zur immerwährenden Schande gereichen, und wenn ein Handelsmann einem dieſer freien, muntern Jäger, was auch bereits ſeine Schulden ſeyn möchten, einen Credit verſagen wollte, ſo wäre dieß eine Beleidigung, die nicht leicht vergeſſen würde. Die neu ausgerüſteten Trapper ſprengten auf ihren nach indianiſcher Weiſe ausgeſchmückten Roſſen einher, die Schoſhoni-Mädchen prangten in allen Farben des Regenbogens, jedem närriſchen Einfall wurde nachgegeben, und in kurzer Zeit hatten die meiſten Trapper nicht nur allen ihren eingenommenen Sold verſchwendet, ſondern ſtacken auch tief in Schulden, und machten ſich darum fertig zu einem abermaligen beſchwerlichen Zug in die Wildniß.

(Fortſetzung folgt.)

Ein merkwürdiger Fund.

Das Journal du Loiret theilt den nachſtehenden merkwürdigen Verfall mit, der allgemeine Aufmerkſamkeit erregen und einen ſehr wichtigen Rechtsſtreit veranlaſſen dürfte.

Ein Geiſtlicher, in einem kleinen Dorfe des Departements du Loiret, ſtarb unlängſt, nachdem er ſein Vermögen durch letztwillige Verfügung ſeinen Erben vermacht hatte. Dieſe ließen die Fahrniſſe, welche ſie nicht unter ſich theilen wollten, im Pfarrhauſe ſelbſt im Aufſtreiche verkaufen. Ein Privatmann, der den Wein erſtanden hatte, und ihn eben fortſchaffen laſſen wollte, bemerkte, daß eine der Unterlagen, auf denen die Räſtbäume ruhten, zerbrochen war und ſich in den Boden eingeſenkt hatte. Indem er ſich bemühte die Unterlage herauszuziehen, ſah er, daß die Aushöhlung durch den Bruch des obern Theiles einer an dieſer Stelle des Kellers verborgenen Kiſte entſtanden war, da die Feuchtigkeit die Bretter zerſtört hatte, aus denen der Deckel beſtand. Wie groß war aber das Erſtaunen des Mannes, als er die Höhlung weiter unterſuchte, und zuerſt eine goldene mit Diamanten beſetzte Monſtranz, dann aber den obern Theil eines Biſchofsſtabes, ebenfalls mit ſchönen Steinen beſetzt, hervorzog. Der Mann war ganz ſtarr vor Staunen, hatte ſich aber kaum erholt, als auch ſchon mehrere der Gaffer, die bei öffentlichen Verkäufen ſich einzufinden pflegen, in den Keller gedrungen und Zeugen des Fundes geworden waren. Ihr Geſchrei lockte alle Welt herbei, und bald war der Keller ſo voll, daß man ſich kaum rühren konnte. Nachdem man das Gedränge mit vieler Mühe entfernt hatte, ſchickte man nach dem Friedensrichter, der ſich ſogleich nebſt dem Maire einfand, um ein Protokoll über das Gefundene aufzunehmen. Dieß war indeß noch nicht Alles. Als man weiter nachſuchte, fand man ein kleines Käſtchen von überfirnißtem Eiſenblech, enthaltend 20.000 Goldſtücke, theils mit dem Bildniſſe von Päpſten, theils mit dem von andern europäiſchen Fürſten aus dem 16ten und 17ten Jahrhundert, und namentlich viele von Ludwig XIV; ferner holländiſche Ducaten, Zechinen, zwölf ſehr große ſchöne goldene Medaillen, worunter eine zum Gedächtniſſe der Schlacht von Fontenay, eine mit herrlichen Rubinen beſetzte goldene Uhr, noch vollkommen erhalten, denn ſie ging, als man ſie aufzog, ganz richtig, ein Porträt mit Brillanten beſetzt, an dem jedoch die Malerei völlig zerſtört war, und endlich eine Menge Ketten, Ringe u. ſ. w., Alles zuſammen ungefähr 500,000 Franken werth. Bei weiterem Nachſuchen fand ſich noch eine kleine Kiſte von Cedernholz, einen Fuß lang und ſechs Zoll breit, ganz mit Papieren gefüllt, und zwar Schuldverſchreibungen von mehr als einer Million an Werth, die jedoch jetzt durchaus keinen andern Werth mehr haben, als den, den ihnen die Liebhaber alter Handſchriften, beſonders ihres merkwürdigen Inhaltes wegen, beilegen möchten. Es ſind nämlich Verſchreibungen für Spielſchulden von großen Herren am Hofe Ludwigs XIV, und zwar ſämmtlich an eine und dieſelbe Perſon, an den Cardinal Mazarin, ausgeſtellt. Es mögen hier die Abſchriften von einigen folgen: „Schein über 100 Piſtolen, geſtern im Spiel an Se. Excellenz den Herrn Cardinal verloren. Unterzeichnet: Herzog von Craon.“

„Schein über 500 Louisd'or, heute am Andreastage an Se. Excellenz den Hrn. Cardinal Mazarin verloren. Der Bankier Calmini bleit Bank, unter Verſprechen der Revanche. Unterzeichnet: Graf Boucennet.“

Die folgende Verſchreibung iſt eine der merkwürdigſten: „Anweiſung auf mein Landgut Ebergallier, im „Spiele der drei Aſſe“ verloren, und von Sr. Excellenz dem Hrn. Cardinal Mazarin gewonnen, den Gott behüte; unter Bedingung der Revanche während der Partien von St. Germain. Unterzeichnet: v. Flavacourt.“

Man hat 915 ſolcher Scheine von gleichem Inhalte gefunden, worunter auch einige von Frauen über geliehenes Geld. Alle großen Namen der Monarchie finden ſich hier durcheinander. Wie konnten ſie aber alle in derſelben Hand bleiben, wenn ſie bezahlt wurden? Faſt alle ſind unter der Bedingung von Revanche ausgeſtellt, und wurden vielleicht von den Ausſtellern wieder gewonnen, oder, und dieſe Vermuthung iſt die wahrſcheinlichſte, der Cardinal forderte ſie nie ein, um ſich die Ausſteller zu verbinden und ſie an ſeine Intereſſen zu feſſeln.

Die Monstranz ist von schöner Arbeit. Die Stelle, welche die Hostie einschließt, ist mit 24 Brillanten vom reinsten Wasser und der Größe einer kleinen Haselnuß eingefaßt. Die Strahlen sind mit Smaragden, Rubinen, Sapphiren und Topasen besetzt. Das Kreuz oberhalb besteht aus Brillanten. In den vier Ecken des Fußgestelles sind seltsamer Weise vier rohe Kieselsteine eingefaßt, vielleicht Reliquien, oder als Sinnbild der christlichen Religion angebracht, die auch auf Armuth und Demuth beruhen soll, welch letztere Meinung durch die Inschrift am Fußgestelle der Monstranz bestätigt zu werden scheint. Sie lautet: „Hortense de Mancini de Mazarin, wollte Gott die Diamanten und den Schmuck weihen, die sie in einer Welt getragen, auf die sie verzichtet, und hat deßhalb diese Sonne der Kathedrale zum Geschenk gemacht."

Der Bischofsstab ist ebenfalls von bewundernswerther Arbeit. Eine Weinrebe schlingt sich darum, deren Blätter von Smaragden und die Trauben von Rubinen sind, Alles mit unendlicher Kunst gearbeitet. Diese beiden Kleinodien werden auf 100,000 Franken geschätzt. Wahrscheinlich wurden diese Reichthümer während der Revolutionsstürme von 1792 und 1795 vergraben. Der Geistliche des kleinen Dorfes besaß vermuthlich das volle Vertrauen der Eigenthümer, und starb, ohne sein Geheimniß irgend jemand zu entdecken, so daß seine Nachfolger nicht wußten, welch ein Schatz in ihrem Keller verborgen lag.

Der Krieg in Gumsar.

Der Spectator theilt Nachstehendes aus dem Lager in Gumsar vom 30 December mit: „Die Angelegenheiten schreiten hier nicht so rasch vorwärts, als wir es wünschen, obschon alle dabei Betheiligten den besten Willen haben und keine Anstrengung scheuen. Die Truppen sind jetzt seit fünf Wochen auf den Ghats gewesen, und nur zwei von den fünf proclamirten rebellischen Häuptlingen — Bellar Sing und Suniah Sing — sind gefangen worden. Dora Bissoye wußte sich allen Nachstellungen zu entziehen, und seit einigen Tagen ist jede Spur von ihm verschwunden. Es heißt, er sey auf das Gebiet von Nagpur entkommen. Hr. Russell hat ihn mit einer Truppenabtheilung Tag für Tag eifrig verfolgt, und wenn er darauf besteht seiner habhaft zu werden, so fürchte ich, wir werden einen langen und nach dem Februar auch einen ungesunden Feldzug haben. Mehrere Officiere sind bereits vom Fieber hingerafft worden; die Mannschaft ist im Ganzen noch ziemlich gesund, und hat vielleicht kaum hundert Kranke im Spital. Alle sind mit dem Nöthigen reichlich versehen, denn die Beschwerden, die sie zu erdulden haben, sind groß, und das Klima nicht allen zuträglich. Selbst für den Europäer ist es ziemlich kalt, aber immer sehr angenehm; die Berge erheben sich 2600 Fuß übers Meer. Die unglücklichen Khonds werden nach allen Richtungen hin hinabgejagt; ihre Dörfer stehen ganz verödet, und ihre Ernten sind zerstört. Sie tragen indeß ihr Unglück mit Entschlossenheit, und scheinen bis auf den letzten Mann aushalten zu wollen."

Ein anderes Blatt sagt: „Die letzten Nachrichten aus Gumsar lassen ein baldiges und befriedigendes Ende der Feindseligkeiten keineswegs hoffen. Dora Bissoye entging seinen Verfolgern noch immer, und bot jedem Versuche zu seiner Gefangennehmung Trotz, während das Fieber im britischen Lager ausbrach, und Officiere und Mannschaft mit dem Tode bedrohte."

Um einen Begriff davon zu geben, wie der Krieg in jenen Gegenden geführt wird, möge noch die folgende Stelle aus einem heftigen Artikel im Bengal Hurkaru vom 27 December Platz finden. „Der tragische Charakter, heißt es, den die Angelegenheiten von Gumsar neuerlich angenommen, hat seinen Höhepunkt erreicht. Getäuscht in der Erwartung, daß es Eindruck machen würde, wenn die Truppen anrückten, und Alles aufgeboten würde, den Häuptling zu fangen, hat der Commissär die Drohung ausführen lassen, die er mit Genehmigung der Regierung von Madras im Falle weiterer Widersetzlichkeit verkünden ließ, und abermals ohne Erfolg. Die Khonds haben sich männlich erwiesen. Ihre Standhaftigkeit ist auch nicht einen Augenblick erschüttert worden. Ihr ganzes Gebiet, das mit Gumsar in unmittelbarer Berührung steht, mit Ausnahme einer Section von Baru Deo, ist von den Truppen verwüstet worden, und die Infanterie mordet die Menschen auf eine schaudererregende Weise. Durch einen Vertilgungsbefehl, der nur Weiber und Kinder zu schonen verordnet, Männer und Eigenthum jeder Art aber zu vernichten gebietet, ist das Land entvölkert. Alles ist auf der Flucht, und das schöne Land, das einem ununterbrochenen Dorf inmitten reicher Getreidefelder, belebt von weidenden Heerden, glich, ist jetzt eine geplünderte, vom Brande geschwärzte, rauchende Einöde; ein Brandopfer auf dem Altar alberner Ungeschicklichkeit und verdammlicher Unwissenheit. Der Geist, in dem eine solche Maßregel von einem zuchtlosen, frisch ausgehobenen undisciplinirten Truppenhaufen, der bei dem Werke thätig war, ausgeführt ward, wird klar, wenn man erfährt, daß ein Officier in einem Districe es für seine Pflicht hielt, die armen Weiber, die man in einem Dorfe fand, mit dem Bajonnet zwingen zu lassen, ihr Getreide abzuschneiden, und dann in die Flamme, die es verzehrte, auch noch die wenigen Lumpen zu werfen, die sie und ihre Kinder gegen die kalten Gebirgswinde ohnehin nur nothdürftig schützten. Die Aussicht, des Häuptlings der Khonds habhaft zu werden, scheint an Wahrscheinlichkeit gewonnen zu haben durch seine Vertreibung aus seinem alten Schlupfwinkel und die verzweifelte Lage aller Khonds — die Section ausgenommen, die unter dem Einflusse von San Bissoye steht, deren Aexte wir gegen das Leben und deren Sicheln wir gegen das Getreide des Ueberrestes der Bevölkerung gekehrt haben. Hr. Russell, der seine Verfolgung fortsetzt, glaubt, dem Dora Bissoye im südlichen Theile des Bezirks auf den Fersen zu seyn."

Spätern Nachrichten im Madras Herald vom 18 Februar zufolge sind alle Häuptlinge im Boad-Lande gefangen genommen worden, mit Ausnahme Dora Bissoye's, den man noch immer in Sowroda vermuthet. Die Gefangennahme fand durch die Mitwirkung des Häuptlings San Bissoye statt. Den Khonds hat man gestattet in ihre Dörfer zurückzukehren. Ein anderes später eingelaufenes Schreiben meldet, daß der Feldzug in Gumsar zu Ende sey. Hr. Russell hatte sich überzeugt, daß keine Zwangsmaßregel die Khonds zur Uebergabe vermögen könne; Dora Bissoye war nach Gumsar zurückgekehrt, und es wurden bereits Anstalten getroffen die Truppen zurückzuziehen, ohne daß man den Hauptzweck der Expedition — sich des rebellischen Häuptlings Dora Bissoye zu versichern — erreicht hätte.

Die bei Ausgrabung des Hafens von Talbot in den Sanddünen von Aberavon (Wales) beschäftigten Arbeiter haben ein Haus aufgefunden, dessen Dach 11 Fuß tief unter dem Sande begraben lag. Das Haus ist vollkommen erhalten, auch befinden sich neben demselben mehrere Baumstämme. Die ältesten Leute wissen sich hier keines Meereinbruches zu erinnern, das Haus muß also wohl schon seit sehr langer Zeit unter dem Sande vergraben liegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 199.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 Julius 1837.

Portugieſiſches Theater,

deſſen Entſtehung und Fortdauer bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts.

Betrachtet man das Wenige, was von jeher in der dramatiſchen Kunſt in Portugal geleiſtet worden iſt, ſo ergibt ſich nach der kurzen Darſtellung, welche davon in der neuen Zeitſchrift „Panorama" geliefert wird, daß ſceniſche Darſtellungen in Portugal mit denen in Spanien wohl gleichzeitig begonnen haben mögen, welche im Anfange des 14ten Jahrhunderts erſt bekannt wurden. So viel iſt gewiß, daß am Ende des 14ten Jahrhunderts ſchon Poſſenſpiele gegeben wurden, denn Garcia de Rezende in der Chronik Don Joao II (1455) erzählt von den Feſtlichkeiten, welche bei Gelegenheit der Vermählung des Prinzen Don Alphonſo mit der Infantin Donna Iſabella von Caſtilien in Evora gegeben wurden, und erwähnt dabei der Vorſtellungen und Poſſenſpiele, welche dargeſtellt wurden, als einer ſchon längſt gekannten Unterhaltung. Das älteſte Drama, was bis jetzt in portugieſiſcher Sprache bekannt iſt, iſt eins von Gil Vicente (den man den portugieſiſchen Hans Sachs nennen könnte), welches am Hofe des Don Manuel im J. 1562 gegeben wurde. Gil Vicente kann alſo bei dem gegenwärtigen Zuſtande der portugieſiſchen Literaturgeſchichte als der Gründer des portugieſiſchen Theaters betrachtet werden, ſo wie der Volkslieder. Gil Vicente theilte ſeine dramatiſchen Werke in vier Bücher, indem er in dem erſten alle Hauptſtücke (autos) aufnahm, welche er Devotionsſtücke nannte, weil ſie bibliſche und religiöſe Gegenſtände behandelten; allein ungeachtet dieſes Namens waren ſie unter allen von wenigſt frommem Inhalts, mit Ausnahme der Komödie Rubena, die im zweiten Buche erſcheint. Dieſe Autos ſind im weſentlichen von den franzöſiſchen Myſterien nicht verſchieden, ſie ſind wie dieſe voller Indecenzen, allein zu gleicher Zeit voll treffenden Salzes und Witzes. Die Blumen des Gil Vicentiſchen Theaters ſind: Moſina, Mendes und Rubena, ein Drama in drei verſchiedenen Abtheilungen, das älteſte dieſer Art, welches vielleicht in Europa exiſtirt. Gil Vicente war Autor und zugleich auch Acteur, und gab in Geſellſchaft ſeiner Kinder die Vorſtellungen am Hofe des Königs Don Manuel und Dom Joao's III. Ungeachtet derſelbe ein Hofmann war, ſo ſtarb dieſer Dichter doch in Armuth in Evora nach dem J. 1550. Seine Werke wurden im J. 1562 in Liſſabon gedruckt, und nochmals im J. 1586, allein ſehr verſtümmelt. Eine neue vollſtändige Ausgabe davon erſchien in Hamburg im J. 1833. Gil Vicente hatte einen Sohn deſſelben Namens, von dem geſagt wird, daß er ihn nach Indien verwies und zwar aus Eiferſucht, weil er ihn an dramatiſchem Genie übertraf. Dieſen hält man für den Autor eines Stücks, Don Luiz de los Turcos betitelt. Gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts treten in Portugal mehrere Schauſpieldichter auf; ſo ſchreibt man z. B. das Stück Dom Duardos, welches gedruckt erſchien, dem Infanten Don Luiz zu, ferner zwei Stücke von Antonio Ribeiro Chiado: Natürliche Invention und Gonzalo Chambao. Beſonders war dieſer Schauſpieldichter am Hofe des Königs Dom Joao III und des Königs Dom Sebaſtiao wegen ſeiner Späſſe und Spitzfindigkeiten ſo wie wegen der Eigenſchaft, jedweden in ſeiner Sprache und Manieren treffend nachahmen zu können, beliebt. In dem jetzt ſo ſeltenen Buche, Comedias Portuguezas, welches im J. 1587 erſchien, finden ſich auch ſieben Stücke von Antonio Preſtes, welche an komiſchem Inhalte und Geiſte dem Gil Vicente nichts nachgeben. Jorge Pinto, Autor des Rodrigo und Mengo, ſo wie Jeronimo Ribeiro Soares, Autor des Fiſico, waren aus derſelben Schule des Gil Vicente. Der blinde Balthaſar Dias aus Madeira publicirte unter der Regierung Dom Sebaſtians eine große Menge ſeiner Stücke in einem eigenen Nationalgeſchmack und ſo anziehend für das Volk, ſo daß ſie noch heutzutage von dieſem gern geleſen werden, und bei manchem Bauern und Handwerker anzutreffen ſind, z. B. S. Aleixo, S. Catherina und die Hiſtoria da Imperatriz Porcina, alles Werke des 16ten Jahrhunderts. Jorge Ferreira de Vaſconſellos, Autor zweier Romanzen der Tavola Redonda, blühte um dieſelbe Zeit. Drei ſeiner Compoſitionen, die er Komödien nannte, exiſtiren noch, die Aulegrafia, Euphroſina und Ulliſipo, die eigentlich aber nur Dialogen ſind. Der Autor ſetzte ſich hierbei zum Ziel die Zuſammenkreuzung und Anbringung aller Sprüchwörter und Witzworte der portugieſiſchen Sprache, ſo wie die Darſtellung der Volks-

philoſophie ſeiner Zeit, in welchem Betracht ſie beſonders ſchätzenswerth ſind. So war das wahre Nationaltheater bis zum J. 1600 beſchaffen, wo Simao Machado, Autor der Belagerung von Dio und der Paſtora Alféa, erſchien. Viele Werke dieſer Art ſind verloren gegangen, wie die des Antonio Pires Gouge, des Sebaſtiao Pires und des Antonio Peres, welche mehr als hundert Dramas geſchrieben. Der Fidalgo von Florença, deſſen Autor Joao de Escobar, gewann unter der Regierung des Königs Dom Sebaſtiao eine gewiſſe Celebrität, und wurde mehrmalen gedruckt, allein er iſt jetzt nicht mehr aufzufinden. Während dem nun die von Gil Vicente eingeführte Schule Fortſchritte machte, arbeiteten Dichter großer Namen, um in die portugieſiſche Literatur die Formen des griechiſchen und römiſchen Theaters einzuführen. Francisco de Sa de Miranda ſchrieb zwei Komödien, Wilhalpandes und os Eſtrangeiros, die nach ſeinem Tode gedruckt wurden, die erſte in 1560, die andere in 1569. Er verſuchte in dieſen in die Fußtapfen des Plautus und Terentius zu treten, wie er auch in der Vorrede der Eſtrangeiros bekennt. Antonio Ferreira ſchrieb um dieſelbe Zeit die Komödien Briſto und Cloſo und die Tragödie Don Ignez de Caſtro. Die Caſtro wird in Betracht der Zeit, in welcher ſie geſchrieben wurde, und bei dem Mangel an Vorbildern, für ein dramatiſches Wunder gehalten. Auch Camoes hinterließ zwei Komödien — die Amphitryonen und Filodemo; erſtere iſt beinahe eine Ueberſetzung des Plautus. Von dieſer Zeit nun an verfiel das claſſiſche portugieſiſche Theater immer mehr, und wohl kann man ſagen, daß es ſich nie wieder erhoben hat.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Der Sommer in der Wildniß. — Plan Capitän Bonneville's. — Der zweite Winter. — Zug nach dem Columbiaſtrom.

(Fortſetzung.)

Capitän Bonneville, der nun an der Spitze einer abgehärteten geübten Trapperſchaar ſtand und vortreffliche Pferde hatte, entſchloß ſich nun einen der gewagtern Theile ſeines Planes auszuführen, und in bisher unbekannte Gegenden jenſeits des Büffelſtrichs (buffalo range) einzudringen. Ein zweiter Lieblingsplan war, einen Handelspoſten am untern Theile des Columbiaſtroms nahe am Multnomah zu errichten, um ſeinem Lande wo möglich einen Theil des verlorenen Handels von Columbia wieder zu gewinnen.

Unter den großartigen Zügen der ungeheuren Wildniß nimmt einen hohen Rang der große Salzwaſſer-See ein, der den Fuß der Gebirge beſpült, ſich aber weit gegen Weſtſüdweſten ausdehnt, auf einer der ungeheuren Hochflächen und 150 Meilen lang und 50 Meilen breit ſeyn ſoll. Capitän Sublette ſoll auf einem ſeiner frühern Züge durchs Gebirg einen Mann in einem Canot von Fellen vorausgeſchickt haben, um den See zu erforſchen, und dieſe behaupten, ſie hätten ihn umſchifft, dabei aber außerordentlich durch Durſt gelitten, indem das Waſſer des Sees ſehr ſalzig ſey, und ſich keine ſüßen Gewäſſer darein ergöſſen. Capitän Bonneville bezweifelt die Angabe der Umſchiffung, weil der See mehrere größere Flüſſe aufnehme, die von den den See im Oſten begränzenden Gebirgen herabkommen. Im Frühjahr, wenn dieſe durch den Regen und das Schmelzen des Schnees angeſchwollen ſind, ſteigt der See um mehrere Fuß über ſeine gewöhnliche Höhe, im Sommer aber ſenkt er ſich allmählich, und läßt einen funkelnden Kranz des ſchönſten Salzes an ſeinen Ufern zurück. Die Höhe des Plateau's ſchätzt Bonneville auf mehr als 8000 Fuß über dem Meere. Die Reinheit und Durchſichtigkeit der Luft läßt bis auf eine erſtaunliche Entfernung die Gegenſtände ſehen und den Klang der Feuerwaffen vernehmen; auch die ungemeine Trockenheit iſt ein Beweis für die große Höhe. Iſt Bonneville's Schätzung richtig, ſo liegt dieſer See noch höher als der von Tezcuco.

Die Erforſchung deſſelben betrachtete Bonneville für die große Aufgabe dieſes Jahrs, und hoffte auch wegen der zahlreichen Biberflüſſe, die ſich darin einmünden müſſen, großen Gewinn davon. Er beauftragte damit ſeinen Unterbefehlshaber Walker, ſparte weder Mühe noch Koſten, um deſſen aus vierzig Mann beſtehende Abtheilung gehörig auszurüſten, und beſtimmte ihm für den nächſten Sommer das Thal des Bärenfluſſes, des größten in den Salzſee ſich mündenden Gewäſſers, als Sammelplatz. Er ſelbſt beſchloß jetzt ſein genommenes Pelzwerk unter Cerré nach den atlantiſchen Staaten zu ſchicken, dieſen bis an den Ort der Einſchiffung zu begleiten, und dann den Herbſt über im Lande der Crows zu jagen.

Ehe wir Capitän Bonneville in das Land der Crows begleiten, wollen wir einiges Nähere über daſſelbe, ſo wie über ſeine wilden Bewohner erwähnen. Es erſtreckt ſich von den ſchwarzen Bergen bis in die Felſengebirge, und umfaßt viele der Ebenen und Thäler, die vom Windfluß, Yellowſtone, Pulverfluß, dem kleinen Miſſouri und Nebraska bewäſſert werden: Boden und Klima ſind verſchieden, ungeheure Ebenen von Sand und Thon wechſeln mit öden Bergen von rothem Sand und mit großartigen maleriſchen Gebirgsgruppen. Das Land iſt reich an Wild, und hat warme Quellen und Kohlenminen. Arapuiſch, ein Häuptling der Crows, ſchilderte es folgendermaßen: „das Crowland iſt ein gutes Land; der große Geiſt hat es gerade an die rechte Stelle geſetzt; ſo lange du darin biſt, geht es dir wohl; wohin du auch ſonſt wanderſt, geht es dir ſchlechter. Gehſt du nach Süden, ſo kommſt du über große unfruchtbare Ebenen, das Waſſer iſt warm und ſchlecht, und du findeſt das Fieber. Gegen Norden iſt es kalt, die Winter ſind lang und unangenehm, und kein Gras; man kann dort keine Pferde halten, ſondern muß mit Hunden reiſen. Was iſt ein Land ohne Pferde? Am Columbia ſind ſie arm und ſchmutzig, rudern in Canots umher und eſſen Fiſche; ihre Zähne ſind abgenutzt, ſtets ziehen ſie Fiſchgräten aus dem Mund; Fiſche ſind eine ärmliche Nahrung. Gegen Oſten wohnen die Leute in Dörfern; ſie leben gut, aber ſie trinken das ſchmutzige Waſſer des Miſſouri; dieß iſt ſchlecht. Der Hund eines Crow würde ſolches Waſſer nicht trinken. Wo die Quellen des Miſſouri ſich vereinigen, iſt ein ſchönes Land; gutes Waſſer, gutes Gras, Fülle von Büffeln; im Sommer iſt es faſt ſo gut als das Crowland, aber

im Winter iſt es kalt; das Gras iſt fort, und es gibt keine Salzkräuter für die Pferde. Das Crowland iſt gerade an der rechten Stelle: es hat Schneeberge und ſonnige Ebenen, alles mögliche Gute in jeder Jahrszeit. Wenn die Sommerhitze die Prairien verbrennt, ſo zieht man nach den Bergen, wo die Luft angenehm und kühl, das Gras friſch iſt und die klaren Gewäſſer unter den Schneefeldern herausroſen; hier jagt man das Elenthier, das Reh und die Antilope, wenn ihre Häute zu Kleidern paſſend ſind. Hier findet man auch weiße Bären und Bergſchafe in Menge. Im Herbſt, wenn die Pferde fett und ſtark ſind von den Bergweiden, ſo kann man hinabgehen in die Ebenen und den Büffel jagen oder den Biber fangen an den Flüſſen. Wenn der Winter kommt, findet man Schutz in den waldigen Gründen längs der Flüſſe; hier findet man Büffelfleiſch für ſich ſelbſt und Rinde vom Baumwollenbaum für die Pferde; oder man kann im Thale des Windfluſſes überwintern, wo es Salzkräuter in Menge gibt. Das Crowland iſt gerade in der rechten Gegend; alles Gute iſt hier zu finden. Es gibt kein Land, wie das Land der Crows."

Wir haben ſchon mehrmals der unruhigen räuberiſchen Sitten der Crows erwähnt; ſie zählen 1500 Krieger, aber ihre ewigen Kämpfe mit den Blackfeet und ihr Räuberleben vermindern fortwährend ihre Anzahl. Vor einigen Jahren geſellte ſich ein Weißer, Namens Roſe, zu ihnen, und ſchwang ſich durch ſeinen Muth und ſeine Tapferkeit bald zu einem ihrer Häuptlinge empor. Sein Aufenthalt unter den Wilden hatte die Folge, daß die Crows ſich nicht nur den Blackfeet furchtbarer machten, ſondern auch die Nothwendigkeit erkannten, die Freundſchaft der Weißen zu ſuchen. In dieſem Sinne dachte und handelte auch Arapuiſch, der ſchon erwähnte Häuptling, welcher Roſe's Freund und Gefährte geweſen war. „Wenn wir uns mit den Weißen freundlich halten," ſagte er, „ſo haben wir nichts von den Blackfeet zu fürchten, und können die Gebirge beherrſchen."

Robert Campbell, ein bekannter Partiſan, kam einſt auf einem ſeiner Jagdzüge in das Dorf Arapuiſch's, und wohnte in deſſen Hütte; er hatte eine große Menge Felle bei ſich, und aus Furcht geplündert zu werden, legte er nur einen Theil in die Wohnung des Häuptlings nieder, und vergrub die andern in einem Verſteck. Eines Abends kam Arapuiſch mit finſterer Stirne nach Haus, und ſetzte ſich eine Zeit lang, ohne ein Wort zu ſprechen, nieder; endlich wandte er ſich an Campbell: „Du haſt noch mehr Felle bei dir, als du nach meiner Wohnung gebracht haſt?" — „Ja," erwiederte Campbell. — „Wo ſind ſie?" Campbell kannte die Nutzloſigkeit aller Verſtellung gegenüber einem Indianer und den Vortheil einer vollſtändigen Offenheit aus Erfahrung, und ſchilderte deßhalb genau den Ort, wo er ſein Pelzwerk verborgen hatte. — „Gut," ſagte Arapuiſch, „du ſprichſt wahr, es iſt ſo wie du ſagſt. Aber dein Verſteck iſt beraubt worden, gehe hin und ſehe, wie viel Felle daraus genommen worden ſind."

Campbell unterſuchte den Verſteck, und ſchätzte ſeinen Verluſt auf ungefähr 150 Biberfelle. Arapuiſch berief jetzt eine Verſammlung des ganzen Dorfs zuſammen, und warf ſeinen Leuten bitter vor, daß ſie einen Fremdling beraubt hätten, der ihrer Ehre vertraut habe; er befahl, die weggenommenen Felle zurückzubringen, und erklärte, da Campbell ſein Gaſt und der Bewohner ſeiner Hütte ſey, ſo werde er weder eſſen noch trinken, bis jedes Fell zurückgegeben ſey. Die Verſammlung zerſtreute ſich, und Arapuiſch trug nun Campbell'n auf, keinem, der ein Fell zurückbringe, eine Belohnung zu geben oder auch nur zu danken, ſondern die Felle bloß zu zählen. In kurzer Zeit kamen die Felle allmählich wieder zum Vorſchein: ſie wurden in der Wohnung niedergelegt, und die, welche ſie brachten, entfernten ſich wieder, ohne eine Wort zu ſprechen. Arapuiſch ſaß in einer Ecke in ſeinen Mantel gehüllt, und verzog keine Miene; als die Nacht einbrach, fragte er, wie viel Felle gebracht worden ſeyen. Ueber hundert waren zurückgegeben worden, und Campbell erklärte ſich für befriedigt. Nicht ſo der Häuptling: er faſtete die ganze Nacht, und genoß auch nicht einen Tropfen Waſſer. Am andern Morgen wurden immer noch mehr Felle herein gebracht, ſo daß endlich nur noch wenige fehlten. Campbell wollte gerne dem Faſten des alten Häuptlings ein Ende machen, und erklärte ſich für vollſtändig befriedigt. Arapuiſch fragte, wie viel Felle noch fehlten, flüſterte, als man es ihm ſagte, ſeinen Leuten einige Worte zu, welche nach einiger Zeit mit Fellen zurückkamen, die augenſcheinlich nicht zu den geſtohlenen gehörten, ſondern ſonſt im Dorfe geſammelt worden waren.

„Iſt nun Alles richtig?" fragte Arapuiſch.

„Vollkommen," erwiederte Campbell.

„Gut; ſo bringt mir zu eſſen und zu trinken."

Als beide allein waren, ſagte Arapuiſch zu ſeinem Gaſte; „wenn du wieder zu den Crows kommſt, ſo verbirg deine Waaren nicht, traue ihnen, und ſie werden dich nicht beeinträchtigen. Legſt du deine Waaren in der Wohnung eines Häuptlings nieder, ſo ſind ſie heilig; verbirgſt du ſie in einem Verſteck, ſo ſtiehlt ſie jeder, der ſie findet. Meine Leute haben deine Waaren um meinetwillen zurückgegeben, aber es gibt thörichte junge Menſchen im Dorfe, die vielleicht geneigt ſind, dich zu beläſtigen. Zögere darum nicht, ſondern belade deine Pferde und mache dich fort."

Campbell ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen, und kam wohlbehalten aus dem Lande der Crows hinaus. Seit dieſer Zeit hat er ſtets behauptet, die Crows ſeyen nicht ſo ſchwarz, als man ſie male. „Trau ihrer Ehre," ſagte er, „und du biſt ſicher; trau ihrer Ehrlichkeit, und ſie ſtehlen dir das Haar vom Kopfe."

Nach dieſen vorläufigen Bemerkungen wollen wir die Erzählung wieder aufnehmen.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Ausflug nach den Orkneys.

(Aus einem Privatſchreiben.)

Ich bin von meiner abenteuerlichen Reiſe nach der Ultima Thule zu der feinen Welt zurückgekehrt. Ich kam im Sturme nach Hull im September vorigen Jahres, ging von hier nach York, wo das ſchönſte Gebäude des chriſtlichen Zeitalters iſt, der Dom, der ſich zum

Köln er ungefähr verhält wie weibliche Schönheit zur männlichen; er prangt in der Mitte des großen Landes Yorkshire, wo die Menschen viel schöner sind als in Schottland und Northumberland, und ist das beste Zeugniß von dem Geistesadel der friesisch-englischen Abkömmlinge in dem wundervollen England. Doch mit Beschreibungen kann ich weder beginnen, noch enden, ich habe so viel gesehen, daß ich ein Jahr hindurch erzählen könnte. Meine Reise ging von Hull aus an der schottischen Ostküste entlang bis nach Hunda, dem nordöstlichen Punkte Schottlands, wo ich in die offene Jölle stieg, um über den breiten hochrollenden Pentland Firth zu setzen. Von Thurso in Nordschottland aus ist der Blick nach den dunkeln Bergen von Orkney groß und vielsagend. Die Gastfreundschaft der Schottländer und der lieben guten Insulaner im Nordmeere habe ich nirgends, wo ich im Continente gewesen, gefunden; für mich ist sie unvergleichlich. Elf Wochen lebte ich in Orkney, und kreuzte dann wieder den gefährlichen Pentland Firth am 5 Februar bei starkem Südostwind in derselben offenen Jölle. Bei diesem Wind ist der Pentland Firth am wildesten, von bodenloser Tiefe auf stürzen und taumeln die Wasserberge regellos, und stülpen oft von ihrem Riesenhaupte die schauerliche Sturzsee. Wir waren in großer Fährlichkeit durch eine Sturzsee nahe an der Brandung von Swelkie, der nordöstlichen Zunge von Stroma im Pentland Firth. Dann sieht man zwischen den Wogen die hohen Berge von Orkney nicht, noch den Leuchtthurm von Pentland Skerries, der öde und wüste in der traurigen Ferne liegt, aber die Seeleute von Orkney sind vortrefflich, nüchtern und sorgsam, fromm und ohne Falsch, so daß man sich auf sie verlassen kann.

Ich reitte von der Nordostspitze Schottlands bis zur Nordwestspitze, dem ungeheuren Cape Wraith, welches der großartigste Punkt in ganz Großbritannien ist. Hier sieht man von dem schönen Leuchtthurm auf den atlantischen Ocean hinab, dessen Wogen im Sturme das hohe Felsenland vom nordwestlichen Schottland erschüttern; rechts erblickt man das ferne Orkney, dessen Geschichte so dunkel ist, wie seine Berge von fern, links die merkwürdige Lewis, welches die großen nordischen Eroberer einst Liodhus nannten, man sieht die Nordgestade, wie die Westgestade Schottlands mit den grauen wilden Klippen, die wie Gespenster aus langvergessenen Weltaltern stumm dastehen, und ausgedörrt bis an die Seele. Ich habe zwei der größten Naturerscheinungen hier im Norden gesehen, die schönste Aurora borealis in Orkney und den Sturm bei Cape Wraith. Von hier ging ich an den Westgestaden Schottlands entlang bis nach Assynt, durch die nördlichen Hochlande nach Brehan-Castle in Roß, und von Inverneß durch die westlichen Hochlande und über den breiten kalten für römische Legionen undurchdringlichen Grampian.

Der nördliche Theil von Schottland ist ein einziger ungeheurer Fels voll Größe, Grauen und Armuth. Die Natur ist hier todt seit Jahrhunderten, kein Vogel singt in diesen Wildnissen, Alles ist versteinert, nur Felsgras keimt hervor auf den Klippen, an deren Wänden die Bergschafe weiden, und das langhaarige kleine nordische Roß, welches Pony heißt. Tief unten trifft man dann und wann Moore an, wo die uralten Bäume Nordschottlands begraben liegen, und das schottische Rindvieh, welches an Gestalt und Größe von dem unsrigen verschieden ist, die spärlichen Gräser leckt. An den großen Strömen Nordschottlands sind große Aussichten, das Meer braust schauerlich, die Grotte von Smo ist der natürliche Charakter Nordschottlands, ein Wasserfall von 70 Fuß bildet ihren düstern weiten Schlund, deren oberes Gewölbe herrliche Bogen schmücken. Das Schreckliche dieser Grotte vermehrt ihre Lage am Weltmeere, woran die Nordstürme toben und die Sturmfluthen den breiten Golf füllen, der vor ihr liegt. Keine Städte sind an den nördlichen und westlichen Gestaden der nördlichen Hochlande, keine Dörfer, keine Flecken. Die Häuser liegen einsam, nur zuweilen einige vereint. Die Menschen sind ehrlich, gastfrei und unverdorben, und zum großen Theil von nordgermanischer Abkunft. An allen diesen Gestaden und in Orkney habe ich unsere verlorne Geschichte gesucht, und nicht vergebens. Unsere Geschichtschreiber sind in großem Irrthume befangen; was ich hier erwartet, hat sich mir bewährt. Alle Ueberbleibsel von Menschenhand aus alter Zeit an allen Nord- und Westgestaden und Strömen Schottlands, an allen Küsten und Districten von Orkney sind nordgermanisch, und beziehen sich auf eine frühere und auf eine spätere Zeit, auf die beiden großen nordgermanischen Kriegsbutterzüge zur See. Schottland ist das Land der Denksteine, und alle Denksteine aus alter Zeit in Schottland haben unsere Urväter errichtet, welche alle Westgestade Europa's lange in Schrecken setzten. Die ganze nordgermanische Geschichte ist dunkel, oder wir haben vielmehr noch gar keine solche Geschichte. Die Quellen sind außer den isländischen Sagen und den andern nordgermanischen Schriften die todten und lebendigen Denkmale an den Küsten von Schottland und Orkney, die altgermanische Sprache, wo sie sich findet, in diesen wie in andern Ländern, an welche die Völkerwanderungen reichten, so wie alle Spuren unserer Vorfahren fern von der Heimath. Orkney ist der sichere Ausgangspunkt unserer Geschichte, und daher habe ich hier in Großbritannien ein Werk begonnen, welches überschrieben ist: „Mainland in Orkney, für Dänemarks Recht und Ruhm geschrieben." Bei der Abfassung dieses Werkes werde ich die einzigen wahren Quellen befragen, unabhängig von unsern ältern, wie neuern Geschichtschreibern, und streng kritisch verfahren, die großen Momente in der Geschichte Orkney's zum Erstenmal hervorheben, was bisher keiner gethan hat, weil keiner zur Einsicht ihrer Wichtigkeit gekommen ist, und endlich nach ausführlicher Behandlung des großen politischen Streitpunktes, der zwischen den Mächten England und Dänemark bis diesen Tag fortbesteht, das Hauptland von Orkney in einem treu nach der Natur gezeichneten Gemälde vor das Auge des Lesers stellen.

Die nordischen Helden zu See und Land, als Schöpfer der Universalgeschichte während eines Jahrtausends, repräsentiren die Geschichte von Orkney, dessen Mittelpunkt die wunderbaren Steine von Stennis sind. Mit dem Ausgange des 15ten Jahrhunderts sinkt Orkney's Ruhm in Abendämmerung, und seine Sprache in Vergessenheit, mit ihr aber seine reichgeschmückte Sage, seine Freiheit, seine ganze Nationalität. Die Inseln liegen nun arm und verwaist im nördlichen Weltmeer als Kinder, die man von der Mutterbrust gerissen, weder die unholden Stewarts, noch Oliver Cromwell, noch die folgenden Gewalthaber alle können ihr fremdes Herz verläugnen; seine Klagen werden nicht gehört, der Druck nimmt zu mit der Armuth, und die Herrscherin der Welten und des Weltmeeres, die nicht gern zurückgibt, was sie gewaltsam nahm, überläßt die vermeinten Barbaren des Nordmeeres ihrem Schicksal.

Major Sir Grenville Temple — derselbe, dem man bereits eine Reise im Mittelmeer und in Nordafrika verdankt — steht im Begriffe nach Tunis abzureisen, um an der Stelle des alten Carthago seine antiquarischen Forschungen fortzusetzen. Er hat von dem Bey von Tunis einen Strich Landes bewilligt erhalten, und will eine Anzahl Araber bei seinen Ausgrabungen benutzen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 200.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 Julius 1837.

Die Bewohner von Borneo. *)

Die Inſel Borneo ſteht in demſelben Verhältniß zu Oſtindien, wie der Continent von Amerika zu Europa — ſie iſt nämlich ein Land, wohin jene auswandern, die Schutz gegen religiöſe Verfolgung ſuchen, oder die durch Uebervölkerung ſich genöthigt ſehen, eine andere Heimath zu wählen. Die Küſten der Inſel ſind demnach von vielen mit einander in durchaus keiner Verbindung ſtehenden Nationen bewohnt, die nach ihren eigenen Geſetzen, Sitten und Gebräuchen leben. Die Weſtküſte wird von Malayen und Chineſen, die Nordweſtküſte von den halbblütigen Abkömmlingen der Mosiems des weſtlichen Indiens, die nördliche von Cochinchineſen, die nordöſtliche von den Sulus und die öſtliche und ſüdliche Küſte von den Bugisſtämmen aus Celebes bewohnt. Außer dieſen gibt es noch drei verſchiedene Stämme, die in Praus (Booten) leben, und die Küſten des Landes umfahren; dieſe ſind: die Lanuns von Magindano, und die Orang-Badſcha und die Orang-Tibong, deren Urſprung unbekannt iſt. Einige Stellen an der Nordweſtküſte ausgenommen, wo man die Dajaks in der Nähe des Meeres findet, haben ſich die Urbewohner der Inſel ſämmtlich in das Innere derſelben zurückgezogen.

Wenn man von der Ertragsfähigkeit des weſtlichen Theils dieſer Inſel einen Schluß auf die noch unbekannten Gegenden machen darf, ſo könnte in dieſer Hinſicht kein Land in der Welt ſich mit ihr meſſen; denn die von den Holländern und Chineſen bewohnten Diſtricte haben außer einem Boden, der an Fruchtbarkeit den jeder andern Inſel des Archipels überbietet, auch noch unerſchöpfliche Gold- und Diamantgruben, die ſo leicht auszubeuten ſind, daß die Einwohner ſich mit den unvollkommenſten Inſtrumenten bedeutende Quantitäten von dieſen beiden koſtbaren Gegenſtänden verſchaffen können. Der Mineralreichthum reizte wahrſcheinlich die Habſucht der Malayen zu der Zeit, wo Colonien von Menangkabu, in Sumatra, ſich über den weſtlichen Theil des Archipels verbreiteten. Sie müſſen zur Zeit der erſten Emigration der Chineſen bereits feſten Fuß auf der Inſel gefaßt haben, da dieſe letzteren anerkennen, daß das Land, welches ſie bewohnen, den malayiſchen Häuptlingen von Sambu und Pontiana rechtlich angehöre. Die Malayen, als ein ſeefahrendes Volk, beſchäftigten ſich nicht viel mit Ausbeute der Minen, ſondern begnügten ſich, da ſie ſich an den Mündungen der großen Flüſſe Pontiana, Sambas und Succadan angeſiedelt hatten, und als Piraten gegen die betriebſamen Bewohner des Archipels kreuzten, mit dem Gold und den Diamanten, die ſie von den Eingebornen der Inſel eintauſchten. Die Chineſen dagegen ſetzten ſich, als gute Bergleute, da feſt, wo Goldſtaub und Diamanten zu finden waren. Jetzt ſind ſie hauptſächlich in dem Diſtrict von Montradok verſammelt; doch befinden ſich auch viele von ihnen zu Sambas, und in allen Städten und Dörfern an der Küſte.

Ehe noch die Holländer die weſtliche Küſte von Borneo im J. 1823 in Beſitz nahmen, wanderten jährlich ungefähr 3000 Chineſen ein, um ſich anzuſiedeln, was jedoch ſeitdem faſt ganz aufgehört hat. Eine Zählung iſt auf dem Gebiet der Holländer und Chineſen nicht vorgenommen worden, doch wird die nachſtehende ungefähre Schätzung ſo ziemlich genau ſeyn:

Chineſen *)	150,000
Malayen	50,000
Bugis	10,000
Araber	400
Javaneſiſche und Amboineſiſche Soldaten	150
Holländer	80

Die Zahl der im Bereich der Anſiedlungen wohnenden Dajaks wird auf 250,000 angeſchlagen. Diejenigen von ihnen, welche Orang-Benuas, oder Urbewohner von Borneo ſind, bilden den bei weitem intereſſanteſten Theil der Bevölkerung, und ich muß nur bedauern, daß beſondere Umſtände mich verhinderten, näher mit ihnen bekannt zu werden. Sie ſind in kleinen Stämmen über die Inſel zerſtreut, und jene, welche an den Ufern der großen Flüſſe wohnen, ſtehen meiſt unter der Herrſchaft eines der mächtigern dieſer Stämme. Jene Horden aber, die im Innern

*) Aus dem Werke: The Eastern Seas, by George Windsor Earl.

*) Von dieſen bewohnen 90,000 die chineſiſchen Diſtricte, und die übrigen holländiſches Gebiet. Der Gouverneur von Montradok ſagte mir, daß die Bevölkerung ſeiner Diſtricte ſich auf 110,000 Seelen belaufe, was mir jedoch übertrieben ſcheint.

der Wälder wohnen, wo die gegenseitige Verbindung schwieriger ist, sind meist bedeutend von einander verschieden, und diese Leute würden kaum wissen, daß es außer ihnen noch menschliche Wesen gibt, würden nicht Einzelne zuweilen von den plündernden Kriegern eines mächtigen Stammes geraubt.

Die verschiedenen Stämme im Innern des Landes stehen in gar keinem geselligen Verkehr mit einander, und sprechen daher auch Mundarten, die oft der zunächst wohnende Stamm nicht versteht. Unter solchen Umständen ist eine Verbesserung der geselligen Lage dieser Leute kaum denkbar, sehr wahrscheinlich leben sie seit undenklichen Zeiten schon in diesen Verhältnissen, und werden auch, von allen Verbindungen nach außen abgeschnitten, noch lange, vielleicht für immer, in ihrer Abgeschlossenheit verharren. Die verschiedenen Stämme sollen sich bedeutend von einander unterscheiden, was ich nicht bestreiten will, obschon ich Daiaks von mehreren Stämmen gesehen habe, die, mit Ausnahme des Unterschieds in der Sprache, die gemeinsame Abstammung nicht verläugnen konnten. Die Daiaks selbst sagen, daß an einigen Stellen tief im Innern ein wollhaariges Volk lebe; da sie aber auch behaupten, es gebe Menschen mit Schweifen, gleich den Affen, die auf Bäumen wohnen, so dürfte die Richtigkeit ihrer Angaben zu bezweifeln seyn. Ich selbst habe keinen gesprochen, der einen wollhaarigen Menschen gesehen hätte; da es indeß im Innern der malayischen Halbinsel solche Leute gibt, so scheint es nicht unwahrscheinlich, daß deren auch auf Borneo sich aufhalten.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Der Sommer in der Wildniß. — Plan Capitän Bonneville's. — Der zweite Winter. — Zug nach dem Columbiastrom.

(Fortsetzung.)

Am 25 Julius brach Bonneville seine Zelte ab, und machte sich nach dem Big Horn auf an der Spitze von 56 Mann. Bald kam er an den Popo Agie, der in den Windfluß-Bergen entspringt; sein Name, gleich den meisten indianischen Namen, ist charakteristisch, denn Popo bedeutet in der Crowsprache einen Kopf, und Agie einen Fluß. Der Lauf desselben geht meist durch Ebenen, ist aber zweimal von Bergketten, den Littlehorn- und den Bighornbergen durchsetzt; nachdem er sich durch die erste Kette den Weg gebahnt, erhält er den Namen Hornfluß, nach der zweiten Kette den Namen Bighornfluß. Der Durchgang durch den letzten ist sehr gewaltsam, denn er fällt über Felsabstürze und lange Schnellen hinab, welche dem kühnen Schiffer Verderben drohen. Am Fuße dieser Schnellen beginnt die Schifffahrt.

Bonneville zog am Popo Agie hinab, und erblickte wieder die sogenannten Bluffs, welche sich vom Fuße der Windfluß-Berge weit hinab nach Osten ziehen, und dem Auge ein Gewirre von Hügeln und Felsen von rothem Sandstein, theils rund, theils spitzig und eckig, theils in phantastischen Massen über einander gethürmt darbieten, aber alle nackt und unfruchtbar sind. Nirgends zeigt sich ein der Vegetation günstiger Boden, sondern nur grober Kies, und doch ist über diese ganze öde Landschaft ein atmosphärischer Duft hingebreitet, der das Ganze in Harmonie und Schönheit zusammenschmilzt. In dieser Nachbarschaft suchte der Capitän die „große Theerquelle," eines der Wunder im Gebirge, dessen heilkräftigen Eigenschaften die Trapper ein ausschweifendes Lob spenden. Nach langem Suchen fand er sie am Fuße eines Sandbluffs, etwas östlich von den Windfluß-Bergen, wo sie als ein kleiner Bach von der Farbe und Consistenz des Theers hervordringt. Die Mannschaft beeilte sich unverzüglich eine Menge davon zu sammeln, um den Stoff als Salbe für die wunden Rücken der Pferde zu gebrauchen, so wie als Balsam für ihre eigenen Schmerzen. Nach den davon gegebenen Beschreibungen scheint es das Steinöl oder Naphtha zu seyn, wie es sich an verschiedenen Orten Asiens, Europa's und Amerika's findet.

Das Crowland hat noch andere Naturmerkwürdigkeiten, welche von den Indianern mit abergläubischer Furcht, von den Trappern mit großem Staunen betrachtet werden. Dazu gehört der brennende Berg am Pulverfluß, der voller Anthracitkohlen ist. Hier ist die Erde heiß und voll Sprünge; an vielen Stellen werden Rauch und Schwefeldämpfe ausgestoßen, als sey hier ein Feuer verborgen. Ein ähnlicher vulcanischer Strich findet sich am Stinkfluß, einem der Zuflüsse des Bighorn, der seinen unglücklichen Namen von dem Gestank der Schwefelquellen hat. Dieser letzterwähnte Ort wurde zuerst von Colter, einem zu Lewis und Clarke's Reisegesellschaft gehörigen Jäger, entdeckt, der auf seinen einsamen Wanderungen an diese Stelle kam, und von ihren düstern Schrecken, verborgenen Feuern, rauchenden Gruben, schädlichen Dämpfen und dem Alles durchdringenden „Schwefelgeruch" eine solche Schilderung machte, daß sie unter den Trappern den Namen Colters Hölle erhielt.

Bonneville zog wieder am linken Ufer des Popo Agie hinab, und erreichte bald die Ebenen, wo er auf mehrere von Westen kommende Flüsse stieß. Unter diesen war der Windfluß der bedeutendste des Crowlandes, an dessen Ufern er anhielt, und Leute ausschickte, um eine Furt zu suchen. Hier stieß zu ihm von der entgegengesetzten Seite her der Zug des Partisan Campbell, bei dem sich eine Trapper-Partei der Felsgebirg-Compagnie befand, welche nach Campbell's Einschiffung auf dem Bighorn alle Pferde in Obhut nehmen und auf die Biberjagd ziehen sollte. Dieser hatte zwei zufällige Begleiter bei sich, den Capitän Stewart, von der englischen Armee, der zu seinem Vergnügen eine Reise in den fernen Westen machte, und auf derselben ganz als Jäger lebte, und Capitän Wyeth, den Führer einer Schaar Salmenfischer aus Neuengland, der ohne sonderliche Kenntniß des Westens eine Unternehmung dahin begonnen hatte, in Pierre's Hole aber mit den Blackfeet zusammen getroffen war, und einen bedeutenden Theil seiner Leute verloren hatte; nach diesem unglücklichen Gefecht zog er mit Milton Sublette weit gegen Südwesten, trennte sich dann von diesem, und ging mit eilf Mann, dem Rest seiner Schaar, nach dem Schlangenfluß, folgte diesem Strom, ging dann über die blauen Berge, fing gelegentlich Biber und kam endlich nach Be-

ſchwerden aller Art am 29 October nach Vancouver am Columbia, der Hauptfactorei der Hudſonsbai-Compagnie. Die Agenten derſelben nahmen ihn gaſtfrei auf, aber ſeine Leute, der Wanderung in der Wildniß herzlich müde, vielleicht auch durch andere Ausſichten gelockt, weigerten ſich größtentheils länger in ſeinem Dienſt zu bleiben; einige traten in andere Dienſte, andere gingen nach den Sandwichinſeln; er ſelbſt fand, daß ein großer Theil ſeiner mitgebrachten Waaren für den indianiſchen Handel nicht paſſe, mit Einem Wort, ſeine durchaus mit eigenen Hülfsmitteln unternommene Expedition ſchlug völlig fehl. Er verlor Alles, nur die Hoffnung nicht, die bei ihm ſo ſtark wie je war. Er ſammelte alle möglichen Nachrichten, die ihm nützlich ſeyn konnten, und machte ſich dann, nur von zwei Leuten begleitet, auf den Rückweg durch den Continent, — kam mit „Ach und Krach!“ durch, wie ein Neuengländer durch die ganze Welt zu kommen weiß, überwand alle Hinderniſſe, und war jetzt auf dem Wege nach Boſton, voll Hoffnung, eine Compagnie zum Salmenfiſchfang und Pelzhandel am Columbia bilden zu können.

Die rivalen Compagnien Bonneville's und Campbells, die der Zufall hier zuſammengeführt, ſetzten nun in guter Cameradſchaft ihren Weg fort, und bildeten ein vereintes Lager von etwa 100 Mann. Bonneville fing indeß an zu fürchten, Fitzpatrick und ſeine Trapper, welche über ihre künftigen Abſichten ein tiefes Stillſchweigen beobachteten, möchten in derſelben Gegend jagen wollen, die er für ſeine Herbſtjagd auserſehen hatte, und ſchickte deßhalb heimlich eine kleine Trapperabtheilung voraus, während er mit der Hauptſchaar fortzog, und beſtimmte für den nächſten Vollmond, den 28 Auguſt, die ſogenannte Medicine-Lodge als Sammelplatz. — Als die Reiſenden die zweite Kette, die der Bighornberge, erreichten, wo der Fluß den Weg durch ein ſchroffes Defilé mit Gewalt ſich Bahn bricht, mußten ſie die Ufer des Fluſſes verlaſſen, und auf einer ſchrecklichen Straße, der böſe Paß genannt, durchs Gebirge ziehen. Auf der andern Seite des Gebirgs näherten ſie ſich wieder dem Ufer, und erreichten um die Mitte Auguſts den Punkt unterhalb der Schnellen, wo der Fluß für Boote ſchiffbar wird. Hier ſchickte Bonneville eine zweite Trapperſchaar aus, um zu der erſten zu ſtoßen, und machte ſich dann nebſt den übrigen an die Arbeit, um „Ochſenboote“ zu bauen — eine leichte, freilich auch zerbrechliche Art von Barke aus Büffelfellen, die man über ein hölzernes Geſtell ſpannt. Capitän Wyeth war mit ſeiner gewöhnlichen Raſchheit und Arbeitſamkeit zuerſt fertig, und ſchickte ſich an, zu ſeiner gefährlichen Reiſe eine faſt unendliche Reihe von Strömen hinab, durch Länder voll wilder Horden. Milton Sublette, ſein früherer Reiſe- und Schlachtgefährte in Pierre's Hole fuhr mit ihm; die Mannſchaft ſeines Boots beſtand aus zwei Weißen und zwei Indianern. Wir werden von dem abenteuerlichen Capitän und ſeiner wilden Reiſe ſpäter hören.— Auch die andern vollendeten ihre Ausrüſtung. Die von Bonneville beſtand aus drei Booten, auf die er alle ſeine Pelzwerke lud, und von Cerré mit 26 Mann geleiten ließ. Campbell übernahm ſelbſt den Befehl über ſeine Boote, und die kleinen Geſchwader glitten bald den glänzenden Bighornfluß hinab.

Die geheimen Vorſichtsmaßregeln Bonneville's, ſeine Leute zuerſt auf den Jagdgrund weſtlich vom Bighornfluß zu bringen, zeigten ſich als überflüſſig, denn Fitzpatrick hatte nicht die Abſicht in dieſer Richtung zu jagen, ſondern wandte ſich, ſobald Campbell mit dem Pelzwerk ſich eingeſchifft hatte, nach Oſten, um ſeine Trapper am Littlehorn-, Pulver- und Zungenfluß zu beſchäftigen. Capitän Stewart, der gern eine Streiferei durch das Crowland gemacht hätte, begleitete ihn auf ſeinem abenteuerreichen Zuge. Capitän Bonneville, der jetzt ſeinen Trapperfeldzug ohne Rivalen fortſetzen konnte, brach am 17 Auguſt nach dem Sammelplatz bei Medicine-Lodge auf. Er hatte nur vier Leute bei ſich, aber 46 Pferde, und mit dieſen ſollte er über Berg und Thal durch eine Gegend voll Räuber und Pferdediebe ziehen. Er kam ohne Schaden, doch nicht ohne Beängſtigung durch lauernde Indianer durch, zog ſeine beiden früher ausgeſchickten Trapperſchaaren an ſich, welche durch Ueberfälle räuberiſcher Indianer gelitten und auch ihre Biberfallen verloren hatten, ſo daß er ſich genöthigt ſah, nach ſeinen Verſtecken im Thale des grünen Fluſſes zurückzukehren, um dieſen Abgang zu erſetzen. Seinen Ausbruch beſchleunigte die ihm von zwei wandernden Schlangen-Indianern gegebene Nachricht, daß zwei ſtarke Schaaren von Crows ihm auf den Ferſen ſeyn.

Bonneville ſetzte über den Windfluß und zog mehrere Tage am Popo Agie hinab, bis er eines Tages einen Rauch zwiſchen den Bergen aufſteigen ſah, gerade in der Richtung, die er verfolgte. Er verbarg ſeine Pferde in einem Dickicht und erkletterte, nur von Einem Mann begleitet, eine Höhe, von wo aus er mit einem Fernglaſe das umliegende Land beobachtete; aber nicht eine Spur von Menſchen, Hunden oder Pferden war zu entdecken, und endlich ſah er, daß der Rauch aus mehrern heißen Quellen aufſteige, die in bedeutender Größe über einen Boden von weißem Thon nach allen Richtungen hin floſſen. Eine dieſer Quellen hatte dreißig Schritt im Durchmeſſer, und war ſo tief, daß das Waſſer von glänzender grüner Farbe war.

Sie zogen jetzt in diagonaler Richtung nach der Kette der Windfluß-Berge, die zwiſchen ihnen und dem Thale des grünen Fluſſes lag. Dieſe Kette zu umgehen, wäre ein ſehr großer Umweg geweſen, und darum ſuchten ſie einen Weg über dieſelben, obwohl ihnen Schneegipfel und Felſenwände in Menge entgegenſtanden. Anfangs folgten ſie einem Arme des Popo Agie, fanden ſich aber bald mitten unter Felſenſpitzen und Abgründen, die alles Weiterziehen unmöglich machten. Sie gingen zurück nach dem Fluſſe und hielten Rath, was ſie thun ſollten, denn ſie waren ſchon zu nahe an den Bergen, um ſie ganz vermeiden zu können; endlich erinnerten ſie ſich, daß ſie von der Ebene aus einen ſchönen, nicht allzu ſteilen Abhang bemerkt hatten, der, wie es ſchien, ohne Unterbrechung ſich in die Schneeregion erſtreckte. Dieſen ſtiegen ſie hinan, und hofften dann ſich auf einer der Hochebenen zu finden, die in den Felsgebirgen vorherrſchen; der Abhang war mit grobem Kies, untermiſcht mit Quaderſandſtein, bedeckt. Nicht ohne Mühe erreichten ſie den Gipfel, fanden aber ſtatt einer Ebene, daß ſie am Rande einer tiefen Schlucht ſtanden, aus der ſich ein zweiter Abhang, ähnlich dem erſten, erhob. Durch eine Felſenſpalte

ſtiegen ſie in die Schlucht hinab, und klimmten den entgegengeſetzten Abhang mühſam hinauf, doch nur um oben ſich am Rande einer zweiten Schlucht zu finden, und ſie erkannten nun, daß der Berg, der in der Ferne einen ſo gleichförmigen Abhang dargeboten hatte, in furchtbare Steilabſtürze und tiefe gefährliche Schluchten zerriſſen war.

(Fortſetzung folgt.)

Majorca und Biscaya.

(Von einem brittiſchen Reiſenden.)

Zwei zu derſelben Nation gehörige Völker, die in Sitten und Gebräuchen, Sprache und Charakter ſo verſchieden von einander ſind, als der Biscayer und der Majorkiner, werden wohl nicht leicht in Europa getroffen werden können. Nur vierzehn Seemeilen von der Küſte entfernt, leben die Bewohner von Majorca beinahe unabhängig von dem übrigen Spanien, ein freies Seevolk, fürs Waſſer geboren. Die Inſel liefert aber der königlichen Marine ſo wenig Matroſen für ihre Schiffe, als der Armee Soldaten für den Landdienſt. Nur im Jahr 1808, als der allgemeine Enthuſiasmus zur Erhaltung der National-Exiſtenz gegen die Franzoſen zu den Waffen rief, ſchickte auch Majorca ein Regiment freiwilliger Huſaren auf arabiſchen Roſſen dem Feſtlande zu. Es war dieß die damalige Blüthe der Inſel, lauter junge Leute aus reichen Häuſern, die auf eigene Koſten ſich equipirt hatten. Sie kämpften unter Theodor Reding's Commando bei Vols, an den Linien des Llobregat, in dem Treffen bei Roſas, und fanden, da ſie nie neu recrutirt worden waren, ſchon in dem darauf folgenden Jahr, bis auf eine halbe Eskadron zuſammengeſchmolzen, kurz vor der Uebergabe von Lerida, ihre Auflöſung an den Ufern des Segre, nach der von dem ſpaniſchen General Heinrich O'Donnell gegen den Marſchall Suchet verlornen Schlacht bei Vendrell (25 April 1809). — Seitdem wollten die Majorkiner nichts mehr von den Kämpfen der Parteien auf der Halbinſel wiſſen. Ihre vorzügliche Beſchäftigung beſchränkt ſich darauf, die Häfen von Barcelona bis nach Malaga mit Getreide zu verſehen, das ſie an der afrikaniſchen Küſte aufkaufen, und auf kleinen, nur von zwei Männern geleiteten Schiffen, von denen der eine das Steuerruder lenkt, der andere das an einer Stange, welche die Stelle des Maſtbaumes zu vertreten hat, befeſtigte Segel nach dem Winde richtet, über das Mittelmeer nach Europa bringen. Handel und Seefahrt iſt die Loſung des Majorkiners. Seine herrlichen Südfrüchte, unter denen ſich vorzüglich die Orangen auszeichnen, da ſie bekanntlich ganz kernlos, und viel ſaftiger und ſüßer ſind, als jene, welche in Andaluſien, Valencia und Murcia gebaut werden, holen zum größten Theil die Engländer ab, obgleich ſolche in den großen Städten der Halbinſel ſchon um die Hälfte theurer als die einheimiſchen bezahlt werden. Der Wein von Majorca ſteht zwar an Gehalt und Feinheit des Geſchmackes keinem der übrigen in Spanien nach, und von vorzüglicher Güte liefern ihn die herrlichen Muscateller Trauben; da er ſich aber nicht ausführen läßt, und wenn die neue Leſe zu Ende Julius eintritt auch ſchon wieder verdirbt, ſo mag dieß die Haupturſache ſeyn, warum derſelbe ſo außerordentlich wohlfeil, ja ſogar in den letzten Monaten vor der Ernte umſonſt zu haben iſt. Nebenbei muß ich bemerken, wie durch das Beſchneiden der Stöcke in den verſchiedenen Jahreszeiten die Gärtnerkunſt auf dieſer Inſel es ſo weit gebracht hat, daß man zehn Monate des Jahres hindurch reife Trauben im Freien gezogen finden kann, die jedoch, die Monate Julius und Auguſt ausgenommen, weder zum Auspreſſen noch zum Dörren, ſondern lediglich zum Verſpeiſen benutzt werden.

Gleich unabhängig wie der Majorkiner, lebt der Biscayer zwiſchen den Klüften eines Armes der Pyrenäen verſteckt. Gothen, Franken und Saracenen trachteten vergebens dieſes kräftige Gebirgsvolk zu unterjochen, das ſich zu allen Zeiten und unter allen Verhältniſſen gleich blieb, im Glücke keinen Uebermuth kennt, und im Kampfe mit Widerwärtigkeiten immer tapfer und ſtandhaft ſeine ererbten Rechte und Gebräuche vertheidigte.

Von allen ſchifffahrttreibenden Nationen beſucht, hat der Majorkiner von allen etwas in ſeine Sprache aufgenommen. Ein Mittelding zwiſchen dem Franzöſiſchen, Italieniſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen und Engliſchen, iſt die majorkiner Sprache allen Ausländern, ſelbſt den Dänen, Holländern und Deutſchen, leicht verſtändlich, während dieſe Inſulaner keine von ihnen verſtehen. Ganz anders ſteht es in Biscaya aus. Keine aller dieſer Nationen begreift auch nur einen Satz von der Biscayer Sprache. Die Biscayer beſitzen wenig Literatur, doch wie die übrigen Nationen ihre Volksgeſänge, herrliche Melodien, die ſich beſonders im Munde der Frauen lieblich ausnehmen.

Wie den Majorkiner einzig die Schifffahrt und der Handel belebt, ſo den Biscayer der Feldbau und die Viehzucht. Noch trifft man hier jene Ehrfurcht für den Ackerbau an, die den Völkern des Alterthums eigen war, überhaupt ſcheint bei dieſem Volk Alles der vernichtenden Zeit Trotz geboten zu haben. Während die benachbarten Nationen unzählige Mal ihre Oberherrſchaft, ihre Geſetze und Gebräuche, Sitten und Sprachen veränderten, zeigt der Biscayer noch denſelben Charakter ſeiner Urahnen, ſpricht dieſelbe Sprache und gehorcht denſelben Geſetzen. Als ob er hinter ſeinen Felſenwänden einen ſichern Schutz gegen allen Wechſel gefunden hätte, ſteht der Biscayer in jenen Bergſchluchten, die nie der Fuß des Eroberers betrat, auf eigene Kraft vertrauend da, kein Mißgeſchick ſcheuend und auf ſeine unwandelbare Ausdauer ſich ſtützend, des erwarteten Sieges gewiß. Alle Neuerungen haſſend, ſetzt er Gut und Blut ein für das beſtehende Alte, und hätte die Regierung der Königin es nicht gewagt, alle die verſchiedenen Intereſſen der die Halbinſel bewohnenden Völker in einander verſchmelzen, zu einem einförmigen Ganzen umbilden zu wollen, ſchwerlich würde Don Carlos die günſtige Aufnahme in Biscaya gefunden haben.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 63** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Proben aus Southey's Gedichte: Thalaba, der Zerſtörer. (Fortſetzung.) — Jaömin. (Fortſetzung.) Ode an den Weſtwind. Von Shelley.

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Eb. Widenmann.

Nr. 201.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 Julius 1837.

Seidenbau in China.

In dem unter kaiſerlicher Autorität publicirten Werke: „Erläuterungen über den Feldbau und die Weberei" findet man viele Holzſchnitte, nebſt Erklärungen der verſchiedenen Verfahrungsarten in Hinſicht der Bewirthſchaftung der Seidenmanufacturen. Der erſte Abſchnitt beſchränkt ſich auf die Production des Reiſes, des Hauptnahrungsartikels, und dieß zwar vom Pflügen des Bodens an, bis zum Verpacken der Körner; im zweiten Abſchnitte werden alle mit der Pflanzung des Maulbeerbaumes und Einſammeln der Blätter bis zum endlichen Weben der Seide zuſammenhängenden Verfahrungsarten detaillirt. Außer dem gewöhnlichen chineſiſchen Maulbeerbaume, der von dem europäiſchen verſchieden iſt, nehmen ſie gelegentlich beim Füttern der Würmer zu einer wilden Art des Maulbeerbaumes, wie auch zu den Blättern eines andern Baumes, einer Art Eſche, ihre Zuflucht. Hauptaugenmerk bei der Cultur des Maulbeerbaumes zur Fütterung der Seidenwürmer iſt, die größtmögliche Menge von jungen, geſunden Blättern ohne Früchte zu produciren. Aus dieſem Grunde dürfen die Bäume ein gewiſſes Alter und eine gewiſſe Höhe nicht überſchreiten. Sie werden in gehöriger Entfernung von einander gepflanzt und ſind in drei Jahren zur Benutzung geeignet. Hauptſächlich wird der Maulbeerbaum für Seidenwürmer in der Provinz Che-keang cultivirt, welche zuſammen mit den drei andern, in denen feine Seide gewonnen wird, namentlich Keang-nan, Hu-pe und Sze-chuen von der dreizehnten Parallele der Breite durchkreuzt werden. Che-keang iſt ein hochgelegenes, angeſchwemmtes Land, von vielen Flüſſen und Canälen durchſchnitten, und mit einem Klima, welches ſo ziemlich dem derſelben Breite in den Vereinigten Staaten von Amerika entſpricht. Der Boden iſt mit aus den Flüſſen gegrabenem Schlamm gemiſcht; der Raum zwiſchen den Bäumen wird gewöhnlich mit Hirſe und andern Hülſenfrüchten beſäet. Die geeignetſte Zeit zur Beſchneidung der jungen Bäume, damit ſie recht blätterreiche Sprößlinge treiben, fällt in den Jahresanfang. An jedem Schößlinge werden ungefähr vier Augen gelaſſen, und man ſorgt dafür, daß die Zweige hübſch dünn ſind, um den Blättern gehörig Licht und Luft zu laſſen. Beim Einſammeln der Blätter bedient man ſich einer Art Leiter mit einer Stütze (alſo Treppe), da die jungen Bäume für eine gewöhnliche Leiter zu ſchwach ſind, und deren Zweige außerdem auch leiden möchten. Die Bäume mit ihrem Blätterwerk werden ſorgfältig gepflegt, und dem Schaden, welchen Inſecten verurſachen könnten, durch verſchiedenartige Mittel, namentlich durch einige Oelarten vorgebeugt. Die jungen Bäume leiden natürlich immer durch das Abſtreifen ihrer Blätter (die Lungen der Pflanzen), und dieß iſt wohl einer der Hauptgründe, die Pflanzungen nach kurzer Zeit zu erneuern. Der genannten üblen Wirkung verſuchen ſie zum Theil dadurch zu begegnen, daß ſie den Baum ſo beſchneiden und kuppen, daß wenig Holz übrig bleibt, wenn die Blätter abgeſtreift ſind; auch ſorgt man dafür, daß einige Blätter immer zurückbleiben. Uebrigens iſt es erſtaunlich, wie bald ein Baum in dieſen Klimaten im Sommer oder Herbſt wieder in Beſitz ſeines Blätterſchmuckes gelangt, wenn er deſſelben durch einen Wetterwirbel oder Orkan beraubt worden iſt. Friſche Pflanzen verſchafft man ſich durch Steckreiſer oder Ableger, zuweilen auch durch Samen. Wenn die Bäume zu alt zur Hervorbringung zarter Blätter werden, und mehr Neigung, Früchte zu tragen, zeigen, ſo werden ſie entweder ganz weggeſchafft, oder ſo tief verſchnitten, daß ſie wieder ganz friſche, junge Zweige treiben müſſen. Hr. Barrow, welcher der Behandlung der Bäume und Seidenwürmer in Che-keang die ſorgfältigſte Aufmerkſamkeit widmete, beſtätigt die gewöhnlichen chineſiſchen Berichte, indem er ſagt, daß die Häuſer, in denen die Würmer aufgebracht werden, im Allgemeinen in der Mitte jeder Pflanzung ſtehen, um ſie ſo weit als möglich von jeder Art von Lärm zu entfernen; denn Erfahrung hat ihnen gelehrt, daß ein plötzlicher lauter Ruf oder das Bellen eines Hundes auf die jungen Würmer vernichtend wirkt. Eine ganze Brut iſt zuweilen ſchon bei einem Donnerſchlag zu Grunde gegangen. Die Kammern ſind ſo eingerichtet, daß man im Nothfall mit künſtlicher Wärme zu Hülfe kommen kann. Große Sorgfalt widmet man dem Papierbogen, auf welche die Seidenwürmer ihre Eier gelegt haben; und das Ausbrüten dieſer Eier wird durch eine den Umſtänden angemeſſene künſtliche Wärme oder Kälte entweder befördert oder

verzögert, ſo daß das gleichzeitige Auskriechen der jungen Würmer zu der Periode ſtattfindet, wo die zarten Frühlingsblätter des Maulbeerbaumes für deren Nahrung am geeignetſten ſind. Sehr ſorgfältig wird das Futter den jungen Würmern zugewogen, und die Blätter werden anfangs zerſchnitten, bis ſie, wenn die Inſecten größer geworden, ihnen ganz gegeben werden. Die größte Vorſicht aber wird bei Regulirung der Temperatur der Zimmer angewandt, ſo wie auch darin, ſie reinlich, ruhig und geruchfrei zu erhalten. Die Würmer füttert man auf kleinen Hürden von Flechtwerk; dieſe werden mit Blättern beſtreut, welche der Reinlichkeit halber oft gewechſelt werden, indem die Inſecten mit ihrer Hürde nach einer andern mit friſchen Blättern hingetragen werden, wo ſie der Geruch derſelben bald hinüberlockt. Je nach Verhältniß ihres Wachſens gewährt man ihnen auch durch Vermehrung der Hürden größern Raum, indem die Würmer von einer zuerſt auf drei, dann auf ſechs u. ſ. w. vertheilt werden, bis ſie ganz ausgewachſen ſind. Haben ſie die verſchiedenen Häute abgeſtreift, ſind ſie ausgewachſen, und haben ſie die durchſichtige gelbe Farbe angenommen, ſo bringt man ſie in die verſchiedenen zum Einſpinnen zubereiteten Abtheilungen. Binnen einer Woche nach Anfang des Einſpinnens ſind die ſeidenen Cocons vollſtändig, und nun wird es nöthig, dafür Sorge zu tragen, daß ſich die Puppen nicht in Motten verwandeln, weil dieſe ſich ſogleich Bahn machen, und die Cocons zerſtören würden. Nachdem eine genügende Anzahl, um die künftige Brut zu ſichern, bei Seite gelegt worden, tödtet man die Puppen in den Cocons, indem man ſie in dazu paſſende Geſchirre unter Schichten von Salz und Blättern legt, mit völliger Ausſchließung der Luft. Hierauf thut man ſie in mäßig warmes Waſſer, welches die leimige Subſtanz löst, die die Seide zuſammenkittet, und die Faſern werden dann auf Räder gewunden. Nach dieſem bindet man ſie in Bündchen von beſtimmter Form und Gewicht, und entweder werden ſie dann ein Handelsartikel unter dem Namen Rohſeide, oder dieſe kommt auf den Weberſtuhl und wird in verſchiedene Stoffe verarbeitet, zu einheimiſchem oder auswärtigem Verbrauch. Trotz der anſcheinenden Einfachheit ihrer Weberſtühle können ſie doch die neueſten und zarteſten Muſter aus England und Frankreich getreu nachahmen. Vorzüglich zeichnen ſich die Chineſen in damaſtartigen und geblümten Seidenzeugen aus. Ihr Krepp iſt noch nirgends vollkommen nachgeahmt worden, und ſie verfertigen eine Art Waſchſeide, in Canton Ponge genannt, die immer weicher wird durch den längern Gebrauch.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Der Sommer in der Wildniß. — Plan Capitän Bonneville's. — Der zweite Winter. — Zug nach dem Columbiaſtrom.

(Fortſetzung.)

So zogen ſie einige Tage fort, und kamen immer tiefer ins Innere dieſer Gebirgseinöde, wo ſich indeß die Schwierigkeiten mit jedem Schritte häuften; endlich erreichten ſie eines der hohen in dieſem ſeltſamen Gebirgsrücken eingeſchloſſenen Thäler, wo zwei kleine ſpiegelhelle Seen, umgeben von grünenden Wieſen mitten unter den finſtern Felſenhöhen das Auge unendlich erquickten. Hier hielten die Reiſenden an, um ſich und ihren ermüdeten Roſſen Ruhe zu gönnen; ſie waren bis zu einer bedeutenden Höhe über die Ebenen empor geſtiegen, aber immer noch erblickten ſie über ſich ungeheure Granitmaſſen über einander gethürmt. In der Hoffnung von einer benachbarten Höhe herab einen Ueberblick zu gewinnen, und einen Ausweg aus dieſem furchtbaren Labyrinth zu finden, erſtieg Bonneville in Begleitung eines ſeiner Leute mit nicht geringer Mühe eine Felſenhöhe, ſah aber rund um ſich her nur rieſenhafte Piks bis in die Schneeregion ſich erheben. Er wählte denjenigen aus, der ihm der höchſte zu ſeyn ſchien, ging durch ein ſchmales zwiſchenliegendes Thal, und begann ihn zu erſteigen, fand aber bald, daß er keine Kleinigkeit unternommen hatte. Der Berg war ſo ſteil und uneben, daß ſie oft auf Händen und Füßen aufwärts klimmen mußten, oft erſchöpft und athemlos ſich auf den Schnee niederwarfen, und von dieſem aßen, um ihren brennenden Durſt zu ſtillen. In dem Maße aber, als ſie höher ſtiegen, wehten kühlere Lüfte ſie an, mit neuem Muth ſtiegen ſie aufwärts, und erreichten endlich den Gipfel.

Hier breitete ſich vor Bonneville's Augen ein Anblick aus, deſſen Unermeßlichkeit ihn überwältigte; er ſtand auf dem die Waſſerſcheide bildenden Gebirg, das die Indianer als den Rücken der Welt betrachten; *) gerade unter ihm lagen die Felſengebirge mit ihren tiefen, feierlichen Thälern, ihren klaren Seen, öden Päſſen und ſchäumenden Wildbächen, weiterhin verlor ſich das Auge in eine unermeßliche Landſchaft, deren gränzenloſe Ebenen im Schimmer der zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen erglänzten. Einen Augenblick ſchien die indianiſche Fabel verwirklicht; er hatte die Höhe erreicht, von wo aus der Blackfootkrieger nach dem Tode zuerſt das Land der Seelen und den herrlichen Jagdgrund erblickt, in welchem die Wohnungen der freien und edlen Geiſter ſchimmern.

Lange ſtand Bonneville im Anſchauen dieſer majeſtätiſchen Scene verloren. Der Tag war heiter und wolkenlos, und die Atmoſphäre ſo rein, daß man die Gegenſtände bis auf eine erſtaunliche Ferne unterſchied; endlich aber mahnte ihn der ſcharfe Wind, der um die ſchneebedeckten Höhen pfiff, an die Rückkehr, und bald ſtieß er wieder zu ſeinen Gefährten am See.

So wild und faſt unzugänglich dieſe Gebirge ſind, ſo haben ſie doch auch ihre Bewohner: einer von Bonneville's Jägern erblickte auf der Jagd drei derſelben, die aber bei ſeinem Anblick flohen, und ſchnell unter den Felſen verſchwanden. Die Wilden dieſer Gegend ſprechen die Shoſhoniſprache, ſtammen alſo wahrſcheinlich von den Shoſhonis ab, haben aber Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie ſich von allen andern Indianern unterſcheiden.

*) Bonneville hält dieſen Punkt für den höchſten der Felſengebirge, doch iſt dieß nicht wahrſcheinlich; der Pik, den ein Hr. Thompſon, im Dienſt der Nordweſtcompagnie, durch barometriſche und trigonometriſche Meſſungen auf 25.000 (engl.) Fuß beſtimmte, ſcheint höher zu ſeyn.

Sie ſind äußerſt arm, haben keine Pferde, ihre Waffen beſtehen aus Bogen und Pfeilen mit Steinſpitzen, womit ſie das Reh, das Elenthier und Bergſchaf jagen. Sie ſind im Lande der Shoshoni, Flachköpfe, Crows und Blackfeet zerſtreut, wohnen aber ſtets an ganz einſamen Orten und Felſenſpalten, weßhalb man ſie auch ſelten ſieht, und bei ihrer Furcht vor Fremden noch ſeltener zum Sprechen bringt. Da ihre Armuth keinen Räuber reizt, und ſie nicht leicht Jemanden etwas zu Leide thun, ſo werden ſie nie angegriffen; wenn jedoch ein Einzelner in die Hände einer Kriegerſchaar fällt, ſo iſt er verloren, bloß um einen Scalp zu gewinnen und den barbariſchen Scalptanz aufführen zu können. Die Creolen-Trapper betrachteten dieſe Unglücklichen eben ſo ſehr mit Mitleid als mit Verachtung, und nannten ſie die Mitleidswürdigen (les dignes de pitié).

Die Ausſicht von dem Schneegipfel herab hatte Bonneville'n überzeugt, daß es verlorene Mühe ſey, ſich durch die Klippen und Abgründe einen Weg weſtwärts bahnen zu wollen; er mußte daher die Ebenen wieder zu gewinnen ſuchen, und zog abwärts auf einem Pfade, der eben ſo ſehr durch wilde Schönheit, als durch Gefahren und Mühſeligkeiten ausgezeichnet war. Am zweiten Tage hatten ſie die ſteilſten Stellen hinter ſich, und kamen an einen Platz, wo die Schlucht ſich allmählich zum Thal ausbreitete, und der Fluß, dem ſie folgten, auf kurze Strecken einen friedlichen Charakter annahm. Hier war nicht nur der Fluß ſelbſt, ſondern jeder ſich darin einmündende Bach durch Geſellſchaften fleißiger Biber gedämmt, ſo daß das umliegende Land überſchwemmt und zum fortdauernden Sumpf wurde.

Als ſie eines Mittags anhielten, machte Bonneville allein einen Ausflug, und ging am Fluſſe hinab, wo er bald auf einen Biberteich ſtieß, deſſen fleißige Bewohner emſig an der Arbeit waren. Vorſichtig näherte er ſich, um ſie bequem zu beobachten. Drei Biber ſchleppten Prügel und Buſchwerk herbei an eine Stelle des Damms, welche ſichtlich der Ausbeſſerung bedurfte. Hier legten ſie ihre Ladung ab, tauchten dann unter, und kamen bald mit einer ziemlichen Menge Schlamm wieder herauf, womit ſie das eben hingelegte Buſchwerk verklebten. Dieß dauerte einige Zeit fort, worauf ſie ſich etwas Erholung gönnten, einander im Teich umherjagten, und oft mit ihren breiten Schwänzen laut auf das Waſſer platſchten. Während dieſe ſich beluſtigten, erſchien ein vierter, ſah ihnen eine Zeit lang zu, jedoch ohne an ihren Späßen Theil zu nehmen, und klomm am Ufer hinauf, nahe an der Stelle, wo der Capitän verborgen lag, ſetzte ſich auf die Hinterfüße, faßte mit den Vorderpfoten einen jungen Fichtenbaum, und begann die Rinde mit den Zähnen abzuſchälen. Manchmal riß er ein kleines Stück los, hielt es zwiſchen den Pfoten, und verzehrte es ſitzend nach Art der Affen. Der Zweck des Bibers war indeß augenſcheinlich, den Baum zu fällen, und er fuhr damit fort, bis er durch die Annäherung von Bonneville's Leuten erſchreckt wurde; beim Klang ihrer Stimme ſprangen alle Biber, die arbeitenden wie die müßigen, ins Waſſer, und ließen ſich nicht mehr ſehen.

Bonneville hatte viel von der Schlauheit der Biber gehört, daß ſie Bäume ſo abzunagen verſtünden, daß ſie auf die ihnen beliebige und bequeme Art fielen; er bezweifelt dieß jedoch, und bemerkt, er habe oft Bäume von 18 Zoll im Durchmeſſer, die von Bibern gefällt waren, nach allen Richtungen hin liegen ſehen, und oft auf eine für die ſpätern Zwecke des Thiers ſehr unbequeme Weiſe. In der Wahl der Bäume, die ihm Rinde für den Winter liefern ſollen, iſt er ziemlich ekel, und macht oft mit ſeinem ganzen Haushalt, Alt und Jung, lange Reiſen; manchmal fällen ſie die größten Bäume, und ſchälen dann die Zweige ab, deren Rinde ihnen am meiſten behagt. Dieſe theilen ſie in Stücke von etwa 3 Fuß Länge, bringen ſie nach dem Waſſer, und flößen ſie nach ihren Wohnungen, wo ſie für den Winter aufbewahrt werden. Ihre Wohnungen halten die Biber äußerſt reinlich, und nach ihren Mahlzeiten ſchaffen ſie das Holz, an welchem ſie die Rinde abgefreſſen haben, hinaus, und werfen ſie in das Waſſer jenſeits ihres Damms. Auch ſind ſie äußerſt eiferſüchtig auf ihr Gebiet, laſſen nie einen Fremden auf dasſelbe kommen, und bekämpfen ſich manchmal mit einer ſolchen Heftigkeit, daß ſie ſich faſt in Stücken reißen. Im Frühjahr, welches die Brutzeit iſt, machen die Männchen, die Weibchen zu Hauſe laſſend, oft weite Vergnügungsreiſen, beluſtigen ſich in jedem klaren ruhigen Waſſerbecken, und erſteigen manchmal die Ufer, um die zarten Sproſſen der jungen Weiden abzufreſſen. Wie der Sommer vorrückt, geben ſie ihre Junggeſellenſtreifereien auf, kehren heim zur Gefährtin und den Kleinen, und führen ſie dann auf die Fouragirung für den Winter.

Die Jäger haben dem Biber alle ſeine Gewohnheiten abgelauert, und benützen dieß, um ihn zu fangen; auf den erſten Blick entdeckt der erfahrene Trapper einen Biberbau, wenn er auch noch ſo ſehr im Dickicht verſteckt iſt. Er ſtellt nun ſeine Falle am Ufer zwei oder drei Zoll unter der Waſſerfläche auf, und befeſtigt ſie durch eine Kette an einer Stange, die er tief in den weichen Boden ſtößt; ein kleiner Zweig wird geſchält, und das eine Ende in die „Medicin" getaucht, wie die Trapper den Köder nennen. Das Ende ſteht etwa vier Zoll über das Waſſer vor, das andere Ende iſt zwiſchen den Armen der Falle. Der Biber, welcher einen ſcharfen Geruch hat, wird von dem Köder bald angezogen, und ſo wie er mit der Naſe daran ſtößt, wird ſein Fuß in der Falle gefangen. In ſeiner Furcht überſchlägt er ſich ins tiefere Waſſer, aber die an den Pfahl befeſtigte Falle widerſteht allen ſeinen Bemühungen, die Kette trotzt ſeinen Zähnen, er wehrt ſich eine Zeit lang, ſinkt endlich zu Boden und ertrinkt. Hat man einer Biberfamilie nacheinander einige Mitglieder weggefangen, ſo werden die andern ungemein ſcheu, und laſſen ſich dann nicht mehr leicht ködern, bring to medicine, wie die Trapper ſagen. Dann verbergen dieſe ihre Fallen auf den gewöhnlichen Gängen des Bibers, der aber, jetzt vollſtändig der Fallen kundig (up to trap), ſich ihnen vorſichtig nähert, und ſie mit einem Stock zum Springen bringt, oder auch völlig umwirft, und manchmal gar an ſeinen Damm ſchleppt, und im Schlamm verbirgt. Dann gibt der Trapper den Kampf der Schlauheit auf, nimmt ſeine Fallen auf die Schulter, und erkennt, daß er dem Biber nicht gewachſen iſt (not up to beaver).

(Fortſetzung folgt.)

Majorca und Biscaya.

(Fortsetzung.)

Der Majorkiner bekümmert sich äußerst wenig um die Regierung der Königin, wie um die Fahnen des Don Carlos. Er lebt für sich, für sein Haus, seinen Handel, zahlt keinen Maravedi Steuern mehr, als sein Vater und sein Großvater gezahlt haben, weicht in seinem Charakter auch gänzlich von jenem der übrigen Spanier ab, und ist auch mehr für die Freude, fürs gesellige Leben gestimmt. Der Wein darf ihm bei der Mahlzeit nicht fehlen, er liebt den Tanz, den Gesang zur Guitarre, ein freies Bewegen auf den offenen Märkten, die Spiele unterm freien Himmel, wie z. B. à la barra,*) al bogin (sprich: Botschin),**) à la morra,***) cruz y cabeza,†) und ist immer munterer Laune, heiter wie der Horizont, der seine paradiesische Insel umgibt. Dabei sind diese Insulaner gutmüthig, äußerst zuvorkommend gegen Fremde, verstehen sich auf die Kunst, die ernsthaftesten Gegenstände scherzweise zu behandeln, und bieten dem Unglücke gerne die Hand.

Den Biscayer beschreiben seine Nachbarn gewöhnlich mit der Kugelbüchse auf der Achsel, den Dolch zur Seite und die Pistolen im Gürtel, huldigend der Vorliebe für unumschränkte Freiheit, racheglühend wenn er beleidigt wird, und gleich unversöhnlich gegen seinen Feind, wie schonungslos gegen Alles, was seine Eifersucht zu wecken wagen wollte. Dieß ist jedoch nur als eine Folge des Umstandes zu betrachten, daß die biscay'schen Gebirge wenig von Fremden bereist werden, und dieses Volk stets den Beobachtungen der Philosophen, wie dem Joche der Eroberer entgangen war. Wenige von denen, die über Biscaya schrieben, haben davon mehr gesehen, als San Sebastian in Guipuzcoa oder den Hafen von Bilbao; wer aber das großartige Volk in den Gebirgen kennt, und sich die Mühe gegeben hat, seinen Charakter zu studiren, wird auch in seinen Sitten und Gebräuchen jene scharf gezeichneten Züge von Großmuth und Herzensgüte gefunden haben, die man gewöhnlich nur für philosophische Romane zu halten pflegt, oder in die Classe jener Traditionen zählt, die ihre Ausschmückung durch die Klagen über den Verlust goldener Zeiten fanden. So kann im Allgemeinen der Biscayer von sich sagen, daß er mehr Vorzüge des Herzens besitzt, als moralische Tugenden. Sein Durst nach Rache ist zwar glühend, und will augenblicklich befriedigt seyn, aber dergleichen Beispiele sind sehr selten, und werden uns auch meistens nur aus einem Hohlspiegel gezeigt, den die Vorliebe zum Außerordentlichen, oft auch blos nachbarliche Feindschaft dem erschrockenen Auge vorhalten. Weit häufiger sind die Beweise edler Handlungen bei diesem Volke, das selbst die ihm so oft zum Vorwurfe gemachte Rachgierde zu bezähmen weiß, sobald seine Großmuth in Anspruch genommen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Handel der Sandwichs-Inseln scheint bedeutend zuzunehmen. Vom 6 Julius bis zum 9 December 1835 liefen 72 Schiffe in den Häfen von Oahu ein, und vom Januar bis zum October besuchten 58 Schiffe den Hafen von Honolulu. Diese Schiffe gehörten theils dem Lande selbst, theils den Engländern und Amerikanern. Vom 1 Julius bis zum 14 December 1836 liefen in dem einzigen Hafen von Honolulu 154 Schiffe ein, worunter 80 Brigs und Goeletten, die dem Land, und 56 Schiffe, welche den Vereinigten Staaten angehörten, nämlich: 8 Fahrzeuge, 10 Brigs und 56 Wallfischfänger mit einer Ladung von 50,100 Tonnen Thran. Siebenzehn Schiffe gehörten England, nämlich: 5 Fahrzeuge, 4 Brigs und 10 Wallfischfänger mit 10,640 Tonnen Thran. Außer den obigen Schiffen liefen auch 4 Kriegsschiffe ein.

---

*) A la barra. Ein Nationalspiel der Spanier, bei welchem von einem gegebenen Punkt aus eine 25 bis 30 Pfund schwere und 3 Fuß lange, auf beiden Seiten zugespitzte eiserne oder bleierne Stange (la barra) mit beiden Händen zwischen den Beinen gehalten und dann möglichst weit hinausgeschleudert wird. Hierauf wird der äußerste Punkt derselben durch einen Strich in den Sand angemerkt, die Stange wieder zurückgetragen, von einem Andern geschleudert, und der weiteste Wurf trägt dann den Gewinn davon.

**) Al bogin. Irgendwo vor dem Thore wählen sich die Spieler einen Platz, und bestimmen durch Einschlagung eines kleinen Pfahles in die Erde den Punkt, von dem aus die bei diesem Spiele nöthigen Kugeln geworfen werden müssen, die ein jeder von ihnen selbst mitzubringen hat. Diese sind von gleicher Größe, bei acht Zoll im Durchmesser, und dabei immer je zwei und zwei von gleicher Farbe: schwarz, roth, blau u. s. w. Zwei Spieler, die durch das Loos bestimmt werden, halten dann immer zusammen, z. B. der, welcher die rothen Kugeln brachte, mit jenen der grünen u. s. w. Es können, wie bei der Barra, so viele mitspielen, als wollen, nur darf die Zahl der Spieler nicht ungleich seyn, und diese theilen sich dann wieder in zwei Classen nach den Namen der Farben ihrer Kugeln; die roth und grünen, schwarz und himmelblauen, hellgelben und weißen auf der einen Seite; die hochgelben und braunen, dunkelblauen und violettfarbigen, gedupften und gestreiften auf der andern. Nun wird eine carmoisinrothe Kugel, um vieles kleiner als die übrigen, ungefähr von dritthalb Zoll im Durchmesser (el bogin), aufs Gerathewohl hinaus ins Freie geworfen. Hierauf trachtet jeder der Mitspielenden zuerst eine, und wenn die Reihe wieder an ihn kommt, auch die zweite Kugel diesem Bogin möglichst nahe zu bringen, die dann alle unberührt bleiben, und jene, welche am Schlusse des Spieles demselben zunächst liegt, hat den Einsatz für die Partei gewonnen. Dieses ist aber nur selten der Kunst der Werfenden, sondern weit öfter dem Ungefähr zuzuschreiben, weil der hiezu gewählte meistens stark uneben und mit Gras bewachsene Boden keinen geraden Schub verstattet, und es sich gar leicht ereignen kann, daß z. B. die erste Partei schon den Sieg für sich zu haben glaubt, und einer aus derselben zu nahe oder gar auf den Bogin hinauswirft, der dann weiter rollt, und leicht in der Nähe einer Kugel von der Gegenpartei stehen bleiben kann, und somit mit lauter Geschicklichkeit der Verlust selbst herbeigeführt wird. Uebrigens ist es gleichgültig, wie man die Kugeln hinausbringt, ob durch Werfen im Bogen oder durch Auflegen, und Schieben von der Erde weg.

***) A la morra. Ein aus Italien stammendes Spiel, bei dem zwei Spieler einander die geballte Hand vorhalten, nach Belieben einen oder mehrere Finger ausstrecken, sich in die Augen fassen, und dabei eine Zahl nennen, welche jene der Finger beider Theile seyn soll. Es wird mit Zeugen gespielt.

†) Cruz y cabeza. (Kreuz und Kopf.) Dieses Spiel kommt aus Portugal, und gehört, wie das vorige, auf die Marktplätze, doch werden, wenn es regnen sollte, auch ungehindert die öffentlichen Hallen und selbst die Kreuzgänge der Klöster dazu benutzt. Ein Mensch, welcher aber der Unparteilichkeit halber eigentlich keinen Antheil am Spiele haben darf, sondern für seine Mühe bezahlt wird, nimmt zwei Piaster und hält solche zwischen dem Zeigfinger und dem Daumen dicht aufeinander, so daß von dem einen das Wappen (cruz, die portugiesischen Thaler haben bekanntlich Kreuze in demselben), von dem andern der Kopf (cabeza) auswärts zu stehen kommt, was er den einen Kreis um ihn bildenden Mitspielern und Zuschauern deutlich zu zeigen hat. Nun wirft er die beiden Piaster, so stark, als es ihm möglich ist, perpendiculär in die Höhe. Zeigen solche bei ihrem Herabfallen zwei Köpfe, so haben jene gewonnen, die auf diese wetteten; zwei Wappen hingegen bringen den Gewinnst auf die andere Seite. Fällt aber einer dieser Piaster auf den Kopf und der andere auf das Wappen, so wird das Werfen wiederholt vorgenommen. An diesem Spiele können sehr viele Antheil nehmen, ohne daß sie dabei etwas Anderes zu thun hätten, als die Gewinnste einzunehmen und die Verluste zu bezahlen.

Die übrigen Nationalspiele der Spanier, Stierhetzen, Hahnengefechte, das Ballspiel in eigenen dazu bestimmten Gebäuden, das Werfen mit spitzigen Messern nach der Scheibe, in Andalusien gebräuchlich, sind dem Majorkiner fremd geblieben, auch liebt er die Karten wenig und hasst die Würfel.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Eb. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.)

Nr. 202.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 Julius 1837.

Nossa Senhora d'Arrabida in Liſſabon.

Dieſe wunderthätige Marienbild, welches ſeinen Hauptſitz in der Kirche von Espérança hat, ſpielte ſonſt eine der vorzüglichſten Rollen unter den Heiligen Liſſabons, indem ihr Wirkungskreis ſich ſelbſt außer der Stadt, bis zu dem 4 Meilen entfernten Mönchskloſter der Serra d'Arrabida erſtreckte, woſelbſt ſie jedes Jahr einen feierlichen Beſuch abſtattete. Vor Pfingſten zieht dieſe Senhora, deren immagem ungefähr zwei Fuß hoch iſt, in Proceſſion aus der Kirche von Espérança nach der Kirche von Corpo Santo, welche der irelándiſchen Gemeinde hier zugehört, und verweilt hier mehrere Tage. Eine harmoniſche Militärmuſik geht der Proceſſion voran, darauf folgten die Bruderſchaft der Kirche in weißen Mänteln mit hellblauen Kragen, die Livréefarben der Noſſa Senhora, dann kam die Heilige unter einem Baldachin von vier Männern getragen; dahinter der Geiſtliche der Kirche, und hinter dieſem ein kleines zweirädriges Kütſchchen, roth und ſtark vergoldet, von einem kleinen Pferdchen gezogen, mit Fliegennetz behangen, damit die dürren Knochen verdeckt werden. Dem Kütſchchen ſchließt ſich dann das Straßenperſonal an, beſonders viele Weiber, denn dieſe ſetiren noch immer mehr die Noſſa Senhora als die Männer.

Dieſe Proceſſion zwiſchen ſonſt und jetzt iſt aber himmelweit verſchieden: ſonſt fliegen dabei Hunderte von Raketen am hellen Tage in die Luft; ſie wurde von vielen Prieſtern begleitet, und Tauſende folgten ihr von einer Kirche zur andern. Nachdem ſie in Corpo Santo mehrere Tage unter Feſtlichkeiten zugebracht, wurde ſie in Proceſſion wieder abgeholt, und ſchiffte ſich nun auf dem Tajo in einer mit Blumen ausgeſchmückten Falua ein, auf der ihrer die ernannten Feſtvorſteher mit Muſik und Raketen warteten. Noſſa Senhora ſaß in ihrer Kutſche, um alsdann jenſeits ihren Weg nach Arrabida zu Wagen fortzuſetzen. Viele andere geſchmückte Fahrzeuge mit Muſik von Dudelſäcken, Rappeln und Trommeln waren im Gefolge. Am jenſeitigen Ufer wurde ſie von dem dortigen Landvolke in Empfang genommen, was ſich dann zu Tauſenden anſchloß, und der Zug ging nun durch die drei Stunden lange Sandwüſte mit einzelnſtehenden Pinien und Wachholdergeſträuch nach der Capelle von Arrabida in einer wüſten Gegend, welche in dieſen Tagen aber zu einem portugieſiſchen Elyſium umgeſchaffen war, d. h. Zelte und Hütten von Strauchwerk füllten den ebenen Platz, Marktbuden hatten ihre Waaren ausgelegt, Zelte für menſchliche Bedürfniſſe aller Art waren errichtet, denn es galt hier Tauſende in der Wüſte zu ſpeiſen oder verhungern und verdurſten zu laſſen. Das Feſt dauerte faſt die ganze Himmelfahrtswoche hindurch, und die Devoteſten hielten von Anfang bis zu Ende aus, darum hörte auch die Zufuhr von Lebensmitteln gar nicht auf. Die Morgenſtunden gehörten dem Gottesdienſt, die übrigen dem Belialsdienſte. Ging es auch bei Tage geſittet her, ſo überließ man ſich hingegen die Nacht hindurch allen möglichen Ausſchweifungen. Was aber beſonders das weibliche Geſchlecht zu dieſer Proceſſion und dem Feſte hinzog, war der Glaube, daß Noſſa Senhora ſie künftig mit Fruchtbarkeit ſegnen würde. Die Folgen dieſes Feſtes ſollen ſich auch oft wunderbar an ihnen bewieſen haben. Mit derſelben Proceſſion zu Fuß, zu Pferd, zu Eſel, zu Wagen und auf Ochſenkarren ward die Heilige durch die Sandwüſte auch wieder zurück begleitet, und die Mönche kehrten in ihr einſames Kloſter auf dem hohen Gebirge von Arrabida zurück; es war ihre jährliche Kirmes, auf der ſie ſich etwas zu Gute thaten, denn als Bettelorden und auf Felſen wohnend, die nichts erzeugten, gab es oft ſchmale Biſſen bei ihnen. Mit Sang und Klang und Raketen kam Noſſa Senhora wieder in Liſſabon an. Gegenwärtig nun, wo auch der Wunderglaube an die Senhora nachgelaſſen, iſt dieſe Proceſſion nur noch ein Schatten der alten. In dieſem Jahre mußte ſie ſich ſogar ohne Muſik und Raketen einſchiffen, keine Blumen zierten ihr Schiff, und ſo kann man ſich denn leicht vorſtellen, daß das übrige Feſt in der Wüſte höchſt mager ausfallen wird, denn höchſtens wohnt demſelben nur noch das niederſte Volk bei, da wo ſonſt die Vornehmſten den Ton angaben, ſich jetzt aber gänzlich davon zurückgezogen haben, ſeitdem das Volk ſouverän geworden, und die Perſpective fehlt, aus einem ſolchen Volksfeſte mit heiler Haut ſich wieder zurückziehen zu können.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Der Sommer in der Wildniß. — Plan Capitän Bonneville's. — Der zweite Winter. — Zug nach dem Columbiastrom.

(Fortsetzung.)

Am 17 September kam Bonneville ins Thal des grünen Flusses und zu seinen Verstecken, nahm heraus, was er bedurfte, und brach am 18 wieder auf, um zu seinen am Windfluß zurückgelassenen Gefährten zurückzukehren. Er stieß auf Indianerspuren, und hatte nicht wenig Mühe, seinen weitern Marsch vor ihnen zu verbergen, und ihnen zu entkommen. Die Besorgniß, seine Trapper möchten den Indianern in die Hände gefallen seyn, stieg in ihm auf, und wuchs, als er die Spur seiner Leute fand, und bemerkte, daß sie in sehr verschiedenen Richtungen umher gezogen seyn mußten. Am 25 September traf er sie glücklicher Weise wohlbehalten an, und die Erzählung des Abenteuers, das einer der Trapper bestanden, überzeugte ihn, daß er und seine Leute von Glück zu sagen hatten. Dieser Trapper war nämlich allein von einer ganzen Schaar Crowkrieger überrascht worden, welche schon ihre Tomahawks und Scalpmesser über seinem Kopf schwangen, so daß er sich bereits für verloren hielt. Die Crows aber waren mehr in scherzhafter als blutgieriger Stimmung, und entließen ihn, nachdem sie sich eine Zeit lang an seinem Schrecken ergötzt hatten, mit heiler Haut, freilich nicht ohne ihn zuvor nackt ausgezogen, und ihn zum Abschied mit einem alten zerrissenen Büffelmantel beschenkt zu haben, in welchem Aufzug er natürlich von seinen Cameraden mit schallendem Gelächter empfangen wurde. Die spaßhafte Stimmung der Crows rührte augenscheinlich von einem glücklichen Streich her, den sie kurz zuvor ausgeführt hatten, denn sie führten 26 schöne Pferde und einige Maulthiere mit sich, die zu Fitzpatricks Schaar gehört hatten, als dieser sich am Bighorn von Bonneville trennte.

Dieser, jetzt durch seine Trapperschaar verstärkt, marschirte langsamer, und traf am 14 October wieder bei seinen Verstecken ein. Hier stieß er auf Spuren der Indianerschaar, welche im Quellland des Windflusses auf ihn Jagd gemacht, und als sie ihn nicht erreicht, seine Spur rückwärts nach den Verstecken verfolgt hatte. Einen dieser letztern hatten sie entdeckt und aufgebrochen, glücklicher Weise enthielt dieser aber nichts als Bruchstücke alten Eisens, die sie nach allen Richtungen umher gestreut und dann sich entfernt hatten. Ihrem verlassenen Lager nach zu schließen, mußte die Schaar wenigstens dreihundert Krieger stark seyn. Da er fürchtete, gegen Osten und Norden wieder auf dieselbe zu stoßen, so zog er südwärts, und traf hier am 27 October auf eine Schaar Shoshonis, bei denen sich auch Fitzpatrick und seine Trapperabtheilung befand.

Dieser thätige Partisan hatte im Crowlande mehrere Unfälle erfahren. Nachdem er sich am Bighorn von Bonneville getrennt, hatte er sich westlich gewandt, um am Pulver- und Zungenfluß Biber zu jagen; er hatte 32 Mann und etwa 100 Pferde bei sich. Eine so starke Cavalcade konnte nicht durch das Crowland kommen, ohne die Aufmerksamkeit der räuberischen Horden auf sich zu ziehen. Bald folgte ihnen eine starke Schaar Crows und erreichte sie am Zungenfluß; der Crowhäuptling kam unter großen Freundschaftsbezeugungen heran, und schlug Fitzpatrick vor, ein gemeinsames Lager zu schlagen, was letzterer aus Mißtrauen gegen die Crows ablehnte, und in einer Entfernung von drei Meilen sein Lager schlug. Hierauf ritt er mit geringer Begleitung zu dem Crowhäuptling hinüber, um ihn zu besuchen, und wurde mit anscheinend großer Herzlichkeit aufgenommen. Inzwischen überfiel eine Abtheilung Crows, welche sich durch sein Mißtrauen aller Skrupel entbunden glaubten, sein Lager, und plünderte es trotz der Gegenwehr seiner Leute rein aus. Auf dem Rückweg trafen sie Fitzpatrick, und um ihre Heldenthat zu krönen, beraubten sie auch diesen völlig. Nun fand eine Unterhandlung zwischen den geplünderten Weißen und den triumphirenden Crows statt, wo Fitzpatrick es dahin zu bringen wußte, daß der Crowhäuptling ihm seine Pferde, eine Anzahl Biberfallen, seine Büchsen und etwas Munition zurückgab. Als dieß geschehen, machte sich Fitzpatrick in aller Eile auf, um das Crowland zu verlassen, ehe ihm ein neuer Unfall zustoße. Nach seinem Abmarsch bereuten die Crows, daß sie sich beschwatzen ließen, eine so werthvolle Cavalcade aus ihren Händen zu lassen; sie machten sich alsbald auf, und schlichen Fitzpatricks Schaar so lange nach, bis sie sich der besten Pferde und Maulthiere bemächtigt hatten. Wahrscheinlich waren es diese Crows, welche den einsamen Trapper am Popo Agie ausgeplündert und ihm zur Deckung seiner Blöße einen alten Büffelmantel gegeben hatten.

Bonneville zog nun über eine hohe Kette und kam an den Bärenfluß, der von seiner Quelle bis an seine Ausmündung in den großen Salz-See einen Pferdehuf beschreibt. Einer der Hauptzuflüsse dieses Sees, obwohl, wie man vermuthet, reich an Bibern, wurde noch nie von Trappern besucht, da er in zerrissene Berge hineinführt, und der Zugang durch furchtbare Abgründe und niedergestürzte Fichtenstämme versperrt ist. An diesem Fluß hinabziehend, kamen die Reisenden an die Ausmündung eines etwa 30 Meilen langen und zwei bis drei Meilen breiten Sees, der ganz von niedern Bergketten eingeschlossen war, und mit dem Bärenfluß durch einen unwegsamen Sumpf zusammenhing. Er heißt der kleine See, um ihn von dem großen Salzwasser-See zu unterschreiden.

Am 10 November besuchte Capitän Bonneville eine merkwürdige Stelle in der Nachbarschaft. Eine Fläche von etwa einer halben (engl.) Quadratmeile ist mit fleckenlosem, weißem Thon oder Walkererde bedeckt, die einer großen Platte parischen Marmors oder einer blendenden Schneefläche gleicht; der Eindruck ist sehr lebhaft zu allen Zeiten, mag nun im Sommer das glänzende Grün, oder im Herbst das verdorrte Gras die blendende Fläche umgeben. Um diese Ebene her sind zahlreiche Quellen von sehr verschiedener Temperatur, wovon eine die Siedhitze hat, unaufhörlich furchtbar aufkocht, und sich zwei bis drei Fuß hoch erhebt. An einer andern Stelle ist eine Oeffnung im Boden, aus der eine Rauchsäule aufsteigt, die eine unaufhörliche Wolke bildet; auf eine ziemliche Strecke umher klingt der

Boden hohl. Die größte Merkwürdigkeit dieſes ſeltſamen Diſtricts iſt jedoch die Bierquelle, wovon die Trapper Wunderbares berichten; oft lenken ſie von ihrem Weg ab, um davon zu trinken. Capitän Bonneville fand wirklich den Geſchmack des Waſſers bierähnlich, und ſeine Leute tranken mit Begierde; ſeiner Anſicht nach hat es keine mediciniſche Eigenſchaft, und erzeugt keine beſondern Wirkungen. Man nennt ſie auch die Sodaquelle, und ſie ſoll Eiſen und Schwefel enthalten.

Die Zeit war jetzt gekommen, wo Bonneville ſeine Abtheilung freier Trapper aufſuchen ſollte, die er im Anfang Julius unter Hodgliß zurückgelaſſen hatte, um am obern Laufe des Salmenfluſſes Biber zu fangen. Seine Abſicht war, ſie mit der Abtheilung, die ſich jetzt bei ihm befand, zu vereinigen, damit Alle vereint das Winterquartier beziehen könnten. Am 11 November brach er deßhalb in Begleitung von drei Mann auf, und zog über den Portneuf, einen der Zuflüſſe des Schlangenfluſſes. Dieſer ganze Landſtrich trug augenſcheinliche Beweiſe vulcaniſcher Erſchütterungen und unterirdiſcher Brände: große Lavamaſſen waren allenthalben zerſtreut, die Felſen ſchienen an einigen Orten ſogar in einem flüſſigen Zuſtande geweſen zu ſeyn, die Ebene war in tiefe Spalten zerriſſen, und dieſe zum Theil mit Lava ausgefüllt. Die Reiſe ging mehrere Tage ohne beſondern Zufall fort, am 19 Nov. kamen ſie endlich auf die Spur der Abtheilung, welche ſie aufſuchten, und auch am folgenden Tage wirklich fanden.

Dieſe freien Trapper hatten ſich geweigert, Bonneville'n im Monat Julius nach dem grünen Fluß zurückzubegleiten, und es vorgezogen, an den obern Zuflüſſen des Salmenfluſſes Biber zu fangen, da ſie dieſe Nachbarſchaft minder gefährlich, und die Biber hier im Ueberfluß zu finden glaubten; ihre Jagd war aber nicht glücklich geweſen. Sie waren in die große Bergkette eingedrungen, wo einige der obern Zuflüſſe des Salmenfluſſes entſpringen, hatten ſich aber in furchtbare Steilabſtürze und unermeßliche, faſt undurchdringliche Bollwerke von gefallenen Fichten ſo verwickelt, daß ſie einen großen Theil ihrer Zeit damit zubrachten, ſich nur wieder herauszuwinden. Durch dieſe Trapperſchaar verſtärkt, kehrte Bonneville zu denjenigen um, welche er an der Bierquelle verlaſſen hatte, damit alle mit einander am Schlangenfluß die Winterquartiere beziehen möchten. Auf dem Marſche fiel ſchon mehrmals Schnee in dichten Maſſen, doch ſchmolz er augenblicklich wieder, ſo daß er nicht dadurch aufgehalten wurde, und am 4 December traf er ſeine Leute, und eine Abtheilung Banneck-Indianer an einer grasreichen Stelle, wo er früher mit den letztern eine Büffeljagd angeſtellt hatte.

Bonneville ſchlug ſein Winterlager in der Nähe des Portneuf, aber in einiger Entfernung von den Bannecks auf, um alle Unannehmlichkeiten einer zu großen Vertraulichkeit und Zudringlichkeit zu vermeiden. Dieß nöthigte ihn indeß, das äußerſte Ende des flachen Landes zu wählen, wo er zwiſchen Eis und Schnee eingeſchloſſen war, und nichts als Wermuthgeſträuch für ſeine Pferde hatte. Die Bannecks dagegen lagerten unter den ſchönen Quellen, wo das Gras in Ueberfluß vorhanden war; einige dieſer Quellen ſpringen in hinreichender Maſſe aus dem Boden, um eine Mühle zu treiben, und bilden ſchöne kryſtallhelle Bäche voll großer Forellen.

Der Winter trat nun regelmäßig ein, Schnee fiel häufig und in großer Menge, und bedeckte fußtief den Boden. Das Mißtrauen, welches anfänglich zwiſchen Indianern und Trappern beſtand, nahm allmählich ab, und machte gegenſeitigem Vertrauen Platz. Einige Geſchenke überzeugten die Häuptlinge, daß die Weißen ihre Freunde ſeyen; auch fehlte es dieſen letztern nicht an Beweiſen der Redlichkeit ihre wilden Freunde. Manchmal machte Schnee und Mangel an Futter es nöthig, die Pferde ihren Unterhalt in großer Ferne ſuchen zu laſſen, und wenn eines ins Lager der Bannecks ſich verirrte, wurde es alsbald zurückgebracht. Freilich, wenn das entlaufene Pferd zufällig in ſehr kräftigem Zuſtande war, ſo wurde daſſelbe ſtets erſt nach etlichen Tagen und ſehr abgetrieben zurückgegeben, mit der Bemerkung, ſie hätten es ſehr weit weg gefunden. Die Rigoriſten meinten nun, die Pferde ſeyen inzwiſchen tüchtig auf der Büffeljagd mitgenommen worden; diejenigen aber, die mit indianiſcher Ehrlichkeit in Bezug auf Pferdefleiſch beſſer bekannt waren, hielten es für einen beſondern Beweis von Rechtlichkeit, daß ſie überhaupt zurückgegeben wurden.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die phyſiſche Conſtitution der Kamele.

Die Kamele können ihrer Natur nach und durch Gewohnheit von Jugend auf an eine ſolche Mäßigkeit gewöhnt werden, daß ſie ſich auf eine unglaublich lange Zeit des Freſſens und beſonders auch des Trinkens enthalten können. Dieſer letztere Umſtand beruht nicht, wie man bisher glaubte, auf einer Art Waſſerſack im Magen, in welchem ſie Waſſer aufbewahren können, ſondern größtentheils auf der Organiſation und weiten Ausdehnung der Speicheldrüſen, die bei allen Thieren mit der gewöhnlichen Nahrung derſelben in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen. Während der langen Reiſe durch den Theil der großen Wüſte, der in einiger Entfernung von Cairo beginnt, hatte Hr. Botta Gelegenheit zu bemerken, daß ſeine Kamele, je weiter ſie ſich von dem Punkte der Abreiſe entfernten, immer magerer wurden. Auch fand er die ſchon längſt gemachte Beobachtung beſtätigt, daß dieſe Thiere von fern ſchon das Waſſer gleichſam zu fühlen ſcheinen, was ſich an der Beſchleunigung ihres Marſches trotz aller Erſchöpfung ihrer Kräfte erkennen ließ. Sobald die Kamele an eine der wenigen Ciſternen in der Wüſte kommen, fallen ſie mit Begierde über das darin enthaltene Waſſer her, und trinken lange, ohne abzuſetzen. Was Hrn. Botta aber am meiſten überraſchte, war die Veränderung, die nun mit dieſen Thieren vorging, denn nach kurzer Ruhe nahmen ſie, nachdem ſie getrunken, ebenſo ſchnell wieder zu, als ſie vorher abgemagert hatten, ſo daß er ganz andere Thiere als die ſeinigen vor ſich zu ſehen glaubte. Da nun in ihrer gewöhnlichen Lebensweiſe keine Aenderung vorgegangen war, als daß ſie einige Hände voll trockner Nahrung bekommen und eine große Menge Waſſer getrunken hatten, ſo geht daraus deutlich hervor, daß die Feuchtigkeit aus dem Magen durch Einſaugung in den übrigen Körper und ſogar in das Zellgewebe eingedrungen ſeyn müſſe.

Majorca und Biscaya.

(Fortſetzung.)

Die Majorkinerinnen entfalten in ihren Geſprächen, ihrer Haltung, ihrem Gang eine unbeſchreibliche Anmuth, viele Grazie im Tanze, ſind gute Sängerinnen, und überhaupt der Muſik leidenſchaftlich ergeben. Mit den glänzenden Caſtagnetten von Ebenholz in den lilienweißen Händchen, übertreffen die jungen Damen aus Palma die beſten Tänzerinnen auf den Bühnen von Los Canos, Santa Cruz und bei Principe in der Hauptſtadt ſowohl an Leichtigkeit in den Bewegungen, als in der Beobachtung aller Regeln der Tanzkunſt. Der auf der Halbinſel übliche Fandango gewinnt noch durch das fröhliche Weſen dieſer Inſulanerinnen, welche bei dieſem Nationaltanze, der nur für ſie geſchaffen zu ſeyn ſcheint, alle Gefühle richtig auszudrücken verſtehen, die ſie im Innern verbergen. Aber auch auf dem platten Lande herrſcht eine beſondere Vorliebe für Tanz und Muſik. Es gibt ſelten ein Dorfmädchen, das nicht wenigſtens eine Guitarre beſitzt, viele unter ihnen ſpielen ſogar die Harfe recht gut, und alle wetteifern, ſich unter einander in Geſang und Tanz zu übertreffen. Nur Eine Gegend auf der Inſel, bei dem verſchütteten Hafen von Alcudia, ſcheint für die allgemein vorherrſchende Freude nicht geſtimmt zu ſeyn. Dieſe ehemalige Hauptſtadt iſt jetzt zu einem verarmten ungeſunden Dorfe herabgeſunken. Fieber und andere Seuchen tragen Vieles dazu bei, jene Oſtküſte zu veröden, wo übrigens die beſten Südfrüchte gebaut werden. Die Jagd beſchränkt ſich auf Rebhühner in verſchiedenen Farben, Wachteln und Kaninchen, einige Zugvögel, als wilde Enten und Seemöven, und wer Geißen jagen will, muß ſich nach Cabrera überſchiffen laſſen, eine kleine dritthalb Stunden von Palma entfernte Inſel, die ihren Namen von dieſen Thieren hat. Es ſind dieß jedoch keine Gemſen, ſondern wirkliche zahme Geißen in zahlloſen Heerden mit ihren Böcken, die ſich Jahr aus, Jahr ein in dem dortigen Felſengebirge aufhalten, aber keineswegs herrenlos ſind. Dieſerwegen muß eine Jagdgeſellſchaft erſt anfragen, wie viel ſie ſchießen darf, und hat dann das erlegte Wildpret nicht allein nach ſeinem Werth auf dem Platze zu bezahlen, ſondern bei der Zurückkunft im Hafen auch noch zu vermauthen.

Daß die Fiſcherei auf einer ſo bedeutenden Inſel im Mittelmeere von Belang ſeyn muß, bedarf wohl keiner Erwähnung, und ich erlaube mir daher, bevor ich Palma verlaſſe, noch ein paar Worte über die dortige Tracht und einige Gebräuche, die ich ſonſt nirgends, weder in Italien noch auf der Halbinſel, antraf. Das ſich auszeichnende Barett des Majorkiners mit zwei Spitzen an der Vorder- und Hinterſeite iſt gewöhnlich von Sammt, und hat etwas Aehnliches mit den Mützen der Catalonier Bürger. Er trägt eine Halsbinde, gewöhnlich von bunter Seide, auf der Bruſt zuſammengeknüpft, kurze Beinkleider von der Farbe der zierlich ausgenähten Jacke, meiſtens braun, oder olivenfarb, erſtere mit einer Menge an dreigliedrigen Ketzchen befeſtigter Knöpfe in der Form kleiner Eicheln von Silber oder vergoldetem Metall; auch die Aermel der Jacke und die beiden Vorderſeiten ſind mit dergleichen Knöpfen in Ueberfluß verſehen; dabei trägt er rothe, blaue oder auch weiße Strümpfe, und Sandalen von Hanf, nicht ſelten mit bunten Bändern geſchnürt.

Junge Frauenzimmer zeichnen ſich durch zwei einfache Haarflechten aus, welche ächt oder falſch bis an die Kniekehlen reichen; lederne Schuhe ſieht man wenig; die Mittelclaſſe bedient ſich noch der Sandalen, die Vornehmen kleiden ihre Füße in Seide. Die meiſtentheils ſchwarzen Kleider ſind einfach, doppelt oder auch dreimal mit Franzen beſetzt. Im erſtern Falle reichen dieſe Franzen von der Mitte des Oberſchenkels bis zu der unterſten Nath des Kleides, im zweiten nur bis an die Kniee, und dann fangen jene an, die das Unterkleid bedecken, oder ſie ſind nur ſechs bis acht Zoll lang, und umkreiſen dasſelbe dreimal, niemals aber reichen ſie über das Kleid hinaus. Man ſieht auch Frauenkleider, die ſpiralförmig mit Franzen von drei bis vier Zollen beſetzt ſind. Ueber den ganzen Anzug prangt die von feiner Spitzenarbeit verfertigte Mantilla, welche, das zarte Gewebe mag ſchwarz oder weiß ſeyn, ohne die weiblichen Reize im geringſten zu verhüllen, von dem zierlich geſchmückten Scheitel bis weit über die Kniee hinabhängt.

Verheurathete Frauen ſind gewöhnlich überputzt. Ihre ungeheuer langen, unförmlichen und ſchweren Ohrengehänge, die vielen goldenen Ketten an dem Mieder, die Menge von Ringen und geſchmackloſen Verzierungen der Haare, der Stirne und des Buſens mögen zwar von großen Reichthümern zeugen, anſprechen kann eine ſolche Tracht nie günſtig.

Während meines Aufenthalts in Palma war ich Zeuge des Leichenbegängniſſes eines vornehmen Majorkiners, das nicht allein durch die Menge von Kloſtergeiſtlichen in allen Arten von Kutten und wegen der ſonſtigen religiöſen Ceremonien, ſondern darum für mich von beſonderem Intereſſe war, weil dem Trauerzuge zwei volle Dutzend Klagweiber voranwankten. Obgleich nur ein Schauſpiel, war dieſer wirklich ſchreckenerregende Lärm für mich herzzerreißend. Man denke ſich vier und zwanzig alte Weiber, die Köpfe mit einer Art von ſchmalen Schwitzüchern aus weißem Flanell ſo bedeckt, daß die Augen zur Hälfte, und außer der Naſe nichts zu ſehen iſt, als der zahnloſe Mund, ſonſt aber in aſchgrauen Baumwollenzeug gekleidet, und barfuß, wie ſie die dürren Hände jammernd über den Kopf ringen und dazu ein alle Nerven ergreifendes Zetergeſchrei erheben: „Er iſt dahin, der Vater der Armen! der Menſchenfreund iſt todt! ach! ſeht ihr die ſchwarzen Männer dahinten! ſie tragen den Edlen zur Gruft! Weine, Majorka! Palma weine! deine größte Zierde iſt verwelkt! Klagt, ihr Männer! ihr Weiber! ihr Kinder! Don Jorge iſt nicht mehr! u. ſ. w.“ und man hat ein nur äußerſt ſchwaches Bild von einer ſolchen, die Sinne und das Herz übertäubenden Scene. Dabei zerreißen dieſe Weiber ihre Kleider, daß die Fetzen herabhängen, zeigen einen Herzensjammer, als ob der Tod des Verblichenen ihnen wirklich nahe anging, ſchluchzen laut auf und weinen die bitterſten Thränen, als wären ſie die nächſten Anverwandten, und dieß Alles — um ein Paar elende Realen. Man erzählte mir, daß jede dieſer Klagweiber eigene Formeln, von irgend einem Geiſtlichen für ſie verfaßt, auswendig wüßte, daß es ihnen daher nie an Stoff mangeln könne, eine halbe Stunde hindurch unausgeſetzt fortzujammern, ohne ſich beſinnen zu müſſen, und daß alle dieſe ſchrecklichen Jeremiaden, bei denen ſogar die Bäume zum Verdorren und die Blumen zum Verwelken verwünſcht werden, ſchon ſo oft wiederholt worden ſeyen, daß ſie für die Stadtbewohner keine Rührung mehr erweckten, im Gegentheile den luſtigen Majorkinern oft Stoff gäben, den Lebenswandel des Verblichenen mit den ihm geſpendeten übertriebenen Lobeserhebungen zu vergleichen. Nach dem hinterlaſſenen Vermögen desſelben begleiten ihn zwei, ſechs, zwölf bis vierundzwanzig ſolcher ſchreienden Weiber zur ewigen Stille.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 203.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 Julius 1837.

Die Ruinen von Nakab al Hadschar. *)

Diese Ruinen liegen etwa eine Stunde von dem Dorf Dschewel Agil, in dem großen Thale Wadi Meisab in Süd-Arabien, ungefähr unter 14° 2′ n. B. und 64° 10′ östl. L., auf einem Hügel mitten im Thal, der den durchströmenden Fluß zur Zeit der Ueberschwemmung in zwei Hälften theilt. Der Hügel hält kaum 800 Schritt in der Länge und 350 in seiner größten Breite. In schräger Richtung wird er von einem kleinen Thal durchschnitten, das ihn in zwei beinahe gleiche Hälften theilt. Ungefähr auf einem Drittel seiner Höhe vom Fuß auf geht eine massive, an den Stellen, wo sie noch ganz ist, 30 bis 40 Fuß hohe Mauer rund um die Anhöhe herum, und wird von viereckigen in gleicher Entfernung von einander stehenden Thürmen flankirt. Nur zwei Eingänge sind vorhanden, durch die man ins Innere gelangt. Diese befinden sich nördlich und südlich an den beiden Endpunkten des kleinen Thals. An jeder Seite steht ein hohler, viereckiger, an jeder Fläche 14 Fuß breiter Thurm, dessen Grundlagen bis in die Ebene hinablaufen, und weit über den Bereich der übrigen Bauwerke hinausgehen. Zwischen diesen Thürmen, in einer Höhe von 20 Fuß, befindet sich eine hinlängliche Platform, welche ungefähr 18 Fuß weit nach außen und innen über die Mauer hinausragt. Wahrscheinlich führten vor Zeiten Stufen an jedem Ende zu derselben hinan, von denen jedoch jetzt jede Spur verschwunden ist. Diese Platform ist mit ungeheuren, auf Quermauern ruhenden Steinplatten bedeckt. Der südliche Eingang ist sehr verfallen, der nördliche aber vollkommen erhalten. Innerhalb des letztern, in einer Höhe von 10 Fuß von der Platform, entdeckten wir eine sehr sorgfältig ausgeführte Inschrift in zwei horizontalen Zeilen auf den glatten Steinen des Gebäudes eingegraben. Die Buchstaben waren 8 Zoll hoch; Versuche, sie zu zerstören, waren ohne Erfolg geblieben. Da diese Inschrift an einer so in die Augen fallenden Stelle angebracht ist, so enthält sie vielleicht den Namen des Erbauers, das Datum und den Zweck des Gebäudes selbst. Die Mauern, die Thürme und einige Gebäude im Innern bestehen sämmtlich aus einem festen, graulichen Marmor mit dünnen, dunkeln Adern und Flecken. Alle Steine sind sehr rein behauen, und die am Fuß der Mauern und Thürme halten 5, 6 und 7 Fuß in der Länge, 2 Fuß 10 Zoll bis 3 Fuß in der Höhe und 3 bis 4 Fuß in der Breite. Diese Abnahme von der Größe geht regelmäßig bis zur äußersten Höhe fort, wo die Steine etwa zur Hälfte so viel im Durchmesser halten als unten. Die Dicke der Mauer kann nicht weniger als 10 Fuß unterhalb und oben gegen 4 Fuß betragen. Die Steine sind sämmtlich mit Mörtel zusammengefügt, der jetzt so hart ist als der Stein selbst. In den Mauern befinden sich weder Oeffnungen, noch Thürmchen oben auf denselben; das Ganze ist eine einzige, feste, zusammenhängende Masse. Um dem Gebirgswasser, das am Fuß des Hügels selbst Spuren seiner verheerenden Wirkung hinterlassen hat, zu wehren, hat man mehrere runde Stützen dort ausgehauen, und sie mit einem noch härtern Steine verkleidet. Die Verkleidung ist verschwunden, die Stützen aber stehen noch.

Im Innern fanden wir ein länglich viereckiges Gebäude, das in seiner größten Länge von Norden nach Süden 27 Fuß hielt. Die Wände waren mit einer Art Sandsteinschiefer, zu Steinen von gleicher Größe gehauen, bekleidet, und das Ganze so herrlich zusammengefügt, daß ich vergebens versuchte, mit einem kleinen Federmesser in die Fugen einzudringen. Die außerordentliche Sorgfalt, die auf dieses Gebäude verwendet wurde, läßt vermuthen, daß es als Tempel diente. Leider ist das Innere mit den Trümmern des eingestürzten Daches so angefüllt, daß sich durchaus nichts entdecken ließ, was einiges Licht geben könnte. Um und neben diesem Gebäude befinden sich mehrere andere, die jedoch nichts Auszeichnendes an sich tragen. Ungefähr in der Mitte zwischen beiden Eingangsthoren ist ein Brunnen von 10 Fuß im Durchmesser und 60 Fuß Tiefe, mit unbehauenen Steinen ausgefüttert, und von einer 15 Fuß hohen cylindrischen Mauer umgeben. Auf dem Hügel gegen Süden fand sich nichts als ein unkenntbarer Haufe von Ruinen. Innerhalb des Eingangs gegen Süden findet sich auf gleicher Höhe mit der Platform eine Galerie von ungefähr 50 Schritt

*) Mitgetheilt von Lieutenant Wellsted, im Journal der geographischen Gesellschaft zu London. S. Ausl. Nr. 15 v. d. J.

Länge, nach innen von einer ſtarken, drei Fuß hohen Bruſtwehr und nach außen von der Hauptmauer geſchützt. Zu welchem Zweck ſie gedient haben mag, läßt ſich nicht errathen. Bruchſtücke von Säulen, Töpfergeſchirr, Glas oder Metall waren nicht zu finden. Das ganze Gebäude ſcheint durch keine andern Verwüſtungen als die der Zeit gelitten zu haben. Dieſe Ruinen ſind wegen ihrer ungeheuern Steinmaſſen und der ſorgfältigen Art, mit der dieſe zuſammengefügt ſind, ohnehin ſchon merkwürdig, erregen aber in Arabien, wo man ſo ſelten auf großartige Gebäude ſtößt, ein um ſo höheres Intereſſe. Daß ſie ſehr alt ſind, lehrt der Augenſchein und die Aehnlichkeit, die ſie mit mehrern in Aegypten aufgefundenen Bauwerken der Art haben. Ihre Lage und die Einrichtung im Innern ſcheinen darauf zu deuten, daß ſie zugleich als Feſtung und als Magazin dienten und zu der Zeit erbaut wurden, wo der Handel aus Indien durch Arabien nach Aegypten, und von da nach Europa fluthete. Das glückliche Arabien, Yemen, Saba und Hadramaut mit eingegriffen, ſcheint unter der glänzenden Herrſchaft der Dynaſtie der Homeriten *) den Namen verdient zu haben, deſſen es ſich rühmte.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Der Sommer in der Wildniß. — Plan Capitän Bonneville's. — Der zweite Winter. — Zug nach dem Columbiaſtrom.

(Fortſetzung.)

Ueberzeugt, daß ſeine Leute im Winterlager unbeläſtigt bleiben würden, beſchloß er in Begleitung von nur wenigen Leuten einen Zug nach dem Columbiaſtrom zu unternehmen, da es ſeine Abſicht war, gegen deſſen Mündung hin einen Handelspoſten zu errichten, um den Vereinigten Staaten wieder einen Antheil an dieſem Handel zu ſichern, den ſie durch die Wegnahme von Aſtoria verloren hatten. Der Weg dahin führte durch das Land des Schlangenfluſſes und über die blauen Berge, wo die Schaaren der Aſtorier ſo furchtbare Beſchwerden erduldet hatten: er wählte ſich drei Gefährten unter ſeinen Leuten aus, beſchränkte ſein Gepäck auf das Nothwendigſte, und verſprach im Anfang März in ſeinem Winterlager wieder einzutreffen.

Sie mußten langſam reiſen, um ihre Pferde zu ſchonen, da der Schnee 18 Zoll tief lag, und nicht hart genug gefroren war, um nirgends einzubrechen. Nach einigen Tagen kamen ſie an die erſten oder amerikaniſchen Fälle des Schlangenfluſſes, deſſen Ufer auf eine bedeutende Strecke ober- und unterhalb derſelben, einen vulcaniſchen Charakter haben: Maſſen von Baſaltfelſen ſind hier über einander gethürmt, und das Waſſer drängt ſich durch die Zwiſchenräume der Säulen, und fällt ſchäumend über den ſchroffen Felſen hinab. Bonneville zog gewöhnlich einige Meilen von dem Schlangenfluß entfernt, um nicht über die Zuflüſſe gerade in ihrer größten Breite ſetzen zu müſſen, fand aber das Land oft ſo angefüllt mit vulcaniſchen Felſen, daß ſein Marſch ungemein beſchwerlich wurde. So oft er ſich dem Schlangenfluß näherte, ſtrömte dieſer in einer breiten Schlucht mit perpendiculären Seitenwänden von Baſalt.

Nach mehrtägiger Reiſe durch eine Ebene kam er an einen Theil des Fluſſes, der ihn mit Staunen und Bewunderung erfüllte: ſo weit das Auge reichte, war der Strom von 250 Fuß hohen perpendiculären Felſenwänden eingeſchloſſen, während Felſenblöcke in Menge unten lagen, durch welche das Waſſer ſich ſchäumend und brauſend hindurch drängte. Gerade oberhalb dieſer Stelle ſtürzt der Strom 40 Fuß hoch herab, und wirft einen Gicht auf, der wie ein Silbernebel in der Luft hängt. Man nennt dieß den Fiſchfall, weil die Salmen, welche nicht über den Fall hinauf kommen können, hier in unermeßlicher Menge gefangen werden. Der Schnee lag hier am Ufer nur ſehr dünn, und man bemerkte Fußtapfen von Indianern, was den Marſch ſehr erleichterte.

Hie und da trafen die Reiſenden auf die Bewohner dieſer wilden Gegend, ein furchtſames, mit den Nothwendigkeiten des Lebens nur kärglich verſehenes Geſchlecht. Bonneville tauſchte von ihnen häufig Salmen ein, die ſie auf eine vorzügliche Art zu dörren wiſſen; dieſer Fiſch ſcheint ihr Hauptnahrungsmittel zu ſeyn, ſie waren aber ſehr begierig, Büffelfleiſch im Austauſch dagegen zu erhalten.

Die hohen Felſenmauern, in denen die Reiſenden eingeſchloſſen waren, öffneten ſich nun hie und da, und ſie konnten öfters auf die Ebene hinaus gelangen, und bedeutende Krümmungen des Fluſſes abſchneiden. Auf der ganzen Strecke dieſer ungeheuren Schlucht bietet der Fluß einen höchſt wilden und romantiſchen Charakter dar, iſt 350 bis 400 Schritt breit, und ſo klar wie Quellwaſſer. Viele ſeiner Zuflüſſe übertreffen ihn noch an wilder maleriſcher Scenerie, namentlich der Bruneau, der 150 (engl.) Meilen weit nicht ſowohl in einem Thale, als in einer Schlucht dahin fließt, aber dieſe iſt faſt 2000 Fuß tief, ſo daß der Fluß einem unbedeutenden Bache gleicht. Baſaltfelſen erheben ſich perpendiculär, ſo daß man unmöglich von der Ebene nach dem Fluß, noch umgekehrt von dem Fluß nach der Ebene gelangen kann. Sein Waſſer iſt hell und klar; heiße Quellen finden ſich am Ufer, und eine derſelben bricht 10 Fuß über dem Fluß aus dem Felſen hervor, und zwar ſtark genug, um eine Mühle zu treiben.

Am 12 Januar 1833 erreichte Bonneville den Pulverfluß, weit den größten Fluß, ſeit er den Portneuf verlaſſen. Die Stelle, wo er ihn traf, lag drei Meilen oberhalb ſeiner Einmündung in den Schlangenfluß. Hier befand er ſich in einer ebenen, offenen Gegend, die Eingebornen erſchienen in bedeutender Anzahl und zeigten die unerſättlichſte Neugierde. Sie gehören zu dem Schlangenſtamm, und führen den Namen Shoſhokis oder Wurzelgräber, weil ſie großentheils von Wurzeln leben; doch fangen ſie auch Fiſche in bedeutender Menge, und treiben etwas Jagd; ſie ſind ſehr arm und ausnehmend träge, thun aber nicht leicht Jemand etwas zu Leide.

---

*) Das alte Volk, von den neuern Arabern Himjari genannt, wurde von deren Vorfahren wahrſcheinlich mit dem Namen Homeiri bezeichnet, da ihr Gebiet dem der Homeriten des Ptolemäus entſpricht.

Die Gegend umher war im Allgemeinen sandig und eben, erzeugte wenig Gras, aber eine Menge Wermuthsträuche; auf den Ebenen erhoben sich einzelne Berge, die alle wie in Einer Höhe abgeschnitten waren, so daß sie flache Gipfel darboten, gerade wie die einzelnen Berge auf den Prairien östlich von den Felsengebirgen. Die hohen Felsenufer des Schlangenflusses waren jetzt verschwunden, und die Ufer von gewöhnlicher Höhe, die großen Thäler oder Ebenen, durch die der Strom fließt, sehr breit, 30 bis 40 Meilen auf jeder Seite, wo dann die Aussicht durch einförmige Bergrücken geschlossen war. Schnee fanden die Reisenden in der Nähe des Pulverflusses sehr wenig, obwohl die Kälte sehr heftig war. Die Temperatur der Gegenden westlich von den Felsengebirgen ist weit milder als in denselben Breiten auf der atlantischen Seite; die obern Ebenen, die noch von der Seeküste entfernt liegen, sind jedoch im Winter bedeutenden Wechseln unterworfen, da sie von hohen mit ewigem Schnee bedeckten Sierras durchzogen sind, welche oft strichweise eine heftige Kälte erzeugen.

Bonneville hatte dieß erfahren: bei seinem Aufbruch war der Schlangenfluß hart gefroren; als sie weiter kamen, wurde das Eis gebrochen und schwamm, verschwand allmählich und das Wetter wurde warm und angenehm. Als sie sich wieder den Bergen näherten, lag der Schnee tief in den Thälern, und der Strom war abermals überfroren. Den Anweisungen der sehr freundlich gesinnten Indianer zufolge zogen sie am Schlangenfluß fort, aber auch dieser führte sie allmählich ins Gebirg, die höchsten Gipfel des Immahah lagen vor ihnen, und es blieb ihnen endlich gar kein Weg übrig, als auf dem eisbedeckten Strom fortzumarschiren, so gefährlich dieß auch war. Auch dieß Auskunftsmittel ging bald zu Ende, denn schon am folgenden Tage war der Fluß wieder offen, und sie mußten auf dem schmalen Eisstreif längs dem Ufer fortziehen bis endlich der Strom mitten im Gebirg wieder von steilen Basaltfelswänden eingeschlossen war, die sich in düsterer Größe aus dem Wasser heraushoben.

Jetzt begannen ihre Leiden, und während 20 Tagen wurden sie durch den Marsch über schneebedeckte Berge und tiefe Schluchten, durch Kälte und Hunger dermaßen erschöpft, daß einer von ihnen sich endlich auf den Boden warf und seinen Gefährten geradezu erklärte, er könne unmöglich mehr weiter. Vergeblich suchten diese ihn aufzurichten, sein Geist war unter den furchtbaren Anstrengungen völlig erlegen, und seine Antworten zeigten nur die dumpfe Apathie der Verzweiflung. Seine Gefährten mußten also an Ort und Stelle lagern, zündeten ein Feuer an, und suchten Wurzeln, um ihn wenigstens einigermaßen wieder ins Leben zu bringen. Alle nahmen ein spärliches Mahl zu sich, und machten sich wieder auf die Reise, um wo möglich einen Ausgang aus dem Gebirg zu finden. Jetzt war auch das Aergste überstanden: am Abend, gerade als die Sonne hinter den Bergen versank, erreichten sie eine Anhöhe, von der aus sie das grünende Thal des Immahah vor sich ausgebreitet sahen. Der Anblick erregte bei ihnen eine fast wahnsinnige Freude. Zu neuer Anstrengung ermuthigt, vergaßen sie eine Zeit lang alle ihre Ermattung und eilten den Berg hinab, die ermatteten Pferde nach sich schleppend. Endlich erreichten sie die Ufer des Immahah: das junge Gras sproßte eben hervor, und das ganze Thal trug einen Anstrich von Milde und Ruhe, die mit dem furchtbaren Bergland, von dem sie nun eben herabgestiegen waren, im auffallendsten Contrast stand. Um ihre Freude zu vermehren, bemerkten sie auch Indianerspuren am Ufer, und mehrere Anzeichen ließen sie vermuthen, daß ein Lager der untern Nezpercés — ein eben so friedlicher und gastlicher Stamm, als ihre Brüder weiter gegen Osten — in der Nähe sey.

Ein ruhiger Schlaf stärkte sie einigermaßen, und am andern Morgen begannen sie alsbald der Indianerspur zu folgen. Bei aller Begierde endlich Hülfe zu erlangen, waren sie doch allzu sehr geschwächt, um rasch vorwärts zu kommen. Es war jetzt der 16 Februar, und sie hatten 53 Tage mitten im Winter auf der Reise zugebracht, allen Entbehrungen und Beschwerden ausgesetzt, und in den letzten 20 Tagen waren sie in den öden Labyrinthen der Schneegebirge umher geirret, halb todt vor Hunger und Kälte. Den ganzen Morgen folgten sie der Indianerspur, doch ohne ein menschliches Wesen zu sehen, bis sie endlich gegen Mittag einen Reiter entdeckten, der sie denn auch bald nach dem Lager seines Stamms geleitete, welcher wirklich zu den Nezpercés gehörte. Hier fanden sie etwa 12 Familien unter der patriarchalischen Herrschaft eines alten, verehrungswürdigen Häuptlings versammelt, der sie mit der Gastfreundschaft des goldenen Zeitalters aufnahm. Bonneville fühlte sich bald unter ihnen heimisch, um so mehr, als er durch seinen langen Aufenthalt unter den obern Nezpercés ihre Sprache und Gewohnheiten kennen gelernt hatte, und seinen neuen Freunden durch den Ruf bereits bekannt war, indem unter den Zweigen des Stamms ein sehr starker Verkehr unterhalten wird.

(Schluß folgt.)

Majorca und Biscaya.

(Schluß.)

Seitdem das gelbe Fieber sich zum Anfange dieses Jahrhunderts auch in Majorca gezeigt hat, wurde ein Friedhof außerhalb der Festungswerke von Palma angelegt. Früherhin hatte man alle Todten in die Kirchen begraben. Diese Ehre, in einer der vielen Nischen irgend einer Klosterkirche eingemauert zu werden, wird zwar heute noch auch jenen nicht verweigert, die entweder große Ehrenstellen bekleideten, oder bei bedeutenden Reichthümern durch Kauf, Legate an die Kirche, testamentarische Verfügungen u. s. w. Ansprüche auf eine solche Ruhestätte sich rechtlich erworben haben.

Ein Lieblingsvergnügen der Majorliner und ihrer Weiber und Töchter ist noch das Baden im offenen Meer. Alle schwimmen: das zwölfjährige Mädchen, wie der Greis mit gebleichten Haaren, sind mit den Wellen vertraut. Die frühesten Morgenstunden, wie die erste nach dem Untergange der Sonne werden gewöhnlich zu diesen Belustigungen gewählt. Vereint verlassen die Barken den Hafen. Außerhalb desselben fahren jene mit dem schönen Geschlechte beladen, die gewöhnlich verdeckt sind, voran und lenken dann seitwärts ein, und die, auf welchen sich die Männer befinden, steuern geradeaus, bis sie einander beinahe aus

dem Geſichte verloren haben. Es wäre ein gefährliches Spiel für einen Schwimmer, wenn er es wagen wollte, ſich einem der erſten Fahrzeuge zu nähern. Nach Verlauf von längſtens einer Stunde kehren dann alle vereint unter dem Spiele von Mandolinen, Guitarren und Flöten, begleitet von den zauberreichen Geſängen der Frauen, wieder an den herrlichen Molo zurück.

Bevor ich von dem ſchönen Geſchlecht in Biscaya ſpreche, ſcheint mir die Bemerkung nicht überflüſſig, daß die Städterinnen hier nicht ſo leicht mit den Frauen in den Gebirgen in Eine Kategorie gebracht werden dürfen, wie jene von Majorca mit ihrem Landvolke, welche gleiche Sprache, gleiche Sitten und Gebräuche, beinahe auch eine gleiche Tracht und dasſelbe munt're Weſen einander um Vieles näher ſtellt. Die Damen von Bilbao, San Sebaſtian, Fuentarabia und Vitoria gleichen in ihren Sitten, in ihrer Tracht und ihrem Benehmen jenen in der Hauptſtadt, nur daß ſie, wenn es geborne Biscayerinnen ſind, einen mehr junoniſchen Wuchs mit dem Feuerauge der Andaluſierinnen vereinen. Um Vieles ernſthafter wie die Majorkinerinnen, haben dieſe ſtolzen Frauen einen majeſtätiſchen Gang, ſcharfen Blick, zeigen gern ihre ſchönen Hände, ihre niedlich gebauten Füße, ſind von blendender Weiße, haben eine volle breite Bruſt, und rühmen ſich, ihre Kinder ſelbſt zu ſäugen. Ihre Tracht iſt die von Caſtilien. Es iſt dieß das Circaſſien der Halbinſel. Doch ich kehre zu den Gebirgsbewohnern zurück, die ich mir eigentlich zur Aufgabe gemacht habe, da ſie von den Reiſenden weniger beſucht, und ſelbſt in Spanien lange nicht genug bekannt ſind, um ſichere Erkundigungen von ihnen einholen zu können. Hier theilen die Weiber alle Beſchwerlichkeiten der Feldarbeiten mit ihren Männern, haben aber dabei einen Anſtand in ihrem Gang, eine gewiſſe Grazie in ihrem Benehmen, daß der Fremde ſogleich beim erſten Blicke bemerkt, welch' gute Tänzerinnen ſie ſind, und wirklich hat auch der Tanz den weiblichen Theil dieſes Gebirgsvolkes in einen ſehr vortheilhaften Ruf gebracht. Das leichte Weſen und die Geſchmeidigkeit in ihren Bewegungen verleihen dieſen ſchlank gebauten Frauen eine beſondere Anmuth. Ihre Art ſich zu kleiden gehört vermuthlich, wie Alles in dieſen Bergſchluchten, noch jetzt dem grauen Alterthum an, aber ſie iſt geſchaffen die weiblichen Reize ſo zu erhöhen, daß man glauben ſollte, ſie hätten zuerſt die Trachten aller Völker nacheinander wieder abgelegt, um jene für ſich zu behalten, welche ihrem ſchönen Körperbau den meiſten Vortheil brachte. Von der ſtrengſten Schamhaftigkeit vorgezeichnet, ziert ſie dieſelben äußerſt geſchmackvoll, und verſchönert, was ſie dem Auge entziehen zu wollen ſcheint.

Was dem Majorkiner das Meer, iſt dem Biscayer der Forſt. Fiſchfang und Jagd ſind die Elemente der beiden Völker. Seine Escopeta auf der Achſel, eine Art Waidtaſche, die mehr einem Fiſchneze gleicht, zur Linken, und auf der rechten Seite ſeiner kurzen Beinkleider den gefürchteten Dolch zum Angriff und zu allenfallſiger Vertheidigung in der Nähe, trotzt der Biscayer muthig jeder Gefahr, und ſucht ſie wohl noch auf, wenn ſie ihm vermeiden zu wollen ſcheint. In ſeinen Bergſchluchten fühlt er ſich unumſchränkter Herr. In einem Lande, wo der freien Jagd keine polizeilichen Hinderniſſe in dem Wege ſtehen, faſt niemand daran denkt, die Menge von Raubvögeln zu vermindern oder auszurotten, die vorzüglich dem jungen Wildpret ſehr nachtheilig ſind, wo der Pelzhandel gänzlich vernachläſſigt iſt, und daher das Erlegen aller der Jagd ſchädlichen vielen Raubthiere keinen oder einen äußerſt geringen Nutzen abwirft, ſollte man auch glauben, daß um ſo weniger vieles Wildpret anzutreffen wäre, als der ganze männliche Theil der Bevölkerung mit einer angebornen Leidenſchaft dem Nachſtellen deſſelben faſt in allen Jahreszeiten obliegt, und doch lehrt die Erfahrung das Gegentheil. Nie kommt der Biscayer mit leerer Waidtaſche nach Hauſe; tägliche Beute iſt ihm ſicher. Schon der zwölfjährige Knabe begleitet den Vater auf die Jagd, und theilt mit ihm Strapazen, Gefahren und Hunger. Gemſen werden zwar in jenen Verzweigungen der Pyrenäen nicht häufig getroffen, aber dafür gibt es Steinböcke im Ueberfluß, Auer- und Birkhühner, ganze Heerden von Schaufelhirſchen (der Edelhirſch mangelt) und Rehe, wilde Schweine in ſtarken Rudeln, meiſtens weiß, Fiſchottern in den Gießbächen des Gebirgs, Biber, Füchſe, wilde Katzen in ſchönen Farben und Luchſe; das Hochgebirge bewohnt der Wolf und der Bär, bisweilen wird auch ein Auerochs erlegt. Die vorzüglichſten Bäume ſind die Näſter, die Eſche, Eichen und Buchen, die Föhre, ſeltener Caſtanien, die eigentlich in Eſtremadura zu Hauſe ſind, und ein Ueberfluß an Strauchwerk, worunter der Wachholder zu einer ziemlichen Dicke gelangt, und viele andere Stauden, die eßbare Früchte tragen. Die in dem übrigen Europa gebräuchlichen Doppelflinten ſind hier nicht gewöhnlich. Die Escopeta des Biscayers iſt ein langes Schießgewehr mit einfachem Laufe, das aber ſehr weit reicht. Neben dieſem bedient er ſich auch des Muſketons (trabuco) — ein kurzes Gewehr mit einer trompetenartigen weiten Mündung, in das eine Handvoll Kugeln geladen wird, und deſſen Wirkung in der Nähe, vorzüglich gegen für ihn gefährliche Raubthiere, von erſprießlichem Nutzen iſt. Dieſe Jäger verfehlen ihren Schuß ſelten; ſie holen den ſtolzen Reiher aus den Läften, und der von flüchtigen Hunden verfolgte Damhirſch ſtürzt im eilenden Laufe, wenn ihnen durch die Stangen des Gehölzes nur ein Zoll Raum bleibt, ihm die tödtende Kugel nachzuſenden. Dabei bedienen ſie ſich keiner eigens abgerichteten Hunde. Der Hühner- und der Dachshund ſind in Biscaya fremd, und nur der Schweißhund, der Wolfsfänger und die großen Fanghunde zu der Bärenhetze begleiten dieſe kühnen Waldmänner auf ihren mühſamen und gefährlichen Gängen. Der Biscayer beſchäftigt ſich weder mit dem Stellen von Garnen und Legeiſen, noch mit dem Ausgraben der vielen Kaninchen, Hamſter und Füchſe. Bei ihm muß alles Wildpret durch die Kugel fallen. Was ſich verkriecht, bleibt auf ein andermal verſchont. Aber unermüdet im Verfolgen, ſcheut er weder Strapazen noch Nachtwachen, um ſich ſeiner Beute zu verſichern. Dieſes Vertrautſeyn mit den Schießgewehren, dieſe Gewohnheit, ſich jedem Wechſel der Witterung preiszugeben und allen Beſchwerniſſen unverdroſſen zu trotzen, ſtempeln endlich den Biscayer zu dem tollkühnen, ſeinem Feinde ſo gefährlichen Krieger.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 64** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Der heilige Völkerbund. Von Beranger. — Proben aus Southey's Gedichte: Thalaba, der Zerſtörer. (Fortſetzung.) — Jasmin. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 204.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 Julius 1837.

Erlangung von Staatsstellen in Portugal.

Wollte man dieses Thema ausführlich behandeln, dasselbe mit tausend interessanten Beispielen belegen, so würde daraus täglich ein dicker Foliant entstehen, denn die Nuancirungen des Bestrebens nach Staatsstellen, die fast nie auf dem gewöhnlichen Wege durch ein geregeltes Avancement und gradatim von einem Posten zum andern (mit Ausnahme des Militärs) erlangt werden, sind zu vielfältig, zu individuell, und gestalten sich bei jedem anders, — so begnügen wir uns denn, hier nur eine Ansicht davon zu geben, wie es von jeher damit gehalten wurde, und wie es auch in Zukunft so fortbestehen wird. Drei Hauptstraßen gibt es hier, auf welchen man zu einem Amte gelangen oder in ein einträglicheres Amt versetzt werden kann: Verdienste und Geschicklichkeit, Fürsprache und Geld, so heißen diese Straßen. Erstere von diesen ist noch keine breite Chaussée, sondern gehört zu der Classe der Hauptstraßen, die man in den brasilianischen Wildnissen estradas reaes nennt, auf denen man sich oft durch Gebüsche durchhauen muß, oder deren Spur in den Grassteppen zuweilen ganz verloren geht, und endlich trotz der königlichen Straße, die man zuweilen mit den Pfädchen wilder Thiere verwechselt, so auf Abwege gelangt, daß man ganz die Richtung verlieren würde, wenn nicht der Stand einer heitern Sonne dieselbe marquirte. Auf einer solchen Straße hat man nur mit den größten Unbequemlichkeiten zu kämpfen; nur langsam rückt man vorwärts, und am Ende bleibt man doch wohl in einem Sumpfe stecken, oder geräth dermaßen zwischen Dorn- und Stachelgesträuch, Schlingpflanzen und dergleichen, daß man gerne wieder umkehrt und eine breitere Straße sucht. Mehr dem Zufall und allerhand Nebenumständen hat man es zu verdanken, wenn man hier zu Lande auf jener Straße seinen Zweck erreicht, und aus diesem Grunde wird sie auch höchst selten frequentirt, und schlechterdings von dem Gouvernement nichts zu ihrer Verbesserung und Unterhaltung angewendet. Die zweite Straße, Fürsprache, portugiesisch empenho, genannt, bleibt daher immer die betretenste: sie ist solid mit sicherem Fundament, wie eine Mac-Adam'sche Kunststraße, sehr breit mit tiefen Chausséegraben zur Seite, so daß man darauf gar nicht irre geht, sondern sicherer und zuweilen schnell zum Ziele gelangt, wenn sie gerade von wenigen Reisenden frequentirt ist, allein oft ist auch das Gedränge auf derselben so groß, daß einer den andern in den Chausséegraben wirft; das Spiel geht auf diese Art verloren. Allein wer die Mittel dazu hat, gibt es noch nicht auf, er arbeitet sich aus dem Graben, betritt das andere Ufer, woselbst parallel mit der Straße der Fürsprache, die schön mit Quadern gepflasterte, mit Barrieren versehene Kunststraße, Geld, läuft. Auf dieser Straße bewegt man sich ganz ohne Anstrengung vorwärts, und übereilt mit leichter Mühe die andern auf der Parallelstraße; die Barrieren, die auf gewöhnlichen Wegen nur Aufenthalt verursachen, sind hier ein Mittel schnellern Fortkommens, je generöser man sich mit der Bezahlung des Chausséegeldes benimmt, und nur dann kommt man nicht ans Ziel, wenn ein Anderer den Vorsprung hat, oder ein Nachfolgender noch generöser den Tribut entrichtete, und somit abermals den Vorgänger übereilt. Kehren wir aber nun von diesen Gleichnissen zu den wirklichen Verhältnissen zurück, um deutlicher zu werden. Durch Verdienste und Geschicklichkeit gelangt man hier selten zu einem Amte, wenn diese nicht etwa durch einen befreundeten Minister anerkannt sind, oder von einem Minister, dem das Wohl des Landes wirklich am Herzen liegt, was jedoch nur ausnahmsweise der Fall ist, aufgesucht werden; und dennoch muß auch dieser den Umständen oft nachgeben, und der Geschickteste muß zurückstehen, ja dieser hat oft sogar seine große Noth, um sich in seinem Amte zu erhalten, wenn das Ministerium wechselt. Wird nun in irgend einem Departement eine Stelle vacant, so sind es nicht die untern, welche nachzurücken pflegen, sondern da laufen gleich Hunderte von Bittschriften ein, von Leuten, die entweder noch keine Anstellungen haben, oder aus andern Stellen in diese versetzt seyn wollen, gleich viel, ob sie derselben auch vorstehen können; denn hier gilt im ausgebreitetsten Sinn das Sprüchwort: Wem Gott gibt ein Amt, dem gibt er auch Verstand; da laufen die Bittschriften von Leuten ein, die nicht einmal wissen, welche Geschäfte in dem Amte zu versehen sind, man kennt es nur dem Namen nach und erkundigt sich nur nach der Hauptsache, das Einkommen betreffend, und da meldet sich der Militär von der Landarmee

und der Flotte, der Geistliche, der Studirte und Unstudirte, der Advocat, der verdorbene Kaufmann und der Hofdiener. Jeder zählt seine Verdienste vor, und belegt und beweist sie mit zwanzig bis dreißig Attesten, worunter nicht selten als ein Verdienst bescheinigt wird, daß er in seinen frühern Verhältnissen immer muito limpo de maos gewesen, d. h. daß er nicht gestohlen habe.

(Schluß folgt.)

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Der Sommer in der Wildniß. — Plan Capitän Bonneville's. — Der zweite Winter. — Zug nach dem Columbiastrom.

(Schluß.)

Nach zweitägigem Aufenthalt brach Bonneville abermals auf, folgte dem Lauf des Immahah, und kam bald wieder in die Nähe des Schlangenflusses. Ihr Weg führte über eine Reihe steiler, einzelnstehender Berge mit tiefen Thälern. Sie stießen hier wieder auf Nezpercés, und wurden wie immer freundlich, sogar mit Pomp aufgenommen, und dann auf eine bedeutende Strecke begleitet, damit sie auf seiner Fahrt durch das höchst unebene und zerrissene Land die bessern Wege ausfinden könnten. Wir kamen nun in das Thal des Way-lee-way, eines der größern Zuflüsse des Schlangenflusses, der sich bald durch ein malerisches Bergland windet, bald durch herrliche Wiesenflächen oder liebliche Thäler. Auch der Schlangenfluß selbst, an welchen sie bald wieder kamen, bot fortwährend höchst malerische Ansichten dar, und nach Allem, was sich aus Bonneville's Tagebuch und den Berichten anderer Reisenden entnehmen läßt, muß er sich durch seine höchst mannichfaltige und lebendige Scenerie vor allen Flüssen dieses Continents auszeichnen. Von seiner Quelle in den Felsengebirgen bis zu seiner Vereinigung mit dem Columbia fließt er abwechselnd bald durch vulcanische Gegenden mit ausgebrannten Kratern und schrecklichen Spuren alten Brandes, bald durch Lava-Ebenen und Sandwüsten, bald durchbricht er ungeheure mit ewigem Schnee bedeckte Bergketten, bald strömt er ruhig dahin durch lachende Wiesen.

Stets geleitet von freundlichen Nezpercés kamen die Reisenden bald über das hohe Tafelland und die oben erwähnte wilde und romantische Scenerie hinaus, und betraten ein sanft undulirendes Land von solcher Fruchtbarkeit, daß es die staunende Bewunderung der Begleiter Bonneville's erweckte, welche erklärten, daß sie nie ein solches Land gesehen hätten. Sie zogen jetzt westsüdwestlich, und das Land ward allmählich besser bewaldet. Immerfort trafen sie Schaaren von Nezpercés, von denen sie unwandelbar mit Güte behandelt wurden, und gelangten endlich am 4 März nach dem Fort Wallah-Wallah am Columbiastrom.

Fort Wallah-Wallah ist ein Handelsposten der Hudsonsbai-Compagnie, gerade über der Mündung des gleichnamigen Flusses am linken Ufer des Columbia gelegen; es ist aus Treibholz erbaut, und nur zur Vertheidigung gegen Eingeborne bestimmt. Als Bonneville ankam, bestand die ganze Besatzung aus 6 oder 8 Mann, und der Posten stand unter Aufsicht Hrn. Pambrune's, eines Agenten der Hudsonsbai-Compagnie. Der Hauptposten dieser letztern und das Emporium ihres Handels am stillen Meer ist das Fort Vancouver, auf dem rechten Ufer des Columbia gelegen, etwa 60 (engl.) Meilen von der See und gerade über der Mündung des Wallamut. Dahin verlegte die Compagnie von Astoria aus ihre Niederlassung, nachdem sie sich mit der Nordwestcompagnie vereinigt hatte. Bonneville und seine Leute wurden höflich aufgenommen, denn so feindselig sich auch die Hudsonsbai-Compagnie gegen die Unternehmungen der amerikanischen Handelsleute zeigt, so benehmen sich doch ihre Agenten mit großer Höflichkeit und Gastfreundschaft gegen die Handelsleute selbst.

Der Stamm Wallah-Wallah wohnt in den Umgebungen des Forts, eben so die Skynses und die Nezpercés, und alle bringen das auf ihren Jagdzügen gesammelte Pelzwerk dahin. Die Wallah-Wallah sind ein ganz entarteter Stamm, und die Nezpercés zeichnen sich vor beiden andern Stämmen sehr zu ihren Gunsten aus. Hr. Pambrune berichtete dem Capitän, er habe nicht ohne große Mühe die christliche Religion in der katholischen Form unter ihnen eingeführt, und es habe augenscheinlich Wurzel geschlagen, sey aber nach ihren eigenthümlichen Ansichten und den Beweggründen, die sie beim Handeln leiten, modificirt worden. Auch hatte er ihnen einen Gesetzgeber gegeben, an den sie sich mit ängstlicher Treue binden. Vielweiberei, die früher unter ihnen in sehr starkem Maaße vorgeherrscht hatte, war jetzt selten geworden, und Alles, was der christliche Glaube verbietet, wurde streng geahndet; selbst Diebstahl, unter den Indianern ein so gewöhnliches Verbrechen, war kürzlich nach dem Ausspruch eines Häuptlings mit dem Strick bestraft worden. Es hat allerdings unter diesem Stamme ein moralischer Fortschritt statt gefunden, und er scheint zu der sehr geringen Zahl von Indianern zu gehören, welche durch den Verkehr mit Weißen auf eine höhere moralische Stufe gehoben wurden. Astor, der sie 20 Jahre zuvor besuchte, beklagt sich über ihren Eigennutz, ihre Erpressungen und ihre Neigung zum Stehlen; Capitän Bonneville aber fand während seines langen Aufenthalts unter ihnen gerade das Gegentheil.

Die untern Nezpercés ziehen am Way-lee-way, Immahah, Yenghies und andern Strömen des Westens umher, jagen den Biber, das Elenthier, Rehe, weiße Bären und Bergschafe. Außer dem Fleisch dieser Thiere nähren sie sich auch von mancherlei Wurzeln, von denen einige, z. B. eine süße Wurzel von der Größe und Gestalt einer Zwiebel und von köstlichem Geschmack, die Verpflanzung nach den atlantischen Staaten verdiente. Im August und September bleiben diese Indianer an den Flüssen, fangen hier Salmen in großer Menge und dörren sie. Im Winter sammeln sie sich in Dörfern, die aus bequemen, mit Matten gedeckten Hütten bestehen; sie sind meist in Rehfelle oder Wollentücher gekleidet und sehr gut bewaffnet. Sie besitzen eine Menge Pferde, die sie mit einem Zeichen versehen, und dann frei in ihren fruchtbaren Ebenen weiden lassen. Die

Pferde sind meist von der Poney-Race, aber ausgezeichnet kräftig und ausdauernd im Lauf; die Nezpercés bringen sie in großer Anzahl nach den Niederlassungen der Hudsonsbai-Compagnie, und verkaufen sie daselbst um eine Kleinigkeit.

Capitän Bonneville hatte eine Zeit lang in dieser Gegend bleiben wollen, um Bekanntschaft mit den Eingebornen zu machen, Nachrichten zu sammeln, und wo möglich Handelsverbindungen anzuknüpfen; aber die Verzögerung, welche er auf seiner Herreise erfahren, nöthigte ihn seinen Aufenthalt abzukürzen, und bald möglichst aufzubrechen, um zur bestimmten Zeit an dem Versammlungsort am Portneuf einzutreffen. Er hatte genug gesehen, um überzeugt zu seyn, daß hier mit Vortheil ein amerikanischer Handel betrieben werden könne, und beschloß mit einer stärkern, vollständiger ausgerüsteten Abtheilung zurückzukehren.

Da er zur Reise Manches nothwendig hatte, so wendete er sich an Pambrune, um es von diesem zu kaufen, fand aber bald den Unterschied zwischen der Behandlung eines Gastes und eines Nebenbuhlers. Pambrune, der ihn mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen hatte, erklärte ihm nun mit plötzlich veränderter Miene, so sehr er auch persönlich geneigt seyn möchte ihm zu dienen, so halte er sich doch durch seine Pflicht gegen die Hudsonsbai-Compagnie gebunden, nichts zu thun, was die Besuche anderer Händler in diesem Theile des Landes erleichtern könne. Auch versuchte er Bonneville'n von der Rückkehr über die blauen Berge abzureden, da dieser Weg in dieser Jahreszeit schwierig und gefährlich, wo nicht ganz unthunlich sich zeigen würde, und schlug ihm vor, Herrn Payette zu begleiten, der auf einem längern, aber sichern Weg mit einer Anzahl Leute abzureisen im Begriff sey, um den Agenten der Compagnie unter den obern Nezpercés mit neuen Vorräthen zu versehen. Bonneville, halb beleidigt durch die Verweigerung der von ihnen verlangten Vorräthe, halb die Aufrichtigkeit des Rathes bezweifelnd, entschloß sich auf dem directen Wege durch die Berge zurückzukehren, ohne gerade die früher betretene Bahn einzuhalten, da die bei den benachbarten Indianern eingezogenen Erkundigungen ihm einen richtigern Begriff von den Gebirgspässen gegeben hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise im Innern von Australien.

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 20 Junius wurde ein Bericht des Majors Mitchell aus dem Lager am Flusse Murrumbidschi (unter 35° 7' 11" S. B. und 147° 27' 40" O. L.) vom 24 October 1836, an den Gouverneur von Neusüdwales, gelesen. Der Major hatte im März vorigen Jahres Auftrag erhalten, den Lauf des Flusses Darling bis zu seiner vermutheten Vereinigung mit dem Murray und dann den Lauf dieses letztern aufwärts zu erforschen, und berichtet nun über den Erfolg seiner Reise Nachstehendes:

„Als ich nach Buri kam — der Punkt, wo auch die letzte Expedition die angebauten Districte verließ — waren die Betten der Flüsse, in denen wir doch bei unserer letzten Anwesenheit während einer nur gewöhnlich trocknen Jahreszeit Wasser gefunden hatten, ganz ausgetrocknet, und ich erfuhr, daß auch weiter abwärts, im Bette des Flusses Lachlan, nicht einmal mehr Wasserlacken zu finden seyen. Der Weg, den ich einzuschlagen gedachte, war derselbe, den ich im vergangenen Jahr zu verfolgen gewünscht hatte — ich wollte nämlich den Fluß bis zum Berge Granard verfolgen, und dann westwärts gegen den Darling zu gehen, so weit die Natur des Landes dieß gestatten würde. Als ich das Granard-Gebirge erreichte, fand ich, daß die Gebirgskette sich weit weniger gegen Westen ausdehne, als ich erwartet hatte, und obschon wir auf dem Gipfel — wo ich eine Nacht zubrachte — Wasser genug fanden, auch gegen Westen mehrere Berge sichtbar waren, wo sich ebenfalls Wasser voraussetzen ließ, so hielt ich es doch bei der starken Begleitung, die ich bei mir hatte, und bei so ungewöhnlich trockner Witterung für sicherer, den Lachlan zu verfolgen, besonders da ich von der Anhöhe herab einen Arm dieses Flusses bemerkte, der das niedere Land in einer meinen Zwecken ziemlich günstigen Richtung durchschnitt. Nachdem wir ungefähr 60 Meilen am Ufer des Lachlan hinabgegangen waren, wurde das Wasser sehr selten. Ich fand mich daher veranlaßt, die Ufer des Flusses zu verlassen, zumal da ein alter Eingeborner mich versicherte, daß ich in der Richtung, die ich bis zum Darling einzuschlagen wünschte, Wasser finden würde.

„Am Ende der ersten Tagereise, nachdem wir den Lachlan verlassen hatten, erreichten wir den nördlichen Arm, den wir jedoch trocken fanden, und wiewohl der alte Mann uns etwas weniges Wasser für die Leute herbeischaffte, so mußte doch das Hornvieh die ganze Nacht Durst leiden. Am folgenden Morgen stießen die Häuptlinge eines Stammes zu uns, der sich gerade in den Bergen aufhielt, und diese versicherten mich, daß alles Wasser ausgetrocknet sey. Mein Führer bestand indeß dennoch darauf, daß wir weiter gehen sollten. Da ich jedoch überzeugt war, daß nach zwei aufeinanderfolgenden so trocknen Jahren Mangel an Wasser eingetreten seyn müsse, und mir eine Fortsetzung der Reise mit zahlreicher Begleitung deßhalb nicht rathsam schien, so beschloß ich, den Lauf des Lachlan bis zum Murrumbidschi und den dieses letztern Flusses bis zum Murray zu verfolgen, und dann den Darling mit geringer Begleitung aufwärts zu untersuchen. Ehe ich diesen Plan faßte, hatte ich mich jedoch überzeugt, daß der im vergangenen Jahr untersuchte Fluß derselbe sey, welcher von Norden her in den Murray fällt. Es mußte mir natürlich daran gelegen seyn, die Reise durch diese dürre und unfruchtbare Gegend so schnell als möglich zurückzulegen, in der Hoffnung, daß sich auf dem Weg am Murray aufwärts Entdeckungen machen lassen würden, die den Erwartungen, welche man von einer Expedition wie die unsrige hegte, mehr entsprächen.

„Auf dem Weg am Lachlan abwärts brachten wir drei Tage und zwei Nächte — eine Strecke von 120 Meilen, die wir zu Pferde zurücklegten — ohne einen Tropfen Wasser zu. Der Lachlan breitete sich in mehrere Arme aus, die sich indeß bald wieder in ein einziges Bett vereinigten, und nur erst unweit seines Zusammenflusses mit dem Murrumbidschi fanden wir mehrere tiefe Wasserlacken in seinem Bett. Auf Arrowsmiths Karte mich verlassend — auf die ich in meiner Instruction verwiesen wurde — kam ich an der Vereinigung des Murrumbidschi mit dem Murray vorüber, ohne sie gewahr zu werden. Ein Arm des erstern Flusses bot indeß einen so günstigen Platz für ein Lager, daß ich beschloß, Hrn. Stapylton mit dem schweren Gepäcke,

daß ich sogleich abladen ließ, mit den Booten, dem größern Theile des Hornviehes und der Vorräthe unter Bedeckung von acht Mann hier zurückzulassen, während ich mit einem kleinern Gefolge die Reise fortsetzte, um die Aufnahme des Darling zu vollenden. Das ganz erschöpfte Hornvieh konnte hier bis zu meiner Rückkehr vom Darling ausruhen, und dann die Reise nach dem Süden mit frischen Kräften wieder fortsetzen.

„Während meiner ersten Tagereise vom Depot aus verfolgte ich die Ufer des Murray unterhalb seiner Vereinigung mit dem Arme des Murrumbidschi; wir schlugen unser Lager an einer Stelle auf, wo der Fluß gegen 165 Schritte breit war. Am folgenden Tage sahen wir uns genöthigt einen Umweg durch einen andern Arm des Flusses zu machen, und kamen dann an einen schönen 16 Meilen im Umkreise haltenden Landsee. Ich fand den Darling da, wo er sich mit dem Murray vereinigte, ziemlich breit, weiter hinauf wurde sein Bett jedoch bedeutend enger, und enthielt so wenig Wasser, daß ich fast trocknen Fußes hindurch gehen konnte. Das wenige auf dem glatten Grunde rieselnde schien von einem kurz zuvor gefallenen Regen herzurühren. Dieser Fluß gleicht hinsichtlich seines Laufes, des Charakters seiner Ufer und des an denselben wachsenden Gehölzes dem Lachlan vollkommen; zwischen beiden findet nur der Unterschied statt, daß der Darling größer ist. Das Land an beiden Ufern war aber so kahl und unfruchtbar, als das bereits durchreiste, ja man könnte sagen, es sey noch weit schlechter, denn der rothe Sand, und das dichte Gestrüpp reichte so weit an das Wasser heran, daß nur wenig Raum für Graswuchs übrig blieb. Sobald ich daher die Identität des obern und untern Darling erkannt hatte, beeilte ich mich zu Hrn. Stapylton zurückzukehren. Von den Eingebornen erfuhren wir, daß es nordwärts vom See Benani noch andere Landseen gebe; namentlich einen sehr großen Namens Cenowra, und daß der am Darling wohnende Stamm von diesem Flusse zu Lande nach dem See Benani komme, ohne die Ufer des Darling zu verfolgen.

„Da ich die Vereinigung des Darling und Murray unter 142° 3′ 26″ O. L., oder über einen Grad weiter gegen Osten angebe, als auf Arrowsmiths Karte von 1852, so erscheint meine Reise vom Depot aus auf meiner Karte weit minder als ein Umweg, als man nach jener Karte glauben sollte, und da der geographische Längenpunkt, unter welchem der Murrumbidschi sich mit den beiden genannten Flüssen vereinigt, in der Wirklichkeit auch weiter östlich ist, als jene Karte ihn angibt (er ist 143° 20′ 36″ O. L.), so hatte ich um so weniger Ursache mich zu beklagen, daß die große Trockenheit mich nöthigte einen Weg zu verfolgen, der sich zu Erreichung beider Zwecke der Expedition am zweckmäßigsten erwies.

„Ich fand, daß Hr. Stapylton nebst seinen Leuten während meiner Abwesenheit unangefochten geblieben war. Das Bett des Murrumbidschi hatte sich inzwischen mit Wasser gefüllt, und der Arm, an welchem unser Depot lagerte, war so hoch angeschwollen, daß wir, um ins Lager zu kommen, mit unsern Pferden durchschwimmen mußten. Vom Depot aus bis zur Vereinigung des Murrumbidschi und Murray betrug die Entfernung acht Meilen auf festem Boden, und zwei Meilen unterhalb der Vereinigung ging ich mit der ganzen Karawane über den Murray in der Absicht, dem zweiten Theile meiner Instruction gemäß an diesem Fluß aufwärts zu gehen. Wir hatten einen bedeutenden Weg zurückzulegen, bevor das Land an den Ufern ein besseres Ansehen gewann. Endlich aber wurden in einiger Entfernung vom Flusse grasige Ebenen sichtbar, die jedoch von sandigen, mit Cypressen und Gestrüpp besetzten Hügeln begränzt waren. Wir mußten mehrere breite Lagunen passiren, augenscheinlich die Betten von Seitenarmen des Flusses zur Zeit größerer Ueberschwemmungen. Nach mehrern Tagereisen in fast südlicher Richtung breiteten sich längs des Flusses große Flächen mit Schilf bedeckt aus, und unter 143° 40′ O. L., wo der Lauf des Flusses eine südöstliche Richtung nahm, dehnte sich gegen Osten das Schilf bis zum Horizont aus. Die Entfernung bis zu den mit Fichten bedeckten Sandbergen, welche die Schilfflächen begränzten, hielt im Durchschnitt gegen acht Meilen in der Breite. Wir ließen diese Schilfregion bald hinter uns zurück, und kamen in Ebenen mit Gras bedeckt, die weiter hinauf am Flusse das Schilf verdrängten. Unter 55° 19′ 45″ S. B. und 143° 41′ 15″ O. L. erreichten wir eine Stelle, wo ein anderer Fluß sich mit dem Murray vereinigte, den ich für den Twisden (oder Goulburn des Hrn. Hume) hielt. Ein grüner Hügel, den ich den „Swan Hill" nannte, bezeichnet diese Vereinigung, die gerade unter ihm stattfindet. Die Ufer dieses Flusses waren so weich und steil, daß unser Hornvieh nicht ohne Gefahr zur Tränke getrieben werden konnte, und dabei fehlte es an Brennholz, was uns bei den oft kalten Nächten sehr empfindlich war. Der Lauf des, jenseits fließenden Murray war von hohen Bäumen bezeichnet, während die Ufer des Beiflusses, an dem wir uns befanden, ganz kahl waren, und beide Flüsse behielten diesen verschiedenen Charakter auf viele Meilen weit bei, obschon sie sehr nahe neben einander fließen. In dieser Gegend stießen wir auf mehrere Salzseen, deren östliche Ufer von einer cirkelförmigen Hügelkette eingeschlossen waren; der größte von ihnen führte den Namen Boga, und hielt sechs Meilen im Umfange. Da der Fluß bei hohem Wasserstande durch einen kleinen Canal bis in diesen See tritt, so war sein Wasser süß, und an seinen Ufern hauste ein wilder Stamm von Eingebornen, der sich durchaus in keinen freundschaftlichen Verkehr mit uns einlassen wollte. Jenseits des Boga kamen wir über einige schöne grüne Ebenen, doch war das Hauptbett des Flusses, den wir zu untersuchen uns bemühten, nicht weiter zugänglich, ja nicht einmal mehr sichtbar, weil eine zahllose Menge von Armen den Alluvialboden durchschnitten. Der allgemeinen Richtung des Flusses folgend, kamen wir zunächst auf einen Landstrich, der sich durch große Waldungen von Buchsbaum mit dazwischenliegenden Grasflächen auszeichnete. Eine ganze Kette von Pfuhlen in tiefen Betten, deren gekrümmter Lauf keine bestimmte Richtung einzuhalten schien, bewässerte diese Flächen. So viel ich später von höhern Punkten aus bemerken konnte, haben diese Pfuhle ihren Ursprung von den Ueberschwemmungen des Flusses. Mehr gegen den Fluß uns zuwendend, kamen wir bald über grasige Ebenen, bald durch kleine Wälder von Gummibäumen an den Ufern breiter Lagunen. In der Nähe des Flusses selbst verhinderten tief ins Land hineinreichende und mit Wasser gefüllte Einschnitte jede Annäherung. Der höchste Punkt, wo ich ihn, bevor ich mich gegen Süden wandte, noch zugänglich fand, war unter 55° 55′ 55″ S. B. und 141° 55′ 58″ O. L.

(Schluß folgt.)

Die nordische Biene theilt gegenwärtig Auszüge aus einem neuen Romane Bulgarins mit, der den Titel führt: „Abenteuer (pochoshdenym) Mitrophanuschka's im Monde."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 205.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 Julius 1837.

Die Umgebung von Delhi.

Die Stadt Dehli, so wie sie jetzt besteht, ist schon die dritte dieses Namens, die auf derselben Stelle erstand. Es läßt sich vermuthen, daß eine jede dieser Städte aus den Ruinen ihrer Vorgängerin erbaut wurde, denn sonst wäre schwer zu begreifen, was aus den Steinen der großen Gebäude geworden, deren Grundmauern noch immer ihre vormalige Existenz bezeugen. Südlich und westlich von der Stadt ist der Boden noch immer auf Meilen weit mit Ruinen und verfallenen Gebäuden bedeckt, die manchem Armen, aber auch oft Räuberbanden, eine Zuflucht bieten. Auch noch andere Leute findet man hier, nämlich: Ackerbauer und Schatzgräber. Man wird sich wundern, wie die erstere dieser Menschenclassen hieher kommt, wo man kein grünes Plätzchen zu finden erwartet, und wo sonst niemand wohnt. Dennoch ist dem so. Zwischen den Häusern und in den Höfen früherer Paläste findet sich hie und da noch ein Boden, welcher reichlich trägt, und diesen benutzen die Bauern zum Anbau. Da die Ernte, bis sie eingeheimst werden kann, mancherlei Gefahren ausgesetzt ist, so muß der Eigenthümer sie am Tage mit dem Stock in der Hand bewachen, und des Nachts da in einem Winkel Zuflucht suchen, wo vor Zeiten vielleicht prächtige Feste gefeiert wurden.

Die Schatzgräber bilden eine eigene Zunft. Delhi war stets der Schauplatz von Kampf und Streit, sowohl im Innern als von außen. Hatte es vor Fremden Ruhe, so mußte es von einheimischen Despoten leiden. Die Unsicherheit in den Lebensverhältnissen unter eingeborner Herrschaft in Indien ist bekannt. Heute sah ein Mann sich auf dem Gipfel des Glücks, der Ehre und des Ruhms, nichts mangelte, überall kam man ihm freundlich entgegen, alles beugte sich vor ihm, denn er war der Günstling des Königs; aber am nächsten Morgen mußte ein Feind ihn bei dem Herrscher zu verdächtigen, sein Haus ward umringt und geplündert, seine Familie entehrt, er selbst gefangen gesetzt. Ein solcher Zustand der Ungewißheit lehrt natürlich vorsichtig seyn und für die Zukunft sorgen. Da die Leute der Gefahr ausgesetzt sind, über kurz oder lang Alles zu verlieren, was sie besitzen, so verbergen sie einen Theil ihres Vermögens, um, wenn sie mit dem Leben davon kommen, heimlich zurückzukehren, u n das aus dem Schiffbruch Gerettete zu holen. Zu diesem Ende brachten sie in den Mauern unter der Erde und in Gewölben geheime Behälter an, wo sie ihre werthvollsten Besitzthümer verbargen. Von diesen Verstecken sind, wie man glaubt, noch viele unentdeckt, was auch sehr wahrscheinlich ist, da Mancher im Kerker starb, oder umgebracht wurde, ohne sein Geheimniß zu verrathen. Gewiß ist, daß in Delhi viele Leute ihr Leben damit zubrachten, in der Erde zu wühlen oder die Mauern alter Häuser abzubrechen, in der Hoffnung verborgene Schätze zu finden. Ob solche Bemühungen mit Erfolg gekrönt werden, wird freilich nicht immer bekannt, doch läßt sich vermuthen, daß mancher vielleicht Lohn für seine Mühe fand. Viele Geschichten von entdeckten Schätzen werden erzählt, und dieß mag allerdings Manchen locken, sein Glück zu versuchen. Zuverlässige Nachrichten, daß irgend etwas von Bedeutung gefunden worden wäre, hat man indeß nicht.

Erlangung von Staatsstellen in Portugal.

(Schluß.)

Diese Hunderte und Tausende von Bittschriften werden begreiflich nur selten geprüft und noch weniger die Atteste durchgelesen, sondern es kommt bei diesen vielen Competenten nur einzig darauf an, wer dann die meisten und besten Fürsprecher auftreibt, die bei den Ministern etwas durchsetzen können, und da zieht man denn zuerst die bestmöglichen Erkundigungen über das Privatleben des respectiven Ministers ein, von dem die Stelle abhängig ist. Man fragt nach Frau, Kindern und Maitressen, was diese für einen Einfluß auf ihn üben, wer seine Verwandten und Freunde sind, die bei ihm etwas gelten, wie seine Finanzen stehen, und was er für Gesinnungen hegt. Hiernach richtet man nun den Operationsplan ein. Durch Mittelspersonen sucht man an Verwandte, Freunde u. s. w., die als Fürsprecher dienen sollen, empfohlen zu werden; hat man aber das Glück noch obendrein, die Fürsprache einer einflußreichen Person zu erhalten, so ist dieses um so wirksamer, denn das empenho oder die Fürsprache einer solchen Person, wo bis vor der Einführung der letzten Constitution besonders der

hohe Adel in Ansehen stand, wird in Portugal so hoch geachtet, daß man den Fürsprecher beleidigen würde, wollte man seine Empfehlung unbeachtet lassen. Bei der häufigen Concurrenz von Fürsprachen aber für diese und jene Person, von diesem und jenem Gönner, die auf Einen Gesichtspunkt nur gerichtet sind, und wo der Minister doch nicht Alle befriedigen kann, entschuldigt er sich bei den Andern mit dem Versprechen, bei nächster Gelegenheit Rücksicht zu nehmen, und ertheilt demjenigen die Stelle, dessen Gönner der Minister sich verbindlich machen wollte, unbekümmert darum, ob das Subject auch fähig zu dem Amte ist oder nicht. Das Manus manum lavat schwebt jedem fortwährend vor der Seele, einer braucht immer den andern, ohne Gehülfen kommt man zu nichts, und so erweisen sich denn die Minister unter sich oder diese mit andern Großen oder angesehenen Personen wechselsweise solche Dienstleistungen, und zwar meistens auf Kosten des Staats, der dadurch schlecht bedient ist. Der Fall der Aristokratie und das constitutionelle Wesen hat darin keine Veränderung hervorgebracht, wie man doch wohl glauben sollte, nur die Acteurs haben gewechselt und die empenhos sind noch nach wie vor an der Tagesordnung, das Verdienst wird eben so wenig hervorgezogen und noch mehr wie zuvor durch Intriguen verdrängt, nur empenhos gelten, die man aber nicht mehr unter den Großen sucht, sondern unter den Leuten der herrschenden Partei. Dieses Uebel, dieser Krebsschaden des Staatslebens, der von jeher existirte, wird auch nie heilen, so lange das Wörtchen empenho in der portugiesischen Sprache existirt. Das dritte Mittel zu einem Amte zu gelangen, ist das Geld, wozu aber eine besondere Gewandtheit und Vorsicht erforderlich ist, um die gehörige Wirkung zu thun. Die Wichtigkeit und Einträglichkeit der Stelle, die man zu haben wünscht, gibt den Anhaltspunkt des zu bringenden Opfers, und darnach opfert man gerne das Doppelte, Drei und Vierfache des jährlichen Einkommens derselben. Hat der Minister eine habsüchtige Frau, arme Verwandte oder eine nimmersatte Maitresse, so wendet man sich geradenwegs oder durch Mittelspersonen an diese, und stellt das Anliegen vor; man offerirt, eine namhafte Summe für sie zu deponiren, falls sie im Stande sind, die Stelle auszuwirken; ist dieses nicht der Fall, so schlägt man einen andern, geheimern Weg ein, der unter der Adelsclasse und den hohen Hofbeamten zu finden ist. Diese haben immer ärmere Verwandte, denen sie auf verschiedene Art nützlich sind, und dahin gehört, denn auch die Speculation derselben, sich durch Verschaffung von Staatsstellen für Andere Geld zu erwerben. Dieses geschieht aber auf so geheimnißvolle Art und mit solchen Umsichtigkeitsmaßregeln, daß derjenige, welcher seinen Zweck dadurch erreicht, nie erfährt und nur errathen kann, welche Canäle sein Geld durchlaufen hat. Es ist eine geheime Association, die weit verzweigt ist, und die von diesem Gewerbe lebt. Man wendet sich deßhalb an eines der untersten Glieder dieser Verbindung, die das Publicum schon kennt und die leicht durch einen Supplicanten dem andern verrathen werden. Man übergibt diesem die Bittschrift, stellt einen förmlichen Contract aus und deponirt in dessen Gegenwart die gebotene oder verlangte Summe in die Bank oder ein sicheres Handelshaus, so daß keiner von beiden Theile die Summe ohne Zustimmung des andern wieder erheben kann. Werden die Wünsche des Bittstellers erhört und ihm das Ernennungsdecret eingehändigt, so darf der Commissionär die Summe in Gegenwart des Eigenthümers erheben; wo nicht, so erlaubt jener, daß der Eigenthümer sein Geld zurücknimmt, um auf einem andern Wege sein Heil zu versuchen, denn es kommt oft vor, daß ein anderer Competent zu der Stelle mehr geboten hat, und dann muß dieser zurücktreten. Ungeachtet es dann in den Ernennungsdecreten gewöhnlich heißt: wegen dieser und jener Verdienste und Kenntnisse haben Ihre Majestät geruht u. s. w., so hat doch selten jemand Hehl damit öffentlich zu bekennen, daß es ihm Geld genug gekostet habe, die Stelle zu bekommen; er findet einen größern Ruhm darin, und es schmeichelt mehr seinem dickthuerischen Wesen sagen zu können, er habe sie durch Geld erhalten, als wenn er sagen müßte, daß sie durch Verdienste ihm geworden, was auch niemand glauben würde. Ein berühmter Marquis des Kaiserreichs Brasilien versicherte einstens vor mehreren Personen, daß es ihm 50,000 Cruzados gekostet, um Brigadier-General der Linientruppen zu werden, indem er vorher nur Pflanzer war und den Titel eines Milizobersten hatte. Solcher Beispiele könnten wir Hunderte anführen, die uns bekannt sind; vor nicht gar langer Zeit noch hatte ein guter Freund von uns 10,000 Cruzados deponirt, um eine gewisse Stelle zu erhalten, erhielt sie aber nicht, weil ein Anderer dazwischen getreten. Ein anderer Bekannter von uns hatte eine Stelle erhalten, konnte aber schlechterdings nicht das schon unterschriebene Ernennungsdecret erhalten, so oft er sich auch deßhalb an den respectiven Minister wandte, der sich bald mit diesem, bald mit jenem entschuldigte. Endlich sagte ihm dieser, er möge sich zu einer gewissen Dame verfügen, wo er (Minister) seine Abende zuzubringen pflege, und diese bitten, ihn an das Decret zu erinnern, damit es nicht in Vergessenheit komme. Die Dame war des Ministers Maitresse, und nun wußte der Supplicant schon, was er zu thun hatte, steckte 30 Goldstücke in die Tasche und machte die Dame mit seinen und des Ministers Wünschen bekannt. Diese antwortete, daß sie dazu bereit wäre, allein eine Gefälligkeit sey auch der andern werth, es sey alles so theuer jetzt u. s. w., worauf er ihr gleich die Börse anbot, allein die Dame, welche sie zu leicht fand, depreciirte sogleich: wo denken Sie hin, mein Herr, für eine Stelle, die so viel einbringt und diese Kleinigkeit! dreimal mehr mußte er zulegen, und den folgenden Tag hatte er sein Decret, wornach er vier Monate lang vergebens getrachtet hatte. Man sagt zwar, daß solche Gelder auch in die Taschen einflußreicher Personen am Hof und der Minister fließen, was jedoch schwer zu beweisen seyn möchte; indessen dieses kommt auf Eins heraus, wenn sie dadurch ihren Verwandten behülflich sind. Unter dem gegenwärtigen Gouvernement und auch in der letzten Zeit des vorhergehenden fielen diese Dinge weg, einestheils weil niemand mehr Geld für eine Stelle hergeben will, von der er keine Garantie hat, daß man sie ihm bei der ersten Ministerial-Veränderung nicht wieder abnimmt und sein Geld mithin verloren geht, und zweitens auch, weil der Hof in den neuesten Zeiten keinen Einfluß mehr auf

Vergebung der Stellen ausüben kann und will. Zur Zeit als man noch die ziemliche Gewißheit haben konnte, daß man sein Leben lang eine solche Stelle behalten würde, bemühten sich selbst wohlhabende Leute darum, einträgliche Stellen zu bekommen, ohne es zu bedürfen, und opferten gern einen kleinen Theil ihres Vermögens auf, um dieselben zu erhalten; sie betrachteten es als eine Finanzspeculation, denn das hingegebene Capital brachte ihnen hundertfältige Zinsen ein, besonders wenn es Stellen waren, wobei es Sporteln gab. Viele Stellen gibt es auch in Portugal, die dem Gesetze nach lebenslänglich sind, nach diesen haschte man auch ganz vorzüglich, und diese haben denn auch das Vorrecht einen Stellvertreter ernennen zu können, so daß man also den Dienst nicht einmal zu versehen braucht, sondern man verpachtet ihn an den, welcher am wenigsten für seine Mühe verlangt, oder der dem Eigenthümer am meisten für die Stelle entrichten will; zu diesen gehören hauptsächlich die Aemter der Gerichtsschreiber und Notarien. Daß hieraus viel Unfug entsteht, von einer Seite das Amt schlecht verwaltet wird, von der andern Seite aber diese Stellvertreter die Sporteln ins Unendliche trieben, das Volk aussogen, ist leicht zu denken, und doch verlangt das Volk lieber in diese Zeiten zurück, wo es von den Sporteln der Justiz, die jetzt größentheils aufgehoben, fast erdrückt wurde, doch aber am Ende sein Recht und eine Entscheidung fand, als in dem gegenwärtigen Zustande zu verbleiben, wo nichts entschieden wird. Diejenigen, die sich auf diese Art gewissermaßen ein Amt erkauften, was sie selbst versehen mußten, ließen sich's damit nicht sauer werden: mit der größten Pomadigkeit widmeten sie demselben täglich einige Stunden, was ihnen mehr zur Unterhaltung diente, als daß es ihnen Arbeit gemacht hätte, und auf diese Art versah so ein Mann oft sechs Stellen auf einmal bei verschiedenen Verwaltungszweigen, wovon er wohl kaum Eine gewissenhaft hätte versehen können. Manche standen unter allen Ministerien zugleich, zogen von allen Besoldungen, und da kein Ministerium wußte, was in dem andern vorging, so wußte man auch oft nicht, daß dieser und jener eine Anstellung unter dem andern habe. Im Durchschnitt genommen sind aber auch alle fixen Besoldungen hier äußerst gering, und in der neuesten Zeit noch mehr herabgesetzt worden, um zu ersparen; auch ist die Verordnung ergangen, daß niemand mehr wie Eine Stelle haben solle, man hat also denen, die mehrere Stellen hatten, alle andern von geringern Einkünften entzogen, und diese, anstatt sie ganz niederzuschlagen, da die meisten doch überflüssig waren, an Günstlinge der Partei gegeben. Die wenigsten können nun von diesen Stellen anständig leben, und so ist denn auch Vielen, die wirklich Fähigkeiten haben, und besonders wenn sie etwas Eigenthum besitzen, die Lust benommen, sich um Staatsstellen zu bewerben, daher denn diese jetzt mehr wie je in die Hände der größten Taugenichtse und Ignoranten kommen, die sonst nichts zu leben haben; es ist hinreichend, wenn sie nur aufweisen können, daß sie für die Freiheit gefochten und Anhänger des gegenwärtigen Systems sind.

Die Wachteljagd bei Villanueva de Sichez.

An der Küste zwischen Barcelona und Tarragona belustigen sich die Bewohner im Monat Hornung mit der Wachteljagd auf eine ganz eigene Art. Zu dieser Zeit kommen nämlich jene Zugvögel aus Afrika nach Europa zurück, und halten dabei genau die dortigen Landungsplätze zwischen dem Francoli und dem Llobregat am Gestade des Meeres ein. Wolkenähnlich ziehen viele Tausende von Wachteln in Einem Fluge über die weite Wasserfläche, sind aber bei ihrer Ankunft so ermattet, daß sie nicht sogleich wieder weiter kommen können, und es daher etwas sehr Leichtes ist, sie mit Röhrchen oder fischbeinernen Stäben auf Einen Hieb zu tödten. — Naht sich diese Jahreszeit, so ziehen auch aus den umliegenden Städten und Märkten zahlreiche Gesellschaften meistens von jungen Leuten, bisweilen in Begleitung von Frauenzimmern, zu diesem Jagdvergnügen aus. Kommt nun eine solche Wolke angezogen, so läuft Alles dem Landungsplatze zu, und das unbarmherzigste Gemetzel beginnt. Man muß sich aber hiebei beeilen, denn in wenigen Minuten haben die Wachteln schon wieder so viel Kräfte gesammelt, daß sie sich zerstreuen und den Mörderhänden entfliegen können. Doch hat man bei diesen Jagden Zeit zum Ausruhen, denn es vergehen nicht nur Stunden, sondern oft halbe Tage, ohne daß ein solcher Flug ankommt, und will es das Ungefähr, daß mehrere derselben zusammentreffen, und während die Gesellschaft sich mit dem einen beschäftigt, zwei oder drei dergleichen Massen von Vögeln in Distanzen von einer Viertel- und halben Stunde sich niederlassen, so ist diese Beute auch sicher verloren, wenn die Zahl der Jäger nicht hinreichend ist, die lange Meeresküste ganz zu besetzen. Einem nicht recht flüchtigen Läufer wäre zu rathen, von diesen Jagden wegzubleiben, wozu überdieß einige Erfahrung gehört, wenn man Reise und Mühe nicht umsonst gemacht haben will, denn bemerkt man mittelst guter Perspective einmal einen solchen Flug Wachteln in der Ferne, so muß man auch beurtheilen können, wo derselbe sich niederläßt, und diesem Orte zueilen, damit Jäger und Wittpret dort miteinander eintreffen. Ist dieß nun der Fall, so gibt es dann auf drei bis vier Minuten Arbeit die Fülle. Man darf nur zuhauen, immer fällt eine der mühsam aufsteigenden Wachteln aus der Luft, bis endlich die verschont gebliebenen entfliegen. Kommt man aber um einige Minuten zu spät, so bleibt dem Jagenden nichts als der Aerger, so weit gelaufen zu seyn, bloß um die gehoffte Beute zu verscheuchen. Diese Jagden, die sich einzig auf den Golf von Catalonien beschränken, und bei denen weder ein Hund, noch eine Jagdflinte mitgenommen werden darf, bieten manche Freude und viel Interessantes dar, und geben — sie mögen nun gewinnreich oder leer ausfallen — gewöhnlich den daran Theilnehmenden mehrere Wochen Stoff zu den lustigsten Unterhaltungen.

Chronik der Reisen.

Reise ins Innere von Australien.

(Schluß.)

„Am südlichen Horizont tauchte jetzt die äußerste westliche Spitze einer Gebirgskette auf. Dieser Anblick bestimmte mich, meinen Weg gegen Süden zu nehmen, und dann, über die obern Gewässer des Murray zurückkehrend, weiter gegen Osten vorzudringen, wo, wie ich hoffte, jene Berge mich in den Stand setzen würden, meine Aufnahmen

über das umliegende Land auszudehnen. Von dieser Höhe herab bemerkte ich in der Ferne hohe Bäume, die den Lauf eines andern Flusses zu bezeichnen schienen; jenseits tauchten die Gipfel sehr ferner Berge auf, und grüne Ebenen mit Baumgruppen besetzt dehnten sich westwärts gegen den Horizont aus; es schien dort ein gutes Weideland zu seyn. Ungefähr 30 Meilen von dem Berg, auf dem ich diese Aussicht hatte, unter 144° Länge, fanden wir einen tiefen, aber schmalen, zwischen hohen grünen Ufern gegen Westen fließenden Strom. Wir schlugen eine Brücke hinüber, die jedoch, da das Wasser plötzlich von 9 bis zu 14 Fuß anwuchs, gerade in dem Augenblicke weggerissen wurde, als wir sie vollendet hatten. Die Eingebornen nennen diesen Fluß „Parrayne;" die Ebenen jenseits desselben waren fünf Meilen breit, und gutes Weideland; dann folgten Waldungen von Gummi- und Kasuar-Bäumen, die sich bis zu den Gebirgen ausdehnten. In diesen Wäldern fanden wir keine andern Vögel, als jene, die sich auch um Sidney herum aufhalten, und viele von den Pflanzen, welche in Cumberland wachsen. Der „Barrabungall," ein hohes Granitgebirge, war der Hauptpunkt dieser Kette; als wir ihn bestiegen, stellte sich leider ein für Beobachtungen sehr ungünstiges Wetter ein. Mit dem Barrabungall hingen mehrere mit Waldung bedeckte Berge zusammen, welche üppige grüne und gut bewässerte Thäler umschlossen. Wir passirten noch mehrere Ströme, die sämmtlich westwärts flossen. Endlich am 11 Julius entdeckte ich die Gipfel einer schönen Gebirgskette, und fand bei späterer Untersuchung, daß diese Kette zwischen dem Murray und der Südküste sich ausdehne, und daß in ihr eine Menge Flüsse entspringen, von denen das umliegende Land bewässert wird. Diese Gebirge liegen zwischen 36° 52′ und 37° 38′ S. B., und zwischen 141° 55′ und 142° 47′ O. L. Die letztere Angabe ist die Länge, unter welcher der Mount William liegt, der höchste und östlichste Berg der Kette, auf dem ich eine Nacht zubrachte, vergeblich hoffend, daß die Wolken, die ihn umlagerten, sich zerstreuen würden. So im Mittelpunkte gelegen, stellt diese hohe Gebirgsmasse der Anlage von Straßen und der Ausbreitung der Civilisation kein Hinderniß in den Weg, wie die Küstenketten der angebauten Districte. Der an der Nordseite dieser Gebirge hinfließende Hauptstrom ist der „Wimmera," der keine steilen Ufer hat, und ein sehr nachhaltiger Fluß zu seyn scheint. Ich verfolgte seinen Lauf bis unter 142° der Länge, wo er sich gegen Nordwest wendete, und wo ich eine Menge cirkelrunder Seen fand, deren Wasser salzig oder bracisch war. Diese Seen werden von einem halbcirkelförmigen Gebirge begränzt, und das umliegende, etwa 580 Fuß über die Oberfläche des Meeres sich erhebende Land ist gut, und mit Gras bedeckt.

„Der Boden war durch den anhaltenden Regen sehr weich geworden, so daß wir des Tages kaum drei Meilen zurücklegen konnten. Als wir den Eingang zu einer kleinen Schlucht erreichten, die zu einem in den Gebirgen entspringenden Fluß hinabführte, fanden wir endlich wieder festen Boden, der der Beschleunigung unseres Marsches besser zu Statten kam. Der Fluß, den ich „Glenelg" nannte, strömt zuerst gegen Westen, wendet sich dann nach Süden, und fällt am tiefsten Theile der Bai, zwischen Cap Northumberland und Cap Bridgewater, in das Meer. Die letzten 50 Meilen seines Laufes erforschte ich auf den Booten, nachdem ich das Depot unter der Obhut des Hrn. Stapylton gelassen hatte, denn ich hoffte, daß ich zu irgend einer wichtigen Mündung kommen würde. Die Breite des Flusses war etwa hundert Schritt, und die mittlere Tiefe vier Faden. Ich sah mich indeß getäuscht, denn der Fluß mündete in ein seichtes Bassin innerhalb der Sandhügel der Küste aus, die einen Ausfluß zwischen zwei Felsenspitzen hatte, der aber mit Sand verstopft war. Die obern Gewässer des Glenelg fließen durch Granit-, dann durch Ursandsteingebirge; die Ufer bestehen ganz aus Secundärkalkstein. Als wir die Boote auf dem Glenelg bestiegen, war der Boden so erweicht, daß wir zu Lande kaum mehr fortkommen konnten; als ich aber den Fluß wieder verließ, gelang es mir über das Sandsteingebirge zu kommen, indem ich vorher die Ufer eines von Osten her in den Glenelg fallenden Bergflusses aufwärts verfolgte. Die Schwierigkeit dieser Bewegung wurde noch durch eine Menge sumpfiger Kriths erhöht, die wir zu passiren hatten. Der östliche Theil dieser Gebirgskette ist der höchste, und auf den obern Theilen, wo der Boden auf Trapfels ruht, bot die ungeheure Höhe und Dicke der Bäume ein neues Hinderniß für das Fortkommen der Schleifen, auf die unser Gepäck geladen war, denn der Boden war ganz mit abgefallenem Holze bedeckt. Von den Bäumen hatten viele 6 bis 8 Fuß im Durchmesser. Jenseits dieses Gebirges, das bis Cap Bridgewater reicht, erwartete ich, daß irgend ein bedeutender Fluß in der Portland-Bai in das Meer fallen werde; ich fand indeß nur drei kleine Flüsse, die ich Tarry, Fitzroy und Shaw nannte, und die an verschiedenen Stellen, östlich vom Ankerplatz, in die Bai fallen.

„Als wir uns dieser Bai näherten, die ich für nicht viel mehr als einen noch unerforschten Küstentheil hielt, reizte der Anblick von Häusern und eines vor Anker liegenden Schiffes meine Aufmerksamkeit, und ich wurde bald inne, daß die HH. Henty vom Schwanenflusse hier eine Niederlassung zum Behufe des Wallfischfanges gegründet hatten. Diese Herren versahen mich mit etwas Mehl, ungeachtet ihre Vorräthe fast erschöpft waren. Portland-Bai scheint ein gegen alle Winde geschützter guter Ankerplatz zu seyn. Noch immer hegte ich die Hoffnung einen guten Hafen an der Küste zu finden, und hätte sie zu dem Ende gern auf das genaueste durchsucht, allein der fast gänzlich ungangbare Boden, und die wenigen Lebensmittel, die uns noch zu Gebote standen, bestimmten mich, von der Portland-Bai aus gerade heimwärts zu reisen. Gern hätte ich noch Cadong untersucht, was den Aussagen der Eingebornen zufolge ein großer Wasserstrich an der Küste westwärts vom Cap Ottway ist, wohin mehrere kleine Flüsse sich ergießen sollen, die ich südwärts über die Ebenen von den australischen Pyrenäen herabfließen sah — eine Gruppe schöner, bewaldeter Berge, östlich von den Grampians. Das Land an dieser Küste ist größtentheils sumpfig, aber der Boden fruchtbar, und besser für den Anbau geeignet, als irgend ein anderer Theil von Neusüdwales. Der Boden besteht hauptsächlich aus aufgelöstem Trapp und Kalkstein, da solche Felsen unmittelbar unter demselben liegen. Das ganze Küstenland östlich vom Cap Nelson ist von vulcanischer Formation, wie dieß mehrere interessante geologische Phänomene bezeugen, unter Anderem ein erloschener Vulcan, den ich „Mount Napier" nannte, und um den bis auf zwei Meilen in der Runde noch Schlacken und Asche lagen, die noch nicht gar zu alt schienen. Die Eingebornen nennen diesen Vulcan den „Murrowan."

„Da wir nur noch wenig Hornvieh hatten, so beschloß ich mit dem kleinen Theile der Leute vorauszugehen, und die übrigen unter Hrn. Stapyltons Aufsicht zurückzulassen, um auszuruhen, und mir nach 14 Tagen zu folgen. Mein Heimweg führte über einen höchst mannichfaltigen Boden. In Zwischenräumen von 50 bis 60 Meilen fanden wir Granitgebirge, zwischen denen ein herrliches, wohlbewässertes Weideland lag. Unsere Vorräthe waren schon seit drei Tagen fast erschöpft, als wir die Station Hrn. Thompsons, und von da die Heimath bald und glücklich erreichten."

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 206.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 Julius 1837.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

(Fortſetzung.)

Rückkehr nach den Felſengebirgen. — Zug nach Californien. — Jagdzüge. — Der letzte Winter. — Rückkehr nach den Vereinigten Staaten.

Am 6 März brach Bonneville von Wallah-Wallah auf, durchzog ohne Unfall, doch wegen des tiefliegenden Schnees nicht ohne große Beſchwerde die blauen Gebirge, und gelangte am 12 Mai nach dem Port-neuf, in deſſen Nachbarſchaft er ſeine Leute im Winterlager zurückgelaſſen hatte. Auf Anfang März war ſeine Rückkehr beſtimmt geweſen, aber die Schwierigkeiten der Reiſe hatten ihn über zwei Monate länger aufgehalten, und das Winterlager war natürlicher Weiſe längſt verlaſſen. Von Lebensmitteln entblößt, mußten ſie nach Büffeln jagen, machten auf einer Inſel des Port-neuf einen Verſteck, legten ihr Gepäck darin nieder, und begaben ſich auf die Jagd, wo ſie auch bald ſo glücklich waren, einige fette Büffel zu tödten; ſie ſchnitten dieſe in Stücke, und beſchloſſen damit möglichſt Haus zu halten, damit ſie nicht genöthigt ſeyn möchten, ſich noch einmal in ſo geringer Anzahl auf einen offenen und gefährlichen Jagdgrund zu wagen.

Am 18 Mai kehrten ſie auf ihre Inſel zurück, legten ihr ſchwerſtes Gepäck in dem Verſteck nieder, zogen dann am Schlangenfluß hinab, und lagerten gerade über den amerikaniſchen Fällen. Hier befeſtigten ſie ſich, in der Abſicht dazubleiben, und ihre Pferde durch die gute Weide ſich wieder ſtärken zu laſſen, bis es Zeit ſeyn würde, ſich zur jährlichen Verſammlung im Bärenfluß-Thal aufzumachen. Am 1 Junius ſahen ſie vier Leute auf dem entgegengeſetzten Ufer des Fluſſes, riefen ſie durch Abfeuern ihrer Gewehre herbei, und fanden zu ihrer Freude, daß es Leute aus ihrem eigenen Lager ſeyen. Von dieſen erfuhr nun Capitän Bonneville, daß ſeine ganze Schaar am Blackfoot-Fluſſe etwas oberhalb des Port-neuf gelagert ſey, begab ſich ſo ſchnell wie möglich dahin, und wurde mit der lebhafteſten Freude empfangen, da man wegen ſeines langen Ausbleibens ſchon geglaubt hatte, er ſey von irgend einem feindlichen Stamme ermordet worden. Die Abtheilung hatte während ſeiner Abweſenheit viel gelitten, und war vom Hunger beinahe aufgerieben worden. Dieß hatte ſie genöthigt, zu den Verſtecken am Salmen-Fluß zurückzukehren, wo ſie auf Schaaren von Blackfeet ſtieß, und ſich glücklich ſchätzte, ohne Verluſt aus der gefährlichen Nachbarſchaft zu entkommen.

Bonneville brach bald wieder auf, um nach dem Hauptſammelplatze am Bärenfluſſe zu ziehen. Am 13 Junius kam er an den kleinen Schlangen-See, und blieb fünf Tage daſelbſt, um deſſen Ufer zu unterſuchen; er fand ſie ſo von Sümpfen umgeben, daß er Canots aus Binſen erbauen mußte, um ſie erforſchen zu können. Die Mündungen aller Gewäſſer, die von Weſten her in den See fallen, ſind ſumpfig und unbedeutend; aber auf der Oſtſeite iſt der Boden feſt, hie und da von hohen Bluffs unterbrochen, die in den See vorſpringen und das Maleriſche der Landſchaft erhöhen. Das Waſſer iſt ſehr ſeicht, aber voll Forellen und anderer Fiſche.

Von hier zog Bonneville nach dem Bärenfluß, und ſtieß bald auf die Abtheilung, welche er im vorhergehenden Jahre ausgeſendet hatte, um den großen Salz-See zu erforſchen. Sie waren ſeit etwa 20 Tagen hier gelagert und ſehr erfreut, ihre Cameraden, von denen ſie ſo lange getrennt geweſen waren, wieder zu finden. Die erſte Frage Bonneville's war nach dem Reſultat ihrer Reiſe, und der Bericht, den ſie abſtatteten, iſt in Kürze folgender.

Es war am 24 Julius des vorhergehenden Jahres, daß die Brigade von 40 Mann aus dem Thale des grünen Fluſſes aufbrach, um den großen Salz-See zu erforſchen. Sie ſollten ihn völlig umkreiſen, an allen darein ſich mündenden Flüſſen Biber fangen, auch Tagebücher halten und Karten aufnehmen, um eine möglichſt vollſtändige Kenntniß des Sees und des umgebenden Landes mittheilen zu können. Alle Hülfsmittel Bonneville's waren zu dieſer Lieblingsunternehmung aufgeboten worden, denn das Land gegen Südweſten bis gegen Californien hin war noch faſt unbekannt, indem die Trappers nicht dahin kommen, weil es über den Büffelſtrich hinausliegt. Doch ſollten Rehe, Elenthiere und Abſahtas ſich dort finden, ſo daß alſo Mangel an Lebensmitteln nicht zu befürchten ſtand. Als Vorſichtsmaß-

regel hielt die Abtheilung eine Zeit lang am Bärenfluß, jagte etliche Tage, und ſammelte einen Vorrath von getrocknetem Büffelfleiſch und anderm Wildpret. Hierauf zogen ſie über den Caſſiefluß und befanden ſich bald in einer unermeßlichen Wüſte: ſüdwärts ſahen ſie den großen Salz-See gleich einem Meere ausgebreitet, fanden aber kein Gewäſſer, das ſich darein ergoſſen hätte. Gegen Südweſten breitete ſich eine Wüſte aus, ſo weit das Auge reichen konnte, eine Wüſte, auf der weder Gras, noch Bäume, noch Waſſer, ſondern nichts als dürrer Sand zu ſehen war, wo Roß und Reiter in Gefahr waren, vor Durſt umzukommen.

Ihre Leiden wurden endlich ſo unerträglich, daß ſie nach einer gegen Norden liegenden Schneekette umlenkten, wo ſie auch wirklich auf einen kleinen Fluß ſtießen, und ihren quälenden Durſt löſchten. Sie hielten ſich an dieſen Fluß, der allmählich durch zahlreiche in ihn einmündende Bäche zunahm, jagten, während ſie an demſelben hinabzogen, Biber an ſeinen Ufern, und lebten von dem Fleiſch derſelben, um ihr getrocknetes Fleiſch für die Zukunft zu ſparen. Dieſer Fluß heißt bei Einigen der Marie-Fluß, bei Andern Ogdens Fluß, nach einem unternehmenden Partiſan der Hudſonsbai-Compagnie, der ihn zuerſt näher erforſchte. Die wilde und halb öde Gegend wird von Horden der Shoſhokis oder Wurzelgräber durchſtreift, einem furchtſamen Volk, von dem ſie oft die Spuren fanden, aber ſelten einen zu Geſicht bekamen. Doch erhielten die Trapper bald die Ueberzeugung, daß die Shoſhokis bei Nacht geſchäftig ſeyen, indem häufig am Morgen einzelne Gegenſtände vermißt wurden, ohne daß man von den Dieben etwas hätte entdecken können.

Was die Trapper am meiſten aufbrachte, war, daß man ihre Biberfallen ſtahl, und endlich ſchwor einer derſelben einen furchtbaren Eid, den erſten Indianer, der ihm aufſtoßen würde, möge er nun ſchuldig oder unſchuldig ſeyn, ohne weiteres niederzuſchießen. Dieß geſchah, ohne daß er dafür von dem Partiſan anders als mit einem Verweiſe beſtraft worden wäre. Hiemit aber war ihr brutales Verfahren noch nicht zu Ende, denn als ſie kurz darauf am gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes eine Schaar Shoſhokis erblickten, glaubten ſie, dieſe hätten ſich geſammelt, um den Tod ihres Gefährten zu rächen, und ſchoſſen ohne weiteres unter die Unglücklichen hinein, von denen 25 auf dem Platze blieben; die übrigen, von den Trappern gejagt, zerſtreuten ſich unter kläglichem Geheul nach allen Seiten.

Hierauf zogen ſie an dem Ogdensfluſſe hinab, bis dieſer ſich in einen großen ſumpfigen See verlor, und wandten dann weſtwärts quer durch die große Kette der californiſchen Gebirge, welche die innern Ebenen von den Ufern des ſtillen Meeres ſcheiden. Dreiundzwanzig Tage lang irrten ſie in dieſen Gebirgen umher, deren Gipfel und Rücken an vielen Stellen mit ewigem Schnee, bedeckt ſind. Hier litten die Reiſenden furchtbar durch Hunger, und nur mit der größten Anſtrengung gelang es ihnen ſich durchzuarbeiten nach den Ebenen von Neucalifornien, einer fruchtbaren Gegend voll prächtiger Wälder und grünender Savannen, die ſich längs der Küſte ausdehnen. Hier fanden ſie Wild im Ueberfluß, und entſchädigten ſich für den ausgeſtandenen Hunger.

Sie wandten ſich nun gegen Süden, kamen an vielen kleinen Schaaren von Eingebornen vorbei, und gelangten endlich nach dem ſpaniſchen Dorf und Poſten Monterey. Dieß iſt ein kleiner Ort von etwa 100 Häuſern unter 37° n. B., mit einer geräumigen Bai. Das umliegende Land iſt ausnehmend fruchtbar, namentlich in den Thälern, der Boden wird reicher, je weiter man ins Innere dringt, und das Klima wird als ein ewiger Frühling geſchildert. Ueberhaupt gilt ganz Californien, das ſich längs dem ſtillen Meer von 19° 70′ bis 42° n. B. erſtreckt, für eine der fruchtbarſten und ſchönſten Gegenden in Nordamerika. Niedercalifornien, etwa 700 Meilen lang, bildet eine große Halbinſel, welche bis tief in die heiße Zone hineinreicht. Sie iſt von dem feſten Lande durch den Golf von Californien geſchieden, in den ſich der Colorado des Weſtens, der Seeds-Lede oder grüne Fluß einmündet. Wilde öde Gebirge durchziehen die Halbinſel, und man ſtößt auf viele ſandige Ebenen, wo der cylindriſche Cactus, der zwiſchen den Felſenſpalten emporwächſt, die einzige Spur von Vegetation darbietet. Wo ſich aber Waſſer und Pflanzenerde findet, da bringt die Hitze des Klima's eine erſtaunliche Fruchtbarkeit hervor. In den üppigen Thälern gedeihen die reichen Producte der Tropen; das Zuckerrohr und die Indigopflanze erreichen eine Vollkommenheit, wie nirgends in Nordamerika; hier gedeiht die Olive, die Feige, die Dattel, die Orange, Citrone und andere Erzeugniſſe des Südens, und eine Fülle von Trauben liefert einen vorzüglichen Wein. Im Innern ſind Salzebenen, auch ſoll es Silberminen und ſchwache Goldadern geben, und Perlen von ſchönem Waſſer werden an der Küſte gefiſcht.

Die Jeſuiten verbreiteten hier zuerſt Cultur; ihnen folgten die Franciscaner und dieſen die Dominicaner, welche ſich indeß weit minder klug benahmen. Nur zwei Miſſionsniederlaſſungen ſind jetzt noch mit Prieſtern verſehen, die andern alle liegen in Ruinen, mit Ausnahme einer einzigen, welche als ein Denkmal der frühern Macht und Wohlfahrt des Ordens daſteht. Dieß war einſt der Hauptſitz der Jeſuiten. Sie liegt in einem Thale, etwa in der Mitte der hier nur 60 Meilen Halbinſel; das Gebäude iſt aus behauenen Steinen aufgeführt, ein Stockwerk hoch, 210′ lang, und etwa 50′ tief. Die Mauern ſind 6′ dick und 16′ hoch, mit einem gewölbten Dach von Stein, das etwa 2½′ dick iſt. Es iſt jetzt verlaſſen und verödet, das ſchöne Thal iſt ohne Bewohner, und nicht ein menſchliches Weſen wohnt innerhalb 30 Meilen von dem Orte. Naht man ſich dem verlaſſenen Miſſionshauſe von Süden her, ſo kommt man über den San Juan, der für den höchſten Berg in Californien gilt. Von dieſer Höhe aus bietet ſich eine gränzenloſe Ausſicht dar, welche gewiß zu den großartigſten der Welt gehört: der große Golf von Californien mit der dunkelblauen mit Inſeln beſäeten See und auf der andern Seite die unermeßliche Lava-Ebene von San Gabriel. Das herrliche Klima gibt dieſer unermeßlichen Ausſicht einen italieniſchen Effect: der Himmel iſt von tief-blauer Farbe und der Sonnenuntergang oft über alle Beſchreibung prachtvoll.

Obercalifornien erſtreckt ſich von 31° 10′ bis 42° n. B. längs dem ſtillen Ocean und landeinwärts bis an die große

Kette ſchneebedeckter Berge, welche es von den Sandebenen im Innern trennen. Es befinden ſich etwa 20 Miſſionen in der Provinz, die meiſt vor ungefähr 50 Jahren gegründet wurden, und unter der Aufſicht von Franciscanern ſtehen. Dieſe üben eine ſchützende Herrſchaft über etwa 35,000 neubekehrte Indianer aus, welche auf den Ländereien um die Miſſionshäuſer her wohnen. Jedem dieſer Häuſer ſind 15□ Meilen Land zugetheilt, und je nach der Zahl der von den einzelnen Miſſionen abhängigen Indianer in kleine Theile vertheilt. Einige ſind mit hohen Mauern umſchloſſen, meiſtens aber ſind es nur offene Dörfer, deren Häuſer aus an der Sonne getrockneten Backſteinen aufgeführt und manchmal ſogar mit Ziegeln gedeckt ſind. Viele davon liegen weit im Innern, wohin kein militäriſcher Schutz reicht, und ſind ganz von dem guten Willen der Eingebornen abhängig, der ihnen indeß nie fehlt.

Die Mönche haben die Indianer in allen möglichen Künſten unterrichtet; es gibt Weber, Gerber, Schuhmacher u. ſ. w. unter ihnen, andere bauen das Feld oder treiben Viehzucht; die Weiber ſpinnen Wolle, weben u. dgl. Zwiſchen den Unverheiratheten beider Geſchlechter findet nach den Arbeitsſtunden kein Verkehr ſtatt, und Nachts werden ſie in beſondere Gemächer eingeſchloſſen, deren Schlüſſel dem Prieſter überliefert werden. Der Ertrag des Landes und aller Erlös aus Verkäufen ſteht gleichfalls den letztern zur Verfügung, und was nicht zum Unterhalt der Miſſionen nöthig iſt, dient zur Vermehrung eines unter ihrer Aufſicht ſtehenden Fonds. Häute und Talg ſind die Hauptreichthümer der Miſſionen, und machen überhaupt den bedeutendſten Theil des Handels aus. Korn könnte in jeder beliebigen Menge gewonnen werden, wenn es einen Markt dafür gäbe. Pferde kann man hier in Menge zu 3 bis 5 Piaſtern kaufen, ſie ſind aber von untergeordneter Güte; Maulthiere, welche hier ſehr groß und vorzüglicher Art ſind, koſten 7 bis 10 Piaſter.

Es gibt mehrere vortreffliche Häfen längs dieſer Küſte: Santa Barbara, Monterey, die Bai von San Francisco und der nördliche Hafen von Bondago bieten alle Ankergründe für Schiffe erſter Größe dar. Der Hafen von San Francisco iſt bekannt; die Einfahrt von der See her iſt 67 Faden tief, und es könnten darin ganze Flotten in vollkommener Sicherheit vor Anker liegen. Zwei große Flüſſe, welche mehrere hundert Meilen weit gegen Oſten in den Gebirgen entſpringen, und durch ein Land fließen, das an Fruchtbarkeit und Schönheit ſich mit jedem meſſen kann, münden ſich in dieſen Hafen aus, das Land umher bietet das prächtigſte Schiffbauholz — mit Einem Wort, dieſer herrliche Hafen bietet nicht nur alle Vortheile für ein großes Marinedepot dar, ſondern könnte auch der wichtigſte militäriſche Poſten in dieſen Meeren werden.

Dieß iſt in ſchwachen Umriſſen eine Schilderung der Küſte und des Landes von Californien, deſſen Vorzüge die Aufmerkſamkeit der Seemächte mehr und mehr auf ſich ziehen. Die Ruſſen haben immer ein Kriegsſchiff auf dieſer Station, und haben ſich bereits einen Eingriff in die californiſche Küſte erlaubt, indem ſie den Hafen von Bondago in Beſitz nahmen und befeſtigten. Ruſſen und Engländer haben in neuerer Zeit die Küſte aufgenommen, und wahrſcheinlich iſt der Tag nicht fern, wo dieſe vernachläſſigte, und bis neuerdings faſt unbekannte Gegend hinreichende Quellen des Reichthums darbieten wird, um ein mächtiges Reich zu bilden. Die jetzigen Bewohner kennen ſeine wahren Reichthümer nur wenig; ſie haben weder hinreichenden Unternehmungsgeiſt, um ſich mit dem ungeheuern Innern bekannt zu machen, noch Geſchick und Betriebſamkeit genug, die fruchtbaren Striche längs der Küſte anzubauen, und den Handel mit dem Ausland zu beleben, der die Hülfsquellen eines Landes erſt recht zur Entwicklung bringt.

(Fortſetzung folgt.)

Cardona.

(Auszug aus einem Privatbriefe.)

Wer die Reiſe aus Frankreich nach Barcelona anſtatt über Perpignan nach Seu-Urgel einſchlägt, kommt zwiſchen Solſona und Manreſa, nachdem er in und zwiſchen den dortigen Gebirgen einen ſchönen Wald von Haſelnußbäumen und eßbare Früchte tragenden Eichen paſſirt hat, in ein Bergſtädtchen, das weder die Geographen, noch die ſpaniſchen Behörden zu kennen ſcheinen, indem die Berichte der Erſtern darüber wie aus der Luft gegriffen daſtehen, und Letztere von den dort befindlichen unermeßlichen Naturſchätzen keinen Nutzen zu ziehen wiſſen. Ich meine das freundliche von einem Fort vertheidigte Cardona.

Da habe ich drei Geographien vor mir, zwei franzöſiſche und eine deutſche, und alle ſehen aus, als ob ſie auf demſelben Schreibtiſche fabricirt worden wären; Cardona muß einen 500 Fuß hohen Salzſteinfelſen haben, an dieſem hängt das Salz in weißen und rubinrothen Kryſtallen herum, dieſer Felſen hat zwei Stunden im Umfange, der Ort wird von dem Einen eine Stadt, von dem Andern ein Flecken genannt, und zwei Encyklopädien haben es gar nicht der Mühe werth gehalten, dieſem wichtigen Punkt eine kleine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Das Steinſalz in Cardona aber wird aus einer Mine gebrochen, die drei Viertelſtunden öſtlich von der Stadt, ähnlich einem ungeheuren Quaderſteinbruche, daliegt, drei volle Stunden im Umfange hat, und um in dieſe zu gelangen, muß man, anſtatt auf einen Felſen zu klettern, fünf bis ſechs aus Salzſtein gehauene, breite, an der Nordſeite angebrachte Stufen hinabſteigen. Es iſt dieß ein wirkliches Salzmeer, kein Stäubchen Erde, kein Kieſelkörnlein vorhanden. Mitten durch dieſe Mine fließt der Cardonero, ein Gebirgsbach von höchſtens zwanzig Schuh Breite, in einem gleichſam wie durch Menſchenhände ausgehauenen Salzcanal, der dann in ſeinem Laufe zu den beiden Ufern mehrere Stunden weit Salz ausmirft, und deſſen Waſſer auf ſeinem ganzen Wege von den Landleuten zum Kochen benutzt wird, ohne daß ſie nöthig hätten ihre Speiſen zu ſalzen. An den Ufern weiden geſunde Schafheerden, und erſt wenn er ſich mit dem Llobregat vereint, verliert der Cardonero ſeinen ſalzreichen Geſchmack. Links beim Eintritt in dieſe Mine ſteht ein hölzernes Gebäude auf Salzgrund, für die Wohnung des Inſpectors beſtimmt, und wo zugleich die Adminiſtration ihre Bureaux hat. Einer der Angeſtellten hatte die Güte, mich bei der Beſichtigung dieſer unerſchöpflichen Reichthümer zu begleiten. Er zeigte mir eine Art großer Ciſterne, die ſchon unter der Regierung König Karls III zu dem Zwecke gegraben worden war, die Tiefe der Mine zu ergründen. Nachdem man dieſen Schacht über 150 Schuh eingeſchlagen hatte, mußten die Nachforſchungen wieder eingeſtellt werden,

denn die Arbeit ſchien fruchtlos, man war auf keinen andern Gegenſtand, als auf Salz gekommen. Seitdem hat ſich dieſe Grube durch das viele Regenwaſſer, das ſich in derſelben ſammelte, wieder zuſammengezogen, und die jetzige Tiefe beträgt nur noch wenige Klafter. Dieſes frei daliegende Salz beſteht aus einer ungeheuren Steinmaſſe von blendender Weiße, aus welcher die Salzbäche in der Größe der Quaderſteine geſprengt werden. Wirft die Sonne ihre Strahlen auf einen Theil dieſer von drei Seiten mit Bergen umgebenen Mine, ſo vermag das Auge ſo wenig darauf zu verweilen, als auf der Sonne ſelbſt. Aber in dieſen vielen und hohen Bergen befinden ſich auch noch Salzſteinlager, und mein Begleiter verſicherte mich, daß jene verborgenen Schätze noch um vieles bedeutender wären, als die offen daliegenden in der großen Ebene.

Da dieſe Gebirge mehrere Schuh hoch mit Erde bedeckt und mit verſchiedenen Holzarten bewachſen ſind, die dichte Wälder bilden, und unter denen ſich die Pinienföhre, der Johannisbrod- und Pantoffelholzbaum auszeichnen, ſo liegt das Salz etwas tiefer, wird aber da nie gegraben, da man es nicht nöthig hat, die Berge anzugreifen, indem jene Mine, würde ſie auch Jahrhunderte hindurch ausſchließlich von ganz Europa benutzt, unerſiegbar bleibt, und man nie bemerken kann, ob viel oder wenig aus derſelben weggeſchafft wird. Das in den Bergen verdeckte Salz iſt jedoch nicht weiß. Man trifft es von allen Farben an: roſen- und feuerroth, blau, grün, violett, gelb und braun in verſchiedenen Schattirungen, marmorartig mit Adern, und ſogar welches, das mit einem Silberglanze ſchimmert. Wird ein ſolcher Salzſtein aber geſtoßen, ſo verliert er ſeine Farbe, ohne Zurücklaſſung irgend einer Spur derſelben, und wird dann weiß und glänzend wie jenes in der Mine. Auch in Naturalien-Cabinetten laſſen ſich dieſe Steine nicht gern aufheben, denn in wenigen Jahren ſind ſie erbleicht, und zerfallen endlich ganz. Mehr Feſtigkeit beſitzen jene, welche ſtets dem Wechſel der Witterung ausgeſetzt waren.

In der Mine arbeiten ungefähr zweihundert Menſchen, und wählen dazu gewöhnlich die Plätze, welche von den ſie umgebenden Gebirgen beſchattet werden. Dieſe Arbeit beſteht im Sprengen der ungeheuren Salzſteinmaſſen, Aufſchichten derſelben in pyramidenförmigen Vorrathsmagazinen unter freiem Himmel in der Mine ſelbſt, im Wiederaufhauen der durch den Regen zuſammengeklebten Salzkryſtalle, im Aufſchaufeln und Beladen der ankommenden Laſtthiere, welche dieſes reichhaltige Naturproduct in die benachbarten Städte, und in die Häfen von Barcelona und Tarragona bringen, von wo aus daſſelbe nach England und in die nordiſchen Reiche verſchickt wird. Eine Handvoll geſtoßenes Salz aus Cardona hat mehr Kraft beim Kochen, als das Doppelte von dem, das man in Ivica und bei Cadix aus dem Meere gewinnt. Und doch, ſollte man es glauben, kaufen die Bewohner von Eſtremadura, Leon, Galicien, Aſturien, Biscaya, Navarra und Alt-Caſtillien ihren Bedarf an Salz in Portugal, ja ſogar den engliſchen Schiffen ab, die es aus den Pythiuſen bringen. Fragt man, warum benutzt denn das halbe Spanien ſeine eigenen unerſchöpflichen Reichthümer nicht ſelbſt, ſo heißt es, das Salz von Cardona iſt zwar beſſer, aber es kommt in die Weite zu theuer zu ſtehen; und warum kommt es bei dieſem unermeßlichen Ueberfluſſe zu theuer? Weil keine Straße nach Cardona führt. Dennoch aber liegt das ſchöne, freundliche Städtchen nur zwanzig Leguas von dem reichen und ſtark beſuchten Barceloner Hafen entfernt. Der Weg nach dem von allen Seiten durch Berge eingeſchloſſenen Cardona iſt ein Fußſteig über dieſe Gebirge, auf dem zwei beladene Maulthiere kaum einander ausweichen können, äußerſt ſteil, und bietet trotz der häufigen Frequenz ſo viele Hinderniſſe aller Art dar, daß zu dieſer Reiſe ſechs Tage erforderlich ſind, und dann die Thiere ſo abgemattet ankommen, daß man ihnen nothgedrungen noch einige Tage Ruhe vergönnen muß. Auch darf man ſie nicht ſchwer beladen, weil der Schluchten zu viele und manche davon zu jäh ſind. Während nun an der ganzen langen Küſte des Mittelmeeres das ſtrengſte Verbot beſteht, auch nur eine Pinte Meerwaſſer in eine Wohnung zu bringen, ſo zwar, daß wenn ein Arzt dergleichen Bäder verſchreibt, beim Abholen dieſes Waſſers ein polizeilicher Erlaubnißſchein erforderlich iſt, von welcher Behörde dann eine Commiſſion in das Haus geſchickt wird, welche ſogar nach gemachtem Gebrauche das Ausſchütten bewachen muß, einzig aus der Urſache, damit es niemanden einfällt, ſich den Bedarf an Salz ſelbſt zu bereiten, was etwas ganz Leichtes wäre, wenn man Meerwaſſer in flachen Gefäßen durch die Sonne abdünſten ließe; trägt die Regierung ſo wenig Sorge für dieſes im reichſten Ueberfluſſe ſchon kryſtalliſirt vorhandene Naturproduct, daß man noch nie auf den Gedanken kam, aus dieſer Mine eine Straße nach Barcelona zu eröffnen, welcher bedeutende Platz ſogar mehr ſchmutziges Meerſalz aus Ivica, als von dem reinen aus Cardona verbraucht.

(Schluß folgt.)

Literariſche Notizen.

Ein gewiſſer Wlaſow gibt jetzt in Petersburg eine Sammlung älterer ruſſiſcher Reiſen heraus. Ein Band iſt erſchienen, es ſollen ihrer aber ſechs werden. Die älteſte dieſer Reiſen iſt die des Hegumen Daniel ins heilige Land ſchon im 12ten Jahrhundert. Unter den übrigen Reiſen möchten wohl die nachſtehenden die bemerkenswerthеſten ſeyn: 1) Reiſe Athanaſi Nikitins, Kaufmanns aus Twer, nach Indien, im Jahr 1470. 2) Reiſe der Koſaken Iwan Petrew und Burnaſch Jalyſchew im Jahr 1567 nach China. 3) Reiſe des ſibiriſchen Koſaken Iwan Petlin im Jahr 1620 eben dahin. Die letzte in dieß Werk aufzunehmende Reiſe nach dem heiligen Land iſt die von Arſeni Suchanow im Jahr 1649.

*

Im Februar dieſes Jahres ſtattete einer der Conſervatoren der königlichen Bibliothek von Paris einen Bericht an den Miniſter des öffentlichen Unterrichts ab über die Unterſuchung der auf der Bibliothek befindlichen hiſtoriſchen Urkunden. Die Zahl der aufgezeichneten und regiſtrirten Urkunden betrug am 1 Januar d. J. 121.000, und man berechnet, daß die Zahl der hiſtoriſchen Urkunden im Ganzen etwa eine Million betragen wird. Man iſt namentlich auch bemüht, die Cartularien aus den verſchiedenen Provinzen des Königreichs und die auf die Sprache des Mittelalters bezüglichen Wörterbücher zu ſammeln.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 65** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Auszug des hindoſtaniſchen Romans. Die Roſen von Bakawali. Von Th. Benfey. — Proben aus Southey's Gedichte: Thalaba, der Zerſtörer. (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 207.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 Julius 1837.

Portugiesische Lebensbilder.

Fischfangs-Lustbarkeit.

Ein Frühlingsfest für die vornehmere provincialistische Welt sind die Fischereien in einem benachbarten, auch wohl Stunden weit entfernten Flusse, denn so wie hier allenthalben freie Jagd ist, so unterliegen die Fischereien in den Flüssen auch keinen andern Beschränkungen, als daß durch ein Gesetz die Hegezeit festgesetzt ist, in welcher keine Fische bei großer Strafe gefangen werden dürfen, um die Laichzeit im April und Mai nicht zu stören; allein da man gerade in dieser Zeit die meisten Fische und auf die leichteste Art fangen kann, indem sie sich zu Tausenden an steinichten, seichten Orten versammeln, wo sie ihre Eier legen, so wird dieses Gesetz eben so wenig gehalten, wie die meisten andern nicht gehalten werden, und die, welche darauf zu sehen haben, sind auch gewöhnlich die ersten Uebertreter. Die Fastenzeit, besonders wenn sie etwas spät fällt, ist die Hauptperiode dieser Fischvergnügungen, wozu dann die Familie, welche sie veranstaltet, ihre Freunde einladet; am öftesten aber geschieht es durch den reichen Prior einer Kirche. Schon einige Tage vorher werden die professionirten Fischer, die am Flusse wohnen, avisirt, um mit ihren Netzen an einem bequemen, schattigen Orte des Flußufers sich einzufinden. Der Prior kommt alsdann zu Pferd oder auf einem Ochsenkarren in traulicher Eintracht mit seiner Köchin — gewöhnlich eine ehemalige Geliebte, die nun seinen Haushalt führt, das Factotum im Hause ist, selbst oft das Regiment über andere Verwandtinnen führt, welche die Geistlichkeit in ihre Wohnungen zu sich zu nehmen pflegt — angefahren, nebst dem ganzen Küchenapparat und Tafelservice. Die sorgsame Haushälterin hat Alles in großen Körben geordnet, die von Dienern und dickwadigen stämmigen Mägden auf den Köpfen vorangeschleppt werden; selbst Gewürze und Salz, Kräuter und Zwiebeln sind dabei nicht vergessen. In dem einen Korbe befinden sich alle Kochgeschirre zum Kochen, Braten und Schmoren, Kochlöffel und Dreifüße, in dem andern Teller, Schüsseln, Näpfe, Messer, Gabeln und Löffel, gewöhnlich letztere drei Gegenstände von schwerem Silber, überdeckt mit blendend weißem Tischzeuge. Einige große Gläser, wie Humpen, um daraus das Wasser in beträchtlicher Quantität in den Magen hinabzuschütten, auch wohl den Wein daraus zu trinken, wo dann ein solcher Pocal die Runde macht, wenn die kleinen Stützgläser vergessen wurden, oder nicht hinreichend vorhanden sind. In noch einem andern Korbe liegen die großen Bocksbeutel mit dem herrlichsten Rebensaft angefüllt, auch wohl dabei ein ungeheuer großes Ochsenhorn mit kupfernem Boden, worin ein Extra-Körtchen zum Dessert unter wohl verwahrtem und künstlichem Schlosse liegt, wozu der Prior selbst den Schlüssel bewahrt. Wieder in einem andern Korbe befinden sich die Meisterstücke der Süßigkeitskunst: Krapfen in Syrup, süßer Reis und Nudeln, in Faden gezogenes gezuckertes Gelbei, die so wohlschmeckenden in wurmförmigen Gestalten appretirten Kürbisse, das Blanc-manger in Form der zwei schweigenden Blumenknospen eines 13jährigen Mädchens, und dergleichen Dinge mehr. Gemahlener Kaffee nebst dem Kaffeegeschirr füllt die leeren Räume der größern Kochgeschirre aus. Nach und nach kommen nun auch die geladenen Gäste zu diesem ländlichen Gastgebote auf Karren und zu Roß an; die Fischer haben indessen schon einen Zug gethan, ein großes Feuer von aufgelesenem dürrem Castanienholz angezündet, damit den Gästen gleich einige Fische zum Frühstück vorgesetzt werden können. Die Netze sind wieder gestellt, den obern Theil nackt, stehen die Fischer völlig durchnäßt um das warme Feuer und klappern mit den Zähnen; denn ungeachtet der warmen Frühlingsluft ist das Wasser doch noch eiskalt. Kommen nun endlich die Karawanen an, so lagert man sich auf rasigem Boden unter schattige große Castanienbäume; Knechte und Mägde sind beschäftigt die kleinern Fische zum ersten Imbiß zu backen und zu schmoren; ein emsiges Subject, das weder Herr noch Diener ist, weder zur vornehmen noch zur niedern Classe gehört, ein brauchbarer Scharmenzel, der Alles anzuordnen versteht, und daher bei allen Festlichkeiten, funcçoes, in Anspruch genommen wird, macht dabei die Honneurs und sorgt für Alles zum größern Mahle, so wie für die Bequemlichkeit der Versammlung. Die Fischer bekommen auch ihren Morgentrank und einen Imbiß, und ist man nun auf diese Art zu einer längern Ausdauer vorbereitet, so begibt man sich an die Stelle, wo die

Netze stehen. Die braunen, behaarten und muskulösen Wassermänner stürzen sich nun in den tiefsten Theil des Stromes, wo er einen Kessel bildet; denn jetzt gilt es blos den großen Fischen, die sich daselbst aufhalten, um sie nach den Netzen zu treiben, wo man dann die Tauchergeschicklichkeit dieser Leute bewundern muß, was mit zur Unterhaltung dient. Man findet unter ihnen Greise von mehr als 70 Jahren, die noch eben so behend schwimmen und Minuten lang unter dem Wasser bleiben können, wie ein Jüngling. Man fängt bei solchen Gelegenheiten gar oft Hechte und andere Fische von 20 bis 30 Pfund Schwere, allein die Klagen der Fischer werden immer häufiger über die Abnahme der Fische, was auch gar nicht zu verwundern ist, da man die meisten in der Laichzeit fängt und also Millionen junger Brut vernichtet werden, so wie man auch ungeachtet der vielen Gesetze darüber das Wildpret aller Art vernichtet hat, indem ohne Gnade und Barmherzigkeit zur Wurf- und Hegezeit Alles niedergeschossen wird. War der Fang gut, so benützt man sich mit einem Zuge, welcher hinreichend ist um hundert Personen zu speisen, und nun nimmt das Hauptküchengeschäft erst recht seinen Anfang, um das sich übrigens die Herrschaft gar nicht bekümmert. Von der großen Menge von Fischen werden erst alle diejenigen gesondert, die verzehrt werden sollen, alsdann diejenigen, die der Gastgeber mit nach Hause nehmen, und zuletzt diejenigen, welche man als Geschenke an Freunde und Gönner übersenden will. Da werden dann besonders die Honoratioren der Gegend nicht vergessen, und die Capitao Mores und die Kloster-Prioren pflegen immer die Ersten zu seyn, welche dabei bedacht werden. Die Gäste vertreiben während dieser Vorbereitungen die Zeit mit Spaziergängen oder allerhand Kurzweil unter einem schattigen Baume. Eine Guitarre fehlt auch selten bei solchen Vergnügungen, oder irgend Einer aus der Gesellschaft dient zum Stichblatte eines ausgelassenen Witzes, wozu dann gewöhnlich sonst ein herumziehender Bettel- oder Franciscanermönch, die selten dabei zu fehlen pflegten, willig sich hergab, sich alsdann aber auch nicht entblödete, oft die schamlosesten Späße zu treiben. Unter den alten Fischern gibt es denn auch manche, welche Anekdoten auftischen, oder sie sind gute Tänzer und müssen ihre Kunst zeigen; da springt denn auch wohl eine der Köchinnen von ihren Töpfen weg, und beide zusammen zeigen die geschicktesten rotirenden Unterleibsevolutionen zur allgemeinen Freude der Zuschauer; die Beine werden dabei nicht mehr gehoben und in keine größere Gelenkigkeit gesetzt, als die eines tanzenden Bären ist. Die Hüftrotationen werden aber immer schneller, der Tänzer dabei immer länger und gestreckter, die Tänzerin immer kleiner, so daß sie mit ihrem wirbelnden Gesäß beinahe den Boden erreicht. Man lacht und klatscht, dem Fischer wird eingeschenkt, und die Köchin läuft nach ihren Töpfen zurück. Man tanzt bei dieser Gelegenheit auch zuweilen Fandango, Joffa, Bombinha u. dgl., wo mehrere Paare zusammen tanzen. Bei allen diesen Tänzen aber sind Beintalente nur Nebensache.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Rückkehr nach den Felsengebirgen. — Zug nach Californien. — Jagdzüge. — Der letzte Winter. — Rückkehr nach den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Die wandernde Trapperschaar wurde zu Monterey gut aufgenommen, die Einwohner hätten sie gerne bei sich behalten, und boten denjenigen, welche irgend ein Handwerk verstanden, einen unmäßigen Lohn an. Wenn die Trapper ins Land hineingingen, wurden sie auch von den Priestern in den Missionen freundlich empfangen, denn diese sind äußerst gastfrei gegen Fremde, was auch ihr Rang und ihre Religion seyn mag. Auch fehlte es nicht an Lebensmitteln, denn die Trapper erhielten Erlaubniß, von den unermeßlichen Viehheerden so viel zu tödten, als sie wollten, wenn sie nur die Häute den Eigenthümern zurückgaben. Sie wohnten Stiergefechten und Pferderennen bei, vergaßen den Zweck ihrer Expedition gänzlich, und verschwendeten Alles, was sie bei sich hatten, obwohl es ihnen nicht gehörte — mit Einem Worte, sie lebten völlig in den Tag hinein.

Was ihnen besonders Vergnügen machte, war die Reitkunst der Californier, denn die ungeheure Zahl und Wohlfeilheit der Pferde macht in diesem Lande jedermann zum Reiter. Die Mexicaner und halbblütigen Californier bringen den größten Theil ihrer Zeit im Sattel zu, sind furchtlose Reiter, und ihre Keckheit auf ganz rohen und wilden Rossen setzte selbst die Trapper in Erstaunen, welche doch an die waghalsigen Reiter in den Prairien gewöhnt waren. Ein mexicanischer Reiter gleicht in manchen Beziehungen dem altspanischen, namentlich dem ruhmredigen Caballero Andalusiens. Ein mexicanischer Dragoner z. B. trägt eine runde blaue Jacke mit rothen Aufschlägen und Kragen, blaue Sammetbeinkleider, die am Knie nicht zugeknöpft sind, um die weißen Strümpfe zu zeigen, Bottinas von Rehfellen, einen runden andalusischen Hut, und sein Haar in einen Zopf zusammengebunden. Auf dem Sattelknopf wiegt sich ein langes Gewehr, mit einem Fuchspelz um das Schloß; er selbst steckt in einem Küraß von doppeltem Rehfell, und führt einen Schild aus Ochsenhaut, sitzt tief in seinem vorn und hinten hohen mauriſchen Sattel, seine Füße stecken in hölzernen Steigbügeln wie in einer Schachtel, und ein Paar ungeheure mit Ketten befestigte eiserne Sporen klappern an seinen Fersen. Also ausgerüstet hält er sich für den Ruhm Californiens und den Schrecken der Welt.

Der californische Reiter reitet selten aus ohne seinen Laso, den er mit einer ans Wunderbare gränzenden Geschicklichkeit zu führen weiß. Der Laso ist jetzt fast ganz auf Spanisch-Amerika beschränkt, und wird hier auf die mannichfaltigste Weise, z. B. um Vieh einzufangen, um Baumstämme fortzuschleppen u. dgl. benützt, unter Anderm auch, um dem Publicum das Lieblingsschauspiel eines Kampfes zwischen einem Bären und einem wilden Ochsen zu verschaffen. Zu dem Ende begeben sich drei oder vier Reiter in einen von Bären besuchten Wald, legen hier

einen todten Ochſen nieder und verbergen ſich in der Nähe. Der Köder lockt die Bären bald herbei, und ſobald einer erſcheint, wiſſen ſie ihm auf eine geſchickte Weiſe den Laſo um ein Bein zu werfen, und ſchleppen ihn dann in vollem Jagen fort, bis er gehörig ermattet iſt, binden ihn hierauf auf den todten Ochſen und ſchleppen ihn im Triumph davon. Dieß macht ihn ſo wild, daß ſie manchmal genöthigt ſind, kaltes Waſſer auf ihn zu ſchütten, um ſeine Wuth zu mäßigen, und gefährlich wäre es für Roß und Reiter, wenn er in einem ſolchen Paroxysmus los käme. Ein wilder Stier, der auf gleiche Weiſe gefangen und in Wuth geſetzt wurde, wird jetzt herbei geführt, und beide Thiere in der Arena eines kleinen Amphitheaters losgelaſſen. Der Kampf beginnt augenblicklich, und anfangs immer zum Nachtheil des Bären, der durch ſeinen vorhergehenden Ritt ermüdet iſt. Aufgereizt endlich durch die wiederholten Stöße des Stiers, packt er deſſen Maul mit ſeinen ſcharfen Klauen, und hält ſich an dieſem äußerſt empfindlichen Theile feſt, ſo daß der Stier vor Wuth und Schmerz brüllt. In ſeiner Hitze und Wuth ſtreckt er die Zunge heraus, die der Bär augenblicklich packt, mit einer verzweifelten Anſtrengung ſeinen mächtigen Gegner umwirft, und ihn dann ohne Mühe vollends tödtet. — Außer dieſen Vergnügungen unterhielt man die Fremden auch mit Stiergefechten in ächtem altſpaniſchem Styl, da die Californier für die beſten Stierfechter im mexicaniſchen Gebiet gelten.

Nachdem ſie zu Monterey unter ſolchen unterhaltenden, aber keineswegs einträglichen Beluſtigungen geraume Zeit ſich aufgehalten, machten ſie ſich auf den Rückweg, umgingen aber dießmal das Südende des Gebirgs, überſtiegen eine niedere Bergkette, und befanden ſich in den ſandigen Ebenen ſüdlich vom Ogden'sfluß, wo ſie abermals durch Waſſermangel bedeutend litten. Sie ſtießen hier auf eine Abtheilung Mexicaner, die eine Schaar Eingeborner verfolgten, welche Pferde geſtohlen hatten. Die Indianer dieſes Theils von Californien ſind außerordentlich arm und nur mit Steinpfeilen bewaffnet, da die Spanier die kluge Politik befolgen, ihnen keine Feuerwaffen zu liefern. Weil ſie nur ſchwer mit dieſen ſtumpfen Waffen das Wild im Gebirge tödten können, ſo ſtehlen ſie manchmal ſpaniſche Pferde, ſchleppen ſie in ihre wilden Schluchten und ſchlachten ſie hier, oder verkaufen ſie auch an entferntere Stämme, wodurch ſpaniſche Pferde ihren Weg oft bis über die Felsgebirge finden. Die Mexicaner ſind ſtets auf der Hut, dieſe Räuber zu fangen, aber die Indianer verſtehen ſich darauf ſie oft tüchtig irre zu führen.

Zwei der erwähnten Abtheilung Mexicaner vereinigten ſich mit den Trappern, und bewieſen ſich als würdige Geſellen, denn auf dem Zuge durch das Land der armen Wurzelgräber oder Edolholis ſchienen ſie mit einander zu wetteifern, wer dieſen das größte Unheil zufügen könne. Von den Trappern wurden dieſelben von dem frühern Vorfall her noch für gefährliche Feinde angeſehen, und von den Mexicanern vermuthlich des Pferdediebſtahls beſchuldigt, denn anders laſſen ſich die Barbareien gegen die armen Indianer, die wie wilde Thiere gejagt und ohne Gnade umgebracht wurden, nicht erklären. Die Mexicaner zeichneten ſich in dieſem unmenſchlichen Spiel aus, fingen die Unglücklichen mit dem Laſſo, und ſchleiften ſie dann zu Tode!

Dieß ſind die ſpärlichen Details dieſes ſchimpflichen Zugs oder zum mindeſten Alles, was Bonneville die Geduld hatte anzuhören, denn er war ſo bekümmert über das Fehlſchlagen ſeiner Plane, und ſo aufgebracht über die erzählten Abſcheulichkeiten, daß er ſich mit Ekel und Schauder von den Erzählern abwandte. Hätte er das Lynchgeſetz der Wildniß ein wenig ausgeübt, und dieſe geſchickten Reiter in ihrem eigenen Laſſo gehangen, ſo wäre es eine wohl verdiente Handlung ſtrafender Gerechtigkeit geweſen. Das Mißlingen dieſes Zugs war ein ſtarker Schlag für Bonneville's Stolz und ein noch größerer für ſeine Börſe. Der große Salzſee war noch unerforſcht, und die Mittel, die er in ſo reichlichem Maße auf dieſen Lieblingsgedanken verwendet hatte, waren in Monterey verſchwendet worden; ebenſo das auf dem Wege geſammelte Pelzwerk. Er hatte alſo ſeinen Handelsgenoſſen in den Vereinigten Staaten dieſes Jahrs nur ſchwache Sendungen zu machen, und dieſe mochten daher leicht entmuthigt werden, und das Unternehmen aufgeben.

Die Mannſchaft theilte nicht den Abſcheu und den Unwillen Bonneville's über die Ausſchweifungen der californiſchen Abenteurer, vielmehr wurden die Ereigniſſe dieſer Expedition das Lieblingsgeſpräch im Lager, wobei die Helden von Monterey die große Rolle ſpielten: ihre lebendigen Beſchreibungen von ſpaniſchen Bärenhetzen und Stiergefechten wurden mit dem lebhafteſten Vergnügen angehört, und wäre eine zweite Expedition nach Californien in Vorſchlag gekommen, ſo wäre die Schwierigkeit darin beſtanden, unter denen, die ſich freiwillig angeboten hätten, eine Auswahl zu treffen.

(Fortſetzung folgt.)

Die Zeitung der Sandwichs-Inſeln.

Dieſes Blatt wird ſehr gut redigirt, und iſt von hohem Intereſſe. Man findet in ihm nicht blos Nachrichten aus dem Lande ſelbſt, Beſchreibungen der benachbarten Inſeln u. ſ. w., ſondern auch Auszüge aus den Journalen von Siam, Canton, Calcutta, Singapore, Californien u. ſ. w. Alles dieß, nebſt den Auszügen aus europäiſchen und amerikaniſchen Blättern, bietet ein recht unterhaltendes Moſaik. Dem Krieg in Texas folgt eine Revolution in China; dem Krieg in Florida geht eine Beſchreibung des Einzugs Sr. Maj. Kauikeaouly in Honolulu voraus, und die Schilderung von einem Vulcan zu Waimea iſt einem Bericht über den Zwiſt zwiſchen Capitän Marryat und Hrn. Willis vorgedruckt u. ſ. w. Die Herausgabe der Zeitung geſchieht unter königlicher Genehmigung. Vor Ausgabe der erſten Nummer ſuchte der Redacteur, Hr. Stephan Mackintoſh, um die Einwilligung Sr. Maj. Kauikeaouly Tamehameha III nach, die der König mit den Worten gab: „Ich bin mit Ihrem Schreiben einverſtanden. Mit Vergnügen vernehme ich, was neu iſt und in andern Ländern vorgeht. Wenn ich bei Ihnen wäre, möchte ich recht viel ſehen. Ich habe geſagt: Kinau, mache Druckerpreſſen. Mein Gedanke iſt ausgeführt. Meine Freundſchaft gehört Ihnen und Reynolds.“ Mit Vergnügen bemerkt man, daß die Erziehung die Aufmerkſamkeit aller Claſſen in Honolulu beſchäftigt. Die Zeitung iſt mit Artikeln über dieſen Gegenſtand gefüllt. Man iſt damit beſchäftigt eine große Schule zu bauen, in welcher arme Kinder Wohnung und Unterricht erhalten ſollen. Die

Kaufleute haben Geschenke zu diesem Zwecke gemacht, und die Handwerker wollen ohne Lohn arbeiten. Die Stadt hat auch einen Hülfsverein für arme kranke Matrosen. Im vergangenen December wurde die ihnen überlassene Capelle hergestellt; überhaupt waren eine Menge neuer Häuser aus Backsteinen im Bau begriffen.

Auch die Gastronomen werden ihre Rechnung auf Oahu finden, denn das Land hat Ueberfluß an trefflichem Gemüs und Fleisch. Ueberdieß werden alle nur möglichen Leckerbissen aus Asien, Europa und Amerika eingeführt, wie dieß die Annoncen der Zeitung melden. Nichts gibt deutlicheres Zeugniß von der Civilisation eines Landes, als die Bedürfnisse seiner Bewohner, und demnach muß die der Einwohner von Oahu weit vorgeschritten seyn, denn man findet Damenschuhe aus Paris, Eau de Cologne, Pianoforte, Modeartikel aus Frankreich, Spielkarten u. s. w. Sogar Restaurationen gibt es in Honolulu, wo man die ausgesuchtesten Leckereien findet. Unter diese letzten gehören auch gebratene Hunde, die man für ein treffliches Gericht hält. Gleichen indeß die gebratenen denen, die auf den Straßen von Honolulu umherlaufen, so muß man bekennen, daß ein guter Appetit dazu gehört, sich durch eine solche Speise in Versuchung führen zu lassen, denn die Zeitung sagt von den Letztern: „Sie sind so mager, daß ihrer drei kaum ein Gekurr hervorbringen; will man ein Gebell haben, so bedarf es mindestens ihrer sechs, und diese müssen sich dabei noch an eine Mauer anlehnen.“

Cardona.

(Schluß.)

Uebrigens gehören diese Salzminen nicht dem Könige von Spanien, sondern dem herzoglichen Hause von Medina-Celi zu, welches dafür eine starke Abgabe an das königliche Aerar zu entrichten hat. Die Stadt aber ist königlich, so wie die vielen benachbarten Salzberge, die bis jetzt unangetastet liegen blieben, und auch das Fort, welches westlich von der Stadt auf einem Berge liegt, und mehr einer Halbmondschanze, als einer Festung gleicht. Es befinden sich da nur acht eiserne Kanonen und zwei Haubizen. Zu welchem Zwecke dieses Fort angelegt wurde, ist schwer zu begreifen, weniger noch, warum man es nicht schon längst wieder abtragen oder einfallen ließ, denn der dortige Brunnen hat gesalzenes und nur zum Kochen brauchbares Wasser, alles übrige muß hinaufgeschafft werden, und würde dasselbe auch auf einige Tage geeignet seyn, sich zu vertheidigen, was, da es von zwei Bergen dominirt wird, nicht wohl denkbar ist, so wäre doch kein Grund zur Beibehaltung eines im Gebirge versteckten Forts vorhanden, in welchem höchstens dreihundert Mann Unterkommen finden können, und das weder in Friedens- noch in Kriegszeiten auch nur den geringsten Nutzen, nicht einmal einen scheinbaren gewähren kann. Die Garnison besteht aus einer Compagnie Catalonier Milizen, die schlecht uniformirt sind, keine militärische Haltung haben, und von denen wahrscheinlicher Weise auch nicht Einer das grobe Geschütz zu bedienen weiß. Artillerie mangelt. — Die Stadt hat einen schönen in Quadratform erbauten Hauptplatz, eine große Kathedrale, fünf bis sechs Klöster, etwas über 5000 Einwohner, guten äußerst wohlfeilen Wein, viel Wildpret, eine bedeutende Zucht von Schafen und Geißen, starke Fischereien in den benachbarten Gewässern, baut gutes Obst und feine Zuckermüse aller Art in Ueberfluß, Citronen in Menge, aber keine Orangen, doch Maulbeere und Mandeln, und sendet auch Haselnüsse und Pinien in großen Quantitäten der Hafenstadt zu. Für die Oelbäume und feinen Südfrüchte ist das Klima etwas zu rauh. Die Einwohner ernähren sich meistentheils mit der Anfertigung von allerhand niedlichen Gegenständen, die sie aus dem ihnen von der Natur verliehenen Salzsteine sehr geschickt zu schneiden wissen. Rosenkränze, kleine Kreuze, zierliche Käschen mit Schubladen, Spinnrädchen, allerhand Thiere, künstlich ausgearbeitete Heiligenbilder, und sonstige Kleinigkeiten, die dem Reisenden von kleinen Kindern beim Zurückkommen von der Mine beinahe aufgedrungen werden. Dergleichen Arbeiten sind jedoch keineswegs für eine lange Dauer bestimmt, sind leicht zerbrechlich, und verlangen, wenn sie nicht zerfließen sollen, einen sehr trocknen Aufbewahrungsort, dagegen werden sie auch zu den niedrigsten Preisen verkauft, so daß, wenn sie nach einigen Jahren von selbst zerfallen, der Schaden nicht groß ist. Die Lebensmittel sind hier ungemein wohlfeil; wohlhabende Einwohner aber gibt es bei allem Ueberfluß an Naturproducten wenig. Jedes Haus erhält jährlich eine Arroba (26 Pfund) Salz unentgeldlich; der Mehrbedarf soll bezahlt werden; da aber der Cardonero schon gesalzenes Wasser liefert, auch die Schafe keines zu erhalten brauchen, so ist dieser nicht von Bedeutung. Die Stadt hat verschiedene Gerechtsame, und schmeichelt sich, die geringst Besteurte im Fürstenthume Catalonien zu seyn.

Ich schließe diesen Bericht mit der Antwort des Commis, der mich durch die wundersam prangende Salzmine begleitete, als ich ihn fragte, warum man denn bis jetzt noch keine Straße für Lastwagen über oder durch die eben nicht sehr hohen Berge erbaut hätte?

„Neue Straßen anlegen, mein Herr, ist gegen das spanische Regierungssystem. In Sicilien wurden unter diesem Scepter die Prachtstraßen, von den Römern erbaut, sogar vernichtet, und dadurch die reiche Kornkammer des alten Roms für den jetzigen Landmann in einen Wohnort des Hungers verwandelt, da heute noch die dortigen Aufkäufer des Getreides Regierungsprivilegien besitzen, ihm dadurch das in Schweiß erworbene Eigenthum zu den wohlfeilsten Preisen abdrücken, der Mangel an Heerstraßen ihn verhindert, dasselbe selbst auf die Märkte seiner Seehäfen zu bringen, und ihm dann kaum das Nöthige zur Ernährung seiner Familie übrig bleibt. — Könnten wir unsere unberechenbaren, von der Natur so freigebig gespendeten Schätze schnell und in großen Quantitäten dem Meere zuführen, so würde die Folge seyn, daß die speculativen Kaufleute des Auslandes die Quelle besuchen wollten, aus der diese Reichthümer fließen; die Regierung aber möchte auf der einen Seite tolerant und human erscheinen, zeigen, daß auch sie mit dem Zeitgeiste verschreitet, wünscht hingegen auf der andern doch keine dergleichen Besuche, welche in Hinsicht der vielen, so höchst nöthigen Reformen in andern Gegenständen dem Volk Aufklärungen verschaffen könnten, die ihr natürlich bei den bestehenden Verhältnissen gefährlich zu seyn dünken. Beso la mano á sú Merced!“

Ein englischer Geistlicher, Namens Rice Rees, hat unter dem Titel: „Versuch über die wallisischen Heiligen,“ eine Schrift herausgegeben über den Zustand der christlichen Kirche unter den Britten vor der sächsischen Eroberung. Er sucht darin nachzuweisen, daß der Druidismus lange vor Ankunft der Sachsen nicht nur im Verfalle war, sondern aufgehört hatte, Landesreligion zu seyn, wenn sich auch noch manche Anhänger desselben finden mochten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 208.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 Julius 1837.

Die Chineſen in Batavia. *)

Die chineſiſchen Bewohner von Batavia kommen hinſichtlich des Reichthums und des Anſehens gleich nach den Europäern. Ihr Campong iſt der betriebſamſte Theil der Stadt, und ſtets ſieht man daſelbſt Leben und Geſchäftsthätigkeit. Die Hauptſtraße wird von den Kaufleuten bewohnt, die jedoch ſo wenig Prunk zur Schau tragen, daß ein Fremder in dieſen einfachen Läden keine reichen Leute vermuthet. Die übrigen Straßen ſind von Zimmerleuten, Grobſchmieden, Schneidern, Schuhmachern u. ſ. w. beſetzt, die ihrem Beruf ſo unermüdlich folgen, daß ihre Aufmerkſamkeit durch nichts ſich abziehen läßt. Dieſes Quartier der Stadt hat ein ſo ganz chineſiſches Anſehen, daß man glauben ſollte, ein Theil von Canton ſey nach Batavia verſetzt.

Die Chineſen in Batavia werden, was kleinere Vergehungen anbelangt, nach eigenen Geſetzen von dem chineſiſchen Capitan gerichtet, zu welchem Poſten man ſtets einen der einflußreichſten chineſiſchen Kaufleute wählt. Er wird von der holländiſchen Regierung ernannt, der er für das gute Betragen ſeiner Landsleute haften muß. Viele ſind der Meinung, daß die Chineſen für Java ein großer Vortheil ſeyen, allein bei genauer Unterſuchung findet ſich, daß ihre Niederlaſſung der Inſel weſentlichen Schaden zugefügt hat. Daß ſie ſich bereicherten und viel zur Vergrößerung der Europäer beigetragen haben, kann nicht geläugnet werden, allein die Intereſſen der Eingebornen haben weſentlich gelitten. Die von der Regierung nicht monopoliſirten Handelsartikel befinden ſich in den Händen der Chineſen, von denen die Europäer ſich damit verſehen. Anhäufung von Reichthümern iſt ihr einziger Zweck, und da ſie energiſcher und verſchlagener als die Javaneſen ſind, ſo haben ſie dieſe letztern in ihrem Handelsverkehr ſtets in Schulden verwickelt, von denen ſie ſich in der Folge nur ſelten befreien können.

Die Chineſen verfahren gegen die einheimiſchen Pflanzer auf eine eben ſo unedle als betrügeriſche Weiſe. Sie ſuchen ſie nämlich zu verleiten, recht viel Waaren auf Borg zu nehmen, und dann den Betrag bei der Ernte zu einem beſtimmten Preis zu entrichten. Meiſt überſteigt die gemachte Schuld den Ertrag der Ernte, und ſo bleibt der arme Landbauer ſtets ein Sklave ſeines Gläubigers.

Die kleinern Auflagen der Regierung werden ausſchließlich von den Chineſen gepachtet, und da dieſelben auf allen Verbrauchsartikeln der Eingebornen laſten, ſo ſind ſie für diejenigen, welche am wenigſten im Stande ſind ſie zu tragen, eine drückende Bürde. Ein Hauſirer von Früchten u. dgl. kann ſeinem Gewerbe nicht nachgehen, ohne von dem Pächter einen Erlaubnißſchein zu löſen, und beſtändig ſtehen eine Menge Chineſen auf der Lauer, um den Unglücklichen in Haft zu bringen, der es verſuchen ſollte, ohne Erlaubniß Handel zu treiben. Man kann daher leicht denken, wie ſehr die Chineſen von den Eingebornen verabſcheut werden, da dieſe nur darauf ausgehen ſie an den Bettelſtab zu bringen; denn es herrſcht ein ſolches Verfahren nicht dieß in Batavia, ſondern in jeder javaniſchen Stadt. Samarang und Surabaya haben auch ihren chineſiſchen Campong ſammt ſeinem ganzen Anhängſel nur nach kleinerem Maßſtab.

Da die Chineſen den größern Theil ihres Gewinns in ihr Vaterland ſenden, ſo verſiegen dadurch die Hülfsquellen der Inſel immer mehr, denn der einwandernde Chineſe bringt ſelten mehr mit ſich als einen Bündel Kleider, eine Matte und ein Polſter. Daß ſie ein betriebſames, unternehmendes Volk ſind, kann nicht bezweifelt werden, und hätten ſie Java unbewohnt gefunden, ſo würden ſie einen Garten daraus gemacht haben, ſo aber ruiniren ſie die Bewohner und folgen darin dem Beiſpiel, das ihnen ihre Vorgänger, die Europäer, gegeben.

*) Aus The Eastern Seas, by G. W. Earl. London 1837.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Rückkehr nach den Felſengebirgen. — Zug nach Californien. — Jagdzüge. — Der letzte Winter. — Rückkehr nach den Vereinigten Staaten.

(Fortſetzung.)

Die verſchiedenen Schaaren Capitän Bonneville's waren jetzt ſeit einiger Zeit an dem Sammelplatze vereinigt, und entſchä-

digten ſich reichlich für die ausgeſtandenen Mühſeligkeiten und Strapazen; doch wurde das müßige Leben ihnen bald zur Laſt, und es begann ſich Ungeduld unter ihnen zu zeigen. Unter dieſen Umſtänden kam Hr. Cerré, der im vorigen Jahre ſich auf dem Bighorn in Ochſenbooten eingeſchifft und die geſammelten Felle nach den Vereinigten Staaten geführt hatte, mit neuen Waaren und Vorräthen an. Dieß gab den Schmauſereien und Trinkgelagen, wobei der Alkohol die größte Rolle ſpielt, ein neues Leben, und bald hatten die Trapper, welche man eine Pinte von dieſem Getränk mit vier Dollars bezahlen läßt, in wilden Ausſchweifungen alles verſchwendet.

Bonneville machte nun ſeine Anordnungen für das folgende Jahr: Cerré und Walker ſollten mit einer Anzahl von denen, welche in Californien geweſen waren, mit den im letzten Jahre geſammelten Pelzen nach St. Louis gehen, eine zweite Abtheilung unter einem Partiſan, Namens Montero, nach dem Crowlande, um an deſſen verſchiedenen Strömen und in den ſchwarzen Bergen Biber zu fangen, und von da nach dem untern Theile von Arkanſas, um die Winterquartiere zu beziehen. Er ſelbſt wollte mit 23 Mann nach dem untern Theile des Columbiaſtuſſes und in das Thal des Multnomah gehen, dort den Winter über einen Handel mit den Stämmen, deren Bekanntſchaft er gemacht hatte, unterhalten, und im Frühjahr zurück über die Felſengebirge gehen, um mit Montero im Julius am Arkanſas zuſammenzutreffen, wo er auch ſeine jährliche Zufuhr zu finden hoffte. Solche Plane können dem Leſer einen Begriff geben, wie gering man in dieſen Wildniſſen die ungeheuerſten Räume anſchlagen lernt.

Gerade als die verſchiedenen Abtheilungen am 3 Julius aufbrechen wollten, erhielt Bonneville Nachricht, daß Capitän Wyeth, deſſen wir oben gedachten, derſelbe, der mit Cerré ſich auf dem Bighorn eingeſchifft hatte, mit einer neu ausgehobenen Schaar von Jägern und Trappern in der Nähe und abermals nach den Ufern des Columbia zu ziehen im Begriff ſey. Seine Reiſe in dem Ochſenboote auf den Strömen hinab, bietet des Intereſſanten gar mancherlei. In der Mitte Auguſts 1833 hatte ſich Capitän Wyeth, wie der Leſer ſich erinnern wird, am Fuße der Schnellen des Bighorn eingeſchifft. Sein Boot war aus drei Büffelhäuten verfertigt, über ein leichtes Holzgeſtell ausgeſpannt, zuſammengenäht, und die Räume mit Elennthiertalg und Aſche verſtrichen; es war 18′ lang und 5½′ breit, an beiden Enden ſpitz, mit rundem Boden und ging anderthalb Fuß tief im Waſſer, viel zu viel für dieſe obern Gewäſſer, die voller Untiefen und Sandbarren ſind. Die Mannſchaft beſtand aus zwei Halbblütigen, die ſich hier für Weiße, und, wie alle dieſe Vagabunden der Wildniß, für Capitaljäger ausgeben; einem Nezpercéjungen von 18 Jahren, der, wie alle indianiſchen Diener, nur darauf ausging, ſo wenig wie möglich zu arbeiten, und endlich einem halbblütigen Knaben von 13 Jahren, der die Welt ſehen wollte. Zu dieſen kam noch Hr. Milton Sublette, der als Reiſender mitging, und Hr. Wyeth ſelbſt.

Die Mannſchaft war nicht ſehr zahlreich für eine Fahrt durch Länder voll wilder Horden, und die Barke ſchwach zur Beſchiffung der endloſen Ströme über Schnellen hinab, wo man jeden Augenblick Gefahr lief, auf verſunkene Bäume zu ſtoßen, oder auf Sandbänken aufzulaufen; in ſolchen Nußſchalen aber überlaſſen ſich die abgehärteten Wanderer der Wüſte den wilden Gewäſſern, und es iſt erſtaunlich, welche Stöße dieſe Fahrzeuge aushalten können. Ihre Dauer iſt indeß ſehr beſchränkt: ſie müſſen oft aus dem Waſſer gezogen und getrocknet werden, damit die Felle nicht das Waſſer allzuſehr einſaugen, und dadurch verfaulen und in Stücke gehen.

Milton Sublette war der Pelorus dieſes Schiffs, und es erforderte alle ſeine Aufmerkſamkeit und Kunſt, um es zwiſchen Sandbänken und verſunkenen Bäumen glücklich durchzuſteuern. Auch mußte man ein ſcharfes Auge auf das Land halten, denn ſie befanden ſich mitten im Crowlande, und konnten jeden Augenblick einem am Ufer lauernden Hinterhalt in den Schuß kommen. Am dritten Tage erfuhren ſie durch eine Indianerin, daß die Schaaren der Crows unter verſchiedenen Häuptlingen einige Meilen tiefer unten am Fluſſe umherzögen. Das war eine unangenehme Nachricht, aber Rückzug war nicht möglich, und der Fluß bot kein Verſteck; ſie fuhren alſo weiter in der Hoffnung, da Fort Caß ſo nahe ſey, würden die Crows ſich aller Räubereien enthalten. Bald erblickten ſie die erſte Schaar, die durchaus gut beritten, und theils mit Schießgewehren, theils mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, auf dem Ufer ihre Roſſe tummelte; ſie ſind eine ſchöne Race, im Durchſchnitt ſechs Fuß hoch, leicht und gewandt, mit Falkenaugen und Adlernaſen. Dieſer letzte Zug iſt den Indianern öſtlich von den Felſengebirgen gemeinſam, die auf der Weſtſeite dagegen haben gerade oder flache Naſen.

Capitän Wyeth wäre gern unbemerkt vorübergeſchlüpft, aber der Fluß war hier nicht mehr als 100 Schritt breit, und er wurde alsbald von den wilden Kriegern angerufen, und zwar unter einem Strome von Schimpfreden, die den Indianern, ſo ceremoniös ihre Sprache bei großen Verhandlungen iſt, im gewöhnlichen Leben ſehr geläufig ſeyn ſollen. Capitän Wyeth landete mit ſo freundlichem Geſicht, als ihm möglich war, und näherte ſich dem Häuptling. Dieß war Arapuiſch, der, wie bekannt, den Weißen freundlich geſinnt war, und die Reiſenden ſehr gnädig empfing. Die Crows drängten ſich umher; einer derſelben fand ein großes Gefallen an dem halbblütigen Knaben, und ein noch größeres Gefallen an dem Ring, den dieſer an ſeinem Finger trug, und welchen der Crow mit erſtaunlicher Geſchicklichkeit an den ſeinigen verpflanzte und dann mit ſchnellen Schritten unter dem Haufen verſchwand. Einem andern gefiel der junge Nezpercé ſo ſehr, daß er ihm vorſchlug, die Meſſer zu vertauſchen, und ihm alsbald ein altes für ein neues gab. Ein zweiter ſchritt heran, und gab ihm ein noch älteres dafür, und ein dritter nahm Meſſer, Scheide und alles. Nur mit großer Schwierigkeit konnten ſich Capitän Wyeth und ſeine Gefährten den Klauen dieſer dienſtfertigen Crows entwinden, ehe ſie ganz gerupft waren. Bei der zweiten und dritten Schaar ging es ihnen indeß nicht beſſer, und als ſie den geſchäftigen Händen der letzten entkamen, waren ſie um all' ihr überflüſſiges Gepäck erleichtert.

Wahrſcheinlich hielt nur die Nähe des amerikaniſchen Har-

delspostens zu Fort Caß die Räuber ab, ſich des Boots und ſeines ganzes Inhalts zu bemächtigen. Die Schaaren waren in voller Kriegsrüſtung und augenſcheinlich auf Raub bedacht: es waren dieſelben, welche im Herbſt 1833 das Land durchzogen, Fitzpatrick ſeiner Pferde und Effecten beraubten, Capitän Bonneville und ſeine Leute verfolgten, ihre Biberjagd hinderten, und mit Einem Worte alle Weißen aus ihrem Lande trieben. Man hat vermuthet, daß ſie dazu durch die amerikaniſche Pelzcompagnie aufgemuntert wurden, welche gern die Plane ihrer Rivalen von der Felsgebirg-Compagnie zu nichte gemacht hätte, denn damals war die Nebenbuhlerei auf ihrem Gipfel, und der Handel des Crowlandes der große Gegenſtand des Streits. Dieſe Annahme wird um ſo wahrſcheinlicher, als die Crows ſich bei dieſer Gelegenheit keineswegs blutdürſtig zeigten, ſondern nur darauf bedacht waren, Pferde und Biberfallen zu rauben, und dadurch die Fortſetzung der Jagd zu hindern. Die Felsgebirgcompagnie fuhr eben in dieſem Jahre die Ströme aufwärts, und errichtete Poſten in der Nähe der Niederlaſſungen der amerikaniſchen Compagnie; gerade damals fuhr Capitän Sublette den Yellowſtone in einem mit Waaren beladenen Kielboot aufwärts, ſo daß zu erwarten war, die Concurrenz werde aufs Aeußerſte getrieben werden.

Die letzte Schaar Crows war kaum in einer Staubwolke verſchwunden, als die Reiſenden an der Mündung des Fluſſes ankamen, und in den Yellowſtone einliefen, der ſie auf das am rechten Ufer liegende Fort Caß zuführte. Auf dem linken Ufer ſahen ſie eine Schaar von 31 Wilden, die ſie bald als Blackfeet erkannten. Die Breite des Fluſſes erlaubte ihnen aber, ſich in hinreichende Entfernung zu halten, und bald landeten ſie am Fort Caß, einer bloßen Verpalliſadirung von 130 Fuß ins Gevierte, mit zwei Baſtionen an den äußerſten Ecken. M'Culloch, ein Agent der amerikaniſchen Compagnie, ſtand hier mit 20 Mann, auch befanden ſich vor dem Fort zwei Boote, jedes von 15 Tonnen, zu gewiſſen Jahrszeiten aber kann ein Dampfboot bis ans Fort heraufkommen. Capitän Wyeth verkaufte hier eine Anzahl Biberfelle und eine Menge von Büffelhäuten, und fuhr am folgenden Morgen, den 18 Auguſt, weiter den Yellowſtone hinab, deſſen Ufer ſtark mit Baumwollenbäumen beſetzt, und hie und da von Sandſteinkluffs unterbrochen ſind; die Strömung führt öfters Granit- und Porphyrblöcke herab. Die Reiſe war angenehm, trotz der mannichfachen Gefahren zur See und zu Land. Wo ſie konnten, ſchlugen ſie der größern Sicherheit wegen ihr Lager auf Inſeln auf, und wenn es auf dem feſten Land und in einer gefährlichen Nachbarſchaft geſchah, verließen ſie es nach Einbruch der Dunkelheit wieder, fuhren weiter hinab, und machten an ihrer zweiten Lagerſtätte kein Feuer auf. Manchmal wieder fuhren ſie die ganze Nacht weiter; einer hielt Wache und ſteuerte, während die andern ſchliefen. In ſolchen Fällen zogen ſie am folgenden Mittag das Boot ans Ufer, um es zu trocknen, denn trotz aller Vorſicht wurde es immer ſchwammiger und fauler.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Bruce's Reiſen in Nordafrika.

Wir haben in Nr. 164 Einiges über die Zeichnungen Bruce's in Nordafrika mitgetheilt aus der Beſchreibung, die bei Gelegenheit ihrer Vorlegung in der Londoner geographiſchen Geſellſchaft gegeben wurde. Der jetzige Beſitzer derſelben ſah ſich durch das mannichfache Intereſſe, welche dieſe Zeichnungen erweckten, veranlaßt, eine allgemeine Ueberſicht der Reiſen Bruce's in dieſem Theile Nordafrika's, wahrſcheinlich aus Familienpapieren, bekannt zu machen.

Gegen des Jahres 1762 wurde Bruce zum brittiſchen Conſul in Algier ernannt, und verließ England, um ſich nach Afrika zu begeben. Lord Halifax war es hauptſächlich, der ihn zur Annahme dieſer Stelle dadurch bewog, daß er ihm ſagte, Shaw, ein Schriftſteller von hoher Glaubwürdigkeit, habe von herrlichen Ruinen auf dem Gebiete von Algier und Tunis geſprochen, in welches jetzt die alte römiſche Provinz Mauritanien und Numidien mit eingeſchloſſen ſey, und da jener Reiſende keine Zeichnungen von dieſen Ruinen aufgenommen habe, aus denen ihre Ausdehnung und ihr Charakter ſich erkennen laſſe, ſo ſey es ſehr wünſchenswerth, daß dieß durch ihn geſchehe. Dabei wurden nach vollbrachter genügender Arbeit Belohnungen in Ausſicht geſtellt — ein Verſprechen, das, wo nicht ganz vergeſſen, ſo doch ſehr unangemeſſen erfüllt wurde. Auf ſeinem Wege nach Algier kam Bruce durch Italien, wo er den größten Theil des Jahres verweilte, während dieſer Zeit übte er ſich beſonders im Zeichnen, und brachte es, wie ſein Biograph Murray ſagt, dort zu jener Vollkommenheit in dieſer Kunſt, die man an ſeinen Werken bewundert. Während er in Neapel auf Inſtructionen hinſichtlich des Abganges auf ſeinen Poſten wartete, beſuchte er Päſtum, deſſen Ruinen damals nur noch wenig bekannt waren, und von denen er, von dem brittiſchen Geſandten, Sir James Gray, dazu veranlaßt, genaue Zeichnungen aufnahm. Zugleich faßte er auch die Idee, die Geſchichte dieſer Stadt, „der Myrthen und der Roſen," aus den aus verſchiedenen Perioden vorhandenen Münzen zu erläutern, und führte dieß mit ebenſo viel Gelehrſamkeit als Scharfſinn aus. Als er nach Afrika abreiſte, vertraute er dieſe Zeichnungen ſeinem Freunde Sir Robert Strange, um ſie durch den Stich vervielfältigen zu laſſen. Es wurden indeß auf eine Art, die nie bekannt geworden iſt, heimlich Copien davon genommen, und als Bruce aus Abyſſinien zurückkehrte, fand er, daß ſein Werk geſtohlen, und unter einem andern und zwar pſeudonymen Namen herausgegeben worden war. In einer eigenhändigen, in meinem Beſitze befindlichen, aber niemals veröffentlichten Beſchreibung ſeines Lebens, ſpricht er ſich ſehr ſtark gegen dieſe Dieberei aus, beklagt ſich aber hauptſächlich darüber, daß die Pfuſcher die, Gott weiß durch welche Mittel, ebenfalls in ihre Hände gerathenen Materialien zur Geſchichte von Päſtum gar nicht zu benutzen verſtanden hätten.

Nachdem Bruce die Geſchäfte ſeines Conſulats beendigt, und ſich während dieſer Zeit nicht nur eine gründliche Kenntniß der mauriſchen Sprache und Sitten erworben, ſondern auch des nöthigen Schutzes der Beys von Algier, Tunis, Conſtantine und Tripolis verſichert hatte, trat er im September 1765 ſeine Reiſe ins Innere längs des Fluſſes Majerda an, bekannt als der Strom, an deſſen Ufern eine ungeheure Schlange den Marſch der Armee des Regulus eine Zeit lang aufhielt. Ueber Tucca, Keff (das alte Sicca Veneria), Hydra und Tipaſa ging er nach Conſtantine, dem alten Cirta, Hauptſtadt des

Syphax und der andern numidischen Könige. Vorher hatte er Scherschell, das alte Julia Cäsarea, die Hauptstadt des von Augustus dem jüngern Juba verliehenen Gebiets, und das nicht weit davon entfernte Grab dieses Fürsten und seiner Gemahlin Cleopatra — Tochter des Antonius und der ägyptischen Königin — besucht. Hier bediente er sich zum Erstenmal der Camera obscura, ein Instrument, das er zu Aufnahme von Gegenden äußerst zweckmäßig fand. Jenes Grab führt jetzt den Namen Kubber Romeah, d. h. „Grab des christlichen Weibes," und die Sage bezeichnet es als die Stelle, wo die irdischen Reste der schönen und unglücklichen Florinda beerdigt liegen, deren romantische Geschichte der Muse Southey's so hohes Interesse verliehen. Von Constantine aus ging er unter militärischer, von dem Bey ihm bewilligter Bedeckung nach Medraschem, nach dem Grabe des Syphax und der numidischen Könige — ein Mausoleum, welches dem Kubber Romeah gleicht, und das seiner Masse und Form nach auf ägyptischen Ursprung deutet. Von hier aus besuchte er die wilden und romantischen Thäler des Mons Aurasius, eines Zweiges der großen Kette des Atlas, mit den Ruinen von Lambesa, Thamugadi und Thignica, und berühmt als der Schauplatz der Siege Belisars und Solomons, an denen aber auch hier die Weissagung der weiblichen Propheten der Mauren in Erfüllung ging, daß sie von einem unbärtigen Gegner überwunden werden würden. Dann kehrte Bruce über Tezzente, Spaitla (der alte Suffetula), Muchtar und Thuaga nach Tunis zurück. An den meisten dieser Orte fand er bedeutende Ruinen von Tempeln, Theatern, Triumphbögen und Wasserleitungen, von denen einige von den Römern in den besten Zeiten des Reichs erbaut worden waren. Seine nächste Reise von Tunis aus ging über Zowan nach Ferriana oder Thala, wo sich die Wasserleitungen befanden, welche Carthago versahen, und von da über Cassa, Tozer, Gabs nach El Dschemm, wo er ein gut erhaltenes Amphitheater fand, nicht viel kleiner als das in Rom. El Dschemm ist das alte Tisdrus; von da kehrte er an der Küste abermals nach Tunis zurück.

Diese Reisen wurden vom September 1765 bis Februar 1766 ausgeführt. Hierauf begab sich Bruce über Gerba und durch die Wüste unter großer persönlicher Gefahr nach Tripolis; da er jedoch fand, daß dieser Staat nicht so günstig gegen England gestimmt war, daß man sich geneigt gezeigt hätte, ihm den zu dieser Reise nöthigen Schutz zu gewähren, so kehrte er am Strande der kleinen Syrte nach Tunis zurück, wo er bis August 1766 blieb. Bruce war jedoch nicht der Mann, der sich durch Hindernisse von dem gefaßten Entschluß abschrecken ließ, die Ruinen der griechischen Städte von Pentapolis und Cyrenaika zu besuchen, und nachdem er mit vieler Mühe von dem Pascha von Tripolis Zusicherungen des Schutzes erhalten hatte, die jedoch nur unvollkommen gehalten wurden, kehrte er über Sfax und Gerba wieder nach Tripolis zurück. Dann ging er über den Golf von Sidra oder den großen Syrtis, und landete zu Bengazi, von wo aus er Leptis Magna, Arsinoe und Ptolemeta besuchte. Zu Ptolemeta allein fand er Ruinen, welche Aufmerksamkeit verdienten, hatte aber auch zugleich Gelegenheit sich zu überzeugen, wie wenig diese Merkwürdigkeiten des Alterthums von den Arabern geachtet werden, denn während er sich damit beschäftigte, die Ruinen eines jonischen Tempels zu messen und zu zeichnen, stürzten Araber den einzigen noch stehenden Theil des Architravs aus bloßem Muthwillen, und um den fremden Christen zu ärgern, über den Haufen.

In einem Schreiben vom 2 April 1766 an seinen Freund Wood — Verfasser des Werkes über „Balbec und Palmyra," deren Ruinen Bruce auch besuchte — faßt er den Erfolg seiner Bemühungen vor seinem Besuch in Cyrenaika auf folgende Weise zusammen. „Es ist nunmehr Zeit, sagt er, Bericht zu erstatten, wie ich meine Zeit angewendet habe, und ob die auf meinen Reisen gefundenen Alterthümer meinen Erwartungen entsprachen. Die bedeutendsten sind folgende: acht Triumphbögen von korinthischer Ordnung, meist nach verschiedenen Planen und Zeichnungen, und nur wenig beschädigt; sieben korinthische Tempel, gut erhalten und reich verziert, aus den besten Zeiten der Kunst. Alle habe ich genau und sorgfältigst untersucht, und mit allen ihren Einzelnheiten mich vertraut gemacht. Hiezu kommt noch ein großer Tempel von gemischter Ordnung, von dem ein Theil so gut erhalten ist, daß er als Muster dienen kann, wie die Alten die einzelnen Theile dieser gemischten Ordnung zusammenzusetzen und zu einem Ganzen zu gestalten pflegten. Zwei große Wasserleitungen, von welchen die kleinste 42 Fuß in senkrechter Höhe mißt. Unter meinen Zeichnungen befinden sich auch die der Ruinen der drei bedeutendsten Städte von Afrika: Jol, oder Julia Cäsarea, die Hauptstadt Juba's; Cirta und Carthago — welch letztere Zeichnung, wie ich hoffe, eine bessere Figur machen wird, als die einiger Reisenden, die uns gern überreden möchten, daß von dieser Stadt gar keine Spur mehr vorhanden sey. Ich wendete allen Fleiß auf diese Zeichnungen, und darf sagen, daß in den von mir besuchten Ruinen auch nicht ein Stein unangedeutet blieb, von dem die Kunst einigen Nutzen erwarten konnte. Ferner habe ich gegen 300 Münzen aller Art, mehrere große Gefäße und Statuen von Bronze gesammelt, und ungefähr 1000 Inschriften copirt. Auch versäumte ich nicht, etwa 80 Zeichnungen von seltenen Quadrupeden, Vögeln, Insecten und Pflanzen des Landes zu entwerfen, und alle mit Farben nach der Natur auszumalen. Sobald Hr. Harrison mir die Erlaubniß ausgewirkt haben wird, kehre ich nach Tripolis zurück, und werde dann die Ruinen von Leptis Magna besuchen, und rund um den Golf von Sidra nach Berenice, Arsinoe, Cyrene, Ptolemais und Barca Apollonia hinab nach Darne gehen. Dort will ich meine Reisen beschließen, denn so gern ich auch noch die Pyramiden besuchen möchte, so unterdrücke ich doch diesen Wunsch, weil diese Reise in Hrn. Montague's Absicht liegt, und ich nicht den Anschein haben will, als wolle ich mich in seine Plane drängen, denn willig gestehe ich ihm den Vorrang in Fähigkeit und Kenntnissen zu. Welchen Gefahren von Seite wilder Menschen und Raubthieren nicht nur, sondern auch sogar durch Insecten ich ausgesetzt war, läßt sich daraus abnehmen, daß oft, gleich nachdem mein Zelt aufgeschlagen war, mehr als dreißig Scorpione in und um dasselbe getödtet wurden — die Beschwerden des Hungers, Durstes und der großen Hitze gar nicht zu rechnen. Das Entmuthigendste aber ist für den Reisenden die wenige Unterstützung von Seite der Regierung. Die Alterthümer Asiens sind der Forschung zugänglich, während eine Reise nach dem von Frankreich und Italien nur zwei kurze Tagereisen entfernten Afrika noch immer für eine Tollkühnheit gilt."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 66** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Landleben. Von Beranger. — Auszug des hindustanischen Romans. Die Rose von Bakawali. (Fortsetzung.) — Proben aus Southey's Gedichte: Thalaba, der Zerstörer. (Schluß).

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslands jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Deutschland, wofür das Ausland nicht bezahlt, jährlich 5 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 209.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 Julius 1837.

Etwas über die Berbersprache.

Die Kenntniß dieser Sprache hat in neuerer Zeit durch die Besitzungen der Franzosen in Afrika eine neue Wichtigkeit erhalten, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sich die Franzosen nie einen sonderlichen Einfluß im Innern verschaffen werden, wenn nicht diejenigen, welche längere Zeit dort bleiben wollen, sich die Berbersprache eben sowohl wie das Arabische aneignen, denn im Allgemeinen sind die Berbern oder Kabylen, wie sie in der Umgegend von Algier heißen, bei weitem mehr seßhaft, als die Araber, sie sind die eigentlichen Autochthonen, und die Carthager haben sich vielleicht nur darum so lange und mit solchem Glück auf jenem Boden behauptet, weil sie alle ohne Unterschied das Berberische, eben so wie das Punische sprachen; sobald ihre enge Verbindung mit den berberischen Numiden durch die Intriguen der Römer aufgelöst wurde, sank auch ihre Herrschaft mit unaufhaltbarer Schnelle. Der rasche Wechsel und die Schwäche der arabisch-afrikanischen Dynastien ist vielleicht aus gleichen Gründen zu erklären, und es ist wohl nicht gewagt, wenn man die Behauptung aufstellt, daß die Mehrzahl der Bevölkerung im westlichen Nordafrika, d. h. von dem Golf von Sidra an aus Berbern besteht, wenn gleich der arabische Theil derselben durch Sitte und Religion eine Oberherrschaft ausübt.

Ein gewisser Hodgson, welcher sich lange in Algier aufhielt, und nicht nur das Mogrebinisch-Arabische vollständig erlernte, sondern sich auch das Berberische in hohem Grade zu eigen machte, richtete über diesen Gegenstand mehrere Schreiben an die philosophische Gesellschaft von Philadelphia, worin er namentlich hervorhob, daß sich eine Menge afrikanischer Länder-, Städte- und Flußnamen, sowohl aus alter als aus neuerer Zeit, nur aus dem Berberischen erklären ließen. Die Erklärung alter Namen besonders führte ihn auf die Untersuchung, ob diese durch ihre Etymologie und ihren grammatischen Bau gleich eigenthümliche Sprache sich nur auf die Gebirge Nordafrika's beschränke, oder nicht etwa mit den Sprachen Nubiens, Abyssiniens und selbst des alten Aegyptens in Verbindung stehe. Wir wollen dem Verfasser nicht in dieses Detail folgen, sondern heben nur Einiges aus, was er über Ammon und Thot sagt. Ammon ist bekanntlich der Name des ägyptischen Jupiters, scheint übrigens, auch nach dem Zeugniß der Alten, libyschen Ursprungs. Hercules soll beim Durchzug durch die libyschen Wüsten, als er vor Durst halb verschmachtete, seinen Vater um Hülfe angefleht haben, der ihm in der Gestalt eines Widders erschien, die Erde aufscharrte, und eine Quelle hervorspringen ließ. Man weiß jetzt allgemein, daß der berühmte Tempel des Jupiter Ammon nicht in Aegypten, sondern in einer Oase, wahrscheinlich der von Siwah in der Wüste von Barca lag, wo die berberische Sprache noch jetzt gesprochen wird; nun bedeutet in dieser Sprache Aman so viel als Wasser, und es läßt sich wohl annehmen, daß dieses Wort von dem dankbaren Volke dem Namen der Gottheit beigefügt wurde. Auffallender noch ist die Bedeutung des Wortes Thot, was im Berberischen das Auge heißt. Thot ist der ägyptische Hermes oder Mercur, und diese Bezeichnung würde für den Boten der Götter und den aufmerksamen Wächter der Juno ungemein passen. Als Osiris die Erde durchwandern wollte, überließ er die Verwaltung des Reichs seiner Gattin Isis und gab ihr Thot, das Auge, zum Rathgeber. In wie weit sich eine Identität oder Verwandtschaft des Altägyptischen mit dem Berberischen nachweisen läßt, müssen wir freilich dahin gestellt seyn lassen, immer aber bleibt es wahrscheinlich, daß die Barabras in Nubien Eines Stammes mit den Berbern im östlichen Afrika sind.

Im dritten Briefe macht Hr. Hodgson einige Stämme im tiefen Atlas namhaft, die auch zu dem Berberstamm gehören. „Ich habe, sagt er, in dem ursprünglichen Dialekt der Mozabis, Wadreagans und Wurgelans, Stämme, die einen Theil des alten Gätuliens bewohnen und gewöhnlich mit den Beduinen vermischt werden, die Berbersprache wieder erkannt. Die Mozabis, von den beiden andern Stämmen durch eine acht Tagemärsche breite Wüste getrennt, sind moralisch, wie physisch, von ihnen verschieden, sie gehören zur weißen Race, die andern aber zur schwarzen. Dennoch ist ihre Sprache dieselbe, bis auf kleine Unterschiede, wie sie Klima und Gewohnheit allenthalben erzeugen. Die Wadreagans und Wurgelans haben Manches mit den Berbern gemein, gleichen aber in physischer Beziehung mehr den Negern; ihre Haare sind wollig, ihre Farbe dunkelbraun

und ihre Nase kurz, ein wenig abgeplattet, an der Spitze etwas knorpelicht, und ihre Lippen dick; sie gehören gewiß nicht der großen kaukasischen Familie an, wie die Mozabis und Kabylen.*) Diese dunkelfarbigen Berbern sind wohl nichts Anderes als die Melano-Gätulen des Ptolemäus. Sie reden berberisch, und ich kann nicht zweifeln, daß ihre Sprache in dem ganzen nördlichen Theile der Sahara verbreitet ist, denn Städtenamen, wie Tuggurt, sind augenscheinlich berberisch." Ueber die Gleichheit und Verbreitung dieser Sprache sagt er im vierten Briefe: „Ich habe mit Bewohnern von Dra, Tafilelt, Fighigh, Wurgelah, Tegeraza, Tedikels, Twat, Ghadames, Dscherbi, Gharian u. s. w. gesprochen, und ich fand an allen diesen Orten die berberische Sprache im Wesentlichen durchaus gleichartig." Zu bemerken ist hier auch noch, daß die im Osten an Fezzan und Tibbu, im Süden an die Neger von Bornu und Haussa, im Westen an die Oasen von Tedikels und Twat gränzende, und zu den Weißen gerechnete weit verbreitete Nation der Tuarits gleichfalls von der berberischen Familie abstammt.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Rückkehr nach den Felsengebirgen. — Zug nach Californien. — Jagdzüge. — Der letzte Winter. — Rückkehr nach den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Der Yellowstone ist oberhalb der Einmündung des Bighorn ein klarer Fluß, nun aber wurde sein Wasser allmählich trübe, und nahm die gelbe Erdfarbe des Missouri an. Die Strömung betrug etwa 4 (engl.) Meilen in der Stunde, und ging hie und da über Schnellen hinab, die zum Theil gefährlich waren; die Ufer des Flusses waren häufig steil und zeigten Schichten von bituminöser Kohle. Die Reisenden kamen jetzt in einen büffelreichen Landstrich, denn dieses ewig wandernde Thier zieht in zahllosen Schaaren von einer Gegend der ungeheuren Wildniß in die andere, durch Ebenen, über Bergpässe und Flüsse, geleitet auf seinen endlosen Wanderungen durch eine, man möchte sagen, traditionelle Kenntniß, gleich den wandernden Stämmen des Oceans, welche zu gewissen Zeiten ihren geheimnißvollen Pfad durch die Tiefe finden und die entlegensten Ufer besuchen.

Diese ungeheuren Wanderheerden haben erbliche Pfade und Straßen durch das Land, welche tief ausgetreten sind, und nach den sichersten Gebirgspässen, wie nach den brauchbarsten Furten der Flüsse führen. Wenn ein großer Zug einmal in vollem Gange ist, so geht er trotz aller Hindernisse gerade aus, indem die vordersten durch die hintere Masse fortgeschoben werden; unter solchen Umständen brechen sie durch ein Lager, und treten Alles auf ihrem Lauf nieder. Einst lagerten die Reisenden gerade auf einem der Landungsplätze der Büffel, und waren noch nicht lange in Schlaf gefallen, als sie durch ein Brüllen und Trampeln und Platschen und Schnauben von Thieren im Flusse aufgeweckt wurden; sie hatten eben noch Zeit sich zu vergewissern, daß ein Büffelheer auf der entgegengesetzten Seite in den Fluß gedrungen sey, und auf den Landungsplatz zu marschire, bestiegen eiligst ihr Boot, und wechselten ihr Lager, während schon die Spitze des Zugs das Ufer erreicht hatte, und an demselben hinauf stieg. Es war ein seltsames Schauspiel, bei dem ungewissen Mondlicht diese zahllosen Schaaren durch den Fluß marschiren zu sehen; manchmal ist der Haufe so dicht, daß sie einen temporären Damm bilden, so daß das Wasser steigt, und ihnen über den Rücken hinströmt. Das Brüllen und Schnauben einer solchen ungeheuren Heerde kann man in der Nacht oft Meilen weit hören.

Am 24 August lenkten die Reisenden in den breiten Strom des Missouri ein, und landeten bald darauf am Fort Union, wo die amerikanische Pelzcompagnie ihre Vorräthe für das Westland aufbewahrt. Es ist eine Verpallisadirung von etwa 220' im Gevierte, die auf einem hohen Ufer eine angenehme Lage hat. M'Kenzie, der Aufseher, empfing sie gastfreundlich, sie blieben drei Tage da, und erfreuten sich des ungewohnten Genusses von Brod, Butter, Milch und Käse, denn das Fort ist mit Hausvieh wohl versehen, obwohl es keinen Garten hat. Die Atmosphäre dieser hohen Gegend soll zu trocken für den Gartenbau seyn, doch hatten die Reisenden auf ihrer Fahrt den Yellowstone herab wilde Pflaumen, Trauben, Kirschen und Johannisbeeren gesehen, auch Eschen und Ulmen bemerkt; wo aber diese wachsen, muß das Klima auch den Gartenbau erlauben.

Da das Boot aus Büffelhaut jetzt beinahe verfault, und für den breitern, ungestümen Strom des Missouri ohnehin unbrauchbar war, so kaufte Capitän Wyeth ein von Blackfeet gebautes Canoe aus Baumwollenbaumholz, pflanzte sein Segel darin auf, nahm von dem gastlichen Aufseher des Unionforts Abschied, und fuhr weiter den Missouri hinab. Er war noch nicht weit gekommen, so traf er auf ein großes Kielboot, dasselbe, in welchem William Sublette der amerikanischen Pelzcompagnie Munition und andere Vorräthe zuführte. Wyeth's Begleiter, Milton Sublette, verließ ihn hier, um bei seinem Bruder zu bleiben, und der Capitän setzte nun seine Reise allein fort. Leider hatte er jetzt niemand an Bord, der je den Missouri befahren hätte; da indeß nicht zu fürchten war, daß sie den Weg verfehlen möchten, so fuhren sie muthig weiter, ruderten am Tage, landeten Abends, um sich durch Speise und Trank zu stärken, schifften sich dann wieder ein, und überließen sich dem Strom, wobei sie abwechselnd Wache hielten. Mehrmals stießen sie auf Sandbänken auf, hatten manche Gefahr durch Treibholz und gesunkene Bäume zu bestehen, kamen aber doch immer mit dem Schrecken davon.

Wir können unmöglich in alle Ereignisse und Abenteuer dieser über einen Monat langen Reise, alle Krümmungen dieses ungeheuren Flusses hinab, eingehen, eben so wenig in die Wechsel des Klima's und der Producte in den verschiedenen Breitegraden, die sie durchzogen, wobei sie nach und nach in die Region der Eichen und Sykomoren, der Maulbeer- und Lindenbäume,

*) Dieß ist eine sehr gewagte Voraussetzung. Wie sollen zwei der Farbe und also der Abstammung nach verschiedene Stämme Eine Sprache sprechen? Eine starke Mischung mit Negerblut bei den einen dürfte wohl die Sache genügend erklären.

der Papagaien und Truthähne kamen. Dieß iſt einer der charakteriſtiſchen Züge des mittlern und untern Miſſouri, noch mehr aber des Miſſiſippi, deſſen reißender Strom ſo viele Grade der Breite durchfließt, daß der Reiſende nach wenigen Tagen faſt aus der Eisregion in die Tropenländer verſetzt wird. Capitän Wyeths Reiſe zeigt den regelmäßigen und ungehemmten Lauf der Flüſſe auf der Oſtſeite im Gegenſatz gegen die Weſtſeite, wo Felſen und Schnellen unaufhörlich den Reiſenden bedrohen und aufhalten. Wir ſehen, wie er in einer ſchwachen Barke von Fellen ſich an dem Fuße der Felſengebirge auf einen Fluß wagt, und dann einen nach dem andern, wie ſie ſich nach und nach in einander einmünden, hinabſchwimmt, und 2000 Meilen weit fahren könnte, bis ſeine kleine Barke den Ocean erreichte.

Capitän Wyeth erreichte das Cantonnement Leavenworth, den Gränzpoſten der Vereinigten Staaten am 27 September, und ging von hier aus ſogleich nach Boſton, wo es ihm gelang, eine Geſellſchaft unter dem Namen der „Fiſch- und Handelscompagnie auf dem Columbiafluß" zum Behuf ſeines urſprünglichen Zwecks einer Salmenfiſcherei und eines Pelzhandels zu bilden. Eine Brigg mit Vorräthen wurde nach dem Columbia abgeſchickt, und als er wieder in die Nähe von Bonneville's Lager kam, befand er ſich an der Spitze von 60 Mann, die er zu St. Louis angeworben hatte; einige darunter waren erfahrene Jäger, alle aber mehr an das Leben in der Wildniß gewöhnt, als die erſte Schaar, die er in die Felſengebirge geführt hatte.

Am 3 Julius brach Bonneville auf aus ſeinem Lager, um zum zweitenmal die Ufer des Columbia zu beſuchen, und reiſte langſam, um ſeine Pferde in gutem Zuſtand zu erhalten, bis am 10 Julius ein Kundſchafter die Nachricht brachte, Capitän Wyeth ſey nur noch 50 Meilen rückwärts, und eile mit möglichſter Schnelle vorwärts. Dieß veranlaßte einige Aufregung im Lager, weil es wichtig war, zuerſt in den Büffelſtrich zu kommen, und den Unterhalt für die Reiſe zu ſichern. Da die Pferde zu ſchwer beladen waren, um raſch zu marſchiren, ſo wurde am folgenden Morgen ſchnell möglichſt ein Verſteck gegraben, um das überflüſſige Gepäck darin zu verbergen. Gerade als ſie beendigt war, ſprang eine Quelle aus dem Boden derſelben empor, und man mußte deßhalb einige Meilen weiter die Arbeit von vorn anfangen. Kaum war man damit fertig, ſo erblickte man auch ſchon Capitän Wyeth's Abtheilung in der Ferne. In Einem Augenblick war Alles voll Geſchäftigkeit, den Marſch von neuem anzutreten, die Pferde wurden geſattelt und beſtiegen, und da ſie nun eines großen Theils ihrer Laſt entledigt waren, ſo ging es raſch vorwärts.

Im Laufe des Tages eilte Capitän Wyeth, der ſehr gut beritten war, ſeiner Abtheilung voraus, und holte Bonneville'n ein. Sie begrüßten ſich höflich, beſprachen freundſchaftlich ihr Schickſal ſeit ihrer Trennung am Bighorn, und Capitän Wyeth kündigte ſeine Abſicht an, einen kleinen Handelspoſten an der Mündung des Portneuf zu errichten, und einige Leute mit Waaren dort zu laſſen, um mit den benachbarten Indianern Handel zu treiben. Dazu war er genöthigt, indem die Felsgebirg-Compagnie ſich geweigert hatte, eine Anzahl Waaren, die er contractmäßig für ſie mitgebracht hatte, anzunehmen, und er kein anderes Mittel hatte, ſich derſelben zu entledigen. Auch benachrichtigte er Bonneville'n, daß die Nebenbuhlerſchaft zwiſchen der Felsgebirg- und amerikaniſchen Pelzcompagnie, welche zu ſo ſchändlichen Kniffen und verderblichen Kämpfen Anlaß gegeben, ausgeglichen ſey, indem ſie das Land unter ſich getheilt, und Gränzen beſtimmt hätten, innerhalb deren jeder Theil jagen und Handel treiben ſollte. In Capitän Wyeths Geſellſchaft befanden ſich zwei Naturforſcher, der Botaniker Nuttall — derſelbe, welcher zur Zeit der Expedition nach Aſtoria den Miſſouri hinaufgegangen war — und der Ornithologe Townſhend; von dieſen beiden laſſen ſich wichtige Belehrungen über dieſe intereſſanten Landſtriche erwarten. Auch waren drei nach dem Columbiafluß beſtimmte Miſſionäre bei ihm.

Nachdem ſie eine Zeit lang in freundlichem Geſpräch mit einander fortgeritten waren, kehrte Capitän Wyeth zu ſeiner Abtheilung zurück, und Bonneville eilte, um noch einen Vorſprung vor ihm auf dem Jagdrevier zu bekommen.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Skizze aus Portugal.

(Aus den Briefen eines Deutſchen.)

Es war im Jahr 1806, als ich noch wöchentlich die von der Eiſenhütte von F. zwei Stunden entfernt liegenden Gruben zu inſpiciren hatte, in deren Nachbarſchaft der von der Hütte abhängige Forſtmeiſter auf ſeinen Gütern wohnte, bei dem ich alsdann oft zuzuſprechen pflegte, auch wohl über Nacht blieb, wenn ich mich auf den Gruben verſpätet hatte. Bei dieſem lernte ich Frei Francisco, einen berüchtigten Franciscaner-Mönch aus dem Kloſter von Sarnache, kennen, deſſen Familie und eine Freundin, die er oft zu tröſten kam, ebenfalls in dem Diſtricte der Eiſenſteingruben Ländereien beſaßen, die wegen Gränzſtreitigkeiten mit einem Nachbarn in Proceß verwickelt waren, und deſſen Entſcheidung nur von einer Vermeſſung abhing. Da es nun aber in ganz Portugal keine eigentlichen Landmeſſer gibt, ſondern die Größe der Ländereien nur nach der Ausſaat von Mais oder Weizen beſtimmt wird, und in den Kataſtern nur die vier Weltgegenden mit dem Längen- und Breitenmaße nebſt den angränzenden Nachbarn angegeben ſind, ſo bleibt eine ſolche Angabe, wo man keinen feſten Anhaltungspunkt hat, höchſt unbeſtimmt und ſchwankend, und der genannte Franciscaner, der von meiner Gelehrſamkeit gehört hatte, daß ich Feldmeſſen verſtände, wendete ſich deßhalb an ſeinen Compadre und Nachbarn, den Forſtmeiſter, um mich zu erſuchen, dieſes Geſchäft zu übernehmen. Es gehört mit zu den portugieſiſchen Eigenthümlichkeiten, daß man ſich nie geradezu mit einer Bitte um eine Gefälligkeit an jemanden wendet, ſondern immer durch reſpectable Mittelsperſonen, denen man nichts abſchlagen darf. Der Forſtmeiſter, ein höchſt bigotter Landedelmann, theils aus Devotion vor der Kutte, theils aus Reſpect vor der glühenden Purpurnaſe dieſes gewaltigen Pfaffen, der mit fieberigem Luſtre im Auge wie ein verliebter Kater die verſchiedenen Hausgenoſſinnen des Garçon Forſtmeiſter beſchnüffelte, und ihn auch in andern Hinſichten fürchtete, da er als mao homem (ſchlechter Kerl), dem man ſchon mehrere Mordthaten Schuld gab, in der ganzen Gegend verſchrien war (wovon ich nichts wußte), hatte alſo kein anderes Mittel,

als mich im Namen dieſes geiſtlichen Herrn zu bitten, die Vermeſſung zu übernehmen, wozu ich denn auch gleich bereit war, und dazu beſtimmte Tage feſtſetzte. Die Arbeit begann auch wirklich, und wurde mehrere Tage lang fortgeſetzt nach den vorhandenen Kataſtern und Documenten, und zwar in beſtändiger Gegenwart des Mönchs, der aber fortwährend danach trachtete, den Worten dieſer gerichtlichen Aufſätze eine andere Bedeutung zu geben. Allein ich nahm keine Rückſicht darauf, und jemehr die Arbeit vorwärts rückte, jemehr fand ſich's, daß die Familie des Franciscaners ſchon unrechtes Eigenthum erbeutet hatte. Des Abends kehrten wir immer bei dem Forſtmeiſter ein, der uns nach Art der Hidalgos köſtlich in ſeinem kleinen, wüſten und gänzlich in Verfall gerathenen Hauſe bewirthete. Mönche und Gäſte bettet man nicht gern in dieſelbe Wohnung, wo auch Weiber ſchlafen, denn auf dem Lande haben die Thüren der Schlafſtellen ſelten Riegel und Schloß; der Diener des S. Franciscus und ich wurden alſo in ein dem Wohnhauſe gegenüberliegendes altes Gebäude einlogirt, das nur aus einem einzigen großen in größter Decadenz ſich befindenden Saale beſtand. Der Fußboden war allenthalben durchlöchert, durch ihn ſchaute man in einen Stall und in ein Souterrain mit Weinfäſſern, die Fenſterläden waren halb zerſchlagen und zum Theil mit Brettern vernagelt. Das allenthalben klaffende Ziegeldach bildete die Decke dieſes Prunkſaales, in deſſen Mitte ein ungeheuer breites altmodiſches, von Würmern halb zerfreſſenes und wackelndes Himmelbett ſtand. Die damaſtſeidenen gelben Vorhänge waren von dem durch die Ziegeln ſchlagenden Regen fleckig und molkerig geworden, und zum Theil vom Zahne der Zeit zernagt, ſo daß ſie nur noch in einzelnen Fetzen herabhingen. Die rothſeidene damaſtene Bettdecke mit ihren Treddeln, die für gewöhnlich in einem wohlverſchloſſenen Kaſten verwahrt wird, glänzte aber noch in aller Friſche, ſo wie auch die ſchneeweißen Leintücher und wulſtartigen Kopfkiſſen mit ihren ſteifgeſtärkten Spitzen. Der höchſte Luxus war hier mit der größten Aermlichkeit gepaart. Das ganze Zimmer hatte nur einen einzigen, alten, einſt vornehm geweſenen Stuhl und keinen Tiſch; das Licht wurde auf eine Fenſterbank geſetzt. Mir, als vornehmſtem Gaſte, wurde der Dreiſchläfer zu Theil, das Bett für meinen Cameraden lagerte nach Landesſitte auf der Erde, bedeckt mit einem Ueberwurfe von großblumigem buntem Kattun. Gewöhnlich war Bruder Franciscus, aufgeweckt durch den feurigen Wein von Sampaka, der die Karfunkeln ſeiner dicken Naſe faſt in Glühfeuer verſetzte, noch vor Schlafengehen ſehr geſprächig, und erzählte von ſeinen Jugendſünden, verlangte auch wohl etwas vom Dr. Luther und den verſchiedenen Religionsſecten zu wiſſen, die er doch ſo vernünftig war nicht geradenwegs zu verdammen, ſondern ihnen nur eine untergeordnete Stelle anzuweiſen; allein dießmal war er höchſt einſylbig, ſein Geſicht glühte purpurroth, ſeine Augen leuchteten wie Schmiedefunken, mit einer grimmigen Haſtigkeit warf er die Kutte von ſich, und in Unmuth wälzte er ſich mit ſammt ſeinem Untermedeſten auf das Bett. Ich ſtreckte mich auch ermüdet auf mein Lager, wachte aber noch lange Zeit; die dunkelbrennende Lampe erloſch vom Windzuge durch die Fenſterlöcher; draußen heulte der Sturm und trieb jagend dunkle Wolken vor der vollen Mondſcheibe vorüber, die ihre bleichen Strahlen geſpenſterartig durch die fehlenden Ziegeln des Daches auf die feiſte Geſtalt des Mönchs warf, die trotz der Lebensfriſche für ein Dutzend Geſunde in dem fahlen Mondlichte mit Geiſterblaſſe überzogen war, bald im Dunkel verſchwand, bald im bleichen Lichte hervortrat, und mit weit aufgeriſſenen Augenſternen nach meinem Bette hinſtarrte. Hätte ich gewußt, was ich erſt ſpäter erfuhr, wahrſcheinlich würde mich dieſer nächtliche Spuk mit Grauen erfüllt haben, allein in der Unwiſſenheit, worin ich befangen war, dachte ich nur an die veränderlichen Zeiten, wie kaum 50 Jahre vergangen, wo die Inquiſition zum letzten Mal einen Ketzer verbrannte, und wie nun jetzt in friedlicher Eintracht ſich ein Franciscaner-Mönch, ſonſt der fanatiſchſte Orden in Portugal, neben einen Ketzer gebettet hatte, mit ihm eine und dieſelbe Luft athmete. Unter ſolchen Gedanken war ich endlich eingeſchlafen, und mochte wohl ſchon einige Stunden ſo geruht haben, als ich durch ein ſonderbares Gefühl, wie angehaucht von menſchlichem Athem, in dieſer Ruhe geſtört werde: ich erwache, und ſehe in dieſem Augenblicke die von den Mondſtrahlen theilweiſe beleuchtete Geſtalt des Francisco vor meinem Bette ſtehen, ſich dann entfernen und in dem Saale herumwandeln. Ich hielt es erſt für einen Traum, bevor ich mich beſinnen konnte, daß ich wirklich wachte; ich lag daher ganz ſtill, und ſah nun, wie dieſer Menſch in meinen abgelegten Kleidern herumſuchte, allein Uhr, Geld und Brieftaſche, worin die Notizen über die Meſſungen verzeichnet waren, lagen unter meinem Kopfkiſſen, und ſo fand er vielleicht nicht, was er ſuchte, erſchien alsdann wieder vor meinem Bette, bückte ſich, und horchte, ob ich ſchliefe, allein da richtete ich mich ſchnell auf, und fragte, was er wolle, ob er vielleicht unwohl ſey? — Er könne nicht ſchlafen, war ſeine Antwort, und da hätte er ſehen wollen, ob es vielleicht mir auch ſo ergehe, um ein wenig zu converſiren; allein ich verſicherte ihn, daß ich ſehr müde ſey, und bat ihn, ſich ruhig in ſeinem Bette zu verhalten. Meine Einbildungskraft war nun aber einmal aufgeregt, ich mißtraute dem Pfaffen, und verlor nun kein Auge mehr von meinem vis à vis, bis der Tag graute, und Knechte und Mägde auf dem Hofe lebendig wurden; da ſchlief ich denn unbeſorgt ein, und während der Zeit war Frei Francisco verſchwunden, ohne zu frühſtücken, und ohne ſich bei unſerem Wirthe zu beurlauben; bloß einem Knechte hatte er geſagt, daß er heute nach ſeinem (vier Stunden entlegenen) Kloſter zurückkehren müſſe.

(Schluß folgt.)

Verſchiedene Weizenarten.

Hr. La Gaſca, vormals Aufſeher des königlichen Gartens zu Madrid, der ſich während ſeines Exils gerade zur Erntezeit in Jerſey befand, erkannte dort auf Einem Felde drei und zwanzig Abarten von Weizen, die natürlich zuſammen eine ſchlechte Ernte lieferten, da die Aehren nicht zu gleicher Zeit reiften. Da Hr. Lecouteur dieſen Gegenſtand von Wichtigkeit hielt, ſo berichtete er darüber an die Akademie der Wiſſenſchaften, indem er dabei bemerkte, daß dieſe Varietäten wahrſcheinlich ſehr verſchiedenen Klimaten angehören dürften. Hr. La Gaſca ſelbſt hat mehr als 150 Arten Weizen aus Europa, Aegypten, Venezuela, vom Cap u. ſ. w. erhalten, die er theils im Garten eines Freundes zu Hampſtead, theils im botaniſchen Garten zu Chelſea ausſäete und ſeiner Ernte ſorgſam wartete. Sein Wohnhaus bot nach der Ernte einen ſeltſamen Anblick, denn da er jede Art abgeſondert hielt, ſo waren die Wände buchſtäblich mit den Halmen bedeckt, die er da aufgehangen hatte, um den Samen trocknen zu laſſen, und wer ihn beſuchte, mußte ſich die Vorzüge einer jeden Abart mit der Beredſamkeit eines Cuſtoden in einer Kunſtſammlung aufzählen laſſen. Die Sache ſcheint jedoch eine genaue Unterſuchung ſehr zu verdienen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 210.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 Julius 1837.

Die Ruinen von Bargylia. *)

Nach mehrern Tagen eines gezwungenen Aufenthalts in mehrern der herrlichen Häfen, deren es an den Küsten des Golfs von Assam Kalessi so viele gibt, erreichten wir endlich den an der südlichen Küste ungefähr in der Mitte der Tiefe des Golfs gelegenen Hafen von Guverdschinlik, ein Bassin, oder vielmehr ein See von mehr als drei Lieues Tiefe, durch einige mit einer üppigen und mannichfaltigen Vegetation bedeckte Eilande gegen alle Winde geschützt, worin tausend Schiffe ganz sicher vor Anker gehen könnten. Dieser herrliche Hafen ist jetzt ganz verödet, und wird nur hie und da von einigen Fahrzeugen besucht, welche Brennholz nach Aegypten laden. Die Ruinen eines Quais, die kaum mehr über das Wasser emporragen, sind nebst einigen andern Trümmern noch übrig, um von der vormaligen Wohlhabenheit Zeugniß zu geben, aber der Handel hat seit langer Zeit schon den Weg nach dem Hafen von Guverdschinlik vergessen. Wälder von wilden Oliven- und Johannisbrod-Bäumen bedecken alle Hügel der Umgegend und reichen selbst bis zum Strand herab, und ein halb verfallenes Khafené im Hintergrund des Hafens, neben einer Quelle, ist das einzige noch übrige Wohngebäude. Neben diesem Khafené, welches den Raum von 14 Lieues, der die beiden Städte Budrum (Halikarnaß) und Melassa (Mylassus) von einander scheidet, in zwei fast gleiche Hälften theilt, geht der Fußpfad vorbei, der jene Städte verbindet, und die Karawanen, die ihn passiren, pflegen bei diesem Khafené einen kurzen Halt zu machen.

Am 5 December gelang es uns endlich, Pferde zu bekommen, und wir konnten uns nun nach Melassa auf den Weg machen. Nachdem wir drei Viertelstunden zwischen den Hügeln hingeritten waren, welche den Hafen umgaben, brauchten wir eben so viele Zeit, um über eine schöne von einem starken Bach durchschnittene Ebene zu kommen. Gegen Nordosten, in der Entfernung von einer Viertelstunde, war die Ebene von salzigen, mehr als eine Lieue langen Moräſten begränzt, welche an ihrem nördlichen Endpunkt mit dem Meere zusammenhingen, und jenseits erhoben sich abermals bewaldete Hügel. Nachdem wir noch über eine Wiese gekommen waren, folgte ein mit Gesträuch bedeckter Boden; rechts vom Wege stiegen Schieferfelsen empor, in deren einem fünf halbzirkelförmige Stufen oder Absätze eingehauen waren, denen in einem Theater ähnlich, nur ungleich kleiner. Einige Minuten weiter weg, an einem einzeln stehenden Khafené, wo wir anhielten, lagen einzelne mit Skulpturen reich verzierte Stücke eines schönen weißen Marmors auf dem Boden zerstreut umher, die auf die Nähe einer antiken Stadt deuteten. Lange durchforschten wir die Umgegend vergeblich; zwar fanden wir mehrere sehr schön gearbeitete dorische Säulen und Pilaster, allein diese waren zu einem Bau aus der christlichen Zeit benutzt worden, und von dem Gebäude, dem sie ursprünglich angehört haben mochten, war durchaus keine Spur zu entdecken. Unser Führer mahnte zur Eile, und so mußten wir den Weg nach Melassa fortsetzen.

Am 12 December waren wir ungefähr eine Lieue nördlich von Guverdschinlik entfernt, als wir, beim Heraustreten aus dem Gehölz, in welchem wir jagten, im Hintergrund einer kleinen Bucht einen elenden, während der griechischen Revolution zerstörten Weiler entdeckten, den die vormaligen Bewohner wieder herzustellen beschäftigt waren. Man legte eben Hand an den Bau einer Kirche, zu der einige Säulen und Capitäle von augenscheinlich antiker Arbeit verwendet wurden. Diese Baumaterialien hatte man, wie wir auf Befragen erfuhren, von den großen ungefähr zwei Stunden gegen Osten gelegenen Ruinen geholt, und da wir natürlich neugierig waren diese zu sehen, so vermochten wir die Bauern uns am folgenden Morgen dahin zu führen.

Wir brachten die Nacht unter den Laubdächern zu, welche diese armen Leute einstweilen, bis ihre Hütten fertig seyn würden, aufgeschlagen hatten, und hörten mit inniger Theilnahme der Erzählung ihrer langen Leiden zu. Am 13 mit Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg. Eine Stunde lang führte dieser gegen Norden, um die Salzmoräste zu umgehen, die wir auf unserm Ritt nach Melassa gesehen, und nachdem wir uns dann gegen Osten gewendet hatten, erreichten wir bald das äußerste Ende einer Halbinsel, gegen Norden vom Meer,

*) Mitgetheilt im Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris, von Hrn. E. v. Cadalvène.

gegen Süden von den Moräſten und gegen Oſten von dem großen Canal begränzt, der ſie vereinigt. In dem Winkel, den dieſer Canal mit den Moräſten bildet, wenigſtens eine halbe Stunde von dem Khafené, in deſſen Nähe wir die antiken Marmorſtücke gefunden hatten, kamen wir zu den auf dem Rücken einiger mäßigen Hügel gelegenen Ruinen einer bedeutenden Stadt, die wir nach der auf d'Anville's Karte genau angegebenen Lage für das alte Bargylia erkannten. Bekanntlich ſchrieben die Carier die Gründung ihrer Stadt dem Bellerophon zu, der ihr dieſen Namen zum Gedächtniß eines ſeiner Gefährten, Namens Bargylus, gegeben habe, der von dem Pferd Pegaſus getödtet worden war. Nachdem wir nacheinander an einer Ciſterne aus dem Mittelalter, dann an den Ruinen von Waſſerleitungen und andern Trümmern vorübergekommen waren, kamen wir zu einem kleinen, mit großen korinthiſchen Säulen von weißem Marmor gezierten Theater, das aus zwölf Sitzreihen beſtand, von achtzig Centimeter Breite. Ferner bemerkt man zwei 0,79 M. breite Seitentreppen. Auf jede Sitzreihe kommen zwei Stufen. Die erſtern Treppen laufen in Löwentatzen aus. Der innere Durchmeſſer der letzten Sitzreihe hält 12,60 M. Ein Souterrain mit drei rechtwinkeligen Seiten befand ſich unter dem Theater. Vorn erhob ſich ein korinthiſcher Portieus. Die untere Grundfläche der Capitäle hielt 0,90 M. Die Capitäle hatten nur zwei Reihen Blätter, und der obere Theil des Korbs war nicht cannelirt. Neben dem Theater erhob ſich ein großer, prächtiger, aber verfallener korinthiſcher Tempel; rechter Hand ein anderer ebenfalls in Trümmern. Eine Menge herrlicher Säulen lag am Boden. Ein wenig weiter weg war das große Theater mit Reſten des Proſceniums und großen Gewölben darunter, wie beim kleinen Theater. Uns rechts wendend, kamen wir zu den Ruinen eines herrlichen doriſchen Tempels, auf deſſen Fries eine verſtümmelte, nicht zu entziffernde Inſchrift ſich befand. Nicht weit von dieſem Tempel ſteht ein großes Fort aus dem Mittelalter mit antiken Trümmern. Unterhalb desſelben Bruchſtücke von verſchiedenen Gebäuden aus dem Mittelalter von antiken Ruinen erbaut, mit griechiſchen Inſchriften aus der chriſtlichen Zeit. Wir ſahen ferner Einfaſſungen von Thüren, aus drei Marmorſtücken beſtehend, und eine mehr als 20 Fuß lange und 9 Fuß hohe Mauer aus herrlichen, quer über einander gelegten cannelirten Säulen erbaut. Etwas weiter weg Reſte von antikem Gemäuer und dann Trümmer eines kleinen Tempels. Im Gebüſch ſtanden Thor und Säulen nebſt Ueberreſten einer Kirche, und etwas von dieſen entfernt abermals Ruinen einer großen Mauer, innerhalb deren ein großes Gebäude, aus antiken Trümmern errichtet, ſich erhob. In der Ferne endlich ſieht man die Nekropolis, wo wir gegen hundert noch vollkommen erhaltene Sarkophage fanden. Wir brachten den ganzen Tag mit Beſichtigung dieſer Ruinen zu, und wollten, der ungeſunden Lage ungeachtet, auch die Nacht da verweilen, um am folgenden Morgen Nachgrabungen zu veranſtalten, als ein Bote, vom Capitän geſandt, uns eilig nach Guverdſchinlik berief, von wo wir am 14 December nach Aegypten abſegelten.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Rückkehr nach den Felſengebirgen. — Zug nach Californien. — Jagdzüge. — Der letzte Winter. — Rückkehr nach den Vereinigten Staaten.

(Fortſetzung.)

Bonneville war nun zuerſt darauf bedacht, ſich für ſeine Reiſe mit Lebensmitteln zu verſehen, und ordnete deßhalb, ſobald er auf Büffel ſtieß, eine große Jagd an, die ihn hinreichend verſorgte, um ſo mehr, als es an anderm Wild für den täglichen Gebrauch nicht fehlte, denn während ſeines Marſchs am Schlangenfluſſe hinab kehrten ſeine Jäger Abends regelmäßig mit wilden Gänſen beladen ins Lager zurück, da dieſe jetzt noch nicht recht fliegen konnten, und deßhalb leicht in großen Schaaren zu fangen waren. Auch war jetzt die Zeit des jährlichen Fiſchfeſtes, womit die Indianer in dieſer Gegend die erſte Erſcheinung des Salmen im Fluſſe feiern. Man fängt ſie namentlich an den zahlreichen, etwa vier Fuß hohen Fällen in großer Menge: die Indianer ſtellen ſich gerade unterhalb im ſeichten Waſſer auf, und durchſtoßen ſie mit den Lanzen, wenn ſie ſich hinaufſchwingen wollen. In breitern Theilen des Fluſſes ſtellen ſie eine Reihe mit Weiden durchflochtener Stangen auf, die in der Mitte der Strömung einen Winkel bilden; hier iſt eine Oeffnung gelaſſen, damit die Salmen hindurch können. Um dieſe Oeffnung ſtellen ſich die Indianer auf kleinen Flößen auf, und brauchen hier ihre Speere mit großem Erfolg.

Es war jetzt in der zweiten Hälfte Julius, und die Reiſenden litten ausnehmend durch ſchwüles Wetter und Staub. Fliegen mancherlei Art fielen den Pferden zur Laſt, namentlich am Ufer des Fluſſes, wenn dieſer zwiſchen niedern Sandbänken dahinfloß. Wo immer die Reiſenden ſich Nachmittags lagerten, liefen die Pferde nach dem mit Kies bedeckten Theile des Ufers, und blieben hier, ſelbſt ohne freſſen zu wollen, bis zur Abendkühle. Die Nächte waren ſtets erfriſchend und angenehm.

Es war beim Hinabziehen am Schlangenfluß Bonneville's Abſicht geweſen, ſeine Trapper an den kleinen Flüſſen umher zu zerſtreuen; auf dieſe Art wird ein großer Strich Landes durch kleine von der Hauptmaſſe entſendete Schaaren „getrappt.“ Die Ausrüſtung eines Trappers beſteht gewöhnlich aus einer Büchſe, einem Pfund Pulver, vier Pfund Blei, nebſt einer Kugelform, ſieben Fellen, einer Axt, einem Beil, Meſſer, Pfriemen, Feldkeſſel, zwei Mänteln, und wenn die Zufuhren reichlich waren, ſieben Pfund Mehl; er hat gewöhnlich zwei oder drei Pferde für ſich, ſein Gepäck und ſein Pelzwerk. Zwei Trapper gehen meiſtens mit einander, um ſich gegenſeitig zu unterſtützen; eine größere Zahl würde den Indianern nicht leicht entgehen. Der Biberfang iſt ein gefährlicher Dienſt, jetzt mehr, wie früher, denn ſeit die Indianer ſelbſt Pelzwerk an die Händler verkaufen gelernt haben, betrachten ſie die Trapper als Wilddiebe, und ermorden ſie, wo ſie dieß ungeſtraft thun zu können glauben; manchmal werden ſie dazu ſogar durch Handelsleute aufgereizt, welche ihren Nebenbuhlern gern Schaden zufügen möchten.

Wenn zwei Trapper an einem bedeutenden Fluſſe jagen wollen, ſo verbergen ſie zuerſt ihre Pferde in einer einſamen Schlucht, wo ſie unbemerkt graſen können. Dann bauen ſie ſich eine kleine Hütte, höhlen einen Baumwollenbaum zum Canot aus, fahren in dieſem Abends in aller Stille den Fluß hinab und ſtellen ihre Fallen; dieſe beſuchen ſie eben ſo ſtille bei Tagesanbruch wieder; haben ſie einen Biber gefangen, ſo nehmen ſie ihn nach Hauſe, ſtreifen ihm das Fell ab, ſtrecken es auf Stöcken aus, um es zu trocknen, und verzehren das Fleiſch. Der Schweif iſt ein Leckerbiſſen, den der Trapper noch höher ſchätzt, als die Zunge oder die Markknochen eines Büffels. Bei aller Stille und Vorſicht aber entgehen die armen Trapper nicht immer dem Falkenauge ihrer Feinde. Entweder haben dieſe ihre Spur entdeckt und ſind ihr Meilen weit gefolgt, oder ſie haben den Rauch aus der Schlucht emporwirbeln ſehen, oder ſie haben ihn gerochen, denn ihr Geruchsſinn iſt faſt ſo ſcharf als ihr Geſicht. Manchmal werden ſie beim Fallenſtellen überraſcht, manchmal durch das furchtbare Kriegsgeheul aus dem Schlaf geweckt, oder ein Pfeil, eine Kugel ſauſt mitten in ihrem Jägermahl ihnen um die Ohren. So kommen ſie von Zeit zu Zeit um, ohne daß man wüßte, was aus ihnen geworden, bis man in irgend einer einſamen Schlucht oder am Ufer eines namenloſen Fluſſes ihre bleichenden Gebeine findet, und dann den Fluß oder die Schlucht nach ihnen benennt. Viele kleine Flüſſe jenſeits der Felſengebirge verewigen auf dieſe Weiſe die Namen unglücklicher Trapper.

Die Kenntniß dieſer Gefahren ſchreckte Bonneville'n dießmal ab, kleine Abtheilungen Trapper, wie es ſeine Abſicht geweſen war, auszuſenden, denn ſeine Kundſchafter hatten ihn benachrichtigt, daß furchtbare Schaaren von Bannock-Indianer in geringer Entfernung vom Boiſée und Papette lagerten, und leicht die einzelnen Trapper entdecken und ermorden könnten. Deßhalb hielt er ſeine Leute beiſammen, und zwar zu ſeinem Glücke, denn nach kurzer Zeit trat eines der Phänomene der weſtlichen Wildniß ein, wodurch es ſeinen zerſtreuten Leute unmöglich geworden wäre, ſich wieder zu ſammeln. Es war die Zeit, wo die Prairien in Brand gerathen. Bald entdeckte man große Rauchwolken in der Ferne, die Atmoſphäre wurde trocken und mit einem trüben Dunſt angefüllt, der die Haut austörrte und die Augen reizte; jede Anſtrengung des Geſichts war ſchmerzlich, und wenn der Zug zwiſchen Bergen fortging, konnte man oft nur wenige Schritte vor ſich ſehen. Augenſcheinlich war in der Richtung, in welcher ſie zogen, ein ungeheurer Brand, obwohl noch in weiter Ferne, und bei Tage konnte man nur den Rauch in immer dichtern Wolken aufſteigen, und wie ein unermeßlicher Baldachin ſich dahin wälzen ſehen; bei Nacht erglänzte der Himmel vom Widerſchein ungeſehener Feuer, und eine ungeheure Maſſe fahlen Lichts hing hoch über dem Horizont.

Vom Gun Creek aus, einem bedeutenden von der linken Seite kommenden Zufluſſe des Schlangenfluſſes, zog Bonneville quer durch die Berge, um einer großen Krümmung des letztern auszuweichen, und ſchickte, da er hier außer dem Bereich der Baunecks war, ſeine Leute nach allen Richtungen aus, um Antilopen zu jagen, und ſo das getrocknete Büffelfleiſch für mehrere Gegenden zu ſparen. Der Rauch nahm jetzt ſo raſch zu, daß man durchaus keine Landmarken mehr unterſcheiden konnte, und es für ein Glück anſehen mußte, auf eine Indianerſpur zu kommen, die ſie nach dem Quellland der Fourche de Glace, oder des Eisfluſſes führte, der manchmal auch der Grand Rond heißt. Hier fanden ſie alle Ebenen und Thäler in einen unermeßlichen Brand gehüllt, der in Flammenwogen über das lange Gras hinfuhr, an jedem Buſch und Baum hinaufſchoß, aus den einzelnen Wäldern ſich in dichten Säulen erhob, und Rauchwolken ausſtieß, welche die Atmoſphäre verfinſterten. Um dieſem Feuermeer zu entgehen, mußten die Reiſenden längs dem Fuß des Gebirgs fortziehen, litten aber fortwährend durch den Brand, deſſen Rauch oft die Sonne verfinſterte und die höchſten Berge dem Blick entzog. Darum irrten ſie ungewiß umher, und mußten oft lange Umwege machen, um Hinderniſſen auszuweichen, die ſie erſt bemerkten, als ſie hart davor ſtanden. Die Indianerſpuren waren hier ihre ſicherſten Führer, denn obwohl ſie manchmal vom geraden Wege abzuleiten ſchienen, führten ſie doch immer nach den Päſſen.

Am 26 Auguſt erreichten ſie den obern Lauf des Wap-lee-Way, und fanden hier in einem Thale eine Schaar Skynſes, die äußerſt gefällig und freundlich waren, und da ſie die Nezpercé-ſprache redeten, ſo fand ſchnell ein Verkehr mit ihnen ſtatt. Auf reichen Weiden am Ufer dieſes Fluſſes lagerte Bonneville eine Zeit lang, um ſeine Pferde wieder Kraft gewinnen zu laſſen, und ſchickte Kundſchafter aus, um das Land zu erforſchen, und einen Paß durch die Gebirge nach dem Wallamut oder Multnomah ausfindig zu machen. Dieſe kamen aber nach 20 Tagen ermüdet und unverrichteter Dinge zurück. Sie waren in dem ſteilen unwegſamen Gebirg umhergeirrt, und den furchtbaren Brand, der die Hauptſchaar auf ihrem Zuge beläſtigte, fanden die Kundſchafter noch ſchrecklicher, je weiter ſie vordrangen, denn in den dichtbewaldeten Thälern und Schluchten fand die Flamme größere Nahrung, und dieſe glichen dann in der Nacht dem Krater eines Vulcans. Auch die Wälder auf den Felſenhöhen ſtießen ihre thurmhohen Feuerſäulen aus, und vermehrten noch die Ofengluth der Gebirge. Hiezu kamen die durch die Verdünnung der Luft veranlaßten Windſtöße, welche durch die engen Schluchten heulten, und Rauch und Flamme in furchtbaren Wirbeln fortriſſen. Bei Tage war das Gebirg in einen ſo dichten Rauch gehüllt, daß wenn ſie ſich zufällig trennten, ſie nur durch Anrufen einander wieder finden konnten. Manchmal mußten ſie durch die noch brennenden Wälder ſich den Weg bahnen, in ſteter Gefahr, von den oft quer über ihren Weg fallenden Bäumen erſchlagen zu werden. Endlich gaben ſie den Verſuch, unter dieſen Umſtänden einen Paß durch die Berge zu finden, auf, und kehrten zurück in das Lager, um dort ihr Mißgeſchick zu verkünden.

(Fortſetzung folgt.)

Pygmäen-Gräber.

In geringer Entfernung von Coſhocton, im Staat Ohio, in den Vereinigten Staaten, wurde unlängſt ein merkwürdiger alter Begräb-

alsplatz entdeckt. „Er liegt, heißt es in einem dortigen Blatt, auf einer jener hohen riesigen Anschwemmungen, welche an den Flüssen des Westen so häufig vorkommen. Aus einigen rund um die Gebeine noch vorhandenen Ueberresten von Holz ergibt sich, daß die Leichname sämmtlich in Särgen lagen, und daß, was noch merkwürdiger ist, sämmtliche hier Begrabene nicht größer als 3 bis 4½ Fuß waren. Eine Menge von Gräbern wurden geöffnet, deren Leichname alle von dieser Pygmäenart waren. Gegenstände von Metall, die ein Licht auf die Zeit, in der diese Nation lebte, werfen könnten, sind nicht gefunden worden."

Eine Skizze aus Portugal.

(Schluß.)

Wir machten beim Frühstücke noch unsere Conjecturen über das plötzliche Verschwinden des Pfaffen und das nächtlich bestandene Abenteuer, als ein kleines Mädchen eintrat und sagte, sie sey von Frei Francisco geschickt, um etwas zu holen, was er unter seinem Kopfkissen hätte liegen lassen; dieses waren nichts mehr und nichts weniger als ein paar Taschenpistolen, womit dieses Mitglied des Ordens von S. Francisco bewaffnet war; seinen geistlichen Bannstrahlen pflegte er durch Pistolen Nachdruck zu geben. Nun erst erzählte der Forstmeister einige saubere Geschichten von diesem Gliede des Geschwürs der Christenheit. Frei Francisco war früher Almocreve (Maulthiertreiber), bestahl und erwerbete einen seiner Cameraden, und flüchtete vor der verfolgenden Justiz in ein Kloster, wo er dienender Bruder wurde, und endlich die Kutte nahm und sich dem heiligen Franciscus verschrieb. Sein Lebenswandel wurde darum aber nicht moralischer, im Gegentheile verübte er die größten Schandthaten. Nachdem er selbst im Kloster sich in großes Ansehen gesetzt, so daß alle ihn fürchteten, beging er noch einen Mord an einem Nebenbuhler bei einer jungen Wittwe, was aber vertuscht wurde, um das Kloster nicht in Schande zu bringen, und noch gegenwärtig hat er seine Concubine, die er sehr fleißig besucht, und wobei er wochenlang die Zeit vertritt. So lautete die kurze Lebensskizze von Frei Francisco. Nach diesem Vorfall und da er sich nicht wieder sehen ließ, wurde die fernere Feldmessung eingestellt, ich bestieg meinen raschen Andalusier, und ritt durch die wüsten felsigen Einöden nach der Eisenhütte zurück. Nach Verlauf von acht Tagen besuchte ich abermals die Gruben, und sprach bei dem Forstmeister an, der mir eröffnete, daß Frei Francisco über meine Messungen in dem Hause seiner Verwandten gesucht und gewettert habe, denn nach deren Resultaten könnten diese nur verlieren und nichts gewinnen, man wollte nichts mehr von Messungen wissen, allein es wäre dem Pfaffen ein Dorn im Auge, daß ich die Beweise gegen die Rechtmäßigkeit seiner Besitzungen in Händen hätte, die der Familie höchst nachtheilig werden könnten, die ich übrigens aber auch gleich vernichtet haben würde, wenn man mich deßhalb ersucht hätte, denn es war eine freiwillige Arbeit, die ich übernommen, und die mich zu nichts verpflichtete; allein dieß geschah nicht, und weit entfernt von dem Gedanken, daß mich der Pfaffe deßhalb hassen und mir es nachtragen könne, ritt ich sorglos gegen Abend von dem Landgute des Forstmeisters nach der Hütte zurück. Ein spätherbstliches trübes Wetter verkündete Regen, und ich eilte so viel wie möglich auf den felsigen einsamen Pfaden über das unwirthliche Gebirge. In der Dämmerung erreichte ich den höchsten Gipfel, ein feuchter nebeliger Regen rieselte vom Himmel herab, Wolfsgeheul erschallte aus den tiefen mit hohem Haidekraut bewachsenen Schluchten, es wurde immer dunkler, und eine wahre ächte Wolfsnacht brach an, wo diese auf Raub ausziehen, und selbst ihre Beute in den Dörfern aufsuchen. Solche Nächte in diesen wüsten Gebirgen haben etwas besonders Grauenhaftes, man hört da kein geisterhaftes Gesäusel der Blätter, wie in einem deutschen Wald, oder das Knarren und Krachen des von einem Sturme gepeitschten brasilianischen Urwaldes, sondern hier drückt sich ein ganz anderer Charakter aus, die Umrisse der Berge, von keinen Wäldern bedeckt, treten hier scharf hervor, nur ein kurzes wohlriechendes Gebüsch überdeckt den felsigen Boden, jeder Felsenzacken steht in seiner Nacktheit da, überragend, schwärzere Gruppen von Büschen zeichnen sich von andern hellern aus, und so geben denn diese mit den Felszacken und Hörnern, besonders bei nächtlichem Dunkel, den phantastischen Bildern der Einbildungskraft einen ganz eigenen Anstrich. Weit und breit sieht man über eine solche Wüste hinaus, man fühlt sich in einer schauerlichen Einsamkeit, kommt dazu nun noch ein kalter schauerlicher Herbstregen und Wolfsgeheul, dann wird einem ganz unheimlich zu Muthe. Auf dem steilen felsigen Pfade, so sehr wie ich mich auch beeilte von dannen zu kommen, mußte ich meinen feurigen Hengst selbst gegen seinen Willen im Zügel halten, und als ich um eine Bergecke bog, schnaubte er mit einem Male mit weit offenen Nüstern, spitzte die Ohren und sah seitwärts, bereit einen Satz zur Seite zu thun. Ich glaubte in dem Augenblick, er wittere einen Wolf, als plötzlich ein Lichtschein im Gebüsch erschien, und bald darauf ein Schuß fiel, der mir einen kleinen Ruck am Hute verursachte, allein bevor es knallte, hatte mein Pferd einen Sprung zur Seite abwärts gethan, was mir das Leben rettete. In demselben Augenblicke sah ich einen Menschen durch die Gebüsche davon rennen, dem ich ohne Erfolg auch eine Pistolenkugel nachsendete, und nun ließ ich aber auch auf eine halsbrechende Art mein sicheres Pferd den Berg hinabrennen, weil der Mörder mir auf kürzern Wegen noch den Vorsprung abgewinnen konnte. Auf diese Art kam ich zwar ungefährdet nach Hause, allein ich war nahe dem Lebensziele gewesen, denn eine Kugel hatte den obern Theil des Hutes durchbohrt. Durch den Regen war das Pulver des Gewehres feucht geworden, was deßhalb verbrannte, und dem Pferde Zeit gab, den Seitensprung zu thun. Der Forstmeister, so wie alle Bekannten, waren der Meinung, daß dieser Angriff von niemanden anders als dem Pfaffen ausgegangen, und sein Erscheinen den folgenden Tag, sich nach meiner Gesundheit zu erkundigen, bestärkte uns noch mehr in dieser Meinung. Mit gleißnerischer Miene dankte er mir für die Mühe, die ich gehabt, und daß er sich nun in Güte mit seinen Gegnern abgefunden, es bedürfe also keiner weitern Vermessung, und ich von meiner Seite holte nun Alles herbei, was ich vor seinen Augen aufgezeichnet, und zerriß es in Stücken; er umarmte mich darauf recht zärtlich, und so schieden wir in Frieden und Freundschaft.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 67** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Sternbergs Novellen. Von einem Engländer beurtheilt. — Meine Republik. Von Beranger. — Auszug des hindustanischen Romans. Die Rose von Bakawali. (Fortsetzung.)

Zu den Abonnements dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Bayern, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 211.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 Julius 1837.

Historische Bemerkungen über die Oasen der libyschen Wüste.

(Aus Hoskins: Visit to the great Oasis of the Libyan desert.)

Die jetzt von barbarischen, uncultivirten Stämmen bewohnten Oasen der libyschen Wüste enthielten, nach den vorhandenen Trümmern zu schließen, augenscheinlich einst eine Bevölkerung, deren Geschmack und Verfeinerung elegante und selbst prachtvolle Bauten hervorrief. Die Nachrichten der alten Schriftsteller über die Oasen sind ungemein kurz, die zerstreuten Bemerkungen Herodots jedoch sind von großem Werthe, wenn sie gleich über die frühere Geschichte dieser Orte wenig Aufschluß geben. Wenn man erwägt, daß die große Oase nur etwa 150 englische (34 deutsche) Meilen von Theben entfernt ist, so muß man allerdings erstaunen, daß sie keine ältern Denkmäler als aus der Zeit von Darius enthält, während Theben mindestens tausend Jahre früher mit prachtvollen Gebäuden angefüllt war.

Nach Herodot war die Oase von Amun von ägyptischen und äthiopischen Colonien bevölkert, da aber die Zeit ihrer Gründung nicht erwähnt ist, so bleibt es auch ungewiß, wann die Civilisation zuerst ihre Strahlen auf die vereinzelten grünen Flecke der libyschen Wüste warf. Der Mangel an lapidarischen Beweisen aus älterer Zeit läßt vermuthen, daß die große Oase vor der Herrschaft der persischen Dynastie keine sonderlich hohe Cultur besaß. Die noch übrigen Denkmäler beweisen jedoch zur Genüge, daß von der Regierung des Darius an, bis wenigstens zur Regierung von Antoninus die ägyptische Religion in der großen Oase herrschte, und die Kirchen, so wie mehrere Gräber der Todtenstadt, liefern den augenscheinlichen Beweis, daß später das Christenthum lange Zeit daselbst blühte.

Die noch übrigen Denkmäler bieten uns eine gewisse Anzahl geschichtlicher Thatsachen dar, und Bekanntschaft mit der Oertlichkeit gibt die Mittel an die Hand, geschichtliche Nachrichten zu berichten und zu bestätigen; da indeß die letzten sehr mager und ungenügend, die erstern aber gering an Zahl sind, so läßt sich unmöglich der Bau der Geschichte dieses Volks daraus herstellen. Möglich ist, daß einst genauere Beschreibungen dieser Oasen vorhanden waren, aber die Zeit, für minder wichtige Literatur so zerstörend wie die Wüste für geringere Gebäude, hat fast alle Spuren ihres Daseyns vernichtet. Herodot erwähnt der Cyrener, „welche bei dem Orakel Amun waren, und mit dem König der Ammonier, Etearchus, sich unterredeten.“ Aus dieser Stelle geht hervor, daß die Oase von Amun damals einen unabhängigen König hatte. An einer andern Stelle sagt er, daß die Aegyptier das Bild Jupiters mit einem Widderkopf darstellten, und daß die Ammonier, welche Abkömmlinge einer Colonie der Aegyptier und Aethiopier seyen und eine gemischte Sprache redeten, ihr Beispiel nachgeahmt hätten. Herodots Angabe von süßem Wasser, das aus Salzfelsen entspringe, wird von allen denen bestätigt, welche die Oase von Amun oder Siwah besuchten; Plinius gibt die Entfernung der von ihm, wie von Diodorus und Q. Curtius, erwähnten Quellen bis zu dem Orakel Amuns auf 400,000 römische Schritte (etwa 80 d. M.) an.

Strabo erwähnt zuerst mit Bestimmtheit drei Oasen, die von Aegypten nicht sehr entfernt, und von dessen Regierung abhängig seyen. Dieß müssen die Oasen von Siwah oder Amun, und die Oasis magna und parva seyn. Wahrscheinlich waren sie als Provinzen dieses Reichs besser daran, denn als unabhängige Staaten; ihre enge Verbindung mit Aegypten, namentlich während der Dynastie der Ptolemäer, wo der Handel dieses Landes so ausgedehnt war, und Alexandrien alle Städte des Orients an Reichthum übertraf, war für sie eine Quelle des Gewinns, da die reichen Karawanen, die nach Cyrenaika, Carthago und dem innern Afrika zogen, wahrscheinlich den Weg über ihr Gebiet nahmen; als aber der Stamm siechte, verloren auch die Zweige ihre üppige Kraft. Die Regierung Aegyptens in den Händen kluger und mächtiger Herrscher mußte allen Zweigen des Handels dieses großen Reichs Leben und Bewegung einhauchen; als aber Anarchie und verheerende Kriege ihre Kraft erschöpften, waren die fernen Colonien ohne Schutz, vielleicht völlig aufgegeben.

Die noch vorhandenen Denkmäler geben uns wenigstens einigermaßen einen Begriff von dem Zustand der Oasen zur Zeit der Regierung eines der Ptolemäer, so wie während eines Theils des ersten und zweiten Jahrhunderts der christlichen

Zeitrechnung. Der Name Ptolemäus Euergetes, der dritte und letzte Ptolemäer, deſſen Herrſchaft ein Segen für ſein Volk war, findet ſich in Hieroglyphen auf allen Mauern des ſchönen Tempels von Kaſr Oaty (in der großen Oaſis). Die Römer ſcheinen ihn mit einer ſtarken Mauer umſchloſſen zu haben. Die kleinen Häuſer, womit der Hof jetzt angefüllt iſt, ſind augenſcheinlich aus noch neuerer Zeit. Die Namen von ſechs römiſchen Kaiſern ſind auf den Mauern der Tempel in den Oaſen eingegraben; die Namen Hadrians und Antoninus finden ſich in Hieroglyphen auf der Mauer des Tempels auf dem Berge nahe bei El Khardſcheh (in der großen Oaſe), Galba's Name in einer griechiſchen Inſchrift auf dem Propylon des großen Dariustempels, Hadrians Name in Hieroglyphen und in einer griechiſchen Inſchrift auf den Mauern des Tempels von Duſch, Domitians Name auf demſelben Tempel in Hieroglyphen und der von Antonin auf dem Tempel von Kaſr Zian in einer griechiſchen Inſchrift und in Hieroglyphen. Ein kleiner Tempel in der Ebene nahe bei El Khardſcheh iſt augenſcheinlich römiſch, wenn er gleich weder Namen, Skulpturen, noch Inſchriften hat, welche einen beſtimmten Nachweis geben könnten. Der Tempel von Ain Amur trägt die Namen der Kaiſer Nero und Titus, und der von Dar el Hadſchar (in der Oaſe el Dakkel, ganz nahe bei der großen Oaſe) wurde von Cäſar erbaut. Der Tempel aus Backſteinen zu Duſch iſt gleichfalls römiſch, wenn gleich vielleicht manche das Alterthum desſelben bezweifeln, da der Eingang einen Spitzbogen hat, allein ein noch weit älterer Spitzbogen findet ſich zu Dſchibel el Birkel in Aethiopien. Nach dieſen Angaben findet ſich alſo, daß in etwa einem Jahrhundert ſieben Tempel von den Römern erbaut wurden, und es iſt nicht unmöglich, daß noch manche andere erbaut worden ſind, welche jetzt die Wüſte bedeckt. Und dieſe Tempel wurden nicht erbaut, um die Hauptſtadt, worin der prächtige Dariustempel ſtand, zu zieren, ſondern in verſchiedenen Gegenden der Oaſen, um den Bedürfniſſen der Einwohner zu genügen.

Nach Prokop machten die Nubier häufige Einfälle in das Gebiet der Oaſen, aber Diocletian erkaufte eine Einſtellung dieſer Feindſeligkeiten durch die Abtretung eines Diſtricts, den zu durchreiſen ſieben Tage erforderlich ſeyen (wahrſcheinlich das Land zwiſchen dem erſten und zweiten Katarakt).

Olympiodor lebte unter Theodoſius dem Jüngern, und gibt merkwürdige Nachrichten über die Oaſen, welche um ſo mehr Beachtung verdienen, als er aus der Thebais gebürtig war. Von dem Klima ſagt er, es ſey ſo geſund, daß nicht nur niemand daſelbſt an der heiligen Krankheit (der Epilepſie) leide, ſondern daß auch ſolche Kranke, die ſich von andern Orten dahin begäben, durch die milde Temperatur der Atmoſphäre geheilt würden. Er ſpricht ſodann von der unermeßlichen Menge Sand und den Brunnen, welche 2, 3 und manchmal ſelbſt 500 Ellen *) tief, friſches Waſſer ausſtrömten; alle die daran gearbeitet hatten, durften hier der Reihe nach Waſſer ſchöpfen und ihre Felder bewäſſern. „Die Bäume," fährt er fort, „ſind fortwährend mit Früchten beladen, und das hier wachſende Korn iſt vortrefflicher, als jedes andere und weißer wie Schnee. Manchmal wird Gerſte nur zweimal des Jahres geſäet, aber Hirſe immer dreimal. Der Ackersmann bewäſſert ſein kleines Feld jeden dritten Tag im Sommer, und alle ſechs Tage im Winter, denn der Himmel iſt ſtets wolkenleer." Er fügt hinzu, die Oaſe ſey früher eine Inſel und vom Continent getrennt geweſen, und ſey dieſelbe, welche Herodot die Inſel der Seligen genannt. Seine Gründe dafür, daß ſie einſt eine Inſel war, beſtehen darin, daß Meermuſcheln und Auſterſchalen in dem Gebirge gefunden wurden, das ſich aus der Thebais bis in die Oaſe erſtreckt. Wie Strabo, ſpricht er von drei Oaſen, zwei großen, die nur hundert Meilen von einander entfernt, und einer dritten kleinen, welche von den andern beiden durch einen weiten Zwiſchenraum getrennt ſey. Olympiodor mag vielleicht die geſunde Luft der Oaſen übertreiben, wenn aber die Urſachen der Krankheiten, welche jetzt namentlich in der großen Oaſe ſo furchtbar hauſen, entfernt würden, d. h. wenn die Einwohner eine geſündere Nahrung hätten, als die Datteln, von denen ſehr viele jetzt einen großen Theil des Jahres hindurch leben müſſen, und wenn die Oaſe noch tiefe Brunnen enthielte, wie Olympiodor ſie beſchreibt, woraus die Einwohner mit geſundem Waſſer ſtatt der ſchädlichen Lauge verſorgt würden, womit ſie jetzt den durch die üppigen Früchte und die erſchöpfende Hitze des Klima's erregten Durſt ſtillen müſſen, dann könnte dieß Land noch ausgezeichnet geſund und bei manchen Krankheiten ſehr wohlthätig ſeyn. Allerdings iſt in gewiſſen Jahreszeiten jeder Wind erhitzt, weil er über die umliegenden ausgedörrten Sandwüſten daher kommt, aber dieſer Wind iſt, wenn auch heiß und drückend, doch trocken und ſelten an und für ſich ſchädlich. Während des Winters und der milden Jahreszeiten iſt die Luft der Wüſte ausnehmend kräftigend, und die ungemeine Fruchtbarkeit der Oaſe wird von allen Reiſenden anerkannt. Der wichtigſte Theil der Schilderung Olympiodors iſt ſeine Angabe, daß es zwei große Oaſen, eine äußere und eine innere gebe; die letztere iſt augenſcheinlich die weſtliche Oaſe (die von Siwah oder Amun), welche im Jahre 1819 von Sir A. Edmonſtone entdeckt wurde. Die Entfernung zwiſchen den Hauptorten der beiden Oaſen iſt von Olympiodor ganz richtig angegeben.

(Schluß folgt.)

*) Cubitus, arabiſch dera, das alte noch in Aegypten gewöhnliche Maß, nämlich die Länge vom Ellenbogen bis zur Spitze des Mittelfingers.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Rückkehr nach den Felſengebirgen. — Zug nach Californien. — Jagdzüge. — Der letzte Winter. — Rückkehr nach den Vereinigten Staaten.

(Fortſetzung.)

Während der Abweſenheit der Kundſchafter hatte man in gutem Verkehr mit den Skynſes gelebt, welche gleich den Nezpercés und Flachköpfen einen frommen Sinn zeigen, den einige Beamte der Hudſonsbai-Compagnie mit Glück nährten und ausbildeten. Der Sonntag ward heilig gehalten, denn an dieſem Tage arbeiteten ſie nicht, und brachen auch außer in Fällen

dringender Gefahr das Lager nicht ab. Irgend ein Anführer, der damals gewöhnlich ein „Arznei-Mann" (medecine-man) genannt wurde, versammelt die Gemeinde, ruft zuerst den Segen Gottes an, und ermahnt sie dann sich gut zu betragen, für ihre Familien zu sorgen, nicht zu lügen und zu stehlen, beim Spiel nicht zu zanken und zu betrügen, und gerecht und gastfrei gegen Fremde zu seyn. Gebete und Ermahnungen finden auch an Werktagen früh Morgens statt, und während dieser Zeit hört alle Arbeit auf. Mit diesem wahrscheinlich den Weißen entlehnten Gottesdienste vermengen sie auch noch manche alt-indianische Ceremonien, z. B. den Tanz nach der Melodie eines Liedes, was gewöhnlich in einer besonders dazu erbauten großen Hütte vorgenommen wird. Außer den Sonntagen beobachten sie auch die wichtigsten katholischen Festtage. Wer immer diese einfachen Religionsformen unter diesen armen Wilden einführte, hat augenscheinlich ihren Charakter und ihre Verstandesfähigkeiten gekannt, und eine große Verbesserung in ihren Sitten bewirkt.

Die Unterhaltung dieser religiösen Gesinnung lag manchmal in der Politik schlauer Handelsleute, welche durch die erweckte Meinung, sie seyen „Arzneimänner," d. h. mit geheimer Wissenschaft ausgerüstete Leute, großes Ansehen und Einfluß unter ihnen gewannen. Auch religiöse Charlatans unter ihnen selbst benützten dieß, und wenn einer nach Macht und Herrschaft strebt, verdeckt er seine Plane unter dem weiten Mantel der Religion, und bringt einige neue Lehren und Ceremonien unter Menschen auf, die noch einfältiger sind, als er selbst. Mit den Weibern, Kindern und Schwachen fängt er an, seine Anhänger tanzen auf der Ebene nach ihrer eigenen Musik, die Klügern des Stamms sehen zu und lachen, halten die Sache für zu närrisch, um Schaden zu thun, finden aber bald, daß Weiber, Kinder und Narren die große Mehrzahl in jeder Genossenschaft bilden, und müssen endlich dem neuen Lichte folgen, wenn sie nicht zu den Unheiligen gerechnet werden wollen. Sobald ein Prediger oder Pseudoprophet Anhänger genug hat, bemächtigt er sich des Oberbefehls, oder trennt sich mit seinen Leuten von dem Stamm als unabhängiger Häuptling und „Arzneimann." Diese Stämme sind augenscheinlich eines ziemlichen Grads von Civilisation fähig. Einige unter ihnen angesiedelte Landbauer könnten sie lehren den Boden anzubauen und Viehzucht zu treiben, wozu namentlich das Land der Skynses und Nezpercés ausnehmend geeignet ist. Einige christliche Missionäre und eine geringe Beihülfe der Regierung, um sie gegen die räuberischen und kriegerischen Stämme zu schützen, könnten hier den Grund zu einem christlichen Volk mitten in der westlichen Wildniß legen.

Die Lebensmittel wurden jetzt selten im Lager, darum nahm Bonneville Abschied von seinen Freunden, den Skynses, zog westwärts über eine niedere Bergkette, und lagerte am Ottolais. Da er nur 30 Meilen vom Fort Wallah-Wallah entfernt war, schickte er eine Anzahl Leute dahin, um Korn zu seinem Unterhalt zu kaufen. Diese wurden gut empfangen, aber alle Lebensmittel peremtorisch abgeschlagen, übrigens ein Versuch gemacht, die Boten aus Bonneville's Dienst zu locken. Als dieser seine Leute mit leeren Händen zurückkommen sah, eilte er, da ihm der Hunger drohte, alsbald vorwärts am Ottolais hinab, der 50 Meilen unterhalb Wallah-Wallah in den Columbia fällt. Sein Weg führte durch ein schönes undulirendes Land, das mit den Pferdeheerden der Skynses bedeckt war. Als Bonneville den Columbia erreicht hatte, hoffte er von den Eingebornen Fische und andere Lebensmittel einhandeln zu können, aber zu seinem Erstaunen hielten sich diese entfernt, und verbargen sich sogar bei seiner Annäherung. Bald entdeckte er, daß sie unter dem Einfluß der Hudsonsbai-Compagnie standen, welche ihnen verbot, irgend einen Verkehr mit ihm zu unterhalten. Er zog am Columbia hinab, aber überall war es dasselbe, keine Lebensmittel waren von den Eingebornen zu bekommen, und er sah sich endlich genöthigt, einige seiner Pferde zu tödten, um seine hungernden Leute zu ernähren.

Weiter vorwärts zu gehen, hieß unter diesen Umständen sich dem Hungertode aussetzen, denn die Hülfsmittel des Landes waren ihm durch den Einfluß eifersüchtiger und mächtiger Monopolisten verschlossen. Wenn er den Wallamut erreichte, konnte er kaum hoffen, hinreichende Vorräthe für den Winter zu sammeln, und blieb er länger im Lande, so häufte sich der Schnee im Gebirg und schnitt ihm den Rückzug ab; kehrte er aber sogleich um, so konnte er noch zu rechter Zeit die blauen Berge erreichen, um Elennthiere, Rehe und Absahtas zu finden. Diese Betrachtungen bewogen Bonneville'n, trotz alles Widerstrebens dem Columbia abermals den Rücken zu kehren, und da ihm der Hunger auf den Fersen war, so reiste er schnell, und erreichte die Gebirge schon am 1 October. Zum Glück hatten die Septemberregen hier den Brand gelöscht, und das Gebirg, nicht länger in Rauch gehüllt, zeigte sich in seiner ganzen Pracht und Größe. In seiner Hoffnung aber, hier reichlich Wild zu finden, fand er sich betrogen, denn mehrere starke Schaaren von Eingebornen waren auf ihren Fischererpeditionen durch die Berge gezogen, und hatten alles Wild vor sich her getrieben; kaum konnten die Jäger genug auftreiben, um das Lager vor Hunger zu schützen. Am 20 October erreichten sie wieder den Schlangenfluß, um welchem die Shoshokis in großen Schaaren sich drängten, um Salmen zu fangen und sich einen Vorrath für den Winter einzulegen. Aber um diese Jahrszeit sind die Salmen so mager, daß der Hunger der Reisenden dazu gehörte, um sie genießbar zu machen.

Erst als Bonneville das Quellland des Portneuf erreicht hatte, fand er wieder reichlichen Vorrath an Lebensmitteln, und seine Leute entschädigten sich für das lange Fasten. Auch die Pferde hatten gute Weide, und erholten sich nach der beschwerlichen Reise. Um diese Zeit kamen zwei Reiter ins Lager, Boten von Montero, der den Auftrag erhalten hatte, im Lande der Crows und in den schwarzen Bergen zu jagen, und am Arkansas zu überwintern. Die Abtheilung befand sich in gutem Zustande, hatte aber nicht ihren ganzen Auftrag erfüllen können, und befand sich noch im Crowlande, wo sie bleiben wollte, bis Capitän Bonneville im Frühjahr zu ihnen stieße. Dieser behielt die Boten bis zum 17 November bei sich, zog inzwischen nach seinen Verstecken am Bärenfluß, nahm die verlangten Vorräthe

heraus, und ſchickte ſie dann zu Montero zurück, mit dem Verſprechen, ſie im folgenden Junius im obern Thale des Windfluſſes im Crowlande zu treffen.

Der Platz, den Bonneville zum Winterquartier auserwählt hatte, war am obern Theile des Bärenfluſſes in einiger Entfernung von ſeinen Verſtecken. Er verſchob abſichtlich den Marſch dahin, um nicht die Büffel zu verjagen, deren man ſo nothwendig für den Winter bedurfte, und zog darum nur langſam weiter, wie eben Mangel an Wild und Gras ihn nöthigte ſeinen Aufenthalt zu ändern. Das Wetter war bereits ſehr kalt geworden, und der Schnee lag ziemlich tief. Um ſeine Pferde in Stand zu ſetzen, möglichſt viel getrocknetes Fleiſch zu tragen, legte er alles entbehrliche Gepäck in einem Verſteck nieder. Er ſollte indeß den Winter hindurch keinen Mangel leiden, denn am Schlangenfluß waren die Büffel verjagt worden, ehe der Schnee tief wurde, und unermeßliche Heerden kamen jetzt über die Berge her. „Es iſt unmöglich," ſagt Bonneville, „ſich einen Begriff von dem Eindruck zu machen, den der Anblick ſolcher zahlloſen Schaaren ſo großer und muthiger Thiere hervorbringt, die alle vorwärts ſtürzen, als riſſe ſie ein Wirbelwind mit ſich fort." Die ungeheuren Heerden, welche ins Bärenflußthal herabkamen, waren durch den Schnee verhindert, weiter zu ziehen, und blieben den Winter über in der Nähe des Lagers, was ſich die Trapper nicht wenig zu Nutzen machten. Auch Raben und Wölfe kamen herbei, um ihren Antheil an dem guten Mahl zu holen, und dieſe ſtete Begleitung des Jägers ſammelte ſich mit dem Vorrücken des Winters in ungeheuren Schaaren. Oft ſah man nicht Eines dieſer Thiere, aber beim erſten Abfeuern eines Gewehrs, ſchwebten plötzlich ganze Flüge von Raben in der Luft, ohne daß man wußte woher ſie kamen, und die ſcharfen Wolfsgeſichter ſchauten von jedem Hügel herab, und warteten auf den Abzug des Jägers, um über die Reſte eines erlegten Wildes herzufallen.

(Schluß folgt.)

Die ſchwarze Pagode. *)

Kanarak, allgemeiner unter dem Namen der ſchwarzen Pagode bekannt, ſteht ungefähr 18 Meilen nordöſtlich von Puri, und iſt eine der merkwürdigſten Ruinen in ganz Indien. Die Dimenſionen ſind gigantiſch, und das Gebäude beſteht aus ſo ungeheuren Blöcken von ſchwarzem Marmor, daß man ſich keinen Begriff davon machen kann, durch welche mechaniſchen Mittel dieſe furchtbaren Steinmaſſen bis zum Bauplatze geſchafft und zuſammengefügt worden ſeyn mögen. Der größte Theil des Gebäudes iſt verfallen, und nur noch ein Gemach für die Beſichtigung des Neugierigen verhanden. Es hält dasſelbe ungefähr 57 Fuß im Gevierte, und iſt auch ebenſo hoch. Die ungeheuren Steinmaſſen, aus denen es beſteht, werden von ſtarken eiſernen Klammern zuſammengehalten.

Das Dach iſt ganz eigen gebildet, und aus großen Marmorplatten, ebenfalls durch Eiſen miteinander verbunden, zuſammengeſetzt, doch ſo, daß eine über die andere hervorragt, und ſich alle zuſammen gegenſeitig ſtützen. So ſteigen dieſe Platten pyramidaliſch empor bis zu einer Höhe von mehr als 80 Fuß, von der Mauer an gerechnet. Auf dem Gipfel dieſes Daches erhebt ſich ein großes Mauerwerk, gleichſam eine Art Dachzimmer bildend, und herrlich verziert mit ausgehauenen ſchönen, obſcön grotesken Figuren, und geſtützt von ungeheuren eiſernen Stangen, die horizontal durch das Innere des Daches laufen, von dem ein Theil an der Weſtſeite eingeſtürzt iſt, ſo daß wenig Hoffnung bleibt, daß das Ganze noch lange ſtehen könne, weil die Gleichheit des Druckes geſtört iſt.

Die herabgeſtürzten Steinmaſſen und Eiſenſtangen haben ſich höchſt maleriſch gruppirt. Zwei ungeheure Eiſenſtangen ſind von der Laſt des auf ihnen liegenden Mauerwerkes halb begraben; ſie ſind nicht gegoſſen, ſondern beſtehen aus Schmiedeiſen. Dieſer merkwürdige Tempel ſoll der Sonne geheiligt geweſen ſeyn. Das Geſims iſt mit obſcönen Abbildungen von Ceremonien verziert, wie ſie vor Alters vorgenommen worden ſeyn ſollen, und die, ſo empörend ſie auch gegen alle Sittlichkeit ſind, keineswegs unglaublich erſcheinen, wenn man weiß, wie wenig zart die Hindus jetzt noch in vielen ihrer Gebräuche ſind.

*) Aus Baron's first Impressions in Hindostan.

Nützlichkeit der Feuersbrünſte in Conſtantinopel.

(Nach Slade: Turkey, Greece and Malta.)

Die im Orient, wegen der dort herrſchenden Gewohnheit mit Holz zu bauen, ſo häufigen Feuersbrünſte haben auch ihren Nutzen, denn ſie ſind ein Hauptſporn für die türkiſche Betriebſamkeit und eine Hauptnahrung für die Handwerker. Ohne Feuersbrünſte würde oft der ganze Verkehr ins Stocken gerathen, und die arbeitende Claſſe ohne Beſchäftigung umkommen. Der Orientale iſt ſo zufrieden mit dem status quo, ſo gleichgültig gegen Verbeſſerung, und die Mode hat ſo wenig Reiz für ihn, daß er, da er zugleich auf das Sammeln von Schätzen erpicht iſt, ohne die dringendſte Noth nichts Neues anſchafft — Sklaven und Juwelen ausgenommen. Seine Pfeifen, ſeine Sättel, ſeine Pelze und ſeine Sofa's halten nicht nur aus, ſo lange er lebt, ſondern vererben ſich ſogar noch auf ſeinen Sohn. Wie wenig würden alſo die Kaufleute der Bazars löſen, wenn nicht dann und wann eine Feuersbrunſt käme, und ein gehöriges Gleichgewicht herſtellte, indem ſie alte Kleider und altes Gerümpel dem Element überliefert, dem es angehört, die Peſt aus ihren Winkeln jagt, die Beutel öffnet und den Handel belebt. In allen Ländern iſt die Zerſtörung mancher Art Eigenthums ein Nutzen für die Maſſe, im Orient iſt ſie aber für deren Wohlfahrt unerläßlich, da ſie zu Ausgaben nöthigt, die außerdem unterblieben wären. Zudem iſt der perſönliche Verluſt keineswegs ſo bedeutend, als man glauben ſollte. Die Einrichtung eines türkiſchen Hauſes iſt faſt die eines Zeltes. Das Sofa ausgenommen, könnte man ſie mit einem paar Pferden fortführen: einige metallene Schüſſeln, um mit den Fingern daraus zu eſſen, ein metallenes Waſchbecken nebſt Kanne, und ein paar Sorbetflaſchen nebſt einigen geſteppten Bettdecken, und zwei oder drei wärmern Ueberdecken — das iſt Alles. Gemaltes Täfelwerk, Vorhänge und das an drei Wänden des Zimmers herumlaufende Sofa vollenden die Ausſchmückung desſelben. Man bedarf nichts mehr. Die Waaren und Läden ſind in den feuerfeſten Bazars. Reichen Leuten koſtet indeß eine Feuersbrunſt immerhin viel Geld, denn das verdienſtliche Werk, Moſcheen und andere öffentliche Gebäude wieder herzuſtellen, bleibt ihnen überlaſſen.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.)

Nr. 212.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 Julius 1837.

Die Abenteuer Capitän Bonneville's.

Rückkehr nach den Felsengebirgen. — Zug nach Californien. — Jagdzüge. — Der letzte Winter. — Rückkehr nach den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Der Winter ging zu Ende, der Schnee schmolz auf den Bergen, und die Zeit zum Aufbruch kam heran. Bonneville schickte eine Abtheilung nach den Verstecken, ließ Alles, was dort vergraben war, herausnehmen, und brach am 1 April (1835) nach dem grünen Fluß auf, wo er auch ohne allen Unfall ankam. Am 10 Junius befand er sich bereits ostwärts von den Windflußbergen, wo er auf einem vortrefflichen Weidegrund eine Zeit lang anhielt, um seine Pferde wieder Kraft zu einer langen Reise gewinnen zu lassen, denn es war seine Absicht nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, indem er durch mancherlei Umstände, Verluste und Hindernisse seine Urlaubszeit schon lange überschritten hatte.

Am 22 Junius brach er abermals auf und zog nach dem Punkte, wo die obern Gewässer des Windflusses sich vereinigen, da er diesen zum allgemeinen Sammelplatz bestimmt hatte. Nach wenigen Tagen traf Montero mit seiner Schaar ein, welche im vorhergehenden Jahre den Auftrag erhalten hatte, im Crowlande zu jagen, und dann an den Arkansas zu ziehen. Montero hatte den ersten Theil seiner Instructionen ausgeführt, und war, nachdem er an einigen der obern Flüsse den Biberfang betrieben hatte, nach dem Pulverfluß gezogen. Hier traf er auf eine Schaar Crows, welche ihn mit ungewöhnlicher Freundlichkeit behandelten, und ihn überredeten, seine Winterquartiere unter ihnen zu nehmen. Damals stritten die Crows mit ihren alten Feinden, den Blackfeet, fast um ihr Daseyn, denn im verflossenen Jahre war in verschiedenen Gefechten die Blüthe ihrer Krieger und unter andern auch Arapuisch, der Freund der Weißen, gefallen.

Montero war noch nicht lange unter ihnen gelagert, als er entdeckte, daß die Blackfeet in der Nähe herumschwärmten. Eines Tages kamen die Jäger ins Lager gesprengt mit der Nachricht, daß eine feindliche Schaar im Anmarsch sey. Die Crows ergriffen die Waffen, schwangen sich auf ihre Pferde, und sprengten in großer Anzahl dem Feinde entgegen, der sich bald zurückzog, aber in der Mitte der Ebene ereilt wurde. Ein verzweifelter Kampf begann, die Crows hatten nicht nur den Vortheil der Ueberzahl, sondern waren auch zu Pferde. Der größte Theil der Blackfeet wurde erschlagen, und der Ueberrest floh nach einem Dickicht von Weidenbäumen, wo die Pferde nicht eindringen konnten, und brauchten von hier aus ihre Bogen mit Kraft und Geschick. Die Crows zogen sich auf Bogenschußweite zurück, und bemühten sich durch Schimpfreden und Herausforderungen die Feinde aus dem Versteck zu locken: diese ließen sich aber nicht irre machen, die Sieger scheuten sich, diese Verzweifelten aufs Aeußerste zu treiben, und unterließen den Angriff aufs Dickicht. Als die Nacht einbrach, zogen sie sich triumphirend mit den Scalps der Erschlagenen zurück. Dann kamen die gewöhnlichen Feste, der Scalptanz der Krieger um die scheußlichen Trophäen und all' die andere wilde Lust barbarischer Kriegsweise. Als die Tapfern die Feier beendet, begann der Scalptanz bei Weibern und Kindern, worauf die Scalps als unschätzbare Trophäen und Verzierungen von den Tapfern, die sie genommen hatten, aufbewahrt wurden.

Um nicht fortdauernd in diese Kämpfe verwickelt zu werden, und dem allzu vertrauten Verkehr mit den Crows auszuweichen, entfernte sich Montero auf einige Meilen von ihrem Lager, baute sich daselbst Winterhütten, und ließ scharfe Wache halten über die Pferde, die man bei Tage grasen ließ und Nachts unter starke aus großen Baumwollenholzstämmen erbaute Schuppen brachte. Aber die Blackfeet schwärmten immer noch in der Nachbarschaft, und als nach einem arbeitsvollen Tage einst die Trapper keine Wache bei den Pferden gelassen hatten, wurden sie mit einem Mal durch Pferdegetrappel geweckt. Augenblicklich war Alles auf den Beinen, allein kein Feind ließ sich hören oder sehen, und da man die Pferde alle in der Nähe fand, so glaubte man, die Schlußbalken seyen aus Nachlässigkeit nicht eingeschoben worden. Alles versank wieder in Schlaf, eine Stunde später aber entstand ein zweiter Lärm, und bald entdeckte man, daß mehrere Pferde fehlten. Man bestieg die übrigen und ver

folgte die Räuber ſo raſch, daß 18 Pferde wieder genommen wurden und nur drei in den Händen des Feindes blieben. Am vorhergehenden Tage waren Wolfsfallen um das Lager her aufgeſtellt worden, und am folgenden Morgen fand man, daß ein Blackfoot in einer gefangen worden ſey, dieſelbe aber fortgeſchleppt habe. Man folgte der Spur auf eine weite Strecke, die er ſich allein fortgeſchleppt haben mußte, endlich aber ſchien er auf einige ſeiner Cameraden geſtoßen zu ſeyn, die ihn aus der ſchmerzhaften Klemme befreiten.

Dieß waren die Hauptereigniſſe während Montero's Jagdzug im Crowlande. Die vereinten Schaaren feierten nun den Jahrestag der Unabhängigkeit in rauher Jägerweiſe mit einem fröhlichen Mahl, worauf Bonneville ſeine letzten Anordnungen traf: er ließ Montero mit einer Trapperbrigade zurück, um einen neuen Jagdzug zu eröffnen, und ſtellte ſich dann an die Spitze ſeiner noch übrigen Mannſchaft, um wieder ins civiliſirte Leben zurückzukehren. Am 22 Auguſt erreichte er die Gränzniederlaſſungen, und hier hätte man ſeinem eigenen Bericht zufolge ſeine Cavalcade für eine Schaar zerlumpter Wilden halten können, denn die Leute waren faſt bis zur Nacktheit abgeriſſen, und hatten durch dreijährige Wanderung in der Wildniß auch ein völlig wildes Anſehen erhalten. Doch der Aufenthalt von wenigen Stunden in einer bevölkerten Stadt bewirkte eine magiſche Umwandlung. Hüte mit dem breiteſten Rand und der längſten Schleife, Röcke mit ſpiegelblanken Knöpfen, und die weiteſten Pumphoſen traten an die Stelle der Trapperkleidung, die Leute ſchlenderten allenthalben ſorglos umher, und verſchleuderten ihr Geld, gleich Matroſen nach einer langen Kreuzfahrt.

Bonneville ſelbſt ſchien keineswegs ſo erfreut wie ſeine Leute, ſich wieder in dicht bewohnten Orten und im civiliſirten Leben zu finden, ſondern blickte mit Bedauern zurück in die eben verlaſſene Wildniß. In Bezug auf ihn iſt nur noch zu bemerken, daß ſeine Angelegenheit im Kriegsdepartement einen günſtigen Ausgang nahm, und daß er gegenwärtig im Fort Gibſon an der weſtlichen Gränze der Vereinigten Staaten die Stelle eines Commandanten begleitet.

Schlußbetrachtungen.

Wir ſchließen hier die Schilderung der Felſengebirge und ihrer Bewohner, und des wilden Lebens, das dort herrſcht; es thut noth, das flüchtige Bild aufzufaſſen, denn dieſer ſeltſame Zuſtand iſt voller Wechſel und muß bald große Veränderungen erfahren, wo nicht ganz verſchwinden. Der Pelzhandel ſelbſt, der dem ganzen Bilde Leben verleiht, iſt in Abnahme, und die auf einander eiferſüchtigen Trapperſchaaren müſſen in kurzer Zeit die Gewäſſer erſchöpfen. Sind einmal dieſe pelztragenden Thiere ausgerottet, ſo muß die ganze Scene völlig wechſeln: der muntere freie Trapper und ſein phantaſtiſch mit Troddeln und Glöckchen und Zierrathen aufgeputztes Roß, der wilde, befederte und bemalte, ſtets auf der Lauer liegende Kriegshäuptling, des Händlers Zug durch Defiléen und nackte Ebenen mit der ſchleichenden Räuberſchaar auf der Ferſe, die Büffeljagd, das Jägerlager, die tollen Gelage mitten unter der Gefahr, der nächtliche Angriff, die wilde Flucht, das Kampfgetümmel unter Felſen und Klippen, alles das romanhafte, wilde Leben im Gebirg wird dann nur noch in den Erzählungen der Gränzbewohner leben.

Eine neue Ordnung der Dinge muß ſich dann unter den wandernden Bewohnern der Wildniß bilden, vielleicht ein Zuſtand, der den Gewohnheiten der Civiliſation nicht minder entgegen iſt. Die große Tſchippewäer Bergkette, ſo wie die ſandigen und vulcaniſchen Ebenen auf beiden Seiten, werden als alles Anbaues unfähig geſchildert. Die Weide, welche einen Theil des Jahres hindurch hier zu finden iſt, erſtirbt bald unter dem Einfluß der trockenen Atmoſphäre, und läßt nichts als eine öde Wüſte zurück. Ein unermeßlicher Gürtel felſiger Gebirge und vulcaniſcher Ebenen, mehrere hundert Meilen breit, muß ſtets eine Wildniß bleiben und wird dem Indianer eine letzte Zuflucht bieten. Hier werden herumſchweifende Jägerſtämme den Wanderzügen des Wildes folgen, und ein Leben wilder Unabhängigkeit führen, weil nichts die Begierde der Weißen reizen kann. Die Vermiſchung verſchiedener Stämme und Weißer von allen Nationen werden hier mit der Zeit ein Geſchlecht erzeugen, das, im Beſitze ungeheurer Pferdeheerden, den civiliſirten Ländern auf beiden Seiten eine Geißel werden kann, wenn man nicht zeitig auf Mittel denkt, den räuberiſchen Gewohnheiten ein Ziel zu ſetzen.

Hiſtoriſche Bemerkungen über die Oaſen der libyſchen Wüſte.

(Schluß.)

Athanaſius, der große Verfechter der Dreieinigkeitslehre, ſoll, als er von ſeinem erzbiſchöflichen Stuhle vertrieben und genöthigt wurde, ſich in der thebaiſchen Wüſte zu verbergen, in den Klöſtern der großen Oaſe eine Zuflucht gefunden haben. Die Schüler von Antonius und Pachomius hatten die libyſche Wüſte bevölkert, und ihr Aufenthalt an den ödeſten und einſamſten Orten bot dem verfolgten Patriarchen eine ſichere Stätte, und ſchützte ihn gegen den Zorn des arianiſchen Kaiſers Conſtantius, wie gegen den Haß des Apoſtaten Julian. Auch Neſtorius wurde in die Oaſe verbannt, und Ulpian gibt uns die Nachricht, daß die römiſchen Kaiſer überhaupt oft Leute, die ſich ihr Mißfallen zugezogen hatten, dahin ſchickten; doch war die Strafe gewöhnlich nur temporär: der Dichter Juvenal befand ſich eine Zeit lang in der großen Oaſe, ein General Timaſius wurde von den Kaiſern Honorius und Arcadius dahin verbannt, und viele Biſchöfe der weſtlichen Kirche theilten dieß Schickſal, und wurden nach dieſen, wie Athanaſius ausdrückt, „unbeſuchten und Abſcheu einflößenden" Orten geſandt.

Dieſe Schilderung contraſtirt ſehr mit der von Herodot, und noch mehr mit der von Diompiodor. Die ſchönen chriſtlichen Gräber in der Nekropolis von El Khardſcheh liefern den deutlichen Beweis, daß zur Zeit, wo das Chriſtenthum blühte, die Einwohner Reichthum und Geſchmack genug hatten, einen Begräbnißplatz einzurichten, der jeder europäiſchen Stadt Ehre machen würde; auch ſpricht die große Anzahl chriſtlicher Ruinen, Kirchen und Klöſter, welche in den Schilderungen der verſchie-

denen Oasen erwähnt werden, hinreichend für die einstige Herrschaft des Christenthums, zum Theil unter noch sehr günstigen Verhältnissen. Halten wir den Ausdruck von Athanasius und die zahlreichen Beschreibungen der traurigen Einöden, in denen die Klöster der ägyptischen Mönche sich befanden, mit den Angaben Herodots und Olympiodors zusammen, die doch offenbar dieselben Orte betreffen, so herrscht ein augenscheinlicher Widerspruch. Sollten die Einbrüche, namentlich der Blemmyer aus Nubien, für deren zerstörende Folgen auch die oben erwähnte Uebereinkunft Diocletians spricht, in der Zwischenzeit den Wohlstand vernichtet haben?

Dieß ist allerdings wahrscheinlich: eine ansehnliche Verminderung der Einwohner, Verschüttung der Brunnen, das Aufhören des stets unerläßlichen Kampfes gegen die Eingriffe der Wüste konnte die Blüthe der Oasen schnell zerstören. Will man nicht annehmen, die ägyptische Sprache, wie sie zur Zeit der Römer war, und wie sie damals vermuthlich auch in den Oasen herrschte, sey rein berberisch gewesen, so muß man wenigstens für gewiß annehmen, daß die Einfälle der Blemmyer, die doch gewiß ein berberischer Stamm waren, in den spätern Jahrhunderten des römischen Kaiserreichs und noch mehr des griechischen fortdauerten; denn sobald man zum Erstenmale wieder durch die Araber von den Oasen hört, sprechen die Einwohner berberisch mit einer leichten Mischung von Arabischem. Rohe Berberstämme müssen sich also wohl vor der arabischen Eroberung Aegyptens in den Besitz der Oasen gesetzt haben. Abulfeda und Ibn al Wardi beschreiben die Lage der Oase von Siwah, und sagen, sie sey von Berbern vermischt mit Arabern bewohnt, habe Palmen in Menge, aber wenig Quellen. Scherif al Edrisi, bekannt unter dem Namen Geographus Nubiensis, welcher anderthalbhundert Jahre früher als Abulfeda schrieb, sagt: El Wahat*) ist nahe an Assuan auf der Westseite; diese jetzt verwüstete und unbevölkerte Gegend war einst bewohnt, Gewässer strömten hindurch, und noch stehen Bäume und zerstörte Städte ohne Einwohner. Auch weiter hin sind Palmen und Ruinen. Ibn Haukal erzählt, die Ziegen und Schafe, welche jetzt dort sich aufhielten, seyen ganz wild geworden, flöhen vor dem Menschen, und würden von den Jägern gleich wilden Thieren gefangen." Nach den Worten zu schließen, „nahe bei Assuan auf der Westseite" muß Edrisi die große Oase meinen, es ist doch aber kaum zu glauben, daß eine der größten Oasen der ganzen libyschen Wüste je ganz entvölkert gewesen sey. Jedenfalls spricht aber diese Angabe für verheerende Einfälle der Stämme aus der Wüste.

Spätere Nachrichten von Leo Africanus und einigen Andern sind äußerst mager und unbestimmt, und die Oasen waren allmählich den Europäern gänzlich unbekannt geworden. Poncet ist unter den neuern Reisenden der erste, welcher eine der Oasen entdeckte; er besuchte die große Oase im J. 1693, und seine kurze Schilderung ist die einzige Nachricht, die wir von derselben zwischen dem 16ten und 19ten Jahrhundert besitzen. Damals standen dort 500 Janitscharen und 300 Spahis unter einem, Kaschef benannten, Befehlshaber. Die unmittelbar westlich von der großen liegende, westliche Oase, el Dakhel genannt, wurde von Sir Archibald Edmonstone und zwei andern Engländern im J. 1819 entdeckt; sie waren durch die Angaben von Belzoni und einigen Andern darauf aufmerksam gemacht worden.

Die Oase von Siwah blieb länger unbekannt als die große Oase. Browne entdeckte zuerst nicht nur die Oase selbst, sondern auch den Tempel im J. 1792. Er verließ Alexandrien am 24 Febr., und reiste 75 Stunden weit längs der Meeresküste, verließ diese am 4 März, und kam am 9ten 8 Uhr Abends zu Siwah an, nachdem er während dieser Zeit 62 Stunden zurückgelegt hatte. Der Weg vom Mittelmeer nach Siwah ist vollkommen dürr und wasserlos. Hornemann besuchte dieselbe Oase im J. 1798, und Caillaud, begleitet von einem Hr. Latorzee, im J. 1819. Auch Minutoli kam dahin. Siwah blieb unabhängig bis zum J. 1820, wo Mehemed Ali unter Hassan Bey 2000 Mann hinschickte. Die Einwohner wehrten sich drei Stunden lang muthig, fanden es aber dann unmöglich, gegen die ägyptische Artillerie auszuhalten und unterwarfen sich. Jetzt kann man das berühmte Land der Ammonier besuchen und die Ruinen erforschen, ohne durch den Aberglauben und die grundlosen Befürchtungen der Einwohner daran verhindert zu werden.

Belzoni scheint der erste Europäer gewesen zu seyn, der den Wah el Bahnasa oder Wah el Mendischeh, wie sie auch heißt, die Oasis parva der Römer, besuchte, im J. 1819. Er kam von Fajum her, fand aber keine sonderlich gute Aufnahme, doch wußte er die Einwohner durch Gefälligkeiten einigermaßen zu gewinnen. Auch Caillaud hatte Mühe, die abergläubische Furcht der Einwohner zu beschwichtigen, denn natürlich wollten weder ihm noch Belzoni die Einwohner glauben, daß er aus antiquarischer Liebhaberei dahin gekommen sey. Seit 1813 ist diese Oase, so wie die etwas südlicher liegende von Ferafreh unter Mehemed Ali's Herrschaft, und sie zahlen zusammen einen Tribut von 20,000 Realen (7700 fl.)

Wilkinson, der sich bekanntlich lange in Aegypten aufhielt, erfuhr, daß fünf oder sechs Tagreisen von dem Wege, der von der kleinen Oase nach Ferafreh führt, eine andere Oase, Namens Wady Zerzura liege, die, eben so groß als die kleine Oase, reich an Palmen und Quellen sey, und einige Ruinen aus ungewisser Zeit enthalte. Sie wurde vor etwa zehn Jahren durch einen Araber entdeckt, der ein verlaufenes Kamel aufsuchte; aus den Fußtapfen von Menschen und Schafen, die er beobachtete, schloß man, daß sie gleichfalls bewohnt seyn müsse. Weiterhin sollen die Oasen von Gebabo und Tezerbo liegen. Nach andern Nachrichten ist Zerzura nur zwei oder drei Tagreisen westlich von El Dakhel, hierauf komme eine dritte, dann erst Gebabo und Tazerbo und jenseits derselben Wady Rabiana. Die Bewohner dieser Oasen sind Neger, und sollen zu verschiedenen Zeiten von den Megrebinern als Sklaven fortgeführt worden seyn. Ueberhaupt mögen in dem weiten Striche zwischen der Oase von Fezzan und Aegypten noch eine große Anzahl von Oasen liegen, die den Europäern nicht bekannt sind, ob sie aber je, wie die dem Nil näher liegenden Oasen, mit Aegypten in engerer Verbindung standen, ist sehr zweifelhaft.

*) Dieß Wort, jetzt gewöhnlich bloß al wah, ist das griechisch geformte Oasis, ohne die Endung.

Tagesordnung eines jungen Officiers in Indien.

In Indien iſt es, beſonders unter jungen Leuten, Sitte mit Tagesanbruch aufzuſtehen. Sobald die roſenfarbene Aurora über den Mango-Hain heraufblickt, verfügt Bolati Das, der Sirdar-Träger, ſich in das Gemach ſeines Herrn, ihn aus dem Schlafe zu wecken. Zuerſt ruft er ein leiſes „Sahib! Sahib!“ erhält er aber hierauf keine Antwort, ſo tritt er einen Schritt näher zum Bett, und verſucht ſeinen Gebieter zu ermuntern, indem er mit lauterer Stimme ausruft: „Sahib! Khodawund! Aniea Ap! Up top buggea!“ (Herr, großer Herr! Erwählter Gottes, es gefalle dir aufzuſtehen; der Morgenſchuß wird ſogleich abgefeuert werden!) So fährt der gute Bolati immer crescendo fort, bis der Schläfer erwacht. Bura, der Khidmutgar (Aufwärter bei Tiſche), kommt jetzt mit einer Taſſe dampfenden Kaffee's und einem Lichte zur Cigarre, und dieſem folgt der Saïs (Stallknecht), um zu hören, welches Pferd es dem Beſchützer der Armen (Garribpurwan) gefallen werde, dieſen Morgen zu reiten.

Der Herr, noch immer halb zum Schlummer geneigt, erhebt ſich jetzt aus dem Bett, um den Kaffee zu trinken und die Cigarre zu rauchen, während der emſige Bolati ſeines Herrn Haare in Ordnung bringt und Gungu ihm die Strümpfe anzieht, nachdem er vorher den untern Theil des Körpers ſeines bequemen Herrn abgewaſchen. So ſchreitet die Toilette allgemach vorwärts, bis der Gebieter vollſtändig zur Parade oder zu einem Ritte durchs Feld gerüſtet iſt, in welch letzterem Fall er ſich von einem halben Dutzend Hunden begleiten läßt. Ehe noch die Sonne eine halbe Stunde lang am Horizonte ſichtbar geworden, kehrt er wieder zurück, um, von Gungu begleitet, der ihn mit einem großen Tſchatta (Sonnenſchirm) gegen die brennenden Strahlen der Sonne ſchützt, die Ställe zu beſuchen. Vielleicht verleitet ihn dann der ſchöne Morgen, ein Bad im Teiche zu nehmen, und ein wenig zu ſchwimmen oder auf einem Muſſuk zu reiten — ein aufgeblaſenes Schaffell, das der in dieſer Uebung Erfahrne im Waſſer gleich einem Pferde beſteigt und leitet. Die Ermüdung, welche durch dieſe Uebung verurſacht wird, macht ein paar Stunden Ruhe auf einem prächtigen Lager nöthig, wobei abermals Kaffee getrunken und geraucht wird, und Beſuche von Junggeſellen ſich einfinden, um Neuigkeiten zu hören oder zu bringen.

Gegen 10 Uhr wird eine ſorgfältigere Toilette gemacht, und um 11 Uhr das Frühſtück genommen, wofern nicht irgend eine militäriſche Pflicht eine frühere Stunde nöthig macht, denn dann beginnen die Geſchäfte um 10 Uhr. Die Zeit zwiſchen Frühſtück und Tiffin wird mit Muſik, Leſen, Zeichnen, Billard oder ſonſt auf verſchiedene Weiſe zugebracht. Das Tiffin wird gewöhnlich um 2 Uhr aufgetragen, und beſteht hauptſächlich in leichten Fleiſchſpeiſen oder einer Schüſſel mit Curry, wozu ein paar Gläſer guter Claret oder Madeira getrunken werden. Nach dem Eſſen wird zu einigen Gläſern ſchwachen Branntweins und Waſſer geraucht, und vielleicht ein Schläfchen gemacht. Kaum hat die Sonne ſich dem weſtlichen Horizonte genähert, ſo mahnt der Bolati ſeinen Herrn abermals an die Pflichten der Toilette, und ſo wie die Schatten des Abends länger werden, verſammeln ſich die verſchiedenen Wagen und Reiter um die Muſikbande, um die Tagesneuigkeiten zu verarbeiten, wobei ſelbſt der beſte Freund nicht geſchont wird. Um halb ſieben oder um 8 Uhr ruft das Horn zur Tafel, wo der leckere Gaumen durch die mannichfaltigſten Speiſen befriedigt wird.

Miß Roberts hat eine ſehr grißreiche Schilderung von einem indiſchen Diner gegeben, wie es vor acht oder zehn Jahren dabei zuging, und von dem furchtbaren Gemetzel, das unter Ochſen, Schafen, Hühnern u. ſ. w. gehalten werden mußte, ehe eine ſolche Mahlzeit aufgetragen werden konnte. Dieß hat ſich jedoch jetzt ſehr geändert, und wo vormals ein Maſtochſe geſchlagen wurde, da macht jetzt ein fetter Capaun, eine Kitze oder ein Lamm den ſubſtantiellſten Theil des Mahles aus, während eine Menge kleinerer, leckerer Schüſſeln nach franzöſiſcher Mode als Zwiſchenſpeiſen aufgetragen werden, denn die große Hitze erzeugt Abſpannung, und ſtumpft den Appetit zu ſehr ab, als daß er an derben Speiſen Geſchmack finden könnte, er muß alſo durch Gewürz aller Art gereizt werden. Allerdings ſieht man in den Speiſehäuſern auf jedem Ende der Tafel auch ſolide Gerichte als nothwendige Zierde aufgetragen, allein dieſe kommen meiſt dem Kahnſuma, oder Oberhaupt der Küche, zu gut, der ſie an europäiſche Soldaten oder Eingeborne aus den niederſten Kaſten verkauft. In Familienhaushaltungen beſtehen ſolche Mißbräuche indeß nicht mehr; die Wirthſchaft wird nicht mehr dem Kahnſuma ausſchließlich übergeben, ſondern von der Hausfrau ſelbſt geführt.

Die Trinkgelage bis ſpät in die Nacht ſind aus der indiſchen Geſellſchaft verbannt, und man findet gegen 11 Uhr Nachts die Speiſehäuſer meiſt alle leer. Man muß bekennen, daß dieſe Lebensweiſe, ihrer Monotonie ungeachtet, doch ihr Angenehmes hat; nur fehlt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, dem geſelligen Leben der Anglo-Indier der rechte innige Zuſammenhang in ſich ſelbſt, was von denen beſonders geübt wird, denen es an Familienbekanntſchaften mangelt. Der beſtändige Wechſel der Stationen macht Indien zu einem wahren Zinsſande für die Freundſchaft, denn kaum lernt man ſich gegenſeitig kennen und ſchätzen, ſo wird die eben erſt geſchloſſene Freundſchaft auch ſchon wieder getrennt. Dabei iſt das Leben eines Subalternofficiers in Indien — um mich einer Antitheſe zu bedienen — eine beſchwerliche, aber müßige Sclaverei, und die Bezahlung gering genug. Mit einem Gehalte, von dem ein Subalternofficier in England recht bequem leben könnte, kann er in Indien kaum ſeine Schneiderrechnung bezahlen, weil hier ſo viele unvermeidliche Ausgaben vorkommen, die in England als großer Luxus gelten würden, während ſie unter dem tropiſchen Klima ein Lebensbedürfniß ſind.

Literariſche Notizen.

Die geographiſche Geſellſchaft zu Paris hat ſeit kurzem den fünften Band ihrer Memoiren bekannt gemacht, welcher die Geographie Abu Abdallah Edriſi's enthält, die nach zwei arabiſchen Manuſcripten in der königlichen Bibliothek ins Franzöſiſche überſetzt und von Amédée Jaubert mit Bemerkungen begleitet wurde. Unter den arabiſchen Geographen, deren Schriften die große Lücke zwiſchen den Werken der Alten und den Reiſen des Mittelalters ausfüllen, nimmt die von Edriſi den erſten Rang ein, und der im Jahr 1592 zu Rom in der Originalſprache, im Jahr 1619 zu Paris lateiniſch erſchienene Auszug, und ſpäter namentlich Hartmanns Werk „Edriſii Africa“ erweckte die Aufmerkſamkeit der Commentatoren, und veranlaßte zahlreiche und wichtige Entdeckungen. Dem von der Société géographique herausgegebenen Band iſt ein Facſimile der Karten des Manuſcripts angehängt.

Ein Hr. Ch. Frizy aus Commercy in den Vogeſen, Correſpondent der hiſtoriſchen Comité's, hat ein lateiniſches Gloſſar aus dem 10ten Jahrhundert aufgefunden; man hat daſſelbe für die königliche Bibliothek treu copirt, nachdem man die durch die Feuchtigkeit verſchwundenen Zeichen durch ein chemiſches Verfahren wieder hergeſtellt hatte. Dieß Gloſſar hat ein großes Intereſſe, indem ein bedeutender Theil der lateiniſchen Worte auf angelſächſiſch erläutert ſind.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag zum Monat Julius.)

Nr. 213.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 August 1837.

Vergleichung des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes des öffentlichen Unterrichts im spanischen Amerika.

Die zahlreichen und zum Theil harten Urtheile der Europäer über den Charakter und Bildungsgrad der spanischen Amerikaner beruhen in den meisten Fällen auf persönlichen Eindrücken und flüchtigen Auffassungen einzelner Erscheinungen. Sie gehen selten von geschichtlichen Gesichtspunkten aus, und sind um so unvollkommener, je weniger sie in der Entwicklungsgeschichte jener Völker den Schlüssel suchen, um den heutigen Zustand derselben zu erklären; sie sind um so ungerechter, als sie den europäischen Maßstab da anlegen, wo nicht an tausendjährige Cultur gedacht werden darf, sondern wo diese aus sparsam verstreuten Samenkörnern im Kampfe mit Hindernissen aufwachsen mußte, welche eine despotische und mißtrauische Regierung erschuf. Waren es nicht immer die höchsten Behörden zu Madrid, so waren es doch die Spanier, welche auf alle Weise die Amerikaner im Dunkel der Unwissenheit zu halten suchten. Wie beschränkt der Handel, die Schifffahrt, der Gewerbsfleiß und selbst der Ackerbau unter spanischer Regierung in Amerika dagestanden habe, ist heutzutage zu bekannt, um besondere Erörterung zu verdienen. Allein dasselbe einengende System wurde in noch höherem Maße, wiewohl sehr im Geheimen, gegen die geistige Erhebung der Amerikaner angewendet. Thatsachen liegen über diesen Punkt, wenn auch vielfach zerstreut, in genügender Menge vor, um zur Entwerfung eines nichts weniger als anziehenden Bildes dienen zu können. Sie sind verbürgt durch die achtbarsten Namen, und werden nach richtiger Erwägung und nach Berücksichtigung nationaler Schwächen, von denen kein Volk sich frei sprechen kann, Manches erklären und entschuldigen, was in dem Hergange der amerikanischen Revolutionen räthselhaft scheint, oder in dem fernen, aber menschenfreundlichen Beobachter der jetzigen Zustände der neuen Welt die Gefühle getäuschter Erwartung und Bedauerns hervorzubringen vermochte.

Die Amerikaner waren nicht nur der Freiheit des Handels beraubt, sondern auch in Bezug auf die Mittel, eine mittelmäßige Bildung zu erlangen, um so mehr beschränkt, als ihre einstigen Gebieter gerade in diesem Mangel an Kenntnissen eine Sicherstellung der europäischen Herrschaft begründet glaubten. Daher wurde selbst der Elementarunterricht unglaublich vernachlässigt. Auf dem Lande kannte man selten das Alphabet, in größeren Orten gab es entweder keine Elementarschulen, oder sie wurden durch die unwissendsten Menschen geleitet. So existirten 1812 in einigen Provinzen von Chile durchaus keine Anstalten für den ersten Unterricht, und in der Hauptstadt St. Jago, von beiläufig 40,000 Einwohnern, gab es nur sieben nach einem armseligen Maßstabe unterhaltene öffentliche Schulen. Die Lehrer derselben waren durchgängig aus den niedrigsten Ständen entsprungen, von Geburt Spanier und meistens verabschiedete Soldaten, die aus Noth zum Lehramte griffen. Mit der unvollkommensten oder gar keiner Vorbildung gingen die jungen Leute, um höhere Wissenschaften zu betreiben, zu den Collegien, Klöstern oder sogenannten Universitäten über. Die Gesammtheit dieser Anstalten stellte ein Denkmal menschlicher Beschränktheit auf, denn sie erlaubten allein den Gebrauch von veralteten oder mit den gröbsten Irrthümern erfüllten Büchern, verkauften leere Worte für Kenntnisse, Hirngespinnste für Dogmen. Die Colegios waren eigentliche Mönchsschulen, wo junge Leute ihre Zeit über ascetischen Uebungen verloren und Theologie im scholastischen Sinne um so ausschließlicher gelehrt wurde, je weniger man andere Wissenschaften, als Mittel, um später eine sichere Stellung im Staate zu erlangen, kannte oder ansehen durfte. Die innere Disciplin dieser Anstalten blieb bis zur Revolution jener völlig gleich, welche Funes als die im J. 1686 auf der Universität Cordova gewöhnliche beschreibt, und konnte unmöglich die Moralität der Schüler befördern. Fanatische Priester rügten jede freiere Erhebung des Geistes mit harten Körperstrafen und erzogen Heuchler oder Betrüger. Dem Unterrichte in der lateinischen Sprache wurde ein ungebührliches Uebergewicht gestattet, indem man glaubte, daß Vertrautheit mit Grammatik eine Menge anderer Doctrinen überflüssig mache; Philologie im höheren Sinne aber erhielt nirgends die geringste Aufmerksamkeit. Das Lesen von mönchischen Schriften und das Lernen von Gedächtnißversen mußte das Studium der Reste des classischen

Alterthums ersetzen. Logik und Dialektik, oder vielmehr ein für diese gehaltenes Gewebe von Spitzfindigkeiten und Unsinn, wurden als richtigster Gegenstand betrachtet, und die Uebungen in Wortgefechten so eifrig betrieben, daß, nach dem Urtheile noch lebender und gebildeter Amerikaner, die Hörsäle durch das wilde Geschrei und die Wuth der Versammelten an Irrenhäuser erinnerten. Die dort vorgetragene Physik hatte mit der in Europa blühenden Wissenschaft nichts als den Namen gemein, und erklärte jede Classe von Naturerscheinungen durch Annahme geheimer Eigenschaften und Zufälligkeiten. Die Philosophie des Aristoteles hat übrigens in Südamerika bis auf die neueste Zeit den unumschränktesten Beifall gefunden; es wäre Ketzerei gewesen an ihr zu zweifeln. Scholastische Theologie, oder das Studium einer außerordentlichen Masse von Gesetzen, die den Sitten und Zuständen der Amerikaner unangemessen da standen, vollendete den Cursus auf den Universitäten. Andere Wissenschaften als die genannten zu cultiviren, war entweder verboten, oder sonst unmöglich. Ueber der Literatur Europa's und den neuen Sprachen lag ein dichter Schleier. Naturwissenschaften waren für die Amerikaner nicht vorhanden; zur Erlernung der Heilkunst bot sich nirgends Gelegenheit, und da ihre Ausübung den schwarzen oder farbigen Barbieren überlassen blieb, galt sie als ein widerliches, wo nicht entehrendes Geschäft. Wie die Volkserziehung überhaupt beschaffen war, erhellt aus einer von Funes erzählten Anekdote. Als zu Ende des vorigen Jahrhunderts Lazaro de Ribeira, Gouverneur von Paraguay, unternahm, den seit Vertreibung der Jesuiten ganz verfallenen Unterricht wieder herzustellen, ließ er ein Elementarbuch verfassen, in welchem unter andern der Satz entwickelt wurde: der König von Spanien habe auf Erden niemand über sich, brauche daher keine Schranken zu erkennen; er sey von Gott zur Ausführung großer Absichten geschaffen, habe deßhalb absolute Gewalt erhalten, und Alle müßten in seiner geheiligten Gegenwart zittern!

Ein besserer Zustand der Bildung im spanischen Amerika war übrigens nicht zu erwarten, seit das Mutterland selbst hinter dem übrigen Europa so außerordentlich zurückblieb. Welches abschreckende Bild gibt uns Feijo von Spaniens Gelehrsamkeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts! Gestatten wir diesem Schriftsteller einige Autorität, so scheinen die spanischen Gelehrten die Kunst besessen zu haben, Recht gegen Alles sonst als vernünftig Betrachtete zu behalten, und dem weniger Vernünftigen den Anstrich von Werth und Wichtigkeit zu geben. Ueber Physik verhandelte man nur auf metaphysischem Wege; man stritt sich über Materie, Form, Verbindung und Bewegung, blieb aber bei Worten stehen und verließ nicht die Oberfläche. Arzneiwissenschaft beschränkte sich auf leere Fragen der Speculation, auf Theorien und Streitigkeiten, so wie denn überhaupt die scholastische Beweisführung jener Zeit die heftigsten Ausbrüche verschieden Denkender veranlaßte. Am wenigsten betrieb man die Naturwissenschaften; denn die nicht zahlreichen Lehrer derselben besaßen sehr geringfügige Kenntnisse. Im ganzen Lande war man der Einführung neuer Zweige des Wissens entgegen; es herrschte sogar die feste Ueberzeugung, daß Alles, was irgend durch das Streben fremder Gelehrter und Naturforscher zu den Kenntnissen der Vorzeit gesetzt worden, entweder nur unnützliche Spielerei sey, oder gar Religion und Staat in Gefahr bringe. Schwerlich ließ sich in Amerika viel erwarten, wenn in Spanien der Zustand der Bildung so niedrig war, daß die unter Karl III zur Reform ihres veralteten Lehrplans aufgeforderten Universitäten von Salamanca und Alcala antworten durften: „es sey ihnen unmöglich vom peripatetischen Systeme abzuweichen; die Lehren von Galilei und Newton stimmten mit der Offenbarung nicht überein und wären verdammlich; das römische Recht mache alle andern juristischen Studien überflüssig, und folglich müsse es bei dem Alten bleiben."

Jener oben beschriebenen Unterrichtsweise junger Männer, dem Denkmale spanischer Unwissenheit, entsprach die Erziehung des andern Geschlechts. Man überließ die Mädchen in Hinsicht ihrer geistigen Bildung ganz sich selbst, und nie hat die Regierung vermocht, wenigstens gewisse Mißbräuche zu unterdrücken, welche, zumal in den niedern Ständen, große Sittenlosigkeit der Weiber herbeiführten. Selbst in den reichern Familien verharrten die Töchter in der allgemeinen Unwissenheit; selten brachten sie es weiter als zum Lesen; denn man schämte sich nicht auf Kanzeln öffentlich zu predigen, daß die Kunst des Schreibens den Frauen wenig nützen könne, daß sie vielmehr als Erleichterungsmittel von Liebeshändeln zu unheilvollen Folgen führen müsse. Die Sprache, unter allen Vermächtnissen der Spanier ziemlich das einzige werthvolle, wurde von beiden Geschlechtern so sehr vernachlässigt, daß nur wenige Eingeborne der Colonien sich rühmen konnten, sie mit Correctheit zu gebrauchen. Die, selbst in Spanien, ungeachtet der späten Bemühungen der Akademie, ungemein schwankende Rechtschreibung erkannte in Amerika kaum noch Gesetze an, und ist noch heutzutage in den wichtigsten öffentlichen Actenstücken voll von Fehlern und Inconsequenzen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß selbst in unsrer Zeit so wenig südamerikanische Frauen der höhern Stände einen Brief ohne die gröbsten Verletzungen aller Regeln zu schreiben wissen. Gab es doch bis 1812 in Chile nicht Eine vom Staat erhaltene Mädchenschule, und nach Depons eben so wenig in Caracas, wo übrigens selbst für den ersten Unterricht der Knaben nur nothdürftig gesorgt war. Wenn Vernachlässigung in den Jugendjahren nicht das Mittel ist, um Frauen zur Uebernahme der ernsten Mutterpflichten des reifen Alters zu befähigen, so muß das Resultat für die Kinder doppelt traurig seyn, wo der Ton des geselligen Umgangs geeignet ist, frühzeitige Verderbniß herbeizuführen. Wirklich hat auch die größere Zahl der Amerikaner sich durch die Neigung zu einem rücksichtslosen Leben, zur Faulheit und zu Ausschweifungen der rohesten Art ausgezeichnet, so lange der spanische Einfluß vorherrschte. Die Niederlassung vieler Europäer hat seitdem, wenigstens in größern Städten, bedeutende Veränderungen herbeigeführt; die jüngere Generation zeichnet sich hin und wieder durch Sittlichkeit abstechend vor den Vorfahren aus, und lüsterne Fremde finden jetzt selten ihre Rechnung, wenn sie mit Erwartungen, wie das Lesen veralteter Reisebeschreibungen sie wohl hervorbringen mag, an jenen Küsten landen. Es werden indessen noch viele Jahre vergehen müssen, ehe die Wirkung

beſſeren Unterrichts ſich auf gleich erfreuliche Weiſe auch unter dem Volke zeigen wird.

Dieß war der Zuſtand der amerikaniſchen Bevölkerung bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Wenn auch den leidenſchaftlichen Anklagen eingeborner Schriftſteller nicht immer ein unbedingter Glaube zu ſchenken ſeyn dürfte, ſo iſt doch nicht zu bezweifeln, daß die ſeit den früheſten Zeiten ſtreng aufrecht erhaltenen Principien der ſpaniſchen Herrſchaft die Entartung der Creolen zunächſt herbeigeführt haben. Alle Reiſenden von Bildung, Scharfſinn und Humanität, und unter dieſen namentlich Humboldt in ſeinem Werke über Mexico, haben mit Betrübniß den geſelligen Zuſtand jener Völker geſchildert, während ſie ihrem heitern und angenehmen Charakter und ihren natürlichen Anlagen Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Die Letztern traten endlich hervor, obgleich mit der zunehmenden Gefahr der Einführung neuer Ideen von außen die Vorſichtsmaßregeln oder, wie Amerikaner ſie nennen, die deſpotiſchen Handlungen der Spanier ſich mehrten. Das Beiſpiel der vereinigten Staaten blieb nicht unbemerkt, und ungeachtet der Inquiſition und der bürgerlichen Regierung fanden viele wichtige Werke, unter dieſen aber auch manche nichtswürdige Producte europäiſcher, beſonders franzöſiſcher Schriftſteller ihren Weg in das Innere von Amerika. Je größer die Gefahr und je ſtrenger das Verbot war, um ſo eifriger wurden ſie geleſen. Sie erweckten manches ſchlafende Talent, und man kann wohl ſagen, daß erſt um 1790 aufgeklärtere Anſichten in den ſeit länger als zwei und einem halben Jahrhunderte beſtehenden Colonien von Mexico bis Buenos-Ayres eingedrungen ſind. Mit dem Eintritte dieſer neuen Periode der amerikaniſchen Geſchichte fielen gradweiſe die ehemaligen Beſchränkungen zu Boden; der Wille der Spanier vermochte nichts gegen das Fortſchreiten allgemeiner Kenntniſſe, und Nachgiebigkeit wurde bald zur nothwendigen Tugend.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in franzöſiſch Guiana und Braſilien.

(Aus dem Tagebuche des Hrn. Adam de Bauve.)

Am 26 Junius am Oyapok angekommen, fand ich daſelbſt den Hrn. Leprieur, der von dem Gouverneur von Cayenne im Intereſſe der Naturgeſchichte ausgeſandt worden war. Wir gingen zuſammen den Fluß hinauf, und quartierten uns an den Quellen des Ruapira in den Hütten ein, die ſeit meiner letzten Anweſenheit noch immer dort ſtanden. Von hier aus unternahmen wir während mehrerer Monate Ausflüge nach verſchiedenen Richtungen hin. Im Monat April aber ließ Hr. Leprieur, der Bedenken trug während des Winters mit noch unerfahrenen Negern ſich in unbekannte Gegenden zu wagen, mich allein den Ruapira hinabfahren. Mein Plan war, die Quellen des Gurupatuba zu beſuchen, um dann nach Montealegre hinabzufahren, das an der Mündung jenes Fluſſes in den Amazonenfluß liegt. Hr. Leprieur ſollte dort zu mir ſtoßen, kam aber nicht.

Am 4 April trennte ich mich von Hrn. Leprieur. Hr. Brachet, ein Naturforſcher, hatte mir ſeine Begleitung zugeſagt, und ſo fuhren wir denn mit vier Indianern und drei Negern den Ruapira hinab. Am Tepivocko angekommen, wollten jedoch Indianer und Tapoupes mich zwingen wieder umzukehren, weil ſie, wie ſie ſagten, den ſtrengſten Befehl hätten, keinen Franzoſen in das Land eindringen zu laſſen. Mit Geduld und kaltem Blute vermochte ich dieſe Leute jedoch, mich meine Reiſe bis zur Mündung des Carapanatuba, zu Joaquim Manoel, fortſetzen zu laſſen, von wo aus ich an den Commandanten von Gurupa ſchreiben wollte. Als ich dahin kam, fand ich mehrere Colporteurs vor, die, nachdem ſie die Tomoconie-Indianer gegen mich aufgehetzt hatten, ſich meiner Landung widerſetzen wollten. Hier hieß es abermals Geduld haben. Nach vielem Debattiren erlangte ich ſo viel, daß man ſich herbeiließ, ein Canot mit einem Schreiben nach Gurupa zu ſchicken, in welchem ich den Commandanten bat, die nöthigen Befehle zu Fortſetzung meiner Reiſe zu geben.

Joaquim Manoel, der inzwiſchen von den üblen Begriffen, die man ihm hinſichtlich meiner beigebracht hatte, zurückgekommen war, gab mir nach Verlauf einiger Tage Boten, die mich zu einem Fluſſe geleiten ſollten, der, wie er ſagte, unfern der Sororoca-Gebirge in den Gurupatuba falle. Ich ließ mein Gepäck bei Manoel, und reiſte, von Hrn. Brachet und den drei Negern begleitet, ab, um mich von der Wahrheit ſeiner Angabe zu überzeugen. Die Seen und die Sümpfe, welche wir zu paſſiren hatten, ermüdeten meine Führer indeß ſo ſehr, daß ſie am zweiten Tage ſchon mir erklärten, daß es in dieſer Jahreszeit unmöglich ſey, den Punkt zu erreichen, wohin ich wolle. Hr. Brachet war krank, und auf meine Neger konnte ich mich nicht ſo weit verlaſſen, die Reiſe mit ihnen allein fortzuſetzen. Ich war mithin gezwungen umzukehren; Hr. Brachet kam ganz erſchöpft bei Manoel an, wo er zu meinem größten Leidweſen am 22 April ſtarb. Um die Zeit bis zur Rückkehr des Boten nicht ungenützt verſtreichen zu laſſen, verſuchte ich nochmals den Gurupatuba zu erreichen, was jedoch abermals fruchtlos blieb, denn das Land im Innern war ganz überſchwemmt. Joſe Antonio, vom Oyapok, der mich begleitet hatte, wollte nach Hauſe zurückkehren, und ließ ſich nicht länger halten; ich gab ihm Briefe an den Gouverneur von Cayenne und an Hrn. Leprieur mit, unternahm nun eine Recognoscirung bis zu den Quellen des Carapanatuba, und kam zu Lande bis an die Ufer des Avawari, von wo aus ich den Oyapok in der trocknen Jahreszeit ebenfalls zu Lande hätte erreichen können. Im Winter ſind jedoch die Wege durchaus ungangbar. Alle dieſe Unternehmungen beſchäftigten mich bis Ende Junius, wo endlich die Antwort des Commandanten von Gurupa eintraf. Sie war ſo befriedigend, als ich ſie nur immer wünſchen konnte, denn Manoel erhielt Befehl mich mit Führern nach jeder Richtung hin, die ich einzuſchlagen Willens ſey, zu verſorgen. Manoel, der ſich inzwiſchen von einem Farbigen, einem Saſſaparillehändler, aufs neue gegen mich hatte einnehmen laſſen, weigerte ſich nun mir erfahrne Führer zu geben, ſo daß ich gezwungen war einige Indianer zu werben, die zwar viel guten Willen, aber keine Erfahrung hatten, und ſo trat ich denn mit dieſen, nebſt meinen drei Negern und den beiden Indianern vom Oyapok, die mich begleiten wollten, die Fahrt den Fluß hinab an, um mich nach Gurupa zu begeben.

Keiner der durch die Gefahren bekannten Flüſſe, welche dem Schiffer drohen, der die Fahrt auf ihnen wagt, kann ſich in dieſer Hinſicht mit

den so furchtbaren als majestätischen Fällen des Jarry messen. Ich habe seitdem mehrere Ströme befahren, die wegen ihrer Wasserfälle berühmt sind, ja sogar Schiffbruch auf einigen gelitten, aber auf keinem von ihnen fühlte ich mich gleich anfangs von einem so unwillkürlichen Schauder ergriffen, als auf diesem, und dieses Gefühl verließ mich fast nie, bis zu dem Tage, wo ich das Opfer der Unerfahrenheit meiner Führer werden sollte. Schon hatten wir die größten Schwierigkeiten hinter uns, die gefährlichsten Stromschnellen waren, wie sie versicherten, passirt, und die unerfahrnen Menschen weniger auf ihrer Hut, so daß ich schon anfing ihre Sicherheit zu theilen, als der Steuermann, an den Rand einer Stromschnelle gekommen, das Canot der Strömung überließ, und dieses in einem Augenblick in Stücken zerschellt wurde. Alle, bis auf einen Neger, kamen um, und ich verdankte meine Rettung nur einem Canot mit Tapuyés, das zu meinem Beistande herbeieilte. Diese Indianer kehrten nach Gurupa zurück, wohin sie mich, wiewohl ungern, mitnahmen. Der Fluß verengt sich bedeutend, und strömt zwei Tagereisen lang mit reißender Schnelligkeit zwischen zwei hohen, oft seltsam gestalteten Felsenwänden. Die Indianer setzten mich am 24 Julius zu Gurupa ans Land, wo ich von den Einwohnern als ein armer Schiffbrüchiger auf das beste aufgenommen wurde. Am 27 setzte ich meine Reise wieder fort, und kam am 15 August nach Belem (Para).

Durch diesen Schiffbruch hatte ich nicht nur meine Waaren und Effecten, sondern auch eine bedeutende Sammlung von naturgeschichtlichen Gegenständen und alle meine Papiere — sogar die auf meine frühern Reisen bezüglichen — verloren. Von Gurupa nach Para brauchte ich achtzehn Tage. Bei Hrn. Crouan, französischem Viceconsul in dieser letztern Stadt, fand ich die beste Aufnahme, da er aber mit den brasilischen Behörden, von denen allein die Unterstützung für meine weitern Unternehmungen abhing, nicht im besten Einvernehmen stand, so brach ich meine Verbindung mit ihm bald ab. Der Gouverneur der Provinz, Don José Joaquim Machado d'Oliveira, erwies sich zum Glück außerordentlich gefällig gegen mich; er bot mir, zum Ersatz für meinen Verlust, alle zu seiner Verfügung stehenden Instrumente an, und theilte mir Alles mit, was sich in den Archiven der Provinz auf die von mir zu unternehmenden Reisen Bezügliches befand. Zugleich versicherte er mich, daß die Portugiesen zu verschiedenen Zeiten vergeblich sich bemüht hätten die Reisen auszuführen, die ich auf eine so unglückliche Weise vollendet hatte. Leider waren sämmtliche Instrumente unbrauchbar, einen Höhenmesser und zwei ungeheure Barometer ausgenommen, die mir jedoch wegen ihrer Unbehülflichkeit nichts nützen konnten.

Ich verließ Para am 1 September. Hr. Machado gab mir einen schriftlichen Befehl an alle Städtebehörden im Innern und noch ein besonderes Empfehlungsschreiben an alle Friedensrichter mit. In einem Canot, das ich zu Para gekauft hatte, fuhr ich den Amazonenfluß hinauf. Mit Ausnahme einiger Anstalten, wo Branntwein aus Zuckerrohr verfertigt wird, beschäftigen sich die Eingebornen am Ufer des Flusses mit nichts als der Bereitung des Kautschuk und dem Anbau des Manioc. An mehrern Kriths sieht man indeß Pflanzungen von Cacao und Kaffee. Palmenwälder bedecken die Ufer des Stromes, von lichten Stellen unterbrochen, wo die an großen Flüssen so häufigen Orcane furchtbare Verwüstungen angerichtet haben. Am 20 September kam ich nach Gurupa. Bis zu dieser Stadt findet man auf dem rechten Ufer des Flusses nur zwei kleine Städte, St. Anna und Breves. Gurupa war, da es im Jahr 1832 abbrannte, noch nicht ganz wieder aufgebaut. Die aus Holz und Erde erbauten Häuser leisten der verheerenden Flamme keinen Widerstand, so daß bei jeder Feuersbrunst meist die ganze Stadt niederbrennt. Bei meiner Ankunft fand ich einen Posten von sechs Soldaten nebst einem Lieutenant hier. Gleich am andern Tage wurde ich so krank, daß ich meine Reise erst am 1 December wieder fortsetzen konnte. Ungefähr vier Stunden von Gurupa, und an demselben Ufer, liegt auf einer Hochebene die kleine Stadt Corrasede, deren Bewohner — sämmtlich Mulatten oder Tapuyés — sich mit dem Fischfange beschäftigen. Die Fische werden getrocknet und zu einem Pulver, Piracui genannt, zerrieben, das die Hauptnahrung des Volkes ausmacht. Einige Löffel voll von diesem Pulver in einem Topfe mit Wasser gekocht reichen hin, um mehrere Personen zu sättigen. Auf den Savannen unweit Corrasede weideten einige magere Kühe — Luxusthiere, die man nie verkauft. Corrasede fast gegenüber liegt Villavinha, ein artiger Flecken mit Kaffee- und Cacaopflanzungen in der Nähe. Auf demselben Ufer, ungefähr sechs Stunden weiter aufwärts, kommt man nach Espalende, einem andern bedeutenden Flecken, dessen Bewohner sich mit Viehzucht, Zucker- und Kaffeebau, mit Baumwollenweberei und Seilerei beschäftigen. Zwölf Stunden aufwärts von Gurupa ist die Mündung des Cingu (Xingu), eines großen noch nicht erforschten Flusses, an dessen Ufern einige Flecken liegen, von Tabuyes und Jardigen bewohnt, die sich mit Einsammeln der Sassaparille, mit Manioc- und Tabakbau beschäftigen. Dieser Fluß soll sich, wie man behauptet, mit dem Tapioz vereinen. Der Mündung des Cingu fast gegenüber liegt Boa-Vista. Keine dieser Städte ist auf den Karten angegeben, ebenso wenig Almeyrine, ein wenig unterhalb des Flusses Paru gelegen. Von dieser letztern Stadt bis Montealegre ist der Horizont am linken Ufer des Flusses von Gebirgen begränzt, unter denen das merkwürdigste die Serra de Velha Pobre wegen seiner Höhe und Kahlheit. Der Fuß dieses Gebirges reicht bis zum Flusse herab, wo er eine Felsenwand bildet, an der bei Orcanen die Barken scheitern. Von einem der höchsten Punkte der Serra sieht man Montealegre, und weiterhin die Gebirge des Jarry.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach authentischen Documenten war die Ertheilung von Patenten für Erfindungen und Verbesserungen in Frankreich vom 1 Julius 1791 an, wo das Gesetz über die Patente zuerst in Wirksamkeit trat, bis auf die neueste Zeit folgende. Unter der constitutionellen Monarchie wurden 67 Patente bewilligt, unter der Republik in 14 Jahren 501, unter dem Kaiserreich (in 8 Jahren) 606, unter der Restauration (in 16 Jahren) 5585, unter der Julius-Monarchie bis zum 1 Januar d. J. 3018; zusammen also 7575.

•

Man hat in der Gemeinde des Hermites im Norden des Departements Indre et Loire ein 12 Fuß mächtiges Lager von fossilem Brennmaterial gefunden, das man für Steinkohlen hält; dieß wäre darum höchst auffallend, weil das Terrain der Kreideformation angehört.

•

Ein Hr. Foulin bemerkt in seinem Werke über die Mineralwasser der Pyrenäen, daß von 100 Quellen nur eine ein Säuerling, die andern alle schwefelhaltig seyen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 214.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 August 1837.

Ursachen des gesunkenen Zustandes der portugiesischen Schifffahrt.

Einer der Hauptgründe, welcher vorzüglich zu der so außerordentlichen Gesunkenheit der portugiesischen Handelsmarine beigetragen, sind hauptsächlich die so vielerlei Abgaben, welche man ihnen nach und nach auferlegt hat, so daß ein portugiesisches Schiff mit einem ausländischen schlechterdings in den Frachten nicht concurriren kann, mithin ausländische Schiffe immer vorgezogen werden müssen. Folgende Kostenberechnung eines portugiesischen Schiffs von 200 Tonnen, welches nach Maranhao z. B. bestimmt ist, zu welcher Reise hin und her fünf Monate vergehen, soll mit einem englischen Schiffe von derselben Größe, welches von Liverpool nach Maranhao bestimmt ist, verglichen werden.

Unkosten des portugiesischen Schiffes während fünf Monaten.

Unter den verschiedensten Benennungen, deren Ursprung man nicht einmal mehr errathen kann, finden sich folgende angeführt: Meza do Marco, Leuchtthurmgelder, für indische Matrosen, Almosen für die Kirche das Chagas, für den Ballast-Director, Gebühren, großer und kleiner Paß, Bescheinigungen der Admiralitäts- und Notariats-Instrumente, Polizeivisitation, Gesundheitspaß, Billet der Schiffsausmessung, Document für die Dispensation eines Wundarztes, Abfertigung, Zeugniß der Junta der Ausmessung, Matrikel, Untersuchung der Schiffsapotheke, Abfertigung in Belem, Consulatsvisite, Conferenz der Abfertigung. Diese Kleinigkeiten zusammen betragen allein schon über 200 Thaler; nun kommt noch hinzu der Sold des Capitäns und des Schiffführers, des Steuermanns, des Bootsmanns, so wie der von 20 Matrosen, und der Schiffsproviant, auch die Hausmiethe am Lande, während das Schiff im Hafen liegt. Diese einzeln specificirten Summen mit obiger zusammen betragen 3166 Thaler.

Unkosten eines englischen Schiffs während fünf Monaten.

Für Rechte ans Zollhaus bei der Schiffsausmessung, welche aber nicht bezahlt werden, wenn das Schiff mit Ballast fährt, Leuchtthurmgebühren, Lootsengelder, Sold des Capitäns, Sold des Steuermanns, Sold an sieben Matrosen, Cajütenfracht, alles dieses zusammen beträgt die Summe von 1400 Thalern; also dritthalbmal weniger als ein portugiesisches Schiff.

Man würde sich diese Ausgaben vielleicht recht gerne noch gefallen lassen, wenn sie ihrem Zwecke entsprächen und wirklich zum Nutzen der Schifffahrt wären, was aber schlechterdings nicht der Fall ist, da die meisten dieser Gelder zu ganz andern Zwecken verwendet werden oder in die Taschen solcher Personen ihren Weg finden, die gar nicht einmal mit dem Seewesen etwas zu thun haben. In frühern Zeiten, wo den portugiesischen Schiffen nur allein gestattet war, nach Brasilien und andern auswärtigen Besitzungen den Handel zu treiben, so daß Ausländer, wollten sie Colonialwaaren von den Portugiesen haben, diese nur allein in portugiesischen Häfen abholen konnten, da war es hauptsächlich, wo man die portugiesischen Schiffe ohne Nachtheil mit solchen Auflagen und Abgaben belasten konnte; man schlug dieselben wieder auf die Waare, und die Ausländer mußten dieselben bezahlen. Da trug sich in jener Zeit oft zu, daß man einen Günstling am Hof belohnen wollte; die Gelder im Schatze hatten schon ihre Bestimmungen, da nahm man denn den Ausweg, und erfand unter irgend einem Vorwande eine neue Auflage für ein- oder ausgehende Schiffe; es brauchte dieses nur eine Kleinigkeit zu seyn, um bei dem damals so lebhaften Handel und der Schifffahrt eine große Summe zu produciren. So entsinne ich mich, daß ein gewisser Günstling des Königs Johann VI, welcher vom Kammerdiener und Cabinetthürsteher zum Generallieutenant und Finanzrath emporgestiegen, öffentlicher Notar in Minas war und Gerichtsschreiber in S. Paulo, — d. h., er besaß fast in allen Provinzen Staatsämter, von denen er die Besoldungen zog, aber den Dienst nicht versah, — noch immer nicht genug bekommen konnte, und bei Gelegenheit, daß ihn Don Joao auch zum Gouverneur der Wasser-Festung Sta. Cruz im Jahr 1813 ernannte, demselben vorstellte, welche Unbequemlichkeiten mit dieser Stelle verknüpft sey, wie gering die Gratification dagegen wäre, der König möge doch erlauben, daß er von jedem einlaufenden Schiffe mit Sklaven die kleine Abgabe von 1 Cruzado (1 fl.) von jedem Sklaven erheben dürfe. Diese

ſo äußerſt beſcheidene Bitte in der Meinung des Königs wurde ſogleich genehmigt, und ohne daß dieſer Günſtling, der immer um den König war, in der Hafenfeſtung zu reſidiren brauchte, gewann derſelbe durch ſeine Beſcheidenheit von 30 bis 40,000 Skaren, die jährlich eingeführt wurden, ein Mehreinkommen von eben ſo viel tauſend Cruzados. Solche Auflagen dauern nun ewig fort, denn ſtirbt der eine, zu deſſen Gunſten man ſie erfand, ſo hat man ſchon Jahre vorher Jagd darauf gemacht, wem ſie nun zufallen ſollen. Meiſtens gehen ſie auf die Kinder über, und ſchon in dem erſten Stiftungsreſcript ſucht man dieſe Clauſel einzuflicken, und es heißt dann darin com sobrevivencia aos seus filhos, die er oft nicht einmal hat, und da bleibt dann einem ſolchen Begünſtigten der Ausweg, in einem Teſtamente darüber verfügen zu können. Der Mißbrauch mit ſolchen Vergabungen von einträglichen Stellen oder gewiſſen Einnahmen wurde oft ſo weit getrieben, daß man ſie auf Kind und Kindeskind bis in die fünfte Generation vergab. Dieſe Auflagen ruhen nun für immer auf den Schiffen, nachdem ſchon längſt die Alleinfahrt der Portugieſen aufgehört; kommt nun noch dazu, daß die Portugieſen ein weit größeres Perſonal auf ihren Schiffen gebrauchen, z. B. wenn ein engliſches Schiff mit ſieben Matroſen auskommt, dieſe zwanzig haben müſſen, ſo wird um ſo erklärlicher, daß die portugieſiſche Schifffahrt endlich ganz zu Grunde gehen muß, wenn hierin keine andern Maßregeln getroffen werden, denn das Wenige, was man ſeit einiger Zeit zu ihren Gunſten gethan hat, iſt noch lange nicht hinreichend, um der geſunkenen Schifffahrt wieder aufzuhelfen.

Vergleichung des ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtandes des öffentlichen Unterrichts im ſpaniſchen Amerika.

(Fortſetzung.)

In allen Hauptſtädten traten nunmehr als unerhörte Neuerungen periodiſche Blätter an das Licht; ſelbſt in dem abgelegenen Guatemala erſchien 1797 zum erſten Mal eine Zeitung. Großartig waren in der That die Anſtrengungen reicher oder Einfluß beſitzender Amerikaner, und einiger, wenn auch nicht zahlreicher, den Colonien günſtig geſinnter Spanier, zur Beförderung wiſſenſchaftlicher Bildung. Einige patriotiſche Bürger von Mexico fanden unerwarteten Schutz bei Galvez und der ſpaniſchen Regierung, als ſie einen botaniſchen Garten, eine Akademie der Künſte und eine Schule für Bergwiſſenſchaften zu begründen unternahmen. Zu ſpät war man in Spanien auf die Nothwendigkeit ſolcher Inſtitute aufmerkſam geworden, und ſuchte erſt dann aus ihrer Beförderung Nutzen zu ziehen, als ſich die europäiſche Oberherrlichkeit ſichtbar ihrem Ende nahte. Ungeachtet ihrer Jugend leiſtete dieſe Anſtalt in kurzer Zeit Vieles, und es kam bald dahin, daß durch die Beſtrebungen von Männern, wie Alzate, Gama, Velazquez, Davalos und Delrio die Wiſſenſchaften, namentlich die neue Chemie und Mineralogie, auf höherer Stufe ſtanden als im Mutterlande. In Guatemala brachten Villaurrutia, Ramirez, Goicoecha und Canna ein beſſeres Leben in die Univerſität und begründeten eine Schule für die Zeichnenkunſt. Dem edeln und hochberühmten Mutis verdankte man die 1802 geſchehene Errichtung der Sternwarte zu Bogota, der erſten auf dem Boden Südamerika's, und den erſten gründlichen Unterricht in den Naturwiſſenſchaften. Reſtrepo, Caldas, Zea, Franc. Ant. Ulloa, Sallazar und Lozano fingen ſeit jener Zeit an, dem amerikaniſchen Gelehrten auch in Europa Achtung zu verſchaffen. In Quito wurde der Studienplan durch den Grafen Caſa Jijon, durch Falconi und Quiſado verändert und vorher ungekannte Wiſſenſchaften eingeführt. Caracas hatte ſich zwar nie ſo großartiger Anſtalten zu rühmen, wie Mexico und Bogota, indeſſen machte man ſeit Anfang unſeres Jahrhunderts auch dort Fortſchritte. Larauſſe hörte dort Vorträge über Phyſiologie und Heilkunde, und fand Skelette und Wachspräparate als Mittel des anatomiſchen Unterrichts. Soto, Onkel Bolivars, führte dort zuerſt das Studium der Muſik als Wiſſenſchaft ein. Die Brüder Uſtariz, Escalona, welcher zuerſt Phyſik den Erfahrungen der neuern Zeit gemäß vortrug, und beſonders der Licentiat Sanz, der Lykurg Columbiens, wie ihn ſeine Landsleute nannten, wirkten kräftig auf die jüngere Generation von Venezuela ein. In Lima war ſchon 1771 unter dem Vicekönig Amat das Collegium von San Carlos begründet worden, erhob ſich aber zu keiner Bedeutung, indem unter allen Südamerikanern gerade die Bewohner von Peru am wenigſten zur ernſten Betreibung der Wiſſenſchaften ſich neigen. Indeſſen wurde dem P. Celis der Ruhm, in jener Gegend die Bahn zu öffnen und der Erſte zu ſeyn, der es wagte, Phyſik nach Newtons Sätzen vorzutragen. Uñanue lehrte ſeit 1790 Anatomie, und trug in Verbindung mit einigen Andern bei zur Vermehrung der damaligen Kenntniſſe Peru's. Auf jener Univerſität von Lima wurde ein Lehrſtuhl für Mineralogie errichtet, und manche verpönte Wiſſenſchaft unter fremdem Namen vorgetragen, wie denn z. B. Rodriquez de Mendoza unter dem Titel Moral das Natur- und Völkerrecht in ſehr freiſinnigem Tone erläuterte. In Arequipa wurde unter dem Schutze des verdienten Biſchofs Chaves de la Roſa 1803 das veraltete Seminarium reformirt; der auch in Europa bekannte Luna Pizarro erhielt Erlaubniß, Phyſik nach den neueſten Werken der Franzoſen zu lehren, und dieſe zu überſetzen. In Betrachtung ſeiner Verdienſte ſah man es ihm ſogar nach, daß er die ſcholaſtiſche Theologie durch ſeine Vorträge über Moralphiloſophie, bürgerliches und kanoniſches Recht angriff und zuletzt ſtürzte. Uñanue brachte die Akademie der Naturwiſſenſchaften zu Lima 1810 zu Stande. Die Inſtrumente und Hülfsmittel zu Vorleſungen über Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte wurden größtentheils auf Koſten von Privatleuten angeſchafft, und durch Subſcription die Anſtellung mehrerer Lehrer für fremde Sprachen, Zeichnen u. ſ. w. möglich gemacht. In Buenos-Ayres wurde gegen 1798 das Collegium S. Carlos gegründet. War die Einrichtung desſelben inſofern ſehr mangelhaft, als man die alte Mönchsſchule von Monſerrate zum Muſter genommen hatte, ſo blieb die Errichtung einer Lehranſtalt immer noch ein wichtiger Fortſchritt in

einer Stadt, deren junge Männer bisher gezwungen gewesen waren, ihre juriſtiſche Kenntniß in dem 100 Leguas entfernten S. Jago de Chile zu ſuchen. Auch in dieſem Lande gehorchte man dem allgemeinen Antriebe. Sales hatte das Verdienſt, eine beſſere Lehrweiſe einzuführen, und das Collegium von S. Luis wurde errichtet, um dem ſehr fühlbaren Mangel eines Gymnaſiums möglichſt abzuhelfen.

Die ſpaniſche Regierung war jedoch nicht geneigt, die Wohlthaten eines beſſeren Unterrichts zum Gemeingut zu machen, und nahm bald darauf, aus Furcht zu weit gegangen zu ſeyn, manche der gegebenen Erlaubniſſe zurück. Sie weigerte ſich der Stadt Buenos-Ayres die Errichtung einer Schule für Theorie und Praxis des öffentlichen Rechtes zu geſtatten, obgleich gerade dort eine Audiencia ihren Sitz hatte, und verbot, ungeachtet wiederholter Vorſtellung, eine Univerſität am Plataſtrome zu begründen. Gleiches Schickſal hatten die Anſuchen der Bewohner von Merida, Yucatan, Guatemala, Quito, Caracas, Laguayra und Puerto Cabello, wo man das Bedürfniß beſſerer Schulen, namentlich des Unterrichts in Mathematik, Jurisprudenz und Lootſenkunſt dringend fühlte. Das merkwürdige Manifeſt des Congreſſes von Buenos-Ayres vom 25 October 1817 erwähnt, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts der ſpaniſche Vicekönig Pino aus Madrid einen Verweis erhielt, weil er dem Handelsgericht der erſteren Stadt erlaubt hatte, auf eigene Koſten eine Lootſenſchule und ſomit, wie das Decret beſagte, „einen Unterrichtszweig des bloßen Luxus“ zu begründen. Der Kazike Juan Cirilo de Caſtilla bemühte ſich 30 Jahre umſonſt um die Erlaubniß, in ſeiner Vaterſtadt Puebla für die Indier eine Schule eröffnen zu dürfen, und ſtarb ohne Erreichung ſeiner wohlthätigen Abſichten zu Madrid. Der Miniſter Caballero weigerte ſich ein Vermächtniß des Biſchofs Larraza zur Dotirung eines Lehrſtuhles anzuerkennen, und decretirte „daß der König die Sendung der Geldſumme nach Spanien befehle, indem ihre Verwendung zu dem Zwecke des Erblaſſers unangemeſſen erſcheine.“ Der Nachfolger des Biſchofs Chaves zu Arequipa erſchrack ſo ſehr über die Fortſchritte der dortigen Jugend, daß er die verſprechendſten jungen Männer verfolgte oder vertrieb, und dem berüchtigten Sebaſtian de Goveneche die Aufſicht über das Collegium gab. So fiel die Schöpfung des Luna Pizarro ſchnell wieder zuſammen. Ein Cabinetsbefehl (cedula real) Karls IV, welcher dem Rath von Indien vorgelegen hatte, mit fiscaliſchen Gutachten verſehen war und in Caracas (wenigſtens vor der Revolution) im Original aufbewahrt wurde, verbot die Errichtung einer Univerſität zu Maracaibo, „weil Se. Majeſtät es für unpaſſend halte, in Amerika die Aufklärung allgemein zu machen.“ Auf ähnliche Weiſe wurden die Einkünfte des Collegium S. Luis zu S. Jago de Chile eingezogen, und die Unterdrückung der Lehrſtellen für Natur und Völkerrecht in Lima und Bogota befohlen, „indem man dieſelben für ſchädlich anſehe.“ Aber ungeachtet dieſer Rückſchritte bemerkte man ſchon zur Zeit von Humboldts Reiſe eine große geiſtige Bewegung unter der jüngern, durch ſeltene Fähigkeiten ausgezeichneten Generation.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in franzöſiſch Guiana und Braſilien.

(Fortſetzung.)

Die ganze Umgegend iſt bis auf eine bedeutende Entfernung hinaus bewohnt, ebenſo auch die verſchiedenen Kriths und die Ufer des Fluſſes Jutahi, der in den Seitenzweigen der Serra entſpringt. Auf den Savannen, die ſich bis zum Fuße des Gebirges ausdehnen, weiden zahlreiche Viehheerden. Oberhalb der Betha-Pobre liegt die neue Stadt Oretepro, vormals am Rio-Urudnquare, deren Bewohner aber jetzt ihren Wohnſitz am Amazonenfluß aufgeſchlagen haben. Von dieſer Stadt an bis nach Montealegre iſt der Fluß mit kleinen Eilanden wie beſäet, aus denen man ſich ohne Piloten unmöglich herauswinden kann. Am 17 December kam ich nach Montealegre. Dieſe ziemlich bevölkerte Stadt hat mehrere ſehr elegante Häuſer, aber eine ſchlechte Lage für den Handel, denn ſie iſt von dem Fluſſe durch einen eine halbe Stunde breiten ſandigen Strand getrennt und liegt auf einer ſteilen Anhöhe. Auf der andern Seite iſt ſie von fiſchreichen Seen und großen mit Heerden bedeckten Prairien umgeben, da Viehzucht den Hauptreichthum der Bewohner ausmacht. Zwei Stunden rückwärts der Stadt beginnt ein großes Amphitheater von Gebirgen, eine Fortſetzung der Betha-Pobre, welches den Horizont von Norden nach Süden begränzt. Ich unternahm einen dreitägigen Ausflug in dieſe Gebirge, die den Namen Werere und Paytune führen. Auf den höchſten Felſen ſieht man bizarre Figuren von Thieren und Bäumen, die ſo friſch ſcheinen, als ob man ſie eben erſt mit Oelfarbe hineingemalt hätte, die aber nichts als natürliche Steinbildungen ſind. Die Jeſuiten hatten vormals Goldgruben in dieſen Gebirgen, die man aber bis jetzt noch nicht hat wieder auffinden können. Wir nahmen unſern Rückweg auf dem Rio-Curna-Mirim, den ich auf keiner Karte finde, und der doch höchſt merkwürdig iſt. Während der trocknen Jahreszeit iſt ſein Waſſer ganz ſalzig, und behält auch während des höchſten Waſſerſtandes einen draciſchen Geſchmack, der es untrinkbar macht; die kleinen Kriths, die ſich in ihn ergießen, haben ſüßes Waſſer. In den ſandigen Ebenen, durch welche dieſer Strom fließt, findet man viel Süßholz, das man ausgräbt und nach Para verſchickt. Am 27 verließ ich Montealegre, wo ich ſowohl bei den Behörden, als auch bei den Einwohnern die freundlichſte Aufnahme gefunden hatte.

Von Montealegre nach Santarem, am jenſeitigen Ufer des Fluſſes gelegen, braucht man gewöhnlich zwei Tage; allein da eine ſehr ſchlechte Witterung einfiel, ſo traf ich erſt am 1 Januar ein. Santarem liegt an der Mündung des Tapojoz, und zwar am rechten Ufer dieſes Fluſſes. Ich wollte mich nur ſo lange daſelbſt aufhalten, bis ich andere Leute gemiethet haben würde, allein da die Indianer vom 25 December bis zum 10 Januar Feſttage haben, ſo konnte ich keine Ruderer bekommen. Santarem, das nach dem Fluß, an dem es liegt, auch Tapojoz genannt wird, iſt das Entrepot des Handels auf dem obern Amazonenfluß und auf dem Rio-Negro. In dieſer Stadt, ſo wie in allen übrigen am Amazonenfluſſe, findet man weder Aerzte noch Chirurgen, und die Bewohner, von denen die meiſten an der rothen Krankheit — eine Art Ausſatz — leiden, haben kein anderes Mittel gegen dieſes Uebel, als die bekannte Tinctur Leroy's, die ihren Weg bis in die entfernteſten Gegenden der Provinz gefunden hat, wo die Fläſchchen, mit dieſer Medicin gefüllt, zu einem ungeheuren Preiſe verkauft werden.

Ich verließ Tapajoz am 14 Januar, mit Empfehlungsschreiben vom Friedensrichter und vom Generaleinnehmer an ihre Freunde am obern Amazonenfluß und am See Villafranca versehen. Sechs Stunden oberhalb Santarems, aber am jenseitigen Ufer des Amazonenflusses, liegt die kleine Stadt Alemquer. Fünf Stunden weiter hinauf, auf dem rechten Ufer, kommt man durch eine weite Mündung in den See Epaussu oder Villafranca, auf den Karten unter dem Namen Arapujo angegeben. Er ist mehr als 20 Stunden lang, und steht durch mehrere Mündungen mit dem Amazonenfluß in Verbindung. Dieser See ist sehr fischreich, und seine Ausbeute gehörte vormals dem Schatz, ist aber nun freigegeben, und versieht jetzt die Bewohner am ganzen untern Amazonenstrome mit getrockneten und eingesalzenen Fischen. Schildkröten gibt es hier ebenfalls im Ueberflusse. Herrliches Vieh weidet auf den Savannen, die den See umgeben, und das Schilf, so wie der wilde Reis, von dem er umgeben ist, dient einer Menge von Geflügel zum Aufenthalt. Ungefähr zwölf Stunden von der großen Mündung, Encui-Pirang (rothe Erde) genannt, befinden sich die Ufer des Rio-Preto, jenseits dessen die artige kleine Stadt Villafranca liegt. In der Nähe von drei großen Flüssen und von mehrern bedeutenden Seen gelegen, hat diese Stadt vermöge ihrer günstigen Lage die Aussicht, einst ein bedeutender Handelsplatz zu werden. Die Nähe so großer Wassermassen bringt ihr indeß den Nachtheil, daß sie häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Im Jahr 1770 stand das Wasser vier Fuß hoch in den Straßen. Kaffee und Cacao werden in der Umgegend in Menge gebaut.

Ich ging wieder an den See zurück, um den Capitän Rege zu besuchen, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Der Zweck meines Besuches war, Erkundigungen über den Rio das Trombetas einzuziehen, den ich aufwärts befahren wollte, um zu Lande bis zu einem Beiflusse des Essequebo vorzudringen. Ich hatte erfahren, daß bereits unter der portugiesischen Herrschaft eine Expedition die Fahrt den Fluß hinauf unternommen hatte, und zu Indianern gekommen war, bei denen sie Waffen und Werkzeuge aus holländischen Fabriken fand. Diese Indianer, bei denen die Portugiesen gute Aufnahme fanden, versicherten diese, daß die Weißen, mit denen sie Handel trieben, nicht weit entfernt seyen. Statt aber diese Gelegenheit zu benützen, um recht weit vorzudringen, hielt der Commandant der Expedition für klug, wieder umzukehren. Ich erfuhr dieß von einem Greise, den ich bei dem Capitän Rege fand, und der jene Expedition mitgemacht hatte. Hr. Rege wünschte selbst den Fluß, den er bereits besucht hatte, hinauf zu fahren, allein er hielt den Mangel an Manioc-Mehl für ein Hinderniß, ein solches Unternehmen auszuführen, zu dem mindestens zwei oder drei Monate gehörten. Jenes Lebensbedürfniß war nur zu einem ganz ungewöhnlich hohen Preise zu bekommen, nämlich nicht anders als zu 25 Franken für ein Maß, das in gewöhnlichen Zeiten nur 1 Fr. 50 Cent. kostet. Diese Noth rührte von zwei Ursachen her: von der in einigen Gegenden herrschenden Dürre und von dem Mangel an Anbau unter den Indianern am untern Amazonenflusse, da diese Leute, durch die Revolution frei erklärt, sich berechtigt glaubten, gar nichts mehr zu arbeiten, und auf die öffentliche Mildthätigkeit sich zu verlassen. Dieser Mangel an Mehl konnte jedoch mich für meine Person nicht von Verfolgung des Unternehmens abschrecken, da ich wohl wußte, daß ich dessen am Flusse Mawhes bekommen würde, und so verließ ich Encui-Pirang am 14 Februar und setzte meine Fahrt flußaufwärts fort. Am 15 traf ich in der Nacht bei dem Capitän Fonseca ein, an den ich empfohlen war. Seine ziemlich bedeutende Pflanzung lag der kleinen Stadt Pauris, vormals Obydos genannt, gegenüber. Am 16 ging ich über den Fluß hinüber. Die Häuser von Pauris sind recht artig, die Lage der Stadt aber schlecht gewählt. Der Friedensrichter zeigte großes Interesse an meiner Reise auf dem Flusse Trombetas. Am 17 verließ ich Pauris, und brachte die Nacht an der Mündung eines Kriths Namens Garape-de-Balaio zu, der mit dem See Epaussu in Verbindung steht. Ein wenig weiter oberhalb liegt die Stadt Juruty am See gleiches Namens und am rechten Ufer des Amazonenflusses. Am 18 sah ich, immer aufwärts fahrend, die Serra dos Paratintis, von wo an der Fluß bis auf eine Strecke von wenigstens fünf Stunden aufwärts voller Eilande und sehr gefährlicher Klippen ist. Am 20 kam ich nach Tupinambarana, vormals Villanova da Rainha. Man gelangt hieher durch zwei Canäle, welche beide mit dem Rio-Mawhes in Verbindung stehen. Die Fahrzeuge, welche den Fluß hinauf- und hinabgehen, werden hier untersucht. Eine neue Stadt, Foro d'Andira, wird auf Kosten der alten an einem der Canäle erbaut. Am 21 wäre ich beinahe durch einen jener Windstöße, welche auf dem Amazonenflusse so häufig sind und Truvedas genannt werden, untergegangen. Ich kam an vielen Foros vorüber, die mit Seen in Verbindung stehen. Das Land, das von der Mündung des Fahrwassers an niedrig und sumpfig war, wurde jetzt höher, und am 26 Mittags kam ich an die Mündung des Rio-Mawhes, dessen schwarzes Wasser gegen das gelbliche des Amazonenflusses bedeutend absticht. Ungefähr einen Kanonenschuß von der Mündung liegt die Stadt Luzia; hier wurde ich von dem Generalvicar J. P. Pacheco, der als interimistischer Friedensrichter fungirte, sehr gut aufgenommen. Wenn der Wind günstig ist, kann man in sechs oder sieben Tagen von Obydos, oder Pauris, nach dem Rio-Mawhes kommen. Luzia ist ohne alle Symmetrie gebaut; die meisten Einwohner sind Mawhes und Mundrucus, zwei indianische Stämme, bei denen die Civilisation Eingang zu finden beginnt. Auch war eine große Anzahl Portugiesen hier ansässig; diese hatten aber im Jahr 1835 ein Complot gemacht, sich der Stadt zu bemächtigen und die Brasilianer umzubringen, dem diese, da sie die Verschwörung entdeckten, zuvorkamen. Am 28 begann ich den Rio-Mawhes aufwärts zu fahren; die Ufer sind hoch und die Strömung sanft. Eine Menge Pflanzungen der civilisirten Mawhes an diesem Flusse sind wohl angebaut mit Kaffee, Guarana und Lianen, oder Wassertimonien, deren eingedickter Saft in ganz Brasilien ein bedeutender Handelsartikel ist. Am 1 März hielt ich Nachtlager an der Mündung des Guaranatuba, eines Beiflusses am rechten Ufer, von einem zahlreichen Stamme der Mawhes bewohnt, der von Civilisation durchaus nichts wissen will, und alle verachtet, die sich derselben unterwerfen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 68** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechische Volkslieder. Der tapfere Georgakis. — Percy Bisby Shelley. — Auszug des hindustanischen Romans. Die Rose von Bakawali.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 215.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 August 1837.

Die in Griechenland herrschenden Krankheiten. *)

Obschon im größern Theil von Griechenland keine auffallenden Ursachen der Ungesundheit bemerkbar sind, so lassen doch die selbst in den gesundesten Gegenden jährlich ausbrechenden Krankheiten vermuthen, daß solche Ursachen vorhanden seyn müssen, wiewohl man sie nicht namhaft machen kann. In dem 500 Metres über dem Meeresspiegel gelegenen Akrokorinth z. B. brechen jährlich Krankheiten aus, die von den Einwohnern von Korinth einer giftigen Pflanze, der Wolfsmilch, zugeschrieben werden, die in Menge an den Abhängen des Gebirges wächst; dieses Unkraut wurde von den Türken jährlich abgemäht, was jetzt seit mehrern Jahren unterlassen worden ist. Andere suchen die Ursache jener Krankheiten in einem kleinen Morast, den der vormalige Hafen von Korinth, der Lachäos, bildet, und wieder Andere messen sie den von den hohen Gebirgen der Cyllene, des Parnaß und des Helikon kommenden Winden bei, die den schnell aus der Stadt nach Akrokorinth emporsteigenden und dadurch in Schweiß kommenden Soldaten eine Erkältung verursachen. Diese letztere Hypothese scheint die plausibelste, indeß muß doch bemerkt werden, daß die zu Akrokorinth herrschenden Krankheiten keineswegs Brustkrankheiten, sondern Fieber sind, wie sie in den keinem Luftzug ausgesetzten Niederungen vorkommen. Akrokorinth ist oft von Wolken umzogen, die ebenfalls als Ursache der herrschenden Krankheiten angenommen werden können. Der Mangel an Reinlichkeit könnte gleichfalls angeführt werden, und diese Ursache nebst der gedrängt wohnenden Bevölkerung und das Umgraben der Erde zum Behuf der Neubauten möchte wohl den im Sommer 1835 zu Athen herrschenden Krankheiten zum Grunde liegen, obschon man sie den fortwährend wehenden Nordwinden zuschrieb. Man hat bemerkt, daß die dem Seewind ausgesetzten Localitäten, und zwar die gegen Süden liegenden mehr als die gegen Norden gesund sind. Die Inseln sind gesund. Ungesund, besonders für den Ausländer, ist es bei großer Hitze zu reisen. So wurden 1829 fast alle Mitglieder der wissenschaftlichen Commission von Morea und der topographischen Brigade krank, und zwei von denselben starben an bösartigen Fiebern.

Die gewöhnlichsten Krankheiten in Griechenland sind die Wechselfieber, doch kommen auch anhaltende und bösartige Fieber, Typhus, Dysenterien u. s. w. vor. Sogar die Pest wird zufällig eingeschleppt, wie dieß 1828 zu Argolis und 1829 zu Calavryta der Fall war *). Die Fieber werden mit Aderlässen oder Blutegeln und mit schwefelsaurem Chium behandelt, das man in großen Dosen gibt. Dann folgt eine vegetabilische Diät und Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Bei Wechselfiebern ist die Genesung langwierig; nach Rückfällen aber, die sehr häufig sind, dauert sie jedoch minder lang. Luftveränderung ist ein gutes Mittel zur Beschleunigung der Herstellung. Ich habe Griechen kennen gelernt, die länger als ein Jahr mit dem Fieber behaftet waren, und es nicht los werden konnten. Wenn es Localitäten gibt, wo man keine Ursachen der Ungesundheit bemerkt, so gibt es aber auch wieder andere, wo solche Ursachen gar sehr in die Augen fallen. Zu diesen letztern gehören die Dörfer, welche an den sumpfigen Seen von Topolias (Böotien) liegen, und die so ungesund sind, daß alle Bewohner jedes Jahr zur Zeit der großen Hitze mehr oder minder krank werden. Die Bewohner jener Dörfer sagten mir, daß wenn sie zu jener Zeit Wein zu trinken hätten, sie von der Krankheit weniger heimgesucht würden. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß während des Sommers 1831 die Bewohner der Gegend am See von Disto (Cubda), die sonst jedes Jahr vom Fieber heimgesucht wurden, in dem genannten Jahr gesund blieben, daß aber die Krankheit auf ihr Vieh, besonders auf die Schafe überging, die fast alle an einer Leberkrankheit starben. Die Bewohner jener Gegend behaupteten, diese Krankheit rühre von kleinen Insecten her, die in die Leber der Thiere eindrängen und sie zernagten. Sie hätten, wie sie sagten, mehrere Lebern gestorbener Schafe untersucht, und sie voll solcher Insecten gefunden. Von dieser Krankheit, von der das Hornvieh, die Schweine und selbst die Hasen befallen wurden, blieben, wie die Bauern sagten

*) Mitgetheilt von Herrn Peytier, im Bulletin der geographischen Gesellschaft zu Paris.

*) So wie neuerdings wieder zu Poros.

die Pferde verſchont. Bei den Schafen begann ſie mit einer Geſchwulſt am Hals, die Waſſer enthielt. Während desſelben Jahres 1834, wo die Bewohner der Ebene von Diſto geſund blieben, wurden dagegen die Schäfer in den hohen Gebirgen krank. Die Krankheit unter den Schafen beſchränkte ſich nicht auf die Dörfer in der Umgebung des Sees, ſondern erſtreckte ſich über ein Drittel des Innern der Inſel.

Vergleichung des ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtandes des öffentlichen Unterrichts im ſpaniſchen Amerika.

(Fortſetzung.)

Nachdem die Revolution von einem Ende Amerika's zum Andern ausgebrochen und einheimiſche Regierungen an die Stelle der ſpaniſchen getreten waren, dauerte der Kampf noch lange Zeit fort, und nahm die öffentliche Aufmerkſamkeit zunächſt in Anſpruch. Es galt vor Allem auf Rettung zu denken, und den neuen Staaten einen nothdürftigen Grad von Feſtigkeit zu geben, ſo daß daher anfangs wenig Zeit zur Beachtung der früher ſo viel beſprochenen Fragen überblieb, wie Erziehung des Volkes und Belebung der Wiſſenſchaften am ſchnellſten herbeigeführt werden könne. Indeſſen gereicht es den Congreſſen zur Ehre, daß ſie unter dem Drange der Gefahren und Geſchäfte jenen Gegenſtand nie völlig aus den Augen verloren haben, und mindeſtens guten Willen zeigten, wo ihnen die Kraft zur Ausführung gebrach. Alle Staaten Südamerika's ſind inmitten der Kriege gegen Spanien und während der betrübenden Parteikämpfe, wenn auch langſam, vorgerückt, und beſonders in Mexico, wo von jeher die Civiliſation am größten war, iſt zu den ſchon vorhandenen Bildungsmitteln mehr als Ein neues hinzu gekommen. So entſtand 1829 in der Hauptſtadt ein Lyceum, deſſen Schüler ſich durch ungewöhnliche Leiſtungen auszeichneten. Die Bergſchule iſt nicht nur der Zerſtörung während der Revolution entgangen, ſondern hat mittelſt vermehrter Unterſtützung der Regierung ihren Lehrkreis auszudehnen vermocht, und bildet ſehr tüchtige Leute, indem ihr die neueren Entdeckungen und Bereicherungen der Wiſſenſchaften keineswegs fremd geblieben ſind. Nicht minder hat ſeit einigen Jahren das naturwiſſenſchaftliche, beſonders der Botanik beſtimmte Inſtitut jener Hauptſtadt eine wohlthätige Reform erfahren, und namhafte Unterſtützungen erhalten. In den Provinzen fand man es aus Mangel an Lehrern ſchwierig dieſem Beiſpiele zu folgen, wenn gleich die Congreſſe das Vermögen älterer Inſtitute wieder herzuſtellen geſucht, und manchen Orten Mittel von Bedeutung aus den Staatscaſſen überwieſen hatten, um Schulen zu gründen. Beſonders zeichnete ſich in dieſer Beziehung der Staat Guanajuato aus. Er hatte ſchon 1825 ſich einer Schule nach der Methode Lancaſters zu rühmen, wahrſcheinlich der erſten in Mexico, und wies 1831 ſo große Zuſchüſſe zu den vorhandenen Capitalien an, daß nicht nur alle volkreicheren Ortſchaften Elementarſchulen erhielten, ſondern auch für ein Gymnaſium und eine Univerſität, die jedoch nicht nach europäiſchem Maßſtabe zu ſchätzen iſt, geſorgt werden konnte. In Guatemala unternahm es die Regierung ſchon 1821 die für eine völlig rohe Bevölkerung höchſt zweckmäßige Lancaſterſche Unterrichtsweiſe allgemein einzuführen; ein Doctor Cordo veränderte dieſelbe mit guten Erfolge, um ſie ſeinen Landsleuten anzupaſſen. Der Congreß verordnete die Berufung fremder Lehrer, beſonders aus Frankreich. Spätere Unruhen verhinderten zwar die Ausführung dieſes Beſchluſſes, indeſſen wurden doch auf öffentliche Koſten manche Lehrbücher überſetzt und verbreitet, und zeitgemäße Reformen des Studienplans der einzigen Lehranſtalt des Landes, der ſogenannten Univerſität von Guatemala, durchgeſetzt. Minder zweckmäßig war der Vorſchlag, durch eine neue Militärſchule für die ohnehin ſo zahlreiche und zügelloſe Soldateska zu ſorgen. Indeſſen gelang bei verhältnißmäßig geringen Mitteln und trotz der Bürgerkriege die Stiftung zahlreicher Elementarſchulen, ſo daß 1831 die Hauptſtadt allein 10 ſolche Anſtalten mit ungefähr 700 Schülern außer einem Inſtitut beſaß, in welchem, ſo weit die Umſtände es geſtatteten, Unterricht in den Naturwiſſenſchaften, der Agricultur und Mathematik gegeben wurde. In Caracas wurde mit dem Ausbruche der Revolution der ſcholaſtiſche Wuſt aus den Vorträgen der Lehrer verbannt, und weil hinreichende Exemplare von ſpaniſchen Ueberſetzungen der neueſten engliſchen und franzöſiſchen Werken nicht zu haben waren, die Werke von Locke, Condillac und Newton einſtweilen zu Leitfäden erwählt. Die ſchon oben genannten gelehrten und verdienſtvollen Lehrer der wiſſenſchaftlichen Anſtalten von Bogota traten mit Vertreibung der Spanier in unbeſchränkte Thätigkeit, und namentlich erhielten durch ſie die Naturwiſſenſchaften manche werthvolle Bereicherung. Mineralogie wurde dort zum erſten Male durch den ſpäter in Lima aufgetretenen Mariano Rivero öffentlich gelehrt, Anatomie fand ungeachtet des alten Vorurtheils Lehrer und Schüler. Auch in Antioquia wurde auf öffentliche Koſten Mineralogie gelehrt. Zu Folge eines Geſetzes von 1821 traten eine Menge von Elementarſchulen in Wirkſamkeit; Bolivar begünſtigte das Syſtem des Unterrichts ſo eifrig, daß er Lancaſter nach Caracas einlud, und ihm 20,000 Peſos überwies, um eine Muſterſchule einzurichten. Ein Jahr ſpäter erſchien ein Regulativ für die neuen Schulen zu Bogota, Quito, Popayan, Cartagena und Guayaquil, welches in einigen Punkten das Verfahren Lancaſters modificirte, aber wohl durchdacht von genauer Kenntniß des Charakters und der Bedürfniſſe des Volkes zeugte. In demſelben, vom erſten Congreß Columbiens 1821 gegebenen Geſetze war die Stiftung von einem Gymnaſium für jede Provinz befohlen worden; mit der Zeit ſind dieſe in Tuna, Ibaque, Antioquia und Cali zu Stande gekommen; das letzte weihte Bolivar in Perſon zu Lora ein. Die alten Collegien, nämlich zwei in Quito, eins in Caracas, Popayan, Merida und Cartagena erlitten eben ſo wie die vier Univerſitäten eine vollſtändige Umgeſtaltung. Die Lehrſtühle wurden mit geprüften Männern beſetzt. Neunzehn Zeitungen erſchienen drei Jahre nach Begründung der Republik in Columbien; 1832 war dieſe Zahl auf 27 angewachſen, und umfaßte einige Blätter von ſo viel innerem Werth, daß man ſie ſowohl in Nordamerika als in Europa

regelmäßig zu beziehen für gut fand. Bei allen dieſen Fortſchritten fällt jedoch die Vernachläſſigung des weiblichen Unterrichts auf; der Staat ſuchte öffentlich den Mangel an Töchterſchulen durch Erſchöpfung der Geldmittel zu entſchuldigen, und verſprach baldige Abhülfe. Welchen Werth man übrigens in Columbien auf Bildung lege, geht ſchon aus dem Artikel der Conſtitution hervor, daß einem Bürger, der nicht leſen oder ſchreiben könne, nach dem Jahre 1840 weder active noch paſſive Stimmfähigkeit zuſtehen ſolle; eine Bedingung, die, nach der Auflöſung der Republik Columbia, in die Conſtitutionen der neu gebildeten Staaten übergegangen iſt. Auch in Peru verſuchte man Verbeſſerungen der Erziehung, obgleich manche örtliche Verhältniſſe, und beſonders die Gegenwart eines mächtigen und hartnäckigen Feindes ſolchen Beſtrebungen wenig günſtig war. San Martin eröffnete das, lange Zeit mit ſeinem Namen bezeichnete Collegium; Luna-Pizarro ſtand dem Collegium Independencia rühmlichſt vor; Latorre gab einen Curſus der Experimentalphyſik, der durch Entwicklung der neuen Theorien alles bis dahin in Lima Gehörte übertraf; die Brüder Hererria ſuchten, wenn auch mit geringem Erfolge, das Studium der Phyſiologie und Anatomie einheimiſch zu machen, und ſelbſt der alternde Uñanue trat nochmals thätig hervor. Der Licentiat Sanchez bildete 1822 faſt nur auf ſeine Koſten eine Lehranſtalt in Arequipa, und der erſte Congreß von Peru ſchien ſich Columbien zum Beiſpiel zu nehmen, als er unter dem Geklirr der Waffen, ſobald den Anforderungen des Kampfes um Exiſtenz für den Augenblick Genüge geleiſtet ſchien, die geiſtigen Bedürfniſſe des Volkes erwog, und für den Unterricht desſelben ſorgte. Peru hat leider ſeitdem ſich keiner ähnlichen Verſammlung würdiger Männer und ächter Vaterlandsfreunde zu erfreuen gehabt. Dieſe ſind im Sturme der Bürgerkriege untergegangen, und an ihre Stelle meiſtens unwiſſende oder ſelbſtſüchtige Menſchen der niederen Stände getreten, die, nur dem Antriebe ihrer Leidenſchaften gehorſam, die Vernünftigen überſtimmen, oder ohne Selbſtſtändigkeit ſich dem Willen der militäriſchen Häuptlinge unterwerfen. Darum iſt wenig für die öffentliche Erziehung in jenem Lande ſeit 1825 geſchehen, und vielmehr die hin und wieder errichteten Anſtalten mit dem Fallen ihrer Stifter entweder untergegangen, oder aus Mangel an Mitteln nie viel weiter als zur Entwerfung ihres Lehrplans gediehen. In Truxillo wurde zur Zeit Bolivars und des von ihm eingeſetzten Verwaltungsrathes der Republik, zwar eine Univerſität (eigentlich wohl ein Gymnaſium nach europäiſchen Begriffen) angelegt, allein ſie hat noch kein Lebenszeichen gegeben. Der Doctor Orbegoſo, welcher mit dem Präſidenten gleichen Namens nicht zu verwechſeln iſt, hat als Präfect des Departements Libertad, in Caramarca eine Schule für Naturwiſſenſchaften, und zwei andere für Mathematik in Carabamba und Contumaza eröffnen laſſen, hat aber ſchon Anfangs keine Lehrer dazu finden können, und ſo wenig als ſeine Nachfolger Unterſtützung aus den Regierungscaſſen erhalten, ſo daß alſo das Ganze bei dem Entwurfe geblieben iſt. Unter dem Präſidenten Lamar ſchritt man zur Aufhebung der meiſten noch übrigen Klöſter, und vereinte die Einkünfte mehrerer derſelben, um ſie einem der verſchont gebliebenen unter der Bedingung zu übergeben, Elementarſchulen auf eigene Koſten innerhalb ſeiner Mauern zu erhalten. Die Geldnoth der Regierung und die folgenden Umwälzungen haben jedoch die Angreifung der eingezogenen Capitalien und den Verkauf der Grundſtücke jener Klöſter, nicht zum Beſten der Schulen, ſondern der öffentlichen Caſſen, veranlaßt. Unter Gamarra wurde 1830 eine Cadettenſchule in Lima eröffnet und der verdiente, aber exilirte Mariano Rivero zurückgerufen, um in der Hauptſtadt Mineralogie vorzutragen und die Direction eines naturhiſtoriſchen Muſeums zu übernehmen, welches, aus frühern Zeiten ſtammend, eben ſo wie die Bibliothek während der Unruhen manche geheime Beraubung erfahren hatte. Piura ſollte zu derſelben Zeit eine höhere Unterrichtsanſtalt erhalten, und Maynas mit Schullehrern verſehen werden, indeſſen iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß in den, zwei Jahre ſpäter ausgebrochenen Unruhen des Präſidentenwechſels und bei dem Kriege gegen Bolivia dieſe Plane unausgeführt untergegangen ſeyn mögen. Dafür haben ſich aber zwei von eingewanderten Franzoſen eröffnete, und nur durch Privatbeiträge erhaltene Töchterſchulen nach und nach gehoben und alle Stürme überlebt. In der vom ehrgeizigen, aber ſonſt ſehr tüchtigen Santa Cruz verwalteten bolivianiſchen Republik hat die Regierung ohne Lärm Manches für die dort ſo vorwiegenden Indier gethan, obgleich durch die Nothwendigkeit, eine unverhältnißmäßig große Geiſtlichkeit zu erhalten, die vom Congreß angewieſene Summe beträchtlich verringert wurde.

(Schluß folgt.)

Quellen mit brennbarem Gaſe.

Man findet bei Canangua, Hauptſtadt der Grafſchaft Ontario, im ſüdweſtlichen Theile des Staats von New-York, eine ziemliche Anzahl von Quellen mit brennbarem Gaſe. Die von Briſtol, zehn Meilen ſüdlich von Canandaigue, liegen in einer von einem kleinen Bache durchſtrömten Schlucht. Das Gas ſtrömt aus den Spalten des Bodens am Rand und im Bette des Baches. Wenn es aus dem Waſſer dringt, bildet es kleine Glocken, und entzündet ſich nur, wenn man es dem Feuer nahe bringt; dringt es aber aus der Erde, ſo gibt es eine Flamme, die nur der Regen auslöſcht. Die Quellen von Middleſex, zwölf Meilen von Canandaigue, verbreiten ſich auf einem Gebiete von etwa einer (engliſchen) Meile in der Länge; die einen liegen in der Tiefe des Thales, die andern auf einer Höhe, die daſſelbe um 40 bis 50 Fuß überragt. Dieſe letztern wurden erſt ſeit einigen Jahren entdeckt. Sie ſind durch kleine Erhöhungen von mehrern Fußen im Durchmeſſer und einigen Zoll Höhe angedeutet, welche aus einer ſchwärzlichen, bituminöſen Erde beſtehen, die durch das Gas abgeſetzt zu ſeyn ſcheint. Die betriebſamen Umwohner haben dieß Phänomen benutzt, und durch Röhren das Gas in ihre Häuſer geleitet, wo ſie es nicht nur zum Kochen, ſondern auch zum Beleuchten ihrer Zimmer verwenden.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in franzöſiſch Guiana und Braſilien.

(Fortſetzung.)

Etwas oberhalb dieſes Fluſſes liegt das erſte Dorf der Mundrucus, die ſich ſeit einigen Jahren erſt in dieſer Gegend angeſiedelt haben,

und ſowohl in Geſtalt als in Sitten ſich von den Mawhés gänzlich unterſcheiden. Die Letztern — Männer und Weiber — gehen vollſtändig bekleidet, die Erſtern dagegen ganz nackt, und bedecken nur die Schamtheile mit einem Stück Tawere-Rinde, das bei den Männern die Geſtalt eines Futterals hat. Mit dem Safte des Genipa bemalen ſie ſich ſchwarz. Ihre Geſichter ſind meiſt ſehr breit, die Backenknochen vorſtehend, und von den Schläfen an verengt ſich der Schädel und läuft in eine abgerundete Spitze aus. Die Augen ſind groß und bräunlich, die Naſe dick, aber nicht platt. Die Männer haben einen ſtarken Bart und eine behaarte Bruſt; die Weiber aber ſind am Körper ganz unbehaart — ob von Natur, oder durch Anwendung eines ätzenden Mittels, weiß ich nicht. Die Hauptmaſſe dieſes Volkes bewohnt die großen Savannen zwiſchen dem Tapajoz und dem Madeira; die Männer ſind ſehr kriegeriſch, und jedes Dorf hat ſeine Hauptwache, wo eine gewiſſe Anzahl Krieger Tag und Nacht Wache hält. Bis zum 6 fuhr ich den Mawhés aufwärts, ohne mehr als zwölf Körbe Mehl aufkaufen zu können. Der am untern Amazonenfluſſe herrſchende Mangel hatte die Speculanten veranlaßt, alle Vorräthe aufzukaufen. Der Punkt, wo ich anhielt, wird der Fluß Amana-Parana (Regenfluß) genannt, und iſt ein Beifluß des rechten Ufers. Ich mußte hier in der That wegen eines unaufhörlichen Regens zwei Tage lang liegen bleiben, und fuhr dann wieder nach Luzia zurück, wo ich am 13 ankam. Am See Epauſſú ſollte ich der Verabredung gemäß Hrn. Rege finden, der ſich doch entſchloſſen hatte die Expedition auf dem Fluſſe Trombetas mitzumachen. Mein Pilot ſchlug mir vor, durch den See Juruty dahin zu fahren, der, wie er mich verſicherte, mit dem erſtern in Verbindung ſtehe. Er verfehlte aber den Weg, und nachdem wir acht Tage lang von See zu See umhergeirrt hatten, kamen wir endlich wieder an den Punkt zurück, von dem wir ausgefahren waren. Man kann ſich keinen Begriff von den Beſchwerden einer ſolchen Reiſe machen; die überſchwemmten Ufer geſtatten nicht einen Fuß ans Land zu ſetzen, und Schaaren von Moskitos bei Nacht und von Bremſen bei Tag ließen uns auch nicht einen Augenblick Ruhe. Endlich kam ich am 25 mit einem geſchwollenen Geſicht und Körper und einem heftigen Fieber nach Obydos, wo ich bis zum 29 blieb, und am 4 April bei Hrn. Rege anlangte. Er beeilte ſich mit ſeinen Zurüſtungen, und am 10 fuhren wir den See bis zur Durchfahrt von Muruatuba hinauf, die dem Rio das Trombetas gegenüber ausmündet, in den wir nun am 14, ohne Obydos zu berühren, einfuhren. Außer dem Capitän Rege begleitete mich noch deſſen Vetter, Vincente de Miranda. Zwölf Indianer und acht Neger waren in drei Canots vertheilt, und die erforderlichen Führer ſollten von Punkt zu Punkt am Fluß aufgenommen werden.

Am 15 kamen wir zu dem Sapuena, einem Beifluß am rechten Ufer. Hier erhielten wir als Führer einen Mulatten, der mir empfohlen worden war, deſſen Großſprechereien aber wenig Vertrauen einflößten. Am 18 erreichten wir Aſchipica, wo wir bei Manoel de Carno, Häuptling der civiliſirten Indianer, Aufnahme fanden, und der mir die eben nicht troſtreiche Verſicherung gab, daß er ſehr häufig zertrümmerte Canots den Fluß herabſchwimmen ſehe. Am 20 hielten wir Nachtlager an der Mündung des Sees Carimu bei Hrn. Choveck, der ein ganzes Jahr lang einen Indianer von dem Stamm Aroaqui bei ſich gehabt hatte; dieſer war auf dem Ariperu, einem Beifluſſe des linken Ufers, herabgekommen, wo ſein Stamm ſich anſäſſig gemacht hatte, und Verbindungen mit den Weißen unterhielt. Am 21 fuhren wir in den Ariperu ein. Dieſer Fluß iſt von ſeiner Mündung aus nichts als eine Reihenfolge von Seen, wird aber endlich ſehr ſchmal und theilt ſich in eine Menge von Armen. Der Regen hörte noch immer nicht auf; wir kamen nur langſam vorwärts, und die Führer erklärten uns endlich, daß, da ſie den Fluß nur im Sommer zu befahren pflegten, ſie jetzt bei dem hohen Waſſerſtande das Fahrwaſſer nicht zu unterſcheiden vermöchten. Hr. Rege wurde krank, und wir mußten deßhalb wieder abwärts fahren. Ich ließ ihn am Carimu bei Hrn. Choveck, und kam, den Trombetas wieder aufwärts fahrend, am 30 zu der erſten Stromſchnelle, ungefähr 25 Stunden von der Mündung. Vincente de Miranda begleitete mich noch immer, die Führer aber waren ſehr muthlos. Vom 1 bis zum 5 Mai fuhren wir auf ruhigem Waſſer ohne Stromſchnellen, und machten, vom Winde begünſtigt, in dieſen drei Tagen ungefähr 24 Stunden. Die Ufer des Fluſſes ſind hoch, und vom linken aus ſieht man in weiter Ferne hohe Gebirge. Am 4 verloren wir, als wir einen bedeutenden Waſſerfall paſſirten, durch das Zerreißen des Seiles, welches unſer mit den Lebensmitteln befrachtetes Canot feſthielt, und durch das Eindringen des Waſſers unſern Mehlvorrath. Am Abend entwichen die Indianer mit demſelben Canot, und ich blieb nun mit Miranda und ſechs Negern allein. Es war unmöglich die Reiſe fortzuſetzen, und wir fuhren deßhalb wieder flußabwärts. Hr. Rege, der inzwiſchen noch kränker geworden, war nach Hauſe zurückgekehrt, und hatte mir ſchriftlich den Vorſchlag hinterlaſſen, ſeine Geneſung abzuwarten, um dann mit ihm die Reiſe aufs neue anzutreten. Ich kehrte indeß dennoch nach Obydos zurück, wo ich am 12 ankam, um einen Piloten zu miethen, denn ich hatte beſchloſſen, den Rio-Branco hinaufzufahren, um von da mich nach dem Eſſequebo zu wenden. Ich ließ demnach Hrn. Miranda zu Obydos, und reiſte am 14 ab. Der Fluß Trombetas iſt es indeß wohl werth, näher unterſucht zu werden, da der vegetabiliſche und mineraliſche Reichthum an ſeinen Ufern dem keines andern Fluſſes dieſer reichen Gegenden nachſteht.

Die erſte Stadt oberhalb Obydos und an demſelben Ufer des Amazonenfluſſes iſt Sora, an der Mündung des Jamandas. Der Fluß iſt mit Eilanden bedeckt bis nach Spive, jetzt Saraca; die heftigen durch dieſe Eilande veranlaßten Strömungen ſind ſelbſt für große Fahrzeuge gefährlich. Am 18 kam ich nach Saraca, ungefähr zwei Stunden oberhalb des Fluſſes Waturna gelegen, deſſen Ufer von den Variqui-Aroaquis-Indianern bewohnt werden. Ein Einwohner der Stadt hatte dieſen Fluß vor einigen Jahren auf Befehl der Regierung aufwärts befahren; ſeine Quellen ſcheinen in den von Oſten nach Weſten ſich ausdehnenden Gebirgen zu entſpringen. Den Nachweiſungen zufolge, welche jener Mann mir mittheilte, hielt ich es für überflüſſig, die Fahrt auf dieſem Fluſſe zu unternehmen. Die Stadt Saraca liegt auf einer Anhöhe; es wird daſelbſt Tabak gebaut und ein bedeutender Fiſchfang betrieben. Von den Verſteinerungen, die ich, wie man zu Para mir geſagt hatte, in Saraca finden würde, wußte man dort nichts. Von Saraca bis nach Serpa, jetzt Jakuatiba, iſt das linke Ufer des Amazonenfluſſes größtentheils mit Tabakpflanzungen bedeckt. Die Stadt liegt auf einer Anhöhe, oberhalb einer gefährlichen Strömung. Der indianiſche Name dieſer Stadt bedeutet „gravirte Steine", und man ſagte mir, daß ſich in der That am Landungsplatze mehrere Steine mit Hieroglyphen befänden. Da jener Platz aber vom hohen Waſſer bedeckt war, ſo konnte ich mich von der Wahrheit der Angabe nicht überzeugen. Oberhalb Serpa liegt das Dorf Amatary, von Muras-Indianern bewohnt, deren Hauptſtamm am Rio-Madeira hauſt. Von Amatary bis zur Mündung des Rio-Negro ſind die Strömungen ſehr heftig, und eine Reihe von Sandbänken macht die Fahrt ſehr gefährlich.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 216.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 August 1837.

Deportation und Colonisation in Australien.

Die von uns schon im vorigen Jahr erwähnte Reise Dr. Wilsons *) zeichnet sich namentlich durch eine genaue Darstellung des englischen Deportationswesens aus. Niemand vor ihm hat mit solcher Ausführlichkeit die Mittel beschrieben, welche die englische Regierung auf den Transport der Deportirten verwendet. In dieser Beziehung ist seine Erfahrung unschätzbar. Während acht Fahrten nach dem australischen Continent begleitete er in der Eigenschaft eines Oberwundarztes auf einem Staatsschiffe mehr als 2000 Deportirte nach Neu-Holland. Alle seine Bemerkungen tragen das Gepräge eines gesunden, vorurtheilsfreien Verstandes.

Auf das Ersuchen des Staatssecretärs des Innern machen die Lords der Admiralität bekannt, daß man den Pachtbedingungen für den Dienst eines Schiffes von gewisser Größe, bestimmt zur Ueberfahrt einer gewissen Zahl Gefangener nach New-Wales oder nach Van Diemensland, entgegen sehe. Zuerst wird das Schiff durch competente Officiere besichtigt, und sodann die innere Anordnung getroffen. Die Pächter haben die Ausrüstung und die nöthigen Vorräthe zu liefern. Es ist festgesetzt, daß das Schiff der Deportirten sieben Seeleute und einen Schiffsjungen je auf 100 Tonnen Tragfähigkeit haben muß. Die Besatzung besteht aus 30 Mann, welche unter den Soldaten des nächsten nach Sidney bestimmten Regiments ausgewählt werden. Die mittlern Kosten für die Ueberfahrt betragen auf jeden Deportirten 14 Pfund. Der Hochbootsmann ist ermächtigt, die Lebensmittel in denselben Portionen auszutheilen, wie auf den dem Staate angehörigen Schiffen. Er hat Anspruch auf eine Belohnung von 50 Pfund. Auf einem Schiffe, das deportirte Weiber an Bord hat, erhält der erste und zweite Matrose eine Gratification von 20 und 15 Pfund, wenn sie Certificate ihres Wohlverhaltens von dem Oberchirurgen vorzeigen können. Dieser letztere wird stets unter den angesehensten Mitgliedern der königlichen Marine ausgewählt, und übt eine wahre Dictatur an Bord eines Deportirtenschiffes aus. In ihm vereinigen sich die Aemter eines Friedensrichters, eines Lebensmittel-Commissärs, eines Schulmeisters und sogar eines Caplans. Die oberste Direction des Schiffes steht ihm ausschließlich zu; die ganze Verantwortlichkeit lastet auf ihm. Doctor Wilson, dem öfters dieses seltsame, complicirte Amt übertragen war, hat in seiner Erzählung die nähern Umstände desselben mitgetheilt.

Sobald die Gefangenen an Bord kommen so erhalten sie eine Nummer, die mit ihrer Hängmatte übereinstimmt. Mit derselben Nummer werden alle Gegenstände ihres Eigenthums gestempelt, um Unordnung und Entwendungen zu verhüten. Man theilt die Gefangenen in Corporalschaften zu je sechs Mann, deren jede einen Vorsteher hat; dieser ist persönlich für die Ordnung seiner Abtheilung verantwortlich. Die Wache wählt man unter denjenigen Dieben, welche an das Seeleben gewöhnt sind. Andere werden mit der allgemeinen Polizei und der Handhabung der Ordnung im Gefängnisse beauftragt. „Ich vertraute dieses Amt, sagt Dr. Wilson, stets dem größten Spitzbuben der ganzen Gesellschaft an.“

Sobald das Land dem Auge verschwindet, nimmt man sämmtlichen Gefangenen die Ketten ab, und läßt sie auf dem Verdecke verweilen, so lange sie wollen. Handlungen der Insubordination und der Unverschämtheit haben die Entziehung dieser Freiheit zur Folge. Die Austheilung der Lebensmittel ist stets an Quantität und an Qualität hinreichend. Jeder Gefangene, gleichviel ob Mann oder Weib, erhält 2 Gallonen Wein für die ganze Reise. Sechs Pinten Wasser werden auf den Tag gerechnet, und 8 Pinten, wenn man die Linie passirt. Das Krankenzimmer ist sehr bequem eingerichtet. Zweimal des Tages werden die Kranken von dem Arzte besucht. Unmittelbar nach dem ärztlichen Morgenbesuche versah Dr. Wilson das Richteramt, hörte die Klagen der Gefangenen an, und trachtete vor Allem, jeden innern Zwist beizulegen, ohne zu körperlicher Züchtigung seine Zuflucht zu nehmen, ein Mittel, das er im Allgemeinen für überflüssig oder für gefährlich hielt.

„Wenn zwei Gefangene einen Streit mit einander hatten, und sich denselben nachtrugen, so ließ ich, sagt Wilson, ihnen Handschellen anlegen, und setzte sie so lange einander gegenüber

*) Siehe Ausland vom vorigen Jahre Nr. 292 ff.

bis ſie gute Freunde wurden, was in der Regel in kurzer Friſt geſchah. Wenn ein Gefangener lärmte oder jemand beſchimpfte, ſo zwang ich ihn, mit ſeinem Bette auf dem Rücken auf dem Verdeck ſpazieren zu gehen. Das Erſtemal dauerte die Strafe vier Stunden, im Wiederholungsfalle doppelt ſo lange. Ich hatte jedoch ſelten Gelegenheit, dieſe ſeltſame Strafe zweimal zu verhängen, indem die Deportirten ſie ſehr fürchteten. Manche unter ihnen baten mich, ſie wie andere Menſchen zu ſtrafen, das heißt, ſie zu prügeln. Nicht minder fürchten ſie eine andere Strafe, welche darin beſteht, einen ganzen Tag lang, ohne ein Wort zu ſprechen, aufrecht der Schildwache gegenüber zu gehen, der es gleichfalls verboten iſt, unter irgend einem Vorwande ein Wort zu ſprechen. Zuweilen rief ich einen der jüngern Gefangenen zu mir, hielt eine lange Rede an ihn, und ſchickte ihn wieder weg, ohne ſeine Vertheidigung abzuwarten. Dieſe Methode brachte die Londoner Spitzbuben zur Verzweiflung, die in der Regel eine außerordentlich geläufige Zunge haben; nichts ſchmerzte ſie mehr, als daß ſie die Hülfsquellen ihres Geiſtes nicht anwenden durften, ſo daß ſie ſich häufig über dieſe grauſame Behandlung beklagten. Eine gewiſſe Claſſe Gefangener muß ſehr ſtrenge beaufſichtigt werden: es ſind dieß die Schreiber der Advocaten, Leute, die ſich ſehr häufig auf ſolchen Schiffen befinden, und die mich oft nöthigten, meine Zuflucht zu körperlichen Strafen zu nehmen. Wenn ich ſie überraſchte, wenn ſie Unruhen anſtifteten, ſo verfuhr ich ohne alles Erbarmen gegen ſie: den Schreiber eines Procurators prügeln laſſen, bringt eine wunderbare Wirkung hervor, um die Ruhe unter den Gefangenen zu ſichern."

(Schluß folgt.)

Vergleichung des ehemaligen und gegenwärtigen Zuſtandes des öffentlichen Unterrichts im ſpaniſchen Amerika.

(Schluß.)

Die Regierung von Chile hat ſchon 1813 befohlen, daß jeder Ort von 50 Familien eine Elementarſchule und jede Stadt eine Töchterſchule aus eigenen Mitteln begründen und erhalten ſolle. Im Auguſt desſelben Jahres entſtand auf den Ruinen aller älteren Lehranſtalten die Normalſchule von San Jago, zufolge eines von Juan Egaña entworfenen und ſehr angemeſſenen Planes. Coquimbo und Concepcion ſollten gleiche Inſtitute erhalten, als Oſorio einen großen Theil des Landes eroberte, und die neuen Einrichtungen auf einmal umgeſtürzt wurden. Nach der Schlacht von Chacabuco trat die Realſchule zu San Jago wieder in das Leben und erhielt, ungeachtet der auch in Chile nicht ausbleibenden inneren Zwiſtigkeiten, von allen Parteien während der Dauer ihrer Herrſchaft, reichliche Unterſtützung. Gegen 400 junge Leute erhielten 1821 dort ihre Erziehung auf Koſten des Staates, und acht Jahre ſpäter war dieſe Zahl noch um ein Viertheil vermehrt. Der beſonders lebhafte Handel mit Europa machte zunächſt auf die Nothwendigkeit von Sprachkenntniſſen aufmerkſam; Lehrer wurden in der Hauptſtadt und in Valparaiſo angeſtellt, und bald zeichneten einzelne Chilenen durch ihre Fertigkeit im Engliſchen und Franzöſiſchen, wenigſtens in den höhern Ständen, ſich aus. Seitdem die gute Verwaltung Prieto's und die weiſe und thätige Mitwirkung des Congreſſes die Ordnung im Staate ziemlich feſt begründet, und der einheimiſchen Induſtrie einen großen Aufſchwung gegeben hat, wendete ſich die Aufmerkſamkeit auf den Zuſtand der entfernteſten Provinzen. Schulen ſind daher ſelbſt in Chiloe aus den Staatscaſſen dotirt worden. Eine Schifffahrtſchule zu Valparaiſo, von engliſchen Lehrern geleitet, beginnt für den Seedienſt tüchtige Männer zu liefern, und die unter dem General Borgoño ſtehende Militärſchule zu San Jago hat bereits einige junge Ingenieurs, deren Kenntniſſe und Nützlichkeit von ungewöhnlich gründlichem Unterrichte zeugten, dem Staate zur Verfügung geſtellt. Auch die Naturkenntniß hat man zu fördern, das wiſſenſchaftliche Studium der Botanik und Zoologie in Aufnahme zu bringen geſucht, indem in der Hauptſtadt eine Sammlung angelegt wurde, einige Fremde eine Anſtellung als Lehrer erhielten, und der franzöſiſche Reiſende Gay auf Koſten des Staates die ganze Republik zu bereiſen beauftragt wurde. Für ein chemiſches Laboratorium, ein phyſikaliſches und technologiſches Cabinet, endlich für eine Sternwarte ſind ſeit 1832 die Inſtrumente mit bedeutendem Aufwande gradweiſe angeſchafft worden. In Buenos-Ayres hat man ſchon ſeit 1821 in allen Schulen das Syſtem des gegenſeitigen Unterrichts angenommen und daſſelbe auch auf dem Lande einzuführen geſucht. Die Regierung befahl 1823 in jedem der beiden Gymnaſien der Hauptſtadt ſechs Jünglinge aus einer jeden Provinz aufzunehmen und auf öffentliche Koſten zu erziehen. Es ſind ſeitdem noch ſehr viele Decrete gegeben worden, deren Abſicht bald die Reform alter Schulen, bald die Dotirung neuer Lehrſtellen, bald die Verbreitung beſſerer Kenntniſſe unter dem Landvolke war; indeſſen iſt es unmöglich zu ſagen, welche jener Plane während der beiſpielloſen Verwirrung einer langen Anarchie wirklich ausgeführt worden ſeyn mögen, welche Anſtalten die Bürgerkriege überlebt haben. Der Engländer Thompſon iſt bei ſeinem Verſuchen die Lancaſterſche Methode überall zu verbreiten, nachdem er ziemlich ganz Amerika durchzogen hatte, auch nach San Juan und Mendoza gekommen, und hat daſelbſt eine um ſo freundlichere Aufnahme und Unterſtützung erhalten, je mehr gerade die Bewohner jener Städte durch ihre ſprüchwörtliche Neigung zu den Wiſſenſchaften und ihre ſtille, aber ſehr merkwürdige Ausdauer bei dem Betriebe derſelben ſich vor ihren Landsleuten auszeichnen. Uebrigens wird die Volksbildung in den Plataſtaaten ſehr lange Zeit, wo nicht für immer, hinter derjenigen der andern Republiken zurückbleiben müſſen. Die nomadiſche, durch die Oertlichkeit ſelbſt herbeigeführte Lebensweiſe eines großen Theiles der Bewohner iſt der Verbreitung von Kenntniſſen und der Einführung einer geregelten Erziehung eben ſo wenig günſtig als der Umſtand, daß die Bevölkerung des Innern hinſichtlich vieler ihrer Bedürfniſſe ganz unabhängig von der Hauptſtadt daſteht, ſich wenig darum bekümmert, ob dort Verbeſſerungen vorgenommen werden oder nicht, und wenigſtens keine Neigung hat dieſe nachzuahmen.

Bei dem Ueberblicke dieſer zahlreichen Fortſchritte innerhalb weniger Jahre erſcheint das Streben der neuen Welt nach wiſſenſchaftlicher Bildung auch dann noch der ehrendſten Anerkennung würdig, wenn man weiß, daß vieles unausgeführt geblieben, was in glänzenden oder gut durchgedachten Planen den Congreſſen oder Regierungen vorgelegen hat und von denſelben genehmigt worden iſt. Das europäiſche Publicum iſt theils zu weit von dem Schauplatze jenes neuen und für Amerika ſehr ungewöhnlichen Treibens entfernt, theils mit Volkscharakter und örtlichen Umſtänden nicht vertraut genug, und legt deßhalb auf manche der dort gethanen Schritte einen zu großen Werth, verrathet wohl auch hin und wieder eine übrigens verzeihliche Leichtgläubigkeit. Man nimmt außerhalb Spaniens einen ſo warmen und freundlichen Antheil an den Bewohnern der frei gewordenen Colonien, man glaubt die allgemeine Verbreitung der Humanität von dem Ausgange der dort geführten Kämpfe und des Ringens nach dem Beſſeren ſo ſehr abhängig, daß das Urtheil etwas parteiiſch und zwar zu günſtig ausgefallen iſt. Manche gutmeinende Enthuſiaſten haben ſich hinreißen laſſen um bloße Vorausſetzungen als Wirklichkeit anzuſehen und lockende Bilder zu entwerfen, denen die Staaten Südamerika's nicht entſprechen, noch füglich in kurzer Zeit gleichkommen können. Die Barbarei mehrerer Jahrhunderte iſt nicht in zwei Jahrzehnten auszurotten; Civiliſation und wiſſenſchaftliche Bildung verlangen auch unter Völkern von beſonders günſtigen Anlagen gewiſſe Zeit, um einheimiſch zu werden, und müſſen, um feſt zu wurzeln und zu gedeihen, während eines patriotiſchen Verlaufs gradweiſe Steigerung erfahren. Wenn die Amerikaner durch Verpflanzung fremder Inſtitute auf ihren unvorbereiteten Boden die Epochen ihrer Bildungsgeſchichte gewaltſam abzukürzen verſucht haben, ſo iſt ihnen früher oder ſpäter immer die Ueberzeugung geworden, daß auch für ſie die Regel, mit dem Anfange zu beginnen, volle Geltung habe. Die Begründung neuer Univerſitäten, welche die Europäer um ſo mehr zu Bewunderung veranlaßte, als ſie an europäiſche Anſtalten eines völlig verſchiedenen Wirkungskreiſes und Umfanges dachten, hat im ſpaniſchen Amerika bedeutend weniger Freunde als zur Zeit der erſten Revolution. Viele dieſer Inſtitute, die im Uebrigen ſich kaum mit den deutſchen Gymnaſien des erſten Ranges meſſen können, ſind nie in Wirkſamkeit getreten, und daher ihre Nennung abſichtlich vermieden worden. Dafür hat ſich aber die Aufmerkſamkeit in den ruhiger gewordenen Staaten um ſo mehr auf das Eigentliche und Nützliche gewendet, und die niederen Stände erhielten in vielen Gegenden hinreichende Mittel zur Erlangung einer Erziehung, die noch vor 20 Jahren kaum unter den Vornehmſten anzutreffen war. Wenn nun aber einem großen Theile der Zeitungsnachrichten, den Verordnungen jener Republiken und den meiſtens etwas ſanguiniſchen Rathſchaften ihrer Präſidenten kein unbedingter Glaube zu ſchenken iſt, wenn folglich eine Verringerung angeblicher Leiſtungen eintritt, ſo bleibt dennoch eine genügende Menge von unbezweifelten Fortſchritten, um Bewunderung zu veranlaſſen, und zu den beſten Hoffnungen zu berechtigen. Hiſtoriſch merkwürdig wird immer der Muth und der Erfolg der wenigen klardenkenden und gebildeten Männer erſcheinen, die mit ſo rohen Elementen, wie die Bevölkerung Amerika's ſie darbot, den Kampf gegen das Mutterland und faſt gleichzeitig die Einführung der Civiliſation unternahmen. Sollte der meiſtens ſehr unpaſſende, aber von den Parteien in ſehr entgegen geſetzter Abſicht angewendete Vergleich der ſüdamerikaniſchen Republiken mit den Vereinigten Staaten hier Geltung finden, ſo würde es ſich ausweiſen, daß dieſe letztern keineswegs berechtigt ſind, den Ruhm, große Schwierigkeiten mit geringen Mitteln beſiegt zu haben, ausſchließlich in Anſpruch zu nehmen. Zwar wird wohl ein Unparteiiſcher nicht geneigt ſeyn, mit einem berühmten engliſchen Schriftſteller den Erfolg der Nordamerikaner in dem Umſtande zu ſuchen, daß ſie „ihren Urſprung einem Zuſammenfluſſe der abgefeimteſten Taugenichtſe Europa's verdankten," aber jedenfalls ſtand die Volksbildung im Jahre 1776 eben ſo hoch in den dreizehn Staaten als im Mutterlande. In Südamerika aber lebten die Anſichten und die Uncultur des 16ten Jahrhunderts bis vor etwa dreißig Jahren ungeſtört und ſtark, und die Bewohner ſtanden noch tiefer als ſelbſt die Spanier, denen man, wenn Civiliſation den Maßſtab abgibt, keinen hohen Platz unter den Völkern Europa's anweiſen kann. Nur wer die Geſchichte des ſpaniſchen Amerika mit Aufmerkſamkeit verfolgte, kann ſich einen Begriff von den Schwierigkeiten machen, welche der Verbreitung aufgeklärter Ideen und neuer Zweige des Wiſſens eben ſo in den veralteten, aber feſtgewurzelten Vorurtheilen mächtiger und zahlreicher Claſſen, als in der Lebensweiſe und ſogar in der Zerſtreutheit der ganzen Bevölkerung über weite Räume entgegenſtanden. Ihre Ueberwindung bildete den Zweck der erſten und mühſamſten Schritte. Seit dieſe gelungen, öffnet ſich den Südamerikanern eine verhältnißmäßig günſtigere Bahn, auf welcher ſie ungeachtet häufiger Unterbrechungen und ſcheinbarer Rückſchritte ſicherlich fortgehen und die Hoffnungen Europa's erfüllen werden.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in franzöſiſch Guiana und Braſilien.

(Fortſetzung.)

Am 26 kam ich an die Mündung des Rio-Negro. Hier nimmt der Amazonenfluß den Namen Solimoes an. Die Felſen, welche das Bett des Fluſſes verengen, hatten Anlaß gegeben, der drei Stunden weiter aufwärts gelegenen Stadt den Namen Barra beizulegen; jetzt wird ſie indeß Manau genannt, und zwar wegen der Indianer gleichen Namens, die vormals dieſe Gegenden bewohnten. Der Rio dos Manau fließt ein wenig unterhalb der Stadt, wo ich am Abend ankam. Die Stadt iſt gut gelegen und gebaut. Man findet ſchöne Häuſer und zwei reich ausgezierte Kirchen. Sie wird von dem Kriek Pirisity durchſchnitten, über den eine hölzerne Brücke führt. Hier iſt der Sitz der höchſten Behörden der Provinz Rio-Negro. Die Einwohner ſind betriebſam und thätig, allein unter den Händen der in ſchlechtem Anſehen ſtehenden Behörden gedeiht nichts. Ich fand hier den Dr. J. Natterer, einen Naturforſcher, von der öſterreichiſchen Regierung abgeſendet und beſoldet, der ſich ſchon ſeit geraumer Zeit in Braſilien aufhält, und durch die reichliche Unterſtützung ſeines Hofes in den

Stand gesetzt ist, kostbare Sammlungen in allen Zweigen der Naturgeschichte anzulegen. Nach einigen Ausflügen in die Umgegend von Manau, und besonders nach dem Flecken Tharaumas, um dort die alterthümlichen Skulpturen der gleichnamigen Indianer zu sehen, welch letztere sich aber seit lange schon an den Essequebo zurückgezogen haben, verließ ich Manau am 14 Junius, um den Rio-Negro hinaufzufahren. Die Ufer dieses Flusses bieten einen angenehmern Anblick als die des Amazonenflusses; das Grün der Bäume ist mannichfaltiger, die Landschaft frischer. Auf einer großen Anzahl von Pflanzungen wird Sassaparille gebaut. Nach einer Fahrt von 40 Stunden kam ich zu dem Flecken Aërao, der von den großen Kaffee- und Cacao-Pflanzern und auch von halbblütigen Leuten — Abkömmlingen der Aroaquis, Boriquis und Manaus — bewohnt wird; der letztgenannte Stamm ist fast ganz erloschen. Aërao, Ayrao oder Airam liegt auf dem rechten Ufer des Flusses; dem Flecken gegenüber mündet der Waerpia aus. Die Orcane haben einen Theil der Häuser zerstört. Zwölf Stunden weiter, und auf demselben Ufer, liegt die kleine Stadt Moura, deren halbblütige Bewohner sich mit der Seilerei beschäftigen, wozu sie als Material die Blattstielfasern der im Lande sehr häufig wachsenden Palmenart Py: Attalea verwenden. Moura fast gegenüber ist die große Mündung des Rio-Branco, und neun Stunden weiter aufwärts, Carroeiro gegenüber, befindet sich eine zweite Mündung desselben Flusses, welche den Namen Amajaou führt, und es ist dieß keineswegs ein besonderer Fluß, wie die Karten irrig angeben. Diese Mündung ist nur im Winter zugänglich, und auch dann nur Fahrzeugen von mittlerer Größe. Man nennt dieß im Land einen Gappo (Sumpf), und fährt auf demselben mitten in einem Wald. Ein Indianer steht auf dem Vordertheile des Canots, und haut mit einem Säbel die Lianen und andere Schlingpflanzen ab, welche die Fahrt versperren. Es ist dieß Wasser, das von den großen Ueberschwemmungen zurückbleibt. Am 29 kam ich unter heftigem Sturmwinde nach Carroeiro. Die Einwohner dieses Orts sind desselben Ursprungs und treiben dasselbe Geschäft, wie die von Moura. Am 30 fuhren wir in die erwähnte Mündung, oder vielmehr in den überschwemmten Wald hinein, von sehr großen Fischen umschwärmt. Durch die Ueberschwemmung wird eine Verbindung mit vielen Seen hergestellt, unter denen besonders der Ikeru-Enne wegen der vielen Schildkröten, die er enthält, merkwürdig ist.

Bis zum 5 Julius schifften wir in einem wahren Labyrinthe, wo kein Compaß etwas nützen konnte. Endlich erreichten wir das Flußbett, und kamen noch an demselben Tage nach Santa Maria, einem Flecken, der von Aturay-Indianern bewohnt wird, die so ziemlich civilisirt sind. Oberhalb des Fleckens ward die Strömung so heftig, daß wir, trotz aller Anstrengungen unserer Ruderer, dennoch oft wieder rückwärts getrieben wurden. Man mußte endlich zu langen Stangen mit Haken seine Zuflucht nehmen, mit denen man in den Lianen und den Bäumen am Ufer sich festhielt und so das Canot nachzog. Zuweilen tritt der Fluß in das Land hinein, und diese Stellen werden von den kleinen Fahrzeugen benutzt, um den Gefahren zu entgehen, denen sie auf den Stromschnellen von Mawary, Mocawassu und Arassa ausgesetzt sind. Einige kleine Kriths, wie z. B. der Jcatu und mehrere andere, gestatten der Strömung zuweilen auszuweichen. Am 21 kam ich nach Carno, einem unbedeutenden Dorfe, 40 Stunden von der Mündung entfernt. Die Bewohner dieses Dorfes sind theils Aturay's, theils Blendlinge von diesen und den Portugiesen. Die überschwemmten Ufer des Flusses sind mit Palmen und mit Yucas besetzt. Ein wenig oberhalb Carno kommt man zur Stromschnelle von Uri-Unamada und weiter hinauf zu großen Inseln. Der erste Beifluß des linken Ufers des Rio-Branco, ist der Caraterimare, der acht Stunden von Carno ausmündet. An diesem Flusse wohnen die Paunianes, ein Stamm, der durchaus keine directe Verbindung mit den Weißen unterhält, sondern nur durch Vermittlung der Wapitchaves — eines andern an den Quellen desselben Flusses ansässigen Stammes — mit ihnen Handel treibt. In einiger Entfernung von demselben Ufer befindet sich der Krith Jnimini. Eine Menge Inseln, welche die Strömung verstärken, und häufige Orcane machen die Fahrt auf dem Rio-Branco höchst beschwerlich. Der Wanahu ist ein Beifluß desselben Ufers; seine Quellen sind nicht fern von denen des Rio-Trombetas, mit dem er im obern Theile seines Laufes in Verbindung steht. Die Aroaquis fahren den einen oder den andern dieser Flüsse hinauf, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren wollen. Erst 60 Stunden von der Mündung des Flusses, und nachdem der Jarani und der Atacuri sich am rechten Ufer in ihn ergossen haben, bemerkt man Gebirge am Horizont, unter denen besonders der Pic des Tapir Apecu (Ochsenzunge) hervorragt. Die Kriths und Seen werden nun immer zahlreicher. Am 20 Julius wurde das Fallen des Wasserstandes bemerkbar, und eine große Menge Schildkröten näherte sich dem Ufer, um dort Eier zu legen, sobald der Boden wasserfrei genug seyn würde. Um den großen Katarakten auszuweichen, schlug mein Pilot mir vor, in einen Seitencanal einzulaufen, dessen Mündung sich vier Stunden unterhalb der Wasserfälle öffnet. Ich wußte wohl, daß wir dort bei Tag und Nacht von allen möglichen Gattungen stechenden Insecten, besonders aber von den Macas gepeinigt werden würden, deren Stachel auch durch die dichteste Kleidung dringt, allein ich mußte nothgedrungen diesen Weg einschlagen, weil meine Indianer mich sonst verlassen haben würden. Nach einer zweitägigen Fahrt auf diesem Seitencanal am linken Ufer des Flusses bemerkten wir die Gebirge von Caraumana, und am dritten Tage kamen wir in ein solches Labyrinth von Inseln, daß jede Aussicht nach den Wasserfällen benommen war. Oberhalb der Katarakten bemerkt man die Ruinen einiger zerstörten Missionen; die beiden Ufer des Flusses werden höher, und bedeutende Gebirgsketten tauchen auf. Fünfzehn Stunden oberhalb der Fälle tritt am rechten Ufer der Fluß Mocajahy in den Rio-Branco, und am linken mündet der Garape oder Krith Teiu (Eidechse) aus, der aus dem Gebirge Caraumana kommt. Oberhalb des Mocajahy breiten sich große mit Heerden bedeckte Savannen aus. Zwei Tage lang fuhren wir an den Widerlagen des Gebirges hin, und kamen dann an die Mündung des Cawomi, der 6 Stunden vom Mocajahy, und an demselben Ufer in den Rio-Branco fällt. Am 29 Julius erreichte ich nach einer starken Tagereise das Fort Sanct Joaquim, am Beiflusse Tacutu gelegen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Mann in den Umgebungen Londons soll mit großem Erfolg einen starken Decoct von Nießwurzblättern zur Vernichtung der Raupen angewendet haben. Am Abende bestrich er die Bäume mit dem Decoct, und am Morgen fanden sich immer die Insecten in großen Massen todt auf dem Boden.

Die philologische Classe der kaiserlich russischen Akademie hat eine Preisaufgabe ausgeschrieben in Betreff einer wissenschaftlich geordneten Zusammenstellung alles Dialektischen der griechischen Sprache.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 217.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 August 1837.

Die grosse chinesische Mauer. *)

Unter allen großen Arbeiten, welche die Tyrannei mächtiger Herrscher einem zahlreichen Volk aufbürdete, ist die große chinesische Mauer gewiß eine der merkwürdigsten. Zu verschiedenen Zeitpunkten auf den Nordgränzen des himmlischen Reiches zur Abhaltung der Einfälle der Türken und Tataren errichtet, beträgt ihre Länge ungefähr 500 Stunden. Man berechnete, daß wenn sie überall die Höhe und Dicke hätte, welche die von Davis in seinem trefflichen Werke über China gelieferten Plane zeigen, man Mauerwerk genug haben würde zur Erbauung einer sechs Fuß hohen und zwei Fuß dicken Mauer, die zweimal den Umfang der Erde beträge. Fast die ganze Mauer ist nach demselben Plane gebaut, wie die Bollwerke Pekins, die so sehr an diejenigen von Susa, Babylon und Ninive erinnern. Es sind nämlich zwei gleichlaufende Mauern, deren Zwischenraum mit Erde gefüllt ist, und die von noch höheren dicken Thürmen flankirt sind. Diese großen Arbeiten verdankt man dem mongolischen Eroberer, d. h. der Dynastie Yuen, die der berühmte Kublai gründete, den auf seinem Zuge stets eine Menge in Westasien geborner Gelehrten und Baumeister begleitete, worunter sich auch einige Europäer, unter andern der berühmte Marco Polo, befanden. Diese Dynastie verlegte den Sitz des Reiches nach Pekin, und mehrere Gründe lassen uns vermuthen, daß man ihr den merkwürdigsten Theil der großen Mauer, etwa die Hälfte, diejenige, die sich von der neuen Hauptstadt bis an den gelben Fluß oder Hoang Ho erstreckt, zuschreiben muß; denn erstens spricht Marco Polo, der Alles beschreibt, was er in China beobachtete, nicht von der großen Mauer; zweitens lag es im Interesse der neuen Dynastie, ihre Residenz gegen die Tataren im Norden zu schützen, und endlich hat dieser Theil der großen Mauer zu viel Aehnlichkeit mit der Festungsmauer von Pekin, als daß er nicht augenscheinlich aus beinahe derselben Zeit, d. h. aus dem 13ten Jahrhundert herrühren sollte. Sonach versetzt man mit Unrecht ihre Aufführung in die Zeit der kurzen Tsin-Dynastie, die nur 50 Jahre bestand und deren Gründer, 226 Jahre vor Christus, der berühmte Tsin-Schy-Hoang-Ty war, der erste Monarch, der die sieben Fürstenthümer China's zu einem einzigen Reich vereinigte, und von diesen sieben Provinzen waren bloß drei, nämlich die der Fürsten Tsin, Tschao und Yuen, den Streifzügen der Tataren ausgesetzt. Jeder dieser Fürsten errichtete in den Engpässen der Gebirge dichte Erdwälle. Nachdem Tsin Herr von ganz China geworden und das in Armenien und Persien übliche Verfahren kennen gelernt hatte, schützte er sein Reich gegen die westlichen und nördlichen Barbaren vollständig dadurch, daß er die Passagen von Long-Sy, Pe-Ty und Schang-Kium schloß. Allmählich verband man alle einzelnen Bollwerke durch einen zusammenhängenden Erdwall, und hiedurch war der Umriß zu der großen Mauer gegeben, die erst im 13ten Jahrhundert, zur Zeit der von Dschengiskhan stammenden Yuen aufgeführt wurde; dann wurden die augenscheinlich neueren Arbeiten des großen Canals ausgeführt, auf welchem alljährlich in zehntausend Fahrzeugen Reis und andere in den südlichen Provinze geernteten Cerealien nach den wenig fruchtbaren Ebenen Pekins verführt werden. Uebrigens läßt sich in China kein anderes Denkmal anführen, das den Pyramiden, den Wundern von Theben und Babylon vergleichbar wäre. Indeß verdient erwähnt zu werden, daß fast alle orientalischen Schriftsteller in sehr früher Zeit von der berühmten Mauer sprechen, und daß die Karten des Mittelalters selbst die Gestalt derselben im östlichen Theil Asiens angeben. Diese Thatsache ist uns bekannt; wir wissen aber auch, daß Alles, was jene Schriftsteller hierüber schreiben, auf alle zwischen den Gebirgen wider die Einfälle der nördlichen Völker errichteten Wälle Anwendung findet. Die älteste von allen schloß die Passage zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meer; sie soll von einem alten König, Iskander,*) erbaut worden seyn, um die Räuber, Mörder und Brandstifter abzuhalten. Hierauf, oder vielleicht gleichzeitig, führte man an der Südostspitze des kaspischen Meeres, nicht weit von Astrabad, in der Richtung nach

*) Auszug aus einem noch ungedruckten Werk eines Hrn Paravey, der sich seit vielen Jahren mit Forschungen über die alte Geschichte Asiens, und namentlich der Verbindung Vorderasiens mit China und der Tatarei beschäftigt.

*) Wie man überhaupt alles Große auf Alexandern übertrug.

Bukhara und Samarkand, eine andere von starken viereckigen Thürmen flankirte große Mauer auf, wie die chinesische. Noch gegenwärtig findet man im nördlichen Persien die Ruinen derselben. Sie heißt Kisil alan und wird, wie alle alten Monumente am kaspischen Meere, ebenfalls dem Iskander zugeschrieben. Sonach trennte also vom Kaukasus an bis zum Golf von Petschely, eine Kette unzugänglicher Berge, oder ein Erdwall, oder ein gemauertes Bollwerk die ackerbautreibenden und civilisirten Völker von den, mehr oder weniger wilden und rohen, doch insgesammt räuberischen Nomaden- und Hirtenvölkern.

Deportation und Colonisation in Australien.

(Fortsetzung.)

Man hat oft behauptet, der Aufenthalt an Bord verschlimmere die Gefangenen. Dr. Wilson läugnet es. Dagegen behauptet er eben so wenig, daß sie sich moralisch verbessern. Die Schiffsdisciplin reformirt kaum das äußere anständige Benehmen dieser Menschen ohne Grundsätze. Dieß geschieht jedoch leicht und in sehr kurzer Zeit. Dr. Wilson begann damit, daß er sich der Mitwirkung des commandirenden Officiers und des Capitäns versicherte, welche es auf sich nahmen, jene kleinern Vergehen zu bestrafen, die man streng genommen in einer Caserne oder auf einer Wachstube hätte übersehen können. Er versichert, daß man auf dem Schiffe, auf welchem er diente, nie einen unschicklichen oder trotzigen Ausdruck gehört habe. Es scheint jedoch, die Gefangenen entschädigten sich, sobald sie das Verdeck verließen und in ihre Zellen hinabstiegen.

Im Allgemeinen macht man sich eine falsche Vorstellung von einem englischen Schiffe, das für Deportirte bestimmt ist; man wähnt, Gesetzlosigkeit, Unordnung und Insubordination herrschen an dessen Bord. Es findet jedoch gerade das Gegentheil statt. Reinlichkeit, Stille und äußerer Anstand herrschen hier, wie auf einem trefflich befehligten Kriegsschiff. Die große Disciplin auf dem Deportirtenschiff läßt sich eben so wenig läugnen, als man sie in dieser Beziehung mit dem größern Theile der Kauffahrteifahrer vergleichen kann, welche den Hafen von London verlassen. Dieser Vorzug wird von denjenigen, welche die Colonien kennen, so sehr gewürdigt, daß sie sich häufig in England die größte Mühe geben, um die Erlaubniß zu erhalten, die Ueberfahrt auf einem Deportirtenschiff machen zu dürfen.

Die mittlere Sterblichkeit der Deportirten erhebt sich im Laufe einer Fahrt nach Neu-Holland nicht höher als auf zwei vom hundert: ein günstiges Verhältniß, wenn man bedenkt, daß viele derselben mit halb zerstörter Gesundheit auf das Schiff kommen.

Sobald sie ans Land gesetzt sind, vertheilt man sie unter die Pflanzer, die es über sich nehmen, sie zur Arbeit anzuhalten, und die ihnen nach einem festgesetzten Tarif Nahrung, Kleidung und Bett ꝛc. liefern. Im Allgemeinen geben die Pflanzer ihren Dienern so viel Lebensmittel als sie brauchen; eben so erhalten die letztern, so oft es nöthig ist, neue Kleider. Die Pflanzer finden ihren Vortheil dabei, wenn sie hierin nicht sparen. Ein Fremder, der das Haus eines angehenden Pflanzers besucht, kann die Verhältnisse desselben je nach dem Anzuge der Dienerschaft am Sonntage beurtheilen. Ist diese reinlich und gut gekleidet, so gedeiht das Eigenthum des Pflanzers. Zeigen sich die Diener an diesem der Ruhe geweihten Tage in zerrissenen Kleidern, mit langen Bärten und schmutzigen Gesichtern, so ist die Pflanzung im Verfall. Mit der Unordnung wächst bald die Unbotmäßigkeit. Auf allen Pflanzungen, wo die Dienerschaft sich in schlechtem Zustande befindet, ist die Einschreitung der Obrigkeit häufig nothwendig.

Die Regierung der Colonie unterstützt die moralische Reform der Verurtheilten durch Bewilligung größerer Toleranz gegen diejenigen, welche sich am besten aufführen. Ihre gute Aufführung wird durch Erlaubnißkarten belohnt, welche dem Deportirten das Recht verleihen, sich seinen Herrn selbst zu suchen, und sogar auf eigene Rechnung zu arbeiten. Wilson ist jedoch der Meinung, daß die Ertheilung solcher Karten zu großen Mißbräuchen führe. Man war in letzter Zeit genöthigt, eine Maßregel einzuführen, die auf den ersten Anblick höchst seltsam erscheinen muß; sie besteht darin, nie auf einer und derselben Pflanzung die verheuratheten Männer mit ihren Frauen zu vereinigen. Vor diesem neuen Gesetze hatte die Deportation nichts Abschreckendes für die Ehen. Mancher englische Ehemann, der nach einem dem Betrug und dem Diebstahl gewidmeten Leben sich auf offener That ertappen ließ, und zur Deportation verurtheilt wurde, betrachtete diese Strafe als eine wahre Wohlthat. Vor der Verurtheilung stellte er das unrechtmäßig erworbene Vermögen seiner Frau zu; sofort segelte er auf Kosten des Staates nach Van Diemens Land oder Neu-Wales und ward unterwegs besser behandelt, als mancher Passagier auf einem Kauffahrteischiff. Bemühte er sich nach einigem Aufenthalte in den Colonien der Deportirten, sein gutes Benehmen gehörig ins Licht zu setzen, so erhielt er die Erlaubniß, Frau und Kinder, und zwar auch diese auf Kosten des Staats, kommen lassen zu dürfen. War er des Dienens satt, so nahm er seine Zuflucht zu einem andern Mittel. In diesem Fall ließ er seine Frau auf eigene Kosten aus England kommen, das heißt mit dem Gelde, das er im Mutterlande zusammen gestohlen hatte. Diese erhielt sodann ohne Schwierigkeit die Erlaubniß, daß ihr der eigene Mann als Diener zugestellt wurde, wodurch er, der Natur der Sache nach, seine vollkommene Freiheit erhielt. In dieser unnatürlichen Lage konnte die Frau den Mann körperlich züchtigen, in Ketten schließen, oder auf jede andere Weise strafen lassen. Man glaubt vielleicht, sagt Dr. Wilson, ein auf solche Weise in Sklaverei versetzter Mann müsse sich nothwendig gegen seine Frau gut und nachgiebig erweisen: keineswegs. Ich sah häufig, wie der Mann seine Abhängigkeit vergaß, und seine eheliche Gewalt auf eine sehr unehrerbietige Art auszuüben fortfuhr, während sich die Frau, obgleich sie die Herrin war, mit größter Unterwerfung benahm.

Die englische Regierung hat sich in neuerer Zeit genöthigt gesehen, das Schicksal der Deportirten bedeutend zu erschweren, indem dieselben wichtige Stellen einnahmen und auf einem

großen Fuße zu leben begannen. Heutzutage wird nicht mehr vergessen, daß jener Aufenthalt eine wahre Strafe iſt, und daß jeder Schuldige zu einer ſeinem Alter und ſeinen Gewohnheiten angemeſſenen Handarbeit angehalten werden ſoll. Uebrigens ſpricht ſich Dr. Wilſon nicht über die wichtige Frage aus, ob der Aufenthalt in den Colonien die Verbrecher beſſere. Nur davon hat ihn eine lange Erfahrung überzeugt, daß eine unordentliche Lebensweiſe und das Laſter, wenn auch nicht das Verbrechen, ſelbſt inmitten der verworfenen Bevölkerung der auſtraliſchen Deportirten, verbeſſert werden kann.

(Schluß folgt.)

Eigenthümliche Erſcheinung beim Ausbruche des Coſiguina. *)

Bekanntlich fand am 23 Januar 1835 und den folgenden Tagen ein mit furchtbaren Erſchütterungen begleiteter Ausbruch des benannten Vulcans ſtatt, der im Staate Honduras in geringer Entfernung von dem ſtillen Meer und faſt am Eingange der Bai von Fonſeca liegt. Ein franzöſiſches Blatt theilt nach einer Zeitung von Neugrenada, el Constitucional del Magdalena betitelt, einen merkwürdigen Umſtand mit, der von der ungeheuren Verbreitung der vulcaniſchen Bewegung zeugt, obwohl ein ſichtbarer Ausbruch nur an Einem Punkte ſtattfand. Am 23 Januar, wo der Ausbruch in ſeiner größten Stärke war, hörte man in einem großen Theile von Neugrenada ein Geräuſch, das man ſich nicht erklären konnte, welches aber ſo ſtark war, daß man allenthalben glaubte, es komme aus einem ganz nahgelegenen Ort. Erſt im Anfang Aprils erfuhr man die Urſache: eine ſardiniſche Brick, der San Joſe, der von Nicaragua kam, brachte fünf Menſchen mit, welche Zeugen des Ausbruches geweſen waren. Das Journal ſetzt hinzu, daß ſich das Geräuſch auch in Mexico mit einer ſolchen Stärke vernehmen ließ, daß die Einwohner, ebenſo wie in Neugrenada, überzeugt waren, es gehe in ihrer Nachbarſchaft entweder auf der Erde oder in der Luft eine heftige Veränderung vor. Nach den Angaben dieſes Blattes, die freilich leider nicht alle wünſchenswerthe Genauigkeit haben, ſcheint es, als ob das Geräuſch ohne merkliche Abnahme in ſeiner Stärke über eine Strecke von nahe an 200 Lieues verbreitet geweſen ſey.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in franzöſiſch Guiana und Braſilien.

(Fortſetzung und Schluß.)

Das Fort St. Joaquim iſt ein großes länglich viereckiges Gebäude, von Steinen aus dem Fluß aufgeführt, und von fünfzehn Soldaten mit etwa einem Dutzend Kanonen von verſchiedenem Caliber vertheidigt. Als die Portugieſen noch die Einfälle der Spanier in ihr Gebiet zu befürchten hatten, war es bedeutender, denn die Gränze befindet ſich kaum 25 Stunden vom Fort, das dem Gebirge Caraumana gegenüber liegt, von dem es kaum einen Steinwurf entfernt zu ſeyn ſcheint, obwohl man fünf Stunden braucht, um es zu erreichen. Linker Hand tritt dem Blick in weiter Ferne die große Gebirgskette Canocuana entgegen. Im Fort herrſchte Mangel an Manice-Mehl; da ich nun erfuhr, daß man bei den Wayichanes, einem Indianerſtamm am Belfluſſe Cawomi, deſſen Mündung wir ſechs Stunden weiter unterhalb geſehen hatten, welches haben könnten, ſo beſchloß ich dahin zu gehen, um mir von dieſem zu Fortſetzung meiner Reiſe ſo unentbehrlichen Lebensbedürfniß einzuhandeln. Ich ließ daher meine Familie und meine ermüdeten Indianer im Fort, und ging mit Schiffern, die der Commandant mir gegeben hatte, den Fluß wieder hinab. Am 1 Auguſt fuhr ich in den Cawomi ein, der ſich auf dem rechten Ufer mit dem Rio-Blanco vereinigt, faſt parallel mit dieſem durch Savannen hinfließt, und ſich dann nach der Serra Murupu wendet, in deren Nähe er entſpringt. Auf ſeinem Laufe vereinigt er ſich am rechten Ufer mit dem Whuaumhau, einem Kriſh, der viel tiefer als der Fluß ſelbſt iſt. Nach einer Fahrt von etwa drei Stunden aufwärts ſah ich ſchon die Wohnungen der Wapichanes, und am 5 kam ich in das Dorf, wo ihr Häuptling hauſte. Dieſe Indianer ſind von hohem Wuchſe, gut und kräftig gebaut, und ſchwärzer von Farbe, als die Indianer der Wälder im Innern. Ihre Hütten waren ſehr reinlich gehalten. Ihre Waffen beſtehen in Bogen und Blaſerohren. Die Quellen des Mocajahy ſind nicht fern von dieſem Punkt, und denen des Rio-Caraterimana ſehr nahe; an beiden wohnt der Stamm der Paumanes. Mehl bekam ich, ſo viel ich bedurfte, und nachdem ich meine Canots geladen hatte, war ich auch noch ſo glücklich, einen ſehr guten Führer in der Perſon eines Gallbi zu bekommen, der ſehr jung ſchon von Angoſtura, am untern Orinoco, weggekommen war, und mehrere Jahre bei verſchiedenen Indianern zugebracht hatte. Er war getauft, und hieß Lourenço. Ich ließ mehrere Ochſen ſchlachten, das Fleiſch theils einſalzen, theils trocknen, und verließ das Fort am 11. Eine Tagereiſe oberhalb deſſelben iſt der Fluß mit Sandbänken und Felſen bedeckt; ſein Lauf geht in ſüdſüdöſtlicher und ſüdſüdweſtlicher Richtung. Ungeachtet dieſer mannichfachen Hinderniſſe fuhren wir doch raſch aufwärts, da das ſeichte Waſſer das Rudern und Fortſchieben der Fahrzeuge erleichterte.

Am 17 Auguſt kamen wir in ein Dorf unſerer Führer, ungefähr 40 Stunden vom Fort St. Joaquim entfernt. Der ganze Stamm war im Begriff auszuwandern. Während der Zurüſtungen zur Abreiſe, die einige Tage dauern konnten, lud Lourenço mich ein, ihn auf einem Fiſchfange zu begleiten. Er wollte zu dieſem Zwecke bis zu den Quellen des Parimi gehen. Wir fuhren ungefähr 20 Stunden weit aufwärts, legten an, und gingen dann über die Savannen bis zu einer gegen Oſten gelegenen Cordillere. Nach einem Wege von fünf Stunden ſahen wir den Parimi, deſſen Bett ſehr eng, und der ſo reißend iſt, daß er aufwärts nicht befahren werden kann. Bald erreichten wir einen Pfuhl am Fuße des Gebirges, mit ſehr tiefen Lagunen, in denen es ſo viele Fiſche gab, daß wir in zwei Tagen mehr fingen, als unſere Leute tragen konnten. Wahrſcheinlich dehnt ſich während der Regenzeit der Sumpf, in dem der Parimi entſpringt, ſo weit aus, daß er eine Fläche von einer Stunde Länge und einer halben Stunde Breite bietet, und dieß iſt denn der berühmte See Parime, an deſſen Ufern, wie die fabelhafte Sage berichtet, Paläſte aus dem Gold erbaut ſtanden, das man aus dem See zog, und weßhalb man dieſem Lande den Namen El-Dorado gab. Dieſe Mährchen der ſpaniſchen Romanzendichter werden in Braſilien noch immer für wahr gehalten, und noch vor etwa 20 Jahren wurde ein Commandant des Forts St. Joaquim, den man im Verdachte hatte, eine große Menge Gold aus dem See geholt zu

*) Siehe Ausland Jahrgang 1836. Nr. 146.

haben, auf Befehl der Generalregierung der Provinz hingerichtet. Am 24 kamen wir nach dem Dorfe der Indianer zurück, und traten am 26 unsere Reise wieder an, indem wir den Fluß Uriariquaire, an dem das Dorf lag, zwei Tage aufwärts befuhren. Ein Theil der Indianer war vorausgegangen, um den Weg bis zum Orinoco zu Lande zu machen; die übrigen wendeten sich nach den Quellen des Mahon. Der Horizont war hier von allen Seiten durch Gebirge eingeschlossen. Wir ließen unsere Fahrzeuge am rechten Ufer des Flusses und wendeten uns gegen Südwest. Unser Weg führte uns die beiden ersten Tage über die oft von hohen Hügeln durchschnittenen Savannen, und dann durch Wälder. Nach fünf Tagen eines sehr beschwerlichen Marsches benachrichtigte mich Lourenço, daß wir nun an den Garape Tuaïa kommen, und uns dort aus der Rinde der Marigwas Canots bauen würden. Dieß geschah, und nachdem wir einen Tag lang auf dem Tuaïa gefahren waren, kamen wir am 2 September in den Orinoco. Einige unserer Indianer hatten uns verlassen, um den Weg zu Lande fortzusetzen. Wir waren jetzt noch drei und dreißig an der Zahl, meine Frau, meinen drei Monate alten Knaben, meinen Schwager, vier mir gehörige Neger und fünf Aturay-Indianer mitgerechnet, die mir gefolgt waren. Alle diese Leute wurden in drei große Canots und in einen kleinen Fischerkahn vertheilt. Zwei Tage lang fuhren wir den Orinoco hinab, der hier, kaum 500 Fuß breit, zwischen ziemlich hohen Ufern hinfließt. Wir fuhren immer erst um 9 oder 10 Uhr Morgens ab, weil die Morgennebel so dicht sind, daß man kaum 25 Schritte weit vor sich sehen kann. Am dritten Tag aber bestand Lourenço, der mein Canot steuerte, und die gefährlichen Stellen des Flusses genau zu kennen vorgab, darauf, um 6 Uhr Morgens abzufahren. Vergebens warnte ich ihn, er aber versicherte, daß wir gegen Mittag erst an einen Katarakt kommen würden, wo man die Canots zu Lande weiter schaffe, und so gab ich denn nach. Bis gegen 9 Uhr ging Alles gut, aber dann ließ sich plötzlich ein ungeheures Getöse vor uns hören. „Das ist ein Wasserfall, rief ich, fahren wir ans Land!" Lourenço zuckte die Achseln, und im nächsten Augenblicke schon wurden wir von einer so gewaltigen Strömung fortgerissen, daß an kein Landen mehr zu denken war. Bald hob sich der Nebel, wie der Vorhang vor einer Schaubühne, und öffnete einen Abgrund vor unsern Augen — es war dieß der Fall, den wir, wie Lourenço meinte, um Mittag erst erreichen würden. Unsere Canots stürzten mehr als 25 Fuß hoch hinab, und wurden halb zertrümmert in das Fahrwasser geschleudert. Ich hatte noch so viele Geistesgegenwart, meiner Frau, die ihr Kind auf den Armen hielt, zuzurufen: „Fasse mich bei den Haaren!" und so gelang es mir nach einem heftigen Kampfe gegen den Wirbel das Ufer zu erreichen, wo ich ohnmächtig niedersank. Mittag war schon vorüber, als ich die Augen wieder aufschlug. Maschinenmäßig versuchte ich aufzustehen, konnte mich aber von einem kalten Körper nicht losmachen, der mir auf der Brust lag. Es war meine Frau; ich hielt sie für todt, sie war aber nur ohnmächtig. Als ich sie und ihr Kind wieder ins Leben gerufen hatte, ergriff mich ein Gefühl der heftigsten Verzweiflung. Wir befanden uns allein in der Wüste, ohne Lebensmittel und ohne Waffen, uns welche zu verschaffen. Einen Augenblick benei-dete ich das Schicksal der unglücklichen Indianer, deren zerschmetterte Leichname auf den Felsen umherlagen. Nach einer schlaflos zugebrachten Nacht, von Insecten gepeinigt, gegen deren Stich wir durch nichts uns schützen konnten, machten wir uns am Morgen auf den Weg, indem wir dem Laufe des Flusses folgten. Nicht weit von uns fand ich meinen Schwager, der vor Schwäche bewußtlos da lag. Endlich stießen auch die fünf Aturay-Indianer zu uns, von denen der eine dreizehnjährige jetzt bei mir in Paris ist. Wir kehrten nun um und gingen wieder in die Gebirge zurück; auf diesem Wege hatten wir eine Menge Kriths und Flüsse zu passiren, und nährten uns von kleinen Landschildkröten, Eiern, Fischen und Honig, wobei wir zuweilen auch den untern Theil des Leibes einer großen Art Ameisen, Sauba genannt, nicht verschmähten. Wenn wir gar nichts fanden, sahen wir uns genöthigt, den Magen mit einer Art Thonerde zu füllen, deren die Indianer sich häufig zu gleichem Zwecke bedienen. Elf Tage waren wir unterwegs, ohne auf eine menschliche Wohnung zu stoßen. Endlich kamen wir in ein Dorf der Jemecos-Indianer auf einem der vorragenden Punkte der Cordilleren, wo wir sehr gut aufgenommen wurden. Wir kamen nach und nach durch das Gebiet der Tepas, an den Quellen des Mahon, durch das der Galligues, der Mahunings, der Mapus, der Wapichanes u. s. w. Endlich erreichten wir die Quellen des Pirara, eines Brisflusses des Mahon, wo ich statt des auf den Karten angegebenen Sees Amacu ein Dorf der Macusis fand. Am 15 December, drei Monate und zehn Tage nach meinem Schiffbruche, kam ich in das Fort St. Joaquim.

Ungeachtet meine Familie und ich selbst der Ruhe bedurften, machten wir uns doch fünf Tage später schon wieder auf den Weg. Ich wollte die Umgegend des Dorfes der Macusis kennen lernen, und nachdem ich fast bis zu den Quellen des Essequebo vorgedrungen war, ging ich über die Savannen, und erreichte den Rupumary, einen der Beifüsse jenes Stromes. Nach einigen Tagen stieß ich auf den ersten englischen Posten, wo ich mit dem Nöthigen versehen wurde, um nach George-Town zu kommen, wo man uns mit Enthusiasmus aufnahm. Von da ging ich nach Surinam, wo ich, den Fluß Commerwine aufwärts fahrend, den Maroni mittelst einer Landfahrt erreichte. Meine Absicht war, den Maroni hinaufzugehen, um von da auf den Oyapok zu kommen. Fast vier Monate vergingen über den Unterhandlungen mit den Busch-Negern, die sich, den Befehlen des holländischen Gouverneurs zum Trotz, meiner Reise widersetzten. Ich war daher genöthigt, wieder nach französisch Guiana und nach Cayenne zurückzukehren.

Durch den Schiffbruch auf dem Orinoco hatte ich Alles verloren, bis auf meine schriftlichen Notizen, die in einer Kapsel von weißem Bleche staken, die ich nie von mir legte. Mit Hülfe dieser Noten und der Berichte, die ich von verschiedenen Punkten aus an den Hrn. Gouverneur von Cayenne sandte, wird es mir möglich werden, eine genaue Beschreibung meiner Reise zu entwerfen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 69** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Percy Bisby Shelley.** (Fortsetzung.) — **Auszug des hindustanischen Romans. Die Rose von Bakawali.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnenten dieses dem Morgenblatte beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblattes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Morgenblatt nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 218.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 August 1837.

Portugiesische Lebensbilder.

Provincial- und Landleben.

So wie das Frühjahr seine ländlichen Vergnügungen für den Provincialstädter hat, so bietet auch der Herbst die seinigen dar, besonders der Spätherbst, wenn die Castanien reif sind. Welch schöne Tage verlebt man da nicht unter dem heiteren Himmel! Die Erde, welche von einer beinahe fünfmonatlichen unausgesetzten Sonnenhitze ausgetrocknet und geborsten war, ist um diese Zeit schon durch einige Regengüsse angefrischt; sie bedeckt sich abermals mit frischem Grün, die abgestorbenen Pflanzen erwachen zu neuem Leben, die Sonnenstrahlen sind milder geworden, die Nächte kühler, die Luft würziger. Im nördlichen Europa ist der Herbst das Bild der Vergänglichkeit, die ganze Natur stirbt daselbst nach und nach ab, um sich alsdann unter dem weißen Leichentuche zu vergraben. Nicht so im südlichen Europa, wo der Uebergang vom Sommer zum Herbste wieder ein zweites Frühjahr ist; wenn auch ein Theil der Pflanzenwelt im Vergleich mit dem nordischen langen Winterschlafe hier nur ein Schlummerstündchen hält, so erwachen dagegen tausend andere aus ihrer Betäubung und dem Schlafe, in welchen die Sonnenstrahlen sie gewiegt. Bäume und Sträucher trotzen den heißen Strahlen mit ihren dichtbelaubten Aesten gleichsam zum Schutze der niederen Pflanzenwelt, damit diese nicht ganz erstirbt; der Sommer ist für diese der Winter, der Herbst das Frühjahr, wo sie wieder anfangen zu grünen und zu blühen, selbst der eigentliche Winter ist nicht störend für sie; sie halten Wache, wenn nun endlich das kältere Wetter die größeren zum Schlafe bringt und diese ihre Blätter abstreifen, andere immergrüne aber wie im Starrkrampfe dastehen. So verschmilzt denn gleichsam Herbst und Frühling in eins, und der Frühling wird zugleich wieder zum Herbste, denn wenn die größere Pflanzenwelt im Mai nun in ihrer vollen Pracht und Ueppigkeit steht, hat die niedere schon ihre Früchte getragen, und begibt sich zur Ruhe. Wenn nun im Kalenderherbste, im November, die Natur von neuem erwacht ist, das Castanienlaub anfängt sich gelb zu färben, dann erwacht auch der Städter wieder aus seiner Sommerträgheit, er geht häufig ins Freie, und erfreut sich besonders der so heiteren kühlen Mondscheinabende, ohne jedoch den Mond zu lieben; in gesellschaftlichem Verein zieht man aufs Feld oder in die Quintas (so heißen die geschlossenen kleineren Besitzungen, in denen Feld-, Wein- und Gartenbau vereinigt sind), zündet unter den uralten Castanienbäumen ein großes Feuer an, und vergnügt sich hier auf alle mögliche Art mit Spiel und Tanz, während dem in dieser Kunst erfahrne Diener in der glühenden Asche Castanien braten, die haufenweise darin aufgeschichtet mit langen Stöcken fortwährend umgerührt werden, damit sie nicht anbrennen. Die ganze Familie, auch männliche und weibliche Dienerschaft, nimmt an diesem kindlichen Abendfeste Theil, das man gleichfalls eine Funcçao nennt und das den besondern Namen Magusta führt. Der noch dichtbelaubte Baum hält alle nächtliche Feuchtigkeit und den fallenden Thau zurück, den man hier für sehr ungesund hält, das große flammende Feuer verbreitet eine angenehme Wärme, und der klare Mond beinahe eine Tageshelle. Die gebratenen Castanien werden in Körben herumgereicht, während dem man auf dem Boden lagert; in kleinen irdenen Näpfchen, die reihum gehen, präsentirt man den Wein aus den vollen Odres, die wie abgeschlachtete fette Schweine im Hintergrunde liegen; Guitarrenmusik und Gesang erschallen, die Damen benehmen sich mit weniger Zurückhaltung, sie sind ungezwungener im nächtlichen Schatten, man treibt Pfänderspiel, wobei aber nie geküßt wird, Umarmungen werden aber geduldet; man tanzt und überläßt sich der fröhlichsten Laune, selbst die Alten verschmähen nicht daran den lebhaftesten Antheil zu nehmen und noch einmal ihre schon verknorpelten Hüften wieder gelenk zu machen. Dieses Vergnügen dauert bis in die späte Nacht hinein, so lange man noch Castanien und Wein hat — zwei Dinge, die so recht zusammen passen, denn das eine lockt das andere herbei und zieht es nach sich. Nach Castanien schmeckt der feurige Wein, und nach diesem ißt man gerne wieder eine Castanie, und da thut man denn oft ganz unvermerkt dem Ding zu viel, so daß am Ende die ganze Compagnie, die Dienerschaft mit eingeschlossen, einen fröhlichen Rausch hat, und singend nach Hause zieht. Nie wird Erzähler dieses eines solchen Festes vergessen, denen er so gerne in jüngern Jahren beiwohnte, wobei ein lustiger Capuciner in brauner Kutte den Bajazzo

machte. Ein kleiner verſchmitzter Pfaffe, der am hellen Tage mit niedergeſchlagenem Blick einherging, bei nächtlichem Dunkel aber die Augen weit aufriß und die ihm begegnenden Mägde beichten ließ. An dieſem Abende beſonders, nachdem der Weinnapf oft bei ihm vorgeſprochen, ſtreifte er ſeine ganze geiſtliche Würde ab, ſchürzte ſeine auf die Füße herabhängende Kutte bis über die Hüften auf, und eine Magd auffordernd, ſetzte er ſeinen Unterleib und das Hintertheil in die tollſten Bewegungen zur größten Beluſtigung aller Zuſchauer; darauf zeigte er allerhand Gelenkigkeitskünſte, war Meiſter in einem Stockgefechte mit einem der Knechte, wozu eine große Geſchicklichkeit und viel Behendigkeit gehört, und endlich verſuchte er ſich auch im Ringen mit mir, was aber einen unglücklichen Ausgang nahm; wir ſtürzten zuſammen in einen Graben, und ich zerbrach dabei einen Arm. Der Schmerz war natürlicherweiſe furchtbar, allein um die Fröhlichkeit der Geſellſchaft nicht zu ſtören, gab ich ihn nicht zu erkennen. Man ſcherzte noch eine Zeit fort, und darauf begaben wir uns nach dem Hauſe des Capitao Mor, bei dem ich zu Gaſte war, den zerbrochenen Arm einſtweilen in der Weſte tragend; chirurgiſche Hülfe war hier keine, und es mußte ſo ausgehalten werden bis den folgenden Tag, wo ich dann mein Unglück klagte und ein Wundarzt aus der Ferne geholt wurde. An den Töchtern des Capitao Mor hatte ich zwei ſcharmante Pflegerinnen, und ungeachtet die Eiferſucht der einen mir einen zweimaligen Bruch des halb geheilten Arms verurſachte, ſo war ich doch nicht unzufrieden damit, denn es iſt etwas ganz Eigenes um die Leidenſchaft portugieſiſcher Mädchen, da gibt es kein ſtilles Hinneigen des Herzens, kein geduldiges Erwarten des Entgegenkommens, keine kränkelnde Sehnſüchtigkeit, ſondern raſches Handeln, die Freude eines innerlichen Sinnenfeuers bricht jubelnd aus den großen dunkeln Augen hervor; Liebesneth und unverwüſtlicher Leichtſinn kommen zu Hülfe, ſie ruhen und raſten nicht, bis ihr Zweck erreicht iſt, und die Liebesſaat zur Vollreife kommt.

(Fortſetzung folgt.)

Deportation und Coloniſation in Auſtralien.

(Schluß.)

Wilſon gibt auch denjenigen Familien, welche freiwillig auswandern, ſehr heilſamen Rath; denn die engliſche Regierung deportirt nicht nur die Hefe ihrer Bevölkerung, ſondern ſie ermuthigt auch die Auswanderung einer Menge armer, oder mit Kindern überladener Familien, und ſendet ſie nach jenen entlegenen Gegenden, welche denſelben die Quellen eines jungfräulichen, fruchtbaren und freien Bodens darbieten. Die Koſten für die Ueberfahrt nach Auſtralien ſcheinen ziemlich beträchtlich zu ſeyn; die am beſten untergebrachten Paſſagiere zahlen 70 bis 80 Pfund. Eine Familie, welche aus beiden Gatten und etwa fünf Kindern beſteht, kann die freie Ueberfahrt, den Unterhalt mit gerechnet, mit 300 bis 350 Pfund beſtreiten.

Die Auswanderer haben Unrecht, wenn ſie an Mobilien und Toilettengegenſtänden viel mit ſich nehmen; eben ſo verhält es ſich auch mit den Werkzeugen des Ackerbaues. Alles dieß finden ſie zu Sidney oder Hobart Town eben ſo wohlfeil als in England. Eine zahlreiche, an Arbeit gewöhnte Familie, die ein mäßiges Einkommen hat, darf mit Sicherheit darauf rechnen, ihr Schickſal in Auſtralien zu verbeſſern. Der Familienvater wird in ſeinen alten Tagen nicht genöthigt ſeyn, ſich von ſeinen Kindern zu trennen. Er kann ſie, gleich dem alten Patriarchen, um ſich verſammeln und ihres Gedeihens, ſo wie ihrer Wohlfahrt ſich freuen. Es iſt nicht durchaus nothwendig, daß die Pflanzer in den Ackerbauarbeiten geübter ſeyen als in jedem andern Handwerke. Soldaten, Krämer, Leute, die freie Profeſſionen treiben, kommen eben ſo gut fort, als andere. Selbſt Seeleute geben mit der Zeit treffliche Pflanzer. Oft ſchon, ſagt Dr. Wilſon, habe ich das Schickſal der auf halben Sold geſetzten Seeofficiere, die ſich in Neu-Holland niederließen, mit dem Looſe derer verglichen, welche in England ein langweiliges Leben führen. Wie oft begegnete ich zu London irgend einem Schiffscameraden, der nach ſo manchen Seefahrten ſich in der Hauptſtadt unbeſchreiblich langweilt. In Auſtralien dagegen findet dieſelbe Claſſe von Officieren ſtets eine angemeſſene und einträgliche Beſchäftigung, ſey es, daß ſich dieſelben auf Verbeſſerung der Heerden oder auf den Anbau des Bodens verlegen. Statt in London vor dem Tiſch eines kleinen ökonomiſchen Reſtaurateurs zu ſitzen, oder die Zeit in einem Club zu tödten, führt der zum Pflanzer gewordene Militär ein angenehmes, genußreiches Leben in ſteter Uebung ſeiner Fähigkeiten.

Zu Melville und Raffles hatte die Regierung Colonien gegründet, die ſie wieder aufgab. Die im J. 1821 begonnene Niederlaſſung auf der Inſel Melville ließ ſich einige Zeit lang gut an. Allein bald brachen Feindſeligkeiten zwiſchen den Eingebornen und den Europäern aus, die von beiden Seiten zu dem tödtlichſten Haſſe führten. Es iſt bekannt, daß die Wilden eine unbezwingliche Neigung zu dem Diebſtahl haben. Die Eingebornen von Melville begingen eine Menge kleiner Entwendungen, und die Engländer hatten die barbariſche Unklugheit, dieſe Vergehen mit dem Tode zu ſtrafen. Hätte man klügere Maßregeln zur allmählichen Verſöhnung dieſer unwiſſenden Geſchöpfe ergriffen, ſo würde mancher Mord vermieden, und viel Blut erſpart worden ſeyn. Der Wundarzt und der Commiſſär der Regierung fielen als Opfer der Rache dieſer Wilden. Uebertriebene Gerüchte gelangten nach Sidney. Man behauptete, eine anſteckende Krankheit habe ſich zu den Verheerungen des Krieges geſellt. Der an die Stelle des Ermordeten ernannte neue Wundarzt verlangte wegen der großen Gefahren ſeines Dienſtes täglich eine Guinee.

Endlich ward die Inſel nach vierjähriger Beſetzung verlaſſen. Allein England, das nicht jede Verbindung mit der Nordküſte von Neu-Holland aufgeben wollte, machte einen zweiten Verſuch an der Rafflesbucht. Die Eingebornen dieſer Gegend gleichen ſo ziemlich den erſten Bewohnern von Port Jackſon, nur ſind ſie intelligenter als dieſe, auch iſt ihr Ausſehen wo möglich noch wilder. Sie gehen ganz nackt. Schultern, Weichen und Lenden ſind dergeſtalt tätowirt, daß ſie den Schnüren einer Huſarenjacke gleichen; ihr Haar iſt lang, ſtraff und mit rothem

Oker gepudert. Einige tragen ein 3 bis 4 Zoll breites Netz, das feſt um die Rippen anliegt, und einen ähnlichen Schmuck um den Hals und die Arme. Andere hängen ein ſolches Netz vom Halſe über den Rücken hinab. Viele dieſer Eingebornen brechen ſich den mittlern Zahn des Oberkiefers aus, wie Capitän Collins dieſe Sitte auch bei den Ureinwohnern von Port Jackſon antraf. Das Geſicht, und häufig auch den ganzen Körper ſtreichen ſie mit rothem Oker an. Diejenigen, welche die Putzſucht am weiteſten treiben, ziehen drei weiße Striche über die Stirne. Die größten Windbeutel fügen noch eine 4te Linie hinzu, welche ſenkrecht über die Stirn und Naſe herabläuft. Ihre Naſenknorpel ſind durchbohrt, und an außerordentlichen Tagen ſtecken ſie einen Knochen, ein Stückchen Holz oder eine Feder durch.

Die Wilden der Raffles-Bucht theilen ſich in drei Kaſten, die ſich nicht unter einander verheurathen. Die erſte und höchſte Kaſte iſt die der Mandro-Gillies, die zweite die der Manbengas, und die dritte die der Mandro-Willies. Die erſte Kaſte affectirt eine große Ueberlegenheit über die beiden andern, was ſich dieſe nur widerſtrebend gefallen laſſen. Dr. Wilſon glaubte zu bemerken, daß dieſe privilegirte Kaſte beſſer ausſah und leichtere Manieren hatte, als die beiden andern.

Mariac oder Wellington, wie ihn Capitän Stirling nannte, iſt der König dieſes Küſtenſtriches, der ſich von der Rafflesbucht bis zum Hafen von Eſſington ausdehnt. Seine Größe beträgt 5 Fuß 8 Zoll; er ſcheint 33 Jahre alt zu ſeyn und hinkt. Es war nicht ausfindig zu machen, ob dieß Gebrechen von einer Verwundung herrührt. Seine regelmäßigen Züge ſind gewöhnlich ſanft und angenehm. Sobald er ſich jedoch erzürnt, was häufig und wegen Kleinigkeiten geſchieht, ſo nehmen ſeine Züge den Ausdruck der wildeſten Wuth an. Dennoch war ſowohl er, als die übrigen Häuptlinge der Gegend, empfänglich für die Behandlung und Freundſchaft der Engländer; ſie wurden allmählich friedlich, und blieben der verſprochenen Freundſchaft getreu. Wie alle Wilden, ſind ſie leicht zum Zorn zu reizen, und eben ſo raſch wieder zu beſchwichtigen. „Es war uns nicht möglich," ſagt Dr. Wilſon, „ausfindig zu machen, ob dieſe Wilden irgend einen Begriff von einem höchſten Weſen oder von einer Fortdauer nach dem Tode haben. Wir konnten uns ihnen nicht verſtändlich machen. Ein längerer Aufenthalt hätte uns geſtattet, ihre Sprache zu ſtudiren, ihre Sitten kennen zu lernen und genauere Nachrichten über die Ureinwohner dieſer Küſten einzuziehen, die von den europäiſchen Coloniſten ſo ungerecht behandelt worden waren. Unglücklicherweiſe beſtehen die Kaufleute, welche hier Wallroßhäute eintauſchen, und welche größtentheils Menſchen ohne Treu und Glauben ſind, die Eingebornen mit ſolcher Barbarei, daß dieſe ſich an dem nächſten beſten Europäer rächen, dem ſie begegnen. Man iſt großer Gefahr ausgeſetzt, wenn man dieſen Inſulanern preisgegeben iſt, die mehr aus Rache, als aus Inſtinkt grauſam ſind. Das ungeſunde Klima, der Charakter der Wilden, und der Umſtand, daß die Malayen, auf die man wegen des Handels gezählt hatte, dieſe Küſten nicht beſuchten, hatten die Aufgebung der ganzen Colonie zur Folge."

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

(Von C. A. C. Mühlenpfordt, früher Chef des Bauweſens bei der Mexican-Company, ſpäter Wegbaudirector für den Staat Oajaca.)

1. Reiſe nach Tehuacan.

San Francisco Huizo Tetirtlahuaca am 18 Mai.

Noch hatten die Bewohner Oajaca's den Armen des Schlummers ſich nicht entwunden, noch war die rege Geſchäftigkeit nicht erwacht, welche am Tage die Straßen der Stadt geräuſchvoll durchſummt, nur hie und da wandelte ein früh erwachter Indier, oder einer jener Leperos, denen die Säulengänge am Markte zum nächtlichen Lager dienen, durch die öde Stille, da waren die Pferde bereits geſattelt, das Laſtmaulthier beladen, und gefolgt von meinem Diener, durchritt ich die breiten hallenden Straßen, meinen Begleiter, den Baumeiſter Don Francisco Heredia, abzuholen. Auch er war bereits zur Reiſe gerüſtet, und trat mir entgegen in der etwas abenteuerlichen, aber zweckmäßigen Reitertracht der Mexicaner. Sein Pferd ward jetzt vorgeführt, und fort ging's im raſchen Sobrepaſſo zur Stadt hinaus.

Herrlich war der Morgen. Die Spitzen der Hügelreihen, welche das Thal von Oajaca einſchließen, wurden vergoldet von den erſten Strahlen der aufgehenden Sonne, während im Thale noch ſilbern die Frühnebel ſchwammen, und ſeine weiten fruchtbaren Fluren dem Auge verbargen. Höher ſtieg die Königin des Tages, die Nebel entflohen, und nun lag die reiche Ebene, überſäet mit aus tiefgrüner Baumumgebung freundlich blickenden Maiereien, Weilern und Dörfern, in der herrlichſten Beleuchtung des Morgens vor unſern Augen da. O wahrlich, es iſt ſchön, dieſes Thal, durch das der Fluß Atoyac ſeine klaren Fluthen der Südſee zuwälzt! — Beleuchtet vom Strahle der Morgenſonne, glänzten im Weſten auf ihren ſchroffen Hügeln die Pyramiden und Tumuli des Montealban, jene bewunderungswerthen Denkmale eines längſt verſchwundenen Geſchlechts, und ſchienen mir, ihrem alten Bekannten und Freund, ein freundliches Lebewohl zu winken.

In wenigen Stunden erreichten wir, das Dörfchen San Sebaſtian mit ſeinen ſchön gebauten Kornmühlen hinter uns laſſend, den Flecken Villa de Etla, das alte Leohuanna der Zapoteken. Der alte Name dieſes Ortes bedeutet: „Ort der Ernährung, Kornkammer." Das Dorf ſcheint ehedem etwas weiter ſüdweſtlich, tiefer im Thale, in der Nähe einiger Hügel gelegen zu haben, auf denen noch jetzt die Reſte von alten Pyramiden ſich erheben. Die Caziken dieſes Ortes, welche zugleich über die Bewohner der nahen Gebirge geboten, waren Vaſallen des Königs der Zapoteken, der von ihnen einen großen Theil der Lebensmittel für ſeine Truppen und ſeinen Hof bezog. Der Eroberer Hernan Cortez, zu deſſen Marquiſate dieſer Ort gehörte, bis Mexico die Feſſeln der Halbinſel zerbrach, und das Marquiſat vom Staat eingezogen ward, erbaute die heutige Villa, die, am ſanften Abhang eines unbedeutenden, unfruchtbaren Hügels gelegen, trotz ihrer recht netten Gebäude am Markt, ein ödes Anſehen hat. Das hier befindliche Dominicanerkloſter mit hübſcher Kirche, die zwei Thürme zieren, iſt eines der älteſten im Bisthum Oajaca. Das Altarblatt und manche andere Gemälde in der Kirche ſind von dem ſpaniſchen Maler Juan de Arrue, den die alten Schriftſteller gern den Apollo der neuen Welt nennen. Jetzt ſind dieſe Gemälde durch die lange Zeit und oft wiederholtes Ueberziehen mit Firniſſen ganz verdunkelt. Von den Thürmen

der Kirche und ihrem Dache hat man einen ausgedehnten Ueberblick über das fruchtbare Thal.

Jeden Mittwoch wird an diesem Ort ein großer Markt gehalten, zu welchem die Indier ihre Feld- und Industrie-Erzeugnisse bringen, und auf dem sie sich dagegen mit den nöthigen Kleidungsstücken und sonstigen Bedürfnissen versorgen.

Heredia und ich nahmen in einem hiesigen Laden (tienda) ein wenig Käse und Brod zu uns, wofür wir das Vergnügen hatten, nur 6 Reales (1 Thaler C. M.) zu bezahlen. Wir dürften uns schwerlich bewogen finden, diesen billigen Wirth wieder zu besuchen oder Andern zu empfehlen. Noch auf etwa eine halbe Legua verfolgten wir unsern Weg entlang dem großen Thale von Oajaca, oder vielmehr dessen nördlichen Arm, der auch wohl Thal von Etla genannt wird. Bei dem kleinen, reinlichen, im dunkeln Grün großer Bäume versteckt liegenden Indierdorfe Santa Madalena theilt sich das große Thal in zwei Arme, einen nordöstlichen, in welchem der Fluß San Antonio, und einen nordwestlichen, in welchem der Fluß Atoyac herabströmt. Auf der vordersten Kuppe des Gebirgszuges, welcher die beiden Arme trennt, und nördlich mit dem von Ost nach West streichenden höhern, dem Thale von Oajaca und dem des Rio de las Vueltas oder de Dondominguillo zur Wasserscheide dienenden Porphyrrücken zusammenhängt, erblickt man die Reste alter Tumuli, wahrscheinlich einst ein Adoratorium und Begräbnißplatz, vielleicht auch zugleich eine Gränzfestung der Zapoteken. Unsere Zeit erlaubte uns dießmal nicht den Hügel zu besteigen, und sie in der Nähe zu beschauen.

Das erste Dorf im nordwestlichen Thalarme, dem wir folgten, ist San Jago Huijo. Dieß Dorf erscheint fast öde. Seine Kirche, sein Pfarrhaus und ein Theil der Hütten seiner Bewohner liegen am westlichen Abhange des vorhin gedachten Gebirgszuges, während die übrigen diesseits und jenseits des Flusses Atoyac weit umher zerstreut liegen. Der Anbau des Mais und der Frijoles nährt hier die Bewohner.

An dem Fuße der Gebirgskette, zwischen freundlichen Hecken, durchwachsen mit schönblühenden Winden, im Schatten des Corallenbaumes (zapotekisch: Zompantié; Erythrina corallodendron), zieht sich der Weg zum Dorfe San Pablo Huijo, dem alten Guaxolotitlan. Das jetzige Dorf ward erst nach der Eroberung durch die Spanier erbaut. Die Predigermönche errichteten hier ein Kloster, dessen Reste noch jetzt am nördlichen Ende des Dorfes zu sehen sind. Auch diese Klosterreste gleichen, wie alle hier zu Lande, mit ihren ganz kleinen und schmalen, fast den Schießscharten ähnlichen Fensteröffnungen den Resten einer Festung. Die alten Klostermauern stoßen dicht an die Kirche. Diese wird noch jetzt benutzt, ist aber ziemlich verfallen. Kirche und Kloster stehen auf einer Platform, mit einer Mauer umgeben, zu der eine breite Treppe hinaufführt. Das Ganze mag einst eine recht gute Wirkung gemacht haben, als noch die ehrwürdigen Weißkutten in den engen Zellen hausten, und der Klostergarten, wie der Pater Burgoa erzählt, mit Wein, Oliven, Granatäpfeln, Orangen, Citronen, Aconen, Aguacates, Guapavas und andern Früchten prangte. Jetzt ist der Anblick öde, und mahnt an den Verfall alles Irdischen.

Im Thal, am Fuße der Platform, steht das Rath- oder Gemeindehaus (casa real) des Dorfes und das Gefängniß. Diese Gebäude nehmen die eine Seite eines großen viereckigen, mit einer hohen Mauer, durch die einander gegenüber zwei Thore führen, umfaßten Platzes ein.

Zur Zeit der spanischen Herrschaft war San Pablo der Hauptort eines kleinen nach ihm benannten Gerichtsbezirkes (partido) von elf Dörfern im Thale von Etla. Der Districtsrichter (Subdelegado) dieses Bezirkes wohnte in Huijo, und führte, man weiß nicht mehr warum, den hochtrabenden Titel: Corregidor de Huajolotitlan, el grande de la real corona (Gouverneur von Huaxolotitlan, Grand der königlichen Krone). Die Gegend umher ist sehr fruchtbar. Das Dorf ward nach der Eroberung, besonders durch Einwanderer aus benachbarten Nationen, vorzugsweise von Mixteken bevölkert. Die Gerichtsbarkeit der geistlichen Väter erstreckte sich über dieselben elf Dörfer, über welche der Subdelegat die weltliche ausübte.

Vor der Eroberung lag Huaxolotitlan eine Legua weiter nach Nordwest, auf der dort das Land der Mixteken von dem der Zapoteken im Thale scheidenden Gebirgskette. Es lebten in ihm tapfere, aber auch wilde und blutgierige Häuptlinge (Caziques), vom Könige der Zapoteken hieher gesetzt, um mit den ihnen untergebenen Truppen, die sie in strenger Zucht hielten, die zapotekische Gränze gegen die Mixteken, besonders aber auch gegen die Mexicaner (Azteken) zu schützen, welche unter Moteuczoma II Einfälle versuchten.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Die französische Regierung soll die Absicht haben, einen Literaten nach Spanien zu schicken, um werthvolle Manuscripte und Ausgaben anzukaufen, die man gegenwärtig bei der Schließung der Klöster und der Zerstreuung mehrerer ihrer Bibliotheken sich leicht verschaffen kann. Bekanntlich enthalten dieselben sehr wichtige Werke, und namentlich arabische Manuscripte aus der Zeit der Mauren.

*

Die Commission historique in Paris hat kürzlich wieder mehrere Werke herausgegeben: die metrische Chronik Benoité, die provençalische Chronik über den Albigenser König, den zweiten Band Urkunden aus dem Kriegsbureau über die Kriege Ludwigs XIV. Man beabsichtigt alle alten auf die karlovingische Zeit bezüglichen Romane in Eine Ausgabe zusammenzufassen. Die ältere französische Literatur scheint überhaupt mehr und mehr Antheil zu finden: Michel und Monmerqué geben eine sehr wohlfeile und umfassende Sammlung in 6 Großoctavbänden mit doppelten Columnen heraus. Der erste Band, der dem Erscheinen nahe ist, soll die sogenannten Mysterien, biblische Schauspiele, Possen u. s. w. aus dem 12ten bis 16ten Jahrhundert umfassen. Ein Band ist den metrischen und ein weiterer den frühern prosaischen Romanen bestimmt.

*

Die Zahl neuer Werke in den Vereinigten Staaten belief sich in den Jahren 1834 und 1835 auf 1013, welche 1500 Bände ausmachten, und beinahe 1,500,000 Dollars kosteten. Im Jahr 1836 stieg die Anzahl bedeutend, und die Bücher dieses Jahres kosteten zum mindesten anderthalb Millionen. Boston, New-York, Philadelphia und Hartford lieferten davon 19 Zwanzigtheile. Die Ausgaben eines und desselben Werkes sind in den Vereinigten Staaten meistens größer und zahlreicher, als fast in jedem andern Lande. Viele nachgedruckte englische Werke erlebten drei oder vier Auflagen, während die Herausgeber des Originals nur Eine absetzen konnten. Es kam sogar der Fall vor, daß von einem Buche, das in England nur vier Auflagen zu tausend Exemplaren erlebt hatte, in Amerika 100.000 Exemplare abgesetzt wurden.

*

Das handschriftliche Tagebuch des berühmten Reisenden Roggewein wurde kürzlich in den Archiven der holländisch-ostindischen Compagnie entdeckt, und die seeländische Gesellschaft für Künste und Wissenschaften will dasselbe herausgeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 219.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 August 1837.

Creta unter der ägyptischen Regierung.

Pashley gibt in seiner kürzlich erschienenen Reise nach Creta einige Data über die Statistik und den gegenwärtigen Zustand der Insel, die nicht ohne Interesse sind. Creta ist seit Jahrhunderten im beständig zunehmenden Zerfall, welcher einzig der Aufeinanderfolge von Regierungen zuzuschreiben ist, deren eine immer schlechter war als die frühere. Im Alterthum muß die Insel über eine Million Einwohner gehabt haben, und sie könnte gegenwärtig das Doppelte ernähren, aber unter den Venetianern sank die Bevölkerung auf eine halbe Million, unter den Türken war sie eine der schlechtest verwalteten Provinzen, und die christliche Majorität des Volkes einem unerträglichen Despotismus der muhammedanischen Minorität unterworfen; die Bevölkerung sank auf 260,000 Seelen; die Revolution brach aus, und nach einem langen und blutigen Widerstande unterwarf sich der Pascha von Aegypten die Insel: unter seiner Verwaltung hat sich die Bevölkerung auf 26,000 Familien, d. h. etwa 129,000 Seelen vermindert, von denen etwa 90,000 Christen sind. Die Hauptbedrückung fiel jedoch auf die Muhammedaner, denn von den Christen war wenig zu nehmen. Die Pforte hatte den Siebenten des Ertrags der Ländereien, und pflegte diesen an Agas auf Lebenszeit zu verleihen, und gewöhnlich auf die Söhne derselben gegen Bezahlung einer kleinen Summe zu übertragen. Diese Leben hießen Mukata, und bildeten die Basis der localen Aristokratie. Der Pascha confiscirte den größten Theil derselben theils unter Vorwänden aller Art, theils mit bloßer Gewalt. Er legte neue Steuern auf Wein und andere Artikel, die früher nie besteuert worden waren, und erhöhte die Ausfuhrzölle auf Oel, Wachs u. s. w. Dabei führte er einen Theil seines Monopolsystems ein, indem er den Verkauf von vielen Waaren in den Städten an Generalpächter verpachtete, namentlich den von Fleisch, geröstetem Kaffee, Tabak, Fischen, Leder, Wachs, Salz und Farbstoffen.

Die Einkünfte des Pascha's bestehen: 1) in dem Siebenten, 2) in Viehsteuern, 3) in Ausfuhrzöllen, 4) in Einfuhrzöllen, 5) in dem Ertrag der Monopole. Einige dieser Steuern erfordern einige Worte. Der Siebente wird von Pashley nach vielfältigen Erkundigungen verschiedener Art auf 7,500,000 türkische Piaster (zu 93 auf ein Pfd. St.) berechnet, wovon 3,176,000 Piaster auf Oel, und 4,333,000 auf Getreide, Mandeln, Wachs, Seide u. s. w. kommen; da der Pascha noch nicht alle Mukata confiscirt hat, so muß man davon 1,100,000 Piaster abrechnen, welche den noch übrigen Aga's gehören. Die Ausfuhrzölle sind weit beträchtlicher als die Einfuhrzölle. Dieses ist ein in muhammedanischen Ländern gewöhnlicher Umstand, welcher seinen Grund darin hat, daß nach den orthodoxen Principien muhammedanische Landbesitzer nicht höher als 10 Procent des Bruttoertrags besteuert werden können, und der Ausfuhrzoll ist im Grunde nichts als eine illegale Erhöhung der Landsteuer, die ihren Grund in den Bedürfnissen des Staatsschatzes und in dem nationalökonomischen Irrthum hat, daß der Staat ein Interesse habe, die Lebensbedürfnisse so viel wie möglich im Lande zu behalten. Die Hauptausfuhr besteht gegenwärtig in Oel (3,500,000 Oken, die Oke zu etwas weniger als 3 Pfd.) und in Seife 5,000,000 Pfd. Vor der Revolution, in welcher die Weinberge zerstört wurden, bestand eine sehr beträchtliche Ausfuhr von Rosinen, die sich auf 100,000 Centner jährlich belief, und jetzt auf 6000 Centner gefallen ist, eben so von Wein, welche ganz aufgehört hat. Wäre die ägyptische Regierung weniger bedrückend, so würden diese Ausfuhren in wenigen Jahren ihre alte Ausdehnung erhalten. Die Masse der Ausfuhr betrug im J. 1835 eine Summe von 18,540,000 Piastern, die der Einfuhr 17,818,000 Piaster. Man findet in der Liste dieser nicht nur allerlei Manufacturen, sondern große Massen von Getreide aller Art. Während Creta im Anfange dieses Jahrhunderts noch beträchtliche Quantitäten Korn ausführte, findet man, daß es gegenwärtig für 3,800,000 Piaster Weizen, Roggen und Reis einführt; während es früher Wein ausführte, führt es jetzt für 400,000 Piaster davon ein, ebenso ist die Insel, von welcher neun Zehntheile wüste liegen, genöthigt Ochsen und Schafe einzuführen, ein Zustand, der sich nur durch die schlechteste aller Administrationen erklären läßt.

Die Einnahmen und Ausgaben der Administration sind, so nahe als sich berechnen läßt, folgende:

Einnahmen.

1) der Siebente des Landertrags . . .	6,400,000	Piaſter
2) Steuer auf Schafe und Ziegen . . .	200,000	—
3) Ausfuhrzölle	2,091,735	—
4) Einfuhrzölle	375,915	—
5) verpachtete Monopole	718,951	—
	9,785,691	Piaſter
d. h. etwa 100,000 Pfd. St.		

Ausgaben.

1) Sold des Generalgouverneurs . . .	800,000	Piaſter
2) Adminiſtrationsräthe	535,340	—
3) Schatz	120,000	—
4) Zollverwaltung	49,723	—
5) Druckerei der Regierung	27,385	—
6) türkiſche Juſtiz	24,000	—
7) regelmäßige arabiſche Truppen (1 General, 2 Oberſte, 2 Majors u. ſ. w., 384 Unterofficiere, 3840 Gemeine)	2,161,010	—
8) 5500 tägliche Rationen	2,007,500	—
9) Waffen und Maulthiere	1,630,000	—
10) 1500 Albanier	1,760,000	—
Summe der Ausgaben	9,418,159	Piaſter

Die Einnahmen ſind offenbar etwas zu niedrig berechnet, denn der Paſcha läßt den Siebenten des Oels, den er in Natur erhebt, und deſſen Werth ſich auf etwa 3 Millionen Piaſter beläuft, immer nach Alexandrien ſchicken, und bezahlt ihn der Adminiſtration der Inſel gewiß nicht in Geld. Ebenſo bezieht der gegenwärtige Generalgouverneur außer ſeiner Beſoldung von 800,000 Piaſtern noch jährlich 1,700,000 Piaſter als Entſchädigung für die Einkünfte ſeiner großen Landbeſitzungen in Aegypten, welche er von ſeinem Oheim Haſſan Paſcha geerbt hatte, und die der Paſcha als Domäne verwaltet. Es iſt nicht zu zweifeln, daß auch dieſe Summe aus den Localeinkünften der Inſel beſtritten wird.

Nachdem Mehemed Ali im J. 1821 vollſtändigen Beſitz der Inſel erlangt hatte, verſprach er der chriſtlichen Bevölkerung Befreiung aller Unterdrückungen, denen ſie von Seite der Türken ausgeſetzt geweſen waren, und da er wohl fühlte, daß er die muhammedaniſche Bevölkerung nie für ſich gewinnen konnte, ſo machte er auch einen Anfang zur Ausführung ſeiner Verſprechen. Er errichtete zwei Räthe, einen in Megalokaſtron, den andern in Canea, welche theils aus Muhammedanern, theils aus Chriſten beſtanden, und in allen Civilſachen Recht ſprachen. Der Erfolg war, daß die Chriſten gleiches Recht mit den Muhammedanern erhielten, und manche andere Mißbräuche wurden abgeſtellt; aber im J. 1831 verſuchte der Paſcha ſein Monopol- und Culturſyſtem auf der Inſel einzuführen; der Erfolg war ein allgemeiner Aufruhr von Seite der Griechen, und von Seiten der Aegyptier eine große Tyrannei, obgleich der Verſuch nur ſehr theilweiſe durchgeſetzt wurde. Das Reſultat der ganzen Verwaltung iſt, daß beide Parteien die Aegyptier verabſcheuen, und ihr höchſter Wunſch iſt, ſich unter eine europäiſche Macht zu ſtellen.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Provincial- und Landleben.

(Fortſetzung.)

Außer dieſen genannten Vergnügungen, die ſich öfters im Jahre wiederholen — denn jede Villa beinahe hat ihren einſiedleriſchen Heiligen, deſſen Jahrstag man feiert, und den die ganze Nachbarſchaft verehrt, ſondern auch faſt aller Orten gibt es fiſchreiche Flüſſe und Caſtanienbäume — gehören nun noch die Jahrmärkte, welche in jeder Villa gehalten werden, zu den beſondern Vergnügungen des Kleinſtädters und des Landmanns der Nachbarſchaft. Jeder Städter erhält alsdann ſeine Gäſte aus der Ferne und bewirthet ſie nach Kräften, und wer keine Bekannten hat, findet ſein Unterkommen in den zahlreichen Eß- und Trinkbuden. Jeder Waarenmarkt iſt hier auch zugleich mit einem Viehmarkt verbunden, der auf einem benachbarten Felde unter Caſtanien- und Olivenbäumen gehalten wird, wo alsdann das intereſſanteſte Leben herrſcht; beſonders auf den berühmteſten Märkten dieſer Art, wie in Viſeu, Golegno und noch einigen Orten, wo Tauſende von Pferden, Maulthieren, Eſeln und Ochſen zuſammen kommen und Käufer und Verkäufer aus allen Provinzen und ſelbſt dem benachbarten Spanien erſcheinen. Doch heutzutage ſind dieſe Märkte durch den ſeit Jahren geführten Bürgerkrieg, Revolutionen, Hader und Armuth ſo herabgekommen, daß ſie nur noch ein Schatten von dem ſind, was ſie vor 20 Jahren waren. Ein Jahrmarkt in Portugal iſt faſt daſſelbe wie eine Kirmes in Deutſchland: man freut ſich das ganze Jahr darauf, er gehört mit zur Zeitrechnung der untern Volksclaſſen, und rückt die Zeit heran, ſo wird in jedem Hauſe gewaſchen und geſcheuert und Zubereitung gemacht, um Gäſte zu empfangen. Anſtatt daß man aber dort zum Tanz und zur allgemeinen Volksbeluſtigung geht, ſo ſind hier die Buden das Vehikel der Vereinigung aller Claſſen. In den Eß- und Trinkzelten erſchallen der Dudelſack und die klappernden Caſtanhetas oder die klimpernden Guitarren; einzelne Paare der niedern Claſſe machen hier ihre Sprünge und Figuren. Für die Honoratioren aber gibt es kein öffentliches Verſammlungshaus und weder Muſik noch Tanz, jedes Haus verbringt ſeine Zeit iſolirt mit ſeinen Gäſten. Selten ſieht man auch hier Betrunkene oder Ruheſtörer, Alles geht friedlich zu; wenn aber auch einmal ein Streit entſteht, dann läuft er nicht ohne Mord und Todtſchlag ab; gewöhnlicher jedoch iſt es daß man einem Beleidiger auf ſeinem Wege aufpaßt und dann über ihn herfällt. Es zeigen ſich in dieſem Gewühl von Menſchen aus allen Ständen, unter denen der Landmann die größte Maſſe bildet, nicht die groben, ungeſchliffenen Männer unſrer Bauern, ſondern immer eine gewiſſe Sittenfeinheit, eine Vornehmheit und Höflichkeit, die für das Volk einnimmt. Ein ächter, noch unverdorbener Sohn des alten Portugals wird ſelbſt Seinesgleichen, dem er unverſehener Weiſe auf den Fuß tritt oder ſtößt, nie unterlaſſen, um Verzeihung zu bitten und dabei den Hut zu ziehen. Stiergefechte, von denen an einem andern Orte noch beſonders gehandelt werden ſoll, die nun aber nach

der Septemberrevolution, als der fortschreitenden Aufklärung unwürdig, gänzlich verboten wurden, gehörten auch mit zu den Hauptvergnügungen des Volks, besonders in den hauptackerbautreibenden Gegenden, wo die meiste Viehzucht war, und entsprach unsern deutschen Erntefesten, weil sie immer nach der Ernte gehalten wurden; sie konnten auch eigentlich nur da gehalten werden, wo man in der Nachbarschaft wilde Stiere hatte: in den meisten Gegenden mußte man also dieses Vergnügen entbehren. Stiergefechte hält man der allgemeinen Meinung zufolge für ein grausames Vergnügen, was das Volk demoralisirt und gleichgültig gegen Martern und Blutvergießen macht, und dieses mag auch wohl da so ziemlich seine Richtigkeit haben, wo die Gefechte auf Leben und Tod gehalten werden, so wie es sonst in Lissabon und allen großen spanischen Städten war, wo man für Geld die Stiergefechte hielt und an manchen Tagen bis zu 14 Stiere opferte, die eines oft grausamen, martervollen Todes starben, zuvor aber den Pferden der Fechter zuweilen dergestalt den Leib aufrissen, daß diese die Gedärme auf der Erde nachschleiften. Ein solches Schauspiel war widerlich anzusehen, es empörte das Innerste, und doch wurde es allgemein beklatscht. Allein himmelweit verschieden waren davon die Stiergefechte in den Landstädten, die gratis waren, wo die Eigenthümer ihre wildesten Stiere brachten, um deren Wildheit zu zeigen, sie aber nicht zu Tode zu martern, wo freiwillige Kämpfer auftraten, ihre Behendigkeit und Stärke an den Tag zu legen. Den Stieren band man lederne Bälle auf ihre spitzigen Hörner, damit sie nicht verwunden konnten, und die Fechter führten nur rothe Tücher und kleine Stöckchen, woran vorne ein ganz kurzer Stachel mit einem Widerhacken sich befand, um den Stier zu necken und das Stöckchen ihm auf den Nacken zu setzen, wo es alsdann hängen blieb; oder man ließ sich von dem Stier auf die Hörner nehmen, klammerte sich fest, bis sich derselbe endlich ausgetobt hatte, und auf diese Art von seinem Gegner gehalten wurde. Hiebei war schlechterdings nichts Marterndes, nichts Grausames, man stritt mit gleichen Waffen, der eine durch seine Kraft, der andere durch seine Behendigkeit, die jedoch zuweilen fehlschlug, und manche blaue Beule, manchen Lustflug verursachte. Ein solches Vergnügen hätten die Demagogen dem Volke lassen können.

(Fortsetzung folgt.)

Stutereien in Oesterreich.

Ehedem zog die österreichische Regierung eine Menge Pferde auf, und die Remonten bei der Armee wurden zum Theil aus den auf ihre Kosten gehaltenen Stutereien, besonders aus der von Mezohegyes genommen, die 20,000 Köpfe stark war. Allein diese etwas spärlich gehaltenen Pferde waren sehr mittelmäßig, denn nächst der Abstammung ist es vorzüglich die Nahrung der ersten Jahre, die auf die Schönheit und Kraft der Pferde Einfluß hat. Jetzt mischt sich daher die Regierung nur noch insofern ein, daß sie den verschiedenen Provinzen der Monarchie gute Racenhengste liefert, und hat zu diesem Zwecke fünf Stutereien, die jährlich 400 Hengste an die verschiedenen Provinzen abliefern, deren jeder von dem Bezirke, der ihn erhält, mit 1000 fl. bezahlt wird. Was nachher noch von Pferden übrig bleibt, wird an Privatleute verkauft oder zu den Remonten abgeliefert. Die fünf Stutereien sind: Babolna und Mezohegyes in Ungarn, Radautz in der Bukowina, Bibet in Kärnthen und Ossiach in Krain.

Babolna ist ein Gut, das Joseph II zu seinem jetzigen Zwecke kaufte. Es hat 7000 Joch *) guten Ackers, dessen Ertrag zum Unterhalte der Pferde dient. Das Etablissement steht unter den Befehlen eines Majors, der 4 Subalternofficiere, 50 Unterofficiere und 800 Soldaten commandirt. Diese Letztern bebauen den Acker, besorgen die Pferde und sind der militärischen Zucht unterworfen. Zehn Hengste und 200 Stuten dienen zur Fortpflanzung, 280 Ochsen und 40 Stuten zum Ackern und Transport. Dabei sind Magazine aller Art, nebst einem Hospital für die Menschen und einer Heilanstalt für die kranken Thiere damit verbunden. Jährlich streckt der Kaiser 40,000 fl. vor, die er am Ende des Jahres durch den Verkauf von 40 bis 50 Hengsten an die Provinzen wieder erhält. Der Ertrag der übrigen verkauften Pferde ist völlig hinreichend, um die Kosten und Zinsen des Capitals zu decken. Ich bemerkte, daß die vierjährigen Pferde sehr klein im Verhältnisse zu den zwei- und dreijährigen waren, und erfuhr, daß früher die jungen Thiere fast nur auf der Weide ernährt worden wären; seit einiger Zeit aber ist Stallfütterung eingeführt, und sie bekommen schon Hafer, wenn sie ein halbes Jahr alt sind. Der Major Herbert, der diese Verbesserung bewirkt hat, theilte mir den merkwürdigen Einfluß mit, den die Cholera auf dieses Gestüt übte. Es wurden nämlich sämmtliche Thiere von Drüsenentzündungen befallen, die viele Geschwüre verursachten; die angewendeten Blasenpflaster wirkten indeß so gut, daß keines daran starb. Es wird in Babolna sogenannter chinesischer Hafer gebaut, der viel vorzüglicher ist als der gewöhnliche, und dreißigfältig trägt.

*) Das ungarische Joch ist kleiner als das österreichische. Letzteres beträgt 1600 Klafter, das ungarische nur 1150.

Chronik der Reisen.

Reise von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

1. Reise nach Tehuacan.

(Fortsetzung.)

Unser heutiges Nachtlager nahmen wir in dem etwa 1½ Leguas weiter nördlich gelegenen Dorfe San Francisco Huijo oder Tellétlahuaca, dessen Hütten mitten in einer reich angebauten Flur, im Schatten hoher Bäume sich erhoben. Unser Nachtquartier haben wir in dem Haus aufgeschlagen, welches dem Pfarrer zur gelegentlichen Wohnung dient, wenn er, um Messe zu lesen, oder anderer geistlichen Verrichtungen wegen, in dieß Filialdorf kommt. Dieser Palast des geistlichen Fürsten heißt Casa Curatal, auch wohl schlechthin El Curato. Er besteht, wie die meisten seinesgleichen in den kleinern Indierdörfern, aus einem etwa fünfzig Fuß langen und fünfzehn Fuß tiefen einstöckigen Gebäude aus ungebrannten Luftziegeln oder Lehmpatzen (Adoves) in Lehm aufgemauert. Die Hinterwand ist etwas höher als die vordere; auf ihnen ruhen, vierkantig roh behauen, die Balken, welche zugleich statt der Sparren dienen, und die Ziegel tragen, welche das sehr flache Dach bedecken. Die Vorderfronte ziert ein Säulengang oder Corridor, das ist ein auf vier Pfeilern, rohen, oben etwas gabelförmig gewachsenen, in die Erde gerammten Eichen ruhendes Schattendach. Ein

elegantes, ebenfalls aus Lehmpatzen aufgeführtes — bald hätt' ich Geländer gesagt, aber es ist nur eine Brustwehr — läuft zwischen diesen Säulen hin. Gottes natürliche Erde bildet den Fußboden dieses majestätischen Säulenganges, dessen eines Ende eine Mauer schließt, an welche der elegante, nur etwas weniges benützte Kochherd gelehnt ist. Das Innere des Gebäudes ist durch eine Lehmpatzenwand in zwei ungleiche Hälften getheilt, deren größere einen eleganten Saal, deren kleinere aber das Schlafgemach bildet. Den Luxus der Fenster hat man zwar in diesem Saale nicht, dagegen aber ist die mit nicht sehr dicht schließenden massiv hölzernen Flügeln versehene Thüre eben groß genug, um offenstehend im Saal ein Dämmerlicht einzulassen, so günstig dem stillen, beschaulichen Nachdenken eines Vertrauten der Gottheit. Sind die Wände gleich nicht geziert mit Tapeten und trefflichen Gemälden, so sind sie doch mit Sandkalk abgeputzt, und die Hand der Zeit hat sie mit allerhand namenlosen Farben bemalt. Der mit Bausteinen belegte Fußboden, wenn auch eben nicht geeignet, im raschen schwäbischen Wirbeltanze darüber hinzufliegen, ist doch immer noch so glatt, daß man, bei einiger Vorsicht, nicht Gefahr läuft, die Füße abzubrechen. Und nun erst die Meubles dieses herrlichen Saales! Zwar ist hier kein Sofa mit schwellenden Polstern und Springfedern, mit Damast überzogen und von hellglänzendem Mahagoni, aber seine Stelle ersetzt vollkommen eine stark gezimmerte Bank von bräunlichem Fichtenholz, auf die wir unsere Satteldecke gebreitet haben. Zwar gibt es hier auch keine mit eingelegter Arbeit und Vergoldung gezierten Stühle und glänzenden Pfeilertische, aber statt ihrer sind zwei Armstühle da, gehauen aus festem Eichenholz, in denen schon der Ur-Ur-Vorfahr des jetzigen geistlichen Hirten ausgeruht von den Mühen und Beschwerden seines Amtes, und eine sechs Fuß lange Tafel, nicht schwer genug, um den vereinten Kräften von vier starken Männern zu widerstehen, wenn es ihnen belieben sollte, sie von dem Platze, den sie nun schon während eines halben Jahrhunderts unverändert behauptet, fortzurücken. Etwas weniger prächtig als dieser glänzende Saal ist das daranstoßende Schlafgemach. Zwar ist es ohne Meubles, aber einige umherliegende, noch nicht ganz von den Holzkäfern zerstörte Bretter und zwei noch einigermaßen feste Unterzüge lassen sich leicht zu einer Bettstelle zusammensetzen, auf der sich's auf mitgebrachten Matratzen, oder in Ermanglung dieser auf einer wollenen Decke, den Sattel als Kopfkissen, gar herrlich schläft, wenn man des Tages Last und Hitze getragen. Das Fenster — denn hier findet sich ein solches — hat zwar keine Spiegelscheiben, und ist ohne Gardinen, aber es läßt Licht genug einfallen, um dabei zu — schlafen, und die armsdicken Holzstäbe in demselben schützen vortrefflich gegen einen nächtlichen Ueberfall. So ist unser auf dem Atrio, dem ebenen Platz um die Kirche, erbauter Palast, und was kann man Eleganteres verlangen? — Auch werden dergleichen köstliche Wohnungen nicht gemeinen Reisenden eingeräumt. Solche müssen mit den nicht ganz so prächtigen Justizpalästen oder Rathhäusern — Casas reales oder Comunales — sich begnügen. Wir aber, die wir diese Reise in der Eigenschaft von Straßenbau-Commissären des freien und souveränen Staates Oajaca machen, dürfen uns schon herausnehmen, das Beste zu verlangen.

Huijo am 21 Mai.

Bis heute haben uns Geschäfte hier festgehalten, welche wir wegen des projectirten Wegebaues von Oajaca bis Tehuacan mit dem Regenten des Dorfes, d. h. dem Alcalden — Dorfschulzen — abzuthun hatten. Gleich am ersten Tag unseres Eintreffens hier ließen wir seine dörfliche Majestät pflichtschuldigst ersuchen, sich allergnädigst in unserer Wohnung im geistlichen Palast einzufinden. Statt seiner erschien der erste Minister, der Schreiber oder sogenannte Mayor. Dieser berichtete, daß sein Herr nicht selbst erscheinen könne, sintemal er abwesend im Felde sey, seine Ochsen zu Paaren zu treiben, deren einen er des folgenden Tages dem Messer des Schlächters zu übergeben gesonnen. Wir bedauerten gebührend diesen Zufall, der uns des Vergnügens, dem mächtigen Regenten von San Francisco Huijo unsere Ehrerbietung zu bezeugen, noch für einige Stunden beraube, und trugen indessen dem Herrn Minister von der zerrissenen Gestalt auf, für die Befriedigung der Bedürfnisse unserer eigenen, und der Magen unserer Diener und Begleiter, wie auch unserer Pferde und respective Maulesel gebührende Sorge zu tragen. Nachdem wir Sr. Excellenz versichert, daß wir Alles in klingender Münze vergüten würden, sprang derselbe mit der Betheuerung zur Thüre hinaus, daß er sein Möglichstes thun werde, unsern Wünschen nachzukommen. Bald dampfte denn auch vor jedem Mitgliede der Reisegesellschaft in einer ganz kleinen irdenen, wohlglasirten und mit köstlicher Malerei gezierten Tasse, prangend auf der Mitte eines großen Tellers, auf dem einige Stücke Brodes lagen, einst gebacken in der Hauptstadt des Staates, der uralte bräunliche Trank der mexicanischen Edlen, der Chocolate, und hochgethürmt erhoben sich mächtige Haufen gelblichen Maisstrohes vor den viergehuften Theilnehmern unserer Beschwerden.

Am Abend erschien endlich der Alcalde, begleitet, wie sich's gebührt, von seinen Ministern und den schnellen Vollziehern seiner Befehle, den Topiles (Gerichtsboten), so wie von den Ersten seines Reiches, ich meine den Aeltesten und Angesehensten des Dorfes. Nun, lieber Leser, tritt hieher und beschaue dir aufmerksam diese ehrwürdige Versammlung.

Hinter dem vorhin beschriebenen Tische siehst du in cattunenen Jacken zwei Männer sitzen. Tiefer Ernst blickt aus den Zügen des Einen. Das lange, aber spärliche kohlschwarze Haar ist von beiden Seiten des Hauptes sorgfältig aufwärts gekämmt, um den unheiligen Blicken profaner Sterblichen die dort in keuschem Silberlichte bereits strahlende Luna zu verbergen. Langsam bläst er den Dampf der Cigarre in bläulichen Ringen vor sich hin, und gewichtige Worte ertönen, gleich Orakeln, aus der Wolke. Ihm zur Rechten sitzt der Andere. Auch er blickt ernst, aber in seinen Mundwinkeln spielt ein verdächtiges Zucken. Das dunkelblonde Haar und die graublauen Augen bezeichnen ihn als Ausländer. Schreibmaterialien liegen vor ihm auf dem Tisch. Er hat den Kopf in die rechte Hand gestützt, und blickt aufmerksam auf die Gruppe vor ihm. Mitten zwischen beiden brennt auf dem stark begrünspanten kupfernen Leuchter ein ellenlanges, spindeldürres Talglicht mit düsterem, geheimnißvollem Schimmer. Zur Rechten des zweiten Mannes steht am Ende des Tisches ein kleiner, dicker, schon etwas ältlicher Herr, dessen kleine Augen aus dem etwas kupferigen, kugelrunden Gesichte liebäugelnd auf die zur Seite stehende Weinflasche blicken. Man sieht, daß er sich schon im voraus auf die Weisheit freut, die er noch heute auf ihrem Boden zu finden hofft. Diese drei sind die Glieder der wohllöblichen Wegebaucommission.

(Fortsetzung folgt.)

Monsignor Mai setzt seine Collectio Vaticana Scriptorum Veterum fort, und hat den Druck des griechischen Textes des alten und neuen Testamentes nach dem berühmten vaticanischen Manuscript beinahe vollende

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 220.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 August 1837.

Die Reisenden der französischen Regierung.

Paris, den 20 Julius.

Die Art, wie die französische Regierung seit einigen Jahren literarische Reisen unternehmen läßt, kann von nichts übertroffen werden, als von der wie sie herausgegeben werden. So eben erscheint ein Prospectus, der ein lebendiges Beispiel davon geben kann. Die Regierung schickte im J. 1835 die Corvette La Recherche nach Island, um Spuren von dem Lieutenant Blosseville zu suchen, der sich im Nordmeer verloren hatte. Man schiffte eine Art von literarischer Commission damit ein, und im letzten Jahre kam die Corvette zurück, ohne Blosseville gefunden zu haben, und brachte die literarische Commission mit, die auch nicht viel entdeckt hatte, aus dem guten Grunde, weil man in längst bekannten und von Europäern bewohnten Ländern in einigen Wochen und Monaten nicht viel Neues finden kann. Die Schnecken und Spinnen, Mollusken und Farrenkräuter, die man mitgebracht hatte, wären in dem Museum an ihrem Platz gewesen, und hätten ihren Platz in Naturgeschichten eingenommen, und einer oder der andere dieser Gegenstände hätte Gelegenheit zu einem Memoire für die Akademie und das Journal für Naturgeschichte geben können. Dieß wäre der Wissenschaft nützlich gewesen, hätte aber keinen großen Lärm in der Welt gemacht, daher hat man lieber dem löblichen Beispiel seiner Vorgänger gefolgt, und ein monumentales Werk zusammen geschrieben, das aus 40 Lieferungen und 250 Platten bestehen, und die mäßige Summe von 560 Fr. kosten wird. Ein Band wird die Geschichte von Island, der zweite die isländische Literatur enthalten, als ob dieß im mindesten etwas mit der Reise zu thun hätte. Der dritte Band enthält astronomische, physische und magnetische, der vierte geologische, mineralogische und botanische, der fünfte zoologische, medicinische (?) und statistische Beobachtungen, der sechste die Geschichte dieser verhängnißvollen Reise. Cook begnügte sich mit drei Bänden und Anson mit Einem, aber wenn eine französische Corvette nach Reikiavik geht, so sind sechs Bände kaum hinreichend. Diese Sünde einer unmäßigen Weitschweifigkeit ist jedoch nicht ganz neu, sondern wird seit 20 Jahren oft begangen, so daß französische Reisen viel theurer als englische geworden sind. Die Reise um die Welt von Freycinet besteht aus acht Quartanten welche 750 Fr. kosten. Die von Duperrey aus sechs Quartanten, Preis 850 Fr. Diese ungeheuren Werke zweier verdienstvollen, aber weitschweifigen Reisenden haben den Ehrgeiz ihres Nachfolgers d'Urville gereizt, dessen Reise um die Welt 22 Octavbände, 4 Quartbände und 4 Atlas enthält, 1480 Fr. kostet und eine vollkommen werthlose Masse von Papieren ist. Die Reise von Charles Beranger nach Indien besteht aus acht Bänden in 8°, und drei Atlas in 4° und kostet 360 Fr., die Reise von Orbigny in Südamerika wird 7 Quartbände enthalten und 936 Fr. kosten, das sehr oberflächliche und geschwätzige Tagebuch von Jacquemont über seine Reise nach Indien bildet 4 Quartbände und kostet 400 Franken u. s. w. Würden die Herausgeber ein Publicum für ihre Waare oder leichtgläubige Buchhändler finden oder die Kosten ihrer Eitelkeit selbst bezahlen wollen, so könnte man über das schöne Papier seufzen, und klagen, daß das wenige Neue und Wissenswerthe in einer solchen Masse von Worten erstickt und durch die hohen Preise unzugänglich wird, aber die Strafe der Sünde würde auf den Urheber fallen, und der Mißbrauch keine Nachfolger finden. Allein so ist es keineswegs, alle diese Bücher werden auf Kosten der Regierung herausgegeben; wenn man zurückkommt, füllt man die Zeitungen mit wundervollen Artikeln an, um das Eisen warm zu halten, und verlangt dann eine Subscription von den Ministerien, die in einer unzähligen Menge von Lieferungen vertheilt wird, damit die jährlich zu bezahlenden Subscriptionen nicht gar zu lästig erscheinen. Die Subscriptionen sind so berechnet, daß sie wenigstens die Kosten der Herausgabe decken, meistens 100 bis 200 Exemplare, und dann schleppt sich das endlose Lied eine Reihe von Jahren hindurch fort, und erschöpft die zur Unterstützung der Literatur bestimmten Fonds. Wenn daher eine wirklich wissenschaftliche Unternehmung unterstützt werden soll, so ist kein Geld da, und es kann nichts geschehen. Es wäre weit besser, wenn die Regierung die Herausgabe dieser Reisen unterstützen will, daß sie den Verfassern eine bestimmte und mäßige Anzahl Bogen in der königlichen Druckerei drucken ließ, und den Rest ihren eigenen Mitteln überließe, dann würden sie bald Mittel

finden, zwischen dem wirklich Interessanten und dem Ueberflüssigen zu unterscheiden, während sie gegenwärtig eine Prämie erhalten, die Masse anzuschwellen.

Portugiesische Lebensbilder.

Provincial- und Landleben.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun das Landleben in den eigentlichen Dörfern, den Aldeas, was natürlicherweise auch unter sich verschieden ist, je nachdem diese im platten Lande oder in Gebirgsgegenden liegen, und die einen Bewohner wohlhabender als die andern sind, selbst verdorbener als die andern; bleiben wir also gleich bei den ärmsten, aber unverdorbensten, den Gebirgsbewohnern, stehen. Ungeachtet ihre Wohnungen mehr Viehställen als menschlichen Aufenthaltsörtern gleichen, so verbergen sie oft mehr in sich, als man ihnen von außen zutrauen sollte, vor Allem aber Gastfreundschaft und feine Sitte. Von der Straße aus geht man ins Zimmer, wenn ein viereckiger Raum ohne Fenster, ohne gedielten Fußboden, ohne eine Decke, als das allenthalben klaffende Ziegeldach ein Zimmer genannt werden kann. Die offenstehende Thüre, und allenfalls ein Loch in der Wand, welches des Nachts mit Lumpen verstopft wird, sind die einzigen Lichtbringer. Ein Tisch, einige Bänke, einige Bretter, die auf einem höhern Gestelle auf dem Fußboden ausgebreitet liegen, bezeichnen die Stelle, wo des Nachts einige Strohmatrazen zum Schlafen hingelegt werden, oder auf denen am Tage die weibliche Familie mit untergeschlagenen Beinen sitzt und ihre kleinen Arbeiten verrichtet, wohin mitunter das Klöppeln grober Spitzen gehört. Selbst bei den wohlhabendern, die nicht selten mehrere tausend Cruzados baares Geld im Kasten haben, sieht es nicht viel besser aus. Nur an den Wänden herum sieht man dann große massive Kästen von Eichenholz, oft mit künstlichem, erhabenem Schnitzwerk zur Seite, wohl versehen mit Leinenzeug, kostbaren damastenen, auch kattunenen Bettdecken, feinen Kissenziechen mit Spitzen, und manches Silbergeschirr, was man in einer solchen Wohnung nicht erwartet, und dessen sie sich nur bedienen, wenn ein vornehmer Gast da ist. In Gegenden, wo Kalk zu haben ist, sind auch in diesen Wohnungen die Wände fortwährend schneeweiß angestrichen; wo aber dieser fehlt, stehen die Steinwände rauh und ohne Bedeckung von Lehm und Kalk mit ihren tausend offenen Fugen und Löchern. Häusliche Bequemlichkeiten kennen diese Menschen gar nicht, sondern die Wohnungen dienen ihnen eigentlich nur als nächtliche Absteigquartiere, oder Schutzdächer, unter welche sie sich vor den Unbilden der Witterung oder einer heißen Sonne verbergen, wenn sie im letzten Fall kein Weinrebendach vor der Hausthüre haben, was meistens der Fall ist. Am Tage über hocken sie dann bei schlechtem Wetter um das fortwährend brennende Küchenfeuer, welches nun entweder in einer Ecke desselben Eingangsraumes brennt, oder in einem andern kleinern Raum, der von dem größern abgesondert ist. Bei gutem Wetter aber, wenn sie keine Feldarbeiten haben, legen sie sich in den Schatten ihrer Reben vor der Thüre, wo dann auch die Weiber mit ihren Arbeiten sitzen, meistens spinnend am Rocken mit Spule wie die Parzen. Der Fußboden des Zimmers, obgleich oft höchst uneben, wird von ihnen immer sehr reinlich gehalten und Alles aufgeräumt; wenn sie auch nicht viel wegzuräumen haben, so hat doch dieses Wenige seinen bestimmten Ort, und nirgends findet man ekelerregende Gegenstände in irgend einer Ecke. So wenig wie möglich zu arbeiten, darin einzig besteht die Bequemlichkeit des portugiesischen Bauern, Tage lang kann er sich dem Nichtsthun überlassen, und da ist es ihm einerlei, wie und wo er gebettet ist, und ob er Gebratenes oder trocken Brod genießt. Der Bauer, der so viele Ländereien besitzt, daß er sich darauf ein paar Ochsen halten kann, macht sichs bequem und hält sich seinen Knecht, wenn er keine Söhne hat, die ihm helfen können. Die Söhne streben aber auch bald nach Emancipation, und laufen oft davon, so daß nun der Familienvater eigentlich nur soviel bebaut, als er für sein Hauswesen bedarf und allenfalls an seine nächsten Nachbarn verkaufen kann, weßhalb man denn um die Dörfer herum auch so viele wüste Strecken findet, ohne irgend eine Cultur, Strecken die dreimal mehr Menschen ernähren könnten, als wie sie wirklich ernähren. Allein wozu? Der Bauer lebt zufrieden mit dem Wenigen, ja er zieht oft sogar mehr, als er bedarf, denn an Ausfuhr ist doch bei den furchtbar schlechten Wegen nicht zu denken, und wenn nicht Aufkäufer mit ihren Maulthieren vor die Thüre kommen, um den Ueberfluß ihnen abzunehmen, so bleibt derselbe Jahr und Tag liegen, und verdirbt am Ende. Wer sein Land nicht selbst bestellen kann, läßt es durch andere für Lohn thun, was dann gewöhnlich für die Hälfte des Ertrags geschieht, oder Mann und Frau und Kinder, wenn es nicht sehr viel ist, bearbeiten es selbst mit kurzstieligen, sehr breiten und schweren Hacken. Wer für Lohn arbeitet, muß von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang an der Arbeit seyn, und es sind ihm dann während der längeren Tageszeit eine halbe Stunde zum Frühstück, zwei Stunden zu Mittag und eine halbe Stunde zum Vespern vergönnt. In der kürzeren Tageszeit beschränkt sich diese Ruhezeit nur auf die Hälfte. Wer sich aber auf seine eigene Faust beschäftigt, nimmt es damit nicht so genau, er arbeitet nur, wenn er Lust hat, oder wenn ihn die Noth dazu zwingt, außerdem aber schlendert er in seinem Capot einher, um mit Nachbarn zu conversiren, auch zuzusehen, wie jener arbeitet, oder sie sitzen an ihrem Küchenfeuer, oder sie liegen im Schatten oder in der Sonne. Der Gebirgsbewohner zieht auch sehr wenig Brodfrucht, in Thalgründen, die bewässert werden können, etwas Maiskorn, und an Bergabhängen, woselbst er das Buschwerk ausrottet, etwas Weizen, und Alles nur so viel, daß sie genug haben. Ihr vorzüglichster Reichthum besteht in Oliven und Castanien und etwas schlechtem Wein, auch nur so viel, als sie und die Nachbarschaft trinken. Dicht am Hause hat man ein Kohlgärtchen, worin auch wohl etwas Flachs zum Spinnen gezogen wird, oder große Bohnen im Frühjahr, und in diesem Wenigen besteht denn der ganze Landbau, an dem man wenig Freude erlebt. Ueberhaupt hat der hiesige Landmann, wozu man auch die Bewohner der kleinen

Städte, der Villas, zählen muß, auch wenig Gefühl für Landbau und verhält sich höchst gleichgültig gegen seine Fruchtfelder. Ein schönes Fruchtfeld macht keinen größeren Eindruck auf ihn wie eine wüste Haide; er fühlt keine innere Freude, wenn er seine Mühe durch eine fruchtbare Witterung und eine gute Ernte belohnt sieht. Bei ihnen sieht man kein ängstliches Harren und Seufzen nach Regen, wenn die Sonne Alles zu versengen droht; man sieht nach keinem Wetterglase, man setzt keine freudigen Hoffnungen auf ein aufsteigendes Wölkchen, um den Boden zu tränken; man blickt nicht mit Sorge nach einer aufsteigenden Wetterwolke, welche die bevorstehende Ernte zu vernichten und zu zerstören droht, wie unsere deutschen Landsleute, sondern der hiesige besitzt in diesem Betrachte die wahre, ächte Philosophie, das Unvermeidliche mit dem größten Gleichmuth abzuwarten und zu ertragen. Verspricht die Ernte gut zu werden, so sagt er höchstens und das nur so ganz beiläufig: graças a deos, a colheta ha de ser boa (Gottlob die Ernte wird gut seyn). Und zerschmettert ihm ein Hagelwetter seine Maispflanzungen, seinen Wein und die Oliven, dann lockt ihm ein solches Unglück auch keine weitere Klage ab; allenfalls sagt er: paciencia! foi castigo de deos; (Man muß Geduld haben, es war eine Strafe Gottes), zuckt dabei die Achseln bis an die Ohren, und denkt nicht weiter an die verlorne Ernte. Dieser Stoicismus des Portugiesen liegt in seiner ganzen Denkungsart, denn ungeachtet des oft poetischen Schwungs seiner Gedanken, ist er doch nicht phantasiereich genug. Er malt sich weder Schreckbilder aus, noch gefällt er sich in glänzenden Visionen für die Zukunft, macht keine Plane, baut keine Luftschlösser, ja selbst er besitzt kein Steckenpferd, sondern lebt einzig und allein in der Gegenwart; es ist also auch kein Grund da, weßhalb ein Unglück, das über ihn ausbricht, ihn in seiner Gemüthsruhe stören sollte, denn kein Plan ist ihm dadurch vereitelt, kein Luftschloß zusammengestürzt. Der Portugiese lebt selbst ohne die beängstigende Sorgfalt für Frau und Kinder, er denkt an seinen eigenen Lebensbeginn zurück: seine Eltern hatten eben so wie er gedacht, ihm vielleicht nichts hinterlassen, und doch hatte er sein Fortkommen gefunden, und dieses ist der Trost, den er auf die Kinder vererbt. Gemüthsbewegungen, außer der der Rache, läßt er nie in sich aufkommen; höchst selten wird man selbst eine Mutter sehen, die ihre Kinder mit der Zärtlichkeit behandelte, wie Mütter anderer Nationen zu thun pflegen, und bei den Vätern findet man nur Strenge gegen Kinder oder eigentlich Gleichgültigkeit: man läßt sie aufwachsen, so wie es der Zufall mit sich bringt, die Umstände sich gerade so oder so gestalten. Deßhalb findet man auch unter dem Landvolke besonders so wenig Liebe und Anhänglichkeit der Kinder gegen ihre Eltern; ja nicht selten, daß erwachsene Kinder ihre Eltern mißhandeln. Mit dieser geringen Zuneigung der Kinder gegen ihre Eltern geht auch die Anhänglichkeit an den väterlichen Heerd verloren; jeder trachtet nur sein eigener Herr zu werden, die Heimath bindet ihn nicht, er scheidet ohne Thränen aus dem väterlichen Hause und zieht von dannen, gleichviel nach einem benachbarten Dorfe oder nach Brasilien und Ostindien. So ist der Bauer wie der Städter, er verläßt sich auf seinen natürlichen Verstand, wenn er sonst auch gar nichts Anderes besitzt, und dieser läßt ihn nie im Stich, denn er besitzt ihn in viel höherem Grade wie jede andere europäische Nation. In jeder Lage des Lebens weiß er sich zu helfen. Dabei hat er eine große Receptivität und Selbstvertrauen, die ihn durch alle Lagen des Lebens hindurchführt; kommt nun noch der angeborne Trieb hinzu, seinen Nebenmenschen zu übervortheilen, so ist er vor dem Betrug anderer gesichert; mit Einem Worte, solche Leute bringen sich durch die Welt, und nicht selten glückt es ihnen, als wohlhabende Menschen ihr Leben zu beschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Liplaps in Surabaya.

In Surabaya finden sich verhältnißmäßig sehr wenig Europäerinnen, und die Folge ist, daß die Europäer gewöhnlich eine javanische Haushälterin, und zwar ohne alle Scheu vor Oeffentlichkeit, bei sich haben. Die natürliche Folge ist eine zahlreiche holländisch-javanische Nachkommenschaft. Diese Halbkasten, oder Liplaps, wie man sie nennt, sollen leider die schlechten Eigenschaften beider Eltern ohne die guten in sich vereinigen. Daß sie der Mehrzahl der Javaner an Moralität nachstehen, ist freilich nicht zu läugnen, in wie fern dieß aber bloß die Folge einer mangelhaften Erziehung ist, bleibt freilich noch zu untersuchen. Die Mutter gehört selten den höhern Classen der Eingebornen an, und da die frühere Erziehung des Kindes ihr und den Sklaven allein überlassen ist, so wird meist ein schlimmer Grund gelegt, der in dem spätern Verkehr mit Europäern nicht ausgerottet, und eher noch verstärkt wird. — Die männlichen Nachkommen tragen stets europäische Kleidung, und suchen überhaupt die Europäer möglichst nachzuahmen. Sie sind nicht von den Regierungsstellen ausgeschlossen, wie die Indodritten in Indien, viele sind in der Armee und Marine angestellt, und die geringern Stellen werden fast nur mit ihnen besetzt. Die Mädchen dieser Classen bleiben fast ohne alle Erziehung, und da sie gewöhnlich das javanische Costume annehmen, so sind sie von den Eingebornen kaum zu unterscheiden. Sie sind stets bereit, Verbindungen mit Europäern einzugehen, ohne daß sie gerade auf einer Trauungs-Ceremonie bestünden.

Chronik der Reisen.

Reise von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

1. Reise nach Tehuacan.

(Fortsetzung.)

Gegenüber den beiden Männern hinter dem Tische sitzt vor demselben in ehrerbietiger Ferne in einem der oben bereits lobend erwähnten Armsessel der Alcalde. Seine Glieder umfließt ein Mantel von dunkelbrauner Wolle mit grüner Seide gestickt, umgeworfen nach Art der Toga der Catonen. Sein langer brauner Stock mit dem gewichtigen silbernen Knopfe steht vor ihm. Auf demselben ruhen aufeinander gelegt die starken Hände des Gewaltigen, und stützen das sparsam bebartete Kinn des sorgenschweren Hauptes. Er hat vorher mit Hülfe seines Schreibers die für ihn von der Regierung des Staates angelangten Befehle mit angestrengtem Geiste studirt, und lauscht nun mit Ohre und Augen den Worten des Mannes zur Linken hinter dem

Tisch. Im weiten Halbkreis umstehen den Gebieter seine Treuen, deren einer den ungeheuren schwarzen Filzhut seines Herrn einstweilen halten zu dürfen die Ehre hat. Auch scheint der so Begünstigte die ihm geworbene Auszeichnung gar wohl zu erkennen, denn er betrachtet mit stolzer Freude unverwandt das schwarze, radgroße, silberne Kopfgehäuse. Wahrscheinlich denkt er im frohen Vorgefühle der Zeit, zu der es ihm vielleicht dereinst vergönnt seyn wird, sein Haupt mit einer ähnlichen prächtigen Zierde zu schmücken, und das lange, braune Scepter mit dem silbernen Knopfe über die Bewohner seines Dorfes zu schwingen.

Dem Gewaltigen zur Linken sitzt sein erster Minister und Factotum, der uns bereits bekannte Schreiber und Mayor. Auch in seiner Hand prangt das Zeichen seiner Würde, ein brauner Stab, jedoch ohne den silbernen Knopf, mit dem nur das Scepter des Dorffürsten geschmückt seyn darf. Tiefer Ernst ruht in den Zügen des Mannes, und aus der weißen mit bunten Farben durchwebten Toga blicken die glänzend schwarzen Augen des jugendlichen dunkelkupferbraunen Gesichts aufmerksam, fast listig auf den Redner gegenüber.

Die Rede des linken Mannes hinter dem Tisch ist geendet. Der Alcalde erhebt sich schweigend, wendet sich zu den Aeltesten seines Reiches und trägt ihnen in einer den Herren von der Commission unverständlichen Sprache die wichtigen Dinge vor, welche die Regierung des Staates von den edeln Bewohnern von Tetirtlahuaca verlangt, wobei er gelegentlich die rechte Hand bis zur Höhe des Magens erhebt und hier horizontal von sich streckt, seinen Worten bedeutendern Nachdruck zu geben. In ihre dunkeln Mäntel gewickelt, vernehmen die Greise in ehrerbietiger Stille die Rede des Weisen. Ein Gemurmel entsteht dann, unverstanden zwar von den still lächelnden Männern der tödtlichen Wegebau-Commission, aber leicht von ihnen gedeutet aus den mißtrauischen, verdrießlichen Mienen der Versammlung. Endlich nach langen Debatten ertönt's aus dem Munde des Dorfbeherrschers, daß man beschlossen, die Gemeinde (republica) des morgenden Tages zu einer allgemeinen Versammlung zu berufen, ihr das Anliegen der Regierung gebührend vorzutragen, und dann die Entscheidung einer tödtlichen Wegebau-Commission gehöriger Zeit mitzutheilen. In würdiger Stille entfernt sich dann die ernste Versammlung der Väter des Dorfes.

Diese ermüdende Art, Geschäfte mit den Eingebornen abzumachen, trifft man besonders dann, wenn die Regierung dabei im Spiel ist, gegen welche der so oft betrogene Indier sehr wenig Vertrauen zeigt. Es gibt durchaus kein zureichendes Mittel den Indier zu einem raschern Geschäftsgang, oder von vorgefaßten Ideen und Meinungen abzubringen. Drohungen, Demonstrationen, Heftigkeit, selbst Geldversprechungen fruchten gar nichts, eher noch Güte und Schmeichelei. Wo diese nicht ausreichen, hilft nichts als — Geduld.

Das Dorf San Francisco Huizo, romantisch gelegen am Ufer des Flusses Atoyac, ist nicht klein. Die Indierhütten, aus Stackwerk mit Erde beworfen und mit Gras gedeckt, liegen zerstreut, jede umgeben von Garten oder Hof, umzäunt mit Cactus pitahaia. Fruchtbäume gibt es wenige hier; nur Eschen, peruvianischer Pfeffer und Corallenbäume (Erythrina corallodendron) umgeben die Hütten. Die Hauptnahrungszweige der Bewohner sind Kohlenbrennerei und Holzlieferung in und aus den benachbarten Gebirgswäldern; dann auch der Anbau des Mais und des Maguëy (Agave americ.). Es ist hier ein Zollhaus (Garita) behufs Erhebung des Eingangszolles von allen fremden Waaren, welche von dieser Seite her in den Staat gelangen.

Die fensterlose Kirche in San Francisco gleicht, wie fast alle in diesem Staat, einer Festung. Sie ist aus Quadern eines sehr feinkörnigen, fast einem weißen Sandsteine gleichenden Porphyrs sehr solid, aber im schlechtesten Styl erbaut. Das Innere schmücken einige recht gute alte Oelbilder spanischer Meister.

Am gestrigen Abende hatten wir das Schauspiel des Begräbnisses eines an selbigem Tage verstorbenen Indiers. Langsam und feierlich zog die Procession vom Trauerhause heran zur Kirche. Da kein Pfarrer im Dorfe vorhanden war, so besorgte der Küster (Sacristan) dessen Functionen. Begleitet von den in dunkle Mäntel gehüllten Kirchendienern (topiles de yglesia), trat er der Leiche voran. In der linken Hand trug jeder der Kirchendiener ein großes brennendes Wachslicht, in der Rechten das Zeichen seiner Würde, den langen, braunen, oben mit silbernem Knopf und Kreuzchen geschmückten Rohrstab, während der Küster ein großes hölzernes Bild des Gekreuzigten dem Todten vorantrug. Dieser lag, wie immer, auf einer offenen Bahre, bedeckt mit einem schwarzwollenen Tuche. Haupt, Füße und Hände waren unbedeckt, letztere auf der Brust gefaltet, ein kleines hölzernes Kreuz haltend. Vier Männer trugen die Bahre. Ihr folgten im langen Zuge Männer und Weiber des Dorfes, brennende Lichter tragend, und mit kreischender Stimme Grabgesänge singend, die zeitweise von murmelndem halblautem Gebet unterbrochen wurden. So betrat der Zug die Kirche. Die Bahre ward hier vor dem Altare niedergelassen, die Begleitung warf sich um sie her auf die Kniee, murmelte noch einige „Ave," und verließ dann, die Frau und Kinder des Verstorbenen mit lautem Weinen, die Kirche. Am folgenden Morgen ward die Leiche, in Tücher gewickelt, der Mutter Erde übergeben. Man warf das Loch zu, und stampfte mit hölzernen Keulen die Erde fest auf den Leichnam. An ein Wiedererwachen von Scheintodten ist bei dieser Begräbnißweise nicht zu denken; mir aber schauderte! —

Da die Bedenklichkeiten und Weitläufigkeiten des Alcalden und der „Republik" von San Francisco kein Ende nehmen, so haben wir darüber der Regierung berichtet, und werden morgen unsere Reise fortsetzen. Heute machten wir einen Spazierritt in die Umgegend, welche aber nichts Bemerkenswerthes darbietet.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Ein Engländer in Indien hat einen Tractat über das Sonnensystem abgefaßt und ins Hindustani übersetzt. Die Uebersetzung und das Original sind nebeneinander abgedruckt. Eine Ausgabe enthält das Hindustani in persischer Schrift, die andere in römischer. (Man wird sich der Bemühungen erinnern, die man in neuerer Zeit anwandte, um den Gebrauch des römischen Alphabets einzuführen.) Das Werk wurde auf Kosten des Königs von Oude gedruckt, aus dessen Pressen auch die astronomischen Tafeln hervorgingen.

Pater Ungarelli, ein ausgezeichneter Orientalist, hat bedeutende Materialien zu einer Schrift gesammelt, in welcher er die Inschriften auf den Obelisken Roms nach Champollions Methode erklären will; auch gibt er Roselinis koptische Grammatik heraus.

Alle hebräischen Druckereien in Rußland wurden unterdrückt, und künftig sollen nur zwei, eine in Wilna, die andere in Kiew, unterhalten werden, wozu besondere Censoren angestellt sind. Zugleich haben die Juden binnen einem Jahr alle unter ihnen circulirenden Bücher auszuliefern, um sie von zuverlässigen Rabbinern untersuchen zu lassen, ob sie ferner gestattet werden können oder nicht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 221.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 August 1837.

Ein neues episches Gedicht: Das Georg-Nameh.

Vor einigen Jahren starb in Bombai der parsische Hoheprieſter, Molla Firuz, Sohn von Kaous, ein wegen ſeiner Gelehrſamkeit bei ſeiner Secte berühmter, und bei den Europäern wegen ſeiner Anhänglichkeit an ſie beliebter Mann. Er war in ſeiner Jugend mit ſeinem Vater in Perſien geweſen, wo er im Namen ſeiner Religionsgenoſſen in Kirman und Yezd die zoroaſtriſchen Bücher, welche ſich dort erhalten haben und den Parſen in Indien unbekannt ſeyn mochten, unterſucht hatte, und was in Indien davon unbekannt war, zurückbrachte. Bei dieſer Gelegenheit fand er den Deſatir, welchen er im J. 1820 in Bombai mit einer Ueberſetzung herausgab, und der ſeitdem ſo viele Streitigkeiten unter den Gelehrten in Europa verurſacht hat. Er theilte die bei ſeinen Glaubensgenoſſen gewöhnliche Vorliebe für perſiſche Literatur, und galt für einen großen Kenner derſelben. Nach ſeinem Tode fand man in ſeinem Nachlaß ein perſiſches Heldengedicht unter dem Titel Georg-Nameh, d. h. das Buch von Georg III, deſſen Gegenſtand die Eroberung von Indien durch die Engländer iſt. Es iſt in demſelben Metrum als das Buch der Könige von Firduſi abgefaßt, und beſteht aus 2000 Diſtichen, iſt jedoch nicht ganz beendigt. Nach ſeinem Tod erhielt ſeine Familie von dem Gouvernement von Bombai Erlaubniß, es auf Koſten der Regierung lithographiren zu laſſen, und ſein Neffe und Enkel, Ruſtem, Sohn von Kaikobad, hat vor einigen Monaten in Bombai einen Proſpectus über das Werk ausgegeben. Es ſoll in drei Bänden in Octav beſtehen, und 60 Rupien (6 Pf. St.) koſten. Der erſte Band iſt gedruckt, und die Ausführung ſehr leidlich, doch nicht beſonders ſchön. Das Ganze beſteht aus 526 Capiteln, und geht bis zum Jahr 1819 herab. Es iſt ein ſonderbares Thema für einen Hoheprieſter der Feueranbeter, und eines der bizarrſten Producte der Miſchung von Nationen und Civiliſationen, die in brittiſch Indien vor ſich geht. Der Verfaſſer befolgt die Methode der Chronik der löblichen Stadt Schweidnitz, nach welcher „Gott ſchuf im Anfang den Himmel und die Erde und hernach die Stadt Schweidnitz.“ Die Titel der erſten Capitel ſind nämlich: 1) Lob Gottes und Zoroaſters. 2) Lob des Königs Georg III und Beſchreibung ſeiner Pracht und Herrlichkeit. 3) Biographie des Verfaſſers. 4) Urſprung des Werkes. 5) Bittſchrift an Jonathan Duncan, Gouverneur von Bombai. 6) Einleitung. 7) Urſprung des menſchlichen Geſchlechts und Beſchreibung von Indien. 8) Erfindung des Schießpulvers. 9) Urſprung der chriſtlichen Religion und ihre Verbreitung in Indien. 10) Alfred der Große ſchickt einen weiſen Mann Namens Seeklum (?) an die Chriſten in Indien u. ſ. w. Im 19. Capitel kommt der Verfaſſer endlich an die Königin Eliſabeth und die erſten engliſchen Expeditionen nach Indien, und von da folgt ſich die Geſchichte chronologiſch, nüchtern und genau wie eine Zeitung bis ans Ende. Das Ganze iſt eine Chronik in Verſen und kein epiſches Gedicht, denn es fehlt ihm das Einzige, was in einem epiſchen Gedicht unentbehrlich iſt: nationales Gefühl. Mollah Firuz war ein Mann von Talent, aber die Berührung mit einer fremden Civiliſation iſt ihm verderblich geworden und hat ihn zu einem verkehrten Unternehmen verleitet, an das er die Hälfte ſeines Lebens gewendet hat; wäre er ſeines wahren Standpunktes bewußt geweſen, ſo hätte er ſeine Studien auf die alte Literatur ſeiner Secte gewendet, und auf einen Felſen gebaut, während er aus ſeinem Pfad gegangen iſt, um auf Sand zu bauen. Seine Secte hat glücklicherweiſe mehr das Beiſpiel, das er ihr in der Herausgabe des Deſatir gab, als das ſpätere des epiſchen Gedichtes befolgt, und ſich ſeit einigen Jahren mit vielem und ſogar leidenſchaftlichem Eifer mit ihrer alten Literatur beſchäftigt. Sie hat z. B. den Vendidad, das beträchtlichſte Buch von Zoroaſter, das übrig geblieben iſt, in einem großen Folioband lithographirt, und eine ziemliche Maſſe von Schriften über verſchiedene Theile ihres Cultus herausgegeben, namentlich über die Intercalationen in ihrem Kalender.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Provincial- und Landleben.

(Fortſetzung.)

Die Kleidung der Landleute hat ihre kleinen Verſchiedenheiten, je nach den Provinzen; die der Männer reducirt ſich jedoch

auf folgende Hauptſtücke in verſchiedenartiger Form und Schnitt. Kurze braune Jacke und kurze braune Beinkleider von grobem Tuche, ungefärbter Wolle, mit blauer oder rother Tuchweſte, ein runder hoher Hut, wie er früher bei den Liſſabonner Kärrnern beſchrieben wurde, Stiefeln, die ihnen bis an die Kniee reichen, ſelten mit Strümpfen, dagegen aber ſind ihre baumwollenen Unterhoſen ſo lang, daß ſie bis in die Stiefeln reichen. Die Hoſen ſchlottern ihnen um die Kniee, und beſonders bei der Arbeit ſind ſie um die Kniee immer aufgeknöpft und durch keine Schnalle gehalten. Sonntags ziehen ſie auch wohl blauplüſchene Beinkleider an, und dann kommt auch ein rothwollenes Strumpfband unter dem Knie zum Vorſchein. Bei gutem Wetter wird die Jacke nie angezogen, ſondern entweder über eine, oder auch wohl beide Schultern gehängt. Ein brauner Mantel mit Aermeln, die aber faſt immer ungebraucht herabhängen, iſt ein nothwendiges Kleidungsſtück eines portugieſiſchen Landmanns, ohne welches er ſelten aus ſeinem Hauſe geht, es müßte nur auf ein benachbartes Feld zur Arbeit ſeyn. Auf dieſe Art ſind vorzugsweiſe die Gebirgsbewohner gekleidet. Die Weiber dieſer Gegenden tragen meiſtens blaue Tuchjacken und Röcke, einen runden niederen, ziemlich breitrandigen Hut, darunter wohl noch ein weißes Tuch, ein weißes oder buntes baumwollenes Buſentuch, und dabei gehen ſie barfuß. Nur Sonntags ſchlupfen ſie mit ihren Füßen in lederne Pantoffeln mit hölzernen Sohlen. Das Leder daran iſt verſchieden ausgezackt und bunt. Sonntags, wenn ſie in die Meſſe gehen, wird auch bloß ein weißes Tuch über den Kopf geworfen und unter dem Kinn zuſammengeſteckt, und ein blauer oder brauner grober Tuchmantel umgehängt, der ihnen nicht völlig bis an die Kniee reicht. In der Meſſe zieht jedes ſeine Pantoffel aus und ſtellt ſie vor ſich, weil ſie ſonſt mit untergeſchlagenen Beinen darauf keinen bequemen Sitz haben würden. Die Bewohner der fruchtbaren Ebenen zeigen in ihrem Anzuge mehr Abwechslung in den Farben der Zeuge; bei den Männern mehr rothe Weſten, Schuhe und Strümpfe mit einem rothen wollenen Gurt, wie eine écharpe, keine Hüte, ſondern ſpitze, rothe und blaue, dickwollene Mützen; und wie in den Gebirgsgegenden kein Bauer ohne Capot ausgeht, ſo geht hier keiner ohne geſtreifte wollene Decke aus, ſo wie die ordinären Pferdedecken, die zuſammengeſchlagen und über die Schulter auf den dicken langen Stock gehängt werden; die Leute ſitzen meiſtens zu Pferd in Schuhen und Strümpfen, nur an Einem Fuße ein Sporn; der lange Stock auf der Schulter und die Decke dürfen dabei nicht fehlen. Das Pferd, lauter Stuten, welche ſie reiten, geht mit vorgeſtrecktem Halſe faſt immer im Galopp über Stock und Block und Graben, und wird nur an einem Stricke regiert, der ihm entweder durchs Maul gezogen iſt, oder halfterartig angethan wird mit einer Art Kappzaum, der aber ſein ſcharfes Gezähne, ſtatt über der Naſe, unter dem Kinne hat. Dieſe Kerls zu Pferd mit ihren ſonnenverbrannten Geſichtern, den langen Stachelſtangen, womit ſie das Vieh zuſammentreiben, haben viel Aehnliches mit den Arabern der Wüſte, und ihr ganzes Weſen zeigt viel mauriſche Sitte; ſie ſind ein viel kleinerer Menſchenſchlag wie die Gebirgsbewohner, gelenker als dieſe, aber weit weniger aufrichtig und weniger gaſtfrei, auch lange nicht ſo höflich. Die Weiber, beſonders in der Nachbarſchaft von Städten, tragen ſchon bunten Kattun, und ſchmücken ſich auch an Sonntagen beſſer heraus. Ein Tuch über den Kopf iſt allgemeine Sitte, auch Filzhüte darüber gewöhnlich, dieſe ſind aber verſchiedenen Provincialmoden unterworfen, ſo daß ſie von allen Größen, Breiten, Höhen, Abrundungen und Biegungen anzutreffen ſind. Die Hüte der Weiber in der Gegend von Coimbra ſind unſtreitig die größten von allen. Der Kopf iſt niedrig, allein der Rand des Hutes erreicht oft einen Durchmeſſer von 2½′, ſo daß er weit über die Schultern hinausreicht und dieſe vor der Sonne und vor Regen beſchützt. Der Rand davon, damit er mit der Zeit nicht ſchlapp herabfällt, wird durch ſchwarze Schnüre, die vom obern Deckel auslaufen, ſchwebend getragen, ein wahres Hängwerk der Baukunſt. Erſt beim Ausgange wird der Hut aufgeſetzt, und ein kurzer, blauer oder ſchwarzer Mantel umgehängt. Sie gehen dabei barfuß und laſſen feinknöchlichte und dabei dickwadige behende Beine ſehen. Unter dieſen Bauernweibern und Mädchen durch ganz Portugal ſieht man ſelten auch nur ein annehmliches Geſicht, alle gelb und häßlich, allein ſonſt mit manchen körperlichen Vorzügen begabt, ſo daß ſie nicht Nachtſtücke allein ſind, ſondern auch bei Sonnenſchein betrachtet werden können.

In den Feierſtunden, deren man ſich ſehr viele zu machen ſucht, pflegt die ganze Familie bei gutem Wetter im Schatten der Weinreben vor ihrer Thüre auf dem hier ausgeſtreuten Strauchwerke zur Düngerbereitung zu lagern, wo dann die Weiber ſpinnen und Spitzen verfertigen, oder ſich einander auf den Köpfen herumkrappeln, die kleine Jagd exercirend oder ſchlafen, denn die ſo weich gepolſterte Straße bietet alle mögliche Bequemlichkeit dazu. Die Weiber tragen bei dieſer Arbeit den Kopf meiſtens unbedeckt, und ihre Haare, beſonders die der ältern Weiber, ſind entweder hinten und vorn kurz geſchnitten, wie die der Männer, oder ſie tragen ſie auch wohl lang und insgeſammt nach hinten gekämmt, wo ſie in einen Knoten zuſammengebunden werden, der oft viele Tage halten muß, ohne daß die Haare einmal ausgekämmt werden. Zur Zeit, wo nun auch noch Mehl und Fett in dieſe ſchwarzen Haare geſtreut und geſchmiert wurden, kann man ſich wohl denken, was für ein fruchtbares Terrain für das Ungeziefer entſtand. Seit dem Franzoſenkriege kam aber auch dieſes unter den Landleuten ab, was ihrer Reinlichkeit ſehr vortheilhaft war. Waſchen thun ſich die Bauernweiber auch ſelten, oder ſie fahren mit den großen Händen nur einigemal über das Geſicht, an dem Halſe bleibt der Schmutz Jahr aus Jahr ein ſitzen, bis ſie ſich denn endlich einmal an einem großen Feſttage entſchließen, mit ſchwarzer ſtinkender Seife und dem Stroh der Maiskörner den feſtgefreſſenen Unrath vom Halſe zu ſchaffen. Dieſer anklebende Schmutz macht, daß ſelbſt das geſundeſte, vollbuſigſte Mädchen noch farbloſer erſcheint, jede geringſte Roſenblüthe wird davon überdeckt; blutloſe Wangen, gelber Teint, rabenſchwarze Haare, feurig dunkle Augen, kurze Geſtalten mit vollem Buſen, hervorſtehender ſtarker Unterleib, die ſchönſten cylindriſchen Beine und kleinſten Füße, der abgerundetſte Arm mit ſchönen Händen, dieß ſind die gewöhnlichen Geſtalten der portugieſiſchen Bauernwei-

ler, verbunden mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit in ihren Bewegungen und der Unterhaltung, wobei aber selten unterlassen wird, von Zeit zu Zeit mit den Fingern in die Haare zu fahren, entweder um sich vorübergehend etwas zu grauen, oder wohlbedächtig schleicht der Zeigefinger über den stark behaarten Kopf, gleich dem Schützen durch ein Dickicht, um an ein Stück Wild anzuschleichen. Ein solcher Pürschgang schlägt auch selten fehl; ist das Wild eingekreist, so kommt nun der Daumen zu Hülfe, man zieht es aus seinem Lager, drückt es einigemal zwischen diesen beiden Fangzangen zusammen, so daß ihm Hören und Sehen vergeht, und läßt es dann ganz gemächlich auf die Erde fallen, wo es bald zu neuem Leben erwacht und entweder unter den Füßen zertreten wird, oder Schutz in einem andern Revier gefunden hat. Als Hauptcharakterzüge der Bauernweiber, treten vorzüglich hervor: eine leidenschaftliche Heftigkeit, die, wenn sie einmal angeregt ist, auch nichts verschont, ihre Ausbrüche sind dann furchtbar, und besonders wenn es über den Ehegemahl hergeht, wenn Eifersucht mit ins Spiel kommt, und nicht selten geht diese Leidenschaftlichkeit zu Mordthaten über; ferner Mitleidigkeit in hohem Grade, sie sind im Stande das eigene Hemd vom Leibe zu geben, um einem armen Unglücklichen damit beizustehen, ihr letztes Huhn zu schlachten, um einen Kranken zu speisen; ferner, leichtsinnig im hohem Grad, keine Kostverächterinnen in der Liebe, unersättlich in der Wollust, womit sie schon in ihrem 12ten Jahre in freier Natur, in Feldern und Wäldern beginnen, zuerst die Geschwister unter sich, und dann geht es auf die Nachbarn über. Nur wer unter solchen Leuten Jahre lang gelebt, sie in allen Lebensverhältnissen beobachtet hat, ist im Stande, ihre Tugenden und Laster kennen zu lernen und gegen einander aufzuwägen. Was wir alsdann vielleicht mit dem Namen Laster bezeichnen, verdient diesen Namen nicht, es ist die reine sinnliche Natur, die weder durch Religionsbegriffe, noch Moral geläutert ist, sie wissen außer den sieben Todsünden, an die der portugiesische Christ glaubt, nichts von andern Sünden, und darum kann man ihnen die lasterhaften Handlungen, welche sie begehen, nicht als solche anrechnen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

1. Reise nach Tehuacan.

(Fortsetzung.)

Rancho del Capulin, am 22 Mai (10 Leguas).

Nach etwa einer Legua ebenen Weges durch Maisfelder gelangten wir am heutigen Morgen zu einem kleinen Gehöft am Zusammenflusse von fünf kleinen Gebirgsbächen, welche den Fluß Atoyac bilden. Noch eine Strecke windet sich der Weg an einem dieser Bäche hin durch ein enges, aber bebautes Thal, und beginnt dann einen Theil des Gebirges zu ersteigen, welches hier die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Ocean und der Südsee bildet. Die Gegend, welche wir durchzogen, bot wenig Merkwürdiges. Selbst an Erzeugnissen der Pflanzenwelt ist sie arm. Den untern Theil der Gebirgsabhänge bedecken meist Mimosen, Juniperus sabina und anderes Stachelgesträuch; höher hinauf zeigen sich Eichen, untermengt mit Erdbeerbäumen (arbutus), die Zweige und Aeste bedeckt mit Tillandsien, Orchideen und Moosen, und ganz oben erhebt die mexicanische langgenadelte Tanne ihr luftiges Haupt. Hie und da in feuchten Niederungen zeigt sich eine Fächerpalme oder Yucca aloeifolia. Andere Yukken, Agaven und Cactus wachsen unter ihnen im dürren Boden, dem nur spärlich ein Grashalm oder ein Blümlein entkeimt. Der Weg, oft schmal und gefährlich, geht steile Anhöhen hinauf und hinunter, zieht sich zuweilen ziemlich eben am Abhang einer tiefen Schlucht hin, und senkt sich endlich langsam zum Ufer des Gebirgswassers hinab, an welchem der Viehhof Rancho del Capulin gelegen ist, der heute Nacht uns Herberge gewährt. Von einer kleinen, mit frischem Rasen bedeckten Gebirgsebene an diesem Wege hat man eine weite Aussicht nach Südosten. Die ganze Länge des Thales von Oajaca mit seinen zahllosen Dörfern, Maiereien und der fernen Stadt überfliegt das Auge, und ruht auf den bläulich dämmernden Höhen des Monte Tanga im Hintergrund. Ein krystallener Quell entspringt hier dem Schoße des Gebirges, und wir rasteten im Schatten ehrwürdiger Eichen, uns mit seinen Fluthen und mitgebrachter kalter Küche zu erquicken.

Weiterhin windet sich der Weg am Abhang einer der höchsten Kuppen dieser Gegend hin, und öffnet dem Blick eine herrliche wildromantische Aussicht in die westlichen von tiefen Thälern und Schluchten durchschnittenen Gebirgszüge. Gleich Adlerhorsten sieht man hier die mistetischen Dörfer Hauetilla, Sosola und Santa Lucia an den Bergfirsten hängen.

Später leitet der Weg am Gipfel des Cerro de la Tembladera hin, der, wie man sagt, seinen Namen davon hat, daß er bei starken Regengüssen und heftigen Gewittern in eine fühlbare zitternde Bewegung geräth, die man dem Tosen anschwellender unterirdischer Gewässer zuschreibt. Vielleicht ist das Ganze eine Fabel, da man dergleichen unterirdische Gewässer wohl selten im Porphyrgebirge antrifft.

Mit der Dämmerung langten wir, ziemlich ermattet vom beschwerlichen Ritte durchs Gebirge, hier an. Die freundlichen Hirten, Bewohner des Gehöftes, das einem Herrn Manero in Oajaca gehört, nahmen uns gastfreundlich auf. Ihre einfachen Sitten tragen noch ein wahrhaft patriarchalisches Gepräge. Sie brachten uns sogleich ein Glas frischer, eben gekochter Milch, die uns sehr erquickte, und wenn sie auch gerade kein Schaf schlachteten, so bewirtheten sie uns doch mit zwei ganzen gerösteten Ziegenlämmern, die meinen mexicanischen Gefährten ein wahrer Leckerbissen zu seyn schienen. Kein Freund von diesem Gerichte, hielt ich mich desto mehr schadlos an einem Teller in kleine Stücken zerschnittenen hart gebratenen Rindfleisches, nebst Frijoles und vortrefflichen frischen Tortillas.

Die Art und Weise, wie die Viehzucht in diesen „ranchos de ganado" (Viehhöfe) getrieben wird, ist äußerst einfach. Große Waldstrecken, oft von mehrern Leguas Ausdehnung in Länge und Breite, dienen dem Vieh aller Art zur Weide, und sind Eigenthum des Besitzers des Gehöftes. In ihnen läuft das Vieh beständig frei umher, und findet das ganze Jahr hindurch sein Futter. Stallung kennt man gar nicht. Die Hütten der Hirten (rancheros, vaqueros) sind an einem geeigneten Orte, nahe an einem Bach oder einer Quelle errichtet, und in ihrer unmittelbaren Nähe befindet sich ein viereckiger, großer, mit starkem Zaun umgebener Platz oder sogenannter Corral. Diesen Platz

kennt das Vieh genau, und pflegt sich von Zeit zu Zeit bei ihm einzufinden, um etwas Salz zu bekommen. Milchkühe fesselt man dadurch an die Wohnungen der Hirten, daß man ihre Kälber, die nie geschlachtet werden, in dem Corral anbindet. Sie säugen oft bis ins dritte Jahr. Die Hirten sind sämmtlich beritten, und ihr Hauptgeschäft ist, zu verhindern, daß das Vieh sich auf fremden Boden verlaufe. Will man Schlachtvieh haben, so reiten die Hirten, versehen mit dem „lasso," einem Stricke mit einer Schlinge, die sie dem Thier im vollen Jagen über die Hörner oder um die Füße zu werfen verstehen, aus, und fangen so viele Stücke, als man wünscht, oder sie treiben das Vieh den Hütten zu in die oben berührte Umzäunung. Das kleine Vieh (ganado menor), Ziegen, Schafe u. s. w., wird zu gewissen Zeiten des Jahres in ganzen Heerden geschlachtet. Eine solche „matanza" (Schlächterei) ist ein Fest, bei dem es lustig zugeht. Ziegen werden besonders ihrer Häute und ihres Fettes wegen gezogen. Von geringerem Betracht ist ihr Fleisch, obgleich auch dieses von den Indiern und sonstigen untern Volksclassen verspeist wird. Butter bereitet man sehr wenig. Die Milch, welche die lange säugenden Kälber übrig lassen, wird in Käse verwandelt, der aber gewöhnlich schlecht, trocken und außerordentlich salzig ist. Das Fleisch wird größtentheils in lange schmale Streifen geschnitten, sehr stark gesalzen, an der Sonne getrocknet, heißt dann tasajo, und wird häufig genossen. Geröstet und fein geschnitten, ist es sehr wohlschmeckend.

Nur wenige und nur kleine Gehöfte sind Eigenthum der Hirten selbst. Gewöhnlich sind diese nur Diener der Eigenthümer, reicher Gutsbesitzer, Majoratsherren oder — Klöster. Sie empfangen theils einen geringen Lohn an Geld, theils haben sie einen gewissen Antheil am Ertrag, und die Erlaubniß, einen eigenen kleinen Viehstand auf dem Gehöfte zu halten. Diese Hirten sind ohne allen Widerspruch die verwegensten Reiter des Erdbodens. Auf ihren kleinen, dürren, schlecht aussehenden, aber äußerst sichern Kleppern jagen sie, ihr Vieh verfolgend, in vollem Galopp an den steilen Wänden von Abgründen hin, in deren Tiefe das Auge mit Schaudern blickt, wo nur nackter Fels ragt, und kein gebahnter Pfad den Fuß des Pferdes leitet. Dabei schwingen sie über ihrem Haupte den Lasso im Kreise, halten das verfolgte Vieh beständig im Auge, und erfassen den günstigen Augenblick, ihm im Vorüberjagen die Schlinge über den Kopf zu werfen. Sie springen nöthigenfalls in vollem Jagen aus dem hohen Sattel und wieder hinein, ohne die Bügel zu berühren. Zwei vom Sattelknopfe herabhängende Scheiben starken und steifen Leders schützen die Beine des Reiters gegen Verletzungen durch das dornige Gestrüpp. Seine Kleidung, Beinkleider und kurze Jacke, ist ganz aus braunem Wildleder verfertigt. Die gemeinen Hirten, Vaqueros, stehen unter einem Oberhirten, Caporal del rancho. Gewöhnlich wird auf den Viehhöfen auch einige Pferdezucht getrieben, und die Klepper der Hirten sind in der Regel auf dem Gehöfte geboren und erzogen. Sie laufen beständig frei umher, und gewöhnen sich so an das Klettern und Laufen an den steilen und felsigen Abhängen der Gebirge.

Dondominguille, am 29 Mai.

Ihrer patriarchalischen Sitte getreu, weigerten sich diesen Morgen unsere freundlichen Hirten, irgend eine Belohnung für ihre Bewirthung von uns anzunehmen, schüttelten uns beim Abschiede kräftig die Hände, und baten treuherzig, auf unserer Rückkehr ja wieder bei ihnen einzukehren, was wir zu thun versprachen. Der Oberhirt begleitet uns bis Tehuacan, und wird uns bei unserem Geschäfte sehr nützlich seyn, da er der Gegend vollkommen kundig ist.

Im Allgemeinen ging unsere Reise heute beständig bergab, bis in die Schlucht, durch welche der seiner mäandrischen Windungen wegen sogenannte Rio de las Vueltas (Fluß der Wendungen) seine Fluthen dem Rio-Grande und mit diesem dem Golfe zuwälzt. Es fehlte indeß auch auf dieser Strecke von kaum mehr als sieben Leguas nicht an tiefen Schluchten, deren steile Wände die Pferde nur mit Schwierigkeit hinauf- und hinabklimmten. Von Capulin aus leitete der Weg zunächst durch Eichenwald, dann durch ein Thal und über Abhänge, wo aus dem Kalkboden Yukken, Fächerpalmen, Agaven, Cacten, Mimosen u. s. w. üppig aufschossen, bis zu dem Gebirgswasser La Veta, an dessen rechtem Ufer die Ruinen einer ehemaligen Venta — Herberge — standen. Steil, eng, fast gefährlich, windet sich der schmale Pfad den jenseitigen felsigen Abhang über Breccien und Conglomerate hinan, bis er sich hoch oben ziemlich eben am linken oder westlichen Abhang einer engen Schlucht hinzieht, in der tief unten über hinabgestürzte Felsblöcke die Veta dahinbraust. Nackte Felsen starren senkrecht aus der Tiefe auf, und die nur mit Rohr (Bambusa), Fächerpalmen und Krüppelmimosen bewachsenen Abhänge sind so steil, daß nur Ziegen, und selbst diese nur schwer, hier weiden können. Der schmale, aber sehr gut erhaltene, allenthalben an der Thalseite durch Mauern gestützte Weg ist fast ganz aus den Felsen gehauen. Verschiedene Schluchten durchschneiden, von den westlichen Abhängen herabkommend, denselben. Steil, eng, abscheulich sind die Pfade in sie hinab. Die größte dieser Schluchten ist die, durch welche der Bach La Olla hoch aus dem Gebirge herab seiner tief unten dahintosenden Schwester, der Veta, in die Arme eilt, um mit ihr vereint dem Rio-Vueltas zuzuströmen. Hoch oben thront am Ufer der Olla das kleine Dörfchen Solatepec, dessen Bewohner sich vom Anfertigen von Tenates (einer Art Körben) nähren, zu denen die Blätter der hier in großer Menge wachsenden Fächerpalme das Material liefern. Die einzige Merkwürdigkeit des Oertchens ist eine schöne uralte Cypresse (cupressus disticha — spanisch: Sabino), deren Vorhandenseyn auf ein ehemaliges Adoratorium der alten Indier deutet. Sie hielten diesen Baum für heilig, und man findet ihn fast immer, oft aus weiter Ferne dahin verpflanzt, in der unmittelbaren Nähe ihrer heiligen Orte.

(Fortsetzung folgt.)

Auf den Markt von Menselinsk im orenburgischen Gouvernement kamen im Jahr 1856 für 852,105 Rubel russische, für 879,800 fremde Waaren. Unter den russischen Waaren machten Wollen- und Baumwollenzeuge allein über 450,000 Rubel, Metallwaaren über 100,000 Rubel. Von beiden wurden ungefähr zwei Drittheile verkauft. Unter den fremden Waaren machte allein der Indigo 760,000 Rubel aus, und wurde auch beinahe ganz verkauft.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 70** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Percy Bisshy Shelley.** (Fortsetzung.) — **Auszug des hindustanischen Romans. Die Rose von Bakawali.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Bezugnehmende, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 222.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 August 1837.

Briefe aus Indien.

Erster Brief.

Ich kam von Bassora statt nach Afghanistan durch eine sonderbare Verkettung von Umständen, Zufällen und Schicksalsfügungen nach Calcutta, und gedenke in der Hauptstadt des brittischen Mogolreichs längere Zeit zu verweilen, und dann Hindostan in allen Richtungen zu durchforschen. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß wir in Deutschland über Indien in jeder Beziehung so viel als gar nichts wissen, und unsere Belehrungen aus englischen Quellen schöpfen, die für uns nicht allemal unparteiisch genug fließen; ich dachte, daß es von Interesse für mein Vaterland wäre, von einem unabhängigen und unparteiischen Deutschen Nachrichten über das politische und nationale Daseyn dieses ungeheuren Kaiserreichs zu geben, und biete Ihnen hiemit meine Beiträge für Ihre Blätter an.

1. Bai von Bengalen.

Wer Indien nie gesehen hat, sehnt sich unbeschreiblich, den Boden dieses mährchenhaften Wunderlandes zu betreten. So wie er die Bai von Bengalen betritt, wird er auf die Scenen vorbereitet, die seiner warten. Ceylon, die schöne Insel, ist das erste Land, das er bei klarem Wetter sieht. Wenn er auch nicht so glücklich ist, den fabelhaften Adamspik der Buddhisten zu erblicken, so laden ihn doch andere groteske Berggruppen, unter welchen der Elephant der vorzüglichste ist, nach einer langen Seefahrt sehr ein, das Land zu betreten. Doch der sorgsame Capitän steuert vom Lande, weil er die unheilbringenden Untiefen, little and great Basses, fürchtet; ein balsamischer Duft, der von den Gewürzwäldern des glücklichen Eilandes ausströmt, am Abende, wenn der Landwind das Schiff erreicht, ist das Einzige, was der Reisende von Ceylon genießt. Ceylon, direct der Krone Englands einverleibt, wird von den Dienern und Unterthanen der ostindischen Compagnie mehr als ein fremdes Land betrachtet, und steht deßwegen weniger in Verbindung mit dem Festlande, als man vermuthen sollte. Ein schottisches Regiment bildet einen Theil der Garnison, und die ceylonischen Sipahi-Regimenter achten die Hindu-Soldaten als unter ihnen. Auch zwischen den Flotten herrscht Rivalität; die königlichen Kreuzer haben ihre Station bei Ceylon, und kommen sie mit Kriegsschiffen von Madras oder Bombay zusammen, so sind sie sehr ängstlich, ihre Prärogative zu behaupten. Ein Seeofficier, der sich R. N. (Royal Navy) schreibt, ist eo ipso ein höheres Wesen als einer, der sich I. N. (Indian Navy) zeichnet, beide mögen übrigens, wie es mehrmals der Fall ist, Brüder seyn; dasselbe gilt von der Landarmee, und mehrmals ereignete es sich, daß königliche Officiere bei einem vorfallenden Dispute ihren Cameraden den Vorwurf machten, daß sie einer Compagnie von Kaufleuten dienten.

Schiffe, die direct nach Calcutta segeln, sehen Land nicht eher, als bis sie Orissa erreichen; gewöhnlich steuern sie auf die Pagode von Dschaggernath, die hier ihnen dann eine sichere Direction zu den Piloten-Stationen gibt, die außerhalb False Bay liegen, und die Schiffe durch die gefährliche Mündung der Sand Heads in den Fluß Hoogly leiten. Nach einem heftigen zweitägigen Sturme klärte sich das Wetter auf, und wir sahen von der Sonne beleuchtet am flachen Ufer das ehrwürdige Gebäude, welches mit den Monumenten von Tentyra und Luxor in Aegypten um den Vorrang streitet. Wie viele Tausend Opfer des Fanatismus wurden dort vor dem geheiligten Stier geschlachtet! Wie gerne würde der wißbegierige Reisende, der Naturforscher, den Chilca-See besuchen, doch der unempfindliche Capitän, der auf nichts denkt, als sein kostbares Cargo über die Hoogly Deltas zu bringen, ist taub gegen die enthusiastischen Wünsche des Passagiers; er sendet doppelte Wache in den Mastkorb und sieht selbst unaufhörlich mit dem Fernrohr, um eine Pilotenbrigg zu erforschen, denn von dem Momente, wo der Pilote das Schiff betritt, ist er aller Verantwortlichkeit überhoben, und jener übernimmt nun das Commando.

Zwei kleine nußschalengroße Schooner, im Verhältniß zu unserm 1200 Tonnen haltenden Schiffe, wurden am Abend desselben Tages erreicht, und ein junger, elegant in Uniform gekleideter Mann kam an Bord, die Direction unsers Fahrzeugs zu übernehmen. Wir kreuzten die ganze Nacht, weil es zu gefährlich gehalten wurde, bei Nachtzeit über die Untiefen zu gehen, die bereits mehr Schiffe vernichtet haben, als alle in-

diſchen Gewäſſer zuſammen genommen. Kurze Zeit nachher fuhr das Schiff Windſor nach China, mit Opium befrachtet, auf den Sand auf und zerſchellte augenblicklich; man vermuthete, daß es auf den Anker eines früher untergegangenen Schiffes anſtieß. Die ganze Ladung, etwa drei Millionen an Werth, ging zu Grunde, das ſämmtliche Perſonal jedoch wurde gerettet.

(Fortſetzung folgt.)

Portugieſiſche Lebensbilder.

Provincial- und Landleben.

(Fortſetzung.)

Bei den ſitzenden Arbeiten der Weiber, welches vielfältig auch in Leinwandweben beſteht, pflegen ſie faſt immer zu ſingen, wenn ſie ſonſt keine Unterhaltung haben, aber nichts Fröhliches, nichts Ermunterndes, ſondern lauter traurige, ſehr einfache Melodien, die in langgezogenen zitternden Tönen mit zwiſchenfallenden langen Pauſen, als wenn man über das Geſungene nachdächte, abgeſungen werden. Die Worte dieſer Singſpäne und Fetzen von Liedern, ſind eben ſo einfach, ja oft gar nichts ſagend, meiſtens improviſirt, und da bekommt man wahrlich keine große Idee von dem poetiſchen Geiſte der Weiber, denn Stunden lang wiederholt man dieſelbe Melodie und dieſelben Worte, die wie zu einer fixen Idee geworden, und die man nicht wieder los werden kann. Zuweilen wird eine kleine Variation vorgebracht, und pfeifend ein Nachſpiel dem Geſange beigefügt, wie das Orgelſpiel nach einem Kirchengeſang. Es iſt wahrhaftig zum Verzweifeln, wer nothgedrungen einem ſolchen Geſange nicht ausweichen kann, und ihn Stunden lang täglich mit anhören muß. Hievon ein kleines Bildchen zu geben, möge folgende Erzählung dienen. Vor mehr denn 30 Jahren, als ich noch mit einem deutſchen Gefährten auf einer einſamen von hohen Bergen umgebenen Eiſenhütte an den heftigſten klimatiſchen Fiebern krank lag, wir jeder ärztlichen Hülfe entbehrten, und nur ein einziges Weſen im Hauſe exiſtirte, das für uns Sorge trug, war es auch dieſes, was uns zugleich die größte Pein verurſachte, es war unſere Köchin, unſere Aufwärterin, ohne die wir verkommen wären, folglich ertragen mußten. Für eine Portugieſin war ſie ungewöhnlich groß, eine koloſſale ſtarknochige Maria von vierzig Jahren, braungelb von Angeſicht wie eine Ziegeunerin, mit breiten Backenknochen ohne Vorderzähne, nur die zwei Augenzähne ſtanden noch, und waren über die Unterlippen hervorgewachſen wie die Zähne beim Wallroß, ein ſtruppiges, zu Berg ſtehendes, ſchwarzes, ſchon ins Graue ſpielendes Haar, das zuweilen in ein Beutelnetz geſteckt wurde, monſtruoſe Brüſte, die über einem rothen weit ausgeſchnittenen Mieder hervorquellen, und kaum von dem Buſentuche gehalten werden konnten, dabei ein ſpitz vorſtehender Unterleib, nackte braune Beine, die bis an die dicke Wade zur Schau ſtanden, und mit den Füßen in Holzpantoffeln, ſo war die Figur unſerer Maria, die uns täglich in der nachbarlichen Küche mit Ihrem Geſange quälte; jedoch ſo ſehr die Qual dermalen auch war, ſo gewährt ſie mir noch jetzt eine freudige Erinnerung, daß ſie glücklich überſtanden wurde. Sie ſang nur zwei Liedchen dieſe Maria, im höchſten ſchneidendſten Soprano, welcher ſelbſt das Getöſe der fernen Waſſerräder und das Klopfen der Eiſenhämmer übertönte; das eine beſtand nur aus den wenigen Worten: a deos, a deos minho menina, a deos a deos, eu nao torno çá (Adieu, mein Kind, ich komme nicht wieder). Die letzte Strophe erſtarb gleichſam, und dann folgten ſechs pfeifende Töne als Nachſpiel. Das andere Liedchen, welches von den Seufzern der Jonia handelt, lief immer zu wie eine Schraube ohne Ende, und nur durch eine Störung konnte dieſes unterbrochen werden, ſonſt nahm es kein Ende. Unſere Leiden waren unbeſchreiblich während dieſes Stunden langen Geſangs, dem wir nicht Einhalt thun durften, denn dieſes waren gleichſam die Stunden der Andacht und der inneren Entzückung unſerer Maria, die wir nicht unterbrechen durften, ohne in Gefahr zu kommen von ihr verlaſſen zu werden. Sie war uns damals unentbehrlich, denn zu jener Zeit waren die Landleute noch zu bigott, niemand wollte bei Ketzern dienen, und nur der Autorität des Berghauptmanns hatten wir es zu verdanken, daß dieſe Maria bei uns blieb. Sie erregte ſchon nicht mehr die Eiferſucht des Geiſtlichen im Beichtſtuhle, wie wenn ſie ſchöner geweſen, und darum vergab man ihr auch leicht die Sünde, uns Ketzer zu pflegen.

Ein fröhliches Scherzen unter den jungen ſchon erwachſenen Leuten beiderlei Geſchlechts, ein Zeitvertreib mit Spiel und Tanz, eine Bauernkirmes und andere Vergnügungen, die ſich mit dem deutſchen Bauernleben vergleichen laſſen, findet man hier nicht, ſelbſt ein herzliches Lachen unter dieſen Menſchen nicht, ſo ſehr auch die vornehmeren Stände darin excelliren; nicht einmal vergnügte Sonntagsgeſichter ſieht man unter ihnen, beſonders nicht unter den Gebirgsbewohnern; ſie treiben alle ihr Weſen im Stillen mit einer gewiſſen Tagesſcheu. Ein fernes Kirchenfeſt oder Jahrmarkt zu beſuchen, iſt und bleibt die einzige Abwechſelung ihres einfachen und monotonen Lebens. Die Bäuerinnen können weder leſen noch ſchreiben, da ſie nie Unterricht in einer Schule erhalten, da man nur ſelten in einem größeren Dorfe einen Schullehrer findet, der aber nur Knaben unterrichtet, oder einen herumziehenden Schuſter oder Schneider, der neben ſeinem Handwerke auch Unterricht im Leſen und Schreiben gibt an die, welche ihn bezahlen; im Allgemeinen alſo findet man auch nur wenige Bauern, welche dergleichen Unterricht bekommen haben, ja dieſer iſt ſelbſt in kleinen Städtchen jetzt beſonders bei der neuern Einrichtung der Jury fühlbar, oder bei den kleinen Stadtämtern, die doch wenigſtens erfordern, daß man leſen und ſchreiben kann, ſo daß oft aus Mangel an Perſonen, welche dieſe Bildung beſitzen, dieſe Stellen gar nicht beſetzt werden können. Indeſſen bei all dieſer großen Ignoranz, bei dieſer völligen Unwiſſenheit alles deſſen, was außer ihrer gewöhnlichen Atmoſphäre liegt, bei den abſonderlichen Begriffen, die man von andern Nationen hat, ſollte man wohl glauben, daß man gar kein vernünftiges Wort mit ſolchen Leuten ſprechen könnte, und dennoch iſt dieſes nicht ſo; im Gegentheil, das portugieſiſche Bauernvolk iſt weit vorzüglicher im Umgange als das deutſche, wozu nun freilich ſeine Sprache, die ſich von der

der gebildeten Stände faſt gar nicht unterſcheidet, viel beiträgt, und ſelbſt die Provincialdialekte ſind nur höchſt unbedeutend verſchiedenartig. Mit dieſer Sprachgemeinſchaft ſind nun ebenfalls feinere Manieren verbunden, nichts Plumpes und Tölpelhaftes, kein Maulaufſperren, wenn ſie etwas zum Erſtenmale ſehen, oder wenn ſie etwas nicht gleich begreifen können, nichts von Verſtandsſtillſtand, ſondern man ſieht gleich, daß man Denker vor ſich hat, ſie werden über die fremdartigſten Gegenſtände raiſenniren und ihr Urtheil abgeben, auch wenn ſie nie in ihrem Leben davon hörten. Ein deutſcher Bauer und Handwerker lernt alles mechaniſch und bringt es darin zu großer Vollkommenheit, denkt aber dabei ſelten an das Wie und Warum, ſondern Alles gründet ſich bei ihm auf Erfahrung. Nicht ſo der Portugieſe, dieſer fängt erſt an zu analyſiren, und ſein erſter Gedanke iſt ſelten, das beizubehalten, was er einmal vor ſich ſieht, ſondern zu probiren, wie die Sache auch anders ſeyn könnte, denn er will erſt den Grund wiſſen, warum dieſes ſo und nicht anders iſt. Auf dieſe Art würden es die Menſchen hier in allem ſehr weit bringen können, allein da fehlt ihnen wieder die Ausdauer und Beharrlichkeit. Wer nicht viele Jahre hindurch hier mit Bauern und Handwerkern fortwährend zu thun und unter ihnen gelebt hat, ſo wie mir es zu Theil wurde, kann nie ein richtiges Urtheil über dieſen Stand hier fällen. Hört man doch hier ſelbſt Ausländer, die ſchon 20 und 30 Jahre in Liſſabon leben, noch oft ſagen, daß das portugieſiſche Volk das dümmſte auf Gottes Erdboden ſey, und andere Fremdlinge glauben dieſes unbedingt; allein dieſes iſt durchaus falſch, und ich habe fortwährend nur ihren Scharfſinn bewundern müſſen, ſo wie ihre Auffaſſungsgabe und originellen Erfindungen, um ſich in dieſen und jenen Stücken zu helfen; ja, ihre Einwendungen und ihr Beſſerwiſſen von Dingen, die ſie nie geſehen, hat mich ſogar oft in Verzweiflung gebracht, denn wenn man ihnen befiehlt — mache das Ding ſo, dann kann man ſich noch immer glücklich ſchätzen, wenn ſie erſt die Einwendung machen, daß es wohl ſo und ſo beſſer ſeyn würde, allein ohne dieſe ſchreiten ſie oft zur Ausführung, und ſagen dann nachher, daß es nach ihrer Meinung auf die Art beſſer ſey. So ließ ich z. B. noch vor kurzer Zeit ein Gebirgsprofil mit den verſchiedenen Gebirgsformationen nach einer ausführlichen Zeichnung lithographiren, und als man mir es fertig brachte, hatte man etwas ganz Anderes daraus gemacht, die Gebirgsſchichten, welche horizontal waren, hatte man ſenkrecht geſtellt und ſo umgekehrt, die nach Norden einfallend nach Süden geneigt und zwar aus dem Grunde, weil man geglaubt, dem Ganzen dadurch ein beſſeres Anſehen zu geben, und ſomit mußte denn die ganze Zeichnung wieder umgeändert werden.

(Schluß folgt.)

Menſchenopfer in Gumſar.

Menſchenopfer, oder Meria Pudſcha, finden jedes Jahr einmal in einem der verbündeten Mutas in Gumſar ſtatt. Die Opfer werden aus dem niedern Land entführt, oder aus ſonſt einer entfernten Gegend herbeigebracht und an einen der Mutas verkauft, wo das Opfer ſtattfindet. Iſt es ein Kind, ſo wird es aufgezogen, bis es das geeignete Alter erreicht hat. Dieſe grauſame Ceremonie wird auf folgende Weiſe vollzogen: Wenn der anberaumte Tag anbricht, verſammeln ſich die Khonds aus allen Theilen des Landes feſtlich geſchmückt; einige mit Bärenfellen über den Schultern, andere mit einem Pfauenſchweif am Rücken befeſtigt, oder eine lange Feder des Dſchungelhahnes vom Haupte herabwehend. Dann wird bei einer Muſik von Trommeln und einer Art Pfeife getanzt und geſprungen. Bald nach Mittag bindet der Dſchani, oder oberſte Prieſter, mit Hülfe ſeiner Untergebenen das unglückliche Opfer an einen ſtarken Pfahl, und hier muß es ſich unter den fürchterlichſten Qualen von dem wilden Haufen, der ſich über ſein Opfer herſtürzt und um den Vorrang ſtreitet, das Fleiſch in kleinen Stücken von den Knochen ablöſen laſſen. Auf das erſte Stück wird großer Werth gelegt, weßhalb man ſich auch beſondere Mühe gibt, dieß zu erhalten, weil man ihm ganz beſondere Eigenſchaften beimißt. Mit dem Beſitze deſſelben iſt indeß die Gefahr verbunden, daß man das Fleiſch deſſen, der es erobert, für nicht minder vorzüglich hält, und deßhalb einen Angriff auf ihn macht. Um ſich gegen einen ſolchen Unfall zu ſchützen, wählt ein Dorf einen aus ſeiner Mitte, um ſich das koſtbare Stück Fleiſch zu verſchaffen, bewaffnet ihn mit einem Meſſer, hüllt ihn in Tücher, und läßt ihn auf das gegebene Zeichen nebſt vielleicht 3 bis 1000 Andern auf das Opfer losſtürzen. Iſt er ſo glücklich, zu erbeuten, was er wünſcht, ſo ſtrengen die Uebrigen alle Kräfte an ihn aus dem Gedränge unverletzt herauszuziehen, und eilen dann in die Heimath zurück, denn das Fleiſch muß, wenn es den Zauber, der an ihm haftet, nicht verlieren ſoll, noch an demſelben Tag in das Feld eingegraben werden.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

1. Reiſe nach Tehuacan.

(Fortſetzung.)

Weiterhin liegen auf Hügeln rechts und links am Wege die Ruinen des alten Forts Buenaviſta, welches die Spanier im Revolutionskrieg einſt in aller Eile gegen die Inſurgenten errichteten. Es iſt ein ſehr feſter Punkt. Beide Hügel, nur vom Weg ab zugänglich, erheben ſich ſchroff und iſolirt. Der aus dem Thale des Rio Gueltas heraufkommende Weg windet ſich zwiſchen ihnen hindurch, iſt ſehr ſteil, und ſo ſchmal, daß nie zwei Fußgänger, noch weniger zwei Reiter, nebeneinander auf ihm Platz haben. Geſchütz, ſelbſt das leichteſte, dieſen Weg heraufzubringen, iſt unmöglich. Den Namen Buenaviſta trägt das Fort mit Recht. Man hat von ihm wirklich eine herrliche, wildromantiſche Ausſicht weit in das Gebirge, und hinab in das tiefe Thal des Rio Gueltas mit dem ſilbern ſich durchhinwindenden Fluß, und dem unter dunkellaubigen Fruchtbäumen verſteckten Dorfe Dondominguillo an ſeinem linken Ufer.

Steil windet ſich vom Fort der Pfad die Abhänge hinab durch einen Niederwald von herrlich blühenden Plumierien, Strängelcacten, Drachenblutbäumen, Yukken, Acacien, Agaven u. ſ. w. Wild, von tiefen Schluchten zerriſſen, erſcheint das Gebirge. Schmale, oft kaum fußbreite Rücken hinab leitet der Steg, aber furchtlos und ſicher betreten ihn die an ſolche Wege gewöhnten Pferde und Maulthiere. Drückender und immer drückender dampft die Hitze der heißen Erde

(tierra caliente) aus der Tiefe herauf. Am Gaume klebt die trockne Zunge des Reisenden, sein triefendes Thier ächzt, und er ist recht froh, wenn er endlich unten eine enge von einem Gebirgswasser befeuchtete Schlucht, und in ihr den erquickenden Schatten hoher, dichtbelaubter Bäume erreicht hat. Ab vom ermatteten Gaule sprangen wir, lagerten uns im Schatten einer dunkellaubigen Anone, und genossen freudig und dankbar der hier herrschenden erquickenden Kühle, und der labenden krystallhellen Gabe aus der Urne der tändelnd vorüberhüpfenden Nymphe des Gebirges. Acacien, Gummibäume, duftende Anonen, Lianen aller Art, Agaven, Bromelien, Yucca ixtly, neben einer großen Mannichfaltigkeit anderer, zum Theil reizend blühender Sträuche und Gewächse bedecken in tropischer Fülle die schmalen Ufer des Bächleins und die mosigen Abhänge zu beiden Seiten. Der schmale Pfad schlängelt sich, oft den Bach durchfurtend, eine halbe Stunde lang durch die Schlucht, übersteigt dann den linken Abhang, und — wie mit einem Zauberschlage ändert sich die Scene! Kahl, sandig erscheint die Thalebene vor uns, verbrannt die spärliche Vegetation. Dürre Krüppelmimosen und Cactus regieren, die Chicharra *) singt ihr schrillendes Lied; die tierra caliente ist erreicht. Vor uns liegt, freundlich aus dem dunkeln Laube seiner hohen Aguacates- und Zapotes-Bäume blickend, das Dorf Dondominguillo, das Ziel unserer Tagereise. Wir eilen es zu erreichen.

Auch hier haben wir, wie in Huijo, von dem „Curato" Besitz genommen. Dasselbe Gebäude diente einst, als wir zuerst diese Gegenden, von Europa kommend, betraten, dem größten Theil unserer Reisegesellschaft zum Aufenthalte für die Nacht. Denke dir, mein lieber Leser, einen etwa fünfzig Fuß langen und fünfzehn Fuß breiten Raum, umschlossen von innen und außen mit Kalk berappten Lehmpatzen-Wänden, überdeckt von einem hohen Stroh- oder Grasdache, durch das du von innen überall die Sonne scheinen siehst: denke dir, daß dieser Raum durch eine den Umfassungswänden gleiche Scheidewand in zwei ungleiche Theile geschieden ist, und du hast ein Bild unseres heutigen eleganten Gasthofes. Den Luxus eines bedeckten Fußbodens oder einer Zimmerdecke hat man für überflüssig gehalten. Nur einige runde Knüppel ruhen mit ihren Enden auf den längern Wänden, und an ihnen sind die Schnüre meiner Hängematte für diese Nacht befestigt. Im weiten Bogen hängt sie bis nahe zum Boden von ihnen herab. Von den Thüren kann man kaum sagen, daß sie vorhanden sind. Nur Stücke der ehemaligen Flügel hängen noch lose an den schlotternden Angeln. Ein roher Tisch und eine ebenso rohe Bank, Bequemlichkeiten, die man in diesem Lande nicht immer antrifft, bilden das Ameublement. In einer Ecke des glänzenden Saales ist das Reisebette meines Gefährten aufgeschlagen, auf welchem er bereits die müden Glieder dehnt. An den Wänden umher steht und liegt unser Gepäck. Der Thüre gegenüber, in die halbverfallenen, unbedachten Reste eines ehemaligen Stalles, sind unsere Reit- und Lastthiere eingeschlossen, und lassen, nachdem sie im Flusse gebadet worden, die goldenen Maiskörner sich trefflich behagen. Neben der Thüre liegen, auf Matten ausgestreckt, lustig plaudernd und Chocolate trinkend, unter Haufen von Pack- und Reitsätteln, Zäumen, Pferdedecken u. s. w., unsere Diener und dienenden Begleiter. Hier wird auch ihr Lager für die Nacht seyn. Diese Leute schlafen, wo es angeht, lieber im Freien als in Gebäuden. Eine Matte und eine Decke, um sich kugelig, einem Igel nicht unähnlich, zusammengerollt hineinzuwickeln, genügt ihnen.

Ein Bad im lauen Wasser des Rio de las Buettas erquickte mich sehr. Es gibt kaum etwas Angenehmeres und Stärkenderes, als ein solches Bad in der Tierra Caliente, gegen oder gleich nach Sonnenuntergang.

Während mein Gefährte dem mohndekränzten Gotte sein Opfer brachte, besuchte ich, wie ich gern überall thue, die Kirche. Sie ist in den allerklägslichsten Umständen. Das Schiff ist aus Luststeinen aufgeführt, ohne Gewölbe, bloß mit einem Strohdache überdeckt. Dieß Dach fehlt fast ganz, und der hereinströmende Regen hat allenthalben die Verappung der Wände zerstört. Der Hauptaltar nebst dem Chor sind noch am besten erhalten. Der Altar, aus Stein, war unbedeckt. Oben unterm Dache hatte man einige Matten angebracht, damit es dem Meßner nicht auf den Kopf regnen möge, wenn er in hocherhobener Hand dem knieenden Volke das Allerheiligste zeigt. Das Altarblatt trug als Hauptbild eine schlechte Darstellung der Dreifaltigkeit, umgeben von noch schlechter in Oel gemalten Scenen aus der Leidensgeschichte S. Jacobs des Jüngern, welchen das Dorf als Schutzheiligen verehrt. Vergoldetes Schnitzwerk im elendesten Geschmack umgibt diese Bilder, deren gräuliche Blutscenen, weit entfernt zur Andacht zu erheben, nur Schauder und Entsetzen im fühlenden Menschen erregen können.

An den Wänden des Schiffes standen noch einige verfallene Nebenaltäre. Auf einem derselben starrt ein unförmliches Bild des Heilandes vom Kreuze herab. Es ist von Holz und mit grellen Farben bemalt. Der Kopf des Bildes ist von ungeheurer Länge; dicke Blutströme fließen von der Dornenkrone über das bleiche Gesicht herab. Stier schaut das brechende Auge des Sterbenden auf den Beschauer. Die öde, verfallene Umgebung machte diese abscheuliche Statue noch grausenvoller. Mir schauderte, und eilig verließ ich den überall nur Fäulniß und Zerstörung zeigenden Tempel, der mir als ein wahres Bild des Katholicismus unserer Zeit, wenigstens in diesem Land, erschien.

(Fortsetzung folgt.)

*) Singcikade.

Der Handel Rußlands an seiner südöstlichen Gränze.

Im Jahr 1856 kamen nach Orenburg, Troizk und in die Veste Orskaja aus der Bucharei, Chiwa und der kirgisischen Steppe 18 Karawanen mit 6964 Kamelen; die Einfuhr bestand hauptsächlich aus roher und gesponnener Baumwolle, Shawls, verschiedenen baumwollenen, seidenen, halbseidenen und wollenen Zeugen, Früchten, geringem Pelzwerke, Türkisen, Wurmsamen u. s. w. Der Werth dieser Gesammteinfuhr betrug etwas über 5 Millionen Rubel. — Aus den drei genannten Orten gingen 25 Karawanen mit 4657 Kamelen und 481 Fuhren ab. Der Werth der verkauften und ausgetauschten Waaren betrug über vierthalb Millionen Rubel. Die Hauptwaaren bestanden in wollenen, baumwollenen und seidenen Zeugen, Justen, Metallwaaren und Getreide.

Nach neuern Nachrichten hat Randschit Sing die Sklaverei in seinem ganzen Gebiete für ungesetzlich erklärt und mit harten Strafen verpönt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 223.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 August 1837.

Portugiesische Lebensbilder.

Provincial- und Landleben.

(Schluß.)

Die Portugiesen würden meiner Ueberzeugung nach alle andern Nationen an Industrie, Erfindungen und an Gelehrsamkeit übertreffen, wenn sie mehr Selbstständigkeit, Ausdauer und Application hätten, bei welchen ihnen ein außerordentliches Gedächtniß noch mehr zu Hülfe käme; allein ihre sinnliche Natur, eine unüberwindliche Faulheit, Trägheit und Indolenz, sowohl zu geistigen als körperlichen Arbeiten, widerstreben allen den schönen Anlagen, so daß sie nicht zur Reife kommen; sie ermüden gar zu leicht physisch und moralisch, springen von einer Sache zur andern, befolgen nie ein gewisses System und haben keinen Ordnungssinn. Von allem aber das Schlimmste ist die hohe Meinung, die jeder von sich hat, sowohl der Handwerker als auch der sogenannte Gelehrte, wovon sich jedweder für das non plus ultra des Wissens hält, jedoch nur eines einseitigen Wissens, über welches nichts Besseres geht, weßhalb denn die Menschen auch in allen Künsten und Wissenschaften fast immer ein Jahrhundert gegen andere Nationen zurück sind. Ihr Hauptsinn strebt in Allem nur nach einem raschen und schnellen Gewinn, um alsdann wieder einige Zeit faullenzen zu können, und diesem opfern sie oft einen steten, sicheren, aber geringeren Verdienst. Dieser Hang zum Nichtsthun ist auch ein vorzügliches Hinderniß zum Aufkommen der Fabriken in Portugal, denn wenn man heute glaubt, geschickte Leute angezogen zu haben, morgen laufen sie davon und ergreifen eine andere Beschäftigung. So wurden z. B. auf der Eisenhütte von Figueiro dos Vinhos in Zeit von sechs Jahren durch deutsche Meister mehr als sechzig Lehrlinge als Schmelzer, Hammerschmiede, Former u. s. w. angelernt, von denen es jeder in Verlauf von Einem Jahre weiter brachte, als ein deutscher Lehrling in 3 Jahren; allein ehe man sich's versah, waren sie der Sache müde, gingen davon und ergriffen ein anderes Handwerk, wobei sie weniger gebunden waren und öfter spazieren gehen konnten; besonders war ihnen das Arbeiten in den Nachtstunden höchst zuwider, so daß man dieses bei manchen Arbeiten ganz einstellen mußte, weil es mehr Schaden als Vortheil brachte. Ein ungebundenes Leben überhaupt ist dem Portugiesen durch alle Stände hin von Kindheit an zur andern Natur geworden: der 10 bis 12jährige Knabe handelt schon nach seinem eigenen Sinn, und die Eltern lassen ihn dabei, denn sie machten es nicht besser, darum ist auch jeder Staatsdienst dem Menschen eine Last, die man sich so leicht wie möglich macht, darum herrscht auch unter dem Militär so wenig Disciplinar- und Subordinationsgeist, darum sind ausländische Officiere, die streng darauf sehen wollen, verhaßt, darum wird jede Kleinigkeit, die in einer halben Stunde abgethan werden könnte, in die Länge verschoben, am Ende vergessen, und zieht man sie von neuem hervor, so muß wieder ganz von vorn angefangen werden. Bei allem diesem Nichtsthun empfinden diese Menschen schlechterdings keine Langweile, denn der unbedeutendste Gegenstand kann sie in eine stundenlange Unterhaltung verwickeln, und Personen, die dazu aufgelegt sind, finden sich immer; selbst der Arbeiter auf dem Felde wird seinen Pflug still halten oder sich auf seine Hacke stützen, und über der Unterhaltung seine Arbeit vergessen. Ihre Erinnerungen stehen ihnen immer lebendig vor Augen, sie bekümmern sich da um Alles nur um die Zukunft nicht, wenn sie deßhalb die Gegenwart ändern sollten. Dieser Grundzug ihres Charakters, diese vorherrschende Eigenthümlichkeit desselben, benimmt ihnen alle Thatkraft: sie leben in einer Art eitler Selbstverblendung, gepaart mit Unwissenheit und unehrlicher Habsucht fort, die bei der moralischen Entwürdigung der Nation ihre Individuen auf allerlei betrügerische Schleichwege führt. Der Bauer versteht eben so gut, wie der Städter, seinen Nebenmenschen, selbst seinen Freund und Verwandten, übers Ohr zu hauen; er ist eben so gut im Stande in einer Sache für oder dagegen zu schwören, je nachdem es Vortheil bringt, oder er dafür bezahlt wird; er weiß sich eben so gut in einen Hinterhalt zu legen, und den Strafen des Meineids zu entschlüpfen; es gibt sogar Bauern, welche die durchtriebensten Advocatenkniffe im Kopfe haben, und davon ihren Nutzen ziehen. So viele Unannehmlichkeiten man nun auch ertragen muß, wenn man mit diesen Leuten zu schaffen hat, besonders wenn man sie noch nicht zu behandeln

weiß, ſo wird man doch, hat man ſich endlich von den alten Gewohnheiten losgearbeitet, nimmt man die Menſchen, wie ſie ſind, und nicht wie ſie nach unſerer Meinung ſeyn ſollten, auch recht gut mit ihnen fertig, und man kann Alles mit ihnen ausrichten, ja, eine Priſe Tabak zur rechten Zeit offerirt, thut dann bei ihnen oft mehr als das Verſprechen eines doppelten Lohns; ſie ſind dann höflich und dienſtfertig, ſelbſt unintereſſirt, wenn man einmal ihre Zuneigung gewonnen; nie wird man aber dieſe gewinnen, ſobald man ſie etwa wegwerfend und mit Geringſchätzung behandelt, ihr angeborner Stolz kann dieſes nicht verdauen, und dann werden ſie ſtörriſch, zeigen eine kalte Höflichkeit, und gehen einem aus dem Wege, mit Einem Worte ſie zeigen, daß ſie Gleiches mit Gleichem vergelten wollen. Hingegen läßt man ſich zu ihnen herab, fragt nach ihrem Befinden, offerirt ihnen eine Priſe, dann hat man gewonnen, ſie erheben ſich zum Vornehmern hinauf, und ohne im mindeſten an Reſpect bei ihnen zu verlieren, kann man durch ein ſo leichtes Mittel Alles von ihnen gewinnen. Die Bauern ſind nicht nur höflich und anſtändig gegen Vornehmere, ſondern ſie ſind es auch unter ſich. Begegnen ſie einander, ſo werden ſie immer ihre Hüte ziehen, ſelbſt die intimſten Bekannten gegen einander, und den Hut ſo lange in der Hand behalten, bis die Anſpruchscomplimente vorüber ſind, wobei man nicht nur wechſelſeitig ſich nach der eigenen Geſundheit erkundigt, ſondern man frägt auch nach Frau und Kind, indem man ſie alle bei Namen nennt. Sind es aber zwei Unbekannte, alsdann geht man mit abgezogenen Hüten neben einander vorüber, und, als wenn ſie Knigge's Umgang mit Menſchen ſtudirt hätten, ſo wird man den Hut immer mit der entgegengeſetzten Hand abnehmen, wo der Begegnende vorübergeht, und dabei ſagt man ſein goarda deos (Gott ſchütze Euch). Begegnen ſich Bekannte, dann hat es ſeine Schwierigkeit, daß ſie ſobald wieder von einander kommen, und wenn auch der eine etwa nach einem benachbarten Orte geht, und der andere nothwendige Arbeit im Felde hat. Man knüpft eine Converſation von wenigſtens einer halben Stunde an, der eine nimmt ſeinen langen dicken Stock von den Schultern, ſtämmt ihn vor ſich weg auf die Erde, ſo daß er mit dem obern Ende bis vor die Bruſt reicht, kreuzt darauf beide Hände auf demſelben und lehnt ſich feſt daran, ſo daß ſein ganzer Körper auf einem Dreifuß ruht. Hacke oder eine lange Flinte, mit verroſtetem, oft mit Bindfaden feſtgebundenem Schloſſe, die vielleicht einer von ihnen führt, bleiben aber indeſſen auf der Schulter. Die Gebirgsbewohner pflegen mehr mit Flinten zu gehen wie die Bewohner der Ebenen, weßhalb man denn auch in Gebirgsgegenden mehr Mordthaten durch Kugeln verübt, als durch Meſſerſtiche, die in den Ebenen gebräuchlicher ſind. Bei jeder Gelegenheit, außer wenn man aufs nahe Feld geht, wird die Flinte auf die Schulter genommen, man mag nun nach einem nahen Orte zum Beſuch, auf den Jahrmarkt oder zur Meſſe gehen. Man trägt dieſelben an keinem Riemen, ſondern immer verkehrt auf der Schulter mit dem Kolben nach hinten, ſo daß man im Fall der Noth auch gleich damit zuſchlagen kann, denn die wenigſten ſind in einer ſo guten Verfaſſung, daß ſie Feuer geben; allein ſie flößen doch mehr Reſpect in der Ferne ein, als wie ein Stock. Pulver und Schrot ſind theuer, daher man ſelten die Flinte einmal abſchießt; ſie bleibt oft Jahr und Tag geladen und nur jedesmal, wenn man ausgeht, erfriſcht man das Pulver auf der Pfanne, da dieſe auch in einem ſolchen Zuſtande iſt, daß ſie dasſelbe ſelten halten kann: das Schloß dieſer Flinten gehört noch zu denen des 16ten Jahrhunderts, wo die ganze einfache Mechanik desſelben außen angebracht iſt, und nur aus einer ſtarken Feder beſteht, die geſpannt und losgelaſſen werden kann. Um den Hahn aber in Ruhe zu ſetzen, muß man eine kleine Sperre vorſetzen, und dieſe erſt wegnehmen, wenn man losdrücken will. Man findet unter dieſen alten Flinten die vortrefflichſten Läufe, allein von dem unſcheinbarſten Anſehen und in dem verroſteſten Zuſtande. Die Bauern, welche ſich mit Jagd beſchäftigen, halten ihre Gewehre etwas beſſer, wenigſtens über das Schloß und einen Theil des Kolbens ſtreifen ſie ein Fuchs-, Katzen- oder Stück Wolfsfell, um es vor Näſſe zu bewahren. Kommt man Sonntags bei einer Dorfcapelle, wo eben Meſſe geleſen wird, vorbei, dann findet man alle dieſe verroſteten Gewehre vor der Kirchthüre angelehnt, und man ſollte bei deren Anblick eher glauben, vor einer Hauptwache als vor einer Kirche zu ſtehen. Verſchiedentlich hat man ſchon verſucht, ein Verbot gegen die Führung der Flinten ergehen zu laſſen, allein dasſelbe wurde nie befolgt, oder man hätte noch weiter gehen, und auch die freie Jagd verbieten müſſen. Selbſt während der kurzen franzöſiſchen Regierungszeit, wo ſogar jeder ſeine Gewehre abliefern mußte, konnte man es in den Gebirgsgegenden nie dahin bringen; vor wie nach ging man mit Flinten, und wollte man deßhalb jemanden zur Strafe ziehen, ſo wurde er auf einige Zeit flüchtig, und viele tauſend Franzoſen fanden ihren Tod durch die bürgerlichen Flinten der Gebirgsbewohner. Daß die Gewehre zu einem großen Mißbrauche Veranlaſſung geben — denn es bedarf nur eines leiſen Drucks des Fingers um Rache gegen einen Feind zu nehmen — tritt in gegenwärtiger Zeit, wo alle Menſchen in Parteien getheilt ſind, mehr als jemals hervor; keine Polizei, keine Juſtiz hält die Zügelloſigkeit in Schranken, jeder iſt Kläger und Richter zugleich, denn wer jetzt Feinde hat, iſt gleichſam vogelfrei; nun dieſes war früher auch wohl der Fall, allein man trieb die Rache doch mehr im Geheimen, man fürchtete noch Strafen, und handelte nicht ſo ganz unverſchämter und frecher Weiſe, gleichſam zum Hohn der Juſtiz, vor deren Augen man jetzt mordet ohne daß es weitere Folgen hat.

Briefe aus Indien.

(Fortſetzung.)

2. Fluß Hoogly.

Um 10 Uhr des folgenden Morgens waren wir im Fluſſe, und die flache Inſel Sauger war das erſte Land, welches wir erblickten. Telegraphen ſind von hier an bis Calcutta errichtet; es iſt jedoch eine traurige Pflicht, auf dieſem äußerſten Punkte der Sunderbunds zu leben. Die Bungalows, die um den

Telegraphenthurm gebaut stehen, sind mit Pallisaden eingezäunt und die dichten Dschungeln gelichtet. Nichtsdestoweniger sind die wenigen Bewohner den Anfällen der Tiger unaufhörlich ausgesetzt, und die Kühe werden mit großer Dexterität von diesen Herren der Wildniß über die Pallisaden gebracht. Die Sunderbunds sind das angeschwemmte Delta zwischen dem Hoogly, dem eigentlichen Ganges und Megna oder Burramputer; Fluß ab ist eine Masse von Inseln, die von breiten Strömen, kleinen Canälen und Baien der See gebildet sind. Dieser Strich Landes war einst sehr bevölkert, wie ausgegrabene Münzen, Geräthschaften und Ueberreste von Süßwasser-Reservoirs (Tanks) beweisen, und die Tradition der Hindus spricht von einem mächtigen Königreiche, das hier stand. Ein plötzliches Austreten der See scheint dieses kaum 6 Fuß über dem Wasser stehende Land überschwemmt, und die ganze Population vernichtet zu haben. Vor drei Jahren ereignete sich während eines heftigen Sturmes etwas Aehnliches; die See brach ein und drang bis gegen Calcutta vor, ganze Dörfer wurden weggespült, Tausende von Menschen gingen zu Grunde, und einige Dreimaster, die im Flusse lagen, wurden mehrere hundert Schritte weit ins Land getragen. Ruinen von massiven Häusern und Tausende von halb abgestorbenen Bäumen sind noch jetzt die Zeugen dieser jüngsten Wuth der Elemente.

Das Gouvernement, ängstlich besorgt, diesen Theil des Landes, wegen der Nähe der Hauptstadt von großer Wichtigkeit, bebaut zu sehen, hat ausgedehnte Landesbewilligungen ertheilt. Jeder ansässige Engländer und auch Andere können so viel Land, als sie wollen, als Eigenthum erhalten, und zwar für 20 Jahr steuerfrei, nur unter der Bedingung, daß binnen sechs Jahren eine große Anzahl von Morgen urbar gemacht werde. Einige Britten hielten dieß für eine vortreffliche Speculation, und ließen sich über 10,000 Acker Landes anweisen, viele jedoch haben ihre Bewilligungen wieder zurückgegeben. Die Cultur ist sehr großen Schwierigkeiten unterworfen. Nur der Auswurf der Bengalesen ist zu bewegen, sich dort anzusiedeln, und Europäer können wegen eines furchtbaren Fiebers, das sie während der Regenzeit anfällt, dort nicht existiren. Das Land muß zuerst mit einem aufgeworfenen Damm umgeben werden, um das Seewasser vom Eindringen abzuhalten. Es währt drei Jahre, bevor das Salz, wie sie es nennen, ausgewachsen und ausgewaschen ist. Dann ist das Land für den Reisbau eines der vorzüglichsten. Die Pflanzen, die es früher überzogen, sterben von selbst ab, weil sie die Bedingungen ihrer Existenz (Seewasser) nicht mehr haben; bricht jedoch der Damm durch, so ist alle Mühe vergebens, die Reisanpflanznngen verderben, und eine luxuriöse Vegetation macht binnen kurzer Zeit das Land abermals zu einer completen Wildniß. Nebst diesen fürchten die Leute mit Recht die Tiger und wilden Büffel, die nebst Rhinocerossen und Bären dort unbeschränkt regieren; das Rindvieh wird während des Trinkens von den zahllosen Krokodilen in die Tiefe gezogen. Nichtsdestoweniger ist es wahrscheinlich, daß im Verhältniß, wie Calcutta zunimmt, auch die Cultur in den Sunderbunds zunehmen wird, um die ungeheure Bevölkerung der Hauptstadt und ihre Umgebungen mit Leichtigkeit zu ernähren. Schon jetzt fangen einige Pflanzer, die beharrlich waren, an, die Früchte ihrer Colonisation zu ernten; die Auslage des Capitals in einem Lande, wo das Geld einen so großen Werth hat, schreckt wohl die Meisten ab, auszudauern.

Am Abend desselben Tages landeten wir in Kedgeree; dort ist die erste Poststation. Für jene, die, wie ich, längere Zeit unter den Wilden und Halbwilden Asiens lebten, sind die Wohlthaten einer geregelten Civilisation auffallender, als für einen, der direct von England ankömmt, und selbe als Dinge of course erklärt. Semaphorische Nachricht von unsrer Ankunft wurde nach Calcutta gesendet, nebst dem verlangte der Capitän durch den Telegraphen, daß man ihm ein Dampfboot sende. Briefe wurden geschrieben und sogleich befördert, und bereit liegende Briefe empfangen. Hier sah ich zuerst die schön geformten, jedoch zu weibisch und verweichlicht aussehenden Hindus, die mit ihren Booten das Schiff umringten und ihre Dienste anboten, die darin bestanden, Commissionen am Ufer auszurichten, welches hier noch sehr entfernt lag, da der Fluß mehr als eine Meile breit war.

Wir fuhren am andern Tag mit der Fluth nur bis Diamond Harbour, um das Dampfboot zu erwarten. Es wird sehr viel in Calcutta davon gesprochen, eine Eisenbahn von der Hauptstadt bis zu Hoogly Point, eine Länge von 40 englischen Meilen, zu führen. Die Meinungen über die Ausführbarkeit sind sehr verschieden. Es wäre unstreitig von großem Nutzen, einen Hafen in dem untern Theil des Flusses zu errichten und sämmtliche Güter über Land nach Calcutta zu schaffen, denn abgesehen von der großen Gefahr, welche die Sandbänke des Hoogly, die sich mit jedem Jahre erweitern, in den Weg legen, können überhaupt bloß Schiffe, die weniger als 800 Tonnen führen, bis Calcutta gehn. Gegenwärtig nehmen sie bloß einen Theil ihrer Ladung in Calcutta ein, und der übrige wird auf den Booten der Eingebornen ihnen nachgeführt. Jedoch die Ausführung unterliegt großen Schwierigkeiten. Es ist die Frage, ob in dem weichen angeschwemmten Boden eine hinreichende feste Unterlage zu gründen möglich ist; ob die Eisenbahn bei hohem Wasserstande während der Regenzeit stets trocken liege, ob das Wasser nicht bald die Grundlagen unterminiren würde, und endlich ob nicht eine solche Katastrophe, wie die vor drei Jahren, in Einem Tage das ganze Werk vernichten könnte. Nebst dem fürchten sich die Bedächtigen vor der Auslage bei einem Unternehmen, welches Aehnlichkeit mit der famösen Stock-Joint-Compagnie in England haben könnte, und nie die sanguinischen Erwartungen realisiren würde. Genug, es wird viel pro und contra gesprochen, geschrieben, gedruckt und lithographirt in Planen herumgegeben und bewiesen. Die Unternehmer der Dampfboote, die einen enormen Profit gegenwärtig machen, und Schiffe aus und in den Fluß bringen, sind natürlich am meisten dagegen. Das Dampfboot Irawaddy kam am nächsten Morgen und nahm das Schiff ins Schlepptau. Wir genossen die prachtvolle Scenerie des Flusses mit ungemeinem Vergnügen. Die Anpflanzungen wurden häufiger, die mannichfaltigen Boote der Eingebornen zahlreicher. Das sammtene Grün der jungen Reisfelder mischte sich mit dem malerischen Dunkel der tropischen

Gehölze. Die Bambushütten der Indier unter dem Schatten der Cocospalmen und Pisangbüsche wurden zierlicher, Dorf reihte sich an Dorf, und Alles athmete Gedeihen, Friede und Zufriedenheit, bis die stolzen Villas der gegenwärtigen Herren des Ostens mit den Palmen in die Höhe ragten, und voll kaufmännisch aristokratischer Ueppigkeit und Uebermuths auf die bescheidenen Hütten ihrer Untergebenen herabblickten: prachtvolle Gärten umgaben die Villas, und der Sinn, die Baumgruppirungen parkähnlich zu formen, bewies auf einmal, daß Engländer hier thronen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

1. Reise nach Tehuacan.

(Fortsetzung.)

Rancho de los Ovos, am 24 Mai.

Durch einen dichten Wald von Mimosen und Cactus leitete unser Weg, als wir heute Dondominguillo verließen. Den Bueltas und die eine Strecke sein Bette entlang führende Hauptstraße (camino real) zur Rechten lassend, durchfurteten wir einen kleinen sich in den Fluß ergießenden Bach, und gelangten nun auf einen schmalen, kaum mehr als einen Fuß breiten Pfad, der sich steil den Abhang hinanwindet, dann am Gehänge fortläuft und sich endlich plötzlich in eine enge Schlucht hinabstürzt, welche mit allem Recht ihren Namen El Infiernillo, die kleine Hölle, verdient. Hat man die Gefahren des Höllchens überstanden, so kommt man auf einen am linken Ufer des Bueltas fortlaufenden breitern Pfad, der sich bald wieder mit dem Hauptwege vereint. Die Gegend, welche man nun immer an der linken Seite des Bueltas am Fuße von mit Niederwald bedeckten Hügeln hindurchreitet, ist sehr angenehm und wohlangebaut. Der Bueltas, nachdem er seine Wasser mit denen des Rio-Grande vereint hat, welcher aus den Gebirgen von Ixtepec herabkommt, wo er oberhalb des Dörfchens Yareta als ein unbedeutender Gebirgsbach entspringt, wird zum breiten Strome, der später, mit dem Rio-Salado vereint, in den Fluß Alvardo fällt, welcher bei dem Ort Alvarado in den Golf mündet. Das nun breiter werdende Thal ist wohlangebaut mit Mais und Zuckerfeldern. Viele Ranchos (Gehöfte) liegen am Wege. Sie alle werden von oft noch sehr schwarzen Mulatten und Zambo's bewohnt, die als freie Bürger hier Ackerbau treiben. Aus den die Maisfelder umgebenden Hecken erhebt die Cocopalme häufig ihr stolzes Haupt.

Drei Leguas von Dondominguillo liegt am rechten Ufer des Rio-Grande, von ausgedehnten Zuckerrohrfeldern umgeben, die bedeutende Plantage Tecomastlahuaca, deren Gebäude freundlich aus dem hellen Grün der Bananen hervorschauen. Sie gehört einem Don Jose Hernandez, einem Indier, Kaufmann in Oajaca. Viele der Ranchos am Wege, den wir gekommen, gehören zu ihr.

Um Mittag erreichten wir Guendolein. Diese größte aller Zuckerplantagen im Staat Oajaca liegt in einer weiten Ausbiegung des Thales, am linken Ufer des Rio-Grande, ihr gegenüber am Fuß eines Gebirgsvorsprunges, an der andern Seite des Flusses, das Dorf Culcatlan. Das Areal der Plantage hält mehrere Leguas im Umfang. Im Thale dehnen sich weit am Flusse hinab die Zuckerfelder aus, vom lachendsten Grün durchschnitten und überragt von langen Reihen der breitgeblätterten Paradiesfeige (Musa parad). Weiterhin erblickt man Maisfelder, und die Rohrhütten ihrer Bewohner, alle zur Plantage gehörend. Auch über die benachbarten Hügel erstreckt sich weithin das Eigenthumsrecht des Besitzers von Guendolein, und die Niederwaldung, mit der sie bedeckt sind, liefert ihm das nöthige Brennmaterial. Der jährliche Ertrag an gutem weißem Zucker ist gegen 10,000 Centner. Der Verkaufspreis in Oajaca ist 16 bis 18 Piaster(?) für den Centner, wobei der Besitzer einen Gewinn von zwischen 4 und 5 Pesos hat. Ein Theil des Zuckersaftes wird unter dem Namen miel de caña (Rohrhonig) unversotten verkauft. Man hält eine große Zahl von Pferden, Maulthieren, Rindvieh u. s. w., theils für den eigenen Gebrauch, theils zum Handel. Das Auspressen des Zuckersaftes geschieht auf die gewöhnliche Weise mittelst drei stehender Walzen von Kupfer, unter denen sich ein Trog zum Aufnehmen des Saftes befindet. Früher ward die Maschine durch Maulthiere getrieben, jetzt geschieht dieß mittelst eines Wasserrades und passenden Vorgeleges, von einem deutschen Zimmermeister gut construirt. Der ausgepreßte Saft läuft in Rinnen zu einem Reservoir im Siedhause, von wo er in die Kessel geleitet wird. Das Raffiniren des Zuckers kennt man nicht.

Die Arbeiter in den Plantagen sind immer Schwarze, Mulatten und Zambos, die zwar freie Bürger, aber doch auf gewisse Weise an die Plantage gebunden sind. Sie leben auf dieser, empfangen Lohn und Lebensmittel, ein Stück Feld zum Bebauen und eine Hütte zur Wohnung.

Wir blieben mehrere Stunden zu Guendolein, die größte Hitze des Tages vorüber zu lassen, und wurden von dem gefälligen Administrator des „Trapiche," einem Altspanier, allenthalben umhergeführt. Der frische Zuckersaft, den man uns vorsetzte, schmeckte vortrefflich zu den eben gebackenen warmen Tortillas. Guendolein ist Majorat einer Familie gleiches Namens, jetzt aber durch den gegenwärtigen Majoratsherrn, der ein sehr bedeutendes Vermögen vergeudet hat und unter Sequestration lebt, an einen Hrn. Joaquim Guergue, Kaufmann in Oajaca, auf Bedingungen verpachtet, welche die Plantage fast zu dessen Eigenthum machen. Guergue kommt nur selten hieher. Er ist ein sehr reicher Mann, und einer der gebildetsten Mexicaner meiner Bekanntschaft. Er war einst, als Mitglied der Cortes, zu Cadiz, besuchte Frankreich und England, und legte bei dieser Gelegenheit den Grund zu seinem Reichthume durch den vortheilhaften Verkauf einer Quantität Cochenille. Gern erinnert er sich an Europa, und das, was er dort gesehen und erlebt. Er ist ein Anhänger der spanischen Partei, und hat manchen vertriebenen Spanier auf seinen Gütern verborgen gehalten.

Von Guendolein bieher (2 Leguas) bietet der Weg nichts Bemerkenswerthes. Wir befinden uns noch auf dem Gebiete der Plantage. Der Rancho de los Ovos besteht aus fünf bis sechs Hütten von mit Stroh gedecktem Rohrgeflecht, innen mit Matten behangen. Die Bewohner sind „dependientes" der Plantage, bauen Mais und treiben ein wenig Viehzucht. Sie haben uns eine ihrer Hütten gänzlich eingeräumt. Das Bett einer jungen Mulattin, ein auf in die Erde geschlagenen Pfählen ruhendes Geflecht von Rohrstäben, auf dem ich einige Matten und meine Decken ausgebreitet habe, soll mir diese Nacht zum Lager dienen, und ich hoffe recht sanft zu schlafen, obwohl ich kein anderes Kopfkissen habe, als — meinen Sattel.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 224.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 August 1837.

Constantine.

(Mit einer Karte.)

Die unerwartete Niederlage der Franzosen vor der Hauptstadt dieser Provinz hat mit Einem Male die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf diesen höchst wichtigen Punkt der afrikanischen Nordküste gelenkt, um so mehr, als dadurch die classischen Erinnerungen an die Kriege Roms gegen Jugurtha und die Festsetzung und Ausbreitung der römischen Macht und Herrschaft wieder aufgefrischt wurden, und man die neuen Unfälle der französischen Truppen mit Beispielen aus der alten Geschichte des Landes belegte. Weit brauchte man die Erklärung freilich nicht zu suchen. Hier war die Kraft des alten numidischen Reichs, dessen nomadische Horden Massinissa mehr und mehr an Ackerbau und feste Wohnsitze fesselte, und Cirta — so hieß bekanntlich Constantine in alter Zeit — galt immer für die Hauptveste des Landes, schon zu einer Zeit, die wenigstens über unsere Geschichtskenntniß von jenem Lande hinausreicht, *) denn man will unzweideutige Anzeichen entdeckt haben, daß der Fluß Rummel oder Suf Dschim-Mar, der Ampsaga der Alten, künstlich um den Felsen, auf dem Cirta liegt, herumgeleitet worden sey, um als tiefer Graben die Vertheidigungsmittel der Stadt zu vermehren. Auch enthält die Stadt viele große Cisternen — Shaw zählt ihrer 20 auf — die ihr Wasser durch eine jetzt ziemlich verfallene Wasserleitung von dem gegen vier deutsche Meilen entfernten Physgeah (Visalte) her erhalten, und die meisten Häuser der Stadt haben unterirdische, in den Felsen gehauene Gemächer nach Art der Silos, worin das Getreide aufbewahrt wird, und sich wegen der hier stets herrschenden Frische ungemein lange und gut erhält. Wir haben über diese beiden Werke, die Wasserleitung und die in den Felsen gehauenen Silos freilich keine nähern Schilderungen, aber die letztern sind schon von einem alten arabischen Geographen, Bekri, erwähnt, und erstere ohnehin nach Shaw's Angabe ein fast riesenhaftes Werk; beide wurden also sicherlich nicht zu einer Zeit des Verfalls der Stadt unternommen und ausgeführt, und schreiben sich somit gewiß aus sehr alter Zeit. Die ganze Geschichte der Stadt unter Numidiern und Römern zeugt für ihre Wichtigkeit, welche erst, wie die Wichtigkeit fester Städte überhaupt, unter der Herrschaft der wandernden Araberhorden abnimmt. Indeß ist zu bemerken, daß, einigen Umständen zufolge, der Zug der siegreichen Araber anfangs die Stadt zur Seite liegen ließ, und durch die südlicher gelegene Wüste ging; dafür spricht einerseits die noch jetzt in diesem District in Vergleich mit den übrigen Provinzen Algiers sehr zahlreiche Berberbevölkerung und der langsame und laue Uebertritt der Stadt zum Islam, welcher erst im J. 750, also 100 Jahre nach der muhammedanischen Eroberung erfolgte. Nirgends — mit Ausnahme des tiefer gelegenen Landes — haben sich die Berberstämme so rein erhalten, *) sie scheinen minder fanatisch für den Islam, wie die reinen Araberstämme, und wohl möchte, wie in alten Zeiten, hauptsächlich von ihnen der Besitz dieses Theils von Afrika abhängen.

Die Franzosen unternahmen den Zug gegen Constantine nicht bloß wegen der militärischen und commerciellen **) Wichtigkeit, sondern um ihren durch anderweitige Niederlagen und Unfälle gesunkenen Ruf wieder zu heben, und jetzt soll der zweite Zug unternommen werden, nicht sowohl um möglicher positiver Vortheile willen, sondern um der empfindlich verletzten Nationaleitelkeit eine Genugthuung zu verschaffen. Bei der nicht sehr bedeutenden Entfernung des Seehafens Bona von Constantine, — etwa 18 bis 20 geog. Meilen — bei den ungeheuern Hülfsmitteln, welche der französischen Regierung zu Gebot stehen, läßt sich freilich erwarten, daß die Einnahme dieser Stadt für europäische Truppen keine sonderlichen Hindernisse darbieten werde; allein ist die Stadt einmal genommen, der beleidigten Eitelkeit Genüge gethan, was dann? Will man sie nach der Eroberung alsbald wieder verlassen, so hat doch der ganze Zug gar zu wenig Sinn; will man sie aber, sey es mit Franzosen oder Bundesgenossen, besetzen, so ist zu fürchten, es werde gehen, wie mit

*) Freilich schreibt man Alles gern den uns bekannt gewordenen Königen Massinissa und Micipsa zu, mit welchem Rechte aber, steht dahin.

*) Einige sprechen zwar auch das Arabische, doch läßt sich ihre Vermischung, wenn auch jetzt noch nicht historisch, doch traditionell nachweisen.

**) Siehe Ausland von d. J. Nr. 108 ff.

Belida und Medeah, wo beiderlei Arten von Beſetzung, ſo nahe die beiden Städte auch der Hauptſtadt Algier liegen, einen kläglichen Ausgang nahmen, der entfernteren Unternehmungen nach Tlemecen und Mascara gar nicht zu gedenken. Dieß führt uns auf das nur von ſchwachem Erfolg begleitete Verfahren der Franzoſen in Afrika überhaupt. Man hat der gegenwärtigen Regierung Frankreichs Schuld gegeben, ſie habe von Anfang an das Aufgeben dieſer Eroberung beabſichtigt; man hat jedoch nicht nöthig ihr das Verbrechen aufzubürden, daß ſie, um möglichſt lange den Schein zu wahren, Hunderte von Millionen und viele Tauſende von Menſchenleben muthwillig hinopfere, wenn der Kleinigkeitsgeiſt, der alle ihre Schritte nach außen hin bezeichnet, ſchon hinreichend die Mißgriffe und Unfälle erklärt. Seit ſieben Jahren iſt jetzt Algier im Beſitz der Franzoſen, und bereits befindet ſich dort der achte, und wenn man den von Damrémont unabhängig handelnden Bugeaud rechnet, der neunte Gouverneur in Algier, ohne der zeitenweiſe auftretenden Civilintendanten neben dem Gouverneur zu gedenken. Oefter noch haben die Anſichten in Paris und die von dort aus ertheilten Inſtructionen gewechſelt, ſo daß man in der That, um die Gründe des Mißlingens aufzufinden, nicht nach unheimlichen Verbrechen zu ſpüren braucht; es erklärt ſich leicht durch die Planloſigkeit und den Mangel an aller Stabilität, denn Conſequenz und Ausdauer in einmal entworfenen Planen ſind die einzigen Dinge, wodurch man rohen Völkern auf die Dauer imponirt.

Nach einer Reihe von Unfällen und Mißgriffen hat man endlich mit dem aufſtrebenden Araberhäuptling, Abd-el-Kader, einen Frieden geſchloſſen, den die entrüſtete öffentliche Meinung augenblicklich als ſchimpflich und als den Vorboten eines gänzlichen Aufgebens der Colonie bezeichnete; die vornehme Klugheit meinte aber, man habe doch das an Abd-el-Kader abgetretene Land eigentlich nie beſeſſen, könne das wirklich eroberte und beſetzte nun in Ruhe anbauen, und habe eine ſichere Baſis gewonnen. Als ob Abd-el-Kader, der ſeine aufſtrebende, um ſich greifende Gemüthsart ſeit fünf Jahren zur Genüge beurkundet hat, die ihm gewordene feſte Grundlage nicht benützen werde, um die verhaßte Herrſchaft der Fremdlinge, die er nicht mit Einem Schlage, wie einen feindlich geſinnten Araberſtamm vernichten kann, immer mehr zu beſchränken, bis ihnen nichts bleibt, als einige Punkte an der Küſte, die, das Ziel der Feindſchaft aller umwohnenden Stämme, zu ſchwachen Handelspoſten herabſinken, und bald der Mühe und Koſten der Beſetzung nicht mehr werth ſeyn werden. Sollte das gänzliche Aufgeben Algiers wirklich das endliche Ziel aller Maßregeln der franzöſiſchen Regierung ſeyn, dann hätte man allerdings den beſten und ſicherſten, aber gewiß nicht den ehrenvollſten Weg eingeſchlagen.

Iſt wohl anzunehmen, daß man in der öſtlichen Provinz Conſtantine ſuchen werde, was man in der mittlern und weſtlichen, der von Titeri und Oran verloren gab? Die Provinz Conſtantine war immer halb unabhängig vom Dey, und der zuvorkommende Angriff Ahmed Bey's von Conſtantine zeigt, daß er keineswegs geſonnen iſt, ſein Spiel ſo leicht verloren zu geben. Die halbe Unabhängigkeit Conſtantine's ſcheint auf localen Verhältniſſen, auf einer ſchwächern Verbindung des mittlern und weſtlichen Theils der Regentſchaft mit dem öſtlichen, vielleicht auch auf einem Vorherrſchen der Berberſtämme zu beruhen. Achmed Bey iſt nicht der Mann, der ſich unter Abd-el-Kader beugte, und der letztere ſcheint nicht geneigt, einen Nebenbuhler zu dulden. Dieß Verhältniß können die Franzoſen benützen, um eine Mittelmacht in dieſem Theile Afrika's zu bilden, da ſie die Behauptung der Stellung einer herrſchenden Macht verſcherzt haben. Sollte es aber in Folge einer Niederlage Achmed Bey's Abd-el-Kadern gelingen, auch in der öſtlichen Provinz ſeine Herrſchaft auszubreiten, dann dürfen die Franzoſen ſich gefaßt machen, in Kürze ſich auf die Städte Algier, Oran, Budſchia und Bona beſchränkt, und ein neues arabiſches Reich ſich erheben zu ſehen.

(Fortſetzung folgt.)

Briefe aus Indien.

(Schluß.)

Erſter Anblick Calcutta's.

Das erſte europäiſche Gebäude auf der rechten Seite des Fluſſes, welches in die Augen fällt, iſt das Gebäude des botaniſchen Gartens, eine ſplendide Anlage, von Oberſt Kyd gegründet, von Dr. Norborough vergrößert, und gegenwärtig von Dr. Wallich dirigirt. Auf der linken Seite zieht ſich eine doppelte Reihe von eleganten, ſämmtlich mit Säulen-Corridors und Verandahs gezierten Häuſern gegen die Stadt, Garden Reach genannt. Da, wo der botaniſche Garten, der eine prachtvolle Allee meiſt von Teakbäumen dem Ufer entlang beſitzt, aufhört, erſcheint das ſumptuöſe Gebäude des Biſhop-Collegiums im gothiſchen Style, ungemein maleriſch landeinwärts gelegen, von den Bewohnern Calcutta's als der ſchönſte Platz in den Umgebungen anerkannt. Da, wo Garden Reach aufhört, ſind die Dock Yards von Kydpore. Hier macht der Fluß eine Wendung nordwärts, und Calcutta liegt entfaltet auf der linken Seite des Stromes. Calcutta ſieht großartig, aber nicht ſchön, noch weniger maleriſch aus, ſo wie überhaupt keine Stadt, die in einer Ebene liegt, ſchön ſeyn kann, Calcutta um ſo weniger, da es faſt gar keine Thüre beſitzt. Allein die Menge von Fahrzeugen aller Art, die den Fluß füllen, zeigte reges Leben, und kündigte ſie als eine kaufmänniſche Königin an. Bevor man nach Calcutta kommt, ſieht man auf einer baumloſen großen Ebene die Feſtung Fort William, die eine frappante Aehnlichkeit in jeder Beziehung mit der Feſtung Thereſienſtadt in Böhmen hat, die ſogar bis auf die Form des einzigen emporragenden Gebäudes, des Kirchthurms, ſich erſtreckt. Etwa 2000 Schritte von der Feſtung jenſeits der großen wieſenartigen Ebene fängt das eigentliche Altcalcutta an, und ſeine vorzüglichſten Gebäude, Government Houſe, Townhall und einige prachtvolle Paläſte von Advocaten (hier der reichſte Stand) im beſten italieniſchen und griechiſchen Styl, ſind ſehr geeignet, einen impoſanten Eindruck zu machen. Dann aber fängt das unſymmetriſche Gewühl einer gedrängten Häuſermaſſe an, und kommt man höher hinauf, ſo ſtreitet das unangeworfene aus rothen Backſteinen gebaute Haus des Eingebornen und endlich

gar die primitive Bambushütte des gemeinen Mannes mit den stolzen Bauten der fremden Herren, und die Münze, ein prachtvolles Gebäude, ist das am weitesten vorgedrungene europäische Monument. Gleich dahinter ist der neue öffentliche Verbrennungsplatz der verstorbenen Hindus, dicht an dem Getümmel eines großen Bazars.

Ueberall streitet das Brahmenthum mit der täglich vordringenden Fluth der Fremdlinge aus dem Westen, täglich geht es in der Hauptstadt mehr unter, und in 100 Jahren mag Calcutta eine vollkommen europäische Stadt seyn. Die farbige, an Anzahl unbestimmte und schwer bestimmbare Population, von Einigen auf 600,000, von Andern auf mehr als eine Million angeschlagen, frägt wenig darnach, wie weit die 20,000 Europäer, die hier regieren, Recht haben, Alles nach ihrem Gefallen und Gutachten zu modeln. Der gemeine Mann kümmert sich allenthalben wenig um Politik, wenn er genug zu seinem Unterhalt hat, und das hat er hier leicht, wo seine Bedürfnisse so gering sind, und die Macht der Radschas ist gebrochen. Die, welche hier wohnen, sind eine degradirte, verweichlichte Race, die mit puppenhaftem Gepränge und pomphaften Kinderspielen sich begnügt; und eine wahre Wohlthat für die Sache der Civilisation ist es, daß aufgeklärte Europäer das Scepter über hundert Millionen mit Energie und Billigkeit führen, anstatt des fanatischen muselmännischen Despoten, anstatt der in theokratischer Heiligkeit Alles hinwürgenden Radschas, und statt der in sinnloser Stupidität Alles fesselnden Braminen.

Schlechte Bauart der englischen Handelsschiffe.

Ein englisches Blatt enthält hierüber Folgendes: „Die Bauart unserer Schiffe ist so mangelhaft, daß von 1795 bis 1829 im Durchschnitte 557 Schiffe jährlich zu Grunde gingen; in den letzten Jahren hat sich dieser Verlust auf eine beunruhigende Weise gesteigert, da im Jahr 1829 nicht weniger als 1088 Schiffe scheiterten, umstürzten oder ans Ufer getrieben wurden. In der That, unsere Handelsschiffe scheinen die schlechtesten in der Welt, und in den letzten Jahren noch viel schlechter geworden zu seyn. Die Hauptursache ist das Versicherungssystem in Verbindung mit der Classificirung der Schiffe. Nach einer gewissen Zeit wird ein Schiff, wie stark es auch seyn mag, nicht mehr in die erste Classe gerechnet, und der Kaufmann, der für neue Schiffe die niederste Versicherungsprämie bezahlt, zieht natürlich diese vor. Der Rheder ist also genöthigt, nicht so wohl gute, als neue Schiffe zu haben, und darum verlangt man nur wohlfeile Schiffe. Ein Kauffahrer von 1000 Tonnen ist am Boden nur 5 Zoll dick, während ein gleich großes Schiff der königlichen Marine 21 Zoll dick ist. Im Jahr 1833 gingen 200 Kauffahrer zu Grunde, und nicht Ein Schiff von der königlichen Marine. Obwohl nun Schiffbauer, Rheder, Kaufleute und Versicherungscompagnien am Ende immer noch gewinnen mögen, so fällt doch endlich der Verlust an Waaren und anderem Eigenthume, der jährlich etwa drei Millionen Pfund beträgt, in Form eines erhöhten Preises der seewärts kommenden Waaren auf das Publicum, und der Verlust an Menschenleben ist so groß, daß Professor Faraday kürzlich in einer öffentlichen Versammlung erwähnte, daß Matrosen unter allen Classen im Durchschnitt am kürzesten lebten."

Chronik der Reisen.

Reise von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

1. Reise nach Tehuacan.

(Fortsetzung.)

San Juan de los Cues, am 25 Mai.

Unsere heutige Tagereise war, wenn auch keine der längsten (10 Leguas), doch ohne allen Vergleich eine der beschwerlichsten, welche ich je gemacht habe. Mit Anbruch des Tages verließen wir Ovos. Eine Weile läuft der Weg zwischen Maisfeldern hin, zu beiden Seiten eingefaßt mit lebendigen Hecken, hie und da beschattet von einer üppig grünen Gummi-Mimose (mezquite*), und von Schlingpflanzen fast ganz überzogen, unter denen eine schöne Passiflora mit lilafarbener Blüthe besonders angenehm auffiel. Bewässerungsgräben, eingefaßt mit hohen Bananen, durchziehen die Felder. Dann drängt sich der Weg an das Gehänge der linken Hügelkette, und das Auge des Reisenden ruht mit Vergnügen auf der reichen Vegetation des fruchtbaren, wieder schmäler gewordenen Thales, mit seinem in den ersten Strahlen der Morgensonne golden glänzenden schönen Flusse, und den felsigen Vorbergen jenseits, überragt von den hohen, düsterblauen Gebirgen von Coyula, über welche so eben die Königin des Tages sich zu erheben und die zackigen Gipfel zu vergolden begann. Bald gelangt man in einen Cactus-Wald, wo fast nur diese sonderbare Pflanzengattung in allen ihren Gestalten im dürren Sandboden wächst. Selbst die sonst allenthalben erscheinenden Agaven sieht man hier nicht, und nur hie und da zeigt sich eine Mimose oder eine Jasminart. Am Eingange des Waldes liegt ein Rancho, der vierte, den wir seit Ovos antrafen, und der letzte auf diesem Wege bis zum Ufer des Salado. Wir durchritten die Betten verschiedener Gebirgswasser, die jetzt trocken waren, aber während der Regenzeit zu reißenden Strömen anschwellen. Unmittelbar nachdem man das letzte und breiteste dieser Betten, zu dem man nach Uebersteigung einer unbedeutenden Höhe gelangt, hinter sich gelassen, beginnt das Ersteigen, oder besser Erklimmen, des mit vollem Rechte sogenannten Espinazo del Diablo (Teufels-Rückgrat), einer Gruppe bedeutender felsiger Hügel. Sie bilden ein Vorgebirge des höhern westlichen Zuges, um und durch welches der Rio-Grande sich windet, dessen Thal sie von dem des Salado scheiden, der aus Norden heranströmt. Die Fortsetzung dieser Hügelkette, sich östlich gegen das Dorf Quiotepec hin verflachend, unmittelbar hinter diesem aber wieder zu bedeutenderer Höhe steigend, ist vom östlichen Gebirgszuge nur durch eine tiefe, enge Felsenkluft getrennt, durch welche der Rio-Grande sich drängt, seine Fluthen mit denen des Salado zu vereinen.

Schon das Uebersteigen der drei ersten Höhen ist äußerst schwierig und anstrengend. Steil leitet der Pfad die schroffen Abhänge hinan, um, sobald der Gipfel erreicht ist, sich jenseits steiler und felsiger noch in die Tiefe einer engen Schlucht hinabzustürzen. Ueberall starren Felsen und kahle Kuppen auf. Das Anlegen einer Fahrstraße über diese Hügel würde schon zu den gigantischen Unternehmungen gehören. Fürchterlich aber ist das Ansteigen, das auf das Durchreiten der dritten Schlucht folgt! Starre Felsen bilden die Seite des Hügels, und durch sie hin windet sich in kurzen, mäandrischen Krümmungen der kaum fußbreite mit losen Steinen übersäete Pfad. Mit der größten Anstrengung nur gelingt es den schweißtriefenden Pferden, die oft an

*) Sie liefert das Gummi arabicum.

drei Fuß hohen Felsenblöcke, deren letzteres Gestein ihnen kein festes Fußen erlaubt, hinanzuklimmen. Mit Schaudern blickt das Auge des Reisenden in die Tiefe, mit Entsetzen auf die über ihm hinanklimmenden Reiter oder Lastthiere! Ein falscher Tritt, und Mann und Pferd, Lastthiere und Ladung rollen herab, die tiefer unten Klimmenden im Falle mit hinabreißend — denn so steil ist die Wand, so kurz die Wendungen des Felsenpfades, daß die Hinansteigenden sich fast immer in gerader Linie untereinander befinden. Kaum ist eine der Wendungen länger als die Länge des auf ihr stehenden Pferdes. Als wir endlich auf der Höhe angelangt waren, stiegen wir ab, unsern triefenden Thieren einen Augenblick Ruhe zu gönnen, blickten noch einmal schaudernd hinab in die Tiefe, und konnten kaum glauben, daß wir wirklich diesen Pfad heraufgekommen! Aber noch mußten wir einen ähnlichen, wenn auch nicht ganz so gefährlichen Weg wieder hinab. Auch diese schwierige Aufgabe, schwieriger noch als die des Hinanstrigens, lösten unsere sichern Thiere glücklich, und nach einer halben Stunde befanden wir uns im Thale, den Gefahren des Teufels-Rückgrates entgangen. Leichter athmeten wir, als wir nun unten im Schatten eines Baumes unsere Thiere einen Augenblick ruhen ließen, gedachten lächelnd der sonderbaren Idee des Gouverneurs Ramirez, daß es leichter und vortheilhafter sey, eine 24 Fuß breite Fahrstraße über diese Höhen zu erbauen, als zwei oder drei Brücken über den Rio-Grande, der etwa hundert Fuß breit und sehr flach ist, zu schlagen, warfen noch einen Blick auf den Felsenpfad des Espinazo, und sagten ihm dann ein hoffentlich ewiges Lebewohl. Der Weg leitet von hier ab durch eine Schlucht, und ist, besonders wo er das Gehänge hinansteigt, immer noch sehr schlecht, zuweilen selbst nicht ohne Gefahr, aber — nach dem teuflischen Rückgrate, welchen Weg hätten wir noch schlecht finden können? Und doch, seiner Schrecknisse ungeachtet, hat selbst der Weg über den Espinazo manches Anziehende. Auf den grotesken Gestalten der Felsgruppen, aus deren Spalten die sonderbaren Formen tropischer Pflanzen hervorragen, ruht das Auge oft mit Vergnügen; von den Höhen erblickt man zuweilen tief unten den durch hohe Felswände sich windenden Rio-Grande, während im Hintergrunde die großen dunkelblauen Massen der östlichen Gebirge die Aussicht schließen. Sehr schön sind diese An- und Aussichten, nur daß man dieser Schönheiten auf dem gefährlichen Pfade nicht froh werden, ja sie nicht einmal recht bemerken kann.

Der Weg durch die Schlucht, an der zu beiden Seiten spärlich bewachsene Hügel sich erheben, gekrönt mit sonderbaren Felsgestalten, oft dem Gemäuer alter Ritterschlösser vergleichbar, brachte uns bald in die Ebene und an die Ufer des Rio-Salado, den wir jauchzend begrüßten, denn wir hofften, mit einem Trunke seines Wassers unsern lechzenden Gaum zu erquicken. Rasch sprangen wir daher am Ufer des Salado von den Pferden, aber — das etwas salzige Wasser des breiten, jedoch flachen Flusses war lauwarm und ungenießbar. Ein rascher Ritt auf ebenen Wegen durch dürren Niederwald brachte uns bald zum kleinen Dörfchen Tecomavaca, wo wir uns mit guter Limonade und einem Gerichte wohlgekochter Fische erquickten. Tecomavaca ist jetzt ein elendes Dörflein, in einer öden Gegend, am Ufer eines kleinen, dicht beim Ort in den Salado mündenden Flüßchens. In der alten Geschichte ist der Ort wegen eines hier zwischen Azteken, Mazateken und Cuicateken vorgefallenen blutigen Gefechtes berühmt. Der Anbau einiger Mais- und Bohnenfelder, welche sich an den Ufern des kleinen wie des großen Flusses ausdehnen, ernährt die in wenigen zerstreuten Lehmhütten lebenden Bewohner des Oertchens. Auch die vielen Reisenden, welche auf ihrem Wege von Oajaca nach Veracruz und Mexico hier gewöhnlich für die Nacht zu halten pflegen, bringen den Bewohnern von Tecomavaca manchen Gewinn.

Bald nachdem man das Dörfchen verlassen, wendet sich der Rio-Salado, an dessen Ufer der Weg bis jetzt fortlief, plötzlich links, und durchzieht im weiten Bogen ein mehr nach Westen gelegenes tieferes Thal. Die Straße ist hier gut, und leitet, bald durch Ebenen am Fuße von oft mit romantischen Fels- und Baumgruppen gezierten Hügeln hin, bald durch und über diese, bald durch Niederwald, in welchem Cacten und Mimosen vorherrschen, bald durch bebaute Felder, zu dem Dorfe San Juan de los Cues, dessen „Casas de comunidad" uns für heute zum nächtlichen Aufenthalte dienen.

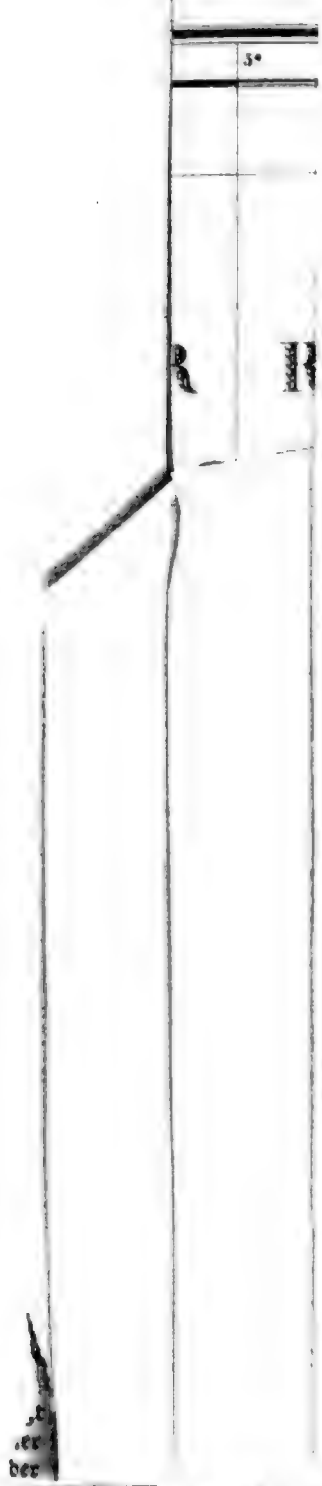
Versteckt im üppigen Grün der Eschen, Aguacates, Anonen und Citronenbäume, von einem kleinen Bächlein durchströmt, liegen, zu beiden Seiten von Hügeln dicht eingeschlossen, die Hütten von San Juan de los Cues. Kohlenbrennerei, Holzhauerei und Feldbau nähren seine friedlichen Bewohner, vom Indierstamme der Mazateken. Die benachbarten Waldungen liefern besonders viel Cedernholz. Seinen Namen „los Cués" (die Erdhügel) hat das Dorf von den auf einem nahen Hügel gelegenen Resten eines altindischen Adoratoriums, bestehend aus einer Opferpyramide und andern Erdhaufen. Der Gipfel des Hügels bildet eine ziemlich bedeutende, wahrscheinlich künstliche Ebene. Fast in der Mitte derselben, jedoch mehr nach dem östlichen Abhange hin, erhebt sich die stumpfe Pyramide, deren Base ein oblonges Viereck von resp. hundert und hundert und dreißig Fuß Seitenlänge bildet, während ihre Höhe zwischen fünfzig und sechzig Fuß betragen mag. Sie ist fast vollkommen nach den vier Cardinalpunkten orientirt, und aus rauhen Steinen in Lehm aufgeführt. Die Platform oben ist von ungewöhnlich geringen Dimensionen. Nach Osten und Westen stoßen an die Seiten der Pyramide viereckige Höfe, von denen der westliche größer, der östliche kleiner ist. Beide bilden vollkommene Quadrate, und sind von länglich viereckigen, niedrigen Erdhügeln gleich Wällen umschlossen. In der Mitte eines jeden der beiden Höfe sieht man die Reste kleiner, dem Anscheine nach runder Erdhügel. Ueber den Wall an der Westseite des westlichen Hofes leitete einst eine gegen 14 Fuß breite Treppe, von der noch Spuren vorhanden sind. Ueber sie hin gelangt man zu einer offenen Ebene, auf der man viele Stücke altindischen Thongeschirres, und hie und da ein Stück eines Messers oder einer Pfeilspitze von Obsidian findet. Diese Ebene scheint ganz mittelst einer Art Mauerwerk von rauhen Steinen in Lehm künstlich gebildet zu seyn. Es fehlte mir an Zeit, diese Reste durch Nachgraben u. s. w. näher zu untersuchen, und ich nahm nur eine flüchtige Skizze davon auf. Die Erdhügel oder Wälle um die Höfe enthalten vielleicht Gräber. Auf dem Gipfel der Pyramide und an ihrem westlichen Fuße sind verschiedene hölzerne Kreuze errichtet, und zwei Wege, an Festtagen zu Processionen aus der im Thal ihm gerade gegenüber gelegenen Kirche benutzt, führen den Hügel hinan.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 71** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechische Volkslieder. Die Schöne von der Burg. — Percy Bisshy Shelley.** (Fortsetzung.) — **Auszug des hindustanischen Romans: Die Rose von Bakawali.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Kunstunternehmens, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte der Provinz Constantine.)



*) Siehe den am 22 März, d. J. abgeſtatteten Rechenſchaftsbericht im Journal Aſiatique vom Junius d. J.

zu taxen, um [illegible] in Stand zu ſetzen, [illegible] im aſiatiſchen Journal zu veröffentlichen. Dieſelben ſind bereit

Zu den Abonnenten dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Morgenblatts vierteljährlich 1 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Morgenblatt nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte der Provinz Constantine.)

Nr. 225.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 August 1837.

Bericht über die Arbeiten der asiatischen Gesellschaft im verflossenen Jahre.

Die, man möchte sagen, geräuschvolle Thätigkeit der asiatischen Gesellschaft in Paris ist sehr zusammengeschmolzen, noch immer fühlt sie die schweren Verluste, die sie in den letzten Jahren an Abel Remusat, St. Martin, Chezy, Klaproth u. s. w. erlitten hat, und ihr Veteran, Sylvestre de Sacy, wenn gleich noch thätig, wankt doch entschieden dem Grabe zu. So sehr indeß die Thätigkeit dieser Gesellschaft auch ihrem eigenen Geständnisse nach *) an Umfang abgenommen hat, so ist doch das, was sie leistet, in hohem Grade werthvoll und dankenswürdig. Das einzige ganz vollendete Werk ist eine Grammatik der georgischen Sprache, die von Klaproth begonnen war, aber durch seinen Tod unterbrochen wurde. Hr. Brosset erbot sich das Werk zu vollenden, bearbeitete das Ganze nach einem umfassendern Plane, und fügte eine Chrestomathie hinzu, welche einen Einblick in die Litterairgeschichte dieses Volks gestattet. Mit dem früher schon vollendeten Wörterbuch der georgischen Sprache von Klaproth bildet dieß Werk jetzt die beste Grundlage zur Erforschung der Literatur und Sprache dieses wichtigen Glieds in der Kette der asiatischen Völker.

Das zweite bedeutende Werk, das die Gelehrsamkeit und den Beutel der Gesellschaft gleich sehr in Anspruch nimmt, ist der arabische Text der Geographie Abulfeda's. Der durch seine Geschichte der Araber im südlichen Frankreich bekannte Reinaud, ein in arabischer Literatur sehr bewanderter Mann, und der Engländer Slane besorgen die kritische Vergleichung der Manuscripte, und der alte Sacy selbst liest die letzte Revision des Textes. Bereits sind 28 Bogen in Quart davon abgezogen, die etwa zwei Fünftheile des Ganzen bilden, und Arabien, Afrika und Europa umfassen.

Das dritte Werk, dessen Herausgabe die Gesellschaft beschäftigt, ist die Chronik von Caschmir; Capitän Troyer, ein geborner Deutscher, besorgt die Herausgabe, und bereits ist der Druck der sechs ersten Bücher, welche 20 Bogen einnehmen werden, fast ganz beendigt. Um eine neue Revision des Texts vorzunehmen, wird Hr. Troyer nach England reisen, um dort ein Manuscript zu collationiren, das den braminischen Herausgebern in Calcutta unbekannt geblieben ist. Zu den Noten hat derselbe bereits bedeutendes Material gesammelt, und wenn sie wie zu erwarten, auch historischer Art sind, so lassen sich für die uns noch so dunkle Geschichte Ostpersiens und Vorderindiens manche Aufschlüsse erwarten.

Das vierte und letzte Werk sind die schon öfters von uns erwähnten Tagebücher von Schulz und der Stich der zahlreichen Inschriften, welche er zu Wan und in andern Theilen Armeniens copirte; die Sache bot zwei große Schwierigkeiten dar, erstens die Entzifferung der mit Bleistift und zahllosen fast für jeden Andern, als den Verfasser selbst, unverständlichen Abkürzungen niedergeschriebenen Bemerkungen. Dr. J. Mohl unterzog sich dieser mühsamen Arbeit: er ist schon mit einem großen Theile davon zu Stande gekommen, und die Geographie wird hier manche wichtige Berichtigung schöpfen, wenn gleich die Reise nicht sehr umständlich geschildert ist. Eine weitere Schwierigkeit fand sich darin, einen Graveur für die Keilinschriften zu finden, der mit der nöthigen Geschicklichkeit die noch nothwendigere Genauigkeit verbände. Auch dieser fand sich endlich in der Person eines Hrn. Drouart. Von den Platten, deren nicht weniger als 12 werden sollen, ist die erste ganz und die zweite beinahe fertig, so daß die Gesellschaft im nächsten Jahre die erste Lieferung ausgeben zu können hofft.

Um nicht die Gegenwart einer unsichern Zukunft aufzuopfern, wollte die Gesellschaft kein weiteres Werk unternehmen, und hat von dieser Regel nur Eine Ausnahme gemacht, weil dieselbe weder viel Geld, noch viel Zeit in Anspruch nehmen wird. Dr. Müller wünschte eine Uebersicht seiner Forschungen über die Pehlwisprache und die Pehlwischriften bekannt zu machen, war aber durch den Mangel an den zum Druck nöthigen Lettern gehindert, die sich nirgends, auch nicht in der an fremden Schriftcharakteren so reichen königlichen Druckerei in Paris finden. Der Ausschuß der Gesellschaft beschloß, die Pehlwilettern schneiden zu lassen, um Hrn. Müller in Stand zu setzen, seine Arbeiten im asiatischen Journal zu veröffentlichen. Dieselben sind bereits

*) Siehe den am 22 März d. J. abgestatteten Rechenschaftsbericht im Journal Asiatique vom Junius d. J.

beinahe fertig, und somit kann man in kurzem einer neuen wichtigen Bereicherung über die Religion der alten Perser entgegen sehen, und wird über die uns noch immer halb fabelhafte Pehlwisprache endlich ins Klare kommen.

Dem ernsthaften Bericht fehlt auch eine komische Seite nicht, nämlich eine fast klägliche Bitte an die in das Journal Asiatique arbeitenden Schriftsteller, doch um Gottes willen die Correcturbogen nicht so lange zu behalten, und in der Correctur ihrer Arbeiten nicht so zahlreiche Veränderungen vorzunehmen, daß das Ganze, wie manchmal geschehe, zum zweitenmal gesetzt werden müsse. Diesem Umstand wird es hauptsächlich zugeschrieben, daß das Journal Asiatique in der Regel um zwei Monate im Rückstand ist.

Constantine.

(Fortsetzung.)

Ein Rückblick auf die Geschiche der Unternehmungen der Franzosen nach dem Innern der Regentschaft, wenn man eine Entfernung von etwa 30 Stunden von der Küste überhaupt schon das Innere nennen kann, wird zur Genüge darthun, daß das Obengesagte kein Hirngespinnst ist. Voraus senden wir einige kleine geographische Bemerkungen.

Das Gebiet der Regentschaft hat eine Küstenausdehnung von mehr als zehn Graden, nämlich von 16° bis 26° 30′ O. L. Davon kommen auf die westliche Provinz, gewöhnlich die von Oran genannt, vierthalb Grad, auf die mittlere, die Provinz Titeri genannt, zwei, und auf die östliche, oder die von Constantine fünf. Diese letzte ist sowohl wegen ihrer Küstenausdehnung, als wegen ihrer Fruchtbarkeit bei weitem die bedeutendste. Die Gränzen der verschiedenen Provinzen gegen Süden sind unbestimmt, denn sie stoßen an die Wüste an. In der westlichen Provinz werden im Laufe der verschiedenen Kriegszüge hauptsächlich die Städte Oran, Arzew und Mostaganem an der Küste, und einige Stunden im Innern Tlemesen und Mascara genannt; in der Provinz Titeri liegen fast gerade südlich von Algier Belidah und Medeah, und in der Provinz Constantine spielten bisher nur die Küstenstädte Budschia und Bona, und das ungefähr gleich weit von beiden gelegene Constantine eine Rolle.

Die Franzosen scheinen von dem Umfang der Herrschaft, welche der Dey über die Regentschaft ausübte, nur sehr unvollkommene Kenntnisse gehabt zu haben, und auch die Häuptlinge der Araber- und Kabylenstämme selbst wußten natürlich nicht recht, was sie nach der Eroberung von Algier durch die Franzosen machen sollten. Sie hielten eine Versammlung zu Belidah, wie es scheint, um sich zu besprechen, welches Benehmen gegen die neuen Herrscher von Algier eingehalten werden sollte. Bourmont unternahm am 23 Julius eine Art Recognoscirung nach jener Stadt hin, deren Bewohner ihn sehr gut aufnahmen; die Araber und Kabylen aber begannen am folgenden Tage Feindseligkeiten, ihre Zahl mehrte sich schnell, der Rückzug mußte angetreten werden, und Bourmont kehrte nicht ohne Verlust und mit sehr entmuthigten Truppen nach Algier zurück, wo er die zurückgebliebenen verheuratheten Türken — die unverheuratheten waren gleich nach der Capitulation fortgeschafft worden — der Verrätherei und des Einverständnisses mit den Kabylen beschuldigte und ohne weiteres verbannte. Zu gleicher Zeit war eine Expedition nach Bona abgesendet worden, welche daselbst am 2 August ohne Widerstand von Seite der maurischen Einwohner, die einen Angriff von den benachbarten Kabylen fürchteten, ans Land stieg, einige Angriffe der Araber und Kabylen abschlug, aber dann wieder abberufen wurde, und die Einwohner ihrem Schicksal überließ. Auf gleiche Weise lief eine Expedition nach Oran ab, dessen Bey, der Herrschaft satt, sich den Franzosen unterwerfen wollte. In Folge der Nachricht von der Julusrevolution in Paris wurde auch diese Expedition wie die nach Bona zurückgerufen. So endeten die ersten Versuche der Franzosen sich an der Küste und gegen das Innere auszubreiten; ihr Ruf unter den Arabern konnte dabei unmöglich gewinnen.

Die verunglückte Recognoscirung gegen Belidah hin hatte Araber und Kabylen aufgereizt; sie schwärmten um die Stadt her, und niemand durfte sich über die Außenposten hinauswagen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, von ihnen niedergeschossen zu werden. Da man einige Truppen nach Frankreich zurückberufen hatte, fühlte sich der neue Gouverneur Clauzel zu schwach, um gegen alle drei Provinzen der Regentschaft mit Einem Mal aufzutreten, und knüpfte Unterhandlungen mit dem Bey von Tunis an, zu dem Zweck, zweien seiner Prinzen als Vasallen Frankreichs die Provinzen Constantine und Oran gegen einen jährlichen Tribut zu übergeben. Da aber Clauzel zur Unterwerfung dieser beiden Provinzen nichts thun konnte, so zerschlug sich die Sache, und die französische Regierung mißbilligte den Plan ganz und gar, was später zur Abberufung Clauzels führte. Während er indessen noch in Betracht der östlichen und westlichen Provinz eine genügende Abkunft getroffen zu haben glaubte, suchte er in der mittlern sich selbst fester zu setzen, erklärte am 15 November 1830 den Bey von Titeri, Mustapha-Bu-Mezrag, der hinter seinen Bergen den Franzosen trotzen zu können glaubte, für abgesetzt, und ernannte einen maurischen Kaufmann Namens Mustapha-Ben-el-Hadschi-Omar, an seine Stelle, wie er nach Bourmonts Vorgang schon einige Zeit vorher gleichfalls einen maurischen Kaufmann, Namens Hamdan-ben-Amin-el-Secca, zum Aga der Araber in der Ebene Metitschad ernannt hatte, ein unbegreiflicher Mißgriff, da die Mauren, d. h. die entnervten Stadtbewohner, von dem kraftvollen Landvolk der Araber und Kabylen eben so sehr verachtet als gehaßt werden.

Um seiner Ernennung Kraft zu geben, brach Clauzel am 17 mit 7000 Mann Infanterie und einer entsprechenden Zahl Reiterei und Geschütz auf, und zog nach Belidah, wo er am 18 nach einem unbedeutenden Scharmützel ankam, die Stadt aber zum Theil verlassen fand. Am 19 blieben die Franzosen daselbst, fingen aber einigen Nachrichten zufolge zu plündern an, worauf immer mehr Einwohner zum Theil mit Waffen aus der Stadt flüchteten; diese wurden aufgefangen und von der französischen Gendarmerie ohne weiteres erschossen — ein Gemetzel, das sechs Stunden lang dauerte, bis die Soldaten selbst unwillig wurden, und des weitern Henkerdienstes sich weigerten. Die umliegenden Dörfer und Landhäuser auf mehr als eine

Stunde um die Stadt wurden niedergebrannt, und dann nach Zurücklaſſung einer Beſatzung von zwei Bataillonen unter Oberſt Rulliere am 30 weiter gezogen. Von Belidah aus geht es alsbald in die Berge hinein, und hier an einem, Tenia genannten, Paſſe ſtellte ſich der Bey von Titeri den Franzoſen entgegen, mußte aber nach hitzigem Gefechte weichen, und die Bewohner ſeiner Hauptſtadt Medeah ſchloſſen ihm, als er geſchlagen ankam, die Thore, und unterwarfen ſich den Siegern. Hier hatten aber alle weitern Eroberungsplane ein Ende, denn es fehlte der Armee an Munition und Lebensmitteln, und Clauzel trat, nachdem er den neuen Bey eingeſetzt nnd zum Schutze der Stadt zwei Bataillone zurückgelaſſen hatte, den Rückzug an. Als er nach Belidah kam, fand man die Straßen mit Leichen von Weibern und Kindern bedeckt; nur wenige ſtreitbare Männer fanden ſich darunter, und dieſe ohne Waffen. Die Stadt war von Arabern und Kabyien angegriffen worden, vielleicht hatten ſich auch einige Einwohner, erbittert über die Gräuel der Franzoſen, mit ihnen vereinigt, und zudem war eine Abtheilung von 50 Kanonieren, die man unvorſichtiger Weiſe um Munition zu holen, nach Algier geſchickt hatte, unterwegs unter den Streichen der Araber erlegen. Alles dieß mochte die Franzoſen aufs äußerſte getrieben, und zu dieſen Gräuein Veranlaſſung gegeben haben, deren nähere Umſtände nicht bekannt wurden, über welche aber Clauzel dem Oberſten Rulliere die bitterſten Vorwürfe machte. Am 29 November kamen die Franzoſen, von den Feinden bis auf eine Stunde vom Lager verfolgt und unaufhörlich geneckt, nach Algier zurück.

Clauzel hatte nicht gewagt, in Belidah eine Beſatzung zu laſſen, da dieſe Stadt von einer viel zu kriegeriſch und feindlich geſinnten Bevölkerung umgeben war. Um ſo kritiſcher wurde dadurch die Lage der in dem noch entferntern Medeah zurückgebliebenen Beſatzung, der es noch überdieß an Munition und wegen der unaufhörlich umherſchwärmenden Feinde auch an Lebensmitteln fehlte. Um wenigſtens dem erſten Mangel abzuhelfen, brach ſchon am 7 December, alſo nur acht Tage nach Clauzels Rückkehr, General Boyer nach Medeah auf, erreichte es ohne einen Schuß zu thun, und ließ Munition und zwei weitere Bataillone daſelbſt zurück, wodurch aber nur der Mangel an Lebensmitteln vermehrt wurde, welche ſich die Franzoſen in dem getreidereichen Lande nicht zu verſchaffen wußten. Der neue Bey Ben-Omar war ohnedem ein unfähiger Kopf, der ſich weder die Zuneigung und Achtung ſeiner Unterthanen, noch das Zutrauen der umwohnenden Stämme zu erwerben wußte, und da man es unmöglich fand, die Beſatzung von Algier aus fortdauernd mit Lebensmitteln zu verſehen, der Platz ſomit ganz unhaltbar wurde, ſo ſchickte Clauzel der Beſatzung eine Brigade bis an den Paß von Tenia entgegen, unter deren Schutze ſie ſchon am 1 Januar 1831 wieder in Algier eintraf, nachdem ſie Medeah nur fünf Wochen lang beſetzt gehalten hatte.

So waren die Franzoſen mit Anfang des Jahres 1831 ungefähr wieder auf daſſelbe Terrain beſchränkt wie unter Bourmont, nur in der nächſten Umgebung Algiers waren einige Punkte beſetzt und befeſtigt worden.

(Fortſetzung folgt.)

Heurathen der untern Claſſen der Javaner.

Unter den niedern Claſſen der Javaner wird nur ſelten eine Trauung vorgenommen, indem der bloße Thatumſtand, daß ein Mann und eine Frau zuſammenleben, die Ehe ausmacht. Auch iſt Vielweiberei nicht unter ihnen üblich, und die Weiber werden nicht eingeſperrt gehalten, außer bei den Abkömmlingen der Araber und einigen fanatiſchen Häuptlingen; ſie genießen daher eine Freiheit, wie vielleicht nirgends in der Welt. Die Lebensbedürfniſſe ſind ſo wohlfeil zu erhalten, daß die Frauen, die überdem betriebſamer ſind als die Männer, ohne Schwierigkeit ihren Unterhalt ſelbſt gewinnen können, ſich deßhalb unabhängig fühlen, und ganz ihren Neigungen gemäß handeln. Da zur Eingehung der Ehe keine Ceremonie erforderlich iſt, ſo bedarf es auch keine, wenn beide Theile ſich trennen und neue Verbindungen eingehen wollen. Oft ſieht man Frauen von 22 bis 25 Jahren, die mit ihrem vierten oder fünften Ehemanne leben, ohne daß dieß ihnen eben zur Schande gereicht.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

1. Reiſe nach Tehuacan.

(Schluß.)

Im Schatten eines majeſtätiſchen Baumes, hier Pochote genannt, dicht am Gemeindehauſe, waren franzöſiſche Zimmerleute beſchäftigt, eine neue Zuckerpreſſe für die nahgelegene Plantage Ayotla zu conſtruiren. Das Holz dazu war meiſtens das der rothen Ceder, und das äußerſt harte und dauerhafte der Gummi-Mimoſe (Merquite), deren Stamm oft bis vier Fuß im Durchmeſſer ſtark wird. Ein drei Fuß im Durchmeſſer haltender, zwanzig Fuß langer Stamm Cedernholz koſtet hier etwa fünf Peſos (6 Thlr. 16 gr. ſächſ.), ein acht Quadratzoll ſtarker, 24 bis 30 Fuß langer beſchlagener Balken deſſelben Holzes 2½ Peſos. Dieſes Holz könnte, beſonders zu Brettern geſchnitten, ein einträglicher Handelszweig für das Dorf werden, wenn eine gute Fahrſtraße den Transport deſſelben möglich machte. Auch das ausgedehnte Gypslager in der unmittelbaren Nähe des Dorfes könnte dann benutzt, und der Gyps nach Oajaca, Tehuacan u. ſ. w. verführt werden. In dieſem Gypslager, welches hier die herrſchenden Breccien zu unterteufen ſcheint, und in welchem Marienglas häufig vorkommt, entſpringen mehrere ergiebige, von den umliegenden Ortſchaften benutzte Salzquellen. Das Salz iſt äußerſt rein und weiß, weit beſſer als das ſonſt gewöhnlich im Lande verbrauchte, das an den Küſten aus dem Seewaſſer gewonnen wird, und gewöhnlich ein graues, ſchmutziges Anſehen hat.

Tehuacan, am 26 Mai.

Bei der Zuckerplantage Ayotla, etwa eine Legua von San Juan, öffnet ſich nach Oſten und Weſten ein breites, wohlangebautes Thal, umgränzt und überſchattet von Gebirgsketten, die hie und da einen längern oder kürzern bewaldeten Arm in das Thal herabſtrecken. Die Gebäude der Plantage, umgeben von den Hütten der Arbeiter, liegen an einem ſanften Abhange, faſt verſteckt im lichten Niederwalde. Vor ihnen nach Weſten, Oſten und Norden dehnt ſich weithin das lichte Grün der Zuckerfelder. Die Gebäude ſelbſt erſcheinen alt und zerfallen. Die Mexicaner halten nicht viel von Reparaturen. Der Herr dieſes Beſitzthums iſt ein gewiſſer Don Antonio Camago, ein begüterter Patrizier von Oajaca.

Immer zwischen Hecken und unter Bäumen hin, vorüber an zahlreichen kleinern und größern „Haziendas" und „Ranchos," leitet der angenehme Weg das Thal entlang bis zu dem in seiner Mitte gelegenen ansehnlichen Dorfe San Antonio de los Cues, zwei Leguas von Apotla. Von hier aus drängt sich der Weg näher an den Fuß der östlichen Gebirgskette, während nach Westen hin das angebaute Thal sich ausbreitet. Im Rancho de la Calabera, einem ziemlich bedeutenden Landgute, gelegen am Fuß eines von Osten herabkommenden Gebirgsarmes, hielten wir, um, gelagert in den Schatten hoher Bäume, ein Frühstück aus gekochten Eiern und warmen Tortillas einzunehmen, was die schwarzbraunen Bewohner einiger zum „Rancho" gehörenden Rohrhütten uns freundlich bereiteten. Man überschreitet bei diesem Rancho die Gränze des Staates Oajaca, und betritt den Staat Puebla.

Von hier bis zu der zwei Leguas entfernten Venta Salada hat der Weg nichts Anziehendes. Zwar trifft man noch hie und da auf bebaute Felder und einzelne Ranchos, aber im Ganzen ist die Gegend öde und traurig, eine Folge des Mangels an Wasser. Von dem Besitzer eines Melonenfeldes am Wege kauften wir einige dieser eben reifen Früchte, die sehr gut und saftreich waren, und durch deren Genuß wir sehr erquickt wurden. Je mehr man sich der Venta nähert, desto reicher wird die Vegetation, bis sie endlich um diese her und entlang die Ufer des Rio Salado eine wahrhaft tropische Fülle erreicht. Man durchfurtet den Fluß, der hier noch klein ist. Er kommt von Osten herab, richtet seinen Lauf ganz nach Westen bis an den Fuß der jenseitigen Gebirgskette, wo er plötzlich einen südlichen Lauf annimmt, um sich, viele kleine Flüsse verschlingend, im weiten Bogen bei Tecomavaca und Quisteyer als breiter Strom wieder nach Osten zu wenden, und mit dem von Süden herkommenden Rio Grande vereint seinen Lauf zum mexicanischen Meerbusen zu vollenden. Das tiefe und enge Thal, welches er durchströmt, wird von dem, durch welches unser Weg bisher leitete, durch eine Kette bedeutender Hügel getrennt.

Sobald man das steile, hohe, jenseitige Ufer des Salado erklimmt hat, erblickt man eine meilenweite von düstern Gebirgen rings umschlossene Ebene vor sich, an deren entgegengesetztem Ende, sieben Leguas von der Venta entfernt, die Stadt *) Tehuacan liegt. Von wenigen kleinen, langsam dahin schleichenden Bächen durchflossen, ist die Ebene öde und traurig. Kaum entsprosst hie und da ein Grashalm dem dürren Fusboden, und nur einzelne Gruppen verbrannter Krüppelmimosen unterbrechen die traurige Einförmigkeit der Gegend. Gegen den Fuß der Gebirge zu beiden Seiten hin wird sie indeß fruchtbarer, und dort sieht man in weiter Ferne hie und da den weißen Kirchthurm eines Dörfchens aus dunkelgrünen Baummassen emporragen. Sehr angreifend und ermüdend ist der Ritt durch diese Ebene. Heiß brennend schießen die senkrechten Strahlen der tropischen Sonne herab auf das unbeschützte Haupt des Reisenden, und werden brennender von dem weißen Kalktuf des Bodens zurückgeworfen. Am unerträglichsten ist dieß zurückgeworfene heiße Licht den Augen, die nirgends einen erquickenden Ruhepunkt finden. Ich war oft genöthigt, sie eine Weile ganz zu schließen, um dem unerträglichen Brennen für einen Augenblick Linderung zu verschaffen. Da, wo einer der kleinen Bäche die Ebene durchschneidet, erscheint sogleich eine frischere Vegetation, und an seinen Ufern sieht man bebaute Felder. Aber wenn auch das Wasser dieser Bäche dem nahen Boden Fruchtbarkeit gibt, so ist es doch nicht geeignet, den durch die Hitze angefachten und stets gesteigerten Durst des Reisenden zu löschen. Der Arme erblickt vor sich einen Streifen frisch grünenden Gebüsches; er naht sich ihm, und sieht — o Freude! — die krystallklaren Wellen eines Bächleins hindurchhüpfen. Er springt vom Pferde, der willkommenen Labung zu genießen — aber nur lauwarmes, ungenießbares Getränk beut ihm die schadenfrohe Nixe. Selbst sein Pferd verschmäht schnaubend und seine Mähne schüttelnd den schnöden Trank.

Mitten in der weiten Ebene liegt das Dorf San Sebastian, wo wir eine kurze Zeit verweilten. Das Häuschen eines Indiers bot uns Kühlung, ein Glas Pulque löschte unsern brennenden Durst. Weit umher zerstreut liegen die ärmlichen Rohrhütten der Dörfer, die mit unsäglicher Mühe eine kärgliche Ernte dem dürren Boden abgewinnen. Mitten unter den niedrigen Hütten erhebt sich stolz, mit zwei Thürmen geziert, umgeben von weitem Atrium, und den Pfarrei- und Communalgebäuden, eine schöne aus Quadern erbaute Kirche, ein Denkmal der Größe der geistlichen Gewalt in diesem Lande.

Einige Stunden Ruhe unter dem gastlichen Dach unseres braunen Wirthes hatten uns sehr erquickt, und gestärkt bestiegen wir unsere Pferde wieder, unsern Weg fortzusetzen. Je mehr man sich Tehuacan nähert, das auf einem terrassenförmig erhöhten Theile der Ebene nahe am Fuße der östlichen Bergkette gelegen ist, desto mehr nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens zu. Die Vegetation wird frischer, kräftiger. Mehrere kleine Dörfer liegen am Weg, und oft leitet dieser zwischen Hecken blühenden Gesträuches hin. Die Felder in der Nähe der Dörfer sind durch viele einander in rechten Winkeln durchschneidende kleine Canäle in kleine Parallelogramme zerschnitten. In den Canälen sammelt sich das Regenwasser, bleibt in ihnen stehen, und erhält den Boden feucht. Mit Sonnenuntergang erreichten wir das niedliche Dörfchen San Francisco. Nur eine und eine halbe Legua von Tehuacan entfernt, liegt dieß von der frischesten Vegetation umgebene Oertchen, von einem raschen Flüßchen durchströmt, am Fuße des sogenannten Cerro Colorado. Dieser isolirte, weithin sichtbare Berg, dessen Felsgruppen rother Breccien ihm den Namen gaben, und natürliche Parapets um die Platform auf seinem Gipfel bilden, spielt eine bedeutende Rolle in der Geschichte des mexicanischen Befreiungskrieges. Bald diente er den Royalisten, bald den Insurgenten als Festung.

Unmittelbar am Dörfchen beginnt man auf schlechtem steinigem Wege die Terrasse zu ersteigen, auf der die Stadt Tehuacan de las Granadas sich erhebt. Wir waren sehr froh, als wir nach einem ermüdenden Ritte von achtzehn Leguas den Ort erreichten, wo ein ziemlich guter „Mezon" uns in seine gastlichen Räume aufnahm.

*) Eigentlich nur Flecken, Villa.

Ein Hr. Robert, der kürzlich aus Mauritius nach Frankreich zurückkehrte, hat an Hrn. Arago über die Sternschnuppen in der Nacht vom 13 auf den 14 November nachstehende Beobachtungen geschrieben, die er auf jener Insel anstellte. Man bemerkte in allen Theilen des Himmels, so weit derselbe nicht mit Wolken bedeckt war namentlich gegen den Zenith, doch einige Grade südwärts, eine große Menge Sternschnuppen, welche den Himmel in allen Richtungen durchzogen. Ihre Zahl war so groß, daß man sie unmöglich zählen konnte. Ihre Bahn war nicht gerade, wie die der gewöhnlichen Sternschnuppen, sondern sie beschrieben alle Arten von Curven. Um 4 Uhr Morgens war das Phänomen in seiner größten Stärke. Einige Augenblicke vor dem Aufgange der Sonne sah man auch noch Sternschnuppen, doch in geringerer Menge.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 226.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 August 1837.

Die Ruinen von Sarai.

An dem hohen, bald ſchroffen, bald ſanft abfallenden Syrt, der ſich längs der Aktuba, einem Arm der Wolga, hinzieht, ſtößt man auf merkwürdige Trümmer ſteinerner Gebäude: ſie beginnen an dem Dorfe Aktubinsk und erſtrecken ſich auf dem Kamme des Syrt bis zum Dorfe Priſchib. Auf einer Strecke von 70 Werſten, den Krümmungen des Syrt nachgerechnet, finden ſich Ruinen bald in Menge, bald ſparſam, bald groß, bald klein, überall aber Mauerreſte aus Backſteinen, Thon und Kalk. Weiter hin von dem Dorfe Priſchib an über die Stadt Zarew hinaus, trifft man faſt dichtgedrängt 15 Werſte weit Trümmer von bedeutender Größe: dieß ſind die Ruinen der Stadt Sarai, Reſidenzſtadt der Khane der goldenen Horde. Die Gegend bildet hier ein ziemlich hochgelegenes Thal, das von vier Flüßchen bewäſſert iſt, welche ſich in die Aktuba ergießen. Gegen Oſten überragt das Thal der ziemlich hohe und ſteile Syrt, gegen Weſten dehnt ſich das mit Seen, Bächen, Wieſen und Wäldern beſäete Aktubathal aus. Die Trümmerhaufen der zerſtörten Gebäude ſind im Thal, an den Vorbergen des Syrt, und auf dem Syrt ſelbſt verſtreut, kaum läßt ſich eine Regelmäßigkeit in der Anlage der ehemaligen Straßen bemerken, und dieſe zeigt ſich erſt einigermaßen an dem Zuckerſee und gegen die Stelle hin, wo die jetzige Stadt Zarew liegt. Hier ſind die Trümmer häufiger, und hier befand ſich wahrſcheinlich der Mittelpunkt der Stadt; eine Maſſe Gebäude erſtreckt ſich längs der Kalguta nach dem Syrt hin, auf dem Syrt ſelbſt und rechts von demſelben. Am Ende des Thals gegen das Flüßchen Zarewka und das Dorf Priſchib zu werden die Trümmer ſeltener, die Gebäude und die Gärten weitläufiger.

Nicht weit von Priſchib, an dem kleinen ſogenannten Maulbeerbache ſtand ein 20 Klafter langes und eben ſo breites Gebäude mit Nebengebäuden, auf einer Anhöhe in einer entzückenden Lage. Gegen Süden und Norden fließen Bäche, aus dem letztern war ein Canal in den Garten geleitet, und ein Graben umgab das Hauptgebäude, welches 10 Klafter breit und 30 Klafter lang war; an den Ecken in der Nähe des Gebäudes waren tiefe Baſſins ausgegraben, die aus dem Graben mit Waſſer gefüllt wurden. Allem Anſchein nach war dieß ein Luſtſchloß außerhalb der Stadt. Am Flüßchen Kalguta ſind die Trümmer dichtgedrängt und weitläufig; die Gewäſſer des Flüßchens, die über Sandboden hinlaufen, geben dem Thal eine üppige Fruchtbarkeit. Gegen die Stadt Zarew zu werden die Trümmer immer häufiger, und die Stadt ſelbſt ſteht auf Trümmern, welche überall in Höfen und Gärten zerſtreut ſind. An den noch vorhandenen Fundamenten erkennt man die Straßen, von denen Wälle und Canäle durchſchnitten werden. In einigen Ruinen ſind unterirdiſche Gänge noch ganz erhalten, an andern bemerkt man eine Art von Befeſtigung. Doch hat die Hand der Zeit die Anlage der Gebäude verwiſcht.

Von der Stadt Zarew an erſtreckt ſich drei Werſte weit eine grüne Wieſe; in einer Schlucht, welche den Syrt von Oſten nach Weſten durchſchneidet, fließt aus der Steppe her das Flüßchen Zarewka. An dieſem iſt ein ſteinerner Damm, der das Waſſer zurückhielt, und links nach dem Thal, wo gleichfalls weitläufige Trümmer einer einſtmaligen Stadt liegen, in Canäle leitete, noch ganz erhalten und zeugt von Kenntniß der Mechanik. Vom Flüßchen Zarewka an beginnt wieder ein hoher Syrt, der oben eine flache, weite Ebene bildet, die gegen die Aktuba hin ſteil abfällt. Hier ſtand der Palaſt des Khans, den aber die Zeit gleichfalls nicht verſchont hat. Die Trümmer ſind ſehr bedeutend. In der Mitte eines auf allen Seiten 80 Klafter langen Hofs ſteht ein Palaſt, der auf den Seiten 30 Klafter lang und auf drei Seiten von Gebäuden umgeben iſt; vorn war das Thor und eine dünne Mauer mit einer Säulengalerie: hinten in einer Entfernung von 200 Klaftern ſieht man Gebäude ſtehen, die wahrſcheinlich für die Diener des Khans beſtimmt waren. Die Ausſicht von dieſem Palaſt aus war in der That königlich: gegen Oſten die Steppe, aber nicht eine unfruchtbare, gegen Norden und Weſten unabſehbare Wieſen, im Herbſt mit Waſſer bedeckt, Sommers aber in üppiger Vegetationspracht; unter dem Syrt die Aktuba, vorn und hinter derſelben weite Seen, und in der Ferne grünende Wälder, die den Horizont ſchließen. Gegen Norden unter dem Syrt windet ſich die Zarewka hin, aus der die Canäle ſich mit Waſſer füllten, auf dem Syrt ſtanden prachtvolle Gebäude, und im Thale die reiche blühende Stadt. Gewiß iſt man freilich nicht, ob hier der

Palaſt des Khans ſtand, allein die herrliche Lage, die keſtaren, Baumaterialien, die goldenen Geräthſchaften auf die man ſtieß, der Marmor u. dgl. deuten darauf hin.

Man fand in den Trümmern goldene Ringe und anderes Geſchmeide aus reinem arabiſchem Gold, Säulen, Karnieße, Baluſtraden, Fenſterſtöcke mit verſchiedenen Skulpturen, als Drachenſchweifen u. dgl., ferner Tiſchblätter und Fußböden, meiſt aus weißem, doch auch aus vielfarbigem Marmor; eine in einem Hintergebäude des khaniſchen Palaſtes aufgefundene Marmorplatte mit einem eingehauenen Kreuze iſt eine hiſtoriſche Merkwürdigkeit. Perlen ſollen ſich in bedeutender Menge, doch meiſt von geringer Güte gefunden haben. Münzen von Gold, Silber und Kupfer, namentlich kleine mit tatariſchem Stempel ſind zahlreich; auch fand man ruſſiſche Münzen, aber mit tatariſchem Stempel, die alſo wahrſcheinlich zur Bezahlung des Tributs dahin gekommen waren. Partiſanen, Lanzen, Säbel, Dolche Flinten- und Piſtolenläufe ſind nicht ſelten; eine vom Roſt ſchon ſehr zerfreſſene, ſtählerne Partiſane hatte noch ſo viel Feſtigkeit und Schärfe, daß man gewöhnliches Eiſen wie Holz damit hobeln konnte.

Nahe an der Akruba, aber nicht an ihren Ufern, wie Karamſin ſagt, ſtand Sarai, die berühmte, große und blühende Stadt. Hier herrſchte Luxus und Ueberfluß, hieher brachte man unermeßliche Schätze aus den Ländern des Oſtens und Weſtens, die von den Tataren verwüſtet, verbrannt und mit Blut überſtrömt wurden. Hier in blühenden Gärten, zwiſchen Seen, Bächen und üppigen Wieſen ging der wilde Tatar in Schwelgerei und Genußſucht unter; hier krochen vor ihne die knechtiſchen Kronenträger Rußlands. Aber es kam die Stunde des Schickſals, der Sturm des Kampfes brach los, wälzte ſich über das einſt ſo üppige Sarai, und vernichtete Alles; das Feuer verzehrte, was es nur immer verzehren konnte, denn in den Ruinen findet ſich durchaus nichts von Holz; das Land umher verödete, lange ſtanden noch die Mauern der üppigen Gemächer, aber die Hand der Zeit laſtete ſchwer auf ihnen und verwandelte ſie in unförmliche Backſteinhaufen, die von wildem Gras überwuchert ſind; jetzt hauſen hier Schlangen, und die Steppenſtürme verwehen den Staub. Aber trotz der Zerſtörung iſt der Ort noch in hohem Grade intereſſant, und obwohl viele Koſtbarkeiten aus den Ruinen entwendet wurden, findet ſich doch gewiß noch manches Werthvolle und hiſtoriſch Merkwürdige: viele Trümmer ſind noch nicht aufgegraben; häufig finden die Landesbewohner Koſtbarkeiten, wenn ſie Backſteine aus den Mauern brechen, aber in die Tiefe der Ruinen iſt man noch nicht eingedrungen. Um ſich auf eine gehörige Weiſe zu verſichern, was ſich Merkwürdiges von dieſem alten Wohnſitz der goldenen Horde erwarten läßt, dazu ſind größere Mittel nöthig, als ſie Privatperſonen zu Gebot ſtehen.

Von dem Dorfe Kolobolſchtſchina und Subowka bis zu dem Dorfe Katajewka, welches an der Gränze des aſtrachaniſchen Gouvernements ſteht, finden ſich auf einer Strecke von 70 Werſten wenige Ruinen und noch ſeltener welche von Bedeutung; wahrſcheinlich ſtanden hier Landhäuſer der Tataren. Gegen Oſten in der Steppe finden ſich faſt allenthalben den Ruinen gegenüber Kurgans oder Erdhügel, die mehr oder minder groß, aber noch nicht aufgegraben ſind. *) Vielleicht ſind es Gräber, denn Begräbnißpläne finden ſich nirgends.

Conſtantine.

(Fortſetzung.)

Gegen Ende Februars kam der neue Gouverneur, General Berthezene, nach Algier, und fand, da mehrere Ermordungen ſelbſt in der Nähe von Algier vorfielen, für nöthig, einen Zug durch die Ebene zu machen, der auf keinen Widerſtand ſtieß, und darum als ſehr günſtig für die Herrſchaft der Franzoſen betrachtet wurde. Berthezene ſollte indeß aus ſeinen Träumen von Sicherheit und Ruhe bald aufgeſchreckt werden. Die Lage des von Clauzel ernannten Bey's in Medeah wurde von Tag zu Tag bedenklicher, und es kam bald ſo weit, daß er ſich nicht mehr vor die Thore der Stadt hinaus getraute. Der Sohn des vertriebenen Bey's ſammelte die ſeinem Vater unterworfen geweſenen Stämme, bemächtigte ſich in kurzer Zeit des ganzen umliegenden Landes, und ängſtigte den armen Ben-Omar dergeſtalt, daß er dringend nach Algier um Unterſtützung ſchrieb, indem nur eine franzöſiſche Truppenmacht ihn aus ſeiner gefährlichen Lage befreien könne. Berthezene erkannte, daß hier keine Zeit zu verlieren ſey, und marſchirte am 25 Junius mit 6000 Mann Infanterie ab, und überſchritt am 28 den Paß von Teniah, wo er ein Bataillon ſtehen ließ, um ſich ſeinen Rückzug nach Algier zu ſichern. Bis hieher hatte ſich Alles ruhig gezeigt: die Häuptlinge der Araberſtämme, durch deren Gebiet ſein Weg ging, kamen ihm mit Betheuerungen ihrer Unterwürfigkeit und Treue entgegen, augenſcheinlich aber nur, um Zeit zu gewinnen, und ihn in eine falſche Sicherheit zu wiegen, wie er in kurzem erfahren ſollte. Kaum war er in die Ebene hinab gekommen, ſo zeigten ſich feindliche Schaaren, und als er in Medeah ſehr unkluger Weiſe zwei Tage unthätig zugebracht hatte, häufte ſich die Zahl der Feinde, gegen die Berthezene

*) Im vorigen Jahre wurden einige dieſer Kurgane auf Befehl und Koſten der Regierung und unter Aufſicht eines Hrn. Rybuſchkin, Directors der Unterrichtsanſtalten im Gouvernement Aſtrachan aufgegraben, namentlich bei dem Dorfe Selitrenno 80 Werſte von Aſtrachan, an der Wolga aufwärts am Ufer der Akruba. Man ſtieß an mehr als 20 Orten auf Mauern, die aus viereckigen, mit Kalk eng verbundenen Steinplatten aufgeführt waren; an manchen Stellen fand man ähnliche mit ſolchen Platten ausgelegte Fußböden, zum deutlichen Beweiſe, daß hier ſteinerne Gebäude geſtanden hatten. In dem Boden fand man einige ſilberne und kupferne Münzen; ein Bruchſtück einer innern aus gebranntem Thon aufgeführten Mauer mit moſaikartigen Verzierungen von verſchiedenen Farben, verſteinerte Muſcheln, Knochen, Marmorſtücke, die wahrſcheinlich zu Häuſerverzierungen angewendet worden waren, und Gefäße oder Urnen mit Aſche, die jedoch in Erde verwandelt war. Am Flüßchen Aſchaluſa, 9 Werſt oberhalb Selitrenno, fand man einen alten Begräbnißplatz, wo ſich aber beim Ausgraben eines Skeletts weder ein Fetzen Kleidung, noch ein metallenes Geräthe zeigte, und der Sarg ſelbſt war ganz verfault. Hr. Rybuſchkin wollte aus ſeinen bei Selitrenno gemachten Entdeckungen ſchließen, daß das alte Sarai dort gelegen habe.

endlich auszog, und nach dem Bulletinausdruck einen unzweifelhaften Sieg erfocht, d. h. die Araber wichen, wo die Franzoſen in Maſſe angriffen, und ſobald dieſe ſich wieder zurückzogen, wurden ſie von dem nachziehenden Feinde geneckt und beunruhigt. Nun mußte ein Entſchluß gefaßt werden, und die Truppen entweder ganz aus Medeah abmarſchiren, oder auf mehrere Wochen daſelbſt verweilen, um die umwohnenden Stämme zu überwältigen. Mangel an Lebensmitteln entſchied fürs erſte, und ſobald dieß bekannt wurde, erklärte der Bey und die vornehmſten Einwohner, aus Furcht vor der Rache ihrer Landsleute, daß ſie die abziehenden Truppen begleiten würden. Am 2 Julius ward der Rückzug angetreten, unter ſteten, zum Theil ſehr ungünſtigen Gefechten, wo mehrmals ganze Bataillone in wildem Schrecken ſich auflöſten, und nur mit Mühe wieder geſammelt werden konnten; unabläſſig verfolgt, und in der That geſchlagen, langten die Franzoſen am 5 wieder in Algier an. Der Glaube an ihre Ueberlegenheit war vernichtet, ein allgemeiner Aufſtand der benachbarten Stämme erfolgte, ſogar in der nächſten Umgebung Algiers war oft keine Sicherheit, und nur der Umſtand, daß die Stämme, weil ſie nur ſchwach mit Lebensmitteln und Munition verſehen waren, nicht lange beiſammen bleiben konnten, rettete die Franzoſen, denen ein verlängerter Feldzug unfehlbar hätte verderblich werden müſſen, um ſo mehr, da ſie durch Krankheiten empfindlich litten. Die Araber fühlten zwar wohl, daß ſie die Franzoſen nicht ſo leicht aus Algier vertreiben könnten, hielten ſich aber für ſtark genug, um ſich außerhalb des von ihnen beſetzten Strichs mit Erfolg gegen jeden Angriff vertheidigen zu können. Um einigermaßen Ruhe vor ihnen zu haben, wandte ſich Berthezène an einen Marabut von großem Einfluß aus der mächtigen Familie der Marabuts von Koleah, und dieſer verpflichtete ſich gegen die jährliche Summe von 70,000 Franken, ſeine Landsleute zur Ruhe anzuhalten, was ihm auch ſo gut gelang, daß gegen Ende Auguſts kein Feind mehr zu ſehen war, und die Franzoſen wieder reichlicher als je mit Lebensmitteln verſorgt wurden. Dieſer Friede dauerte die ganze übrige Zeit der Verwaltung General Berthezène's hindurch, die freilich ſchon im December desſelben Jahres 1831 ein Ende nahm, wo er durch Savary, Herzog von Rovigo, erſetzt wurde.

Dieſer wich bald von einem zwar nicht glänzenden, aber für die Wohlfahrt der Colonie gewiß erſprießlichen Syſtem ab. Der ehemalige Bey von Titeri, Bu Mezrag, hatte bald nach der Eroberung Algiers durch die Franzoſen ſich zum Dey erklärt, und Achmet Bey von Conſtantine aufgefordert, ſeine Oberherrſchaft anzuerkennen; dieſer ertheilte eine ſtolze Antwort, ſuchte ſich aber doch in Verfaſſung zu ſetzen, etwaigen weitern Anforderungen mit Kraft begegnen zu können, ſetzte Farhat-ben-Said, einen mächtigen Scheikh der Araber in der Wüſte ab, weil er ihm Mißtrauen einflößte, und ernannte an deſſen Stelle einen ſeiner Oheime. Farhat, dem die meiſten der ihm früher unterworfenen Stämme treu blieben, gab ſich nicht für beſiegt, und ſuchte Achmed Bey überall Feinde zu erwecken, da er jedoch nichts gegen ihn ausrichten konnte, wandte er ſich an die Franzoſen, und forderte Savary auf, einen Zug nach Conſtantine zu unternehmen, wobei er ihn durch ſämmtliche arabiſche Stämme unter ſeinen Befehlen zu unterſtützen verſprach. Savary ertheilte den Abgeſandten eine ausweichende Antwort, entließ ſie aber reichlich beſchenkt. Unglücklicherweiſe wurden ſie noch an dem Tage ihrer Abreiſe nicht weit von der Maiſon carrée auf dem Gebiete des Stamms Uffiah angegriffen und ihrer Koſtbarkeiten beraubt. Ohne zu unterſuchen, wer die Schuldigen ſeyen, ſchickte Savary bei Nacht eine Truppenabtheilung aus, ließ die Dörfer dieſes und noch eines andern Stamms umzingeln, alles, Männer, Weiber und Kinder niedermetzeln und den gefangenen Scheikh, Rebbia, obwohl ſich ſeine Unſchuld herausſtellte, in Algier hinrichten.

Dieſe Gräuelthat hatte einen allgemeinen Aufſtand der umwohnenden Stämme zur Folge, der im September desſelben Jahres 1832, vier Monate nach jenem Vorfall, in helle Flammen ausbrach. Dießmal gelang es, die Araber völlig aus dem Felde zu ſchlagen; ſtatt aber jetzt zu einem gerechtern Syſteme zurückzukehren und dadurch die Araber an ſich zu feſſeln, legte er nicht nur den Bewohnern von Belidah und Coleah, obwohl dieſe nur einen ſehr geringen Antheil an dem Aufſtand genommen hatten, eine Contribution von einer Million Franken auf, ſondern ließ auch zwei Kaiden der Umgegend, die man ihm als Haupturſtifter des Aufſtands bezeichnet hatte, unter Verſprechen ſichern Geleits nach Algier vorfordern, dort aber alsbald ins Gefängniß werfen und hinrichten — eine That, welche die Araber alsbald wieder von den Märkten verſcheuchte, wodurch die Franzoſen in bittern Mangel geriethen. Erſt nach Savary's Abreiſe gelang es, ſie wieder in größerer Zahl dahin zurückzubringen.

General Voirol, der proviſoriſch an Savary's Stelle trat, ſetzte vor allem deſſen Anſtalten zur Sicherung der Ebene um Algier durch Anlegung von Straßen und Errichtung von befeſtigten Lagern und einer Reihe von Blockhäuſern fort, ſo daß man bald eine ziemliche Strecke weit einer hinreichenden Sicherheit genoß. Einige an verbündeten Stämmen begangene Räubereien wurden beſtraft und aus der gewonnenen Beute die Beraubten entſchädigt. Dieß Verfahren und die Einſetzung angeſehener Männer zu Kaiden der benachbarten Diſtricte führte allmählich Ruhe, Ordnung und Vertrauen zurück. Freilich durfte man keineswegs müßig ſeyn. Der den Franzoſen ſehr ergebene Kaid der Beni Khalil, welcher die Polizei auf dem Markte von Buffarik, den immer noch keine Europäer beſuchen durften, handhabte, wurde von feindlichen Arabern bald nach ſeinem Amtsantritt ermordet, worauf man im Gebiete der Hadſchuten, welchem Stamm die Mörder vermuthlich angehörten, zu ſengen und zu brennen anfing, was den Stamm erbitterte, ohne die Schuldigen zu treffen. Im Mai des Jahres 1831 wurde endlich in Folge neuer Räubereien ein Zug gegen die Hadſchuten unternommen, wobei die verbündeten Stämme mitwirkten, und die erſtern allmählich zu Unterwerfung und zum Frieden nöthigten. Dieſer wurde auch gehalten, ſo lange Voirol anweſend war, der einzige franzöſiſche Commandant, den die Araber mit Trauer ſich entfernen ſahen.

Auch Drouet d'Erlon erhielt ſo ziemlich die Ruhe aufrecht, doch brach mit den Hadſchuten der Krieg von neuem aus. Dieſer Kampf wäre indeß zwar unbequem, doch unbedeutend geweſen, wenn nicht inzwiſchen die Angelegenheiten der weſtlichen

Provinz eine nicht geahnete Bedeutung gewonnen hätten. In der Ebene von Metitſchad hatten ſich die Franzoſen ziemlich befeſtigt, aber über die Ebene hinaus erſtreckte ſich ihre Macht nicht, und wenn gleich neuerdings in Medeah ein durch ſie oder wenigſtens unter ihrem Einfluß ernannter Kaid ſich befand, ſo wurde die arme Stadt doch wegen ihrer gezeigten Anhänglichkeit an die Franzoſen ſo geängſtigt, daß ſie im J. 1835 mit dem aufſtrebenden Abd-el-Kader in Unterhandlung trat, und als Graf Drouet d'Erlon deßhalb ein drohendes Schreiben an ſie abſandte, antwortete ſie kurzweg, „ſie wünſchte eine geregelte Regierung wieder hergeſtellt zu ſehen, und hätte ſeit vier Jahren deßhalb den Franzoſen vergeblich Vorſchläge gemacht, darum ſuchte ſie jetzt anderswo Hülfe, indem die Franzoſen ihr dieſelbe verweigert hätten.“

So weit hatten es alſo nach fünf Jahren die Franzoſen gebracht, daß eine nicht 20 Stunden von Algier entfernte Stadt ſich in die Arme eines einheimiſchen Fürſten warf, den ſie ſelbſt groß gezogen hatten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Schlächtergewerbe in Paris.

Die Schlächterei von Paris bildet ohne Zweifel einen der wichtigſten Handelszweige der Hauptſtadt. Wie alle Gewerbe, welche ſich mit Nahrungsmitteln beſchäftigen, iſt auch dieſes durch eine Maſſe adminiſtrativer Maßregeln geordnet worden, die, wenn man ſie auch nicht immer ſchlecht nennen konnte, dennoch faſt ſtets das Gepräge eines ſehr ärgerlichen fiscaliſchen Geiſtes trugen. Die Schlächterei von Paris wurde erſt ſpät — unter Heinrich III. im Jahr 1587 — durch Patente zünftig erklärt. Allein die neue Zunft, welche 41 Fleiſchbänke zählte, begriff ungefähr ein Viertheil der ganzen Schlächterei, denn es gab im Ganzen 154 Fleiſchbänke. Die Vereinigung der nichtzünftigen Metzger mit den zünftigen erfolgte erſt im Jahr 1655. Die Zunahme der Bevölkerung in der Hauptſtadt im 17ten Jahrhundert machte eine Vermehrung der Fleiſchbänke nöthig, ſo daß man im Anfange des 18ten Jahrhunderts deren 307 zählte, wovon 97 auf dem linken Ufer der Seine. Die Zahl der Fleiſchbänke war größer als die der Metzger, und an der Bank haftete das Privilegium des Fleiſchverkaufes. Um nun zu verhüten, daß die Eigenthümer jener Fleiſchbänke keinen Mißbrauch mit ihrem Privilegium trieben, indem ſie von den Metzgern einen zu hohen Zins forderten, mußten die unbeſetzten Fleiſchbänke jährlich verſteigert werden. Der Miethzins betrug damals nicht mehr als 16 Livres, wurde aber nach und nach bis auf 100 Franken in die Höhe getrieben. Aller Vorſichtsmaßregeln ungeachtet vermietheten jedoch mehrere Eigenthümer ihre Fleiſchbänke bis zu 900 Franken, eine für jene Zeiten übertriebene Summe, beſonders wenn man bedenkt, daß der Preis eines Maſtochſen, der 100 Pfund Talg und 800 Pfund Fleiſch gab, im Jahr 1710 nicht mehr als 120 Livres Tournois war.

Die Schlächterei von Paris blieb bis zur Revolution von 1789 in dieſer Verfaſſung, dann wurde eine allgemeine Gewerbefreiheit verkündet. Damals zählte man 250 Metzger, welche 307 Fleiſchbänke inne hatten. Nach Verlauf einer kurzen Zeit gab es jedoch weder Metzger noch Fleiſchbänke mehr; man verkaufte das Fleiſch in den Straßen, Kellern und Läden, und die verderblichſte Unordnung begann in dieſem Handel einzureißen. Das Decret vom Vendémiaire im Jahr XI ſtellte das Syndikat für die Schlächterei wieder her, und ſchaffte die auffallendſten Mißbräuche ab. Wer ſich als Metzger etabliren wollte, mußte 1000 bis 5000 Franken Caution ſtellen, und die Bewilligung des Polizeipräfecten haben. Ungefähr 500 Metzger hatten dieſe Bedingungen erfüllt, eine Zahl, die man jedoch zu hoch fand, und durch Decret vom 8 Februar 1811 bis auf 300 herabſetzte; die überflüſſigen Fleiſchbänke wurden den Eigenthümern abgelöst. Nach dieſen Beſtimmungen ward die Schlächterei in Paris von 1811 bis 1824 betrieben. 1,600,000 Fr. waren zu Ablöſung der Fleiſchbänke aufgewendet, und die Zahl der Metzger die auf 370 herabgebracht worden, als die Ordonnanz vom Jahr 1824 die ganze für dieſen Gewerbszweig bisher beſtandene Legislation aufhob, und eine unbeſtimmte Vermehrung der Fleiſchbänke geſtattete. Sogleich wurden deren 142 neue errichtet, eine Zahl, welche hinreichte, mehr als 100 Fleiſcher an den Bettelſtab zu bringen, und den Werth der Fleiſchbänke, die bisher im Durchſchnitte zu 25,000 Fr. verkauft worden waren, bis auf faſt Nichts herabzubringen. Die Schlächterzunft erlitt mithin einen Verluſt von 6 bis 9 Millionen. Im Jahr 1829 änderte Hr. de la Bourdonnaye den Stand der Dinge abermals. Die Viehhändler aus der Normandie, die da geglaubt hatten, je mehr es Metzger gebe, zu um ſo höhern Preiſen würden ſie auch ihr Schlachtvieh anbringen, ſahen ſich getäuſcht, und waren ſehr unzufrieden mit den Ergebniſſen, welche die Ordonnanz von 1825 für ſie gehabt hatte; ſie erhielten nun die von 1829, nach welcher die dermalige Verfaſſung des Metzgergewerbes in Paris geordnet iſt.

Vierhundert Metzger dürfen ihr Gewerbe in Paris betreiben, und die Zahl der Fleiſchbänke iſt mittelſt Ablöſung auf dieſelbe Anzahl herabgeſetzt worden. Um Metzger zu ſeyn, muß eine Bewilligung des Polizeipräfecten beigebracht und eine Caution von 5000 Fr. geſtellt werden. Die Intereſſen dieſer Cautionen werden verwendet: 1) zu Ablöſung von Fleiſchbänken; 2) zu Unterhaltung des Syndikats; 3) zu Beſtreitung der Ausgaben für den Dienſt in den Schlachthäuſern, und 4) zu Penſionen und Unterſtützungen für alte Metzger und bei dem Gewerbe angeſtellter Perſonen. Das Syndikat der Schlächterei iſt wieder hergeſtellt; jede Bank, in welcher während drei aufeinanderfolgenden Tagen kein Fleiſch zum Verkaufe vorräthig iſt, wird auf ſechs Monate geſchloſſen. Unter Androhung gleicher Strafe iſt den Metzgern verboten, anderswo als auf den hiezu beſtimmten Märkten Schlachtvieh zu kaufen. Kein Stück Vieh darf ohne Beſcheinigung des Ankaufes auf einem ſolchen Markte nach Paris eingebracht werden. Das für die Conſumtion von Paris beſtimmte Schlachtvieh darf nirgends anders als in den öffentlichen Schlachthäuſern geſchlachtet werden. Der Verkauf von bereits geſchlachtetem und ausgehacktem Vieh an Metzger iſt ebenfalls verboten; da man jedoch fand, daß mehr als 200 Metzger genöthigt ſeyn würden, ihre Bänke zu ſchließen, wenn man ihnen verbieten wollte, das zu ihrem Debit nöthige Fleiſch einzukaufen, ſo hat man dieſes Verbot ſtillſchweigend zurückgenommen. Die Zahl der zur Zeit der Ordonnanz von 1829 offenen Bänke war 512; durch zwei Ablöſungen wurde dieſelbe bis auf 500 herabgeſetzt, da aber ſeitdem die Beſchränkung der Zahl der Fleiſchbänke neuerdings in Frage geſtellt worden iſt, ſo hat man die Ablöſungen eingeſtellt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Gd. Widenmann.

Nr. 227.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 August 1837.

Portugiesische Lebensbilder.

Wolfsjagd.

Große Jagden, an denen viele Liebhaber Theil nehmen könnten, gibt es hier, mit Ausnahme der Treibjagen auf Wölfe, gar nicht, und zwar aus dem so sehr einleuchtenden Grunde, weil es nichts zu jagen gibt, und dieses ist unstreitig auch die Ursache, daß es hier zu Lande weniger Jagdliebhaber gibt wie in andern Ländern. Dieser Wolfstreibjagen, montarias, soll hier nur eine kurze Erwähnung geschehen: sie werden gewöhnlich nur dann erst und zwar einzig in den Gebirgsgegenden auf Befehl der Municipal-Kammern oder eines Jägermeisters, monteiro, unternommen, wenn die Wölfe so zahlreich und frech werden, daß sie in die Dörfer kommen, und die Schafe und Ziegen den Bauern aus den Ställen holen; denn die Monteiros, denen ihre Stellen nichts weiter einbringen, als daß sie einiger Privilegien genossen, die gegenwärtig durchgängig aufgehoben sind, übrigens auch weder Jäger noch Jagdliebhaber sind, bekümmerten sich wenig darum, ob die Wölfe Schaden thaten, und den Municipal-Kammern war auch wenig an der Ausrottung der Wölfe gelegen, da sie vermöge des Gesetzes die Verpflichtung hatten, für jeden erlegten Wolf, von dem das Fell überbracht wurde, 4800 Reis (etwa 15 fl.) dem Ueberbringer zu bezahlen, welche keine Kammer mit Vergnügen bergab. Der Klagen mußten also immer erst viele einlaufen, bevor man sich entschließen konnte, eine Montaria zu halten, und darüber vergingen oft mehrere Jahre. Daß darauf solche Treibjagden selten ein glückliches Resultat lieferten, dafür wurde ebenfalls schon gehörig gesorgt, denn es war schon genug, daß man nur die Befehle zum Treiben gab, und sich dann nicht um die Ausführung bekümmerte, um dieses ganze Unternehmen fruchtlos zu machen. Alle Gemeinden der Nachbarschaft, wo die Montaria gehalten werden sollte, wurden dazu aufgeboten mit Flinten oder Stöcken zu erscheinen. Die Schützen beorderte man nach der einen Seite eines Berges, die Treiber nach der andern, gleich viel wo der Wind herkam, und nun machten die Treiber einen solchen tollen Lärm, daß alle Wölfe auf eine Stunde Wegs weit schon flüchtig wurden, indem sie eben so schlau und listig wie die Füchse sind. Berge und enge Thäler sind hier alle mit mannshohem, oft sehr dichtem Strauchwerk von Heidekraut, Cisten, Myrthen, Lavendel, Rosmarin, Erdbeersträuchen u. s. w. bewachsen, worin sich die Wölfe aufzuhalten und auch ihre Jungen zu werfen pflegen. Diese von den Treibern durchbrechen zu lassen, den Schützen entgegen, geschieht dann gewöhnlich in der größten Unordnung, und nur ein höchst seltener Zufall muß zu Hülfe kommen, wenn in einem solchen Jagen einmal ein Wolf erlegt wird, z. B. wenn ein Wolf aus Liebe zu seinen Jungen zu spät die Flucht ergreift und den Schützen nun nicht mehr ausweichen kann. Nicht selten fallen bei diesen Montarias Händel und Unglück vor, denn die verschiedenen Gemeinden, die hier zusammenkommen, haben oft alte Scharten auszuwetzen; der Weinschläuche, die unter den Bauern in Umlauf kommen, sind nicht wenige, die Köpfe werden erhitzt, und da man den Zweck des Zusammenkommens sehr bald aus den Augen verliert, und das Ganze als eine Funcçao (Fest) betrachtet, so werden statt der Wölfe oft Menschen geschossen, jene aber erhalten eine Freipost. Die Rathsherren und der Monteiro, welche an der Spitze dieser Unternehmung stehen und dazu ihre Freunde eingeladen haben, von denen die wenigsten je ein Gewehr losgeschossen, lagern sich dann auch an einen schattigen Ort und schmausen, um was es ihnen mehr zu thun ist, als um einen Wolf zu schießen, und wenn die Abendkühle herbeikömmt, besteigt man die Rosse und Maulthiere, die übrigens die Zeit über fasten mußten, und reitet nach Hause, höchst vergnügt, daß auch diese Arbeit überstanden ist, denn alles ist bei diesen Leuten Arbeit, selbst ein Schmaus, wenn er nicht mit der gehörigen Bequemlichkeit genossen werden kann. — Die Wölfe pflegen in den Gebirgsgegenden nicht nur bei Nacht auf Raub auszugehen, sondern am Tage und besonders an trüben und regnichten Tagen, denn der Sonnenhitze sind sie eben nicht gewogen, es müßte sie denn der Hunger dazu zwingen. Des Nachts finden sie überhaupt auch weniger Nahrung, weil die Ziegenheerden, die in den Gebirgsgegenden den Hauptreichthum der Bauern ausmachen, des Nachts in verschlossene Ställe eingetrieben werden, so wie auch die Schafe, deren aber weit weniger sind; sie kommen dann zwar oft vor die Ställe, erwischen auch wohl hie und da vor den Thüren ein Lamm

oder ein Ferkel, was ſich in das weiche Straßenlager gebettet, allein der Hauptraub wird meiſtens am Tage unter den wohlgenährten Heerden begangen, wenn dieſe mit Anbruch des Tags von einigen Knaben und Mädchen in die buſchigen Berge mit den wohlriechenden Kräutern getrieben werden, begleitet von trägen, aber dennoch wachſamen Wolfshunden. Dieſe kleinen barfüßigen Hirten mit feſtgebundenen langhaarigen Ziegenfellen auf beiden Schenkeln bis an den Leib herauf und die Kniee hinunter, ſo wie die Mädchen mit einem Schurze von demſelben Stoffe, unter welchem oft nur das nackte Bein zum Vorſchein kommt, ſehen völlig aus wie junge Satyrn, beſonders wenn man ſie in der Ferne auf einem Felſen ſtehen ſieht und auf der weitſchallenden zweitönigen Muſchel blaſen hört, theils um ihre Heerden in den Gebüſchen zuſammen zu halten, theils auch um die Wölfe fern zu halten. Ihre Wolfshunde, eine ziemlich große, langhaarige Race, ähnlich den Neufundländern, weiß und ſchwarz gefleckt, lagern meiſtens ganz faul und in ziemlicher Entfernung von ihnen auf Anhöhen und an den äußerſten Enden der weidenden Heerde, ſo daß ſie einen weiten Geſichtskreis um ſich herum haben. So anſcheinend faul, wie ſie ſich ſtellen, ſo wittern ſie dennoch gleich die Annäherung eines Wolfs, auch die Ziegen gerathen in Angſt und Schrecken, denn der Wolf ſchleicht ſich ſo langſam und ſo verborgen herbei, wie der Fuchs zu einem Hühnerſtall, und gewinnt er darauf nicht durch einen herzhaften Anlauf eine Beute, ſo muß er unverrichteter Sache wieder abziehen, denn die Ziegen, leichtfüßiger wie der Wolf, rennen in größten Sätzen davon, und verſammeln ſich um ihre Hirten, dieſe, ſobald ſie die Unordnung bemerken, blaſen nun an Einem fort auf den Muſcheln, die Hunde greifen bellend den Wolf an, ohne daß dieſer die Courage hat, einen zu faſſen und zu zerknirſchen; dieſe dagegen hüten ſich vor ſeinem Gebiß, attakiren immer von hinten und beißen ihn in die Beine, ſo daß er ſich oft ſetzen muß und dann um ſich ſchnappt, um ſich zu vertheidigen; dann ſpringen die Hunde einige Schritte rückwärts und der Wolf ſetzt ſeinen Rückzug weiter fort unter fortwährenden neuen Anfällen, und auf dieſe Art wird er oft Stunden lang von guten Hunden verfolgt. Dieſes iſt alsdann die beſte Gelegenheit für einen in der Nähe wohnenden Jäger, einen Wolf zu erlegen, wenn er dieſem einen Vorſprung abgewinnen kann, was übrigens nicht ſchwierig iſt, denn die Hunde drängen immer dicht auf ihren Feind, und dieſer kann nur langſam vorwärts kommen, weil er ſich oft zu vertheidigen hat, beſonders wenn mehr als Ein Hund ihm auf dem Nacken ſitzt; auch gewahrt man in dem kurzen Gebüſch und den oft lichten Stellen fortwährend, wo die Jagd hinausgeht. —

Conſtantine.

(Fortſetzung.)

Wir haben oben erwähnt, daß General Bourmont gleich nach der Eroberung Algiers einen flüchtigen Verſuch machte, ſich Orans und des ganzen dazu gehörigen Beylik's zu bemächtigen. Da die dazu beſtimmten Truppen, welche ſich der Citadelle von Oran ohne Widerſtand von Seite der dort ſtationirten Türken bemächtigt hatten, in Folge der Pariſer Revolution gleich darauf wieder abberufen worden waren, ſo hatte die Sache für die Franzoſen keine weiteren Folgen, wohl aber für die Provinz ſelbſt, deren Bewohner, ſobald ſie den Fall des Dey in Algier vernahmen, ſich ihres verhaßten Bey's entledigen wollten, und ihn in ſeiner Hauptſtadt belagerten. Clauzel hatte bekanntlich den Plan, Oran einem tuneſiſchen Prinzen zu geben, und dieſer Plan wurde auch in ſo weit ausgeführt, als General Damrémont Anfang Januars 1831 Oran zu dieſem Zweck beſetzte, und auch einige hundert tuneſiſche Soldaten dahin kamen. Als aber die franzöſiſche Regierung die Provinz für ſich behalten wollte, ging General Boyer im September 1831 als Commandant dahin ab, und die Tuneſer entfernten ſich wieder. Immerhin war aber ſomit die Provinz über ein Jahr ohne ein politiſches Oberhaupt geweſen, und da die Araber ſich nicht minder feindſelig gegen die Franzoſen, als gegen ihren ehemaligen Bey zeigten, und General Boyer ſich nicht aus Orans Mauern herauswagte, die Araber häufig aus ihren Verſtecken gegen die franzöſiſchen Schildwachen feuerten, ſo blieb die Provinz fortwährend ſich ſelbſt überlaſſen, und nothwendiger Weiſe ſtieg dadurch das Anſehen derjenigen, welche vorher ſchon Einfluß ausgeübt hatten, indem man bei der Ungewißheit des augenblicklichen Zuſtandes und der Zukunft ihren Rath und Beiſtand in Anſpruch nahm.

Unter dieſen zeichnete ſich Mahiddin aus, den die Stämme um Mascara her, welche die Nothwendigkeit eines feſtern Zuſammenhaltens fühlten, zu ihrem Oberhaupt wählen wollten. Mahiddin wies den Antrag unter dem Vorwand ſeines hohen Alters zurück, und verwies ſie an ſeinen jüngern Sohn, den ſeitdem ſo berühmt gewordenen Abd-el-Kader. Dieſer ward auch ohne Verzug als ihr Oberhaupt anerkannt, und von den Einwohnern Mascara's zu ihrem Emir gewählt. Dieß geſchah im Anfang des Jahres 1832. Der erſte Schritt, den er im Beſitze ſeiner neuen Gewalt that, war ein Angriff gegen Oran im Monat Mai, und zu wiederholten Malen im Auguſt, October und November deſſelben Jahres. Alle dieſe Angriffe blieben, wie leicht zu erachten, ohne Erfolg, doch zeichnete ſich Abd-el-Kader dabei als unerſchrockenen Krieger aus, und die Stämme gewöhnten ſich mehr und mehr ihn als ihren Führer zu betrachten.

Im Frühjahr 1833 kam General Desmichels an Boyers Stelle nach Oran, und machte gleich im Monat Mai einen Ausfall gegen die Garabas im Südweſten von Bona, wobei nicht nur dieſer Stamm, ſondern auch der zu Hülfe herbei eilende Abd-el-Kader den Kürzern zogen. Dieß hinderte indeß die Araber nicht, die Umgebungen Orans fortwährend zu beunruhigen. Um von mehreren Punkten aus agiren zu können, beſetzte Desmichels Merſa oder Arzew. *) Ein marokkaniſcher Kabylenſtamm hatte dort gewohnt, und der Kadi deſſelben den Franzoſen ſich gefällig bezeigt, und ihnen ſogar Pferde geliefert, wofür er anfangs von Abd-el-Kader in Güte gewarnt,

*) Arzew iſt das alte Arſenaria, und liegt anderthalb Stunden von Merſa entfernt, das nur aus einem kleinen Fort und einigen Magazinen beſteht, von den Franzoſen aber mit dem Namen der faſt ganz in Ruinen liegenden Stadt bezeichnet wurde.

ſpäter aber, als dieß nichts fruchtete, nach Mascara geführt und dort erdroſſelt wurde. Abd-el-Kader beſetzte die eigentliche Stadt Arzew, wurde aber von den Franzoſen bald daraus verjagt, und wandte ſich nun, um auch ſeinerſeits die Gränzen ſeiner Herrſchaft zu erweitern, gegen Tlemſen, deſſen Einwohner in zwei Parteien ſich theilten: die Kuluglis und Türken hielten die Citadelle beſetzt, die Mauren aber behaupteten die Stadt. Im Julius desſelben Jahres bemächtigte er ſich derſelben, da die Mauren, von ſeinen Schaaren auf der einen, durch die Beſatzung der Citadelle auf der andern Seite gedrängt, ſich unterwerfen mußten; die Citadelle aber konnte Abd-el-Kader aus Mangel an Geſchütz nicht bezwingen. Indeß hatte Desmichels die Stadt Moſtaganem beſetzt, welche bisher unter dem Kaid Ibrahim ſtand, der einige hundert in franzöſiſchem Sold befindliche Türken zu ſeiner Verfügung hatte. Die Beſetzung der Stadt Moſtaganem war von Bedeutung, da man von dort aus leicht an den Scheliff vordringen kann, der auf einer langen Strecke die Provinzen Oran und Titeri ſcheidet.

Beide Theile, General Desmichels und Abd-el-Kader, ſcheinen es vermieden zu haben, direct gegen einander ins Feld zu rücken. Als der letztere in den erſten Tagen Auguſts Moſtaganem angriff, ging Desmichels nach Oran zurück, um einige benachbarte Stämme, namentlich die Zmelas anzugreifen, und ſie zu nöthigen, ihr zu Abd-el-Kadern geſtoßenes Contingent zurückzuführen. Dieß Manöver hätte beinahe einen ſehr unglücklichen Ausgang genommen, indem die Franzoſen wie gewöhnlich auf dem Rückzug hitzig verfolgt wurden; doch rettete ſie eine zu rechter Zeit ihnen zu Hülfe geſchickte Colonne. Da man den Zmelas ihre Weiber und Heerden entführt hatte, ſo baten dieſe um Frieden, den ſie auch unter der Bedingung erhielten, Abd-el-Kadern den Gehorſam aufzuſagen, und ſich unter dem Schutze der Franzoſen in dem ſchönen Thale von Miſerghin, drei Stunden von Oran anzuſiedeln.

Nach wiederholten für beide Theile verderblichen und doch nutzloſen Kämpfen fühlten beide Theile, Araber wie Franzoſen, die Nothwendigkeit des Friedens: die Franzoſen verloren nach und nach eine Menge Leute, ohne einen Fuß breit Landes zu gewinnen, und die Araber konnten ihre Producte nicht auf die gewohnten Märkte abſetzen. Vielleicht um den Frieden zu beſchleunigen, oder zum mindeſten, um die Franzoſen zur Initiative zu nöthigen, verbot Abd-el-Kader den Arabern ſtreng, die franzöſiſchen Märkte zu beſuchen, und erreichte damit auch ſeinen Zweck, denn ſchon am 26 Februar 1834 kam der bekannte Friedensvertrag unter folgenden Bedingungen zu Stande: 1) der Beſuch der Märkte ſoll jedermann frei ſtehen; 2) der Handel von Merſa (Arzew) ſteht unter unmittelbarer Aufſicht Abd-el-Kaders; 3) die Deſerteure werden gegenſeitig ausgeliefert; 4) die Franzoſen verpflichten ſich, die Religion und Gebräuche der Moslims zu achten; 5) die im Lande reiſenden Chriſten müſſen mit einem Paſſe verſehen ſeyn, welcher das Siegel des franzöſiſchen Commandanten und Abd-el-Kaders trägt. Seltſamer Weiſe machte General Desmichels aus der zweiten Beſtimmung des Tractats ſelbſt gegen ſeine Obern ein Geheimniß, und dieſer Tractat war auch in ſo fern ein ächter Vorläufer des neueſten mit Abd-el-Kader abgeſchloſſenen Friedens, daß es den Beſtimmungen desſelben zufolge den Arabern frei ſtand, ſich auf den Märkten der Franzoſen mit Pulver und Waffen zu verſehen.

Der Friede mochte Abd-el-Kadern ſehr willkommen ſeyn, denn es erhoben ſich Feinde im Innern gegen ihn, die ihn um ſein raſches Glück beneideten, und einzelne Stämme bewogen, ihm den Aſchur, d. h. den Zehnten, zu verweigern. Eine Zeit lang beſchwor er den Sturm durch die Kraft ſeiner Beredſamkeit, indem er gleich den Marabuts, ſeinen Vorfahren, und nach dem Vorbild der alten Kalifen die Kutbeh (eine Art Kanzel) beſtieg, und mit beredten Worten die Nothwendigkeit vorſtellte, daß alle ihren Antheil beitragen zu den Bedürfniſſen des Landes. Die, welche es ehrlich gemeint, ließen ſich überzeugen, die andern aber, welche nur der gemeine Neid beherrſchte, erhoben die Fahne des Aufruhrs, und obwohl ſie anfangs ihm den Vorwurf gemacht hatten, daß er mit den Ungläubigen Frieden ſchließe, ließen ſie ſich doch ſelbſt mit den Franzoſen ein, und boten ihnen den Frieden unter denſelben Bedingungen, wie Abd-el-Kader an; General Desmichels aber wies ſie nicht nur ab, ſondern ſchrieb auch an Abd-el-Kader, verſicherte ihn der Fortdauer ſeiner Freundſchaft, und ermunterte ihn, ſich durch kleine Unfälle nicht entmuthigen zu laſſen. Ein Geſchenk von 400 Flinten und einer beträchtlichen Menge Schießpulver begleitete dieß Schreiben. Nicht zufrieden hiemit bezog er, als die Zahl der Feinde Abd-el-Kaders ſich mehrte, ein Lager im Thale von Miſerghin, um denſelben zu imponiren.

So unterſtützt, wurde es Abd-el-Kadern nicht ſchwer, ſeiner Feinde im offenen Felde Meiſter zu werden, und dann durch einen klug berechneten Edelmuth gegen die Geſchlagenen das Werk des Siegs zu vervollſtändigen. Auch die Franzoſen ſollten ſich ſeiner Erfolge freuen, denn er war eifrig bedacht, die Pacification des Landes immer weiter auszudehnen, und ſchrieb an General Voirol, da es ihm mit Gottes Hülfe gelungen ſey, Ruhe und Frieden im weſtlichen Theile der Regentſchaft herzuſtellen, ſo ſey er nun geſonnen, dasſelbe auch im öſtlichen Theile zu thun. General Voirol aber antwortete ihm, daß ein Ueberſchreiten des Scheliff, (welcher die Gränze zwiſchen Oran und Titeri bildet) das Verhältniß zwiſchen ihm und den Franzoſen unfehlbar ſtören würde. Dieß veranlaßte Abd-el-Kadern ſein Vorhaben für den Augenblick aufzugeben, und eine günſtigere Gelegenheit abzuwarten. Dieſe erſchien bald: Abd-el-Kaders Feinde im Innern ruhten nicht, und gewannen ſogar den Sheriff der Wüſte, Muſa, für ſich, der mit einer gewaltigen Heeresmacht heranzog, um, wie er ſagte, die Franzoſen und ihre Anhänger, zu denen auch Abd-el-Kader gehöre, von der Erde zu vertilgen. Im Gefolge ſeines Heeres befanden ſich die wilden Stämme der Sahara, von den Türken Darkaui, die Unabhängigen, genannt, welche oft die Macht der vorigen Beys erſchüttert hatten. Abd-el-Kader fiel blitzſchnell über ſeine nächſten Feinde her, zwang ſie zur Unterwerfung, überſchritt dann, weil Muſa ſich Medeahs bemächtigt hatte, die Gränze ſeiner Provinz, den Scheliff, ſchlug die Söhne der Wüſte in entſcheidender Schlacht, und wurde von den der langen Anarchie müden Bewohnern Medeahs mit einem

an Wahnſinn gränzenden Enthuſiasmus aufgenommen. Dieß geſchah im Frühjahr 1835.

Alles dieß ſetzte den neuen Gouverneur von Algier, Grafen Drouet d'Erlon, nicht wenig in Verlegenheit. Schon ſeit einiger Zeit waren Briefe aufgefangen worden, welche über die ehrgeizigen Abſichten Abd-el-Kaders keinen Zweifel ließen, und zu dem war der von General Desmichels geheim gehaltene Artikel des Vertrags über den Handel zu Arzew offenkundig geworden, weil das Monopolſyſtem Abd-el-Kaders die europäiſchen Handelsleute, welche ſich dort niederlaſſen wollten, empfindlich beeinträchtigte. Der Gouverneur war, als Abd-el-Kaders Agent, der Jude Durand, ihm den Vertrag nach ſeinem ganzen Inhalte vorwies, darüber ſo empört, daß er auf der Stelle die Zurückberufung des Generals Desmichels vom Miniſterium verlangte, und den General Trezel an deſſen Stelle nach Oran ſandte. Um ſo mehr glaubte man in Algier, daß die Franzoſen die Gelegenheit ergreifen würden, um Abd-el-Kadern für das Ueberſchreiten des Scheliff zu züchtigen, aber noch einmal beſchwor der ſchlaue Jude Durand den Sturm, und der kluge Abd-el-Kader zog ſich, nachdem er in der Provinz Titeri durch Ernennung mehrerer Kaiden und Beys einige Hoheitsrechte ausgeübt hatte, über den Scheliff wieder zurück.

Aber noch hatte die Nachgiebigkeit der Franzoſen, oder vielmehr die des alten und altersſchwachen Drouet d'Erlon kein Ende, denn als dieſer die Stadt Oran beſuchte, beſchenkte er Abd-el-Kadern auf ſeine Bitte mit einem Paar Mörſern, um die Citadelle von Tlemſen, die man als die Schutzwache der Regentſchaft gegen Weſten betrachten kann, zu beſchießen. Trezel, über dieß Verfahren entrüſtet, ergriff die erſte Gelegenheit, feindlich gegen Abd-el-Kadern aufzutreten, als dieſer Miene machte, die unter franzöſiſchen Schutz getretenen Zmelas und Duers ſeiner Botmäßigkeit zu unterwerfen. Am 22 Junius begannen die Feindſeligkeiten, aber ſchon am 28 erlitt er die bekannte Niederlage an der Makta, worin er nicht nur 800 Mann an Todten und Verwundeten, ſondern auch ſeine ganze Bagage verlor. Graf d'Erlon rief ihn zurück, und ſandte den General d'Arlanges an ſeine Stelle.

So ſtanden die Sachen in der Mitte des Jahres 1835, als d'Erlon ſelbſt abberufen und durch Clauzel erſetzt wurde.

(Fortſetzung folgt.)

Der wahrſcheinliche Mörder Landers.

Vor kurzem ſtarb der Herrſcher von Bonny, ein blutgieriger Wilder, wie es je einen gab; ſein Name war Manilla Pappel. Als er von der Krankheit befallen wurde, die bald ſeinem Leben ein Ende machte, ließ er einen ſeiner Häuptlinge kommen, der den engliſchen Handelsleuten unter dem Namen Jack Tillie bekannt war, beſchuldigte dieſen, ihn, ſeinen Herrn, heimlich vergiftet zu haben, und ließ ihm, ohne ihn ein Wort zu ſeiner Entſchuldigung ſagen zu laſſen, den Kopf abſchlagen. Bald darauf ſtarb er ſelbſt, und ſo wurde das Land faſt an demſelben Tage von zwei der herzloſeſten Scheuſale befreit, die je die Menſchheit entehrten. Ihre kaltblütigen Mordthaten, und andere nicht minder ſcheußlichen Verbrechen, müßten, wenn ſie bekannt würden, einen Wilden ſchaudern machen. Man glaubt allgemein, daß Jack Tillie derſelbe war, der Landern auf ſeiner letzten Niger-Expedition erſchoß; jedenfalls iſt es eine erwieſene Thatſache, daß das Gefecht, in welchem der arme Lander das Leben verlor, von Jack Tillie mit Vorwiſſen und Gutheißen ſeines ſchändlichen Herrn veranlaßt und in Ausführung gebracht wurde.

Das Schlächtergewerbe in Paris.

(Schluß.)

Alle Metzger haben in der Caſſe von Poiſſy einen ihrer Caution gleichkommenden Credit, der jedoch für jene, welche das meiſte Vieh einkaufen, bis auf 4, 5, 6, 8 und ſelbſt bis auf 15,000 Fr. erhöht wird. Dieſe Credite werden monatlich eröffnet, und belaufen ſich im Ganzen auf ungefähr 2,200,000 Fr.; das Intereſſe wird mit 5 Procent jährlich berechnet. Die Caſſe von Poiſſy ſpielt bei den Einkäufen der Metzger eine bedeutende Rolle, da ſie ohne Verzug den Viehhändlern das Geld für das Schlachtvieh auszuzahlen hat, das die Metzger von Paris und des Seine-Departements auf den Märkten von Sceaux und Poiſſy und in der Halle der Kälber kaufen. Der Fonds dieſer Caſſe beſteht aus den Cautionen der Metzger und den von der Municipalcaſſe von Paris eingezahlten Summen. Eine beſtimmte Abgabe von ungefähr 5 Procent von jedem Stück Vieh wird auf den vorgenannten Märkten erhoben. Jeden Monat legt das Syndicat für die Metzger von Paris, und die Unterpräfecten von Sceaux und St. Denis für die Metzger des Seine-Departements dem Polizeipräfecten ein Verzeichniß des für den nächſten Monat zu leiſtenden Vorſchuſſes mit Namensangabe jedes einzelnen Metzgers vor. Jene Metzger, deren Credit bereits erſchöpft oder unzureichend iſt, müſſen den Betrag des zu kaufenden Schlachtviehes in der Caſſe hinterlegen. Geſchieht dieß nicht, ſo bezahlt zwar die Caſſe den Betrag, allein ſie behält das Vieh, und gibt es andern Metzgern, die bezahlen können. Dieſe Verfügungen ſind, nebſt der Abgabe, welche die Caſſe für jedes Stück Vieh erhebt, etwas beläſtigend für jene, deren Credit erſchöpft iſt, oder die ſich in augenblicklicher Verlegenheit befinden; allein deſſen ungeachtet leiſtet die Caſſe von Poiſſy dem Metzgergewerbe dennoch weſentliche Dienſte. Die Art der Auszahlung iſt ganz einfach; ſobald der Handel geſchloſſen iſt, rufen Käufer und Verkäufer einen der Inſpecteuren herbei, welche die Caſſe auf den Märkten aufſtellt, um den Kauf zu conſtatiren; dann ſagen beide ihre Namen, geben die Stückzahl des gekauften Viehes und den Preis an, wovon der Inſpector Notiz nimmt. Dann bezeichnet der Metzger das gekaufte Vieh und läßt es ſogleich wegtreiben. Nach erfolgter Uebergabe ſtellt der Inſpector dem Käufer ein von ihm unterzeichnetes Billet mit der Angabe des geſchloſſenen Kaufes zu, mit dem der Metzger ſich in die Caſſe begibt, und dort eine Anweiſung auf die in dem Billet bezeichnete Summe unterſchreibt. Dieſe Anweiſung wird in die Bücher der Caſſe eingetragen und dann dem Verkäufer zugeſtellt, der auf Vorzeigen derſelben ſein Geld bekommt. Die Fleiſchconſumtion von Paris iſt ſeit 20 Jahren faſt ſtationär, ſie beträgt im Durchſchnitt 40 Millionen Kilogramme jährlich, und es kommen mithin auf jeden einzelnen Metzger jährlich 40,000 Kilogramme oder 220 täglich. Doch gibt es unter den Metzgern eine gewiſſe Anzahl, welche wohl das Doppelte dieſer Quantität verſchleißt, ſo daß andere dagegen natürlich geringern Abſatz haben. Die 72,000 Ochſen, die 16,000 Kühe, die 74,000 Kälber und die 310,000 Schafe, welche Paris jährlich verzehrt, bilden einen bedeutenden Theil von der Conſumtion von ganz Frankreich, die ſich nach den neueſten Angaben jährlich folgendermaßen herausſtellt: 485,249 Ochſen; 675,662 Kühe; 2,250,219 Kälber; 4,761,686 Schafe.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 228.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 August 1837.

Was Lynchgesetz und die amerikanischen Frauen.

Unter diesem Titel theilt die Revue Brittannique nachstehende Erzählung mit: „Bekanntlich behaupten die Bürger von Boston unter denjenigen Bewohnern der Vereinigten Staaten, welche den Negerhandel gegen die Bemühungen der Abolitionisten am hartnäckigsten vertheidigen, den ersten Rang. Im August 1836 ließ eine bedeutende Anzahl von Handelsleuten und Advocaten von Boston, welche die Abschaffung des Sklavenhandels in der Theorie unterstützt hatten, sich beikommen, eine Versammlung zu halten, deren Zweck es war, dasjenige, was sie theoretisch vertheidigt, praktisch zu verwerfen. Der Umstand war, daß ihre durch die Freiheit der Neger bloßgestellten Interessen sie zu diesem traurigen und unglücklichen Schritt bewogen, den die meisten bereuten. Das Volk in Boston war vollkommen mit ihnen einverstanden und munterte sie auf. Dieser Reaction ungeachtet, wurden die Versammlungen der wahren Abolitionisten nichtsdestoweniger fortgesetzt, allein bei jeder neuen Versammlung gab es neue Emeuten. Endlich ward das Volk so erbittert, daß die Magistrate den Abolitionisten erklärten, sie machten dieselben für jede Unruhe, die in der Stadt ausbrechen könnte, verantwortlich. Die Abolitionisten erwiederten, sie seyen in ihrem Recht, und die Erklärung der Magistrate hieße eben so viel, als wenn man die Reichen für alle Diebstähle unter dem Vorwand verantwortlich machen wolle, daß der Reichthum eigentlich Anlaß zu der Ausübung des Lasters des Stehlens gebe. Sie fuhren daher fort, ihre Versammlungen zu halten, denn sie meinten, es sey nun an ihnen auf der Bresche zu bleiben und die verletzten Meinungen zu vertheidigen. Am 21 October sollten die abolitionistischen Frauen sich ebenfalls in ihren Versammlungssaal in der Washingtonstraße einfinden. Die Straßen waren mit tumultuirendem Volk angefüllt; 25 Damen hatten die Vorsicht gehabt, sich vor der bestimmten Stunde auf ihren Posten zu begeben, fünf andere konnten sich nur mit Mühe durch die Massen bis zum Versammlungshause durchdrängen, und gegen hundert wurden vom Volk verfolgt und beschimpft.

„Am Abend zuvor hatte man einen Anschlag an die Mauern geheftet, der die Erklärung enthielt, daß der Abolitionist Thomson auf öffentlichem Platze verbrannt werden solle, und daß die Damen, welche Mitglieder des Comité's seyen, gleiches Schicksal haben würden. Die bedrohten Frauenzimmer wandten sich an den Mayor der Stadt und baten um Schutz, erhielten aber keine tröstliche Antwort. Die Volksmasse, welche mit großem Geschrei in den Straßen tobte, bestand keineswegs aus lauter Pöbel, sondern man bemerkte auch sehr reich gekleidete Herren darunter, die mit Gewalt in das Comitézimmer drangen, und Todesdrohungen ausstießen, während die 25 Damen ruhig die Stunde der Eröffnung der Sitzung erwarteten. Im Augenblick, wo die Uhr schlug, erhoben sie sich und beteten, die Scheidewand, welche ihr Cabinet von den übrigen Gemächern trennte, stürzte unter dem Andrang der Menge ein, und Dinge aller Art wurden auf die unglücklichen Damen geschleudert, die man noch überdieß fragte, ob nicht etwa eine unter ihnen der verkleidete Thomson sey. Keine von allen gab eine Antwort, und die Secretärin erhob sich nun, um den Bericht zu lesen. Furchtbare Verwünschungen erstickten ihre Stimme, der Angriff wurde noch heftiger wiederholt, und schon schwebte das Leben der Damen in Gefahr, als der Maire eintrat, und ihnen befahl nach Hause zu gehen, wenn sie nicht in Stücke zerrissen werden wollten. Sie entfernten sich in der That in Procession, je zwei und zwei, mitten unter dem Geschrei von 5 bis 600 Menschen, die sich Gentlemen nannten. Der Gatte einer der Damen (Garrison), ein Hauptapostel des Abolitionismus in den Vereinigten Staaten, hatte seine Frau bis nach dem Hause begleitet, wo die Sitzungen gehalten wurden. Man entdeckte ihn und bemächtigte sich seiner. Es gelang ihm, sich den Händen seiner Verfolger zu entziehen, und hinter einem Schirm zu verbergen, wo man ihn jedoch hervorzog und mit bloßem Haupte durch die Straßen schleppte, während ein Hagel von Steinen nach ihm geschleudert wurde. Seine junge Frau war Zeuge dieses Schauspiels, und rief während des Tumults: „Ich hoffe, mein Mann wird seine Grundsätze nicht verläugnen; ich bin dessen gewiß!" Sie hatte Recht; Garrison benahm sich muthig. Ein Mann aus dem Volk stürzte mit einer Keule auf ihn zu, als wenn er ihn erschlagen wolle, streckte aber seinen Arm über den Kopf des Unglücklichen aus, um ihn zu schützen. Bald kam man zu

einer Polizeistation, wo die Wache sich Garrisons bemächtigte und ihn in einen bereitstehenden Wagen hob. Das Volk versuchte den Wagen umzustürzen, und der Kutscher hatte mit seiner Peitsche und die Constabeln mit ihren Stäben Arbeit genug, um den Gefangenen zu vertheidigen, den man, um sein Leben zu retten, in den Kerker bringen mußte.

„Auf Befehl des Mayor hatte man die Aufschrift an dem Versammlungshause: „Bureau gegen die Sklaverei" (anti-slavery-office) abgenommen. Er hoffte auf diese Weise die Emeute zu stillen, oder mit andern Worten, er verletzte das Gesetz, um das Volk an dessen Verletzung zu hindern. Die meisten der bei der Emeute thätigen Personen waren Sklavenbesitzer, deren Aeußeres Wohlhabenheit verkündete."

Constantine.

(Fortsetzung.)

Marschall Clauzel wurde abermals zum Gouverneur von Algier ernannt, in der ziemlich eingestandenen Absicht, dem gesunkenen Ansehen der Franzosen wieder aufzuhelfen; betrachtet man aber die Ereignisse unter seinem Gouvernement, auch abgesehen von dem entschieden unglücklichen Unternehmen gegen Constantine, mit unbefangenem Auge, so muß man bekennen, daß er zwar energischer, aber keineswegs glücklicher war, als seine Vorgänger. Zwar wurde Abd-el-Kader, den sein Sieg an der Macta etwas übermüthig gemacht zu haben schien, am 29 August vor Oran geschlagen, Clauzel zog Ende Novembers 1835 selbst gegen Mascara, nahm die Stadt und verbrannte sie, — gelegentlich bemerkt, eine sehr unnütze Grausamkeit, — in der Mitte Januars drang ein französisches Corps bis nach Tlemsen, zersprengte die den Mechuar belagernden Araber, legte aber der befreundeten Stadt eine unerschwingliche, mit barbarischer Grausamkeit beigetriebene Contribution auf, im Julius brachte Bugeaud Abd-el-Kadern zwischen Tlemsen und der Tafna eine Niederlage bei, aber trotz alles dessen, und trotz des Abfalls einzelner Stämme, blieb Abd-el-Kader Herr des Landes, eroberte sogar Medeah, und die Franzosen mußten nach allen Siegen immer wieder, zum Theil unter unglaublichen Mühseligkeiten und Gefahren, wie bei dem Zuge gegen Mascara, nach ihren Küstenstädten zurückkehren, ohne im Innern des Landes festen Fuß fassen zu können. Dieß ging so weit, daß, als Clauzel den von ihm ernannten Bey von Miliana nach dieser Stadt geleiten lassen wollte, die Franzosen an dem Paß von Teniah, den Clauzel im Jahre 1830 ohne sonderliche Mühe überschritten hatte, einen so entschlossenen Widerstand fanden, daß der Bey sicherlich bat, man möchte wieder umkehren, und Abd-el-Kaders Bey in Miliana behauptete sich nicht nur, sondern verjagte auch den von den Franzosen ernannten Bey von Medeah zum Zweitenmal.

Es ist freilich auffallend, daß unter solchen keineswegs ermuthigenden Umständen — denn die französische Regierung und Marschall Clauzel selbst mußten den geringen Werth der erfochtenen Siege doch wohl am ehesten zu würdigen wissen — dennoch der Zug gegen Constantine beschlossen wurde. Für diese Provinz hatte mit dem Fall von Algier eine factische Unabhängigkeit begonnen, die zum Theil einer Auflösung der Regierungsgewalt glich, denn auch Bona regierte sich unabhängig, als es, schon im J. 1830, nach einer kurzen Besetzung von den Franzosen wieder verlassen worden war. Mühselig vertheidigte es sich jedoch gegen die umwohnenden Stämme, welche es für seine Aufnahme züchtigen wollten, und sah sich genöthigt, die Franzosen um Hülfe anzurufen; allein die im September 1831 mit einer Anzahl Zuaven versuchte Besetzung mißlang gänzlich, und ein gewisser Ibrahim behauptete sich darin, mußte aber, da er von dem Heere des Bey's von Constantine gedrängt wurde, sich abermals an die Franzosen um Hülfe wenden. Diese besetzten im Anfang März 1832 die Citadelle, die Stadt aber, deren sich das Heer des Bey's von Constantine schon bemächtigt hatte, ging dabei in Flammen auf. Nicht besser oder vielmehr noch schlimmer erging es der Stadt Budschiah. Am 29 September 1833 erschien eine französische Flottille vor der Stadt, brachte bald die Batterien zum Schweigen, worauf die Truppen ans Land gesetzt wurden, und nach fünftägigen hitzigen Gefechten sich endlich der ganzen Stadt bemeisterten. Doch dauerten die Angriffe der umwohnenden Kabylen noch einen ganzen Monat fort, bis eine Linie von befestigten Posten um die Stadt gezogen war, so daß die Truppen innerhalb derselben bleiben, und feindliche Streifparteien mit Kanonenschüssen zurückweisen konnten. Die Stadt war indeß durch den langen Kampf so gut wie zerstört, man hatte Ruinenhaufen erobert und erbitterte Feinde auf dem Halse. Das war vor der Hand das ganze Resultat. Auch läßt sich, wenn man nicht in überflüssige Einzelheiten eingehen will, von diesen beiden Städten nichts berichten, als daß sie, namentlich Budschiah, in den folgenden Jahren wiederholt und mit ausgezeichneter Tapferkeit von den benachbarten Stämmen, namentlich Kabylen, auf Anstiften des Bey's von Constantine angegriffen wurden, jedoch immer vergebens; und als in Folge dieser Niederlagen einzelne Stämme den Krieg nicht fortsetzen wollten, wurden sie von den Truppen des Bey's selbst angegriffen, so daß sie, wie dieß namentlich bei Bona der Fall war, zum Theil sich an die Franzosen um Schutz wenden mußten; diese waren aber zu schwach, um längere Expeditionen zu machen, darum hören wir von keinen solchen Zügen ins Innere, wozu freilich auch der Umstand beitragen mochte, daß die Bewohner dieser Provinz eine viel wildere Tapferkeit zeigten, als die westlichern Stämme.

Was unter diesen Verhältnissen die französische Regierung bewegen konnte, die Eroberung Constantine's zu versuchen, läßt sich nicht wohl absehen: der Zustand der Dinge in der westlichen Provinz, und selbst in der mittlern war keineswegs so vielversprechend, daß man sich versucht fühlen konnte, neue ungewisse Unternehmungen zu wagen, die selbst in dem Falle des Gelingens nur die Verlegenheit durch die Nothwendigkeit noch mehr Städte besetzen zu müssen, vermehren, im Fall des Mißlingens aber die ganze Lage wesentlich verschlimmern mußten. Gerade das Jahr vorher hatte Clauzel den Zug nach Mascara unternommen. Hören wir, wie ein französisches Blatt (der Monde vom 29 Nov. v. J.) sich darüber äußert: „Der Mar-

ſchall zog mit zehntauſend Mann gegen Mascara; die traurigen Folgen dieſer Unternehmung ſind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, ihrer nochmals Erwähnung zu thun. Mascara ward genommen, verbrannt und alsbald verlaſſen, und die Armee kehrte nach Oran und Moſtaganem zurück, durch die ungünſtige Witterung mehr geſchwächt und in größerer Unordnung, als wenn ſie eine Niederlage erlitten hätte.“ Wären ſolche Vorgänge und Erfahrungen nicht geeignet geweſen, zu größerer Vorſicht aufzufordern und nur in günſtiger Jahreszeit einen Zug zu unternehmen, der ohnehin der Wagniſſe und Beſchwerden genug darbot! Um ſo mehr, als Clauzel wiſſen mußte, daß Abd-el-Kader keineswegs ſo gut wie vernichtet ſey, und alſo die Gelegenheit benützen werde, um während Clauzels Abweſenheit heftiger anzugreifen. Was man erwarten mußte, geſchah. Kaum hatte ſich Clauzel mit den Truppen entfernt, ſo brach der Bey von Miliana, der ſchon früher den von Clauzel ernannten Bey von Medeah verjagt, und letztere Stadt beſetzt hatte, mit Kabylen und Arabern hervor, beſetzte Belidah und überſchwemmte die Ebene von Metitſchad, wo die Coloniſten voll Schrecken Alles verließen und ſich nach Algier flüchteten. Mit Mühe erwehrte man ſich dieſer Einfälle, und ſandte eiligſt einen höhern Officier ab, um in Paris Verſtärkungen zu verlangen.

Dem Leichtſinn, womit man den Plan zur Eroberung Conſtantine's entwarf, kann nur die Art der Ausführung gleich kommen. Mit 7000 Mann wagte man ſich in der ſchlechteſten Jahreszeit in ein von feindlichen Stämmen wimmelndes Land. Am 13 Nov. geſchah der Aufbruch, am 21 erreichte man Conſtantine mit Truppen, die bereits durch Kälte und Mangel ſehr gelitten, und einen ſehr unerfreulichen Geiſt von Inſubordination zeigten, am 22 und 23 wurden mehrere Angriffe gemacht und abgeſchlagen, ſo daß bei dem immer fühlbarer werdenden Mangel an Lebensmitteln und bei der Erſchöpfung der Truppen, von denen am Ende nur noch 3000 Mann kampffähig waren, am 24 Morgens der Rückzug angetreten werden mußte, den die Franzoſen ſelbſt mit dem von Moskau vergleichen. Dieß mag nicht nur der Truppenzahl, ſondern auch der Sache nach übertrieben ſeyn, jedenfalls aber war er unglücklich genug, und die officielle Angabe von 750 Mann Verluſt glaubte niemand. Der Bericht des Marſchalls iſt am unverſtändlichſten, und verdiente die bittere Kritik eines engliſchen Blattes, *) welches namentlich den Geiſt der Inſubordination hervorhob, der ſich zu wiederholten Malen unter den franzöſiſchen Truppen kund gab. „Die franzöſiſche Regierung,“ ſagt dieß Blatt, „betrachtet die Küſte von Afrika als einen Ort der Deportation, als ein Sicherheitsventil für die mächtige und gefährliche Maſchine, die Armee, deren Bewachung ihr obliegt. In Algier hat man nur ein Piket von 20 oder 30 unruhigen Köpfen, oder Emeutiers, wie man ſie nicht unpaſſend nennt, ein wenig über die gewöhnliche Linie hinaus aufzuſtellen, und die Ablöſung am folgenden Tage wird wahrſcheinlich ihre Köpfe in einer Pyramide aufgethürmt neben ihrem Bivouakfeuer finden, während ihre Körper den vier- und zweifüßigen Raubthieren zur Beute dienen. In der That, dieß Mittel ihre meuteriſchen Soldaten und Officiere von verdächtiger Treue bei Seite zu ſchaffen, iſt der wahre Grund, weßhalb die Franzoſen ihre Niederlaſſung an der afrikaniſchen Küſte, wenn man ſie überhaupt ſo nennen kann, beibehalten, und da eine ſolche Maſſe verwegener und demoraliſirter Menſchen auf irgend eine Art beſchäftigt werden muß, ſo werden unaufhörlich Expeditionen ins Innere und kleine Kriege mit den benachbarten Stämmen unternommen, um die Neigung zu Aufſtänden, welche unter den franzöſiſchen Truppen in Afrika ſtets lebendig iſt, niederzuhalten.“ Zieht man von dieſem augenſcheinlich zu ſchroffen Urtheil auch Vieles ab, ſo bleibt immer noch genug übrig, um auf manche Vorfälle in Afrika ein ſchlimmes Licht zu werfen. Wahr iſt, daß man die unzufriedenen, in politiſche Umtriebe verwickelten Soldaten und Unterofficiere wiederholt nach Afrika ſchickte; wahr iſt, daß Aufſtandsverſuche unter den franzöſiſchen Truppen ſtatt hatten; wahr, daß manche Kriegsereigniſſe einen Mangel an Subordination beweiſen, ſo ſehr dieß auch in den officiellen Berichten verſteckt iſt, und ſomit kann man dem fernſtehenden Beobachter, der ſich alle dieſe Dinge neben einander ſtellt, nicht verargen, wenn er über die franzöſiſchen Truppen in Afrika ein vielleicht viel härteres Urtheil fällt, als ſie verdienen. Sollte es wahr ſeyn, daß man viele verdächtige Subjecte hinſchickt, um ſich ihrer zu entledigen, ſo rechnet man allerdings richtig, da Afrika ein weites Grab für die Franzoſen bleibt; denn man will nach officiellen Angaben berechnet haben, daß ſchon vor der Unternehmung nach Conſtantine von der Eroberung Algiers an nicht weniger als 28,500 Mann und über 800 Officiere in jenem Lande ihr Grab gefunden haben.

(Fortſetzung folgt.)

*) Siehe United Service Journal, Februar 1837.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

(Von C. A. E. Mühlenpfordt, früher Chef des Bauweſens bei der Mexican-Company, ſpäter Wegeaudirector für den Staat Oajaca.)

2. Reiſe von Tehuacan nach Mexico.

Tlacotepec, am 27 Mai.

Nachdem wir heute Morgen die nöthigen Einrichtungen wegen Verpflegung eines Theiles unſerer dienenden Begleitung, ſo wie unſerer ermüdeten Thiere getroffen, die wir, nebſt einem Theil unſerer für die weitere Reiſe unnöthigen Bagage, in Tehuacan zurückgelaſſen haben, verließen wir die Stadt gegen eilf Uhr, nur von zwei Dienern begleitet.

Bei einem kleinen Dörfchen, deſſen in den grellſten Farben bunt bemalte Kirche etwa eine Legua von Tehuacan links am Wege ſteht, enden die bebauten Felder, und eine weite ſandige Ebene, zu beiden Seiten mit nicht ſehr hohen Bergen eingefaßt, beginnt. Tief waten die Pferde im heißen Sande, dem dürr und verbrannt nur Mimoſen, hie und da untermengt mit Cactus und Yucca aloëifolia, neben dichtgedrängten Haufen einer Art Bergigel (Cactus mammillaris) entſprießen. Hie und da ſieht man rechts in der ſich nach Oſten ſanft hinabſenkenden Ebene, am Ufer eines ſie dort durchziehenden kleinen Flüßchens, ein unbedeutendes Dorf ſich erheben. Späterhin erſcheint, durch eine Oeffnung der öſtlichen Bergkette herüberſchauend, das glänzende Schneehaupt des Citlalteper, des thronenden Vulcans von Orizava, und bildet einen

Gegenstand, zu dem das Auge des Reisenden stets mit neuem Interesse zurückkehrt. Bald gelangt man zu dem Dorfe San Juan Tepango, das, von Maisfeldern und Maguëy-Pflanzungen umgeben, gleichsam eine Oase in der Wüste bildet, obschon die bebauten Felder umher, denen der Mais nur so eben kümmerlich zu entsprossen begann, keineswegs ein lachendes Ansehen hatten. Selbst der Maguëy (Gartenaloë (Agave americana) erscheint hier dürr und verkrüppelt, und hat bei weitem nicht das frische Grün und den kräftigen Wuchs, der ihn im Thale von Oajaca oder in den Gebirgen von Jztepexi auszeichnet. In diesem Dorfe sieht man zuerst ein Exemplar der „algibes," oder großen Wasserreservoirs, welche den Bewohnern dürrer Gegenden und wasserarmer Ebenen statt der Brunnen dienen. Es sind große ausgegrabene Teiche, umgeben von hohen und breiten Erdwällen. Während der Regenzeit sammelt sich in ihnen das Wasser des Himmels, was dann während der trocknen Zeit von Menschen und Vieh benutzt wird. Dieß Wasser ist gewöhnlich außerordentlich schmutzig, und nur dem daran Gewöhnten genießbar. So durstig ich auch war, konnte ich es dennoch nicht über mich gewinnen, die gelbbraune mit Erdtheilen stark geschwängerte Flüssigkeit zu genießen.

Auf einem fast isolirt aus der westlichen Gebirgskette hervortretenden Berg in der Nähe von Tepango sieht man die Reste einer aztekischen Opferpyramide. Bald hinter dem Dorfe geht der Weg am flachen Abhang einer Anhöhe hin über ein Felsenbett von bloßliegenden Schichten des Kalktuffs, der hier immer noch allenthalben den Boden bildet. Von hier erblickten wir in weiter nebelnder Ferne zuerst die schwachen Umrisse der Vulcane von Puebla, nebst dem etwas nähern düstern Gebirge La Malinche. Sie waren indeß kaum sichtbar, und verschwanden bald gänzlich wieder im Nebel der dunstigen Atmosphäre.

Immer noch leitet der Weg durch die weite Sandebene und dürren Mimosenwald. Es begegneten uns verschiedene Gruppen von Indiern, zurückkehrend von dem in Tlacotepec gehaltenen Markt, ihre theils leeren, theils mit eingekauften Utensilien beladenen langgehörnten Thiere vor sich hertreibend, oder auf ihnen reitend, freundlich die Begegnenden grüßend. Leicht erkennt man die Stämme der Azteken, in deren Land, auf dem Gebiete des alten Kaiserreiches Anahuac, wir uns nun schon befanden. Höherer, schlankerer, dabei kräftiger Wuchs zeichnet die Männer, bessere Formen und feinere Züge die Frauen vor andern Indierstämmen vortheilhaft aus. Männer und Frauen tragen noch nach uralter Sitte das Jcheapiti, eine Art Hemd ohne Aermel, in welchem sich oben ein Loch zum Hindurchstecken des Kopfes befindet. Es besteht gemeinhin nur aus zwei länglich viereckigen Stücken Wollen- oder Baumwollenzeuges, an den Seiten sackartig zusammengenäht. Das der Männer ist gewöhnlich von grobem, weiß und dunkelblau gestreiftem Wollenzeug. Es reicht bis etwas unterhalb der Kniee hinab, und ist mit einem Band um den Gürtel befestigt. Den Kopf bedeckt ein breitgerandeter Stroh- oder Filzhut. Die Beine sind in der Regel nackt, die Füße mit Sandalen von Bast bekleidet. Das Jcheapiti der Frauen ist gewöhnlich von weißem dichtem Baumwollenzeug, oft am Saum, um den Hals und auf der Brust mit arabeskenartigen Verzierungen in bunten Farben gestickt. Unter ihm tragen sie ein Hemde, wohl auch noch einen kurzen Rock von Wolle oder Baumwolle.

Tlacotepec, 10 Leguas von Tehuacan, ist ein bedeutendes Dorf. Die Gegend umher erscheint ziemlich angebaut. Das Dorf hat mehrere Straßen, in denen hin und wieder recht hübsche Häuser stehen. Es sind hier vier Kirchen, von denen die eine, „el calvario" (Schädelstätte), auf einem isolirten Hügel steht, an dessen Fuß der Ort sich ausbreitet. Ein breiter gepflasterter Weg, zu beiden Seiten mit steinernen Geländern eingefaßt, führt den Hügel hinan zur Kirche, die mit zwei kleinen Thürmen geziert und recht netten Ansehens ist. Von der Höhe hat man eine Ansicht der Gebirge von Puebla mit den Vulcanen, deren Schneehäupter indeß heute nicht sichtbar waren. An der am Markte stehenden hübschen Hauptkirche fiel mir der ungewöhnlich hohe Thurm auf, der, von schmaler Base, schlank und kühn in die Höhe strebt, und anzeigt, daß wir dem Hochplateau nahe sind, auf welchem Erdbeben nicht so häufig und so stark vorkommen, als zu Oajaca. Den Vorhof der Kirche umgibt eine niedrige Mauer, durch die ein schönes, mit dorischen Säulen geziertes, hohes und weites Portal führt. Das Baumaterial ist hier hauptsächlich Kalktuf und blasiger Mandelstein. — Auch hier ist mitten im Dorf eine „Algiee" angelegt, doch wird sie fast ausschließlich nur zum Tränken des Viehes benutzt, da es hier auch Quellwasser gibt.

In dem „Mejon" hätten wir beinahe kein Unterkommen gefunden. Ein Trupp von dreißig angehenden geistlichen Hirten, aus dem Seminar zu Oajaca entlassen, und nun auf dem Wege nach Puebla, wo sie die nöthige Weihe zum Hirtenamt empfangen sollten, war vor uns angelangt, und hatte bereits alle bewohnbaren Zimmer in Besitz genommen. Die rüstige Wirthin und ihre beiden schlanken freundlichen Töchter schafften indeß bald Rath, uns ermüdete, staubbedeckte Reisende unterzubringen. Rasch war eine sonst zur Aufbewahrung von Speisevorräthen dienende Kammer so weit aufgeräumt, daß zwei Bettstellen, schmale hölzerne Pritschen, Platz fanden. Auf diese haben wir unsere mitgebrachten Decken ausgebreitet, die Sättel sind in Kopfkissen verwandelt, und somit die nöthigen Anstalten zur Nachtruhe getroffen

(Fortsetzung folgt.)

In der Gallery of Practical Science zu London befindet sich eine hydrostatische Presse, welche einen Druck von mehr als 50,000 Pfund auf den Quadratzoll ausübt. In diese Maschine wurde vor kurzem ein lebendiger Aal gebracht, und wie zähelebig dieß Thier auch ist, indem es, wenn ihm der Kopf abgeschnitten und die Haut abgezogen worden ist, noch stundenlang lebt, so wurde doch von dem Drucke des Wassers durch die Maschine während einer Viertelstunde das Leben vernichtet. Unmittelbar nachher wurden alle Hülfsmittel versucht, um mittelst eines energischen, galvanischen Apparats das Thier wieder ins Leben zu rufen, aber vergebens. Es war völlig unempfindlich und starr, und bewegte auch nicht im geringsten einen Muskel. Dieß Experiment thut überdem die Compressibilität des Wassers dar, und wurde angestellt, um Aufklärung zu erhalten über die stets wiederholte Behauptung, daß ein lebendiger Fisch in einer hydrostatischen Presse nicht die geringste Unbequemlichkeit erleiden werde.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Paul de Kock. — Percy Bisshy Shelley.** (Fortsetzung.) — **Meine Republik. Der Bürgerliche.** (Von Beranger.)

Zu den Bedingungen dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich drei Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Theilnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 3 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 229.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 August 1837.

Surabaya. *)

Surabaya, die Hauptſtadt der öſtlichen Diſtricte der Inſel Java, liegt an dem Geſtade einer ſchmalen Straße, welche Java von der Madura ſcheidet. Es iſt der einzige vollkommen ſichere Hafen an der Nordküſte von Java, und auch der einzige, in welchem Schiffe von den Batterien am Ufer nachdrücklich vertheidigt werden können; weßhalb auch, im Fall Holland mit einer bedeutenden Marinemacht in Krieg verwickelt werden ſollte, Surabaya von größerer Bedeutung ſeyn dürfte als Batavia. **) Der in den Hafen führende Nordcanal wird von einem ſehr feſten auf einer niedern Inſel gelegenen, ungefähr 9 engl. Meilen von der Stadt entfernten Fort vertheidigt; der öſtliche Canal iſt durch nichts als die Seichtigkeit des Waſſers geſchützt. Die anderthalb Meilen vom Meer entfernte Stadt wird von einem etwa 30 Schritt breiten Fluß durchſchnitten, der bis auf 100 Meilen vom Meer für Boote ſchiffbar, und an der Mündung tief genug für Schiffe von 250 Tonnen iſt. Das Land iſt ſehr niedrig, und nur wenig höher als der Meeresſpiegel, doch bei weitem nicht ſo ſumpfig als um Batavia.

Während meines Aufenthalts in Surabaya brachte ich meine Morgenſtunden meiſt mit Beſuchen der Stadttheile, wo die Chineſen und die Eingebornen wohnten, und auf den Werften zu, wo die Schiffe gebaut wurden. Des Abends fand ich freundliche Aufnahme im Hauſe eines engliſchen Kaufmanns, deſſen Gaſtfreundſchaft alle Europäer um ſich verſammelte, mit denen ſich Umgang pflegen ließ. Mein Aufenthalt zu Surabaya war weit angenehmer, als der zu Batavia, wo das ungeſunde Klima eine ſtete Furcht vor einem Fieberanfall unterhält, und da ich ſeitdem ſo vertraut mit der malayiſchen Sprache geworden war, ſo fand ich manche Unterhaltung in Geſprächen mit den Eingebornen. Mehrere Engländer, Handelsagenten von Kaufmannshäuſern in Batavia, wohnten in Surabaya, und da die Zahl der Europäer überhaupt nur gering war, ſo bildeten die Holländer und die Engländer keine beſondern Cirkel, ſondern lebten auf ziemlich freundſchaftlichem Fuße mit einander, was ſonſt, wenn beide Theile ſtark genug ſind, um ſich abſondern zu können, ſelten zu geſchehen pflegt.

Der Quai, meiner Wohnung gegenüber, war der Abendſpaziergang der Europäer, und bot beſonders des Sonntags einen ſehr belebten Anblick. Jeder Europäer lüftete, wenn er einem andern begegnete, den Hut, ohne jedoch die geringſte Verbeugung zu machen. Iſt die Promenade ſtark beſucht, ſo wird dieſe fortwährende Bewegung der rechten Hand für den Fremden läſtig; allein die Geſetze der Etikette ſind in einer Colonie gewöhnlich ſtreng, und ſo wird denen, die länger da leben, dieſe Bewegung ſo mechaniſch, daß ſie den Hut lüften, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Man erzählte mir, daß einſt ein einem Engländer gehöriger Orang-Utang von Borneo, europäiſch gekleidet, auf einem Stuhl vor eines der Häuſer geſetzt worden ſey, und die Grüße der vorübergehenden Herren mit dem größten Ernſt entgegengenommen habe; ob er ſie aber auch erwiederte, ſagte man mir nicht.

Da die Stadt Surabaya nicht groß iſt, ſo bedienen nur Damen ſich der Wagen; jeder Einwohner hält aber ein oder zwei Reitpferde, um einen Morgenſpazierritt in der Umgegend zu machen. Das Haus, in welchem ich wohnte, war ziemlich groß, doch befanden ſich alle Wohnzimmer zu ebener Erde. Mein Schlafzimmer ging nach hinten hinaus und wurde durch den Seewind des Abends recht erquickend kühl gehalten. Die einzige Unannehmlichkeit, die ich in dieſem Gemach erfuhr, war das Geſchrei einer großen Eidechſenart, Tokay genannt, das mich oft aus dem Schlaf aufſcheuchte, und doch konnte ich, ſo viele Mühe ich mir auch gab, dieſe Thiere nicht aus ihrem Schlupfwinkeln vertreiben. Sie rufen das Wort Tokay ſo laut und deutlich, daß ein Fremder, der es zum Erſtenmale hört, glauben muß, es komme von den Lippen eines Menſchen. Auch an der Decke meines Zimmers krochen mehrere kleine, etwa drei Zoll lange graue Eidechſen umher, um Fliegen zu fangen, und kamen ſogar des Abends, wo die Fliegen dem Lichte nachgingen, bis auf meinen Tiſch herab, wo ich mich oft damit unterhielt,

*) Aus The Eastern Seas, or Voyages in the Indian Archipelago. By George W. Earl. London 1837.

**) Im J. 1833, als auf Java die Nachricht von einem mit England bevorſtehenden Kriege einlief, wurden viele holländiſche Schiffe von Batavia nach dem Hafen von Surabaya geſchickt, um den Kreuzern aus dem Wege zu gehen.

ihrem Treiben zuzuschauen. Wenn eine Fliege an der Decke saß, so näherte sich ihr die Eidechse behutsam bis auf einen Zoll, und machte dann einen Satz auf ihre Beute, die ihr nur selten entging. Zuweilen machten diese Reptilien auch Angriffe auf große Motten, die jedoch nur dann glückten, wenn es ihnen gelang, das Insect am Kopf zu erwischen, wo dann nach einem kurzen Kampf die kleine Eidechse ihre Beute fortschleppte, um sie mit Muße zu verzehren. Eine von ihnen fiel eines Abends auf mein Papier herab, und war von dem Falle so betäubt, daß ich Muße hatte das kleine Thier genau zu betrachten. Gegen das Licht gehalten, erschien es halb durchsichtig, und die Füße fühlten sich wie Sammt an. Ich schloß förmliche Freundschaft mit ihnen, und sie wurden endlich so zahm, daß sie an der Mauer herabkamen, um mir die Fliegen abzunehmen, die ich ihnen zwischen den Fingern vorhielt.

Die Europäer ziehen den Aufenthalt zu Surabaya dem zu Batavia vor, weil nicht nur das Klima gesünder ist, sondern auch die Lebensmittel wohlfeiler und häufiger sind, als am letztern Orte. Geflügel, Früchte, Gemüse und Eßwaaren aller Art, werden von den Eingebornen täglich zu Markte gebracht. Hornvieh von weit vorzüglicherer Art als im östlichen Indien, bringt man in Booten von der gegenüberliegenden Insel Madura, wo die üppige Weide ihm reiche Nahrung bietet. Die Erdäpfel, die in diesem Theil der Welt nur selten gut gefunden werden, stehen in Surabaya nur den europäischen nach. Der fruchtbare Boden liefert Lebensmittel in Menge, und wer an die hohen Preise der Lebensmitteln gewöhnt ist, erstaunt über die geringen Kosten, mit denen sich hier eine bedeutende Haushaltung führen läßt.

Die eingebornen Bewohner von Surabaya von ächt javanischem Stamm unterscheiden sich nur wenig von den trägeren Eingebornen von Batavia. Sie sind selten über Mittelgröße, wohl bei Leibe und haben sanfte, angenehme Gesichtszüge. Ihre Hautfarbe ist dunkler als die der Chinesen. Sie sind von Natur sanft in ihrem Benehmen und sehr betriebsam, und findet man einen schlechten Zug im Charakter eines Javanesen, so darf man ihn auf seinen Verkehr mit Ausländern setzen. Die Weiber sind minder reizend als die vieler der benachbarten Inseln, dagegen aber von freundlicherem Benehmen. Die Javanesen sind dem Namen nach Muhammedaner, doch haben sie viele ihrer alten Gebräuche beibehalten, wodurch eine Mischung entstanden ist, die den Islam, wie sie ihn üben, zu wenig mehr als einem Götzendienst macht.

Constantine.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nicht näher eingehen in die innern Verhältnisse der Armee, die wegen Mangels an glaubwürdigen Nachrichten den Vermuthungen einen weiten Spielraum lassen. Eben darum haben wir uns auch aller größern Details über die politischen Verhältnisse der Colonie, über Colonisationsplane, über die streitigen Ansichten hinsichtlich der Art der Verwaltung u. dgl. enthalten, und uns auf dasjenige beschränkt, was als offenkundige, jedem in die Augen fallende Thatsache vorliegt. Nach diesem zu urtheilen kann man ohne Anmaßung behaupten, das ganze von den Franzosen von Anfang an befolgte System taugte nichts, der Erfolg hatte es hinlänglich gerichtet. So ungerecht es ist, einzelne Unternehmungen nach dem materiellen Erfolge zu beurtheilen, so haben wir doch zur Beurtheilung eines politischen Systems durchaus keinen Maßstab als den Erfolg; entspricht dieser der Erwartung nicht, so ist das System in irgend einem Theile fehlerhaft. Jetzt freilich, wo man seit sieben Jahren in Algier ein System der Gewalt und der militärischen Expeditionen durchgeführt hat, steht die Wahl nicht mehr frei. Jetzt ist das Nachgeben, mag es nun gezwungen oder freiwillig seyn, eine Schwäche, und diese Schwäche wird und muß ihre Früchte tragen. Man hat die Feinde greß gezogen, und muß gewärtig seyn, daß sie die in manchem harten Kampf erprobte Kraft anwenden. Was den Franzosen am meisten geschadet hat, das war der Civilisationshochmuth, wie denn auch häufig genug die Officiere mit verächtlichem Ausdruck von den Arabern sagten: ces misérables! Sie haben die Stärke der materiellen Hülfsmittel, welche die Civilisation ihnen darbot, überschätzt, und den Muth dieser Söhne der Wüste gering geachtet, weil er sich bei ihnen nicht in der Form des europäischen Kriegswesens kund gab, weil sie nicht, durch Disciplin an strengen Gehorsam gewöhnt, dem Geschützfeuer in dichten Massen Trotz boten. Daß es ihnen an persönlichem Muth nicht fehlt, haben sie hinlänglich bewiesen, und die Franzosen sind trotz ihrer unläugbaren Tapferkeit ihrer nicht Meister geworden. Die Araber waren es also, die alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel anwandten, um zu ihrem Ziele, der Freiheit von einem fremden Joche, zu gelangen, die Franzosen aber bedienten sich nicht all der reichen Hülfsmittel, welche die Civilisation ihnen bot, denn ein gründliches Studium des Landes, seiner Bewohner, und seiner politischen Verhältnisse hätte sie lehren können, diese Völker größtentheils ohne Kampf, wenn nicht in Unterwürfigkeit, doch in Abhängigkeit zu erhalten.

Die Franzosen scheinen die Verhältnisse des Landes überhaupt, und der Provinz Constantine insbesondere nur sehr oberflächlich gekannt zu haben und noch zu kennen. Ihre Verbindungen mit der letztern waren, abgesehen von den Kämpfen mit den um Budschia und Bona wohnenden Kabylenstämmen, sehr beschränkt; man verstand zu wenig das Verhältniß des Bey zu den Stämmen, und die Kämpfe, die derselbe im Innern seiner Provinz zu bestehen hatte, scheinen für zu bedeutend angesehen worden zu seyn, wenn es gleich wahr ist, daß sie ihn lange und zum Theil noch jetzt beschäftigen. Als Ahmed, Bey von Constantine, nach der Einnahme von Algier mit den Truppen, welche er dem Dey zugeführt hatte, in seine Provinz zurückkehrte, erfuhr er, daß während seiner Abwesenheit ein Aufstand ausgebrochen sey, und die Rebellen seinen Stellvertreter, Hamudben-Schalar, zum Bey ernannt hätten. Zu schwach, demselben mit offener Gewalt entgegenzutreten, ließ er sich in Unterhandlungen ein, aber während diese im Gang waren, brach eine Contrerevolution zu seinen Gunsten aus. Die Einwohner von

Conſtantine, aus Furcht vor den Ausſchweifungen der neuen Gewalthaber, wenn dieſe zur unbeſtrittenen Herrſchaft gelangten, luden Ahmed ein, und verſprachen ihn aus allen Kräften zu beſchützen. Ahmed folgte dieſer Einladung und drang in die Stadt, worauf die Rebellen, größtentheils Türken, dieſe verließen, und mit ihrem neugewählten Bey ſich in einiger Entfernung lagerten. Man darf in dieſem Aufſtand durchaus nichts ſehen, als eine Prätorianerempörung, gerade wie die türkiſche Miliz, durchaus nach Laune, Deys ein- und abſetzte. Ahmed zog am folgenden Tage mit überlegenen Streitkräften gegen die Rebellen, welche, an dem glücklichen Ausgang ihrer Unternehmung verzweifelnd, ihren Anführer ermordeten und ihre Unterwerfung anboten. Der Bey nahm ſie dem Scheine nach gnädig auf, entledigte ſich ihrer aber ſpäterhin unter allerlei Vorwänden.

Nachdem er ſo dieſes Aufſtandes Meiſter geworden, ſuchte er ſich für alle Fälle in ſeiner Provinz ſicher zu ſtellen, ſetzte Farhat-ben-Said, den Scheikh der Araber der Sahara, ab, und verlieh deſſen Stelle einem Oheim mütterlicherſeits, Namens Buzeis-ben-Gana. Die meiſten Stämme blieben jedoch Farhat treu, und der Krieg, den Ahmed gegen dieſen zu führen hatte, hinderte ihn, ſich Bona's zu bemächtigen, als dieſes im J. 1830 kurz nach der erſten Beſetzung von Domrémont wieder geräumt wurde.

Indeß ſcheint Ahmed ſeinen Gegner im Laufe des Jahres 1831 ziemlich in die Enge getrieben zu haben, denn nicht nur trat ein conſtantiniſches Heer im Winter 1831/32 vor Bona auf den Schauplatz, ſondern Farhat wandte ſich auch um dieſelbe Zeit an die Franzoſen um Beiſtand, wurde aber mit ſchönen Verſprechungen abgeſpeiſt, *) da man ſich im Augenblick keineswegs auf ſo entfernte Händel einlaſſen konnte und wollte. Ahmed hatte indeß ſeine Feinde noch keineswegs bezwungen, vielmehr ſcheint Farhat ihm immer mehr Feinde erweckt zu haben, denn im Januar 1834 erſchien ein Abgeordneter des Fürſten von Tuggurt, **) eines blühenden Staats, in Algier, und ſuchte Hülfe gegen den Bey von Conſtantine, gegen den er ſtets feindlich geſinnt geweſen, und darum wohl mit Farhat gemeinſchaftliche Sache gemacht hatte, aber im J. 1832 von Ahmed geſchlagen worden war. Er erklärte ſich bereit, die Oberherrlichkeit Frankreichs anzuerkennen, und einen jährlichen Tribut zu zahlen, wenn man ihm behülflich wäre, Ahmed zu ſtürzen, und ihm ſodann das erledigte Beylik überlaſſen wolle. Der Erfolg dieſer Geſandtſchaft war aber derſelbe, wie bei Farhat, und Ahmed, ſeiner Feinde im Innern ziemlich ſich erwehrend, ſchickte im Spätjahr 1834 abermals Truppen gegen Bona, wo mehrere Stämme, durch das beſonnene Benehmen des Generals Monk d'Uzer gewonnen, mit den Franzoſen in Frieden lebten. Dieſe ließ er angreifen, um ſie für ihren Abfall zu züchtigen, wurde aber tüchtig zurückgewieſen. Die fortdauernden Angriffe der wilden Kabylenſtämme auf Budſchia waren indeß gleichfalls Ahmeds Werk, und allem Anſchein nach war es ſeinem Muth und ſeiner Thätigkeit gelungen, ſeiner Herrſchaft im ganzen Beylik mit Ausnahme von Budſchia, Bona und deren nächſter Umgebung das Uebergewicht zu verſchaffen und es zu behaupten.

Was die Franzoſen zunächſt veranlaßte, den Zug nach Conſtantine zu unternehmen, iſt nicht ganz klar, denn eine beſondere Herausforderung, die häufigen Angriffe auf Budſchia und Bona abgerechnet, fand nicht ſtatt, und wenn ſie durch die Geſandtſchaften Farhats und des Fürſten von Tuggurt veranlaßt wurden, zu glauben, der allerdings grauſame Ahmed habe ſich ſeinen Unterthanen ſo verhaßt gemacht, daß er eine leichte Beute ſeyn werde, ſo verkannten ſie den Charakter der Herrſchaft unter muhammedaniſchen Völkern und die Kraft des türkiſchen Namens ganz, die in ſämmtlichen Barbareskenſtaaten noch immer weit größer iſt, als man gewöhnlich glaubt. Noch immer iſt in ihren Augen der Sultan das verehrte Haupt der Gläubigen, und die Nation, der er angehört, darum mit Recht die herrſchende. Eine dreihundertjährige Ausübung der Herrſchaft, wenn dieſe auch allmählich in Verfall gerieth, iſt immerhin ein mächtiges Mittel bei Völkern, deren Anſichten und Meinungen keinem ſo unabläſſigen Wechſel unterworfen ſind, als dieß in Europa der Fall iſt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Seine Geſandten waren eben dieſelben, welche auf dem Gebiet der Ei-Uffia verraubt wurden, was die ſchändliche Niedermetzelung dieſer Stämme zur Folge hatte.

**) Ungefähr 4½° ſüdlich von Conſtantine.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

2. Reiſe von Tehuacan nach Mexico.

(Fortſetzung.)

Tepeaca, am 28 Mai.

Kaum begann die roſenfarbene Aurora ihr Licht im Oſten zu verbreiten, als wir Tlacotepec verließen. Es war fünf Uhr Morgens. Man fühlt die Nähe des Hochplateau's der Cordilleren und ſeiner dieſen Gegenden. Es war empfindlich kalt, ſo daß wir genöthigt waren, unſere Mäntel umzuthun. Die Gegend, durch die zunächſt unſer Weg lag, iſt ziemlich angebaut. Man kommt an verſchiedenen netten Gehöften vorüber, und ſieht andere fernhin ſich erheben. Die Bewohner hatten bereits das nächtliche Lager verlaſſen, und der aus den Hütten aufwirbelnde Rauch deutete auf Bereitung des einfachen Morgenmahles. Durch lieblichen Niederwald ging's ein Weilchen raſch dahin, bis wir, dieſen verlaſſend, auf einmal die faſt unüberſehbar weite Ebene von Tepeaca vor uns liegen ſahen. Die Bergketten, welche uns bis jetzt zu beiden Seiten begleitet, und ſich, nachdem wir Tehuacan verlaſſen, allmählich näher an den Weg herangezogen hatten, wichen plötzlich nach Oſten und Weſten zurück, um im weiten Bogen die ausgedehnten Ebenen von Tepeaca und Puebla zu umgürten. Eine von Nordoſt nach Südweſt laufende, aus dieſer Ferne kaum bemerkbare niedrige Hügelkette trennt die beiden Ebenen. Ueber dieſe hinaus, gegen Norden, gerade vor uns, thürmt der ſchroffe, kegelförmige Felſengipfel des Malinche über die Wolken hinauf, deſſen Form deutlich einen ausgebrannten Vulcan andeutet. Hör zur Seite erhebt ſich der Bonete, ein vollkommener Kegel, an den ein kurzer dachförmiger Rücken ſtößt, ſo daß das Ganze einem rieſigen, von unförmlichem Thurme überragten Kirchendache nicht unähnlich erſcheint. Dieß Gebirge trennt das Gebiet von

Puebla von dem der ehemals berühmten und mächtigen Republik Tlascala, ohne deren Beistand Cortez wohl nie das Reich der Azteken zerstört haben würde. Schroffe und rauhe Gebirge von den wundersichsten Formen umgürten die Ebenen von allen Seiten, aber im Westen, sie alle weit überragend, thronen die Riesen von Mexico, der Popocatepetl und Ixtaccihuatl. Ein fast vollkommener Kegel schießt der 18,000 Fuß hohe Popocatepetl in die Bläue des Himmels hinauf, während weniger hoch der Ixtaccihuatl sein wundersich gezacktes Haupt ihm nördlich zur Seite emporstreckt. Von den ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne getroffen, erglänzten die hehren Schneegipfel im rosigen Licht, ihre reinen Umrisse herrlich hervorgehoben vom dunkeln Azur des klaren Firmamentes. Leichte Purpurwölkchen umspielten den untern Rand der blendenden Schneekuppen, sie abscheidend vom düstern Fuße des Gebirges. Herrlich, mir ewig unvergeßlich, war der Anblick; — in stiller Andetung dessen, der diese Wunder geschaffen, entblößte ich mein Haupt und grüßte die Vulcane.

Der Weg über die Ebene bis zur Venta del Corte ist sandig und ermüdend. Diese weiten Ebenen haben nichts Anziehendes. So fruchtbar und angebaut sie auch seyn mögen, so herrscht doch auf ihnen eine ermüdende Einförmigkeit, die sie nicht schön seyn läßt. Die zahlreichen Dörfer und Weiler und die wenigen Baumgruppen verlieren sich in der weiten Fläche, ohne ihr einförmiges Ansehen zu mindern. Die wenigen langsam durchhinziehenden Bäche erblickt man nur, wenn man sich an ihren Ufern befindet, so daß auch sie nur wenig zur Belebung der Landschaft beitragen. Ueberall sieht man neben den bewohnten Plätzen Aridität angelegt, den Mangel an fließendem Wasser beurkundend. Einzelne Baumgruppen, einzelne Ortschaften sind zwar in der Nähe recht hübsch, oft malerisch schön, aber in der Ferne verschlingt die Einförmigkeit der unabsehbaren Ebene sie ganz. Nur auf dem majestätischen Gebirgsgürtel umher ruht das Auge mit innigem Wohlgefallen.

In der Venta del Corte, die, wie mein Gefährte meinte, eigentlich Venta del mal abrigo, d. h. Gasthof zur schlechten Bewirthung, heißen sollte, trafen wir wieder mit der geistlichen Truppe von gestern zusammen. Während unser Frühstück bereitet ward, ergötzte ich mich damit, die verschiedenen Physiognomien dieser angehenden Diener des Herrn zu betrachten, von denen einige trotz ihrer Jugend schon so heuchlerisch ehrwürdig aussahen, und mit solcher Geringschätzung auf mich verformten Ketzer herabblickten, als schmücke bereits die Mitra des Bischofs ihren geschornen Scheitel, während andere, mit Gesichtern, so roth und voll, als seyen sie statt des Seminars einem Dominicanerkloster entlaufen, aus den kleinen Augen freundlich andächtig auf das im Kreise herumgehende Glas mit ächtem „Catalan" blickten. Es waren einige Indier unter ihnen mit plumpen, nichtssagenden Gesichtern. Diesen schien nur der vor ihnen stehende Teller mit braunen Bohnen und gebackenen Eiern Interesse zu gewähren.

Jenseits der Venta beginnt die Gegend fruchtbarer zu werden. Man kommt durch mehrere Dörfer, von denen einige mit ihrer dichten Baumumgebung recht heiter und ansprechend aussahen. Man sieht hier schon die Früchte der tierra fria. Birnen, Aepfel, Pfirsiche herrschen vor. Wildwachsend sieht man fast nur den peruvianischen Pfefferbaum (spanisch: Pirul), einige Arten Yucca und eine der italienischen Pappel in Form ähnliche düstergrüne Weidenart. Die Ruinen zerstörter Maiereigebäude, welche man häufig antrifft, zeigen, daß diese Gegend früher bei weitem angebauter und bevölkerter war, als jetzt. Wahrscheinlich gehörten diese „Haziendas" einst, nun vertriebenen, Altfraniern. Die Reste einer auf Schwibbogen ruhenden gemauerten Wasserleitung, wie des dazu gehörenden massiven Wehrs in einem Flüßchen am Wege liefern den unwidersprechlichen Beweis von der Wohlhabenheit des ehemaligen Besitzers einer dieser Haziendas, der dieß kostbare Werk baute, um mit dem herbeigeführten Wasser seine weiten, jetzt öde daliegenden Felder zu bewässern. Möge dieß reiche Land bald zu politischer Ruhe gelangen, die Flammen des noch immer und immer wieder ausbrechenden Parteihasses endlich gelöscht werden! Dann werden auch diese traurigen Ruinen verschwinden, die öden Fluren bald wieder bekleidet werden mit dem Schmucke der goldenen Aehren, und der verschwundene Wohlstand wird wiederkehren.

Eine unbedeutende Anhöhe hinansteigend, die schon zu der oben bemerkten, die beiden großen Ebenen trennenden Hügelkette gehört, und aus der jüngsten aller Kalkbildungen besteht, erreichten wir bald Tepeaca, wo uns ein kleines freundliches Zimmer in einem ganz anständigen „Mezon" aufnahm. Vielleicht hätten wir noch heute Puebla erreichen können, allein unsere Thiere sind von dem zwölf Leguas langen Ritte von Tlacotepec bis hieher zum Theil durch tiefen Sand zu ermüdet, als daß wir ihnen zumuthen könnten, uns noch sieben Leguas weiter zu tragen.

Tepeaca, das alte Tepeyacac, war zur Zeit der Eroberung ein sehr bedeutender Ort. Die Eroberer begannen hier den Grund einer Stadt zu legen, und nannten, ich weiß nicht weßhalb, den Ort Segura de la frontera (Sicherheit der Gränze). Späterhin gehörte er zum Marquisate des Cortez. Auf dem Marktplatz steht noch ein von den Spaniern unmittelbar nach der Eroberung erbauter achteckiger Thurm, der einer kleinen Besatzung im Nothfall als Festung dienen konnte. Er führt den sonderbaren Namen „El promontorio" — das Vorgebirge — und sein eigentlicher Zweck scheint gewesen zu seyn, die Indier, welche nach der Bekehrung etwa noch fortfahren möchten ihren alten Göttern zu dienen, oder sonst gegen die Satzungen des katholischen Christenthums zu handeln, mit Gefängniß in ihm zu bestrafen. Acht Ringe, mit ebenso vielen Halseisen, zum Theile noch vorhanden, waren in den acht Seiten des Thurmes angebracht. Ihr Zweck ist leicht zu errathen.

Der Marktplatz ist sehr groß: man sieht, daß er für einen bedeutenden Ort bestimmt war. Auf seiner Mitte steht ein gut gearbeitetes, achteckiges Becken eines Springbrunnens. Auf den acht Ecken des Beckens erheben sich ebenso viele Thierfiguren, die, wie ich glaube, Löwen darstellen sollen, und einst aus dem offenen Maule Wasser in das Becken spien. Jetzt ist dieß Werk in Unordnung, und selbst dem in der Mitte des Beckens stehenden Springrohr entfließt nur sparsam der labende Quell. Recht hübsche Gebäude umgeben den Marktplatz, von dessen vier Ecken acht Straßen auslaufen. Diese sind breit, und zum Theil gepflastert. An einer derselben stehen ein Paar sehr große, fast palastähnliche Häuser, aber die vielen ganz und halb zerstörten Wohnungen an den Straßen zeigen, daß der Ort seine frühere Bedeutung verloren hat. Auffallend war mir die Kirche an der Ostseite des Platzes. Sie ist im reinmaurischen Styl erbaut, die älteste im Ort, und gehörte einst zu einem daranstoßenden, jetzt verfallenen Kloster. Ueberall sind die Wände mit den buntesten Arabesken in den grellsten Farben bemalt, und zahllose Thürmlein und Spitzen erheben sich statt der Attica über dem Gesims. Auch die hohe Mauer, welche den Kirchhof umgibt, prangt mit einer Menge kleiner Thürme.

Die Hütten der Indier liegen weit um den Flecken umher zerstreut. In der Nähe liegt in einem freundlichen Thal, unter Fruchtbäumen versteckt, das nette, uralte Indierdorf Quauhquecholan, jetzt mit corrumpirtem Namen Huacachula.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 230.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 August 1837.

Die Nekropolis in der grosen Oase. *)

Auf einem Hügel, 1¹/₄ Meile in gerader nördlicher Richtung von dem Haupttempel von El Khardscheh, bemerkten wir einen Gegenstand, der, in der Ferne betrachtet, ein Aufenthalt der Lebenden zu seyn schien; als wir jedoch die Beschreibungen der Reisenden zu Rathe zogen, welche vor uns diese Gegend besucht hatten, wurden wir gewahr, daß es die in ihren Werken erwähnte Nekropolis seyn müße. Der Anblick dieser Stadt der Todten aus der Ferne ist höchst überraschend. Die Gräber, auf dem Abhang und dem Gipfel eines Hügels erbaut, und allmählich eines über das andere emporragend, sind von allen Seiten von der Ebene aus deutlich zu erkennen, und da mehrere von ihnen Straßen bilden, so sieht das Ganze wie ein wohlgebautes Dorf aus. Der Beschreibungen ungeachtet, welche davon gegeben worden sind, kann der Fremde diesen Ort dennoch nicht ohne Erstaunen betreten. Wir haben in Pompeii Straßen von Gräbern, und diese Gebäude der Oase sind sicher nicht mit diesen oder den prachtvollen Monumenten in Rom zu vergleichen; allein wir sehen hier 150 Gräber beisammen, welche Straßen und Plätze bilden, so daß das Ganze mit Recht den Namen der Todtenstadt verdient. Der Hügel, auf dem sie sich erhebt, hat ein ganz vulcanisches Ausseben; der Sand ist in die Straßen gewebt worden, allein die Höbe des Berges verhütet, daß die Gebäude ganz verschüttet werden. Daß sie noch so gut erhalten sind, ist ein Beweis von der Trockenheit des Klima's. Würde die Oase nur von einigen solchen Wintern heimgesucht, als wir in England haben, so wäre wahrscheinlich die Hälfte der Gebäude schon zerfallen. Es sind dieselben von ungebrannten Backsteinen errichtet, und haben alle nicht mehr als Ein Gemach von ungefähr 20 Fuß Länge und 15 Fuß Breite. Das Innere ist mit Bögen ausgeziert, welche Nischen bilden, und dazwischen befinden sich Säulen, in die Mauer eingefügt, welche die äußeren Bögen der Gräber zu stützen scheinen, und die mit einem Capitäl in schlechtem dorischem oder korinthischem Styl versehen sind. Einige der Gräber sind mit Kuppeln versehen, die meisten aber haben flache Dächer. In jedem Grab befindet sich eine Vertiefung von 2 bis 3 Quadratfuß für die Mumie. Alle diese Vertiefungen scheinen ausgeplündert worden zu seyn, wahrscheinlich von Arabern, die hier Schätze zu finden hofften. Der Boden der Gemächer ist mit Lappen von dem groben Linnen bedeckt, dessen man sich in Aegypten gewöhnlich beim Einbalsamiren von Personen niedern Rangs bediente. Doch fanden wir in einigen Gräbern auch feineres Gewebe mit purpurnen Rändern. Eines der Gräber, das ich auf der einen Zeichnung, welche ich von der Nekropolis aufnahm, in den Vordergrund stellte, ist von sehr zierlicher Bauart. Die Façade ist mit vier Pilastern geziert, welche cirkelförmige Bögen tragen; der Eingang befindet sich unter dem mittlern Bogen; die äußere Seitenmauer ist mit sechs ähnlichen Bögen geziert. Das zweite Grab ist höher und in seiner Form vielleicht noch zierlicher. Das Aeußere hat an jedem Ende einen halbcirkelförmigen Bogen, und die Seiten sind mit hohen Pfeilern geziert. Einige der Gräber sind mehr verfallen, allein die Wirkung, welche diese über einander hervorragenden Reihen von Todtenhäusern machen, bleibt immer überraschend.

Die Façade eines neuern ausgezeichneten Grabes ist mit fünf in die Mauer eingefügten Säulen geschmückt, und an jede Ecke mit einem Pilaster versehen, der fünf cirkelförmige Bögen trägt. Die Capitäle der Säulen sind sehr beschädigt, doch waren sie augenscheinlich der korinthischen Ordnung angehörig. Ein anderes Grab zeichnete sich durch ein zierliches Portal mit Bögen vor dem Eingang aus, an dem noch Spuren von dem Mörtel sichtbar waren, mit dem man das Ganze vor Zeiten überzogen hatte, und womit wahrscheinlich auch alle übrigen Gräber bedeckt waren. Ein Grab, das sich von allen übrigen durch seine runde Form auszeichnete und aus sechs offenen Bögen bestand, welche eine Kuppel trugen, wurde ebenfalls von mir abgezeichnet. Die Aussicht von diesem Punkte aus beherrscht eine endlose Wüste. Auf einem Hügel in weiter Ferne standen die Ruinen eines Castells.

Das Hauptgebäude der Nekropolis steht auf einer Stelle, wo es sehr in die Augen fällt, und ist sowohl durch Größe als durch Bauart imposant. Die Façade ist mit eilf Säulen geziert, welche zehn zirkelförmige Bögen tragen. Unter jedem

*) Aus Hoskin's Visit to the great Oasis of the Libyan Desert.

Bogen befindet sich eine Oeffnung, welche das Licht einläßt, nebst einer dreieckigen Nische, in der vielleicht ein Bildniß stand, oder ein Gefäß für heiliges Wasser sich befand. Das jetzt zum Theil eingestürzte Dach war durch runde und viereckige Säulen gestützt, welche Gänge bildeten. Der Plan, nach dem das Gebäude angelegt war, und die Zeichnung des Kreuzes, welche man hie und da bemerkt, beweisen, daß dieß Gebäude eine christliche Kirche war, so wie sich aus der Gleichheit der Bauart mit den übrigen Gräbern vermuthen läßt, daß die ganze Nekropolis christlichen Ursprungs ist, oder doch zum mindesten in einem Zeitalter angelegt wurde, wo das Christenthum unter den Römern sehr verbreitet war. Das Malteserkreuz und die Kuppel über einem der Gräber, dessen Wände mit schlechten Abbildungen des heiligen Georg und anderer Heiligen bedeckt sind, muß nothwendig christlichen Ursprungs seyn. Der Umstand, daß dieß eine christliche Nekropolis war, benimmt ihr durchaus nichts von ihrem Interesse; es ist im Gegentheil höchst schätzenswerth, daß wir hier den überzeugenden Beweis haben, daß der Gebrauch, die Todten einzubalsamiren, von den ersten Bekennern des Evangeliums in Ostafrika beibehalten wurde.

Einige der Gräber sind noch jetzt so zierlich, daß sie allenthalben Bewunderung erregen würden, und denkt man sich das Ganze noch vollkommen und mit Mörtel überzogen, so muß dieser Todtenacker einen herrlichen Anblick geboten haben. Diese große Nekropolis ist ein weiterer Beweis von dem Reichthum der frühern Bewohner dieser jetzt öden Gegenden, und man kann, wenn man diese Stätte der Ruhe durchwandert, nicht umhin sich zu fragen, wo stand denn die wahrscheinlich unendlich prächtige Stadt, wo die Lebenden wohnten? Hat vielleicht die unersättliche Wüste sie unter ihren Sandwogen begraben und nichts übrig gelassen als ihre Tempel und ihre Gräber?

Constantine.

(Fortsetzung.)

In dieser Provinz sind Berbern und Araber wunderlich gemischt, und nicht immer läßt sich bei dem jetzigen Stande unserer Kenntnisse mit Genauigkeit angeben, welches Berbern oder Kabylen und welches Araber sind, doch herrschen die erstern unläugbar vor. Oestlich von la Calle liegt das Land Mazula, bewohnt von einem unabhängigen Arakerstamm, von dem frühere Reisende ein abschreckendes Gemälde entworfen; indeß unterhielten die Stämme von Mazula hauptsächlich den Kornhandel, den die alte französische Compagnie d'Afrique trieb, und bauen überdieß noch Tabak und Hülsenfrüchte in Menge; sie sind also seßhaft. Poiret spricht auch von einer Schule, die er in einem Dorfe angetroffen hätte, man hat also wohl die Farben zu ihrem Bilde etwas zu stark aufgetragen. Die Stämme werden ausdrücklich als Araber bezeichnet, dennoch behauptet man, daß sie sich in ihren Sitten von den andern Arabern bedeutend unterscheiden.

In den Bergen zwischen der Seybuse und Mafragg hausen die ackerbauenden Stämme der Merdeß und Beni Salah, welche gleichfalls Kornhandel mit der französisch-afrikanischen Gesellschaft trieben. In den Ebenen besaßen die Beys von Constantine bedeutende Ländereien, die sie an Araber verpachteten; das Kornland nannte man Azel, das Weideland Azib, und diese Namen führten auch die darauf wohnenden Araber. Seit der Besetzung Bona's durch die Franzosen haben die Azil und die Azib die Ebenen verlassen, und unklugerweise geschah nichts, um sie zurückzuhalten, was vermuthlich nicht schwer gewesen wäre. Mit diesen friedlichen Landleuten und Hirten scheinen die Bewohner von Bona Eines Stamms, denn auch diese zeichnen sich durch milde Sitten aus, und treiben Handwerke aller Art, namentlich fabriciren sie Bernus, diese in Nordafrika so allgemein gebräuchliche Kleidung.

Von Bona westwärts in den Edughbergen und der Umgegend von Stora und Dschidschel (Gigel) hausen Berberstämme; nach Pellissier in seinen Annales algériennes soll einer derselben arabisch sprechen und fast ganz aus Marabuts*) bestehen. Berberischen Stamms, wenn gleich, wie es scheint, nicht mehr berberisch redend, scheinen die Bewohner von Stora zu seyn, die Poiret als außerordentlich roh schildert. Doch ist ihm in diesem Punkte nicht sonderlich zu trauen.

Die Wichtigkeit von Budschia, welches nach Edrisi einen bedeutenden Handel mit der Sahara, so wie mit dem Orient und Marokko trieb, hat in den letzten Jahrhunderten mehr und mehr abgenommen, doch wurde dort auch in der letzten Zeit noch viel Oel und Wachs verschickt, das von den umwohnenden Stämmen dahin gebracht wurde. Diese scheinen sämmtlich berberischen Ursprungs zu seyn, und sich durch ihre Tapferkeit auszuzeichnen; die Bergstämme sollen nach Leo Africanus auf der linken Brust ein Kreuz tättowirt haben. Leo Africanus gibt von diesen Stämmen nachstehende merkwürdige Beschreibung: „Das Land nördlich und westlich von Constantine ist voll hoher Berge, die von den Gränzen Budschia's auslaufen, und sich längs dem Mittelmeere bis gegen Bona ausdehnen. Die Ebenen sind sehr fruchtbar an Oliven, Feigen und allen Arten von Früchten, welche die Bewohner nach den benachbarten Städten bringen. Diese Bergstämme zeichnen sich selbst vor den Bewohnern von Budschia durch ein höfliches Benehmen aus; sie sind sehr industriös, und fabriciren namentlich eine große Menge Linnenzeug. Wegen der Unbeständigkeit ihrer Frauen, welche häufig die Männer wechseln, entstehen viele Streitigkeiten unter ihnen. Sie sind sehr reich und frei von allem Tribut; nur die Furcht vor den Einfällen der Araber und den Erpressungen ihrer Häuptlinge hindert sie den Anbau des Bodens auszudehnen. Diese Berge zählen etwa 40,000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter. Ihre Kriegsmacht ist so bedeutend, daß es nur von ihnen und ihrer Vereinigung abhinge, sich ganz Afrika zu unterwerfen." In wie weit diese Schilderung jetzt noch paßt, kann man freilich nicht sagen, indeß sprechen auch neuere Nachrichten von mächtigen Kabylenstämmen in dieser Gegend, die sich meist nach den Ge-

*) Ist die Nachricht, so wie sie hier steht, richtig, so ist dieß vielleicht eine religiöse Genossenschaft, deren Mitglieder alle ihre Religionssprache, das Arabische, verstehen und sprechen; auch der Name Beni-Muhammed (Söhne Muhammeds) deutet darauf hin.

birgstheilen benennen, in denen sie wohnen: die Zwawah sollen die zahlreichsten unter denselben seyn und in unzugänglichen Bergen wohnen.

Ueber die arabischen Stämme in der Nähe von Constantine wissen wir wenig; sie schienen durch die Türken sehr herabgewürdigt zu seyn, und die in neuerer Zeit von ihnen bekannt gewordenen Züge beweisen, daß man mit Güte von ihnen nichts, mit Drohungen und Schlägen dagegen alles erhält. Dem Rechte des Stärkern unterwerfen sie sich ohne Widerrede: „nimm Constantine," sagten sie zu dem bekannten Abenteurer Yussuf, „und wir gehorchen dir."

Ganz andern Schlages sind die Kabylenstämme im Dschordschora- (Zurjura) Gebirg, und an dem eisernen Thore, einem Engpasse, durch den man aus dem Thal der Aduse in das der Adschebbi gelangt. Der mächtigste und berühmteste dieser Stämme sind die Beni Abbeß: *) sie können 3000 Mann Fußvolk und 300 Pferde stellen, und in ihrer Hauptstadt Calla würden nach Shaw gute Waffen verfertigt. Ihre Lage stellte sie den Türken mehr bloß, sie konnten ihre Unabhängigkeit nicht so gut bewahren, wie die Stämme zwischen Budschia und Bona, und mußten darum Tribut zahlen; doch scheint dieß den Angaben mehrerer Reisenden zufolge nur mit großen Unterbrechungen der Fall gewesen zu seyn. Geht man die Aduse aufwärts, so stößt man nach den Beni Messaud, welche unmittelbar östlich von Budschia wohnten, auf eine große Anzahl Kabylenstämme, die zusammen 20,000 Bewaffnete stellen könnten. Peyssier gibt von diesen Stämmen nachstehende Schilderung: „Jeder dieser Stämme ist in Grarubas oder Districte, und diese wieder in Daschkrahs oder Dörfer zertheilt. Die Scheikhs der Grarubas werden in allgemeiner Versammlung und jedesmal nur auf sehr kurze Zeit gewählt; die Criminaljustiz wird in jedem Stamm durch eine Versammlung des Scheikhs ausgeübt, die bürgerliche Rechtsverwaltung steht unter den Kadis und Talebs (Gesetzesgelehrten). Unternimmt einer oder mehrere Stämme einen Krieg, so ernennen sie gewöhnlich ein gemeinsames Oberhaupt. Alle wichtigeren Angelegenheiten werden in allgemeiner Versammlung entschieden, und es gibt überhaupt keine demokratischere Regierungsform, als die der Kabylen. Ihre Religion ist der Islam, und sie haben Moscheen und Schulen in den meisten Dörfern, aber ihre Religionsansichten sind mit manchem noch aus den Fetischismus entnommenen Aberglauben vermengt.

Shaw hat die Stämme zwischen der Dschordschora-Kette und Constantine der Länge nach aufgezählt; die bedeutendsten darunter sind die Tulhah und Beni Merwan im Süden von Milah, etwas südlich von Sistek sind die Gebirge der Beni Bu Taleb, eines mächtigen und sehr unruhigen Kabylenstammes, in dessen Lande sich werthvolle Bleiminen finden sollen. Die kleine Stadt Zammarah in den Bergen westlich der Ebene von Setif, ist sehr betriebsam: es werden Burnus, Teppiche und andere Wollenzeuge zum Gebrauche des Landes daselbst verfertigt. Die Duars des Araberstammes Raigah erstrecken sich in der Ebene von Kassr Attyre von den Bergen der Beni-Bukaleb bis zum Berge Yusef; dieser Landstrich ist sehr gut bewässert, und die Araber treiben starke Viehzucht. Südwestlich von Constantine und südöstlich von Setif sind die zahlreichen Lager der Welled Abdenor, eines mächtigen, aber sehr unruhigen Stammes, der vorzugsweise Ackerbau treibt. Südöstlich von Constantine ist der zahlreiche Stamm der Girfah, dann der mächtige und kriegerische Stamm der Henneischah in einem sehr fruchtbaren Gebiet. Der Fluß Hamise trennt ihn von dem Stamme der Nemenschah. An die Girfah stoßen die Welled Braham und dehnen sich bis Constantine aus; die Ländereien beider sind noch sehr waldreich. Die Ebenen von Tagilt und Tiffech, ehemals berühmt durch den Reichthum ihrer Erzeugnisse, sind jetzt von den Welled Cass und Milan angebaut. In dem tiefer gegen Süden gelegenen Auresgebirg soll ein fast weißer Stamm hausen, *) den die Reisenden, die ihn jedoch meist nur vom Hörensagen kannten, wie leicht zu erachten, für Nachkömmlinge der Vandalen erklärten.

Die Herrschaft des Bey's von Constantine über alle diese Stämme ist freilich dem Grund nach sehr verschiedener Art und zum Theil sehr gering. Ein Band vereint indeß alle — die Religion. Die Niederlage der Franzosen vor Constantine begeisterte sie, und sie gaben laut ihre Absicht kund, Ahmed Bey, den sie Pascha nennen, zu unterstützen. Sobald dieser von der Zusammenziehung einer neuen Armee an der französischen Küste hörte, sandte er Herolde durch die Wüste und die Gebirge, welche die Annäherung der neuen ungläubigen Armee verkünden, und alle wahren Gläubigen auffordern sollten, zur Vertheidigung des Landes herbei zu eilen. Eine Macht von 30,000 Mann, meistens Reiterei, zog sich im März d. J. von allen Seiten her unter den Mauern von Constantine zusammen; da sich aber die französische Expedition verzögerte, so konnte natürlich ein ackerbautreibendes Volk, wie die Afrikaner, dem der Bey nichts versprechen konnte, als einen Antheil an der Beute, nicht lange auf seine Kosten im Felde bleiben, und der größte Theil kehrte nach Hause zurück, nachdem sie auf den Koran geschworen hatten, unter einander einig zu bleiben, und sich auf den ersten Wink bereit zu halten, um sich den Fahnen ihrer Maraburs anzuschließen, und dem Bey zu Hülfe zu eilen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Auf unserer Karte auch Labez bezeichnet.

*) Sir Grenville Temple, der bekannte neuere Reisende, sah zu Tozer (im Gebiete von Tunis) drei Kriegsgefangene, die weiß waren, wie Nordeuropäer, kastanienbraune Haare hatten, und im Schnitt des Gesichts weder den Arabern noch Berbern glichen. Ebn Khaldun versetzt in seinem bekannten Werke eine Völkerschaft Frandschas dahin, Reste der alten Römer, die sich seiner Angabe nach bis Cassa erstreckten, und Christen waren. Ebn Khaldun setzt hinzu, daß zu seiner Zeit (im J. 1450) in allen diesen Gegenden die Christen noch ziemlich zahlreich gewesen seyen.

Verheerungen in Weingärten durch Insecten.

Der Maire der Gemeinde Argenteuil schrieb an die Akademie der Wissenschaften, daß ein Insect seit mehrern Jahren die Weingärten der Gemeinde zerstöre. Dasselbe Insect, oder eigentlich der Wurm, hatte sich schon im Jahr 1783 gezeigt, und war nach einigen Jahren

verſchwunden; 24 Jahre ſpäter erſchien er abermals, und richtete 8 bis 10 Jahre lang neue Verwüſtungen an. Kürzlich erſchien er aufs neue und vermehrt ſich jeden Tag dermaßen, daß bereits drei Fünftheile des Gemeindebezirkes davon eingenommen ſind. Dieſer Wurm frißt die Blätter, beſchädigt die Trauben, und widelt ſich endlich in ein Blatt ein, um ſeine Metamorphoſe durchzumachen. Im Julius fliegt der Schmetterling aus, und legt im Monat September auf die Weinranken ſeine Eier, die im Mai des folgenden Jahres auskriechen. Auf dieſen Bericht hin wurden die HH. Dumeril und Aug. St. Hilaire von der Akademie beauftragt, die Sache näher zu unterſuchen, und dieſe fanden alle Weinranken ihrer Blätter beraubt und vertrocknet. Die Zerſtörung geſchieht hauptſächlich durch eine bekannte Art Blattwickler, die im Raupenzuſtande die Blätter verdreht. Doch tragen auch zwei andere Inſecten, wovon eine namentlich die Traube beſchädigt, dazu bei. (Einer andern Nachricht zufolge ſoll dieß eine Art Altisia ſeyn, die auch in Spanien ſo große Verheerungen anrichtete, daß man ein Kirchengebet dagegen anſtellte, im Jahr 1819 im Departement der Oſtpyrenäen zu Vendres erſchien, und jetzt ſich bereits über 29 Lieues verbreitet haben ſoll.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1832.

2. Reiſe von Tehuacan nach Mexico.

(Fortſetzung.)

Puebla de los Angeles, am 29 Mai.

Um früh in Puebla einzutreffen und Zeit zum Beſchauen der Merkwürdigkeiten der Stadt zu gewinnen, verließen wir Tepeaca noch vor dem Aufgange der Sonne. Bald nachdem man den Flecken verlaſſen hat, erblickt man, über die öſtlichen Gebirge hervorragend, den glänzenden Schneekegel des Citlaltepetl, auf deſſen oberſtem Gipfel ſo eben die erſten Strahlen der noch unſichtbaren Sonne zu ſpielen begannen. Bald, wo ſich der Weg um den Fuß eines Hügels windet, erſcheinen im Weſten uns nun ſchon näher auch die Könige der Hochebene, Popocatepetl und ſein Nachbar. Noch ſahen wir ſie nur undeutlich durch den Nebel des Morgens, bald aber verſchwand dieſer vor den ſiegenden Strahlen der Königin des Tages, und nun ſtanden ſie wieder da in ihrer vollen majeſtätiſchen Pracht. Der Citlaltepetl, uns nun ganz im Rücken, war indeſſen verſchwunden.

Wir hatten die weite Ebene von Puebla erreicht. Zur Seite lag uns das niedliche von weitgedehnten Mais- und Agavefeldern umgebene Dörfchen Los Carpinteros. Hoch über ihm, ein wenig weiter vorwärts, thronte der Malinche, vor uns erhoben ſich die Vulcane, zu beiden Seiten dehnte die ſehr angebaute Ebene ſich hin, überſäet mit Dörfern und Weilern, während hie und da über die ſie umgürtenden niedrigern Berge die Gebirge jenſeits des Thales von Mexico aus blauer Ferne herüberblickten. Bei einer Venta, eine Legua von Tepeaca, wo wir einen Augenblick anhielten, Chocolate zu nehmen, theilen ſich die Wege von Mexico oder Puebla nach Oajaca und Veracruz. Bald, zwei Leguas weiterhin, erreichten wir den bedeutenden, von ausgedehnten Maguey-Pflanzungen umgebenen Flecken Amozoque, mit breiten Straßen, einem großen Marktplatz und zwei hübſchen Kirchen, wo wir aber nicht verweilten. Die Bauart der Häuſer und die häufigen Roſenhecken vor denſelben erinnerten an Europa. Auf dem Markte übte ſich die Miliz in den Waffen, und ſonderbar genug nahm ſich die mit und ohne Jacken, mit und ohne Hoſen, mit Sandalen, mit Schuhen und barfuß, in Stroh- und Filzhüten von allen Formen ungeſchickt manövrirende Truppe aus. Doch war die Bewaffnung dieſer noch neuen Miliz gut und vollſtändig.

Im Dorfe San Salvador Chichicapaltinge, oder kurzweg Chichicapa, hielten wir, um uns vor unſerem Einzug in die Stadt ein wenig vom Staube zu reinigen und umzukleiden. Unſer Wirth, ein ehrlicher Schneider, war Lieutenant der Miliz, und erzählte uns viel von den Heldenthaten, welche er und ſeine Leute neulich beim Einfangen einiger Räuber verübt. Eine Bande von 25 bis 30 Mann dieſes Geſindels hatte vor kurzem noch die Wege hier umher unſicher gemacht. Unſer Held von der heißen Nadel hatte indeß mit Hülfe der Miliz einige davon zu gefänglicher Haft gebracht, und das Aufſtellen von Dragoner-Etappen am Wege dem Uebel vollends ein Ende gemacht. Das Zimmer, in welchem wir uns umkleideten, und ein frugales Frühſtück genoſſen, war mit einer großen Menge ſymmetriſch aufgeſtellten und aufgehangenen Irdengeſchirres von geſchmackvollen Formen aufgeputzt. Man ſah, daß wir uns in der Nähe von Puebla befanden, wo dergleichen von vorzüglicher Güte angefertigt wird.

Bald nachdem wir das Dorf verlaſſen hatten, erblickten wir, um eine Bergecke biegend, die Stadt Puebla mit ihren zahlreichen Kuppeln und Thürmen in der Ebene vor uns liegen. Noch einmal entſchwand ſie dann unſern Blicken, der Weg wand ſich durch ein tiefes, jetzt aber völlig trocknes Flußbett, bis wir, es verlaſſend, die Hochſtraße erreichten, welche ein Theil der nie ganz vollendeten, im Revolutionskriege größtentheils wieder zerſtörten herrlichen „Calzada del Conſulado" iſt, die im Anfange dieſes Jahrhunderts von Veracruz bis Mexico angelegt wurde. Hier iſt ſie theilweiſe gepflaſtert, und daher das Reiten, noch mehr aber das Fahren, auf ihr ſehr unangenehm.

Ganz nahe erſchien uns nun ſchon die Stadt, gelegen in einer weiten Vertiefung der Ebene, und überragt von dem an ihrem nordöſtlichen Ende ſich erhebenden Hügel Loretto, auf dem eine Kirche gleiches Namens erbaut iſt. Die weitgedehnte Biſchofsſtadt mit ihren vielen Kuppeln und zahlloſen hohen und ſchlanken Thürmen hat ein freundliches Anſehen. Zahlreiche Dörfer und Haziendas liegen in der Ebene umher. Man erkennt deutlich gegen den Fuß der Vulcane hin das etwa zwei Leguas jenſeits Puebla gelegene Cholula, und ſeine einem natürlichen Hügel gleichende Opferpyramide mit der Kirche auf ihrem Gipfel. Bei einigen Hütten nahe am Wege, auf der Platform eines faſt viereckigen natürlichen Hügels, ſieht man ein ähnliches Denkmal des Alterthums, die Reſte eines kleinen Teocalli von gewöhnlicher Geſtalt. Die Vulcane im Weſten und die düſtern Gebirge des Malinche im Norden überſchauen das lebensvolle Ganze.

Der erſte Eintritt in Puebla gibt keine beſondere Idee von der Schönheit der Stadt. Die Straße geht eine holperige Anhöhe hinan, die Häuſer zu beiden Seiten ſind niedrig und häßlich. Wenn man indeß die Brücke beim Kloſter San Francisco überſchritten hat, ändert ſich die Scene. Breite, ſchön gepflaſterte, einander in rechten Winkeln durchſchneidende Straßen folgen. Man iſt in einer großen Stadt.

Wir eilten zum Poſthauſe der Diligencia, dem deſſen Gaſthofe der Stadt, dem eine Nordamerikanerin, Madame Weil, vorſteht. Wir fanden ein ganz nach europäiſcher Weiſe eingerichtetes Gaſthaus, und höchlich war ich erfreut, auf dem uns angewieſenen Zimmer ſehr gute, rein überzogene Betten, Tiſch, Stühle, Waſchtiſchen, Spiegel und alle ſonſt erforderlichen Bequemlichkeiten anzutreffen. Auch die Tafel war ſehr gut beſetzt, die Bedienung prompt, die Rechnung billig.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 231.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 August 1837.

Briefe aus Indien.

Zweiter Brief.

4. Die Bevölkerung Calcutta's.

Calcutta, 17 December 1836.

Drei Claſſen von Britten (denn ein Engländer fühlt ſich beleidigt, wenn man ihn nicht von einem Irländer oder Schotten unterſcheidet) bilden die Bevölkerung Calcutta's ſo wie Indiens überhaupt: die Civilbeamten, die Militärofficiere und der Handelsſtand. Letzterer iſt im Innern der Provinzen faſt gar nicht zu finden, und wird nur hie und da von den Indigopflanzern, einer eigenen europäiſchen, gewöhnlich am meiſten ungebildeten Claſſe erſetzt; europäiſche Handwerksleute gibt es faſt gar keine, und eine unabhängige Claſſe von Leuten, die von ihrem Vermögen leben und keine beſtimmte Beſchäftigung haben, ſo wie Abenteurer, die erſt etwas werden wollen, aber nicht wiſſen was, und die beide ſo häufig in allen europäiſchen Hauptſtädten ſich herumtreiben, exiſtiren gar nicht, denn ein jeder iſt bloß hier mit dem feſten Vorſatz, Geld zu machen, um eines ſehr currenten engliſchen Ausdrucks mich zu bedienen. Kein Europäer läßt ſich hier nieder, um ſein Geld zu verzehren, ſondern ſehnt ſich in ſeine Heimath zurück, wenn er ſein Schäfchen im Trockenen hat, und Chevaliers d'industrie finden wahrſcheinlich auf der ganzen Welt keinen unfruchtbarern Platz für ingenióſe Unternehmungen als hier, weil jedermann zu praktiſch iſt, um ſich hier täuſchen zu laſſen. Der Generalgouverneur, Lord Auckland, iſt das Haupt der Geſellſchaft. Er ſondert mit einer Art von deſpotiſcher Willkür die ganze Geſellſchaft in zwei ſehr ungleiche Theile: der erſte iſt derjenige, welcher zu den Unterhaltungen im Gouvernementshauſe geht, der zweite, der davon ausgeſchloſſen iſt. Es iſt dieß die Uebertragung des an allen deutſchen Höfen einheimiſchen Begriffes, der hoffähige Theil und das Volk, nur mit dem Unterſchied, daß der kleinere Theil in Europa à la cour geht, hier der größere; denn es gibt hier kein europäiſches Volk, einige wenige Matroſen, Wirthsleute und Handwerker abgerechnet. In Europa gibt Stand und Rang Anſpruch zu jener Auszeichnung, hier wie es einem ächt mercantiliſchen Staate geziemt, der alles regierende Dämon, Geld. Einige, ich glaube vier, Baronets abgerechnet, gibt es hier keinen Adel, aber nichtsdeſtoweniger eine Ariſtokratie. Civil- und Militärbeamte ſind ihre Hauptſtützen, und die reichere Kaufmannſchaft iſt ſo wie in Frankreich der vielprahlende, mächtige ariſtokratiſche Succurs. Dagegen iſt hier kein Aufkommen, die Gegenpartei iſt total geſchlagen, und wagt es gar nicht ihr Haupt zu erheben. Dieſe zweite Partei lebt für ſich abgeſchloſſen in einer kleinen, oft ſehr angenehmen Coterie, denn ſie iſt zu ſtolz, um ſich mit der portugieſiſchen Bevölkerung zu meliren, oder mit dem nicht emancipirten Theile der ſogenannten Halbkaſte. Die zahlreichen Moslems, und die acht Zehntel der Bevölkerung ausmachende Hindugeſellſchaft ſind eo ipso ſeparirt, und noch durch ein endloſes Fachwerk von Kaſten unter einander geſchieden. Die Elite von Calcutta, der regierende, reiche, ariſtokratiſche, en miniature hoffähige, das Gouvernementshaus frequentirende Theil der Geſellſchaft zerfällt abermals in zwei Theile: die big folks oder big wigs, wie John Bull ſie nennt, auf deutſch die großen Thiere, ſind die Hauptrichter (chief judges), die Mitglieder des Raths und der Regierung, und die civilians, die mehr als 3000 Rupien monatlich Gehalt haben; auf der andern Seite der Commander en Chef und die Stabsofficiere und der Lord-Biſchof, nebſt dem gewichtigen Appendix von Weibern, Töchtern, Söhnen und übriger Sippſchaft.

Dieß iſt im engen Sinn das Hofperſonal, welches ſich auf gleiche Weiſe in den übrigen Präſidentſchaften Madras, Bombay und im Kleinen in Agra ausgebildet hat. Dieß regiert als großer Topf (die Handhabe iſt der Court of Directors in England) ganz Indien. Wie? dieß iſt eine andere Frage, die auf ein anderes Blatt gehört.

Lord Auckland iſt erſt ſeit kurzer Zeit Generalgouverneur. Er hat ſich noch nicht kund gegeben, ſeitdem er hier iſt, man glaubt jedoch nicht, daß er in die Fußtapfen ſeines Vorgängers, Lord William Bentinck, treten werde, den man allenthalben anklagt, daß er durch ſein engherziges, alles beſchneidendes Syſtem Indien ſehr viel Schaden gethan hat. Er iſt ein ſehr einfacher Mann, bei öffentlichen Gelegenheiten eher furchtſam, auf keinen Fall imponirend. Man ſagt, er ſey ein Kenner und Beförderer

der Naturwissenschaften, dieß ist jedoch bisher noch total zweifelhaft. Er hat das schönste Feld auf Gottes Erdboden, ungemein viel Gutes zu thun.

Die überall emsigen und thätigen Amerikaner sind nur zeitweilig erscheinende Fremde, ebenso die Franzosen, deren Schiffe jedoch besonders seit der Eröffnung des Handels sich jährlich mehren; andere europäische Nationen kennt man hier nicht. Freilich nennt sich die portugiesische Bevölkerung europäisch, allein sie stammt von Portugiesen ab, die vor zwei und drei Jahrhunderten einwanderten, und den Boden nie verließen. Uebrigens würde niemand ihrem Aussehen nach sie auch nur Europäer schelten, denn sie sind viel dunkler gefärbt, als die eingebornen Bengalen. Obgleich mannichfaltig gemischt, unterscheiden sie sich streng von der zahlreichen Menschenrace, Halbkaste genannt. Dieß sind die unehelichen Kinder, die von Europäern mit Indierinnen erzeugt werden. Noch vor 20 bis 30 Jahren war es ganz allgemein, daß die unverheuratheten Militär- und Civilbeamten vorzüglich auf dem Lande sich indische Concubinen hielten. In spätern Jahren wurde die Anzahl von europäischen Damen, die zu einem Verwandten oder Vetter nach Indien reisten, um sich da vortheilhaft zu verheurathen, immer zahlreicher, und jetzt kommt fast kein Schiff von England, welches nicht einige verwelkende Misses bringt, die sich schnell im Lande verbreiten, und bald beglückte Mütter werden. Zudem kehren die meisten Töchter von Anglo-Indiern, die ihrer Gesundheit und Erziehung wegen in zartem Alter nach Europa geschickt werden, in ihrem 17 bis 18 Jahre zurück, und sind dann stets die erste Auswahl für heurathslustige junge Leute der Hauptstadt, die viel weniger Junggesellenwirthschaft lieben, als ihre Brüder im frostigen England. Diese Leichtigkeit, mit europäischen Damen versorgt zu werden, ist die Ursache, daß die Halbkasten nun seltener werden; es gibt ihrer jedoch noch sehr viele.

(Fortsetzung folgt.)

Constantine.

(Fortsetzung.)

Nach dieser flüchtigen Uebersicht der Bevölkerung dieser Provinz läßt sich die Frage, was der Erfolg einer französischen Expedition gegen Constantine seyn werde, mit ziemlicher Sicherheit beantworten. Im freien Felde wird ein Heer von 30,000 Arabern und Kabylen vor einer dreifach schwächern französischen Truppe weichen müssen, eine französische Armee kann, wenn nicht besondere Fehler oder besonders unglückliche Umstände hemmend in den Weg treten, die Stadt Constantine erobern, aber was dann? Läßt man eine Besatzung zurück, so darf diese sich bald nicht mehr aus den Mauern trauen, und ihre Verbindung mit Bona und Budschia wird tausenderlei Wechselfällen unterworfen seyn, falls nicht die französische Regierung sich entschließt, eine Postenkette nach Art der Römer *) in ihrem ganzen Umfang von Bona über Ghelma nach Constantine und von da über Milah nach Budschia einrichtet, wozu man sich in Frankreich wegen der bedeutenden Kosten wohl nicht verstehen möchte. Soll aber keine Besatzung in Constantine bleiben, so ist es ein nutzloser Rachezug, wo man Millionen Geld und Tausende von Menschenleben ziemlich muthwillig der beleidigten Nationaleitelkeit zum Opfer bringt.

Inzwischen werden auf beiden Seiten gewaltige Anstalten zu dem bevorstehenden Kampfe gemacht. Von französischer Seite soll das Expeditionscorps auf 15,000 Mann gebracht werden, ein unermeßliches Material ist in Bona aufgehäuft, und die Magazine sind mit Vorräthen aller Art angefüllt. Eine tüchtige Vorpostenstellung ist in Ghelma begründet durch Oberst Duvivier, einen äußerst talentvollen, energischen Officier, der mit Pellisier, Morisiere und einigen andern in afrikanischem Dienst erprobten Männern dereinst, wenn man mit den Prahlereien, Theatercoups und verbrauchten großen Namen fertig ist, mit geringen Mitteln Großes bewirken wird. Ahmed Bey soll dagegen seine Hauptstadt mit Lebensmitteln auf mehrere Monate wohl versehen, und eine Besatzung von 2000 wohlgeübten Soldaten, deren Chefs Neger sind, hineingelegt haben; ferner soll viel Geschütz auf die Wälle gebracht, und Artilleristen aus Tunis herbeigezogen worden seyn. Diese Vertheidigungsmittel, wenn auch durch europäische Kriegskunst vielleicht nicht schwer zu überwältigen, dürften doch bei der festen Lage der Stadt die Belagerung vielleicht länger hinausziehen, als man hofft, und jeder längere Aufenthalt im freien Felde ist den Arabern günstiger als den Franzosen. Auf einen muthigen Widerstand darf man um so mehr rechnen, als auch die Stämme, die sonst sich um den Befehl des Bey nicht kümmern, als fanatische Christenfeinde bekannt sind,*) und selbst das Contingent, welches Ahmed dem Dey von Algier gegen Bourmont zu Hülfe führte, durch hartnäckige Wuth und Tollkühnheit sich vor allen andern auszeichnete.

Wie aber wird es bei diesem bevorstehenden, gewiß mörderischen Kampfe in den andern Theilen der Regentschaft aussehen. Der Ruf der Niederlage der Franzosen vor Constantine durchlief mit Blitzesschnelle alle Thäler des Atlas, die Hadschuten und andere Stämme brachen in den Sahel und die Ebene von Metitschad ein, und ihre Keckheit stieg mit jedem Tag, bis der für Afrika unerhört strenge Winter auch ihnen einige Ruhe aufzwang. Clauzel erkannte, daß Nachgeben an der Zeit sey, und machte Abd-el-Kadern Friedensvorschläge, denn in dem unzugänglichen Atlasgebirg concentrirte sich ein furchtbares Gewitter, das mit jedem Augenblick losbrechen konnte. Clauzels erste Verwaltung war im Ganzen nicht unglücklich gewesen, und er hatte zum mindesten imponirt; auch bei seiner zweiten Ernennung mochte er nicht Unrecht haben, Constantine und Tlemsen als die Schlüssel der Regentschaft im Osten und Westen anzusehen. Das System der Expeditionen ins Innere, einmal begonnen, mußte fortgesetzt werden, bis man entweder siegreich

*) Auf die römischen Ueberreste der Provinz kommen wir vielleicht später zurück.

*) Darum läßt sich auch erwarten, daß der Widerstand Farhats gegen die Obergewalt des Bey's nicht mehr lange dauern werde, obwohl Ahmed sich bald nach dem Rückzug der Franzosen wieder gegen ihn wenden mußte.

aus dem Kampf hervorging, oder durch Unfälle genöthigt dasſelbe aufgab. Auf dieſem Punkte war man, wie es ſcheint, nach dem Unfall von Conſtantine angelangt, und es fragte ſich nur, was für eine Bahn eingeſchlagen werden ſolle.

Clauzel ward abberufen, und an ſeine Stelle Damrémont zum Gouverneur ernannt. Seine Antrittsproclamation zeichnete das künftige Syſtem vor: außer dem bevorſtehenden Zuge nach Conſtantine ſoll keiner mehr ins Innere unternommen, die Truppen auf den wichtigſten Punkten der Küſte concentrirt, und um dieſe her eine Vertheidigungslinie geſchaffen werden, die den Feinden undurchdringlich ſeyn ſoll. Dieſes Syſtem ſollte den Coloniſten erlauben, das Land in Ruhe zu bauen, und den Anbau allmählich auszudehnen, in welchem Maße dann auch die Vertheidigungslinie weiter hinausgeſchoben werden ſollte. Dieſe Ankündigung ſchloß die Aufgebung Tlemſens in ſich, und läßt auch vermuthen, daß man in Conſtantine keine Beſatzung laſſen will, falls die Stadt erobert werden ſollte. Man will ſogar wiſſen, daß nach Conſtantine's Eroberung Ghelma und ſelbſt Budſchia wieder geräumt werden ſollten. Dagegen ſollte um Algier her Belidah, Coleah und Scherſchell beſetzt, und die Coloniſation hier ſo weit wie möglich ausgedehnt werden.

Dieſe Erklärungen ſind das Vorſpiel zu dem bekannten Vertrage mit Abd-el-Kader, wiewohl dieſer noch viel weiter ging, als irgend jemand erwartete. Er ſchuf mit Einemmal ein arabiſches Reich, indem Abd-el-Kadern die Provinzen Oran und Titeri, mit Ausnahme der Seeſtädte Algier, Oran, Arzew und Moſtaganem nebſt einem, bei Algier zehn Lieues, bei den andern Städten viel weniger betragenden Umkreis feierlich abgetreten wurden. Der erſte Artikel: Abd-el-Kader erkennt die Souveränetät Frankreichs in Afrika an, iſt wie zum Spotte hingeſtellt, und ſteht ganz eigentlich auf Schrauben, denn gewiß erkennt Abd-el-Kader nicht die Souveränetät Frankreichs über ſich an, wo er einen Tribut, wenn auch einen noch ſo unbedeutenden bezahlen müßte, ſondern er erkennt nur an, daß Frankreich ein gewiſſes Gebiet in Afrika beſitzt. Zu ſolchen erbärmlichen Ausflüchten ſah man ſich allmählich genöthigt, um den Schein zu bewahren, da die Sache, nämlich die Herrſchgewalt, lange ſchon verloren war.

Wie man aber auch über die einzelnen Beſtimmungen des Tractats, dem es freilich an eifrigen Vertheidigern nicht fehlte, denken mag, ſo kann man jedenfalls nicht in Abrede ſtellen, daß alle Welt durch denſelben lebhaft betroffen wurde, da er mit Einem Mal die Unmacht Frankreichs in Afrika aufdeckte. Abd-el-Kader, ein Mann von ungewöhnlichen Fähigkeiten, und wie einige Züge vermuthen laſſen, von ſchrankenloſem Ehrgeiz,*) wird den Frieden gewiß mit Klugheit benützen, von den Europäern annehmen, was ihm immer tauglich ſcheint, Künſte und Wiſſenſchaften, ſo weit es möglich iſt pflegen, und als Reformator in ſeinem Lande auftreten, nicht bloß, wie Mehemed Ali, mit Gewalt, ſondern mit Anwendung ſeiner geiſtlichen Macht, denn es iſt ein merkwürdiger Zug in der Geſchichte der Araber, und namentlich der in Nordafrika, daß die neu erſtehenden Dynaſtien gewöhnlich mehr auf eine geiſtliche, als auf eine weltliche Macht ſich ſtützen, und wohl möchte dem kühnen Mann der Gedanke kommen, in die Fußſtapfen der Almoraviden und Almohaden zu treten. Auch der Kaiſer oder Scherif von Marokko hat gewiſſermaßen einen geiſtlichen Urſprung, und wer weiß, ob nicht Abd-el-Kader daran denkt, der Erbe dieſer altersſchwachen Dynaſtie zu werden, obwohl dieſe ihn bisher mit Geld, Waffen und Truppen unterſtützt hat. Für die arabiſchen Völker außerhalb Arabiens ſelbſt war immer die Kutbeh der wahre Thron.

Hier iſt der Punkt, wo er mit der noch in Conſtantine, Tunis und Tripolis herrſchenden Türkenmacht zuſammenſtößt. So lange freilich beide noch die Franzoſen mehr als Abd-el-Kadern fürchten, ſo lange wird hier der Friede nicht geſtört werden; allein durch die Ueberlaſſung nicht nur der Provinz Oran, ſondern auch der von Titeri, iſt Abd-el-Kader mit einem Male der Nachbar des Bey's von Conſtantine geworde n den er bereits Eiferſucht hegen ſoll, obwohl er ihm bei der Ausſicht auf eine zweite Expedition gegen Conſtantine von Seite der Franzoſen Geſandte ſchickte, und ihm ſeine Bereitwilligkeit bezeigte, für Gottes Sache zu Conſtantine wie zu Tlemſen zu fechten.

(Schluß folgt.)

*) Man erinnere ſich nur an die Wahl von Tekedemta zur Hauptſtadt, weil dort einſt Könige herrſchten, deren Reich von Tunis bis ans weſtliche Meer ging; an die ſtolze Erklärung, daß kein Moslem einem Chriſten Tribut zahlen dürfe, und an die Fortſchritte, welche dieſer junge Mann, denn er zählt jetzt höchſtens 30 Jahre, in Zeit von fünf Jahren machte.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

2. Reiſe von Tehuacan nach Mexico.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir zunächſt unſerer Sitze in dem nach Mexico gehenden Eilwagen, mit dem wir morgen raſch zur Hauptſtadt zu rollen denken, uns durch Bezahlung des Geldes, zehn Peſos für die Perſon, verſichert hatten, begannen wir unſere Spaziergänge durch die Stadt. — Puebla, oder, wie ſein voller Name lautet, La Puebla de los Angeles (die Stadt der Engel) ward zu Anfang des 16ten Jahrhunderts bald nach der Eroberung gegründet. Sie iſt eine der wenigen Städte, welche die erobernden Spanier wirklich neu anlegten. Nur wenige Indierhütten ſtanden auf der Ebene von Acarete oder Cuitlaxcoapan an der Stelle, auf welcher jetzt die prächtige Stadt ſich erhebt. Sie erhielt ihre ſtädtiſchen Privilegien im Jahr 1531. Jetzt iſt ſie Hauptſtadt des Staates, dem ſie den Namen gegeben. Ihre Bewohnerzahl ſchätzt man gegenwärtig auf 60 bis 70,000.

Die Straßen von Puebla, mit Ausnahme einiger Gaſſen der Vorſtädte, ſind breit, ſchnurgerade, und durchſchneiden einander in rechten Winkeln. Breite, ſehr ebene Trottoirs laufen an den Häuſern hin, und die Fahrwege ſind auf eine beſonders zierliche Weiſe gepflaſtert. Reihen breiter Steine theilen querüberlaufend den Fahrweg zunächſt in gleiche und regelmäßige Vierecke. Dieſe ſind wieder von zwei einander kreuzenden Diagonalen breiter Steine durchſchnitten, und die dazwiſchen bleibenden Dreiecke endlich mit kleinern Steinen gepflaſtert. Die Straßen

werden äußerst rein und nett gehalten. Die Häuser sind groß und geräumig, fast alle drei Stock hoch, oft mit schönen Balcons geziert, und entweder mit lebhaften Farben angestrichen, oder nach niederländischer und maurischer Weise mit glasirten bunten Fliesen, durch die zuweilen menschliche Figuren, Blumenguirlanden, Arabesken u. dgl. dargestellt werden, oder auch nur mit unglasirten gleichseitig viereckigen Barnsteinen musivartig bekleidet. Diese Malerei und Bekleidung gibt den Häusern zu Puebla ein einladendes, lachendes Ansehen, was den weißgewaschenen Wänden der Häuser anderer mexicanischer Städte durchaus mangelt. Der innere Ausbau der hiesigen Häuser, Meublement, Zimmerverzierungen u. s. w. sind ganz denen in andern Städten der Republik gleich.

Puebla hat sechzig Kirchen, neun Mönchs- und dreizehn Nonnenklöster, und drei und zwanzig Collegien. Sie alle zu besuchen, wie hätte dazu die mir gegebene Zeit von acht Stunden hinreichen sollen? Einige indeß besuchten wir, und unser Weg ging zuerst zur Kathedrale. Dieß weitläufige Gebäude steht ganz frei, von einem erhöhten Atrio umgeben, an einer Seite, oder besser auf einer Ecke der Plaza mayor oder des großen Marktplatzes. Sie ist mit ihren beiden schönen Thürmen aus Quadern eines dunkelgrauen Trapp-Porphyrs im reinsten dorischen Styl aufgeführt. Ihr Aeußeres ist einfach. Nur wenige architektonische Zierrathen schmücken es, und hie und da eine Statue eines Heiligen, aus dem schönen, durchscheinenden, alabastergleichen, kohlensauren Kalke gearbeitet, der im Staate selbst gebrochen wird, und Tecali genannt ist. Auch die einfachen dorischen Kettenpfeiler, welche um das Atrium herstehen, sind aus demselben Trappgestein, welches überhaupt hier fast ausschließlich als Baumaterial angewandt ist, gehauen, und tragen Statuen von Tecali. Das Dach der Kathedrale besteht ganz aus weithin glänzenden Porcellanfliesen. Das Innere der Kirche ist reich über alle Beschreibung, aber so mit Zierrathen überladen, daß keine Spur von Geschmack übrig geblieben. Der Hochaltar, oder hier sogenannte Cypres, ist erst seit wenigen Jahren durch einen italienischen Künstler nach römischen Zeichnungen erbaut. Der Styl an ihm ist rein, die Ausführung wohlgelungen. Die Materialien sind einheimische Marmore und andere edle Steinarten. Mit seinen schlanken, die Kuppel tragenden Marmorsäulen mit Basen und Capitälern von brunirtem Golde, den hohen silbernen Candelabern, dem ebenfalls silbernen, mit Statuen reich verzierten Altare, der ihn umgebenden Balustrade von gleichem Metall u. s. w. macht er wirklich einen großartigen Eindruck. Schade ist es, daß dieser prächtige Hochaltar mit den ihn umgebenden geschmacklosen Gegenständen, oder diese mit ihm, nicht harmoniren. Auch ist er zu groß für das Gebäude. Seine Spitze reicht bis in den Dom hinauf, diesen fast berührend. — Die übrigen Altäre sind mit Statuen, Schnitzwerk, Vergoldung, silbernen Candelabern, goldenen Leuchtern und andern Zierrathen im größten Ueberflusse verunstaltet. Unter den Oelgemälden in der Kirche mag sich manches Gute befinden. Einige derselben sind von dem spanischen Meister Morillo. Das Gebäude hat indeß so wenig Licht, und die Bilder sind so sehr mit Gitterwerk verpallisadirt, daß man nicht nahe genug zu ihnen gelangen, und sie nicht hinlänglich sehen kann, um sie genauer zu untersuchen.

Die Kathedrale ist der Stolz der Bewohner Puebla's. Noch jetzt findet die Sage Glauben, daß bei ihrer Erbauung jede Nacht zwei Engel vom Himmel kamen, und während dieser jedesmal genau ebenso viel am Bau vollendeten, als die sterblichen Arbeiter am Tage zuvor vollbracht. Daß auf diese Weise das Werk rasch gefördert werden mußte, ist zu begreifen. Zum Andenken an diese Hülfe der Engel empfing die Stadt ihren jetzigen Namen. Von den Thürmen der Kathedrale genießt man einer herrlichen Aussicht über die Stadt und die umgebende Gegend mit den Vulcanen im Hintergrund. Auch die Pyramide von Cholula erblickt man.

Auf dem großen Marktplatze wogte reges Leben. Glänzende Fiaker standen hier, mit denen man für 4 Realen (16 gr. sächs.) pro Stunde in der Stadt umherfahren kann. Es sind glänzende Equipagen der hohen Geistlichkeit und vornehmer Familien, welche dieselben, sobald sie selbst ihrer nicht bedürfen, der öffentlichen Benutzung überlassen. An der Ostseite des Platzes steht der Palast der ehemaligen Intendanten, jetzt Regierungspalast des Staates. Seine Façade bildet unten Colonnaden, die das zweite Stockwerk überdeckt. Die Süd- und Nordseite des Platzes ist von Kaufläden, ebenfalls unter Colonnaden, eingefaßt. An der Westseite stehen große hübsche Gebäude, unter ihnen der Palast des Bischofes, der eine Bibliothek von mehrern tausend Bänden und andere Merkwürdigkeiten enthält, die ich indeß der Kürze meiner Zeit wegen nicht besuchen konnte. — Eine große Menschenmenge wogte unter den Säulengängen am Markt auf und ab. Verkäufer von allerhand Gegenständen hatten hier ihre Buden. Geputzte Bürger, zerrissene Leperos, Officiere in glänzender Uniform, halbnackte Indier, Alles drängte sich hier durcheinander. Der Handel schien zu blühen. — Die Mitte des Platzes ziert ein recht hübscher Springbrunnen. Ihm zur Seite steht ein gut gearbeiteter Obelisk, der auf seinen vier Seiten ebenso viele Inschriften zum Andenken von Ereignissen trägt, welche zu der Freiwerdung Mexico's mitwirkten.

Wir wandten uns von der Kathedrale zunächst zur Kirche San Felipe Neri. Nächst der Kathedrale ist diese Kirche vielleicht das größte Gebäude der Stadt. Ihr Inneres ist ebenfalls reich, aber zugleich in einem weit bessern Geschmacke gehalten als das jener. Zu ihr gehört ein Etablissement, vielleicht einzig in seiner Art. Es ist dieß die „casa de retiramiento espiritual," oder das Haus geistiger Zurückgezogenheit. In dieß Haus können Personen beiderlei Geschlechts auf acht Tage kostenfrei sich begeben, die da wünschen, sich auf einige Zeit von dem Geräusche des Weltlebens zu entfernen, um sich in der Einsamkeit durch Gebet und stilles Nachdenken auf den Genuß der Sacramente vorzubereiten. Das zu diesem Zwecke bestimmte weitläufige Gebäude ist seiner Einrichtung nach sehr wohl geeignet, ihn zu erfüllen, und das Gemüth von weltlichen Dingen abzuziehen. Es umschließt zwei viereckige Binnenhöfe, in deren einem ein hübscher Garten angelegt ist. In ihn öffnen die Fenster der Zellen der Büßenden. Dieser Zellen gibt es einundsiebenzig. Sie sind mit Nummern bezeichnet, und enthalten jedes eine hölzerne Bettstelle, einen Tisch nebst Stuhl, und einen Betaltar mit Crucifix. In diesen Zellen verbringen die Pönitenten ihre Zeit, ausgenommen wenn sie sich zum frugalen Mahl oder an dazu bestimmten Stunden zu gemeinsamer Andacht in der Capelle versammeln. In den langen mit massiv goldenen und silbernen Crucifixen, andern religiösen Zierden und guten Gemälden biblischer Geschichten und Legenden der Heiligen geschmückten Galerien können sie sich Bewegung machen. Im zweiten Hofe wohnen die Geistlichen des Stiftes, das sehr reich dotirt ist.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 72** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Paul de Kock.** (Fortsetzung.) — **Percy Bisshy Shelley.** (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 232.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 August 1837.

Constantine.

(Schluß.)

Man würde indeß ſehr irren, wenn man glauben wollte, daß aus dieſer mit einem Mal ſo ſtolz aufſtrebenden Macht Abd-el-Kaders und der fanatiſchen Begeiſterung der Stämme von Conſtantine eine augenblickliche Gefahr für die Behauptung der franzöſiſchen Beſitzungen in Afrika hervorgehen würde. Dazu ſind beide zu ſchwach. Allein Frankreich hat zwei wichtige Punkte verloren, der erſte iſt die geſunkene Achtung vor europäiſcher Kriegskunſt, die trotz einzelner Siege ſich im Ganzen ſo erfolglos bewies, und der zweite iſt der Verluſt des Handels und Ruhmes von Afrika, den ſie früher hätten erwerben können, den ſie aber jetzt durch das einmal erweckte Mißtrauen und die Einheit der Macht in den Händen Abd-el-Kaders verſcherzt haben. Beides hat ihre Stellung nachtheiliger gemacht, und dieſe beiden Verluſte laſſen ſich im glücklichſten Falle nur nach einer Reihe von Jahren wieder hereinbringen. Die bisherigen Verluſte an Menſchen und Geld ſind und bleiben indeß verloren, und zwar auf eine unnütze Weiſe.

In Einer Beziehung ſind indeß allerdings die ungeheuren Opfer nicht verloren; man hat Erfahrungen, freilich theure Erfahrungen gemacht, und dieſe können dazu führen, daß man das aus Noth ergriffene Auskunftsmittel eines ſolchen Friedensſchluſſes benützt, um das, was man noch gerettet hat, auf eine verſtändigere Art zu verwalten. Es haben ſich in den ſieben Jahren der Beſetzung Algiers Männer gebildet, die, mit dem Arabiſchen, zum Theil auch mit der Berberſprache vertraut, einen politiſchen Verkehr unterhalten können, wie er in der erſten Zeit nicht möglich war; Peliſſier, derſelbe, der eine Zeit lang dem National die Correſpondenzen aus Algier lieferte, und die Annales algériennes herausgibt; Moriſſière, welcher gleich bei Errichtung des ſogenannten arabiſchen Bureaus deſſen Chef wurde; Duvivier, der mit eiſernem Fleiße und Beharrlichkeit ſich die möglichſt genaue Kenntniß aller Stämme in der Provinz Conſtantine zu verſchaffen ſucht, und die rechte Art gefunden zu haben ſcheint, in Krieg und Frieden mit ihnen zu verkehren; Monk d'Uzer, der mit eben ſo viel Vorſicht und Schlauheit, als ſtrenger Gerechtigkeit gegen die Stämme um Bona während ſeines langen Commando's daſelbſt verfuhr — alles dieß ſind Männer für ein künftiges Colonialdepartement, Männer, von denen ſich wegen mannichfacher eigener Erfahrung und gründlicher Kenntniß des Landes viel erwarten läßt. Solche Männer bilden ſich freilich erſt nach und nach, und wenn die Engländer jetzt häufig vornehm auf die Franzoſen, als unfähig zur Gründung von Colonien herabſehen, ſo darf man ſich nur an die erſten Jahrzehende, ja an das erſte Jahrhundert ihrer oſtindiſchen Beſitzungen erinnern, um Beiſpiele von unklugen und verkehrten Maßregeln in Menge zu finden. Und vergeſſen darf man dabei immer nicht, daß in Nordafrika keine ſchwachen unterwürfigen Hindus, ſondern kraftvolle Völkerſchaften wohnen, denen der Krieg eine Luſt iſt.

An Lebenskraft fehlt es denſelben keineswegs: es ſind rüſtige Naturen, roh, aber offen für Bildung, wenn man nicht ihnen eine fremde mit den Waffen in der Hand aufdringen will. Nach den indolenten Mauren in den Städten, die ſich allenthalben dem Sieger leicht unterwerfen, und ſich mehr und mehr an die fremde Herrſchaft und ihre Formen gewöhnen, darf man das Landvolk nicht beurtheilen. Nur Handel, Wohlſtand und Luxus werden dieſes, die Araber wie die Kabylen, nach und nach zur Cultur führen, und faſt ſollte man glauben, als ſeyen die letztern, welche augenſcheinlich mehr zum Ackerbau neigen, der culturfähigere Theil des Volks; wenn gleich in der Regel die gegentheilige Meinung herrſcht. Bei den Kabylen weit mehr als bei den Arabern herrſcht die Sitte, daß die jungen Männer ſich aus ihrer Heimath entfernen, um durch Dienſtnehmen an fremden Orten ſich einiges Geld zu ſammeln, und dann zurückzukehren. So ſollen ſich unter den Kabylen längs der Aduſe wenige Männer finden, die nicht längere oder kürzere Zeit ſich außerhalb ihrer Heimath befanden. Die erſten einheimiſchen Truppen, welche die Franzoſen errichteten, waren die Zuawen, Angehörige eines Kabylenſtamms, welche zu Fuß dienten *) und treu blieben, bis man ihnen den verſprochenen Sold ſchmälerte, die Franzoſen Niederlagen erlitten, und der aufgeregte Haß ihrer

*) Der Araber hält dieß für entehrend; nur die Kabylen fechten zu Fuß.

Landsleute sie als Abtrünnige verfolgte. Diesen Versuchungen widerstanden nur wenige, während die größtentheils aus Türken oder Kuluglis errichteten Spahis nach dem Unglück von Constantine, und noch in diesem Frühjahr, wahrscheinlich durch Achmed Bey verlockt, in Schaaren ausrissen. Der Kriegsdienst der Franzosen könnte mehr als manches andere dazu beitragen, zwischen einzelnen Stämmen und den fremden Ansiedlern ein freundliches Verhältniß herzustellen. So lange freilich der Religionshaß so stark ist, daß verhältnißmäßig nur wenige in Kriegsdienste treten, ist von diesem Annäherungsmittel nicht viel zu erwarten, und als Mittel zu einer Annäherung scheint es bis jetzt noch nicht benützt worden zu seyn.

Immerhin ist indeß in Nordafrika ein Anstoß gegeben, der nicht bloß lange nachwirken, sondern durch den fortdauernden Aufenthalt der Franzosen immer unterhalten wird. Die steten Berührungen in Frieden oder Krieg müssen ihre Früchte tragen, und da diese afrikanischen Stämme zu kräftig und durch ein wohlbegründetes Religionssystem zu streng von den Europäern geschieden sind, als daß eine fremde Civilisation ihre Eigenthümlichkeit völlig auflöse, wie dieß bei der Mehrzahl der amerikanischen Indianerstämme der Fall ist, so kann man eine fortschreitende Ausbildung erwarten. Es ist eine eigenthümliche Schickung, daß die Wiederbelebung des europäischen Verkehrs mit der afrikanischen Küste in eine Zeit fällt, wo der Sieg des Islam daselbst längst entschieden ist, und daß sonach die afrikanische Nationalität dieser Stämme nicht mehr mit christlichen Vorneigungen in Conflict kommen kann. Wir haben eben das Zeugniß Ibn Chaldun's angeführt, dem zufolge zu seiner Zeit (ums J. 1150) noch eine große Anzahl Christen in jenen Gegenden lebte. Diese müssen also seit jener Zeit zum Islam bekehrt worden seyn, und Bruce erzählt auch von einem jener Stämme im Auragebirg, die man wegen ihrer weißen Farbe so gern als Nachkommen der Vandalen bezeichnet, daß sie vor noch nicht langer Zeit Christen gewesen seyen. Seine Bemerkungen hierüber sind folgende: „Ich sah im Auragebirg zu meinem großen Erstaunen einen Afrikanerstamm mit einer helleren Gesichtsfarbe als die Einwohner von Südengland; sie hatten auch rothe Haare und blaue Augen, nahmen mich gut auf, und ließen mir völlige Freiheit alles zu thun, was mir beliebte. Dieser Stamm heißt Nearbi; sie sind Kabyten, *) und haben zwischen beiden Augen ein griechisches Kreuz, das sie sich mit Antimonium einäzen. Sie erzählten mir mit großem Vergnügen, ihre Vorfahren seyen Christen gewesen, und schienen auf diesen Ursprung stolzer als auf ihren Verkehr mit den Mauren mit denen sie unaufhörlich im Kriege leben." Quatremère behauptet sogar, es habe vor 50 Jahren eine christliche Völkerschaft in ziemlicher Entfernung südlich von Algier bestanden. Diese Reste des Christenthums scheinen gänzlich vertilgt, und wenn an eine Bekehrung zu denken wäre, so könnte man die Bekehrung zum mindesten nicht an ein vorhandenes, wenn auch entartetes, Christenthum anknüpfen. Vorerst stehen sich aber dort Islam und Christenthum entschieden feindlich gegenüber, und Abd-el-Kader scheint der Mann, den ganzen religiösen Fanatismus dieser Stämme wieder in Aufregung zu bringen.

*) Gelegentlich mag hier bemerkt werden, daß Kabylen, und, wie man auch häufig findet, Kabailen, nichts anderes bedeutet, als „fremde Stämme." Das Wort ist arabisch, und wurde von den Europäern aus Unkunde als Nationalname auf die Berberstämme übergetragen.

Briefe aus Indien.

4. Die Bevölkerung Calcutta's.

(Fortsetzung.)

Viele von diesen Leuten gemischten Blutes genossen eine vortreffliche Erziehung, und sind sehr talentvolle achtbare Personen, die vorzugsweise dem Handelsstande sich widmen; man beschuldigt sie jedoch im Allgemeinen, daß sie indolent sind, und ihre europäischen Brüder von Herzen hassen. Mehrere der Halbcast-Damen sind sehr liebenswürdig, obgleich selten hübsch. Das Wort Halbcaste ist jedoch von übler Bedeutung, ein stillschweigender Vorwurf, und deßhalb in jeder Gesellschaft streng verpönt. Kann man es nicht vermeiden von ihnen zu sprechen, so muß man das Wort country born (im Lande geboren) gebrauchen, was jedoch keineswegs bezeichnend ist, da alle Kinder von Engländern im Lande geboren sind, und ihr Stolz auf ihr unvermischtes Blut gar sehr angegriffen wird, sie mit jenen unglücklichen Wesen in eine Kategorie zu bringen, die unschuldig die Schuld ihrer Eltern büßen sollen. Die Moslems sind von den Hindus nicht zu unterscheiden, nicht einmal ihrer Kleidung nach. Sie sind hier eine ganz verschiedene Race von ihren Brüdern, die ich in der Türkei, Arabien und Persien kennen lernte. Jene sind unwissend, stolz, faul und fanatisch, diese hier unterthänig, behende, geschickt, und gar nicht fanatisch. Jene sind die prädominirenden Herren, diese die armen übrig gebliebenen Reste eines fremden eingedrungenen Volkes, das einst die Herrschaft des Landes usurpirte. Die Indier leben mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße, wahrscheinlich aus Sympathie, weil beide die Diener der neuen Fremdlinge sind. Welch ungeheuren Einfluß hat der Standpunkt einer Nation auf ihre Moral und Sitten! Die Portugiesen waren einst Herren in Indien, und sie waren damals gewiß nicht weniger stolz und übermüthig als jetzt die Britten. Wie verworfen sind jetzt die armen Ueberreste der Herren von Goa. Sie sind ausgeschlossen von jeder einflußreichen Stellung — wie die armen Katholiken von dem unduldsamen protestantischen Engländer, der mit seiner eigenen Geißel, der bischöflichen Kirche, prahlt — verachtet oder im besten Falle ignorirt. Viele der degradirten verarmten Portugiesen verrichten Geschäfte, deren sich selbst der gemeine Hindu schämt; sie leben in weit armseligern Bambushütten, und viele von ihnen beschäftigen sich mit Schweinezucht als Erwerbzweig, da eine jede andere Classe diese Thiere hier mit Abscheu betrachtet. Die Hindu der Hauptstadt, so wie alle jene, die in größern Städten und auf den Militärstationen mit Europäern in beständiger Berührung sind, müssen von jenen, die das ganze Land occupiren, streng geschieden werden. Zwanzig englische

Meilen von Calcutta, wie ganz anders ſieht es da aus. Da exiſtirt der Indier in ſeiner primitiven Originalität, ſo wie er vor drei bis vier Jahrtauſenden war. Seine theokratiſche Verfaſſung ſchützt ihn vor jeder Veränderung, ſein unabänderlich ſtrenges Caſtenſyſtem hat ihm ſeine Stellung angewieſen, die er nie überſchreiten kann; er iſt ganz das was er iſt, eine jede Veränderung aus ſeiner ihm vom Geſchick angewieſenen Sphäre würde ihn gänzlich vernichten. In Calcutta iſt dieß anders. Hier kam der Indier ſeit Jahrhunderten in Berührung mit dem fremden Herrn, und in Vielem muß er ſich ſeinen Launen unterwerfen, weil ſeine Exiſtenz von ihm abhängt. Aber nicht aus Ueberzeugung legt er Vorurtheile ab, ſondern aus allmählicher Gewohnheit. Der Sohn, der in ſeinem Vater keinen ächten Indier mehr ſah, wird es viel weniger, und wahrſcheinlich der Enkel noch weniger. Zudem hat hier der allgewaltige Arm der Braminen gänzlich an Stärke verloren. Zu dieſem kommt, daß viele der vornehmen Indier ſich europäiſiren. Der berühmte indiſche Philoſoph Ram Mohun Roy war der erſte, der die Bahn brach, und ſeinem Volke predigte, daß die Europäer zwar auch ſehr viel Unſinn lehrten, daß aber die Indier zehnmal mehr Unſinn glaubten. Seine gepredigten Grundſätze haben unter den vornehmen Hindus tiefe Wurzeln geſchlagen. Viele die ſich aus dem niederdrückenden Taumel des Sinnengenuſſes herausgeriſſen haben, und nach etwas mehr als Geld ſtreben, haben öffentlich über ihr Caſtenweſen gelacht, und lachen noch mehr, wenn ſie von der indiſchen hohen Geiſtlichkeit, den Braminen, öffentlich excommunicirt werden. Sein würdigſter Nachfolger iſt Dwarkanauth Tagore, einer der reichſten Männer in Indien, der ſich auch äußerlich den europäiſchen Sitten ſo weit genähert hat, daß er Bälle, Soirées und Mittagsmahle auf ſeiner Villa gibt, daß er italieniſche Arien ſingt, einen franzöſiſchen Meiſter hält und ſogar ſeine Töchter in europäiſche Geſellſchaft einführen will. Ich war zu einigen ſeiner Geſellſchaften geladen, und es überraſchte mich ſehr, eine Verſammlung von Indiern zu finden, die vollkommen der engliſchen Sprache mächtig über die engliſche Kornbill, über die iriſchen Zehnten, über Armentaxen und über die Mißbräuche der biſchöflichen Kirche ſprachen, und dabei ſehr viel geſunden Menſchenverſtand und Kenntniß des politiſchen Zuſtandes Britanniens verriethen.

(Schluß folgt.)

Frühlingscur der Pferde und Maulthiere in Portugal.

Man iſt hier durchgängig der Meinung, die wohl auch auf Erfahrung gegründet ſeyn mag, daß Pferde und Maulthiere, um ſie vor vielen Krankheiten zu bewahren, durchaus eine blutreinigende oder abkühlende Cur im Frühjahr gebrauchen müſſen, die vier bis fünf Wochen dauert, oder ſo lange, wie nur grünes Futter zu haben iſt, welches meiſtens aus kaum aufgeſchoßner Gerſte beſteht, die noch einmal nachwächſt, da wo man ein feuchtes oder wäſſerungsfähiges Terrain hat; indeſſen gibt es aber auch noch andere grüne Futterkräuter, beſonders eines mit gelben Blüthen, ſo wie der ſogenannte Hederich, der in manchen Gegenden Deutſchlands als Unkraut zuweilen die ſchönſten Weizenfelder überzieht. Im April und Mai ſieht man dann einen großen Theil der Felder Liſſabons mit dieſen Futterkräutern überzogen, die nun entweder laſtenweiſe auf den Markt täglich in die Stadt gebracht werden, oder die Eigenthümer von Pferden und Maulthieren veraccordiren die Unterhaltung derſelben an die Eigenthümer der Felder, welche in deren Nähe die gehörigen Stallungen haben. Die Thiere bekommen bei dieſer Cur gar kein trocknes Futter, und ihre Raufen müſſen immer voll Grünes ſeyn, damit ſie ſo viel freſſen können, wie ſie nur Luſt haben, und während der Cur, im Anfang und gegen das Ende derſelben, wird ihnen einige Mal zur Ader gelaſſen; Abends und Morgens aber werden ſie vor den Stall in der friſchen Luft angebunden, um ein Luftbad zu nehmen. Täglich, oder wenigſtens alle zwei Tage, macht man ihnen durch einen Spazierritt eine gelinde Bewegung. Nach vier oder ſechs Wochen ſind dann dieſe Thiere dick und fett wie die Faſten, um ſo träger aber, wenn es auf ausdauernde Arbeit ankommt. Die Nachläſſigkeit des portugieſiſchen Landmannes gibt ſich aber auch hierin zu erkennen, daß er die Futterkräuter nicht erſt zerſchneidet, wodurch er wenigſtens ein Drittel Pferde mehr unterhalten könnte, da dieſe eine Menge Futter unter die Füße treten; allein die Futterſchneide-Maſchinen ſind hier ganz unbekannt, und dieſe Operation durch eine kleine Sichel vorzunehmen, die manche zu dieſem Zwecke hier an die Krippe befeſtigen, iſt ihnen zu mühſam.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

2. Reiſe von Tehuacan nach Mexico.

(Fortſetzung.)

Die dritte und letzte Kirche, welche wir beſuchten, war die Kirche zum heiligen Geiſte — del espiritu santo — mit dem zu ihr gehörenden ehemaligen Jeſuitercollegium. Die Kirche iſt groß, und wie alle Gebäude, die dieſer Orden errichtete, im guten Styl aufgeführt. Das dicht daranſtoßende Jeſuitercollegium iſt ſehr weitläufig, voll langer Galerien und Corridore. In ihm befinden ſich die verſchiedenen Lehrräume und die Zimmer für die Profeſſoren und Lectoren. Ueber der Thüre eines jeden Lehrzimmers iſt der Zweig des Wiſſens bemerkt, der in ihm gelehrt ward. Die Wohnungen der Väter beſtehen aus zwei Räumen, dem wohl meublirten Wohnzimmer und der Bibliothek, die außer Büchern auch botaniſche, mineralogiſche und zoologiſche Sammlungen zu enthalten pflegte. Noch jetzt ſind die Wände allenthalben mit Gemälden bedeckt, und das Gebäude, obgleich verlaſſen und verfallen, gibt immer noch eine große Idee von der Wohlhabenheit und dem Geſchmacke des ſo gefährlichen als gelehrten Ordens.

Wir wandten uns von hier zum Parrian. Es iſt dieß eine Art von Bazar, wo alle Arten fertiger Kleider und Schmuckſachen, beſonders für die Indier und geringern Volksclaſſen, verkauft werden. Das lange dazu beſtimmte Gebäude beſteht aus zwei Reihen von Buden, welche einen langen ſchmalen Hof umgeben, zu dem man durch zwei Thore gelangt. Hier hängen goldbetreßte Hüte neben wildledernen weiten Beinkleidern, dort bunte Baumwollhemden neben Sandalen aus Baſt. Hier bietet einer Halsbänder von Glasperlen, Ohrringe, Ringe, Kämme u. ſ. w. zum Verkaufe, dort hat einer alle Arten von Bürſten, Seife in allerhand Formen, mit bunten Farben bemalt, und Schuh-

wichse feil. Wiederum in einer andern Bude erblickst du den seinen seidenen Schuh, bestimmt, den kleinen zierlichen Fuß einer eleganten Dame zu zieren, neben der breiten, plumpen Ledersandale des Indiers. Zeitschend drängt sich die Menge um die Buden, und mancher indische Stutzer stolzirt völlig neu gekleidet von dannen, sich selbstgefällig von oben bis unten betrachtend, und mit jedem Blick auf sein neues Lederbeinkleid und die neuen buntgestickten Sandalen mehr überzeugt, daß nun das Zeisenherz der schwarzbraunen Königin seines Herzens diesem Schmuck und dem neuen Filzhute mit dickem, in buntem Schmelzschmucke prangenden Wulste um den Kopf nicht länger widerstehen, daß er noch heute das Feuer der Liebe ihren glühenden pechschwarzen Augen entsprühen sehen, und in ihren Armen das Glück seines Lebens finden werde.

Wir ergötzten uns ein Weilchen an dem bunten Gewirr im Parrian, und lenkten dann unsere Schritte zur Alameda, oder dem öffentlichen Spaziergange. Sie ist nicht groß, aber lieblich. Auf einem länglich viereckigen Platze kreuzen sich breite Alleen hoher Bäume, meist Silberpappeln. In ihrem Schatten wandelt an Sonn- und Festtagen die feine Welt. Die Wege sind äußerst rein gehalten.

Der Alameda gerade gegenüber steht die Kirche San Francisco. Sie hat unstreitig den schönsten Thurm in Puebla, die der Kathedrale nicht ausgenommen. Wie diese ist er im reinsten dorischen Styl ausgeführt, aber weit höher und schlanker.

Sehr wohl gefiel mir die „Soledad grande," das Hauptkaffee- und Weinhaus der Stadt, das wir während unserer Wanderungen durch diese besuchten, um uns mit einem Glas Eis zu erfrischen. Das Gebäude ist nicht groß. Im untern Stocke befindet sich ein langer Saal, zu dem drei Glasthüren unmittelbar von der Straße leiten. Er ist mit Spiegeln und Kupferstichen in vergoldeten Rahmen geschmackvoll decorirt, und es stehen in ihm eine Menge kleiner Tische, bestimmt, Wein, Kaffee, Eis und andere Erfrischungen einzunehmen. Oben in dem zweiten Stocke befinden sich mehrere Billiard- und andere Spielzimmer. Allenthalben sprach mich die größte Reinlichkeit und Nettigkeit an, Eigenschaften, die man sonst nur zu sehr in ähnlichen Häusern anderer Städte vermißt.

Puebla hat viele Glas- und Porcellan-Manufacturen, aber ihre Producte, von denen ich eine große Auswahl in verschiedenen Läden sah, sind äußerst unvollkommen. Das Glas ist grün und blasig, das sogenannte Porcellan schlechter als das schlechteste Steingut Europa's. Auch die Formen der Gefäße sind gemein und geschmacklos. Man sagt, daß keine eigentliche Porcellanerde hier vorkomme. Von ausgezeichneter Güte ist dagegen die hier fabricirte Töpferwaare, in deren Verfertigung die Mexicaner überhaupt alle andern Nationen weit übertreffen. Die ehemals bedeutenden Wollen- und Baumwollen-Manufacturen Puebla's sind sehr gesunken, doch webt man hier immer noch eine große Menge hübscher baumwollener Shawls, die weit verführt, und von allen Ständen getragen werden. Auch Hüte aller Art werden hier in großer Menge verfertigt. Ein Haupthandelsartikel für Puebla ist die hier bereitete Seife. Sie ist von besonderer Härte und Weiße, und wird in alle Theile der Republik verführt. Von außerordentlicher Güte und blendender Weiße ist das hiesige Brod. Es wächst aber auch der beste Weizen im Land in der Gegend um Puebla. Mir war die gegen andere Gegenden außerordentliche Wohlfeilheit aller Lebensmittel auffallend. Ihr Preis beträgt weniger als die Hälfte des niedrigsten Preises derselben Lebensmittel von gleicher Güte in Oajaca. Als Ursache dieser Wohlfeilheit wird die im Allgemeinen hier herrschende Armuth angegeben.

Die Bewohner von Puebla sind im Ganzen arm, und noch äußerst bigott. Beide Uebel, so wie die aus ihnen entspringenden Laster, müssen der übergroßen Anzahl von Geistlichen zugeschrieben werden, welche vom Schweiße des Volkes sich mästen, und dessen Geist in den Banden abergläubischer Finsterniß halten. Fast vier Fünftel alles hiesigen Grundeigenthums gehören der Geistlichkeit. Fremde, Ausländer, sind in Puebla übel gelitten, weßhalb auch nur wenige hier wohnen. Auch dieß muß dem Einflusse der Geistlichkeit zugeschrieben werden, welche die Folgen der durch die Fremden sich mehr und mehr unter dem Volke verbreitenden Aufklärung voraussieht und fürchtet.

Es that mir sehr leid, daß unsere beschränkte Zeit uns nicht erlaubte, länger in Puebla zu verweilen, und alles Merkwürdige in der Stadt und ihrer Umgegend in Augenschein zu nehmen. Dazu aber würden mindestens vierzehn Tage gehören, und diese haben wir für dießmal nicht übrig.

Bei unserer Rückkehr in den Gasthof wurden wir von einigen hier logirenden Officieren auf ihr Zimmer geladen, wo sich ein Blinder befand, der eine eigene Art von ihm selbst erfundenen Instrumentes spielte. Er hatte eine gewisse Zahl — sechzehn, wenn ich nicht irre — Stäbchen sehr trocknen harten Holzes von verschiedener Länge und Stärke, keines indeß über neun Zoll lang oder über einen Zoll im Durchmesser. Auf dem mit Barnsteinen gepflasterten Zimmerboden knieend, ordnete er die eine Hälfte dieser Stäbchen zu seiner Rechten, die andere zu seiner Linken in Reihen. Indem er nun, beide Hände gebrauchend, ein Stäbchen der beiden Reihen um das andere vom Boden aufhob und wieder fallen ließ, erklang es im sanften, reinen Ton einer Harmonica. Durch lange Uebung hatte der Künstler in dem Spiele mit diesen Stäbchen eine solche Fertigkeit erlangt, daß er nicht nur Tänze und Melodien, sondern selbst schwerere Musikstücke, z. B. die Ouverturen verschiedener Opern, so wie man sie in Clavierauszügen findet, mit der größten Präcision ausführte. Eine Stunde lang unterhielt uns das herrliche Spiel des blinden, dem Anscheine nach sehr armen Künstlers, der von seiner ältern Schwester geführt ward, auf seinem sonderbaren, gewiß einzigen und höchst originellen Instrumente. Voller und lauter erklangen dessen Töne, wenn der Künstler auf einem Tische kniete. Derselbe Mann verstand auch die Stimmen der verschiedensten Thiere täuschend nachzuahmen. Er bedeckte dabei das Gesicht mit einem Tuch, und wir sahen ihn unter diesem mit den Händen arbeiten, deren er vielleicht zur Hervorbringung der verschiedenen Töne bedurfte. Ich bin kein Freund von dergleichen Geschicklichkeiten. Sie erscheinen mir herabwürdigend für den Menschen. Darum bat ich denn auch die Gesellschaft, bald den Künstler zu entlassen, in dem vielleicht ein Mozart untergegangen, weil es seinem musikalischen Genie an Gelegenheit gebrach, sich zu entwickeln.

(Fortsetzung folgt.)

In dem Tertiärbassin von Perpignan und in der Kreide von Tours sind unterirdische Gewässer, die einen ungeheuren Druck nach oben ausüben. Das Wasser eines artesischen Brunnens in Roussillon steigt 30 bis 40 Fuß über die Oberfläche. Zu Perpignan und Tours dringt das Wasser nach Arago's Angabe mit solcher Gewalt aufwärts, daß eine in die Röhre des Brunnens geworfene Kanonenkugel durch das aufsteigende Wasser sogleich wieder ausgeworfen wird.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 233.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 August 1837.

Portugiesische Lebensbilder.

Ländliche Sitten.

Gegen vornehmere Personen und besonders gegen solche, wovon sie etwas zu erwarten oder zu befürchten haben, von denen sie gewissermaßen abhängig sind, zeigen sich die Bauern oft hündisch kriechend, und machen tiefe Bücklinge, dabei den Hut beinahe bis auf die Erde sinken lassend. Stehen sie mit solchen in genaueren Berührungen, läßt sich der Herr herab den Bauer für gewöhnlich freundlich anzureden, alsdann umarmt er dessen Kniee, wenn er ihn vielleicht, durch Abwesenheit verursacht, seit längerer Zeit nicht gesehen hat, und eben so machen es die Bauersweiber gegen Damen und die Dienerinnen gegen ihre Herrschaften auf dem Lande, und begleiten eine solche Umarmung mit den schmeichelhaftesten Worten, wie schmerzlich sie die Abwesenheit empfunden, wie man vor Sehnsucht hätte sterben mögen,— estava a morer de saudade — und dergleichen Dinge mehr, welche in demselben Augenblicke wirklich gefühlt werden und ernstlich gemeint sind. Bei Begrüßungen nach einer längeren Abwesenheit oder beim Abschiednehmen sind überhaupt durch alle Stände hin, unter freundschaftlichen Verhältnissen, auch zwischen beiden Geschlechtern Umarmungen üblich, Küsse aber nie; hiebei beobachtet man aber auch eine gewisse Etikette: gleich und gleich faßt sich mit dem rechten Arm über die Schulter, mit dem linken unterm Arm, stützt dabei das Kinn auf die Schultern des andern und sieht über dessen Rücken hinaus und drückt sich in dieser Stellung dermaßen einander an die Brust, und trommelt sich dabei auf den Rücken, daß man braun und blau wird. Diese Umarmungen, die zur Sitte gehören, gehen also auch, wie sich von selbst versteht, nicht immer von Herzen und unter Vertrauten macht man auch gar keinen Hehl daraus, indem man über die Schultern hinaus dem Umarmenden Gesichter zuschneidet; am schönsten und spaßhaftesten sieht sich's zu, wenn beide zugleich dieses Manöuvre machen, ohne daß ein oder der andere ahnet, daß der Gegner dasselbe thut und triumphirend sich fahren lassen. Bei Gleich und Gleich kommt auch bei diesen Umarmungen der portugiesische Höflichkeitssinn in Anregung, indem man den andern dadurch ehrt, daß man ihn anstatt über die Schulter zu fassen, unter die Arme zu fassen sucht, wer nun am raschesten zufaßt und den niedrigsten Standpunkt der Arme erreicht, zeigt sich am höflichsten, zuvorkommendsten oder auch am respectvollsten; der Respect nimmt stufenweise zu, je niederer die Umarmung ausfällt, die vier Hauptabstufungen hat, über die Schultern, unter den Armen, um die Hüften und zuletzt die Kniee. Natürlicherweise wer so tief umschlungen wird, kann nichts erwiedern, als sich etwas herabzubeugen und die Arme auf des andern Schultern aufdrücken, und diese zu streichen und zu klopfen, so ungefähr, wie man es einem Lieblingspferde zu thun pflegt. Manche Personen niederer Stände heben den anderen, indem sie ihn tiefer faßen, auch schwebend und gleichsam im Triumphe empor, daß sie ihn glücklich wieder haben. Wenn ich z. B. einige Tage von der Eisenhütte abwesend gewesen war, dann faßte mich unsere Maria immer dermaßen um die Hüften und drückte mich gegen ihren steinharten Bauch und den kernfesten Busen, daß mir nun Hören und Sehen verging. Bei Damen faßt man nicht so kräftig zu, wie die Männer unter sich thun, sondern man führt den Arm ganz sanft um ihre Schultern, und drückt sich so einander von der Seite an die Brust, so daß der übrige Theil des Körpers gar nicht in Berührung kommt. Erst seit ungefähr 20 Jahren haben die Großstädterinnen unter sich das Küssen eingeführt, und die Herren das Händereichen, so daß die Herren nach englischer Sitte auch jetzt den Damen die Hände schütteln. Die Dienerinnen der Großstädter, welche auch die Vertrauten der Herrinnen sind, nehmen sich seit mehreren Jahren auch heraus, diese zu küssen.

Betrachten wir nun näher das Hauswesen einer wohlhabenden Bauernfamilie in den Gebirgsgegenden, und statten derselben einen Besuch ab bei etwas kühlem regnichtem Wetter, wo die Familie sich nicht vor dem Hause aufhalten kann und gegen den Windzug und Regengestöber die Thüre verschlossen hat. Ganz geräuschlos nähert man sich auf dem hoch aufgethürmten, zum Theil schon zusammengetretenen, an der Straße ausgebreiteten Strauchwerke zur Bereitung des künstlichen Düngers, in welches sich hie und da ein Schwein mit seinen Ferkeln eingewühlt und warm gebettet hat. Anstatt des Anklopfens an die Thüre pflegt man hier in die Hände zu klatschen, und wird

nicht sogleich darauf das Quem hé geantwortet, so klatscht man noch einmal und ruft dazu oh da casa! was dasselbe bedeutet, wie das deutsche in manchen Gegenden übliche Holla! Hat man den Ruf vernommen, so fragt man, ob man die Erlaubniß habe einzutreten. Man hat die Stimme erkannt, reißt die Thüre auf, und mit dem Ausrufe der Verwunderung: „oh Senhor! Bei diesem schlechten Wetter? treten Sie näher, Alles steht zu Ihrem Befehl in dieser schlechten Wohnung, die ganz unwürdig eines solchen Gastes ist!“ Jetzt kommt nun auch die Frau des Hauses hinzu, macht einen tiefen Knix zu ihren hölzernen Pantoffeln herab, und nimmt nun auf die lebendigste Art das Wort, so daß der Ehegemahl ganz zum Schweigen kommt, und nur auf eine eigene wohlgefällige Weise der Frauenrede zustimmt. Nun wird man zum Sitzen genöthigt auf den besten Platz neben den einzigen Tisch oder ans Küchenfeuer, wenn man dieses vorziehen sollte; sogleich wird man gefragt, ob man etwas zu sich nehmen wolle, und ohne die Antwort abzuwarten, verschwindet die Frau in ein dunkles Nebengemach, erscheint bald darauf wieder, deckt eine schneeweiße Serviette auf, und besetzt diese nun mit Marmelade oder Honig, frischem Ziegen- oder Schafkäse, mit einem aus Mais oder einem Gemenge von Roggen und Weizen gebackenen Brod. Nicht selten kommen dabei einige silberne Löffel und Messer zum Vorschein. Die Frau macht abermals einen großen Knix und bittet zuzulangen, herzlich bedauernd, daß sie nichts Besseres vorsetzen könne, oder daß sie nicht vorher von dem Besuche unterrichtet gewesen, um sich darauf vorbereitet zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Indien.

4. Die Bevölkerung Calcutta's.

(Schluß.)

Die europäischen Kaufleute sind völlig außer Stand, Geschäfte ohne ihre indischen Leute zu thun. Sämmtliche Einkäufe werden von ihnen besorgt, sämmtliche Rechnungen von ihnen geführt, alle Versendungen nach Europa von ihnen besorgt. Selten sieht man einen europäischen Commis oder Schreiber, sogar ein Theil der europäischen Correspondenz wird von Indiern geführt. Bewunderungswürdig ist ihre Geschicklichkeit, Alles nachzuahmen, was sie gesehen haben, und ihre Talente für mechanische Arbeiten. Europäische Handwerksleute existiren fast gar nicht, wie ich bereits erwähnte, und in der That, nirgends kann man sie besser entbehren als in Indien. Ich weiß, daß mehrere Engländer ihre kostspieligen Ingenieurs fortschickten, und die ganze Handhabung von complicirten Dampfmaschinen ihren Indiern überließen; ich sah, daß die große Buchdruckerei in Serampore, welche die Uebersetzung der Bibel in alle asiatischen Sprachen übernimmt, gänzlich von Indiern geleitet wird, die Lettern gießen, setzen, und die Presse handhaben; ich sah die berühmte Kanonengießerei in Cossipore unter der Oberaufsicht von zwei Europäern gänzlich von Indiern besorgt, und tagtäglich erfahren die Damen von Calcutta die Geschicklichkeit ihrer Dirgis oder Schneider, die geschickt die beste Pariser Mode nachahmen.

Wenn ich von der Bevölkerung Calcutta's spreche, darf ich nicht die kleine chinesische Colonie vergessen, die hier lebt, und ausschließlich aus Tischlern, Zimmerleuten und Schuhmachern besteht. Diese arbeitsamen Leute übertreffen in den oben gemeldeten Handwerken Europäer und Indier in Geschicklichkeit, Schnelle und Wohlfeilheit, so daß sie fast das ausschließliche Monopol darin behaupten. Die eleganten Damen verschreiben sich einige Paar Schuhe direct aus England, und übergeben sie hier ihrem erwählten chinesischen Fußbekleider, der das eleganteste Pariser Füßchen mit erstaunenswerther Nettigkeit copirt. Ohne Original jedoch sind sie verloren. Diese Herren Damenschuhmacher sind, weil sie bloß mit dem schönen Geschlecht zu thun haben, elegante Dandies, die ihre langen Zöpfe gar zierlich flechten, Handschuhe tragen, ein Portefeuille mit Mustern zeigen und gedruckte Adreßcarten, englisch und chinesisch geschrieben, ihren schönen Kunden hinterlassen.

Von den übrigen Elementen der Bevölkerung kann ich kaum etwas sagen, da ich sie nicht kenne. Die Armenier sind sehr zahlreich, leben aber sehr zurückgezogen, jedoch auf europäischem Fuße, ausgenommen, daß sie ihre Weiber und Töchter gleich den Moslems einsperren, besitzen prachtvolle Häuser und Villas, glänzende Equipagen und sollen im Allgemeinen sehr reich seyn. Die Perser und die Leute von Guzerat, vom Indus und von Bukhara, kenne ich nur vom Sehen. Erstere zeichnen sich durch ihren reichen Anzug und ihre helle Gesichtsfarbe aus, die zweiten durch einen eigenthümlich geformten rothen Turban, die dritten durch ihren musculösen, schön geformten Körperbau, die vierten durch ihre eigenthümlichen Bärte. Die malayische Race verschwindet unter den Hunderttausenden von Hindus, so gleichfalls die Birmanen. Die Araber kommen seit kurzem häufiger nach Calcutta als ehemals. Ihre Schifffahrt ist nicht unbedeutend, und sie besitzen besondere Hafenprivilegien.

Alle diese verschiedenen Menschenvarietäten bilden ein vielfaches Gemälde aller Nationen, alle Religionen gehen freundschaftlich hier Hand in Hand, und trotz einer sehr gelinden und an Anzahl sehr geringen Polizei fällt selten, selbst in den gedrängtesten Bazars, eine Unordnung vor. Ich bewundere in dieser Beziehung die englische Politik, die es am rathsamsten findet, alles so viel als möglich ohne Einmischung seinen natürlichen Weg gehen zu lassen.

Wie stark die Bevölkerung Calcutta's sey, dieß ist eine Frage, die auch nur annäherungsweise nicht zu beantworten ist. Es ist schon schwer zu sagen, wo Calcutta anfängt und wo es aufhört; denn rings um die Stadt reiht sich Haus an Haus und Dorf an Dorf, und nur auf der Ostseite bildet ein Salzwasser-See eine natürliche Gränze. Auf der Seite nach Norden gegen Barrakpore, einem 16 Meilen entfernten Lustschlosse und schönen Park des Generalgouverneurs, ist eine fast bis dahin sich ausdehnende ununterbrochene Häuserreihe, und in den natürlichen Mango-, Cocos und Tamarindengärten sind zahllose Hütten der armen Classe. Zudem muß man billigerweise zu Calcutta die auf der andern Seite des Hoogly stehenden Häusermassen rechnen, die

die Städte Howra, Soulkee ꝛc. bilden. Verſchiedene Statiſtiker und Geographen mögen demnach Recht haben, die einen, die da ſagen, daß Calcutta 500,000 Bewohner zähle, die andern, die die Anzahl bis auf 1,600,000 ausdehnen, Alles hängt davon ab, was ſie unter Calcutta verſtehn. Ein eigentlicher Cenſus iſt nie unternommen worden, viel weniger Geburts- oder Sterbe-Liſten, — vielleicht bloß deßwegen nicht, weil die Regierung ſehr ſtreng auf das Nichtinterventionsſyſtem dringt.

Keine Stadt auf der Erde hat wahrſcheinlich ſo viel Ueppigkeit aufzuweiſen als Calcutta. Was in Europa, in London, Paris und Wien großer Luxus heißt, trägt höchſtens den beſchönigenden Namen Comfort, oder wird von andern geradezu als Nothwendigkeit reclamirt. So die ganze Hauseinrichtung, ſo das Leben, die Bedienung, die Zahl der Equipagen ꝛc. Als Beiſpiel will ich anführen, daß ein Prediger, der für ſehr beſcheiden und moderat gehalten wurde, ein Haus beſaß, wofür er 3600 fl. C. M. jährliche Miethe zahlte, und 16 Domeſtiken, acht Pferde und drei Wagen unterhielt. Die innere Hauseinrichtung iſt ſumptuös, ja nach deutſchen Begriffen prinzlich; ein Diner für ſechs Perſonen enthält ſo viel Ueberfluß, daß 60 Perſonen von gutem Verdauungsvermögen daran genug hätten, und alles dieß nur, um durch die Entfaltung von Ueberfluß zu brilliren; was vom Tiſche getragen wird, fällt den Hunden und Krähen zu, denn niemand ißt es, weil bis auf den heutigen Tag der muſelmänniſche und indiſche Bediente ſtolz etwas zu genießen verſchmäht, was auf die Tafel ſeines hochchriſtlichen Herrn kömmt. Der Luxus in Weinen iſt gleichfalls übertrieben, es wird faſt für unmöglich gehalten, jemand einzuladen, wenn man ihm nicht Sherry, Port, Bordeaux, Champagner und Rheinwein aufſetzen kann; ſo prätendirt ein jeder Eis, welches in großen Schiffsladungen aus Nordamerika kommt, und gegenwärtig einen bedeutenden Handelsartikel bildet. Der Luxus der Damen iſt übertrieben lächerlich, und viele Ehemänner mögen über ihre koſtbaren Frauen im Stillen ſeufzen. Mit ſchwerer Seide und Atlasſtoffen überladen, macht man Morgenviſiten, und da man am Abende nichts Theureres anziehen kann, ſo belaſtet man ſich als Zugabe mit Gold, Perlen und Diamanten. Viele ſehn die Lächerlichkeit, noch mehrere den Ruin einer ſolchen Haushaltung ein, allein wir armes Menſchengeſchlecht ſind ſo ſchwach, daß wir nicht ſelten unſer Glück dem Scheine opfern. Die allgemeine Ausflucht, oder beſſer die Beſchönigung einer falſchen Scham iſt es: alle Meinesgleichen machen es ſo, folglich muß ich auch mitthun. Der Grund einer ſolchen übertriebenen Ueppigkeit iſt der Reichthum. Ein Mutterſöhnchen, das in ſeinem 16ten Jahre nach Indien kömmt, um in den Civildienſt zu treten, bekommt, bevor es eintritt, 200 fl. C. M. monatlich Gehalt. Das iſt eine Kleinigkeit im Verhältniß zu den Bedürfniſſen. Das Söhnchen macht im erſten Monat Schulden, und es gibt ſehr viele Leute, die Geld zu 12 Procent willig leihen. Sie wiſſen, daß das Söhnchen mit den Jahren avanciren, und daß es 21 Jahre dienen muß, und das Söhnchen weiß, daß es mit der Zeit 1 bis 4000 fl. monatlich Gehalt bekommen wird, und kehrt ſich wenig daran, etwa 20 bis 30,000 Rupien Schulden zu haben. Allein das Capital iſt in ſieben Jahren verdoppelt, und es gibt ſehr viele Grauköpfe, die ihre Jahre abgedient haben und gerne nach Hauſe möchten, wenn ſie nur könnten. Ans Erſparen denken ſehr Wenige, beſonders Civilbeamte, und dieſe wiſſen, daß ſie nach 21 Jahren in England eine Penſion von 1000 Pfund jährlich beziehen müſſen, und dieß iſt Alles, was ſie wünſchen. Deßhalb lebt man hier in ſolchem Saus und Braus: die Kaufleute ſind meiner Meinung nach die Einzigen, die wirklich Geld verdienen; ihr Verdienſt muß enorm ſeyn, und ich wundere mich nur, daß ſeit der Eröffnung des Handels nicht mehr Speculanten herüberkamen, um aus der großen indiſchen Goldgrube zu ſchöpfen, denn eine große Menge von natürlichen Erwerbsquellen liegt noch offen, die einen reichen Lohn denjenigen verſprechen, die ſie zu benützen verſtänden.

Chronik der Reiſen.

Reiſe von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

2. Reiſe von Tehuacan nach Mexico.

(Fortſetzung.)

Mexico, am 30 Mai.

So bin ich denn nun wirklich in der weltberühmten glänzenden Hauptſtadt Neuſpaniens, die zu beſuchen ſo lange ſchon mein ſtets vereitelter Wunſch geweſen war.

Noch vor Anbruch des Tages weckte uns dieſen Morgen der flinke Aufwärter im Poſthauſe zu Puebla aus ſüßem Schlummer. Raſch kleideten wir uns an, nahmen den ſchon fertigen Chocolate ein und beſtiegen den bequemen Eilwagen, der, mit vier raſchen, wohlgenährten nordamerikaniſchen Pferden beſpannt, ſchnell davonflog. Dieſe Wagen ſind für neun Perſonen eingerichtet, heute aber waren unſerer nur fünf, ein deutſcher Kaufmann mit ſeiner Frau, ein höchſt lebendiger Bürger Puebla's, mein Reiſegefährte Don Francisco de Paula Heredia und ich.

Noch lag das Grauen der Morgendämmerung über der weſtlichen Erde, und nur undeutlich erſchienen die Gegenſtände um uns her. Bald aber vergoldeten die erſten Strahlen der Sonne die Gipfel der vor uns liegenden Vulcane, die Nebel wichen, und wir ſahen die reiche, wohlbebaute Ebene von Cholula ſich vor uns ausbreiten. Die Straße, auf der wir dahinrollten, ein Theil der Chauſſée des Conſulado, war wohlerhalten. Etwa eine Legua von Puebla kamen wir über eine ſehr ſchöne maſſive Brücke, die einen tiefen Fluß überſpannt. Sie iſt an beiden Enden mit geſchmackvollen, Triumphbögen ähnlichen Portalen geſchmückt. Die Brücken auf dieſer Straße, deren wir viele kleinere und größere antrafen, ſind ſämmtlich ſehr gut, meiſt aus Quadern gebaut. Die Erbauer erkannten, daß ſolid und gut bauen bei ſolchen Gegenſtänden auch wohlfeil bauen heiße, eine Wahrheit, die anderwärts ſo oft mißkannt oder unbeachtet gelaſſen wird. Ueberhaupt ſieht man an den vollendeten Theilen dieſer ſchönen Straße, daß bei ihrer Anlage keine Koſten geſpart wurden, um ein Werk zu liefern, das, wäre es vollendet worden, dreiſt der Napoleoniſchen Straße über den Simplon an die Seite geſtellt werden könnte.

Wir kamen an Cholula und ſeiner ungeheuren Pyramide in der Entfernung von etwa einer halben Legua vorüber. Deutlich erkennt man an dem rieſigen Gebäude noch die vier Stockwerke oder Terraſſen, aus

denen es bestand, wenn schon seine Seiten theilweise zerstört und mit allerhand Buschwerk bewachsen sind. Auf der Rückreise, die wir zu Pferde machen werden, denke ich dieß merkwürdige Monument grauen Alterthums etwas näher zu betrachten.

Durch eine Allee von Weiden und Silberpappeln führt mehrern Dörfern vorüber die breite Straße bis zur Venta del Rio prieto, einem einzelnen Wirthshause, wo wir die ersten Relais fanden. Während unser Kutscher mit Umspannen beschäftigt war, entsprang eines der frischen Pferde dem haltenden Knecht, und flog in lustigen Sprüngen über die Ebene hin einem Dorfe zu, was, halb von Baumgruppen versteckt, etwa eine halbe Stunde seitwärts lag. Den Aufenthalt, der dadurch entstand, benutzte ich, mit meinen Reisegefährten etwas näher bekannt zu werden. Der deutsche Kaufmann, ein Sachse von Geburt, hatte früher in Canada gewohnt. Von dort kam er nach Veracruz, wo er etwa ein Jahr zugebracht hatte, und stand jetzt im Begriff, ein Handelshaus in Mexico zu errichten. Er sowohl, als seine Gemahlin, eine zartgebaute, nicht gerade schöne, aber interessante Dame, ebenfalls aus Sachsen, waren sehr gebildete Leute. Letztere war erst kurz vor der bestimmten Abreise ihres Mannes allein von Canada in Veracruz angekommen. Sie hatte die Cholera gehabt, und außerordentlich daran gelitten, was die Blässe ihres Gesichts noch jetzt bezeugte. Es war mir unbegreiflich, wie das zarte Wesen die fürchterliche Curart ausgehalten, die man in Canada mit ihr vorgenommen, und von der sie mir im Verlaufe des Tages die Details mittheilte. Ihr Mann hatte erst bei ihrer Ankunft in Veracruz von ihr selbst erfahren, daß sie sich am Rande des Grabes befunden. „Ach nein," sprach die zarte Frau, „wie hätte ich meinem armen Manne den Kummer machen können, mich so gefährlich krank zu wissen? nein, nein, so grausam konnte ich nicht seyn!"

Der kleine Poblaner, ebenfalls ein Kaufmann, der seiner Geschäfte wegen nach Mexico ging, war ein drolliger Patron, der uns viel zu lachen gab. So fragte er unter Anderem einmal die Dame, welche einen Basthut trug, in allem Ernste, wie viel die Elle „de este bonete" (von diesem Hute) gekostet habe. Lachend übersetzte ich der Dame, die, wie ihr Gemahl, kein spanisch verstand, die Frage. Der kleine Mann war über das nun allgemein aufbrechende Gelächter über seine, wie er glaubte, sehr vernünftige Frage äußerst erstaunt, und behauptete, als ich ihm begreiflich zu machen suchte, daß „estos bonetes" gewöhnlich nicht ellenweise verkauft würden, daß er sie in Mexico allerdings so verkaufen sehen, und nun kam heraus, daß er den feinen Bast des Hutes für — Gaze gehalten, und eigentlich nach dem Preise der Elle von diesem Stoffe gefragt haben wollte.

Gegen acht Uhr erreichten wir San Martin, einen großen schönen Flecken, sieben Leguas von Puebla. Hier bekamen wir das zweite Relais, und hier ist auch der Ort, wo die Passagiere des Eilwagens gewöhnlich ein Frühstück einnehmen. Wir betraten das Haus, wo wir schon mehrere muntere, reinlich gekleidete Frauen am Herde beschäftigt, und Alles bereit fanden, unsern Appetit zu stillen. Wir Deutschen nahmen nur ein Glas frischer vortrefflicher Milch nebst einigen weichen Eiern und dem schönsten Weißbrode zu uns. Unsere beiden Mexicaner, Heredia und der Poblaner, verzehrten dagegen mit großem Wohlgefallen einen Teller voll Frijoles nebst gebratenem Fleisch, und einigen Gläsern des beliebten Pulque, der, wie sie sagten, vortrefflich war. Vom Balcon vor diesem Hause hat man eine herrliche Aussicht auf das wohlangebaute Thal umher mit seinen zahlreichen Dörfern und Haciendas, auf die Vulcane und die düstern Gebirge des Malinche. Nur einen kurzen Augenblick konnte ich ihrer genießen, denn schon ertönte das Horn des Postillons, die Pferde waren vorgespannt, wir stiegen ein, und im raschen Fluge ging es weiter.

Von hier bis Puente de Tesmelucs, in dessen Nähe man über eine wunderschöne, eine tiefe Schlucht überspannende Brücke kommt, steigt der immer durch eine reich bebaute Gegend, an mehrern Dörfern vorüber führende Weg nur wenig. Die vier Leguas von San Martin entfernte Venta del Puente ist nur um 557 Fuß höher gelegen als jener Flecken. Hier trafen wir die erste Station der an dem nun beginnenden Wege über die Gebirge, welche das Thal von Mexico von dem von Puebla trennen, aufgestellten Dragoner-Etapen. Dieser Weg ist seiner Unsicherheit wegen berüchtigt. Sogar die Diligence ist hier mehrere Male von Räubern angefallen und beraubt worden. Die Dragoner-Etapen, von denen stets starke Patrouillen von einer Station zur andern reiten, und die Diligence und sonstige Reisende auf ihr Verlangen begleiten müssen, haben dem Uebel jetzt ein Ende gemacht.

Unmittelbar von Tesmelucos ab beginnt das Steigen. Die Straße leitet durch einen dichten Hochwald von Tannen und Eichen, untermengt mit Cedern, Lorbeeren, Arbutus u. s. w. Sie ist immer noch sehr breit und gut, nur zuweilen etwas zu steil. Der allgemeine Charakter des Weges erinnerte mich stark an die Wege durch mein heimathliches Harzgebirge, eine Erinnerung, der auch die oben herrschende Kälte nicht widersprach. Von Tesmelucos bis zur Venta del Rio Frio, wo wir zu Mittag speisten, steigt man um 2219 Fuß. Das Wirthshaus und das kleine Gebirgsdorf, zu welchem es gehört, liegen auf einer beschränkten, von düstern Tannen und finstern Cedern umgebenen Bergebene, am Ufer eines kleinen Baches mit klarem, beständig sehr kaltem Wasser, von dem sie auch den Namen haben. Mit seinen niedrigen Holzhütten, in denen man kaum aufrecht stehen kann, und deren Bretterdächer mit großen Steinen beschwert sind, damit der Sturm sie nicht herabreiße, gleicht Rio Frio manchen Dörfern der Alpen oder des nördlichen Schwedens. Das Wirthshaus war ein großes Gebäude aus Fachwerk, jetzt aber größtentheils abgebrannt. Vortrefflich schmeckten uns eine Art kleiner Forellen aus dem Bache. Wir trafen hier mit der von Mexico kommenden Diligence zusammen. In ihr befand sich unter Anderem eine hübsche junge Mexicanerin, die mit ihren rabenschwarzen Locken, dem ebenfalls schwarzen Auge und der wachsbleichen Farbe des Gesichts mit der sanftgebogenen Adlernase völlig einer hübschen Jüdin gleich sah. Diese Bemerkung äußerte ich kaum gegen unsern lustigen Poblaner, als er, plötzlich ernst, Messer und Gabel fallen ließ, und sich bekreuzend ausrief: „Ave Maria, wie kann man solch gottlosen Vergleich machen!"

Immer noch geht die Straße von hier bergan, bis man die „Barranca de Juanes" erreicht, und mit ihr den höchsten Punkt des Weges, 10,486 Fuß über dem Meer. Es ist empfindlich kalt hier oben. Links sieht man die Schneekuppe des Iztaccihuatl durch die Bäume schimmern. Sie erscheint so nahe, als erhöbe sie sich unmittelbar hinter dem Walde. (Schluß folgt.)

Die Kohlenlager nehmen in England ein Zwanzigstel, in Belgien ein Vierundzwanzigstel, in Frankreich dagegen nur $\frac{1}{100}$ der gesammten Bodenfläche ein. So rechnete man wenigstens noch vor einem Jahre. Neuere Entdeckungen scheinen das Verhältniß günstiger für Frankreich gestellt zu haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 234.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 August 1837.

Literariſche Journale im Orient.

Indien.

In welcher Hinſicht man auch die Thätigkeit der Engländer in ihren Colonien betrachten mag, ſo ſteht ſie in einem grellen Contraſt mit der Apathie und dem Mangel an Intelligenz der übrigen europäiſchen Nationen, welche ähnliche Etabliſſements beſitzen. Die ganze engliſche Bevölkerung jeden Alters und Standes vom Indus bis nach Canton, beſteht aus nicht 100,000 Perſonen, von denen 20,000 gemeine Soldaten, deren geiſtige Bedürfniſſe gering genug ſind, aber dieſe unbedeutende Bevölkerung beſitzt über 60 Journale aller Art; darunter iſt eine große Anzahl politiſcher Journale, wie der Bengal Hurkaru, Engliſhman, Standard, Madras Gazette, Bombai Gazette, Dehli Gazette, Cawnpoor Observer, Central India Free Preß u. ſ. w. Es iſt hier nicht der Ort, von ihrer politiſchen Tendenz und Bedeutung zu ſprechen, aber ſie enthalten nicht ſelten Aufſätze von beträchtlichem Intereſſe für die Geographie des Orients, Statiſtik von Indien, Zuſtand der einheimiſchen Staaten u. ſ. w. Dieſe wurden in einem monatlichen Journal, Calcutta monthly Journal geſammelt, das aber leider aufgehört hat, und ſeit dieſer Zeit gehen eine Menge Materialien von Werth verloren, denn die täglichen indiſchen Journale kommen ſo gut als gar nicht nach Europa, da die oſtindiſche Compagnie, der Board of Control, das Haus Parbury und die aſiatiſchen Geſellſchaften von London und Paris wahrſcheinlich die einzigen Abonnenten in Europa ſind. Andere Journale ſind ausſchließend der Armee beſtimmt, wie das United Service Journal, oder dem Handel, wie die Commercial Gazette, Exchange u. ſ. w., Miſſionsangelegenheiten, wie der Chriſtian Observer, Chriſtian Spectator u. a. dem Jagdweſen, wie das Calcutta Sporting Magazine, Bombay Sporting Magazine, der Medicin, wie das Monthly medical Journal. Alle dieſe enthalten ebenfalls gelegentlich literariſche Artikel, aber können nicht als literariſche Journale angeſehen werden. Dieſer letztern iſt ſeit 20 Jahren eine ziemliche Anzahl entſtanden, aber meiſtens nach einer kurzen Carriere wieder verſchwunden, wie z. B. das Calcutta Review, das zwei Jahre dauerte, das Calcutta Quarterly Review, das ein ausgezeichnetes Journal war, und viele kritiſche Artikel und Ueberſetzungen aus orientaliſchen Sprachen von vielem Werth enthielt, aber nach vier Jahren aufhörte. Die Literary Gazette, die noch beſteht, aber ſich meiſtens mit europäiſcher Literatur abgibt, das Madras oriental Magazine, das aufgehört hat, die Gleanings of Science, von denen vier Bände erſchienen und ſich nachher mit dem Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen vereinigten. Dieſes iſt ein ganz ausgezeichnetes Journal, das viel zu wenig in Europa bekannt iſt. Es wird nicht auf Koſten der aſiatiſchen Geſellſchaft, ſondern auf die ihres Secretärs, James Prinſep, herausgegeben, der es vor ſechs Jahren begann, als die Finanzen der Geſellſchaft die Fortſetzung der Asiatic Researches es nicht mehr zu erlauben ſchienen. Es erſcheint in monatlichen Heften, welche jährlich einen Band bilden; der von 1836 beſteht aus 865 Seiten und 49 Kupfern und Lithographien. Es enthält nur Originalartikel, und weniger leere Worte als irgend ein Journal, das dem Schreiber dieſer Linien bekannt wäre, was ſich leicht daraus erklärt, daß es die Reſultate der Bemerkungen von Officieren und Beamten enthält, die über Indien hin zerſtreut ſind, und die Gelegenheit benutzen, neue Beobachtungen ſo kurz als möglich mitzutheilen, weil ſie keine Zeit für das literariſche Ausarbeiten haben, und ſich ſo an das Weſentliche halten müſſen. Es verbreitet ſich auf alle Theile der Naturwiſſenſchaften und der hiſtoriſchen und geographiſchen Kenntniß von Indien, enthält Analyſen neugefundener Körper, geologiſche und mineralogiſche Unterſuchungen, Beſchreibungen neu entdeckter indiſcher Foſſilien, Abbildungen und Entzifferung alter Inſchriften, ſtatiſtiſche und geographiſche Beſchreibung indiſcher Provinzen und Localitäten u. ſ. w. Die große Maſſe der bis jetzt bekannten indoſcythiſchen Münzen und Alterthümer ſind in dieſem Journal bekannt gemacht worden, kurz es bildet ein umfaſſendes Organ für die wiſſenſchaftlichen Entdeckungen von ganz Indien. Der Herausgeber iſt Director der Münze in Calcutta, findet aber nicht nur Zeit, um die große Correſpondenz des Journals zu beſorgen, ſondern auch den größten Theil der Kupfer ſelbſt zu ſtechen, was bei Platten dieſer Art, welche Inſchriften, Münzen und Foſſilien darſtellen, natürlich eine Garantie iſt, welche ein Ort wie Calcutta, wo keine Concurrenz von Künſtlern

iſt, ſonſt nicht darbieten würde. Das Journal koſtete bisher 12 Rupien, und wurde zu 500 Exemplaren abgezogen, aber die folgende Rechnung von den Koſten des letztern Jahres zeigt, daß es nicht ſo bleiben konnte, die Koſten des Journals an Druck, Kupferdruck, Poſt und Einband beliefen ſich auf 12,268 Rupien (d. h. 1,226 Pf. St.) die Einnahme auf 5743 Rupien. Der Herausgeber ſah ſich daher genöthigt die Subſcription vom laufenden Jahre an auf 18 Rupien feſtzuſetzen. Bis jetzt werden nur 50 Exemplare nach Europa geſchickt, während ein Journal dieſer Art in jeder öffentlichen Bibliothek zu finden ſeyn ſollte. Aber die Unwiſſenheit indiſcher Gelehrten über die literariſchen Bedürfniſſe von Europa iſt eben ſo groß als die Trägheit der wenigen Buchhändler, welche directe Verbindungen mit Indien haben. Die erſten Bände des Journals ſind in Indien gänzlich vergriffen, aber es iſt Hoffnung da, daß wenigſtens künftig eine größere Anzahl werde nach Europa geſchickt werden.

In Madras erſcheint auch ein literariſches Journal unter dem Titel Journal of Literature and Science under the patronage of the Madras aſiatic Society, herausgegeben von Morris; es erſcheint alle zwei Monate ein Heft, deren ſechs einen Band bilden. Es ſind zwei Bände erſchienen (Preis 14 Sch. der Band), es enthält aber wenige Originalaufſätze, der intereſſanteſte der bisher erſchienenen iſt die Autobiographie eines Birmanen, der größte Theil des Inhalts iſt aus dem Journal von Calcutta und europäiſchen Werken entlehnt.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Ländliche Sitten.

(Schluß.)

Während deſſen hat ſich der Mann in der Stille fortgeſchlichen, um ſein beſtes Faß anzuzapfen, ein großer irdener Krug Wein wird vorgeſtellt, nebſt einem kleinen irdenen bunten Näpfchen, worin eingeſchenkt wird, denn Gläſer ſind ſelten unter ſolchen Leuten. Mit den vorhergehenden üblichen Geſundheiten gegen alle Gegenwärtigen thut man den erſten Schluck, und je beſſer man es ſich ſchmecken läßt, je lieber iſt es dieſen Leuten, je mehr fühlen ſie ſich geehrt, und Mann und Frau nehmen gar keinen Theil an dem Mahle, ſetzen ſich auch nicht, allein ſelten unterlaſſen ſie die Geſundheit ihres Gaſtes zu trinken, wobei die Frau immer die tiefſten Verneigungen macht. Auch die ärmſten Bauern geben bei ſolchen Gelegenheiten mit Freude das Beſte, was ſie haben. Töchter des Hauſes, große und kleine, ziehen ſich bei ſolchen Gelegenheiten ſcheu zurück, und laſſen ſich ſelten ſehen, wenn man nicht ſchon ein alter Bekannter des Hauſes iſt; Knaben aber drängen ſich näher herbei und horchen auf die Unterhaltung, die bei ſolchen Leuten mit ihren oft richtigen und natürlichen Urtheilen, den Geſchichten, die ſie in einem gefälligen Zuſammenhange, begleitet mit den lebhafteſten Geſticulationen, Mienenſpiel und Ausdruck des dunklen Auges in einem oft wirklich höchſt vornehmen Geſichte und dem ſchlauen Kopfe, meiſtens intereſſanter iſt als die Unterhaltung in den großen ſtädtiſchen Cirkeln. Stunden lang kann man ſo bei ihnen ſitzen, ohne daß die Converſation fade und langweilig würde oder in Gemeinheiten ausartete; man wird Menſchen von ſogenannter guter Erziehung in einem ehrbaren portugieſiſchen Bauernhauſe nicht vermiſſen. Der Bauer wird ſeinen Gaſt auch nie mit Jeremiaden, die der deutſche Bauer gewöhnlich zu ſeinem Thema wählt, wie z. B. ſchlechte Ernte, Hagelſchlag, Theurung, viele Abgaben u. dgl., wozu denn das jämmerlichſte, mit Laſten erdrückte Geſicht geſchnitten wird, was zum Erbarmen iſt, behelligen; dergleichen Dinge, die gewiß am innigſten mit dem Leben zuſammenhangen, ſind aber hier, vermöge der angebornen Sorgloſigkeit, womit die Leute von einem Tage zum andern leben, nur Nebendinge, die man nur gleichgültig berührt, ja oft mit lachendem Munde vorträgt, da man ſich gleich in das Unabänderliche zu finden weiß, und ſich mit der paciencia tröſtet. Bei dieſer großen Gaſtfreundſchaft des portugieſiſchen Bauern ſpielt natürlicherweiſe die Eitelkeit, beſonders der Weiber, keine kleine Rolle, namentlich um ihre Künſte in der Bereitung von Süßigkeiten und aller Backwerke zu zeigen, weßhalb ſie denn recht inſtändig bitten, wenn man ſie künftig beſuchen wolle, doch vorher einen kleinen Wink davon zu geben, und man kann ihnen freilich keine größere Freude machen, als wenn man dieſes auch ins Werk ſetzt; ſie gehen ſelbſt ſo weit mit ihrer Freigebigkeit, daß wenn jemand ſich z. B. momentan in einer Gegend oder an einem Ort aufhält, wo man Geſchäfte halber ſich aufhalten muß, ſie den Haushalt des Fremdlings mit allen Producten verſehen, und dieſer nur fortwährend dagegen zu ſteuern und zu wehren hat, denn nicht ſelten kommt auch dabei das Intereſſe ins Spiel, es ſind oft die Vorläufer, ſich dadurch einen Anſpruch auf eine Gefälligkeit zu erwerben, was einen oft in die größte Verlegenheit bringt, denn die Art und Weiſe, wie etwas gegeben wird, iſt ſchon die die verbindlichſte; abſchlagen und zurückweiſen darf man nicht, ohne den Geber zu beleidigen, und oft erfährt man es auch erſt lange Zeit nachher, von wem die Gabe kam. Wer in dieſem Stücke nur etwas delicat denkt, bereitet ſich auf Gegengeſchenke vor, man nimmt die Geſchenke und macht Gegengeſchenke, um quitt zu werden, denn wenn einem auch heute in der unſchuldigſten Abſicht ohne irgend ein particulares Intereſſe dabei zu haben, ein Mimo gegeben wird, ſo erinnert man ſich deſſen oft nach Jahren wieder, und verlangt eine Gegengefälligkeit. Der Portugieſe macht deßhalb auch einen großen Unterſchied zwiſchen einem Präſent und einem Mimo, ungeachtet im Grunde genommen beides eins und dasſelbe iſt; allein unter Mimo verſteht man eigentlich eine Freundſchaftsgabe, ein Andenken, dagegen aber ein Präſent mehr ein Lohn für einen geleiſteten Dienſt bedeutet, oder ein Geſchenk, was der Höhere an den Niedern gibt, und man vermeidet daher ſo viel wie möglich dieſes Wort, um der Sache auch keine große Wichtigkeit beizulegen; man würde es übel nehmen, wollte man jemanden ſagen, ich mache ihnen hiemit ein Präſent, hingegen ſagt man eu lhe faro hum mimo, ſo wird es mit dem größten Dank angenommen, und mit ſolchen Mimos war von jeher in Portugal Alles auszurichten, wenn man ſie nur

zur rechten Zeit und an die gehörige Perſon anzubringen wußte. Die Hauptſache iſt, daß man damit nicht gerade zutappt. Beſteht der Mimo in einer Koſtbarkeit, ſo überſchickt man ihn z. B. an den Herren oder die Dame des Hauſes mit einer Entſchuldigung, daß man ſich die Freiheit nehme, dem und dem ihrer Lieblingskinder dieſe und jene Kleinigkeit zum Mimo zu machen. Werden einem Süßigkeiten, Backwerk oder andere dergleichen Victualien zugeſchickt, ſo bittet man um Entſchuldigung, daß man ſich unterſteht, für die Dienerſchaft des Herren oder der Frau etwas zum Nachtiſche zu ſenden. Solche Mimos werden auch nie als Beſtechungen angeſehen, ungeachtet damit die Beamten, welche in Ruf ſtanden, dieſelbe gerne zu empfangen, oft dadurch weich wurden und den Geber nach Maßſtab begünſtigten. Bei den Mineiros in Braſilien pflegten ſolche Mimos an Beamte und an die Gouverneure aus Goldſtaub zu beſtehen, der in einem verdeckten Näpfchen unter dem Namen des bekannten Nationalgerichtes der Canchica (gekochter Mais) auf die Tafel geſetzt wurde. Wer dieſes Näpfchen vorgeſetzt bekam, wußte ſchon was es zu bedeuten, reichte es ſeinem Diener und ſagte ihm: goarda isso para logo (ſtell dieſes bei Seite für nachher.).

Der brittiſche Handel in Perſien. *)

Im Jahr 1827 kam ich nach Perſien auf Anſuchen Seyid Khans, der im Vereine mit dem Major J. Hart — damals Commandant der regulären perſiſchen Truppen — Anſtalten zu meinem Eintritt in die Militärdienſte Perſiens getroffen hatte. Nachdem ich zwei Jahre im Lande geweſen war, machte der Major Hart mir den Vorſchlag, mich mit ihm zu aſſociiren und nach England zu gehen, um dort Manufacturartikel einzukaufen, mit denen wir einen Verſuch zu directem Handel mit Perſien über Trapezunt machen wollten. Ich reiſte demnach zu dieſem Zwecke nach England, allein gleich nach meiner Ankunft daſelbſt erlitt unſer Unternehmen durch den Tod des Majors Hart, der ſtets mein warmer Freund geweſen war, einen mächtigen Stoß. Ich reiſte deſſen ungeachtet im September 1830 mit einem Transporte verſchiedener brittiſcher Waaren, an Werth 6000 Pfd. St. aus England ab, und kam im Januar 1831 zum zweiten Mal nach Tabris. Während der Reiſe ſtieß ich auf kein Hinderniß irgend einer Art. In Conſtantinopel mußte ich einen Zoll von 3 Procent bezahlen, obſchon ich erklärte, daß meine Waaren nach Perſien gingen und nur als Tranſitgüter ausgeladen würden. Durch Bezahlung dieſes Zolles war ich indeß für die ganze Türkei frei, und hatte nur in Deodin, der letzten türkiſchen Station vor der türkiſchen Gränze, eine Kleinigkeit zu bezahlen. Ich halte das ſchwarze Meer für weit minder gefährlich, als man allgemein zu glauben pflegt. Ich habe es im December an Bord eines ſchlechten raguſaniſchen Schooners ohne allen Unfall befahren, und nach Allem, was ich von denen gehört, welche dieſes Meer gewöhnlich zu beſchiffen pflegen, ſind Unglücksfälle ſehr ſelten. Von Conſtantinopel nach Trapezunt braucht man vier bis zehn Tage. (Die Dampfboote legen jetzt die Ueberfahrt in 24 Stunden zurück.) Die Reiſe von Trapezunt nach Erzerum mit Karawane erfordert zehn bis eilf Tage, und iſt beſonders im Winter ſehr beſchwerlich, weil faſt der ganze Weg durch Gebirgspäſſe führt. Auf dem Gipfel eines Berges, Namens Gaushupongar, waren wir genöthigt fünf Pferde mit ihren Ladungen im Schnee ſtecken zu laſſen, und uns zu flüchten, um das Leben zu retten, denn es ſchneite ſo heftig, daß die Karawane genöthigt war ſich drei Tage lang in einem Nachtlager aufzuhalten. Wir machten wiederholte Verſuche, das Gebirge von neuem zu erklimmen, mußten aber immer wieder umkehren, bis ſich endlich am vierten Tage das Wetter aufhellte, wo wir dann die Ladung wieder bekamen; die Pferde waren natürlich umgekommen. Solche Unfälle kommen während der drei Wintermonate häufig vor, und dennoch machen die Karawanen die Reiſe zu dieſer Jahreszeit. Während der übrigen neun Monate iſt der Weg ganz frei. Vor Beraubung ſcheint man ganz ſicher zu ſeyn, denn ich hörte auch nicht von einem einzigen Falle dieſer Art, und Reiter, welche oft die koſtbarſten Artikel bei ſich haben, machen die Reiſe ohne Furcht ganz allein.

Die Stadt Erzerum hat ſeit dem Einfalle der Ruſſen und der Vertreibung von 9000 armeniſchen Familien, die den weſentlichſten Theil der Handel treibenden und Manufacturen beſitzenden Bevölkerung ausmachten, viel von ihrer Bedeutung verloren. Viele dieſer unglücklichen Verbannten entwichen aus den ihnen von der ruſſiſchen Regierung angewieſenen Aufenthaltsorten, und wollten ihren vormaligen Wohnort wieder beziehen, allein die ruſſiſche Polizei war zu wachſam, und ſo gelang dieß nur denen, welchen das Glück zu Theil geworden war, ihren Aufenthalt in der Nähe der Gränze angewieſen erhalten zu haben. Zu Erzerum wird von Waaren, die bereits in Conſtantinopel vermauthet wurden, kein weiterer Zoll bezahlt. Die Entfernung von Erzerum nach Tabris beträgt 16 Karawanentagereiſen, oder etwas mehr als 100 Stunden. Der Theil der Reiſe, wo man am meiſten Gefahr läuft beraubt zu werden, iſt von dem Engpaß in der Gebirgskette Kuſſi Dagh bis an die perſiſche Gränze. Dieſer Strich war vormals hauptſächlich von Armeniern bewohnt, die jedoch von der ruſſiſchen Armee ſämmtlich fortgeſchleppt wurden bis auf eine kleine Zahl der ärmſten unter ihnen. Ihre Dörfer ſind jetzt von nomadiſchen Kurdenſtämmen in Beſitz genommen worden, die von Van, Muſch und von den Gränzen von Eriwan kommen. Dieſes Volk iſt räuberiſch von Natur und aus Gewohnheit, doch weiß man kein einziges Beiſpiel, daß eine Karawane angefallen worden wäre. Uebrigens iſt die Reiſe auf dieſer Strecke wegen Mangels an Lebensmitteln und wegen des ſchlechten Charakters der Bewohner höchſt unangenehm.

Sobald man die perſiſche Gränze überſchritten hat, befindet man ſich in einem ſichern Lande, wie dieß überhaupt der Fall in den von Abbas Mirza beherrſchten Gebieten und im ganzen übrigen Norden von Perſien iſt. Der Weg, der gewöhnlich von den Karawanen verfolgt wird, führt in einer Entfernung von drei Stunden an Bayazid, der Gränzſtadt des Paſchaliks Erzerum, vorüber, — ungefähr ſieben Stunden von den jetzigen Gränzen des ruſſiſchen Reiches. Als ich nach Tabris kam, befand ſich Abbas Mirza mit ſeinem Hof und ſeiner Armee noch in Kirman gegen Haſſan Ali Mirza im Feld. Es war dieß ein ſehr ungünſtiger Umſtand für mich, weil meine Waaren ſich faſt ausſchließlich nur für die höhern Claſſen eigneten; auch vermehrte es die Schwierigkeiten der Beſtimmung des Zolles, den ich für meine Waaren zu entrichten hatte. Die Zölle von Tabris und ganz Aderbeidſchan ſind ver-

*) Aus einem ſchon ältern Schreiben des Engländers C. H. Burgeß, eines der erſten brittiſchen Unterthanen, der es unternahm mit Waaren aus England direct nach Perſien zu gehen.

pachtet; der Zolleinnehmer spannte daher natürlich seine Forderungen so hoch als möglich, und zwar um so mehr deßhalb, weil noch nie Waaren der Art, wie die meinigen, eingeführt worden waren, und es mithin an einem Maßstabe gebrach, nach dem man sich hätte richten können. Der von Sir Malcolm abgeschlossene Vertrag enthielt die Bestimmung, daß die Zölle auf englische Waaren von den Käufern erhoben werden sollten, allein dieß ließ sich, wie man gleich sehen wird, bei mir nicht in Anwendung bringen. Man verlangte von mir 5 Procent des Werthes, den der Zolleinnehmer selbst so übermäßig hoch taxirte, daß 10 Procent vom Kostenpreise der Waaren herauskamen. Er rechtfertigte seine Forderung damit, daß die Russen ebenfalls 5 Procent bezahlten, und daß man daher nicht wohl von andern europäischen Producten weniger erheben könne. Allein obschon dieß an und für sich wahr ist, so muß man dagegen auch bemerken, daß die russischen Waaren nach ihrem eigentlichen Werth abgeschätzt werden, denn da in Persien Alles nach dem Einflusse der interessirten Parteien bestimmt wird, und Rußland im Norden des Landes jetzt den bedeutendsten besitzt, so kann man leicht denken, daß die Interessen ihrer Unterthanen nicht leicht verletzt werden. Da ich mir vorgenommen hatte, selbst zu Abbas Mirza zu gehen, so bewog ich den Zolleinnehmer, die Bestimmung dessen, was ich zu bezahlen habe, der Entscheidung Sr. Hoheit selbst zu überlassen, und deponirte indeß einen Theil meiner Waaren auf dem Zolle, wobei der Capitän Campbell sich noch verbürgte, daß ich Alles entrichten werde, was Se. Hoheit zu bestimmen belieben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Oajaca nach Mexico im Frühlinge 1833.

2. Reise von Tehuacan nach Mexico.

(Schluß.)

Rasch rollte nun unser Wagen die breite Straße am westlichen Abhange des Gebirges hinab bis zur Venta de Cordova, einem ziemlich großen Wirthshause oberhalb der letzten Anhöhe. Nichts ist schöner, als der Anblick des von hohen Gebirgen umschlossenen Kesselthales von Mexico von der Höhe ein wenig oberhalb der Venta. Tief unten liegt es da, einer plastischen Landkarte gleich, mit seinen zahllosen Dörfern und Haziendas, seinen bebauten Feldern und Waldstrecken, seinen Felsen und isolirten kegelförmigen Hügeln, seinen fünf silbern glänzenden weiten Seen und der thürmenden Hauptstadt in der Mitte. Schon beim Herabsteigen öffnet sich dem Reisenden zuweilen ein Blick auf das Thal, allein hier erst gewinnt man die volle Ansicht, und ist zugleich noch hoch genug, das Ganze zu überblicken.

Nicht lange war es uns vergönnt, unser Auge an dem herrlichen Anblicke zu weiden. Schon sind die Relais vorgelegt, wir müssen einsteigen, und weiter und immer weiter rollen wir den Abhang des Gebirges hinab, der stets sanfter, und endlich bei der Venta de Chalco fast ganz unmerklich wird. Diese Venta liegt, genau so hoch als San Martin an der andern Seite des Gebirges, 7711 Fuß über dem Meere.

Immer das Thal entlang, der glänzenden Hauptstadt zu, fliegt nun der Wagen. Bebaute Niederungen, mit dem See von Chalco zusammenhängend, liegen am Wege, der an einigen reinlichen Haziendas und netten Dörfern vorüberleitet. In Ayotla, sechs Leguas von Mexico, erhielten wir die letzten Relais. Das Dorf ist nicht groß, aber freundlich. Man sieht viel Cactus hier, der seiner Früchte wegen gebaut wird. Es ist eine Art des Cactus Opuntia, dessen großkernige Früchte zwar wohlschmeckend, aber bei weitem nicht so angenehm sind, als die Pitahaya, die Frucht des Cactus cereus pitahaia.

Jenseits Ayotla wird der Weg sandig, die Gegend öde. Man kommt mehrern vulcanischen Hügeln, unter andern die von Acolhuacan, vorüber. Nur Cacten und peruvianische Pfefferbäume wachsen umher. An dem einen der Hügel bemerkte ich deutlich den ehemaligen Krater, dem er wahrscheinlich seinen Ursprung zu danken hat, wie denn überhaupt der ganze Boden hier umher seine vulcanische Entstehung deutlich ausspricht.

Wir gelangen zur Gränze des die Hauptstadt umschließenden, vier Leguas im Durchmesser großen Föderal-Districtes. Eine Venta und ein Wachthaus stehen am Wege. Nahe dabei erheben sich links die Hügel, deren blasiger Mandelstein (aztekisch: tetzontli) das Material ist, aus dem fast ganz Mexico gebaut worden. Die Höhlen in einem dieser Hügel, Peñon viejo genannt, dienen verschiedenen Indierfamilien zu Wohnungen.

Hier beginnt der alte noch von den Azteken erbaute Damm, welcher den See von Tescuco durchschneidet, und auf dem die Straße fortläuft. Zu beiden Seiten dehnt der schilfbewachsene, hier sehr flache See sich hin. Eine Menge Dörfer liegen an seinen Ufern. Vor uns liegt die Stadt, von der man, da sie auf so ebenem und niedrigem Boden erbaut ist, fast nur die zahlreichen Thürme erblickt. Dem Wege links zur Seite läuft ein für kleine Boote schiffbarer Canal. Rechts erblickten wir, aus dem See sich erhebend, den Peñon de los Baños, schon in alten Zeiten wegen seiner noch jetzt bestehenden Salzsiedereien und Bäder berühmt. Darüber hinaus erscheint der felsige Hügel von Guadalupe, der einst den Namen Tepeyacac führte, und den Tempel der mexicanischen Ceres, der Göttin Tonantzin, trug, jetzt aber nach der Himmelskönigin „Nuestra Señora de Guadalupe" benannt ist, deren glänzender Tempel sich an seinem Fuß erhebt. Rasch rollt der Wagen der immer deutlicher hervortretenden Hauptstadt zu; wir haben das Wegegeld bei der Barrière entrichtet, die Mauth hat unser weniges Gepäck betrachtet; Wohnhäuser, Kirchen, Plätze stiegen unserem Blicke vorüber — wir sind in Mexico. Das gastliche Haus des Oberbaumeisters Heredia, des Vaters meines Begleiters, hat uns aufgenommen. Es war fünf Uhr Nachmittags, als wir Mexico erreichten, mithin hatten wir die dreißig Leguas von Puebla hieher in nicht ganz zwölf Stunden zurückgelegt.

Hr. Cousin hat auf seiner letzten Reise in Holland mehrere noch ungedruckte Briefe von Descartes entdeckt, worunter auch einer in holländischer Sprache. Unter den Manuscripten der Leydner Bibliothek ist das merkwürdigste ein Urtheil des berühmten Huyghens über die Verdienste Descartes' als Philosoph, Mathematiker und Physiker. Huyghens versichert, in den Händen des französischen Philosophen ein Manuscript von Snellius gesehen zu haben, in dem die ganze Theorie der Strahlenbrechung entwickelt gewesen, die Descartes einige Jahre später herausgab, als ob sie ihm angehöre. Diese schwere Anklage hat leider viel Wahrscheinlichkeit für sich. Eine zweite Entdeckung bezieht sich auf Newton. Man hat in London eine bedeutende Anzahl von Manuscripten des großen Physikers in mehrern Octavbänden entdeckt, deren Herausgabe dem durch sein Leben Newtons bekannten Dr. Brewster übertragen worden ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 235.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 August 1837.

Die Stadt Petra. *)

Dieſe alte und merkwürdige Stadt liegt innerhalb eines natürlichen Amphitheaters von zwei bis drei Meilen im Umkreis, und von allen Seiten von rauhen, 500 bis 600 Fuß hohen Bergen umgeben. Die ganze Fläche iſt jetzt mit Ruinen von Wohnhäuſern, Paläſten, Tempeln und Triumphbögen bedeckt, die in ununterſcheidbarer Verwirrung durch einander liegen. Die inneren Wände des Gebirgs ſind in ſenkrechter Richtung geglättet, und lange Reihen von Wohnhäuſern, Tempeln und Gräbern mit unendlicher Mühe in den feſten Felſen gehauen. Während die Gipfel der Berge den Anblick einer wilden Natur bieten, iſt ihr Fuß mit allen Schönheiten der Baukunſt — mit Säulen und Portiken, mit Frontons und Gängen geſchmückt, die ſo dauerhaft ſind, als der Fels, aus dem man ſie gehauen, und noch ſo neu ausſehen, als wären ſie das Werk einer kaum erſt zu Grabe gegangenen Generation. Man kann nichts Schöneres denken als die ungeheure Felſenmauer, welche die Stadt umſchließt. Stark, feſt und unerſchütterlich, wie die Natur ſelbſt, ſcheint ſie anderer Städtemauern und der winzigen Befeſtigungen kunſterfahrner Ingenieurs gleichſam zu ſpotten. Der Zugang iſt nur durch Klettern über die Mauer möglich, was an einer einzigen Stelle thunlich, oder durch den ſeltſamſten Eingang, den die Natur vielleicht jemals in ihrer wildeſten Laune gebildet hat. Die höchſten Portale, welche Menſchenhände je gebildet, die ſtolzeſten Denkmale der Baukunſt, ſinken gegen dieſes Rieſenwerk der Natur zur Unbedeutenheit herab. Dieſer Eingang iſt vielleicht der wunderbarſte Gegenſtand in der Natur, die Ruinen der Stadt ausgenommen, zu denen er führt. Leider betrat ich dieſe nicht durch jenes Portal, ſondern indem ich über das Gebirge am andern Ende kletterte. Als ich auf dem Gipfel desſelben ſtand, ſah ich mich, obſchon ich auf den weiten mit Ruinen bedeckten Platz herabblickte und die glatt gehauenen Gebirgswände mit langen Reihen von Thürmen überſchaute, die zu den in Stockwerken über einander in den Felſen gehauenen Wohnungen und Begräbnißplätzen eines längſt entſchwundenen Volks führten, dennoch getäuſcht. Ich hatte die noch ungedruckte Beſchreibung der Capitäne Irby und Mangles geleſen. Mehreremale verſicherte mir der Scheikh auf das beſtimmteſte, daß kein anderer Eingang vorhanden ſey, und ich ward unwillig über die wunderbare und übertriebene, um nicht zu ſagen erdichtete Schilderung, wie ich glaubte, der einzigen Perſonen, die eine Nachricht über jenen wundervollen Eingang gegeben hatten. Ich ſah mich auch noch in andrer Hinſicht getäuſcht. Burckhardt ward, wie er ſagt, gleich nach ſeinem Eintritt in die Stadt von einer ſtarken Horde Beduinen umgeben, die ihm nur einen kurzen Aufenthalt geſtatteten. Die HH. Legh, Banks, Irby und Mangles hatten von Hunderten Widerſtand gefunden, welche ſchwuren, „daß ſie niemals ihr Gebiet betreten, noch von ihrem Waſſer trinken ſollten, und daß ſie gleich Hunden ſie niederſchießen würden, wenn ſie es wagen ſollten.“ Auch ich war auf gleichen Widerſtand von wenigſtens 30 oder 40 gefaßt, da, wie mir der Scheikh geſagt hatte, keine ſchwächere Horde in Wady Muſſa gefunden würde. Indeß machte keine Seele uns den Eingang in die Stadt ſtreitig, und wir gingen am Fluß hinab auf den weiten Platz, ohne Jemand zu begegnen. Am äußerſten Ende desſelben angelangt, und eben im Begriff an dem Fuß des Felſens auszuruhen, auf dem der Tempel ſtand, den wir ſtets vor uns gehabt hatten, ſahen wir einen einzelnen Araber, einen Wanderer unter den Trümmern, das einzige lebende Weſen in dieſer Stadt der Ruinen, der auf unſere Einladung Kaffee mit uns trank und eine Pfeife rauchte. Ich befragte den Scheikh nochmals um den erwähnten wundervollen Eingang, und erhielt die abermalige Verſicherung, daß es keinen gebe. Es wurde mir ſchwer ihm zu glauben, und ich ging nochmals aus, um mich ſelbſt zu überzeugen. Ich fand ihn endlich, wagte mich aber nicht durch denſelben in das offene Land hinaus, weil ein Gerücht ging, daß am Ausgang des Paſſes eine feindliche Horde Araber laure.

*) Aus Incidents of a Travel in Egypt, Arabia Petræa and the Holy Land. By an American. New-York 1837.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Ländliche Sitten.

(Fortſetzung.)

Gegen fremde ihm unbekannte Perſonen und gegen Militäre iſt der Bauer äußerſt mißtrauiſch; in erſtern glaubt er immer eine Gerichtsperſon, einen verſteckten Büttel, in dem letzten einen Soldaten zu ſehen, der auf Requiſitionen ausgeht, und er hat Recht, beide zu fürchten, denn ein Gerichtsdiener bringt nie etwas Gutes, und ein requirirender Militär nimmt und bezahlt nicht. Woher aber die Furcht vor Gerichtsperſonen, wenn man kein Vergehen ſich vorzuwerfen hat? Dieſes hat ſeinen Hauptgrund einmal in der ſchlechten Juſtizpflege, und dann in der Hungrigkeit der Gerichtsſchreiber und Büttel; denn wo iſt nicht der Bauer, der nicht einmal einen Jugendſtreich begangen, der nicht einmal in Streit mit einem andern gerathen, der nicht ein beſtehendes Geſetz einmal übertreten hätte, wofür er zur Verantwortung gezogen würde! Unter hundert wird wohl nur einer gefunden, der völlig frei von allen Vergehen iſt; ein einziges aber iſt hinreichend, um ihn ſein ganzes Leben hindurch zu einem geplagten Mann zu machen, wenn er deßhalb bei einem Gerichte angeklagt wurde, denn ſeine Schuld wird in das große Buch o Cartorio geſchrieben; hier ſteht ſie unauslöſchlich. Das erſte, was nun ein Angeklagter, der gewöhnlich vor Gericht Unrecht behält, thut, iſt, daß er ſich den Armen der Gerechtigkeit entzieht, auf einige Zeit flüchtig wird, oder ſich verſteckt hält. Den Gerichtsperſonen iſt übrigens auch gar nicht darum zu thun, ſeiner habhaft zu werden und das Verbrechen zu beſtrafen: der Oberrichter iſt froh der Laſt überhoben zu ſeyn, da von Bauern doch nur wenig zu fiſchen iſt, aber die Unterbedienten, Eſcrivaes, Meirinhos und Alcaides betrachten jede neue Klage als einen Zuwachs ihrer Revenuen; denn eben dadurch, daß ſie den Angeklagten nicht vor Gericht bringen, daß ſich dieſer nicht von ſelbſt ſtellt, und die Klage nie entſchieden wird, erwachſen ihnen die größten Vortheile, denn nun wird der Angeklagte in fortwährendem Schach gehalten, er muß ſeinen jährlichen Tribut an dieſe Menſchen bezahlen, oder befürchten ins Gefängniß zu kommen, denn nach den alten Gerichtsordnungen (durch die Conſtitution iſt dieſes abgeändert) ſuchte man ſich vor Allem der Perſon des Angeklagten zu bemeiſtern, ohne Gnade und Barmherzigkeit wurde er in das ſchändlichſte Gefängniß gebracht, und da ſteckte er denn ſo lange, bis er Bürgſchaft leiſtete oder ſich einen Freibrief, Carta de Seguro, aus Liſſabon verſchafft hatte. Alles dieſes koſtete ungeheures Geld, und beſonders um dem Gefängniſſe zu entgehen, wurde man ſelbſt bei aller Unſchuld flüchtig, oder man drückte den Gerichtsdienern mit Geld die Augen zu, bis endlich die ganze unangenehme Begebenheit im Laufe der Zeit in Vergeſſenheit kam. Allein nach 20 oder 30 Jahren fällt es einmal einem hungrigen Gerichtsſchreiber, einem Eſcrivao ein, die alten Cartorios zu durchſtöbern, und findet er nun dieſen und jenen Lebenden noch darin, dem ſeine Sündenrechnung noch nicht abgeſchloſſen wurde, ſo wird der Meirinho beordert, ſich des Mannes zu bemächtigen und ihn vor Gericht oder ins Gefängniß zu bringen, und auf dieſe Art wird denn oft noch ein alter Mann wegen ſeiner jugendlichen Vergehen beſtraft. Der Bauer hat alſo alle Urſache vor dem Gerichtsperſonal auf fortwährender Hut, und gegen alle ihm unbekannten Perſonen mißtrauiſch zu ſeyn. Den Militär flieht und fürchtet man, weil er in des Königs Namen zugreift da wo man ihm nicht freiwillig gibt, er will Quartier haben und verköſtet ſeyn, er verlangt Maulthiere, Pferde und Eſel zum Reiten — Cavalgaduras, — beſpannte Ochſenkarren zum Transport, Botengänger und Wegweiſer, Alles im Namen des Real Serviço, ohne dafür zu bezahlen, oder wenn es hoch kommt, ſo ſtellt er dafür einen Schein aus, wenn er dazu berechtigt iſt, zahlbar bei dem Commiſſariat und deſſen Angeſtellten, die oft nirgends zu finden ſind, oder die Mühe und Arbeit, die man davon hat, einen ſolchen Zettel zu Gelde zu machen, iſt ſo groß, daß man ihn gerne für eine Kleinigkeit an einen Wucherer verkauft, der ihn ſchon an Mann zu bringen weiß, oder man ſchreibt die Schuld in den Schornſtein, wie man zu ſagen pflegt. Bei Requiſitionen von Transporten beſtimmt das Geſetz, daß dieſe nicht weiter als bis zum nächſten Orte requirirt werden können; allein wer bekümmert ſich wohl in Portugal um das Geſetz, wenn man die Gewalt in Händen und keine Strafe zu befürchten hat; wie kann der requirirende Militär auch dem Geſetze nachkommen, wenn ihm Eile anbefohlen, und er nun an Orte kommt, wo die Bauern, von ſeiner Ankunft benachrichtigt, ſich mit ihrem Vieh verſtecken oder bei ſeinem Erſcheinen flüchtig werden; wenn die Dorfrichter und Schulzen ſelbſt in den ruhigſten Friedenszeiten zuerſt Reißaus nehmen, um ſich einer Laſt zu entziehen, die ihnen nichts einbringt, als den Haß ihrer Dorfbewohner, wenn man ſie zu ihrer Schuldigkeit anhalten wollte, ſich und ihr Vieh zum Real Serviço zu ſtellen? Die Militäre haben alſo kein anderes Mittel, als die einmal erwiſchten Transport Cavalgaduras, oder die Ochſenkarren nicht loszulaſſen, und dann oft 10 und mehr Meilen mit ſich zu ſchleppen, bevor ſie anderer habhaft werden können. Man ſieht ſich daher oft gezwungen, den Leuten ihre Thiere von der Arbeit und Reiſenden auf der Straße wegzunehmen, um weiter zu kommen. Nimmt man ſie nun weiter mit, als man ſollte, ſo fehlt es denn auch wieder an Nahrung für die Thiere, man hat kein Geld um dieſe zu kaufen, und da geht denn auch manches Stück zu Grund. Die Ortsvorſteher, welche in dieſer Hinſicht ihre Schuldigkeit nicht thun, zu verklagen, dazu hat der auf dem Marſch begriffene Militär keine Zeit, und dann hat man auch ſchon längſt die Erfahrung gemacht, daß ſolche Klagen zu nichts helfen. In den neueſten Zeiten hat man über dieſen Druck der Bauern vielfältig geſchrien, geſchrieben und Verordnungen ergehen laſſen, und beſonders anempfohlen, daß die requirirenden Militäre gleich alles baar bezahlen ſollen, allein da die Caſſen immer leer ſind, die Militäre mit keinem Geld zum Marſche verſehen werden können, ſo blieben folglich alle dieſe Verordnungen ohne Wirkung, und die alte Unordnung und Geſetzloſigkeit hat nach wie vor ihren Beſtand. Bloß in größern Orten und Villas, wo höhere Juſtizbeamte mit einem Troß von Eſcrivaes, Alcaides und Meirinhos das Regiment führen und ſich in Reſpect geſetzt haben, iſt das Militär überhoben, ſelbſt Gewalt

zu brauchen und ſich Hülfe zu ſchaffen. Unter ſolchen Verhältniſſen, deren Nachtheil doch eigentlich den Ortsbehörden beigemeſſen werden muß, weil ſie zu nachläſſig und nachſichtig ſind, um Ordnung zu halten, iſt es alſo nicht zu verwundern, wenn der Bauer mißtrauiſch gegen unbekannte Perſonen iſt, ſich vor ihnen verſteckt und die Thüre ſchließt, was einen Reiſenden außerhalb der Hauptſtraßen oft in Verlegenheit bringt; denn weder in den Dörfern, noch ſelbſt in den größeren Villas gibt es Wirthshäuſer, oder höchſt ſelten, wo man ein Unterkommen findet; hat man nun keine Empfehlungen oder bekannte Perſonen an einem ſolchen Orte, oder eine Portaria von dem Gouvernement, wenn man in Dienſtgeſchäften reiſt, und die allen Militär und Civilbehörden zur Pflicht macht, dem Reiſenden in allen Stücken behülflich zu ſeyn, für Logis und Koſt, Cavalgaduras gegen baare Bezahlung Sorge zu tragen, ſo hat man anfänglich ſeine Noth, um unterzukommen, und ſelbſt mit der genannten Portaria (Königsbefehl) findet man Schwierigkeiten, ſo lange man noch über die Abſichten des Reiſenden in Ungewißheit iſt; denn die Ortsbehörden, denen man in dieſem Fall zuerſt vors Haus rückt, laſſen ſich gewöhnlich verläugnen; man gibt vor, ſie wären verreiſt und kämen erſt in einigen Tagen zurück. Man findet alſo nicht einmal jemanden, dem man die Portaria vorzeigen könnte. Mehr als hundertmal iſt es mir auf meinen vielfältigen Dienſtreiſen mit meiner Begleitung ſo ergangen, daß wir an Orte kamen, wo wir in Haus für Haus von denen, welche ein beſſeres Anſehen hatten, um Quartier und Unterhalt nachſuchten, und immer erſchien nur die Frau vom Hauſe oder eine Magd, und verſicherte, der Herr des Hauſes ſey verreiſt, im Hauſe ſey kein Platz, und ſie habe weder Nahrung für Menſchen noch Vieh. Verſprechen der Bezahlung wurden ganz überhört. Dorfrichter und andere Ortsvorſteher hatten ſich aus dem Staube gemacht, und da blieb denn am Ende kein anderes Mittel, als ſich in dem erſten beſten Hauſe mit Gewalt einzuquartiren, und man wählte dazu gewöhnlich das Haus des Ortsvorſtehers, bei dem doch am meiſten zu erwarten war; man erklärte der Dame des Hauſes, daß man ſichs einſtweilen bei ihr bequem machen wolle, bis der Hausherr komme und für ein anderes Quartier ſorge, wenn er uns nicht beherbergen könne. Furchtſam ſind dieſe Leute alle, wenn man ihnen nur zu imponiren weiß; wenn ſie nun kein anderes Mittel vor ſich ſehen, ihrem Schickſal zu entgehen, ſo werden ſie auch gleich nachgiebig, beſtehen wohl noch einige Zeit darauf, um ſich conſequent zu bleiben, daß ſie mit nichts verſehen wären, allein hat man ſie einmal ſo weit, daß die Frau ein freundliches Geſicht macht, was leicht zu erlangen iſt, wenn man ihr auf die eine oder andere Art etwas Schmeichelhaftes ſagt, — hat man die Thiere abgepackt, ſind ſie in Ställe untergebracht, dann lockt man durch Höflichkeit bald Alles von dieſen Leuten heraus. Man gibt ihnen Geld und bittet von den Nachbarn dieſes und jenes zuſammen zu kaufen und dann zubereiten zu laſſen. Man erzählt ihnen, wo man herkommt, wo man hingeht, was man für Geſchäfte hat und dergleichen Dinge mehr, was ihnen Vertrauen einflößen kann; andere haben ſich indeſſen auch bei der Dienerſchaft ſo beiläufig nach Allem erkundigt, und wenn ſie nun Alles wiſſen und ſich überzeugt haben, daß von keiner Seite etwas zu befürchten iſt, alsdann kommen auch wieder nach und nach Männer auf der Straße zum Vorſchein, die ſich bisher gar nicht blicken ließen, auch der Hausherr, der bisher auf dem Boden, in einem Stalle oder nahen Fruchtfelde verſteckt war, wird verſtohlener Weiſe benachrichtigt, daß die Luft rein iſt, und kommt von ſeiner vorgeblichen Reiſe zurück, grüßt ſehr höflich, bedauert ſeine Abweſenheit, und macht hundert Entſchuldigungen, daß er ſeine Gäſte nicht beſſer und bequemer bewirthen und logiren könne, legt nun eine wahre und ungekünſtelte Freude an den Tag, eine ſolche Geſellſchaft bei ſich zu ſehen und Gaſtfreundſchaft an derſelben auszuüben, ſo viel nur in ſeinen Kräften und Vermögen ſteht. Es gibt dieſes Ereigniß einen Zeitabſchnitt ſeines ſonſt ſo einförmigen Lebens, welcher ſich nie wieder aus dem Gedächtniß verwiſcht und auf die Kinder vererbt.

(Fortſetzung folgt.)

Der brittiſche Handel in Perſien.

(Fortſetzung.)

Nach Verlauf von ſechs Wochen hatte ich den größten Theil meiner Waaren an die höhern Claſſen im Land abgeſetzt. Die Kaufleute in Tabris zeigten ſich wenig geneigt mir etwas abzunehmen, weil ſie den Handel der Europäer als nachtheilig für ihre Handelsverbindungen mit Conſtantinopel anſehen. Dieſe Bemerkung gilt indeß nur für die Stadt Tabris, und keineswegs für die übrigen Handelsleute des Landes, die ihre Einkäufe lieber bei den Engländern, als bei ihren Landsleuten machen, weil ſie mit Recht glauben, daß ſie von den Europäern aufrichtiger behandelt werden. Alle Claſſen der Bewohner Perſiens ſchienen mir ſehr eingenommen für brittiſche Manufacturartikel zu ſeyn, und es macht ſich in dieſer Hinſicht zwiſchen den Perſern und Türken ein auffallender Unterſchied bemerkbar, indem die erſtern alles Neue und die von den Europäern eingeführten Verbeſſerungen lieben, während die andern gleichſam nur mit Zwang ſich dem Neuen bequemen. Die ſchönſten engliſchen doppelläufigen Flinten, die ſchönſten Piſtolen, Fernglaſer, goldene und ſilberne Uhren, Meſſerſchmiedwaaren, ſchönes Porcellan, feine Tücher und andere Artikel, die in Conſtantinopel nur wenig Abſatz finden, werden von den Perſern ſehr geſucht. Die Ruſſen in Georgien treiben einen bedeutenden Handel mit Tabris und den übrigen Städten von Adſerbeidſchan, ſo wie auch mit Reſcht und den Provinzen Ghilan und Maſenderan. Deutſche auf der Leipziger Meſſe gekaufte Waaren finden ihren Weg durch Rußland und Georgien nach Perſien; ſie werden gewöhnlich auf die große Meſſe von Niſchnei-Nowgorod gebracht, und gehen dann über den Kaukaſus bis nach Tiflis. Die Grundlage dieſes Handels bilden ordinäre Tücher, gedruckte Kattune, Glaswaaren aller Art, ſchlechtes Porcellan, ordinäre Meſſerſchmiedwaaren u. ſ. w.; da jedoch dieſe Waaren ſehr wohlfeil ſind und die georgiſchen Kaufleute Indigo, Shawls, Seide und andere ſüdliche Producte dagegen nehmen, ſo iſt dieſer Handel im Ganzen ſehr bedeutend. Den genauen Betrag deſſelben anzugeben, hält ſchwer, doch habe ich Urſache zu glauben, daß die Aus- und Einfuhren ſich auf 1½ Millionen Pfund Sterling jährlich belaufen. Die Wage dieſes Handels neigt ſich auf Seite Perſiens, das ſtets einen Ueberſchuß in

holländischen, in Rußland geschlagenen Ducaten erhält, welche die im Norden Persiens am meisten verbreitete Goldmünze sind. Wenn ich die wohlfeilen Preise der genannten Artikel und die Erleichterung bedenke, die dem Verkehre daraus erwachsen müßte, wenn man sie nach Trapezunt verschiffte, von wo aus der Transport nicht mehr als 25 Tage erfordert, und wenn man ferner in Anschlag bringt, wie sehr man im Lande für englische Waaren eingenommen ist, so zweifle ich nicht, daß es Großbritannien gelingen könnte, einen großen Theil dieses Handels an sich zu ziehen. Um nach großem Maßstabe zu Werke zu gehen, braucht es ganz sicher viele Mühe und Sorgfalt, allein wenn die brittischen Etablissements in Tabris unter den officiellen Schutz der englischen Regierung gestellt würden, und der Handel, durch Personen mit dem nöthigen Capitale versehen, einen regelmäßigen Betrieb erhielte, so möchte ein sicherer Erfolg zu hoffen seyn. Während meines Aufenthalts zu Tabris kauften georgische Kaufleute englische Kattune von mir, um sie unter die ihrigen zu mischen und dieselben so preiswürdiger zu machen. Sogar an die Mitglieder der russischen Gesandtschaft verkaufte ich schönes schwarzes Tuch, und andere in ihrem Lande verbotene Artikel, die sie durch Georgien als Contrebande einführten; kurz wenn in Persien regelmäßige Magazine von englischen Waaren errichtet würden, so wäre, da das Volk sich immer mehr an deren Verbrauch gewöhnte, auf sichern Absatz zu rechnen. Die große Schwierigkeit bestünde nur darin, zweckmäßige Tauschartikel auszumitteln, die an Zahlungsstatt angenommen werden könnten. Seide wäre meiner Meinung nach ein Hauptartikel, der in gewöhnlichen Zeiten mit Gewinn aus Persien ausgeführt werden könnte.

Sobald Abbas Mirza von meiner Ankunft in Tabris Nachricht erhalten hatte, schrieb er mir, daß ich mich mit allen meinen noch unverkauften Waaren bei ihm einfinden möchte. Ich brach demnach auf, und machte mich über Hamadan, Ispahan und Yezd nach dem Lager Sr. Hoheit auf, das damals in Kerman war. Im ganzen Lande fand ich die Einwohner sehr geneigt englische Waaren zu kaufen, und in Ispahan sprachen die angesehensten Kaufleute den Wunsch aus, den brittischen Handel im Norden Persiens regelmäßig eingerichtet zu sehen. Sie bemerkten zugleich, daß ihre Interessen auf diesem Wege besser bewahrt seyn würden, als auf dem jetzigen durch ihre Agenten zu Tabris, Erzerum und Konstantinopel, und sprachen die Ueberzeugung aus, daß ihr künftiger Handel mit England durchaus auf directem Wege geführt werden müsse, weil die Preise derjenigen Artikel, welche sie bisher über Ostindien bezogen hätten, viel zu hoch seyen, als daß sie mit den Kaufleuten, die sich über Georgien und Konstantinopel versehen, Concurrenz halten könnten. Dieser Meinung sind die meisten persischen Kaufleute bis Schiras, zehn Tagereisen vom persischen Meerbusen. Vormals wurde da ein bedeutender Handel mit Konstantinopel über Bagdad und dann durch die Wüste, durch Kurdistan und Schuster betrieben; allein die neuerlichen Unruhen in diesem Theil des türkischen Reichs haben diesen Weg versperrt, und die Karawanen gehen nur noch über Erzerum und Tabris. Ich habe zu Konstantinopel Kaufleute von Schiras gesehen, die direct aus ihrer Heimath gekommen waren mit einem Transport von Tabak, Pfeifenröhren u. s. w., die sie gegen europäische Waaren aller Art vertauschten, mit denen sie in ihre Heimath zurückkehrten. Zu einer solchen Reise brauchten sie hin und her 140 bis 160 Tage.

Ich muß hier bemerken, daß Ispahan seiner centralen Lage wegen die eigentliche Hauptstadt Persiens ist. Diese Stadt ist das große Entrepot des Handels mit Indien, dem persischen Meerbusen, mit dem südlichen Persien, Herat, Kandahar, Kabul, Bukhara und Khorassan, und der große Communicationspunkt zwischen diesen Localitäten und dem Norden Persiens, Bagdad, Konstantinopel, Georgien u. s. w. In Ispahan findet man die reichsten und achtungswerthesten Kaufleute, und hier sind auch die Fabricate des Landes von einer Vollkommenheit, wie man sie im ganzen übrigen Persien nicht sieht. Vom Standpunkte des Handels aus ist Ispahan die Hauptstadt des Reichs, und nur als die jetzige Dynastie, von dem mächtigen Stamme der Kadschars, der das Land um Teheran und Masenderan bewohnt, zum Throne gelangte, verlegte der Aga Mohammed Khan aus dem sehr natürlichen Wunsche, dem Herd seiner Macht so nahe als möglich zu seyn, seine Hauptstadt nach Teheran.

Yezd fand ich in Folge des letzten Kriegs noch ziemlich verheert. An diesem Orte wird viel fabricirt; seine Seidenwaaren sind die besten in Persien. Auch ist die Stadt noch wegen ihrer Teppiche, ihrer Confituren, ihres Zuckers und ihrer Feuergewehre berühmt. Sie war der Sitz eines bedeutenden Handels in Shawls, Stickereien und Edelsteinen, die aus Kaschmir und Indien bezogen wurden, und es waren hier eine bedeutende Anzahl angesehener Kaufleute ansässig. Diese haben sich jedoch geflüchtet; ihr Eigenthum ist geplündert worden, und während der drei letzten Jahre herrschte in der Stadt durchaus kein Vertrauen mehr. Seit dem Beginn der Regierung Abbas Mirza's öffnen sich jedoch die Bazars nach und nach wieder; es wird indeß wohl noch einige Zeit dauern, bevor Alles wieder auf den alten Fuß kömmt. Die Bevölkerung von Yezd ist im Ganzen genommen intelligent und mit dem Handel vertraut; mehrere der Einwohner äußerten den Wunsch gegen mich, in den Besitz einiger der neuern Erzeugnisse in der Mechanik zu kommen. Uhren, Doppelflinten u. s. w. waren sehr begehrt, und eine Winddüchse, die ich bei mir hatte, sammelte eine Menge Neugieriger um mich. Von Yezd nach Kirman ist das Land wüst, dünn bevölkert und arm an Weide und Wasser. Kirman wurde von dem Aga Mohammed Khan, dessen Barbarei gegen diese Stadt bekannt ist, ganz verheert. Sie hat sich indeß schon wieder zu neuer Bedeutung erhoben. Die Shawls, welche man hier verfertigt, sind zwar nicht von der feinen Art, doch nähern sie sich im Aussehen und hinsichtlich der Färben den ordinären Kaschmirs. Eine ungeheure Menge dieser Fabricate wird nach allen Theilen der Türkei und Indiens ausgeführt: es gibt solcher Shawls, die nur 2½ Schilling (1 fl. 50 kr. rhein.) kosten und doch zwei Quadratyards groß sind. Henna der besten Qualität wächst in Menge in dieser Provinz, und bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Das im Lande gebaute Getreide reicht für den Bedarf nicht aus. Die Gebirge von Kirman bergen Gold und Silber in ihrem Schoß. Die Teppiche von Kirman sind in ganz Persien berühmt.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 74** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Literarische Bilder aus Rußland. 1. Anfänge. — Der gestohlene Krug.** Von Veranger. — **Paul de Kock.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 236.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

24 August 1837.

Das heutige Athen. *)

Wohl nur wenige Perſonen außerhalb Griechenlands ſind von dem dermaligen Zuſtande der Stadt Athen unterrichtet. Sie wird meiſt nur nach den Berichten beſchrieben, welche von ihr erſchienen, bevor ſie noch zur Hauptſtadt des neuen Königreichs erhoben wurde, und da befand ſie ſich allerdings in einer traurigen Verfaſſung, denn ſie bot dem Auge des Beſchauers nichts als eine Maſſe von Ruinen, unter denen höchſtens zwanzig erträglich und regelmäßig gebaute Häuſer ſtanden. Nur mit der größten Schwierigkeit konnten daher auch, als der Sitz der Regierung dahin verlegt wurde, einige Gebäude für die Mitglieder der Regentſchaft, das diplomatiſche Corps, die Staatsſecretäre und ihre Amtslocale eingerichtet werden. Die Anſicht von Athen hat ſich indeß ſeitdem weſentlich geändert. Auf den Stellen, wo vor kurzem noch Ruinen lagen, ſind jetzt Häuſer emporgeſtiegen, die ſämmtlich dem Geſammtplan von Athen entſprechend ausgeführt ſind. Mehrere Straßen wurden eröffnet, geebnet und erweitert, worunter die bedeutendſten die Hermesſtraße, die Aeolusſtraße und die Minervaſtraße ſind. Die Hermesſtraße theilt die Stadt in zwei gleiche mit der Akropolis parallel laufende Hälften. Die Aeolusſtraße durchkreuzt die Hermesſtraße, und erſtreckt ſich bis zum Tempel des Aeolus, wo jetzt ein Platz gleiches Namens angelegt wird. In der Aeolus- und Minervaſtraße ſtehen noch nicht die erforderliche Anzahl von Gebäuden, doch iſt aller Anſchein vorhanden, daß ſie binnen drei Jahren vollendet ſeyn werden. Die Hermesſtraße iſt bereits geebnet und wird, nebſt mehrern andern, bald gepflaſtert ſeyn. Die Hälfte der Agoraſtraße iſt dieß bereits. Die Hermesſtraße und die Aeolusſtraße theilen die Stadt in vier Viertel. Von den Straßen zweiter Claſſe ſind die vorzüglichſten: die Metagitnia-, die Palaſt-, die Agora- und die Hadrianſtraße.

Die Regierung hat nichts verabſäumt, um die Geſundheit der Bewohner der Hauptſtadt ſicher zu ſtellen. Große Summen ſind verwendet worden, um die alten Canäle auszubeſſern und zu reinigen, welche das Waſſer und die Unreinigkeiten aus der Stadt in den großen Canal leiten, der Athen in der Mitte durchſchneidet. Außer dieſem großen Canal ſind noch folgende bemerkenswerth: der Canal, welcher durch die ganze Metagitniaſtraße läuft; ein anderer der von dem Platz Silarepazaren durch die Hadrianſtraße geht, und endlich der Canal der Palaſt- und St. Marcusſtraße. Der Zweck für die Geſundheit der Einwohner zu ſorgen, wäre indeß nicht vollkommen erreicht worden, hätte man nicht auch zugleich Anſtalten getroffen, die nahegelegenen Sümpfe auszutrocknen. Das Austreten des Cephiſſus bildete im Olivenhain und in der Ebene zwiſchen dem Piräus und Athen mehrere Sümpfe ſtehenden Waſſers, deren Ausdünſtungen höchſt ſchädlich waren. Die Regierung hat dieſe Sümpfe alle austrocknen, eine Correction des Flußbettes des Cephiſſus vornehmen und Canäle graben laſſen, um das überfließende Waſſer in das Meer zu leiten. Dieſe Arbeiten haben dem Ackerbau eine nicht unbedeutende Strecke Landes gewonnen. In Athen befinden ſich zwanzig öffentliche Brunnen, und außerdem ſind noch die öffentlichen und viele Privatgebäude von der großen Waſſerleitung aus gegen ſehr mäßige Koſten mit Waſſer verſehen. Dieſes Waſſer kommt von zwei Quellen: eine am Fuß des Pentelikon, die Quelle des heiligen Demetrius genannt, welche mit der Stadt durch einen herrlichen, 10 Fuß breiten und 12 Fuß hohen Canal in Verbindung ſteht, der zur Zeit Kaiſer Hadrians angelegt wurde und ſich noch vollkommen erhalten hat, und die andere iſt die Quelle von Tachymachos am Fuß des Berges Hymettus. Ferner befindet ſich ein Civil- und ein Militärhoſpital in Athen, von denen beſonders das letztere, auf einem ſehr geſunden Platz gelegene, ſich durch Feſtigkeit und ſchöne Bauart auszeichnet; das Civilhoſpital iſt noch im Entſtehen. Seit der Verlegung der Regierung nach Athen ſind noch andere Gebäude errichtet worden, z. B. die verſchiedenen Caſernen, die Münze und die königliche Druckerei; die letztere iſt eine Anſtalt, die der Regierung Ehre macht; ſie beſitzt neun typographiſche und ſieben lithographiſche Preſſen, und mehr als 70 Arbeiter ſind in ihr beſchäftigt. Binnen kurzem wird das Univerſitätsgebäude begonnen und zugleich der Anfang mit dem Bau einer Kirche für den anatoliſchen Ritus gemacht werden.

*) Nach einer Mittheilung aus Athen vom 1 April d. J., in der Londoner Litterary Gazette.

Der königliche Palaſt, deſſen Bau vor einem Jahr begonnen wurde, wird den Gebäuden, welche Griechenland vor Alters ſchmückten, keineswegs nachſtehen; ſeine Lage iſt eben ſo ſchön als geſund.

Athen zählt dreizehn Kirchen, in denen Gottesdienſt gehalten wird; zwölf gehören der orientaliſchen und eine der abendländiſchen Kirche an. Von zwei Kirchhöfen gehört der eine der griechiſchen Gemeinde, der andere der proteſtantiſchen. Die vormalige türkiſche Schule iſt einſtweilen zu einem Gefängniß eingerichtet worden. Auch mit Erziehungsanſtalten iſt Athen bedacht. Es iſt der Sitz einer Univerſität, eines Gymnaſiums, in welchem die Regierung 30 Freiſtellen für arme Schüler geſtiftet hat, einer helleniſchen Schule, einer Stadtſchule und eines Seminars für Schullehrer. Außerdem werden auch noch mehrere Schulen von Privatperſonen unterhalten, wie z. B. von den amerikaniſchen Philhellenen und die Mädchenſchule der Madame Polmerange, die ſchon ſeit längerer Zeit in Nauplia beſtand, und nun auch nach Athen verlegt worden iſt. In dieſer letztern Schule werden 11 Mädchen auf Koſten der Regierung gekleidet, genährt und erzogen.

Das Manufacturweſen iſt in Athen noch zurück, wie überhaupt in allen Städten Griechenlands; Ausländer haben inzwiſchen einige Anſtalten dieſer Art begründet, welche zu gedeihen verſprechen. Die Einkünfte von Athen haben ſich bedeutend vermehrt; nach den Rechenſchaftsberichten vom J. 1836 waren ſie auf nahe an 120,000 Drachmen geſtiegen. Ihre Quellen ſind die Miethe für die der Regierung gehörigen Gebäude, die Acciſe u. ſ. w. Nach der Zählung von 1833 belief ſich die Anzahl der Einwohner auf kaum 7000, und jetzt zählt man, das Militär ungerechnet, 13,000.

Athen ſteht auf einem Boden, der reich an Ueberreſten aus dem Alterthum iſt, da aber die Regierung bis jetzt noch keine bedeutenden Summen zu Nachgrabungen an Orten hergeben konnte, wo man mit Recht auf reiche Ausbeute hoffen kann, ſo beſchränkt ſich der bisherige Fund auf zufällige Entdeckungen bei Grabung der Grundlage zu neuen Gebäuden. Als man den Grund zu dem Gebäude legte, das Dr. Treiber und Hr. Origone unlängſt in der Nähe des Tempels des Theſeus errichteten, fand man einen Theil des Karnießes einer Säule von doriſcher Ordnung. Hr. Pataki, Oberaufſeher der Alterthümer, ließ mit Erlaubniß der Eigenthümer weiter nachgraben, und man fand nun noch einen Kopf von guter Arbeit, der, nach der Art zu ſchließen, wie das Haar geordnet iſt, in die Zeit der Römerherrſchaft gehört. Ferner wurde ein Piedeſtal mit drei Worten von einer Inſchrift gefunden, und an demſelben Tage noch ein weiblicher Kopf von ausgezeichneter Arbeit, nebſt einem andern, der einer Statue des Nerva angehört zu haben ſcheint. Der Richtung der Mauer nach zu urtheilen, gehörte dieſe Statue wahrſcheinlich zu einem Denkmal zu Ehre dieſes Kaiſers, denn bei genauer Unterſuchung des Karnießes und der drei Köpfe ergab ſich, daß ſie aus einer ſpätern als der claſſiſchen Zeit ſind.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Ländliche Sitten.

(Fortſetzung.)

Die Neugierde, etwas von außen zu erfahren, beſonders über politiſche Neuigkeiten aus Liſſabon, auch der Anzug des Reiſenden und ſeine Effecten zu muſtern, geben ihm vielfältigen Stoff zur Unterhaltung. Befreundete Nachbarn kommen nun auch hinzu, und gleichſam im Triumph zeigt nun der Wirth dieſen alles, was er ſchon durchgemuſtert, indem er ihnen davon die Erklärung gibt; da beſieht man nicht nur Alles mit neugierigen Augen, ſondern es muß auch Alles betaſtet werden. Führt der Reiſende Gegenſtände bei ſich, die man an einem ſo abgelegenen Orte noch nie geſehen hat, dann ſendet er wohl gar Nachricht an die Bekannten, um herbei zu kommen und dieſes zu beſchauen, wie zu einer Komödie, und dieſe Bekannten laden wieder andere ein, was alsdann dem ermüdeten Reiſenden oft eine höchſt läſtige Belagerung verurſacht, die man nicht leicht wieder aufheben kann. Vor allen ſpielen unter den Belagerern alsdann die Hauptrollen der Dorfbarbier, oder ein Chirurg oder Apotheker, die als Gelehrte gelten oder irgend ein verlaufenes Subject, welches aus der Hauptſtadt, wo es nichts zu verlieren hatte, ſich nach einem ſo kleinen Orte zurückzog und mittelſt der Geläufigkeit ſeiner Zunge auf Koſten Anderer lebt. Dieſe, nachdem ſie ſich erſt ſelbſt von dem Fremden haben belehren laſſen, treten nun als Demonſtrateren auf, und geben ſich dabei ein ſolches Air, zeigen dabei ſo ſehr ihre Ueberlegenheit über den andern Plebs, daß es eine wahre Freude zuzuſehen iſt, und man betrachtet ſie wie die größten Weltweiſen. Meine Gewehre mit Percuſſionsſchloß, Barometer, Thermometer, Compaſſe und andere phyſikaliſche und mathematiſche Inſtrumente, machten ihnen viel zu ſchaffen, fortwährend waren Boten unterwegs, um noch dieſen und jenen herbeizurufen, der ſo etwas noch nicht geſehen, und da hatte ich denn nur immer zu ſteuern und zu wehren, damit nichts zu Grunde ging, denn es iſt dem Portugieſen ſchlechterdings unmöglich ſich bloß mit dem Anblick zu begnügen, er ſtirbt vor Ungeduld, wenn er die Sache nicht auch betaſten kann, er kann nicht widerſtehen, er muß wenigſtens mit dem Finger daran tippen, und kann er mit dem Finger nicht dazu kommen, ſo dient ihm der Stock als Fühlhorn, nur dann iſt er zufrieden geſtellt. Kann er aber die Sache wirklich in die Hände bekommen, dann bleibt auch kein Fleckchen unberührt, nach allen Seiten wird ſie beſichtigt und daran probirt, was nur zu probiren iſt. Der Dorfgeiſtliche fehlt auch ſelten bei dieſer Verſammlung von Neugierigen, jedoch als Bauernſohn in einem Kloſterſeminar erzogen, wo er auch die erſte Prieſterwürde erhalten und alle pfäffiſchen Gewohnheiten einer ſcheinheiligen Demuth und Beſcheidenheit angenommen hat, beträgt er ſich ſehr zurückhaltend und ſtiert nur mit dummem Blick auf die ihm unverſtändlichen Gegenſtände, die er ſich auch nicht die Mühe geben will, kennen zu lernen. Dieſe an Geiſt abgeſtumpften Menſchen, denen Denken gar nicht gelehrt wurde, kehren aus dem Seminar in ihre Heimath zurück, leſen daſelbſt

für einen geringen Lohn an Sonn- und Feſttagen ihre Meſſe in der kleinen Capelle der Gemeinde, ernähren ſich übrigens bei ihren Verwandten, verbringen ihre Zeit ganz und gar im Müßiggang und heimlichen Liebſchaften, die durchaus dazu gehören und deren ſie ſelten entbehren. So verſchmitzt ſie übrigens dennoch ſind, ſo pflegen ſie neben ihrem uncultivirten Geſichte noch obendrein gefliſſentlich Stupidität zu affectiren, damit man nicht hinter ihre Schliche käme. Mit einem dummen nichtsſagenden Blick ſtaunen ſie Alles an und hören dem Demonſtrator auf eine Art zu, als wenn ſie ſagen wollen, ich höre deine Worte, verſtehe aber nicht deren Sinn, entſchließen ſich auch nicht dazu ſich nähere Erklärung auszubitten; mit Einem Worte, es ſind weder Menſchen, die unterhalten, noch ſich unterhalten laſſen. Hält man ſich an einem ſolchen Orte nothgedrungen mehrere Tage auf, wie es bei meinen Geſchäften der Unterſuchung der Gebirge oft der Fall war, dann wird die wirklich gutmüthige Zudringlichkeit dieſer meiſten müßigen Menſchen, die ſich gar keinen Begriff davon machen können, daß man ſich nach Abgeſchloſſenheit und Alleinſeyn ſehnen oder ſeine Zeit mit Lectüre oder Schreiben, welches ſie als läſtige Arbeit betrachten, auf eine angenehmere Weiſe hinbringen könnte, oft zur großen Laſt, denn ſie halten es für Schuldigkeit, den Fremden unterhalten zu müſſen, und nie allein zu laſſen, und mit Tagesanbruch ſind dieſe gefälligen Geiſter ſchon bei der Hand und bieten ihre Dienſte an, ſie ſind gleichſam die Hofmarſchälle des Hauswirths, welcher ſie dafür auch zum Frühſtück, Mittag- und Abendeſſen einladet. Man kann ſich Glück wünſchen, wenn man alsdann in einem ſolchen Hauſe ein abgeſchloſſenes Kämmerchen hat, wohin man ſich zurückziehen kann; dieſes wird denn auch reſpectirt, und mit wichtiger Miene ſagt dann der Eine zum Andern, der Herr iſt jetzt beſchäftigt, und nun führen ſie indeſſen die Unterhaltung mit der Dienerſchaft oder der ſonſtigen Begleitung. Für einen Naturforſcher iſt dieſe Zudringlichkeit der Menſchen oft von dem größten Nutzen, denn der Portugieſe bis zum unwiſſendſten Bauern herab iſt höchſt aufmerkſam auf alle Naturgegenſtände: er betrachtet ſich die Felſenmaſſen und Mineralien nicht mit Gleichgültigkeit und findet manches Auffallende bei denſelben heraus; er kennt viele Heilpflanzen und deren Eigenſchaften, und hat ein Gedächtniß für alte Sagen und Thaten, wie wenige Völker haben, wo man vor Jahrhunderten Gold und Silber gefunden und Schätze gegraben, was immer ein Lieblingsthema iſt; man erbietet ſich dann einen an dieſen und jenen Ort zu begleiten, um zu zeigen, was ihnen Merkwürdiges daſelbſt erſchienen; andere bringen glänzende Steinchen und Erze, die ſie für Diamanten und Gold oder Silber halten, ſind dabei aber höchſt vorſichtig den wahren Fundort nicht zu verrathen, um ſich des Schatzes allein zu bemächtigen, bis man ſie endlich enttäuſcht und ſie von ihrem Irrthum überzeugt werden. Die Leute verlaſſen bei dieſen Gelegenheiten dann oft Haus und Hof und alle ihre Beſchäftigungen, ſie begleiten einen Stunden weit über Berg und Thal, ja zuweilen Tage lang ohne irgend ein anderes Intereſſe als nur gefällig zu ſeyn, und dieſe Gefälligkeit, begleitet mit dem zuvorkommendſten Weſen, hat mich oft zu Entdeckungen geführt, die ich wahrſcheinlich nie gemacht haben würde. Portugieſen und Braſilianern iſt die Gefälligkeit gemein. Meine Forſchungen in Portugal waren auf einen weit kleineren Raum wie in Braſilien beſchränkt, und in dem Maßſtabe, wie ſich dieſer zu jenem verhielt, war auch die Dienſtfertigkeit der Einwohner: begleitete man mich in Portugal 10 Meilen weit, ſo begleitete man mich dorten 50 und 100 Meilen weit. Der Nichtbauer, der ſolche Gefälligkeiten bezeigt, ſpeculirt bei dieſen Gelegenheiten auf die Zukunft, daß man ihm bei irgend einer Gelegenheit in Liſſabon einen Dienſt leiſten könne, denn von Liſſabon gehen alle Erfüllungen von Wünſchen aus, und da läßt man auch nicht die geringſte Gelegenheit unbenutzt vorübergehen, Connexionen anzuknüpfen; ſo wurde ich z. B. einſtens von einem wohlhabenden Apotheker eines kleinen Bergſtädtchens in der Provinz Tras os Montes 8 Tage lang auf das herrlichſte bewirthet, ſein Sohn, der, wie man zu ſagen pflegt, Medicin bis an den Hals ſtudirt und in der ganzen Provinz bekannt war, mußte mich über drei Wochen lang begleiten, er verſah uns mit Reit- und Laſtthieren, womit wir ſogar einen Abſtecher bis nach Salamanca machten, und alles dieſes geſchah aus bloßer Gefälligkeit gegen mich, einen ihm ganz fremden Menſchen, von dem er aber durch die dritte Hand in Erfahrung gebracht, daß er bei dem damaligen Premierminiſter etwas gelte; es war alſo eine entfernte Hoffnung da, daß ich ihm vielleicht einmal einen Gegendienſt erweiſen könnte, und dieſes fand ſich auch einige Jahre ſpäter, wo derſelbe mir eine Bittſchrift an den König mit allen Documenten verſehen überſandte, worin ſein zweiter Sohn, der Geiſtlicher war, um eine Abtei anhielt, die jährlich 4000 Thaler einbrachte, und unterſtützte dieſe Bitte mit einem Verſprechen von 6000 Thalern, die zu meiner Dispoſition niedergelegt würden, wenn ich das Geſuch durchſetzte und der Sohn die Stelle erhalte. Wahrſcheinlicherweiſe würde auch zu einer Zeit, wo ich Vieles durch Connexionen und bei der Gunſt, in der ich ſtand, erlangen konnte, deſſen Geſuch erfüllt worden ſeyn, allein bevor die Entſcheidung erfolgte, rückte die franzöſiſche Armee in Portugal ein, und die königliche Familie flüchtete nach Braſilien und meine Verbindungen waren zu Ende.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Waſſerhoſe auf dem Genferſee.

Die kleine Stadt Vevay war am 22 Jul. Zeuge eines Phänomens, das die ganze Bevölkerung in Aufregung brachte; es handelte ſich von einer ungeheuern Waſſerſäule, deren oberer Theil eine etliche tauſend Fuß hohe Wolke, und deren Grundlage der See war. Um neun Uhr ſah man in der Bai von Plan, in geringer Entfernung von Vevay auf der Straße nach Lauſanne den See in Unruhe gerathen, und in dichtgedrängtem, feinem Staube ſich zu einer beträchtlichen Höhe erheben. Dieſe Säule wandte ſich nach dem Fluſſe Veveyſe, deſſen Waſſer ſie einſog, folgte dann der Richtung des Windes, und hielt an den Bergen an, welche Blonay beherrſchen. Die Gewalt der von der Waſſerhoſe gepreßten Luft war ſo heftig, daß ein großer Nußbaum dadurch entwurzelt wurde.

Der brittische Handel in Persien.

(Fortsetzung.)

Ich fand Abbas Mirza im Besitz der Provinzen Yezd und Kirman. Seine Armee war in die wichtigsten Plätze vertheilt, Ruhe und Vertrauen kehrten allenthalben zurück, und die armen Bewohner, die sich unter der Herrschaft Hassan Ali Mirza's geflüchtet hatten, kehrten zu ihren Heerden zurück. An Lebensmitteln herrschte indeß immer noch Mangel, da eine Armee von 15,000 Mann die für das Land selbst kaum hinreichenden Vorräthe mit aufzehren half. Alle Classen der Bewohner waren sehr begierig englische Waaren zu kaufen, da ich aber von dem königlichen Prinzen den Befehl erhalten hatte, nur ihm selbst zu verkaufen, so konnte ich natürlich an niemand etwas ablassen. Nachdem ich ihm ein Verzeichniß dessen vorgelegt hatte, was mir noch übrig war, behielt er Alles, und ich wurde sogleich bezahlt. Ich hatte Gelegenheit Zeuge von der Freude zu seyn, welche die Häuptlinge der Stämme von Khoraſſan, Belutschistan und Kabul, die ins Lager gekommen waren, um ihre Dienste anzubieten, über die Pistolen, Flinten und Uhren bezeugten, welche Abbas Mirza ihnen zum Geschenk machte. Ein paar Pistolen, um 25 Ducaten gekauft, hatte in ihren Augen größern Werth als ein Kleid von Shawlstoff für 70. Dieß kommt von der Seltenheit guter Feuerwaffen und Uhren im Lande her. Der Prinz trug mir daher auch auf, von diesen Artikeln bis zum Betrag von 5000 Pfd. St. für ihn zu kaufen, um den Häuptlingen Geschenke damit zu machen. Der Prinz und der Kaimakam drückten mir wiederholt ihre Zufriedenheit darüber aus, daß ich, wie sie sagten, den Weg über Trapezunt eröffnet habe, und wünschten so directe und enge Verbindungen mit England anzuknüpfen, als nur immer möglich. Hinsichtlich des Zolls für die Waaren, welche ich eingeführt hatte, erhielt ich besiegelte Ruthams für den Gouverneur und den Chef der Douanen zu Aderbeidschan, kraft deren es mir gestattet war, künftig für 8000 Tomans Waaren jährlich in Persien einzuführen, wofür ich nicht mehr zu entrichten hätte, als was die Waaren des Landes bezahlten. Für das, was meine Transporte mehr ausmachen sollten, würde ich dann auf den Fuß der russischen Kaufleute behandelt werden, d. h. fünf Procent des Werths bezahlen. Ferner wurde der Douane befohlen, auch meinen jetzigen Transport so zu behandeln. Diese Vergünstigung verdankte ich zum Theil dem Umstand, daß ich mich in den Diensten des Prinzen befand, theils aber auch den Geschenken, die ich den einflußreichsten Personen machte.

Ich wurde zum Commandanten der beiden regulären Infanteriebataillone, der Hamadani und Rumschs ernannt, erhielt den Sonnen- und Löwenorden zweiter Classe und außer der Jourage noch einen jährlichen Gehalt von 800 Tomans. Nachdem ich zwei Monate lang im Lager des Prinzen geblieben war, machte er mir den Vorschlag, mich nach England zu schicken, um dort die bereits erwähnten Einkäufe und andere Gegenstände zu besorgen. Ich verließ demnach das Lager in dem Augenblick, wo Abbas Mirza sich auf den Weg nach Schahanl-Baudek machte, um zu dem König zu stoßen, der sich damals zu Kumescha, nördlich von Ispahan, befand. Ich hatte mir vorgenommen, für das nach England bestimmte Geld Seide einzukaufen, allein dieser Artikel stand wegen der durch die Pest in der Provinz Ghilan angerichteten Verheerungen, in deren Folge die Cocons aus Mangel an Arbeitern zu Grunde gegangen waren, so hoch im Preise, daß kein Gewinn von einer solchen Speculation zu erwarten stand. Im Jahr 1829 hatte diese Provinz 1,500,000 Pfd. rohe Seide geliefert, und 1831 wurden der angeführten Ursache halber kaum 600,000 Pfd. gewonnen, was kaum für die einheimischen Fabriken ausreichte; ich sah mich deßhalb genöthigt, Gold, und namentlich in Rußland geprägte holländische Ducaten einzuwechseln, in denen die Zahlungen zwischen Persien und Konstantinopel gewöhnlich geleistet werden, und die in letzterer Stadt einen höhern Curs haben als die übrigen Münzsorten, weil die Regierung in solchen Ducaten die an Rußland in Folge des letzten Kriegs schuldige Entschädigung abträgt.

Es dürfte vielleicht von Interesse seyn, noch einiges Nähere über die Sicherheit des brittischen Handels in Persien im Allgemeinen beizufügen. In den Provinzen und allenthalben, wohin die Autorität des Königs und des Prinzen sich erstreckt, ist, für den Europäer besonders, nichts zu fürchten. Während der 27 Jahre, seit denen die Engländer sich in Persien festgesetzt haben, ist ihnen noch nichts widerfahren, was ihnen in ganz Europa nicht eben so gut hätte begegnen können. Die persischen Kaufleute bilden eine besondere Classe, welche in den Karavanserais wohnt und so viel als möglich jede Berührung mit der Regierung vermeidet; ihr Eigenthum wird geachtet und ihren Personen die größte Rücksicht bewiesen. Der König und der Prinz unterstützen ihre Unternehmungen, und haben sich immer bemüht das Land für den Handel und die Reisenden sicher zu machen, was ihnen auch bis zu einem während des letzten Jahrhunderts in Persien unbekannten Grade gelungen ist. Wenn Reisende oder Karawanen durch Gegenden kommen, deren Bewohner hinsichtlich ihrer Anhänglichkeit an die persische Regierung zweifelhaft sind, setzen sie sich allerdings einiger Gefahr aus, allein für den gewöhnlichen Betrieb von Handelsgeschäften, durch Männer geführt, die mit dem Lande bekannt sind, ist das Risico bei weitem nicht so groß, als man vielleicht glaubt. Eine fünfjährige Erfahrung hat mich überzeugt, daß der Prinz sehr zu einem offenen und loyalen Benehmen geneigt ist. Allerdings erfährt man manche Plackerei und Bedrückung, wenn man mit der persischen Regierung zu thun hat, allein dieß kommt nur von dem schlechten Benehmen einiger einflußreichen Personen am Hofe her, keineswegs aber von dem Prinzen selbst.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Zu Cambanière, im Forste von Hotanibout im schwarzen Gebirge, findet sich ein interessanter Baum: die Stämme einer Eiche und einer Buche sind zusammengewachsen, so daß die beiderseitigen Aeste nach allen Seiten hin hängen, und die einen Eichenblätter, die andern Buchenblätter zeigen.

*

Kürzlich wurde eine Sammlung der großen Siegel Englands von Eduard dem Bekenner bis William IV herausgegeben. Sie sind nach den an Staatsurkunden angehängten Abdrücken auf die sinnreiche von Collas erfundene Weise graviert, sind deßhalb unfehlbar genau, und ahmen den Reliefs mit der täuschendsten Aehnlichkeit nach. Die Zeichnungen verrathen aber wenig Erfindung und sehr wenig Abwechslung. Auch die Reihe Napoleonischer Medaillen soll in kurzem auf dieselbe Weise herausgegeben werden.

*

Ein hennegauer Journal erzählt, daß ein Jäger in einem Haberfeld eine ängstlich umherlaufende Henne gesehen, und bei näherer Untersuchung gefunden habe, daß eine große Natter sich mitten unter ihren Küchlein befand. Er tödtete sie, riß ihr den Bauch auf, um zu sehen, ob sie schon einige Küchlein verzehrt habe, und zu seinem nicht geringen Erstaunen seyen zwei junge Küchlein noch lebend (!) daraus hervorgekommen, zwei andere aber todt gewesen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 237.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 August 1837.

Literariſche Journale im Orient.

Länder jenſeits des Ganges.

In den Ländern jenſeits des Ganges, wo die engliſche Bevölkerung noch weit geringer iſt als in der Halbinſel, iſt es noch ſchwerer literariſche Journale von andern auszuſcheiden, aber dennoch gibt es einige, welche durchaus literariſch ſind. Das beſte derſelben iſt das Chineſe Repoſitory, das monatlich in Canton erſcheint. Es wurde im Mai 1831 geſtiftet, und der ſechste Band iſt im Erſcheinen. Es beſchäftigt ſich mit dem innern Zuſtande von China, mit der Statiſtik des Reichs, ſeiner Handelspolitik, einzelnen chineſiſchen Inſtitutionen, der Geſchichte der umliegenden Völker, bisweilen mit der Kritik europäiſcher Werke über China, mit den Ereigniſſen in Canton, und den Verhältniſſen der Europäer zu dem chineſiſchen Gouvernement. Es iſt im Ganzen ein wohlunterrichtetes Journal, das aber theils den bittern Ton, der unter der kleinen europäiſchen Gemeinde in Canton gegen die Chineſen herrſcht, angenommen hat, theils von einem bigotten methodiſtiſchen Geiſt angeſteckt iſt. Bei dem Allem iſt es ein intereſſantes Journal. Jeder Jahrgang enthält 36 Bogen; es iſt auf chineſiſches Papier anſtändig gedruckt. Anfangs koſtete es 6 Dollars jährlich, und wurde zu 400 Exemplaren abgezogen, aber im Anfange des dritten Jahrgangs verſuchte der Herausgeber die Verbreitung deſſelben durch die Herabſetzung des Preiſes auf 3 Dollars zu erreichen, und der Erfolg hat gezeigt, daß er richtig berechnet hatte, denn die Abonnenten belaufen ſich gegenwärtig auf mehr als 800. Die Liſte der Abonnenten iſt ſonderbar genug: im Anfang des Jahres 1836 waren ihrer in China 200, in Manilla 15, in den Sandwichsinſeln 13, in Singapur 18, in Malacca 6, in Batavia 21, in Siam 1, in Neu-Süd-Wallis 6, in Birma 3, in Bengalen 7, in Ceylon 2, in Bombay 14, auf dem Cap 1, in Europa 45, in Amerika 151. Die erſten Jahrgänge ſind gänzlich vergriffen, die Auflage des laufenden Bandes beſteht aus 1000 Exemplaren.

Das Canton Regiſter iſt ein wöchentliches Blatt, das im J. 1828 geſtiftet wurde, und von dem gegenwärtig der zehnte Band erſcheint: es beſchäftigt ſich ausſchließender als das Repoſitory mit den täglichen Angelegenheiten von Canton, iſt aber im Ganzen in demſelben Sinn geſchrieben. Es koſtet 12 Dollars jährlich; ſein Abſatz beläuft ſich auf etwa 300 Exemplare, welche hauptſächlich nach Amerika gehen. Sein Rival iſt die Canton Poſt, die auch wöchentlich erſcheint, denſelben Preis koſtet und denſelben Plan befolgt; es ſcheint, daß zwiſchen dieſen zwei Journalen Verſchiedenheiten beſtehen, welche an Ort und Stelle bedeutend genug ſcheinen mögen, und ſich auf die kleinern Partien unter den Europäern in Canton beziehen, aber in der Ferne ganz verſchwinden; beide enthalten manche gute Notizen über China, die Canton Poſt wurde im September 1835 geſtiftet.

Die Portugieſen in Macao hatten längſt Journale, aber ſie ſcheinen ſich nicht lange halten zu können, doch beſtehen gegenwärtig zwei: die Chronica de Macao, die zweimal monatlich erſcheint, im J. 1835 geſtiftet wurde und 10 Dollars koſtet, und der Macaiſta Imparcial, der wöchentlich erſcheint und 12 Dollars koſtet. Beide ſind vollkommen unbekannt in Europa, außer etwa in Liſſabon.

In Singapur erſchien bald nach der Stiftung der Colonie eine Zeitung unter dem Titel Singapur Chronicle; ſie erſchien in langen Zwiſchenräumen auf einem Quartbogen auf indiſches Papier gedruckt, und war wenig mehr als ein mercantiles Intelligenzblatt, aber ſeit 1830 erſcheint ſie wöchentlich im Format der engliſchen Zeitungen. Dieſes Blatt hat von Zeit zu Zeit höchſt intereſſante Artikel über die Molukken, obgleich natürlich der größte Theil des Raumes nur locale Nachrichten enthält. Es iſt unmöglich, ſelbſt in Singapur vollſtändige Exemplare zu finden, was Schade iſt, da die geographiſchen Artikel die es enthält, wohl verdient hätten, geſammelt und zuſammengedruckt zu werden. Es gibt keine beſſere Quelle für die Kenntniß des gegenwärtigen Zuſtandes von Borneo, Sumatra und die Molukken. Im October 1833 erſchien ein Oppoſitionsblatt, the Singapur Free Preß, das aber nicht nach Europa kommt.

In Malacca wurden viele Verſuche gemacht, literariſche Journale zu gründen: das erſte war der Indo-chineſe Gleaner, ein monatliches Journal, deſſen Zweck war China und die Länder jenſeits des Ganges bekannter zu machen, es hörte aber nach einem Jahre wieder auf. Im J. 1836 begann der Malacca Obſerver, der von dem indochineſiſchen Collegium, das Morri-

ſen geſtiftet hatte, herausgegeben wurde, und drei Jahre lang erſchien, mit vielen Artikeln von Morriſon und Ueberſetzungen aus der Staatszeitung von Peking. Im April 1836 begann ein neues vierteljährliches Journal in Malacca, das Periodical Miscellany, von dem aber nichts bekannt iſt, als daß ſein Zweck iſt, China und die ultragangetiſchen Länder beſſer bekannt zu machen; es iſt wahrſcheinlich kein Exemplar davon nach Europa gekommen.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Ländliche Sitten.

(Fortſetzung.)

Logirt man an ſolchen Orten bei einem wohlhabenden Bauer, der eben ſo gut, wie ſchon erwähnt, ſeine damaſtene oder buntkattunene Betdecke, wie der Provincial-Fidalgo hat, und ſie über die auf den Boden ausgebreitete Matratze deckt, mit ſchneeweißen Betttüchern und mit Spitzen beſetzten Kopfliſſen, ſo wird derſelbe nur höchſtens für baare Auslagen und Einkäufe außer dem Hauſe Bezahlung nehmen; ſelbſt der Aermere gibt unter ſolchen Verhältniſſen Alles her, was er beſitzt, ohne etwas dafür zu verlangen, und begnügt ſich mit einem kleinen verhältnißmäßigen Geſchenk, was man der Frau oder den Kindern gibt, ohne darauf gerechnet zu haben. Sind der Gäſte mehrere, als man Betten und andere Gegenſtände der Bewirthung beſitzt, ſo finden ſich gleich mehrere Perſonen dieſem Mangel abzuhelfen, und hat man nur erſt das Intereſſe der Menſchen gewonnen, ſo wird man ſelbſt an den armſeligſt ſcheinenden Orten im Ueberfluß leben: der eine ſchickt ein Huhn oder ein paar Küchlein, der andere ein Spanferkel oder Ziegenlamm, noch andere Eier, Gemüſe, Melonen, Aepfel, Kaſtanien, Nüſſe, eingemachte Früchte und Backwerk aller Art. Ein kleines Geſchenk an die ſchwarzaugige barfüßige Ueberbringerin macht dieſe höchſt glücklich. Auch der Bauer, der auf dieſe Art ſein Geſchenk bringt, um der Gaſtfreundſchaft zu genügen, wird deßhalb um Entſchuldigung bitten und dabei ſagen, daß es für die Dienerſchaft ſey, ungeachtet er die Ueberzeugung hat, daß die Herrſchaft zuerſt davon ſpeiſet. So ſehr hiebei auch Gutmüthigkeit im Spiel iſt, einem Mangel abzuhelfen, ſo iſt doch auch nicht zu verkennen, daß dabei auch Eitelkeit und das angeborne großthueriſche Weſen der Menſchen eine große Rolle ſpielt. Doch dem ſey nun wie ihm wolle, ihr Betragen gefällt und muß für ſie einnehmen, man befindet ſich wohl unter dieſen Leuten; wenn ſie auch noch ſo arm ſind, ſo tragen ſie nicht das Gepräge der Armuth, man findet ſie nie an Geiſt und Körper durch die Armuth gedrückt, ſondern immer mit ſcheinbarer Zufriedenheit, oder eigentlich einer bittern Sorgloſigkeit.

An vielen kleinen Orten wohnen oft alte vermögende Wittwen, die im allgemeinen Anſehen ſtehen, und mit Aufmerkſamkeit von jedermann behandelt werden; alle Dorfneuigkeiten werden dieſen zuerſt zugetragen, ſie ſind das Orakel der ganzen Gemeinde, und haben größern Einfluß wie alle die Dorfvorſteher, die ſich ſelbſt bei ihnen Raths erholen, wenn guter Rath theuer iſt. Eine ſolche Wittwe umgibt ſich mit einer zahlreichen weiblichen Dienerſchaft, die mit ihr auf dem vertrauteſten Fuß lebt, verſteht ſich die eine mehr wie die andere, und fortwährend in ihrer Geſellſchaft ſind. Die alte Sitteneinfalt im Aeußern ihrer ganzen Perſon und des Hausweſens wird ſorgfältiger von ihr beibehalten, die ſchwarze Wittwentracht nie abgelegt, und ohne daß ein Fremdling weder Gutes noch Schlechtes von ſo einer Dorfdame weiß, ſo flößt ihr ganzes Weſen ihm doch Reſpect ein. Der Portugieſe hat von Natur eine gewiſſe Hochachtung und Zuvorkommenheit gegen das weibliche Geſchlecht, um ſo mehr nun gegen eine gealterte Dame, welche durch ihren Wohlſtand die Hauptperſon im ganzen Orte iſt: Alles bewegt ſich ganz leiſe um ſie herum und lauſcht ihre Wünſche ab, und in dieſem Stücke weiß ſich der Bauer ſo fein wie ein Hofmann zu betragen; ja, dieſe Aufmerkſamkeit und Achtung läßt ſelbſt nicht nach, wenn auch die Vermögensumſtände der Wittwe ganz herabgekommen ſeyn ſollten, ſey es nun durch einen unordentlichen, verſchwenderiſchen Haushalt, indem ſie mehr ausgibt, als einnimmt, oder daß man ſie um ihr Vermögen betrogen hat, indem man ſich ihre Gutherzigkeit oder ihre Unkenntniß in Geſchäften zu Nutze machte, was gar oft der Fall iſt. Man ſagt dann: cuidado! ella era rica, agora nao tem nada (die arme Frau! ſie war reich, jetzt hat ſie nichts mehr.) Trotz dieſer Armuth aber, in die ſie herabgeſunken, wird ſie dennoch Alles aufbieten, dem Fremdling Gefälligkeiten zu erzeigen, und ihn mit dieſem und jenem zu ſeiner Bequemlichkeit oder zum Unterhalt zu verſehen, beſonders aber mit Süßigkeiten und Backwerk, die noch nach wie vor in ihrem Hauſe verfertigt werden, und wenn ſie auch nicht das Brod mehr haben ſollte. In den altmodiſch decorirten wenigen Zimmern ſolcher Wittwenwohnungen, die ohne Glasfenſter ſind, ſtehen als Möbeln große Stühle mit ledernen Sitzen und Rücklehnen aus dem vorigen Jahrhundert, worauf Heiligengeſchichten und allerhand Fratzenbilder mit Arabesken eingepreßt ſind, an den Wänden zuweilen große geſchnörkelte Schränke, ſchwarz vor Alter wie Ebenholz, feſte Tiſche mit rund gedrechſelten Beinen, und hie und da hängt das ſchlechte Bildchen eines geſchundenen oder geröſteten Heiligen mit Rahmen ohne Glas. Eine der Ecken des Zimmers ziert ein Glasſchränkchen, worin der Gekreuzigte zwiſchen Blumen und Flittergold zu ſehen iſt. Hier lebt die Frau in fortwährendem Nichtsthun, bei feierlichem Beſuche auf einem großen Stuhle mit Armlehnen, für gewöhnlich aber auf einer dicken, runden Strohmatte mit untergeſchlagenen Beinen auf dem Boden ſitzend. Von dieſem Throne aus leitet ſie ihr Hausweſen, die Mägde ſitzen um ſie herum, manche nähen, manche ſpinnen; doch das iſt Nebenſache, und die größte Zeit wird verplaudert; die Mägde werden ausgeſchickt, um fortwährend zu rapportiren. Abends erhält ſie den Beſuch von dem Geiſtlichen, dem Chirurgen, dem Bartputzer, dem Handwerker, dem vornehmſten Bauer, und überhaupt von allen denen, die bei ihr in Gnaden ſtehen. Dieſe Geſellſchaft, die ſich gewöhnlich erſt nach dem Abendeſſen verſammelt, Sommer und Winter mit Mänteln umhangen, ſitzt den ganzen Abend trocken beiſammen, allein die Unterhaltung geht nie aus. Die meiſten dieſer Damennotabilitäten, wenn ſie

alt und ſchwach ſind, und einen Geiſtlichen bezahlen können, der es übrigens auch wohl umſonſt thut, haben ihr Hausoratorium, wo derſelbe Meſſe lieſt. Hier erhalten aber nur die Hausbewohner und allenfalls die nächſten vertraulichen Nachbarn Zutritt. Solche Privatmeſſen werden von vielen vorgezogen, weil man ihnen ungenirter beiwohnen kann, dieſelben auch nicht ſo lang dauern wie die in den Kirchen. Fromm iſt die Frau, denn die Sündigungszeit iſt vorüber, daher ſie denn fortwährend ihren Roſenkranz durch die Finger laufen läßt; ſie converſirt und betet zugleich, ſie hat doppelte Unterhaltung, ihr Geiſt iſt bei den Tagsbegebenheiten, die Finger verrichten die Andacht, es iſt dasſelbe, als wenn eine deutſche Frau ſtrickt und dabei in einem Buche lieſt, mit dem Unterſchied, daß der Strumpf unter ihren Händen größer wird, der Roſenkranz ſich aber immer mehr abnutzt.

Ein Reiſender, der nun an einen ſolchen Ort kommt, wo er noch mehrere Tage zu verweilen hat, wird ſehr klug handeln, einer ſolchen Dame ſein Compliment zu machen, wie ihm auch bald durch Andere zu verſtehen gegeben wird. Die Dame, von der größten Neugierde geplagt, gibt auch zuweilen die erſte Veranlaſſung dazu durch die Ueberſendung mancher Mimes von Süßigkeiten und Backwerk, und durch die ſchmeichelhafteſten Anerbietungen, ſich bei dem Mangel, welchen man an einem ſo entlegenen, einſamen, von allen Bequemlichkeiten entblößten Orte vorfinden würde, nur über ihr ganzes Hausweſen zu disponiren. Natürlicher Weiſe kann man dann nicht umhin einer ſolchen Wohlthäterin in aller Feierlichkeit den Reſpectbeſuch abzuſtatten; damit ein ſolcher Beſuch aber nicht plötzlich und überraſchend werde, ſo wird man fortwährend von den Hausfreunden der Dame umſchlichen, um auszukundſchaften, um welche Zeit man wohl zu dieſem Beſuche ſich rüſten werde, und davon ſogleich durch ein Kind oder eine auf der Lauer ſtehende Magd Kunde gegeben, um einer Ueberrumpelung vorzubeugen. Die Beſuche werden entweder Morgens kurz vor der Mittagsſtunde, welches auf dem Lande die Zeit des Mittagsmahls iſt, abgethan, und dann ſind ſie nur ſehr kurz, oder gegen Abend, wo ſie dann einige Stunden lang ausgedehnt werden und mit einer kleinen Collation von Backwerk und Süßigkeiten nebſt einem Glas Waſſer endigen. Der Vertrauteſte des Hauſes macht gewöhnlich den Begleiter, Introducteur und Hofmarſchall; von Station zu Station rennen die Lauerpoſten davon, um nicht nur anzuzeigen, daß man auf dem Marſche ſey, ſondern auch allerhand Nebendinge werden zugleich noch mit berichtet, wie viel Mann hoch man anmarſchire, was man für Kleider trägt, wie man geſtaltet iſt und dergleichen Dinge mehr. Die geringſte Kleinigkeit gewinnt Intereſſe in einem kleinen abgelegenen Orte, den vielleicht ſeit zehn und mehr Jahren kein Fremder, und ein Ausländer vielleicht noch nie betreten hat; hinter einem ſolchen laufft die ganze Dorfjugend her, die Männer treten aus ihren Häuſern, und die Weiber lauſchen im Verborgenen, um ihn vorübergehen zu ſehen. Der letzte Lauerpoſten hinter der Thüre oder einem halb offenen Fenſterladen gibt nun das Zeichen der Ankunft; die Mägde in ihrem Sonntagsſtaate rennen ſich beinahe über den Haufen, und ſtoßen ſich die Naſen ein, um durch Feuſterſpalten und Thürritzen den Fremden erſt in der Ferne zu muſtern, was auch die Hausdame von einem Verſteck aus zu thun pflegt. Hat man ſich vorher förmlich anmelden laſſen, dann öffnet auch ſogleich eine ältere Dienerin die Thüre, macht dabei einen tiefen Knix und bittet einzutreten; ging aber keine Anmeldung vorher, ſo findet man die Thüre verſchloſſen, man klatſcht in die Hände, zum Zeichen daß jemand aufgemacht haben will, und ungeachtet daß man ſchon längſt Kunde von dem beabſichtigten Beſuch hatte, und daß alle Bewohner des Hauſes die Ankunft durch die Fenſteröffnungen erſpäht hatten, ſo erſchallt doch von jenen erſtlich die ganz überflüſſige Frage: Quem he? (wer iſt da?) Dem Beſuchenden ſoll dadurch zu verſtehen gegeben werden, daß man ihn in dieſem Augenblick gar nicht erwartete, um ihm dadurch eine größere Idee von der guten Hausordnung beizubringen, in der man Alles ſo aufgeputzt findet, als wenn es Jahr aus Jahr ein ſo wäre. Die alte Dame in ihrer ſchwarzen Tracht, worüber der Sonntagsmantel gehängt iſt, in glatt von allen Seiten nach hinten zu gekämmtem grauem Haupthaar, empfängt ihre Gäſte mit einem vornehmen Anſtande, wie wenn ſie früher an Höfen gelebt, und doch kam ſie vielleicht nie aus ihrem Dorfe heraus, und verſteht meiſterhaft dieſelben ſogleich auf eine anziehende und ungenirte Art zu unterhalten. Töchter, die vielleicht zugegen ſind, ſitzen nach den erſten Complimenten ſteif und wortlos in ihren altſittlichen Kleidern mit blauem Tuche, wie ein Reitkleid mit vielen kleinen blanken Knöpfchen, und haben nur die größte Mühe, beſonders wenn ſie noch jung und nicht häßlich ſind, bei dem innern Kitzel, der ſie ſticht, die ſchwarzen großen Augen recht ehrbar und züchtig niederzuſchlagen und ſtarr auf Einen Fleck zu richten; allein ſie können es dennoch nicht laſſen: jeden Augenblick ertappt man dieſe ſchönen Augen auf verſteckten Muſterungen umherſchweifend. Nur die Hauptperſonen führen bei dieſen ceremoniöſen Viſiten das Wort, und alle andern verhalten ſich ſtumm und ſtill; iſt nun die Hausdame auch nicht ſehr geſprächig, was unter hundert Fällen doch wohl kaum einmal vorkommt, ſo gleicht eine ſolche ſtumme Verſammlung oft einer Geſellſchaft von Wachsfiguren.

(Schluß folgt.)

Der ungariſche Dichter Caroly Kiſfaludi.

Die ungariſche Sprache und Literatur haben in neuerer Zeit die Aufmerkſamkeit vieler europäiſchen Gelehrten auf ſich gezogen, welche in der Kenntniß der Madſcharenſprache den Schlüſſel zur Erklärung der Herkunft des Volks zu finden hofften. Die Aufmerkſamkeit wandte ſich zugleich auf die alten Chroniken und die neue Literatur. Alexander Kiſfaludi galt für das Haupt und den Reformator der neuern ungariſchen Poeſie, und nicht minder ausgezeichnet iſt ſein Bruder Caroly. Dieſer wurde am 19 März 1790 im Raaber Comitat geboren, und erhielt ſeine erſte Bildung im Gymnaſium der Stadt Raab, von wo er im Jahr 1804 ins Militär trat und die Feldzüge von 1805 und 1809 mitmachte. Die Dichtungen ſeines Bruders weckten auch in ihm den Sinn für Poeſie, und bald erſchienen mehrere Gedichte und Dramen von ihm in einer Zeitſchrift. Die um dieſe Zeit von ihm

verfaßten Komödien waren nicht für die Scene bearbeitet. Im Jahr 1810 verließ Kisfaludi den Militärdienst und reiste in der Schweiz und Deutschland. In seiner Abwesenheit ließen seine Freunde eine im Manuscript zurückgelassene Tragödie „Tatarok" aufführen, welche in Pesth mit unerwartetem Beifall aufgenommen wurde. Bei seiner Rückkehr im Jahr 1817 wurde die Tragödie von neuem aufgeführt, und Kisfaludi gegen seinen Willen auf die Scene geführt und daselbst auf Verlangen des entzückten Publicums gekrönt. Dieser Erfolg reizte ihn, nur fürs Theater zu arbeiten, und im Laufe von weniger als drei Jahren erschienen acht Theaterstücke: Dramen, Tragödien und Komödien von ihm. Sie zeugten von dem großen Talente des jungen Dichters, aber die Eilfertigkeit, mit der sie geschrieben wurden, schadete ihrer Ausarbeitung sehr. Kisfaludi beschäftigte sich nun mit einem gründlichen Studium der Geschichte und Philosophie, und die Folgen dieses Studiums zeigten sich deutlich in seinen spätern Schriften. Seine Gedichte und seine Prosa galten bald als die schönste Zierde ungarischer Journale und Almanache, und auch seine späteren Dramen fanden fortwährend Beifall. Leider starb er schon im Jahr 1832 in Pesth.

Der brittische Handel in Persien.

(Schluß.)

Ich verließ Tabris im November 1831, und fand zu Erzerum bereits eine Commandite des Handelshauses des Herrn Brant, die derselbe erst etablirt hatte, als ich Persien zuletzt verließ, in einem so blühenden Zustande, als man den Umständen nach nur erwarten konnte. Die Lage der Stadt Erzerum und dieses Theils von Armenien überhaupt war damals sicher nicht für wichtige Handelsunternehmungen günstig zu nennen, obschon man sich der Hoffnung auf bedeutende Verbindungen mit Bagdad, Diarbekr, Van u. s. w. hingab. Die letzten Unruhen in Bagdad haben den Weg nach dieser Stadt gänzlich versperrt, und die übrigen erwähnten Orte befinden sich alle mehr oder weniger unter dem Einflusse von Revolutionen und Veränderungen. Die durch ihre centrale Lage und ihre localen Bequemlichkeiten so wichtige Stadt Bagdad erholt sich nur langsam von den traurigen Folgen des russischen Einfalls und der Vertreibung der Armenier. Die Pest, welche in vielen Gegenden herrschte und die nördlichen Provinzen Persiens fast entvölkerte, hat den auswärtigen Handel gehemmt, ja fast vernichtet. Dabei sieht sich das Handelshaus des Hrn. Brant durch die Abneigung und Eifersucht der persischen Kaufleute, welche den Handel der Türkei für die englischen Häuser in Trapezunt und Erzerum betreiben, in seinen Unternehmungen gar sehr beschränkt, da dieselben sich auf die Verbindungen mit den nämlichen persischen Kaufleuten gründen, welche sämmtlich Etablissements in Konstantinopel haben, dort theils in Commission, theils für eigene Rechnung sehr bedeutende Geschäfte machen, und natürlich vorziehen selbst nach Konstantinopel zu gehen, wo sie einen Zusammenfluß von Waaren aus ganz Europa finden, als nach Trapezunt und Erzerum, wo ihre Auswahl einzig auf das Lager des Hrn. Brant beschränkt ist. Sie halten ferner auch bedeutende Niederlagen von seidenen Shawls, Tabak, Spezereiwaaren u. s. w., die sie in Konstantinopel gegen europäische Waaren umsetzen, während Geschäfte solcher Art für Hrn. Brant nicht ausführbar sind, wofern die Seide in England nicht einen höhern Preis erreicht als jetzt. Aus etlichen Ursachen wünschte Hr. Brant sich mit einem Hause in Tabris zu verbinden, dem er diejenigen Waaren zusenden könnte, die auf den persischen Märkten den besten Abgang fänden. Er wünschte daher, daß mein Bruder sich dort etabliren möchte. Ich muß bekennen, daß die Einrichtung eines solchen Commissionslagers meiner Ansicht nach das einzige Mittel wäre, dem englischen Handel in Persien eine regelmäßige und nachhaltige Richtung zu geben; freilich müßten die, welche dazu sich verstehen, der Sprache des Landes kundig seyn. Die Waaren könnten von England direct nach Trapezunt verladen und dort ausgeschifft werden; Erzerum wäre die Zwischenstation zwischen Kleinasien und Persien, wohin die Kaufleute dieses Landes kämen, um ihre Einkäufe zu machen, und in Tabris und Teheran würden die Niederlagen für den persischen Handel überhaupt gehalten. Hr. Brant theilte meine Meinung in dieser Hinsicht vollkommen; allein um dem Etablissement in Tabris den erforderlichen Schutz zu gewähren, wäre es durchaus nöthig, daß daselbst ein brittisches Consulat errichtet würde, und daß man mit Persien einen Handelsvertrag abschließe. Den Aeußerungen des Prinzen und seiner Minister zufolge glaube ich behaupten zu können, daß die persische Regierung bereit seyn dürfte, ein solches Uebereinkommen zu treffen.

Während meines Aufenthalts im Lager des Prinzen verlautete von einflußreichen Personen, daß Abbas Mirza Willens sey, den Sitz der Regierung von Tabris nach Ispahan zu verlegen, wenn die Unternehmung gegen Khorassan glücklich ausfiele; in diesem Falle wäre es nicht mehr nöthig, daß das brittische Consulat in den nördlichen Provinzen stationär bliebe, dann müßte aber ein Resident in Tabris aufgestellt werden, um die brittischen Interessen zu schützen und die Verbindungen mit der Türkei zu unterhalten. Als ich durch Trapezunt kam, fand ich Hrn. Bonham, den Vertreter des Hauses Fairlie, Bonham und Comp., daselbst, der ein Waarenlager von 20,000 Pfd. St., und Hrn. C. Burgeß, der ein ähnliches von 6000 Pfd. St. Werth bei sich hatte. Beide sind jetzt in Tabris, und es läßt sich erwarten, daß dieser Anfang bald zu weitern Verbindungen führen werde. Ich habe mir besondere Mühe gegeben, Nachrichten über den jetzt zwischen Konstantinopel und Persien über Erzerum bestehenden Handel einzuziehen, nach denen ich den Werth desselben auf 750,000 Pfd. St. jährlich anschlagen möchte, wovon zwei Drittheile auf englische Waaren kommen. Fünftausend Pferdelasten, jede zu 300 Pfund Gewicht, entrichten jährlich auf der Douane zu Erzerum ihren Zoll; regelmäßige Verbindungen würden diese Zahl sicher noch vermehren. Die Hülfsquellen Persiens hinsichtlich seiner Bergwerke und anderer noch unausgebeuteter Productionszweige sind sehr bedeutend. Fast ganz Persien ist für die Cultur der Seide geeignet; die Provinzen Ghilan und Masenderan sind die bedeutendsten in dieser Hinsicht, und dieser Artikel dürfte einer der wichtigsten zum Austausch gegen europäische Waaren werden, da bei erweiterter Production auch die Kosten derselben sich noch geringer stellen würden.

Ein Aufsatz im Spectateur Militaire gibt die Gesammtbevölkerung der Regentschaft Algier auf 3,520,000 Einwohner an, wovon 1,940,000 Berbern und 1,580,000 Araber, Mauren, Juden, Türken u. s. w. seyen; unter diesen letztern werden die Araber auf eine Million, die Juden auf 300,000 und die Kuluglis auf 200,000 angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 238.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 August 1837.

Der gegenwärtige Zuſtand Aegyptens und Arabiens. *)

Mehemed Ali, der Paſcha von Aegypten, befindet ſich jetzt im Beſitz der ganzen arabiſchen Küſtenlinie von Akaba gegen Norden bis Mocca, in der Nähe der Straße von Bab el Mandeb am ſüdlichen Ende des rothen Meeres. Mit Ausnahme von Mecca und dem fruchtbaren Diſtrict von Taif, öſtlich von Dſchidda, reicht ſein Gebiet vom Meeresufer aus nicht über ein bis zwei Meilen ins Innere hinein, aber ſeine Truppen halten die bedeutendern Städte und Häfen an der Oſtſeite des rothen Meeres beſetzt, wodurch der Vicekönig im Stande iſt, den ganzen Handel in Yemen und Hedſchas, den beiden Hauptprovinzen der Weſtſeite Arabiens, zu beherrſchen. Den innern Handel überhaupt hat er monopoliſirt, indem er nach einem ſelbſt beſtimmten Preiſe von den Erzeugern kauft, und an die ausländiſchen Kaufleute mit großem Gewinn wieder verkauft. Von Waaren, die aus Indien eingeführt werden, erhebt er einen Zoll von 10 Procent, den er entweder in Geld oder in Natura nimmt. So war das Schiff, das uns von Calcutta nach Dſchidda führte, mit Reis beladen, von dem der Gouverneur von je hundert Säcken, die nach dem Zollhaus gebracht wurden, 10 zurückbehielt, und unſerem Nakhuda 90 zum Verkauf überließ. Noch nie ſah ich ein beſſer und liberaler verwaltetes Zollhaus als das des Paſcha's von Dſchidda, und derſelbe Fall iſt es in Mocca. Da iſt keine Beſtechung nöthig, und es findet durchaus kein beläſtigendes Suchen nach Contrebande oder ein ärgerliches Zurückhalten der Waaren ſtatt. Dieſe Bemerkung erſtreckt ſich freilich nur auf Güter unter brittiſcher Flagge, und ich bin überzeugt, daß die Höflichkeit, mit der die Engländer von den Behörden am rothen Meere behandelt werden, größtentheils der Anweſenheit von zwei Kriegsſchiffen von der indiſchen Marine zuzuſchreiben iſt, deren Kanonen Reſpect einflößen, und den Türken und Arabern einen Begriff von unſrer Macht beibringen. Die bedeutendſten Ausfuhrartikel ſind Kaffee und Senna (cassia senna); allein die Zufuhr von dem erſtern hat ſich wegen des unverſtändigen Monopols, das der Paſcha mit dieſem Artikel treibt, ſehr vermindert. Die Kaffeepflanzer wollen natürlich einen Artikel nicht in der erforderlichen Menge bauen, für den ſie keinen lohnenden Preis erhalten, weil der Paſcha zwiſchen ſie und die fremden Kaufleute tritt, und den Gewinn, der von Rechts wegen ihnen gebührt, ſelbſt einſteckt. Kaffee und Senna wachſen nicht auf dem Gebiet Mehemed Ali's, ſondern auf dem des Imam von Senna, eines jungen, ſchwachen Fürſten, der ein ſchönes Land beſitzt, das über kurz oder lang wohl auch dem Paſcha in die Hände fallen wird. Daß er es nicht bereits in Beſitz genommen, daran ſind wahrſcheinlich die wiederholten Niederlagen Schuld, die er von dem Beduinenſtamm der Aſſir erlitt, welcher das Land zwiſchen Mecca und Senna bewohnt und die Unabhängigkeit ſeines Gebiets tapfer behauptet. In dem Feldzug von 1835 erlitt die ägyptiſche Armee, unter dem Befehl des jüngern Ibrahim, eines Neffen des Paſcha's, zum großen Verdruß Mehemed Ali's von dieſen Kindern der Wüſte eine Niederlage. Im J. 1836 machte er daher große Rüſtungen zu einem zweiten Feldzug gegen die Aſſirs und bildete Armeecorps zu Gofonda, Dſchidda und Mecca, die gleich nach Beendigung des Hadſch, oder der Ceremonien der Pilgerfahrt, ausrückten. Eines dieſer Corps ſah ich zu Dſchidda; es beſtand aus 3000 Mann Infanterie, einer kleinen Cavallerieabtheilung und ſechs leichten Feldgeſchützen. Die Infanterie iſt gut uniformirt, nach der von Ibrahim gleich nach dem Krieg in Morea eingeführten Abänderung der türkiſchen Tracht; dieſe Kleidung wird Nizam genannt. Ihre Musketen werden in Cairo nach franzöſiſchen Muſtern verfertigt, und ſind leichter und bequemer als die engliſchen. Ihre Patrontaſchen, Pulver und Kugeln waren in der beſten Ordnung. Ich wohnte den Manöuvres dieſer Truppen in einer großen Ebene ſüdlich von Dſchidda bei; das Exercitium war das der leichten Infanterie, welches das zweckmäßigſte gegen die undisciplinirten Aſſirs iſt. Die Diviſion wurde von einem Bey befehligt, der den Rang eines Generalmajors hatte. Der Chef des Generalſtabs war ein Hr. Mari, ein Corſe, vormals Feldwebel in brittiſchen Dienſten. Er hat zunächſt die Aufſicht über das Abrichten der Truppen, und verſieht zugleich die Dienſte eines Generalquartier-

*) Nach einem Schreiben des Capitän Mackenzie, an Sir Alexander Johnſtone, Präſidenten der aſiatiſchen Geſellſchaft.

meiſters. Er hatte einen unvollkommenen Plan von dem Kriegsſchauplatz in Aſſir entworfen, den er mir zeigte. Hunger, Durſt und die unerträgliche Hitze hatten, wie er mir ſagte, die Niederlage der Armee herbeigeführt. Wenn die Truppen durch Mangel an Allem, was der Menſch bedarf, zu Boden gedrückt waren, kamen die Aſſirs aus ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln herab, und jagten die Aegyptier vor ſich her. Hr. Mari hat den Rang eines Obriſtlieutenants, da er aber ein Chriſt iſt, ſo ſteht ihm keine Autorität über die Mannſchaft zu. Außer Herrn Mari waren noch mehrere Inſtructoren, meiſt Italiener und Franzoſen, anweſend. Dieſe Herren haben keinen Rang, und wenig mehr Gewalt über die Mannſchaft als ein Corporal in einem brittiſchen Regiment. Mehrere von ihnen waren gut unterrichtete, gebildete Leute, mit denen ich manchen vergnügten Abend zubrachte. Die Aerzte und Chirurgen in der Armee des Vicekönigs ſind ebenfalls Europäer und zwar meiſt Franzoſen, doch befinden ſich auch einige Deutſche unter ihnen. Ein Herr Fiſcher, ein Deutſcher, zeichnet ſich beſonders durch Talent und Kenntniſſe aus. Im Hauſe des engliſchen Agenten zu Dſchidda, Mallum Yuſſuff, und an der Tafel des Capitäns der Kriegsſloop Clive, Herrn Hawkins, trafen wir die meiſten der Europäer im Dienſt des Vicekönigs. Engländer ſind meines Wiſſens keine in der Armee des Paſcha's; ſie ſind nicht geſchmeidig genug, um den ägyptiſchen Behörden zu gefallen, und verſchmähen die kärglichen Belohnungen, mit denen italieniſche und franzöſiſche Abenteurer ſich begnügen.

(Fortſetzung folgt.)

Portugieſiſche Lebensbilder.

Ländliche Sitten.

(Schluß.)

Dieſem allgemeinen Stillſchweigen, ungeachtet des Zupfens und Rupfens durch hingeworfene Gedankenſpäne, um die Zungen in Bewegung zu bringen, macht alsdann nur das Erſcheinen einer älteren, noch rüſtigen Dienerin ein Ende, mit einem großen ſilbernen Präſentirteller, auf welchem ein formidabler pyramidaler Haufen trockner Confituren über einander geſchichtet iſt; oft ſtehen an dem großen Plateau 3 bis 4 kleinere mit Variationen von überzuckerten Früchten ſo wie eingemachten und Backwerk, ſo daß die fleiſchigen Arme der Veſtalin daran zu Schanden werden würden, wenn ihr ſpitzvorſtehender Speckbauch ihr nicht zu Hülfe käme, der dem Gewichte den eigentlichen Stützpunkt gewährt, und zugleich die Perſon in den Stand ſetzt, mit ihrer Laſt vor jedem den tiefſten verticalen Knix zu machen, den man je geſehen hat; das Obergeſtell kerzengerade, ſcheint das Untere ſich in einander zu ſchieben, und um einen ganzen Fuß kürzer zu werden. Je tiefer dieſer Knix, ohne dabei aus dem Aplomb zu kommen, je mehr thut man ſich darauf zu gut, und mancher der beiſitzenden Hausfreunde von jovialer Laune, der ſich etwas herausnehmen kann, ſpricht dann ein lautes Bravo aus, andere ſtimmen ein und geben ihren Beifall durch ein Viva zu erkennen, alles in dem Maaße wie die dienende Doceira bei der Herrin angeſchrieben ſteht; denn das Schmeichelhafte, was man jener ſagt, und den Hof, den man ihr gewiſſermaßen macht, geht auf dieſe mittelbar über, die indeſſen beifällig lächelt, eine Priſe nimmt, und dennoch thut, als wenn ſie nicht darauf achte. Vielfältig iſt von Reiſenden dieſes vertrauliche Verhältniß der Herrſchaft zur Dienerſchaft in Portugal getadelt worden, ja es hat zuweilen gar den Stolz mancher beleidigt, die noch nicht mit den Landesſitten vertraut waren, wenn Diener oder Dienerinnen in Geſellſchaften ein Wörtchen mitgeſprochen, und doch möchte eine ſolche Vertraulichkeit wohl mehr zu loben als zu bekritteln ſeyn, da man dadurch das Wohlwollen der Dienerſchaft gewinnt, und es in jedem Betracht vorzuziehen iſt, von einer durch perſönliche Zuneigung anhänglichen Dienerſchaft bedient zu werden, als bloß durch ſolche, die des Lohnes wegen dienen; auch ſehen portugieſiſche Dienerinnen beſonders weniger auf den Lohn, als auf eine freundliche Behandlung, und wo ihnen dieſe nicht wird, wo ihnen fortwährend nur immer gezeigt wird, daß ſie nichts Anderes im Hauſe als ſklaviſche Mägde ſind, die ohne Widerrede alles thun müſſen, was man ihnen befiehlt, da hält keine lange aus, ſie thun dann Alles mit Verdruß, und bald wird man ſich beiderſeitig müde und trennt ſich. Während nun in portugieſiſchen Häuſern hauptſächlich die weibliche Dienerſchaft viele Jahre, ja zuweilen ihr ganzes Lebens auszuhalten pflegt, wird man finden, daß in den Häuſern von Ausländern dieſelbe beinahe jährlich, oft ſogar mehrmalen im Jahre gewechſelt wird: es herrſcht da eine beiderſeitige beſtändige Unzufriedenheit und bloß deßhalb, weil die Herrſchaft die Dienerinnen ſo wie in ihrem Vaterlande, liebloß und unfreundlich behandelt; das Gewicht der Superiorität ſoll immer fühlbar gemacht werden. Aus dieſen vertraulichen Verhältniſſen der Herrſchaft zur Dienerſchaft unter den Portugieſen, welche das ganze Hausperſonal gleichſam zu einer Familie geſtaltet, die ein allgemeines Intereſſe verbindet, iſt auch die Redensart hervorgegangen, daß man unter dem Namen z. B. Familie des Herzogs, Marquis oder Grafen ꝛc., nicht allein die Verwandten des Hauſes, ſondern auch die Dienerſchaft mit begreift. In den Hauptſtädten, mit Ausnahme der altadeligen Häuſer, wo noch die Sitten der Väter gelten, wo die Dienerſchaft noch ihr altes Anſehen hat, und gleichſam erblich ſchon von dem Großvater oder der Großmutter auf die Enkel und Enkelinnen übergegangen, iſt unter dem neueren Geſchlechte dieſe Vertraulichkeit ſchon ſehr gewichen, aber zum großen Nachtheile für beide Theile; die Herrſchaften ſind ſchlechter und unehrlicher bedient, und die Dienerſchaft iſt durch dieſe Abſonderung im Ganzen genommen ſchlechter und unmoraliſcher geworden. In den Provincialſtädten und auf dem Lande dauert dieſe Harmonie noch in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit fort, beſonders da man ſich daſelbſt auch mehr der weiblichen als männlichen Dienerſchaft zur häuslichen Aufwartung bedient; und hat man ſich einmal das Wohlwollen der angeſehenſten Dienerin erworben, dann kann man auch des Wohlwollens ihrer Herrſchaft gewiß ſeyn. Nach den herumgereichten Süßigkeiten werden große Gläſer voll kryſtallhellen Waſ-

ſers credenzt zum beliebigen Nachtrinken; der Portugieſe hält für den größten Genuß das reine klare Waſſer nach genoſſenen Süßigkeiten, und man muß ihnen Recht geben, ſie ſchütten es alsdann aber maaßweiſe in den Magen hinab, wozu ſich ein ausländiſcher Wein- oder Bierſohn nicht verſtehen kann. Nach dieſer Collation, die nun die Schleußen der Converſation aufgezogen und die Zungen beweglicher gemacht, verweilt man noch einige Zeit, und dann empfiehlt man ſich, und die Dame verſichert, daß man über ihr Haus ganz disponiren könne. Hat man ihren und beſonders der vertrauteſten Dienerin Beifall gehabt, dann kann man auch ſicher darauf rechnen, daß man in der erbärmlichſten Wohnung, die man hat beziehen müſſen, an nichts Mangel leidet; die Mimos, die man zugeſchickt bekommt, nehmen kein Ende; man ſtudirt darauf, was einem wohl angenehm ſeyn könnte, man zieht heimliche Erkundigungen ein, woran es dem Fremdlinge vielleicht gebricht und ſucht das Mangelnde zu erſetzen. Das Bequemſte von allem würde wohl ſeyn, wenn man ſich ſelbſt in das Haus der Wittwe einlogiren könnte, wozu ſie vielleicht hinreichenden Platz hat, jedoch ſo etwas, ungeachtet eine ſolche dann meiſtens weit über die Jahre der Anfechtungen des Böſen hinaus iſt, würde den Anſtand verletzen, denn eine Wittwe darf nie einen männlichen Gaſt unter ihrem Dache beherbergen; ſie wird ihm vielleicht ihr ganzes Haus einräumen, indeſſen aber ein anderes beziehen, allein manchmal beſitzen ſie auch Nebenhäuſer, wohin ihre Gäſte einlogirt und mit dem Köſtlichſten tractirt werden; man lebt daſelbſt ganz ungenirt für ſich und ſieht die Dame nur bei den gewöhnlichen Abendgeſellſchaften; man wird dann nach und nach vertrauter, auch die Töchter werden geſprächiger und lebendiger, Geſang und Guitarreſpiel wechſeln, und beſitzt der Fremdling manche kleine Geſchicklichkeiten, welche unterhaltend ſind, ſo iſt er um ſo willkommener. Ein Ausländer von einigem Range wird nun noch ganz beſonders fetirt, ſchon ſein fremdartiger Sprachaccent dient den Leuten zur Unterhaltung, und man macht dabei die Bemerkung, wenn er noch ein Stümper in der Sprache iſt, daß ihn die Frauen weit beſſer wie die Männer verſtehen, ſie errathen gleichſam, was er ſagen will, die Männer dagegen glauben ſich ihm verſtändlicher zu machen, wenn ſie ihm recht ins Ohr ſchreien. Manche dieſer Heckendorfsbewohner, die nie einen Menſchen anderer Nation zu Geſicht bekommen, wundern ſich auch wohl höchlich, daß man ein Menſch iſt wie jeder andere, und wie man auch obendrein ein Chriſt ſeyn könne, ein Punkt, der, wenn er auch für gültig angenommen wird, doch noch immer einiges Mißtrauen bei ihnen zurückläßt; ſie lauſchen alsdann auf ſeine Handlungen, bei denen er ſich verrathen könnte, beſonders beim Gottesdienſte, wo aller Augen auf ihn gerichtet ſind, um zu ſehen, wie er ſich bekreuzigt, niederkniet und an die Bruſt ſchlägt, was einen Proſetanten, der kein Aergerniß geben will, oft in Verlegenheit bringt, wenn er nicht recht tactfeſt in den katholiſchen Gebräuchen iſt. Daß es außer katholiſchen Chriſten auch noch andere Chriſten gebe, wird von dem Landvolke gar nicht ſtatuirt. Chriſt oder Nichtchriſt, eine Alternative gibt es für ſie nicht. Für Unchriſten gebrauchen ſie wohl das Wort *Herege*, Ketzer, allein ſie verbinden damit keinen klaren Begriff von Proteſtanten, wovon ſie nichts wiſſen, da ſie ſelbſt katholiſche Chriſten auch Hereges nennen, wenn ſie nicht ſchuldigermaßen regelmäßig in die Meſſe gehen. Eigentlich als Gegenſatz von Chriſt gibt es bei ihnen nur Juden, weil dieſe Chriſtum gekreuzigt. Unter Heiden denken ſie ſich nur Menſchenfreſſer und von Muhammeds Lehre wiſſen ſie gar nichts; durch traditionelle Ueberlieferungen iſt ihnen aber Kunde von den Moiros (Mauren) geworden, die ehemals Portugal inne hatten, und daß dieſes keine Chriſten waren; ſie pflegen daher auch manchen, der es nicht ſo genau mit den Religionsgebräuchen nimmt, einen Moiro zu ſchimpfen. Die Moiros oder Muhammedaner, was bei ihnen gleichbedeutend iſt, leben für ſie nur in Afrika, allein die Juden ſind in der ganzen Welt zerſtreut; erſcheint nun unter ihnen ein Ausländer, den ſie für keinen Chriſten halten, ſo muß er ein Jude ſeyn, und das gemeine Volk glaubt von dieſen ſteif und feſt, daß ſie wie die Thiere am Ende des Rückgrates ein kleines Schwänzchen als Abzeichen und Unterſchied von andern chriſtlichen Menſchen haben. Was dieſen ſonderbaren Glauben hervorgebracht haben mochte, habe ich nie ergründen können, eben ſo wenig konnte man uns belehren, ob den Juden nach Chriſti Geburt dieſes Schwanzſtückchen erſt nachgewachſen, oder bei den neuen Chriſten erſt abgefallen ſey.

Auch unſere gelbe Maria, wie ſich von ſelbſt verſteht, theilte dieſen Glauben, und behandelte mich und meinen Gefährten noch einmal ſo liebreich, da ihr unſer ſchweres Krankenlager öfters Gelegenheit gegeben hatte, uns von der Seite zu betrachten, wo dieſe Abnormität exiſtiren ſollte; auch entſinne ich mich, als ich einmal im ſtärkſten Fieber lag, daß mehreremale eine Hand mir bis zur äußerſten Spitze des Rückgrats hinabſtrich; es war Morgen und ein Beſuch von Weibern aus dem nächſten Dorfe da geweſen, denen Maria den Beweis liefern wollte, daß wir Chriſten wären, da ſie die Vorwürfe nicht ertragen konnte bei Juden zu dienen; ſo lautete auch ſpäter ihr eigenes Bekenntniß. Während des Krieges mit den Franzoſen, wo Tauſende von Ausländern in Portugal umkamen und als nackte Leichen auf den Feldern eingeſcharrt wurden, unter denen ſich nie Geſchwänzte fanden, hatte dieſer Glaube ſo ziemlich nachgelaſſen, jedoch iſt er ſelbſt bis jetzt noch nicht ganz ausgerottet. Die Portugieſen waren nie ſo Fanatiker, wie die Spanier, weßhalb ſie denn auch keinen Haß gegen andere Religionsgläubige hegten, vielmehr nur ein vorübergehendes Mitleiden, daß man in keinem beſſern Glauben geboren ſey; es hinderte ſie nie, auch einem Ungläubigen alles mögliche Liebes und Gutes zu erzeigen, wenn man nur ſonſt ihr Wohlwollen ſich erworben hatte. Rühmlichſt könnte ich ſelbſt hier mancher Mönche und Nonnen erwähnen, denen unſer Glaube gar nicht verhehlt wurde und denen wir den größten Dank ſchuldig waren. Hin und wieder gab man ſich damals wohl noch Mühe, ſolche die auf dem Todtenbette lagen, zu bekehren, mehr wohl in Hinſicht des chriſtlichen Begräbniſſes in einer Kirche, als aus einer andern Abſicht, jetzt aber, wo faſt allgemein die Todtenhöfe eingeführt ſind, bekümmert ſich niemand mehr um die Bekehrung. Das Hauptaugenmerk im Umgange mit den Portugieſen aller Claſſen muß nur beſonders dahin gerichtet ſeyn, ihren Privatintereſſen nicht in

den Weg zu treten, alsdann wird man immer aufs beſte mit ihnen zurecht kommen und auf eine angenehme Weiſe unter ihnen leben, allein verſieht man es hierin, oder bringen es die Dienſtverhältniſſe und Pflichtverhältniſſe und Pflichten ſo mit ſich, daß man dem einen und dem andern entgegen handeln muß, dann kann man auf ſeiner Hut und gewärtig ſeyn, daß man auf alle mögliche Art chikanirt wird; auf tauſend Hinderniſſe wird man ſtoßen um einen Zweck zu erreichen, wenn dieſer auch ganz fremdartig iſt, die Menſchen werden einen fliehen, wenn man ſie juſt am nothwendigſten braucht, ja man wird ſelbſt dem Mangel ausgeſetzt ſeyn, wenn man nicht die Macht in Händen hat, dieſem ſelbſt abzuhelfen. Es gränzt alsdann ihr Betragen an die niederträchtigſte Hartherzigkeit, worunter auch der Unſchuldigſte leiden muß.

Chronik der Reiſen.

Schreiben des Capitäns Alexander an den Secretär der geographiſchen Geſellſchaft in London, von den Ufern des Kaamoy, drei Tagereiſen öſtlich vom großen Fiſchfluß und ungefähr 120 engliſche Meilen nördlich vom „Warmen Bad," im großen Namaqua-Lande, im ſüdlichen Afrika, vom 18 Februar 1837.

Vor ungefähr einem Monat hatte ich das Vergnügen, Ihnen mein letztes Schreiben vom „Warmen Bade" aus zuzuſenden, und da ich jetzt eine unerwartete Gelegenheit habe, durch drei Namaquas, die mir Waaren brachten, deren ich bedurfte, Briefe nach dem Cap zu ſenden, ſo nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einen weitern Bericht von meiner Reiſe nach der Wallfiſchbai zukommen zu laſſen. Ich verließ das Bad am 18 Januar, nachdem ich zehn Tage lang auf die erwähnten Waaren und auf Regen gewartet hatte. Zum Glück ſtellte ſich gleich nach meiner Abreiſe ein heftiges Gewitter ein, ſo daß ich keinen Mangel an Waſſer und Gras auf meinem Wege zu beſorgen habe. Später erfuhr ich, daß bis jetzt am Bad noch kein Regen gefallen ſey; ich that mithin ſehr wohl daran, aufs Gerathewohl aufzubrechen. Der Häuptling der Bondlezwaart-Namaquas (Abraham) begleitete mich mit 16 Bewaffneten auf Packochſen. Am zweiten Tag ſtieß der Unterhäuptling Daniel mit drei Mann zu uns, den ich beredete, mich bis zur Wallfiſchbai zu begleiten, wofür ich ihm Pulver und Blei verſprach, um auf dem Rückweg Elephanten erlegen zu können. Dabei machte ich mich anheiſchig, ihm auf dem Weg der Unterhandlung zu Wiedererlangung des Eigenthums behülflich zu ſeyn, das ihm von Henrick, einem Unterhäuptling Abrahams, geraubt worden war, der 50 Meilen von unſerm Weg abwärts hauſte. Ich ging mit meinem Wagen und den Packochſen am Fluß hum, in faſt nördlicher Richtung ſechs Tagereiſen aufwärts, und brach dann mit zwei Weißen, den beiden Häuptlingen und elf Namaquas nach dem Kraal des Räubers Henrick auf. Wir reiteten auf Pferden und Ochſen 50 Meilen gegen Nordnordoſt, und kamen zwiſchen die Eards- (rauhen) Gebirge, eine Kette von Bergen von 500 bis zu 2000 Fuß Höhe und mit abgeflachten Gipfeln. Springböcke in großen Heerden fließen uns auf, viele Strauße, Zebras und eine Giraffe wurden geſehen und auch die Fährte eines Löwen entdeckt. Das Wetter war bei Tag und Nacht ſehr heiß, und das Thermometer ſtand um Mittag meiſt auf 95° und bei Sonnenuntergang auf 80° F. Wir fanden Henrick in einer ſchwer zugänglichen Felſenſchlucht; er weigerte ſich ſogar gegen ſeinen Häuptling, Daniels Eigenthum, in 30 Kühen und 40 Ziegen beſtehend, wieder herauszugeben, weil Daniels Schwager Henricks Vater vor einem Jahr auf der Jagd von ungefähr erſchoſſen habe. Er verſammelte ſogar ſeine Leute — 35 an der Zahl und mit Flinten bewaffnet — um Daniel zu tödten, da er ſeines Schwagers nicht habhaft werden könne. Wir hielten daher bei Nacht gute Wache und brachten den Daniel am folgenden Tage glücklich in Sicherheit. Henrick verwarf alle Vorſchläge, die wir ihm wegen einer Buße zur Sühne für ſeines Vaters Leben machten, mit den Worten: „Blut für Blut!" Wir kehrten zum Wagen zurück, und ich veranlaßte den Häuptling Abraham mit ſeinen Leuten zurückzubleiben, um den Henrick zur Herausgabe des Geraubten zu bewegen, und ſo einen Krieg im Lande abzuwenden, denn Daniel hatte gedroht, die Bewohner der Gegend gegen Henrick aufzubieten.

Nachdem ich einen Grad weiter nördlich gereiſt war, kam ich an den Kaap-Fluß, einen Arm des großen Fiſchfluſſes. Wir verweilten einige Tage in Daniels Kraal, und nachdem man uns mit einem Geſpann Ochſen verſehen hatte, gelangten wir zu dem Kraal des großen Häuptlings William Zwaartboy. (Die Namaquas von einiger Bedeutung nehmen holländiſche Namen an.) Hier mußten wir uns hinter ein Verhau von Buſchwerk verſchanzen, weil das Gerücht ging, Henrick rücke mit ſeinen Leuten gegen den 50 Meilen ſüdlich von uns befindlichen Kraal Daniels, und ſich vermuthen ließ, daß er auch uns angreifen werde. Am 16, ehe noch der Regen fiel, war die Hitze auf 110° F. (54½° R.) geſtiegen. Ich traf einen Mann, der von der Wallfiſchbai kam und mir ſagte, daß ich bis Zwaart Moraß 1½ Tage, bis zum Fiſchfluß 1¼ Tage, an demſelben aufwärts 6 Tage, bis nach Buffel's Poeſt — durch eine Gegend, wo es Löwen, Giraffen, Rhinoceros u. ſ. w. in Menge gebe — 10 Tage, bis zum Koolſty 5 Tage, und bis zur Bai 6 Tage zu reiſen habe; zudem wimmle es am Sauakop (Somerſet?) von Damaras. Am folgenden Tag kaufte ich einen ſchönen Damaranegerknaben von 10 Jahren für etwa 4 Schilling in Waaren, nämlich für zwei kattunene Tücher und zwei Schnüre Glasperlen. Der Knabe war halb verhungert, hat ſich aber jetzt wieder erholt und verſieht die Dienſte eines Schäfers. Unter den Namaquas ſieht man viele Damaras als Sklaven. Hitze, Staub und ſteinige Wege ſind unſere gewöhnliche Plage; wir ſind indeß guten Muths und werden gehen ſo weit wir können.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 75** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das Galakleid oder Beſuch bei einem gnädigen Herrn.** Von Veranger. — **Literariſche Bilder aus Rußland. 2. Kirchliche Schriftſteller. 3. Aeltere weltliche Schriftſteller.** (Schluß.) — **Paul de Kock.** (Schluß.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich zwei Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 4 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 239.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 August 1837.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Jagd.

Zu den ländlichen Vergnügungen gehört in allen Ländern auch die Jagd, und da doch einmal vom Landleben die Rede iſt, ſo wollen wir dieſer auch beiläufig erwähnen. Weiter oben wurde ſchon angeführt, wie man hier ſo häufig Flinten führt und jeder ſchießen kann, was und wo es ihm beliebt, allein dieſe Freiheit ſcheint ein Hauptgrund zu ſeyn, daß es ſo wenige Jagdliebhaber oder Jäger von Profeſſion gibt, und von dem ächten Waidmannshandwerke in ganz Portugal keine Spur zu finden iſt, denn die Jagden in den königlichen Gehegen und Thiergärten von Villa Vicoça, Maffra und Salvaterra, wo in früheren Zeiten die königliche Familie ſich damit vergnügte, und nicht ſowohl Jagden als Metzeleien unter den eingepferchten Thieren, meiſtens zahmem Damwilde, anrichtete, können wohl nicht als Akte der edlen Waidmannskunſt angeſehen werden. Außer dieſen Gehegen und Thiergärten wird Alles niedergeſchoſſen was einem der Zufall nur vor das Gewehr bringt, und zu jeder Jahrszeit, das Wild mag fett oder mager oder gerade in der Werf- und Brütezeit begriffen ſeyn, weßhalb auch ſchon längſt das Roth- und Damwild außerhalb den genannten Thiergärten in ganz Portugal ausgerottet iſt. Wilde Schweine kommen nur noch in einigen Gegenden vor, wo ausgedehnte Tannenwaldungen ſind, beſonders aber in dem Walde von Ceiria. Die ganze Jagd im Lande iſt alſo eigentlich nur auf Rebhühner (die rothen) und Kaninchen eingeſchränkt, denn ſelbſt Haſen ſind hier nicht zahlreich und kommen nur in den ebenen Steppengegenden der Provinz Alemtejo etwas häufiger vor, in den Gebirgsgegenden aber nur höchſt ſelten, und eben ſo ſelten in den fruchtbaren Thälern des Tajo und Mondego; ſie ſcheinen nicht ſo ſehr productiv zu ſeyn wie in andern Ländern.

Zu den Jagden auf Feldhühner bedient man ſich der Hühnerhunde, jedoch ſelten, und faſt nur einzig bei den Jagdliebhabern in Liſſabon und Porto, findet man dreſſirte Hunde, außerdem aber keine. Der Provinzjäger iſt eben auch kein großer Schütze und gibt ſich mehr mit dem Fangen als dem Schießen des Wilds ab, beſonders aber iſt er auf die Kaninchenjagd erpicht, deren es in manchen Gegenden eine unzählige Menge gibt. Zu dieſer Jagd hält ſich der profeſſionirte Jäger ſeine Bracken, eine eigene Hunderace von rothgelber Farbe, mit ſpitzen, windhundartigem Kopfe, ſpitzen, aufſtehenden, löffelartigen Ohren und einer bärtigen Schnauze. Oft werden 20 Stück dieſer Hunde paarweiſe an einander gekoppelt, und mit einem gut abgerichteten Fretchen, in einer runden Korkbüchſe an einem Riemen auf dem Rücken hängend, nebſt geſtrickten Beutelnetzen und einem großem mit Eiſen beſchlagenen Stocke auf der Schulter, zieht der Jäger in ſein Jagdrevier. Daſelbſt angekommen, läßt er die Hunde los, die denn auch bald die Kaninchen aufſtöbern und laut jagend bis zu ihren Bauen verfolgen in deren Nachbarſchaft ſich der Jäger ſtill verhält. So wie das Kaninchen in den Bau gekrochen, werden die Hunde ſtill und dieſes iſt dem Jäger ein Zeichen, daß ihm die Beute gewiß iſt. Die friſche Fährte zeigt ihm das Loch, wo es eingekrochen, und da nun viele ſolcher Löcher vorhanden ſind, die zu einem gemeinſchaftlichen Bau gehören, ſo ſteckt er vor die gangbarſten ſeine Beutelnetze, und läßt darauf ſein Fretchen, welches ein kleines Schellchen am Halſe hängen hat, einkriechen; es dauert denn auch nicht lange, ſo flüchten alle Kaninchen vor ihrem Feinde und das Freie ſuchend ſpringen ſie in die Beutel, worin ſie dann der Jäger erſchlägt. Auf dieſe Art fängt der Jäger oft 20 bis 30 Kaninchen an einem Tage, welche ihm in Liſſabon mit 6 bis 8 Groſchen bezahlt werden. Mit Ausnahme des kurze Zeit zuſammenſtimmenden Jagdſpectakels der großen Meute iſt eine Jagdpartie dieſer Art für einen ächten Jäger höchſt freudenlos, keine Kunſt zeigt ſich dabei und das Erſchlagen der armen Thierchen, die zuweilen ganz erbärmlich noch wie um Hülfe und Mitleiden ſchreien, gleicht mehr einer Mord- als einer Jägerthat.

Der gegenwärtige Zuſtand Aegyptens u. Arabiens.

(Fortſetzung.)

Die Armee des Paſcha's in Arabien mag ſich jetzt etwa auf 2500 Reiter und 20,000 Mann Infanterie belaufen, nebſt der erforderlichen Artillerie u. ſ. w. Die Hauptquartiere ſind zu

Mecca, wo Kurschid Pascha, ein anderer Neffe Mehemed Ali's, als Generalgouverneur und Oberbefehlshaber in Hedschas sich aufhielt, als ich mich in Dschidda befand; doch pflegte er auch oft in Taif und Dschidda zu verweilen. Ibrahim Pascha der jüngere ist Gouverneur und Befehlshaber in Yemen und hat sein Hauptquartier in Hodeida. Sein Armeecorps beläuft sich auf 5000 bis 6000 Mann. In Mecca liegen 1200 Mann, und die Mauern der Stadt werden von einigen alten Kanonen vertheidigt. Die Stadt Gonfoda, an der Küste, war das Hauptquartier einer Division von 3000 bis 4000 Mann Infanterie; wegen der Nähe an dem Lande der Assir hatte man eine so starke Truppenabtheilung für nöthig erachtet. Loheia, Yambo, Medina und andere Städte an der Westküste von Arabien haben kleine Besatzungen, um sie gegen räuberische Angriffe der Beduinen zu schützen. In allen Städten Arabiens, unter der Hoheit des Pascha's, befindet sich außer dem Militärkommandanten auch ein Civilgouverneur, von denen einer den andern im Schach hält, wodurch jeder Mißbrauch der Macht verhütet wird. Sobald Mehemed Ali die Assirs besiegt, oder, was wahrscheinlicher ist, durch Versprechungen und Bestechungen ihren unruhigen Geist befriedigt haben wird, ist es seine Absicht, Truppen von Mecca nach Aden an der Straße von Bab el Mandeb zu schicken, um diese alte Stadt, die zwei prächtige Häfen hat, und die Durchfahrt ins rothe Meer beherrscht, besetzen zu lassen. Aden steht jetzt unter einem räuberischen Scheikh, der den Truppen des Pascha's wenig oder keinen Widerstand leisten kann. Es gehört zu dem Fürstenthum Senna, doch wird die Oberhoheit des Imam kaum anerkannt. Hat er Aden besetzt, so wird der Vicekönig ohne Zweifel suchen, seine Herrschaft auch über Hadramaut auszudehnen, eine Provinz, welche bis zu der südlichen Küste von Arabien sich ausdehnt, und jetzt unter mehrere kleine Fürsten und Scheikhs vertheilt ist, die sämmtlich zu schwach sind um ihn aufzuhalten. Längs der Küste von Hadramaut hinziehend, werden die Soldaten des Pascha's nach Oman kommen, Mascat und das Land an der Südwestseite des persischen Golfs besetzen, und sich so zu Herrn der ganzen Halbinsel von Arabien machen, wonach dann die Eroberung von Bagdad leicht ist. Mehemed Ali hat von der Macht und Größe des alten Kaliphats gehört, und er strebt darnach ein Reich zu gründen, das demselben gleichkommen, wo nicht es übertreffen soll. Der Imam von Mascat sieht mit Eifersucht und Besorgniß die Unternehmungen des Vicekönigs zu Mocca und seinen projectirten Zug nach Aden — die Hauptstraße nach M cat — und man vermuthet, daß das Geschenk, welches er unlängst dem König von England mit einem Linienschiff machte, den Zweck gehabt habe, sich die Freundschaft dieser mächtigen Regierung im Fall eines Einfalls von Seiten Mehemed Ali's in sein Gebiet zu sichern. Man sollte allerdings glauben, daß England nie gestatten werde, daß der Vicekönig seine Eroberungen bis über Mascat ausdehne, einmal wegen des dem Imam wiederfahrenden Unrechts, und dann auch aus Politik, wegen der Nähe dieses Landes an der Küste von Indien. Die Regierung des Pascha's ist ohne Zweifel besser als die der zügellosen Scheikhs, unter denen weder Leben noch Eigenthum sicher sind, allein es wirft sich die Frage auf, ob nicht, wenn Menschlichkeit die Einsetzung einer bessern Verwaltung zur Pflicht macht, England besser thäte, sich den Besitz von Aden selbst zu sichern, da dieses seine Plane hinsichtlich der Dampfschifffahrt nach Indien mächtig fördern würde. Außerdem dürfte Großbritannien dadurch noch eine Macht und ein Ansehen in Arabien, Abyssinien und der Nordküste von Afrika gewinnen, die ihm bisher fehlten. So viel ist gewiß, daß entweder Mehemed Ali oder irgend ein anderer mächtiger Staat sich in den Besitz von Aden und aller Seehäfen dieser Gegend setzen werden, denn es ist unmöglich, daß der barbarische Zustand der Dinge in jenem Lande länger Bestand haben könnte.*) Mehemed hat einiges Gute in Arabien gestiftet, denn unter seiner Regierung sind doch Leben und Eigenthum gesichert, die Eingriffe ausgenommen, welche Se. Hoheit selbst sich erlaubt. Ich glaube nicht, daß die türkisch-ägyptische Herrschaft in Arabien lange dauern werde, denn die Türken sind da nicht beliebt, und die Araber, die der Pascha bis jetzt unterjocht hat, seufzen nach ihrer alten Unabhängigkeit. Sein Sohn und Nachfolger Ibrahim, der ein talentvoller, kräftiger Mann ist, kann das zerstreute Gebiet des großen Reichs seines Vaters wohl noch zusammenhalten, ist aber sein Erbe nicht ein eben so fähiger Kopf, so wird das ganze Gebäude zusammenstürzen, denn es ist nicht auf die Liebe des Volkes gegründet.

Aegypten ist viel leichter zu beherrschen als Arabien: da in dem erstern Lande das Volk größtentheils auf das enge Nilthal beschränkt ist, und in an einander stoßenden Dörfern lebt, so ist es auch leichter im Zaume zu halten als die auf einem weiten Gebiet herumschweifenden Araberstämme. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der ägyptischen Fellahs — ein friedliches Gewerbe, das die, welche sich damit beschäftigen, betriebsam und mit ihrem Loos zufrieden erhält. Es ist zu lange her, daß die Aegyptier sich einer einheimischen Regierung erfreuten, als daß sie den Druck der Ketten eines fremden Eroberers so lebhaft fühlen sollten als andere Nationen. Wegen Aegyptens hegt Mehemed Ali daher auch keine Besorgniß. Als ich mich in jenem Lande befand, begegnete ich selten einem Soldaten, und die einzigen bedeutenden Garnisonen lagen in den drei Hauptstädten Siut, Cairo und Alexandria. Aegypten war erschöpft worden, um die Armee in Syrien und Arabien mit Verstärkungen zu versehen, denn in jenen fernen Besitzungen waren Soldaten nöthiger als in einem Lande, daß unter des Paschas eigener Aufsicht stand. Als wir den Nil hinabfuhren, waren wir erstaunt über die große Anzahl von alten Männern, Weibern und Kindern, die bei den Bewässerungs- und Feldarbeiten verwendet wurden; junge Leute und Männer mittlern Alters, die doch in andern Ländern die Feldarbeiten zu verrichten pflegen, waren hier gar nicht zu sehen. Auf wiederholtes Befragen erfuhren wir, daß diese letztern mit Gewalt zum Dienst in der Armee und Flotte abgeführt worden seyen und nun die bejahrten Leute und Kinder die Arbeit verrichten müßten. Das Volk ver-

*) Die Amerikaner versuchten im Jahr 1835 eine Factorei an der Südküste von Arabien zu gründen, die sie mit zwei Kriegsschiffen besuchten. Vielleicht erneuern sie den Versuch.

wünſchte die Eroberungsſucht ſeines Herrn, die, wie ſie ſagten, das Land ruinire, indem große Strecken aus Mangel an Händen unbebaut liegen bleiben müßten. Alle noch kräftigen Landleute, die wir ſahen, waren meiſt verſtümmelt; einigen fehlte der Daumen an der rechten Hand oder die Vorderzähne, die ſie ſich ausgezogen hatten, um vom Militärdienſt befreit zu bleiben. Viele begegneten uns, die ein Auge oder wohl gar beide durch eine Augenkrankheit verloren hatten, die durch den Mangel an Reinlichkeit unter dem Volke noch verſchlimmert wird.

In Aegypten bemerkt man eine vorherrſchende Neigung zu den Franzoſen, die im Allgemeinen für die mächtigſte Nation in Europa gehalten werden. Man ſagt, die engliſche Flotte ſey die ſtärkſte und beſte in der Welt, aber keine Armee könne ſich mit der franzöſiſchen meſſen. Als wir nach Luxor (Theben) kamen, ſuchten wir ſogleich Unterkunft in dem einzigen leer ſtehenden Hauſe in dem Dorf, wo die Franzoſen gewohnt hatten, die den Obelisken fortzuſchaffen beauftragt waren. Zu unſerm Erſtaunen wurde uns der Eintritt unter dem Vorwande verweigert, daß wir keine Franzoſen ſeyen. Der Naib von Luxor, ein Türke, war ſehr aufgebracht über eine ſolche Behandlung, konnte aber nichts ausrichten, weil der Befehl, uns abzuweiſen, von dem franzöſiſchen Generalconſul gekommen war. Ein paar Tage ſpäter kam ein Franzoſe in einem Boote von Cairo an, den der Wächter des Hauſes zum Eintritt einlud, ſobald er die dreifarbige Flagge geſehen hatte. Als die Einwohner von Luxor dieß ſahen, ſagten ſie: „Sehet da die Macht der Franzoſen; eine arme engliſche Dame und ein Herr müſſen in einem engen Zelte hauſen, während der franzöſiſche Reiſende einen Palaſt bewohnt.“ Dieß war zwar nur die Meinung unwiſſenden Pöbels, allein ſolche Geſinnung herrſcht allgemein von den Nilfällen bis nach Roſette, und ſie wird beſtärkt durch die Menge Franzoſen in der Armee des Paſcha's, die in beſtändiger Berührung mit dem Volke ſtehen und mithin Gelegenheit genug haben, die Macht der „großen Nation“ zu erheben und die Engländer herabzuſetzen, wenn anders die Nationaleiferſucht ſie treibt dieß zu thun.

Die ägyptiſchen Fellahs ſind arm, aber betriebſam, gelehrig und meiſt wohlgeſittet. Der Paſcha nimmt ihnen faſt Alles, was ſie an Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr oder Getreide erzeugen, und läßt ihnen nur ſo viel, um kümmerlich zu leben. Ihre Armuth iſt ſo groß, daß ſie oft in Lumpen erſcheinen, weil ſie kein Geld haben, ſich neue Kleider zu kaufen. Fällt ihnen ein Stück Zugvieh, ſo können ſie es nicht erſetzen und müſſen deßhalb ein Stück Feld unbebaut liegen laſſen. Hiedurch wird des wüſten Landes immer mehr, und ſtatt ſchöner grüner Felder ſieht der Reiſende mitten im Bereich der Nilüberſchwemmung brachliegende Aecker, die mit geringer Mühe in wahre Gärten umgewandelt werden könnten. Das Volk iſt furchtbar belaſtet, damit ſein Vicekönig ſeine fremden Eroberungen vergrößern kann; allein der Beſitz von Syrien und Arabien iſt nur ein geringer Erſatz für das Elend, das er auf Aegypten, den ſchönſten Stein in des Paſcha's Krone, gehäuft hat. Dieſer mißverſtandenen Politik liegt nicht etwa grauſame Gemüthsart des Vicekönigs oder Gleichgültigkeit gegen das Wohl ſeiner Unterthanen, ſondern einzig das Beſtreben zu Grunde, recht große Summen für gegenwärtige Bedürfniſſe aufzuhäufen, ohne Rückſicht auf das Unheil, das durch ein ſo verderbliches Syſtem für das Land erwachſen muß. Der Paſcha denkt, daß, wenn er alles in ſeiner Hand behält, ihm auch der ganze Gewinn zufallen muß, der in andern Ländern dem Privatmann als Belohnung ſeines Fleißes oder ſeiner Geſchicklichkeit bleibt, und daß er daher auch reicher werden muß als andere Monarchen, die nach entgegengeſetzten Grundſätzen verfahren. Se. Hoheit iſt indeß, dieſes Syſtems ungeachtet, dennoch nicht reich geworden, und wenn er ſo fortfährt wie bisher, wird er ſogar mit jedem Jahr ärmer werden, obſchon er das fruchtbarſte und am leichteſten zu bebauende Land auf der Erde beſitzt.

(Schluß folgt.)

Miß Dscheck.

Geſchichte ihres Lebens und Todes. Betrachtungen über die Elephanten und beſonders über die reiſenden Elephanten.

(Von François Mayor, Doctor der Chirurgie in Genf.)

Nach Cuvier dauert das Wachsthum der Elephanten etwa bis in ihr 25ſtes Jahr, und die aſiatiſche Art erreicht eine Höhe von 12 bis 15 Fuß; der aber, den wir hier zum Gegenſtande haben, hatte, obſchon er vollkommen ausgewachſen war, nur 10½ Fuß; ſeine Verknöcherung war augenſcheinlich beinahe vollendet, die Knochennähte waren faſt alle unter einander verwachſen. Seine Lebensgeſchichte gibt ungefähr 55 Jahre, nicht 125, wie die Anheftzettel Hrn. Huguets ankündigten; übrigens iſt dieß das Alter, worin die Kraft dieſer Thiere ganz entwickelt iſt und ihre Leidenſchaften die größte Stärke erlangten. Alle Reiſenden, die im Heimathlande der Elephanten ihr Augenmerk auf dieſe Thiere richteten, behaupten einſtimmig, daß ſie die Kraft von ſechs Pferden beſitzen, mit Leichtigkeit eine Laſt von 2 bis 500 Pfund mit ihrem Rüſſel aufheben und auf ihren Rücken bringen können. Ihr Gang kann eine ſolche Schnelligkeit erreichen, daß ihnen ein Pferd im Galopp nicht zu folgen vermag, und ihr Gewicht iſt ſo beträchtlich (Miß Dscheck mag 4000 Pfd.), daß es bei einer ſolchen Maſſe eine enorme Zerſtörungswaffe bildet, wenn ſie die Schnelligkeit des Galopps eines Pferdes erlangt haben. Alle Naturforſcher und andere Perſonen, die in Indien oder in Europa im Beſitze von Elephanten waren, geben die große Launenhaftigkeit dieſer Thiere zu: ſie zeigen Anhänglichkeit an die Menſchen, deren Sorge ſie anvertraut ſind, doch iſt ihnen nicht Jeder als Führer gleich genehm; die Eigenthümer zweier, die man in Europa ſehen läßt, ſind oft genöthigt, zur Erſetzung eines getödteten oder verwundeten Führers mehrere Male die Dienſtboten zu wechſeln, die ſie ihnen geben wollen, ehe ſich dieſe Thiere willig finden laſſen, einen davon anzunehmen. In Indien hat jeder Elephant ſeinen Cornac oder Diener, der ihn, rittlings auf ſeinem Rücken ſitzend, leitet. Um ſich Gehorſam zu verſchaffen, iſt dieſer Mann ſtets mit einem zweiſpitzigen Haken verſehen, der ſtatt der Sporen des Reiters dient; mit der einen dieſer Spitzen, die lang und ſcharf iſt, kann man zwiſchen dem Kopf und dem Halſe des Thieres bis auf das Rückenmark eindringen und es ſo, falls es

unlenksam und wüthend wird, tödten; sehr oft aber wird der Führer das Opfer. Dergleichen Unfälle sind in Indien häufig; man trifft fast keinen alten Elephanten, der nicht mehrere seiner Führer getödtet hätte; da diese jedoch meist der unglücklichen Classe der Parias angehören, so macht man sich nichts daraus. Manchmal, hauptsächlich im Frühling, und wenn man sie beständig zu Hause hält, werden diese Thiere launenhaft, wüthend und laufen häufig davon. In Ländern, wo sie sehr zahlreich sind, schickt man andere Elephanten zu ihrer Verfolgung: zwei derselben drängen sich rechts und links an den Flüchtling und verflechten seinen Rüssel mit dem ihrigen, während ein dritter ihn mit seinen Fangzähnen schlägt und ihn in einen Verschlag treibt, wo man ihn binden muß. Ist diese Operation bewerkstelligt, so unterwirft man ihn so lange einer schwächenden Behandlung, bis er wieder gelehrig wird. Man sieht, daß es uns in Europa gänzlich an solchen Hülfsmitteln gebricht. Meinen Nachforschungen in dieser Hinsicht zufolge scheint es nicht, daß man diese Thiere vor 1814 anders als in Wagenkäfige verschlossen auf das Festland brachte; dieß war ein kostspieliges Mittel, und der Elephant trug seinem Herrn jährlich fast nur 3 bis 4000 Franken ein, es gewährte aber alle Sicherheit und erregte keine Furcht vor Unfällen, welche die Kraft eines solchen Kolossen herbeiführen kann. Um diese Zeit kam man auf den Gedanken sie zu Fuß reisen zu lassen, und von da an brachten sie ungefähr 10,000 Fr. jährlich ein, zahlreiche Unfälle waren aber die Folge davon. Der Elephant, den ich im Jahr 1820 für unser Museum ausstopfen ließ, hatte einen seiner Führer und einen Bauern getödtet, der ihm bei Stuttgart während der nächtlichen Reise in die Schweiz begegnete. Miß Dscheck verwundete von 1814 bis zu ihrem Tode 13 Personen dergestalt, daß sie das Bett hüten mußten, und tödtete drei ihrer Führer. Die HH. Croß und Polito, ihre Eigenthümer, begannen die Fußreisen mit ihr im Jahr 1814, und als vierzehn Tage später ihr Führer Elliot mißhandelt worden, fühlten sie die Nothwendigkeit, dem Thiere drei Führer zu geben, damit, wenn es wider den einen aufgebracht sey, die andern ihm zu Hülfe kommen könnten. Von dieser Zeit an befolgten alle Eigenthümer von Elephanten zu Fuß denselben Gang, und sie hatten Recht; denn die Gefahr für die Bevölkerungen, unter denen er sich befindet, ist, wenn man nur Einen Führer hat, und diesen das Thier in einer seiner Launen mißhandeln will, falls es frei wird, zu groß, als daß man nicht auf Abhülfe denken sollte. Als Miß Dscheck dem Hrn. Huguet, wie wir sehen werden, den Arm zerbrochen hatte, gehorchte sie nur noch zwei Personen, deren eine Hr. Lott war, was diesen veranlaßte das Thier zu kaufen, indem er einen dritten Führer heranzubilden hoffte; es gelang ihm jedoch nicht, selbst der einzige, den er bei sich hatte, ward verwundet, und wollte nicht mehr in seinem Dienste bleiben. Mehrere Monate lang befand sich Lott allein in der Führung des Elephanten; er mußte nun voraussehen, daß mit dem Frühling, der auf den Charakter dieses Thieres wirkt, der Augenblick eintrete, wo er zu dessen Erlegung werde schreiten müssen; er richtete es daher so ein, daß er um diese Zeit zu Genf war, da ihm die Befestigungen dieser Stadt eine Sicherheit boten, um ihn, wenn es nöthig werden sollte, einsperren zu können. Die Instructionen für den Führer des Elephanten, den ich im Jahr 1820 tödten ließ, kamen dahin, daß man um jeden Preis die Monate Mai, Junius und den Anfang des Julius entweder zu Genf oder Bern, zu Soleothurn oder Basel zubringen müsse, weil diese Städte befestigt seyen und den Eigenthümern eine Garantie böten gegen die Entweichung ihres Thieres, das dann nicht die Verwüstung anrichten könnte, die es auf dem Lande veranlaßt haben würde. Man wird jetzt begreifen, warum die Führer des ersten Elephanten auf dessen Tödtung bestanden, und woher es kommt, daß Lott denselben Wunsch hegte. Letzterer hatte noch einen Beweggrund mehr; er war der einzige Führer der Miß Dscheck, während die früheren nach dem Unfall des Führers, dem der Elephant zu Genf, Quartier St. Gervais, den Arm zerschmettert hatte, noch zu zwei geblieben waren. Lotts Verantwortlichkeit würde ungeheuer gewesen seyn, wenn er krank oder von dem Thier verwundet worden wäre; die Verwüstungen, welche Miß Dscheck hätte anrichten können, hätten wahrscheinlich alle Ersparnisse, die er, seit er in deren Besitz war, nur mit Mühe gesammelt hatte, aufgezehrt. Ueberdieß hatte sie ihm in den letzten Zeiten bereits mehrmals den Gehorsam verweigert, und er wußte aus Erfahrung, daß sie gewöhnlich auf diese Art anfing sich ihrer Führer zu entledigen, und sie zu verwunden oder endlich gar zu tödten.

Im Jahr 1806 ward Miß Dscheck, mit einem andern Weibchen, das noch im Jahr 1851 in der Menagerie Hrn. Atkins' lebte, aus Indien nach London gebracht. Hr. Sanders, Vater, kaufte sie, und gab sie nach Verlauf zweier Jahre an die HH. Croß und Polito weg, die in England, bis zum Jahr 1814, stets in einem Käfig mit ihr reisten; hierauf ward Miß Dscheck nach Bordeaux geführt. Die Eigenthümer ließen sie zu Fuß reisen und schlossen sich an Hrn. Huguet an. Vierzehn Tage später verwundete sie in einem Anfall übler Laune ihren Führer Elliot, der sie seit ihrer Ankunft in England bedient hatte. Er wurde einige Tage im Bette zurückgehalten, jedoch wieder hergestellt, und schloß Frieden mit ihr. Von nun an begann die Erziehung der jungen Miß. Die HH. Croß, Polito, Huguet und Elliot gaben ihr abwechslungsweise Lectionen; ihre Fortschritte waren reißend; ihr ganzer Unterricht ward auf der Reise durch Frankreich vollendet. Nach sechsjähriger Reise faßte sie, während eines Aufenthalts zu Marseille, Groll wider Polito, ergriff ihn und verwundete ihn so schwer, daß ihm alle Lust verging, bei ihr zu bleiben. Damals, glaub' ich, ward Hr. Huguet Eigenthümer der Miß und führte sie nach Preußen. Zu Berlin angekommen, verwundete sie, sey es, daß die lange Reise sie in üble Laune gebracht, sey es aus irgend einer andern Ursache, ihren Führer Bernard am Schlafe. Er wurde sehr krank, jedoch wieder hergestellt und trat dann abermals in ihre Dienste. Dieser Streich Miß Dschecks veranlaßte Hrn. Huguet Berlin zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren. Er kam im Jahr 1829 in Paris an. Hr. Adolph Franconi hatte nun die Idee, den Elephanten in seinem Circus figuriren zu lassen. Hr. Ferdinand vereinigte sich mit ihm zur Composition des Stücks „König von Siam," berechnet auf das, was Miß Dscheck zu machen verstand. Das Unternehmen gelang; ganz Paris wollte dieses Schauspiel sehen. Nach Beendigung der Circussaison engagirte Hr. Yates, Eigenthümer des Londoner Adelphi-Theaters, diese neue Schauspielerin, die nach England abging, wo sie mehrere Vorstellungen des Königs von Siam gab. Einige Zeit vor ihrer Abreise hinterließ sie Hrn. Yates ein Andenken, indem sie ihn an der Schulter verwundete und ihrem Führer Albertario mit einem Fangzahnhieb die Hirnschale zerschmetterte.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ch. Widenmann.

Nr. 240.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 August 1837.

Der Charakter der Braſilier.

(Aus den Mittheilungen eines Reiſenden.)

Der augenfälligſte unterſcheidende Charakterzug zwiſchen den Portugieſen und Braſiliern iſt die größere Sanftmuth und Weichheit der letztern, die ſich in ihren Pphyſiognomien, ihren Geſticulationen und ſogar in den Beugungen ihrer Stimme ausſpricht. Die Aehnlichkeit des Charakters des Portugieſen mit dem der Juden iſt bei dem Braſilier durch eine Beimiſchung von dem indiſchen erſetzt, daher auch ſeine größere Sorgloſigkeit und ſeine Arbeitsſcheu. So wie überall treten auch hier die Nationalverſchiedenheiten bei den unterſten Claſſen am augenſcheinlichſten hervor. Leicht kennt man die alten Seeleute heraus, die, nachdem ſie dem König Johann VI nach Braſilien gefolgt, als Schiffer oder Schenkwirthe dort geblieben ſind, oder auch jene Veteranen, die unter Wellington und Beresford gedient. Ihre Haltung und ihre Sprache verrathen eine eigene Kraft, die den Kindern des braſilianiſchen Bodens fremd iſt. Die letztern ſcheinen die Lebhaftigkeit und das Pikante, das die Aehnlichkeit zwiſchen dem Charakter der Spanier und Portugieſen ausmacht, keineswegs zu theilen. Ich wage indeß zu behaupten, daß die Parallele keineswegs zum Nachtheil der Braſilier ausfällt, wenn man zu den höhern Claſſen emporſteigt, bei denen man ein größeres Faſſungsvermögen, weniger Ruhmredigkeit und Prahlerei bemerkt. Bei den Portugieſen findet man einen alten verwelkten Ruhm und bei den Braſiliern eine junge Eigenliebe, die jede Aufmunterung dankbar hinnimmt, während die andern jede Tröſtung zurückweiſen. Es wäre ungerecht, wenn man den Braſiliern die Fortſchritte beſtreiten wollte, die ſie gemacht haben; wie könnte man aber den Portugieſen ihren fortwährenden Verfall und ihre dermalige untergeordnete Stellung, ſelbſt in Bezug auf ihre ehemalige Colonie, verbergen? Der ſtationäre Zuſtand Portugals hat ſich durch die jüngſten politiſchen Bewegungen in dieſem Lande nur noch mehr befeſtigt, während die Kriſen in Braſilien bisher nur Mittel zum Zweck waren. Dieſer Contraſt wird von allen denen bezeugt, welche Gelegenheit hatten beide Länder mit einander zu vergleichen, und er iſt mir beſonders von jenen beſtätigt worden, die ſich in Braſilien und Portugal längere Zeit mit dem Unterrichte beſchäftigten.

An der braſiliſchen Erziehung und mithin an der Bildung des Nationalcharakters hat die Sklaverei einen ſehr großen Antheil. Daher beſonders jene Apathie, jene Schlaffheit und jene ausgezeichnete Sanftmuth und Geduld, erzeugt durch eine mit den unmittelbaren Folgen der Sklaverei in Widerſpruch ſtehende Wirkung. Das Kind wird gleich von vorn herein daran gewöhnt, daß man ihm gehorcht, und ſeine Wünſche gleichſam erräth, ehe es dieſelbe ausgeſprochen. Dabei ſpielt es mit Kindern einer andern Farbe, die es lange als Seinesgleichen behandeln ſieht. Später feſſelt das Intereſſe des Eigenthums, ſtatt der Menſchlichkeit, es an ihren Umgang, ſie machen ſeine Familie aus. Durch die Sklaverei und die Hausgenoſſenſchaft der Schwarzen iſt faſt keine Haushaltung in Braſilien ohne Kinder; auch gibt es vielleicht keine Nation, welche die Kinder ſo ſehr liebt — eine Neigung, die mit Grauſamkeit ſich nicht verträgt, und die hinſichtlich des Schickſals des jungen, 11 Jahr alten Kaiſers Don Pedro II Beruhigung einflößt.

Beiſpiele von Grauſamkeit gegen die Schwarzen ſind ſehr ſelten. Während der 3½ Jahre, die ich in Braſilien zugebracht habe, ſind nur drei Fälle dieſer Art zu meiner Kenntniß gekommen, ſchauderhafte Ueberreſte ohne Zweifel aus den Zeiten, wo der Generalgouverneur von Braſilien, Don Franciſco Nauper d'Alancaſtre, bei dem König ſich über gräßliche Vergehen gegen die Menſchheit beſchwerte (1689). Zu jener Zeit hatten barbariſche Herren zuweilen Negerſklaven den Hunden vorgeworfen.

Die Gewohnheit, von religiöſer Aufklärung unterſtützt, hat den Zuſtand der Dinge gemildert und einen andern herbeigeführt, in welchen die Einwirkung der Sklaven auf ihre Herren die der letzten auf jene noch übertrifft — eine unvermeidliche Erſcheinung, wenn das Recht des Stärkern nicht durch die wohlthätige Anordnung einer moraliſchen Ueberlegenheit befeſtigt wird. Seit Jahrhunderten hat die Erziehung der Schwarzen keine Fortſchritte gemacht; ſeit Abſchaffung des Sklavenhandels hat man ihnen ſelbſt die Taufe entzogen — eine Ceremonie, die doch zum mindeſten die Ahnung einer Religion in ihnen weckte. Zur Lage von Hausthieren verurtheilt, werden auch ihnen alle

die Liebkosungen und Züchtigungen zu Theil, welche die Laune des Augenblicks jenen Geschöpfen ertheilt; ihr Einfluß aber schleicht im Stillen, wie der einer contagiösen Atmosphäre. Die jesuitischen Missionäre erzählen, daß selbst diejenigen unter den portugiesischen Colonisten, welche am erpichtesten auf die Vertilgung der Indianer waren, dennoch deren Sitten und Gebräuche, ja zum Theil auch ihre Namen annehmen; mehrere wollten selbst nicht anders begraben seyn als nach dem Gebrauch der Wilden.

Der Charakter der jetzigen Portugiesen, die weit minder grausam sind als ihre Väter, hat mithin eine sehr starke Färbung von jenen unglücklichen Wesen angenommen, deren geistige Verbesserung sie vernachlässigen oder scheuen. Ihre außerordentliche Trägheit, ihre Sinnlichkeit und ihr Kleinmuth werden durch Beispiele bestätigt, die noch weit unheilbringender in ihren Folgen seyn würden, wenn die meisten Familien, die Kinder und jungen Leute die Neger nicht als Hausthiere betrachteten, mit denen sie in keiner Hinsicht etwas gemein haben.

Vertraut wie die Brasilier von ihrer Jugend an mit manchen Gegenständen sind, die der frühen Kindheit eines Europäers unbekannt bleiben, muß man die Wohlanständigkeit bewundern, die sie im öffentlichen Leben beobachten. Schon früh Zeugen der Schwächen ihrer Eltern, beweisen sie ihnen in Gesellschaft dennoch eine Achtung, die man selbst in Europa nicht häufig mehr findet, die aber in Brasilien selbst im Alter schon vorgerückte Personen sich zur Pflicht machen. Die religiösen Ceremonien werden nie gestört oder bespöttelt; auch hört man selten junge Leute sich ihrer Ausschweifungen rühmen, obschon die Sittenlosigkeit groß ist. Im geselligen Leben benehmen sich die Brasilier außerordentlich höflich, und wissen mit großer Zartheit Alles zu beseitigen, was verletzen könnte. Sorgsam vermeiden sie alle Anspielungen, welche fremde Nationalitäten beleidigen oder betrüben könnten, und werden nie lästig durch Lobreden auf ihr Vaterland und ihre Landsleute. Der Enthusiasmus der Brasilier für ihr Vaterland ist ruhig; sie bekennen, daß dort noch fast alles der Zukunft vorbehalten sey, und daß dieses schöne, von der Natur so reich bedachte Land jetzt noch im buchstäblichen Sinne „das Brod des Auslandes esse" — denn selbst das Mehl wird aus den Vereinigten Staaten bezogen.

(Schluß folgt.)

Der gegenwärtige Zustand Aegyptens u. Arabiens.

(Schluß.)

Mehemed Ali's Bemühungen für die Erziehung sind sehr lobenswerth, und geben ihm Anspruch auf den Zunamen des „Wohlthäters." Es war zu erwarten, daß bei seinem Militärdespotismus die Studien der Kriegskunst, der Medicin und Chirurgie bei dem in seinen Lande zu befolgenden Erziehungssystem den Vorrang behaupten würden. Die ausgezeichnetsten Schulen in der Nachbarschaft von Cairo sind daher auch den eben genannten Wissenschaften gewidmet, und in diesen Anstalten sieht man Hunderte von jungen Aegyptiern, Kopten, Arabern, Türken und Griechen beisammen, die unter ganz gleicher Behandlung gleiche Studien treiben und an denselben Erholungen Antheil nehmen. Ich wohnte einer Prüfung der Zöglinge der Militärakademie zu Bulak unter Leitung eines Armeniers bei, der mit einigen der jungen Leute französisch, mit einigen wenigen englisch, mit der Mehrzahl aber arabisch und türkisch sprach. Dieser armenische Gelehrte sagte mir, daß er in England erzogen worden sey, daß der Pascha aber in der Regel lieber solche Aegyptier an Stellen dieser Art befördere, welche in Frankreich studirt hätten, da diese sich besser erwiesen, als die in England erzogenen jungen Männer, von denen viele sich einer unmäßigen Lebensweise hingäben, die sie für öffentliche Anstellung unfähig mache. Zudem erschienen ihm auch die in Frankreich erlangten Kenntnisse für ein Land wie Aegypten weit anwendbarer als die Schiffsbaukunst, die nautischen Studien und die Theorie der Dampfmaschinen, welches letztere man die jungen Leute in England hauptsächlich lehre. Der Pascha besitzt, beiläufig gesagt, bereits eine weit größere Seemacht, als er je verwenden kann; an einer Handelsmarine fehlt es ihm aber, einige kleine Küstenfahrer ausgenommen, gänzlich, und es ist auch auf viele Jahre hinaus keine Wahrscheinlichkeit zur Einrichtung einer solchen vorhanden. Dampfmaschinen gibt es im ganzen Lande nur höchstens eine oder zwei. Außer den Seminarien in der Hauptstadt hat der Pascha auch noch in allen bedeutenden Städten Districtsschulen errichtet, in denen den Kindern Lesen, Schreiben und Rechnen unentgeldlich gelehrt wird; die Eltern werden streng angehalten ihre Kinder dahin zu schicken. Aus diesen Districtsschulen wählt man dann zu gewissen Zeiten die besten Zöglinge aus, um sie entweder in der Militärakademie oder im medicinischen Collegium zu Cairo zu erziehen. Dieses Erziehungssystem ist seit kurzem erst angenommen worden, man kann daher noch nicht wissen, ob es sich als zweckmäßig erweist. Mir scheint es in den Districtsschulen sehr an guten Lehrern und Büchern zu fehlen, denn ohne daß man, so wie in der „Schulbüchergesellschaft" zu Calcutta, und in andern solchen Anstalten im Orient, europäische Elementarwerke zu jenem Behuf übersetzt, und für Lehrer sorgt, die im Stande sind ihren Schülern auch einige Gegenstände europäischen Wissens beizubringen, ist, meiner Meinung nach, für die Civilisation nicht viel zu hoffen.

Der Pascha hat wohl daran gethan, das Fabrikwesen in Aegypten einzuführen. Viele sind der Meinung, daß Aegypten ein rein ackerbautreibendes Land sey und nie ein Manufacturstaat werden könne, daß der Pascha daher den Ackerbau auf alle Weise befördern, die rohen Producte nach England und Frankreich ausführen und von diesen beiden Ländern beziehen solle, was er bedürfe, weil er dieß Alles wohlfeiler im Ausland einkaufen, als selbst verfertigen lassen könne. Allein außer dem Stolz, den eine Regierung darein setzt, alle Hülfsquellen in sich selbst zu haben, und von fremden Ländern unabhängig zu seyn, glaubt der Pascha, daß die Einführung des Manufacturwesens viel dazu beitragen werde, sein Volk aufzuklären, eine Voraussetzung, in der er sich auch nicht getäuscht hat. In den meisten großen Städten von Ober- und Unteragypten gibt

es Manufacturen, in denen ordinäre Baumwollenzeuge verfertigt werden. In Bulak ſind mehrere Wollen- und Baumwollenfabriken im Gange; in den erſtern werden Decken für die Armee und in den letztern für die Soldaten Zeuge zur Kleidung verfertigt, die aus einer ſtarken Baumwollenleinwand beſtehen, die man, je nach dem Bedarf für die verſchiedenen Regimenter, ſcharlachroth, blau und gelb färbt. Viele Soldaten in Aegypten und Arabien waren indeß auch in weiße Zeuge gekleidet. In Mallui befindet ſich eine Zuckerfabrik unter Leitung eines Italieners, Namens Antonini. Dieſer Theil des Landes iſt von Canälen durchſchnitten, welche das Nilwaſſer noch lange zurückhalten, nachdem die Ueberſchwemmung ſich bereits verlaufen hat; daher gibt es auch in dieſem Diſtrict Zuckerrohr im Ueberfluß, aus deſſen Saft man ordinären und feinen Zucker in Broden verfertigt, der in Weiße und Reinheit den beſten engliſchen Raffinaden gleichkommt. Ein großer Theil des fabricirten Zuckers wird nach Arabien und den naheliegenden Häfen ausgeführt, der meiſte aber im Lande ſelbſt verbraucht. Alle Fabriken werden auf Rechnung des Paſcha's betrieben. In der Citadelle von Cairo befindet ſich die Kanonengießerei, die Waffenfabrik und die Münze. In der Gießerei wird nach engliſchen und franzöſiſchen Muſtern gearbeitet; der Paſcha zieht indeß die letztern vor. Wir ſahen Zwölf-, Neun-, Sechs- und Vierpfünder, alle ſehr ſchön gearbeitet. Die Gießerei wurde früher von einem Franzoſen geleitet, jetzt ſteht aber ein Türke an der Spitze. In der Waffenfabrik ſahen wir viele fertige Musketen, Piſtolen, Bajonnette und Säbel, doch waren die letztern weit ſchlechter als die engliſchen. In der Münze läßt der Paſcha Gold-, Silber- und Kupfermünzen mit engliſchen und franzöſiſchen Maſchinen prägen. Einer der Arbeiter ſagte uns, daß die letztern weit beſſer ſeyen als die erſtern, was ihm wahrſcheinlich der Franzoſe glauben gemacht hatte, der die Anſtalt früher leitete. Die Citadelle von Cairo iſt ziemlich groß, und wird von engliſchen 18- und 24Pfündern auf Lafetten von Gußeiſen vertheidigt. Mehrere der Baſtionen und Curtinen beherrſchen die Stadt, ein Aufſtand wäre daher mit dieſen Batterien bald gedämpft.

Ehe ich Alexandria verließ, beehrte mich der Paſcha mit einer Audienz zu der gewöhnlichen Stunde, wo er Beſuche anzunehmen pflegt, nämlich zwiſchen 8 und 9 Uhr Abends. Obſchon der Herr eines mächtigen Reiches, iſt der Vicekönig dennoch in ſeinem Weſen ſehr einfach. Nur eine einzige Schildwache ſtand am Palaſtthor, und das Volk konnte im Vorhof, wo eben ein Gottesdienſt gehalten wurde, frei aus- und eingehen. Sogar mein Eſeltreiber — die niedrigſte Claſſe in Alexandria — durfte ungehindert ſich zu der Dienerſchaft, den wachthabenden Soldaten und andern Leuten begeben, die eben ihr Gebet verrichteten. Nachdem der Admiral, der vor mir Audienz hatte, entlaſſen worden war, wurden der Viceconſul und ich in einen mit prächtigen Divans verſehenen Saal geführt. In der obern Ecke dieſes herrlichen Gemachs ſaß Mehemed Ali, einen Tſchibuk ſchmauchend, und niemand bei ihm als ſein Dolmetſcher, ein Armenier, der franzöſiſch und türkiſch ſpricht. Er lud mich ein, neben ihm zu ſitzen und ließ friſchen Kaffee bringen, bot mir aber keinen Tſchibuk, weil dieß eine nur hohen Perſonen, Geſandten, Admiralen und Generalen widerfahrende Auszeichnung iſt. Se. Hoheit iſt ein ſehr ſchöner Mann mit römiſchen Geſichtszügen, einem ſilberweißen Bart und dunkeln durchdringenden Augen. Sein Benehmen iſt freundlich und höflich, und auf ſeinem Geſicht ſchwebte, ſo lange ich mit ihm ſprach, ein angenehmes Lächeln. Nachdem er erfahren, daß ich vom rothen Meere herkomme, befragte er mich ſehr umſtändlich über das Benehmen ſeines Gouverneurs und Befehlshabers zu Dſchidda und Mocca, ob ſie ſich bei den Arabern beliebt gemacht hätten, und ſich ſo benähmen, daß ſie ſeiner Regierung Ehre machten. Nachdem ich ihm über dieſe Punkte Auskunft gegeben, fragte er mich um meine Meinung über ſeine Truppen, und ob ſie den Sipahis in Hinduſtan gleichkämen. Ich ſagte ihm, daß ſie meiner Anſicht nach vortrefflich abgerichtet, disciplinirt und bewaffnet ſeyen, und keinem europäiſchen Monarchen Schande machen würden; ich ſey von ihren Manövres ſehr überraſcht worden, und habe mich demnach über ihre Fortſchritte in Syrien nicht gewundert. Ich ſchätze ſie, fügte ich bei, der indiſchen Armee vollkommen gleich, und ſey überzeugt, daß beide vereint die Ruſſen bis in ihre ſibiriſchen Wüſten zurücktreiben würden. Se. Hoheit lächelte bei dieſer Anſpielung auf Rußland, das er eben ſo ſehr haßt als ſeinen nominalen Oberherrn, den Sultan. Der Reſt unſrer Unterredung war ſehr gemiſchter Art; der Vicekönig ſprach von Ludwig Philipp, dem Grafen Pozzo di Borgo, Lord Palmerſton, Fürſt Metternich, und andern Staatsmännern. Nachdem ich Kaffee getrunken, empfahl ich mich, ſehr zufrieden mit der gefundenen Aufnahme.

Zum Schluß noch einige Worte über die Seemacht des Paſcha's. Im Hafen von Alexandria ſah ich fünf oder ſechs Kriegsſchiffe erſten Ranges, nebſt mehrern Fregatten, Sloops und Kriegsbricks vor Anker, ſämmtlich von Türken befehligt und von Arabern bemannt. Die Ordnung an Bord dieſer Schiffe könnte nicht beſſer ſeyn; die Verdecke waren außerordentlich reinlich gehalten, alles Meſſingwerk glänzend polirt, die Kanonen und alles Uebrige in der beſten Ordnung. Mehrere Marineofficiere verſicherten mich indeß, daß viele dieſer ſo prächtig ausſehenden Schiffe auf offener See untauglich ſeyen, weil das untere Holzwerk verfault ſey, und daß man nicht einmal eine Fahrt bis an die Küſte von Syrien mit Sicherheit in ihnen unternehmen könne. Die Matroſen ſcheinen mir junge ungeübte Leute zu ſeyn, von denen die meiſten, wie mir verſichert wurde, noch nicht aus dem Hafen hinaus gekommen waren. Der Befehlshaber und die Officiere beſitzen nur wenig nautiſche Kenntniſſe und eben ſo wenig Erfahrung. Eine ſolche Flotte mag demnach wohl einem türkiſchen Geſchwader furchtbar ſeyn, allein gegen eine europäiſche Seemacht würde ſie nichts ausrichten. Der „Nil," eine Dampffregatte von 1000 Tonnen, iſt das ſchönſte Schiff in der Marine des Vicekönigs. Es hat engliſche Maſchiniſten und einen engliſchen Wundarzt an Bord, iſt aber eben ſo ſchlecht befehligt und bemannt als die übrigen Schiffe des Paſcha's.

Consumtion in Lissabon.

Da es in mancher Hinsicht interessant ist die jährliche Consumtion an verschiedenen Lebensmitteln in einer Hauptstadt zu erfahren, so theilen wir hierüber einige Angaben mit, welche in dem Diario do Governo bekannt gemacht wurden; da sich indessen diese Angaben nur auf die Gegenstände beziehen, welche vom Land aus durch die Thore in die Stadt gebracht wurden, wo von Allem, mit Ausnahme der Hühner, eine städtische Abgabe entrichtet wird, und diejenigen nicht in Anschlag gebracht sind, welche von jenseits des Tajo kommen, so herrscht darin noch ein großer Mangel, der in manchen Stücken die Consumtion beträchtlich erhöhen würde. Hiernach wurden im Jahr 1835 auf den Landwägen durch die Thore der Stadt folgende Artikel eingebracht: Wein 15,669 Pipas. Branntwein 236 Pipas. Essig 1165 Pipas. Ochsen 25,335 Stück. Kälber 1471 Stück. Hämmel 20,791 Stück. Fette Schweine 1586. Hühner 75,487. Wälsche oder Truthühner 11,014. Eier 145,105 Duzend. — Im Jahr 1836 wurden eingebracht: Wein 12,248 Pipas. Branntwein 106 Pipas. Essig 908 Pipas. Ochsen 21,058 Stück. Kälber 1721. Hämmel 18,652. Fette Schweine 558. Hühner 129,986. Truthühner 15,805. Eier 190,196 Duzend. Im Jahr 1836 hat man also 1421 Pipas Wein, 130 Pipas Branntwein, 255 Pipas Essig, 4297 Ochsen, 2159 Hämmel, 828 Schweine weniger eingeführt, dagegen aber 250 Kälber, 54,499 Hühner, 2291 Truthühner und 45,093 Duzend Eier mehr. Den Ursachen dieser großer Differenz nachzuspüren, würde vom größten Interesse seyn, allein daran denkt hier niemand, ja selbst anstatt auf diese Differenz in der Liste, welche von dem Chef der Thorwachten gegeben worden ist, aufmerksam zu machen, zeigt er dagegen eine Totalsumme von den beiden Jahren vor. Ein Hauptartikel der Consumtion sind hier die Schweine, deren größter Theil über den Tajo aus der Provinz Alemtejo kommt, und da dieselben keine Thore passiren, sondern an den Quais ausgeschifft werden, wo zwar auch Wachthäuser sind, in welchen die städtischen Abgaben entrichtet werden, allein die unter einem andern Chef stehen, so sind die wenigsten davon in den Listen angegeben, und die Listen von verschiedenen Chefs zusammenzustellen, und dadurch eine vollkommene Ansicht der Consumtion zu erhalten, das ist den Leuten viel zu mühsam. Man kann füglich rechnen, daß es in Lissabon zum wenigsten fünfzigtausend Menschen gibt, die wegen ihrer Armuth und der großen Theurung des Rindfleisches, welches gegenwärtig 4 gGr. das Pfund kostet, Jahr aus Jahr ein kein Fleisch zu essen bekommen, es müßte denn allenfalls ein Stück mageres, erbärmliches Hammelfleisch seyn, welches dennoch das Pfund seine 2½ gGr. kostet, sondern meistens von Fischen leben, und da begreift man wirklich nicht, wie noch so viele Ochsen hier verzehrt werden, und noch obendrein, da es hier lauter sehr große und schwere Ochsen sind, die, wenn auch nicht gemästet, dennoch im Durchschnitt 5 Centner wiegen. Nimmt man nun in runder Zahl eine Bevölkerung von 500,000 Einwohnern an, so würde im Durchschnitt ungefähr auf jeden Magen jährlich 50 Pfund kommen, was gewiß im Vergleich mit andern Ländern, wo das Fleisch weit wohlfeiler ist, sehr viel ist. Diese beträchtliche Consumtion läßt sich also wohl nur daher erklären, daß die fremden Schiffe davon sehr viel verbrauchen, und besonders die englischen Kriegsschiffe, auf welchen die ganze Mannschaft fast täglich frisches Fleisch bekommt, die französischen aber nur vier Mal in der Woche.

Miß Dscheck.

(Fortsetzung.)

Damals trat Hr. Lott, der bei Hrn. Yates gewesen war, in Huguets Dienst als Dolmetscher. Miß Dscheck spielte fortwährend auf den Theatern von Bath, Bristol, Dublin und Plymouth. In Liverpool mißhandelte sie ihren Führer Bernard, den sie trotz fünfjähriger Vertraulichkeit nicht mehr bei sich leiden wollte, aufs neue. Man sah sie noch zu Manchester, Glasgow und Edinburg. In Morpeth ließ sie ihre Galle an Lott aus, dem sie mit ihrem Fangzahn einen Arm zerbrach. Elliot kam seinem Gefährten zu Hülfe, ward von ihr ergriffen, zu Boden geworfen, mit den Füßen getreten und verlor die Wade; er wurde nicht wieder hergestellt, kränkelte stets und starb 1832 im Hospiz Dubois zu Paris an den Folgen seiner Wunden. Sechs Stunden nach diesem Wuthanfall tödtete sie einen andern ihrer Führer, Baptist, indem sie ihre Fangzähne ihm durch den Kopf stieß. Man versuchte nun, ihr diese furchtbaren Waffen zu beschneiden, was nur mit Mühe gelang, indem man sie zuvor niederknien ließ und mehrmals wieder anfing. Von nun an erneuerte man diese Operation alle Jahre, und manchmal alle sechs Monate, indem man ihr jährlich etwa zwei Zoll abnahm.

Um so viel als möglich die Abenteuer von Morpeth in Vergessenheit zu bringen, erdichtete Hr. F. auf Rechnung der jungen Miß einen artigen kleinen Roman, den alle Journale ausposaunten. Er läßt sie in einem Postrelais in England ankommen, als eine ambulante Menagerie eben erst umgeworfen und so einem Tiger und einem Löwen die Freiheit gegeben hatte; da tödtet unsere Heldin die erstere dieser wilden Bestien, nimmt die zweite gefangen und gibt sie ihrem Herrn zurück. Von Morpeth kam Miß Dscheck nach New-Castle, nach York, nach Nottingham, dann nach London, wo sie abermals spielte. Weil aber ihr letzter Streich bekannt geworden, mußte sie England verlassen; man führte sie nach Amerika über; die Ueberfahrt dauerte aber lange, die Journale glaubten an einen Schiffbruch, und die Gesellschaft, bei welcher Miß Dscheck versichert war, fürchtete schon einen Verlust von 40,000 Fr.; indessen setzte nach einigen Ruhetagen unser Elephant sein Metier der Befreiung des chinesischen Königs auf den Theatern von New-York, Philadelphia, Baltimore, Norfolk und Richmond fort. Nach neunmonatlicher Abwesenheit führte man sie wieder nach London zurück, wo sie einige Zeit im Crob'schen Circus spielte. Im Jahr 1832 kam sie wieder zu Franconi nach Paris zurück; da jedoch die Cholera ausgebrochen war, so führte man sie nach Bordeaux und in andere benachbarte Städte. Im December war sie auf dem Wege nach Lyon, als sie zu St. Martin d'Estreaux, bei Rouanne, in einem Augenblick übler Laune ihren Führer Albertario auf der Straße tödtete, indem sie ihn mit den Füßen trat. Da Hr. Huguet fürchtete, dieser Vorfall möchte in der Stadt, wohin er sich begeben wollte, nachtheilig auf seine Einnahme wirken, entfernte er sich aus dieser Gegend, und kam nach einigen Monaten abermals nach Paris, wo Miß Dscheck im Circus Franconi und öffentlich am Fest des Königs spielte. Dieser Tag brachte ihrem Herrn 1500 Fr. ein, der sich hierauf an die Kunstreitergesellschaft Alfred Pitrus' anschloß und ein Jahr lang mit ihm reiste, nicht ohne daß Miß Dscheck mehrere Proben ihrer üblen Laune ablegte. So verwundete sie z. B. zu Troyes in der Champagne den Komiker der Truppe, Longuet. Dieser Schauspieler trug um seinen Leib einen Riemen, bei dem ihn der Elephant mittelst seines Rüssels ergriff, ihn so hoch als möglich in die Höhe hob, im großen Trott mehrere Touren im Circus machte und ihn dann sanft auf den Boden niederlegte; eines Tags aber schleuderte ihn das Thier, mitten im Rennen, wider die Wand des Circus und zerbrach ihm zwei Rippen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 241.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 August 1837.

Veränderungen der Mode in London.

Die Veränderungen im Reiche der Mode waren, wie allenthalben, auch in London ſehr groß. Gehen wir jedoch bei ihrer Aufzählung nicht zu weit zurück. Unter Karl I vereinigte die Militär- und Civiltracht Adel mit Zierlichkeit. Man darf nur einen Blick auf die Meiſterwerke van Dycks werfen, um ſich zu überzeugen, daß die engliſche Nationaltracht unter Karl I, indem ſie die Steifheit entfernte, die im ſechzehnten Jahrhundert herrſchte, etwas Maleriſches hatte, das ſie ſeitdem nie wieder erlangte. Der modiſche Cavalier trug damals einen Leibrock von Sammet oder Atlas, mit weiten vorn aufgeſchlitzten Aermeln; ein prächtiger Spitzenkragen, à la Vandyck geſtickt — wie man noch jetzt ſagt — fiel über ſeine Schultern herab; ein kleiner ſpaniſcher Mantel war mit zierlicher Nachläſſigkeit über die Schultern geworfen, und die Spitzen, mit denen die Hoſen unter den Knieen beſetzt waren, reichten bis auf die ſehr zierlich geformten und oft ebenfalls reich mit Spitzen beſetzten Stiefelſtulpen herab. Auch der Bürger ging ſehr gut gekleidet, und der Edelmann mit ſeinem prachtvoll geſtickten, über die rechte Schulter geworfenen Wehrgehänge, ſeinen Spitzenmanſchetten, ſeiner Feder auf dem breiträndrigen flamändiſchen Hute, ſeinem ſpitzen Zwickel-, und dem kleinen aufwärts ſtehenden Knebelbart war ſicher eine höchſt originelle und zierliche Figur. Man konnte ſehr leicht Einfachheit mit einer höchſt gewählten Tracht verbinden, indem man den Spitzenkragen mit einem Sammetkragen vertauſchte, und die vorn wie ein Pique-As zugeſpitzte Stiefelſtulpe bis zum Knie heraufzog; ſo hatte man ein eben ſo leichtes als bequemes Coſtume, das ſich allen Bewegungen anpaßte und jeden Stand gut kleidete. Die Krieger hatten dem Cuiraß keineswegs entſagt, wie man dieß an dem ſchönen Bild von Strafford von Van Dyck ſehen kann. Sogar die Puritaner trugen einen ſchönen weißen, umgeſchlagenen Kragen ohne Spitzen, und ihr um das Knie weites Beinkleid nebſt dem vorn geſchloſſenen Leibrock nahmen ſich in einem Gemälde weit beſſer aus, als die magere, dürftige Tournure der jetzigen Edelleute. Das Haar wurde lang und natürlich herabfallend getragen, und der Hut auf das eine Ohr gedrückt; der Stutzer zeigte ſich nie ohne Manſchetten. Da es eine Zeit politiſcher Stürme und Abenteuer war, ſo legte man, wenn die Trompete ertönte, das Collet von Büffelleſt an, verſenkte die Beine in ungeheure, bis auf zwei Fuß über die Kniee heranreichende Stiefeln und erſetzte den geſtickten Kragen durch einen Ringkragen.

Unter Karl II unterlag dieſe Tracht einigen ungünſtigen Veränderungen. Dieſer Mann, der die Majeſtät des Thrones ſchändete, ſcheint einen nachtheiligen Einfluß auf die Kleidung ſeines Landes geübt zu haben. Der Leibrock wurde außerordentlich kurz, das weite Beinkleid eng, und das über den Gürtel herausbauſchende Hemd ſtellte die Weiße und Feinheit ſeines Gewebes zur Schau. Mit der Zierlichkeit und Feinheit der Spitzen wurde großer Luxus getrieben; der geſtickte Kragen fiel weit tiefer herab als früher, ſtatt der einen Feder wallte ein ganzer Buſch von dem hohen Hute herab, und der Franſe unter dem Kniee wurden noch 4 bis 5 Zoll breite Spitzen beigefügt. Bei Hoffeſten vollendete der Bruſtlatz des Königs, in kleine Hohlfalten gelegt, und von dem mit einer affectirten Nachläſſigkeit, die ſehr gut zu den zügelloſen Sitten paßte, heraus bauſchenden Hemde überragt, das Lächerliche dieſer Tracht.

Als Ludwig XIV Europa Geſetze vorſchrieb, ermangelte Karl II, ſein Penſionär, nicht, ihm nachzuahmen, und der ganze Hof folgte ſeinem Beiſpiel. Die Perrücke mit ihren wallenden Locken und dem künſtlichen Haargebäude fand in England eben ſo gut Eingang als bei den Franzoſen, und da die Britten das franzöſiſche Wort Perrücke nicht ausſprechen konnten, ſo nahmen ſie die nichtsſagende und lächerliche Benennung Periwig in ihre Sprache auf. Die Perrücke verdrängte den ſpaniſchen Sombrero; man mußte die Krämpen des Hutes aufſchlagen, ſeinen Kopf niedriger machen, und ſo nach und nach bis zu dem Hut mit Ecken, dem Gräuel der neuern Zeiten, herabkommen. Holmes gibt uns folgende Beſchreibung der modiſchen Tracht von 1659: Leibrock mit kurzer Taille, enges Beinkleid, deſſen über den Stoff vorragendes Unterfutter ſich um das Kniee legt; Treſſen am Gürtel und dem heraus bauſchenden Hemd. Gegen Ende der Regierung Karls II kam die Halsbinde auf, der Leibrock wurde länger und reichte endlich in Geſtalt eines Oberrocks

bis über den halben Schenkel herab. Im Inventarium der Garderobe Se. Majeſtät vom J. 1679, finden ſich ſchon Angaben von Röcken, Weſten und Beinkleidern, wie ſie jetzt das Alpha und Omega unſers Coſtumes bilden. Man ſieht alſo, wie ſehr man ſich damals ſchon von van Dyck und ſeinen maleriſchen Trachten entfernt hatte. Die Strümpfe reichten bis zum halben Schenkel empor und der Leibrock wurde weiter, indem man die langen Schöße beibehielt und ſo die erſte Idee zu unſern jetzigen Fracks faßte. Die Perrücke behauptete ihre Herrſchaft und die Satyriker jener Zeit melden uns, daß die Stutzer ſie vor aller Welt Augen ſo kämmten und accomodirten wie man etwa ſeinen Knebelbart aufdreht, oder wie unſere jetzigen Stutzer mit den fünf Fingern in ihren Haaren herumwühlen. Die Thronbeſteigung Wilhelms von Oranien änderte faſt nichts in dieſer Tracht; nur die Spitzen verſchwanden, die Manſchetten wurden kürzer und der Rand des Huts erhielt allerhand abgeſchmackte Formen, indem man ihn bald mit Treſſen einfaßte, bald abſtutzte. Eine Dame, welche der Spectator redend einführt, beklagte ſich, daß ihr Liebhaber ihr tauſend Verlegenheiten bereite, indem es ihr unmöglich ſey, ihn wegen der unzähligen Veränderungen, die er mit ſeiner Perrücke vornehme, und wegen der vielen neuen Ecken, die er an ſeinem Hute anbringe, immer gleich zu erkennen.

Georg I und die Königin Anna behielten dieſe Tracht bei, die indeß mit jedem Tage einfacher wurde. Man fing an die Kleider viereckig zuzuſchneiden; die Weſte mit Schößen fiel bis auf die Strümpfe herab, welche die Beinkleider ganz bedeckten und unter dem Knie von einem Strumpfband feſtgehalten wurden. Die Aermelaufſchläge wurden breiter und ähnelten einem Reifrock, mit Spitzen und Treſſen beſetzt, unter welchem Spitzenmanſchetten vorragten. Die Schößen des Rocks wurden mit Eiſendraht ſteif gemacht, die Schuhe erhielten rothe, viereckige Abſätze, die Strümpfe wurden blau oder roth, und unter den Perrücken fand eine große Auswahl ſtatt, indem man deren beſondere für die Jagd, für das Reiten, für den Abend und für den Morgen hatte, zu deren jeder auch ein entſprechender Hut angeſchafft wurde. So ging man unter Georg I und unter der Königin Anna gekleidet; unter ihre Regierung fällt auch die Epoche der Haarbeutel, die man, ſeltſam genug, auch bei dem Militärcoſtume einführte. Damals herrſchte auch die ſtrenge Etikette; Roger Coverlei ſagt: „Ich habe einen Edelmann, eine zarte Seele, gekannt, der ganz mit Borten und Treſſen bedeckt war, kleine Knöpfe und kleine Stiefeln trug, und lieber ſein halbes Vermögen verloren, als ſich vor einer Dame bedeckt hätte.“

(Fortſetzung folgt.)

Der Charakter der Braſilier.

(Schluß.)

Einige Journale führen zwar in der That eine ſehr ſtolze Sprache, allein dieß geſchieht nur, weil ſie, um hinter ihren europäiſchen Muſtern nicht zurückzubleiben, ebenfalls in die unermüdliche Trompete des Nationallobs ſtoßen zu müſſen glauben.

Nur wenige Braſilier verlaſſen Europa ohne den lebhaften Wunſch wieder dahin zurückzukehren. Die Frauen aber ſind patriotiſcher als die Männer; ihre vernachläſſigte und beſchränkte Erziehung drückt ihrem ganzen Weſen eine Schüchternheit und einen Mangel an Gewandtheit auf, in deſſen Folge ſie ſich außerhalb ihres Vaterlandes ſehr unbehaglich fühlen. Sie kommen in der Regel ſehr unbefriedigt aus Europa zurück.

Die liebenswürdigen Eigenſchaften der Braſilier entſpringen aus der Fülle ihrer Herzensgüte und dem von dieſer unzertrennlichen Takt. So muß man auch die außerordentliche Leichtigkeit, mit der ſie die Sitten der großen Welt und eine elegante und einnehmende Haltung ſich aneignen, den glücklichen Anlagen zuſchreiben, die ſie beſitzen. Dieſe Anlagen werden aber zu ausſchließend dem ſchnellſten Uebergang aus der Kindheit auf den glänzenden Schauplatz der Salons zugewendet. Der Unterricht, den ſie erhalten, arbeitet bloß auf Erfolg in der Geſellſchaft hin, und der ſchöne Ehrgeiz der Jugend wird in eine frivole Eitelkeit verdreht. Aus dieſer Urſache wird die braſiliſche Jugend bald Sklave der Mode, die bis zu dieſem Endpunkt der Civiliſation gewöhnlich nur in höchſt übertriebenen, carrikirten Formen vordringt.

Das Genie des Braſiliers iſt rein nachahmender Natur. Er beginnt ſeine Geſchichte mit der Unabhängigkeitserklärung und verdammt alle Antecedentien als zu der Herrſchaft der Tyrannei gehörig. Die Braſilier können ſich indeß nur einer mit geringen Opfern erlangten Emancipation rühmen. Sie ſetzen ihren Ruhm darein, eine umfaſſendere Zukunft als andere Völker vor ſich zu haben und andern Vorbildern nachzuahmen, als ihre Väter. Sie hängen ſich zu ausſchließlich an das Studium und die Nachahmung Frankreichs und Englands, und erblicken ſonſt allenthalben Herabwürdigung, Despotismus, Barbarei, Unfähigkeit und Unthätigkeit.

Italien iſt für ſie nichts als das Land des Fanatismus und Aberglaubens. Das arme Deutſchland, dem die Journale des Fortſchritts ein wenig muſikaliſche Fähigkeit zugeſtehen, verdankt dieſe geringe Auszeichnung nur der perfiden Unterſtützung der Regierung, die auf dieſe Weiſe die aus Paris und London kommenden liberalen Ideen zu dämpfen gedenkt.

Ihr großes Talent für Sprachen macht die Braſilier univerſeller, als dieß ſonſt der Fall ſeyn würde. Sie ſprechen ohne Ausnahme das Franzöſiſche ſehr gut und machen ſich leicht das Engliſche und Italieniſche zu eigen. Ihre eigene Sprache iſt ſo ſehr mit Diminutiven überladen, daß ſie dem klaſſiſchen Ohr eines Luſitaniers fad und kindiſch erſcheint. Die unterbrochene Berührung mit den Schwarzen ſchadet der Reinheit der Sprache, doch iſt ihre Ausſprache angenehmer als die der Portugieſen. Für die Künſte der geſelligen Unterhaltung verrathen die Braſilier faſt eben ſo wenig Talent als für die abſtracten Wiſſenſchaften; Muſiker, Maler und Dichter ſind eben ſo ſelten als Mathematiker, Philologen und ausgezeichnete Publiciſten.

Woran es den Braſiliern am meiſten fehlt, iſt ein höherer Ehrgeiz und ein über alles Andere hervorragendes Ehrgefühl.

Von dieſer Seite ſind ſie ſicher nicht die Nachkömmlinge der portugieſiſchen Eroberer des 16ten Jahrhunderts. Nur zu oft gibt dieſe Saite weder bei ihrer Pflicht, noch bei Beleidigungen einen Ton. Perſönliches Intereſſe rechtfertigt Alles. Die mercantilen Verhältniſſe ihres Vaterlandes machen ihre Liebe zum Geld und den häufig unter ihnen herrſchenden Geiz erklärlich. Auch glauben ſie von jedem Fremden, daß er nur komme, um Schätze zu ſammeln, und mit ſich in ſeine Heimath zu nehmen.

Ihre Leidenſchaft für das Spiel iſt groß. In den Jahren 1835 und 1836 wurde an zwölf verſchiedenen Orten in Rio Janeiro Roulette geſpielt. Dieſe Neigung führt indeß nur ſelten Zänkereien und noch weniger den Ruin eines Braſiliers herbei. Die jungen Leute begehen im Ganzen nur wenige ſolcher Thorheiten, welche über ihr Lebensglück entſcheiden. Enthuſiasmus und übertriebene Empfindſamkeit gewinnen nur ſelten Herrſchaft über ihr glückliches, leicht bewegliches Gemüth. Schon früh unabhängig, wird das Jugendfeuer nicht unterdrückt und verraucht meiſt, ehe noch die Leidenſchaften erwachen.

Man wirft den Braſiliern lang anhaltenden Groll und Rachſucht vor. Unter den niedern Claſſen und zwar noch öfter unter den Creolen kommen Meuchelmorde wegen Liebeshändeln vor, allein politiſche Feindſchaft und Verfolgung nimmt nur ſelten zum Dolche Zuflucht. Wenig Menſchen vielleicht haben ſo viele Feinde gehabt als Hr. Feijo, der jetzige Regent, und doch ſchlief dieſer Mann bei offenen Thüren.

Die Trägheit der ſüdlichen Völker iſt noch unbeweglicher als das Phlegma, deſſen ſie nur zu häufig die nordiſchen beſchuldigen. Ohne eine große concentrirte Geiſtesthätigkeit gibt es keine Leidenſchaft, wie ſich dieß bei den äußerlich ſo ruhigen Engländern und Spaniern zeigt. Eine anſcheinende Gleichgültigkeit geht jeder großen Seelenthätigkeit voraus; — der Mann, der auf dem Seile tanzt, iſt keineswegs der in ſeinem Innern bewegteſte.

Der Contrebandehandel mit Sklaven droht den wohlwollenden Eigenſchaften der Braſilier mit Vernichtung. Die verſtohlenen mit einer barbariſchen Sparſamkeit bewerkſtelligten Transporte der armen Schwarzen veranlaſſen, daß man ſie mit weit größerer Strenge als ſonſt behandelt. Noch nie hat der Geiz ihnen den Raum, die Bewegung und die Luft ſo kärglich zugemeſſen als jetzt. Um dieſe Unglücklichen einzuſchwärzen, wird kein Mittel verſchmäht; ganze Bevölkerungen ſind demoraliſirt, und nicht ſelten ſtieg der Verdacht in dieſer Hinſicht bis zum Staatsoberhaupte hinauf. Dieſer ſcheußliche Handel erfordert gerade ſo viel Thätigkeit, als die abſoluteſte Trägheit der Habgier, der Verſchlagenheit und der Intrigue geſtattet.

Don Pedro I, deſſen Auftreten eben ſo wohl den Schöpfer als den Reformator einer Nation verkündete, hat ebenfalls dazu beigetragen, den Charakter der Braſilier irre zu leiten und zu verderben. Statt ihnen als Muſter vorzuleuchten, war er nur der Ausdruck ihrer Mängel. Er hat das Laſter auf eine Art vor ihnen zur Schau geſtellt, die ihr Gefühl für Wohlanſtändigkeit beleidigte und die Beſtechung geduldet und beſchützt. Nachdem er ſich mit einer prunkenden Pracht umgeben, nachdem er alle Leidenſchaften entfeſſelt und alles in Verwirrung gebracht hatte, verſchwand er vom Kampfplatz unter Schauſtellung einer theatraliſchen Reſignation, hinter der er ſeine Ungeduld barg, auf einem andern Schauplatz zu glänzen. Die Bewunderung, die ſie ihm nach ſeinem Tode zollen, hätte nichts Befremdliches, wenn ſie vielen perſönlichen Undank ſühnen könnte, allein ſie gibt dem Urtheil der Generationen, die bald zu handeln berufen ſind, eine falſche Richtung.

Welche Conſiſtenz die Angelegenheiten Braſiliens auch immer gewinnen mögen, ſo zweifle ich doch, daß das Volk in der Geſchichte jemals einen vollendeten Charakter haben werde. Seine Impulſe gehen ſtets von Europa aus, und allenthalben zeigen die Nationalindividualitäten mehr Neigung ſich zu verwiſchen, als ſich auszubilden.

Die Bahn, welche die Braſilier bis jetzt verfolgt haben, hat gezeigt, daß die Revolutionen keineswegs ausgezeichnete Männer bilden, ſondern nur Talente ans Licht ziehen, die in ruhigern Zeiten zur Reife gelangten, daß ſie aber auf die Länge ſo zu ſagen eine Zerſtücklung der Leidenſchaften herbeiführen, die zum Unglück oder zum Heil einer Nation jeden großen entſcheidenden Aufſchwung ausſchließt.

Franzöſiſch Guiana.

(Nach General Bernards Schilderung.)

Das franzöſiſche Guiana begreift denjenigen Theil Südamerika's, der vor dem Utrechter Vertrage im Jahr 1712 im Norden von dem Maroniſluſſe, im Süden vom Amazonenſtrom begränzt wurde, und der nach den neueſten Verträgen das Gebiet zwiſchen dem Maroni und dem Oyapock in ſich faßt. Seine Baſis iſt am Meer, ſeine Gränze ſollte ſich bis an den Rio-Negro erſtrecken; allein noch ward keine Linie in dieſer unermeßlichen Wüſte gezogen. Die Bevölkerung beſteht nur aus 5500 Weißen und Farbigen und aus 20,000 Sklaven: die Zahl der Afrikaner wuchs nicht in demſelben Verhältniß wie in den andern Colonien, weil die Mutterſtadt es für möglich gehalten hatte, die Felder durch Europäer bearbeiten zu laſſen. Mit dieſem Syſtem ward unter dem Miniſterium des Herzogs von Choiſeul im Jahr 1763 ein Verſuch gemacht. Die Folge davon war das Dahinſterben von mehr als 12,000 Einwanderern und ein Verluſt von mehr als dreißig Millionen für den Staat. Dreißig Jahre ſpäter wählte der Convent Cayenne als Deportationsort, woraus abermals Unglück für die Menſchheit entſprang. Hätte Frankreich ein Botany-Bay ſchaffen wollen, ſo hätte es das Beiſpiel Englands befolgen und vor Allem ein dem europäiſchen entſprechendes Klima ſuchen ſollen. Es hätte dieſes gleichfalls auf Neu-Holland gefunden. Botany-Bay erfüllte vollkommen den Zweck, den man bei Gründung dieſer Strafcolonie vor Augen hatte, da es unter den Breiten liegt, in denen man die europäiſchen Pflanzen baut und wo die Wärme erträglich iſt. Guiana dagegen, ein ſumpfiges und äußerſt warmes Land, mußte den franzöſiſchen Deportirten verderblich werden. Die Natur hat ihre Geſetze, die der Menſch nicht ungeſtraft antaſtet: ſeit der Entdeckung Amerika's hatten die Einwanderungen Weißer im Norden, wo das Klima dem europäiſchen gleichkommt, einen glücklichen Fortgang; dagegen verurſachten ſie unermeßliche Verluſte in der heißen

Zone. Dennoch ist Guiana seines Klima's wegen den Europäern nicht versperrt. Sie können zwar einer Krankheit bei ihrer Ankunft nicht entgehen, doch ist dieser Tribut nur für diejenigen tödtlich, die auf dem Feld arbeiten und sich der brennenden Sonnenhitze aussetzen; diejenigen, welche die Stadt bewohnen oder ein gemächliches Leben auf dem Lande führen, bleiben von dieser gefährlichen Probe verschont. Selbst die Creolen sind den Fiebern ausgesetzt, von denen auch in Europa die Bewohner sumpfiger Landstriche befallen werden. Man heilt sie durch schwefelsaures Chinin.

(Schluß folgt.)

Miß Dscheck.

(Schluß.)

Im Sommer des Jahres 1834 verließ Miß Dscheck die Gesellschaft Alfreds, um in Lallane's Circus nach Rouen abgeführt zu werden. Im Winter reiste sie mit der Gesellschaft Michelons, die sie nach Belgien brachte; um diese Zeit spielte sie zum letzten Mal ihre Rolle im König von Siam. Auf dieser Reise verwundete sie, während ihres Aufenthalts in Mecheln, ihren Führer Yeates und den Besitzer des Gasthofs, in dem sie sich befand; beide wurden gleichzeitig von ihr ergriffen und in Folge dieses Abenteuers bedeutend krank. In Tourcoing bei Lille erhielt hierauf ihr Führer Adolph seinen Theil über Behandlung. Im Monat Januar 1836 zerbrach sie in Doucheray, bei Sedan, Hrn. Huguet, der sie im Februar an Lott verkaufte, den Arm. Dieser führte sie nach Metz, wo sich die Zöglinge der Militärschule das Vergnügen machten, sie bei einer Cavalcade zur Zeit des Karnevals figuriren zu lassen, und bezahlten hiefür Hrn. Lott 500 Fr. Sie reiste noch in Rheinpreußen, in Bayern, kehrte über Straßburg und Mühlhausen nach Frankreich zurück, kam dann nach Basel, Bern, Lausanne und endlich nach Genf, wo sie ihre Laufbahn, nachdem sie hier zwei unserer Mitbürger dergestalt verwundet hatte, daß sie das Bett hüten mußten, endigte.

Seit 1814, wo man mehrere Elephanten nach Europa brachte, endigten diejenigen, welche auf der Reise starben, stets auf gewaltsame Weise, und immer durch die Kanonen, mit Ausnahme eines einzigen, der in der Croß'schen Menagerie in London lebte, und den man mit 64 Flintenschüssen niederschoß. Bei demjenigen, der im Jahr 1820 in Genf sein Leben verlor, versuchte man, jedoch vergeblich, den Gebrauch von Gift, und man sah sich genöthigt auf die Kanone zurückzukommen. Beim venezianischen, der eine bedeutende Anzahl Flintenschüsse ausgehalten, war endlich dasselbe Mittel erforderlich. Was die Vernichtung der Miß Dscheck betrifft, so mußte ich — obschon man lebhaft wünschte, ich möchte mich nicht der Kanone bedienen und das Gift zu vermeiden suchen, um einigen Nutzen aus der Haut zu ziehen als Entschädigung für ihren letzten Herrn — das sicherste Mittel ergreifen, um sie schnell zu erlegen und ihr die Leiden so viel als möglich zu ersparen. Ich hatte anfänglich an die Muskete gedacht, ein geschickter Karabinier aber führte mir als Vergleichung eine Erfahrung an, die man das Jahr zuvor gemacht hatte: während ein sehr guter Musketenschütze 4 Schüsse auf 500 Schritt abfeuerte und einer davon das Ziel traf, feuerte ein Karabinier auf dieselbe Entfernung 47 Schüsse ab, 41 trafen das Ziel, darunter 7 ins Weiße. Der Karabiner war sonach eine sicherere Waffe, um einen gegebenen Punkt zu treffen. Die Erfahrung der afrikanischen Jäger bewies den Schützen, daß die eiserne Kugel den Vorzug verdiene, auch ließ ich sie wenigstens für die sechs ersten Schüsse anwenden, und alle diese Kugeln drangen durch die Knochen; was die mit Bleikugeln abgefeuerten Schüsse betrifft, so drangen diese Geschosse aus einer Entfernung von dreißig Schritt nur durch die Haut und höchstens einen Zoll durch das Knochengewebe. Die Hirnschale eines Elephanten hat keine Aehnlichkeit mit der eines andern vierfüßigen Thiers: sie bildet eine Ausnahme. Die beiden Blätter, welche die knochige Höhlung bilden, stehen bei dem Menschen nur in einer Ausdehnung von einem halben Zoll unterhalb der Augenbrauen von einander ab, um einen Sinus zu bilden, der mit den Nasenhöhlen in Verbindung steht; bei dem Elephanten stehen sie der ganzen Länge des Kopfes nach sehr weit ab und sind überall mit knochigen Zellen versehen; die Stelle, wo sie einander am nächsten sind, befindet sich an den Schläfen, und da ist noch eine Entfernung von fast fünf bis sechs Zoll zwischen ihnen: dieß ist der verwundbarste Theil der Hirnschale, um das Gehirn zu treffen, auch ist es derjenige, den ich ausersehen und zweien unserer geschicktesten Karabiniers bezeichnet hatte. Hr. F. M., der den ersten Schuß hatte, während das Thier noch unbeweglich war, brachte ihm seine Kugel so bei, als wenn er sie mit der Hand hingelegt hätte: sie zerschmetterte das letzte Knochenblatt, von dem das Gehirn bedeckt ist, und blieb hier stecken; einige Pulverkörner mehr, und das Thier war todt. Alle andern eisernen Kugeln trafen in die Nähe der ersteren, ohne jedoch das Gehirn zu erreichen. Bei den Proben indeß, welche diese Herren mit einer verstärkten Pulverladung gemacht hatten, war die Kugel auf dreißig Schritt vier Zoll durch eine tannene Scheibe, zwei Linien durch eine eiserne Platte und einen Zoll durch Eichenholz gedrungen. Man sagte, ich hätte das Herz suchen sollen: allein auf den Seiten ist die Haut anderthalb Zoll dick, das Zellengewebe, das sie schützt, ist schlaff, sonach diese Stelle für die Kugel nicht sehr durchdringlich. Es läßt sich annehmen, daß das Thier bis jetzt keine außerordentlichen Schmerzen litt — eine Erfahrung, welche Militärs, die von einer Kugel verwundet wurden, schon oft machten — da jedoch seit dem ersten Schuß bereits anderthalb Stunden verflossen waren, so mußte man befürchten, die Schmerzen möchten allmählich eintreten, und so entschloß ich mich denn zur Anwendung einer Kanone. Das Thier fiel auf den ersten Schuß: die Kugel war durch das Herz gedrungen — ein Umstand, der nicht hätte statt finden können, wenn es während des Zielens die mindeste Bewegung gemacht hätte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 76** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Proben in Uebersetzungen aus Viktor Hugo's inneren Stimmen. — Lebensbilder aus beiden Hemisphären.**

Zu den Abonnenten dieses dem Morgenblatte beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abonnent des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 242.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

30 August 1837.

Die Sklaverei in China.

Das chineſiſche Wort Nu, Sklave, umfaßt zweierlei Claſſen von Individuen: die Sklaven des Staats und die der Privatperſonen. Dieſes Wort findet ſich zuerſt unter den Tſcheu (gegen das 12te Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung) und wurde auf Staatsſklaven angewendet, denn nach den Geſetzen dieſer Dynaſtie wurden gewiſſe Verbrecher dadurch beſtraft, daß ſie zu Sklaven gemacht und zu beſtimmten Arbeiten angehalten wurden, eine Strafe, von der man unter den vorhergehenden Dynaſtien der Hia und Schang nichts wußte. Nach dem Tſcheu-li konnten Würdenträger des Staats, Greiſe von 70 Jahren und kleine Kinder nicht als Staatsſklaven verurtheilt werden. Nach dieſem Geſetzbuche ſollte es auch nur Sklaven des Staats geben, und der Dienſt in den Häuſern der Reichen wurde durch gemiethete Diener oder die Frauen zweiten Rangs verrichtet, welche ihre Herren nach Belieben wechſeln konnten.

Die Gefangenen, die man den Tataren und andern benachbarten Völkern abnahm, wurden wahrſcheinlich gleich den Verbrechern Sklaven des Staats, aber die alten Bücher geben hierüber keinen beſtimmten Aufſchluß. Später, gegen das 6te oder 7te Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung, als das Feudalſyſtem der Tſcheu durch den Ungehorſam der großen Vaſallen in Auflöſung gerieth, quälten und tödteten dieſe oft ihre Diener, unter welchen ſich auch Eunuchen befanden; die Freiheit, den Herrn zu wechſeln, die nach dem Geſetzbuch der Tſcheu den Dienern zukam, war alſo nach und nach zu nichte geworden. Immer aber ſpricht die Geſchichte noch nicht von Privatſklaven, und erſt vom J. 201 vor unſerer Zeitrechnung, als Han-kao-tſu, der Stifter der Dynaſtie der Han, den Verkauf von Kindern den Eltern geſtattete, datirt ſich das rechtliche Vorhandenſeyn zweier Arten von Sklaven, der Staatsſklaven und der Privatſklaven. Vor der Thronbeſteigung Kao-tſu's hatte die Erbfolge Tſin-ſchi-hoang-ty's furchtbare Kriege erzeugt, das Elend war groß, und aus dieſem Elend entſprang die geſetzliche Ermächtigung der Privatſklaverei, welche aus denſelben Urſachen bis auf den heutigen Tag fortdauerte.

Unter den Han wurden Empörer mit ihren Familien als Staatsſklaven verurtheilt. So verurtheilte King-ty gegen das J. 168 v. Ch. die Einwohner von ſieben Provinzen, die ſich mit ihren Fürſten empört hatten, als Sklaven, und erſt ſein Nachfolger Wu-ty gab dieſe Unglücklichen frei. Verbrecher wurden auf dieſelbe Art beſtraft. Die Zahl der Staatsſklaven unter den Han war bedeutend, man kann jedoch dieſelbe nicht genau angeben: nach den Einen betrug ſie über 100,000, nach Andern weit mehr; nach einer in Morriſons Dictionnaire angeführten Stelle befanden ſich unter den Han auf den großen kaiſerlichen Gütern 300,000 Sklaven. Ein anderer Theil der Verurtheilten war verſchiedenen Beamten zugetheilt, und wurde zu Arbeiten jeder Art verwendet. Der Unterhalt dieſer Sklaven war eine große Laſt, und in den Zeiten des Mangels ließ man die Sklaven frei, um dem Volke die Laſt ihres Unterhalts abzunehmen.

Unter den öſtlichen Han, deren Regierung die zwei erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung umfaßt, wurden die zur Zeit der bürgerlichen Unruhen gemachten Gefangenen Staatsſklaven; ſpäter ließ man ſie frei, und ſie traten unter das Volk zurück. Dieſelben Staatsſklaven trifft man unter den Heu-Tſcheu gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts, und ein im J. 566 von einem dieſer Fürſten erlaſſener Befehl erklärt alle Sklaven über 65 Jahre für frei. Dieſe Freierklärung war indeß kein Act der Menſchlichkeit, ſondern man wollte nur den Unterhalt unnützer Arme von ſich abſchütteln. Die Sklaven der Regierung mußten ſtets aus Gefangenen und Verbrechern beſtehen, obgleich die Strafe der öffentlichen Sklaverei in dem Geſetzbuch jener Zeit nicht beſtimmt aufgeführt iſt. In der Vorrede zu dem Strafgeſetzbuch ſagt der chineſiſche Encyklopädiſt Matwan-li, daß es unter den Han und den nachfolgenden Dynaſtien nach der Todesſtrafe zwei Hauptſtrafen gegeben habe: man peitſchte den Schuldigen, oder man raſirte ihm den Kopf, um ihn vom Volke zu unterſcheiden, das damals lange Haare trug, und legte ihm Eiſen an, entweder am Hals oder an den Füßen. Dieſe letztere Strafe ſcheint die Verurtheilung zur Zwangsarbeit einzuſchließen; ſo verſtand es wenigſtens Klaproth.

Unter den Thang, welche im J. 620 begannen, wurden die Rebellen mit ſammt ihren Familien Sklaven, und ſtanden als

ſolche unter der Aufſicht beſonderer Beamten. Die jüngſten bis zum 14 Jahre waren von dem Director des Ackerbaues auf den kaiſerlichen Domänen vertheilt, die andern wurden mit Erdarbeiten beſchäftigt; da aber China durch die Kriege ſehr verarmt war, und es ſchon eine große Anzahl Sklaven bei Privatperſonen gab, gaben die Kaiſer aus der Dynaſtie Thang nach und nach viele der Staatsſklaven frei, vertheilten ſie im Süden und Weſten, und gaben dem Ackerbau ſo die Arme zurück. Dieſelben Kaiſer ſtellten die alten Strafen mit der Peitſche und dem Bambusrohr wieder her, an deren Stelle allmählich das Raſiren des Kopfs und das Anlegen von Eiſen um Fuß und Hals getreten war. Dieſe Maßregel wurde wahrſcheinlich ergriffen, um die Maſſe der Regierungsſklaven zu vermindern, von denen der Staat nur geringen Vortheil zog. Die Thang führten auch die Strafe der Deportation ein, die jetzt ſtets Zwangsarbeit mit ſich führt; wahrſcheinlich war es damals derſelbe Fall.

Gegen das Ende der Thang-Dynaſtie wurden häufig die in den Bürgerkriegen gemachten Sklaven durch einen kaiſerlichen Befehl in Freiheit geſetzt, und unter den Song und den ſpätern Dynaſtien ſprechen die Geſchichtsbücher nicht mehr von Regierungsſklaven, ſondern von Individuen, die zur Deportation verurtheilt waren. Der Staat ſcheint alſo darauf verzichtet zu haben, im Innern Maſſen von öffentlichen Sklaven zu unterhalten, wie dieß unter den Han der Fall geweſen war.

In dem Geſetzbuch der jetzigen Dynaſtie der Mantſchu oder Ta-tſing findet ſich die Strafe der Staatsſklaverei nicht, wohl aber die der Verbannung oder der Deportation, wo dann der Verbrecher unter der Aufſicht der Behörde arbeiten muß. Raub wird nach dieſem Geſetzbuch mit lebenslänglicher Sklaverei in den Forts an der äußerſten Gränze der Tatarei, nahe am Helung-Kiang oder Amurſtrom beſtraft; dort müſſen die Deportirten in den Schmelzhütten und Salzbergwerken der Regierung arbeiten. Dieſe Strafe entſpricht alſo der alten Staatsſklaverei, und iſt ſogar noch ſtrenger, weil ehemals der Sklave des Staats im Innern China's verwendet wurde, während jetzt die öffentlichen Arbeiten im Innern gewöhnlich durch Freie ausgeführt werden. Der erſte Abſchnitt des Buchs über die öffentlichen Arbeiten gibt den dabei beſchäftigten Arbeitern einen im Verhältniß zu dem Preiſe der Lebensmittel in China ziemlich hohen Arbeitslohn; ein anderer Abſchnitt verbietet den Beamten, die Arbeiter über die beſtimmte Zeit zurückzuhalten. Dieſe Beſtimmungen können ſich nur auf Freie beziehen. Der Ausdruck Regierungsſklave findet ſich nur in einem einzigen Abſchnitt dieſes Geſetzbuches: im Fall der Errichtung eines neuen Kloſters ohne vorhergehende Erlaubniß wird der ſchuldige Prieſter ſeines heiligen Charakters entkleidet und auf Lebenszeit verbannt, und die ſchuldige Prieſterin wird Sklavin der Regierung; wahrſcheinlich kommt ſie als Sklavin in den kaiſerlichen Palaſt. Rebellen werden enthauptet, ihre Verwandten erſten Grads, ihre Weiber und Kinder den vornehmſten Beamten als Sklaven zugetheilt, und ihre Güter zum Vortheil des Staats confiscirt. Dieſe Sklaven werden zu Privatdienſten um die Perſon der Beamten verwendet, oder, wenn ſie zu zahlreich ſind, gleich den gewöhnlichen Verbrechern deportirt. Die chineſiſche Regierung mußte einſehen, daß die öffentlichen Arbeiten im Innern, wenn ſie von Verurtheilten ausgeführt wurden, mehr koſteten, als wenn ſie Freie aus der ungeheuren Volkszahl verwendete, die nicht mehr verlangte, als durch Arbeit ihr Leben zu friſten. Man ſchickt deßhalb jetzt die Verurtheilten an die Gränze, in die wilden Steppen der öſtlichen Tatarei, wo die Bevölkerung ſchwach und das Klima ſtreng iſt; hier kann man ſie mit Vortheil zu mühſeligen Arbeiten, wie beim Bergbau und den Hüttenwerken verwenden. Manchmal werden auch dieſe Verbrecher in Strafcompagnien eingereiht, welche an derſelben Gränze ſtationirt ſind.

(Schluß folgt.)

Veränderungen der Mode in London.

(Fortſetzung.)

In Nummer 180 des Tatler von 1709 kündigt ein Tanzmeiſter Namens Tiptoe an, daß er einen Wagen ſchicken werde, um ſeine Zöglinge abzuholen, wenn nämlich deren Perrücken nicht höher als 3 Fuß wären und ihre Abſätze nicht mehr als 4 Zoll maßen. Bei dem Inventar eines Stutzers fanden ſich zwei ganz geſtickte Kleider, eine Lorgnette, ein Rohr mit einem Knopf von Ambra, drei Paar rothſeidene Strümpfe, zwölf Paar Schuhe mit rothen Abſätzen, drei zerbrochene Fächer, eine Haarlocke, ein ſeidenes Strumpfband und ein ſchlechter Schilling vor.

Die Ruhe war endlich in England wiedergekehrt; die Phantaſien der Mode begannen die Stürme des Bürgerkriegs zu verdrängen. Der Stutzer jener Zeit hatte viel zu thun; ſeine größte Sorge war die Mode zu revolutioniren und große Coups auszuführen. Der Schneider, der ihm das Maß nahm, fragte ganz ernſt: „Wollen Sie einfach gekleidet ſeyn, oder einen großen Coup ausführen.“ — „Ohne Eitelkeit kann ich behaupten,“ ruft William Sprightly, das Muſter der Elegants ſeiner Zeit, aus, „die größten Coups in der Welt ausgeführt zu haben. Mir verdankt man den guillochirten Knopf, der Furore gemacht hat, die viereckigen Schößen, die Kravatte mit großer Schleife, und ich habe viel dazu beigetragen, daß die ſeidenen Strümpfe mit ſilbernen Zwickeln aufgekommen ſind. Wollen meine Erfindungen nicht gleich anſprechen, ſo wiederhole ich ſie mit einer kleinen Veränderung und verfehle ſo meinen Zweck niemals.“

Während des achtzehnten Jahrhunderts war Cheſterfield das Muſter des guten Geſchmacks und der Eleganz in London. „In meinem Alter,“ ſagte er zu ſeinem Sohn, „trage ich keine rothen Abſätze und keine Federn mehr, aber meine Sorgfalt iſt darauf gerichtet, daß meine Wäſche die ſchönſte und weißeſte ſey, und daß meine Perrücke ſtets mit Geſchmack gepudert und friſirt werde. Ich muß geſtehen, daß ich nicht umhin kann, einen Mann nach ſeiner Kleidung zu beurtheilen. Zu viele Nachläſſigkeit und zu ängſtliche Sorgfalt deuten auf, ich weiß ſelbſt nicht welchen Mangel an Verſtand. Die meiſten unſrer jetzigen jungen Leute ſind lächerlich. Die einen tragen einen ungeheuren Degen, eine ſchwarze Halsbinde, einen großen Hut mit aufgeſchlagenem Rand, und dieß ſind die Schrecklichen. Andere haben braune Ueberröcke, lederne Beinkleider, große Knotenſtöcke, und

Hüte ohne Rand — dieß iſt die Tracht eines Stallknechts oder Kutſchers. Der Mann von geſundem Verſtand kleidet ſich wie andere Leute, weder ſchlechter, noch beſſer; er läßt ſich weder Geckenhaftigkeit noch Nachläſſigkeit zu Schulden kommen. Ich habe gern, wenn junge Leute ſorgfältig hinſichtlich ihrer Toilette ſind, denn wer mit 20 Jahren unreinlich iſt, der wird mit 40 ekelhaft und mit 50 kann man es nicht mehr in ſeiner Nähe aushalten. Seyd vor Allem darauf bedacht, daß eure Kleider einen guten Schnitt haben und gut gemacht ſeyen, und benehmt euch niemals linkiſch, wenn ihr euern beſten Rock anhabt."

Im Anfang der Regierung Georgs III kam ein großer Hut mit ungeheurem Rand, Karen-Huller, genannt, aus Deutſchland nach England. Die Umwandlung der Hüte beſchäftigte die Modewelt überhaupt damals ſehr. Einige glichen Wagen, andere hatten eine ſpitzige Ecke, wie die Schnauze eines Haſen und wieder andere ſahen aus wie ſpitzige Kirchthürme. Im J. 1754 trugen die gewöhnlich bei Wettrennen Erſcheinenden einen blauen Frack mit metallenen Knöpfen, einen ledernen Gürtel, Stiefeln mit Kappen und eine braune Perrücke. Der Hut a la Nivernais machte Furore; er war außerordentlich klein, die Krempen wurden mittelſt Agraffen emporgehalten und die durch Eiſendrath geſteiften Ecken hatten die Geſtalt von Dachtraufen. Im J. 1775 faßte man den Hut mit der goldenen Treſſe ein, was dem Mann, der ihn trug, ein militäriſches Ausſehen gab, und den Vortheil hatte, daß dieß ihn vor der Matroſenpreſſe ſchützte.

Die franzöſiſche Revolution ſchaffte den eckigen Hut ab. Wie dieſe Veränderung vorging, läßt ſich nicht angeben. Ein gleichzeitiger Schriftſteller beklagt den Verluſt des eckigen Hutes, der den Reitern ſo nützlich geweſen ſey, indem er ſie gegen Wind und Regen geſchützt habe. Mit dem achtzehnten Jahrhundert und den dreieckigen Hüten begannen auch die Perrücken zu verſchwinden.

Von 1780 bis 1800 war der Prinz von Wales, nachmals König Georg der IV, der Herrſcher im Reiche der Mode. Mit ſeiner Appanage von 30,000 Pfd. St. vermochte er kaum den vierten Theil ſeiner Ausgaben zu decken. Nachdem er alle ſeine Hülfsquellen erſchöpft hatte, war er binnen 12 Jahren zweimal genöthigt, ſeine Pferde, ſein Silbergeſchirr, ſeinen Schmuck und ſogar den ſchönen mit ſechs Pferden, die er ſelbſt leitete, beſpannten Phaëton ſammt dem kleinen Poſtillon zu verkaufen. Im J. 1792 hatte er 500 Pferde; auf ſeine Toilette legte er den höchſten Werth, und eine der Haupturſachen ſeiner Feindſchaft gegen die Prinzeſſin von Wales war eine unvorſichtige Aeußerung derſelben. Sie hatte nämlich einige Tage nach der Vermählung zu ihm geſagt: „Mit Ihren mit Puder bedeckten Ohren ſehen Sie aus wie ein rieſenhafter Feldwebel." Bis zum letzten Augenblick war er ein eifriger Vertheidiger des Puders. Im J. 1789 trug man den ungeheuren Jabot, bordirte Knopflöcher und Quaſten an den Stiefeln. Die hirſchledernen Beinkleider mußten wie angegoſſen ſitzen, und zwei Bediente waren dem Herrn behülflich, ſeine Beine in die ungeheuren Kanonenſtiefel zu verſenken. Dieſe heſſiſchen Stiefel machten andern ſehr kurzen Platz, die nur bis zum halben Bein hinaufreichten. Die hirſchledernen Beinkleider erhielten ſich noch immer; nach und nach wurden aber die Stiefel mit Kappen länger und der berühmte Brumell veränderte die bisherige mahoganybraune Farbe der letztern in eine blaßgelbe. Von 1800 bis 1817 wurden die farbigen Röcke Mode, und je leichter das Tuch war, um ſo mehr Beifall fand es. Kamaſchen, die bis zum Knie heraufreichten, verdrängten die Kappenſtiefeln auf einige Zeit, und die kurzen Beinkleider verſchwanden allmählich, ſogar von den Hofbällen und aus dem Foyer der großen Oper. Nun wurden die Koſakenhoſen und die Pantalons à la Wellington Mode. Zu dieſer Zeit entſtand auch das Geſchlecht der Dandies, das jetzt, nachdem es ſeit 1815 geglänzt hat, allmählich zu verſchwinden beginnt.

Man erinnert ſich vielleicht noch einer der bizarrſten und unbequemſten Trachten, die nur jemals erdacht werden konnten. Ein kleiner runder Hut auf eine Pyramide von Locken gedrückt, ein enger, kurzer Rock, in dem man wie in einem Panzer ſtack, ein niederer Kragen, über den eine ungeheure geſtärkte Halsbinde herausragte, aus der zwei Spitzen eines Hemdkragens hervorſchauten, die das Geſicht genirten; die Taille des Rocks reichte faſt bis zur Bruſt herauf, und hinten hingen lange ſchmale Schößen herab. War eine ſolche Toilette vollendet, ſo konnte der, der ſich dazu verurtheilt hatte ſie zu tragen, ſich kaum rühren. Wenn er den Kopf drehte, zerfleiſchten ihm die ſteife Cravatte und der Hemdkragen die Ohren, und ging er geſchwind, ſo verlor er den Athem. Eine Dame, die einen ſolchen Stutzer einſt einlud ſich zu ihr zu ſetzen, erhielt die Antwort: „Madame, mein Anzug iſt nur zum Stehen eingerichtet."

Die ungeheuer weiten Pantalons ſchienen des ſo kärglich zugeſchnittenen Rocks, der kaum zu den Knieen reichte, gleichſam zu ſpotten. Die Füße ſtacken in Stiefeln à la Wellington, die ſo eng waren, daß die Schuhmacher ihren Kunden zu rathen pflegten, ein kaltes Fußbad zu nehmen, bevor ſie ſie anzögen. Ein Paar klirrende Sporen an den hohen mit Eiſen beſchlagenen Abſätzen vollendeten dieſes ſchöne Coſtume. Dieſe Mode wurde bald durch eine andere verdrängt. Die Rockſchößen vergrößerten ſich plötzlich, und die Haare ſchnitt man kurz. Die Pantalons gingen ſo tief herab, daß ſie den Fuß faſt ganz bedeckten, und die Kappenſtiefeln erhielten den Abſchied. Zu den Pantalons wählte man farbige geſtreifte Zeuge, und die weiße Halsbinde mußte der farbigen Platz machen. Zwillich, ungebleichte Leinwand und auch der quadrillirte ſchottiſche Zeug kamen für die Pantalons in die Mode. Die Toilette der Männer hat ſich indeß ſeitdem ſo ſehr vereinfacht, daß man mit einer ſchwarzen Halsbinde, einem bis ans Kinn zugeknöpften Rock, ſchwarzen Pantalons und Wellingtonſtiefeln für ſehr gut gekleidet gilt.

(Schluß folgt.)

Franzöſiſch Guiana.

(Schluß.)

Die große Feuchtigkeit des Klima's von Cayenne iſt leicht begreiflich, wenn man weiß, daß daſelbſt die Regen drei Vierteljahre hindurch, vom November bis Julius, dauern; daß ferner das Land noch ſehr waldreich iſt, und daß man während der Regenzeit die

Sümpfe, wenn nicht die mitten in diesen großen Seen wachsenden hohen Kräuter, Gesträuche und Bäume es verhinderten, mit Booten befahren könnte. Lederne und wollene Effecten, Kleider, Filzhüte, Stiefel, die man Abends ablegt, sind des andern Tags mit Schimmel überzogen. Die Bewohner von St. Domingo und den Antillen, welche wissen, wie sehr bei ihnen der Regen die Gesundheit der Weißen und der Schwarzen gefährdet, gerathen, wenn sie nach Cayenne reisen, in Schrecken, ihn in solcher Fülle auf den Kopf der Arbeiter und derer fallen zu sehen, welche über sie die Aufsicht führen; bald aber fassen sie wieder Muth, denn dieß ist die Jahreszeit, in der sich jedermann wohl befindet. Man wird bis auf die Knochen durchnäßt, man kommt nach Hause, wechselt die Kleider, trinkt ein Glas Tafia, wirft sich mit der Cigarre in die Hängmatte und empfindet ein wahrhaftes Wohlbehagen von diesem Regen, der den ganzen Leib erfrischt.

Nicht der Regen aber ist es, den die Weißen fürchten, sondern die Hitze des Sommers; die Neger dagegen finden diese sehr natürlich und minder brennend als die afrikanische. Sie arbeiten nackt und barhäuptig: der Schweiß rieselt, ohne sie zu schwächen, von ihrem Leibe; dann stürzen sie sich in kaltes Wasser und ihre schwarze Haut gewinnt neuen Glanz. Der Weiße bedient sich den Tag über eines großen Strohhuts, eines Schirms zum Schutze gegen die sengenden Strahlen der Sonne. Kommt er nach Hause, so könnte man sein Weißzeug auswinden und das Wasser, womit die Transpiration es tränkte, herauspressen; er legt sich dann in seine Hängmatte, in eben dem Grade geschwächt, als es die Neger nicht sind — und dieß darum, weil er aus einem ganz entgegengesetzten Klima kommt.

Fänden die Europäer in Cayenne nicht diese neunmonatlichen Regen, welche ihr Blut erfrischen und ihnen neue Kräfte geben, sie könnten auch nicht das Geringste ausführen. Es bedarf einer kräftigen moralischen Spannkraft, um nur die natürliche Neigung, Alles gehen zu lassen, wie es eben geht, wozu Einen die zerstörende Hitze dieses Klima's bringt, zu besiegen. Die beständige Nähe der Insecten sind vielleicht ein nothwendiges Reizmittel wider die Apathie, in die man versinkt; allein das Heilmittel ist ziemlich unangenehm, und man zöge eine völlige Erstarrung solchen unaufhörlichen Placereien vor. Die Eingebornen, welche keine moralische Ursache zur Bewegung reizt, widmen den größeren Theil ihrer Zeit dem Schlafe in ihren Hängmatten. Man versuchte Alles, probirte Alles, um sie zur Civilisation zu ermuntern — alle unsere Bemühungen waren umsonst. Dennoch ist die Industrie dem Indianer nicht fremd: er will nichts erfinden, und bleibt, wie der Chinese, bei dem, was er vorgefunden. Doch herrscht dieser Unterschied: der Chinese erdte Vollkommenes, der Indianer aber bleibt bei seiner viereckigen Keule, seinem Bogen, seinen Pfeilen, seiner Hängmatte, seiner groben Schürze, seiner einmal gewöhnten offenen Hütte für die Versammlungen und dem kreisförmigen Tapui, ohne andern Ausgang als eine Thüre von einem Quadratmetre, um sich in dieser traurigen Behausung gegen die Insecten zu schützen. Er hält an derselben Form für seine langgestreckte Pirogue, für seine Pagayen oder Ruderstangen, für den, dem Stammhäuptling vorbehaltenen, großen kurulischen Stuhl. All dieß macht er, ohne Eilfertigkeit, wie er es bei seinem Vater sah.

Die Indianerin bedient sich stets desselben Webstuhls: sie spinnt die Baumwolle mit der Hand und braucht zwölf Monden zum Weben ihrer Hängmatte. Die Sorge für die Haushaltung beschränkt sich für sie auf sehr Weniges, die Nacktheit der Familie macht ihr die Unterhaltung des Weißzeugs unnöthig. Man bedauert sie, daß sie das Erträgniß der Jagd und des Fischfangs ihres Mannes tragen muß; allein dieß geschieht nur dann, wenn der Mundvorrath erschöpft ist, und auf einen weiteren Monat erneuert werden soll. Ihre härtesten Arbeiten sind die auf dem Felde; sie bestehen in der Aufreißung des Bodens und dem Hineinlegen einiger Schößlinge des Manioestängels; nach Verlauf von achtzehn Monaten gräbt sie dann diese Wurzeln wieder aus, und nachdem sie geschabt und gewaschen, schrotet sie dieselben auf einem weichhölzernen Brett, in welches der Indianer einige Stücke scharfer Kieselsteine einfügte. Ein Schlangenkorb aus geflochtenen Binsen dient als Presse und reinigt den Manioc von dem giftigen Safte, den er enthält. Ist das Mehl auf diese Art zubereitet, so geschieht das Backen auf einer Gußplatte, wobei man in einem einzigen Tage dieses Nahrungsmittel in solcher Menge bereiten kann, daß eine Familie vierzehn Tage lang genügend davon zu leben vermag. Ein unwiderstehlicher Reiz allein, der des Tafia, vermochte Verbindungen zwischen den Indianern und uns anzuknüpfen. Das Verlangen darnach erschüttert manchmal ihre Apathie; dann betäuben sie Papagaien und Affen mit abgestumpften Pfeilen, machen einige Hängmatten, Bogen und Pfeifen, die sie mit der Nase blasend spielen. Dieß wäre ein Schritt zum Tauschhandel, der noch andere herbeiführen könnte; allein das Tafia tödtet sie, und der Aufschwung wird gebrochen, ohne Nutzen gebracht zu haben. So wie sie sind, sind ihnen die Europäer ein Gegenstand tiefer Verachtung, und sie machen ihnen den Vorwurf, sie verständen nicht glücklich zu seyn. Dennoch sind ihnen unsere Werkzeuge nicht ganz gleichgültig, sie gaben den scharfen Stein auf für unsere Art, den Säbel, das Messer, und den platten Stein zur Zermalmung ihres Manioc's für die Gußplatte. Einigen sind auch Flinte und Kugel lieber als Bogen und Pfeil. Der Tauschhandel ohne Geld (sans le signe de convention) war ihnen ziemlich genehm, da sie jedoch merkten, man betrüge sie, so kauften und verkauften sie endlich nur mit Geld.

Die Männer dieses Stammes zu Cayenne sind schön und wohlgebildet, und insgemein von mittlerem Wuchse. Ihre Tracht besteht aus einem einzigen über die Schultern geworfenen Stück Zeug; die Haare röthen sie sich gewöhnlich mit einem dicken Rucu *), womit sie selbst ihre kupferrothe Haut bestreichen, um sich gegen den Stich der Schnaken zu schützen. Auch vermehren sie den unangenehmen Eindruck ihres Aeußern noch durch Längsstreifen, die sie mittelst des schwarzen Genipafattes auf ihrem Körper anbringen. Die Weiber sind weniger wohlgebildet als die Männer; sie legen einen großen Werth auf ungewöhnlich dicke Waden, was sie mittelst zweier Ligaturen, die man bei der Geburt unterhalb des Beins und des Knies anbringt, bewirken; sie tragen ihre Haare der ganzen Länge nach, ohne ihnen die mindeste Sorge zu widmen, und in ihren weit durchstochenen Ohren Korkstücke; auch verunstalten sich einige mit Durchflechtung der Unterlippe, wo sie Stecknadeln durchziehen, mit der Spitze nach außen. Ihre Kleidung besteht nur aus einem Halbrock, der bis auf die Kniee herabgeht. Ihr Wuchs ist ohne Ausnahme klein. Diese Familien reisen viel an den Küsten: man trifft sie zu Cayenne, Surinam, Demerary. Sie benutzen die stillschweigende Erlaubniß, die man ihnen gibt, überall an den ersten Baum, auf den sie stoßen, oder in Schoppen oder niedrigen und offenen Galerien der Häuser, ihre Hängmatten aufzuhängen. Ihr Zweck ist immer, Tafia zu bekommen, wogegen sie die kleinen Erzeugnisse ihrer Industrie austauschen.

*) Einem aus den Samen oder Körnern des Rucu- oder Orleansbaums gewonnenen Brei; er hat den Geruch eines Veilchens oder einer Schwertlilie.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.)

Nr. 243.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 August 1837.

Veränderungen der Mode in London.

(Schluß.)

Dem zu Grabe gegangenen Geschlecht der Dandies sey die Erde leicht; mögen sie in Frieden ruhen! Jetzt kleiden wir uns amerikanisch, und niemand darf sich mehr durch eine auffallende Tracht auszeichnen. Während der letzten zehn Jahre haben drei oder vier Heroen der Mode sich eine Krone aufgesetzt, die jetzt niemand mehr zu tragen erlaubt ist. Hr. Ball, unter den drei Namen Hugues Ball, Ball Hugues und Golden Ball bekannt, zeichnete sich durch die geschmackvolle Einfachheit seiner Kleidung aus. Weiß und schwarz waren die einzigen Farben die er, geschmackvoll mit einander verbunden, bei seiner Toilette zuließ. Er hat vorzüglich die schwarzen seidenen Halsbinden in Aufnahme gebracht. Ein Zeitgenosse des Hrn. Ball, aber hinsichtlich des Geschmacks ihn nicht erreichend, ist Hr. Haine, der lange in Paris glänzte, der aber jetzt die Ueberreste seiner verdunkelten Eleganz in Brasilien verbirgt, und der alle seine Rivalen durch den Glanz seines Luxus überstrahlte. Als er seine Laufbahn begann, vereinigte er alle Vortheile der Jugend, der Schönheit und des Reichthums. Die Journale beschäftigten sich viel mit ihm, und besonders sprach man von einer Toilette en palissandre, die ihm 1300 Pfd. St. gekostet hatte, und von einer poetischen Phantasie, der zufolge er im Frühling 1825 einen apfelgrünen und im Herbst desselben Jahres einen braungelben (feuille-morte) Rock trug. In der Schule Hrn. Balls erzogen, brachte Hr. Long-Wellesley, statt des schwarzen, den blauen Rock in die Mode, und war der Erste, der die Manschetten über die Aufschläge der Aermel zurückschlug. Vergeben kann man ihm nicht, daß er bei dem Reiten hirschlederne Handschuhe trägt.

Der Schmetterling der Dandies, der leider jetzt unter den Austern zu Ostende vegetirt, Hr. Baily, hat die Ehre gehabt, die hellen Farben in die Mode zu bringen. Ungerecht wäre es, der Lords Ranelagh, Chesterfield und Castlereagh nicht gedenken zu wollen, die sämmtlich in den Annalen der Mode figurirt, sich aber jetzt in die Gränzen der Einfachheit zurückgezogen haben. Erwähnung verdient ferner noch Hr. Duncombe, Parlamentsmitglied, der Einfachheit mit Reichthum zu verbinden weiß; der ausgezeichnetste Mann unser Zeit, der Elegant par excellence, ist jedoch der Graf Dorset, der mit seinem prächtigen Gespann von grauen Pferden und seinem schwarzen Sammetkleid die Bewunderung der Pariser erregte.

Jetzt ist es indeß schwer sich über die Mode auszusprechen, da dieselbe gar nicht mehr zu existiren scheint, indem eine der andern gleicht und dadurch alle Stände sich vermischen. Welchen Unterschied findet man jetzt zwischen einem Herrn und seinem Kammerdiener? Oft ist der letztere besser gekleidet als der erste. Unlängst ging ein Herr in der Oper auf einen andern zu und sagte: „Sind Sie vielleicht der Logenschließer?“ — „Eben wollte ich dieselbe Frage an Sie richten,“ erwiederte der andere.

Zu Addisons Zeiten mußte jeder Fashionable um alle Fürsten, Könige und Generale, die in der Nekrologie der Gazette aufgeführt wurden, Trauer tragen; jetzt spart man diese Kosten. Erreicht der Fashionable sein 36stes Jahr, das Alter der Vernunft, und wirft einen Blick auf seine bezahlten oder nicht bezahlten Schneiderrechnungen, so muß er über die ungeheure Summe erstaunen, die ihm hier vor Augen tritt. Zudem hat der Schneider — der gewöhnlich viele schlechte Schuldner zählt — die Gewohnheit, die guten Zahler für die schlechten büßen zu lassen. Daher die ungeheuren Preise und die prunkenden Ankündigungen. So bot unlängst ein Schneider in Bondstreet unter großem Wortgepränge und vielem Rühmen schwarze Fracks zu 5 Pfd. 18 Sh. aus, die vielleicht kaum 3 Pfd. 5 Sh. werth waren. Die Liebhaber der Positiven finden nachstehend die jetzigen rechtlichen Preise der Kleidungsstücke, die ein eleganter Mann in London haben muß:

Ein Anzug von feinem Tuch	5 Pfd.	5 Sh.
detto blau oder schwarz	3 —	9 —
Ein farbiger Frack	3 —	18 —
Ein blauer oder schwarzer Frack	1 —	1 —
Ein casimirnes farbiges Pantalon	1 —	12 —
Ein blaues oder schwarzes detto	1 —	16 —
Ein blaues oder schwarzes Gilet	— —	16 —
Ein blauer oder schwarzer Oberrock . . .	4 —	15 —

Alle Kleidungsstücke, welche die Schneider in den Zeitungen mit großem Prunk ausbieten, sind natürlich weit theurer, und man hat sich besonders vor allen Nebendingen, welche die Kleiderkünstler in Rechnung zu bringen pflegen, sehr in Acht zu nehmen, denn das seidene Futter, Schnüre, Knöpfe u. dergl. steigern, wenn man auf Credit arbeiten läßt, einen Rock von 3 Pfd. St. bis auf 8, wie dieß vor kurzem der berühmte Schneider des Capitäns Nesbitt bewiesen, der unter anderm für einen zum Mantelfutter bestimmten schwarzen Pelz — der angeblich aus der Garderobe des verstorbenen Königs Georgs IV kam und sehr selten seyn sollte — 42 Pfd. St. in Rechnung brachte.

Die Sklaverei in China.

(Schluß.)

Die Classe der Privatsklaven besteht 1) aus Kriegsgefangenen, 2) aus Leuten, die sich selbst verkaufen oder von Andern verkauft werden, 3) aus Kindern von Sklaven.

Die in innern oder äußern Kriegen gemachten Gefangenen wurden, wenigstens seit den Han, als Sklaven verkauft, man findet mehrere Beispiele davon unter Kwang-wu in den ersten Jahren der christlichen Zeitrechnung. Gegen Ende des 6ten Jahrhunderts wurde in Folge des Einbruchs der Beherrscher des Nordens ein großer Theil der Bevölkerung Südchina's kriegsgefangen und Sklaven. Gegen das Ende der Thang und unter den fünf nachfolgenden Dynastien kauften die Kaiser während des Bürgerkriegs die von ihren Armeen gefangen genommen, armen Landbauer mit ihrem eigenen Gelde los. Der mongolische Einbruch stürzte wiederum eine große Anzahl Chinesen aller Classen in die Sklaverei. Nach dem jetzigen Gesetzbuch werden die Familien von Empörern an die vornehmsten Beamten als Sklaven vertheilt. Was fremde Gefangene betrifft, so finden sich ihrer jetzt natürlicher Weise bei dem langen Frieden, dessen China unter der Herrschaft der Mandschukaiser genoß, sehr wenige im Lande, höchstens einige tübetanische Sklaven an den Gränzen von Sse-tschuen.

Die Zahl der Individuen, welche das Elend treibt sich zu verkaufen, oder welche von ihren Verwandten verkauft werden, ist sehr bedeutend; dieß bezeugen die Missionäre und andere europäische Reisende. Das Strafgesetzbuch verbietet indeß den Verkauf freier Personen, und nach dem Buchstaben des Gesetzes darf auch nicht ein Vater seine Kinder verkaufen. Strenge Strafen sind in dem Abschnitt über die Erbfolge denen angedroht, welche das Kind eines freien Mannes in ihrem Hause als Sklaven zurückbehalten, so wie denjenigen, welche ein verirrtes Kind, das ihnen begegnete, und das sie in ihrem Hause aufnahmen, nicht der Obrigkeit anzeigen. Ebenso sind strenge Strafen festgesetzt gegen denjenigen, der seine Frau oder seine Tochter einem Andern vermiethet, so wie gegen den, der den Handel annimmt, und eine solche Person zu seiner Frau zweiten Rangs macht. Nichtsdestoweniger sind, nach Staunton's und der Missionäre Zeugniß, die Aufnahme gestohlener oder verirrter Kinder, der Verkauf freier Kinder und der Austausch der Frauen zweiten Rangs gegen Geld täglich vorkommende Dinge in China, und Familienväter nehmen ganz öffentlich Geldsummen für die Abtretung ihrer Söhne und Töchter. Man findet häufig Beispiele in den chinesischen Romanen, welche ein treues Bild der Landessitten sind. Dieß erklärt sich durch die abwechselnd vorkommenden unermeßlichen Ueberschwemmungen und schrecklichen Dürren, die von Zeit zu Zeit die ungeheuren Ebenen heimsuchen, aus denen die bevölkertsten Provinzen China's bestehen. Dann siegt der Hunger und das Elend über die Gesetze der Natur und des Staats. Das Gesetz der ersten Han war aufrichtiger, da es den Vätern ganz offen gestattete, ihre Kinder zu verkaufen. *) Die durch das Elend und die große Zahl der Kindermorde veranlaßte Duldung der Sklaverei ist ein großer Beweis für die unermeßliche Bevölkerung, womit China überfüllt ist, und die schrecklichen Unfälle, durch die sie oft gelichtet wird.

Die Kinder von Sklaven bilden vor dem Gesetz die eigentliche Classe, aus der sich die Privatsklaven recrutiren. Jedes in einem Haus geborne Sklavenkind gehört seinem Herrn oder dessen Erben als ein verkaufbares Eigenthum. Unter diesen Sklavenkindern recrutiren sich auch die Truppen wandernder Komödianten, denen verboten ist, freie Personen aufzunehmen, um daraus Schauspieler oder Schauspielerinnen zu machen; auch die Classe der Freudenmädchen, die das Gesetz den Schauspielerinnen gleichstellt, recrutirt sich daraus. Diese Bestimmungen stammen aus dem mongolischen Codex her, und wurden durch einen Befehl aus dem vierten Jahre Kublai Khans eingeführt.

Die Frau vom zweiten Rang oder die Beischläferin steht über den Sklaven. Ein Familienvater kann gesetzlich seine Tochter als Frau zweiten Rangs abtreten, aber nach dem Gesetz sowohl als nach den von Romanen mitgetheilten Schilderungen ist diese Verbindung mit Förmlichkeiten begleitet, die jedoch geringer sind, als bei der Frau ersten Rangs. Im Fall der Trennung kann der Mann sie nur aus Gründen fortschicken, die durchs Gesetz bestimmt sind, sonst fällt er in Strafe; ebenso wird die Frau gestraft, wenn sie das Haus ihres Mannes verläßt; doch ist die Strafe geringer als bei der Frau ersten Rangs; eine andere Strafe gilt für die weibliche Sklavin, die das Haus des Herrn verläßt. Das Gesetz ist indeß hier unmächtig gegen den Gebrauch, denn die Frauen zweiten Rangs werden oft von ihren Männern, ohne sie um ihre Einwilligung zu fragen, verkauft.

In China, in Tonkin u. s. w. wird ein verkauftes Kind häufig vom Käufer adoptirt, und hat dann ein Recht auf die Erbschaft des neuen Vaters, doch ist sein Antheil geringer, als der der ächten Kinder, wenn welche da sind. „So, sagt ein Missionär, ist der Gebrauch, die Kinder zu verkaufen, minder haßenswerth, als er anfangs scheint."

In dem jetzigen Gesetzbuch gibt es keine Bestimmung über die Freilassung der Privatsklaven. Das Gesetz erkennt dem Privatsklaven kein Recht zu, sich durch seine Arbeit loszukaufen, und verordnet keine Strafe gegen den Herrn, der ihn nicht freilassen will. In der chinesischen Geschichte gibt Han-wu-ty die

*) Seit dieser Zeit war überhaupt der Verkauf freier Personen bald geduldet, bald verboten. Die Verbote scheinen indeß nur die fortdauernd bestehende Sitte zu beweisen.

Gefangenen frei, aber dieß iſt ein Regierungsact, da die Gefangenen Sklaven des Staats hätten werden müſſen. Der ſchon erwähnte Ma-twan-li unterſcheidet in Betreff der Einmiſchung der Regierung genau die Staatsſklaven, und diejenigen, welche das Elend vermochte, ſich als Privatſklaven hinzugeben. „Dieſe letztern," ſagt er mit ganz beſtimmten Worten, „konnten von der Obrigkeit keine Hülfe erhalten und nicht in Freiheit geſetzt werden. Han-wu-ty nahm indeß den Herren das Recht ihre Sklaven nach Gefallen zu tödten, und ſpäter beſchränkte Han-ngai-ty die Zahl und das Alter der den vornehmſten Beamten zugetheilten Sklaven. Damals konnte niemand über ſechzig oder unter zehn Jahren Sklave bleiben. Im erſten Jahrhundert der chriſtlichen Zeitrechnung erklärte Kwang-wu, der den Thron der Han wieder aufrichtete, durch mehrere Edicte ſelbſt die Privatſklaven für frei. Ein Edict aus ſeinem zweiten Regierungsjahr erklärte jedes an einen Privatmann verkaufte Mädchen für frei. Ein zweites Edict aus dem ſiebenten Regierungsjahre ſetzte die Beamten, welche das Elend bis zur Sklaverei herabgebracht hatte, in Freiheit; andere Edicte aus dem 12, 13 und 14ten Regierungsjahre ſchenkten denen, die in Folge der Aufſtände in den weſtlichen Provinzen China's in Sklaverei gerathen waren, die Freiheit. Das Edict aus dem zwölften Regierungsjahre beſagt ausdrücklich, daß wenn ſich unter den Gefangenen Leute befänden, die verkauft worden ſeyen, man den Käufern den Preis nicht zurückgeben dürfe, und in den drei Edicten iſt ausgeſprochen, daß diejenigen, welche die durch höhern Befehl für frei erklärten Perſonen zurückhielten, nach den Geſetzen gegen den Verkauf freier Menſchen geſtraft werden ſollten. So erklärte alſo Kwang-wu den Sklaven gegen den Willen des Herrn für frei, aber er erließ dieſe Edicte nach den Unruhen, die auf die Uſurpation Wang-mangs folgten, während deren zahlreiche Gewaltthaten begangen worden waren. Das öffentliche Intereſſe mußte ihn auffordern, die in Knechtſchaft gerathenen Volksmaſſen zu befreien, deren Ländereien unbebaut blieben. Kwang-wu verbot die Sklaven zu tödten, ſie im Geſichte zu markiren; er erklärte alle auf dieſe Weiſe verunſtalteten Sklaven für frei, und ſchaffte das Geſetz ab, das jeden Sklaven, der jemand mit Pfeilen verwundet hatte, zur Enthauptung verurtheilte. Kwang-wu war ein guter Fürſt, ſchützte das Leben der Sklaven, befreite die Gefangenen, gab aber kein Geſetz, daß ſich der Sklave durch ſeine Arbeit frei machen könne.

Im ſiebenten Jahrhundert, nach dem Sturze der Han, gebot der Staat ſelten die Loslaſſung der Sklaven gegen den Willen des Herrn. Unter den Thang wurden nach der Eroberung von Südchina und der Beendigung der innern Unruhen die zu Privatſklaven gewordenen Kriegsgefangenen auf höhern Befehl für frei erklärt, aber nur gegen ein Schreiben von der Hand ihres Herrn, denen ſomit eigentlich die Entſcheidung über ihre Freiheit überlaſſen blieb. Nachforſchungen im Innern der reichen Familien wurden angeordnet, um ſich zu vergewiſſern, ob die Zahl der vom Geſetz beſtimmten Sklaven nicht überſchritten ſey, ob ſich unter ihnen nicht Kranke, Schwache oder 70 Jahr alte Menſchen befänden. Letztere wurden von Rechtswegen frei, aber die Befreiung kam im Grunde nur den Herren zu gut. Später, in den bürgerlichen Kriegen, als die Zahl der zu Sklaven gemachten Kriegsgefangenen zu groß, und die ſteuerbare Bevölkerung zu ſehr vermindert war, wurden dieſe Gefangenen frei gelaſſen, oft auch von der Staatsgewalt frei gekauft. In Friedenszeiten, wie unter den erſten Kaiſern der Dynaſtie Song beſtrebte ſich die Regierung ſehr, die Zahl der in den Häuſern der Reichen befindlichen Sklaven zu vermindern, ſchritt aber nicht mehr auf eine ſo directe Weiſe ein, wie Hang-kwang-wu, und gab eben ſo wenig den Sklaven das Recht, ſich vermittelſt einer von ihnen gewonnenen oder von ihren Freunden gelieferten Summe loszukaufen. Die mongoliſchen Kaiſer befehlen nur hie und da gelegentlich eine Freilaſſung zu Gunſten von Perſonen aus dem Gelehrtenſtande, die während eines feindlichen Einfalls gefangen genommen worden waren.

Nach dem Stillſchweigen der Geſetzbücher zu ſchließen hängt, einige Ausnahmsfälle abgerechnet, die Freilaſſung des Sklaven durchaus von dem Willen des Herrn ab, eben ſo wie im europäiſchen Alterthum. In der Stufenleiter der theologiſchen Tugenden und Laſter der Chineſen gilt heftiges Schelten gegen Sklaven für Einen Fehler, ſie krank ſehen, ohne ſie zu pflegen, ſie mit Arbeit überhäufen, gilt für zehn Fehler, die Sklaven hindern, ſich unter einander zu verheurathen, für hundert, die Verweigerung der Einwilligung, daß ſie ſich ſelbſt oder durch andere loskaufen, gilt für fünfzig Fehler. Dieſe werden von Geiſtern in die Bücher des Himmels eingetragen, und berechnet, um das Schickſal jedes Menſchen nach ſeinem Tode zu beſtimmen, aber dieſe Fehler liegen außerhalb der irdiſchen Geſetzgebung. In der Beſchreibung China's von Duhalde, welche nach Miſſionärberichten zuſammengetragen wurde, wird bemerkt, daß viele Chineſen ihren Sklaven geſtatteten, einen Handel zu treiben, an dem ſie ſelbſt Theil nehmen, und daß die Sklaven auf dieſe Weiſe häufig dazu gelangen, ſich frei zu kaufen; dieß iſt wahrſcheinlich, denn der Chineſe iſt im Allgemeinen menſchlich geſinnt, und dieſe Loskaufung fand auch bei den Römern ſtatt, die ſonſt gegen ihre Sklaven ſo hart waren. Aber in China, wie einſt in Rom, iſt dieſe Uebereinkunft durch kein Geſetz geregelt, das der Sklave gegen die Habgier ſeines Herrn anführen könnte.

In China geht der freigelaſſene Sklave unmittelbar in den Stand des freien Bürgers über. Nur unter den Thang erhielten die gefangen genommenen und zu Sklaven gemachten Empörer ihre völlige Begnadigung erſt in drei Abſtufungen, die ſie durch ihre Arbeit gewinnen mußten. Daß der Uebertritt aus dem Stand der Sklaven in den der Freien ohne alle Zwiſchenſtufen ſtatt findet, iſt eine nothwendige Folge der deſpotiſchen Regierungsform. Nur in Einer Beziehung unterſcheidet ſich der Freigelaſſene vom Freien. Da alle geſelligen Verhältniſſe auf die Achtung des Sohnes gegen den Vater gegründet ſind, ſo wird der Freigelaſſene, der ſich gegen ſeinen ehemaligen Herrn verfehlt, von dem Geſetz geſtraft, wie wenn er noch ſein Sklave wäre. Im Verhältniß zu jedem andern Bürger des Staats wird er als Freier behandelt.

Militäraufstand auf Trinidad.

Am 18 Junius brach auf Trinidad im ersten westindischen Regiment (Negersoldaten) eine Meuterei aus, über welche ein Officier dieses Corps in der Naval- und Military-Gazette folgendes Nähere mittheilt:

„Am 18 Junius gegen 5 Uhr Morgens ward ich von dem an die Thür des Obristen pochenden Feldwebel geweckt, und hörte deutlich das Wort „Meuterei." Als ich weiter horchte, vernahm ich, daß die Mannschaft zu den Waffen gegriffen habe und entschlossen sey, alle Weißen zu ermorden, und sich so bis in ihr Vaterland durchzuschlagen. Der Obrist rief mich; ich kleidete mich schnell an und schnallte den Degen um. Dann eilte ich den Gang entlang, um meine Cameraden zu wecken; als dieß geschehen war, gingen der Obrist und ich nach der Grenadierkaserne, wo wir Geräusch hörten. Ich gebot Stille, und wollte eben hineingehen, als zu unserm Erstaunen vier scharfe Schüsse auf uns abgefeuert wurden. Der Obrist und ich traten bei Seite, um Rath zu halten; kaum standen wir aber still, als eine ganze Salve auf uns gegeben wurde. Wir machten uns eilig davon, und der Obrist eilte den Wäldern zu, nachdem er mir noch befohlen hatte, zum 89sten Regiment zu reiten. Ich eilte den Ställen zu, um mein Pferd zu holen, und sah von diesem Augenblick an keinen Officier mehr, da man auf alle Feuer gegeben und sie von den Casernen vertrieben hatte. Unter großer Unruhe gelang es mir endlich mein Pferd zu satteln, denn die Schurken feuerten in den Stall, in der Absicht jemand zu treffen. Alle Stallknechte waren davongelaufen, bis auf einen, der sterbend neben mir lag. Ich setzte mich auf und sprengte hinaus, sah aber zu meinem Schrecken, daß man mich förmlich belagerte; es blieb mir also, um meinem Befehl, europäische Truppen zum Beistand aufzubieten, nachzukommen, nichts übrig, als mir einen Weg durch die Meuterer zu bahnen. Der fürchterliche Zustand, in dem ich mich befand, läßt sich kaum beschreiben, denn die Schurken mischten unter ihre Drohungen, jeden Officier zu ermorden, den gräulichen afrikanischen Kriegsgesang. Nachdem sie mich aus einem Gebäude in das andere getrieben hatten, und ich sah, daß meine Lage immer bedenklicher wurde, faßte ich mir ein Herz, sprengte auf die Meuterer los und gewann glücklich die Straße nach der Stadt, obschon wiederholt auf mich geschossen wurde. Daß ich unverletzt entkam, ist ein wahres Wunder. Als ich schon drei Meilen entfernt war, hörte ich noch das Schießen, und binnen kurzem befand ich mich mit hundert Mann vom 89sten Regiment auf dem Rückwege. Da um die Casernen herum viel Waldung ist, so war es den übrigen hart verfolgten Officieren gelungen sich zu retten. Der Feldwebel mit seinen zwei kleinen Kindern entkam wie durch ein Wunder, denn kaum waren sie aus dem Hause, so brachen die Meuterer schon ein und zerstörten Alles. Einige Zeit später erreichte der Obrist die Polizeistation, und kehrte mit einer Magistratsperson und einigen Subalternen bewaffnet zurück. Drei Meuterer wurden erschossen, die übrigen zogen sich zurück und nahmen eine andere Stellung. Sie zündeten eine Caserne und mehrere Hütten an, und würden, wenn nicht die Bezirksmiliz noch zu rechter Zeit herbeigekommen wäre, ihre Absicht ausgeführt haben. Wir haben sie fast alle überwältigt; mehr als 20 wurden getödtet und mehrere schwer verwundet. Zwanzig andere befinden sich im Kerker, und unter diesen auch die Rädelsführer, unter denen ich besonders einen Mann von riesenhaftem Wuchse wieder erkannte. Sie gehören einem der wildesten und blutdürstigsten Stämme Afrika's an. Als Ursache ihres Aufstandes geben sie bloß an, daß sie dem König nicht dienen, sondern frei seyn wollen. Fünf Minuten später wären wir sicher alle in unsern Betten ermordet worden. Sie erbrachen die Magazine und versahen sich selbst mit Munition. Die ganze Bezirksmiliz trat unter die Waffen und hielt ein schweres Gericht über die Meuterer. Nach Tagesanbruch zogen sich die übrigen der letztern tiefer ins Land zurück, wo sie auf eine bewaffnete Truppe stießen, von der noch sieben der Verräther erschossen wurden. Von den Unsrigen ward nur Ein Mann verwundet. Die Meuterer eilten dann in die Wälder, und als ich Arnnies — eine Entfernung von 12 Meilen — mit zwölf Gefangenen verließ, wurde noch immer geschossen. Da ich hundert Mann bei mir hatte, so wurde kein Versuch zu Befreiung der Gefangenen gemacht. Wir haben eine starke Abtheilung europäischer Truppen in St. Joseph bei uns, sind aber so auf unserer Hut, daß wir uns nur mit den Waffen neben uns niederlegen. Einer der Meuterer fiel, im Augenblick als man ihn gefangen genommen hatte, noch mit einem Rasirmesser über den Obristen her, und es gelang ihm, in dem Schrecken, den dieser Angriff erregte, zu entkommen. Bald nach sechs Uhr waren die Casernen wieder im Besitz der Officiere und einiger bei denselben befindlicher Mannschaft. Nur der Feldwebel mit seinen Kindern ward noch vermißt, und da man ihre Kleider in einiger Entfernung auf der Straße fand, so glaubte man, daß sie ermordet worden seyen; indeß fand sich später, daß er sich glücklich gerettet und so lange verborgen gehalten hatte, bis der Hörnerschall der Unsrigen ihn überzeugte, daß er sich aus seinem Schlupfwinkel hervorwagen könne. Jetzt sagen freilich viele von den Schwarzen, daß sie keine Kenntniß von der Meuterei gehabt hätten; allein ich bin — wenige Ausnahmen abgerechnet — vom Gegentheil überzeugt. Alle sind entwaffnet, mit Ausnahme einiger alten Soldaten, die neben den Officieren auf die Meuterer feuerten. Ein Kriegsgericht wird sogleich niedergesetzt werden, das wahrscheinlich das Todesurtheil über die Verbrecher fällen wird. Ich habe alle Ursache zu glauben, daß die Meuterer von den Negern einiger Pflanzungen aufgestiftet wurden, und daß diese sich dann, wenn das Unternehmen geglückt wäre, ihnen angeschlossen haben würden."

Geologische Notiz.

Am 28 März d. J. Morgens 6 Uhr 35 Minuten fand ein Erdbeben auf Martinique statt; der Stoß war sehr heftig. Es ist auffallend, daß sich keines der vulcanischen Phänomene, die kürzlich zu Guadeloupe statt fanden, bis Martinique ausdehnte, dessen Vulcane kein Zeichen von Lebensthätigkeit geben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 77** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Proben in Uebersetzungen aus Viktor Hugo's inneren Stimmen.** (Schluß.) — **Lebensbilder aus beiden Hemisphären.** (Schluß.)

Da das Abonnement dieses dem Auslande gewidmeten Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Monatmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht bezahlen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat August.)

Nr. 244.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 September 1837.

Algierer Zustände.

1. Die französisch-afrikanische Armee.

So lange unter den Franzosen die Erinnerung der großen Armee und des kleinen Corporals lebt, wird bei ihnen der Kriegerstand in Ehren seyn. Der Invalide darf wohl lange noch nicht fürchten, daß seine Anekdoten von dem Brande von Moskau und dem kalten Bade der Bereszina im Wirthshäuschen keine Lauscher finden, und daß nicht hie und da ein Schnäpschen von einem jungen Conscribirten den graubärtigen Erzähler lohnt. Diese Liebe der Franzosen für das Soldatenleben, welche seit 22 Jahren sich vielleicht bedeutend vermindert hat, aber immer noch groß genug ist, um eine große Menge junger Freiwilliger alljährlich unter die Fahne zu rufen, ist bei einem Volke, welches „Freiheit und Gleichheit" liebt, eine höchst seltsame Erscheinung. In dem slavischen Osten wie in dem freien England, sogar in den deutschen Staaten, wo die Grausamkeit der alten Militärdisciplin größtentheils verschwunden ist, betrachtet man es in den meisten Familien als ein Unglück, wenn das Loos einen Sohn zu der fatalen Pflicht ruft. In Frankreich ist noch heutigen Tages mehr als Ein Generalsohn,*) mehr als Ein Jüngling von Bildung und Vermögen, dessen Vater 20,000 Fr. Renten verzehrt, aus reiner Lust und Liebe gemeiner Soldat.

Auf meiner Reise durch das südliche Frankreich kam ich einst durch ein Städtchen, wo Musik und donnernder Jubel den Diligencewagen begrüßte. Es war ein Zug junger Männer, welche mit grünen Büschen auf den Hüten, unter Voraustritt eines Tambours und Pfeifers singend, tanzend, jauchzend durch die Straßen zogen. Auf unsere Frage, ob dieß vielleicht eine Hochzeit sey, antwortete man uns: nein, dieses sind die jungen Leute, welche bei der Ziehung gestern das Soldatenloos getroffen. Einer unserer Passagiere fand an der kriegerischen Fröhlichkeit dieser Jünglinge solchen Gefallen, daß er sie zur Tafel auf ein Paar Champagnerflaschen einlud. Wir tranken auf ihre fernere Fröhlichkeit und ihr schnelles Avancement unter den Waffen; sie antworteten: auf unsere Gesundheit und auf das Andenken „Napoleons."

„Aber," sagte einer der Reisenden, „die Zeiten sind schlimm für den Soldatenstand. Man wird euch unter ein afrikanisches Regiment stecken. Da habt ihr Strapazen zu erdulden, und müßt euch mit den Beduinen herumhauen."

„Das ist es eben, was wir wollen," antwortete einer. „Wir gehen überall gern hin, wo es Krieg gibt und

Allons enfans de la patrie
Le jour de gloire est arrivé"

trillerte der junge Recrut lustig, sein Glas hoch schwingend. Die Andern fielen ein

„Aux armes, citoyens, formez vos bataillons!
Marchons, marchons etc."

und ihre kraftvollen jungen Stimmen sangen jene allbekannte Heldenmelodie, welche die Rosse wiehern und die Schwerter klirren macht, und die selbst mir immer eine momentane kriegerische Begeisterung einhaucht, so große Abneigung ich übrigens vor dem Militärstande habe.

Diese allgemeine Neigung der französischen Jugend zu dem Waffenstande ist ein großes Glück für sie und für die Armee. Da Frankreich dem östlichen Europa gegenüber stets eine imposante Kriegsmacht zu halten gezwungen ist, so sind nur die wohlhabenden Jünglinge, welche 2000 Fr. und mehr für einen Ersatzmann bezahlen können, im Stande, der Militärverpflichtung sich zu entziehen. Die ungeheure Mehrzahl ist sonach zum Dienste gezwungen, wenn eine glückliche Nummer nicht anders über ihre Lebensbestimmung entscheidet. Ohne jene frühe Neigung zur Waffenübung, zum Pferdetummeln, zur kriegerischen Musik, welche in der französischen Jugend stärker als unter irgend einem andern Volke der Welt wach wird, gäbe es in Frankreich eine Menge Unglücklicher mehr, denn der Soldatenstand ist dort im Grunde, wie überall, nur zu oft ein glänzendes Elend. Wie überall, so ist auch dort eine gemeine Kost, eine beschränkte persönliche Freiheit und Disciplinarstrafen, die aber nie entehrender Art sind, das Loos des Casernenbewohners; aber der Franzose weiß dieses monotone Leben des Exercirens und Wachestehens durch hundert lustige und amüsirende Episoden zu wür-

*) Ich erwähne als Beispiel hier in Afrika die Söhne der Generale Dejean und Monthelon.

zen, er fühlt ſich nie unglücklich ſo lange er mit andern plaudern und lachen kann, und an Geſellſchaft fehlt es ihm nie. Seine Behendigkeit, ſein wunderbarer Erfindungsgeiſt hilft ihm das Waffenhandwerk mit ſpielender Leichtigkeit erlernen; in drei Monaten hat er alle Manöuvres vollkommen inne.

In der franzöſiſchen Armee ſind körperliche Mißhandlungen unbekannt und völlig unnütz. Jene vielen Volontaires von guten Familien, jene große Zahl von Conſcribirten aus dem Bürgerſtande, welche die Koſten eines Erſatzmannes nicht aufwenden können oder nicht wollen, bringen einen guten Geiſt in die franzöſiſchen Regimenter, verbannen daraus die Gemeinheit, und halten die rohen und ſchlechten Subjecte in Zaum. Die Volontaires bilden den Kern der franzöſiſchen Armee. Sie ſind die Erzieher der andern durch ihre überlegenen Kenntniſſe und Mittheilungsgabe, die Redner im Bivouac, die Anführer bei einem coup de main, die Barden, wenn ein Treffen gewonnen oder ſonſt eine ſchöne Waffenthat zu beſingen iſt. Dieſe tapfern Freiwilligen finden in Afrika den wahren, ernſten Krieg mit allen Mühen, Leiden und Gefahren und wenigem Gewinn. Ich beklage dieſe jungen Helden, welche hier in ziemlich großer Anzahl eine Beute der Fieber, der Erſchöpfung und der Kugeln fallen und häufig als abgezehrte Geſpenſter oder nie mehr heimkehren. Ehe ich indeſſen den Zuſtand der Algierer Armee im Allgemeinen beſpreche, will ich eine Skizze der einzelnen merkwürdigen Corps, aus denen dieſelbe bunt zuſammengeſetzt iſt, verſuchen. Mein zweiter Aufenthalt in der franzöſiſchen Berberei iſt faſt immer in den Lagern der Vorpoſten und ich begleite da als Liebhaber ſowohl, als in naturwiſſenſchaftlichem Intereſſe jede kleine Expedition, habe folglich gute Gelegenheit die Truppen aller Waffengattungen, ihren phyſiſchen Zuſtand, ihren Geiſt und ihre Thaten zu beobachten.

Die franzöſiſche Armee in Afrika beſteht theils aus Linienregimentern Frankreichs, welche für einige Jahre nach Afrika geſandt werden, um dann in ihre franzöſiſchen Garniſonsſtädte zurückzukehren, und theils aus ſpeciellen Corps, welche ausſchließlich zur Vertheidigung der Colonie beſtimmt ſind. Dieſe letztern ſind:

Das Corps der Zuaven.
Die Regimenter der Chaſſeurs d'Afrique.
Das Corps der regulären Spahis.
Die Bataillons d'Afrique oder die leichte afrikaniſche Infanterie.
Die Tirailleurs d'Afrique.
Die Fremdenlegion.

Das Corps der Zuaven verdankt ſeine Exiſtenz einer Verfügung des Generals Clauzel, welche durch königliche Ordonnanz vom 21 März 1831 beſtätigt wurde. Es wurden anfangs zwei Bataillons, von acht Compagnien jedes, organiſirt. Ihre eigentlichen Beſtandtheile ſollten Eingeborne ſeyn, aber es durften auch Franzoſen und Ausländer dazu gelaſſen werden. Zu Ende des Jahres 1832 wurden die beiden Bataillons wieder in eines von 10 Compagnien zuſammengeſchmolzen, weil die durch Gefechte und Krankheiten entſtandenen Lücken nur ſehr ſparſam durch Freiwillige ausgefüllt wurden. Von dieſen 10 Compagnien beſtanden zwei ganz aus Franzoſen, und jeder der arabiſchen Compagnien wurden zwölf Franzoſen einverleibt. Im December 1835 ward das Commando der Zuaven dem Obriſtlieutenant Lamoriciere, einem der jüngſten und trefflichſten Officiere der Armee, übertragen; zugleich erhielt dieſes Corps abermals eine neue Organiſation, die ſeitdem unverändert geblieben iſt. Die Zuaven bilden gegenwärtig drei Bataillons. In den beiden erſten befinden ſich zwei Drittheile Franzoſen und nur ein Drittheil eingeborener Afrikaner. Das dritte Bataillon beſteht ganz aus Franzoſen, europäiſche Ausländer werden nicht zugelaſſen. Die Compagnien der Eingebornen tragen grüne, die franzöſiſchen Compagnien rothe Turbans. In dem Jahrgange 1835 des „Ausland," habe ich das Coſtume und die Fechtart dieſes trefflichen leichten Plänklercorps, welches in Afrika unermeßliche Dienſte leiſtete, geſchildert, und unterlaſſe weitere Bemerkungen, um nicht in Wiederholungen zu verfallen. Die Officiere der Zuaven, welche früher größtentheils das türkiſche Coſtume trugen, haben jetzt ſämmtlich das franzöſiſche Coſtume wieder angenommen, und die Regierung war verſtändig genug, ihnen deßhalb freie Wahl zu laſſen. So ſieht man alſo jetzt die Officiere der Zuaven in enger europäiſcher Tracht ihre orientaliſch gekleideten Compagnien in das Treffen führen, was eine gute Wirkung machte. Denn durch eine Nachäffung ihres Coſtume's macht man ſich den Eingebornen häufig nur lächerlich.

Eine königliche Ordonnanz vom 17 November 1831 befahl die Bildung von drei Cavallerieregimentern „Chaſſeurs d'Afrique," welche nach Algier, Oran und Bona verlegt wurden. Jedes dieſer Regimenter beſteht aus vier activen Escadrons und einer Escadron de depôt. Vor der Bildung von regulären Spahis wurden Eingeborne dazu gelaſſen; jetzt befinden ſich nur noch in dem zweiten Regimente zu Oran einige Araber, die übrigen ſind reine Franzoſen. Die Chaſſeurs d'Afrique tragen eine ſehr ſchöne Uniform nach polniſchem Schnitt: kurze himmelblaue Faltenröcke und weite rothe Beinkleider. Die viereckige rothe Uhlanenmütze wurde ſpäter durch eine ſteife tſchakoähnliche Kappe erſetzt. Dieſes Reitercoſtume iſt das geſchmackvollſte der ganzen franzöſiſchen Armee und wird an Eleganz vielleicht nur von den Cavallerieuniformen der franzöſiſchen Nationalgarde übertroffen. Dieſe ſtattliche Tracht, welche beſonders einer ſchlanken Figur vortrefflich paßt, hat mehr als Einen jungen Cavallerieofficier Frankreichs zum Uebertritt in die afrikaniſchen Chaſſeurregimenter bewogen, obwohl der Schnitt der Uniform dem Klima durchaus nicht angemeſſen iſt. Die Bewaffnung war anfangs die Lanze, welche aber ſpäter mit der Flinte vertauſcht wurde. In Afrika, wo es nur äußerſt ſelten zum Kampfe mit der blanken Waffe kommt, iſt die Lanze eine ziemlich nutzloſe Waffe, während die Flintenkugel häufig einen Feind erreicht, dem das Terrain nicht ganz nahe zu kommen erlaubt. Die Angriffe der Araber geſchehen immer durch reitende Tirailleurs; es iſt in dieſem Lande oft Nothwendigkeit, den Feind mit gleichen Waffen zu bekämpfen. Uebrigens tragen die Chaſſeurs auch lange Säbel, deren ſie ſich beim Handgemenge vortrefflich zu bedienen wiſſen, obwohl dieſelben dem Yatagan der Beduinen an Güte nachſtehen. Die drei Regimenter recrutiren ſich durch Volontaires, welche aus den franzöſiſchen Ca-

vallerieregimentern gezogen werden. So oft man nämlich in Afrika eine Anzahl Chaſſeurs nöthig hat, um die durch Abſchied oder Tod erfolgten Lücken zu erſetzen, wird in den Garniſonsſtädten Frankreichs eine Anzahl „hommes de bonne volonté“ verlangt. Finden ſich deren keine, ſo beſtimmt das Loos diejenigen, welche gezwungen ſind dorthin zu gehen, aber bis jetzt iſt letzteres noch niemals der Fall geweſen. Immer fanden ſich Individuen, welche freiwillig aus Kriegs- und Abenteuerluſt die ruhigen Caſernen Frankreichs mit den afrikaniſchen Bivouacs vertauſchen wollten. Nach den Zuaven ſind die Chaſſeurs d'Afrique unſtreitig die nützlichſten Truppen in Afrika. Sie ſind der Schrecken der Araber, welche auf ihren flüchtigen Pferden der Infanterie ſpotten, aber auf offenem Terrain von der franzöſiſchen Cavallerie zuweilen eingeholt werden, wo dann kein Pardon zu hoffen iſt. Die Chaſſeurs geben nie Pardon. Man hat ihnen 20 Franken für jeden Gefangenen verſprochen, ſie ziehen vor, dieſen den Kopf abzuſchlagen, weil ſie wohl wiſſen, daß ſie in der Gewalt der Araber das gleiche Schickſal erwartet.

Außer der kraftvollen Schönheit ihrer athletiſchen Geſtalten zeichnen ſich dieſe jungen Reiter durch eine eigenthümliche geiſtige Ueberlegenheit vor den andern Truppen aus. Das bewunderungswürdige Redetalent vieler gemeinen Chaſſeurs hat mich mehr als Einmal überraſcht. Sie erzählen ihre kriegeriſchen Abenteuer, an denen ihr afrikaniſcher Aufenthalt ſo reich iſt, mit den herrlichſten Witzen und manchmal auch mit einer maleriſchen Begeiſterung, welche Erſtaunen erregt. Sie haben in dieſer Hinſicht viele Aehnlichkeit mit den franzöſiſchen Zuaven. Beide Corps beſtehen aus Volontaires, die gewöhnlich ein unruhiger, luſtiger, geſprächiger Menſchenſchlag ſind. Wenn ich Gefallen fand, ein Soldatengeſpräch am Lagerfeuer zu belauſchen, ſo näherte ich mich immer einer jener Gruppen, wo Soldaten dieſer beiden Corps waren. Da ſchlief die Unterhaltung nie, da würzten hundertartige Anekdoten, Calembourgs und Scherze die Commisbrodſuppe. Selten aber hörte ich ein unanſtändiges Wort und niemals eine Beleidigung gegen einen Cameraden. Die Chaſſeurs d'Afrique haben in Algier durch manche ſchöne Waffenthat ſich berühmt gemacht, nicht allein als Corps, ſondern auch als Individuen. So manche Epiſode, die an die Kämpfe der Hellenen der Ilias erinnert, hat ſich im Andenken der Armee bewahrt. So erzählt man noch heute den ſeltſamen Kampf des Capitän Morris im Jahre 1833 an den Ufern des Mafragg öſtlich von Bona. Dieſer Officier ſtieß im Handgemenge auf einen Araber von rieſenhafter Größe, beide faßten ſich, nach dem Verluſte ihrer Waffen, Körper an Körper, ſtürzten zuſammen vom Pferde und rollten in dem Staube. Keine Partei getraute ſich auf dieſe Kämpfer zu feuern, aus Furcht, den ihrigen zu verwunden. Der Kampf endigte mit dem Tode des Arabers.

Das Corps der regulären Spahis, faſt ganz aus Eingebornen beſtehend, habe ich in einem frühern Aufſatze im Jahrgange 1835 dieſer Blätter geſchildert. Ich füge jenem Artikel nur noch bei, daß meine hohe Meinung von der Bravoure der Spahis ſich während meines zweiten Aufenthalts in Algier etwas vermindert hat. Als mobile Reiterei oder eigentlich als Gendarmen leiſten die Spahis vortreffliche Dienſte, aber im Treffen greifen ſie nicht wie die Franzoſen an. Die überlegene Anzahl der Feinde macht ſie zaudern. Ich erinnere mich einer Bemerkung des General Bro, welcher die Spahis bei den Expeditionen als Brigadegeneral commandirt. „Wenn die Hadſchuten mir auf den Leib kämen,“ ſagte er, „mit 50 Chaſſeurs würde ich ihnen die Stirne bieten, aber mit 100 Spahis nähme ich Reißaus.“ Nur wenn die Chaſſeurs ihnen voraneilen oder wenn ſie ſich durch Infanterie unterſtützt ſehen, gehen ſie mit Muth in das Feuer. Der Gedanke, einem grauſamen Feinde preisgegeben zu ſeyn, ſobald ihr Pferd getödtet oder ſie ſelbſt verwundet werden, ſchadet ſonſt ihrer Schnelligkeit. Als bei der Expedition gegen die Beni-Aſſar im Mai 1837, welcher ich beiwohnte, die Kabylen unter Ben-Zamun von den Bergen ſtiegen, und das Geheul dieſer gefürchteten Gebirgsbewohner von allen Höhen des Atlas tönte, da ergriff ein Theil der Spahis feige die Flucht, während die Chaſſeurs unter Anführung ihres tapfern Obriſt Schauenburg ſich wie der Sturmwind unter die Cavallerie der Amrauahs ſtürzten und dieſe in ihre Berge zurückjagten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Die kleine Oaſe. *)

Belzoni ſcheint der erſte europäiſche Reiſende geweſen zu ſeyn, der die Wah el Bahnaſa oder Wah el Mendiſcheh, wie die kleine Oaſe der Römer auch zuweilen genannt wird, beſucht hat. Dieſe Oaſe iſt nach Belzoni 14 Meilen von Oſten nach Weſten lang, hält 6 Meilen in der Breite und iſt von hohen Felſen umgeben. Sie wird von einem bedeutenden Gebirge, das von Norden nach Süden ſtreicht, durchſchnitten. Am weſtlichſten Ende, welches das fruchtbarſte iſt und Wah el Ghardi genannt wird, liegen die Dörfer el Kaſe und el Bowitti. Gegen das öſtliche Ende liegen zwei andere Dörfer und ein Weiler, Zubbo, el Mendiſcheh und el Agouz genannt. Hr. Caillaud ſagt, Zubbo hat 400 und el Mendiſcheh 600 Einwohner. Belzoni beſchreibt Zubbo als einen ſchönen Platz voller Dattelpalmen mit andern Bäumen untermiſcht, als: Aprikoſen-, Feigen-, Mandel- und Pflaumen-Bäume und auch mehrere Weinſtöcke, theils in der Blüthe, theils mit Früchten behängt. Aprikoſen fanden ſich in größerer Anzahl als die übrigen Früchte, und die Feigen waren von vorzüglicher Art. Die Oaſe trägt auch viel Süßholz, Gewürznelken, Reis, Gerſte und Weizen. Belzoni ſagt, bei Zubbo befinde ſich ein Bach mit eiſenhaltigem Waſſer, der den Einwohnern ſehr nützlich ſey, da ſie, wenn ſie ihre weißen wollenen Kleider nur 24 Stunden lang in das Waſſer legten, ſie dieſelben ſo ſchwarz herausziehen, als nur immer ein Färber ſie herſtellen könne.

El Kaſr, der Hauptort der Oaſe, liegt an der weſtlichen Seite und zählt ungefähr 800 Einwohner. Es iſt auf einen Sandſteinfelſen gebaut und mit einer Mauer von mehreren Fuß Höhe, aus behauenen Steinen und ungebrannten Backſteinen, umgeben, die augenſcheinlich von alterthümlichen Gebäuden herrühren. El Bowitti, das andere Dorf, zählt ungefähr 600 Einwohner. Die geſammte Bevölkerung der vier Dörfer, d. h. der ganzen Oaſe, ſchätzt Hr. Caillaud auf 2400 Seelen. Dieſer Reiſende ſagt auch, daß nur im Monat Januar

*) Aus Hoskins' Visit to the great Oasis in the Libyan Desert.

einiger Regen falle, daß aber, selbst im heißesten Sommer, die Brunnen nur wenig an ihrem Wasser verlieren. Ihm zufolge wird die Oase auch zuweilen von Wolken von Heuschrecken heimgesucht. *)

Hr. Caillaud schildert die Bewohner dieser Oase als bösartig, unwissend, abergläubisch und höchst fanatisch. Dabei sind sie auch so händelsüchtig, daß die Bewohner von Kasr und Bowitti fast beständig mit den Bauern des östlichen Theils der Oase im Streite liegen. Sie stehlen sich gegenseitig Vieh, was nicht selten blutige Händel zur Folge hat. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, dessen Autorität aber nur wenig Anerkennung findet. Augenübel sind die Bewohner der Oase nur selten unterworfen, dagegen haben sie viel von hartnäckigen und gefährlichen Wechselfiebern zu leiden. Diese Krankheit pflegt sich einzustellen, wenn die Aprikosenblüthen abfallen; im April tritt sie leicht auf, wird zur Zeit, wenn die Datteln reif werden, gefährlicher, und dauert den ganzen Herbst über fort. Hrn. Wilkinson zufolge rühret diese Krankheit von einem schädlichen Miasma her, welches die stehenden Wasser der Seen aushauchen.

Früher mußte ein überwiesener Verbrecher eine gewisse Quantität Landesproducte als Strafe erlegen, jetzt aber wird, wie Hr. Wilkinson sagt, die Ruhe und Ordnung des Districts durch 400 bis 500 Bewaffnete aufrecht gehalten; für jeden Mord an einem Eingebornen müssen 200 Thaler Strafe bezahlt werden, und für einen Fremden das Doppelte dieser Summe.

Die bedeutendste Ruine dieser Oase ist ein augenscheinlich römischer Triumphbogen. Er steht auf einer 35 Fuß hohen und 128 Fuß langen Platform aus rohen und ohne Ordnung mit Mörtel zusammengefügten Steinen, und ist von einer 7 Fuß dicken stark geneigten Mauer von behauenen Steinen umgeben, die auf eine ganz eigene Weise zusammengefügt sind, nämlich abwechselnd der Quere und der Länge nach auf einander gelegt. Die lange Seite der Steine ist dreimal länger als die kurze, so daß immer ein der Länge nach gelegter Stein drei in der Quere liegende bedeckt. Das Karnieß, das rings um die ganze Plattform gegangen zu seyn scheint, ist oberhalb mit Triglyphen und den sogenannten Kälberzähnen versehen. Oben darauf erhebt sich eine Art Attike oder Aufsatz mit einem 5 Fuß hohen Karnieß, der als Brüstung um die Platform herumläuft. Die Hauptfaçade ist gegen Norden gekehrt. Der in der Mitte der nördlichen Façade der Platform sich erhebende Triumphbogen ist 25 Fuß lang. Jetzt steht nur noch der mittlere Bogen, von dem eine Treppe bis zum Boden hinabführt. Die Façaden sind mit Pilastern geziert; auf jeder Seite des Bogens befindet sich eine Nische mit kleinen Säulen. Eine Wendeltreppe führt zur Terrasse, deren Aufgang sich unter dem Bogen befindet. An den Mauern sind einige Spuren von griechischen Buchstaben zu sehen, die Belzoni für Ueberreste von Inschriften hält; Caillaud glaubt indeß, daß es nur Zeichen für die Maurer hinsichtlich des Einfügens der Steine gewesen.

Die merkwürdigsten und zugleich nützlichsten Ueberbleibsel aus dem Alterthum sind für die kleine Oase die unterirdischen Wasserleitungen. Zehn derselben befinden sich in geringer Entfernung von einander und weit Mendisch eh und nehmen einen Raum von einer Viertelmeile ein. Sie gehen von einem naheliegenden steilen Felsenhügel aus, und zwar etwa 30 Fuß über dem angebauten Boden. Acht dieser Leitungen führen noch immer Wasser, zwei aber sind durch die Nachlässigkeit der Einwohner im Sand verschüttet worden. In gewissen Entfernungen von einander sind senkrechte Oeffnungen in den Felsen gehauen, um das Reinigen und Ausbessern der Leitungen zu erleichtern. Diejenige, welche Caillaud untersuchte, war 2 Fuß 5 Zoll hoch und 1 Fuß 8 Zoll breit. Mit Hülfe einer Fackel drang er 40 Fuß weit vor, konnte aber, weil der Gang enger wurde, nicht weiter fortkommen. Eine der Leitungen hat auf einem Raum von 49¼ Fuß vierzehn Oeffnungen, die eine krumme Linie bilden. Diese Oeffnungen sind je nach der Höhe des Hügels mehr oder minder tief. Eine hat 59 Fuß 4 Zoll Tiefe; die ist rechtwinkelig, 4 Fuß 11 Zoll hoch und 1 Fuß 8 Zoll breit; sie ist glatt in den Felsen gehauen und hat an beiden Seiten Kerben im Stein, um das Hinabsteigen zu erleichtern. Das Wasser dieser Leitungen sammelt sich in einem großen Bassin, von wo es die Einwohner durch kleine Canäle über ihre Felder leiten. Quellen gibt es im Ueberfluß, und ihr Wasser ist meist eisenhaltig. Südlich von Kasr sind mehr als 50 denen von Mendisch eh ähnliche Wasserleitungen. Zwischen den Dörfern Kasr und Bowitti entspringt eine heiße Schwefelquelle, deren Wasser von vier unterirdischen Leitungen in eine 760 Fuß im Umfang haltende und 39 Fuß tiefe zum Theil natürliche Vertiefung geführt wird. Südwestlich vom Dorfe Kasr befindet sich eine andere Wasserleitung, und zwar die größte der Oase. Man kann diese bequemer besuchen, denn die Leitungen sind mannshoch. Zwei derselben befinden sich nahe beisammen, und es wurde der niedrige Gang wahrscheinlich deßhalb angelegt, weil der andere zu hoch war, um die erforderliche Menge von Wasser herbeizuführen. Diese Wasserleitung ist jetzt von keinem Nutzen mehr, da die Quelle, eine Aushöhlung von 49 Fuß im Umfang und 26 Fuß Tiefe, sich mit Sand angefüllt hat. Auf einem Raum von 180 Fuß befanden sich zehn Oeffnungen.

Hr. Wilkinson sagt, daß diese Oase mehrere warme Quellen habe, deren Wasser, wenn man es in porösen Gefäßen abkühlen lasse, vollkommen gesund sey. Die merkwürdigsten dieser Quellen sind die zu Bowitti und Kasr; die erstere hat eine Temperatur von 27° R., und die letztere, deren Dampf zu Bädern benutzt wird, eben so viel oder ungefähr 93° Fahrenheit.

(Schluß folgt.)

Benjamin Delessert las in der Akademie der Wissenschaften ein Memoire über einen äußerst wichtigen Fund. Es handelt sich von einer Kohlenmine, die man 15 Stunden von Paris am Ufer der Seine fand. Schon im Jahr 1792 wurden zu St. Martin la Garenne auf dem rechten Ufer des Flusses einige Kohlenstücke gefunden, und man zog Dolomieu über die Wahrscheinlichkeit eines Erfolgs zu Rathe, wenn man weitere Nachforschungen anstelle. Der gelehrte Geolog erklärte aber, es sey völlig widersinnig, auf diesem Punkte bedeutende Arbeiten anstellen lassen zu wollen, da das Terrain gleich dem Bassin von Paris aus einem Meerkalk bestehe, und daß man in einem solchen Terrain niemals Kohlen gefunden habe. Nach dem Ausspruche einer solchen Autorität verzichtete man lange Zeit auf alle Nachforschungen, aber in neuerer Zeit wurden abermals Kohlenbruchstücke gefunden, man befragte die Ingenieure der Minen, und diese erklärten die Kohle für sehr gut. Man fing somit an zu schürfen und kam auf ein Kohlenlager von 20 Zoll Dicke, das auf Thon aufliegt. Unglücklicherweise stürzte das Gebreich ein, und man mußte von neuem wieder anfangen. Der Fund ist in wissenschaftlicher Beziehung sehr interessant, denn dieß ist das erste Beispiel von Steinkohlen, die man in solchem Terrain fand, und stimmt mit der Entdeckung einer ähnlichen Mine (s. Nr. 213) in dem Kreideboden der Touraine zusammen.

*) Während meines achtzehnmonatlichen Aufenthalts oberhalb Kairo sah ich dieses Phänomen nur ein einziges Mal, und zwar während meiner Anwesenheit in Theben an einem drückend schwülen Junyabend. Die Atmosphäre war plötzlich mit diesen schädlichen Insecten erfüllt, und da ich gerade die Fenster geöffnet hatte, kroch einige in mein Zimmer. Am andern Morgen fand sich Alles, was grün war, mit ihnen bedeckt. Die Einwohner sammelten keine von diesen Thieren zur Speise ein, beklagten sich aber sehr über den durch sie an ihrer Ernte erlittenen Schaden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 245.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 September 1837.

Portugiesische Lebensbilder.

Umgangsformen.

Für höchst unanständig hält man hier, wollte man den Damen auf einer Treppe den Vorrang vor den Herren geben und sie vorangehen lassen, und so würde es wieder ein Verstoß gegen den Anstand seyn, wenn die Herren Treppe abwärts den Damen vorgehen wollte. Diese Sitte stammt wahrscheinlich noch aus alten Zeiten her, wo die Damen noch sehr kurze Röcke trugen und keine Hosen, manches unschöne Bein bei einer solchen Gelegenheit nicht gesehen werden sollte. Jetzt hat es nun freilich damit keine Noth, da die Kleider so lang sind und keine Dame mehr unbehost ist. Der deutsche Walzer gilt bei den Portugiesen als ein höchst unanständiger Tanz, dagegen man an den wollüstig üppigen Nationaltänzen, bei deren Anblick ein deutsches Mädchen die Augen niederschlagen würde, gar nichts auszusetzen hat, und nur erst seit wenigen Jahren gelangt man hierin zu andern Ansichten. Eine wirklich ängstliche Beobachtung des Anstandes ist besonders darauf gerichtet, daß man einen Vornehmern immer zur Rechten gehen läßt, wobei alsdann oft ein lächerlicher complimentöser Rangstreit bei Personen gleichen Standes vorkommt, man wetteifert um dem Andern aus Höflichkeit den Vorrang zu lassen, so daß sie sich lange umtanzen, bis endlich der eine nachgibt, jedoch bei der ersten Gelegenheit sich wieder auf die Linke placirt, was dann der Andere nun stillschweigend, oder als wenn er es im Laufe der Conversation nicht bemerkte, zugibt. Bei ungleichem Rang halten selbst noch befreundete Personen auf diese Etikette, und besonders in den Provincialstädten. Da sind es denn nun vorzugsweise die Justizbeamten, deren Eigendünkel und Beamtenstolz sich über alle erhebt, die besonders darauf sehen, daß sie immer den ersten Rang behaupten, weil sie sonst glauben von ihrem Ansehen beim Volke zu verlieren. Um keinen Preis würden diese mit dem intimsten Freunde Arm in Arm auf der Straße sich sehen lassen, weil dieses gegen den Begriff von Anstand ist. Ich selbst wurde einstens von einem Beamten, meinem intimen Bekannten, dem ich in einem Landstädtchen zur Rechten ging, freundschaftlichst erinnert, mich auf die Linke zu verfügen, weil sonst die Leute den Respect vor ihm verlieren, und doch streng genommen, war ich im Rang weit über ihn. Vielfältige Beispiele von dem, was man für anständig oder unanständig hält, könnten noch aufgezählt werden, allein wir wollen nun zu manchen allgemeinen Sitten und Gewohnheiten der Nation übergehen, und den gesellschaftlichen Umgang und Verkehr etwas betrachten.

Amtstellungen und Titulaturen geben im gesellschaftlichen Verkehr schlechterdings keine Anwartschaft auf Vorrang, weder bei den Männern noch den Frauen, und nur einzig in den Provincialstädten wird allenfalls darauf Rücksicht genommen, allein in der Hauptstadt herrscht dabei eine völlige Gleichstellung, besonders bei den großen öffentlichen Gesellschaften. Etwas anders verhält sichs in den großen Gesellschaften, die von einem Gastgeber veranstaltet werden, dann wird von ihm vorzugsweise denen gehuldigt und der erste Platz angewiesen, denen man Rücksichten schuldig ist. Den ersten Rang nimmt da in gegenwärtigen Zeiten die Geldaristokratie ein, in frühern Zeiten war es die Geburtsaristokratie, weil durch diese Alles zu erlangen war. In solchen Gesellschaften wird niemand bei seinem Amtstitel genannt, und noch weniger die Frauen, in den Landstädten ist es aber bei einem oder dem andern und den Männern noch Sitte, besonders unter den Militärpersonen, auch den höhern Beamten; jedoch Unterbeamten bei ihren Amtstiteln zu nennen, würde bei manchen wie eine Beleidigung klingen, da ihnen ihr Name mehr werth ist, als das Amt, welches man nur des Einkommens wegen schätzt. Mit Ausnahme des Titularadels, des Duque, Marquez, Conde, Visconde und Barons, der Duqueza, Marqueza, Condessa, Viscondessa und Baronessa, werden alle Herren und Damen bei ihrem Taufnamen genannt, zum Unterschied anderer auch wohl Tauf- und Zunamen zugleich, oder die Vor- und Zunamen, indem man hier unter Zunamen noch einen zweiten Kalendernamen annimmt. Z. B. unter dem Namen Joao wurde man getauft, und da nimmt man zuweilen zur bessern Unterscheidung noch einen Zunamen, z. B. Joze, und so heißt man dann Senhor Joao Joze, wobei man sich wohl hüten muß, nicht etwa Senhor Joze Joao zu sagen, was die furchtbarsten Verwechslungen geben würde; Urkunden, worin ein solche Versetzung vorkäme, würden gar nicht gültig seyn. Frauen

nehmen nicht immer den Familiennamen des Mannes an, sondern behalten den ihrigen bei, so daß man aus den Namen nicht klug wird, ob sie Mann und Frau sind. Nimmt die Frau neben dem ihrigen auch den Namen des Mannes an, so muß sichs dieser für eine große Gnade schätzen die ihm wiederfahren. Die Frauen haben aber oft gar keinen Familiennamen, besonders die Frauen aus den niedern Classen, die sogar oft vergessen, wie ihr Vater hieß, da sie diesen nur immer beim Taufnamen nennen hörten. Kinder nehmen den Familiennamen des Vaters und der Mutter an. Enkel behalten auch wohl den des Großvaters und der Großmutter noch bei, so daß sie stets zwei, sogar oft sechs Familiennamen haben, und wer daher nicht genau mit dieser Genealogie bekannt ist, gar nicht weiß oder errathen kann, zu welcher Stammfamilie einer gehört. Den Stamm- oder Familiennamen bezeichnet man mit dem Worte Appelido, allein der Appelido der Mutter in Beziehung der Kinder, welche ihn beibehalten, heißt Sobrennome. Bei der Taufe eines Kindes müssen immer zwei Taufpathen aus beiden Geschlechtern Gevatter stehen, das Kind bekommt aber nur Einen Namen, je nach seinem Geschlechte, entweder von dem Pathen oder der Pathin; als letztere bittet man auch oft die Mutter Gottes zu Gevatter, wenn man sonst niemand dazu auftreiben kann, was bei den gemeinen Leuten gar oft vorkommt. Bei der Firmung der Kinder können diese zwar nicht den Taufnamen, aber alle erhaltenen Zunamen wieder verwerfen und neue erwählen aus der langen Reihe der Kalenderheiligen. Die Mädchen nehmen bei dieser Gelegenheit gar vielfältig die Attribute der Santa Virgem Maria an; z. B. Maria, das Dores, da Conceiçao, das Prazeras, da Purificaçao, da Luz (Maria, der Schmerzen, der Empfängniß, der Freuden, der Reinigung, des Lichts) u. s. w. und bei der Anrede nennt man sie dann nicht anders als Senhora Donna Maria das Dores ꝛc., selbst wenn es ächte Excellenzen sind. Der gemeine Haufen führt selten einen durch die Familie fortlaufenden Familiennamen; der Sohn nennt sich ganz nach Belieben anders wie der Vater, und viele Enkel wissen nicht, wie ihr Großvater geheißen, und da auch viele von diesen Leuten nicht einmal einen Zunamen haben, so bezeichnet man sie durch Spitznamen (alcunhas), die sogar in gerichtlichen Documenten aufgenommen werden.

Algierer Zustände.

1. Die französisch-afrikanische Armee.

(Fortsetzung.)

Inzwischen, wenn auch wahre, entschlossene Tapferkeit den regulären Spahis als Corps fehlt, so zeichnen sie sich dagegen als Individuen oft durch Thaten großer persönlicher Kühnheit aus. Ich selbst war Zeuge einer solchen That, welche trotz ihrer Barbarei von allen französischen Militärs bewundert wurde. Die Spahis standen während der letzten Expedition gegen Belida mit einigen Infanteriebataillons an dem rechten Ufer des Uad-Sidi-el-Kebir *) und tiraillirten mit den Kabylen am andern Flußufer. Letztere liefen, als die Kanonen zu donnern begannen, davon und ließen einen Verwundeten zurück, welcher im Dickicht sich zu verbergen suchte. Ein Spahi, lüstern nach dem Kopfe des Kabylen, ritt durch den Fluß und näherte sich vor den Augen der Armee dem Verwundeten, der auf dem Boden sitzend seine lange Flinte anlegte und den Reiter mit größter Ruhe erwartete. Der Araber sah den gegen ihn gerichteten Gewehrlauf, aber ohne sich dadurch im Geringsten abschrecken zu lassen, näherte er sich dem Kabylen bis auf drei Schritte, wo letzterer endlich Feuer gab, jedoch den Spahi nur streifte. Dieser schlug ihm mit seinem krummen Säbel das Haupt vom Rumpfe. Unter einem Kugelregen der Kabylen von der einen Seite und dem donnernden Beifallruf der Franzosen von dem andern Flußufer, ritt der Araber, die blutende Trophäe an seiner Säbelspitze, wieder über den Fluß. Die regulären Spahis bilden gegenwärtig zwei verschiedene Corps: eines zu Algier von 5 Escadrons unter dem Commando des Obristen Marey, und eines zu Bona von 3 Escadrons, commandirt von dem bekannten Yussuf.

Obrist Marey war im Jahre 1830 noch bloßer Capitän. Er verdankte sein rasches Avancement, wie alle Militäre behaupten, seinem Reichthum, seiner imposanten Gestalt und seinem Talent zur Intrigue weit mehr als seinem kriegerischen Talente. Er hatte früher einen ziemlich hohen Ruf in der Armee, der aber seit 1835, wo er als Aga die Ebene fast unbeschränkt commandirte, bedeutend gesunken ist. Nur einen großen persönlichen Muth gesteht man ihm noch zu. Capitän Marey, im Jahr 1830 noch Artillerieofficier, hatte gleich nach der Eroberung Algiers für die Araber oder überhaupt für orientalisches Leben und Sitten eine große Vorliebe gewonnen. Er vertauschte, so oft es geschehen konnte, seine enge Uniform mit einem Haikh und Burnuß, ließ sich den Bart lang wachsen, und gewöhnte sich, beim Setzen die Beine zu kreuzen, eine Mode, welche für diese, ihrer ansehnlichen Länge wegen, gewiß keine kleine Marter seyn mußte. Bisher war Marey dem Weine und einem guten Wildschweinschlegel nicht abhold gewesen, jetzt wollte ihm nichts mehr, als der Kuskusu und der schwarze Kaffee behagen. Der Geruch eines Schinkens machte ihm Uebelkeit, und statt des Cigarrenröhrchens bewaffneten seine Lippen sich mit einer drei Ellen langen Pfeife. Im Jahre 1833 reiste dieser Officier nach Paris. Seine Riesengestalt, sein imposanter Bart, sein Theatercostume konnten ihren Eindruck in einer Stadt nicht verfehlen, wo jede irgend auffallende Erscheinung als Tagesmode willkommen ist und jeder Charlatan, je bunter seine Hanswurstenkappe, desto mehr bellatscht wird. Was aber die Männer von Macht und Einfluß besonders noch für jenen zum Beduinen gewordenen Officier stimmte, das waren die prächtigen Yatagane, welche Marey's tapferer Arm in den Buden der maurischen Waffenhändler erobert hatte, und von denen er in

*) Uad-Sidi-el-Kebir, „der Fluß des großen Heiligen," so genannt wegen der Nähe des Grabmales eines berühmten Marabut, entspringt im Atlas und fließt, einen Wasserfall bildend, dicht hinter Belida in die Ebene Metidscha, wo er sich mit der Chiffa vereinigt.

Paris freigebig unter Miniſtern und Hofleuten austheilte. Die Pariſer Großen, die nicht anders glaubten, als daß jede dieſer Waffen einem gefangenen Scheikh angehört, und wenigſtens ſchon ein Paar Köpfe abgeſchlagen habe, nahmen dieſe Andenken ſehr gnädig auf. Ihre Neugierde, das geheimnißvolle Inſtrument zu kennen, deſſen Bekanntſchaft noch jetzt die franzöſiſchen Gurgeln nur allzu häufig machen, war ja dadurch befriedigt. Capitán Marey wurde zum Commandanten der Spahis mit Oberſtlieutenantsgrad erhoben und kurze Zeit darauf zum Aga der Araber ernannt, wodurch man ihm ohne Zweifel Gelegenheit geben wollte, noch recht viele jener prächtigen Gurgelabſchneider nach Paris zu ſenden, wo gewiß keiner lange ſeinen Liebhaber zu ſuchen braucht. Vielleicht glaubte man auch, ein Mann von ſo impoſanter Figur, der die arabiſchen Sitten und den Kuskuſu lieb gewonnen, müſſe einen großen Effect auf die Araber machen, bei denen lange Bärte allerdings in Mode ſind. Aber dieſes Volk iſt viel zu geſcheidt, um durch ſolche Affentändeleien ſich täuſchen zu laſſen. Wer da glaubt, daß es nur einer glänzenden Paſchagarderobe und eines impoſanten Bartes bedürfe, um bei den Arabern als ein Sultan Saladin aufzutreten, der darf ſicher ſeyn, von dieſen nur ausgelacht zu werden. Oberſt Marey mußte als Commandant der Spahis eine Zeit lang ſeinen Ruf zu behaupten, wozu namentlich ſeine große perſönliche Tapferkeit beitrug Seine im übrigen vollkommene Nichtigkeit und die kargen Reſſourcen ſeines Geiſtes, welche beſonders ſeine Verhandlungen mit den arabiſchen Großen bewieſen, mußten aber am Ende doch an den Tag kommen. Daher wurde er auch endlich durch den General Damrémont ſeiner Funktion als Aga enthoben, und behielt bloß das Commando der Spahis mit dem Oberſtgrade.

Ich habe mich vielleicht ein wenig zu lange bei dieſem Oberofficier verweilt, allein zu einer richtigen Skizze der franzöſiſchen Armee in Algier iſt auch ein Bild ſeiner merkwürdigſten Helden nothwendig. Obriſt Marey hatte ſeiner Zeit in Algier, wie in Paris, großes Aufſehen gemacht, und ſein Werth wurde unendlich überſchätzt, jetzt iſt man, in Algier wenigſtens, von der Illuſion völlig zurückgekommen. Uebrigens weiß man, wenn auch die hohe Meinung von ſeinen Fähigkeiten verſchwunden iſt, doch noch immer ſeinen ritterlichen Muth und ſeinen edlen Ehrgeiz zu ſchätzen. Ein Mann, der mit ſeinen 20,000 Franken Renten, welche ſein eigenes Vermögen jährlich abwirft, in jeder Hauptſtadt Europa's ein bequemes, glänzendes Leben führen könnte, und dennoch vorzieht, im Bivouac Afrika's zu ſchlafen und ſich mit den Beduinen im Kothe und in den Moräſten herumzuraufen, der darf für ein ſo männliches Opfer immer auf die Achtung der Welt Anſpruch machen.

Der Oberſt Marey bewohnt gewöhnlich das Lager von Buffarik, wenn nicht feindſelige Bewegungen unter den Stämmen ihn zwingen, mit ſeinen Spahis die Ebene Metitſchad zu durchziehen. In dieſem Falle lagert er in verſchiedenen Hauſchs, bald zu Sugali, bald im Uthan der Beni-Muſſa und bleibt da Wochen lang unter freiem Himmel, bis alles wieder in Ruhe und Ordnung zurückgekehrt iſt. Zu Buffarik bewohnt er mehrere prächtige Gemächer, in dem reichſten Geſchmacke des Morgenlandes ausgeſtattet, voll Arabesſenteppichen, Ottomanen und Roſenduft. Da liegt dieſer ſeltſame Mann auf dem orientaliſchen Ruhebette, die langen Knie gekreuzt, das bärtige und bis auf den Wirbelbüſchel glatt geſchorne Haupt auf weichen Kiſſen gelehnt. Da ſchlürft er ſeinen Mokkakaffee und dampft den türkiſchen Knaſter, während zu ſeinen Füßen zwei Neger ſitzen, ihm Luft zufächelnd, die Fliegen verſcheuchend und auf die Winke ihres Gebieters lauſchend. Es mag dieſer Lebensweiſe Marey's wohl viel Affectation zum Grunde liegen, aber ich glaube, es iſt doch mehr noch von ſeiner Seite eine wirkliche Neigung zu den Sitten der Morgenländer. Bloße Affectation müßte ſich am Ende doch gar zu arg langweilen, ein ſolches Poſſenſpiel den ganzen Tag, das ganze Jahr hindurch fortzuſetzen. Ich glaube daher, Oberſt Marey findet wahrhaft eine gewiſſe Seligkeit darin, ſo Tage und Abende lang in den ſeidenen Kiſſen der Ottomane ſich zu wiegen, den Mokkakaffee zu ſchlürfen, und ſich vielleicht als Harun Al Raſchid zu träumen.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber die Naturgeſchichte der Inſel Najatea.

Ueber dieſen Gegenſtand erwähnt der verſtorbene Bennet, daß ſie etwa 80 engliſche Meilen nordweſtlich von Otaheiti gelegen ſey und gegen 40 engliſche Meilen im Umfange halte. Sie hat einen gebirgigen Charakter und iſt ganz mit Vegetation bedeckt und mit Waſſer im Ueberfluß verſehen. „Von einigen Eingebornen begleitet," erzählt Hr. Bennet, „erſtieg ich eine bedeutende Reihe von Bergen, welche das Innere der Inſel einnehmen, etwa 2000 Fuß über die Meeresfläche ſich erheben und ſich in einer Richtung von faſt Nord und Süd erſtrecken. Der Gipfel des Berges bietet eine flache und große Ebene von wüſtem Anſehen, mit Waſſertümpeln und Bächen bedeckt, welche über nackte Felſen von rother Farbe laufen und, mit Ausnahme einiges dicken Graſes und Mooſes, von allem Grün entblößt ſind; obgleich nur wenige Fuß tiefer, an den weniger exponirten Stellen, die Vegetation reichlich und hoch war. Man zeigte mir hier eine merkwürdige natürliche Aushöhlung, einen Brunnen von etwa 56 Fuß Umfang und 40 Fuß Tiefe; möchte dieß nicht vielleicht ein kleiner vulcaniſcher Krater ſeyn? Es iſt ſonderbar, daß ein über die Abhänge dieſer hohen Berge fließendes Waſſer einen Ueberfluß von Aalen und andern Fiſchen enthält, von welchen ich mehrere Varietäten an der Oberfläche habe ſpielen ſehen."

Chronik der Reiſen.

Die kleine Oaſe.

(Schluß.)

In der Entfernung einer Meile von Mendiſcheh befinden ſich die Ruinen eines Bauwerks von 26 Fuß Länge und 21 Fuß Breite aus Sandſtein. Die Mauern ſind dick, aber nur noch zwei Lager von Steinen davon übrig. Auf der Nordſeite iſt ein Eingang, und eben daſelbſt ſieht man auch einige griechiſche Buchſtaben auf der Mauer, aber keine ägyptiſchen Verzierungen. Südöſtlich vom Dorfe befinden ſich einige alte Gräber, aus drei kleinen Aushöhlungen im Sandſtein beſtehend. Wegen ihrer geringen Erhöhung vom Boden ſind ſie jetzt faſt ganz mit Sand ausgefüllt. Dieſe Katakomben ſtehen weit unter

denen von Siwah, und keine von allen iſt mit Hieroglyphen geziert. Die Sarkophage beſtehen aus gebranntem Thon, und ſind an beiden Enden abgerundet; hie und da findet ſich ein Geſicht von ſchlechter Zeichnung nebſt zwei Händen in erhobener Arbeit auf deren Deckel. Belzoni ſagt, daß dieſe Sarkophage zwei Zoll dick und ſtark gebrannt ſeyen; die Deckel ſind faſt ganz flach, und gerade oberhalb der Stelle, wo der Kopf der Mumie liegt, mit einem Menſchen- oder Thierkopf verſehen; da die Leichname nicht mit Aſphalt präparirt waren, ſo hatten ſie ſich nicht gut erhalten. Einige dieſer Sarkophage beſtanden aus zwei langen, an den Enden abgerundeten und unten flachen irdenen Gefäßen. Der Kopf des Leichnams lag in dem einen und die Füße in dem andern Gefäß, und beide waren ungefähr um die Mitte des Körpers zuſammengefügt. Alle Deckel ſind abgenommen worden, man hat aber nichts als Knochen gefunden. Die Binden, womit die Mumien umwickelt waren, beſtanden aus der gröbſten Leinwand.

Auf der Nordſeite des Dorfes Zuddo ſind noch einige Ruinen ſichtbar, die von den Eingebornen Kaſr Noſrany oder das „Caſtell der Chriſten" genannt werden; dieß ſind die Ueberreſte eines koptiſchen Dorfes. Zwei der Gebäude ſcheinen Kirchen geweſen zu ſeyn: eines derſelben iſt 86 Fuß lang und 21 breit, die noch ſtehenden Mauern ſind 19 Fuß hoch. Der Haupteingang befindet ſich am ſüdlichen Ende und eine kleine Hinterthür gegen Norden. Das Innere enthält nur einen einzigen Raum mit einer Niſche von der Dicke der Mauer an dem einen Ende. An jeder Seite ſind drei Fenſter angebracht. Die Grundmauern des Gebäudes beſtehen aus rohen Felſenſtücken. Die zweite Ruine iſt faſt von derſelben Größe, Façade und Eingang ſind ebenfalls gegen Süden angebracht. Das Gebäude enthält einen langen Raum mit neun Niſchen auf jeder Seite in der Mauer; oberhalb befinden ſich ebenfalls auf jeder Seite ſechs Oeffnungen, um Licht einzulaſſen. Die jetzige Höhe bis zur Decke, die gewölbt war, beträgt 11 Fuß 6 Zoll. Noch iſt ein anderes faſt viereckiges Gebäude vorhanden, welches Hrn. Caillaud befeſtigt geweſen zu ſeyn ſchien, das aber jetzt ganz in Ruinen liegt. Der einzige Eingang, in einer bogenförmigen Oeffnung beſtehend, befindet ſich auf der Oſtſeite; alle Mauern ſind, gleich denen der ägyptiſchen Gebäude, geneigt. Die Häuſer haben kleine, niedere und gewölbte Gemächer, über denen ſich Terraſſen befinden.

El Hayz liegt eine kleine Tagereiſe von Bahnaſa. Die franzöſiſchen Reiſenden fanden dort die Ruinen einiger Gebäude von ungebrannten Backſteinen. Eines derſelben war eine chriſtliche Kirche von 70 Fuß Länge, deren Aeußeres aus vier auf ägyptiſche Weiſe geneigten Mauern beſtand, und die ohne alle Zierathen waren. An der öſtlichen Seite befanden ſich zwei Thüren, eine gegen Norden, die andere gegen Süden. Das Innere bildete ein Schiff, und auf jeder Seite wölbten ſich drei Bögen, welche ehemals eben ſo viele Capellen mit kleinen Säulen mit geſchnörkelten Capitälen enthielten. Oberhalb der Capellen läuft eine Galerie um die ganze Kirche herum. Das Schiff iſt mit Säulen geziert, deren Capitäle, eine rohe Nachbildung der ägyptiſchen, eine Lotusblume darſtellenden Capitäle ſind. An den Mauern wurden einige Ueberreſte von Malereien entdeckt, unter denen noch der Kopf eines Pferdes, wahrſcheinlich von dem heil. Georg, ſichtbar iſt. Auch einige griechiſche Kreuze und Fragmente von Inſchriften ſind noch vorhanden.

Ungefähr eine Viertelmeile von dieſer Ruine, gegen Süden, befinden ſich die Ruinen von langen und hohen Mauern, die wahrſcheinlich zu einem römiſchen Caſtell gehörten. Sie waren vermuthlich 285 Fuß lang und 20 hoch. Im Innern ſieht man noch Ruinen von Wohnungen. Gegen Weſten, in der Nähe dieſer Mauern, findet man Ruinen von Bögen, die faſt ganz unter Sand begraben ſind. Auf der andern Seite, gegen Südweſt, in der Entfernung von nicht ganz einer Viertelmeile, ſtößt man auf die Ueberreſte eines viereckigen Hauſes, vormals wahrſcheinlich ein Bad, in deſſen Innern ſich in der Mitte ein in den Felſen gehauenes viereckiges Baſſin befindet. Der innere Raum iſt in kleine Cabinette abgetheilt. Gegen Süden ſieht man einige Aushöhlungen in den Felſen, in welchen die frühern Bewohner ihre Verſtorbenen beiſetzten. Auch fanden ſich hier alte faſt ganz mit Sand bedeckte Häuſer aus Backſteinen. Dieſe Ruinen liegen am Ende eines niedern Thales, das gegen Oſten von Gebirgen begränzt wird, die ſich von Südweſt nach Nordoſt faſt bis nach Menſchieh ziehen. In der Nähe befand ſich ein kleines Stück mit Reis angebauten Landes, von einer Wieſe umgeben, die von einer Quelle bewäſſert wird. Die Temperatur dieſer Quelle war um 11 Uhr, bei einer Lufttemperatur von 18° R. 9', 25° R. 9'. Im Thal bemerkte man einige Dattel- und andere Bäume, allein der Sand macht immer weitere Eingriffe auf das angebaute Land. Die Bewohner von Kaſr treiben ihr Vieh hierher auf die Weide, und kommen nur um das tragfähige Land zu bebauen, das ſie hier beſitzen; es trifft ſich daher oft, daß zu El Hayz gar niemand wohnt.

Außer den Reiſenden kommen auch Pilgrime nach El Hayz, um ein hier zu Ehren eines Heiligen, Scheikh Ali, errichtetes Grab zu beſuchen, das ſehr in Ehren gehalten wird. Die Zahl der Heiligen in den Oaſen und im Nilthal iſt ſehr bedeutend. Die Wechabiten haben zwar der Verehrung der Heiligen in einem großen Theil Arabiens ein Ende gemacht, und den reinen Islamismus wieder hergeſtellt, allein dieſe Reformation hat ſich noch nicht bis über das Nilthal erſtreckt.

El Zeraſeh liegt drei Stunden von El Hayz. Einer Tradition zufolge iſt dieſe Oaſe die erſte, welche die Muhammedaner von den Chriſten eroberten, welche die Wüſte bewohnten. Es befindet ſich hier nur Ein Dorf von ungefähr 600 Schritt Umfang mit etwa 180 Einwohnern. In dieſem Dorfe iſt ein viereckiges Caſtell von ungefähr 550 Fuß Umfang und mit 55 Fuß hohen Mauern. Die Grundlage beſteht aus Stein und der Oberbau aus ungebrannten Backſteinen. Die Nordſeite des Caſtells iſt nicht mit Gebäuden umgeben, wie die übrigen Seiten. Wenn die Einwohner ſich in daſſelbe flüchten, ſo verſchließen ſie die Thür mit einem großen Stein, und vertheidigen ſich von den Mauern herab mit Feuergewehren und Steinen, die ſie auf die Angreifenden ſchleudern. Das angebaute Land liegt in der Wüſte zerſtreut; der beſte Theil deſſelben befindet ſich dicht am Dorf und iſt mit Olivenbäumen bedeckt. Der größere Theil aber liegt gegen Südweſt. In Entfernungen von 1 bis zu 10 Stunden findet man noch einzelne kleine tragfähige Stellen mit Dattel- und Olivenbäumen beſetzt, und einige auch mit Waſſer verſehen, mitten in der Wüſte. Auch ein altes Gebäude, Deyr genannt, ſteht noch daſelbſt. Gegen Weſten ſind ebenfalls einzelne grüne Landſtrecken in der Wüſte zerſtreut.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 78** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Literariſche Bilder aus Rußland.** (Fortſetzung.) — **Der Zigeunerkönig.** (Von Richard Howitt.)

Zu den Blättern, mit dieſem dem Auslande beigegebenen Literaturblatte, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährig 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 246.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

3 September 1837.

Abſichten der Engländer im indiſchen Archipel.*)

Zu einer Zeit, wo die meiſten Handelscanäle in der alten Welt verſtopft oder durch die Concurrenz zu einer periodiſchen Stagnation verurtheilt ſind, und eine unmäßige Bevölkerung es ſelbſt für Leute von einigem Capital ſchwer macht, in den gewöhnlichen Beſchäftigungen des Lebens einen anſtändigen Unterhalt zu gewinnen, empfiehlt ſich ein neues reiches Feld für Handelsunternehmungen von ſelbſt. Bei Beſetzung der Länder des indiſchen Archipels ginge keine Rechtsverletzung vor ſich, denn das Land gehört entweder England bereits durch Verträge an, oder iſt im Beſitz von Räubern, den gemeinſamen Feinden des Menſchengeſchlechts, die kein Recht auf dieſe Küſten, als das der Gewalt haben. Die Religion ſelbſt würde bei dem Erfolg eines ſolchen Unternehmens, wobei der engliſche Einfluß unter den Eingebornen überwiegend würde, gewinnen, da die eigentlichen Malayen dem Islam keineswegs ſo fanatiſch anhängen. Die Dayaks von Borneo, ſo wie die Eingebornen von Celebes, Papua und vielen andern Inſeln, ſind Heiden, in die tiefſte Unwiſſenheit und in Aberglauben verſunken, ja der Muhammedanismus der Malayen ſelbſt iſt ſtark damit gemiſcht, ſo daß die allgemeine Ausbreitung des Chriſtenthums das erſte und wohlthätigſte Reſultat eines Verſuchs wäre, dieſes unglückliche Volk aus ſeiner Entwürdigung hervorzuheben.

Die Malayen, welche den größten Theil der Seeküſten beſitzen, haben ſeit geraumer Zeit die Beſchiffung dieſer Meere für ſchwache Handelsfahrzeuge höchſt gefährlich gemacht, und doch trieben früher die Holländer einen höchſt gewinnreichen Handel von Batavia aus nach China, Japan und bis Kamtſchatka hinauf; England könnte vermöge ſeiner günſtigen Stellung in Indien leicht denſelben Handel an ſich ziehen. Sir Stamford Raffles urtheilt in ſeiner Geſchichte von Java im Ganzen minder ungünſtig von den Malayen, als dieß jetzt gewöhnlich der Fall iſt, und ſchreibt ihre ſchlimmen Neigungen mehr ihrer Regierungsform als ihrer Gemüthsart zu. Er ſchildert den blühenden Zuſtand der Inſeln des Archipels in früherer Zeit, ihren ausgedehnten Handel, ihren Reichthum und ihre bedeutenden Fortſchritte in den Künſten, wovon noch vorhandene prachtvolle Ruinen Zeugniß ablegen, und führt die Urſachen an, durch welche ſie in einen ſolchen Zuſtand von Anarchie verfielen. Auf jeder der größern Inſeln, wahrſcheinlich auf allen, iſt ein Herrſcher, den man gewöhnlich Sultan nennt, deſſen Autorität zwar von allen anerkannt, allenthalben aber, die unmittelbare Nachbarſchaft ausgenommen, nur nominell geworden iſt. Die Gouverneure, gewöhnlich Araber, benehmen ſich ganz unabhängig, und zeigen eine Grauſamkeit, eine Habſucht und einen tyranniſchen Uebermuth, wie er in allen Theilen der Welt ein charakteriſtiſches Kennzeichen des muhammedaniſchen Glaubens zu ſeyn ſcheint. Stets im Kriege unter einander, und nach einem Handelsmonopol ſtrebend, können ſie auf der einen Seite ihre Macht nur durch eine geſetzloſe Soldateska erhalten, der ſie jede Abſcheulichkeit nachſehen müſſen, und auf der andern Seite hat ihre ſtupide Habſucht, die theils durch ihre eigenen Bedürfniſſe und Leidenſchaften, theils durch die Nothwendigkeit, ihre räuberiſchen Anhänger zu befriedigen, geſtachelt iſt, den täglichen Ruin des Handels herbeigeführt, und den einſt friedlichen Handelsmann zum Gewerbe des Seeräubers gezwungen. In dem Maße als der Handel fiel, zogen ſich auch die Eingebornen aus Mangel an einem Markt ins Innere der Inſel zurück, ſammelten nicht mehr die reichen Producte ihres Bodens, und verſanken ſchnell in Armuth und Barbarei. Natürlicherweiſe blieb es dann von Seite der Häuptlinge nicht beim Seeraub, ſondern ſie machten auch Raubzüge ins Innere, und raubten dem Landmann Alles, ſo daß dieſer in Verzweiflung den Anbau des Bodens unterließ; und dieſer Zuſtand von Anarchie und Gewaltthat dauerte ſo lange, daß darüber jede Spur der frühern Civiliſation verſchwand

Dieſer Zuſtand der Dinge, welcher keineswegs übertrieben iſt, erfordert gebieteriſch das wirkſame Einſchreiten der engliſchen Regierung, welche große Intereſſen hier zu ſchützen hat, und deren Einfluß, wenn er geſchickt angewandt wird, den unglücklichen Eingebornen zum Segen werden kann. Raffles, Marsden und Andere, welche durch ihre Erfahrung in Stand geſetzt waren, ein richtiges Urtheil zu fällen, haben die nordöſtliche

*) Aus dem Julyheft des United Service Journal.

Küſte von Borneo als den günſtigſten Punkt bezeichnet, um eine Linie von Forts anzulegen, welche einerſeits die Seeräuber ſchrecken, andrerſeits einen Centralpunkt für den Handel abgeben könnten. Raffles erklärt ſich aber gegen eine bloß militäriſche Beſetzung, und glaubt, daß erfahrene Handelsleute leicht bewogen werden könnten, unter dem kräftigen Schutz der engliſchen Regierung hier Niederlaſſungen zu gründen. Welchen ungeheuren Gewinn die Holländer aus dem Handel, und welche Einkünfte ſie aus ihren orientaliſchen Beſitzungen überhaupt zogen, kann man aus einigen Thatſachen abnehmen, von denen ſich Raffles während ſeines Gouvernements in Java vergewiſſerte. Was man den Gold- und Silberhandel mit Japan nannte, warf jährlich anderthalb Millionen Gulden in reinem Golde ab, außer einer entſprechenden Menge Silber und andern Waaren. Vor den Kriegen mit den Engländern, durch die ihre Macht in den indiſchen Meeren von ihrer Höhe herabſank, hatten die Holländer ihre Lage ſo gut benützt, daß ſie die ganze öſtliche Küſte von Aſien bis Kamtſchatka befuhren, dort das reiche Pelzwerk abholten und mit ungeheurem Gewinn in China verkauften. General Daendels, der holländiſche Befehlshaber in Batavia vor der Beſetzung durch die Engländer, hatte, obwohl der Handel lange ſchon beeinträchtigt und die Verbindung mit dem Mutterlande ſchon ſeit Jahren unterbrochen war, doch in den Einkünften dieſer Inſel allein die Mittel gefunden, eine Armee von 15,000 Mann disciplinirter Truppen auszurüſten, zu ernähren und zu bezahlen; die Manufacturarbeiten wurden zu der Zeit unter Aufſicht einiger Europäer durchaus von Eingebornen betrieben.

Der erſte Schritt, um irgend einem Coloniſationsſyſtem in größerem Maßſtab einen Erfolg zu ſichern, beſteht darin, ſich wo möglich die Freundſchaft und Mitwirkung der Sultane der Inſeln, auf denen man ſich niederlaſſen will, zu ſichern. Dieſe ließe ſich leicht dadurch erwerben, daß man ihnen einen kraftvollen Beiſtand leiſtete, um ihre rebelliſchen Unterthanen zur Unterwerfung zu zwingen.

Algierer Zuſtände.

1. Die franzöſiſch-afrikaniſche Armee.

(Fortſetzung.)

Die ſogenannten „Bataillons d'Afrique" beſtehen ſeit einer Ordonnanz vom 3 Junius 1832. Dieſelben werden durch Individuen recrutirt, welche in Frankreich durch kriegsrichterlichen Spruch zu einer nicht infamirenden Strafe verurtheilt wurden. Es beſtehen heutigen Tages 5 Bataillons von der Waffe, welche dieſelbe Uniform, wie die leichte franzöſiſche Infanterie tragen, bloß mit dem Unterſchiede, daß auf ihren Knöpfen ſtatt der Nummer ein Stern ſich befindet. Die Anweſenheit dieſes Corps iſt eine der afrikaniſchen Plagen. Es finden ſich in demſelben alle ſchlechten Subjecte vereinigt, welche die Armee des Mutterlandes ausgeſtoßen; Frankreichs Regimenter werden auf dieſe Art von ſchlechten Subjecten gereinigt, aber in Afrika fühlt man ihre Gegenwart um ſo drückender. Vorzüglich leiden die Gärten der Coloniſten, in deren Nähe die Zephyrs — dieß iſt der Spitzname jener Soldaten — gelagert ſind. Da muß der Eigenthümer Tag und Nacht ſeine Grundſtücke bewachen, denn keine Kirſche iſt auf dem Baume und keine Rübe unter der Erde vor jenen Marodeurs ſicher. Der Zudrang zu den Bataillons d'Afrique, in welche ſich alle Militärgefängniſſe Frankreichs ausleeren, iſt ſo groß, daß man gezwungen iſt, alle Individuen nach ſechsmonatlicher guter Aufführung in die Linienregimenter zurücktreten zu laſſen. So kann ſich in dieſer Waffe eigentlich nie ein rechter Corpsgeiſt bilden, oder wenn einer vorhanden iſt, ſo muß derſelbe nothwendig ein abſcheulicher ſeyn, da nur die verworfenſten Subjecte, die an keine Disciplin gewöhnt ſind, darin zurückbleiben. Glücklicherweiſe ſind die Officiere in dieſem Corps vortrefflich. Sie wiſſen durch ihre Ruhe und ſtrenge Gerechtigkeit ihren Soldaten zu imponiren, und ihnen verdankt man es, daß ſelbſt dieſe ſchlechten Elemente einigen Nutzen gewähren. Da dieſe Krieger trotz ihrer ſchlimmen Aufführung doch faſt durchaus Leute von Energie, Tapferkeit und verzweifelter Keckheit ſind, ſo leiſten ſie im Felde, namentlich bei einem recht gefährlichen coup de main, wo es raſche, kühne Entſchloſſenheit gilt, vorzüglich gute Dienſte. Alle Generale, die in Afrika commandirten, wußten dieſe Eigenſchaft vollkommen zu würdigen. Als man vor Conſtantine die Gefahren vorausſah, welche, auch wenn die Zerſtörung der Stadtthore gelungen wäre, bei dem erſten Angriff die Stürmenden erwartete, da ſprach der Marſchall Clauzel zu dem Kriegsrathe: „le bataillon d'Afrique montera la premier à l'assaut; il ne craint ni le diable ni la mort." Die andern Corpschefs wollten ſich durch dieſe Aeußerung etwas beleidigt finden, und verſicherten, auch ihre Soldaten fürchteten weder Tod noch Teufel; inzwiſchen wäre dem 1ſten Bataillon d'Afrique doch wahrſcheinlich die Ehre des erſten Angriffes geblieben, wenn man zum Sturme hätte ſchreiten können.

Das Corps der „Tirailleurs d'Afrique" beſteht aus den Trümmer der Hülfslegion von Pau, welche bekanntlich für Spanien beſtimmt war, aber in Folge eines ſpätern Miniſterwechſels aufgelöst wurde. Die Mehrzahl der Soldaten dieſer Legion beſtand aus franzöſiſchen Freiwilligen, die aus den afrikaniſchen Regimentern und namentlich aus den Bataillons d'Afrique ſich zum Dienſt für Spanien gemeldet hatten. Der Reſt war aus fremden Deſerteurs gebildet. Die Franzoſen wurden wieder nach Afrika zurückgeſchickt und formirten ein neues Corps mit der Benennung „Tirailleurs d'Afrique," von welchem jetzt zwei Bataillons exiſtiren. Die Ausländer jener Hülfslegion wurden wieder in ihre Heimath entlaſſen, ließen ſich aber größtentheils für die neue afrikaniſche Fremdenlegion anwerben. Die Tirailleurs d'Afrique bilden ein rein franzöſiſches Corps. Sie ſind erſt ſeit ungefähr ſechs Monaten in Algier, eine zu kurze Zeit, um über den Geiſt und den Werth dieſes Corps ein Urtheil ſich zu getrauen. Der ſchlechteſte Ruf ging ihm voran. Bekanntlich wurden mehrere Raubmordthaten von Individuen der Hülfslegion in der Stadt Pau begangen, die Thäter wurden nicht entdeckt, und befinden ſich wahrſcheinlich noch in den Reihen der Tirail-

leurs. Inzwiſchen iſt man in Afrika glücklicherweiſe an dergleichen ſchlimme Corps ſchon gewöhnt. Dieſelben garniſoniren niemals in den Städten, ſondern immer in den Lagern der Umgegend, und die dort wohnenden Coloniſten ſind gegen dieſe Soldaten nicht weniger als gegen die Beduinen auf ihrer Hut.

Die Werbung für die neue Fremdenlegion wurde durch eine Ordonnanz vom December 1836 autoriſirt. Uniform und Bewaffnung ſind der franzöſiſchen Linie gleich, nur haben ſie dunkelblaue Halskrägen ſtatt der rothen. Auf ihren Knöpfen tragen ſie einen Stern mit der Aufſchrift „légion étrangère.“ In Algier ward die Nachricht von der Ankunft dieſer Hefe mit wahrem Schrecken aufgenommen. Man läßt ſich hier die ſchlimmſten franzöſiſchen Corps noch gefallen, aber jenes entſetzliche Geſindel, welches ganz Europa nach Algier ausgeſpien, erweckte die gräulichſten Erinnerungen. Ich war während meines frühern Aufenthalts zu Algier im J. 1835 ſelbſt Zeuge, wie alle dortigen Bewohner, Europäer wie Eingeborne, vor Freude jauchzten, als die franzöſiſche Flotte ſie von dieſen Verbrechern befreite, namentlich zeigte ſich das franzöſiſche Militär ſehr zufrieden, daß man dieſe Krätze der Armee den Spaniern auf den Hals geladen habe. Mehrere franzöſiſche Journale haben in letzter Zeit die Vortrefflichkeit der Fremdenlegion bis in die Wolken erhoben, und über den Undank der Spanier geſchrien. Gewiß iſt es, daß die Verfaſſer jener Journalartikel nicht zuvor bei den Algierer Grundeigenthümern Auskunft eingezogen haben; dieſe wiſſen andere Heldenſtückchen von der alten Fremdenlegion zu erzählen. Vor ihren Diebeshänden war

„Das Geld nicht geborgen in der Truh
Das Kalb nicht ſicher in der Kuh,
Sie ſtahlen das Ei und das Huhn dazu.“

Die neue Fremdenlegion ſcheint die Renommée der alten noch weit hinter ſich laſſen zu wollen. In dieſer war doch wenigſtens ein kleiner guter Kern, nämlich jene Veteranen des Regiments Hohenlohe und der Schweizer, welche, wenn auch den Laſtern alter Soldaten, dem Saufen, dem Spielen ꝛc. ergeben, doch an eine ſtrenge Disciplin gewöhnt waren und ihren Dienſt gewiſſenhaft verſahen. Sie hüteten ſich wenigſtens vor Deſertion und dem Verkaufe ihrer Effecten, um nicht mit Schimpf aus den Reihen geſtoßen zu werden. Dieſe Veteranen hielten durch ihr Beiſpiel eine große Zahl der übrigen von Verbrechen ab, aber jenes Grundelement fehlt der neuen Fremdenlegion ganz. Letztere beſteht faſt nur aus fremden Deſerteurs und Verbrechern, wozu noch eine kleine Anzahl blutjunger Bürſchchen von 17 bis 18 Jahren kommt, welche der Schule oder Lehre entlaufen ſind, und, von dem romantiſchen Geiſte dieſes Alters beſeſſen, in dem Soldatenſtand ein luſtiges Abenteurerleben zu finden wähnten. Dieſe poetiſche Illuſion der jungen deutſchen Gymnaſiaſten verging gar bald und ſchmerzlich, als ſie unter der Sonne Afrika's Steine klopfen und den Schubkarren ziehen mußten. Während meiner Anweſenheit im Lager Buffarik kamen mehrere dieſer jungen Thoren, als ſie erfahren hatten, daß ich ein Deutſcher ſey, zu mir, und klagten mir ihr trauriges Loos mit vielem Weinen. Es waren faſt ſämmtlich Preußen aus den Rheinprovinzen, manche noch im Knabenalter. Sie haben nun drei Jahre lang Zeit, ihren Schülerleichtſinn zu beweinen, denn wer einmal in der Fremdenlegion angeworben iſt, der muß ſein dreijähriges Engagement aushalten, wenn nicht die Eltern ihn durch die Geſandtſchaft reclamiren laſſen, aber dieſer Weg iſt lang und ſchwierig. Die meiſten dieſer Jünglinge ſind Söhne von guten Familien und haben Bildung und Erziehung. Ihre Lage iſt unter ihren rohen, brutalen Cameraden um ſo kläglicher, ſie werden von den letztern verſpottet und mißhandelt. Mehrere erzählten mir, daß in ihren eigenen Barraken nichts ſicher ſey, nicht einmal die Knöpfe am Rocke, welche des Nachts ein Soldat dem andern von der Uniform abſchneidet, um ſie in dem erſten Kramladen, ein Sou das Duzend, zu verkaufen. Bei einer Inſpection, welche der General Bro einſt hielt, befand ſich eine halbe Compagnie der Fremdenlegion ohne Knöpfe. Einer hatte ſeine Schuhe verkauft, und damit man es nicht gewahr werden ſollte, ſchwärzte er die nackten Füße mit Schuhwichſe. Ich habe in der letzten Zeit zu Algier faſt jeden Monat ein Duzend Soldaten der Fremdenlegion auf öffentlichem Platze degradiren und dann zur Zwangsarbeit abführen ſehen. Die Fremdenlegion liefert allein mehr Recruten nach den Galeeren, als alle übrigen franzöſiſchen Corps zuſammengenommen. Es kommen von Zeit zu Zeit auch neugeworbene Individuen an, welche Spanien unlängſt verlaſſen haben. Dieſe erzählten mir, daß ſie von der Armee der Königin zu Don Carlos und von Don Carlos nach Frankreich deſertirt ſeyen. Daſelbſt hätten ſie Päſſe erhalten, in ihre Heimath zu reiſen, allein da ſie auch dort wegen Deſertion Strafen zu erwarten hatten, ſo zogen ſie vor, ſich für Afrika anwerben zu laſſen, wo leider keine Deſertion mehr räthlich ſey, denn die Beduinen ſchneiden auch manchmal den Deſerteurs die Köpfe ab, oder machen ſie zu Sklaven. Zwei Bataillons dieſer ausländiſchen Freiwilligen beſtehen bereits, und das dritte wird ſo eben formirt.

Dieſe ſechs Corps, welche ich Ihnen nach einander ſkizzirt habe, bilden die eigentliche franzöſiſch-afrikaniſche Armee. Außerdem befinden ſich für eine unbeſtimmte Zeit franzöſiſche Linienregimenter zu Algier, deren Zahl von dem mehr oder weniger kritiſchen Zuſtand des Landes abhängt, und die gewöhnlich nach zwei oder drei Jahren von andern Regimentern abgelöst werden. Bei dem jetzt in Frankreich herrſchenden Syſtem der Sparſamkeit und der Einſchränkung der Occupation wird man wohl trachten, die Linienregimenter ganz aus Afrika zurückzuziehen, und bloß jenen ſechs ſpeciellen Corps die Vertheidigung der Colonie anzuvertrauen, was mit der Zeit allerdings geſchehen kann, wenn der Zuſtand des Landes friedlicher geworden iſt, und die Miliz durch Einwandererung europäiſcher Coloniſten ſich verſtärkt hat.

Es iſt ganz gewiß ein großer Vortheil für Algier, Corps zu beſitzen, welche dem Lande angehören. Die Soldaten werden dabei akklimatiſirt, und die Officiere müſſen mit einer Lage zufrieden ſeyn, welche ſie ſelbſt gewählt haben. Die Regimenter hingegen, die von Frankreich kommen, bezahlen häufig dem Klima einen ſtarken Tribut, und ihre Officiere wiſſen ſich nicht immer in eine neue Exiſtenz zu ſchicken, welche allerdings für ſie ziemlich reich an Mühen und Leiden iſt, und nicht im-

mer für ihre Opfer sie belohnt. Auf der andern Seite ist es aber für die Linienregimenter der französischen Armee vortheilhaft, wenn sie nach einander einige Jahre in Algier zubringen. Es ist dieß eine vortreffliche Schule, die für ihre ächt kriegerische Ausbildung nicht anders als von hohem Nutzen seyn kann.

(Fortsetzung folgt.)

Pondichery und seine Bewohner.

(Nach Leguerre.)

Pondichery, eine hübsche Stadt, liegt auf der Küste von Coromandel, unter 11° 55′ nördlicher Breite und 77° 31′ östlicher Länge; sie wird durch einen Canal oder vielmehr durch einen Graben, in dem sich nur während der Regenzeit Wasser befindet, in zwei Theile getrennt, deren einer den Namen die weiße Stadt, der andere die schwarze Stadt führt. Die erstere wird fast ausschließlich von den Europäern und ihren Abkömmlingen, letztere von den Eingebornen bewohnt. Die Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 30,000 Seelen, und besteht aus einigen Europäern, die sich ihrer Amtsverrichtungen oder ihrer Geschäfte wegen daselbst befinden, aus den im Lande gebornen Abkömmlingen der Europäer, aus Mestizen, die aus der Verbindung der Europäer mit den Eingebornen entsprangen, und endlich aus, eigentlich sogenannten Indiern, die sich in ihrer physischen Constitution und ihrer Färbung, je nach der Abstammung, auffallend von einander unterscheiden. Pondichery vereinigt das Bekenntniß dreier Hauptreligionen: der christlichen, als der Religion der Weißen, einiger ausgezeichneter Indier, die ihr Interesse dabei finden, und einiger bedauernswerthen Parias. Die ganze übrige Bevölkerung, d. h. etwa vierzehn Fünfzehntel, bekennt sich zum Islam oder zur Religion des Brahma. Wenn ich hier der Religion Erwähnung thue, so geschieht es wegen des unermeßlichen Einflusses, den sie auf die Gewohnheiten und die Lebensordnung, und folglich auf das ganze Wesen des Menschen ausübet. Die Sitten und Gebräuche bei dieser aus so verschiedenartigen Stoffen zusammengesetzten Bevölkerung weichen eben so sehr von einander ab, als ihr äußeres Aussehen; Wohnungen, Tracht, Nahrung, Leibesübungen, Zerstreuungen, nichts gleicht sich; ja der geübte Beobachter könnte auf den ersten Blick sagen, welcher Religion, welcher Kaste jemand angehöre, auf den seine Beobachtung gerichtet ist, welches seine Gewohnheiten, sein Gewerbe und seine Lebensweise sind.

Ehe wir jedoch in einiges Nähere über das gewöhnliche Leben der Indier eingehen, wollen wir einen Blick auf die atmosphärische Beschaffenheit dieses schönen Landes werfen. Zwei Jahreszeiten theilen sich in das Jahr, und die Ausdrücke, deren wir uns in Europa zur Bezeichnung der großen Jahresabschnitte bedienen, sind auf dieses Land nicht mehr anwendbar: man kennt den Nordost-Monsoon und den Südost-Monsoon; ersterer weht gewöhnlich vom September bis April, letzterer vom April bis September. Beim Anfang des Nordost-Monsoon tragen die ziemlich reichlichen Regen, auf die man zur Befruchtung des Bodens rechnet, und ein kühlerer Wind zur Erfrischung der Temperatur bei und erlauben dem Europäer ein behaglicheres Athmen; nicht mehr umsonst erweitert er seine Brust, frische Luft dringt in seine Lunge, und das Leben scheint ihm kein Drückendes, kein Ermüdendes zu verlieren. Folgt aber auf diese Jahreszeit die Jahreszeit des Landwindes, wie man sie nennt, dann beginnt Jammer und Qual aufs neue; der Wind weht, er weht oft mit Heftigkeit, aber ach! er kommt über die Steppen Asiens, und statt mit labender Frische, wirkt er mit brennendem Druck auf die Organe. Das Gefühl, das man empfindet, ist dem vergleichbar, das man an der Mündung eines stark geheizten Ofens empfinden würde, und auch die Nacht, wofern der Seewind nicht sich erhebt, bringt keine Milderung der Temperatur. Die Luft ist ruhig, sie ist warm, sie ist erstickend; umsonst wälzt man sich auf seinem Lager, um ein wenig in Schlaf zu versinken und Erholung für seine Kräfte zu finden — man ist mit Schweiß überdeckt, durch beständiges, von Hautausschlägen verursachtes Jucken gemartert und von Tausenden von Muskitos angefallen, deren man sich nur durch leichte Gaze erwehren kann, womit man das Bett umschließt, und die einen sonach der wenigen Luft, deren man so sehr bedarf, noch berauben. In dieser Jahreszeit hat die ganze Gewerbsamkeit der Bewohner nur den Zweck, sich Schutz zu verschaffen wider die Berührung dieses brennenden Windes; die Fenster, die Thüren sind auf der Seite geschlossen, von wannen der Wind weht, und ist man reich genug, um diese Ausgabe zu bestreiten, so läßt man von Indiern die Stroh- oder Vetyver-Vorhänge, die vor den Oeffnungen ausgespannt sind, beständig begießen. Die Engländer gebrauchen sogar mehr oder minder complicirte Maschinen, um diese Vorhänge zu bewegen, die, nachdem sie einige Zeit mit der äußern Luft in Berührung geblieben, aufs neue in einen Behälter mit frischem Wasser getaucht und alsbald durch denjenigen Theil des Vorhanges ersetzt werden, der bereits unter Wasser gebracht war. Während der Mahlzeiten und des Nachts werden mehr oder minder elegante bewegliche Körbe, Pankas genannt, oberhalb der Tische oder im Innern der Betten aufgehängt und unaufhörlich von Dienern in Bewegung gesetzt, um die Luft in Regung zu bringen und sich einige Kühlung zu verschaffen. Wie in den zwischentropischen Ländern sind die Nächte den Tagen gleich oder fast gleich; die stets strahlende Sonne spendet ihre Strahlen mit solcher Freigebigkeit, daß viele Personen die Lebhaftigkeit ihres Lichtes nicht ertragen können, um so mehr als ihre Strahlen von allen Seiten an den blendendweißen Mauern der Häuser sich brechen. Das Thermometer steht immer sehr hoch, und die gewöhnliche Temperatur beträgt 24 bis 26 Grad R.; sie kann noch höher oder niedriger seyn, doch stellt diese Zahl ungefähr das Mittel vor. Das Barometer erleidet nicht die raschen Abweichungen, die man zum Beispiel auf Bourbon beobachtet; die Stürme und Ungewitter sind nicht sehr häufig und die Orkane äußerst selten. Die Regen fallen hier nur zu einer gewissen Jahreszeit während vierzehn Tagen oder drei Wochen, und ist diese Zeit vorbei, so sieht man sehr selten regnen. Nichtsdestoweniger ist die Luft oft oder fast immer einigermaßen feucht; zwar hatte ich kein Hygrometer zu meiner Verfügung, um genau den Grad der Feuchtigkeit angeben zu können, doch war dieß leicht aus andern Zeichen erkennbar. In der Regenzeit erreichte diese Feuchtigkeit den höchsten Grad der Unbequemlichkeit und Ungesundheit, denn die Regen fallen alsdann in solcher Masse, daß die Straßen der Stadt bald in einen großen Teich umgewandelt sind, und man das Eindringen dieses Wassers in die Häuser, wo nur Oeffnungen sich finden, nicht verhindern kann.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 247.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 September 1837.

Briefe aus der Normandie.

(Von J. B.)

Erſter Brief. Bayeux.

Der Weg von Caen nach Bayeux geht durch blühende Fruchtfelder, durch üppige Wieſen, die überall der in der Normandie nie fehlende Apfelbaum ſchmückt. Das Land iſt offen, fruchtbar und gut bebaut. Hier und dort heben ſich kleine Hügel, ſelten ſind dieſelben mit Holz bedeckt, und ſo ſieht man eine gute Strecke weit ins Land hinein. Ueberall ſchöne, normanniſch-gothiſche Kirchthürme und Dörfer, dann jene mit Wällen und Baumalleen umgebenen Höfe. In der ſchönen Jahreszeit kann man hier glauben, daß man in einem großen Luſtgarten ſpazieren fahre. Endlich tritt die ſchöne Kathedrale von Bayeux, die ſehr alt, und ſomit für Liebhaber ſehr merkwürdig iſt, hervor. Sie war früher eine der reichſten Kirchen, und ein procès verbal, der im 15ten Jahrhundert (1471) über ihre Schätze aufgenommen wurde, va jusqu'à l'infini, nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen normanniſchen Chronikenſchreibers. Dieſer kirchliche Reichthum iſt freilich verſchwunden; die Hugenoten haben daran gerüttelt, die Revolution ihn in die Welt hinausgeſchickt.

Bayeux ſcheint eine der Städte geweſen zu ſeyn, die nach der Einwanderung der Normannen beinahe nur von dieſen bevölkert war, und die ſich am längſten von dem franzöſiſchen Beigeſchmack frei erhalten haben. Wilhelm Langſchwerdt, der Nachfolger Rollo's, ſagte wenigſtens über die Erziehung Richards ſeines Sohnes zu Boton, Graf von Beſſie: „Wenn ich ihn zu Rouen erziehen laſſe, ſo wird er kein Däniſch lernen, denn niemand ſpricht hier dieſe Sprache. Ich will ihn aber auf eine Weiſe erzogen ſehen, daß er Däniſch ſprechen lernt. Hier (in Rouen) ſpricht man nur romaniſch, aber in Bayeux kann die Mehrzahl der Bewohner nur Däniſch ſprechen. Deßwegen will ich, Sir Boton, daß er bei Euch wohne, und daß Ihr Euch ſeiner Erziehung annehmt.“

Bayeux war und iſt noch ein Biſchofſitz, und die Maſſe der dort wohnenden Geiſtlichen, die der Revolution nicht vergeben konnten, daß ſie die goldenen Apoſtel zum Predigen hinaus in die Welt geſchickt und ihre Bibliothek halbwegs zerſtört hat, waren ſtets ſehr gute Anhänger der Bourbone, und die Bewohner von Bayeux, die größtentheils von der Geiſtlichkeit lebten, und unter ihrem Einfluß ſtanden, ſagten Amen, ſo oft die geiſtlichen Herren einen Segen oder einen Fluch ausſprachen.

Früher war Bayeux eine der erſten Städte der untern Normandie, was ſchon daraus hervorzugehen ſcheint, daß ſie bei der Verbreitung des Chriſtenthums zum Biſchofſitz gewählt wurde. Gegenwärtig iſt die Stadt nur wenig bedeutend; Ackerbau und Viehzucht, und das Seminar ſind die Haupterwerbszweige; der Handel mit Butter iſt bedeutend. Die Stadt verſchickt jährlich etwa 120,000 Pf. vorzüglicher Butter in kleinen Töpfen nach Paris, und macht überdieß wöchentlich 5000 Pf. gewöhnliche Butter, die ihr ein Erträgliches einbringt; dann beſchäftigt ſich eine große Anzahl der Bewohner (3000) mit Blondenwirken, und endlich bieten die in der Nähe liegenden Kalkberge einen einträglichen Handelszweig.

Eine der Hauptmerkwürdigkeiten für Alterthumsforſcher, eine wahre Fundgrube, iſt die bekannte Tapete von Bayeux. Sie ſtellt die Eroberung Englands durch die Normannen dar, und ſoll unter der Aufſicht Mathildens, der Gemahlin Wilhelm des Eroberers, gewirkt, oder beſſer, geſtickt worden ſeyn. Doch iſt man über die Verfertigerin ſehr im Streite, und eine Menge Bücher ſind für und wider die Anſicht, daß die Gemahlin Wilhelms dieſelbe habe ſticken laſſen, geſchrieben worden. Iſt ſie wirklich ſo alt, wofür ſehr ſchlagende Gründe, die ich aber den Alterthümlern überlaſſe zu vertheidigen oder zu bekämpfen, ſprechen, ſo iſt ſie ein gewebtes Geſchichtswerk, für die Ereigniſſe oder wenigſtens für die Kleidertracht ihrer Zeit und alle damaligen Sitten von hoher Bedeutung. Man weiß, wie ein Abgeordneter Haralds von England, nachdem er die Normannen geſehen, zurückkam, und ſeinem Herrn berichtete, daß Wilhelm mit einem Heere von Prieſtern gelandet ſey, und legte dieß meiſt ſo aus, daß man annahm, der Abgeſandte habe ſich wirklich über die Menge der Geiſtlichen im Heere der Normannen gewundert. Die Tapete gibt den Worten des Geſandten eine andere Bedeutung; denn auf derſelben erſcheinen die Normannen mit ge-

schorenem Hinterkopfe und mit blanker Oberlippe, so daß sie hiedurch das Ansehen von tonsurirten Priestern bekamen. Die Mode scheint aber bald abgekommen zu seyn, denn ein halbes Jahrhundert später klagte man in Rom selbst über das üppige Haar der normannischen Priester, welcher Umstand dann auch indirect für das Alterthum der Tapete spricht. In neuerer Zeit war die alte Tapete berufen, noch einmal eine Rolle zu spielen, an die ihre königliche Verfertigerin sicher nicht gedacht hatte. Als Bonaparte in England zu landen beabsichtigte, schickte er die Tapete auf Reisen, ließ sie in Rouen und in Paris ausstellen, um den tapetenen Beweis zu liefern, daß es ein wahres Kinderspiel für Frankreich sey, ein Land zu erobern, das vor 800 Jahren nicht einmal der Normandie zu widerstehen gewußt habe. So klein sind oft die großen Männer. Doch wollte ich nicht eigentlich von all' dem sprechen. Ein Bewohner von Bayeux, Hr. Pluquet, hat ein kleines Büchlein geschrieben, *) wie leider nur sehr wenige in Frankreich über das Volksleben bestehen. Da sich die Einzelnheiten, die er von Bayeux und der Umgegend erzählt, in der ganzen Normandie mit localen Aenderungen wiederholen, so will ich von den Resultaten dieses Büchleins in meinen nächsten Briefen Einiges mittheilen.

Algierer Zustände.

1. Die französisch-afrikanische Armee.

(Fortsetzung.)

Eine ziemliche Anzahl französischer Officiere hat ihr Leben, ihre Zukunft, ihre Plane und Hoffnungen ganz diesem Lande geweiht, welches für einen edlen, enthusiastischen Ehrgeiz eine so großartig schöne Laufbahn öffnet. Mit Freude und Stolz darf die Algierer Armee auf ihre Männer von hohen glänzenden Eigenschaften zeigen, die aber leider bis jetzt nicht die höchsten Plätze ausfüllten. Oberst Duvivier, Oberstlieutenant Lamoriciere und der Capitän Pellissier, seit kurzem Aga der Araber, sind ein Heroskleeblatt; ihren überlegenen Talenten huldigt die ganze Armee. Namentlich ist der erste eine ausgezeichnete Erscheinung, ein Ritter Bayard an persönlichem Muthe, ein Hannibal an Feldherrnklugheit. Ich glaube mit diesen Worten wirklich nicht zu viel zu sagen, ich habe den Oberst Duvivier zu Ghelma commandiren sehen, und spreche hier übrigens nur die Meinung der Armee aus. Bis jetzt findet dieser Mann erst hier rühmliche Anerkennung. Eine geschichtliche Berühmtheit wird seinem Namen nicht entgehen, wenn ihm die Gelegenheit gegeben wird, auf einer größern Schaubühne die gewaltigen Kräfte seines Geistes zu üben. Duvivier war 1830 noch ein ganz obscurer Capitän. Sein schönes Benehmen bei dem zweiten Rückzuge der Franzosen von Medeah, wo er mit einer einzigen Linie Tirailleurs sich den Kabylen entgegenstürzte, während ein panischer Schrecken die übrigen Corps ergriffen hatte und der General Berthezene mit diesen den Engpaß von Teniah bestürzt hinunterlief, Duviviers spätere kleine Gefechte gegen die Kabylen von Budschia, in welchen allen er ein merkwürdiges Talent entwickelte und nie eine Blöße gab — endlich sein heroisches Benehmen vor Constantine verhalfen ihm nach und nach zu dem Obersigrade, der aber noch lange unter seinen Fähigkeiten ist. Doch steht dieser Officier wohl noch nicht am Ende seiner Carriere. Das Urtheil des Marschall Clauzel weissagt ihm eine weit glänzendere Zukunft.

Oberst Lamoriciere, welcher das Corps der Zuaven commandirt, war früher Chef des Bureau Arabe, wo er ein bedeutendes Talent und einen glühenden Eifer entwickelte, die ihm zu einem raschen Avancement verhalfen. Er ist kaum 30 Jahre alt. Wenige Menschen besitzen wie er die Gabe der geistreichen Unterhaltung. Er ist von seinem Corps angebetet, spricht vortrefflich arabisch und hat großen Einfluß auf die Araberstämme der Ebene.

Der Capitän Pellissier ist Officier des Etat-Major. Sein gerader loyaler republicanischer Charakter war bis jetzt seinem Avancement hinderlich. Er machte Opposition gegen alle Gouverneurs, und hatte stets seine eigene Meinung. Erst seit der Verwaltung des General Damrémont hat er plötzlich großen Einfluß gewonnen und wurde zum Chef des neuen Bureau ernannt. Pellissier ist ein Universalgenie, gleich tüchtig als Militär, Verwalter und Schriftsteller. In allen seinen Ideen über die Reformen der Armee, die Art, die Araber zu bekämpfen ꝛc., welche er in seinen „Annales Algériennes" so geistvoll ausgesprochen, entwickelt derselbe ein tiefes logisches Urtheil. Aus seiner Feder floß früher eine Reihe sehr merkwürdiger Aufsätze in dem „National." Pellissier hat ein Häuflein sehr eifriger Anhänger, die ihn ohne weiteres zum Gouverneur machen würden, wenn dieses von ihnen abhinge. Inzwischen ist derselbe doch jetzt die rechte Hand und vielleicht auch der Kopf des neuen Gouverneurs, welcher Pellissier schätzt und liebt; dadurch sind die Wünsche seiner Freunde wenigstens indirect erfüllt.

Der General Damrémont ist noch allzu kurze Zeit im Lande, um ein Urtheil über ihn zu wagen. Seine erste Expedition gegen Bona im J. 1830 und das eben so tapfere, als weise und gemäßigte Benehmen, welches er bei jener Gelegenheit zeigte, machte ihn dem Lande bereits vor dem Antritte seiner Verwaltung vortheilhaft bekannt; dennoch wurde seine Ernennung in Algier ohne den geringsten Enthusiasmus aufgenommen. Der Marschall Clauzel hat hier noch Anhänger und die große Zahl derjenigen Colonisten, welche in letztern alle Hoffnungen gesetzt hatten, und sich dann getäuscht fanden, verloren alles Vertrauen auf eine bessere Zukunft und hörten die Ernennung Damrémonts mit Gleichgültigkeit. Dieser übernahm die Zügel der Regierung zu einer kritischen Epoche. Abd-el-Kader war zu Medeah, die Kabylen des Atlas hatten seine Partei genommen, die Hadschuten trieben ihre Räubereien mit einer unerhörten Keckheit, und plünderten die Colonisten innerhalb der französischen Linien, der Marabut Sidi-Saadi durcheilte alle Stämme des Ostens und predigte den „Dschaad," d. h. den heiligen Krieg. Endlich wurde die Colonie Reghaia von den Amrauahs überfallen und der furchtbare Ben-Zamun der meh-

*) Contes populaires, préjugés, patois et proverbes de l'arrondissement de Bayeux par Pluquet. Rouen 1834.

rere Jahre lang ruhig geblieben war, regte ſich wieder hinter ſeinen Bergen. Man muß es zur großen Ehre des Generals Damrémont geſtehen, daß er, obwohl einem Syſteme des Friedens angehörend, doch in dieſen kritiſchen Momenten große Energie und Beharrlichkeit entwickelte. Ich war ſelbſt Begleiter ſeiner letzten Expedition nach Belida und Coleah, welche die Nähe Abd-el-Kaders veranlaßt hatte. Die Ruhe und Verſtändigkeit in den kriegeriſchen Anordnungen, die imponirende Würde, welche der Gouverneur, den Geſandten Belida's gegenüber, behauptete, machten auf alle, die damals in ſeiner Nähe waren, einen ſehr günſtigen Eindruck. Bei der Expedition gegen die Amrauahs und die Beni-Iſſer zauderte der General Damrémont anfangs und begann mit Unterhandlungen. Als aber dieſe Stämme die Zurückgabe der geraubten Heerden weigerten, führte er die Feindſeligkeiten mit Ernſt und Nachdruck, und erreichte auch da ein gutes Reſultat. Der Chef ſeines Generalſtabs, Perregaux, Maréchal de Camp, unterſtützt ihn mit der Thätigkeit und den Hülfsmitteln ſeines ſcharfſinnigen Geiſtes.

Unter den übrigen Brigadegeneralen oder Maréchaux de Camp erwähne ich noch der Generale Trezel und Bro. Der ſo unglückliche, ſo tapfere und in dieſen beiden Eigenſchaften gleich berühmte Trezel commandirt zu Bona. Sein Name kommt bei den meiſten wichtigen und unglücklichen Begebenheiten dieſes Landes vor. Seine traurige Expedition gegen Budſchia, wenn auch mit Erfolg gekrönt, koſtete einer großen Anzahl franzöſiſcher Krieger das Leben, und nur Ruinen und Leichen waren ſeine gewonnenen Trophäen. Nicht als ob der General bei dieſer Gelegenheit Fehler begangen oder nicht die gehörige Tapferkeit gezeigt hätte, die Urſache der Zerſtörung Budſchia's und des großen Blutbades war die Schwierigkeit des Terrains und der verzweifelte Widerſtand der Kabylen, welche nie mit mehr Wuth und Fanatismus ſich geſchlagen hatten. Die Niederlage an der Macta gegen Abd-el-Kader war eines der traurigſten Ereigniſſe für die franzöſiſche Herrſchaft in Afrika: ſie zerſtörte zum Erſtenmale unter den Arabern völlig den Glauben an die franzöſiſche Unbeſiegbarkeit, und dennoch war Trezel's Benehmen während und nach dieſem unglücklichen Treffen ſo tapfer und hochherzig; er zeigte, indem er ſeinen Verluſt nicht zu verkleinern ſuchte und die Schuld des Unglücks nicht auf diejenigen wälzen wollte, welche Abd-el-Kadern mächtig und hochmüthig gemacht hatten, eine ſo edle Reſignation und Geiſtesgröße, daß die ganze franzöſiſche Nation Partei für ihn nahm. Die Generale Drouet d'Erlon und Desmichels, welche dem Emir die Waffen geliefert hatten, mit denen dieſer die franzöſiſchen Soldaten erſchlug, wurden zurückgerufen, während der unglückliche, aber achtungswerthe General Trezel ein anderes Commando in Afrika erhielt. Sein tapferes Blut, das vor Conſtantine floß, ſühnte ſeine Niederlage an der Macta. Man hieß ihn in der Armee jetzt nur „le brave Trezel.“ Bevor ich die perſönliche Bekanntſchaft dieſes Generals machte, entwarf ich mir, ſo oft ich von ſeiner Energie, ſeinem perſönlichen Muthe, ſeiner Kampfluſt hörte, das Bild eines grimmigen Hektor, deſſen bloße Miene die Araber zittern machte. Wie verwundert ſtand ich, als ich ſtatt eines martialiſchen Veteranen ein kleines, mageres, bartloſes Männchen mit feinklingender Stimme erblickte, welches in der goldgeſtickten Generalsuniform mit den ungeheuren Epaulettes eine gar zu komiſche Figur ſpielte. Trezel iſt in ſeiner Unterhaltung gutmüthig, ſanft und herzlich. Jeder gemeine Soldat, ſey es auch ein Trunkenbold und mauvais sujet findet Audienz bei ihm und einen Protector, wenn ſeine Klage gerecht iſt. Eben ſo leutſelig zeigt er ſich gegen die Araber. Trezel iſt trotz ſeiner Schulmeiſterfigur ein ächter, enthuſiaſtiſcher Krieger. Man muß ihn im Geſpräche hören, wenn auf irgend eine ſchöne Waffenthat die Rede kommt, oder man muß ihn ſehen als General an der Spitze ſeiner Truppen, wie ſeine Augen dann funkeln, mit welchem Leben und Feuer er ſpricht, welche fieberhafte Bewegung ſeine Zwerggeſtalt ſchüttelt, dann begreift man erſt, daß man „le brave Trezel“ vor ſich habe, der mit einem Regimente den mächtigen Abd-el-Kader aus Maskara jagen wollte.

Welchen perſönlichen Contraſt bietet dagegen ſein Buſenfreund, der General Bro, ein ächter Huſar des alten Friedrich an Geſtalt und Muth, ein wahres Blüchergeſicht mit kahlem Haupte und ungeheurem Schnurrbarte. Dieſer ehrwürdige eisgraue Veteran iſt der älteſte der franzöſiſchen Generale in Afrika. Er wartet lange ſchon mit Schmerzen auf ſeine Ernennung zum Generallieutenant, die auch noch lange wohl auf ſich warten laſſen wird, denn ſeine kriegeriſchen Talente und ſtrategiſchen Kenntniſſe ſollen eben nicht ſehr weit her ſeyn. Dagegen iſt er ein vortrefflicher Lagercommandant, wachſam, vorſichtig, ſtreng im Dienſte. Wo er commandirt, da iſt man ſicher, von den Beduinen nicht im Schlafe überrumpelt zu werden. Dagegen hat auch er dieſe noch nie im Schlafe überraſcht, denn ſo oft er auf Befehl des Gouverneurs einen Ueberfall machen ſollte, da fehlte auch keine Maßregel der Vorſicht und Klugheit. Vortrab und Arrieregarde, Infanteriepiquets hinter jeder Cavallerieescadron, ein „Halt,“ ſo oft das Dickicht einen feindlichen Hinterhalt verbergen könnte, auf Alles hat der alte General ein wachſames Auge. Allein wenn man dann bei den feindlichen Stämmen ankam, da war der Vogel aus dem Garn und die Kuh zum Stalle hinaus. Die Araber hatten immer ſchon ihre Heerden und ihr bißchen Habe in Sicherheit gebracht.

General Bro iſt trotz ſeines hohen Alters ein äußerſt rüſtiger Mann, und ein Reiter, wie ich noch wenige geſehen. Er hält viel auf ſchöne Pferde und reiche Waffen. Der gewöhnliche Commandoſitz dieſes Oberofficiers iſt das Lager Duera. Dort findet jedermann ſeiner Bekanntſchaft, der von Algier nach Buffarik reiſt, an ſeiner gaſtfreien Tafel gute Schüſſeln, alte Weine und einen herzlichen Empfang. Der General liebt in hohem Grade eine gemüthliche Deſertunterhaltung, wobei er unaufhörlich Anekdoten erzählt und Späße macht. Das Herz geht ihm in wunderlicher Rührung auf, wenn er mit einem Deutſchen deutſch ſprechen kann. Dann erinnert er ſich einer Stadt in Norddeutſchland, wo er verwundet lag, einer edlen Familie, die ihn liebreich pflegte wie ein Kind des Hauſes, und einer ſchönen jungen Dame, welcher er die Erlernung der deutſchen Sprache verdankt.

(Fortſetzung folgt.)

Pondichery und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Die Häuser werden für eine freie und leichte Circulation der Luft gebaut, und besitzen auf allen Seiten große Oeffnungen; die Verwendung des Glases für die Fenster ist hier unbekannt; sie werden bloß mittelst eines Geflechts aus Palmriet geschlossen oder haben bewegliche Jalousien, die man schief oder horizontal macht, je nachdem man eine größere oder geringere Menge Luft eindringen lassen will. Bei einer solchen Bauart können daher diese Oeffnungen nicht hermetisch geschlossen werden, das Wasser dringt auf allen Seiten in die Gemächer und man kann sich nur mit Mühe dawider schützen; glücklicherweise aber sind diese Regen von kurzer Dauer. Von diesem Zeitpunkt an werden indessen die Krankheiten häufiger, und der öffentliche Gesundheitszustand ist während desjenigen Theils des Jahres, dessen Temperatur die angenehmste ist, weniger gut; die Jahreszeit der Landwinde ist viel unbequemer, man fühlt sich beengt von der brennenden Hitze, befindet sich im Allgemeinen aber wohl. Diese Thatsache läßt sich nur aus den atmosphärischen Wechseln der Jahreszeit der Nordostwinde erklären, wo wirklich ein ziemlich bedeutender Unterschied in der Temperatur während der verschiedenen Tagesabschnitte besteht: man findet sich plötzlichen Erkältungen und somit allen den Krankheiten ausgesetzt, welche die gewöhnliche Folge davon sind. In der andern Jahreszeit bemerkt man eben diese Krankheiten auch, doch zeigen sich dann die Unterleibsaffectionen häufiger als die der Brustorgane, die Augenkrankheiten wüthen manchmal epidemisch, und die Hautausschläge sind sehr gewöhnlich. Die in diese brennenden Gegenden verpflanzten Europäer bringen ihre Sitten, ihre Gebräuche, ihre Thätigkeit mit dahin, und ziehen bei ihrer Ankunft die in diesem Lande herrschenden Gebräuche gern ins Lächerliche; sie begreifen nicht, daß man sich von Männern tragen lassen könne, daß man sich dem überlasse, was sie Weichlichkeit, Faulheit nennen, und sie gedenken ihre Gewohnheiten und ihre Thätigkeit treu zu bewahren; sie trotzen der Sonnenhitze zu allen Stunden des Tages, machen mühsame und beschwerliche Ausflüge; doch bald ernten sie die Frucht ihrer Unklugheit. Ihr Leib ist mit Schweiß überzogen, die Haut ist in beständiger Thätigkeit, wird reizbar und entzündet; ein bläschenartiger, unter dem Namen Bourboulles bekannter Ausschlag bedeckt den ganzen Umfang des Körpers, an dem einige Stellen von ihrer Oberhaut entblößt und der Oberfläche eines Vesicators ähnlich werden; der Durst wird unauslöschlich, keine Getränke können ihn stillen, und vermehren sogar noch die Qual, indem sie sich fast unmittelbar auf die Oberfläche der Haut ziehen, auf der man die Stiche von tausend Nadeln zu fühlen glaubt. Der Appetit verliert sich, hört häufig sogar ganz auf, und Blutgeschwüre zeigen sich an beinahe allen Theilen des Körpers. Glücklich der Europäer, wenn er für seine Akklimatisirung nur diesen leichten Tribut zu zahlen hat; allein manchmal geschieht es, daß wenn die Strahlen der Sonne unmittelbar auf ihn herabschießen, er den Zufällen einer Hirnhautentzündung zur Beute wird, oder eine heftige Dysenterie eintritt in Folge des Mangels eines Gleichgewichts, der sich zwischen den Verrichtungen der Haut und denen der verschiedenen Schleimhäute und namentlich der des Darmcanals einstellt. In den ersten Zeiten vermag der Schlaf die enorme Aufzehrung von Kräften, welche durch die Ausdünstung veranlaßt wird, kaum zu ersetzen; Tausende von Insecten summen ihm um sein Ohr, belästigen ihn mit ihren Stichen, haben sogar eine leidige Vorliebe für den neuen Ankömmling, und setzen ihn wahrhaft auf die Folter. Man geräth nach einem oft sehr kurzen Aufenthalt ganz in Erstaunen über das Gefühl des Dahinschwindens der frühern Thatkraft, über die Furcht vor Bewegung und Leibesübung und über das unwiderstehliche Bedürfniß des Schlafes nach eingenommenem Frühmahle. Unmerkbar nimmt man die Gewohnheiten des Landes an, man legt sich spät zu Bette, weil man nach einem heißen Tage einen Genuß darin findet, eine etwas weniger warme Luft einzuathmen; man steht mit Tagesanbruch auf, sucht seine Geschäfte Morgens abzumachen, um gegen neun Uhr wieder zu Hause zu seyn, weil die Hitze um diese Stunde bereits unerträglich ist, und hält sich bis Abends sechs Uhr im Innern der Häuser eingeschlossen. Ist man genöthigt in der Mitte des Tags auszugehen, so läßt man sich in einem Palankin tragen — ein Transportmittel, dessen Gebrauch für den Europäer noch unentbehrlicher ist, als für den akklimatisirten Indier, der sich desselben indessen beständig bedient, sobald ihm seine Vermögensumstände die Unterhaltung der Träger gestatten. Tuchene oder wollene Kleider kann man nicht mehr ertragen; die leichtesten Gewebe sind noch zu schwer, auch im Innern der Häuser hat man nur die nothwendigste Kleidung am Leibe. Baumwollgewebe verdienen den Vorzug vor den leinenen, die, obschon erfrischender, doch dadurch gefährlich werden, daß sie sich auf dem Leibe erkälten, und ihn einer Unterdrückung der Transpiration aussetzen. Der Gebrauch der Bäder ist allgemein und häufig; sämmtliche Häuser enthalten einen hiezu bestimmten Saal, worin die Bäder kalt oder verschlagen genommen werden; manche Personen nehmen sie indeß kalt und befinden sich wohl dabei, was sich aber in einem so warmen Lande, wofern man nicht die Vorsicht gebraucht, vor dem Hineinsteigen so lange zu warten, bis der Körper sich etwas abgekühlt hat, um sich nicht einer Congestion der inneren Organe auszusetzen, und wofern man nicht außerdem einer guten Gesundheit und einer starken Organisation genießt, stets für gefährlich hielt. Von den Seebädern kann man wegen der Haifische, die sich in der Nähe der Küsten finden, ohne große Gefahr zu laufen, nicht Gebrauch machen. Bei diesen Bädern wendet man oft Reibungen, Kneten und einige andere Manipulationen an, jedoch nicht allgemein. Auch in seiner Nahrung hat der Europäer Reformen vorzunehmen; seine Eßlust vermindert sich, die Verdauung wird schlecht, die thierischen Stoffe werden von seinem Magen weniger begehrt, und die Schwächung, die er in allen seinen Lebensverrichtungen empfindet, weist ihn auf erregende Mittel, als auf ein Bedürfniß, hin; daher der fast allgemeine Gebrauch alkoholischer Ingredienzien in Wasser, und jener indischen, hier zu Lande noch mit dem Titel Erfrischungsmittel gezierter Gewürze, nämlich des Pfeffers, des Piments, des Ingwers, des Safrans, der Koriander, die man zum Kari verwendet, wovon später die Rede seyn wird. Die Lebensmittel sind zu Pondichery reichlich und mannichfaltig: das Ochsenfleisch ist von ziemlich schlechter Qualität, Schöpsenfleisch ist besser und fastiger; Geflügel ist sehr allgemein und bildet mit Wildpret und Fischen die Hauptnahrung der Europäer; die Gemüse sind bei weitem nicht so gut als die europäischen, und das Obst ist insgemein von ziemlich schlechter Qualität, weil man es fast immer unreif pflückt, um es der Gefräßigkeit der Raben und der Palmeichhörnchen, welche die Felder verwüsten, zu entziehen, und weil überdieß die Indier zu wenig Betriebsamkeit besitzen, um der Cultur des Obstes die Sorgfalt, die sie erheischt, zu widmen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 248.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 September 1837.

Ueber die Thätigkeit der katholischen Missionen in China.

Während die protestantischen Missionen die Welt mit ihren Berichten, Bibeln und Tractaten überschwemmen, ohne sonderliche Fortschritte in der Heidenbekehrung zu machen, haben die französischen Missionen in China, welche man längst für vertilgt halten sollte, da man selten von ihnen hört, sehr beträchtliche Fortschritte gemacht. Die katholischen Priester waren seit 15 Jahren aus Peking verbannt, und die, welche man in den Provinzen entdeckt hatte, ebenfalls nach Macao geschickt worden, aber die französischen Lazaristen, denen es weder an Geldmitteln, noch an Verbindungen und Enthusiasmus fehlt, haben unter der Hand für die Unterhaltung der katholischen Kirche in China gesorgt, und einen Erfolg gehabt, der ihre eigenen Erwartungen übertroffen hat. Sie schickten seit einigen Jahren jährlich zwei bis drei junge Priester nach China, welche sich im Stillen an die Hauptsitze der Missionen im Innern begeben und ihr Bekehrungswerk fortsetzen; es gibt gegenwärtig katholische Kirchen in allen Provinzen, welche an vielen Orten öffentliche Capellen haben und ihren Gottesdienst ungestört verrichten, seitdem die Missionen die Klugheit gehabt haben, so viel als möglich Priester unter den Chinesen selbst zu bilden. Sie haben dazu zwei Seminarien gegründet, das eine in Macao für die südlichen Provinzen, von wo die chinesischen Candidaten nach Manilla geschickt werden, wo der Erzbischof sie weiht. Kommen sie zurück, so werden sie ins Innere geschickt, und leben in der Mitte ihrer Gemeinden so ruhig, als Geistliche in Europa. Das andere Seminar ist in der Tatarei, jenseits der chinesischen Mauer, und die Priester für die nördlichen Provinzen und für Peking werden dort erzogen; denn, was man kaum glauben sollte, es hat sich eine beträchtliche katholische Kirche in Peking erhalten, die mehr als 26,000 Christen zählt, und in diesem Augenblicke befinden sich zwei französische Priester bei ihr; denn man vertraut doch den chinesischen Priestern die höhere Direction des Kirchenwesens nicht an, und die Provincialen sind immer Europäer, obgleich die Nothwendigkeit, diese dem Verdacht der Regierung zu entziehen, sie im Geheim reisen zu lassen u. s. w., den Missionen oft sehr große Schwierigkeiten in den Weg legt. Selbst in vielen Hauptstädten ist der christliche Cultus ganz öffentlich; in Tschingtufu, der Hauptstadt der Provinz Setschüen, werden die Christen auf dem großen Kirchhofe der Stadt begraben, ihre Gräber mit Kreuzen und christlichen Symbolen versehen u. s. w. So lange die Regierung die Anwesenheit von Europäern nicht vermuthet, übt sie die vollkommenste Toleranz gegen die Christen, und da die christlichen Gemeinden sich im Allgemeinen durch ihre Moralität und Ruhe auszeichnen, sind sie gewöhnlich bei den Localbehörden sehr beliebt, und wenn sie einmal von den Beamten geduldet sind, so haben diese das größte Interesse, ihre Entdeckung durch die höhern Behörden zu verhindern, indem sie in diesem Falle für die frühere Toleranz verantwortlich würden. Wenn daher eine Kirche einmal gebildet ist, so läuft sie nur wenig Gefahr, und die besondern Verwaltungsformen in China geben eine Garantie, daß die ersten Versuche ihrer Gründung nicht so leicht unterdrückt werden, indem der Transport der Verdächtigen an den Sitz des höhern Tribunals auf Kosten ihrer Localbeamten geschieht, so daß diese der Sache durch die Finger sehen, so lange sie keine Unruhen und öffentliches Gerede befürchten, das ihnen Verantwortlichkeit zuziehen könnte.

Der Grund, warum man so wenig von den Missionen hört, liegt darin, daß man früher oft höchst unwissende Priester hinschickte, welche bei ihrer Rückkehr keine leidliche Erzählung verfassen konnten; aber seit einigen Jahren haben die Lazaristen ihren Fehler eingesehen, und Leute hingeschickt, welche neben ihrer theologischen Erziehung noch eine specielle wissenschaftliche Bildung erhalten, wie früher die Jesuiten gethan hatten. Sie besitzen jetzt Astronomen, Botaniker u. s. w. in China, von denen sich interessante Nachrichten hoffen lassen. Es ist zwar noch lange nicht zu erwarten, daß die katholischen Missionen wieder den Grad von Ausdehnung und Einfluß erhalten werden, den sie im vorigen Jahrhunderte erreicht hatten, doch haben sie sich wieder auf einen bessern Fuß gesetzt, als je seit der Vertreibung der Jesuiten, und wenn sie es dereinst dahin bringen könnten, daß sich ein einheimischer christlicher Clerus bildete, welcher hinlängliche Kenntnisse hätte, um der directen

Aufsicht europäischer Provincialen entbehren zu können, so würde das Christenthum ohne Zweifel schnelle und ungestörte Fortschritte machen, da die Regierung es nicht als Religion, sondern als ein Instrument europäischen Einflusses verfolgt. Als die protestantischen Missionäre kürzlich 20,000 in chinesischer Sprache abgefaßte christliche Bücher, Bibeln, Katechismen u. s. w. an der Küste von Fokien vertheilten, und diese Bücher an den Kaiser geschickt wurden, erließ dieser ein sehr strenges Decret, in welchem er aber von den Religionsbüchern keine Notiz nimmt, sondern nur von den Brochüren der Gesellschaft für gemeinnützige Kenntnisse, welche geographische, historische und politische Tractate herausgegeben und mit den Bibeln vertheilt hatte.

Algierer Zustände.

1. Die französisch-afrikanische Armee.

(Fortsetzung.)

Uebrigens werden unter den Officieren wie unter den Soldaten solche Veteranen der Kaiserzeit, wie General Bro, bereits ziemlich selten. Jene Trümmer des napoleonischen Heldenpantheons füllen jetzt fast sämmtlich die Invalidenhäuser oder leben von einem kleinen Gnadengehalte. In der afrikanischen Armee wird man im Durchschnitte höchstens einen oder zwei Soldaten finden, welche unter den kaiserlichen Adlern von 1812 gedient hätten. Gewöhnlich sind es dann alte Sergeanten. Es existirt in Algier auch eine Veteranencompagnie, welche ganz aus Individuen von wenigstens 25 Dienstjahren besteht, aber diese wird alle Tage schwächer und ist nicht in activem Dienste. Nicht die morschen Reste jener Sieger von Wagram und Jena sind es, welche heutigen Tages den Kern und die Kraft der französischen Heere bilden. Für ihre steifen Glieder taugt der Bivouac nichts. Nach einer so stürmisch durchlebten Jugend ist Frankreich ihnen ein ruhiges Sterbestündlein schuldig. Die Stärke und die Furchtbarkeit der heutigen französischen Kriegsmacht besteht in ihrer Jugend. Nur eine junge Armee kann den Krieg in Afrika führen und an die Fechtart, an die Entbehrungen, an das Klima dieser heißen Zone sich gewöhnen. Die alten Soldaten sterben hier am schnellsten.

Frankreich ist seit seiner Juliusrevolution gegen die Armee ein wenig stiefmütterlich geworden. Die Klagen der Militärs, besonders der niedern Grade vom Gemeinen bis zum Capitän, behaupten, daß ihre Lage selbst unter den ältern Bourbons nie so schlecht gewesen sey, und in der That glaube ich, daß ihre Klagen gegründet sind. Das System, welches heutigen Tages in Frankreich herrscht, ist ein System der engherzigsten Sparsamkeit, repräsentirt von einer Deputirtenkammer, welche vor keinem Gesetze gegen die Freiheit erschreckt, aber hartnäckig und zänkisch aufs äußerste ist, da wo es von Ziffern sich handelt. Das Kriegsbudget namentlich findet in der Kammer immer kleine, unerbittliche Reductionen. Dabei leiden denn namentlich die Interessen der armen Teufel von Soldaten und Subalternofficieren, während die fetten Appointements der höhern Officiere stets unantastbar bleiben. Ein gemeiner Soldat hat in Frankreich täglich nach Abzug der Menage einen Sou oder fünf Pfennige, die Soldaten der Elitecompagnie und der Cavallerie zwei Sous — ein Sold, der nicht geringer seyn kann. In keiner niedern Armee Europa's ist die Bezahlung so äußerst karg, denn von diesem täglichen Sou muß der französische Soldat sich noch manche kleine Gegenstände, wie Schuhwichse u. s. w. kaufen, es bleibt ihm folglich so viel als gar nichts übrig. Derjenige, welcher nicht einen kleinen Nebenverdienst oder einige Subsidien von Hause hat, muß sich jedes Vergnügen versagen, und darf das ganze Jahr hindurch nichts als Wasser trinken. Die Nahrung der französischen Truppen ist überdieß schlechter als in den meisten deutschen Staaten, und dennoch ist seltsamerweise die französische Armee die kostspieligste von allen Armeen Europa's, mit Ausnahme vielleicht der englischen. Dieses Räthsel ist nicht schwer zu lösen. Jedermann kennt in Frankreich die Ursache. Am besten zu erklären aber wissen es jene Intendanten, agents comptables, fournisseurs, directeurs d'hôpitaux etc., welche nach wenigen Amtsjahren sich als Millionärs zur Ruhe setzen. Die Mißbräuche, die Unterschleife, die Unredlichkeit der Militärverwaltung ist in Frankreich allbekannt; aber kein Minister wagt oder will das Amputationsmesser an dieses fressende Uebel setzen, an welches man sich gewöhnt hat, und durch dessen Ausrottung mächtige Privatinteressen verletzt würden. Jeder Minister hat stets eine Anzahl Freunde und Günstlinge zu placiren, und jene Stellen sind die einträglichsten des Landes.

Die französische Armee in Algier erhielt bis zum J. 1834 ihren Kriegssold, was gewiß nicht mehr als billig war. Der Krieg hat seit sieben Jahren in diesem Lande noch nicht aufgehört, und wo ist derselbe mehr von Entbehrungen und Leiden begleitet gewesen! Es war eine schreiende Ungerechtigkeit, daß man den Truppen diese Zulage entzog, und ihren Sold auf denselben Betrag wie in Frankreich reducirte. Ja, manche Corps haben hier sogar weniger als dort. Die Chasseurs d'Afrique erhalten einen Sou tägliche Löhnung, während die französischen Cavalleristen das Doppelte haben. Die einzige Zugabe, welche man den armen französischen Regimentern bewilligte, war ein Viertel Maaß Wein und noch eine gleiche Quantität für diejenigen, welche sechs Stunden lang in der glühenden Sonne bei dem Straßenbau gearbeitet haben. In Algier selbst ist die Existenz des Soldaten jetzt etwas erträglicher, als in den frühern Jahren. Dort sind die meisten Landstraßen vollendet, die Moräste in der Nähe der Stadt ausgetrocknet, die Lager haben große geräumige Casernen, wo die meisten Truppen auf Matrazen oder Hängematten schlafen. Alles dieses war das Werk des Soldaten. Er ersetzte den Maurer, den Zimmermann, den Pflasterer; er hat in diesem Lande mit Hacke und Schaufel ruhmvollere Werke vollbracht, als mit den Waffen. Namentlich sind die schönen Landstraßen, welche bereits 10 Stunden in die Ebene führen, für die afrikanische Armee ehrenvolle Monumente, die ihr in diesem Lande eine ewige Anerkennung sichern müssen. Die riesenhaften Arbeiten zur Austrocknung der Ebene Metitschad sind ebenfalls seit mehreren Jahren begonnen, in deren Folge bereits mehrere Punkte, wie Maison carrée und Buffarik gesündere Aufenthaltsorte geworden sind.

In Bona hingegen ist das Schicksal der Krieger ein höchst

trauriges. In den dortigen Lagern sind noch keine Barracken gebaut und Soldaten, wie Officiere, schlafen auf der Erde. Morgens 4 Uhr ruft die Trommel die Soldaten zur Arbeit. Da müssen diese Unglücklichen Steine klopfen, graben und Schubkarren ziehen, und dieses alles während einer Hitze von 30 Grad und auf einem Terrain, welches die Ausdünstungen der Moräste verpesten. Die eigentlichen afrikanischen Corps bleiben immer auf den Vorposten, die Linienregimenter kehren gewöhnlich nach sechsmonatlichem Lageraufenthalte in die Stadt zurück. Der Anblick solcher rückkehrenden Truppen ist immer herzzerreißend. Diese braungelben zerstörten Gesichter, diese abgemagerten Skelette, an denen die Uniformen schlotternd herabhängen und die sich mühsam mit den Waffen weiter schleppen, erzählen so beredt ihre Leiden, aber männlich unterdrücken sie jeden Schmerzensseufzer. In den Monaten Julius und August liegt gewöhnlich die Hälfte von jedem Regimente in den Spitälern und zu Bona ist die Sterblichkeit manchmal fürchterlich.

Die akklimatisirten Corps hingegen, wie die Zuaven und Chasseurs sind fast ganz schon zu Afrikanern geworden, ihr Teint ist von dem der Araber nicht mehr zu unterscheiden. Diejenigen, welche in den ersten Jahren den Fiebern und der Diarrhöe nicht erlagen, bleiben dann gewöhnlich immer gesund. Ihr Körper hat sich in Metall verwandelt, wie die Muskeln der Kabylen, von nun an trotzen sie der Hitze, den Märschen, dem Hunger, und manche gewinnen sogar einen Geschmack an diesem Leben der Wildniß, wo zwischen Krieg und Arbeit ihre Zeit vergeht. Die meisten freilich richten ihre sehnsüchtigen Blicke dem Vaterlande zu. Unter welcher Himmelszone man auch lebt, Frankreich wird man überall vermissen. Aber viele jener Soldaten, welche nach geendigten Dienstjahren in die Heimath zurückkehren, wurden dort des stillen prosaischen Lebens bald überdrüßig. In der Ferne und namentlich in einem Lande der Barbarei dünkt die civilisirte Heimath viel schöner noch als sie wirklich ist. Aber einem Soldaten kommt es nach 7 Dienstjahren etwas schwer an, wieder ein Bauer oder friedlicher Handwerker zu werden. Er erinnert sich dann in dem ewigen Einerlei der Werkstätte seines Lagerlebens mit einer gewissen Sehnsucht. Er gedenkt seiner Cameraden, die er in der Armee zurückgelassen, seiner Kämpfe gegen die Beduinen, seiner Löwenjagden, endlich läßt auch der Ehrgeiz, die Hoffnung, durch eine kühne That das rothe Band und damit eine lebenslängliche Pension zu gewinnen, ihm keine Ruhe, und so sieht man nicht ohne großes Erstaunen nach 3 oder 4 Monaten dieselben Soldaten, welche in vollem Jubel das Schiff zur Abreise bestiegen hatten, mit einem neuen Dienstengagement nach Afrika zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

Wir beginnen unsern Bericht mit Massuah, dem einzigen Hafen, durch welchen Abyssinien die verschiedenen Erzeugnisse seines Gebiets absetzen und durch den es diejenigen erhalten kann, die ihm mangeln oder die seine noch unentwickelte Industrie nicht zu erzeugen vermag. Diese Insel, vom Festland nur durch einen schmalen Canal getrennt, der einen herrlichen Landungsplatz selbst für große Schiffe bietet, ist nichts als eine unfruchtbare Klippe, die durch die Arbeit der Korallen aus dem Schoße des Meeres emporstieg, und deren ohnehin beschränkter Flächenraum noch durch eine Katastrophe vermindert wurde, in deren Folge fast die Hälfte in das Meer zurücksank. Auf dem nicht mit Häusern besetzten Theil befinden sich einige Cisternen, da diese aber unzureichend sind, so sehen die Leute nach der Regenzeit sich genöthigt, das Wasser zu kaufen, welches ihnen die Bewohner des Festlandes in Schläuchen bringen.

Massuah gehört Mehemed Ali; gegen hundert Infanteristen und einige Kanoniere bilden die Besatzung, und ein kleines Kriegsschiff versieht die Polizei im Hafen und ist zugleich zu dessen Vertheidigung aufgestellt. Der Theil des Dancali, welcher der Insel zunächst liegt, wird von einem Naïb regiert, der seit langer Zeit schon der Pforte zinspflichtig ist, der er jährlich 1000 Talaris zu bezahlen hat. Dagegen bekommt er aber alle Monate eine gleiche Summe, wofür er sich verpflichtet hat die Stadt mit Wasser zu versehen und eine Garnison zu unterhalten, welche stark genug ist, die Karawanen gegen die Angriffe feindseliger Stämme zu vertheidigen. Die erwähnte Summe wird aus den Erträgnissen der Zölle bestritten, die sich in günstigen Zeiten bis auf 150,000 Franken belaufen, die aber, wenn die Kriege, welche Abyssinien so oft verheeren, den Kaufleuten nicht erlauben, sich in ein dem Raub und der Anarchie preisgegebenes Land zu wagen, kaum den dritten Theil jener Summe eindringen.

Der Naïb pflegt die Weißen, welche Abyssinien besuchen wollen, auf jede nur mögliche Weise zu bedrücken; er fordert werthvolle Geschenke an Geld und Waaren von ihnen, und da man ohne seinen Schutz sein unglückliches Land nicht durchreisen kann, so muß man sich wohl seinen Forderungen unterwerfen. Er war von unserer Ankunft zum voraus unterrichtet, und sah dem Augenblick, wo wir uns ihm vorstellen würden, mit Ungeduld entgegen. Am 15 April 1835 reisten wir von Massuah ab, nachdem wir uns mit Dienerschaft und einem Dolmetscher versehen hatten. Ein günstiger Wind trieb uns gegen Arkiko, die Residenz desjenigen, den wir so viele Ursache hatten zu fürchten. Wir schlugen unser Zelt am Ufer auf, und nachdem wir etwas gegessen hatten, begaben wir uns nach dem Hause des Naïb. Wir wurden gemeldet, er kam uns entgegen und führte uns in seinen Audienzsaal, eine Art Käfig, ganz von Schilf gebaut und an der Thür von einem Soldaten mit langem, dichtem, stark mit Butter geschmiertem Haupthaar bewacht.

Hetman, dieß war der Name des Naïb, war ein schöner Mann von majestätischer Haltung; allein sein Blick verrieth so viele Falschheit, daß es, trotz aller Mühe, die er sich gab, sich zu verstellen, nicht schwer war, ihn zu durchschauen. Nach langen Debatten wurden wir über den Preis der uns nöthigen Führer, Maulthiere und Kamele einig, und ein Ferman Mehemed Ali's, den wir uns in Kairo verschafft hatten, stellte, zum größten Verdruß unseres Cerberus, das ihm zu machende Geschenk ganz in unser Belieben.

Am 17 befanden wir uns, dem Versprechen unsers Naïb zufolge, schon auf dem Marsch. Der Weg, der durch die Samhara an den Fuß des Tarenta führt, ist zu bekannt, als daß er einer Be-

schreibung bedürfte. Wir bemerken daher nur, daß uns die üppige Vegetation überraschte, und wir erstaunt waren über die unendliche Mannichfaltigkeit von vierfüßigen Thieren, Vögeln und Insecten, die sich dieses Land zum Aufenthalt gewählt haben, und daß wir die herrlichen Aussichten bewunderten, die immer malerischer werden, je weiter man sich vom Meer entfernt. Die gewöhnlichen Stationen sind Tschilloki, Hamhamo, Manta-Sagla, Thatal-Todo und Tschumsalto, weil man an diesen Orten zu allen Jahreszeiten Wasser findet. Zu Tschumsalto angekommen, weigerten sich unsere Führer, die unsere Geduld schon mehr als Einmal auf die Probe gestellt hatten, uns weiter zu begleiten, wenn wir ihnen nicht eine bedeutende Summe Geldes geben würden. Wir versuchten sie andern Sinnes zu machen; als wir aber sahen, daß sie sich fest vorgenommen hatten, unsere Lage zu mißbrauchen, nahmen wir unsere werthvollsten Sachen auf den Rücken, und begannen, von dem Dragoman geführt, der zum Glück den Weg kannte, das steile Gebirg zu ersteigen. Glücklich erreichten wir die Hochebene, auf der Hatai liegt, und hier fand uns einer der Führer, der uns gefolgt war, ruhig um den Herd des Tschum (Gouverneur) sitzen und die Knochen eines Lammes benagen, das zur Feier unserer Ankunft geschlachtet worden war. Zum Getränk erhielten wir Bier, das Lieblingsgetränk der Abyssinier, mit dem ein so angesehener Mann als unser Wirth stets versehen ist. Am folgenden Morgen traf unser Gepäck ein, an dem zu unserer Verwunderung nicht das Geringste fehlte. Wir schlugen sogleich unser Zelt auf, kauften zwei Maulthiere zum Reiten und eines für das Gepäck, und sagten dann dem Tschum, der uns eine Menge boshafter Streiche gespielt hatte, Lebewohl. Wir nahmen unsern Weg gegen Adua, der Hauptstadt von Tigre, indem wir durch Marda, Mogusea, Achera, Damehel, Seda, Guzurjobo und Himni-Harmas in der Provinz Agghela kamen. Kaum waren wir in dem letztern Dorfe eingetroffen, als wir einen Unbekannten in armenischer Kleidung mit einer jungen blonden Dame am Arm auf uns zukommen sahen, deren Anblick uns für die Mühseligkeiten der Reise entschädigte. Es war dieß ein Missionär von einer der protestantischen Gesellschaften Londons.

(Fortsetzung folgt.)

Pondichery und seine Bewohner.

(Schluß.)

Die Tafelfreuden sind gesucht und bilden sogar vielleicht einen großen Theil der Genüsse, die man sich in einem Lande verschaffen kann, wo Leibesübung und Spazierengehen eine Strapaze werden, und wo es unmöglich ist sich den Zerstreuungen hinzugeben, welche die gesellschaftliche Thätigkeit, die in Europa herrscht, in allen unsern großen Städten sich zu verschaffen erlaubt. Die Folge ist, daß man diese Genüsse vielleicht mißbraucht und mehr Nahrungsmittel verzehrt, als man in einem Lande, wo Nüchternheit zur Erhaltung der Gesundheit noch nothwendiger ist als in den gemäßigten Ländern, verzehren sollte. Die Getränke, deren sich die Europäer bedienen, kommen aus Europa, und die edlen Weine werden von ihnen besonders der Nothwendigkeit innerlicher Aufregung wegen gesucht, die sie allgemein fühlen. Das Wasser, das man trinkt, ist von guter Beschaffenheit. Die geistigen Arbeiten sind beschwerlicher und mühsamer als in Europa; der Geist, wie der Körper, wird niedergedrückt, und man könnte sich, ohne der Gesundheit zu schaden oder sie gänzlich zu zerstören, der Arbeit des Cabinets nicht mit Emsigkeit widmen; wenige Männer erfreuen sich der Fähigkeit, der Uebung ihrer Geisteskräfte obzuliegen, wie in Europa: man wird vom Schlaf überwältigt und zur Unterbrechung der Arbeiten gezwungen. Das Nervensystem wird reizbarer und der Hang zum Zorn und zu Aufwallungen aus den albernsten Gründen ausgesprochener. — Ziehen wir nun aus den vorstehenden Thatsachen einige Schlüsse über die Wirkungen, welche das Klima auf die Leibesbeschaffenheit des Europäers hervorbringt. Diese Wirkungen sind mehr oder minder schnell, je nach der Beschaffenheit seiner Gemüthsart und der Kraft seiner Organisation; im Allgemeinen aber glaube ich, kann man behaupten, daß der Europäer, der in ziemlich blühender Gesundheit in diese Gegenden kommt, durch die von der Hautausdünstung veranlaßte enorme Aufzehrung ziemlich schnell einen Theil seiner Kräfte und seiner Energie verliert — eine Aufzehrung, welche durch die Nahrung, die an nährenden Stoffen weniger reich wird, nicht ersetzt werden kann; die Assimilation der Nahrungsstoffe geschieht weniger gut, der Magen nebst den andern Organen verliert von seiner Energie, und man sucht durch künstliche und aufregende Mittel seine Lebenskraft zu vermehren; daher ohne Zweifel die Oberherrschaft, welche die Gallenorgane erlangen, die ungeheure Menge Galle, welche sie ausscheiden, und die von allen Aerzten, welche in diesen Gegenden ihre Kunst ausübten, bezeichneten Leberkrankheiten. Da die Zersetzung der Nahrung weniger gut geschieht, so wird die Verwandlung des Nahrungssaftes in Blut minder vollkommen, ein weniger reiches Blut kommt in die Organe, und auf diese letztere Verrichtung müssen auch die Eigenschaften der brennenden und oft verdünnten Luft, die man athmet, Einfluß üben. Die Gesichtsfarbe wird heller, oder vielmehr das Gesicht verliert seine rothe Färbung und wird braun, gelb oder weiß, je nach dem mehr oder minder großen Widerstand, den man den Außenwirkungen entgegensetzen kann, je nachdem man sich mehr oder minder der Sonnenhitze bloßstellt und besser das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Verrichtungen des Körpers bewahrt. Im ganzen tropischen Amerika wird der Mensch, der eine frische Gesichtsfarbe, eine rosenrothe Färbung der Gesichtshäute behält, als noch nicht akklimatisirt betrachtet, wie lange er sich auch sonst schon auf dem amerikanischen Boden aufhalten mag, und man ist, auf dieses Anzeichen hin, allgemein der Meinung, daß er die Krankheiten der Neuangekommenen noch zu fürchten habe. Hat jedoch jemand den Glanz seiner Gesichtsfarbe verloren, so glaubt man, er sey hinlänglich an die neuen Einflüsse, welche eine Veränderung des Klima's mit sich bringt, gewöhnt, und man fürchtet für ihn nicht länger die Entwicklung der Krankheiten, von denen die Fremden befallen werden.

Der Bombay Courier enthält über die Indusschifffahrt Nachstehendes: „Das wahre Geheimniß des schlechten Erfolgs, der bisher die Oeffnung der Schifffahrt auf dem Indus begleitete, ist die Armuth der umliegenden Länder und die Macht der Gewohnheit, welche den wenigen Handel in den bisherigen Canälen zurückhält. Im Laufe weniger Jahre ist indeß eine allmähliche Aenderung zu erwarten, und Anzeichen davon lassen sich jetzt schon erkennen. Dazu gehört namentlich die Einfuhr von Wolle aus Mekran und Candahar, eine Stapelwaare, die erst seit neuerer Zeit im Handel Indiens figurirt, aber in den Ländern nördlich und westlich vom Indus in ungeheurer Menge zu erhalten ist; und sollte dieser Handel rasch zunehmen, dann erst wird man den Werth der Schifffahrt auf dem Indus gehörig schätzen lernen, da Wolle als ein viel Raum einnehmender Artikel eine weite Landfracht nicht gut vertragen kann.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 249.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 September 1837.

Portugiesische Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

Folgende allgemeine Betrachtungen mögen auch als Zusätze zu den portugiesischen Lebensbildern, der Charakterschilderung, den Sitten, Eigenheiten und Gewohnheiten dieses Volks beigefügt werden: der Portugiese jeden Standes liebt so sehr wie nur immer möglich, ungenirt in seinem Thun und Lassen zu seyn, weßhalb er sich auch selten an eine geregelte Ordnung, die ihm höchst lästig ist, gewöhnen kann, und sie, sobald wie es nur thunlich ist, deßhalb wieder von sich schüttelt. Diese Neigung zur Ungebundenheit und unordentlichem Wesen ist eine der Hauptursachen des so sehr verwirrten Staatshaushaltes, so wie der geringen Achtung vor dem Gesetze; denn sie beginnt bei den Gesetzgebern und obersten Behörden, und endigt bei dem geringsten Taglöhner. Die herrlichsten Verordnungen werden erlassen, die schönsten Anordnungen getroffen; einige Monate lang geht Alles wie an einer Schnur, man hat eine Freude an der herrschenden Ordnung, allein nicht lange dauert es, so wird das Gesetz umgangen, den Obern wird es zu mühsam länger auf die Befolgung desselben zu achten, und so schleicht sich dann eine Uebertretung nach der andern ein, bis es gänzlich in Vergessenheit kommt, und die alte Unordnung vielleicht noch schlimmer wie früher eintritt. Nach Jahr und Tag fällt es aber den Behörden einmal ein, das Gesetz wieder aufzufrischen, oder von oben herab erscheint ein ganz neues Gesetz, was dem alten oft ganz entgegen ist, einige Artikel vom alten bleiben auch wohl fortbestehen, wodurch alsdann eine solche Verwirrung entsteht, daß sich weder die Befehlenden noch die Gehorchenden mehr zurecht finden können, und nun eine Willkürherrschaft entsteht, die bald nach dem einen, bald nach dem andern Gesetze das Urtheil spricht. So wie nun auf diese Art der Staatshaushalt im Großen unordentlich geführt wird, eben so selten findet man auch einen constanten regelmäßigen Haushalt im Familienleben; heute lebt man auf diese Weise, morgen auf jene, jeder folgt seinen Neigungen; selbst Kindern läßt man diesen ungezügelten Lauf, und da die Menschen bei einer solchen Erziehung von Jugend auf an keine Unterwürfigkeit gewöhnt werden, so begreift man auch bald, weßhalb in diesem Lande das Volk so leicht in einen anarchischen Zustand verfällt, jeder befehlen, niemand gehorchen will; jeder will Freiheit für sich und keine für den Nachbar; jeder trachtet nur die Handlungen eines andern sich anzupassen, aber niemand will die seinigen einem andern unterwerfen. Die göttliche Lehre, dem Gesetze unterthan zu seyn, dem Kaiser zu geben was des Kaisers ist, findet hier keinen Anklang; man weicht ihr aus, wo man nur kann, und dieses Ausweichen wird ordentlich zu einem raffinirten Studium. Derjenige, der zu befehlen hat, studirt darauf, wie es ihm möglich ist, daß ihm das Befehlen keine sonderliche Mühe und Arbeit macht, oder wie er das Befohlene zu seinem eigenen Vortheil benutzen kann, und der Gehorchende sucht jeden Schlupfwinkel auf, worin er sich verstecken kann, damit ihn der Befehl nicht erreicht. Bei einer solchen Denkungsart des Volks vom ersten bis zum letzten, was kann man da wohl für Wirkungen von liberalen Institutionen erwarten? Die Beantwortung dieser Frage gehört aber jetzt nicht hieher, sondern lenken wir wieder in den Text des Capitels ein, der uns einen allgemeinen Begriff von den Sitten, Gewohnheiten und dem Charakter des Volks geben soll. So ungebunden und ungenirt der Portugiese auch leben mag, so ist er dennoch ein Sklave der äußern Formen, und sowohl Vornehm als Niedrig wird einen gewissen äußern Anstand selten verletzen, ja demselben oft mit dem größten Pedantismus nachkommen. Der Begriff von Anstand, der so abweichend bei manchen Nationen ist, gibt indessen auch hier seine Verschiedenheiten zu erkennen; so hält es die gebildetere Classe für unanständig, in ländlicher Tracht oder im Jägercostume in den Straßen der Stadt sich sehen zu lassen, sondern vor den Thoren muß man erst die Toilette machen, wenn man sich aufs Land oder auf die Jagd begibt. Sowohl Vornehme als Geringe halten es für höchst unanständig ein schmutziges Hemd auf dem Leib zu tragen; man sieht sie deßhalb stets mit der reinsten und weißesten Wäsche gekleidet. Für unanständig hält man einen schlechten Hut zu tragen, und noch mehr ein leichtes Barret, wenn man nicht Militär ist; ein glänzender Castor- oder Seidenhut ist also eines der Kleidungsstücke, was selbst dem Handwerker und der mittlern Bürgerclasse zur Nothwendig-

keit geworden, und worauf die größte Sorgfalt verwendet wird, daß es immer glänzend und neu erscheint. Diese Sitte scheint von England herüber verpflanzt zu seyn, und zwar erst in spätern Jahren, denn vor einigen und 30 Jahren trug man hier fast durchgängig noch dreikantige Hüte, und die Köpfe waren noch nicht so mit den Hüten verwachsen, wie gegenwärtig. In Hinsicht der übrigen Kleidungsstücke reguliren die Pariser und Londoner Moden den Anstand.

(Fortsetzung folgt.)

Algierer Zustände.

1. Die französisch-afrikanische Armee.

(Schluß.)

Es ist ein Schauspiel der originellsten Art, ein Schauspiel, welches für einen enthusiastischen Militärfreund allein die Mühe und die Kosten einer Reise nach Afrika belohnt, die Algierer Armee während eines Feldzuges zu sehen, wo alle diese merkwürdigen Waffencorps vereinigt in den Kampf sich stürzen, am Abend ihre Suppen bei den lustig lodernden Feuern kochen, sich die Episoden des gelieferten Gefechtes erzählen, und ihre Kriegslieder in französischer, arabischer und deutscher Sprache singen. Ich erinnere mich namentlich des Bivouac vor Belida am Fuße des Atlas als der interessantesten aller kriegerischen Scenen, welchen ich bis jetzt beigewohnt habe. *) Der große Schlachtenmaler Horace Vernet hätte für seinen Meisterpinsel wohl keinen pittoreskern Gegenstand finden können.

Es war am 29 April 1837, als der General Damrémont auf die Nachricht von Abd-el-Kaders Einzuge in Medeah mit 8000 Mann gegen Belida anrückte, in dessen Umgebung bereits einzelne Reiter des Emirs schwärmten. Die Kabylen des Stammes Beni-Salah wollten sich dem Marsche der Franzosen widersetzen, wurden aber schnell in die Gebirge zurückgeworfen, und von den Zuaven von Gipfel zu Gipfel verfolgt. Es war eine wahre Menschenjagd, mehrmals kam es zwischen Einzelnen zum Kampfe mit der blanken Waffe. Der Bivouac wurde vor den zerfallenen Ringmauern Neu-Belida's aufgeschlagen, inmitten einer unabsehbaren Wiese, wo die flora atlantica in jenem unbeschreiblich bunten Reichthume des afrikanischen Frühlings schimmerte, von welchem es mir unmöglich ist, europäischen Lesern einen Begriff zu machen. Wir lagerten am südlichen Ende der Ebene Metitschad. Dort verpesten keine Sümpfe die heitere Luft, die von den Bergen weht. Belida's Orangenwälder, welche mehrere Stunden im Umkreise haben, standen im Süden vor uns. Inmitten ihrer kolossalen Laubfächer voll goldener Aepfel sieht man auch Bananen-, Citronen-, Feigen-, Granat- und Dattelbäume zerstreut und vermischt. Die meisten dieser Bäume trugen Blüthen und Früchte zugleich. Belida ist Afrika's Paradies, so nennen es auch die Araber. Der ungeheure grüne Laubhimmel jener Südbäume verbirgt dem Auge die unglückliche Stadt, welche durch Krieg und Erdbeben schon so oft heimgesucht worden ist. Nur die weiß schimmernden Moscheenkuppeln und ihre Minarets ragen noch über den höchsten Laubgipfeln empor. Dicht hinter der Stadt erhebt sich die erste Bergreihe des alten ehrwürdigen Atlas, von dessen Abhange der Uad-Sidi-el-Kebir, oder Fluß des großen Heiligen als brausender Wasserfall in die Ebene sich stürzt. Finstere Wälder von Korkholzeichen und Olivenbäumen bedecken diesen Theil des Atlasgebirges. Im Norden blickte das weiße Amphitheater von Coleah, einer heiligen Stadt der Araber, herüber. Die Tempelpyramide des Kubbarumiah auf ihrem Hügel thronend, steht weiter im Westen an der Gränze des Hadschutenlandes. Der Himmel, welcher an jenem Tage mit Wolken bedeckt war, klärte sich gegen Abend auf, und die schon tief im Westen stehende Sonne beleuchtete noch die Gipfel des Atlas, während gespenstige Abendnebelgruppen schon hie und da an seinem Fuße erschienen. In diesem Augenblicke ward auch der geheimnißvolle See Alula, den noch nie ein Europäer besuchte, jenseits der Schiffa sichtbar. Sein immer unbeweglich ruhiger Fluthenspiegel blitzte und leuchtete im Glanze des letzten Sonnenstrahles.

Ich war nicht der Einzige, der dieses hochherrliche Schauspiel mit Enthusiasmus betrachtete. So mancher französische Officier stand mit verschränkten Armen an die Ringmauer gelehnt und betrachtete in tiefem Nachdenken die Sonne, den Atlas und den purpurschimmernden See.

Meine beiden Begleiter, die Capitäns Stürler und Muralt, Schweizer von Geburt, im Dienste des Königs von Neapel, welche mit mir jenem kleinen Feldzug als Liebhaber beiwohnten, waren über die großartige Schönheit der Naturscene auf das höchste entzückt, obwohl beide von ihrem Alpenlande und von Neapel her an schöne Gegenden gewöhnt gewesen. Aber noch unendlich mehr, als die afrikanische Landschaft, interessirte diese beiden Officiere der Anblick des Bivouac. Der Zufall wollte, daß von allen Corps, die ich geschildert habe, einige Bataillons oder Compagnien anwesend waren. Nachdem rings umher starke Pikets ausgestellt worden, nahm im innern Kreise die Bewegung und der Lärmen überhand, und Soldaten aller Waffengattungen liefen durch einander. Außer den regulären Truppen waren auch Beduinen von den alliirten Stämmen, maurische Gendarmen im blauen Bernuß und eine Anzahl Neger, welche die Maulthiere führten, anwesend. Bewohner Belida's kamen in das Lager, um Orangen zu verkaufen, oder um ihr gestohlenes Eigenthum zu suchen. Ja, ich wollte schwören, daß auch mehr als ein Kabyle der Beni-Salah, mit welchen man sich während des ganzen Tags auf den Bergen herumraufen mußte, sich eingeschlichen hatte. Wie sollte es in diesem Lande möglich seyn, Freund und Feind zu unterscheiden? Unter den Stämmen selbst, von denen die einen für, die andern gegen Frankreich sich schlagen, herrscht ein solcher Wirrwar, daß diese in der Hitze des Kampfes oft auf ihre eigenen Brüder schießen.

Die Bataillons d'Afrique spielen in den Bivouacs eine wichtige Rolle. Sie besitzen im höchsten Grade jene französische Soldatenindustrie, d. h. jenen Erfindungsgeist, der sich aus jeder Verlegenheit zu helfen weiß. Während der Expeditionen nach Mascara und Constantine starben die Linienregimenter fast vor

*) Der Verfasser schrieb diese Schilderung der französisch-afrikanischen Armee während seines Aufenthalts zu Bona im Julius 1837.

Hunger, wogegen die Bataillons d'Afrique, welche gewöhnlich bei der Austheilung der Lebensmittel am kargsten behandelt werden, nie den Magen völlig leer hatten. Sie gruben, wenn nichts Besseres zu finden war, die Wurzeln der Zwergpalmen (Chamaerops humilis) aus, und machten wie die Kabylen eine Art Mehl daraus. Sie suchten Krabben und Schildkröten in den Sümpfen, und kochten die Landschnecken, an denen namentlich in der Provinz Oran ein großer Ueberfluß ist. Bei Belida hatten diese industriösen Soldaten glücklicherweise ihre Betriebsamkeit nicht nöthig, denn an Lebensmitteln herrschte damals kein Mangel.

Der anziehendste Punkt unsers Bivouac war die Stelle, wo die Zuaven ihre Feuer schürten, die einen den arabischen Kuskusu, die andern die französische Suppe kochend. Dieses Corps ist immer das vorderste im Feuer, sogar vor der Cavallerie. Sie sind es, die stets am ersten in ein feindliches Dorf eindringen, daher eher als alle Andern Beute machen, aber auch die ersten Kugeln bekommen. Die Zuaven hatten von den geplünderten Hütten der Beni-Salah eine ziemliche Beute mitgebracht, fast jeder Soldat für ein Paar hundert Franken. Manche kamen wahrhaft wie Packesel beladen von den Bergen herunter. Es war billig, daß die mit Lebensgefahr gewonnene Beute Eigenthum des Soldaten blieb, sonst würden diese wahrscheinlich mit weniger Verwegenheit in die Berge eingedrungen seyn. Manche hatten ein hübsches Häufchen spanischer Piaster erobert, welche sie von den gefangenen Weibern durch Drohungen erpreßten; die übrigen erbeuteten Gegenstände waren Teppiche, Yatagane, Flinten, Küchengeschirre, Schafe und Maulthiere. Fast alle diese Sachen wurden von den Zuaven gleich im Lager gegen baares Geld versteigert. Die Käufer waren theils Officiere, theils Cantiniers und Colonisten von Buffarik, welche bloß zu diesem Zwecke gefolgt waren. Die neapolitanischen Officiere, meine Reisegefährten, kauften Sporen, Waffen, Allorane und ähnliche Gegenstände, welche dem Lande eigenthümlich sind. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich an jenem Tage für die unglücklichen Kabylen, die man wie die wilden Thiere von Berg zu Berg, von Busch zu Busch hetzte, eine solche Sympathie empfand, daß ich schwur, nichts von ihrem geraubten Eigenthume anzurühren. Wie sollte man auch einem Volke seine Achtung versagen können, das lieber seine Hütten plündern, seine Weiber morden lassen, lieber auf Tod und Leben kämpfen will, als auch nur dem Scheine nach seiner Unabhängigkeit zu entsagen.

Als die Versteigerung der Beute, welche eine große Menge Zuschauer und Käufer von allen Armeecorps herbeigelockt hatte, zu Ende war, zerstreute sich Alles wieder zur Abendmahlzeit. Jeder Soldat kehrte an die Feuer seiner Corps zurück. Dann begann die arabische Musik der Zuaven. Die meisten eingebornen Soldaten tragen ein Lieblingsinstrument mit sich im Tornister, entweder eine Tamburine oder Rohrpfeife oder ein Paar eiserne Klappen. Die Musik ist lärmend und originell; sie befolgt einen gewissen Tact, ist aber völlig kunstlos. Die Franzosen accompagnirten sie mit dem Gesange der Marseillaise, die Deutschen der Fremdenlegion brüllten rohe Zechlieder. Mit der einbrechenden Finsterniß wurde es allmählich stille. Die meisten schliefen vor Müdigkeit, andere auch todbesoffen ein. Man vernahm nur noch ein Naseneoncert und in der Ferne zuweilen den Ruf der Schildwachen: „factionnaire, prenez garde à vous." Die Feuer der in Brand gesteckten Kabylendörfer loderten noch immer auf den Höhen des Atlas, und ihr rother Schein beleuchtete die düstern Olivenwäldern, in deren verborgenes Dickicht die unglücklichen Kabylen sich unter die Panther und Hyänen geflüchtet hatten. Von Zeit zu Zeit ließen die unerschrockenen Barbaren von den unzugänglichsten Gipfeln und aus dem Innern der Wälder ihr Kriegsgeheul hören, welches in die nächtliche Stille furchtbar schauerlich herunterklang.

Zum Schlusse dieser Skizze der französisch-afrikanischen Armee wiederhole ich, daß die so verschiedenen und zum Theil verderblichen Elemente, aus denen dieselbe besteht, leider nicht jene gute, moralische Streitmacht bilden, welche den Feinden eben so sehr Furcht als Achtung abzwänge. Die brutalen Gewaltthätigkeiten gegen die Eingebornen und der rohe Geist mancher Corps hat die Annäherung vieler arabischen Stämme verhindert. Was aber die Tapferkeit, die Abhärtung, die Arbeitsamkeit dieser Armee anbelangt, so sucht dieselbe ihres Gleichen in der Welt. Sie hat in Afrika eine furchtbare Kriegsschule durchgemacht und mehr als Eine unsterbliche Waffenthat vollbracht. Ich rede hier ohne Uebertreibung, ohne Lobhudelei und möchte viel lieber alles das loben können, was meinem Vaterlande angehört. Diese jungen Krieger gehen scherzend und singend in den Tod. Die Tage der Kämpfe und Gefahren sind die wahren Festtage, und mit derselben Fröhlichkeit schwingen sie am Abende des Treffens die Hacke und Schaufel zur Arbeit. Es ist dieses vielleicht für Viele, welche glauben, man könne eine Armee nicht ohne den Stock des Profoßen regieren, ein seltsames Geheimniß. Die Disciplin ist in der französischen Armee gelinder, die Entbehrungen aber größer, als bei irgend einem andern Volke.

Was ermuthigt und begeistert den jungen Conscribirten Frankreichs, der das Federbett im elterlichen Hause mit dem Bivouac, und die ruhige Existenz der Heimath mit dem Schweiß der afrikanischen Sonne mit Strapazen und Wunden vertauscht? Er murmelt bei dem Abschiede einen wohlbekannten Namen, der in Frankreich noch die Talismanskraft besitzt, und wandert dann fröhlich aus nach dem Beduinenlande. Als zu Budschia das Blockhaus Salem von 10,000 Kabylen umringt wurde, da war „Napoleon" das Feldgeschrei, welches 24 Tapfere dem Geheul „Allah," jener Barbaren antworteten. Ihr fanatischen Bekenner des Propheten, eure Marabuts belügen euch! Diese Krieger, welche die dreifarbige Fahne auf den Atlas pflanzten, sind die Soldaten des heiligen Ludwig nicht mehr. Sie kommen nicht, euerm Glauben und euern Moscheen den Krieg zu führen, sie selbst fragen wenig nach Christus und Mahomed; ihre Religion ist der Ehrgeiz, ihr Gott ist der Kaiser. Wenn der Strom einer neuen Civilisation die Islambekenner und ihre Barbarei aus Numidiens Bergen jagt, so ist es der glühende Ruhmdurst der Eroberer, nicht ihre religiöse Begeisterung, welche dieses Riesenwerk vollbringt.

M. W.

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen gingen wir zum Tschum, um Abschied zu nehmen und unsere Reise fortzusetzen, als diese durch einen eben so traurigen als unerwarteten Vorfall verzögert wurde. Unser Dolmetscher war nämlich unvorsichtig mit einer Pistole umgegangen, und hatte einen der vielen Neugierigen, die unser Zelt umstanden, verwundet. Die Kugel war dem Verletzten in die Ferse gedrungen und im Fleisch stecken geblieben. Sobald Blut vergossen worden, sind die Abyssinier unerbittlich; die Angehörigen des Verwundeten liefen sogleich zusammen, der unvorsichtige Dragoman wurde verhaftet, dem Gebrauch zufolge mit einem der Verwandten des Verletzten zusammengekettet und zum Gouverneur geführt, der seine Auslieferung verlangt hatte. Nachdem wir zwei Tage gewartet und noch immer keine Nachricht von dem Schicksal des Dolmetschers erhalten hatten, beschlossen wir abzureisen; allein die Familie des Verwundeten wiegelte das Dorf gegen uns auf, und kaum hatten wir uns auf den Weg gemacht, als auch schon ein Volkshaufe mit Lanzen, Säbeln und Flinten bewaffnet hinter uns her kam. Wir setzten unsere Reise ruhig fort, bis ein von dem Gouverneur abgeschickter Soldat uns bat, die Ankunft seines Herrn abzuwarten, der zu unserem Schutz herbeikommen werde. Wir gehorchten, und unsere Feinde machten einige Schritte von uns Halt. Bald sahen wir unsern Beschützer mit seinem Gefolge die Anhöhe, auf der das Dorf liegt, eilends herabkommen. Die Angehörigen des Verwundeten, aufgefordert sich über ihr Benehmen zu rechtfertigen, wagten uns zu beschuldigen, daß wir das Gepäck unsers Dragomans mitgenommen hätten; der aufgerufene Zeuge machte indeß unsere Ankläger zu Schande, und wir erhielten nun die Erlaubniß unsere Reise ungehindert fortsetzen zu können. Da der Verwundete gefährlich krank und der Dolmetscher verloren war, wenn der Patient vor dem siebenten Tage starb, so boten wir sechs Talaris für seine Freilassung, für welchen Preis seine Ketten gelöst wurden.

Froh mit heiler Haut davon gekommen zu seyn, setzten wir unsere Reise fort, erreichten nach Verlauf einer Stunde den Fluß Unguea, der die Provinz Agghela begränzt, und machten an dem Bergstrom Kebita Halt, wo der District Zeban-Gulla zu Ende geht. Hier wurden wir abermals von Leuten, mit Schild und Lanze bewaffnet, angefallen, die einen Zoll von uns forderten; unsere gegen sie gerichteten Flinten befreiten uns indeß bald von diesen Uebeläßigen. Wir befanden uns nun mitten in den schwarzen und zackigen Gebirgen, die, wie man uns gesagt hatte, die Nähe von Adua verkünden. Ihre fast unzugänglichen Gipfel dienen den unglücklichen Bewohnern dieser vom Krieg verwüsteten Gegenden als Schlupfwinkel, und die während der Nacht von diesen Höhen herableuchtenden Feuer erinnerten uns an die Illuminationen der Minarets in den mostemitischen Städten während des Ramadan. Wir kamen durch Thäler, die durch ihre Fruchtbarkeit und die in ihnen herrschende Kühle eben so angenehm als erquickend für uns waren; allein sie standen einsam und verlassen, denn ihre Bewohner hatten sich auf die Gipfel der Gebirge zurückgezogen. Am 2 Mai brachen wir von Roderini auf; auf den Fußpfaden bemerkten wir Männer und Weiber in langen Reihen, welche Lebensmittel auf den Markt von Adua trugen, und bald sahen wir diese Stadt mit der schönen Ebene, über die der Weg zu ihr führt, vor uns liegen. Diese auf einem nicht hohen Hügel gelegene Hauptstadt zählt eine Bevölkerung von 5000 Seelen; sie hat mehrere Kirchen, die sich durch die dichten Baumgruppen bemerkbar machen, von denen sie beschattet werden, und der Bach Assein, der niemals versiegt, schlängelt sich durch die Stadt. Die glückliche Lage dieser Stadt, zwischen Gondar und Massuah, setzt sie in den Stand bedeutende Zölle von den Karawanen zu erheben, die diesen Weg verfolgen müssen. Der Einnehmer, der diese Zölle gepachtet hat, bezahlt dem Ubi, dem jetzigen Besitzer des Landes, jährlich 500 Talaris, und man behauptet, daß sein Gewinn sich auf beinahe eben so viel belaufe. Nachdem wir einige Tage ausgeruht hatten, beschlossen wir, dem Ubi einen Besuch zu machen, der mit seiner Armee sieben Tagereisen von Adua lagerte, und wir benutzten zu diesem Ende den Abgang eines Truppencorps, das zu ihm stoßen sollte. Die Soldaten wurden von einer bedeutenden Anzahl Weiber begleitet, von denen viele theils schwanger waren, theils Kinder an der Brust hatten. Mit Vergnügen hörten wir die barbarischen Töne ihrer rauhen Militärmusik, und bewunderten die malerische Scenerie, die uns umgab. Auf jeder Station schlugen die Anführer ihre Zelte auf, und die Soldaten bauten sich Hütten, die sie beim Abmarsch jedesmal anzündeten. Am Abend ertönte der Ruf Sghio (Gott) aus einem der Winkel des Lagers, und wurde bald von allen Stimmen mit furchtbarem Gebrüll wiederholt. Der Fürst, um sich von diesem lästigen Geschrei zu befreien, erlaubte dann seinen Leuten die Plünderung der benachbarten Dörfer, die er ihnen preisgab, wie man einem dissigen Hund ein Stück Brod hinwirft, damit er aufhöre zu bellen, denn jenes wilde Geschrei war der Ausdruck des Hungers.

Daha, das Thal von Dagassone, wo die Provinz Agami beginnt, der Bach Guebeta bei Sarevo und das unzugängliche Gebirg Devra-Dammo waren die bemerkenswerthesten Punkte unserer Reise. Das letztgenannte Gebirg hat so uneinnehmbare Positionen, daß die Bewohner von Agami Alles, was sie von Werth besitzen, dahin zu flüchten pflegen. Das Plateau, welches den Gipfel dieses Gebirgs bildet, ist ein ungeheurer von allen Seiten senkrechter Fleck; ein Fußpfad, der vor Zeiten hinaufführte, ist zerstört worden, und jene, die jetzt das Kloster — eine heilige und unverletzliche Freistätte — besuchen wollen, müssen sich an einem Seil emporziehen lassen. Da man auf diese Weise nicht weniger als 50 Klafter durch die Luft zurückzulegen hat, so kommt der Furchtsame oder zum Schwindel Geneigte nicht selten ganz ohnmächtig ans Ziel. Auf dem mit Pflanzenerde bedeckten Plateau liegt ein von Mönchen bewohntes Dorf, eine Kirche von schlanken Bäumen umgeben, und in den Felsen sind mehrere unversiegbare Brunnen gegraben. Die Vegetation ist üppig und die Weide so gut, daß eine große Anzahl Kühe, Ziegen und sogar Pferde gehalten werden können.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 79** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Marquis von Carabas.** Von Veranger. — **Der Zigeunerkönig.** (Fortsetzung.) — **Literarische Bilder aus Rußland.** (Fortsetzung.)

In den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 250.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

7 September 1837.

Briefe aus der Normandie.

Zweiter Brief. Bayeux.

Mährchen, Feen, Hexen und Geſpenſter.

Für einen Deutſchen iſt es ein wahrer Genuß in der Normandie zu leben, denn er kann ſich mit etwas Phantaſie in ſein Vaterland, in ſeine Kinderjahre zurückverſetzen, wenn es ihm gelingt, ſich in etwas in das Volk hineinzuleben. Die ſchönen grauſigen Geſpenſtergeſchichten, die ihm die Kindsmagd erzählte, treten lebendig vor ihn. Der furchtbare Währwolf le loup garou, warou, warwou, deſſen Name ſchon deutſch iſt, und dann der Knochennager (rongeur d'os), ein in einen Hund verwandelter Menſch, der Ketten nachſchleifend durch die Straße zieht, iſt ebenfalls ein deutſcher Landsmann.

Der germaniſche Urſprung dieſer beiden iſt unverkennbar, und es iſt, ſelbſt für die normanniſchen Alterthumsforſcher, nicht zweifelhaft, daß wenn auch ſchon die Gallier hier und dort eine kleine Hexengeſchichte hatten, ſie doch den Germanen in ihrem Hange zum Wunderbaren, in ihrer Poeſie der Hexerei, der Feen und Kobolde bei weitem nachſtanden. Die lebendige Anſchauung der Natur, die ſich uns in der deutſchen Sprache, dem geiſtigen Spiegel des Volks, ſo klar offenbart, iſt ebenfalls auf die Normannen übergegangen. Auf den Wieſen ſieht man oft große Kreiſe, wo das Gras verdorrt und wie verbrannt iſt, und der Normanne nennt dieſelben wie der Deutſche: cercles des fées, Feenkreiſe, und macht daraus ein Bild, in welchem die ſchönen, geiſtigen Sylphiden ſich beim Mondenſchein der Luſt des Tanzes überlaſſen. Hört er in der Nacht den Wolf heulen, ſo weiß er, daß dieß die Schaar der Lubins iſt, die in den Kirchhof hinein will, um die Leichen auszugraben, und daß ein großer ſchwarzer Lübin ſie anführt, der, ſobald Menſchen der Heerde nahen, ausruft: Robert est mort! Robert est mort! was dann das Commandowort zur Flucht für die ganze Heerde iſt.

Eine von den Spukgeſchichten in der Umgegend von Bayeux weiſt namentlich darauf hin, daß die Geiſtlichkeit an der Unterhaltung des alten Aberglaubens ihren großen Antheil hat. Dieſe heißt unter dem Volke l'histoire de la bête de St. Loup. Ein reißender Wolf richtete zur Zeit, als St. Loup Biſchof von Bayeux war, viel Unglück in den Dörfern um Bayeux und in den Vorſtädten an. Da entſchloß ſich St. Loup denſelben zu bekämpfen, ſuchte den reißenden Wolf auf, machte aus ſeiner Stola einen Strick, den er dem Wolfe um den Hals ſchlang, ihn mit derſelben bis ans Waſſer ſchleppte und erſäufte. Seit der Zeit aber, um die Geſchichte zu verewigen, geht der Wolf, la bête de St. Loup, in Bayeux um, und umſchleicht heulend die Kirche des heiligen Loup. So lange der Wolf umging, konnte ſicher keiner an dem Mirakel zweifeln, und noch heute, wo er verſteinert iſt, zweifeln nur wenige Schafe der chriſtlichen Heerde von Bayeux an dem Wolfsgeſpenſte, denn die Geſchichte ſteht in Stein gehauen an der Kirche.

Einzelne der in der Umgegend von Bayeux im Volke lebende Geſchichten ſind eben ſo poetiſch oder ſo keck und luſtig, daß ſie des Nacherzählens werth ſind. Goethe hat die eine wohl irgendwo ſonſt gefunden. In Bayeux heißt ſie le grimoire du curé, das Zauberbuch des Pfarrers. Und die Großmutter erzählt den Enkeln:

Es war einmal ein Pfarrer in der Umgegend von Bayeux, der ein ſehr mächtiges Zauberbuch hatte, und durch daſſelbe alle böſen und alle guten Geiſter bannen konnte. Eines Tages hatte er, als er ſchnell zu einem Kranken gerufen wurde, ſein Zauberbuch auf dem Tiſche liegen laſſen. Da kam der Glöckner, und ſah das Buch auf dem Tiſche und guckte hinein und wurde froh, als er bemerkte, daß es das mächtige Buch des Pfarrers ſey. Und er las, und um ſeine Macht zu verſuchen, ſprach er die Formel, die den Teufel bannte, und augenblicklich erſchien derſelbe. Aber der Teufel mit Hörnern und Krallen ſah ſo gräßlich aus, daß der Glöckner in Angſt und Schrecken zuſammenfuhr, das Buch fallen ließ, und ſchnell ein Kreuz ſchlug. Da er aber den Teufel ſelbſt gerufen hatte, ſo war das Kreuz machtlos, und erzürnte den Teufel ſehr, und er fuhr den Glöckner an, und ſagte mit furchtbarer Stimme, daß die Pfoſten des Hauſes krachten; „was willſt du?“ Aber der Glöckner hatte den Muth verloren zu antworten, und behielt nur noch Kraft genug zu ſtöhnen: „Alle guten Geiſter loben ihren Meiſter.“ Dann nahm er ſich zuſammen, richtete ſich auf, und wollte fortlaufen. Da aber ſah der Teufel klar, daß jener ihn nicht zu

bannen verſteht, ergriff ihn bei den Haaren, hob ihn in die Höhe, und wollte eben mit ihm abfahren, als glücklicherweiſe der Herr Pfarrer kam, und den armen Glöckner aus den Klauen des Teufels befreite. Der Glöckner aber wäre ſicher vor Angſt geſtorben, wenn ihn der Herr Pfarrer nicht geheilt hätte. Von der Zeit an verſchloß der Pfarrer ſein Zauberbuch immer ſehr vorſichtig, und der Glöckner hat nie wieder Luſt gehabt hinein zu ſchauen. Merkt's euch, ihr Kinderchen! und rührt mir ja kein Zauberbuch an."

So oft dieſe gräßliche Geſchichte, aus der Goethe eine ſo luſtige zu machen gewußt, erzählt wird, ſträubt ſich das Haar aller kleinen Zuhörer, und die großen ſelbſt rücken näher zuſammen. Eine andere Geſchichte, die man ſich in der Umgegend von Bayeux erzählt, iſt ebenfalls auf die Schwarzkunſt der Prieſter gegründet, indem nach derſelben einſt Jean Patye, Canonicus von Bayeux, auf dem Teufel eine Reiſe durch die Luft nach Rom gemacht hat, um hier die Frühmeſſe zu ſingen, und eine Stunde ſpäter wieder in der Kirche von Bayeux war.

Die Geſchichte der Fee von Argouves iſt nicht ganz ſo gräßlich und ſchauerlich wie die übrigen, dagegen weit poetiſcher und dramatiſcher.

Ein Ritter von Argouves, einem Schloſſe nahe bei Bayeux, hatte auf ſeinen Irrfahrten eine wunderſchöne Fee kennen gelernt, und ſich in ſie, und ſie in ihn ſich verliebt. Und von der Zeit an war der Ritter der glücklichſte Menſch auf Erden; denn die huldreiche Fee verlieh ihm die Schätze der Erde, und gab ihm Sieg, ſo oft er kämpfte, ſo daß er ſelbſt durch ſie einen gewaltigen Rieſen, dem keiner gewachſen war, beſiegte. Endlich aber trieb die Liebe den Ritter, der Fee, die längſt ſein Herz hatte, auch ſeine Hand anzubieten, und als er in ſie drang, ſagte ſie, daß die Menſchen nicht beſtändig ſeyen, und daß ſie, als Fee, überdieß unſterblich und er dagegen ſterblich, daß ihr der Gedanke, einſt den geliebten Gemahl verlaſſen zu müſſen, zu vielen Kummer machen werde. Da antwortete der Ritter: „Wenn ich auch ſterblich bin, ſo ſoll meine Liebe unſterblich ſeyn. Laß mich nicht vergelten, daß ich nur ein Menſch bin, denn ich liebe dich übermenſchlich." Und die Fee antwortete: „Ich will wohl; aber ich ſtelle eine Bedingung. Nur der Tod kann und ſoll uns trennen, wenn du mich wirklich ſo liebſt, wie du ſagſt. Um aber nicht an die Trennung zu denken, muß ich vergeſſen lernen, daß du ſterben kannſt, muß ich den Tod vergeſſen. Willſt du, daß ich deine Gattin werde, ſo muß du verſprechen, daß nie das Wort: Tod über deine Lippen komme." Der Ritter aber ſagte: „die Bedingung iſt ſo leicht zu erfüllen, daß es kaum der Mühe lohnt, mir ſie aufzulegen." Die Fee aber antwortete feierlich und ernſt: „Wir wollen ſehen. So wie du das Wort ausſprichſt, werde ich dich verlaſſen, und unglücklich ſeyn."

Lange Jahre lebten beide wie im Himmel zuſammen, aber dennoch traten am Ende Mißverſtändniſſe ein; denn der Ritter wünſchte ſich einen Sohn, und die Fee konnte ihm keinen geben. Da waren ſie eines Tages zu einem großen Feſte geladen, und die Fee ſuchte ihren beſten Schmuck und ihre ſchönſten Kleider hervor. Der Ritter mußte unten warten, bis ſie kam, und das Anziehen dauerte lange. Zweimal ſchickte er ſeinen Pagen zu ſeiner Dame hinauf, und ließ ſie bitten, ſich zu ſputen. Und erſt als er ſchon zum drittenmale voller Unwillen den Knaben wieder hinaufſchicken wollte, kam die Fee in vollem Glanze die Treppe hinab. Da rief der Ritter im Zorne: „Schöne Dame ſeyd ſo gut, und holt den Tod, denn Ihr ſeyd ſehr langſam bei der Arbeit."

Kaum hatte er das verhängnißvolle Wort ausgeſprochen, ſo erblaßte die Fee, ſah ihn noch einmal mit ihrem ſchönen großen Auge, in dem eine Thräne glänzte, an, und verſchwand. Erſt jetzt fühlte der Ritter von Argouves, was er gethan und was er verloren, und wurde von der Stunde an krank. Und jede Nacht flog die Fee um die Zinnen ſeines Schloſſes, und rief mit klagender, herzzerreißender Stimme: la mort! la mort! bis endlich auch der Ritter ſtarb. Aber die Fee lebt noch, und wer ſich davon überzeugen will, kann ſie noch heute um Mitternacht an dem alten Schloſſe klagen, und den Scheideruf: „der Tod, der Tod!" ausſtoßen hören.

Wenn man nach der Quelle derſelben fragt, ſo antworten die Alterthumsforſcher, daß wirklich ein Robert d'Argouves einſt einen rieſenhaften Deutſchen beſiegt habe, und daß im Wappen dieſer Ritter das Bild des Glaubens ſey, und ihr Schlachtruf: la foi, (la fé im Provincialdialekt) geweſen, und daß das Volk aus dieſem la fé die Sage von der Fee gemacht habe. Das iſt es eben. Nur ein Funke braucht in das Gemüth eines wirklich poetiſchen Volkes zu fallen, und er zündet. Ein ſolches Volk aber hat eine Zukunft, und es iſt troſtlos, wenn man ſieht, wie eine Lehre, die nur das materielle Intereſſe kennt, in dem Geſchlecht der Menſchen um einen Auswuchs wegzubringen, die Wurzel benagt und den Baum zu fällen ſucht; der Himmel gebe, daß die Herrſchaft dieſer Lehre nicht lange genug dauert, um zu dem öden Abgrunde zu führen, der ſich vor ihr öffnet.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortſetzung.)

Jetzt nun zu andern Dingen. Auch der Bettler in den Straßen und der Bauer hinter dem Pfluge würde es für höchſt unanſtändig halten, das wegzuwerfen, was Seinesgleichen in andern Ländern mit den Fingern wegwirft, der Vornehme aber in die Taſche ſteckt; auch der Zerlumpteſte hat einen Lappen, ein ſogenanntes Schnupftuch, um ſich die Naſe zu putzen. Diejenigen der vornehmern Claſſen, welche Tabak ſchnupfen, tragen gewöhnlich zwei Schnupftücher, ein ſeidenes und farbig baumwollenes o lenço para o tabaco, genannt. Für Unanſtändigkeit hält man, wenn der Beamte in ſeinen Berufsarbeiten, der Kaufmann in ſeinem Comptoir nicht anſtändig in ſeinem Frack u. ſ. w. gekleidet ſeyn wollte; ſelbſt die jüngern Angeſtellten erſcheinen in den Bureaux wie geleckt und hüten ſich wohl vor den Dintenflecken. Altteſtamentariſche Schlafröcke, in welchen die Gelehrten Deutſchlands ihre größten Werke ausbrüten,

Staatsbeamten ihre ſchwierigſten Arbeiten beim Abdampfen einer langen Pfeife verrichten, und der gemüthliche Geiſtliche ſeine Sonntagspredigt ſtudirt, ſind hier, wo ſie ſowohl bei der ſo höchſt unbequemen Hitze des Sommers als der eben ſo unbequemen Kälte im Winter von doppeltem Nutzen ſeyn könnten, gar nicht gebräuchlich; der äußere Apparat geht dem Portugieſen über Alles, und er verrichtet deßhalb ſeine gewöhnlichen Arbeiten lieber mit der größten Gene, als daß er ſich dabei in ſeinem Negligée zeigte. Der gemeinſte Taglöhner würde es für unanſtändig halten, ſich der Luft ſeines Unterleibes in Gegenwart anderer zu entledigen; dagegen findet es auch der Vornehmſte nicht außer der Regel, die Magenluft an öffentlicher Tafel herauszuſtoßen: es iſt ein Magenübel, was ſowohl Excellenzen als Straßenkehrer heimſucht; indeſſen muß man doch geſtehen, daß unter den gebildetern Claſſen, welche Noth oder freier Wille in dem letzten Decennium zu Tauſenden ins Ausland führte, dieſe altväteriſche Sitte wenigſtens bei den jüngern Leuten faſt ganz abgekommen. So ſehr wie auch im Allgemeinen ein unmoraliſches Betragen nicht nur in den unterſten Ständen zu Hauſe iſt, ſo wird doch auch der roheſte Straßenburſche ſich nicht unterſtehen, am hellen Tage ein liederliches Weibsbild auf der Straße unanſtändigerweiſe zu betaſten, ſelbſt nicht einmal ſie bei der Hand zu faſſen oder gar zu umarmen und zu küſſen, wie man dieſes ſo oft bei dem gemeinen Volke mancher Städte Deutſchlands ſieht. Dagegen findet er gar nichts Unanſtändiges dabei, das auf öffentlicher Straße zu verrichten, wozu der deutſche Bauer den geheimſten Winkel ſeiner Miſte ausſucht, und wozu die Stadtpolizei, auch bei der größten Noth, ihren Conſens nicht ertheilen würde. Auch der Gentleman ſchämt ſich hier nicht, im Angeſichte aller Vorübergehenden und an den benachbarten Fenſtern Stehenden, die Straßenecken und manche Lieblingsorte dermaßen unter Waſſer zu ſetzen, daß dadurch ſtehende Sümpfe ſo wie Gießbäche entſtehen mit den ſtechendſten ammoniakaliſchen Gerüchen, die man umgehen oder überſpringen muß. Für unanſtändig hält man, ſich in Gegenwart anderer Perſonen die Nägel an den Finger zu ſchneiden oder auch nur dieſes Geſchäft am Fenſter zu verrichten; dagegen findet man gar nichts Unanſtändiges dabei, ſich öffentlich am Fenſter oder in einer Hausthüre gewiſſe kleine Thierchen vom Kopfe ſuchen zu laſſen. Seit 30 Jahren haben dieſe aber beſonders unter den vornehmern Claſſen ungemein abgenommen, wie ſchon an einem andern Orte bemerkt wurde. Spucknäpfe in den Zimmern hält man für unanſtändig und ekelhaft, allein deßhalb wird man dennoch nicht auf den Boden ſpucken, und der Bediente ſo wie die niedrigſte Magd werden ſich dazu des Schnupftuchs bedienen; dagegen hält man es auch für ganz in der Ordnung, wenn man deßhalb ein Fenſter öffnet und, ohne Rückſicht auf die Vorübergehenden zu nehmen, hinausſpuckt; denn eine Straße hält man für ein öffentliches Reſervoir, welches alles aufnehmen muß, früher noch mehr wie jetzt, wo die Polizei Gränzen vorgeſchrieben. Im Allgemeinen hält man es für unanſtändig, wenn ein junger Herr mit einer jungen Dame in der größten Zucht und Ehrbarkeit zuſammen auf der Straße gehen, und wenn es auch die Schweſter iſt, und ſelbſt unter Bürgersleuten wird dieſes vermieden; während ſie im Familienleben oft das vertraulichſte und ſcandalöſeſte Leben zuſammen führen.

Während man öffentlich die feinſten Sitten gegen das weibliche Geſchlecht beobachtet, und ſich keinerlei Art von Zweideutigkeiten oder Anſpielungen erlaubt, findet man hier gar nichts Anſtößiges darin, das, was in andern Ländern zu den Myſterien des weiblichen Geſchlechts gehört, die vor dem männlichen ſorgfältig verborgen werden, bei vorkommenden Gelegenheiten öffentlich zur Sprache zu bringen. Wie oft erzählen nicht Mütter die Leidensgeſchichten ihrer Töchter, wenn gewiſſe Uebel kamen, und dieſe ſitzen ganz ruhig dabei; wie oft erzählen die Weiber nicht von ihren Schwangerſchaften, was ſie dabei gelitten, wie ſie ſich gebärdet bei der Niederkunft, und ſetzen ſo haarklein Alles auseinander, daß man das anſchaulichſte Bild davon erhält. In jüngern Jahren haben mich dieſe Erzählungen oft in Verlegenheit gebracht, beſonders wenn junge Mädchen dabei waren, ich wußte immer nicht, wie ich mich dabei benehmen ſollte. Nach deutſchen Begriffen wird man ſagen, daß einer ſolchen Converſation ein Mangel ſeinen ſittlichen Gefühls zu Grunde liegt; Portugieſinnen betrachten die Sache aber nicht anders, als wenn bei uns von Kopf- oder Zahnweh geſprochen wird, und da möchte doch wohl noch ſehr in Frage geſtellt werden, auf welcher Seite in einem ſolchen Augenblick der Erzählung das Gefühl am ſittlichſten iſt, bei der, welche auf eine ganz unſchuldige Art ihr und anderer Leiden malt, oder bei der, die ſich durch ein ſolches Gemälde verletzt fühlt. Für unanſtändig hält man, eine Priſe Tabak mit der rechten Hand zu nehmen, weil dieſe gewöhnlich zu allerhand andern Dienſten benutzt wird, und ein feiner Schnupfer iſt im Stande ſeine Doſe auf die Straße auszuleeren, wenn jemand mit den Fingern der rechten Hand daraus ſchnupfte.

(Fortſetzung folgt.)

Statiſtik von Neu-Süd-Wales.

Nachſtehendes ſind einige Reſultate des im September 1836 aufgenommenen Cenſus dieſer Colonie. Die Geſammtbevölkerung beträgt 77,096 Menſchen mit Einſchluß der Freien; männlichen Geſchlechts über 12 Jahren ſind 23,131, unter 12 Jahren 7164; weiblichen Geſchlechts über 12 Jahren 11,975, darunter 7087; männliche Verbrecher 25,254, weibliche 2577. Mit den Straßenarbeiten ſind beſchäftigt 22 freie Männer und 2190 Verbrecher, 17 freie Weiber und 1 Verbrecherin. In der Strafniederlaſſung befinden ſich 54 Freie und 1495 Verbrecher, 25 freie Weiber und 78 Verbrecherinnen; außerhalb derſelben 1359 Freie und 2659 Verbrecher, und 294 freie Weiber nebſt 15 Verbrecherinnen; zu Port Philipp 186 Männer und 28 Weiber, alle frei, und auf Colonialſchiffen in der See 1175 freie Männer. — Die neun Kirchſpiele von Sydney enthalten 19,729 Seelen, welche folgendermaßen vertheilt ſind: Perſonen männlichen Geſchlechts über 12 Jahren 6974, drunter 2205; Verbrecher 2932; Perſonen weiblichen Geſchlechts über 12 Jahren 6974, darunter 2288; Verbrecherinnen 586. Unter dieſer Bevölkerung finden ſich 14,391 Proteſtanten, 4942 Katholiken, 340 Juden und 56 Heiden; unter der Geſammt-

bevölkerung ist das Verhältniß ungefähr dasselbe, nämlich 54,621 Protestanten, 21,398 Katholiken, 477 Juden und 100 Heiden. Die Colonie zerfällt in 20 Grafschaften, worunter die von Cumberland die bevölkertste ist und 52,797 Einwohner enthält, während die Grafschaft Phillip nur 247 hat. Die Grafschaft Cumberland zerfällt in 18 Hundrede und 52 Kirchspiele.

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Die bedeutendsten Dörfer auf unserem Wege waren Maghat, Gagues, Gualdamo und Tarsaro, zehn Stunden von Adrigat, der Hauptstadt von Agami, und vormalige Residenz des Sabagadis. Diese Provinz hat eine unzählige Menge von Hochebenen, sämmtlich nur mit Mühe zugänglich. Hier suchten die muthvollen Söhne des Sabagadis, nachdem sie von dem unermüdlichen Ubi aus allen ihren Stellungen getrieben worden waren, eine letzte Zuflucht. Von 500 tapfern Fußgängern unterstützt, leisteten sie hartnäckigen Widerstand, und trotzten hinter den von der Natur aufgethürmten Bollwerken der ganzen Armee ihres Feindes. Diese Hochebenen waren Alles, was ihnen von ihrem väterlichen Erbe übrig geblieben, und sobald der König von Simin nach Hause zurückgekehrt war, brachen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um diejenigen zu plündern, die sich zu Gunsten des Ueberwinders erklärt hatten; sie wurden mithin die Geisel des Landes, das sie beschützen sollten.

Am 15 Mai stellten wir uns dem Ubi vor, den wir unter einem großen in zwei Gemächer getheilten Zelte fanden, von denen das eine ihm zum Schlafen, das andere als Audienzsaal diente. Der Fürst lag halb auf einem Bett, mit einer Decke von Atlas und an jedem Ende mit einem rothen Polster versehen, ausgestreckt. Auf dem Boden saß auf einer Schilfdecke ein Minister, und hinter dem Ubi waren an einem der Bambusstäbe, welche das Zelt stützten, seine Lanze, sein Säbel, sein Schild und das Hammelfell, welches die Abyssinier über die Schulter zu werfen pflegen, trophäenartig aufgehangen. Einige Würdeträger bildeten eine besondere Gruppe und mehrere Pagen umstanden das Ruhebett des Gebieters, um seines Winks gewärtig zu seyn. Ubi hat kein anderes Kennzeichen seiner abyssinischen Abkunft an sich, als das schlichte, steife Haupthaar; er gleicht mehr einem arabischen Scherif. Wir wurden sehr zuvorkommend von ihm aufgenommen, und er plauderte mit uns bis zur Essenszeit. Als man die Speisen auftrug, wollten wir uns entfernen, was er jedoch nicht zugab, sondern uns an seine Tafel einlud. Einen Augenblick später traten die Schwiegermutter und Schwägerin des Fürsten, eine Tochter des Sabagadis, nebst einer Menge von Odalisken ein, die ihren Gebieter auf allen seinen Zügen begleiten. Die Tafel, an der man uns die besten Plätze anwies, war reichlich mit Wein, Meth und Branntwein besetzt, und dazu wurden ungeheure Stücke rohes Rindfleisch herumgegeben. Einer der Würdeträger erhielt den Auftrag, uns mit einem ausgesuchten Stück zu bedienen, das er uns so lange vorhielt, bis es uns gefiel es zurückzuweisen. Gegen Ende der Tafel improvisirte ein Priester eine Rede, die sich ganz um die Tagespolitik drehte, und Sänger priesen in Liedern, von Musik begleitet, den Muth und die Siege des Fürsten.

Ubi kündigte uns seine Absicht an, den Kriegsschauplatz zu verlassen, weil die Regenzeit nahe, und in die Provinz Simin zurückzukehren. Wir schlugen den Weg nach Adua ein. Auf dem Marsch trennte sich eine große Anzahl Soldaten von dem Fürsten, um den Winter in der Heimath zuzubringen. Von Adua zurückgekehrt, erfuhren wir, daß Ubi, der uns sehr lieb gewonnen hatte, sich entschlossen habe, uns ganz bei sich zu behalten; selbst Gewalt wollte er zu diesem Zweck brauchen, wenn wir unsere Einwilligung versagen sollten. Es galt mithin der Gewalt List entgegen zu setzen, und so stellte sich denn einer von uns krank, und begab sich unter dem Vorwand der Luftveränderung nach Axum, der vormaligen Hauptstadt Abyssiniens, noch jetzt merkwürdig durch ihre Alterthümer und eine Kirche — die schönste im ganzen Lande. Da die angebliche Krankheit sich immer mehr verschlimmerte, so erhielt derjenige von uns, der bei dem Fürsten geblieben war, Erlaubniß, seinen leidenden Gefährten zu besuchen, und so befanden wir uns denn beisammen. Der täglich in Strömen fallende Regen hatte den Wasserstand des Tacazzé bereits bedeutend erhöht, und ein längerer Verzug hätte uns den Uebergang leicht unmöglich machen können. Am 30 Junius brachen wir demnach in aller Stille unser Lager ab, konnten aber, aller Vorsicht ungeachtet, nicht vermeiden, daß sich eine große Begleitung, hauptsächlich aus Priestern bestehend, an uns anschloß, die wir jedoch bald wieder verabschiedeten.

Zwei Wege führten zum Tacazzé: der eine durch die Provinz Siré, der andere durch den District Adet. Wir wählten den letztern, weil er gerade zum Flusse führte. Ungefähr zwei Stunden weit war der Weg gut und die Umgegend angebaut; die Gebüsche von Colunquats und Mimosen verliehen der Landschaft ein heiteres Aussehen; aber bald änderte sich die Scenerie. Weite Hochebenen dehnten sich vor uns aus, von Zeit zu Zeit von tiefen Thälern durchschnitten, in die wir hinabsteigen mußten, um auf der andern Seite wieder mühsam emporzuklimmen. Die schneebedeckten Gebirge des Simin thürmten sich zu unermeßlicher Höhe übereinander, und doch wollten wir ihren Gipfel erreichen. Täglich hatten wir furchtbare Gewitter zu bestehen, und dabei eine Menge von Wasserfällen zu bewundern, die durch den Regen gebildet wurden. Sie stürzten mit gewaltigem Tosen von den Plateaus in die Tiefe hinab, indem sie Bäume in ihrem Sturz losrissen, und verschwanden dann inmitten einer üppigen Vegetation. Nur mit Mühe konnten wir uns Lebensmittel und eine Zuflucht für die Nacht verschaffen. Am dritten Tage stieß eine Truppenabtheilung von der Armee des Ubi zu uns, von der wir reichlich mit dem versorgt wurden, was uns fehlte. In den von ihren Bewohnern ganz verlassenen Dörfern Add-Heussa, Deora Guennet und Dschibagua hielten wir Nachtquartier. Im letztern sahen wir drei Gebirgsketten von ganz verschiedenem Charakter vor uns. Bei der erstern waren die Massen nur wenig geneigt und fest zusammengethürmt; die zweite bot einen ganz eigenen Anblick: auf ihrem Rücken, der dem Anschein nach ganz unzugänglich war, stiegen kolossale Pyramiden, wie aus einem ungeheuern Piedestal, empor. Hinter diesen Gebirgen thürmten sich noch andere höhere empor.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 251.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 September 1837.

Die Thugs.

Die Litterary Gazette theilt als ein Resumé der neuern Forschungen über die Thugs nachstehende Bemerkungen mit:

Merkwürdig ist es, daß die Thugs, ungeachtet ihres schrecklichen Princips Menschenleben zu opfern, dennoch einen so großen Abscheu vor Blutvergießen haben, daß sie in keinem Fall der Waffen sich bedienen, welche sie zur Selbstvertheidigung tragen. Auch gibt es, wie es scheint, Eide, die sie nicht zu verletzen wagen, selbst wenn es gilt etwas zu verbergen. Ihre religiösen Gesinnungen geben sie dadurch unzweifelhaft kund, daß sie in ihren Tempeln opfern, und zwar um so reichlicher, je bessere Geschäfte sie machen. Das Oberhaupt ihrer Tempel zu Mirzapur, deren Priester ebenfalls Thugs sind, erhält daher bedeutende Spenden. Der Dschemadar eines jeden Dorfs dieser mordgierigen Secte, zu der Hindus und Moslems gehören, ist gewöhnlich Theilnehmer an der Beute und den Gefahren ihrer Züge, und meist entwirft er auch den Plan zu ihren Unternehmungen. Ist er zufällig nicht von der Bande, so wendet diese Alles an, um wenigstens seine Nachsicht zu gewinnen. Tritt er aber förmlich in den Bund, so gehört der zehnte Theil aller Perlen, Juwelen und andern kostbaren Gegenstände von der Beute ihm zu. Jeder einzelne der Bande nimmt, was ihm in die Hände fällt, muß aber am Tag der allgemeinen Vertheilung bei seinem Eide Alles abliefern. Ehe die ganze Bande ihre Theile empfängt, müssen zuvor noch die Ansprüche der Schemsias und Warawuls, d. h. derer, welche die Hände oder Füße des Opfers und dessen Pferd halten, der Spione oder Tillai, und der Luggbis, oder Todtengräber befriedigt werden. Prächtige Shawls und Stoffe, die zur Entdeckung Anlaß geben könnten, werden in Stücke geschnitten und vertheilt, damit jeder gleiche Gefahr laufe; schwerere Gegenstände, die man nicht leicht durch Unterhändler, wozu die zahllosen religiösen Bettler, welche Hindustan fortwährend durchstreifen, sich hergeben, bei Seite schaffen kann, werden vernichtet. Der Priester, der Mönch, der Edelmann und der Landwirth, die doch anscheinend oder in Wirklichkeit mit ganz andern Dingen sich beschäftigen, vereinigen sich, wenn sie dieser Secte angehören, sämmtlich, um Opfer auszuspähen oder die Mörder zu verbergen. Sie erkennen ihre Brüder durch eine Art freimaurerischer Zeichen und bedienen sich auch einer eigenen Gaunersprache. Im Gebiet des Nizam sind sie hinsichtlich eines Begräbnißplatzes für ihre Opfer nicht in Verlegenheit; das Grab wird gewöhnlich mit dem Nischan-Kassi oder der geheiligten Hacke gegraben. Die Hacke oder Haue legt der Nischan Wallah, oder der, der sie trägt, jedesmal, wann Halt gemacht wird, auf den Boden und zwar mit dem Kopf nach der Richtung, welche eben eingeschlagen werden soll. Die früher durch einen Strick bewerkstelligte Erdrosselung wird jetzt mit einem baumwollenen Tuch, dem Palu oder Rumal, vollzogen. Das Opfer wird gewöhnlich im letzten Augenblick gefragt, welche Zeit in der Nacht es den Sternen nach sey, und wenn es den Kopf erhebt, um nach diesen zu sehen, wird das Mauhscheh oder Signal gegeben, und die Schlinge liegt ihm um den Hals. Wenn das Erdreich nicht tief ist, so wird der Leichnam durchstochen, damit er nicht aufschwellen und das seichte Grab zersprengen möge. An manchen Stellen wird die Erde sorgfältig niedergetreten und Tschutis oder Feuerplätze auf dem Grabe aufgerichtet, um jede Spur zu vertilgen, zu welchem Ende auch noch die ausgeworfene Erde bei Seite geschafft wird. Zuweilen wird der Weg, den eine Bande eingeschlagen hat, durch solche Feuerstellen und eine an einem besondern Platz eingedrückte Fußtapfe, mit den Zehen vorwärts, auf einer eigens geebneten Stelle bezeichnet. An diesen Zeichen erkennt eine Bande in zweifelhaften Fällen den einzuschlagenden Weg, Furten durch Flüsse u. s. w. Dieser systematischen Heimlichkeit ungeachtet, werden diese Mörder als mild, liebreich und bescheiden geschildert; sie erfüllen ihre sonstigen Pflichten pünktlich, sind in andern Hinsichten gute Mitglieder der Gesellschaft, und vor vor allem besonders reinlich und sauber. Sie rühmen sich selbst ihrer Rechtlichkeit und eben so wie sie zwischen ihren Menschenopfern und dem Mord, den sie zu verabscheuen vorgeben, einen Unterschied machen, halten sie auch das Ausplündern ihrer Opfer nicht für Raub. Werden sie zum Tode verurtheilt, so liegt ihnen Alles daran, daß man sie in den Acten nicht als Diebe oder Mörder bezeichne. Als Abkömmlinge der ursprünglichen Zerstörer bringen die Thugs oder Phansigars die Menschenopfer,

welche die Gottheit Kali, Devi oder Dahie von ihren Verehrern verlangt, in ein regelmäßiges System. In Bahar, wohin die Civilisation vor 30 Jahren noch nicht gedrungen war, versammelte sich an den Festtagen der Gottheit eine ungeheure Volksmenge, und den Menschenopfern wurden Bildnisse substituirt. Am ersten Festtag wurde die Gottheit als Zerstörerin, dann als Befreierin aus Gefahr und endlich als Dea genitrix unter den empörendsten Ceremonien verehrt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in vielen der angränzenden Ländern ähnliche Secten noch bestehen; da diese ihren Cultus aber nicht in so furchtbarer Ausdehnung üben, so läßt sich schwer bestimmen, wer die eigentlichen Verderber der ursprünglichen Lehre sind.

Portugiesische Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Gehen wir aber zu einer näheren Analysirung dieser Tugenden über, so werden wir finden, daß die meisten als eigentliche Tugenden betrachtet, keine Probe halten, denn die wenigsten kommen aus dem Herzen, die meisten gründen sich auf Gewohnheit oder kommen aus dem Verstande. Der Portugiese gibt Almosen und ist mildthätig, weil er sich damit eine Stufe in den Himmel bauen will, er ist gastfrei und generös aus natürlichem Hang zur Aufschneiderei und Eitelkeit; er ist gefällig selbst mit Aufopferungen, denn er speculirt auf Gegengefälligkeiten. Er besitzt Nationalstolz oder vielmehr Nationaldünkel, ohne Patriot zu seyn, denn wenn er für das allgemeine Beste etwas thun soll, dann ist niemand zu Hause. Aus Nationaldünkel verachtet er alle übrigen Nationen, und dünkt sich über dieselben erhaben, wenn er auch durch tägliche Erfahrungen nothgedrungen zugestehen muß, daß seine Nation allen andern civilisirten nachstehen muß, sowohl in wissenschaftlicher als industrieller Hinsicht, ist neidisch darüber, aber weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Volk dennoch oben an stellt, da dieses den übrigen Nationen zuerst die Augen geöffnet, ohne die Portugiesen wären die andern Nationen nichts geblieben, und nun fängt man an ihre Thaten aufzuzählen; da heißt es nun: Waren es nicht die Portugiesen, welche unter der Regierung des Don Alphonso V die größten Eroberungen in Afrika machten, die Inseln des grünen Vorgebirges, Guinea mit der Goldküste und die canarischen Inseln entdeckten? Unter den Königen D. Dinez und D. Fernando, holten da nicht fremde Nationen ihr Getreide aus Portugal? War es nicht unter König D. Manuel, wo Vasco de Gama zuerst das Cap der guten Hoffnung umschiffte, den Weg nach Indien entdeckte, und die Reichthümer Persiens, Arabiens, China's, Japans und des großen Moguls für die ganze Welt aufschloß? War es nicht Cabral, der in Brasilien zuerst landete, dieses Reich der Gold- und Diamantengruben, der Welt kund that? War es nicht ein Albuquerque, welcher die Eroberungen in Indien erweiterte, und daselbst das Christenthum verbreitete? Kam nicht das stolze Venedig in Verfall als Lissabon seine siegenden Flotten im Ganges hatte? Unterwarf sich nicht beinahe die ganze Ostküste Afrika's dem portugiesischen Scepter? War es nicht ein Tristao da Cunha, welcher Madagascar untersuchte und Sofala befestigte? Ein Antonio d'Almeida, welcher Ceylon und Sumatra entdeckte? Gründete nicht dessen Bruder Francisco d'Almeida die ersten europäischen Ansiedlungen in den Königreichen Quilos, Cananor, Narzinqua, Cochim und eroberte die maldivischen Inseln? Fiel nicht Ormuz, der Schlüssel des arabischen Meeres, in die Hände eines Albuquerque? Wurde nicht Diu, diese mächtige durch ungeheure Kanonen vertheidigte Stadt, von Antonio d'Almeida erobert? *) Unterwarfen sich nicht den Portugiesen Siam, Pegu, Malacca, Calcutta, Dabul und Goa? Waren es nicht Abreu's, Macarenha's, Atayde's, Alvarenga's, Vasconcellos, Pacheco's, Cabrals, Souza's, Faria's, Correa's, Sylveira's u. s. w., deren Namen in Asien, Afrika und Amerika berühmt und gefürchtet waren? Herrschte Portugal in diesem goldenen Zeitalter nicht über drei Welttheile und über alle Meere? besaß es dabei nicht den größten Dichter des Universums, den großen Camoes? Gehen wir nun auf die neuern Zeiten über, waren es da nicht die Portugiesen, die dem großen Weltbezwinger Napoleon zuerst mit Erfolg die Spitze boten und sein Joch abschüttelten, so wie sie früher schon das spanische Joch zerbrachen? Waren sie nicht der Russen erste Lehrmeister, die durch Vernichtung und Verheerung ihres Eigenthums, Napoleons Armeen vor den Linien von Lissabon dem Mangel preisgaben, und diese dadurch zum Rückzuge zwangen? Besiegte nicht Don Pedro mit seinem kleinen Häuflein von Tapfern das 80,000 Mann starke Heer seines rebellischen Bruders, gleich den großen Thaten Alfonso des I, der mit einer eben so kleinen Schaar die große Macht fünf maurischer Könige in der Schlacht von Ourique vernichtete, — ein Schlachtfeld, welches zur Wiege der portugiesischen Monarchie wurde? Wo ist die Nation in der Welt zu finden, die sich gleicher Thaten rühmen kann, wo irgend ein Volk, was eine solche Opulenz aufweisen kann, als die, welche Portugal im 16ten und 17ten Jahrhundert zeigte? — So ungefähr spricht jeder Portugiese, und ist stolz auf diese Vergangenheit, sie ist sein einziger Trost in dem gegenwärtigen Elende, durch den er sich noch immer groß fühlt, und besonders der, welcher mit unter Don Pedro gefochten hat, ungeachtet daß die Heldenthaten des kleinen Haufens und der Sieg über eine weit größere Armee ihrer eigenen Brü-

*) Eine der größten dieser Kanonen wurde nach Lissabon transportirt, und befindet sich in dem Arsenal do Exercito. Sie ist von Bronze, hat eine Länge von 55' und am Stoß 2' im Durchmesser. Das Kaliber scheint 24pfündig. Sie hat eine arabische Inschrift, welche in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften ins Portugiesische übersetzt ist, und zu deutsch folgende ist: „Unserm Herren, dem König der Könige des laufenden Jahrhunderts, dem Erneuerer des Gesetzes des Propheten, des darmherzigen Kriegers zur Erhebung der Lehrer des Alkorans, dem Unterdrücker der Secten des Irrglaubens, dem Zerstörer der Wohnungen der Götzendiener, dem Sieger am Tage des Zusammentreffens beider Armeen, dem Erben des Reichs Salamons, dem Vertrauer auf Gott den Wohlthäter, und dem Besitzer der Tugenden; dem Souverain Bahadur Zah (Schah), ist diese Kanone gewidmet, gegossen am 5 dsil Kaada des Jahres 939 (29 Mai 1533.)

der immer mehr von der geſunkenen Kraft der Nation zeugen. Nachdem auf dieſe Art der Portugieſe die vergangene glorreiche Zeit hervorgerufen und nun Vergleichungen mit der gegenwärtigen anſtellt, wird nun erſt ſein Haß gegen andere Nationen recht rege, daß ſie es ſind, welche Portugal zu Grunde gerichtet, indem ſie es überliſteten und betrogen; daß die Großen des Reichs, von jenem goldenen Zeitalter bis jetzt, ihr eigenes Vaterland an Ausländer verrathen und verkauft hätten, ſo daß Alles nach und nach zu Grunde ging; daß immer habſüchtige und indolente Miniſter am Ruder geweſen, daß man ſeit der Zeit nichts für Künſte und Wiſſenſchaften gethan, ſelbſt den Ackerbau durch ſchlechte Geſetze vernichtet habe, und daß alle fremden Nationen nur darauf bedacht ſind, weder dieſen noch Induſtrie je wieder hier aufkommen zu laſſen.

Kein Portugieſe kann ſich überzeugen, daß die eigene Indolenz, worein die Nation durch die leichten Mittel in fremden Welttheilen ſchnell reich zu werden, verfiel, ihre gegenwärtige Armuth und Unbedeutenheit herbeigeführt hat, und in dieſe Schwäche und Apathie verſunken, glauben ſie nun, daß ein liberales Regierungsſyſtem das einzige Mittel ſey, ſich aus ihrer Unmacht wieder zu erheben, verfallen dabei aber fortwährend von einem Extrem ins andere und ſinken dabei immer tiefer herab; jedoch ihr Stolz wird nicht gebeugt, je mehr ſie in der Achtung anderer Nationen verlieren, je mehr ihre Moralität ſinkt, deſto mehr glauben ſie dieſe über die Schultern anſehen zu müſſen, und ihre Eitelkeit geht oft ſo weit, daß ſie glauben, ſich um keine Nation der Welt bekümmern zu dürfen. Den Deutſchen denkt ſich der Portugieſe noch immer in ſeinem Lande als einen halben Barbaren, in großen Wäldern und von eingeſchränktem Verſtande. Von einem Deutſchen in Portugal wird man gewöhnlich ſagen: he hum pobre homem, oder he hum bom homem, was ungefähr ſo viel ſagen will, daß er ein guter dummer Eſel iſt. Den Engländer betrachtet man nur als Trunkenbold, man nennt ihn o bebado und filho da puta, do Inglez, den verſoffenen engliſchen H....ſohn. Franzoſen hält man für pfiffig, und heißt ſie Charlatans Franceres, dem Italiener traut man nicht über den Weg, man bezeichnet ihn mit velhaco Italiano, betrügeriſcher Italiener. Der Spanier, ihr Nachbar, wird von ihnen als Fanfarrao d. h. als Großſprecher behandelt. Dieſes ſind die fünf Nationen, welche den Portugieſen am meiſten bekannt ſind, und ihre Eiferſucht, ſo wie ihren Haß erregen; alle andern ſind ihnen zu weit entfernt, man hat zu wenig Verkehr mit ihnen, als daß ſie in ſonderlichen Betracht kommen ſollten, und beſonders in gegenwärtigen Zeiten nicht, wo die Demagogen und Volksverwirrer in den periodiſchen Preſſen nur von liberalen Inſtitutionen predigen, Portugal als emancipirt darſtellen, und in ihrer Ignoranz beſonders Preußen, Oeſtreich und Rußland als Staaten ſchildern, wo der Deſpotismus ſeine volle Macht noch ausübt, und die Völker unter der Sklaverei ſeufzen. Auch ſie bilden ſich jetzt ein, ſeit vielen Jahrhunderten unter dem abſoluten Königthum in Sklaverei gelebt zu haben, und machen ſich groß damit, dasſelbe im Jahr 1820 abgeſchüttelt zu haben; ſie vergeſſen darüber das goldene Zeitalter unter dem Königthum, ſie ſehen nicht ein, daß eben durch dieſe Abſchüttelung die Grundfeſten des Staats erſchüttert wurden, die nationelle Einheit ſich auflöste, der Geiſt aller Ordnung verſchwand, Bürgerkriege das Land zerrütteten, und ſeit 17 Jahren bereits vergebens daran gearbeitet wird, dem Staate feſte Inſtitute zu geben.

(Fortſetzung folgt.)

Die Münzſtätten in Frankreich.

Im Laufe des Jahres 1836 wurden in Frankreich für 48,359,447 Franken Geld ausgemünzt, nämlich 43,242,397 Fr. in Silber und 5,097,040 Fr. in Gold. Die Fabrication war folgendermaßen vertheilt: die Münzſtätte von Paris ſchlug für 15,894,185 Fr., wovon 4,899,780 Fr. in Gold; dieſe Münzen ſind mit einem A bezeichnet nebſt einem Anker und einem C, die durcheinander geſchlungen ſind. Rouen ſchlug 13,501,070 Fr. in Silber; dieſe ſind mit einem B und einem Lamm bezeichnet, das ein Kreuz trägt. Lille ſchlug 8,504,674 Fr., worunter 207,260 Fr. in Gold, die mit einem Mercurſtab bezeichnet ſind. Straßburg ſchlug 6,148,115 Fr. in Silber, bezeichnet mit BB und einem Biber. Marſeille 1,808,780 Fr. in Silber, bezeichnet mit dem Buchſtaben M und einem Palmbaum. Bordeaux 1,571,489 Fr. in Silber, bezeichnet mit K und einem Weinblatt. Lyon 1,054,332 Fr. in Silber, bezeichnet mit dem Buchſtaben D und der Arche Noä. Toulouſe 576,852 Fr., welche mit M und verſchlungenen T und C bezeichnet ſind. Fünf andere Münzſtätten haben weder im Laufe des Jahres 1836 noch ſeit Anfang dieſes Jahrs ausgemünzt. Dieß ſind La Rochelle, deſſen Münzen ein H und einen Dreizack führen; Limoges, das den Buchſtaben I und zwei verſchlungene Hände hat; Nantes mit dem Buchſtaben T und einem Oelzweig; Bayonne mit dem Buchſtaben L und einer Tulpe, und Perpignan mit dem Buchſtaben Q und einer Weintraube.

Chronik der Reiſen.

Auszug aus dem Bericht der Reiſe der HH. Moriz Tamiſier und Edmund Combes in Abyſſinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortſetzung.)

Am 5 Julius kamen wir auf einem mühſamen abwärts führenden Pfad an den Tacazé; dieſer Fluß, der von fern ganz unbedeutend ſchien, wurde immer größer, je näher wir kamen, und als wir an ſeinem Ufer ſtanden, fanden wir das Bett breit und tief und die Strömung reißend. Wir warfen uns mitten in den Fluß und entſchwanden unter ſeinen Wogen. Die ganze Truppenabtheilung hatte ſich am Ufer verſammelt, und glaubte uns verloren, als ſie uns untertauchen ſah. Bald aber verwandelte ſich ihr Schreckensruf in ein Freudengeſchrei, als wir am jenſeitigen Ufer glücklich wieder zum Vorſchein kamen. Gleich darauf mußten wir durch den Bergſtrom Atabo, der von dem ſchmelzenden Schnee gebildet wird, und nachdem wir ſeinem Lauf noch eine Zeit lang gefolgt waren, verließen wir ihn, um zu dem erſten Plateau emporzuſteigen, auf dem das Dorf Tonſagué liegt. Ueber Grenburra und Abbena gehend, kamen wir wieder an den durch ſeine herrliche Umgebung und die Friſche ſeiner

Landſchaft ausgezeichneten Atabo. Je weiter hinauf, um ſo enger wird das Thal der Atabo, ohne deßhalb etwas von ſeiner Schönheit zu verlieren. Wir erſtiegen nun die zweite Gebirgskette, und fanden hier eine Menge von Bächen, Bergſtrömen und Waſſerfällen, die von den ſchneebedeckten Gipfeln herabſtürzten. Das Land war unbewohnt, und nur auf den Gebirgsplateaux bemerkten wir einzelne Hütten, die von den Sklavenhändlern erbaut worden waren, um darin zu übernachten. Nachdem wir den Gipfel des Selki erreicht hatten, ruhten wir in dem ungefähr vier Meilen von Nari entfernten Dorfe Soana aus. Der weſtliche Abhang von Simin iſt eben ſo grandios, als der, welcher den Tacazzé beherrſcht; auf den von unzähligen Bächen bewäſſerten Prairien hauſen wilde Pferde. Dieſe Provinz hat ein kaltes Klima und erzeugt nichts als Gerſte.

Wir ließen Entſchetkab, die Reſidenz des Ubi, zur Linken, und kamen über Em-barras, an den Ufern des Bergſtroms Beleghet, in die reiche Provinz Uagara. Um dem Regenwaſſer Zeit zu laſſen, ſich zu verlaufen, hielten wir uns 14 Tage in Dawarik auf. Der Himmel iſt hier nicht ſo bleich, wie im Simin, und der flachere Boden dehnt ſich oft in weite Ebenen aus. Die Provinz Uagara hat ein ſehr mildes Klima; ihre Bewohner ſind reich an Getreide und Zuchtvieh, und auf den Märkten herrſcht Ueberfluß an Lebensmitteln, die man zu ſehr billigen Preiſen haben kann — die glücklichen Folgen des Friedens, den Ubi in dem von ſeinen Vorfahren ererbten Lande zu erhalten weiß.

Am 27 Julius verließen wir Dawarik, und fanden zu Daugua, Kantiba, Tſchambelguó und Dabat an den Ufern des Bachs Anchora gaſtfreundliche Aufnahme. Das letztgenannte Dorf liegt nur einige Stunden von Gondar entfernt, das wir jedoch erſt auf der Rückreiſe beſuchen wollten. Zu Duneaz bewunderten wir die Ruinen eines gothiſchen Schloſſes und einer von den Portugieſen gebauten Kirche. Obſchon wir von Simin aus immer aufwärts geſtiegen waren, ſo führte unſer Weg doch noch immer auf dem Rücken hoher Gebirge hin, die ſchönen Ebenen von Beleſſa, Fokara und Dembea, am Ufer des unermeßlichen Sees Tana, dem ſie ihre Fruchtbarkeit verdanken, zu unſern Füßen. Die Scenerie des Simin hat einen ernſten, majeſtätiſchen Charakter, die der Provinzen Mariam-Uaha und Uenadega iſt anmuthiger und maleriſcher. Das Dorf Jolusguerar und die Stadt Derita ſind als die Bollwerke der Moslems ſehr merkwürdig. Das Thal, welches von Derita an die Ufer des Sees führt, wird von den Bächen Dendeno und Tſcheni bewäſſert. Jenſeits Anguot gingen wir auf einer Brücke mit ſechs Bögen, welche die Architekten des Schloſſes Duneaz gebaut haben, über den Fluß Redd. Wir hielten uns zu Gud auf und gingen dann wieder die Anhöhen aufwärts, von denen wir ſeit Uenadega herabgeſtiegen waren. Am 21 Auguſt erreichten wir Devra-Tabur, die Reſidenz Ras-Ali's; ſeit unſerer Ankunft zu Derita befanden wir uns in der Provinz Beghemder.

Bei unſerem Eintritt in Devra-Tabur wurden wir ſogleich von einer unzähligen Menſchenmenge umgeben, die uns bis zur Wohnung des Ras begleitete. Wir traten in einen großen Hof, an deſſen Ende wir einige Leute auf Steinen ſitzen und mehrere andere in zwei Reihen ſtehen ſahen. Wir näherten uns, und man richtete einige Fragen an uns, die wir jedoch, da wir in ſehr übler Laune waren, unbeantwortet ließen. Man lud uns ein näher zu kommen, und als wir uns nach dem König erkundigten, erfuhren wir zu unſerem Erſtaunen, daß wir uns in ſeiner Gegenwart befänden. Er war, wie man uns ſchon zum voraus geſagt hatte, ein junger, ſchön gewachſener Mann von etwa 18 Jahren, deſſen großen, ſchwarzen Augen es nicht an Ausdruck fehlte. Man verſicherte uns, daß er ſich eben ſo tapfer ſchlage als ſeine beſten Soldaten, aber noch bei weitem nicht die gehörige Einſicht beſitze, um einen Feldzug zu leiten, denn ſtatt während des Friedens ſich um die Erlangung nützlicher Kenntniſſe zu bemühen, war es ſeine einzige Beſchäftigung, in einem der Hauptſtadt nahe gelegenen Gehölz Affen zu tödten. Stets hatte er eine Menge junger Leute in ſeinem Gefolge, und während der Regenzeit mußten dieſe mit großen, eigens zu dieſem Zweck aufgezogenen Widdern kämpfen. Dieſer junge Thor herrſcht über Beghemder, Gadſcham, Damot und einen Theil von Edſchiu und Uagara — Dembea und die reichen Provinzen ungerechnet, die ſich durch Ras-el-Fil bis in die Nähe der Gränzen des Sennar erſtrecken. Es iſt indeß bekannt, daß er nichts ohne den Rath ſeiner Mutter unternimmt, einer Frau, die ganz der Stelle würdig iſt, die ſie behauptet. Menen — dieß iſt ihr Name — ſchwur, um ſich zu erheben, unbedenklich den Islam ab, wurde Chriſtin und wußte ihre beiden Brüder Deſchadſch*) Amadeus und Deſchadſch Beſchir, die mit ihrem reichen, an den Südgränzen des Königreichs Laſta gelegenem Gebiet dem Ras huldigten, zu einem gleichen Schritt zu bewegen. Ali-Zares, der König von Laſta, hatte den Augenblick benutzt, wo der Ras zu Edſchiu lagerte, um Devra-Tabur zu überfallen und die Stadt zu plündern und anzuzünden, wobei er ſelbſt die Wohnung ſeines Feindes nicht ſchonte. Der Ras mußte ſich daher einſtweilen noch mit einem großen, in der Eile aufgebauten Saal begnügen, in deſſen Mitte ein großer mit reichen perſiſchen Teppichen und carmoiſinrothen Polſtern bedeckter Sarir**) ſtand. Zur Seite befand ſich ein großer runder Feuerherd, auf dem eine Maſſe Holz brannte, deſſen kniſternde Funken bis zur Decke emporſtiegen. Gegenüber an der Wand waren drei Umfriedungen für die beſten Pferde des Ras angebracht — nicht etwa, als ob es an Ställen gefehlt hätte, ſondern weil hohe Perſonen in Abyſſinien ein beſonderes Vergnügen daran finden, ihre Lieblingspferde in ihrer unmittelbaren Nähe zu haben.

Devra-Tabur iſt vielleicht der angenehmſte Aufenthaltsort in ganz Abyſſinien; die Hügel, von denen dieſe Stadt umgeben iſt, ſind mit einer Menge von Kirchen beſetzt, die von Sabinen- und Olivenbäumen beſchattet werden, was ihnen das Anſehen anmuthiger Einſiedeleien gibt. Die Bevölkerung beſteht faſt ganz aus Soldaten, die ſich der Gegenwart freuen, ohne an die Zukunft zu denken, und die Beute verzehren, die ſie während des Kriegs gemacht haben. Ihr ſorgloſes, luſtiges Leben zieht eine Menge Tänzerinnen und öffentlicher Mädchen herbei, und die Kleinode, mit denen dieſe ſich ſchmücken, beweiſen deutlich, wie einträglich ihr Gewerbe iſt.

(Fortſetzung folgt.)

Der arteſiſche Brunnen an der Barrière von Grenoble hat jetzt eine Tiefe von 1260 Fuß, und wird bis auf den Grund auf 7 Zoll Weite ausgebohrt. Man denkt bis auf eine Tiefe von 1500 Fuß zu graben.

*) Deſchadſch heißt ſo viel als General.

**) Eine Art Bett, aus geflochtenen Stricken oder Gurten beſtehend.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 252.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 September 1837.

Einiges über die mongolische Poesie. *)

Fast bei allen Völkern, bei denen es uns vergönnt ist, auf die Uranfänge ihrer Literatur zurückzugehen, werden wir zuletzt auf Dichtungen stoßen, welche, denkwürdige historische Ereignisse behandelnd, die Geschichte dem Inhalt nach zur Sage, der Form nach zum Epos umwandeln. Es kann daher nicht befremden, wenn wir auch bei dem Mongolenvolk, das einst eine so bedeutende Rolle in der Geschichte Asiens spielte und seine Eroberungen selbst bis nach Europa ausdehnte, Ueberreste solcher Heldengedichte vorfinden, wohl aber dürfte es nicht uninteressant seyn, diese bis jetzt noch nicht beachteten Fragmente nach Stoff und Form näher ins Auge zu fassen. Die Quelle, aus der wir sie schöpfen, ist die von J. J. Schmidt in Petersburg im J. 1829 herausgegebene Geschichte der Ostmongolen von Ssanang Ssetsen. Man findet nämlich bei genauerer Betrachtung, daß dieser Schriftsteller an vielen Stellen seines Geschichtswerks größere oder kleinere Bruchstücke von Gedichten eingeflochten hat, welche offenbar einem epischen Cyclus der Mongolen angehören, und vielleicht noch jetzt im Munde des Volks fortleben, wie dieß wahrscheinlich auch zu Ssanang Ssetsen's Zeit (1662) der Fall war. Ob sie einem der sieben Ssudurs entlehnt sind, welche er selbst als Quellen seines Geschichtswerks angibt, ist wenigstens aus deren Titel **) nicht zu bestimmen. Daß sie unzweifelhaft in gebundener Rede verfaßt, und nach welchen Regeln sie gebildet sind, soll im Folgenden näher gezeigt werden.

Diese Gedichte beziehen sich, mit Ausnahme des ersten, sämmtlich auf die Geschichte des Tschinggis-Khan, also auf die Glanzperiode, und auf die Zeit der Anarchie, also auf die Unglücksperiode der mongolischen Geschichte. Wenn sie sonach aber auch zwei verschiedenen Cyclen anzugehören scheinen, so unterliegen sie doch in Beziehung auf ihre Form denselben Gesetzen.

Das unerläßlichste Erforderniß scheint bei allen der Parallelismus derG ieder zu seyn, der sich oft durch Wiederkehr derselben Endungen (Reim) oder derselben Worte (Refrain) kund gibt. Beides findet sich gewöhnlich noch durch mehr oder weniger regelmäßige Alliteration *) der Versanfänge verstärkt. Dagegen ist ein eigentliches Versmaß nicht zu entdecken, und selbst die Zahl der Sylben willkürlich, insoweit nicht der Parallelismus gewisse Gränzen festsetzt. Die gewöhnlichste Form, die auch bei manchen Abweichungen sich doch als Grundtypus erkennen läßt, besteht in einer Eintheilung in vierzeilige Strophen, deren einzelne Versglieder durch Alliteration und Reim miteinander verbunden sind; die vierzeilige Strophe findet sich auch öfters mit Refrains, welche theils nach jedem Vers, theils nach jeder Strophe, theils unregelmäßiger wiederkehren. Oft sind diese Strophen indeß nicht so regelmäßig gebildet; man findet deren, wo die Alliteration nicht durchgängig beobachtet, oder wo sie nur bei je zwei Versen, oder bei einem um den andern angewandt ist. Hiebei ist zu beachten, daß auch die wenigen von Anderen bekannt gemachten Proben mongolischer Dichtkunst, namentlich die von Timkowsky mitgetheilten mongolischen, und die von Pallas aufbewahrten kalmükischen Lieder nach denselben Regeln gebildet sind, welche wir bei den eben erwähnten Gedichten beobachtet finden; insonderheit bezeichnet sie Pallas als „Verse, die ohne Sylbenmaß, ohne ordentliche Reime zu beobachten, nur in gewissen Cadenzen und ähnlich klingenden Endungen harmoniren."

Man kann aus diesen Thatsachen wohl mit Sicherheit den Schluß ziehen, daß die oben aufgestellten Regeln der mongolischen Poesie im Allgemeinen eigenthümlich sind; da sie sich nun aber auch ganz in gleicher Weise im Mandschuischen vor-

*) Aus dem kürzlich erschienenen ersten Hefte der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes." Diese hier gegebene Mittheilung ist von H. C. v. d. Gabelenz.

**) Sie heißen: 1) der edle Inbegriff vom Ursprung der Fürsten; 2) der die Erklärung des Sinnes herzlich Verlangende; 3) der wunderbar anzuschauende Blumenkelch; 4) das die Begegnung der Ursachen und Folgen anzeigende rothe Buch; 5) der von Ssarwa Chutuktu verfaßte Blumengarten zur Erheiterung des Gemüths der Weisen; 6) der weiße Codex der von dem erhabenen Tschakrawartin festgestellten Verordnungen der Lehre; 7) das große gelbe Geschichtsbuch vom Ursprung der frühern mongolischen Fürsten

*) Bei der Alliteration ist zu beachten, daß o und u, ö und ü, ch und g, k und g, t und d im Mongolischen mit gleichen Zeichen geschrieben werden, und daher auch alliteriren.

finden, ſo iſt es ſicher ein Irrthum, wenn ich, durch Rémuſat *) verleitet, dieſe Form hier für eine Erfindung des Kaiſers Kao-tſung hielt, vielmehr ſcheint es natürlich, anzunehmen, daß die Analogie, welche zwiſchen den Sprachen beider Völkerſchaften ſtatt findet, ſich auch auf die Form ihrer Poeſie erſtreckt, und daß die Mandſchu lange vor Kao-tſung, ja wohl noch vor Eroberung des ſineſiſchen Reichs, ſo gut ihre Volkspoeſie hatten, wie die Mongolen und andere auf gleicher, ja auf noch niedrigerer Stufe der Cultur ſtehende Völker.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortſetzung.)

Kein einziges europäiſches Volk hat in dieſem Betracht eine ſolche Veränderlichkeit gezeigt, wie das portugieſiſche, welches heute baut und morgen wieder einreißt, und ſo fortwährend eine ſtationäre Politik der Parteien befolgte, die keine Zukunft hat. Das Merkwürdigſte an dieſer Veränderlichkeit iſt, daß man vor 17 Jahren ſchon ein neues Staatsgrundgeſetz entwarf, welches noch immer nicht ſeine Feſtigkeit erlangt. Einmal wurde es durch die Anhänger des Abſolutismus gänzlich umgeworfen, durch den Tod des Königs trat ein neues ins Leben, dieſes neue wurde wieder durch Don Miguels Deſpotismus verworfen. Nachmals trat es durch Don Pedro hervor, und nun auch deſſen wieder müde, ſuchte man das allererſte wieder hervor, um von dieſem erſten und dem zweiten ein Amalgam, und daraus etwas ganz Neues zu machen; was dann als pragmatiſche Sanction der Cortes gelten ſoll. Eine Nation, die auf ſolche Art gewiſſermaßen mit ihrer Verfaſſung ſpielt, wie ein Kind mit der Erbauung eines Kartenhauſes, welches dann bei dem geringſten Zugwinde über den Haufen fällt, und immer von neuem aufgebaut wird, ohne mehr Feſtigkeit zu erhalten; eine Nation, die ſo oft eine Conſtitution beſchwört und immer wieder den Eid bricht; eine Nation, die gewöhnt iſt kein Geſetz zu reſpectiren; eine Nation, die aus ihrer Mitte kein energiſches kräftiges Miniſterium zuſammenſtellen kann, fähig die Ausübung der Geſetze zu handhaben — eine ſolche Nation iſt wahrlich noch nicht reif für eine liberale Verfaſſung, noch manche Kriſis wird ſie beſtehen, bevor ſie dazu gelangt. Anarchie und Deſpotismus werden noch oft das Regiment führen, bevor Ruhe und Friede im Lande, Wohlſtand und häusliches Glück in die Familien zurückkehrt. Dieſe Ziel liegt aber noch weit entfernt, denn das Vorwärtsſtreben nach Vervollkommnung iſt jetzt nur noch ein leerer Wunſch, es fehlt noch an einem öffentlichen Gemeingeiſte des Strebens nach allem Guten und Nützlichen, es fehlt an reflectirendem Verſtande und der beharrlichen Treue für die Inſtitutione n; die unzähmbare Macht alter Gewohnheiten, die Leidenſchaften für Particularintereſſen, ſind noch viel zu groß, als daß unter der gegenwärtigen Generation irgend einer jener Wünſche in Erfüllung gehen könnte.

Gehen wir aber noch zu andern Mängeln und Gebrechlichkeiten des portugieſiſchen Charakters über, ſo tritt derſelbe ungemein in den Schatten zurück; der Portugieſe iſt rachſüchtig mit Ueberlegung, jedoch bei weitem nicht ſo leidenſchaftlich grauſam wie der Spanier oder auch der Italiener. Zugefügte Beleidigungen werden nie vergeſſen, und die Rache deßhalb bis zu gelegener Zeit verſchoben, oft mit dem Mantel einer falſchen Freundlichkeit bedeckt, ja ſie tritt zuweilen ganz in den Hintergrund zurück; es finden freundſchaftliche Verhältniſſe ſtatt, und man glaubt Alles vergeſſen, allein bei der geringſten Veranlaſſung und nach Jahren noch wird ſie ihre Rechte behaupten, das einmal ausgeſprochene Wort bei Gelegenheit der frühern Beleidigung „tu me pagarás“ (du ſollſt mir einſtens dafür bezahlen) kommt in Erinnerung und geht zuletzt in Erfüllung. Man ſchadet ſeinem Feinde oder ehemaligen Freunde, ſo wie ſeinen Vorgeſetzten entweder durch alle möglichen Arten von Intriguen und Verleumdungen, die ihn in ſeinem öffentlichen und Privatleben herunterſetzen, oder man klagt ihn geradeswegs gewiſſer Verbrechen an, wahr oder unwahr, gleichviel, und wenn dadurch auch das ganze künftige Lebensglück eines Menſchen zerſtört, eine ganze Familie unglücklich werden ſollte, denn man weiß wohl, daß wenn einmal hier ein Schandfleck auf jemanden geworfen worden, er ſich nie wieder davon befreien kann, und wenn er auch zehnmal unſchuldig iſt, denn die Sache wird immer ſo vorgebracht, daß die Gegenbeweiſe oder Klagen deßhalb ſchwer zu führen ſind, und dann greift man auch meiſtens die empfindliche Seite eines Menſchen an, die bei der Rechtspflege kein Gehör findet, und nur mit Blut, in andern Ländern durch ein Duell, zu rächen ſeyn würde; allein dieſe Fälle kommen hier höchſt ſelten vor, der Portugieſe hat eine natürliche Scheu vor Duellen, man hält denjenigen für verrückt, welcher ein Duell provocirt oder annimmt; man betrachtet es als Unſinn, wegen Beleidigung einen herauszufordern und ſich der Gefahr auszuſetzen, obendrein ſein Leben zu verlieren oder ein Krüppel zu werden, und der Geforderte ſagt: auf die Art gebe ich keine Genugthuung, und läßt lieber allen möglichen Schimpf über ſich ergehen, was dann oft ſelbſt unter den anſtändigſten Perſonen ſowohl des Civil- als Militärſtandes die ſchmutzigſten Rencontres hervorbringt oder auch einen hinterliſtigen Mord, und ſolcher Mordthaten könnte man hier während der letzten 30 Jahren mehrere Tauſende aufzählen. Exiſtiren doch jetzt in den Cortes mehrere angeſehene Deputirten, die ſolche hinterliſtige Mordthaten begangen haben; war nicht ſelbſt im vergangenen Jahre ein Staatsminiſter am Ruder, der einen ſolchen Mord begangen hatte? Die Parteiſpaltungen der jüngſten Zeiten, wo bald die eine, bald die andere die Oberhand hatte, wo eingefleiſchter Haß zügellos und ungeſtraft hervorbrechen konnte, war beſonders reichhaltig an ſolchen Vergehen; die Politik mußte fortwährend zum Vorwande dienen, den Privathaß zu befriedigen, und da weiß man wirklich nicht, welchem der Syſteme die meiſten Unglücksfälle zuzuſchreiben ſind, ob dem unter D. Miguel oder un-

*) Nouveaux Mélanges Asiatiques II. p. 53: — — c'est ce qu'il (l'empereur Kao-tsoung) fit dans de strophes qu'il composa d'après des règles qu'il s'était lui-même tracées. Ce sont là les premiers et probablement les derniers vers mandchous qui aient été composés dans ce système.

ter dem gegenwärtigen. Zu D. Miguels Zeiten entledigte man sich seiner Feinde oder der Personen, welche man haßte, blos durch eine ganz einfache geheime Anklage von verrätherischen Gesinnungen gegen die Regierung, und an die 30,000 schmachteten deßhalb in den Gefängnissen, mehrere Hunderte fielen auf dem Schaffot oder wurden erschossen, und Tausende dadurch unglücklich. Mordthaten fielen aber weit seltener vor. Jetzt wo nun keine politischen Anklagen angenommen werden, wo diese außer Wirkung sind als Vorwand der Privatrache zu dienen, geht man offener zu Werke: man klagt nicht mehr an, verfolgt aber dennoch, unter dem Vorwande miguelistischer Gesinnungen, seine Feinde, und begeht dergestalt Gewaltthätigkeiten gegen dieselben, beraubt und mordet sie ganz ungestraft, so daß man nach den neuesten Untersuchungen die Zahl der Gemordeten im vergangenen Jahre 1836 auf 600 in den Provinzen schätzt, und nur einer geschärften polizeilichen Aufsicht in Lissabon und Porto hat man es zu verdanken, wenn in diesen Städten weniger solcher Gräuel verübt wurden, als im übrigen Lande. D. Miguel ließ während seiner sechsjährigen Regierung doch nur einige Hundert hinrichten, freilich starben auch mehrere Hundert aus Noth in den Gefängnissen, was ebenfalls zu den Mordthaten gezählt werden kann; allein wenn hier im letzten Jahre 600 ermordet wurden, so kann man seit den vier Jahren, wo das constitutionelle System wieder herrscht, jährlich gegen 2000 gewaltsamer und hinterlistiger Todtschläge annehmen, während das Gouvernement auch nicht einmal einen einzigen Missethäter hat hinrichten lassen. Damals überließ man die Rache der Regierung, und jetzt übt man sie selbst aus. Bei Gelegenheit, wo eine Rache nicht auf Mord und Todtschlag ausgeht, gibt es wohl kein Land, wo man so auf die raffinirteste Art seinem Gegner zu schaden und ihn zu kränken verstände, wie hier, was den Leuten eine der süßesten Rachen ist, worauf man studirt und zu der alles Mögliche hervorgesucht wird. Man sammelt Jahre lang dazu die Documente im voraus, um damit zu seiner Zeit hervorzutreten; Dinge, woran gar niemand denkt, daß sie je einen Nachtheil bringen könnten, werden angeführt und gehörig benutzt, Worte werden verdreht und ihnen ein anderer Sinn beigelegt, Thaten entstellt und als gesetzwidrig ausgelegt; und da sich selten jemand die Mühe gibt, die Wahrheit zu prüfen, Anklagen stets Eingang finden, Vertheidigungen meistens ganz unnütz sind, indem man sie übersieht, nicht einmal hört, so ist auch von einem Ausspruche kein Recht zu erwarten, denn der Verleumder und Kläger wartet damit immer einen Zeitpunkt ab, wenn der Gegner sich nicht eines besondern Schutzes zu erfreuen hat, was bei den vielfältigen Wechseln der Männer des Staatsruders wohl oft vorzukommen pflegt, und ist dann ein Staatsdiener z. B. auf eine solche Art einmal in Mißcredit gebracht, dann kann er auch gewärtig seyn, daß er in seiner übrigen Dienstzeit wenig Freude mehr erleben wird, denn wenn er durch eine abermalige Veränderung des Gouvernements sich auch wieder empor schwingt, so wird über kurz oder lang die alte Klage doch wieder vorgebracht, es heißt immer: „elle tem nota no serviço" man hat ihn eines Dienstvergehens beschuldigt.

(Fortsetzung folgt.)

Mauriſche Heirathen.

Die Geheimniſſe — nicht des Harems, denn deren gibt es in Algier nicht, ſondern des häuslichen Lebens, werden von den Moslems ſo ſehr geachtet, daß unter ihnen eine ſtillſchweigende Uebereinkunft zu beſtehen ſcheint, ſich aller Mittheilungen oder Fragen über dieſen Gegenſtand zu enthalten. Dieſe Zurückhaltung wird ſtets ein Hinderniß für jede genauere Nachforſchung hinſichtlich ihrer häuslichen Sitten und Gebräuche bleiben, beſonders da die Frauen ſelbſt das jetzige Syſtem aufrecht zu halten bemüht ſind. Es iſt dennoch gelungen einiges Nähere zu erſpähen, deſſen Wahrheit ſich verbürgen läßt, und das ganz einfach in Folgendem beſteht. Ein junger Mann, der ſich zu verheirathen wünſcht, ſucht eine ſeiner weiblichen Verwandten zu vermögen, der ihm Beſtimmten einen Beſuch zu machen und ſich möglichſt genaue Kenntniß ihrer guten und ſchlechten Eigenſchaften zu verſchaffen. Fällt der Bericht günſtig aus, ſo macht er ſeinem künftigen Schwiegervater ſeine Anträge, der zu dieſem Ende mit ihm und dem erbetenen Zeugen eine Zuſammenkunft hat. Bei dieſer wird die größtentheils in Juwelen, Wolle, Einrichtung und etwas Geld beſtehende Mitgift feſtgeſetzt, und der Bräutigam übergibt dem Schwiegervater einen Ring oder einen andern Gegenſtand von Werth für ſeine Zukünftige. Nachdem nun durch gegenſeitige Uebereinkunft die Bahn gebrochen iſt, verſammeln ſich die Verwandten beider Parteien in der Moſchee, wohin zwei Aduls (Geiſtlicher des Kadi) eingeladen und nun die Formalitäten folgendermaßen zu Ende geführt werden. Der Zeuge für die Braut ſagt zu den Aduls: „Ich willige ein meine Tochter zu geben," und der Zeuge des Bräutigams erwiedert: „Ich nehme ſie an." Nachdem die gegenſeitige Einwilligung auf ſolche Weiſe erfolgt iſt, werden die Punkte des Contracts verkündet, und wenn das erforderliche Depoſitum noch nicht gemacht worden, dieſes verlangt. Die Aduls halten dann eine lange ermahnende Rede, und die Verſammlung geht auseinander. Die erſte Pflicht des Bräutigams, ſo wie er die Moſchee verläßt, iſt, ſeiner Braut einige Luxusartikel zum Putz zu ſenden, denen gewöhnlich auch einige Leckereien beigefügt werden. Die Braut ihrerſeits richtet eine Mahlzeit zu, zu der die Verwandten beider Parteien eingeladen werden. Die Teller und Schüſſeln, auf denen das Fleiſch aufgetragen wird, werden ihr, mit Stickereien, Juwelen und Seidenſtoffen belegt, zurückgeſendet. Die beiden Zeugen beſtimmen Zeit und Ort, wo die Hochzeit gefeiert werden ſoll. Iſt ausgemacht worden, daß der junge Ehemann bei ſeines Weibes Eltern wohnen ſoll, ſo wird er von dem Tag in Kenntniß geſetzt, an dem er zu den Feſten zugelaſſen wird, durch welche die Vermählung gefeiert werden ſoll. Alle weiblichen Verwandten beider Theile verſammeln ſich dann ſehr früh ſchon in dem in einen Ballſaal verwandelten Hofe, wo Tänzer von Profeſſion oft ſehr obſcöne Pantomimen aufführen.

Chronik der Reiſen.

Auszug aus dem Bericht der Reiſe der HH. Moriz Tamiſier und Edmund Combes in Abyſſinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortſetzung.)

Die Politik der mächtigen Könige Abyſſiniens beſteht darin, daß ſie ſich einen Feind zum Opfer auserſehen, der ſchwächer iſt als ſie. Jedes Jahr, nach der Regenzeit, fallen ſie dann in ſein Gebiet, wo

ihre Armee sich durch Plündern erhält. So kommt Ubi von den Höhen des Simin herab, um Tigré zu verwüsten, während der Ras in das Gebiet des Königs von Lasta einfällt, der ihm nicht zu widerstehen vermag. Ali-Zares, der König von Lasta, ist ein kleiner Mann, aber, seiner Kränklichkeit ungeachtet, thätig und kühn; beständig neckt er seinen Feind, vermeidet aber stets eine offene Schlacht mit ihm, kann jedoch, da seine Macht zu gering ist, natürlich nicht hindern, daß der Ras sein Land ausplündert. Dann zieht Zares sich auf den Gipfel des Bergs Tschara zurück, wohin sein Feind ihm nicht folgen kann. Seine Gemahlin hält sich gewöhnlich in Lalibela auf, ein uneinnehmbarer Ort, berühmt durch seine alterthümlichen Tempel, die in geringer Entfernung von den Quellen des Tacazzé in den Felsen gehauen sind. Die durch diesen unaufhörlichen Krieg ruinirten Bewohner seines Königreichs haben sich entschlossen, ihr unglückliches Land zu verlassen, und ziehen bei Tausenden in die Provinz Dembea, wo sie das Land um den See Tana bebauen. Man behauptet, daß Ubi und Zares ein geheimes Bündniß miteinander geschlossen haben, um über Ras-Ali herzufallen, wenn der Augenblick ihnen günstig scheint. Eine solche Gelegenheit hätte sich wahrscheinlich längst schon gefunden, wenn die beiden betheiligten Parteien nicht einer des andern Ehrgeiz fürchteten. Das Königreich des Ali-Zares gränzt gegen Osten an Dancali, gegen Norden an Tigré, gegen Westen an Simin und Beghemder und gegen Süden an das Gebiet des Amadeus und des Beschir, die er vor kurzem erst geschlagen hatte. Da er sich unlängst erst der Provinz des Ali-Meria, eines kleinen Königs der Gallas, bemächtigt, so hat er seine Besitzungen bis zu den mostemitischen Stämmen von Uello und Adal ausgedehnt.

Die ersten Tage, welche wir zu Devra-Tabur zubrachten, werden für uns stets eine Quelle angenehmer Erinnerung bleiben. Wir wurden von dem König und der Königin mit Festen und Freundschaftsbezeugungen überhäuft, und unsere Wohnung war der Sammelplatz liebenswürdiger Männer und Frauen. Mit Vergnügen sahen wir jedoch die Regenzeit zu Ende gehen, und rechneten nun darauf, unsere Reise eben so vergnügt fortsetzen zu können; allein unser Glücksstern begann sich zu verdunkeln. Wir begaben uns zum König, um Abschied zu nehmen, wurden aber von ihm mit Bitten bestürmt, noch einige Tage länger zu bleiben. Am 6 September gedachten wir die Abwesenheit des Königs, der die Heilquellen von Carroda brauchte, zu unserer Abreise zu benutzen, wurden aber von dem Deschadsch Beschir mit Gewalt zurückgehalten. Nach der Rückkehr des Königs beklagten wir uns bitter über diese Beschränkung unserer Freiheit, erhielten aber von ihm und seiner Mutter die stärksten Versicherungen ihrer redlichen Absichten und die glänzendsten und schmeichelhaftesten Anerbietungen, wenn wir bei ihnen bleiben wollten. Statt aller Antwort bestimmten wir den Tag unserer Abreise. Da man nun nicht geradezu Gewalt brauchen wollte, so beschloß man durch Umwege zum Ziel zu gelangen. Einer unserer Diener, dem die Sorge für unsere Maulthiere übertragen war, verlief diese mitten auf der Weide und verschwand, um nicht mehr zum Vorschein zu kommen: ein anderer stahl uns unsere besten Sachen. Den Dolmetscher ließ der Ras heimlich einkerkern, was jedoch eine der Frauen des Palastes nicht hinderte, uns von diesem Schritt in Kenntniß zu setzen.

Schon längst hatten wir uns vorgenommen, bis in die Königreiche Dschoa und Efat vorzudringen und die Stämme der Gallas zu besuchen, die man uns als wild und blutdürstig geschildert hatte. Mehrere Wege führten dahin; der eine durch Godscham und das Gebiet der Galla-Borena, der zweite mehr östliche durch die Provinzen Edschu und das Gebiet Ali-Meria's und der letzte endlich durch die Districte Eslié und Samada, wo der Weg sich in zwei Arme theilt, von denen der eine nach Modscha und der andere gegen Galla-Godana führt, wo man an den Fluß Baschilo kommt. Da wir uns zur Flucht entschlossen hatten, so wählten wir den letztern als den minder langen und auf dem wir am geschwindesten aus dem Lande kamen. Der Ras, der uns Alles entzogen hatte, was wir zur Reise brauchten, glaubte schon gesiegt zu haben, und um uns um so sicherer zu bewegen, seinen Willen zu thun, entzog er uns sogar die Speisen, die er uns sonst täglich aus dem Palast gesandt hatte. Wir gingen sogleich zu dem König, um ihm wegen seines treulosen Benehmens zur Rede zu stellen. Einer seiner Würdeträger beschimpfte uns bei dieser Gelegenheit so sehr, daß wir uns im Zorn so weit vergaßen, ihm in Gegenwart des jungen Königs, der an allen Gliedern zitterte, ins Gesicht zu spucken. Wir begaben uns hierauf weg, indem wir laut versicherten, daß wir von der Königin Genugthuung verlangen würden, deren Strenge, wie wir wohl wußten, jedermann fürchtete, und reisten am andern Tag ab, indem wir dem Eigenthümer des Hauses, das wir bewohnten, das Meiste von den uns noch übrigen Sachen zurückließen, um an unsere Rückkehr glauben zu machen.

Am 22 September beluden wir ein Maulthier mit dem Wenigen, das uns noch geblieben war, und brachen nach dem Wohnsitz der Königin auf, hüteten uns aber natürlich wohl ihn zu berühren. Von Davarik aus gingen wir zu Fuß, was uns auf dem steinigen mit Brombeergebüsch bedeckten Wege sehr beschwerlich fiel. Bald brachten wir die Nacht auf dem Felde in einem Lande zu, wo es von wilden Thieren wimmelt, bald setzten wir, weil wir verfolgt zu werden fürchteten, bei Mondlicht unsere Reise fort, und blieben in Dörfern über Nacht. Zuweilen suchten wir auch in den Kirchen Zuflucht. Eines Tags, wo wir eben sehr ermüdet waren, wagten wir es sogar, bei Hallo, dem Schwager der Königin, einzusprechen, und hier überzeugte uns die Freiheit, die wir genossen, daß der Ras von dem Weg nicht unterrichtet war, den wir eingeschlagen hatten. So kamen wir bis nach Dschoquassa, am Ende der Hochebene gelegen, die den Fluß Baschilo beherrscht, den wir sobald als möglich im Rücken zu haben wünschten. Wir kamen jetzt auf weite Ebenen mit üppigem Graswuchs, die jedoch, da sie gänzlich von Bäumen entblößt waren, einen keineswegs anziehenden Anblick boten; in der Ferne tauchten schwarze, kahle und steile Gebirge von malerischen Formen auf. Am Fuß der Berge gegen Westen, welche die natürliche Gränze zwischen Beghemder und Godscham bilden, strömt der Abawi (Nil), der von ferne schon durch die über seinem Wasser schwebenden Dünste kenntbar wurde. Die wichtigsten Flüsse in dieser Gegend sind der Zora und Gumara zwischen Devra-Tabur, der Tschena und der Serenetsch, welche die Districte Eslié und Modscha-Etié-Necada durchschneiden. Die bedeutendsten Dörfer sind: Dschuffus, Tararotsch, Ulafaé, Galla-Godana und Dschoquassa.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 80** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Zigeunerkönig.** (Fortsetzung.) — **Literarische Bilder aus Rußland.** (Fortsetzung.) — **Goethe's Faust in England.**

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblatts, von welchem wöchentlich 3—4 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und jährlich 16 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 253.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 September 1837.

Eisenbahnen im Staate New-York.

Der incorporirten Eisenbahngesellschaften im Staate New-York waren im J. 1836 fünfzig, mit einem Capital von 15,000 Dollars bis zu 10 Millionen. Ein neuerer Reisender in Amerika theilt folgendes Nähere hierüber mit: „Als ich das erste Mal über die Alleghanygebirge kam, warf ich einen Blick auf die ungeheure Portgage-Eisenbahn, die sich zwischen den beiden Canälen hinzieht, welche bis an den jenseitigen Fuß der Gebirge reichen. Die Postkutsche, in der ich reiste, befand sich auf der einen Seite an einer tiefen Schlucht, aus der Fichten empor starrten, während an der andern eine Mauer emporstieg, wie ich nie geglaubt, daß man eine bauen könne, und auf deren Rücken die Eisenbahn hinlief. Ein Theil dieser Bahn war noch nicht lange eröffnet und die Arbeit herrlich. Später hatte ich das Vergnügen sie von einem Ende bis zum andern zu befahren. Diese Bahn hat mehr als 36 Meilen Länge, und an einer Stelle erhebt sie sich 2191 Fuß über die Meeresfläche. Sie besteht aus eilf ebenen und zehn geneigten Bahnstrecken. Eine Länge von 300 Fuß am Anfang und am Ende einer jeden solchen Strecke sind vollkommen geebnet. Die Eindämmungen sind eben 25 Fuß tief, und mit breiten Seitengräben versehen. Wegen Ablaufs des Wassers und Trockenhaltung der Bahn war große Sorgfalt nöthig, weil sie größtentheils längs der Abhänge steiler Berge mit Thonboden und über eine Menge kleiner Flüsse hinläuft. Achtundsechzig gemauerte Rinnen und 85 Abzugsgräben laufen unter der Bahn weg. Vier Kunstwege von gehauenem Sandstein führen die Bahn über Ströme; der prächtigste von diesen ist der über den Conemaugh, 8 Meilen von Johnstone. Er hat einen halbzirkelförmigen Bogen von 80 Fuß Spannung, und der Schlußstein seiner Wölbung steht 70 Fuß über dem Wasser. Durch einen Ausläufer der Alleghanies führt ein Tunnel 901 Fuß lang, 20 Fuß breit und 19 hoch. Die Grundlagen dieser Bahn bestehen theils aus Steinen, theils aus Holz. Jede Station hat zwei Dampfmaschinen, von denen jedesmal nur Eine Dienste thut, während die andere für einen möglichen Unfall in Reserve bleibt. Vier Karren, jeder mit 7000 Pfund beladen, können aufwärts gezogen und zu gleicher Zeit drei abwärts gelassen werden, was man in einer Stunde sechs- bis zehnmal wiederholen kann. Auf- und abwärts wird jedesmal dem Zug ein Sicherheitswagen angehängt; diese kleine Maschine hemmt die außerdem fliegende Geschwindigkeit des Zugs wesentlich. Die eisernen Schienen und einige andere Metallerfordernisse der Bahn sind aus England eingeführt worden. Die Baukosten beliefen sich contractmäßig auf 1,634,357 Dollars, in welcher Summe jedoch die Ausgaben für die Ingenieurs u. s. w., nicht mitbegriffen sind. Während des ersten Jahrs, wo die beiden Bahnstrecken eröffnet wurden, gingen 50,000 Tonnen Fracht und 20,000 Passagiere darüber. Fünf Jahre zuvor war diese Linie eine unbetretene Wildniß. Die Acte zu Bewilligung des Anfangs des Baus ging am 21 März 1831 durch die Legislatur von Pennsylvanien. Am 12 des nächsten Monats waren schon die Zelte der ersten Arbeiter an einem Gebirgszweig des Conemaugh aufgeschlagen. Diese Abtheilung bestand aus zwei Ingenieurs, einem Feldmesser, zwölf Arbeitern und einem Koch. Eine Strecke von 120 Fuß Breite, mit gewaltigen Pech- und Schierlingstannen bewachsen, mußte bis auf 30 Meilen weit gelichtet werden. Je weiter die Arbeit vorschritt, um so mehr Leute bedurfte man, und oft waren 2000 Arbeiter zugleich beschäftigt. Am 26 November 1833 befuhr der erste Karren die ganze Länge der ersten vollendeten Bahnstrecke. Die Arbeiten wurden dann für das Jahr geschlossen, aber im nächsten März schon war die Straße dem Publicum geöffnet. Im folgenden Jahr war das Werk vollendet, und im Mai 1835 stellte der Staat die erforderlichen Locomotiven. Das ungeheure Werk ist seitdem in voller Thätigkeit."

Portugiesische Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Besonders vorstechend ist ein solches Verfahren ausübender Rache gegen Vorgesetzte von Untergebenen, und ist jener nun gar ein Ausländer, dann ist auch in jetzigen Zeiten vorzüglich an gar keine Gerechtigkeit mehr zu denken. Mein eigenes Schic-

sal, was wohl hier ganz kurz bemerkt zu werden verdient, kann dazu den Beweis liefern. Bis zum Tode des alten Königs Don Joao, dessen unmittelbaren Wohlwollens und Schutzes ich mich während 24 Jahren zu erfreuen gehabt, und ungeachtet daß meine Stellung als Oberst des Geniecorps und als Oberberghauptmann des Königreichs, verbunden mit einem guten Einkommen, den Neid Mancher erregte, so wie die Unzufriedenheit einiger Untergebenen, die, obgleich völlige Ignoranten in den bergmännischen Wissenschaften, dennoch nach dieser Stelle gestrebt, so wagte doch keiner während der Lebzeiten des Königs, mir etwas in den Weg zu legen. Der König starb aber im Anfange des Jahres 1826, und sogleich traten meine Feinde mit gedruckten Pamphleten gegen mich auf, bezeichneten mich als einen Ignoranten und Charlatan, der in Portugal und Brasilien erst das Bergwesen gelernt, und früher davon nichts verstanden habe, zum Beweise davon anführend, daß das erste Eisen, welches ich in Portugal im J. 1806 auf der neu gebauten Eisenhütte geschmolzen, nichts getaugt und bis jetzt deßhalb nicht habe verkauft werden können. Dieses hatte nun seine vollkommene Richtigkeit, das Eisen war kaltbrüchig. In jedem andern Lande, wo eine bergmännische Verfassung ist, würde man eine solche Anklage nur mit Verachtung betrachten; allein hier, wo auch nicht eine einzige Seele etwas davon verstand, machte es Eindruck; ich verlor mein Ansehen bei der Regierung, und alle Vorschläge zur Verbesserung in der bergmännischen Administration blieben von der Zeit an unbeachtet. Der Secretär bei der Mineninteudanz stempelte sich von da an, als er sah, was das Pamphlet für eine Wirkung gethan, zu meinem Hauptfeinde, betrug sich subordinationswidrig und befolgte meine Befehle nicht, so daß ich mich genöthigt sah, ihn von seiner Stelle zu suspendiren, ließ ihm aber seinen Gehalt aus Mitleiden. Dieß machte ihn aber nicht zahm, sondern immer gehässiger gegen mich. Als nun kurze Zeit darauf Don Miguel die Regierung usurpirte, trat er mit folgenden Klagen gegen mich auf: erstlich, daß ich neben meinem Gehalte als Oberberghauptmann auch meinen contractmäßigen Gehalt beziehe, mit welchem ich in hiesige Dienste getreten, eine Klage, die er früher mehrmalen eingegeben, die jedoch nicht beachtet worden war; zweitens, daß ich ein Constitutionell-Gesinnter sey, der im Jahr 1826 sich freiwillig erboten, die Munition für die constitutionelle Armee gegen die getreue miguelistische an der spanischen Gränze auf der Eisenhütte gießen zu wollen. Eine solche Anklage zur damaligen Zeit hätte einen Portugiesen in das scheußlichste Gefängniß gebracht, und ich war mir auch nichts Anderes gewärtig, war deßhalb stets auf meiner Hut, allein ich hatte noch Freunde selbst unter den Miguelisten, auch respectirte man in mir mehr den Ausländer, so daß ich damit davon kam, meiner Stelle entsetzt, und zu gleicher Zeit verurtheilt zu werden, den Gehalt, den ich contractmäßig bezogen, von der Zeit, daß ich zum Berghauptmann ernannt war, also fünf Jahre lang ohne Einsprache bezogen hatte, zu restituiren, indem er mir an der lebenslänglich nach dem Contracte stipulirten Pension abgezogen werden sollte. Meines Bleibens war nun nicht länger in Portugal, und ich kehrte nach Deutschland zurück, nachdem ich noch manche Kränkungen von meinem Nachfolger in der Berghauptmannschaft, wegen Ablieferungen der Secretäre, ertragen hatte, so wie besonders von dem Secretär, der nun gleich wieder unter dem neuen Berghauptmann, der auch nicht nach seinem Sinne war, in seine Stelle trat. Sobald wie Don Pedro, dessen persönliches Wohlwollen ich auch schon in Brasilien genoß, in Lissabon eingerückt war, setzte er mich wieder in meine Stelle ein, und ich kehrte leider erst wieder nach Portugal zurück, als Don Pedro schon todt war. Indessen war der erst ernannte Berghauptmann gestorben, der zweite von Don Miguel ernannte war abgesetzt, und bis zu meiner Ankunft wurden die berghauptmannschaftlichen Geschäfte, die damals in nichts Anderem bestanden, als daß an der Meeresküste noch einiges Gold gewaschen wurde, dem Secretär übertragen, der indeß nicht müßig gewesen war, mich bei dem Ministerium abermals aufs schändlichste zu verleumden, um meinen Eintritt in die alte Stelle zu verhindern; allein meine gute Sache siegte für dießmal, und nach vielen Schwierigkeiten trat ich wieder ein. Ich fand alle Etablissements in Ruhestand, das Meiste zu Grunde gegangen, keinen Real in der Casse, und auf alle Vorstellungen erhielt ich keine Antwort; die Minister gaben mir nicht undeutlich zu verstehen, daß man mich nur aus Rücksichten gegen die Befehle Don Pedro's wieder eingesetzt, daß schwere Klagen gegen mich vorhanden wären; ich drang auf Untersuchung und Vorlegung dieser Klagen, um mich rechtfertigen zu können; allein keines von beiden wurde mir zu Theil, denn man wünschte lieber, mich als Ausländer schuldig zu wissen, als mir durch Rechtfertigung Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und dieses alles war das feine Manöuvre des Secretärs, der dazu seine Beschützer in der Staatssecretärie abgerichtet hatte. Unter solchen Umständen hielt ich es meiner Ehre zuwider, die Stelle als Oberberghauptmann fortzubekleiden, und gab deßhalb meine Entlassung ein, die jedoch nur in so ferne berücksichtigt wurde, daß man mich bloß vom Dienste dispensirte. Nur einem mir befreundeten Minister hatte ich es später zu verdanken, daß man die von dem Secretär eingereichten Klagpunkte mir zur Beantwortung übergab. Unter Anderm kam hauptsächlich darin vor, daß ich ein großer Miguelist gewesen, und der Mann, der mich unter Don Miguel angeklagt, daß ich für die constitutionelle Armee habe Munition gießen wollen, der selbst dem Don Miguel die größten Dienste geleistet, klagte mich jetzt an, daß ich mich dem Don Miguel freiwillig dazu angeboten, um gegen die Constitutionellen zu dienen; ferner führt er als Beweis meines Miguelismus an, daß ich demselben habe eine Statue gießen wollen, wozu ich die Zeichnung entworfen; den Beweis dazu lieferte eine Copie der Vendome-Säule mit der Statue Napoleons, welche ich hatte machen lassen, und worunter ich als Schutzmittel, bei irgend einer Untersuchung meiner Papiere oder gar Gefangennehmung, da niemand damals davor sicher war, den Namen Don Miguel geschrieben hatte. Ferner klagte man mich an, daß bei der Ablieferung der Casse, wozu drei Schlüssel waren, von denen ich nur Einen hatte, der Rechnungsführer und der Adjunct aber die andern beiden, mehreres falsche Papiergeld sich vorgefunden, was ich wahrscheinlich hinein praktizirt und dafür gutes herausgenommen und dergleichen ehrenrührige Dinge mehr.

Natürlicherweise konnte ich auf diese Schändlichkeiten ganz bündig antworten, und zu gleicher Zeit um Genugthuung bitten; allein mein Freund kam bald darauf wieder aus dem Ministerium, und alle Mühe war bisher vergebens in dieser Hinsicht etwas erlangen zu können, so wenig wie die nicht unbedeutende Summe, welche man mir schuldig ist. Mein bergmänniſches metallurgiſches Teſtament, was ich bei meinem Austritte aus der Berghauptmannſchaft dem Gouvernement hinterließ, hat indeſſen doch ſo viel bewirkt, daß das Bergdepartement, meinem Vorſchlage zufolge, aufgelöst wurde, mithin auch der Secretär, der ſchon längſt um meine Stelle angehalten hatte, ebenfalls ſeinen Abſchied bekam. So ein einziger unbedeutender Menſch, der nicht mehr als ein gewöhnlicher Schreiber war, hatte die Macht nicht nur mich zu verdrängen, mir mein Anſehen bei dem Gouvernement zu rauben, ſondern ſeinen fortwährenden Intriguen, die er 11 Jahre lang gegen mich beſtändig in Thätigkeit ſetzte, iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß die ganze bergmänniſche Verfaſſung in Portugal nicht nur keine Fortſchritte machte, ſondern darüber endlich ganz zu Grunde ging.

(Fortſetzung folgt.)

Sternſchnuppen.

Die Zahl der Beobachtungen über Sternſchnuppen, die zu beſtimmten Zeiten in gleichförmigen Richtungen ziehen, mehrt ſich. Arago hat der franzöſiſchen Akademie angezeigt, daß er in der Nacht vom 10 auf den 11 Auguſt von 11½ bis 5 Uhr 291 gezählt habe, und er glaubt, daß man noch eine weit größere Zahl hätte beobachten können, wenn man früher angefangen hätte. Die Richtung der meiſten ging gegen das Sternbild des Stiers, und dieſes iſt diejenige, welche ſie in Gemäßheit der Bewegung der Erde haben mußten. — Hr. La Trenblay, Generalſecretär des Departements De l'Indre, ſchrieb an die Akademie, daß er am 9 Auguſt, obwohl er nur Eine Seite des Himmels ſah, innerhalb 25 Minuten mehr als 20 Sternſchnuppen ſah. Alle erſchienen gegen das Sternbild des Pegaſus oder etwas mehr gegen die Caſſiopeja, und folgten über oder unter, aber ſtets parallel, einer Linie vom letztern Sternbild gegen den Antinous. Am folgenden Abend, den 10, bemerkte er noch 6 oder 8 Sternſchnuppen im Laufe einer Viertelſtunde. — Hr. Waſſerdin hatte das Jahr vorher, am 8 Auguſt 1828, ähnliche Beobachtungen zu Bourbonnes-Bains gemacht; er bemerkte nämlich, als er den Blick gegen Norden richtete, binnen zwei halben Stunden 156 oder 158 Sternſchnuppen, die eine mehr oder minder verticale Richtung von oben nach unten nahmen.

Chronik der Reiſen.

Auszug aus dem Bericht der Reiſe der HH. Moriz Tamiſier und Edmund Combes in Abyſſinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortſetzung.)

Zu Dſchoquaſſa erblickten wir plötzlich das unermeßliche Thal des Waſchilo; der Horizont war mit röthlichgrauen Felſen begränzt, auf denen die verkrüppelten Bäume in dieſer Ferne wie ſchwarze Pünktchen erſchienen. Die großartige, aber düſtere und traurige Landſchaft ſchien unbewohnt, und nur nach langem Umherſchauen entdeckten wir im Hintergrunde der Thäler einzelne Hütten am Abhange des Berges. Wir begannen abwärts zu ſteigen, und wendeten uns der Hochebene von Zamba zu, die mit einem kleinen Gehölz gekrönt war, hinter dem wir ein Dorf zu finden hofften, aber nur eine öde ſtehende Kirche fanden. Die Sonne war bereits untergegangen, der Weg war ſteil, und wir hatten ſeit dem vergangenen Abend nichts gegeſſen. Wir gingen immer weiter abwärts und bemerkten endlich unter uns zwei elende Hütten. Unſer lauter Ruf blieb unbeantwortet, und als wir endlich eintraten, wurden wir gewahr, daß wir nur ein Obdach gefunden, denn die Hütten ſtanden verlaſſen, und wir fanden nicht einmal einen Tropfen Waſſer, um unſern Durſt zu löſchen. Niedergeſchlagen und hungrig hatten wir uns eben unter dem Geheul der wilden Thiere einquartirt, als wir eine klagende Stimme hörten, die uns anfangs mit Hoffnung erfüllte. Wir glaubten, ſie werde näher kommen, allein ſie tönte ſtets aus derſelben Ferne. Am folgenden Morgen gelangten wir endlich an das Ufer des Fluſſes, und zwar an die Stelle, wo er ſich mit dem Bedſchena vereinigt. Seine größte Tiefe betrug einen Metre und ſeine Breite gegen 25 Metres. Die Umgegend war von Affen bevölkert, und in ſeinem Bett hauſten Flußpferde, die jedoch in der Regel nur während der Nacht zum Vorſchein kommen.

Wir hatten jetzt den kleinen Diſtrict Doſa hinter uns, und folglich die Verfolgungen Ras-Ali's nicht mehr zu fürchten, denn wir befanden uns auf dem Gebiet der Gallas. Wir erklimmten den Paß von Guambel, auf deſſen Höhe ſich die unzugängliche Kirche von Aragal in der Provinz Moſſabit, weſtlich von der Provinz Amba-Zamber, befindet, und erreichten am 5 October die Stadt Malek-Sanka, die Reſidenz der Deſchadſch Daud, erſten Königs der Gallas. Das Gebiet dieſer Stämme, bekannt unter dem Namen Uello, iſt gegen Oſten von dem Königreich Adal, gegen Weſten von den Gallas Borena und gegen Süden von dem Fluß Uahet begränzt, der auf den Karten irrig unter dem Namen Guesche angegeben iſt; gegen Norden dehnt es ſich bis zum Baſchilo aus. Die Provinz Malek-Sanka allein war von dem Deſchadſch Brulil, einem chriſtlichen Fürſten, beherrſcht, der jedoch ſeit etwa zwei Monaten von dem Daud gefangen genommen worden, der das Land, von Amadeus, dem Oheim Ras-Ali's, unterſtützt, gezwungen hatte, ſeine Oberherrlichkeit anzuerkennen. Die moslemitiſchen Stämme, durch ganz eigene Umſtände zwiſchen Beghemder und Tſchoa geworfen, deren Bevölkerung ganz chriſtlich iſt, ſind in kleine Provinzen getheilt, welche jede unter einem unabhängigen Herrſcher ſtehen. Dieſe Fürſten können in einem einzigen Tag leicht ihr ganzes Gebiet durchreiten, und dennoch führen ſie Kriege gegen einander. Es gibt indeß in dieſen Provinzen eben ſo viele Chriſten als Bekenner des Islam, und ſie werden nur deßhalb als moslemitiſch bezeichnet, weil ihre Beherrſcher ſich zu dieſer Religion bekennen. Die Chriſten ſprechen unter ſich die Amharaſprache, die Moslems aber die Gallaſprache, doch drücken beide ſich mit gleicher Leichtigkeit in jenen beiden Sprachen aus. Die Männer dieſer Stämme unterſcheiden ſich faſt in nichts von den Abyſſiniern, und nur bei den Weibern zeigt ſich eine Verſchiedenheit. Die Frauen der Gallas ſind minder lebhaft, aber leidenſchaftlicher und wollüſtiger als die der Amharas. Die Gallas vernachläſſigen die Künſte der Induſtrie ganz

und beſchäftigen ſich bloß mit dem Ackerbau. Zu weit von den in der Nähe des Meeres gelegenen Provinzen entfernt, beſitzen ſie nur eine kleine Menge gemünzten Geldes, und es findet daher auf ihren Märkten mehr Tauſchhandel gegen Steinſalz ſtatt. Das Land beſteht abwechſelnd aus Ebenen und Gebirgen von ſeltener Fruchtbarkeit: nur gegen Weſten, wo die Flüſſe ſich unermeßliche Thäler gebildet haben, um ſich mit dem Nil zu vereinen, finden ſich viele unfruchtbare Stellen. Die Gallas, die Tigrés und die Amharas haben die Gewohnheit, ihre überwundenen Feinde zu entmannen, und in dieſer Gegend geht man ſogar ſo weit, die abgeſchnittenen männlichen Glieder über der Hauptthür des Hauſes als barbariſches Zeugniß von der Tapferkeit des Bewohners aufzuhängen.

Die Provinzen, welche wir auf unſerer Reiſe nach Tſchoa durchzogen, ſind: Malek-Sanka, Amba-Faret, Buſſo, Ellada, Guel, Gatira, Tſchara, Maſchella, Uſcherron. Die Namen der bedeutendſten Flüſſe ſind Gundan, Uataka, Salatſch, Boteur, Tſchara, Maſchella, Selghi, Nedad, von denen einige, wie man ſieht, den Namen der Provinz tragen, die ſie bewäſſern. Deſchadſch Daud, Guobazé, Botto, Haſſan-Dullo, Abdié hießen die kleinen Könige, die ſich in dieſes Gebiet theilten. Hinter die Mauern ihrer feſten Schlöſſer zurückgezogen, überlaſſen ſich dieſe faſt alle durch die Bande der Verwandtſchaft vereinigten Zwergkönige dem ſüßen Nichtsthun, das nur durch die Beſuche ihrer Scheiths unterbrochen wird, die ſich um die Stunde des Gebets bei ihnen einfinden, um ihnen einige Verſe aus dem Koran vorzuleſen und ihnen jenen ſeltſamen Segen zu ertheilen, der ein ihnen eigener Gebrauch iſt, und darin beſteht, daß ſie ihren Gebietern ins Geſicht ſpucken, um ſo das Anwehen des Geiſtes Gottes, den ſie anrufen, figürlich darzuſtellen.

Zu Malek-Sanka wurden wir bei dem erſten Scheith einquartiert, und waren während der zwei Tage, die wir bei ihm zubrachten, Zeugen ihrer komiſchen religiöſen Ceremonien. Wir fanden eine gaſtfreundliche Aufnahme und konnten den zahlloſen Einladungen, die uns von allen Seiten zukamen, nicht genügen. Für eine Piſtole erhielten wir ein Maulthier, und vertauſchten das, welches wir bereits beſaßen, gegen ein Pferd. Am 5 brachen wir wieder auf, und befanden uns kaum zwei Stunden unterwegs, als ein Tſchum (Gouverneur) zu uns ſtieß, der große Luſt bezeugte, uns unſern Mantel zu ſtehlen. Wir erreichten indeß Tagota, die Wohnung des Guobazé, ohne Unfall, und brachten daſelbſt einen Theil der Nacht in großer Geſellſchaft zu, unter der ſich auch die ſehr ſchöne Frau unſers Wirths befand, von der wir mit Kaffee und Meth bewirthet wurden. Einer der Scheiths Guobazé's, der die Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hatte, ſprach ziemlich gut arabiſch, was uns ſehr zu Statten kam, da uns dieſe Sprache geläufiger war als des Amhara. Während der heuchleriſche Pilgrim uns ſo freundlich bewirthete, quälte er ſeinen Herrn heimlich, uns ausplündern zu laſſen, und da er dieſen nicht dazu bewegen konnte, ſo verſuchte er, uns im Augenblick unſerer Abreiſe die Gürtel zu ſtehlen, was jedoch unterblieb, da wir ſogleich eine drohende Haltung annahmen. Wir bemerkten im Verfolg unſerer Reiſe deutlich, daß wir uns unter einem Volke befanden, dem Gewalt als unbeſtreitbares Recht galt, und das ſich kein Gewiſſen daraus machte, den Reiſenden, der ſein Gebiet beſuchte, auszuplündern. Die junge Königin von Buſſo, Anſcha, deren Gemahl abweſend war, empfing uns anfangs mit jener weiblichen Güte, die alle Beſchwerden vergeſſen macht. Allein nur zu bald ſollten wir empfindlich enttäuſcht werden. Nach der Rückkehr von einem Spaziergang, auf dem wir die Fruchtbarkeit des Landes bewunderten, raubte uns die Königin 500 Bogen Papier, ein für uns ſehr herber Verluſt, und wir bemerkten bald, daß ſie von einem ihrer Scheiths dazu aufgefordert worden war, der jedoch gerathen hatte, den uns noch übrigen Sammet oder das Seidenzeug zu nehmen, welches wir noch beſaßen. Einen Augenblick ſpäter lud uns die Königin zum Eſſen ein, und gab uns am andern Tag eine Frau als Führer, indem ſie uns einige Schritte weit begleitete und uns bat, das Vorgefallene zu vergeſſen. Wir kamen durch das Dorf Shenneti in der Provinz Ellada, die von Amadeus Belida beherrſcht wird, der dem König von Buſſo, Namens Botto, unterworfen iſt, und erreichten am Abend Guel. Hier fanden wir eine beſſere Aufnahme, als uns bisher noch zu Theil geworden war. Haſſan-Dullo ſtand ehrfurchtsvoll auf, als wir uns näherten, und ließ uns die beſten Leckerbiſſen ſeines Landes auftragen. Am Morgen, während er ſich mit Amadeus Coro, einem benachbarten König, über einen zu unternehmenden Kriegszug berieth, trug er ſeiner Mutter auf, uns zu bewirthen. Mit dem herzlichſten Dank verabſchiedeten wir uns von dieſer, hatten aber kaum eine kurze Strecke zurückgelegt, als ein Mann uns nachkam, der uns dringend erſuchte, zu ſeinem Herrn zurückzukehren. Nicht ohne einige Beſorgniß fügten wir uns dieſem Verlangen, ließen aber doch unſere Waffen in den Händen der Dienerſchaft. Als wir zu Haſſan eintraten, fanden wir ihn in Geſellſchaft Amadeus Coro's, des Anſtifters des Complots gegen uns. Leute, welche ſich an der Thür befanden, fielen ſogleich über uns her, und nahmen uns Alles, was wir bei uns hatten, während andere außerhalb das in Sicherheit brachten, was wir ihnen anvertraut. Gelaſſen ertrugen wir dieſen Verluſt, aber es bedurfte größeren Muthes, auch den unſerer Manuſcripte zu ertragen, die das Tagebuch unſerer Reiſe von Adua aus enthielten. Alles war verloren, keine Hoffnung ſchien mehr zu ſchimmern, und dennoch war noch nicht Alles vorüber. Die Büttel, welche uns umſtanden, warfen gierige Blicke auf unſere Hemden, unterſuchten die Leinwand, und ſchienen dadurch andeuten zu wollen, daß noch etwas zu thun übrig ſey. Haſſan, der ſich bis jetzt ganz theilnahmlos verhalten hatte, verbot ihnen jedoch jede weitere Beraubung. Die ſaubern Könige, vor Ungeduld brennend, ſich in ihren Raub zu theilen, ließen uns jetzt in ein Haus führen, das uns als Gefängniß dienen ſollte. Es ſchien indeß, daß das, was man bei uns gefunden, ihre Erwartung nicht befriedigte, denn bald fand ſich ein Mann ein, der uns ankündigte, daß wir ſterben müßten, wenn wir nicht die Schätze ausliefertem, die man noch bei uns vermuthete. Dieſer Abgeſandte kam während unſerer Gefangenſchaft täglich zu uns. Außerdem empfingen wir noch mehrere Beſuche von Männern und Frauen, von denen die erſtern ein düſteres Schweigen beobachteten, die letztern aber klagten und weinten. Jeden Morgen erhielten wir ein Brod und Waſſer als Nahrung für den Tag; zum Glück verſorgte uns unſere Kerkermeiſterin, ein gutes Weib von 40 Jahren, mit Bier und geröſtetem Korn. Am vierten Tage ſandte Zaliah, die Gattin Haſſans, ein Kind von 15 Jahren, uns heimlich Brod, Miſch und Honig, und ließ uns dabei ſagen, daß ſie unſchuldig an den uns widerfahrenen Mißhandlungen ſey. Die Zeit verſtrich uns langſam und traurig, und mit Sehnſucht ſahen wir jeden Tag der Nacht entgegen, weil wir denn doch mindeſtens die Hoffnung hatten, durch milde Träume der rauhen Wirklichkeit entrückt zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſche Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 254.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 September 1837.

Orientalische Sammlung.

Herausgegeben auf Befehl der französischen Regierung.

Die französische Regierung hat endlich den ersten Band der längst versprochenen Collection Orientale erscheinen lassen. Die erste Idee davon gehört Bonaparte, der im Jahr 1813 durch ein Decret dem Justizminister erlaubte, orientalische Werke auf Staatskosten drucken zu lassen, um die Setzer der kaiserlichen Druckerei zu üben; aber dieß war eines der zahllosen Decrete, die gegen das Ende des Kaiserreichs gegeben wurden, und an deren Ausführung niemand dachte; auch wurde dieses unförmliche Decret nie zur Basis von irgend einem Plan gemacht. Im J. 1826 entwarf der verstorbene St. Martin, der ein Mann nicht nur von großer und umfassender Gelehrsamkeit, sondern von anregendem und großmüthigem Geiste war, den ersten förmlichen Plan dieser Sammlung. Sie sollte ein Gegenstück zu der Sammlung der Byzantiner werden, welche ehemals in der königlichen Druckerei erschienen war, und alle Quellen orientalischer Geschichten in Text und Uebersetzung enthalten. Hr. v. Peyronnet, der damalige Garde des Sceaux billigte den Plan, erließ eine Ordonnanz darüber und ernannte eine ziemlich zahlreiche Commission unter der Präsidentschaft des damaligen Directors der k. Druckerei, Hrn. v. Villebois, und diese decretirte den Druck von fünf Werken, mit denen angefangen werden sollte, nämlich die Geschichte der Mongolen von Raschideddin, herauszugeben von Etienne Quatremère, die arabischen Sprüchwörter von Meidani, herauszugeben von demselben; das Buch der Könige von Firdusi, herauszugeben von Julius Mohl; das georgische Gesetzbuch von Wachtang, herauszugeben von Brosset, und den Bhagawata Purana, herauszugeben von Burnouf. Die Vorbereitungen zur Ausführung waren sehr langwierig: man wollte den Reichthum der k. Druckerei in orientalischen Schriften zeigen, und nur solche anwenden, die nie zuvor gedient hatten; aber es fand sich, daß manche derselben großer Verbesserungen bedurften, z. B. die persischen Lettern, die gewählt waren, und die ursprünglich der Propaganda gehört hatten, hatten im Schlagen der Matrizen in Rom sehr gelitten, und mußten zum Theil neu gravirt werden. Die Sanskritlettern, welche ursprünglich von dem General Boiserolle angefangen worden waren, und die er zu dem Druck seines Sanskritlexikon bestimmt hatte, mußten ebenfalls zahlreiche Veränderungen erleiden; die georgische Schrift, welche die asiatische Gesellschaft hatte graviren lassen, eignete sich nicht zum Format, und man mußte zwei ganz neue Sätze derselben stechen. Die Herausgeber waren ebenfalls nicht bereit, sogleich den Druck so großer Werke zu beginnen, und so kam das Jahr 1830 und die Revolution heran, welche die Direction der Druckerei änderte, die Commission zerstäubte und die Sache liegen ließ bis zum Jahr 1833, wo sich eine neue Commission bildete, bestehend aus Lebrun, dem Director der Druckerei, Silv. de Sacy, Quatremère, St. Martin und Burnouf; an dem Tage, an dem die erste Sitzung gehalten wurde, starb St. Martin, so daß er das Beginnen seines Werkes nicht sah. Aber die Commission bestätigte den Beschluß des erstern über die Wahl der Werke, ergänzte sich durch die Wahl von Fauriel, und begann von neuem die Ausführung zu betreiben. Man beschloß, die Sammlung mit großer Pracht zu drucken, und die Titel, Verzierungen und Arabesken, die zuerst in Holz und dann in Stahl geschnitten wurden, die Versuche über das Format und die Fabrication des Papiers nahmen einige Zeit hin, aber der Druck von drei Werken wurde am Ende des Jahres 1831 begonnen, und am Ende von 1836 war der erste Band der Geschichte der Mongolen beendigt; er wurde den 1 Mai dem König vorgelegt und ist seit wenigen Tagen zum Verkauf ausgesetzt. Man sagt, daß der erste Plan der königlichen Druckerei gewesen sey, die Verzierungen, die jede Seite umgeben, in fünf Farben ausführen zu lassen, daß aber die großen Kosten sie bewogen haben den gegenwärtigen Plan anzunehmen, nach welchem eine kleine Anzahl von Exemplaren, die zu Geschenken bestimmt sind, so gedruckt wird, 100 Exemplare mit rothen Verzierungen und der Rest der Auflage schwarz. Die französischen Titel des Werks sind mit Vignetten, welche orientalische Costumes darstellen, umgeben, in denen aber der Zeichner sich einige Anachronismen erlaubt hat. Die orientalischen Titel sind Copien der schönsten Titel der Handschriften der königlichen Bibliothek, und lassen an Reichthum und Genauigkeit der Verzierungen nichts zu wünschen übrig. Die Vorrede ist mit zwei Linien umgeben, welche ele-

gante Cartouches für die laufenden Titel bilden, und die Seiten des Texts mit einem breiten Band von Arabesken; die Reinheit und Gleichheit des Drucks ist meisterhaft, und macht den Pressen der Druckerei große Ehre; das Papier ist ein starkes Velin, das aber zwei verschiedene Nuancen bildet, die einem geübten Auge auffallen. Das Ganze bildet eines der prachtvollsten Werke, welche je erschienen sind, und der Plan und die Ausführung eines kolossalen Werkes dieser Art ist ein wahres Monument für die Regierung eines großen Staats.

Die ganze Sammlung führt den Titel: Collection orientale. Manuscrits de la Bibliothèque royale publiées et traduits par ordre du roi. Der besondere Titel des Werkes ist: Histoire des Mongols de la Perse écrite en Persan par Raschideddin, publiée et traduite par E. Quatremère. Tom I. Die ganze Sammlung hat keine Numerotation von Bänden, sondern jedes einzelne Werk bildet ein Ganzes, das sich nur durch den allgemeinen Titel an das Ganze anschließt und einzeln gekauft werden kann. Der vorliegende Band beginnt mit einer Vorrede von 178 Seiten, welche eine Biographie von Raschideddin und eine Kritik seiner Werke enthält. Der Herausgeber gibt darin an, daß er anfangs den Plan gehabt, das ganze Werk von Raschideddin herauszugeben, d. h. die Geschichte der mongolischen Dynastie in ihren beiden Zweigen, dem chinesischen und dem persischen, daß er aber durch die Länge des Werks und die Langsamkeit des Drucks abgeschreckt worden sey, und sich entschlossen habe, sich auf die persische Dynastie der Mongolen zu beschränken. Man kann diesen Entschluß nur bedauern, denn niemand war geeigneter als der Verfasser, dessen fast unglaubliche Gelehrsamkeit ihn besser als irgend jemand in Stand gesetzt hätte, den dunkeln Ursprung der mongolischen Herrschaft zu erläutern; es ist nicht zu zweifeln, daß sich später werden Mittel finden lassen, die chinesische Dynastie ebenfalls der orientalischen Sammlung einzuverleiben. Der Text des Bandes enthält die Vorrede von Raschideddin und die Regierung von Hulagu bis an seinen Tod. Er ist mit einer Uebersetzung und sehr zahlreichen Noten begleitet, in denen der Herausgeber die reichen Schätze seiner Gelehrsamkeit mit fast zu freigebiger Hand ausgießt, und worin er sich theils über den Sinn seltener und schwieriger Worte, theils über historische Punkte verbreitet, und deren jede einen mehr oder minder wichtigen Beitrag zu unsern Kenntnissen bildet. Das Ganze bildet einen dieses großen Unternehmens würdigen Anfang. Der Preis des Werkes ist leider zu hoch, nicht im Verhältniß der Kosten, die es verursacht haben muß, sondern für die Mittel vieler Gelehrten, die es zu haben wünschten, nämlich 90 Fr. der Band; aber es sollte wenigstens in keiner öffentlichen Bibliothek fehlen.

Portugiesische Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Jetzt mögen nun einige Beispiele aufgeschobener Blutrache nachfolgen, und wie man dieselben besonders in jetzigen Zeiten zu nehmen pflegt. In dem Städtchen Figueiro dos Vinhos lebten zwei Brüder, Kaufleute, mit denen ich sonst oft wegen Geldzahlungen an die nahe gelegene Eisenhütte in Verkehr stand, also genau von allem unterrichtet seyn kann. Durch Industrie und Thätigkeit, mitunter durch Wucher, hatten sie sich von gemeinen Krämerburschen zu reichen Leuten empor geschwungen, und vermöge ihres Reichthums, der sich auf einige 100,000 Cruzados belaufen soll, commandirten sie nun seit mehr als 10 Jahren über die ganze umliegende Gegend, für welche sie Waaren kommenließen; da war kein Ort in der Umgegend von 6 Leguas, der ihnen nicht geschuldet hätte, kein Ort, dessen Producte, besonders Oel, sie nicht schon vor der Ernte in Beschlag genommen. Ohne weder eine feine noch sittliche Erziehung genossen zu haben, waren sie als rohe Schößlinge empor gewachsen, und auf ihr Geld pochend, oft damit ihre schlechten Streiche bedeckend und vermäntelnd, erlaubten sie sich hin und wieder die größten Ausschweifungen, die alle ungestraft vorüber gingen; Geld und Geschenke an die Richter waren ihr steter Schutzbrief. Jedoch eine dieser Schandthaten, die mehr als ein bloßer Jugendstreich war, sollte ihrem Lebensziele, wenn auch erst nach vielen Jahren, Gränzen setzen, denn es hatte jemand geschworen: „elles me pagarao“ (Sie sollen dafür bezahlen). In dem 6 Leguas von Figueiro dos Vinhos entfernten Bergflecken Goes lebte ein sehr schönes und dabei rechtliches Mädchen, die Schwester eines Hufschmieds, deren Bekanntschaft die Brüder zufälligerweise machten, und zugleich kam ihnen die Idee, dieses Mädchen zu verführen. Sie versuchten dieses auf alle mögliche Art durch Geld und durch List, um zum Zwecke zu gelangen, allein immer vergebens, wodurch sie nur noch mehr gereizt wurden, so daß sie endlich beschlossen, Gewalt zu brauchen, was ihnen auch besser gelang. Durch List wurde das Mädchen an einen einsamen Ort verlockt, dorten fielen sie über das Opfer her, und nach vollbrachter Schändung stießen sie ihr den Dolch in die Brust, um sie zum ewigen Schweigen zu bringen, und um das Maß der Schandthat voll zu machen, schnitten sie den schönen Busen derselben ab, um ihn wahrscheinlich zum Andenken zu bewahren. Zeugen dieser Handlung existirten nicht, sondern bloße Vermuthungen, weil jedweder die Bemühungen kannte, die sie sich zur Verführung des Mädchens gegeben; das Publicum bezeichnete sie also sogleich als die Mörder, die Gerichte stellten aber keine Untersuchungen an, und aufs Gerathewohl konnte der Bruder Hufschmied keine Klage führen, die er auch verloren haben würde, er sprach aber „elles me pagarao,“ und dieses war nicht in den Wind gesprochen. Einige Jahre waren nun schon vergangen seit jener Zeit, als die miguelistische Zeit kam, und die beiden Brüder erklärten sich gleich als Anhänger des Miguelismus, und zwar bloß in der Absicht, um einen der angesehensten Männer, den Capitao Mor des Districts, zu verdrängen, damit einer der Brüder die Stelle des Capitao Mor erhalte, wodurch ihnen noch eine größere Macht in die Hände kam, als selbst ihr Geld nicht hätte ausüben können. Sie klagten also den Capitao Mor als constitutionell an; Ordre wurde ertheilt ihn in ein Gefängniß zu stecken, allein früher davon benachrichtigt, machte er sich aus dem Staube, und vier Jahre lang irrte er verkleidet

in den Gebirgsgegenden umher, lebte da unter den Bauern und ertrug oft den größten Mangel; sein Vermögen wurde confiscirt und ging dadurch größtentheils zu Grund. Nun kam aber der so lang ersehnte Wendepunkt: Don Miguel verlor das usurpirte Reich wieder, und der Capitao Mor kehrte in seine Heimath zurück, wohl nicht mit der christlichen Tugend, so wie wir vergeben unsern Schuldigern; und die beiden Brüder, die sich nichts Gutes bewußt waren und wohl einsahen, daß nun die Reihe zu leiden an sie kommen würde, glaubten sich dadurch zu schützen, daß sie schon während der Krisis sich von dem englischen Consulat ein Diplom zu verschaffen wußten, worin sie als Factoren eines englischen Hauses figurirten, und sich also der englischen Flagge bedienen konnten, unter deren Banner, welches sie auf ihrem Hause hoch in den Lüften wehen ließen, sie und ihr Eigenthum sicher waren, indem es von allen Parteien respectirt werden mußte. Außerdem suchten sie sich nun auch durch Vermittlung hoher Personen von der Partei Don Pedro's einen besondern Freibrief (Carta de Seguro) zu verschaffen, vermöge dessen sie von keiner Behörde gefänglich eingezogen werden konnten; denn nicht nur, daß schwere Civilverbrechen auf ihnen lagen, sondern was damals weit mehr galt, lasteten auch politische auf ihnen, denn als eingefleischte Miguelisten hatten sie die Constitutionellen aufs härteste verfolgt, und besonders fürchteten sie in dieser Hinsicht den Capitao Mor. Vermöge dieser Schutzmittel blieben sie also unangefochten während einiger Jahre, wodurch sie kühn gemacht, sich mehrere Excesse wieder zu Schulden kommen ließen, und das Maß derselben wurde endlich dadurch voll, daß im Jahr 1836 ein bekannter Almocreve (ein Frachtführer auf Maulthieren) am hellen Tage durch einen Schuß aus ihrem Hause auf der Straße ermordet wurde. Ob diese That durch einen der Brüder wirklich ausgeübt worden war, darnach wurde fürs erste nicht gefragt, sondern man traute sie ihnen zu, und der Capitao Mor benutzte diese Gelegenheit, um sie beide festnehmen und ins Gefängniß stecken zu lassen.

(Fortsetzung folgt)

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Am fünften Tage kam man endlich von diesem Einschüchterungssysteme zurück, weil man sah, daß damit nichts auszurichten war. Von dieser Zeit an ließ man uns eine verstellte Freiheit. Man erlaubte uns auszugehen, umgab uns aber mit Spionen, die jede unserer Bewegungen beobachten mußten, weil man auf diese Weise den Versteck zu entdecken hoffte, wo unsere vermeinten Schätze verborgen liegen sollten. Endlich sprachen wir eines Tages so günstig von dem Ramadan, dem Koran und dem Islam überhaupt, daß Hassan, den die Bitten seiner Gattin bereits erweicht hatten, uns zu sich rufen ließ, um uns anzukündigen, daß wir frei seyen, und hingehen könnten, wohin wir wollten. Dabei stellte uns die Königin eigenhändig unsere Manuscripte nebst einem Schreibzeuge zurück, um das wie sie inständigst hatten bitten lassen. Mit Anbruch des Tages erhielten wir zwei Pferde und zwei Führer, die uns über Ait nach Maschella geleiteten, wo der Häuptling des Dorfes Befehl erhielt uns dreitten zu machen, und uns zu Abdié, dem letzten König der Gallas, zu bringen. Wir waren damals arme Unglückliche, die nichts als ihre Hemden hatten, und dennoch flößten wir Interesse ein. Als unsere Führer uns verließen, küßten sie uns die Hände, und eine Frau, die nicht wagte, sich uns zu nähern, beugte sich und küßte das Gewand unserer Wirthin. Unser neuer Führer fragte jeden Augenblick, ob uns denn Hassan gar nichts gelassen habe, womit wir ihm ein Geschenk machen könnten, und ehe wir noch nach Uscherru kamen, war er so unverschämt, eines unserer Hemden zu verlangen, was wir natürlich abschlugen. Wir fanden Abdié nicht zu Uscherru, und setzten daher unsere Reise nach Debt an den steilen Ufern des Uahet fort, wo er eine Festung bauen ließ. Eben auf eine einsame Stelle gekommen, wo wir weder Häuser, noch Menschen erblickten, hielt unser Führer plötzlich an, indem er fragte, wohin wir wollten. „Zu Abdié," war die Antwort. „Ihr wißt also den Weg." — „Nein." — „Ich auch nicht," entgegnete der Führer, indem er uns gebot abzusteigen, da er nach Hause zurückkehren wolle. Wir verfolgten unsern Weg zu Fuß auf einem betretenen Pfad, als der Führer, von zwei Gallas begleitet, wieder hinter uns drein kam, und eines unserer Hemden begehrte, das der, der es trug, nur dann erst hergab, als ihm die Lanzen auf die Brust gesetzt wurden. Einige Minuten später kamen wir zu Abdié, dessen wildes Gesicht wenig Vertrauen einflößte. Von seinen Kriegern umgeben, auf einem Thierfell unter einer Mimosa sitzend, hatte er seine beiden Söhne bei sich, ein Paar kleine Ungeheuer, die der Vater liebkoste, wie der Bär seine Jungen. Seine ganze Umgebung mußte sich zurückziehen, und nachdem er lange mit dem Häuptlinge von Maschella gesprochen, sagte er zu uns: „Geht zu Sammu-Nugus." Wir waren noch nüchtern, und dennoch hieß er uns aufbrechen. Der Führer, den er uns gab, stahl uns unser letztes Hemd, und weiterhin wären wir beinahe ermordet worden. Endlich fanden wir zu Matter-Huti Ruhe, von wo wir am folgenden Morgen wieder aufbrachen.

Zu unsern Füßen hatten wir den Uahet, dessen eben so tiefes Thal, als das des Baschilo, noch steiler als dieses war. Jenseits des Flusses lag die Provinz Gueschè, die zu dem Königreiche Tschoa gehört. Dort erst konnten wir auf Sicherheit rechnen, und brannten daher vor Verlangen sie zu erreichen. Endlich stiegen wir die letzten Abhänge des Gebirges hinab und kamen an das Ufer des Flusses. Das enge Thal erweitert sich von Stelle zu Stelle, und gibt schönen Auen mit Gruppen von Palmbäumen besetzt Raum. Hier ruhten wir einige Augenblicke aus, und nachdem wir den Lauf eines Bergstromes verfolgt hatten, kamen wir auf einen von hohen Bäumen begränzten Pfad. Weiterhin, nachdem wir einen spitzen Felsen überstiegen, erreichten wir Cobit, wo wir wieder freier zu athmen begannen. Immer weiter steigend auf den in den Felsen gehauenen Stufen, kamen wir an die Pforte Dher, auf einer Hochebene, dann noch durch eine zweite und dritte, und befanden uns nun endlich vor der Wohnung des Sammu-Nugus, Gouverneurs der Provinz Gueschè. Wir wurden sogleich bei ihm eingeführt, und das Erste, was uns beim Eintritt in die Augen fiel, waren gegen fünfzig am Hauteingang aufgehangene männliche Glieder.

Sammu war ein Mann von etwa 30 Jahren von hohem Wuchs, und sein kräftiger muskulöser Bau kündigte einen Mann von nicht gewöhnlicher körperlicher Stärke an. Seine Gesichtszüge drückten jene glückliche Mischung von Herzensgüte und Entschlossenheit aus, die man so selten bei einem Menschen vereinigt findet. Er und seine Gattin Addaineſch überhäuften uns mit jener gastfreundlichen Sorgfalt, die dem unglücklichen Fremdlinge so wohl thut, und kaum waren wir angekommen, als auch schon unsere Lumpen gegen schöne leinwandene Kleider vertauscht wurden, die wir zum Geschenk erhielten. Die Tafel Sammu's war verschwenderisch besetzt, und mehrere Schwestern des Gouverneurs, so wie auch seine Gattin, die sehr kränklich zu seyn schien, nahmen Theil an derselben. Der Speisesaal war der schönste, den wir in Abyssinien noch gesehen hatten, und die ausgezeichnetsten Gäste hatten den Vorrang bei der Tafel, zogen sich aber nach ungefähr einer Stunde zurück, um andern minder vornehmen Platz zu machen. So ging es fort, bis endlich junge Leute, größtentheils arme Waisen, an die Reihe kamen. Tänze unter dem Schalle der Musik ausgeführt, schliessen die Mahlzeit, an der gewöhnlich bei 500 Personen Theil nahmen.

Zwischen dem Lande der Gallas und der Provinz Anna-Mariam, am Zusammenflusse des Uabet und des Caschini gelegen, erhebt sich das Plateau von Dber wie ein ungeheurer Thurm über die tiefen Thäler der Flüsse, welche Dber gleich einer Halbinsel umgeben. Seine Lage ist ganz vortrefflich, um die Gränzen gegen die Einfälle der Gallas zu schützen, und zu dem spitzen Felsen führt nur ein einziger Pfad empor, der jeder feindlichen Gewalt Trotz bietet. Die Hochebene ist mit Anbau und üppigen Weideplätzen bedeckt, und eine Quelle, in solcher Höhe eine Seltenheit, gibt mehr Wasser als man braucht.

Während wir zu Dber die uns so nöthige Ruhe genossen, erhielt Sammu-Nugus, der einen Courier an Sathé-Sellassi, den König von Tschoa, geschickt hatte, um ihn von unserer Ankunft in Kenntniß zu setzen, Befehl, uns berittn zu machen und ein Geleite von drei Mann in seine Hauptstadt zu schicken. Am 28 October brachen wir von Dber auf. Als wir über den Fluß Caschini gesetzt hatten, kamen wir in die an Dörfern sehr reiche Provinz Anna-Mariam, und verfolgten am nächsten Morgen, nachdem wir in einem Dorfe übernachtet hatten, unsere Reise über Hochebenen, auf denen wir eben so herrliche Flächen fanden wie zu Dber. Zu Zemame, ungefähr 15 Stunden von Dber, angekommen, stiegen wir auf einem sehr sanften Abhange zu den Ufern des Baches Moser hinab, der sich in den Fluß Addebal ergießt, von dem später die Rede seyn wird, und nachdem wir mehrere Stunden damit zugebracht hatten, einen sehr mühsamen Fußpfad zu erklimmen, erreichten wir das Dorf Salla-Denghia, die Residenz der Königin Mutter. Vier Wegstunden trennen Salla-Denghia von der reichen Provinz Tegulet, wo vormals die abyssinischen Könige residirten, nachdem sie Axum verlassen hatten. Wir ließen die Dörfer Demdaro, Devra-Vera und Bareſſa hinter uns, und kamen nach Anaolola, wo Sathé-Sellassi sich mit einer Expedition gegen Tschoa-Meda oder die Ebene von Tschoa, beschäftigte, die den heidnischen Gallas gehört. Die Gegend, die wir durchreist hatten, war sehr bevölkert und alle Einwohner waren so eifrig mit dem Ackerbau beschäftigt, daß auch nicht ein Zoll breit anbaufähigen Landes unbenutzt blieb, die großen natürlichen Prairien abgerechnet, auf denen große Heerden von Schlachtvieh und Pferden weideten. Die Landleute, durch eine wachsame Regierung geschützt, haben nichts von den räuberischen Soldaten zu fürchten, und dabei bemerkt man auch in diesen Dörfern einen Wohlstand, der in Abyssinien nicht häufig gefunden wird. Diese Wohlhabenheit hat aber diese Bauern auch hartherzig und taub gegen die Noth der Armuth gemacht. Das Königreich Tschoa gehörte vormals zu dem Gebiete der Könige von Abyssinien, allein seine Gouverneurs haben sich seit lange schon unabhängig erklärt, und jetzt ist ihre Macht so sehr gewachsen, daß sie selbst ihren vormaligen Herren furchtbar seyn würde. Mitten unter den Gallas hausend, auf deren Kosten er sich immer mehr vergrößert, hat Sathé-Sellassi sie sich alle zinspflichtig gemacht, und bezieht von ihnen Waffen, Pferde, Sklaven, Gold, Elfenbein, Bisam und Straußenfedern. Von Oktober, dem Sitze seiner Regierung, begibt er sich zuweilen nach Aramba, nach Condi, Devra-Vera und Angolola, den vormaligen Residenzen seines Vaters. Zur Zeit des Einfalls des Königs der Somali in Abyssinien wurde Atsi-Zeraaood vom Throne gestoßen; sein Land fiel in die Gewalt der Gallas, die dann später von Negassi, einem Eingebornen von Gondar, vom Geschlecht der Nachkommen Israels, wieder daraus vertrieben wurden. Nach ihm gelangten nach einander auf den Thron: Abbié, Sebesti, Ammahies, Asfaoçan, Oacan-Seggeth und Sathé-Sellassi, der sich vorgenommen hat, sein Reich auf seinen jüngsten Sohn Hailo zu vererben, den er dessen würdiger erachtet als den ältesten, Beſcha-Uret. Der Hof des Sathé-Sellassi ist der glänzendste in ganz Abyssinien, und die Thätigkeit dieses Königs findet neben den vielen Kriegen, die er führt, noch Zeit seine Aufmerksamkeit den Künsten der Industrie zuzuwenden, für die er eine wahre Leidenschaft gefaßt hat. Das Innere seines Palastes ist mit Leinwebern, Tischlern, Maurern und andern Handwerkern angefüllt, und aus seinen Werkstätten gehen herrliche Linnenzeuge, Gold-, Silber- und Elfenbeinarbeiten hervor. Sathé-Sellassi erscheint nie anders, als mit zahlreicher und prächtiger Begleitung; seine Pferde und Maulthiere sind kostbar aufgeputzt, seine Lanzen und Schilde mit gravirten Gold- und Silberplatten bedeckt, die in der Sonne herrlich glänzen. Jeden Freitag bringt er einen großen Theil des Tags damit hin, von einer Galerie seines Schlosses herab, die mit einem persischen Teppich überdeckt ist, seinen Unterthanen Recht zu sprechen, und sein Urtheil wird stets von Seite des Schuldigen mit Schweigen und von dessen Gegner mit Freudengeschrei aufgenommen. Seine Mahlzeiten sind nicht öffentlich, wie die Ubi's; nur eine kleine Zahl von Personen wird zugezogen und seine Soireen schließen sich sehr oft mit Vorlesungen aus der Bibel oder dem Evangelium, die von einigen seines Vertrauens genießenden Priestern gehalten werden. Dieser scharfsinnige König, der so viel für die Industrie seines Landes thut, versagt doch auch den aus Europa kommenden Fabricaten seine Bewunderung nicht. Glaswaaren, Wollenzeuge, Seidenstoffe und besonders Waffen aus Europa schätzt er über Alles. Da ihm leichte Communicationswege nach den civilisirten Ländern versagt sind, so wünscht er besonders geschickte Arbeiter zu bekommen, die fähig sind das was er verfertigen läßt zu verbessern, und wenn solche sich entschließen wollten zu ihm zu reisen, so dürften sie sich eine höchst vortheilhafte Lage versprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Man gräbt jetzt in Paris in der Rue des Lombards einen sehr tiefen Abzugsgraben. Die Arbeiter stießen dabei auf einen Bau, dessen Ursprung sich nicht leicht erkennen läßt: man hat Keller entdeckt, so wie sehr dicke, mit ausgezeichneter Sorgfalt aufgeführte Grundmauern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 255.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

12 September 1837.

Briefe aus der Normandie.

Bayeux.

Sprache.

Die Sprache iſt das Volk, das Patois du Beſſin, wie die Umgegend von Bayeux ſonſt hieß, iſt dafür ein neuer Beleg. Es iſt der Tauſchein der Normannen dieſer Gegend, und wenn einſt die ganze Geſchichte dieſes Landes vergeſſen werden könnte, ſo würde das Patois der Compaß bleiben, der nach Norden, nach dem Geburtslande der Normannen hinzeigte. Benom (der Beiname, Schimpfname), bléyne blaß, (engl. bleak, bleich), bruman (der junge Ehemann), Cant (Kante, Ecke) Chopine (Schoppen), Delle (Theil, ein Theil Ackerland), Ergane (Aerger), Erguer (ärgern), floquer (bewegen, flacken), Freulier (ein Wildfang, von Freude), grapper (grappen, grippen, greifen), und eine Menge andere ſind wohl ſicher germaniſchen Urſprungs.

Aber was ſelbſt ohne dieſe materielle Verwandtſchaft die geiſtige beweiſen würde, iſt die Art, wie der Beſſiner in ſeinem Patois die Natur auffaßt, und wie er ſich mit den meiſt inhaltsloſen Namen, welche die franzöſiſche Sprache den Blumen und den Thieren gibt, nicht begnügt, und neue maleriſche und lebendig bezeichnende erfindet. Amourette des champs, Feldliebchen (für das franzöſiſche: camomille commune), Amourette des prés, Wieſenliebchen, (brisa media), bec de corbeau, Rabenſchnabel, für renoncule); chemise de la vierge, Hemd der guten Jungfrau, (liseron); crève chien, Hundetod, (viburnum lantana); Grasse-poulette, Fetthühnchen, (chenopodium album) lait de pie, Elſtermilch, (euphorbia sylvestris); Langue de brebis, Lammzunge, (carex glauca); pain de crapeau, Krötenbrod, (champignon commune); Pas de lion, Löwenſchritt, (ranunculus repens); Patte d'oie, Gänſefuß (heracleum spondilium); queue de coq, Hahnenſchwanz, (Lolium multiflorum); queue de renard, Fuchsſchwanz, (amaranthus rubeus) sang de dragon, Drachenblut, (rumex sanguineus); tête de chat, Katzenkopf, (dactylis glomerata); tête de loup, Wolfskopf, espèce de scabieux); têtes de souris, Mäuſeſpitzen, (sedum minus) etc. zeigen, wie der normanniſche Bauer die Natur mit forſchendem Auge anſieht, und den Blumen, wie die deutſche Sprache, befreundete Namen gibt, die für ihn einen Sinn haben. Die franzöſiſche Sprache iſt dagegen in dieſer Beziehung meiſt ſo kalt, wie der Franzoſe ſelbſt bei der Beobachtung der Natur. Ich bin kein Botaniker, und weiß daher nicht, ob für die mit lateiniſchen Kunſtausdrücken bezeichneten Blumen und Kräuter wirklich die franzöſiſche Sprache gar keine eigenen Namen hat; aber ich glaube es einmal, weil der Schriftſteller, in deſſen Buch ich dieſe Bezeichnungen gefunden, ein guter Franzoſe iſt, und ſie dennoch nicht zu kennen ſcheint, dann aber auch überhaupt, weil die franzöſiſche Sprache oft an den Blumen und überhaupt an den ſchönen Erſcheinungen vorübergeht, ohne ſie eines Blickes und eines Namens zu würdigen, wogegen ſie den nützlichen eine bis ins Kleinſte gehende Aufmerkſamkeit ſchenkt. Auch weiß ich nicht, ob gerade in Deutſchland dieſelben Blumen die beigefügten überſetzten Namen haben; doch kommt es auch darauf nicht an. Der Geiſt, der ſich in der Sprache durch dieſe Auffaſſung der Natur enthüllt, iſt die Hauptſache, und jene bilderreiche Bezeichnung der Blumen beweiſt eben, daß der Normanne die Natur mit einem Freundesblicke anſieht, daß er ihr näher tritt als der Franzoſe, und ſie mit Namen anruft, die ihm lieb und werth und vor Allem verſtändlich ſind.

In Bezug auf die Bezeichnung der Thiere iſt dieſe Bauernſprache eben ſo plaſtiſch, eben ſo voller Leben und Anſpielungen, was beweiſt, daß das Volk, das jene Sprache ſpricht, bei der Erfindung dieſer Namen beobachtet, gedacht und gefühlt hat. Araigné de mer, Meerſpinne, (macropodia phalangium), Diable, der Teufel, (cyclopterus lumpus) Fiſch, Ecrivain, der Schreiber, (espéce de crabe) Juif, der Jude, (le martinet, eine Schwalbenart; maréchal, der Schmied, (le traquet, Weißkehlchen); Moine, der Mönch, (ein Meerfiſch); le capucin, der Kapuziner, (orycles nasicornis Inſ.), Sergent, der Sergent, (le carabe cuivré Inſ.); Taureau, das Stier, (chrivière madigère Inſ.) ſind dafür eben ſo viele Beweiſe. Es iſt natürlich, daß wir bei dieſer Beobachtungsgabe des Volkes auch Namen für Erſcheinungen finden, die die franzöſiſche Sprache näher zu bezeichnen vergeſſen hat. Es iſt bekannt, daß die Franzoſen für Blitzen und Wetterleuchten nur Ein Wort haben; der Beſſiner Bauer

hat dieſen Mangel gefühlt, und nennt daher das Wetterleuchten calin.

Ich habe alle dieſe Worte aus einem ſehr unvollſtändigen Dictionnaire ausgezogen, und bin ſicher, daß ein näheres Studium dieſes Volksidioms noch weit umfaſſendere Bemerkungen und Vergleichungen zulaſſen würde; wenigſtens bin ich gelegentlich auf Einzelnheiten geſtoßen, die mich zu dieſer Anſicht berechtigen. Das Geſagte aber genügt, um zu zeigen, daß im Allgemeinen der Normanne die Natur mehr mit germaniſchen, als franzöſiſchen Augen anſieht.

Portugieſiſche Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortſetzung.)

Zu jeder andern Zeit und unter andern Verhältniſſen würde man ſich gewiß um dieſe That nicht bekümmert, und ihr Geld würde ihnen auch hier wieder durchgeholfen haben, allein ſie hatten den Capitao Mor zu ihrem Feinde gemacht, der Mann, der durch ihre Verfolgung ſo viel gelitten, mußte ſich rächen; auch er hatte geſchworen „elles mo pagarao," und nun war die Zeit dazu gekommen. Was ſich von jetzt an ereignete, iſt mit einem Schleier umhüllt, den noch keine Behörde ſich die Mühe genommen hat zu lüften. Das Gefängniß in Figueiro nämlich gewährte nicht die gehörige Sicherheit für die Gefangenen, weßhalb denn der Capitao Mor ein Detaſchement der ihm untergebenen Ordenanças (mit Spießen bewaffneter Landwehr jener Zeit) beorderte, um die beiden Gefangenen dem Gefängniſſe und dem Corregidor des Diſtricts in der 6 Leguas entfernten Villa de Thomar zu überliefern. Die Gefangenen ſaßen gebunden auf Maulthieren, umgeben von den bewaffneten Bauern, welche nun folgende Ausſagen über das Ereigniß lieferten, was dem Leben beider Gefangenen ein Ende machte. Der Weg von Figueiro nach Thomar führt größtentheils über die öden und menſchenleeren Gebirge, die hier die letzten Ausläufer des mit der Serra de Eſtrella zuſammenhängenden Gebirgszugs ſind; als ſie nun in das zum Theil felſige Thal von Cabaços herabkamen, wo noch die Reſte zerſtörter Häuſer aus den franzöſiſchen Kriegszeiten zu ſehen, dem Orte, wo Raubanfälle auf vorüberziehende Reiſende und Almoereves nichts Seltenes ſind, dem Ort, den ich ſo oft paſſirte und immer froh war, wenn ich ihn im Rücken hatte, ſagen die Leute, wären ſie, ohne ſich deſſen zu verſehen, von einer Menge bewaffneter und maskirter Perſonen zu Pferd und zu Fuße angefallen worden, ſo daß man ihnen die Gefangenen abgenommen und die ganze Eſcorte hätte die Flucht ergreifen müſſen; einige von ihnen wären aber gefangen genommen und gebunden worden, und mußten Zeugen folgender Gräuelthat ſeyn. Die beiden Gefangenen wurden von ihren Thieren herabgeriſſen, und ihnen ganz kurz angekündigt, daß ihre letzte Stunde geſchlagen, ſie ſollten niederknien und ein Paternoſter beten, denn beide müßten ſterben. Den Tod vor Augen boten ſie ihr ganzes Vermögen, wenn man ſie leben laſſe, und zuletzt baten ſie, wenigſtens nur einem von ihnen das Leben zu ſchenken, wofür er das ganze Vermögen opfern wollte, was dann noch einen edlen Wettſtreit unter den Brüdern erzeugte, wer von ihnen für den andern ſich opfern wollte: der eine war verheurathet und hatte Kinder, der andere war ledig; die Liebe zu einander war aber ſo groß, daß keiner nachgeben wollte, jeder wollte ſterben und keiner ohne den andern leben. Alles dieſes rührte die Mörder aber nicht, reſignirt knieten die Opfer nieder, vergaben ihren Mördern und beide fielen von Kugeln durchbohrt.

Die Thäter ergriffen darauf die Flucht, die entlaufene Eſcorte, nachdem ſie das Feld rein ſah, kehrte zu den Leichnamen zurück und führte dieſelben quer über die Maulthiere gebunden, nach ihrer Heimath zurück. Den Ausſagen der Eſcorte wurde vor Gericht unbedingter Glauben geſchenkt, und da dieſelben auch verſicherten, von den Thätern niemanden erkannt zu haben, ſo ließ man die Sache auf ſich beruhen, indem auch die Wittwe und Verwandten deßhalb niemanden anklagten. Im Publicum kamen über dieſe Begebenheit ſogleich verſchiedene Sagen im Umlauf, wovon aber keine weitere Notiz genommen wurde. Einige ſagen, daß der Capitao Mor den Bruder des ermordeten Mädchens in Goes von dem Marſche der Gefangenen habe in Kenntniß ſetzen laſſen, und daß dieſer mit ſeinen Freunden die That ausgeführt; Andere ſagen, daß gar kein Ueberfall ſtatt gefunden, ſondern die Eſcorte ſelbſt, wozu Leute gewählt worden wären, die den Brüdern feindlich waren, den Mord begangen. Dem ſey nun, wie ihm wolle, eine verhaltene Blutrache war mit im Spiel, möge ſie nun von dem Einen oder von dem Andern in Ausübung gekommen ſeyn.

Ein ähnliches Beiſpiel trug ſich im verfloſſenen Jahre in Porto zu, wo ſich ein angeſehener Mann in der miguelliſtiſchen Zeit durch Verfolgungen an verſchiedenen Familien vergangen hatte; Rache war ihm ſchon längſt geſchworen, allein die allgemeine Amneſtie gegen politiſche Sünden verzögerte dieſelbe; aufgeſchoben iſt aber nicht aufgehoben, und man paßte eine gelegenere Zeit dazu ab, die ſich auch bald fand. Durch wahre oder falſche Anklagen neuerer Vergehen, deren Aechtheit man dahingeſtellt ſeyn laſſen muß, brachte man es dahin, daß der Mann arretirt und nach einem Gefängniß gebracht wurde. Einige Tage ſpäter fiel es den Beamten ein, ihn am hellen Tage nach einem andern Gefängniſſe zu verſetzen, begleitet bloß durch einige Cavalleriſten, welche ihn zwiſchen ſich führten. Dieſe vorzunehmende Verſetzung war früher bekannt geworden, die Feinde des Mannes bearbeiteten den Pöbel, welcher ſich zuſammenrottirte und den Gefangenen nun auf alle mögliche Art inſultirte, ihn mit Koth und Steinen warf und endlich, wie ſo etwas unter einem rohen Haufen immer weiter greift, mit Meſſern nach ihm ſtach, zuletzt ihn der Eſcorte entriß und bei den Beinen, wie den ausgeſtopften Judas am Oſterſonnabend, durch die Straßen ſchleifte, bis er auf die grauſamſte Art ſeinen Geiſt aufgab und die Leiche von den Cannibalen in den Strom des Douro geworfen wurde. Ob dieſes Verbrechens halber jemand angeklagt und beſtraft worden, iſt nicht bekannt geworden.

Ein drittes mir näher bekannt gewordenes Beiſpiel ereignete ſich vor nicht langer Zeit in Setubal: zwei Fremde aus der

Provinz, die zufälligerweiſe ſich des Morgens auf dem großen Platze an den Ufern des Sado begegneten und erkannten, geriethen nicht etwa erſt in Streit und Wortwechſel, wie es zu gehen pflegt, wenn man etwas mit einander abzumachen hat, ſondern der eine zog ganz ſtillſchweigend ſein Meſſer, ging auf den andern los und verſetzte ihm in Gegenwart mehrerer Vorübergehender ſogleich einige Meſſerſtiche in den Leib, die zum Glück nicht tödtlich waren. Der Thäter wurde bald von einigen in der Nähe ſtehenden Soldaten ergriffen, und als man nach der Urſache ſeiner That fragte, erfuhr man, daß der andere ihm vor vielen Jahren ein Maulthier geſtohlen, dieſes Diebſtahls aber hätte nicht überwieſen werden können, er habe ihm alſo geſchworen „tu me pagarás," heut ſey es das Erſtemal, daß er ihm ſeit jener Zeit wieder begegne; und da habe er nicht unterlaſſen können, ſeinen Schwur durch die beigebrachten Facadas in Erfüllung zu bringen. Beide kamen nach dem Gefängniß, und was weiter daraus geworden, iſt mir unbekannt.

Dieſes ſind nur drei Beiſpiele von den vielen Hunderten, die ſich beſonders in den letzten Jahren zugetragen haben und den Beweis liefern, daß Rachſucht zu einer der ſchwärzeſten Seiten des portugieſiſchen Charakters gehört. Nicht das leidenſchaftlich heiße Blut des Südländers, welches freilich auch oft in Anregung kommt und ſchnelle unüberlegte Thaten erzeugt, Mord und Todtſchlag hervorbringt, da bei jedem Streite das Meſſer gleich bei der Hand iſt, kann ihn deßhalb entſchuldigen, denn die Rache ſchläft oft lange im Buſen, ſie wird Jahre lang mit ſich herum getragen, tauſendfältig ganz kaltblütig überlegt und kaltblütig ausgeführt. Reue über eine ſolche That zeigt ſich nie, man bekennt ſie ſeinem Beichtvater, erhält Abſolution, und unterhält ſich ſo friſch und gemüthlich darüber, wenn die Gefahr der Beſtrafung vorüber iſt, als wenn der Jäger vom Erlegen oder Abfang eines wilden Schweins erzählt. Sie gefallen ſich ordentlich bei einer ſolchen Erzählung, und ſetzen allenfalls am Ende hinzu: „Deos me perdoará, allein er verdiente aus der Welt geſchafft zu werden, es war ein ſchlechter Kerl, der ſchon dieſen oder jenen unglücklich gemacht oder gemordet hatte." Nie werde ich den Eindruck vergeſſen, den im erſten Jahre meines Aufenthalts in Portugal ein gewiſſer Capitao Mor auf mich machte, von dem bekannt war, daß er einen Mönch umgebracht, als er mir zum Erſtenmale einen Beſuch abſtattete; ich glaubte noch immer einen Mordblick an ihm zu gewahren, ſo wie Blut an ſeinen Händen, ich konnte keinen Biſſen in ſeiner Gegenwart genießen; der Menſch gewöhnt ſich aber an Alles, auch das Abſcheulichſte kann ihm gleichgültig werden, und ſo hat mir es ſpäter, wo ich mit manchem Mörder in Eine Schüſſel tauchte, eben ſo gut geſchmeckt, als wenn ich von den tugendhafteſten Menſchen umgeben geweſen wäre. Mit dem Capitao Mor wurde ich nachher näher bekannt, einigemal hörte ich ihn die Geſchichte dieſes Mordes erzählen, und nie war die geringſte Reue deßhalb an ihm zu bemerken, im Gegentheil bemerkte er noch dabei, wie es ihm leid thue, daß er einen Helfershelfer des Ermordeten nicht auf dieſelbe Weiſe habe aus der Welt ſchicken können.

(Fortſetzung folgt.)

Warme Höhlen bei Montpellier.

Hr. Marcel de Serres ſchrieb an Hrn. Arago, daß man auf dem Landgute eines Hrn. Montels, eine Viertelſtunde nordweſtlich von Montpellier, einen großen natürlichen Brunnen gefunden habe, deſſen Wände bei der ſtarken Neigung der Kalkfelſen, aus denen der Boden beſteht, faſt ſenkrecht ſind. Steigt man in dieſen Brunnen hinab, ſo fühlt man eine bedeutende Hitze. Am 16 Mai d. J. zeigte das hunderttheilige Thermometer, den Hr. Marcel de Serres bei ſich führte, an der äußern Luft + 14°, in einer Tiefe von 15 Metres 18°, und auf dem Boden der Höhlung in einer Tiefe von 50 Metres 22°5. Hr. Marcel de Serres glaubt, daß dieſe raſche Erhöhung der Temperatur weder von chemiſchen Zerſetzungen an den Wänden der Höhle, noch von dem Verbrennen der Fackeln herrühre, womit die Neugierigen verſehen ſind, ſondern daß in einer gewiſſen Tiefe warme Quellen vorhanden ſeyen, deren Dünſte durch die Spalten dringen und die Höhle erwärmten. Dieſe Annahme ſtützt ſich namentlich darauf, daß auf dem Landgute eines Hrn. Aſtier etwa 400 Metres von dem Brunnen Hrn. Montels in derſelben Kalkformation eine Spalte ſich befindet, aus der augenſcheinlich Dämpfe von 18° Centigr. hervordringen.

Chronik der Reiſen.

Auszug aus dem Bericht der Reiſe der HH. Moriz Tamiſier und Edmund Combes in Abyſſinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortſetzung.)

Karawanen kommen, weil man ſich ſcheut durch das Land der Gallas zu reiſen, nur wenige von Gondar oder Dertia nach Tſchoa, um da Leinwand und Pferde einzukaufen. Da die Fahrt zur See über Maſſuah viel zu weit wäre, ſo haben die Handelsleute den Weg vorgezogen, der nach Zeila führt, von wo ſie ſich nach Mokka begeben. Allu-Amba, einige Stunden von Ankober gelegen, dient ihnen als Entrepot, und der faſt ganz moslemitiſche Markt dieſer Stadt iſt der wichtigſte dieſes ganzen Königreichs. Die von Allu-Amba ausgehenden Karawanen gehen an den Ufern des Auach abwärts, dann durch das Land der Stämme von Adal und kommen durch Hururguć und das Land des Somoli nach Zeila. Dieſer Weg, obſchon dem von Maſſuah vorzuziehen, hat dennoch ſeine großen Unbequemlichkeiten. Zuvörderſt ſind die Stämme von Adual ein ſehr wildes Volk, dann kann der Fluß Auach nur zur Zeit des niedern Waſſerſtandes paſſirt werden und endlich wird ſeine Umgegend von bösartigen, oft tödtlichen Fiedern heimgeſucht und iſt von reißenden Thieren bevölkert.

Das Königreich Tſchoa gränzt gegen Norden an Uello, gegen Oſten dehnt es ſich bis zum Fluſſe Auach aus, deſſen Umgebungen von den Stämmen von Adal bewohnt ſind; gegen Süden ſtößt es an den Waratat, den letzten Zweig der Mondgebirge; da jedoch das Land Mendſchar ſeit kurzem erobert worden iſt, ſo iſt die Gränze auf dieſer Seite bis zu dem großen Lande der Gallas ausgedehnt worden. Gegen Südoſten und Südweſten dehnt ſich Tſchoa bis nach Guraguć, Tſchoa-Meda und bis zu den Galla-Borena aus. Die Stämme von Adual ſind ſeit kurzem dem Königreich Tſchoa zinspflichtig geworden, und entrichten ihren Tribut in Salz und Schießpulver, wogegen ſie auch Getreide einhandeln. Obſchon ihr Land fruchtbar iſt, ſo bauen ſie es doch nicht an, ſondern leben faſt ausſchließlich von der Milch und dem

Fleisch ihrer Heerden. Tschoa theilt sich in zwei sehr von einander verschiedene Gegenden; die eine und größte liegt sehr hoch über dem Meeresspiegel, und entspricht dem Theil von Abyssinien, der den Dancali beherrscht, und den man den obern nennen könnte; der andere, am östlichen Abhang von Efat und am Fluß Auach gelegen, ist nur eine Verlängerung des Samhar zwischen Massuah und Tarenta. Die erstere dieser beiden Gegenden liegt unter einem gemäßigten Klima, ihre Bewohner sind gesund und stark und ihr Gebiet ist sehr fruchtbar; die zweite wenig bewohnte wird zu gewissen Zeiten von furchtbaren Krankheiten verheert, ist aber sehr fruchtbar an Orangen, Citronen, Bananen und Zuckerrohr. Der König begibt sich jährlich mit großer Begleitung dahin, um Elephanten zu jagen. Seit wir die Uellos verlassen hatten, war die Gesichtsbildung der Eingebornen wilder und minder schön geworden, als wir sie bisher gefunden hatten. Die Weiber scheeren sich die Haare oberhalb des Genicks und die Augenbraunen ab, und malen sich schwarze Striche an deren Stelle. Ihr einfach gelocktes Haupthaar ist bei weitem nicht so schön, als die langen Haarflechten der Amharas und der Gallas, die sie durch aufgesteckte Blumen und Straußenfedern zu ersetzen suchen. Der Geschmack an Glascorallen, Ohrgehängen und anderem Schmuck ist allgemein. Einige junge Mädchen tragen am Hals oder an den Armen kleine Glöckchen und andere legen Roth auf. Die Tracht der Männer besteht in einer sehr weiten Pluderhose auf abyssinische Art gefaltet. An der rechten Seite tragen sie einen kleinen Säbel mit einer silbernen oder ledernen Scheide, je nach der Wohlhabenheit des Mannes. Den Geschmack an Armbändern haben sie mit den Weibern gemein; sie scheeren den Bart, den lang wachsen zu lassen ein Vorrecht der Priester zu seyn scheint.

Einer der charakteristischen Züge der Bevölkerung, von der hier die Rede ist, besteht darin, daß bei ihnen der Mörder sich nicht wie in Tigré oder im Lande der Amharas durch Geld von der Strafe loskaufen kann. Er wird vom Könige gerichtet, der dem Schuldigen keine Gnade gewähren darf. Die Hinrichtung geschieht mit Lanzenstichen, die durch die Anverwandten des Gemordeten geführt werden, und — was sehr merkwürdig ist — obschon die Execution nicht heimlich vorgenommen wird, so finden sich doch niemals Neugierige als Zuschauer ein. Die Feuerwaffen sind seit zu kurzer Zeit erst eingeführt, als daß sie in der hier noch in der Kindheit liegenden Kriegskunst eine bedeutende Revolution hätten bewirken können. Die Armeen, welche gegen die Gallas verwendet werden, bestehen gänzlich aus Cavallerie, denn hier besitzt auch der Aermste sein Pferd. Diese Soldaten, gewöhnt die Gallas zu besiegen, betrachten sie als ein Geschlecht, das Gott nur darum auf die Erde gesetzt, um ihnen als Sklaven zu dienen, und wenn sie einen unwissenden oder bosthaften Menschen bezeichnen wollen, sagen sie: „Er ist ein Galla." Von diesen werden sie dagegen aber auch furchtbar gehaßt, und sobald ein Feind in die Hände der Gallas fällt, wird er ohne Gnade entmannt; zuweilen treiben sie die Grausamkeit sogar so weit, daß sie den Weibern, die in ihre Hände fallen, die Brüste abschneiden. Am Tag unserer Ankunft zu Angolola wurden wir von dem Intendanten des Königs empfangen, der uns, den Befehlen seines Herrn gemäß, angelegentlichst fragte, ob wir die Verfertigung von Schießpulver, Flinten oder anderer Gegenstände der Art verstünden. Als wir seine Fragen mit Nein beantworteten, zog er sich etwas unzufrieden zurück. Wir erhielten indeß dennoch eine anständige Wohnung, und als wir am folgenden Tage dem König unsere Aufwartung machten, wurden wir mit dem ihm eigenen Wohlwollen aufgenommen. Kaum waren wir bei ihm eingetreten, als er seine ganze Umgebung sich entfernen hieß. Die Unterredung drehte sich um allgemeine Gegenstände, doch hatten wir Gelegenheit zu bemerken, daß der König in manchen politischen und religiösen Fragen wohl unterrichtet war; obschon er nie die Gränze einer gewissen Zurückhaltung überschritt. Er fragte uns unter Anderem, was uns veranlaßt habe sein Königreich zu besuchen, und wollte uns durchaus nicht glauben, daß dieß nur darum geschehen sey, um auch diesen Theil von Afrika kennen zu lernen. Endlich kam er auf industrielle Gegenstände, und konnte sich ungeachtet unserer Versicherung, die noch dazu durch die von ihm bewunderte Weiße und Feinheit unserer Hände unterstützt wurde, dennoch nicht überzeugen, daß wir kein Handwerk verstünden. Er führte uns in alle Werkstätten seines Palastes, indem er vielleicht, wie Ulysses, glaubte, wir würden beim Anblick uns bekannter Instrumente unsere Erfahrung in irgend einem Gewerbe verrathen; zum Glück machte unsere Unkenntniß uns vorsichtiger, als Achilles es war. Hierauf kam der König auf den Gedanken, daß wir vielleicht in der Arzneikunde erfahren seyen, und legte uns deßhalb eine Menge aus Europa und Indien erhaltene Heilmittel vor. Wir behaupteten aber auch hier unsere Unwissenheit, denn hätten wir die geringste Kenntniß verrathen, so wären wir ohne Hoffnung, jemals wieder aus dem Lande zu kommen, zurückgehalten worden. Ungeachtet unserer scheindaren Nullität hatten wir auf den König dennoch einen günstigen Eindruck gemacht, denn einige Tage nach diesem Besuche beschenkte er jeden mit einem schönen vollständigen Anzug, und wir wurden oft eingeladen mit ihm spazieren zu reiten, oder nach der Scheibe zu schießen. In unsern Mußestunden gingen wir an den Ufern des Baches Tschascha oder auf den schönen Prairien umher, die Salhé-Sellassi sich ausschließlich vorbehalten hatte, und die nur wir betreten durften. Nach dem Essen erhielten wir gewöhnlich Besuche von Frauen. Eines nur machte unsern ziemlich angenehmen Aufenthalt peinlich, und dieß war die Ungewißheit, in der wir uns hinsichtlich unserer Abreise befanden; denn so oft wir diesen Gegenstand berührten, erhielten wir vom König ausweichende Antworten. Unser Zelt wurde sehr oft von zwei Sklavinnen aus dem Lande der Gallas besucht, von denen die eine eine Zauberin zu seyn schien. Diese erbot sich eines Tages uns wahr zu sagen, was wir mit Vergnügen annahmen. Sie nahm nun ein Halsband von Glascorallen zur Hand, das sie durch die Finger laufen ließ, und ihre Orakelsprüche je nach der Art einrichtete, wie die einzelnen Corallen zu liegen kamen oder sich berührten. „In wenigen Tagen, sagte sie, werdet ihr Maulthiere und Geld erhalten und in euer Vaterland zurückkehren können, wo man euch mit Ungeduld erwartet." Unsers Unglaubens ungeachtet, dankten wir ihr dennoch herzlich, und es war als ob ihre Weissagung uns mit neuer Zuversicht erfüllt hätte. Am 20 November, an einem kühlen Morgen, befanden wir uns auf dem Weg nach Ankober. Der König, der uns zwei Maulthiere gegeben hatte, schickte uns einen Reiter nach, und ließ uns bitten, ihn zu erwarten. Wir machten daher zu Ataheit, fünf Stunden von Angolola, Halt, und bald verkündeten ferne Staubwolken die Ankunft des Königs. Kaum war er bei uns eingetroffen, als er uns vertraulich auf arabisch grüßte. Nach einem Ritt von drei Stunden kamen wir an den Bach Aerava, von dem Ankober nur noch zwei Stunden entfernt ist. Diese Hauptstadt, von den Bächen Denn und Caschini bewässert, zählt ungefähr 5000 Einwohner. Sie liegt auf dem Abhang eines Hügels, auf dessen Rücken der Palast des Königs steht, der sich durch seine Größe auszeichnet. Mehrere Kirchen erheben sich auf hervorragenden Punkten. Vom Palast aus hat man eine herrliche Aussicht über das umliegende Land.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 256.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 September 1837.

Der Euphrat und die Verbindung mit Indien.

Obrist Chesney, der sich jetzt mit mehrern seiner Gefährten, die bei der von ihm geleiteten gefährlichen Expedition mit dem Leben davon kamen, in London befindet, sagt in einem in Bombay veröffentlichten Schreiben über die Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien: „Was den Euphrat betrifft, so habe ich mich in meinen Beobachtungen nicht getäuscht; dieser Fluß wird leichter aufwärts zu befahren seyn als der Rhein, die Donau und selbst der Nil. Der Hauptzweck, den jeder Freund Indiens erreicht zu sehen wünscht, ist, wie ich voraussetze, vor Allem eine regelmäßige Beförderung der Briefpost, und dann auch von Reisenden, ohne einen bedeutenden Verlust. Dieser letztere scheint indeß die Privatspeculation in England abgeschreckt zu haben, wofern nicht zuvor 65,000 Pf. St. jährlich von der Regierung zugesagt werden, und die unter sich ganz in Widerspruch stehenden Schritte der verschiedenen Präsidentschaften Indiens waren durchaus nicht darauf berechnet, eine so bedeutende Vergünstigung bei den jetzigen Zeiten zu verschaffen, besonders da ich vermuthe, daß jährlich 12 Reisen von und nach Suez nur mit einem Verlust von etwa 40,000 Pfd., oder eine ähnliche Zahl längs dem Euphrat mit einer Einbuße von 8000 oder 10,000 Pfd. jährlich gemacht werden könnten. Ohne in die Vorwürfe einzustimmen, welche in Folge dieser unglückseligen Discussionen erhoben worden sind, und jede ernstliche Anstrengung verhindert haben, kann doch nicht geläugnet werden, daß wenn das indische Publicum 50- oder 100,000 Pf. zu Begründung einer Compagnie zu Eröffnung des rothen Meeres zusammengeschossen hätte, der Rest in England bald unterzeichnet worden wäre, so daß man die Straße alsbald hätte benützen können. Da ein solches Unternehmen aber nicht so blendend und lockend als eine Bank ist, so steht zu fürchten, daß unsere Hoffnungen einzig und allein an die Regierung gewiesen sind, und, wenn ich nicht gänzlich irre, auch nicht getäuscht werden. Es steht zu erwarten, daß etwas Genügenderes versucht werde, wenn erst die neuen Dampfboote Indien erreicht haben. Drei Dampfboote, gelegentlich von einem Segelschiff unterstützt und zwei kleine Dampfboote auf dem Euphret zu einem jährlichen Kostenbetrag von 2500 Pf. jedes, werden, die kürzere Reise nach Mohammerah in Betracht gezogen, die Regierung in den Stand setzen, sowohl das rothe Meer zu eröffnen, als auch während der nächsten 18 Monate der Welt alle Vortheile und Nachtheile eines jeden der beiden Wege vor Augen zu stellen, bevor man sich für einen derselben oder für beide zu gewissen Jahreszeiten abwechselnd entscheidet, wenn dieß gerathener gefunden werden sollte. Es scheinen mir triftige Gründe dafür zu sprechen, beide Straßen zu gleicher Zeit zu eröffnen. Erstens könnten die drei Dampfboote eine monatliche Verbindung mit Suez nicht unterhalten; machen sie aber abwechselnd die kürzere Reise nach dem Golf, so könnten sie 12 Reisen in 18 Monaten oder neun Reisen in jeder Richtung machen. Zweitens ist man nicht sicher, daß beide Straßen zu allen Jahrszeiten fahrbar sind, was nur durch einen anhaltenden Versuch entschieden werden könnte, der auch zugleich eine Uebersicht hinsichtlich der gegenseitigen Schnelligkeit, der Kosten u. s. w. böte. Drittens heißt es, daß die Pest in Aegypten und Syrien zu verschiedenen Zeiten fast fortwährend herrsche, und deßhalb könnte man dann die eine Straße offen halten und die andere einstweilen entweder aus dieser Ursache oder wegen Kriegsunruhen u. s. w. schließen. Die commerciellen und piratischen Rücksichten im persischen Golf, und unsere Handelsverbindungen mit Persien selbst, machen gelegentliche und regelmäßige Verbindungen nothwendig, die durch die doppelte Straße durch das rothe Meer und den Euphrat sicher gestellt werden würden, und im Fall keine von beiden unsern Erwartungen entsprechen sollte, so könnte man seine Zuflucht zu zwei andern nehmen, nämlich auf dem Tigris und nach Trapezunt und von da zu Meer nach Konstantinopel, Malta und England, oder durch Persien nach Trapezunt und von da auf der Donau und dem Rhein nach England, welch letzterer Weg, wie es heißt, bereits so gut als offen stünde. Der Hauptzweck ist, eine oder die andere regelmäßige Verbindung zu sichern; allein bei dem damaligen fortschreitenden Zustand, in dem die Dampfschifffahrt sich befindet, sollten wir mit dem kürzesten und wohlfeilsten Weg den Anfang machen. Dieser Zweck kann indeß nicht eher erreicht werden, als bis Schiffe gebaut werden, um Brennstoff zu wohlfeilern Preisen und für das Doppelte der Zeit als

bisher geschah, zu führen. Man müßte sich demnach für jetzt mit dem begnügen, was von Bombay aus entweder nach Suez oder nach dem persischen Golf erreicht werden könnte, und die Erfahrung für oder gegen den letztern entscheiden lassen. Ich füge nur noch bei, daß wenn der Euphrat auch nur in so fern sein Schärflein zu Erreichung der guten Sache beitrüge, daß man ihn benützte, wenn das rothe Meer aus irgend einer Ursache nicht fahrbar wäre, er doch immer noch eine leidenschaftlose Beachtung als Aushülfe verdiente. Uebrigens wären große moralische und commercielle Vortheile durch eine Wiederbelebung unsers Verkehrs durch Arabien zu erwarten.

Portugiesische Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun noch auf eine andere Schattenseite des portugiesischen Charakters über, wodurch so Vieles in dem gesellschaftlichen Leben der Nation bedingt wird: der Portugiese ist im Ganzen genommen weder ein treuer Ehemann, noch ein sorglicher, liebender Vater seiner Kinder. Was den ersten Punkt betrifft, so halten die gebildeten Classen dabei aber wo möglich auf die Nichtverletzung des äußeren Anstandes. Was unter solchen Verhältnissen zu verwundern, ist, daß man unter ihnen verhältnißmäßig weniger unglückliche Ehen findet, als unter anderen Nationen, was wohl ihrem leichten, sorglosen Sinne, dem höflichen Gewissen, dem Mangel eines tieferen Gefühls und Sentimentalität beider Geschlechter, so wie Erziehungsmängeln und eingesogenen diabolischen Principien zuzuschreiben ist. Die Eheleute drehen sich und leben nur um sinnlichen Genuß und Convenienz, und ist der erste Sturm der Leidenschaft vorüber, so geht jedes seinen eigenen Weg; beide Betheiligte werden sich bald zu gleichgültig, als daß sie sich, wenn ihre Gesinnungen nicht übereinstimmend sind, deßhalb für unglücklich halten sollten. Die Kinder sind ihnen ebenfalls meistens nur ein gleichgültiges Accessorium der Ehe, für die man genug gethan zu haben glaubt, wenn man Geld zu ihrer Erziehung hergibt, ohne weitere Vorsorge einer guten Erziehung, und wer nicht das Vermögen dazu hat, überläßt sie ihrer eigenen Ausbildung. Nur Töchter stellt man unter strengere Aufsicht, um nicht der Verführung zu unterliegen, und sucht sie sobald wie möglich an Mann zu bringen, um dieser Aufsicht überhoben zu werden. Da entstehen alsdann unter den bemittelten Classen mehr Convenienzheurathen, als Heurathen aus Neigung, und folglich lauter sich einander gleichgültige Eheleute. Indessen unter den Frauen gibt es doch mehr anhängliche Liebe zu Männern, als dieser zu den Weibern, und die Beispiele sind hier gar nicht selten, wo Frauen oder Mädchen so leidenschaftliche Liebe zu ihren Männern oder Geliebten hatten, daß wenn diese ihnen durch den Tod oder durch Untreue entrissen wurden, sie ebenfalls gewaltsamer Weise oder im Wahnsinn ihr Leben endigten; ihre Leidenschaften brechen hier mit Macht hervor, der innere Gehalt fehlt, um sich zu mäßigen, in Schranken zu halten und mit stiller Trauer ihr Schicksal zu ertragen, weßhalb es denn hie reinen Mittelweg im ehelichen Leben gibt; die Liebe ist bald dahin, und dann wird man sich gleichgültig, oder die Frau verfällt in Verzweiflung, wovon es so manche tragische Geschichten hier gibt, wenn eine solche den geliebten Mann verliert, wovon ich hier einige Beispiele anführen will. Einer meiner vertrautesten Bekannten gewann sich die Liebe der Tochter eines angesehenen Hauses, mit welcher er sich auch vermählen wollte; die Eltern derselben widerstrebten aber dieser Heurath, und um allen Umgang mit einem Male abzubrechen, sperrten sie dieselbe in eine dunkle Kammer; allein Liebe macht erfinderisch, sie gewann das Vertrauen eines Dieners, und dieser war ihr behülflich zur Flucht aus ihrer Haft. Sie flüchtete zum Geliebten, und dieser ließ sich augenblicklich mit ihr trauen, was keine weitere Schwierigkeiten hatte, da er selbst ein angesehener Beamter, und kein rechtlicher Grund zur Verweigerung der Einwilligung der Eltern zur Heurath vorhanden war. Seit der Zeit lebten sie in einer glücklichen Ehe, sie von ihrer Seite immer leidenschaftlich liebend, er, mit einem angebornen Phlegma, ließ sich dieß bloß gefallen. Mehrere Kinder waren die Früchte dieser Ehe, und mit dem letzten ging sie hoch schwanger, als plötzlich der Mann erkrankte, über Schmerzen auf einer Seite klagte, und in Zeit von einigen Stunden verschied. Der Schmerz der Frau trat augenblicklich in einer solchen Wuth hervor, daß sie sich in der größten Verzweiflung auf die Erde warf, sich mit Fäusten schlug, die Haare raufte und schwur, ihren Mann nicht lange zu überleben. Alles Zureden ihrer Freunde war vergebens, ihre wimmernden Kinder schleuderte sie von sich, sie schrie: was sollen die Kinder ohne den Vater! besser wäre es, sie nicht geboren zu haben. Jede Nahrung wies sie zurück mit dem festen Entschluß zu sterben, und nachdem sie auch noch ein todtes Kind geboren, starb sie auch endlich am 21sten Tage nach des Mannes Ableben an Entkräftung, und wörtlich genommen, den Hungertod.

Ein anderes Beispiel leidenschaftlicher Liebe, die gewöhnlich auch mit der größten Eifersucht verbunden zu seyn pflegt, trug sich vor mehreren Monaten hier in Lissabon zu, zwar mit einer Person, von der man es am wenigsten erwartet hätte, einer der Vestalinnen, die abgesondert von ihren Verwandten auf einem anständigen Fuße lebte, und schon Jahre lang Manchen nicht durch Liebe, sondern durch ihre Reize beglückt hatte; endlich aber attachirte sie sich an einen jungen Mann so ernstlich, daß sie von ihm nicht mehr lassen konnte. Allein der Ruf, in welchem sie stand, war ein ewiges Hinderniß für diesen zu einer näheren Verbindung, woran derselbe auch wohl noch nie gedacht. Als er nun eines Abends bloß im Vorbeigehen ihr einen kurzen Besuch machen wollte, und sich auf ihre Einladung, länger zu bleiben, mit einem gesellschaftlichen Engagement entschuldigte, machte sie ihm anfänglich nur gelinde, aber eifersüchtige Vorwürfe, daß er wahrscheinlich eine andere Dame besuchen wolle und dergleichen Dinge mehr, worauf er gar keine Antwort gab. Dadurch wurde sie nun noch mehr pikirt, ihre Eifersucht noch reger, die Vorwürfe härter; der junge Mann blieb aber immer kalt und erklärte, daß er gehen würde. In dieser Aufregung, wie sie oft bei Menschen ohne Erziehung vorzukom-

men pflegt, und in welcher alle Vernunftgründe keinen Eingang finden, glaubte sie nun gar in dem Mantel des Mannes einen Weibercapot zu erkennen; da konnte sie sich denn gar nicht mehr halten, sie gerieth in eine wahre Wuth, riß dem Mann den Capot von den Schultern, trat ihn mit Füßen und beging noch mehr dergleichen Thorheiten in dieser gewaltsamen Stimmung, so daß der Liebling sich stillschweigend von seinem Sitze erhob, und ins Nebenzimmer ging, um seinen Hut und Stock zu holen, womit er alsbald wieder erschien, um sich zu entfernen. Allein mit Grausen gewahrte er, wie die Person in demselben Augenblick sich aus dem vier Stock hohen Fenster hinab stürzte, und noch ein gellender, markdurchdringender Schrei derselben durch die Stille der Nacht erschallte. Solche tragische Begebenheiten sind, wie schon gesagt, da schwärmerische, edle Liebe hier so wenig zu Hause ist, Ausnahmen und seltene Erscheinungen; fast durchgängig herrscht unter beiden Geschlechtern nur vorstechende Sinnlichkeit, die nach Genuß strebt; Liebe ist hier kein sanftes Feuer, was das Herz erwärmt und langsam fortglüht, es gibt hier keine Liebessaat, die nach und nach zur Vollreife kommt, sondern sie ist eine schnell auflodernde Flamme, ein Blitzstrahl, welcher sengt und brennt, und eben so bald wieder erlöscht, als er entstanden war; das Gemüth hat ganz und gar nichts damit zu schaffen, sondern ist nur zufälligerweise mit dabei. Die ersten Momente einer enttäuschten oder verlornen Liebe, die den Inhalt so mancher Modinhas abgeben, pflegen also immer heftig zu seyn, und jene Desperation bei dem weiblichen Geschlechte hervorzubringen, die zuweilen lebensgefährlich wird. Sind diese aber glücklich überstanden und vorübergegangen, dann bleibt auch weiter kein Nachhall einer zehrenden, unglücklichen Liebe, man vergißt gar bald und tröstet sich mit einer neuen. Beim männlichen Geschlechte ist mir nun vollends gar kein Beispiel bekannt, daß verschmähte Liebe, Untreue oder Verweigerung der Eltern zur Heurath der Tochter einen jungen Mann träumerisch, melancholisch und unglücklich gemacht, viel weniger, daß er deßhalb eine Wertheriade aufführen sollte; denn einestheils zieht ihn die Rache davon ab, wenn ein Nebenbuhler an seinem Mißgeschick Schuld seyn sollte, oder seine Eitelkeit ist größer als die Liebe, und trägt daher den Sieg davon, wenn sie beleidigt würde, und er wählt eine andere Herzenskönigin.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Höhlen in Brasilien.

Dr. Lund, der dänische Reisende, entdeckte in Brasilien in den Bergketten zwischen dem Rio Francisco und Rio das Velhas eine große Menge Höhlen, unter denen Sappa nuova de Maquiné in der Sierra de Maquiné eine der merkwürdigsten ist. Der Berg besteht aus Thonschiefer, Kieselschiefer (flinty slate) und Uebergangskalk, in welchem letzten sich die genannte Höhle befindet, deren Gesammtlänge von Norden nach Süden 1440 Fuß, deren Höhe 30 bis 40, und deren Breite 50 bis 60 beträgt. Sie ist durch Massen von Stalaktiten in 12 Abtheilungen getheilt, von denen vor Dr. Lund nur drei erforscht gewesen waren; die andern, namentlich die innerste, waren von so außerordentlicher Schönheit, daß seine Begleiter auf die Knie fielen und das größte Erstaunen ausdrückten. An dem Flusse Velhas, dessen Ufer der Reisende später durchzog, nimmt die Vegetation einen eigenthümlichen Charakter an. Die Einwohner nennen die Wälder Catingas (weiße Wälder); sie bilden ein Dickicht von dornigen Bäumen und Büschen, die mit Schmarozerpflanzen derselben Art durchwoben sind. Die Blätter fallen im August, und von Ende Septembers bis zur Regenzeit stehen die Catingas so dürr da, wie europäische Wälder im Winter. Auf diesem Ausfluge hatte Dr. Lund Gelegenheit, neunzehn Höhlen zu untersuchen, welche alle seine Ansicht über ihre geologische Structur bestätigten. Er hat manche merkwürdige Einzelnheiten über eine große stattgefundene Ueberschwemmung und ihre Folgen gesammelt, und sich überzeugt, daß ihr Lauf in Südamerika von Norden nach Süden ging. In drei von den neunzehn Höhlen fand er Versteinerungen von vierfüßigen Thieren, die er in der Maquiné-Höhle nicht entdeckt hatte; nämlich von Cervus rufus, Cælogenys, Paca, Cavia aperia, sechs Arten von Fledermäusen, vier Arten von Mus lepus brasiliensis und Strix pectata. In der erstgenannten Höhle fand er zwei Arten wiederkäuender Thiere, die viel größer als die jetzt in Brasilien lebenden seyn mußten, und ein Megatherium von der Größe eines Elephanten.

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Unsere oft wiederholten Fragen wegen unserer Abreise wurden noch immer ausweichend oder ablehnend beantwortet, und wir fingen nun an ernstlich daran zu denken, unserer Sklaverei ein Ende zu machen. Unsere Stunden flossen traurig und langweilig dahin, und in dieser Lage sahen wir unsere Wahrsagerin von Angolola wieder, die nichtsdestoweniger ihre Prophezeyung wiederholte. Der König schwieg indeß noch immer; wir verkauften daher einen Theil unserer Kleidung, um uns Schuhe anzuschaffen, und kündigten dann dem Intendanten Sartol an, daß wir abreisen würden. „Ihr seyd frei, antwortete dieser; unterwegs wird es euch nicht an Holz und Wasser fehlen." — „Wir verlangen nichts, entgegneten wir, Gott wird für unsere Bedürfnisse sorgen; er verläßt Männer, wie wir sind, nicht. Wir sind arm und mit Lumpen bedeckt hierher gekommen, wir können auch eben so wieder fortgehen." — Sartol erstaunte über unsere Antwort, und eilte sogleich sie dem König zu hinterbringen. Bald kam er wieder zurück, um uns im Namen seines Herrn zu bitten, unsere Abreise noch um einige Tage zu verschieben. Eines Morgens ließ uns der König rufen; wir fanden ihn ganz allein, und nachdem er uns eingeladen hatte Platz zu nehmen, sagte er: „Ihr seyd kaum angekommen und sprecht schon von eurer Abreise; was geht euch hier ab, und warum wollt ihr mich verlassen? Ich will euch Eltern, Weiber, Ländereien geben und euer Vater seyn." Wir bestanden indeß darauf abzureisen, was den König, der uns lieb gewonnen hatte, sehr bekümmerte, und um uns die Thränen zu verbergen, die ihm in die Augen traten, begab er sich weg, ohne ein Wort zu sagen, und ließ uns so in neuer Ungewißheit. Am 22 December gingen wir zu Sartol, fest entschlossen, der Sache ein Ende zu machen, wurden aber nicht wenig überrascht, als dieser zu uns sagte: „Der König ist sehr betrübt über euern Ent-

schluß, indeß will er euch nicht mit Gewalt zurückhalten. Es würde ihm Freude machen, wenn ihr bei ihm bleiben wolltet; er würde euch seine Töchter zu Frauen geben, euch reich und mächtig machen. Wollt ihr bleiben, so kommt zu ihm; seyd ihr aber fest entschlossen abzureisen, so würde euer Anblick ihn zu sehr betrüben, und in diesem Fall wird er Gott bitten, daß er euch glücklich in eure Heimath führe. Verlangt was ihr zu eurer Abreise braucht, und seyd versichert, daß ihr es erhalten werdet." Tief ergriffen von dem edeln Benehmen Sathe-Sellassi's, wollten wir seine Großmuth nicht mißbrauchen, und so begehrten wir nur 20 Talaris nebst zwei Maulthieren, die wir auch sogleich erhielten. Ein Diener wurde beauftragt, uns bis an die Gränze zu geleiten und den Dorfoberhäuptern einzuschärfen, uns gut zu behandeln. Wir hatten beschlossen, uns gegen Godscham zu wenden, um die heidnischen Gallas zu besuchen. Zwei Hauptstraßen führten nach ihrem Gebiet: die eine über Kateda, Derra-Bera, Argani, Uera, Tschoa-Meda, Dei, Dscholo, Ensaro und Derra-Libanos — berühmt wegen seines mit 3000 Mönchen besetzten Klosters, von denen zwei Drittheile früher als Soldaten gegen die Gallas kämpften und als Eunuchen aus diesen Feldzügen zurückkamen. Wir verließen diesen Weg als zu lang, schlugen — Motabit, Guna-Gunet und das schöne Dorf Legghada, dessen Einkünfte der Geistlichkeit gehören, hinter uns lassend — den Weg von Salla-Denghia nach Angolola ein, und kamen nach Mutti in der Provinz Tegulet. Von da gingen wir über den Fluß Gaban, besuchten Sassit, Ugher und Zaro, dem Addabai gegenüber, der die Flüßchen Moser, Aiut und Gherit aufnimmt. Die Quellen dieser letztern kommen aus den Provinzen Anna-Mariam, Jgam und Ankober herab. Im Addabai hausen viele Krokodile, und da auch die Verbrecher aus den umliegenden Dörfern sich hierher zu flüchten pflegen, so ist diese Gegend natürlich gefährlich zu bereisen. Von da führte unser Weg auf das Gebiet der drei Städte Zaghi, Debebet und Dschai, die dem Arghi, einem der Häuptlinge von Tschoa-Meda, unterworfen sind; weiterhin kamen wir in das Dorf Aretsch. Wir stiegen nochmals zum Addabai hinab und gingen dann wieder aufwärts gegen Garda, nicht weit von Zoma entfernt, wo sich damals der Gouverneur Bezzabé befand, zu dem wir uns auf den Weg machten. Das Land von Ankober bis Mutti erfreut sich eines milden Klima's und ist reich an Cerealien aller Art. Gut bewässerte Prairien dienen zahlreichen Heerden von Hornvieh zur Weide, von denen der größte Theil dem König angehört. Die Hochebene von Zoma ist mit vielen Dörfern besetzt; zwei Pässe, eben so fest als der von Dher, führen hinan und machen sie uneinnehmbar. Ihre größte Länge beträgt drei Stunden, und ihre Breite wechselt von 10 bis zu 2000 Metres. Von der Südseite aus übersieht man das Thal des Addabai, gegen Norden den Fluß Uanschet und die Provinz Derra; gegen Westen erblickt man in der Ferne hohe Gebirge, an deren Fuß der Nil hinfließt, und weiter herwärts den Beifluß Javso. Hier vereinigen sich in einem einzigen Bette der Uanschet, der Addabai, der Zegoamel und alle aus dem Lande der Galla-Uello, aus Efat, Tegulet und Tschoa-Meda kommenden Flüsse und Bäche, zusammen 44.

Der Gouverneur Bezzabé schickte unsern Führer zurück und gab uns einen andern, dem er auftrug, uns bis an die Gränzen von Godscham zu geleiten. Der neue Führer brachte uns nach Ombarotsch-Amba und Fetra und über den Fluß Uanschet nach Derra, wo wir bei dem Sathé-Sellassi unterworfenen Gallahäuptling Obatschè, abstiegen. Es war eben Markttag und der Häuptling beschäftigt, unter dem Schatten eines großen Baums sitzend, von den Kaufleuten die Zölle zu erheben. Der gute Alte nahm uns mit offenen Armen auf, und lud uns sogleich ein, acht Tage bei ihm zu bleiben. Da er sich jedoch überzeugte, daß seine Bitten vergebens waren, so ließ er uns durch einen seiner Leute zu Abba-Uassel geleiten, dem ersten unabhängigen Galla, der, seines Alters wegen, seine Herrschaft an Abbayé, seinen ältesten Sohn, übertragen hatte. Anco — dieß ist der Name des Dorfs, das er bewohnt — liegt 12 Stunden von Guel, das so traurige Erinnerungen bei uns erregte. Auf inständiges Bitten unserer Wirthsleute mußten wir uns entschließen, den Neujahrstag 1856 bei ihnen zuzubringen. Am folgenden Morgen begaben wir uns zu Turi, dessen Gebiet sich bis an das von Godscham ausdehnt. Wir gingen über den Fluß Uatata, der ein wenig weiter unterhalb in den Nil fällt, und gelangten am 1 Januar auf einem beschwerlichen Weg im Geleite einer Menge Menschen, die von einem benachbarten Markt heimkehrten, an die Ufer des Nils, der hier zwar sehr breit, aber nicht reißend war. Nach kurzer Ruhe entledigten Alle sich ihrer Kleider und steckten sie in lederne Schläuche, mit deren Hülfe sie über den Fluß schwammen, nachdem sie vorher Steine ins Wasser geworfen und ein großes Geschrei erhoben hatten, um die Krokodile zu verscheuchen, die sich von Zeit zu Zeit sehen ließen. Wir hatten uns diese heidnischen Gallas sehr genau betrachtet, die sich von den moslemitischen bedeutend unterscheiden. Sie haben fast keinen Begriff von Religion, und leben, ohne an eine Zukunft zu denken, nur für die Freuden und Leiden des Augenblicks. Wir mußten über ihre Unwissenheit erstaunen, und uns doch zugleich über die oft sehr sinnreichen Fragen wundern, die sie an uns stellten. Uebrigens wurden wir äußerst gastfreundlich aufgenommen; oft traten uns unsere Wirthe ihr eigenes Bett ab, und wollten durchaus nicht eher eine Speise anrühren, als bis wir ungesättigt hatten. Ihre Gefälligkeit ging sogar so weit, daß sie uns Weiber schickten, und da diese seltsame Gewohnheit in Abyssinien sonst nirgends besteht, so zeigten wir darüber einiges Erstaunen, worauf unsere guten Gallas uns erwiederten, daß ein Volk, welches dem Reisenden Weiber vorenthielte, eben so strafbar sey, als eines, das ihn Hunger und Durst leiden lasse. Die Gallas besitzen auf dem Gebiet von Godscham noch einen schmalen Strich Landes, den einzigen Rest ihrer frühern Eroberungen in Abyssinien. Godscham gehört dem Ras-Ali, der die Verwaltung darüber seinem Schwager Deschaz-Desta übertragen hat. Diese Provinz, sonst eine der glücklichsten des Reichs, ist jetzt von vielen seiner Bewohner verlassen worden, die der Krieg nöthigte, nach Damot auszuwandern. Der früher bebaute Boden ist jetzt mit Gras überwachsen und bildet unermeßliche Prairien, auf denen noch hie und da Pferde und Hornvieh weiden. Der Rest der Bevölkerung hat sich um jene Dörfer gesammelt, welche durch heilig gehaltene Kirchen beschützt sind.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 81** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Der Zigeunerkönig. (Fortsetzung.) — Literarische Bilder aus Rußland. (Fortsetzung.) — Goethe's Faust in England. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande besonders willkommenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich zwei Bögen erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 257.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 September 1837.

Ueber den Unterricht der russischen Sprache in den Ostsee-Provinzen.

(Aus der Nordischen Biene.)

In Unterrichtsanstalten und Gymnasien für höhere Bildung ist Philologie, welche uns die classischen Erzeugnisse aller Zeiten und Völker zugänglich macht, unerläßlich. Aber während man auf diese Weise den Geschmack verfeinert, darf man den unmittelbaren Nutzen nicht aus dem Auge lassen, den junge Leute, die sich dem Staatsdienste widmen, aus ihren Studien ziehen sollen. Man bildet aus ihnen gewöhnlich Philologen, die auf alles Alte einen hohen Werth legen, und wenn sie später in den ihnen bestimmten Wirkungskreis treten, müssen sie sich eine Menge unentbehrlicher, ihnen völlig neuer Kenntnisse erst erwerben; allmählich vergessen sie die alten Sprachen, diesen todten Schatz, und überzeugen sich endlich, daß ihre Bemühungen nutzlos waren. Jedoch haben sie bei ihren Dienstgeschäften keine Zeit und oft weder Lust noch Kraft, ihre mangelhaften Kenntnisse in den neuern Sprachen zu vervollständigen.

Ohne den Nutzen des Studiums alter Sprachen ganz zu verwerfen, fragen wir doch, bis zu welchem Grade ist dieß Studium nöthig zur Bildung tüchtiger Theologen, Juristen, Aerzte und Staatsbeamten? Dem Theologen ist die lateinische und griechische Sprache nöthig, um das Neue Testament in der Ursprache lesen und die Kirchenväter studiren zu können; indeß ist es eine Erfahrungssache, daß diejenigen Theologen, welche nicht eine besondere Vorliebe für das Studium der alten Sprachen haben, in denselben nur äußerst mangelhafte Kenntnisse besitzen, während sie sich, namentlich gegen das Ende ihrer Universitätslaufbahn, mit dem Studium der Sprache der untern Classen der Ostsee-Provinzen beschäftigen, vor denen sie predigen müssen, weßhalb sie ohne genaue Kenntniß dieser Sprache gar nicht zu Pastoren, namentlich nicht zu Dorfpastoren ernannt werden können. Eine Sprache, die an literarischen Erzeugnissen keineswegs Ueberfluß hat, wird ein Gegenstand des Studiums für den Candidaten der Theologie, der bald Prediger wird, und da er genöthigt wird, sich in einem beschränkten, den classischen Sprachen ganz fremden Idiom auszudrücken, so schöpft er die Mittel zur Belehrung seiner Pfarrkinder nicht aus den alten Sprachen, womit er sich zehn bis zwölf Jahre lang täglich beschäftigte, sondern aus seinen eigenen, mit den Erfordernissen des von ihm gewählten Standes übereinstimmenden Bemühungen; allerdings wird den jungen Theologen der Ostsee-Provinzen die Erlernung der Sprache ihrer Pfarrkinder dadurch erleichtert, daß sie diese Sprache in ihrer Kindheit lernen, ohne dabei auf grammatikalische Regeln Rücksicht zu nehmen. Beweist dieser Umstand nicht, daß ein junger Mann, der sich dem Staatsdienst widmet, so viel möglich sich mit den ihm unentbehrlichen neuern Sprachen bekannt machen muß, vorzugsweise vor dem Lateinischen und Griechischen?

Dem Juristen in den Ostsee-Provinzen ist die lateinische Sprache nöthig, um sich mit dem justinianeischen Codex bekannt zu machen. Aber, wer weiß, vielleicht wird bald durch die Ausgabe einer Gesetzsammlung in deutscher Sprache das Aufsuchen der für irgend einen Fall nöthigen römischen Gesetze überflüssig; dadurch würde auch die Erlernung der lateinischen Sprache zur Bildung von Richtern und Advocaten in den Ostsee-Provinzen größtentheils aufhören, eine Nothwendigkeit zu seyn. Für diese zwei wichtigen Stände ist dagegen eine vollständige Kenntniß und fortdauernde Beschäftigung mit der russischen Sprache zum genauen, raschen und vollständigen Verständniß der kaiserlichen Ukasen und der Befehle und Ukasen des dirigirenden Senats durchaus erforderlich. Bei Unkenntniß der Sprache des herrschenden Volks müssen die Richter sich auf Uebersetzer verlassen, denen sehr häufig alle Gesetzeskenntniß abgeht. Bei den Gerichtshöfen in den Ostsee-Provinzen, in denen die Processe deutsch geführt werden, und an welche auch die russischen Einwohner dieser Provinzen sich wenden müssen, sind Richter und Advocaten nicht nur der im Reiche herrschenden Sprache nicht mächtig, sondern haben auch nicht einmal die Anfangsgründe inne. Dadurch sind die deutschen Einwohner, selbst in den gewöhnlichsten Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, gleichsam völlig getrennt von den Russen, welche ihrerseits weder den Richtern, noch den Advocaten trauen, deren Sprache sie nicht verstehen, und mit denen sie sich nicht verständigen können.

Wem fällt nun diese Unwissenheit zur Last? Warum sind

die Deutſchen, die doch ſonſt vor keiner Arbeit zurückſchrecken und durch Ausdauer und Beharrlichkeit über alle Hinderniſſe triumphiren, — warum ſind dieſe im Verlaufe einer ſo lange Zeit einer Sprache fremd geblieben, in welcher ſie mit den Behörden und einzelnen Perſonen der herrſchenden Nation verkehren, und welcher Nation! Einer Nation, die das größte Reich beherrſcht, die mit Rieſenſchritten die höchſte europäiſche Civiliſation erreicht hat, und welche eine wohlklingende, ausgearbeitete und in allen Zweigen der Literatur erprobte Sprache ſpricht.

Die Urſachen dieſer Unkenntniß der ruſſiſchen Sprache ſind nicht ſchwer aufzufinden. In der Kindheit und Jugend hört die höhere Claſſe der Bewohner der Oſtſee-Provinzen ſelten die ruſſiſche Sprache, Kinder und junge Leute haben keine Gelegenheit ſich ſchriftlich und mündlich darin auszudrücken. In den Unterrichtsanſtalten, auf der Univerſität Dorpat, der Pflanzſchule der Theologen, Juriſten und Aerzte für dieſe Provinzen, wurde dieſe Sprache bisher als ein ſecundärer Gegenſtand behandelt, und ungefähr dieſelbe Methode befolgt, wie bei dem Lateiniſchen und Griechiſchen, d. h. man ließ die Regeln der Grammatik und abgeriſſene Worte auswendig lernen, nur mit dem Unterſchied, daß für die Erlernung der ruſſiſchen Sprache, die für die Oſtſee-Provinzen ſo wichtig iſt, nur zum dritten Theil ſo viel Zeit beſtimmt war, als man auf das Lateiniſche und Griechiſche wandte. Nichts munterte zur Erlernung dieſer Sprache auf, welche nur der Lehrer redete, und die Schüler widmeten ihr nur wenig Zeit und Mühe, da ſie wußten, daß ſie nach dem Austritt aus der Lehranſtalt ſolche doch wieder vergeſſen würden. Der Juriſt verließ ſich auf den beim Gerichtshof angeſtellten Ueberſetzer, während der Theolog, um eine Anſtellung in den Oſtſee-Provinzen zu erhalten, lettiſch lernen mußte, und bald durch eigene Anſtrengung es in dieſer Sprache zu größerer Vollkommenheit brachte, als im Griechiſchen und Lateiniſchen, auf die er den bedeutendſten und beſten Theil ſeiner Jugend verwendet hatte. *)

Viele ſchreiben die Abneigung gegen das Erlernen der ruſſiſchen Sprache dem Mangel an gebildeten Lehrern zu, aber dieſer Einwurf iſt allzu ungegründet, als daß man ihn gelten laſſen könnte. Der Hauptmangel liegt wohl in der Lehrart dieſer lebendigen und beweglichen Sprache. Unſrer Meinung nach ſollten junge Leute ſich mit der ruſſiſchen Sprache beſchäftigen, indem ſie laut die vorzüglichſten Erzeugniſſe ruſſiſcher Claſſiker leſen, welche die Aufmerkſamkeit junger Leute in einem weit höhern Grade erwecken werden, als Horaz, Perſius und Juvenal, welche in ihren Schriften nicht ſelten die Gränzen des Anſtandes überſchreiten. Uebrigens muß man junge Leute in Geſprächen und kleinen Aufſätzen üben, und nicht bloß mit Ueberſetzungen aus ruſſiſchen Büchern mit untenſtehendem Nachweis ſchwerer Worte und Wendungen beſchäftigen.

*) Deßwegen ſoll von jetzt an keiner mehr von der Univerſität als Arzt, Juriſt oder Theologe entlaſſen werden, der nicht eine genügende Kenntniß der ruſſiſchen Sprache nachweiſt, und nach fünf Jahren ſoll keiner mehr als Student aufgenommen werden, der nicht zuvor ein ſtrenges Examen über ſeine vollſtändige Kenntniß dieſer Sprache erſtanden hat.

Wer nicht zugeſteht, daß für einen Bewohner der Oſtſee-Provinzen, der ſich dem Richter- oder Advocatenſtand widmet, die ruſſiſche Sprache höchſt nützlich, ja weit nützlicher als Latein und Griechiſch iſt, der will die jetzige Lage ſolcher Leute nicht erkennen, und ſolche Irrthümer kann man nur bedauern. Wenn man aber die Unentbehrlichkeit der ruſſiſchen Sprache erkennt, ſo muß man auch auf die einfachſte und nützlichſte Art ſich an die Arbeit machen. Der Juriſt ſollte ſeine Geſchäfte mit derſelben Kenntniß des Ruſſiſchen beginnen, wie der Theolog mit der der Sprache der untern Claſſen in den Oſtſeeprovinzen. Dazu muß man wo möglich mit Ruſſen umgehen, und ruſſiſche Dienerſchaft haben, damit das Gehör und der Mund ſich von Jugend auf an die ruſſiſche Sprache gewöhnen. Geht man dann zum regelmäßigen Unterricht über, ſo muß man ſtatt des ewigen Auswendiglernens grammatikaliſcher Regeln Kinder mit Leſe- und Stylübungen beſchäftigen, und zum mindeſten ſo viel Zeit darauf verwenden, als auf die griechiſche und lateiniſche Sprache.

Wenn dieß geſchieht — und bei dem jetzigen blühenden Zuſtande der petersburgiſchen Gymnaſien und Unterrichtsanſtalten, in denen eine große Anzahl junger Leute aus den Oſtſeeprovinzen erzogen wird, kann dieß ſehr bald in Ausführung gebracht werden — ſo wird die ruſſiſche Sprache in dieſen Provinzen üblich, und die Ruſſen werden im Stande ſeyn, ſich den dortigen Einwohnern weit mehr zu nähern, als dieß vermittelſt Ueberſetzern möglich iſt, welche jetzt noch in den Gerichtshöfen eine Hauptrolle ſpielen.

Portugieliſche Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Fortſetzung.)

Einer Verweigerung von Seite der Eltern trotzt man, ſie kann nicht lange ein Hinderniß abgeben, denn ſind die Betheiligten darüber einig, daß man ſich heurathen will, ſo wendet der Mann ſich in dieſem Falle an die Juſtiz, erklärt, daß er ſich mit der und der vermählen wolle, und bittet die Tochter ihren Eltern zu entnehmen, und bei der und der, verſteht ſich rechtlichen, Familie zu deponiren. Gegen eine ſolche Bitte kann auch die Juſtiz nichts einwenden, ſie muß willfahren, wenn nicht etwa gütliche Vorſtellungen dagegen helfen wollen. Einige Juſtizperſonen begeben ſich alſo zu den Eltern des Mädchens, und verlangen die Auslieferung der Tochter, indem dieſe erſt im Beiſeyn der Eltern gefragt wird, ob ſie ihnen folgen wolle, wogegen dann ſchlechterdings nichts eingewendet werden kann, wenn dieſe einwilligt, und Kindesliebe iſt hier ſelten ſo mächtig, daß die Tochter die Einwilligung verſagen wird; es führt ſie zum Ziel ihrer heißen Wünſche, denen die Liebe und Achtung der Eltern, die ohnehin auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht, leichtſinnig geopfert wird. Ein ſolcher Schritt einer Tochter, der manches deutſche Elternpaar aus Verdruß und Herzleid gewiß früher ins Grab bringen würde, geht hier aber ganz leicht vorüber, man bezeigt wohl anfänglich ſeinen höchſten Unwillen, und mit einem ſolchen trennt man ſich beiderſeitig, ſelbſt ohne Thrä-

nen. Iſt dieſer erſte Schritt gethan und das Mädchen deponirt, ſo übernehmen die Perſonen, bei denen ſie mit ihrer Einwilligung deponirt wurde, alle Verantwortlichkeit über die Tugend des Mädchens zu wachen, und den Geſetzen nach darf der Bräutigam ſeine Braut an dieſem Aufenthaltsorte weder beſuchen noch mit ihr correſpondiren, ſo lange nicht die Vermählung vollzogen iſt; indeſſen man weiß wohl, wie es hier mit den Geſetzen gehalten zu werden pflegt, und man begnügt ſich nur damit in dieſem Stücke den äußern Anſtand zu beobachten, wenn dieß unter Perſonen guter Familien vorkommt. Vor Gericht hat nun der Bräutigam binnen einer gegebenen beſtimmten Friſt zu beweiſen, daß er eine Frau, ſeinem Stande gemäß, ernähren kann, ein Beweis, der hier ſehr leicht zu führen iſt, da ſich im Fall der Noth immer Freunde finden, die ihm in demſelben Augenblicke behülflich ſind, ſeinen Zweck zu erreichen, und ſobald nun dieſer Beweis beigebracht iſt, kann die Vermählung ohne Einwilligung der Eltern vollzogen werden. Das Einzige, was die Eltern noch gegen eine ſo ungehorſame Tochter thun können, iſt, daß ſie dieſelbe enterben, oder ihr wohl gar fluchen; erſteres pflegt wohl öfter zu geſchehen, wobei ſie aber gehalten ſind, der Tochter ihren Pflichttheil zukommen zu laſſen, letzteres aber kommt doch ſelten vor, denn da die Elternliebe hier nicht tief wurzelt, ſo iſt auch der Haß nicht ſo groß, daß er einen Fluch hervorbringen könnte; man nimmt die Sache mehr mit Gleichmuth auf, und meiſtens endigt ſie ſo, daß, nachdem man Jahr und Tag mit einander geſchmollt und ſich nicht geſehen hat, endlich doch eine Verſöhnung wieder ſtatt findet, und Alles vergeben und vergeſſen iſt. Welches Aufſehen würde eine ſolche Handlung nicht in unſerm Deutſchland machen, wie würde man nicht mit den Fingern auf eine Tochter zeigen, die auf dieſe Art gegen ihre Eltern handelte. Ländlich, ſittlich! Aber, hier kommt ſo etwas ſehr oft vor, und kein Huhn und kein Hahn kräht darnach, niemand wird dadurch an ſeiner Ehre und ſeinem guten Namen beſchadet, es iſt eine Sache ganz in ſeiner Ordnung, und kaum daß man ihrer erwähnt und ſich einander erzählt — der und der hat die und die durch die Juſtiz aus dem elterlichen Hauſe holen laſſen, um ſich mit ihr zu verheurathen, und ſo etwas kommt nicht etwa bloß in den unteren Claſſen, ſondern in den vornehmſten Familien gar oft vor, und ſobald die Heurath vollzogen iſt, wird ſie bekannt gemacht und das junge Pärchen erſcheint in allen Geſellſchaften. Ob die Geſetzgebung in dieſer Hinſicht zu loben oder zu tadeln, überlaſſen wir Andern zur Beurtheilung; daß eine mangelhafte moraliſche Erziehung der Kinder und beſonders der Töchter die vorzüglichſte Schuld aber trägt, daß unter 100 derſelben neunundneunzig fähig ſind, ſich das Geſetz zu Nutze zu machen, und lieber der Liebe der Eltern zu entſagen, als ihre Leidenſchaft zu bekämpfen, iſt nicht zu bezweifeln. In früheren Zeiten ſperrten Eltern ihre Töchter in Klöſter, um ſolchen Schritten vorzubeugen, bis dahin durfte die Juſtiz nicht dringen; dieſes iſt aber abgekommen, und kommt nur noch höchſt ſelten vor, denn die Klöſter ſind ſehr im Rufe geſunken, ſo daß Eltern lieber ihre Töchter gegen ihren Willen ſich verheurathen ſehen, als noch zu dieſem Mittel ſchreiten.

Selbſtmord aus unglücklicher Liebe kommt hier nicht vor, eben ſo wenig findet derſelbe auch aus anderen Urſachen hier ſtatt, und er gehört unter den Portugieſen mit zu den allerſeltenſten Erſcheinungen, die nur, wenn ſie einmal vorkommt, einem förmlich declarirten Wahnſinn zugeſchrieben werden kann. Der Portugieſe iſt kein Kopfhänger, zum Spleen iſt der Himmel zu heiter, Lebensüberdruß kommt keinem in den Sinn; man erträgt Schmach, Schande und Armuth, ſey ſie verſchuldet oder unverſchuldet, mit ſtoiſchem Gleichmuthe; im erſten Fall mit frecher, unverſchämter Stirn, und in letzterem hilft die santa paciencia aus. Auch der Verruchteſte, der ſein zeitiges Unglück ſich ſelbſt zuzuſchreiben, trägt immer die Hoffnung in ſich, daß er ſich durch einen Coup de main wieder aufſchwingen werde, und daß eine ſich aufgeladene Schande, die lebenslänglich in einem andern Lande auf ihm haften würde, und ihn aus der Geſellſchaft aller Rechtlichen ausſtößt, hier bald wieder in Vergeſſenheit kommt, ſobald er nur wieder ein Mann von einigem Einfluſſe wird, und die Paciencia des letzteren erweckt ihm endlich Freunde, die ihm auch wieder auf die Beine helfen, oder er trägt dieſe mit ſich herum bis an ſein Grab. In den Provinzen, wo man mit Wenigem und ganz im Verborgenen lebt, auch nicht ſo viel Unglück über manche Menſchen kommt, wie in der Reſidenz, ſind daher die Selbſtmorde ſo ſelten, daß ſich wohl im Verlaufe von mehreren Jahren kaum ein einziger Fall ereignet; in Liſſabon aber, wo doch des Elendes ſo viel iſt, wo manche Familienväter nicht wiſſen, woher ſie den künftigen Tag das Brod für ihre Kinder hernehmen ſollten, kommen dennoch höchſtens nur 2 bis 3 Fälle im Jahre, und zwar einzig unter den verarmten Mittelclaſſen, unter unbekannten, unbedeutenden Menſchen vor, die das höchſte Elend und endlich der Wahnſinn dahin brachte. Kommen der Fälle mehr vor, ſo waren unter dieſen Unglücklichen gewiß mehrere Ausländer, beſonders Engländer oder Deutſche. Zu der unglücklichen Manie des Selbſtmordes, wie in andern Ländern, wo ſelbſt hohe Geburt und Reichthum, ſo wie die ſittlichſte Erziehung nicht dagegen ſchützen, wird dieſe Thorheit gewiß hier nie heranwachſen: nicht daß die Menſchen durch die religiöſen Principien des katholiſchen Glaubens, der hier alle Selbſtmörder geradezu ad inferos ſpedirt, davon abgehalten würden, ſondern die Scheu vor dem Selbſtmorde liegt hier vielmehr in der Liebe zum Leben, in der natürlichen Philoſophie und Stärke des Geiſtes ſich über Alles leicht hinaus zu ſetzen, und in der fortwährenden Hoffnung einer Aenderung ſeines Schickſals, einer freudigern Zukunft, die den Portugieſen nie verläßt, und die ihn alles und jedes Ungemach ertragen läßt.

(Schluß folgt.)

Das Ipoh- oder Upas-Gift.

Ein Engländer, Namens Newbold, hat eine kleine Schrift über die Art herausgegeben, wie dieſes Gift von den Dſchakuns (Jacoons), einem Stamm in den Bergen und Wäldern der malayiſchen Halbinſel, bereitet und damit die kleinen Pfeile beſchmiert werden, die man aus dem Simpitan oder Blaſerohr ſchießt. Es gibt drei Arten der Berei-

tung, welche durch die Benennungen Krohi, Tennik oder Kennik und Mallaye unterschieden werden; die letztere Art Gift ist die stärkste, und wird aus den Wurzeln der Tubah, Peratschi, Kopah, Tschey und der der Staude Mallaye gewonnen, von welcher letztern dasselbe den Namen hat. Das Krohi-Gift wird aus der Wurzel und Rinde des Spoh-Baumes und den Wurzeln der Tubah und Kopah bereitet mit einem Zusatze von rothem Arsenik und Citronensaft; das Tennik aus denselben Ingredienzien ohne die Kopah-Wurzel. Der Verfasser hat einige Experimente an lebenden Thieren angestellt, woraus hervorgeht, daß die Wirkungen des Giftes sich wenige Minuten nach erhaltener Wunde zeigten, und je nach der Größe des Thieres mehr oder minder schnell mit dem Tod endeten.

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Wenige Länder besitzen so bevölkerte Mittelpunkte als Bischana, Dima, Devra-Uerk, Kerano und Mutta es sind, durch die unser Weg führte. Die Heerstraßen werden von Räubern unsicher gemacht, und deßhalb reisen auch die Kaufleute, welche durch dieses Land müssen, nie anders als in großen Karawanen. Unser zu großes Vertrauen setzte uns zuweilen nicht geringen Gefahren aus. Aller dieser Unordnung ungeachtet, sind hier Cerealien dennoch sehr wohlfeil; die Handelsleute kaufen Leinwand, Hornvieh und Pferde ein, die sie in Beghemder und Gondar wieder absetzen; viele führen diese Artikel auch bis nach Tigré. Die Bewohner von Godscham strömten schaarenweise in unsere Wohnung, um uns zu betrachten; viele brachten uns Lebensmittel, die wir unmöglich ganz aufzehren konnten, der Gefräßigkeit dreier junger Leviten ungeachtet, die wir zufällig getroffen und die sich erboten hatten, uns als Diener zu begleiten. Godscham wird außer dem Nil nur noch von einigen kleinen Flüssen bewässert, von denen die bedeutendsten der Temi, der Staja, der Ghed, der Ajoari und der Sabi sind. Diese Provinz ist wegen ihrer schönen Weider und gelehrten Priester berühmt. In ersterer Hinsicht verdient sie ihren Ruf vollkommen, die Geistlichkeit aber ist um nichts minder unwissend als in andern Theilen Abyssiniens. Von Muta aus setzten wir schwimmend über den Nil, und zwar ein wenig unterhalb der Stelle, wo die Portugiesen vor Zeiten eine Brücke geschlagen hatten. Wir befanden uns jetzt wieder auf dem Gebiet von Beghemder und kamen durch Mariam und Tscheni, wo der Anblick der vielen Aussätzigen uns so großen Ekel erregte, daß wir uns nicht aufhielten, wie wir früher beschlossen hatten. Im Verfolg unseres Wegs kamen wir in ein tiefes Thal mit dichtbelaubten Bäumen, und nachdem wir den Bach Gota passirt hatten, hielten wir in dem Weiler gleiches Namens an, wo wir nur mit Mühe in einem Hause Aufnahme fanden. Am folgenden Tag empfingen wir zu Mahdera-Mariam die Glückwünsche mehrerer alten Bekanntschaften, ließen uns jedoch, alles Bittens ungeachtet, zu keinem längern Aufenthalt bewegen, sondern reiteten sogleich nach Devra-Tabur ab, wo wir am 19 Jan. 1856 ankamen. Zwei Tage genügten, um uns von allen überstandenen Beschwerden auszuruhen. Alle, die wir in dieser Stadt wieder zu sehen gehofft hatten, waren abwesend, und da wir zudem wegen der Hyänen, welche die ganze Nacht um unsere Wohnung herumschlichen, sehr auf unserer Hut seyn mußten, so bewogen uns diese Umstände, so schnell als möglich wieder aufzubrechen, um uns längs der Ufer des Sees Tana nach Gondar zu begeben. Diese beiden Hauptstädte sind durch die Districte Amera-Gabel, Zacara, Hag und Zellan von einander getrennt, in denen die Flüsse Maja, Reyd, Tscheni, Arno, Garno und Gumara-Zengatsch zu bemerken sind. An den Ufern des Maja machten wir mitten unter den Hütten der Hirten Halt, und verweilten einige Stunden zu Hag, das wegen seines Marktes berühmt ist. Zu Emfras erhielten wir nur dann erst Unterkunft, als wir schon nahe daran waren von wilden Thieren zerrissen zu werden; zu Gula fanden wir dagegen die beste Aufnahme bei einem Priester, was wir um so mehr dankend anerkennen mußten, als diese Herren sonst eben nicht geneigt sind, dem Reisenden ihre Thüre zu öffnen. Die Straße, welche meist über eine herrliche mit Bäumen und Heerden bedeckte Ebene führt, windet sich zuweilen über den Rücken der im Wege liegenden Hügel. Die Landleute, welche diese herrliche Gegend bewohnen, bebauen, wie in Aegypten, das von den Ueberschwemmungen heimgesuchte Land, nur sind ihre Ernten, wenn sie nicht sorgfältig bewacht werden, der Verheerung durch Kraniche ausgesetzt. Gondar liegt auf einem öden Gebirge, und hat noch Spuren seiner frühern Größe in einzelnen prachtvollen steinernen Gebäuden, die aus den sie umgebenden Hütten hervorragen. Eine Viertelstunde weit gegen Nordwest hinter Sallengebüschen sieht man noch verfallene Schlösser mit ihren Zugbrücken und Gräben. Gondar war ehemals wegen seines Reichthums und seiner Größe berühmt, jetzt aber, nach der Revolution, welche den Sturz seiner Könige herbeiführte, zählt es kaum noch 6000 Einwohner. Die Stadt wird von den beiden Flüssen Caha und Angared bewässert, die sich unterhalb der mostemitischen Vorstadt vereinigen. An den Ufern derselben wohnen Gerber und Bleicher. Die Kaufleute, größtentheils Bekenner des Islam, senden Karawanen nach Guderan, Caffa und Fnnarea, wo sie Sklaven, Kaffee, Bisam und Goldstaub einhandeln, die dann nach Massuah und Sennaar geführt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Man hat in England kürzlich officiell die Zahl der Stempel bekannt gemacht, deren die Journale vom 1 Januar bis 30 Junius d. J. bedurften. Wir theilen hier die Angaben über die bekanntesten mit. Morgenjournale: Times 1,605,000, Morning Chronicle 1,105,000, Morning Herald 1,050,000, Morning Post 407,000, Morning Advertiser 755,000, Constitutional (seitdem eingegangen) 116,120. Abendjournale: Standard 557,000, Globe 450,000, Sun 426,000, Courier 255,500, True Sun 227,500. Die Anzahl der Ankündigungen in den verschiedenen Morgenjournalen betrug: in den Times 69,579, Morning Chronicle 28,974, Morning Herald 54,359, Morning Post 22,754, Advertiser 24,888, Constitutional 10,577. In den Abendjournalen: Standard 8589, Globe 7785, Courier 6850, Sun 4975, True Sun 2857. Aus diesen Angaben geht hervor, daß die Morgenjournale bei weitem die bedeutendern Unternehmungen sind. Die Zahl der Abonnenten der Times, oder vielmehr derer, die das Blatt täglich holen lassen, beträgt nach den obigen Angaben etwas über 10,400. Ihr größter Vortheil muß aber in den Annoncen liegen, deren Anzahl einen Tag in den andern gerechnet 450 beträgt.

Man hat in Frankreich viele Versuche gemacht, die Theestaude anzubauen; sie siechte bei großer Hitze, blühte aber kräftig in niedrigerer Temperatur, und wächst jetzt in freier Luft zu Marseille, von wo aus man sie in der ganzen Gegend, wo die Orangen gedeihen, anzupflanzen gedenkt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 258.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 September 1837.

Ueber die neuen geographischen Entdeckungen in französisch Guiana.

Nach dem Frieden von Utrecht hatte Guiana den Fluß Vincent Pinçon, den die Eingebornen unter dem Namen Yapok kennen, zur Gränze. Lange war dessen Mündung unbekannt, aber im J. 1784 schickte Baron von Bessner, Gouverneur von Cayenne, der die Gränze den Tractaten gemäß festsetzen wollte, den Ingenieur-Geographen Mentelle ab, um das Ufer des südamerikanischen Continents von Cap Nord bis zum Cap Orange zu untersuchen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch der Vincent Pinçon genau ausgemittelt, und der Gouverneur ließ an seiner Mündung ein kleines Fort erbauen, das nach damaligem Brauch viel Geld kostete, nie besetzt wurde, und dessen Stelle man nicht einmal mehr erkennt. Nahe bei diesem Militärposten setzten sich die Jesuiten fest, am Ufer eines fischreichen Sees, und gründeten die Mission des heiligen Franciscus, welche bis zum Jahr 1793 mit Glück bestand. In diesem Jahre aber zerstörten die Brasilianer die Gebäude, verjagten die Jesuiten, und führten 12 oder 1500 Indier, die unter dem Schutze dieser Mission lebten nach dem Amazonenfluß. Der Vincent Pinçon ist demnach wohl gekannt, und führt bei den Brasiliern den Namen Carapapury. Im J. 1784 war dieß ein bedeutender Fluß, der Küstenfahrzeuge aufnehmen konnte, und an seiner Mündung einen vortrefflichen Ankerplatz für die Kriegsschiffe bot. Jetzt ist alles dieß anders.

Der Vertrag von Amiens setzte den Arauary als Gränze fest, der sich in den Amazonenstrom ergießt, aber der Friede von 1815 führte sie an den Yapok oder Oyapok zurück. Da die Indier in Para sich mehrmals empörten, so gab die Regierung wiederholt den Gouverneuren Befehl, sich an den Gränzen festzusetzen, und dort einen Militärposten zu gründen; da aber der Minister niemals sagte, ob er den Vertrag von Amiens oder den Frieden von Utrecht als Gränzbestimmung annehme, so wollte sich kein Gouverneur den Repressalien Brasiliens aussetzen, und eben so wenig dem Tadel und den Beschuldigungen des französischen Ministeriums. So blieben die Sachen bis zum J. 1836, wo die Regierung, welche die ganze Provinz Para in den Händen der empörten Indier sah, den Befehl ertheilte, die Gränze militärisch in Besitz zu nehmen; immer aber war noch nicht festgestellt, welches diese Gränze sey.

Der Vorgänger des Herrn von Choisy ließ die Küste untersuchen, that aber keinen entscheidenden Schritt. Als Hr. v. Choisy ankam, schickte er aufs neue Kundschafter aus, und trug ihnen auf, von der Mündung des Arauary an, alle Orte, wo man ein militärisches Etablissement begründen könnte, zu untersuchen. Er wünschte sich am Amazonenstrom selbst festzusetzen, um den brasilianischen Provinzen näher zu seyn, und den Verkehr zwischen beiden Ländern zu erleichtern; auch nahm er, da kein gegentheiliger Befehl vorhanden war, diejenige Gränze an, welche für Frankreich die vortheilhafteste war. Indeß kehrten die Kundschafter zurück, und auf ihren Bericht hin sah sich der Gouverneur genöthigt, auf sein Vorhaben, sich am Amazonenstrom festzusetzen, Verzicht zu thun. Die Ufer des Arauary sind auf 30 Lieues von der Mündung an täglich zweimal in bedeutender Höhe mit Meerwasser bedeckt; die Einfahrt ist für Piroguen schon schwierig, für große Schiffe aber ganz unbrauchbar, und eine seltsame Erscheinung macht noch überdieß die Annäherung sehr gefährlich; diese Erscheinung heißt Pororaca, und ist ein periodisches Aufwogen des Stroms, das sich auf dem ganzen linken Ufer des Amazonenflusses immer zur Zeit der Syzygien fühlbar macht. Zur Zeit des Voll- und Neumonds, zwei Tage vor und zwei Tage nachher, erhebt sich in der Mitte des Flusses ein Wasserberg, bricht sich mit außerordentlicher Heftigkeit an der Küste, und reißt Alles mit sich fort, was er auf seinem Wege findet. Dieses Aufwogen der Gewässer macht sich bis auf zehn Meilen östlich vom Cap Nord nahe an der Mündung des Flusses Vincent Pinçon bemerklich, wo endlich seine Gewalt fast null ist. In diesen Strichen steigt das Meer in den Syzygien um 50 Fuß, zu Cayenne nur fünf bis sieben.

Da nun die ganze Küste bis zum Fluß Vincent Pinçon auf dieselbe Weise periodisch überschwemmt wird, so war es unmöglich, hier ohne auf die größten Hindernisse zu stoßen, und ohne ungeheure Ausgaben zu machen, eine Niederlassung zu gründen. Der Gouverneur hätte nun gewünscht, sich an der Mündung des Carapapury oder Vincent Pinçon festzusetzen,

aber dieſer Fluß iſt nur noch ein Waſſerbehälter ohne Ausgang ins Meer. Die Mündung wurde durch Sandbänke verſtopft, die ſich über die höchſte Fluthmark erheben, und kein Eindringen mehr geſtatten. Dieß kommt häufig in dieſen Strichen vor, wo die Gewäſſer ſtets in Bewegung und die Strömungen furchtbar reißend ſind.

(Schluß folgt.)

Portugieſiſche Lebensbilder.

Allgemeine Bemerkungen.

(Schluß.)

Daß der klare heitere Südhimmel, welcher den größten Theil des Jahres vorwaltend über den Häuptern der Menſchen ſchwebt, nicht das Schutzmittel gegen Selbſtmord iſt, eben ſo wenig wie regnichte Zwergtage des Nordens und die trüben Nebeltage des engliſchen Bodens, das Beförderungsmittel desſelben ſind, kann wohl am beſten daraus erwieſen werden, daß Selbſtmorde hier unter Ausländern, verhältnißmäßig ihrer Anzahl, gewiß eben ſo häufig vorkommen, wie in jenen Ländern, dagegen aber wohl noch kein Beiſpiel erlebt worden iſt, daß ein Portugieſe ſich im Auslande unter dem trübſten, verſchrienen Himmel Englands, wo die meiſten ſich aufzuhalten pflegen, verübt worden ſey; wenigſtens die ſorgfältigſten Erkundigungen bei den Conſuln dieſer Nation, welche Buch über ihre Landsleute zu führen pflegen, und dann bemerken, wenn einer derſelben ſtirbt, zeigen davon kein Beiſpiel an. Die Erklärung einer ſolchen Erſcheinung überlaſſen wir den Pſychologen, da ſie nicht für den Naturforſcher gehört, denn ſelbſt ein vieljähriger Aufenthalt hier, der längſt im Stande geweſen ſeyn würde, die phyſiſche Natur eines Ausländers umzugeſtalten, ihm leichteres Blut durch die Adern ſtrömen zu laſſen, iſt nicht im Stande die Idee des Selbſtmordes, die in einem Portugieſen gar nicht entſteht, ihm gar nicht in den Sinn kommt, zu unterdrücken. Noch vor ganz kurzem ereignete ſich ein mich nicht wenig ergreifender Vorfall: es lebte hier ein alter Deutſcher, der einzige übrig gebliebene von zehn Andern, die ich im J. 1805 für die hieſigen Berg- und Hüttenwerke engagirt und mit hieher gebracht hatte. Hammerſchmied ſeines Handwerks, und nachdem er 10 Jahre lang gedient, wurde er endlich verabſchiedet, weil man glaubte, daß man ihn nun entbehren könne, da er Lehrlinge genug zu Meiſtern gebildet hatte, ohne daß man weitere Rückſicht auf ihn nahm. Im Jahr 1821 als ich aus Braſilien zurückkam, fand ich ihn in Liſſabon ſchon mit mancher Noth kämpfen, allein erſt ein Jahre ſpäter, als ich zum Oberberghauptmann ernannt wurde, konnte ich etwas für ihn thun, und wirkte ihm eine kleine Penſion aus, von der er nothdürftig leben konnte, und altersſchwach nicht zu betteln brauchte. So lange wie nun noch eine bergmänniſche Caſſe exiſtirte, erhielt er auch ſeine Penſion richtig ausbezahlt, allein als dieſe Caſſe im J. 1831, ſo wie alle andern Caſſen, aufgehoben wurde, alle Einkünfte in den Staatsſchatz fließen, aus dem ſie nach den betreffenden Orten wieder ausſtrömen ſollten, verſiegten die Quellen, kein Bächlei fand mehr ſeinen Weg nach dem Minendepartement, und der arme Ramspot, ſo hieß er, mußte betteln gehen. In dieſem Zuſtande fand ich ihn im J. 1835; da erhielt er endlich einmal wieder von zweijähriger Penſion, die man ihm ſchuldig war, drei Monate ausbezahlt, und ich that übrigens in der bedrängten Lage, in welche ich bald darauf ſelbſt verſetzt wurde, ſo viel wie möglich, um ihm Unterſtützungen von Landsleuten zu verſchaffen, allein der Mann zog ſich ſeine traurige Lage ſo zu Gemüth, daß er noch im 66ſten Jahre ſeines Alters und als ehemaliger Waldeckiſcher guter Wildſchütz, ſich auf ſeinem erbärmlichen Strohlager erſchoß, und mir einen Brief hinterließ, worin er mich bat, ihn begraben zu laſſen. Tauſende von Portugieſen leben wohl noch viel elender als dieſer Mann in ſeinen alten Tagen, ohne daß ihnen das Leben zur Laſt wird, ohne daß ſie einen ſolchen Schritt der Verzweiflung wagen. Gehen wir nun von dieſer That eines ungebildeten Menſchen zu der eines Andern über, der eine gute Erziehung gehabt, und vielfältige Kenntniſſe, beſonders in dem bergmänniſchen Fache beſaß. Er wurde zu gleicher Zeit mit mir in hieſige Dienſte engagirt, war Berginſpector an dem Steinkohlenwerke von Buareos, allein durch den Einfall der franzöſiſchen Armee in Portugal außer Thätigkeit geſetzt, ſo wie alle die bei den Bergwerken angeſtellt waren, weil die Franzoſen anfänglich kein Geld zu den Arbeiten hergeben wollten, und nachdem ſie wieder aus dem Lande vertrieben waren, alsdann das Gouvernement kein Geld hatte, die Arbeiten wieder zu beginnen. Dieſer Zuſtand dauerte bis gegen das Ende 1809, wo mehrere von uns deutſchen Bergwerksverſtändigen ſich in Liſſabon befanden, und bereit waren nach Braſilien zu gehen; auch Böbert, von dem hier die Rede iſt, hielt ſich hier auf, um auf beſſere Zeiten zu warten oder auch nach Braſilien zu gehen. Von Natur zur Hypochondrie geneigt, die durch Geſchäftloſigkeit nur noch genährt wurde, außerdem nun noch ſich in ſo manchen ſanguiniſchen Hoffnungen getäuſcht ſehend, wie er mir oft klagte, da wir zuſammen in einem Gaſthauſe wohnten, und zu keinem Entſchluſſe kommen könnend, ob er nach Braſilien gehen oder bleiben ſollte, verfiel er in eine wahre Melancholie, aus der er, ungeachtet der angewandten ärztlichen Mittel und der Zerſtreuungen, in die ich ihn zu verwickeln ſuchte, nicht wieder zurückzubringen war. Ein gewaltſames Ende war hier vorauszuſehen, allein ich konnte ihn nicht immer bewachen, und ſo geſchah es, daß er einſtens von ſeinen einſamen Spaziergängen, die er täglich zu machen pflegte, nicht wieder zurückkehrte, und den folgenden Tag erfuhr man durch Nachforſchungen, daß ſich ein Menſch die 200 Fuß hohe Waſſerleitung hinabgeſtürzt habe. Die Vermuthung, daß es Böbert geweſen, flieg ſogleich in uns auf, was ſich auch alsbald beſtätigte. Weder die heitere Herbſtſonne, die damals ſchien, konnte ſein Gemüth erheitern, noch die erquickenden Orangendüfte, die aus dem Thale von Alcantara zu ihm emporſtiegen, konnten ihn daran hindern, ſich in dasſelbe hinabzuſtürzen, und ich würde auch ihn haben begraben laſſen, hätte nicht ein portugieſiſcher Todtengräber mir vorgegriffen. Ein anderer Deutſcher hier, ein penſionirter Jäger und mein öfterer Begleiter auf Jagdpartien, der ſich durch allerhand kleine Handelsſpecula-

tinen nährte, kam in der miguelistischen Zeit durch die allgemeine Stockung des Handels in die größte Noth, seine Frau starb und 7 unmündige Kinder schrien um Brod; da gab ihm die Verzweiflung zuerst den Plan ein, den Urheber des allgemeinen Elends und des seinigen, den D. Miguel, zu morden, er wollte sein Leben wagen und dasselbe seinen Kindern opfern, wenn man diesen von Seite D. Pedro's eine gewisse Summe für die That zusichere; natürlicherweise blieb sein Anerbieten unbeachtet und nun that er den letzten Schritt, und schoß sich die Kugel, für D. Miguel gegossen, selbst vor den Kopf, in der Ueberzeugung, daß seine Kinder nun eher vom Mitleiden ernährt werden würden, als wenn er leben bleibe. Dieses sind also drei Beispiele von Selbstmördern, mit denen ich zum Theil in nahen Beziehungen gestanden, und so könnte ich deren noch viele andere von mir unbekannt gewesenem Menschen anführen, um zu beweisen, daß Klima nicht gegen Selbstmord schützt. Bemerkenswerth ist, daß bei den seltenen Fällen der Selbstentleibung unter Portugiesen, diese beinahe nie sich eines Mord-Instruments dazu bedienen, sondern sie stürzen sich entweder ins Wasser und ertrinken, oder aus Fenstern herab; die meisten aber wählen zu diesem furchtbaren salto mortale die hohe Wasserleitung des Thals von Alcantara, wo ein schneller Tod unvermeidlich und gewiß ist. Die Luftreise von da hinab ist lang, und Leute, die solche Menschen fallen sahen, wollen behaupten, daß sie noch erbärmlich um Hülfe schrien; es ist auch wahrscheinlich, daß in dem grausenden Augenblick, als der Sprung schon geschehen, die Besinnung und Liebe zum Leben zurückkehrt, und daß ein solcher Mensch, wenn er noch aufgefangen werden könnte, mit einem Male von dem Mordvorsatze geheilt seyn würde, wovon auch hier ein Beispiel an seinem Platze stehen wird. Als ich hier eines Abends aus einer Gesellschaft mich nach Hause begeben wollte, und die Straße de Alecrim herabkam, welche über die große Bogenbrücke der 60 Fuß tiefer gelegenen Straße führt, ging ungefähr 20 Schritt vor mir ein einzelner Mensch desselben Wegs. Es war gegen 10 Uhr Abends, und wie gewöhnlich herrschte, besonders damals, wo Miguel regierte, eine Todtenstille, die Nacht war dunkel, die Laternen brannten düster. Mit einem Male sehe ich, daß der Mensch mitten auf der Brücke die gemauerte Einfassung derselben erkletterte, sich oben aufstellte, und als ich noch 6 Schritte von ihm war mit einem lautgellenden Schrei — eu morro — (ich sterbe) hinabstürzte. Mein Schrecken war nicht klein, nicht sowohl über die That, sondern über das Unerwartete und die unangenehme Lage, in die ich kommen konnte, denn von allen Seiten kamen Patrouillen herbei, die, besonders damals, wo man wenig Umstände machte, mich für einen Mörder hätten nehmen können; jedoch da sie nicht wußten was vorgefallen war, und ich ihnen erst erzählte, daß sich ein Mensch von da hinabgestürzt und dieser nun erst gesucht werden mußte, überdem aber auch von allen Seiten Neugierige herbei kamen, so wurde ich nicht weiter berücksichtigt und ich verlor mich unter der Menge. Auffallend war es mir gleich, wie sich der Mensch hinabstürzte, daß ich keinen Fall vernommen, und unten in der Straße fand man auch keinen gefallenen Körper, was allen und besonders mir ein Räthsel war, die Andern, die den Sturz nicht gesehen, glaubten aber, daß Alles nur ein blinder Lärm, ein Scherz gewesen. Allein bald darauf erschienen Lichter aus den benachbarten Fenstern, welche die Straße erhellten, und siehe da, man sah den Unglücklichen oder vielmehr Glücklichen auf einem gerade über der Mitte des Bogens befestigten ehemaligen Laternenarm hängend, an dem er sich mit der größten Aengstlichkeit festhielt, um nicht herabzufallen. Sein Vorsatz war durch die Zwischenkunft des Eisens völlig vernichtet worden. Mit vieler Mühe wurden erst Stricke herbeigebracht und durch übergeworfene Schlingen der Mensch aus seiner gefahrvollen Lage errettet. Er war Chirurg in dem großen Hospital gewesen, und als Constitutioneller hatte er seine Stelle unter der damaligen miguelistischen Regierung verloren. Seine Familie nicht mehr ernähren könnend, faßte er den Entschluß, sich auf obige Art das Leben zu nehmen, ein Entschluß, den er nachher durch die wunderbare Rettung ernstlich bereute; gewiß wunderbar, denn hundert Luftspringer würden wohl vergebens diesen Sprung am hellen Tage thun, um auf jenem Eisen sitzen zu bleiben, was diesem durch einen besondern Zufall oder Fügung des Schicksals gelang. Nicht lange nachher erfuhr man, daß derselbe Mensch als Freigesinnter in dem Thurm von S. Juliao schmachte, wo er später unter dem grausamen Telles Jordao durch Hunger und Elend umgekommen ist. Hiemit möge nun das Capitel portugiesischer Lebensbilder, worin im Allgemeinen auf die Lebensweise, Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten der Nation, ihre Denkungsweise und den Charakter derselben hingedeutet wurde, beschlossen seyn.

Vielsjähriger Salmenreichthum in England.

Seit vielen Jahren soll der Salmenfischfang nicht so ergiebig gewesen seyn, wie dießmal. Dieser Fisch ist gegenwärtig so gewöhnlich und so wohlfeil, daß er auf den Verbrauch von Häringen einwirkt. Die Salmen schwimmen gegen den Monat April in größerer oder geringerer Menge die Flüsse Schottlands und Irlands hinauf, doch erst im Junius, Julius und August kommen sie in Masse an. Gleich nachdem er das Meer verlassen, ist der Salmen vorzüglich gut, denn im süßen Wasser frißt er viel weniger und sein Fleisch wird minder fest. Mehrere Salmenfischereien am Tweed, dem Tyne, am Shannon und Eden werfen ein jährliches Einkommen von 5000, 7000, 10,000 und sogar 12,000 Pfd. St. ab. An der Mündung des Eden hat man in diesem Jahr innerhalb 72 Tagen 882,000 große Salmen gefangen.

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Wir wurden bei Liki-Atsko, einem vom Geschlecht Israel abstammenden Richter, einquartiert, der, wie Hr. Rüppell sagt, der einzige ehrliche Mann in Abyssinien ist. Er wies uns ein niedliches Haus inmitten eines mit Sabinen und Olivenbäumen bepflanzten Hofes an, und da er sich seiner Gelehrsamkeit rühmt, zeigte er uns

seine Bibliothek, die faſt aus lauter aus dem Arabiſchen oder Indiſchen überſetzten Werken beſteht. Der gute Alte ſprach viel von ſeiner frühern Macht, und äußerte ſich ſehr bitter über die neue Ariſtokratie, die, wie er ſagte, ein Schmarotzerauswuchs ſey, der am Ende noch den edeln Stamm erſticken werde, von dem er entſproſſen ſey. Zwei Wege führen von Gondar nach Adua, den von Simin ungerechnet, den wir bereits kennen. Der eine geht durch die Provinz Uolkait und der andere durch die Provinz Uolduba, berühmt wegen ihres Kloſters. Die gewöhnlichen Stationen auf dem erſten ſind: Marada, Mai-Gana, Tſchuagar-Ueo, Mai-Zuhul, Amba-Abraham, Maſſeri und Mai-Islamal, von der man auf das Gebiet von Sirè kommt. Schlägt man den zweiten Weg ein, ſo kommt man auf einer Brücke mit drei Bogen durch Magatſch, und gelangt nach drei Wegſtunden auf die ſchönen Hochebenen von Uagara, von denen aus man die wüſten Ebenen von Arghef, Maſſali-Dongolan und Ballet-Uatha überſchaut, auf denen ſich nur ein einziges Dorf Namens Kerkos befindet. Auf dieſem Wege begegneten wir der Gemahlin des Ubi, die ſich mit zahlreichem Gefolge von Gondar nach Enſchetſab begab. Sie trug einen Tuchmantel mit Seide geſtickt und hatte das Geſicht verſchleiert. Wir reiſten in ihrer Begleitung bis Davarik, von wo ſie den Weg nach Simin einſchlug. Anderthalb Stunden über Davarik hinaus gelangten wir an das äußerſte Ende der Hochebene. Der Pfad, der uns abwärts führte, war anfangs eine enge, tiefe Schlucht, die ſich jedoch plötzlich erweiterte, und von wo aus wir zu unſern Füßen eine feſte Maſſe kahler Gebirge erkannten, von pyramidenförmigen Gipfeln überragt. Nach einem Marſche von drei Stunden auf ganz abſcheulichem Wege kamen wir nach Debbe-Bahar, zwei Stunden vom Fluſſe Zarima entfernt, der ſich zwiſchen den Diſtricten Daguſſit und Duro-Guebia hinzieht, und brachten die Nacht in dem Weiler Cotema zu, deſſen Umgegend ganz mit Bambus bedeckt iſt. Wir machten nacheinander zu Kuathia, Mai-Tſaberi und an den Ufern des Tacazzé Halt. Nur wenige Länder ſind ſo gut bewäſſert als dieſes; die Quellen, welche auf den Höhen von Simin entſpringen, bilden eine große Anzahl Flüſſe, von denen die bedeutendſten der Ugo, Ancia, Ergaf, Udea, Madaſcha und Surentia ſind, die ſich ſämmtlich in den Tacazzé in der Nähe von Uolkait ergießen. Im Thale des Tacazzé wächſt ſehr großer Bambus und ſchönes Bauholz; es iſt von ſchönen Vögeln und Affen bevölkert, und die Fährten in dem ſumpfigen Boden bewieſen, daß auch Elephanten hier hauſen. Wir zündeten große Feuer an, und hörten, unter ſchattige Bäume gelagert, das Geheul der Hyänen und der Nilpferde mit der Ruhe an, welche nur Gewohnheit zu verleihen vermag. Um nach Adua zu kommen, hatten wir noch die Provinz Sirè zu durchreiſen. Das Land litt gerade an den vom Bürgerkrieg unzertrennlichen Unordnungen. Ganze Banden von Parteigängern lagerten an den Straßen und plünderten die Reiſenden, und auch wir wären ihnen ſicher nicht entgangen, hätten wir nicht zum Glück Häuptlingen begegnet, die wir während unſeres Aufenthalts bei Ubi kennen gelernt hatten. Die reichen Hochebenen von Sirè erſtrecken ſich von Tacazzé bis nach Axum, und werden von Zeit zu Zeit durch querlaufende Hügel unterbrochen, die man zuweilen zu überſteigen genöthigt iſt. Dieſe Gebirge ſcheinen ganz von derſelben Formation, wie die des Simin zu ſeyn, doch ſind dieſe letztern bedeutend höher

Sirè iſt in zwei Diſtricte getheilt, Axaro und Beleſſa genannt. Es wird von den kleinen Flüſſen Tſchelha, Tſchebenni, Temen, Gumelo, Laam und Tuaru bewäſſert. Die bedeutendſten Dörfer, welche wir auf unſerem Wege trafen, ſind: Adéga, Dabba-Guna, Tſchebenni, Gherdat, Laam und Tuaru, wo wir meiſt eine ſehr gaſtliche Aufnahme fanden. Am 21 Februar ſahen wir Axum wieder, und am folgenden Tage kamen wir nach Adua, wo wir alte Bekannte fanden, die uns mit um ſo größerer Freude aufnahmen, als ſie nicht gehofft hatten uns wieder zu ſehen, indem die traurigſten Gerüchte über unſer Schickſal ſich verbreitet hatten. Adua war minder belebt und glänzend, als zur Zeit unſeres erſten Aufenthalts, denn Ubi befand ſich mit ſeinem Heere auf dem Wege nach Simin. Die Söhne des Sabagadis, müde, länger gegen ihren mächtigen Feind zu kämpfen, hatten ſich unterworfen, und Tigré genoß für den Augenblick eine Ruhe, die dem Lande zur Erholung ſo nöthig war. Die HH. Gobat und Iſemberg nebſt ihren Gattinnen nahmen uns mit dem herzlichen Wohlwollen auf, das wir ſo lange entbehrt hatten. Nachdem wir 14 Tage bei ihnen zugebracht, machten wir uns auf den Weg nach Maſſuah, von Ato-Derez begleitet, der von Ubi den Auftrag erhalten hatte, uns mit einer mit Elephantenzähnen beladenen Karawane bis ans Meer zu geleiten. Unſere erſte Station zu Mai-Segamm, mitten in den Bergen von Adua, bot uns eine herrliche Scenerie, aber die fernern zu Tſchahagué und Abſa waren um ſo trauriger und öder. Zu Abſa hatte man uns geſagt, daß wir am folgenden Tage den Mareb erreichen würden. Mit Sonnenaufgang nahmen wir unſern Weg nach dieſem Fluſſe, der von Bruce ſeiner Wirbel wegen als ſehr gefährlich geſchildert wird. Sein Lauf bot indeß zur Zeit, wo wir ihn ſahen, nicht die von dem engliſchen Reiſenden bezeichneten Gefahren, denn wir fanden ein ſumpfiges, ſtark nach dem Urin der Thiere riechendes Waſſer, die hier täglich ihren Durſt zu löſchen pflegen. Das Thal des Fluſſes iſt mehrere Stunden breit, und wird gegen Norden von Gebirgsgewäſſern durchfurcht. Der Mareb ſcheidet Tigré von der Provinz Serauè, die nebſt Amaſſen das Gebiet des Dedſchadſch Hailo ausmacht. Dieſes Land war unabhängig geblieben bis auf Sabagadis, der es ſich unterwarf und ihm einen Tribut auflegte. Nach dem Tode dieſes Fürſten gewann es ſeine Unabhängigkeit wieder, war aber von Ubi aufs neue unterjocht worden, und muß ihm einen jährlichen Tribut von 50,000 Talaris zahlen. Dieſer ſtarken Auflage ungeachtet ſind die Bewohner dennoch reich an Zuchtvieh, Getreide und gemünztem Gelde, das ſie durch ihren Handel mit Maſſuah erwerben. Murrend tragen ſie das Joch ihres Ueberwinders, und lauern nur auf den günſtigen Augenblick, es abzuſchütteln. Die Dorfoberhäupter weigerten ſich nicht nur dem Ato-Derez Fourage zu liefern, ſondern ſie würden ihn auch gezwungen haben den Zoll zu entrichten, wenn Hailo nicht einen Mann mit einem Gegenbefehl und dem Auftrag abgeſchickt hätte, ihn bis über die Gränze ſeines Gebiets zu geleiten. Wir befanden uns im Monat März, wo die Weiden in Amaſſen nicht ergiebig ſind, und das Waſſer aus bedeutender Ferne herbeigeſchafft werden muß. Die Karawanen dürfen dann nicht anhalten, wo ſie es wollen, ſondern müſſen Stationen wählen, die von den Dörfern entfernt ſind, weil dieſe nur ſo viel Waſſer haben, als ſie für ſich bedürfen, und man muß ſogar das Futter für ſein Vieh kaufen, was in keinem andern Land Abyſſiniens vorkommt. Die bedeutendſten Dörfer auf unſerem Wege waren: Gundet, Ulhaia, Keſſun, Tathala, Mugotté und Teramni, wo wir das Lager Hailo's fanden.

(Schluß folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 259.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 September 1837.

Die Borax-Lagunen in Toscana. *)

Diese Lagunen sind in Europa, wo nicht in der ganzen Welt, einzig in ihrer Art, und ihre Ausbeute ist für Toscana zu einem wichtigen Handelsartikel geworden. Sie nehmen einen Raum von etwa 30 engl. Meilen ein, und von fern schon sieht man Dampfsäulen aus ihnen aufsteigen, die je nach der Jahreszeit und dem Wetter bald mehr, bald minder stark sind. So wie man sich den Lagunen nähert, scheint gleichsam Wasser aus der Erde zu sprudeln, wie aus Vulcanen und aus einem Boden von verschiedener Art, meist aber aus Kalk und Sand bestehend. Die Hitze in der unmittelbaren Nähe ist unerträglich, und man wird ganz in Dampf von einem starken, etwas schwefelartigen Geruche gehüllt. Das Ganze bietet einen Anblick von unbeschreiblicher Verwirrung und Heftigkeit, und das mit Geräusch hervorsprudelnde heiße Wasser, der rauhe gleichsam zitternde Boden, die Dampfsäulen, der starke Geruch, und die zwischen schwarzen einsamen Gebirgen hervorbrechenden Wasser — alles dieß überrascht und betäubt den Beschauer. Der Boden, welcher unter den Füßen der Wanderer brennt und zittert, ist mit schönen Krystallisationen von Schwefel und andern Mineralien bedeckt. Sein Charakter unter der Oberfläche zu Monte Cerboli ist der eines schwarzen Mergels mit Kalk durchstreift, was ihm von fern das Aussehen eines buntfarbigen Marmors gibt. Früher wurde dieser Ort von den Landleuten für den Eingang zur Hölle gehalten — ein Aberglaube, der sich ohne Zweifel aus dem grauesten Alterthume schreibt, denn die bedeutendste der Lagunen und der nahe liegende Vulcan tragen noch immer den Namen Monte Cerboli (Mons Cerberi). Die Bauern gingen nie ohne Entsetzen hier vorüber, und beteten auf dem Wege manchen Rosenkranz ab. Von Hrn. Larderel sind diese Lagunen in neuerer Zeit sehr nutzbar gemacht worden. Die Dämpfe brechen aus verschiedenen Gebirgsschluchten sehr heftig hervor, und hier hat man nun künstliche Lagunen durch Herbeileitung von Wasser angelegt, das durch den heißen Dampf bis zum Sieden erhitzt wird; hat es sich durch 21 Stunden ganz mit Borarsäure gesättigt, so läßt man es in eine zweite Lagune ab, wo eine zweite, und dann eine dritte Sättigung erfolgt, was so lange fortgesetzt wird, bis das Wasser die letzte Lagune erreicht, und so, nachdem es durch 6 bis 8 derselben geleitet worden, ½ Procent Borarsäure in sich aufgenommen hat. Dann wird es in Behälter gebracht, von wo es nach einer Ruhe von einigen Stunden in die Verdunstungspfannen kommt, deren 10 bis 20 sind, in die es nach einander gebracht wird, und wo eine immer stärkere Concentration der Säure statt findet, indem der heiße Dampf von den Quellen unter diesen flachen bleiernen Pfannen durchzieht. Dieser Dampf hat an der Quelle eine Hitze von 80° R., und wenn er nach dem Gebrauch entweicht, noch immer 60°. Aus den Pfannen kommt die Säure dann in die Krystallisationsgefäße und aus diesen in die Trockenstuben, wo der Borax nach Verlauf von 2 bis 3 Stunden zum Verpacken fertig ist. Die Lagunen werden meist von Lombarden gegraben, die nach Toscana kommen, wenn ihre heimischen Appeninen mit Schnee bedeckt sind, und sich mit dieser Arbeit eine Lira täglich verdienen. Die Bereitung des Borax aber wird von den Eingebornen besorgt, welche eine eigene Uniform tragen und in Häusern in der Nähe der Werke wohnen. Früher, ehe man sie benutzte, waren diese Lagunen durch ihre Ausdünstungen dem Lande nur schädlich, und vieles Vieh, das sich zufällig hier verirrte, und in die heißen Quellen stürzte, kam um. Auch Menschen gingen nicht selten auf solche Art zu Grunde. Mancher verlor einen Fuß, wenn er ausglitschte und in das heiße Wasser trat, denn ehe er ihn noch zurückziehen konnte, löste sich schon das Fleisch von den Knochen.

*) Aus Dr. Bowrings Bericht über die Statistik von Toscana u. s. w.

Ueber die neuen geographischen Entdeckungen in französisch Guiana,

(Schluß.)

Der Gouverneur war somit genöthigt, den Platz für die Niederlassung etwas weiter nördlich auszuwählen. Der Nordspitze der Insel Morsea oder der Cap Nord-Insel gegenüber fanden die ausgeschickten Kundschafter einen großen und tiefen

Fluß, welcher bisher unbekannt war. Vor einigen Jahren noch war es ein Bach, der selbst bei der Fluth nur von Piroguen befahren werden konnte; jetzt ist es ein Strom, in welchem man zur Ebbezeit 20 bis 25 Fuß Tiefe findet. Fährt man denselben vier Lieues weit hinauf, so kommt man in den prächtigen Mapa-See, der wenigstens 30 Seemeilen im Umfang hat, und in dem sich mehrere hohe Inseln finden, die niemals, wie sonst alles umliegende Land, überschwemmt werden. Hier auf einer Insel, die fünf Lieues im Umkreise hat, und eine bewundernswerthe Fruchtbarkeit besitzt, wünschte der Gouverneur den Hauptposten zu begründen, und sandte alsbald fünfzig Soldaten und zwei Officiere hin.

Das Ministerium, stets lakonisch in seinen Anordnungen, hatte bloß befohlen, jenseits des Oyapok einen Militärposten zu gründen, was dem Gouverneur immer noch eine sehr große Wahl ließ. Aber die Ereignisse in Para, die gänzliche Niederlage der empörten Indier, weckten in dem Gouverneur die Idee, eine umfassendere Niederlassung anzulegen. Er vermuthete, die von den Siegern verfolgten Indier würden auf französischem Gebiet eine Zuflucht suchen, und er faßte den Plan, zu gleicher Zeit am Ufer des Meeres einen Militärposten zum Schutz der Marine zu gründen, und im Innern eine auf Ackerbau berechnete Niederlassung zu bilden, die als Centralpunkt für eine neue Colonie dienen könnte. Er bezeichnete demnach eine Stelle an der Spitze der Cap-Nord-Insel, um daselbst zur Beschützung eines vorzüglichen Ankerplatzes eine Batterie anzulegen, und bestimmte die große Insel im Mapa-See zum Hauptposten.

Wie es der Gouverneur vorausgesehen hatte, so kam es; kaum waren die Blockhäuser zur Unterbringung der Soldaten errichtet, so erschienen 800 Indier, um sich neben den Franzosen niederzulassen, und um ihren Schutz zu bitten. Man behandelte sie mit dem größten Wohlwollen, gewährte ihnen Unterstützung, und empfahl dem commandirenden Officier, diese Auswanderer mit aller Güte zu behandeln. Aber diese Befehle wurden schlecht ausgeführt: die Indier leben nur durch und für eine unbeschränkte Freiheit; dieß begriff man nicht, und schon sind mehrere Familien der Indier wieder fortgezogen. Die Schwierigkeit der Verbindungen legt den Maßregeln des Gouverneurs fortdauernd Hindernisse in den Weg. Seit einem Jahre hat die Regierung zwei Dampfschiffe versprochen, und noch immer ist nicht ein einziges angekommen, und ohne dieß Mittel die Verbindung zu beschleunigen, läßt sich nichts machen. Von Mapa nach Cayenne ist es 60 Lieues, aber die Strömungen sind an dieser Küste äußerst heftig, und die Winde stets der Hinfahrt ungünstig, so daß die schlechten Kriegsgoeletten 20 Tage zu dieser Fahrt brauchen. Der Gouverneur kann sich nicht so lang vom Hauptort entfernen.

Nach dieser historischen Einleitung kommen wir an die eigentliche Schilderung des Landes. Ein Arm des Flusses Mapa führt in den See dieses Namens, der Hauptarm aber umgeht in geringer Entfernung gegen Norden und Westen die Ufer des Sees, wendet sich dann westlich, und hat immer eine bedeutende Tiefe. Der Gouverneur ließ diesen Arm zwanzig Lieues weit befahren, und das Wasser schien nicht abzunehmen. Dieß beweist, daß er von weit her kommt, und zahlreiche Zuflüsse erhält. Auf 15 Meilen seines Laufes bestehen seine Ufer aus einem sehr fruchtbaren Alluvialboden, der jedoch in der Regenzeit bei jeder Fluth einige Zoll hoch mit Seewasser bedeckt ist. Man könnte mit geringen Kosten diesen jungfräulichen Boden benützen, wenn man Gräben ziehen und Dämme aufwerfen würde, wie in den Niederungen von Surinam und Cayenne. Nach diesen 15 Lieues durchströmt der Fluß natürliche Savannen, die denen von Para gleichen, und wie diese zur Viehzucht sich eignen, welche hier eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern ist. Diese Savannen dehnen sich gegen Westen vier oder fünf Lieues weit aus, bis zur Gränze der Urwälder. Hier in diesen Ländern beginnt das anbaufähige Land, das zu allen Erzeugnissen taugt, welche nicht eine fortdauernde Feuchtigkeit fordern. Zahlreiche Flüsse durchfurchen diesen Landstrich, und vermehren die Leichtigkeit der Verbindungen, wie die Fruchtbarkeit des Bodens.

Man ersieht hieraus, daß von der Mündung des Mapaflusses an um den See her und bis auf zwei Meilen ins Innere hinein, das Land aus Alluvialboden besteht, der zum Bau von Baumwolle, Zucker, Rocu, Reis u. dgl. ausnehmend geeignet ist. Dann kommen die natürlichen Savannen in einer Breite von 6 Lieues, die sich wahrscheinlich bis zum Oyapok hinziehen. Hier könnte man Millionen Stücke Rindvieh und Pferde ziehen, die für den Unterhalt aller französischen Colonien in Westindien hinreichten. Man würde Tasso (Pökelfleisch) wie in Brasilien bereiten, und die Häute würden einen trefflichen Handelsartikel abgeben. In den großen Wäldern beginnen die Abwechslungen des Bodens, denn hier folgen fruchtbare und dürre Striche auf einander wie in allen bergigen Ländern; aber in diesen Wäldern findet man auch den Kautschuk, die Sarsaparille und die kostbarsten Hölzer für die Kunstschreinerei. Der Boden dieser Wälder wäre für den Bau des Kaffee's, Tabaks, der Gewürze und des Cacao vollkommen geeignet.

Von dem Cap Orange bis zum Cap Nord, das man als französisch betrachtet, ist die Küste von zahlreichen Flüssen durchfurcht, die sich alle in Seen ausmünden, wo man eine Menge Fische findet, die ein im Handel sehr beliebtes Oel liefern, und eingesalzen sich leicht verkaufen. Para versorgt sich mit gesalzenen Fischen nur aus diesen Seen, indische Fischer finden sich ganz in der Nähe, und bereits haben Einwohner von Cayenne Fischereien angelegt, deren Erfolg gewiß noch andere ins Leben ruft.

Die Insel Maraca oder das Cap Nord ist von der Mündung des Mapa nur durch einen zwei Meilen breiten Canal getrennt; sie hat 15 bis 18 Lieues im Umfang und ist äußerst fruchtbar. Auf allen Karten ist diese Insel dargestellt, als bestehe sie aus angeschwemmtem und häufig überschwemmtem Boden; dieß ist ein Irrthum. Vor Zeiten wohl mag sie bei jeder Fluth mit Wasser überdeckt worden seyn, jetzt aber ist der Boden nur fünf bis sechs Tage lang im Jahre überschwemmt, und nur in den Syzygien, welche zur Zeit der großen Regen und des Austretens der Flüsse eintreten; auch da steht das Wasser

nie höher als ein oder zwei Zoll, und es bedürfte also nur einer geringen Arbeit, um sich gegen das seltene Eindringen des Meeres zu schützen. Die Insel ist von hohen Bäumen beschattet, und enthält eine Menge Hirsche und Leoparden, ein Beweis, daß sie nie ganz vom Meere bedeckt wird. In der Mitte liegt ein großer Süßwasser-See, in welchem man die Seekuh fängt, deren Oel in den Gewerben mannichfach verwendet wird, und auch den Indiern als Nahrung dient. Der Gouverneur ließ den Wald an der Nordspitze der Insel Maraca fällen, und wollte hier eine Batterie zur Beschützung der Rhede anlegen, bis jetzt konnte aber noch nichts in Ausführung gebracht werden.

Eine Menge Flüsse ergießen sich in den Mapa-See: der eine, den man St. Hilaire nannte, führt zu einer Menge von Seen, in denen man einen unglaublichen Ueberfluß von Fischen und namentlich auch von Seekühen fand. Man ließ diesen Fluß durch einen geschickten Genieofficier untersuchen, der ihn 80 Lieues weit in der Richtung nach W. und NNW. befuhr. Als er in ein bergiges Land gekommen war, suchte er sich einen hohen Punkt aus, und glaubte in einer Entfernung von 8 oder 10 Lieues die drei Spitzberge auf dem rechten Ufer des Oyapok zu erkennen. Die für seine Abwesenheit bestimmte Frist war abgelaufen, und er kehrte zurück mit der Ueberzeugung, daß der Fluß St. Hilaire entweder aus dem Oyapok herkomme, oder daß sein Lauf sich diesem Fluß ungemein nähere. Er fand auf seinem Ausflug goldhaltigen Sand und Schieferlager, was vielleicht auf Silber- oder Bleiminen deuten könnte. Uebrigens spricht er mit Enthusiasmus von dem schönen Lande, das er durchzogen habe.

Die flüchtigen Indier fischen und jagen, und haben bereits vortreffliche gesalzene Fische nach Cayenne auf den Markt geschickt; sie bitten dringend um Vieh, und behaupten, sie hätten nie schönere Savannen gesehen. Die Landbauer haben sich vereinigt, und der Gouverneur hat sie ermächtigt, sich an den Ufern der Flüsse Cassipour und Kersever, sieben und zehn Lieues nördlich vom Mapa, sich niederzulassen. Unter diesen Indiern gibt es also Landbauer, Fischer und Viehzüchter; diese Leute sind halb civilisirt, die Männer sind gut, und die Frauen selbst zierlich gekleidet. Man könnte sich ihrer sehr vortheilhaft bedienen, wenn man sie um Taglohn arbeiten ließe, dazu aber müßte man sich bei ihnen beliebt machen, denn der mindeste Anschein von Zwang würde sie zur Flucht veranlassen. Wenn der neue Commandant von Mapa Verstand, Festigkeit, Güte und namentlich Uneigennützigkeit besitzt, so werden bald alle Indier vom untern Amazonenstrom, mehrere Tausende an der Zahl, auf französisches Gebiet kommen. Seit neun Monaten*) haben sich auch über 100 Franzosen auf der Insel angesiedelt, und noch keiner ist gestorben. Sehr wenige Soldaten sind ins Spital gekommen, und diese nur wegen geringer Unpäßlichkeiten. Hinsichtlich der Gesundheit ist das Problem also gelöst, und es ist bewiesen, daß das Klima von Mapa viel gesünder ist als das von Cayenne.

*) Dieß wurde im Anfang März d. J. geschrieben.

Baumwollenmanufacturen in Aegypten.

Die wichtigste von diesen befindet sich zu Bulak, und steht unter der Leitung eines Engländers, Namens Galloway, dem Mehemed Ali den Rang eines Bey's verliehen, und den er zum obersten Civilingenieur ernannt hat. Diese Anstalt besitzt eine Menge mechanischer Webstühle, indeß arbeitet man immer auch noch auf Handwebstühlen. Eine Dampfmaschine von 20 Pferdekraft, um 500 Dampfwebstühle in Bewegung zu setzen, wurde in der Anstalt aufgestellt, aber der Handlohn ist noch zu wohlfeil, als daß sie sich verinteressiren könnte, denn wenn sie zwölf Stunden arbeitet, so macht dieß einen Aufwand von 6 Pfd. St., während dieselbe Arbeit, wenn sie von 500 Arabern verrichtet wird, von denen einer 2½ Penny oder einen Piaster erhält, noch nicht vier Pfd. St. kostet. Nicht weit von dieser Fabrik ist eine Calicodruckerei unter Aufsicht zweier Malteser, eine andere Anstalt zum Drucke von Halstüchern befindet sich zu Bulak; die erstere beschäftigt 5 bis 600 Arbeiter, und liefert jährlich 1000 bis 1500 Stücke Zeug, aber der Druck ist schlecht, und man befolgt noch das alte System. Die Anstalt hat indessen den Vortheil der Wohlfeilheit, und arbeitet um 15%, wohlfeiler als in Frankreich und England; deßhalb finden die geringern Waaren dieser Länder keine Käufer auf den ägyptischen Märkten. Die Manufacturen entstanden hauptsächlich, weil man von Europa aus eine Menge schlechter Waaren nach Aegypten schickte, dessen Bewohnern man Alles bieten zu können glaubte.

Chronik der Reisen.

Auszug aus dem Bericht der Reise der HH. Moriz Tamisier und Edmund Combes in Abyssinien, während der Jahre 1835 und 1836.

(Schluß.)

Dieser Fürst, den wir bei Ubi kennen lernten, ist einäugig, aber von liebenswürdigem Charakter. Er hatte sein Heer versammelt, um einige benachbarte Häuptlinge heimzusuchen, die sich geweigert hatten den sie treffenden Antheil an dem Tribute für Ubi zu entrichten. Wir gingen mit ihm nach Teramni, und lagerten in dem angenehmen Thale von Tsemakha und auf den schönen, von einer reichen Quelle bewässerten Prairien von Hathali. Die Kleidung der Frauen und die Tracht der Männer in Amassen weicht von der in Abyssinien gewöhnlichen etwas ab. Die Weiber tragen eine Menge buntfarbiger Perlen an den Beinen, den Armen und um den Hals; ihre in zwei Zöpfe gebundenen Haare fallen auf die Wangen und zwei lange Flechten bis auf den Busen herab. Die Männer führen große Lanzen und kleine Schilder von Büffelleder. Die Art, wie sie ihr Haupthaar tragen, ist der der Rischaris ähnlich, von denen wir nur noch eine Tagereise durch die Gebirge von Zegghi entfernt waren, welche die Gränze zwischen dem christlichen und dem Lande der Moslems bilden. Wir verließen Hallo mit seinem Heer im Dorfe Guaret, und nun machte unsere Karawane nacheinander zu Debaroa, Tschiketi, Mai-Segana, Guedalf und Asmara, dem letzten Dorf in Amassen, Nachtlager. Bei Debaroa kamen wir nochmals an den Mareb, dessen Quelle sich 10 Stunden von da im Lande Tsamal befindet. Von Mai-Segana aus war der Horizont von Bergen umschlossen, die jedoch stets einen Durchgang öffneten, so daß die Straße auf fast immer gleichem Niveau fortläuft. Zu Asmara ist das Land mit Olivenbäumen und Sabinen bedeckt. An

das äußerste Ende der Hochebenen von Abyssinien genommen, erblickten wir zwischen den Bergen hindurch zum erstenmal das Meer. Von der Höhe herab, auf der wir uns befanden, erschien ganz Samhar wie mit einem Nebelschleier bedeckt, der unsern Blicken das Land verbarg, das wir zu durchreisen hatten. Vor den unübersteiglichen Gebirgen von Arguello aufgehalten, vertheilte sich endlich der Nebel über die Thäler, und am Horizonte tauchte das Meer wie ein Streifen blauen Sammet auf. Wir befanden uns auf einer Verlängerung der Halai-Gebirge; der Gipfel des Arguello ist so hoch als der des Tarenta. Wir begannen jetzt in ein Thal hinabzusteigen, das uns immer frischer erschien, je mehr wir uns ihm näherten, und machten endlich in einem Orte Namens Mabet Halt. Während der Nacht bauten sich die Leute der Karawane, um nicht von Fiebern befallen zu werden, eine erhöhte Liegerstatt von großen Steinen, und zündeten große Feuer an, um die feuchte Luft zu verjagen. Zu Ghinda traten wir aus dem Thale heraus, und erstiegen einen Hügel, von dem aus wir zwischen lichten Stellen auf das Meer hinaus sahen. Wir hatten einen langen Abhang vor uns, auf dessen Mitte wir das Getöse des Bergstromes Raara vernahmen, über den wir zu verschiedenen Malen hinüber mußten, und dann auf eine schöne ganz mit Mimosen bedeckte Ebene kamen, die uns in das von Tschohos — einem Hirtenstamme — bewohnte Dorf Dembehé führte. Dembehé, am Ufer des Bergstromes Gurguret gelegen, hat mehrere Häuser, die aus nichts als Baumzweigen mit Matten bedeckt bestehen. Den Reichthum der Bewohner machen ihre Heerden aus, die ihnen eine große Menge Milch und Butter liefern, die sie auf dem Markte von Massuah absetzen. Der nur wenig über den Meeresspiegel erhobene Boden ist von einer ungesunden Feuchtigkeit durchdrungen; die Luft ist warm, und das Wasser der Bäche stets lau. Die Vegetation nimmt, je mehr man sich dem Meere nähert, bedeutend an Schönheit ab. Der Weg führt über eine Menge von Bergströmen, unter denen der Mehé der bedeutendste ist. Dieser Theil von Samhar wird von Tschoho-Bedaras bewohnt, deren Sitten sich durch die Berührung mit den Christen sehr abgeschliffen haben. Das Land wird von Löwen und Elephanten bewohnt. Am 29 März verdüsterte sich die Atmosphäre, ein leichter Nebel senkte sich herab, der sich bald in einen derben Regen verwandelte, unter dem wir das Dorf Gunellu, ¾ Stunden von Massuah, erreichten. Hier fanden wir Hussein Effendi, bei dem wir einen Theil unseres Gepäckes gelassen hatten, ehe wir nach Abyssinien reisten. Dieser Mann, der wegen unseres Schicksals sehr in Unruhe gewesen war, nahm uns mit großer Freude auf, und brachte uns zum Willkommen einen Krug guten Meth entgegen, der uns unsere nassen Kleider vergessen machte. Bald bestiegen wir unsere Maulthiere wieder, und kamen Nachmittags nach Massuah, das wir vor ungefähr einem Jahre verlassen hatten.

Zum Schluß wollen wir noch einen Blick auf die Religion und Politik dieses merkwürdigen Landes werfen. Im vierten Jahrhundert drang ein Christ Namens Frumentius, der durch einen Sturm an die Küsten von Dankali verschlagen worden war, ins Innere von Aethiopien, und wurde der Apostel der wilden Völker. Das zuerst von den Großen des Staats angenommene Christenthum verbreitete sich schnell unter dem Volk. Eine kurze Zeit ausgenommen, wo der Katholicismus vorherrschte, hat die abyssinische Kirche ihre geistige Richtung stets von einem Bischof erhalten, der von dem koptischen Bischof zu Alexandrien ernannt wurde. Als Muhammed den Arabern den Islam zu predigen begann, zwangen die Verfolgungen, welche die Neophyten erfuhren, einen Theil derselben, Zuflucht in Abyssinien zu suchen; allein der Feuereifer des moslemitischen Proselytismus scheiterte gänzlich bei einem Volk, unter dem das Christenthum schon so tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Später, als der Prophet seiner göttlichen Mission durch Waffengewalt Anerkennung verschaffte, flüchteten auch eine Menge Juden, die dem Gesetze Mosis nicht entsagen wollten, nach dem toleranten Abyssinien, wo sie bis heute noch sich erhalten haben. Die brillanteste Epoche des Muhammedanismus in diesem Lande war ohne Zweifel die, welche auf die Invasion der Somolis folgte; diese wurden aber von den Portugiesen vertrieben, und seitdem haben diese kühnen Bekehrer keinen politischen und religiösen Einfluß mehr gewinnen können. Seit dem Tode des Kerulos (Cyrillus), der aus der Ordination der Priester ein Scherzspiel machte, haben die folgeschweren politischen Ereignisse der neuern Zeiten die Könige gehindert, die Reisekosten und den Gehalt für einen neuen Bischof aufzubringen, und wenn es so fortgeht, wie bisher, so wird es Abyssinien bald an Geistlichen fehlen, weil nur der Bischof das Recht der Weihe hat. Bekanntlich behaupten die Könige von Abyssinien, von Salomo und der Königin von Saba abzustammen, die von dem König einen Sohn Namens Menilek gehabt habe. Ferner geben sie auch noch vor, dem Justinianischen Codex zu folgen, von dem sie eine Uebersetzung besitzen. Die königliche Gewalt im Land ist absolut, und der Thron erblich, aber nicht nach dem Rechte der Erstgeburt. Die Könige bezeichnen vor ihrem Tod ihren Nachfolger, und wählen unter ihren Kindern, wen sie dessen würdig erachten. Solche Veränderungen gehen indeß nie ohne verderbliche Unruhen ab, und oft wird das von Parteien zerrissene Land eine Beute unaustilgbaren Bürgerkrieges, wofern die streitenden Brüder sich nicht über eine Erdtheilung vereinigen. So ist Abyssinien, vormals ein unermeßliches Reich, unter einem einzigen Fürsten, jetzt in vier unabhängige Staaten getheilt, und der Ras, der anfänglich nur ein General war, ist jetzt für die Söhne der Saba das geworden, was vor Zeiten die Major Domus den müßigen Königen in Frankreich waren. Jedes Königreich ist in Provinzen und Districte getheilt, deren Gouverneurs der König aus dem Militär wählt. Diese Gouverneurs sprechen Recht und erheben die Abgaben, von denen sie einen gewissen Antheil für sich und den Unterhalt ihrer Truppen behalten. Oft werden solche Gouvernements auch an die Wittwen von Soldaten gegeben, die auf dem Schlachtfelde gestorben sind, oft aber auch an Odalisken, die durch ihre Schönheit ihren Herren solche Spenden abzulocken wußten. Die Armee wird bloß aus Freiwilligen recrutirt, an denen nie Mangel ist, da das Waffenhandwerk für ebenso ehrenvoll als einträglich gilt, weil alle überwundenen Länder geplündert werden, und die Soldaten von dem Schweiße des Landmannes zehren, ohne daß sie nöthig hätten, selbst zu arbeiten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 82** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Zigeunerkönig.** (Schluß.) — Literarische Bilder aus Rußland. (Fortsetzung.) — **Goethe's Faust in England.** (Fortsetzung.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 260.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

17 September 1837.

Ueber den ruſſiſchen Dichter Shukofsky und ſein neueſtes Werk.

(Mitgetheilt von Tieck.)

Es zeigt ſich in neueſter Zeit in der ruſſiſchen Litteratur ein immer regeres Leben und Streben. Puſchkin iſt todt, doch ſeine Läſſigkeit in den letzten Jahren läßt eben keine Lücke fühlbar werden. Shukofsky, den man nicht *nach*, ſondern mit allem Rechte *neben* Puſchkin als Dichter ſtellen kann, iſt nach längerm Schweigen jetzt mit einem Werke aufgetreten, das zu den gelungenſten gehört, was ruſſiſche Poeſie aufzuweiſen hat. Fouqué's claſſiſche Undine, dieſes liebliche, nicht alternde Mährchen, hat den ruſſiſchen Dichter ſo angeſprochen, daß er eine Bearbeitung deſſelben in Hexametern unternahm. Das Werk, in größtem Octavformat 243 Seiten umfaſſend, liegt vor uns, und iſt von dem Verleger Smirdin in St. Petersburg, dem Matador der ruſſiſchen Buchhändler, mit ſolcher opulenten Eleganz ausgeſtattet, wie ſie ſonſt nur Franzoſen und Engländer auf ihre Werke verſchwendeten. Zwanzig ausgezeichnete Umriſſe, einen genialen Meiſter verrathend, der ſich nicht genannt hat, aber auch kein Ausländer, ſondern ein Ruſſe iſt, tragen zur Vollendung der Ausſtattung nicht wenig bei; man ſollte glauben, daß Retzſch und Neureuther, die deutſchen Meiſter in dieſem Fache, die Bilder entworfen hätten, die eine den Worten des Gedichts ſich ſinnig und innig anſchmiegende Phantaſie verrathen.

Shukofsky, der ſich in allen Dichtungsarten bei ſeinen Landsleuten bekannt gemacht, hat auch in dieſem neueſten Producte ſich in der Form und im Ausdrucke als wahrer Meiſter bewährt. Durch ſeine poetiſche Behandlung des deutſchen Mährchens hat er es mit einem ſo zarten Duſte, mit einem Zauber umgeben, der wunderbar auf das Gemüth des Leſers einwirkt. Und doch dringt durch dieſen Duft in dem ganzen Gedichte eine Klarheit hervor, ähnlich dem ungetrübten, durchſichtigen Elemente des Wunderkindes Undine. Hier Proben aus der Dichtung zu geben, würde wohl unnöthig ſeyn, einmal weil jedem gebildeten Deutſchen das Mährlein des einſt ſo hochgefeierten, jetzt greisgelockten Sängers Fouqué bekannt iſt, und dann weil es ſchwer ſeyn würde, die Verſe des ruſſiſchen Dichters in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit genügend wieder zu geben. Das Buch iſt — obgleich es der Sänger nicht ausdrücklich ausſpricht — der holden Tochter des Kaiſers Nikolaus, der Großfürſtin Maria, gewidmet, und dieſes in einigen Verſen angedeutet, die ſo entfernt von niederer Schmeichelei und doch ſo zart gedacht ſind, daß er hier verſucht ſeyn mag, ſie, wenn auch nur in ſchwacher Nachbildung, wieder zu geben:

So viel, was war, iſt ſchon dem Blick entſchwunden,
Doch Poeſie blüht fort in meiner Bruſt;
Sie ſendet mir oft wunderbare Kunden,
Seltſame Mährlein, voll von Leid und Luſt.

Ach! jenes gold'ne Glück aus alten Tagen
Erloſch mit ſeinem zauberiſchen Glanz;
Will Jed'ſches ſich an dem Geweih'ten wagen,
Zerſtäubt ſo leicht der heil'ge, duft'ge Kranz.

Doch wie der Frühlingsſänger in den Zweigen,
Schwingt ſich zur ſchöneren Vergangenheit
Die Phantaſie zurück, und wieder zeigen
Sich ihr die Bilder der vergang'nen Zeit.

Eins ſteht vor mir — in reizgeſchmückter Klarheit,
Wie ſich die Hoffnung wohl der Jugend zeigt;
Es ſchwebt vor mir, rein wie die heil'ge Wahrheit,
Vor der ſich huld'gend meine Seele neigt.

An einer Wiege ſtand ich einſt im tiefem Sinnen,
Das heil'ge Unſchuldsbett, noch war es leer;
Da fragt' ich mich: „Wen wirſt du wohl gewinnen?
Wen ſendet wohl der Himmel zu dir her?

Und als das neue Morgenroth erglänzet,
Sah' ich, vom Kaiſerpurpur eingehüllt,
Darin ein Kind — vom Schlummer hold umkränzet,
Wie Gottes Engel, lieblich, ſchön und mild.

Und Jahre ſchwanden, und das Kind erblühte
Wie Gottes Engel, lieblich, ſchön und mild;
Ein Troſtes-Engel, den des Himmels Güte
Herabgeſandt aus heiligem Gefild.

So schwebtest Du, vom zarten Duft umgeben,
Ein Bild der Poesie, entgegen mir!
Dein Name soll den Busen mir beleben,
Und im Gesange huld'ge ich nur Dir;

Shukofsky hat sich aber auch ein Verdienst um die deutsche Dichtkunst dadurch erworben, daß er die Perlen derselben mit wirklicher Vollendung in seine Muttersprache übertrug. Vor Allem haben ihn die Dichtungen unsers Schiller angezogen, des Meisters, den er auch in seinen Originalen sich zum Vorbilde genommen hat. Wenn Puschkin in seiner genialen Zerrissenheit mit einem durch Klippen und düstern, unheimlichen Forst dahin brausenden und schäumenden Waldstrom verglichen werden kann, so ähnt Shukofsky in seiner anmuthigen Klarheit und seinem geläuterten Gedankenreichthum mehr unserm deutschen Rhein, der seine Wellen durch blühende Rebenhügel und durch hohe Felsen mit ernsten Burgen auf ihren Häuptern, hinrollt, und eine schöne, reiche, kräftige Natur im Vorübergleiten anmuthig begrüßt. Wenn auch die Behauptung, daß Shukofsky, der mit solcher Meisterschaft unsern großen Barden Schiller in einer nichtdeutschen Sprache wieder geben konnte, im Stande sey, so zu dichten, wie sein Vorbild — etwas gewagt klingen mag, so hat der russische Dichter doch wenigstens durch einzelne Erzeugnisse diese Behauptung als eine haltbare bekräftigt. Es wäre wünschenswerth, wenn ein ächter deutscher Dichter sich die Mühe nehmen wollte, Shukofsky's gelungenste Dichtungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit den Deutschen vorzuführen; es würde wahrlich eine reiche Ausbeute des Schönen und Trefflichen daraus erwachsen.

Shukofsky steht seit längerer Zeit in seiner amtlichen Stellung den Mitgliedern des russischen Kaiserhauses nahe, die ihn achten und lieben, wie wackere Fürsten den würdigen Sänger immer achten und lieben sollten. Die kaiserliche Mutter des jetzigen Monarchen, Maria Feodorowna, deren Andenken noch jetzt in den Herzen der Wittwen und Waisen, deren unermüdliche Wohlthäterin und Mutter sie war, segensvoll fortlebt, war des Dichters hohe und freundliche Gönnerin, und ihr Tod, bei dem wohl wenige Augen in Rußland thränenlos geblieben seyn mögen, verwundete tief seine Seele. Bei der kaiserlichen Leiche unter dem prangenden Baldachin wachten, mit dem ehrenden Trauerdienst beauftragt, in der letzten Nacht, die die Hülle jener erhabenen Fürstin noch über der Erde weilte, zwei Männer: es waren Shukofsky und sein geistreicher Freund Adelung. An den Stufen des Sarges schrieb in jener stillen Nacht der Erstere einige Abschiedsworte an die Unvergeßliche nieder — Worte, in denen sich das reinste, edelste Gefühl des Dichters ausspricht und so wie für die Dahingeschiedene, zugleich für ihn selbst als Ehrendenkmal gelten können. Nicht prunken wollte Shukofsky mit diesen enthüllten Gefühlen seines Herzens, und so ist jenes Gedicht, das später Adelung ins Deutsche übertrug, auch nur Wenigen bekannt geworden. Darum mag es hier — in seiner einfach antiken Würde — die kleine Skizze des Dichters beschließen, und ihm auch Freunde in Deutschland erringen, wo das wahre Verdienst, mag es in Ost oder West, Süd oder Nord keimen und blühen, so freundlich anerkannt wird.

Gefühle am Sarge der Kaiserin Maria Feodorowna in der Nacht vor ihrer Beerdigung.

Und so umfass' ich betend Deinen Sarg!
So stiegst Du, himmlisch-reine Seele,
Empor zum Urquell Deines Seyns!
Gleich Gottes Engeln, hast Du Deine Bahn
Im Wohlthun unter uns vollendet.
Du schiedst von uns, dem heitern Tage gleich,
Der wolkenlos hinabsinkt in die Nacht.
O, Deines Todes Stunde, wie so furchtbar,
Wie unergründlich trifft sie unser Herz!
Wir wagen, wir vermögen nicht zu denken,
Daß Du nicht mehr auf dieser Erde weilst! —

O, wie verschönertest Du unsere Welt!
Mit allem, was uns heilig hier und theuer,
Verschmolzen innig wir Dein hohes Bild.
Ja, glückliche Gewohnheit täuscht noch jetzt,
Wir glauben noch hienieden Dich zu sehn.
Und Du — —. Ach! einem Jeden unter uns
Entfloh mit Dir ein Theil von seinem Leben,
Mit Deiner hingeschwund'nen, schönen Seele
Erlosch ein mildes Licht, durch welches Stärkung
In's Herz uns drang, und deutlicher ihm ward
Geoffenbart der Vorsehung Geheimniß.
In sorglos sichrer Freude des Besitzes,
Ach, glaubten wir, vom Glück verwöhnt, ihn ewig!
Und sieh', da sieh'n wir plötzlich an dem Sarg',
Um Dir auf ewig Lebewohl zu sagen! —
Ist dieß die Hand, zum Wohlthun offen stets,
Die leblos wir jetzt unter Thränen küssen?
Bist Du's, die hier in Kron' und Purpur ruht,
Mit kaltem Angesicht, zum erstenmal
Taub für der Liebe und der Klage Stimme?
Bist Du's? — so sah Dich unser Auge nie.
Ach! dieser Todesweihrauch, dieses Bild,
Das Ehrfurcht fordernd unserm Blick sich zeiget,
Und dieser Sarkophag, der strahlend hier
Der Mitte dunkler Schauer ernst entsteiget:
Der Glanz des Gradesthrons, das kalte Haupt,
Der Purpur, auf den Staub herniederwallend —
O unaussprechlich bittere Erscheinung!
Des Nichtseyns Grauen schreckt die Phantasie —
Doch tröstend hör' ich hier in hehrer Nacht,
Süßtönend, engelgleich herniederschwebend,
Den Zuruf: „Euer Herz erschrecke nicht!" *)
O, das bist Du ja, das ist Deine Stimme!

Des nächsten Tages Morgen wird die Pracht
Des Kaisersarges der entriss'nen Fürstin

*) Nach russisch-griechischem Ritus liest ein Priester bei der Leiche, so lange dieselbe über der Erde sich befindet, einzelne Theile der heiligen Schrift. In jener Nacht wurde das Evangelium Johannis gelesen, in welchem Cap. 14. V. 1. die angeführte Stelle vorkommt.

Sterblichen Reſt der Erde überliefern.
Doch nur den Sarg, nur das, was er verſchließt,
Das namenloſe Zeichen nur des Todes.
Das grauſe Bild nur der Vernichtung wird
In ew'ges Dunkel uns der Grüfte Grau'n,
Nur das Symbol des Nichtſeyns uns verhüllen.
Allein Dein Leben und Dein ſchönes Wirken,
Dieß treue Bild von Gottes Vorſehung,
Wird, wie bisher, ſtets unter uns verweilen.
Rein ſteht es da, lebendig, groß und hehr,
Wohlthuend noch in der Erinnerung,
Und nie wird dankbar Dich das Herz verlieren.

Im ernſten Augenblicke ew'ger Scheidung
Sink' ich zum letztenmal an Deinem Sarg'
Voll unausſprechlich tiefer Rührung, voll
Von Liebe, mit Anbetung weinend hin.
Ja, Sel'ge! ich erkühne mich vor Dir,
Im Namen meines Vaterlands zu ſprechen,
Und ſchließe alle, jetzt in ein Gebet
Verſchmolz'nen Stimmen in die meinige:
Wir danken Dir, Maria! für Dein Leben
In unſrer Mitte, für die Fürſtenthaten,
Für dieſe Zierde des erhab'nen Throns,
Dieß uns durch Dich gezeigte Himmelsbild
Der höchſten Erdenreinheit, für den Reiz
Der Einfachheit, umſtrahlt vom Glanz des Ruhmes!
Wir danken Dir ein halb Jahrhundert lang
Hülfloſer Kinder Rettung, fromme Zucht
Von Dir geſchützter Jungfrau'n, durch Dein Beiſpiel
Und Lehre, künftigen Geſchlechtern feſt
In Tugend und in Sitte rein gebildet.
Preis für die Liebe Dir, mit der Du gern
Voll Segen ſtets das dunkle Krankenhaus,
Der Wittwe Zufluchtsort im Leidensſturm,
Betratſt und eiltest zu der Waiſe Wiege!
Ja hier, wo wir des eignen Lebens Theil
Mit Dir begraben, und in Dir die eigne
Geliebte Mutter in die Erde ſenken,
In dieſem Augenblicke tiefſten Kummers,
Vereinen Alle ſich in Eine Klage,
Und rufen Alle vor Dir aus: „Dank, heißer Dank!“
Und ſpät noch wiederholen unſre Enkel einſt
Den Ruf: „Dank ſey Dir, ew'ger Dank ſey Dir! —

Pondichery und ſeine Bewohner.

Die Indier. *)

Ehe ich, ſagt Lequerré, über die Indier, über ihre Lebensweiſe, den Zuſtand der Arznei- und Wundarzneikunde ſpreche, muß ich bemerken, daß meine Beobachtungen nur auf diejenigen Bezug haben, welche in Pondichery und ſeiner Umgegend wohnen; denn Indien iſt ein ſo großes Land und beſteht aus ſo vielen Völkern, daß Alles, was ich Wahres über diejenigen ſage, die ich ſah, ſehr falſch ſeyn kann, wenn man es auf diejenigen in Anwendung bringt, die z. B. in Bengalen oder andern Theilen Indiens wohnen. Ueberdieß muß ich bemerken, daß die Beobachtungen, welche die europäiſchen Aerzte bei den Indiern machen werden, ſtets unvollſtändig ſeyn dürften, weil dieſe wenig Vertrauen in unſere Vorſchriften ſetzen, ſich ihnen meiſtens nicht unterwerfen wollen oder ſie nur halb in Ausführung bringen, und je nachdem der Tag, ihren Begriffen nach, ein Glücks- oder Unglückstag iſt, ganz umgehen. Unterziehen ſie ſich aber etwa unſerem Heilverfahren und unſern Rathſchlägen, ſo wird man, falls der Kranke ſtirbt, auf die Belehrung verzichten müſſen, welche man aus der Leichenöffnung ſchöpfen könnte, indem ihre Vorurtheile und ihre Religion jeder derartigen Forſchung widerſtreben. Ich weiß nicht, ob die engliſchen Aerzte in ihren Beſitzungen glücklicher ſind, als wir; allein ich behaupte, ohne Furcht Lügen geſtraft zu werden, daß dieß zu Pondichery ganz unmöglich wäre. Die Stadt wird, wie ſchon erwähnt, in zwei genau abgeſonderte Quartiere getheilt. Die ſchwarze Stadt bietet eine von der der weißen Stadt ganz verſchiedene Phyſiognomie dar. Die Häuſer der Indier haben im Allgemeinen kein Stockwerk wie die der Europäer, ſie ſind ſonach weit niedriger. In eben dem Grad, in welchem dieſe die Luft ſuchen, ſcheinen jene ſie zu fürchten. Alle ihre Häuſer haben außerhalb einen ſogenannten Pandal, nämlich eine bedeckte, durch Säulen, die ſelbſt wieder auf einer etwa dritthalb Fuß über dem Boden erhobenen Baſis ruhen, geſtützte Galerie, und in dieſer Galerie kauern ſie Abends nieder, um friſche Luft zu ſchöpfen. Durch eine ſehr ſchmale Thüre gelangt man unter die innern Galerien, die um das ganze Haus herumgehen, und in deren Mitte ſich ein viereckiger, mehr oder minder geräumiger und offener Hof befindet. Schmale Thüren, die unter dieſen Galerien angebracht ſind, laſſen das Licht in das Innere der Gemächer dringen, die ſonach zwiſchen der äußern und der innern Galerie liegen. Aeußerſt kleine und ſchmale Oeffnungen ſind in der Mauer, die auf die Straße geht, angebracht, und ſcheinen mehr beſtimmt als Guckl öcher zu dienen, denn der Luft und dem Licht Eintritt zu geſtatten. Ueberdieß ſind dieſe Oeffnungen ſelbſt, die vergittert ſind, faſt beſtändig mittelſt eines Ladens geſchloſſen. Das Licht dringt daher in die Gemächer nur durch eine Thüre, die auf die innere, ziemlich breite Galerie geht, welche ein nach der Seite des Mittelhofes geneigtes Dach trägt, wohin alles Waſſer abfließt, das auf das Haus fällt. Aus einer ſolchen Einrichtung geht hervor, daß die Zimmer nicht ſehr hell ſind, und — worüber man ſich in einem ſo heißen Land am meiſten wundern muß — dieſe Thüren ſind faſt beſtändig geſchloſſen, und der Indier befindet ſich in beinahe völliger Dunkelheit, oder erhält wenigſtens nur ein ſehr ſchwaches Licht. In den Häuſern, die ich hier beſchrieb, und die nur von reichen oder wohlhabenden Indiern bewohnt ſind, iſt die ganze Bodenfläche mit viereckigen Ziegelſteinen bedeckt, und der Reinlichkeit und Geſundheit halber wird der Fußboden täglich gewaſchen und mit verdünntem Kuhmiſt beworfen. Die Indier behaupten, dieſes ausnehmend heilſame Verfahren entferne die Ameiſen und andere Inſecten. Der Kuhmiſt ſpielt überhaupt bei ihnen eine ſehr wichtige Rolle. Ihre Kuh, ein ihnen heiliges Thier, hat ihre Wohnſtätte im Mittelhofe.

Man ſucht im Innern eines indiſchen Hauſes vergebens nach einem Bett — eine einfache Strohmatte, die man auf den Boden entrollt, erſetzt dieſes dem Europäer nothwendige Hausgeräth. Iſt

*) Siehe Nr 236 ff.

jedoch ihr Lager weniger reich, ſo haben ſie mindeſtens den Vortheil, der erſchlaffenden Wirkung der Hitze unſerer Matratzen, die man indeß ſo hart als möglich macht, überhoben zu ſeyn. Selten ſetzen ſich die Indier auf Seſſel oder Lehnſtühle; ſie kreuzen die Beine nach morgenländiſcher Weiſe, und ſetzen ſich auf Teppiche oder Matten. Die Frauen hingegen kauern auf ihre Ferſen nieder, kreuzen die Hände über ihren Knieen, und könnten einen ganzen Tag in einer für den Europäer, der deſſen nicht gewöhnt iſt, ſo ermüdenden Stellung bleiben.

Ich beſchrieb oben das Haus reicher oder wohlhabender Indier; das der Parias aber bietet bei weitem dieſe Bequemlichkeiten nicht. Man ſtelle ſich einen etwas großen Honigkorb vor, der ſechs oder acht Quadratfuß Oberfläche hat, und ſo niedrig iſt, daß man nur in dem mittlern Theile deſſelben aufrecht ſtehen kann, und man hat das Bild des Hauſes eines Paria. Die Mauern ſind aus Erde, dritthalb oder drei Fuß über dem Boden aufgeführt, und tragen eine aus Palmblättern gemachte Bedeckung. Eine einzige Oeffnung, die Thüre, gibt es in dieſen Häuſern, in die man nur kriechend hineinkommen kann. Dreißig oder vierzig dieſer Hütten ſind auf einer Bodenfläche, die kaum zur Aufführung eines einzigen Hauſes eines wohlhabenden Indiers zureichen würde, um einander gedrängt. Eine ganze, oft ziemlich zahlreiche Familie wohnt in jeder derſelben, in denen man meiſtens umſonſt nach einem Hausgeräthe ſuchen würde.

Die Kleidung des Indiers iſt leicht und bequem, und der Natur des Klima's angemeſſen; im jugendlichen Alter beſtehen alle Unkoſten dafür in einem Bindfaden, den man um die Lenden gürtet, und je nachdem an dieſem Bindfaden eine Schelle oder ein metallenes Herz ſich befindet, dient er als Bezeichnung des Geſchlechtes. Später heiſchen Schamhaftigkeit und Schicklichkeit eine vollſtändigere Kleidung, die indeſſen für die Männer nur in einem einfachen Leinwandſtreifen beſteht, der zwiſchen den Schenkeln hindurch geht, und an die Schnur oberhalb der Schamknie und unterhalb der Lendengegend geknüpft wird. Bloß die Parias ſind ſo leicht gekleidet; ihr Kopfputz gleicht dem der wohlhabendern Indier, der ſich von demſelben nur durch Eleganz und Reichthum unterſcheidet. Unter dieſen trägt nur die Claſſe der Muſelmänner Pantalons; die übrigen Kaſten bedienen ſich eines langen Stücks Leinwand, das ſie ſo kunſtreich um die Schenkel ziehen, daß ſie Buff-Pantalons vorſtellen. Die Beine bleiben nackt. Den obern Theil des Leibes deckt ein Aermelkleid, das ziemlich eng anliegt, und ſeiner Geſtalt nach Aehnlichkeit mit unſern Militär-Caputröcken hat. Zu dieſer Tracht kommt bei manchen Kaſten noch ein Gürtel, und endlich vollendet eine hohe Mütze (toque) ihren Schmuck. Sie wird aus einem langen, mehr oder minder reichen Stück Zeug gemacht, auf dem Kopfe, der ſtets raſirt iſt, oder auf dem nur ein Haarbüſchel bleibt, künſtlich zuſammengerollt, und ſo geordnet, daß ſie eine ſehr dichte Binde bildet, und ſonach dieſen Theil vor den Strahlen der Sonne ſchützt. Die Tracht der Frauen richtet ſich nach ihrer Kaſte oder ihrem Vermögen; alle aber haben die Arme, ſo wie die Beine nackt, und viele auch die Bruſt entblößt. Die wohlhabendern preſſen dieſen Theil in ein enges Leibchen, deſſen Aermel nur die Hälfte des Armes bedecken. Ein Pagne, oder ein mehrere Ellen langes und zwei Drittel breites Stück Zeug, wird mehrmals um ihren Leib gewunden, und endigt dann als Draperie oberhalb der Schultern. In dieſen zierlichen, anmuthigen, der Beſchaffenheit des Klima's vollkommen gemäßen Trachten können ſie ſich leicht bewegen, ohne in ein Dampfbad zu gerathen, wie Europäer in ihren wollenen Kleidern, die indeſſen in dieſen Klimaten theilweiſe abgelegt werden, wenn ſchon der Gebrauch uns noch nöthigt, ſie bei allen nur etwas Förmlichkeit fordernden Gelegenheiten anzuziehen.

Die Bäder ſind bei den Indiern allgemein im Gebrauche, doch nehmen ſie ſie nicht wie wir, ſondern kalt, und ſie beſtehen mehr in einer Anſchwemmung, oder eigentlich einer Taufe. Der Indier nämlich ſtellt ſich nackt oder faſt nackt mitten in ſeinen Hof, und ein Diener gießt ihm etwa dreißig Gefäße Waſſer über den Kopf, das dann auf allen Seiten des mit Ausnahme des Schnurrbartes oder Bartes überhaupt, den einige Kaſten wachſen laſſen, raſirten oder enthaarten Körpers herabfließt. Dieſer Gebrauch iſt nicht ohne Wichtigkeit in der Lebensweiſe der Indier; das kalte Bad iſt toniſch, begünſtigt die Verrichtungen der Haut, befreit ſie von Unreinigkeiten, die ſie etwa bedecken, und führt eine geſunde Reaction über den ganzen Leib herbei. Man fühlt ſich friſcher und munterer, der Körper iſt mehr vorbereitet zur Ertragung der Beſchwerden des Tages. Die Indier nehmen große Vorſichtsmaßregeln beim Gebrauche dieſer Bäder; ſie werden ſich denſelben, wenn ſie unwohl ſind, nie unterziehen, und der indiſche Hausarzt muß [illegible] täglich erſcheinen, um den Puls zu fühlen, und zu beſtimmen, ob man ſich baden kann. Dieſer Arzt, noch überdieß Sterndeuter, muß in der Kenntniß der guten und ſchlimmen Tage bewandert ſeyn, und nie darf man ein Bad an einem Unglückstage nehmen. Von vielem Andern, was hiebei beobachtet wird, habe ich nicht Kenntniß genug, um deſſen hier Erwähnung zu thun, denn der europäiſche Arzt kann, ſo zu ſagen, nur verſtohlnerweiſe einige ihrer Gebräuche auffaſſen, da ſie ſo viel als möglich dieſelben vor uns verbergen. Auch viele weiße, in Pondichery geborne Perſonen halten ſich ihren indiſchen Hausarzt, der jeden Morgen kommt, um der ganzen Familie den Puls zu fühlen, und zu ſagen, ob man ſich wohl befindet und baden kann. Für dieſe ſeine tägliche Conſultation begnügt ſich dieſer ſogenannte Arzt mit dem beſcheidenen Entgelt von einer Rupie (2 Fr. 4 S. oder 1 fl. 6 kr.) monatlich. Die Frauen beobachten eine ſkrupulöſe Reinlichkeit, und häufige partielle Bäder den Tag über tragen dazu bei, die ſyphilitiſchen Krankheiten weniger gewöhnlich zu machen. Ueberhaupt bemerkt man dieſes Uebel faſt nur bei den Bayaderen und den Weibern der unterſten Kaſten, die ſich einer den andern Indierinnen, die in größter Keuſchheit leben, unbekannten Ausſchweifung überlaſſen. Dieſe Abwaſchungen und dieſe von der Religion befohlnen häufigen Bäder ſind in einem Land, in dem alle Krankheiten der Haut, der gräßliche Ausſatz, die entſetzliche Krätze, die veſiculöſen, bullöſen und puſtulöſen Affectionen vorherrſchen, durchaus nothwendig. Einem europäiſchen Arzt iſt indeſſen das Studium derſelben hier ſchwer, um nicht zu ſagen unmöglich, und zwar weil man ihn nicht zu Rathe zieht, oder geſchieht es doch, ſeinen Vorſchriften ſich nicht unterwirft; weil man ferner, auch wenn man Pflege und Heilmittel umſonſt gibt, ja noch überdieß den Indier um die Gunſt bezahlt, ſeine Krankheit behandeln und heilen zu dürfen, es nicht über ihn vermag, daß er der vorgeſchriebenen Behandlung folgt, und ſich für die Beobachtung derſelben fortdauernd gelehrig zeigt. Neben den Bädern iſt noch das Frottiren des Körpers mit Kokosöl im Gebrauche.

(Fortſetzung folgt.)

Das bekannte Feſt, das Sir Robert Peel zu Glasgow bei Gelegenheit ſeiner Wahl zum Rector gegeben wurde, iſt von einem Dr. Cleland mit allen Einzelnheiten der Wahl, der Inauguration und der verſchiedenen dabei gehaltenen Reden nebſt Namensbezeichnung aller bei dem Feſte Anweſenden in einem Quartbande geſchildert worden.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 261.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 September 1837.

Ueber den engliſchen Handel mit dem weſtlichen Afrika.

(Aus: Narrative of an Expedition into the interior of Africa by Macgregor Laird and R. A. K. Oldfield.)

Der Handel mit der Weſtküſte Afrika's erſtreckt ſich von dem Fluß Gambia bis Angola, und umfaßt nahe an 4000 (engl.) Meilen. Man kann ihn in ſtationären und gelegentlichen Handel abtheilen: der erſte wird mit den engliſchen Niederlaſſungen am Gambia, mit Sierra Leone, Cap Coaſt Caſtle und Accrah geführt, bei dem letztern vertraut man das Schiff und die Ladung der Sorge des Capitäns an, der die Küſte auf und ab handelt treibt, oder in einige der größern Flüſſe einläuft, wo die Ladung gegen Landesproducte vertauſcht wird. Der Handel iſt weſentlich Tauſchhandel, und er iſt frei und ungefeſſelt, da nur an den europäiſchen Niederlaſſungen ſich Zollhäuſer finden.

Die Ausfuhr von Manufacturwaaren aus England betrug im J. 1831 nahe an 330,000 Pf. St., der Werth der aus den Colonien oder fremden Ländern nach Afrika geführten Waaren etwa 150,000 Pf.; die Einfuhr aus Afrika in England dagegen hatte einen Werth von mehr als einer Million Pfund, der Gewinn iſt demnach ſehr bedeutend. Die Hauptgegenſtände, welche man aus Afrika ausführt, ſind Teakholz, Elfenbein, Palmenöl, Gummi und Goldſtaub. Dieſer wichtige Handel hat ohne allen Zweifel Anſpruch auf Schutz, nicht gegen eine rechtmäßige Concurrenz, ſondern gegen den Sklavenhandel, durch den er ungemein beeinträchtigt wird. Im Bonny, Calabar und Cameroon befinden ſich ſtets engliſche Schiffe, welche Palmenöl und andere afrikaniſche Producte laden: die Befehlshaber und die Mannſchaft ſind eifrig bemüht, die Ladung zu vervollſtändigen, und die Einwohner emſig beſchäftigt, die Landesproducte aus dem Innern herbei zu ſchaffen. Jetzt erſcheint ein Sklavenhändler im Fluß; der Handel mit den engliſchen Fahrzeugen wird nun augenblicklich eingeſtellt, die Kähne der Eingebornen bewaffnet und zu einem Raubzug ausgerüſtet, um ſich Sklaven zu verſchaffen, und ehe nicht dieſe beigebracht ſind, wird der Handel mit Landesproducten nicht fortgeſetzt. Dadurch verlieren nun die engliſchen Schiffe nicht nur Zeit und Geld durch den längern Aufſchub, ſondern die Mannſchaft erkrankt durch den langen Aufenthalt, und ſtirbt oft zur Hälfte dahin.

Der rechtmäßige Handel mit Landesproducten würde ungemein wachſen, wenn der Sklavenhandel wirklich für Seeraub erklärt und ſo behandelt würde. Gegenwärtig iſt das ganze Land in völliger Desorganiſation, denn ſelbſt die Einwohner benachbarter Dörfer liegen im Kriege mit einander; die unmittelbare Folge iſt, daß das Land außer in der nächſten Umgebung der Städte wüſte liegt, da die Eingebornen ſich fürchten, in die Sklaverei weggeſchleppt zu werden. Sicherheit der Perſonen würde auch zur Sicherheit des Eigenthums führen, dieſe den Anbau ausdehnen, und dadurch auch das Klima geſünder werden. Dieß wäre die erſte Wirkung der Unterdrückung des Sklavenhandels auf den geſellſchaftlichen Zuſtand in Afrika und auf den Handel.

Das Delta des Niger allein würde, wenn es angebaut wäre, eine Bevölkerung erhalten, die verhältnißmäßig weit größer wäre, als man es ſich in Europa nur möglich denkt. Seine Oberfläche iſt ungefähr ſo groß, wie die von Ireland, ſie iſt in allen Richtungen von ſchiffbaren Stromarmen durchſchnitten, die eben ſo viele natürliche Verbindungscanäle bilden; ſie beſteht aus dem reichſten Alluvialboden, auf dem jetzt die üppigſte wilde Vegetation aufſchießt, die alle Varietäten des Palmbaums, Teakholz, Cedern, Ebenbäume, Mahogany und Farbhölzer umfaßt, das Zuckerrohr wächst wild im Gebüſch, und die Kokosnüſſe verfaulen unbeachtet auf dem Boden. Die Bevölkerung dieſes Delta's beträgt kaum eine halbe Million. Fährt man den Fluß hinauf, ſo trifft man dieſelbe Unſicherheit des Eigenthums und der Perſonen, dieſelbe üppige Natur bietet ihre Gaben dar, die der teufliſche Geiſt des Sklavenhandels anzunehmen nicht geſtattet. Der mächtige Strom rollt dahin, und trägt auf ſeinem Rücken nicht die Producte des reichen Bodens, ſondern die unglücklichen Opfer europäiſcher Habſucht, ungeheure Striche fruchtbaren Landes ſind unbebaut, und die Bewohner hauſen entweder auf dem Gipfel eines Berges, oder leben in ummauerten Städten, ſtatt zerſtreut in dem ſchattenreichen, fruchtbaren Land.

Die Behauptung, daß der Neger, wenn er ſich ſelbſt überlaſſen ſey, nicht arbeite, kann wohl jetzt nicht mehr vorgebracht

werden. Im J. 1808 betrug die Ausfuhr von Palmenöl aus Afrika kaum 100 bis 200 Tonnen, jetzt nahe an 14,000 Tonnen, zu einem Werth von nahe einer halben Million Pfund Sterling. Vor zwanzig Jahren war afrikanisches Zimmerholz unbekannt auf dem englischen Markte, jetzt werden jährlich 13 bis 15,000 Lasten eingeführt. Wenn man erwägt, daß dieser Handel trotz des Sklavenhandels so hoch gestiegen ist, daß keine Gesetzgebung ihn beschützt, daß keine politischen Ursachen ein ungewöhnliches Wachsthum hervorriefen, daß das Wachsthum vielmehr stetig war, und dadurch die sicherste Gewähr seiner Fortdauer gegeben ist, dann darf man, wenn die Ertragfähigkeit des Bodens und die Gesinnungen der Einwohner in Anschlag gebracht werden, ohne Uebertreibung behaupten, daß nach Unterdrückung des Sklavenhandels der englische Handel sich auf eine jetzt noch nicht geahnte Art vermehren, und in demselben Grade auch die Civilisation und die Wohlfahrt des Volks steigen werden.

Das Ungenügende der Mittel bei der, in der That nur ironisch sogenannten Unterdrückung des Sklavenhandels beweist sich schon aus der in Havana bezahlten Versicherungsprämie auf Sklavenschiffe, welche, die Gefahr der Wegnahme mit eingerechnet, nur 12½ Proc. Prämie zahlen oder ein Achtel des Werths. Eine Hauptursache der Straflosigkeit, womit die Sklavenhändler ihre Besuche an der afrikanischen Küste fortsetzen, ist das bisherige System, einen Preis für die Zahl der weggenommenen Sklaven zu zahlen. An den Hauptsklavenhäfen befinden sich oft sechs bis acht Sklavenschiffe, deren Ladung jede Stunde zum Einschiffen bereit ist. Das wirksamste Mittel, die Verschiffung dieser Sklaven zu hindern, bestünde darin, daß der brittische Kreuzer am Eingang des Hafens Anker würfe, und das Entkommen des Sklavenschiffs verhinderte; bei dem jetzigen System ist aber weder Ehre, noch Beförderung, noch Prisengeld dabei zu gewinnen, wenn auf eine so wirksame Weise dem Handel Einhalt gethan wird. Alles hängt unglücklicher Weise davon ab, daß die Sklaven an Bord des Sklavenschiffs gebracht, und dann gefangen genommen werden. Die Schwierigkeit besteht nicht darin, die Schiffe im Hafen zurückzuhalten, sondern sie aus dem Hafen herauszulocken und dann wegzunehmen. Im Neu-Calabar und Bonny-Fluß, welche eine gemeinsame Mündung haben, befinden sich gewöhnlich sechs bis zehn Sklavenschiffe, die auf ihre Ladungen warten. Ein brittischer Kreuzer kommt auf der Station an, recognoscirt den Hafen, sticht dann scheinbar wieder in See, bleibt aber in der That ganz in der Nähe, indem er sich den Tag über bloß am Ufer hält. Dadurch werden die Sklavenschiffe zum Einschiffen ihrer Sklaven verleitet, und können, wenn sie den Hafen verlassen, weggenommen werden; die Chancen des Entkommens lassen sich aber berechnen, denn zieht man von der Versicherungsprämie 4 Proc. für die gewöhnlichen Gefahren zur See und den Vortheil des Versicherers ab, so bleiben noch 8½ Proc. oder etwa 1/12 des Capitals für die Gefahr der Wegnahme übrig; mehr als eines von zwölf Schiffen wird also in der Regel nicht gekapert.

Das einfachste wäre, das Kopfgeld ganz abzuschaffen, die Kreuzer am Eingang der Häfen aufzustellen, und alle Sklavenschiffe zu verhindern, diese mit ihren Ladungen zu verlassen, für den monotonen und mühseligen Dienst aber den Officieren Beförderung und der Mannschaft doppelten Sold zu geben. Man wird vielleicht dagegen einwenden, daß auf einer Küstenstrecke von 400 Meilen sich so viele Plätze finden, wo Sklaven eingeschifft werden können, daß es unmöglich sey, sie alle zu bewachen, und daß der Handel dann nur seinen Ort verändern würde. Hierauf ist bloß zu erwiedern, daß alle Maßregeln gegen den Sklavenhandel, die ausgenommen, welche ihn als Seeraub erklärt, nothwendig unvollständig seyn müssen, daß der Vorschlag aber dem jetzigen System weit vorzuziehen ist, und gewiß zur Folge haben würde, die Hauptmärkte des englischen Handels von dem directen Verkehr mit den Sklavenhändlern frei zu erhalten, da es von selbst einleuchtend ist, daß wenn ein Sklavenschiff der Wegnahme nicht entgehen könnte, es gewiß nicht mehr die streng blokirten Häfen besuchen würde.

Auch würde dieser Plan den englischen Officieren die [illegible]de ersparen, für die Rettung ihrer Nebenmenschen aus der Sklaverei Prisengelder zu nehmen. Der schlimmste Theil dieses Systems besteht darin, daß dieses Kopf- oder eigentlich Blutgeld nur von denjenigen Sklaven bezahlt wird, welche zu Sierra Leone ans Land gesetzt, nicht aber von denen, welche gefangen genommen werden. Dieß heißt so viel, als wenn man der Welt sagte, die englische Marine kümmere sich in der Zeit zwischen ihrer Wegnahme und ihrer Landung nicht um die Erhaltung des Lebens der Sklaven, wenn man sie nicht dafür bezahle. Das Lächerliche an der Sache ist, daß England seinen Kreuzern mehr für die Sklaven zahlt, als wenn es sie offen auf dem Markte kaufte; der einzige Unterschied ist, daß hier ein englischer Officier, statt eines einheimischen Häuptlings, den Kaufpreis erhält. Es ist merkwürdig, daß die Officiere und die Mannschaft eines englischen Kreuzers gegenwärtig allein rechtmäßig die Ladung eines Sklavenschiffes veräußern können, — nur sind sie auf Einen Markt und Einen Käufer, nämlich Sierra Leone und die englische Regierung, beschränkt. Wenn man erwägt, daß die Escadre an der afrikanischen Küste, die gemischten Gerichtshöfe und die Colonie von Sierra Leone im Namen der Menschlichkeit begründet und erhalten wurden, so klingt die Behauptung freilich seltsam, daß durch eben diese Mittel das Elend der afrikanischen Race vermehrt, und England bei aller Absicht, ihr eine Wohlthat zu erweisen, ihr schlimmster Feind geworden ist.

Durch das jetzige System ist der Sklavenhandel zu einem Schmuggelhandel geworden, und statt der großen und bequemen Schiffe, die der Sklavenhändler seinem eigenen Interesse gemäß verwenden würde, ist er jetzt gezwungen, Schiffe von der schlechtesten Art zu verwenden, die man für diesen Zweck sich nur denken kann, denn jede sonstige Eigenschaft ist der Schnelligkeit aufgeopfert. In den Räumen dieser Schiffe sind die unglücklichen Opfer europäischer Habsucht und englischer Gesetzgebung ganz wörtlich über einander gehäuft, nach der Aussage des Commodore Hayes, „die Männer paarweise an einander gefesselt, und zum Beweis, daß sie so bis ans Ende der Reise bleiben sollen, sind ihre Fesseln nicht mit einem Schloß versehen, son-

dern zusammengeschmiedet, und da häufig Todesfälle eintreten, so findet man lebende Menschen oft lange Zeit an todte Körper gefesselt, die nicht selten bereits in Fäulniß übergegangen sind.“ Nach demselben Officier ist es nichts Ungewöhnliches, daß Weiber Kinder gebären, und Männer an ihrer Seite sterben. Wäre der Sklavenhandel nicht zum Schmuggelhandel geworden, so würde es augenscheinlich der Vortheil des Sklavenhändlers seyn, weit besser für die Unterbringung seiner Opfer zu sorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Strohhüte in England.

Der bekannte Dr. Bowring theilt in seinem Berichte über die Statistik von Toscana, Lucca, die päpstlichen und lombardisch-venetianischen Staaten Folgendes über diesen Gegenstand mit: „Die toscanischen Strohhüte und Strohgeflechte wurden noch bis vor kurzem in großer Menge in England eingeführt, und der Handel in diesem Artikel würde wahrscheinlich noch an Ausdehnung gewonnen haben, wenn der Zoll auf denselben dem gleichgestellt worden wäre, welchen die toscanische Regierung von drittischen Baumwollenwaaren erhebt, nämlich 12 bis 15 Procent vom Werth; allein die nachstehende von den florentinischen Kaufleuten selbst erhobene Angabe beweist, daß der englische Tarif in dieser Hinsicht einem Verbote gleichkommt. Die Frage nach Strohhüten war zu einer Zeit auf dem drittischen Markte so groß, daß jährlich ungefähr 900 Kisten mit 24,000 Duzend ankamen. Der durchschnittliche Werth war 7000 toscanische Lire für die Kiste, mithin zusammen 2,100,000 Lire oder 70,000 Pfd. St. Diese Strohhüte mußten in England einen Zoll von 68 Schilling für das Duzend, oder 81,600 Pfd. St. bezahlen, was mehr als 116 Procent, und bei geringern Qualitäten, wo die Kiste nicht mehr als 4 bis 5000 Lire werth ist, gar 150 bis 200 Procent ausmacht. Da der englische Tarif einen Durchmesser von 22½ Zoll als Maximum für den Hut vorschreibt, widrigenfalls der doppelte Zoll bezahlt werden muß, so ist dieß eine bloße Plackerei für den Handel, die den Zolleinkünften keinen reellen Nutzen verschafft. Ferner verbietet der Tarif gewisse Hutformen, und schreitet so gleichsam als ein Aufwandsgesetz ein, das den, der die Waare einführt, zum Schmuggeln nöthigt. Der Tarif schließt in seiner jetzigen Fassung alle Hüte für die minder wohlhabenden Classen, und für Kinder und alle jene mit schmalen Rändern, sowohl für Männer als Weiber, aus, deren Verbrauch in fast allen Gegenden ungemein bedeutend ist, aber der Zoll dafür beträge mehr als 500 Procent. Der Handel in Strohhüten mit England wurde durch den Druck dieser ungeheuren Zölle ganz vernichtet, und es trat der mit toscanischen Strohplatten an seine Stelle, von denen ein Zoll von 17 Schilling für das Pfund erhoben wird. Da nun ein Stück Strohplatte von 100 Braccien 4 Unzen wiegt, so beträgt der Zoll 4 Sch. 5 P. für das Stück, oder 75 Procent vom durchschnittlichen Werthe. Die jährliche Ausfuhr an solchen Strohplatten von Toscana nach England beläuft sich auf 100,000 bis 120,000 Stück, und der Werth auf 1 Million Lire oder 55,000 Pfd., wovon 25,000 Pfd. an Zoll zu entrichten wären. Das Zollsystem, nach welchem von Strohhüten derselbe Zoll erhoben wird, sie mögen nun feine oder ordinäre seyn, wird auch auf Strohflechten angewendet. Von den ordinären Qualitäten kann natürlich kein so hoher Zoll bezahlt werden, und sie blieben deßhalb aus dem Handel weg, und die feinen bieten den Schmugglern ein weites Feld für ihre Industrie. Der Zoll ist durchaus zu hoch, und daher auch der Schmuggelhandel in Strohhüten von französischen und holländischen Häfen aus sehr bedeutend. Außerdem werden von Toscana noch 1200 bis 1500 Kisten Stroh zum Flechten im Werthe von 30,000 Pfd. St. nach England ausgeführt. Dieses Stroh wird in England verarbeitet, und bezahlt gar keinen Eingangszoll, so daß mithin der Verfertiger der Strohplatten einen Schutz von 75 Procent, und der Hutmacher von mehr als 100 bis 500 Procent genießt.“

Pondichery und seine Bewohner.

Die Indier.

(Fortsetzung.)

Die Nahrung der Indier ist fast ganz aus dem Pflanzenreiche: der Reis bildet die Grundlage; nur die untern Kasten essen Fleisch — ein Gegenstand des Abscheus für die Indier einer höhern Kaste, die übrigens, ohne von ihrer hohen gesellschaftlichen Stellung zu der eines elenden Paria herabzusinken, keines essen dürften. Alle essen das Kari; so nennen sie ein Gericht, das mit einem aus Gewürznelken, Pfeffer, Piment, Ingwer, Senf, Safran, Koriander, Knoblauch und Kokosnüssen bestehenden Mehl gewürzt wird. Die stärksten dieser Ingredienzien werden in einem alles Maaß überschreitenden Verhältnisse dazu genommen, und ich glaube nicht, daß ein europäischer Gaumen ein für einen Indier zubereitetes Kari essen könne, wofern er nicht unmerklich und nach einem langen Aufenthalte hier zu Land sich daran gewöhnte; denn man macht die Bemerkung, daß nach und nach alle Europäer sich an den Geschmack dieser gewürzten Nahrungsmittel gewöhnen, die ein Bedürfniß und vielleicht eine Nothwendigkeit für sie werden zur Erhaltung ihrer Gesundheit und zur Vervollkommnung ihrer Verdauung. Das Kari, aus Fleisch, Fischen oder Gemüsen zusammengesetzt, wird mit Reis vermischt und mit sehr wenig Wasser gekocht. Man muß gesehen haben, wie die Indier essen, um sich eine Vorstellung zu machen von der ungeheuren Masse Reis, die sie in ihren Magen verschlingen. Es wäre für einen Europäer unmöglich, so viel auf Einmal zu essen; auch finden diese, daß der Reis sie nicht nährt, und so halten sie sich denn insgemein an das Brod. Die Eingebornen des tropischen Amerika's machen ebenfalls starken Gebrauch von dem Piment, den sie in eben so starken Gaben verwenden, wie die Eingebornen Indiens für das Kari. Die Analogie in den Gebräuchen, ohne daß eine Verbindung des einen Landes mit dem andern, sondern nur der Einfluß ähnlicher Gesundheitsverhältnisse besteht, ist eine seltsame Thatsache, und fast möchte man glauben, es sey weder Zufall noch Laune, sondern ein wahrhaftes Bedürfniß der Organisation, das zur Verbreitung dieser Gewohnheit beiträgt. Das Wasser ist das einzige Getränk der Indier, doch nehmen sie auch zu gewissen Zeiten des Tages einen sehr starken Reisabsud, den sie Cange nennen. Der Indier bringt das Gefäß, das sein Getränk enthält, nie an die Lippen, sondern er gießt daßelbe aus einiger Entfernung hinein. Die Milch, und besonders die geronnene, spielt eine große Rolle in seiner Diätetik, und bildet meines Wissens die einzige thierische Substanz, die den Braminen, die nichts essen was Leben hatte, als Nahrung dient. In den niedrigern Kasten kann man allmählich Fische, Geflügel, Schöpsenfleisch genießen; man würde aber zu den Parias heruntersinken, wollte man es wagen Ochsen- oder Kuhfleisch zu essen. Alle Kasten genießen Obst, das man

zu jeder Jahreszeit haben kann. Gewöhnlich finden zwei Mahlzeiten statt: Morgens und Abends, wobei sie, um die Nahrungsmittel in den Mund zu bringen, sich stets der Finger bedienen. Beinahe alle Indier, Männer und Frauen, haben die Gewohnheit Betel zu kauen, das einen reichlichen Speichelfluß herbeiführt. Das Betelblatt wird mit gelöschtem Kalk überzogen und ein Stück Areca-Nuß hineingewickelt; diese letztere besitzt eine sehr große Härte, und erheischt ziemliche Kauanstrengungen, um pulverisirt zu werden. Das Gefühl, das durch diese Mischung auf das Geschmacksorgan hervorgebracht wird, ist scharf und stechend, reizt die Secretionsthätigkeit der Speicheldrüsen, und theilt dem Speichel eine ochsenblutrothe Farbe mit. Selbst die Zunge bekleidet sich mit einem Ueberzuge derselben Farbe, und dieser ist so zäh, daß es bei einem kranken Indianer fast unmöglich ist, aus dem Zustande der Zunge auf irgend ein Krankheitssymptom zu schließen. Der Gebrauch dieses Kaumittels hat noch die Unbequemlichkeit, daß es in die Länge die Krone der Zähne, die insgemein prachtvoll sind, beinahe ganz abnutzt, ohne daß sie deßhalb anfaulen. Ueberdieß bildet sich um den Kopf der Zähne ein weinsteinartiger Ansatz von solcher Härte und Zähigkeit, daß man ihn in dieser Beziehung fast mit dem Schmelz des Zahnes vergleichen kann; ja, ich sah, wie dieser Weinstein sich manchmal dergestalt ansetzte, daß mehrere Zähne, ohne daß irgend ein Zwischenraum mehr blieb, vereinigt wurden, so zwar, daß man hätte glauben können, die ganze Seite einer Zahnreihe bestehe aus einem einzigen Zahne.

Wenn wir von ihrer Ernährungsweise zu ihren Beschäftigungen übergehen, so werden wir sehen, daß die Weiber kein Handwerk, kein Gewerbe treiben; ihnen liegt die Sorge für die Reinlichkeit des Hauses ob, das Ueberstreichen derselben mit Kuhmist, die Anlegung mehr oder minder zierlicher Zeichnungen aus pulverisirtem Kalk vor der Thüre und die Bereitung der Nahrung für die Familie. Sie verrichten keine Nadelarbeit, schlafen, wenn sie die Geschäfte, die ihnen übertragen sind, erledigt haben, oder kauern sich im Innern ihrer Hütten nieder. Die wohlhabendern Frauen gehen wenig oder gar nicht aus, zeigen sich den Fremden nie, und machen es sich aus Schamhaftigkeit zur Pflicht, sobald ein Mann in das Innere des Hauses tritt, sich zurückzuziehen. Ein so wenig thätiges, so wenig aufgeregtes Leben erzeugt bei ihnen eine größere Anlage zur Beleibtheit als bei den Männern, die ein thätigeres Leben führen, und alle Handwerke, selbst diejenigen treiben, die bei uns wesentlich in das Gebiet der Frauen gehören, wie Nähen, Sticken u. s. w. Keinem Indier steht die Wahl eines Handwerkes frei; jeder ist unwiderruflich dem seiner Väter zugewiesen, das selbst wieder nach der Kaste bestimmt wurde, der er angehörte. Die Indier gehen insgemein früh zu Bette, und stehen mit Tagesanbruch auf; wer es aber kann, schläft noch im Laufe des Tages. Ihre Vergnügungen sind sehr mannichfaltig; in ihrer Gier nach Festen und religiösen Ceremonien scheuen sie, um sich diesen Genuß zu verschaffen, ziemlich bedeutende Entfernungen nicht; ihre Freude gibt sich durch großes, für den Fremden betäubendes Geschrei kund; ihre Musik ist höllisch, und stets von ihrem Geschrei begleitet. Der Freude des Tanzes überlassen sie sich nicht, und haben in dieser Beziehung keine Aehnlichkeit mit den Negern, die sich demselben voll Feuer hingeben. Es genügt ihnen, dem Tanze der Bayaderen zuzuschauen, wenn man nämlich die Pantomime Tanz nennen kann, die sie unter Absingung von Sanskrit-Versen ausführen, unverständlich sowohl ihnen als den malabarischen Zuhörern, von denen keiner die heilige Sprache versteht, deren Worte jene aussprechen. Der Tanz dieser Bayaderen ist indessen ein unerläßlicher Theil jedes indischen Festes.

Die Indier sind im Allgemeinen von gutem Körperbau, über mittlerer Größe, hübscher Gestalt, einer, was man auch davon sagte, mehr schwarzen als kupferigen Färbung. Viele Kasten unter ihnen haben zwar letztere Färbung, allein die Meisten derer, welche das hier in Rede stehende Land bewohnen, sind schwarz, und können hierin fast mit den Negern wetteifern. Ihr Gesichtswinkel ist sehr offen, die Nase hervorspringend und gut gebaut, nie eingedrückt, wie bei der afrikanischen Race; ihre Lippen sind klein, mit schönen und langen Schnurrbärten geziert — mit Einem Wort, sie tragen alle Züge der kaukasischen Race an sich. Ihre Haare sind glatt und platt, nie gelockt; ihr Haarsystem ist sehr entwickelt. Ihre Formen sind schlank, mehr etwas dünn als athletisch; ihre Muskeln zeichnen sich unter ihrer vom Zellgewebe nicht sehr belästigten Haut ziemlich gut, sind aber selten so entwickelt, daß sie dadurch ein kräftiges Aeußere zeigen. Ihr Temperament ist weder lymphatisch, wie das der Neger, noch sanguinisch, gallig oder nervös, wie das des Europäers. Ja, ich fühle mich verlegen, welchen Platz ich ihnen in der Classification der Temperamente anweisen soll, da ich keines als vorherrschend bei ihnen bemerkte.

Langsam in ihren Bewegungen, gehen sie auch nie rasch auf die Erreichung eines Zweckes los; sanften und schüchternen Charakters, ließen sie sich stets knechten; auch ihre Leidenschaften verrathen keine große Lebhaftigkeit. Voll Anstelligkeit, mit dem Talente begabt, alle Arbeiten, von denen man ihnen ein Muster gibt, nachzuahmen, besitzen sie doch wenig eigene Erfindungsgabe, denn sie scheuen ebenso sehr große Anstrengung des Geistes, wie des Körpers. Fein und verschlagen, sagen sie selten die Wahrheit, oder verbergen sie stets theilweise. Sehr eigennützig, leben sie, ausgenommen wenn ihnen ihre Feste und Ceremonien Gelegenheit zur Schautragung ihres Luxus geben, äußerst sparsam; dann aber scheuen sie keine Ausgaben und zeigen stets eitlen Prunk. Selbst den niedrigsten Classen ist diese Sucht zu glänzen und seinen Luxus zur Schau zu tragen, Bedürfniß. Der bedauernswerthe Paria, der sich zu einer Ceremonie begeben will, wird sich bemühen bei den mehr vom Glück begünstigten Indiern Juwelen von großem Werthe zu entlehnen, oder durch den Europäer, in dessen Diensten er ist, entlehnen zu lassen. Die Frauen selbst fürchten den Schmerz nicht, um sich putzen zu können; jedes ihrer Ohren wird mit vier Löchern durchstochen, deren eines von bedeutender Größe; die Nase sogar entgeht diesem Loose nicht; in all diesen Oeffnungen tragen sie Juwelen von besonderer Form. Eigenthümlich ist ihnen ihre große Nüchternheit, und die Leichtigkeit, womit sie, wenn sie nur schlafen können, den Mangel an Nahrungsmitteln ertragen; in Zeiten des Mangels sind manchmal Unglückliche mehrere Tage lang ohne alle Speise, ohne daß man sie in jene tumultuarischen Bewegungen des Pöbels ausbrechen sieht, der sich in ähnlichem Fall in Europa schon Nahrungsmittel zu verschaffen wüßte; sie zeigen Fassung in Leiden und Tod. Verbrechen mit bewaffneter Hand, Diebstähle mittelst Einbruchs sind äußerst selten; denn ihr Charakter ist viel zu furchtsam. Ein, vielleicht ziemlich ernster Vorwurf ist dem Charakter der Indier zu machen: sie zeigen keine Erkenntlichkeit; sie haben sogar, wie man mir sagte, nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, um diesen Begriff auszudrücken. Wohldiener, Schmeichler und Kriecher, so lange sie vermuthen, daß man ihnen nützlich seyn kann, vergessen sie die geleisteten Dienste, wenn man nicht mehr im Stande ist, ihnen neue zu leisten. Wenn sie in Betreff der Betriebsamkeit und Anstelligkeit es den Negern zuvor thun, stehen sie in Betreff der Thatkraft, des Muthes, der Treue und Erkenntlichkeit weit unter ihnen. Eine Parallele zu ziehen zwischen diesen Menschenracen im Vergleiche mit der europäischen Race wäre vielleicht sonderbar, keineswegs aber sehr schwierig.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 262.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 September 1837.

Bevölkerung von China. *)

Die gewöhnlichen Bevölkerungslisten werden zur Erhebung der Geld- oder Naturalienabgaben und anderer Verpflichtungen der Unterthanen des Reiches entworfen, weßhalb auch die Volkszählung, welche in andern Staaten zum Wirkungskreis des Ministeriums des Innern gehört, in Sina zu den Geschäften des Finanzministeriums gezählt wird. Es werden demnach bloß die Personen und Familien, welche zu Abgaben und Dienstleistungen verschiedener Art verbunden sind, darin aufgeführt. Es werden nicht mitgezählt: die Mitglieder der zahlreichen kaiserlichen Familie und der acht Banner, die Militär- und Civilbeamten, die Armee und die Bevölkerung der Militärcolonien, alle Personen männlichen Geschlechts unter sechszehn und über sechszig, die Armen, Komödianten, Landstreicher und anderes Gesindel, so wie alle Individuen weiblichen Geschlechts. Die Mönche und Nonnen der buddhistischen und Tao-Klöster sind von allen Abgaben befreit, und werden demgemäß in die zum Behufe der Heberollen verfertigten Bevölkerungslisten ebenfalls nicht aufgenommen. Aus diesem Grunde ward in den Reichsgesetzen bestimmt, daß nicht jeder, um sich allen Staatsverpflichtungen zu entziehen, seine Zuflucht zu einem Kloster nehmen könne. Es bedarf hiezu seit der Dynastie der Tang einer eigenen Erlaubniß. Auch hat man Beispiele in der sinesischen Geschichte, daß Mönche und Nonnen, wenn im Laufe der Zeit ihre Anzahl zu groß geworden, gewaltsam säcularisirt, d. h. den bürgerlichen Gesetzen und Pflichten unterworfen wurden. Neben diesen Heberollen wird auch von Zeit zu Zeit die sämmtliche Bevölkerung des Reiches, die steuerpflichtige, wie die nicht steuerpflichtige, verzeichnet. Man kann sich leicht denken, welch' eine furchtbare Verwirrung entstehen müßte, wenn diese zwei Gattungen ganz verschiedener Bevölkerungslisten in Eine Classe zusammen geworfen würden. Der P. Hallerstein hat schon längst auf diese europäischen Mißverständnisse hingewiesen. Hallerstein hat auch die technischen Ausdrücke, welche bei der Anfertigung der verschiedenen Verzeichnisse gebraucht werden, erläutert; dessen ungeachtet wurden noch von Klaproth, der übrigens in diesen Dingen sehr erfahren war, in seiner Zugabe zur französischen Uebersetzung der Reise Timkowski's die Hebe- und Steuerrollen mit den allgemeinen Bevölkerungslisten verwechselt!

Ueber das Verhältniß dieser Heberollen zu der allgemeinen Bevölkerung des Landes in diesen Zeiten belehrt uns Martini. Martini sagt nämlich, daß Sina wohl 200 Millionen Einwohner habe könne, obgleich in den Heberollen bloß 58,914,284 Personen verzeichnet sind. Nach einer Zählung von 1710, die wir in einem Edicte Kien longs erwähnt finden, betrug damals die Bevölkerung Sina's bloß 23,332,200 Personen. Man bedenke, obgleich die Worte des Edictes das Entgegengesetzte vermuthen lassen, daß in dieser Liste doch wahrscheinlich bloß die steuerpflichtigen Personen enthalten sind, und daß einige südliche Provinzen des Reiches damals noch nicht vollkommen beruhigt waren. Im J. 1792 soll nach der Angabe desselben Edictes die Bevölkerung beinahe fünfzehnfach gestiegen seyn; doch werden dieser Behauptung gemäß bloß 307,467,200 Personen angegeben. Wir gestehen, das uns sämmtliche Angaben des erwähnten Edictes etwas verdächtig scheinen. Der P. Hallerstein hat uns ein Dokument aus dem Rechnungstribunale mitgetheilt, nach welchem die Gesammtzahl aller Bewohner des Mittelreiches im Jahre 1760 auf 196,837,977 gerechnet wurde; im folgenden Jahre sey sie schon um 1,375,741 Personen gestiegen. Dr. Morrison hat in seinem Ueberblick Sina's eine Angabe über die steuerbare Bevölkerung des Reiches vom J. 1790. Sie betrug nach der Zählung in diesem Jahre kaum 143 Millionen; was Morrison, der diese Anzahl für die sämmtliche Bevölkerung Sina's hält, freilich nicht mit den Nachrichten in Uebereinstimmung bringen kann, welche die englische Gesandtschaft im J. 1793 über die Bevölkerung des Reiches in Peking eingezogen hatte. Die Angabe des sinesischen Staatmannes bei Staunton dem Vater, wonach die Bevölkerung Sina's auf 333 Millionen gerechnet wird, wird aber jetzt durch die officiellen Bevölkerungslisten vom Ende des J. 1812 vollkommen bestätigt. Addirt man nämlich die Bevölkerung der einzelnen Provinzen, wie sie

*) Aus dem ersten Hefte der neu erschienenen Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Den Purismus, Sina statt des gewöhnlichen China zu schreiben, haben wir eben darum im Texte gelassen.

in dem Handbuch der gesammelten Satzungen angegeben ist, zusammen, und multiplicirt man die Familien mit sechs, so findet man, daß die Bevölkerung Sina's in dem benannten Jahre mehr denn 362 Millionen betragen hatte. Die Bevölkerung der innerhalb des Reiches wohnenden verschiedenen barbarischen Stämme, so wie die der Muhammedaner in Kan su ist hier mit eingeschlossen. Nur die Mongolen der innern und äußern Verwaltung (Dsaßal), d. h. die in 49 Banner abgetheilten südlich und westlich der Wüste Gobi wohnenden Stämme sind hierin nicht enthalten, so wenig wie die Bevölkerung des eigentlichen Landes der Tüketaner. Auch ist Korea, das wir als eine Provinz des Sinomandschu-Reiches betrachten, in den gewöhnlichen Bevölkerungslisten nicht enthalten. Wir schätzen die Bewohner dieser Länderstriche auf wenigstens zwölf Millionen. Die sämmtliche Bevölkerung des ganzen sinesischen Reiches würde sich demnach im Beginne des Jahres 1813 auf dreihundert vier und siebzig Millionen Personen belaufen haben. Der gelbe Fluß hat seit dieser Zeit einigemal seine Ufer durchbrochen und das flache Land überschwemmt, Tausende von Menschen haben in seinen Fluthen den Tod gefunden. Eine nicht unbedeutende Anzahl von Menschen hat in den letzten vier und zwanzig Jahren durch Erdbeben, Hungersnoth und Cholera das Leben verloren. Dessen ungeachtet hat sich doch sicherlich die Bevölkerung während der friedlichen Zeiten, die das Reich genießt — die einzelnen Aufstände im Innern und die Kriege in der kleinen Bucharei waren unbedeutend — um Vieles vermehrt. Wir halten deßhalb dafür, daß die Bevölkerung Sina's und des sinesischen Reiches bei dem Ende des Jahres 1836 wenigstens auf vierhundert Millionen Seelen geschätzt werden müsse.

Ueber den englischen Handel mit dem westlichen Afrika.

(Fortsetzung.)

Dieß ist die erste Wirkung der englischen Einmischung, und die Folge davon fühlt jeder Sklave, der die afrikanische Küste verläßt; noch größere Leiden warten aber des Unglücklichen, der von einem Kreuzer genommen wird, und in die eiserne Hand der mißverstandenen englischen Philanthropie fällt. Die Committee des Unterhauses über die Niederlassungen von Sierra Leone und Fernando Po spricht dieß zum Theil in einer ihrer Resolutionen aus, wo es heißt: „es ist die Ansicht dieser Committee, daß der Aufenthalt des gemischten Gerichtshofes für die Aburtheilung weggenommener Sklavenschiffe zu Sierra Leone für diesen Zweck höchst unpassend ist, indem die Sklavenschiffe gewöhnlich 8 bis 1200 Meilen weiter östlich weggenommen werden, und dieselbe, da die Strömung hier stets von Westen gegen Osten geht, gewöhnlich 8 oder 9 Wochen, und im Durchschnitt über fünf Wochen nach Sierra Leone unterwegs sind, während welcher Zeit gewöhnlich ein Sechstheil, ja manchmal die Hälfte der Sklaven stirbt, während die Ueberlebenden in einem entsetzlichen Zustand von Schwäche und Hinfälligkeit ans Land gesetzt werden."

Wir haben oben gesehen, auf welche Art ein Sklavenschiff aus dem Hafen gelockt wird; die Jagd und die Wegnahme desselben aber sind nur weitere Beweise der Grausamkeit des gegenwärtigen Systems. Wenn ein Sklavenschiff von der Mastspitze aus entdeckt wird, so setzt der Kreuzer alle Segel zur Jagd bei. Ist das Sklavenschiff dem kürzlich verlassenen Hafen noch nahe, so sucht es denselben wieder zu gewinnen, und wirft die Sklaven mit den Fesseln über Bord, um der Verurtheilung zu entgehen, da nur ein Schiff, das im Augenblick der Wegnahme noch Sklaven an Bord hat, verurtheilt werden kann; ist der Hafen schon zu fern, so sticht es in die See, und vertraut auf seine größere Schnelligkeit. Gelingt dieß nicht, so bleibt immer noch das Mittel übrig, die Sklaven ins Meer zu werfen, und so der Untersuchung zu trotzen. Daß dieß oft geschieht, ist eine erwiesene Thatsache. Bleibt hiezu keine Zeit, und wird das Sklavenschiff nach einem sogenannten „muthigen Gefecht" genommen, wobei ein wenig englisches und viel spanisches und afrikanisches Blut vergossen wird, so wird eine englische Abtheilung an Bord geschickt, und das Schiff nach Sierra Leone zur Aburtheilung beordert. Die Schrecken dieser Reise im Vergleich mit der gewöhnlichen Ueberfahrt nach Amerika sind notorisch: nach der oben angeführten Stelle stirbt von den Sklaven ein Sechstheil, ja manchmal die Hälfte, oder 17 bis 50 Procent, während nach den Berichten der englischen Consuln in Brasilien von 47,258 in Afrika nach Brasilien eingeschifften Sklaven nur 3821 oder etwas mehr als ein Achttheil starben. Ein Commentar über diese Thatsachen ist völlig überflüssig.

Ein anderer Punkt in Betreff der Jagd und Wegnahme eines Sklavenschiffs verdient noch in Bezug auf England selbst eine besondere Erwähnung. Setzt sich das Sklavenschiff zur Wehre, und werden in dem darauf folgenden Kampfe einige Leute des englischen Kreuzers verwundet, so hat dieß für den Sklavenhändler durchaus keine üblen Folgen, die einzige Bemerkung, die man darüber macht ist die, er sey ein tapferer Bursche, der verdient hätte zu entkommen. Nun ist ein Sklavenhändler ein Schmuggler, der kein Recht hat sich einem dazu ermächtigten Kriegsschiffe zu widersetzen. Thut er dieß, und tödtet oder verwundet er dabei Leute, die in der Ausübung ihrer Pflicht sind, so sollte er von Rechtswegen derselben Strafe unterliegen, wie ein Mann, der ein Fäßchen Branntwein einschmuggelt, dabei auf die Küstenwache stößt, und einen der Küstenwächter tödtet oder verwundet; der englische Schmuggler wird gehängt, der spanische oder portugiesische kommt ungestraft durch.

Ehe ich *) die Küste von Afrika besuchte, war ich immer der Meinung, die Mannschaft der Sklavenschiffe erhalte eine gewisse Züchtigung, und war sehr erstaunt zu erfahren, daß sie gewöhnlich zu Prince's Island ans Land gesetzt werden mit ihren Kleidern und sonstigen Habseligkeiten. Diese Milde hat zweierlei Folgen: sie verschafft einem Sklavenschiff, das einen Theil seiner Mannschaft verloren hat, Gelegenheit sein Schiff wieder zu bemannen, und welcher Capitän Lust hat, ein See-

*) Oldfield spricht, der diese Reise machte.

räuber zu werden, der findet hier eine Auswahl verwegener Burſche, die zu allen Abſcheulichkeiten bereit ſind.

Es iſt aus allem dieſem wohl ziemlich klar, daß alle geſetzlichen Beſtimmungen in Betreff des Sklavenhandels, inſofern derſelbe nicht als Seeräuberei erklärt wird, die Unmenſchlichkeit des Handels nur vermehren müſſen, ohne ihn im Geringſten zu verhindern. Dieß iſt ein Fall, wo eine halbe Maßregel ein wirkliches Uebel wird.

Nach den richtigſten Grundſätzen von Handelspolitik ſollte England alle ſeine Kräfte aufbieten, um Civiliſation in Afrika zu fördern. Die gegenwärtige Ausdehnung des Handels, unter ſo großen Nachtheilen derſelbe auch leidet, iſt oben angegeben worden. Was für ein Gewinn daraus zu ziehen wäre, erhellt aus der Vergleichung der Ausfuhr engliſcher Waaren nach einem freien, halb civiliſirten Negerſtaat, wie Hayti, der etwa eine Million Einwohner hat, mit der Ausfuhr nach Weſtafrika, wo eine verſklavte Bevölkerung von 30 Millionen haust. Die Ausfuhr nach Hayti betrug im J. 1834: 357,297 Pf. St. oder 7 Sh. 2 P. auf den Kopf; die Ausfuhr nach Weſtafrika nur 326,483 Pf. St. oder 2 und einen halben Penny auf den Kopf. Dieß zeigt deutlich, welches unermeßliche Feld für den engliſchen Handel offen ſtünde, wenn irgend ein Fortſchritt in der Civiliſation des Landes geſchähe. Die Haytier haben keinen Vortheil des Bodens oder Klima's über ihre Brüder an der afrikaniſchen Küſte; ſie ſind von derſelben Race und wahrſcheinlich auch mit denſelben Fähigkeiten ausgerüſtet, aber ſie haben den Vortheil, in Friede und Sicherheit zu leben. Auch iſt zu bemerken, daß die Haytier durch prohibitoriſche Zölle, die auf ihren Producten laſten, von dem engliſchen Markt ausgeſchloſſen ſind. Die große Streitfrage über freie und Sklavenarbeit wäre wohl längſt gelöst, hätte England ſeine Häfen dem haytiſchen Kaffee geöffnet.

Die Zölle auf alle afrikaniſchen Producte ſollten vermindert, wo nicht gänzlich abgeſchafft werden. Gegenwärtig würden darunter keine Intereſſen leiden, denn die jetzigen Einfuhrartikel ſind die freien Erzeugniſſe des Bodens und dem Lande eigenthümlich. Kaffee wäre der erſte Ausfuhrartikel, der durch erweiterten Anbau in größerer Maſſe auf die Märkte gelangen könnte, Zucker erfordert zu viel Capital, ſo daß es noch auf viele Jahre hinaus nicht wahrſcheinlich iſt, daß er mit dem aus Oſt- oder Weſtindien in Concurrenz treten könnte. Die hohen Preiſe der Colonialproducte in den letzten Jahren haben die Stimmung gegen das Verbot der Einfuhr von Zucker und Kaffee aus Braſilien und Cuba ſehr angeregt; man ſagt laut, da man den Weſtindiern 20 Millionen Pfund Sterling bezahlt habe, ſo hätte ſich das Volk ein Recht erworben, Zucker und Kaffee vom wohlfeilſten Markt zu erhalten. Wollte England ſeine Märkte für Colonialwaaren allen denjenigen Ländern öffnen, wo die Sklaverei abgeſchafft iſt, und ſie denen ſchließen, wo noch Sklaven gehalten werden, ſo würden die Pflanzer, welche noch Sklaven haben, es bald ihrem Intereſſe gemäß finden, die Sklaverei abzuſchaffen; mit dem Beiſpiel von Brittiſch-Weſtindien vor Augen, würden ſie bald ſehen, daß es möglich iſt, ein freies, fleißiges und friedliches ſchwarzes Landvolk zu haben. Ganz anders wäre der Erfolg, wenn man die prohibitoriſchen Zölle abſchaffen wollte, ohne einen ſolchen Unterſchied zu machen: der fremde Sklavenhandel würde dadurch einen neuen Antrieb erhalten, und die Sklaveneinfuhr würde ſich verdoppeln, denn man würde zu gleicher Zeit der Fortdauer der Sklaverei eine Prämie bewilligen und eine große Ungerechtigkeit gegen die engliſchen Colonien begehen.

(Schluß folgt.)

Ueber den Handel Braſiliens.

Rio de Janeiro, im Junius 1837.

Trotz der ungünſtigen politiſchen Verhältniſſe Braſiliens und des ſeit zwei Jahren von neuem in ſeinen Eingeweiden wüthenden Bürgerkrieges hat dennoch der Handel, beſonders in der Hauptſtadt Rio de Janeiro, eine Wichtigkeit gewonnen, die gerechtes Staunen erregt, und mit der ſich ſo leicht kein anderer ſüdamerikaniſcher Hafen meſſen dürfte. Um ſich einen anſchaulichen Begriff davon zu machen, genügt es, einen Blick auf die Hafenbewegung, z. B. des Monats Februar 1837, zu werfen, woraus hervorgeht, daß in gedachtem Monate 64 Schiffe von in Summa 12,596 Tonnen von fremden (d. h. nicht braſilianiſchen) Häfen ein- und 51 Schiffe von 11,156 Tonnen nach ſolchen von hier ausliefen. *) Nach den Nationen eingetheilt, ſtellt ſich folgendes Reſultat heraus; es waren:

15 engliſche, 12 braſilianiſche, 10 portugieſiſche, 7 nordamerikaniſche, 4 Hamburger, 3 franzöſiſche, 3 ſardiniſche, 2 von Buenos-Ayres, 2 öſterreichiſche, 2 däniſche, 1 belgiſches, 1 ſpaniſches, 1 von Montevideo und 1 neapolitaniſches.

Ausliefen: 9 engliſche, 9 ſchwediſche, 8 nordamerikaniſche, 7 portugieſiſche, 4 franzöſiſche, 3 braſilianiſche, 3 däniſche, 2 ſardiniſche, 2 Montevideaner, 1 öſterreichiſches, 1 Hamburger, 1 Buenos-Ayreſianer und 1 holländiſches.

Obiges waren ſämmtlich Kauffahrer, außer welchen noch 16 Kriegsſchiffe einliefen, und zwar: 10 braſilianiſche, 3 engliſche, 1 franzöſiſches, 1 nordamerikaniſches, 1 holländiſches; ferner 1 engliſches Paketboot. Ausliefen 9 Kriegsſchiffe: d. i. 5 franzöſiſche, 3 nordamerikaniſche, 2 braſilianiſche, 1 holländiſches und 3 Paketboote (2 engliſche und 1 braſilianiſches).

Unter den Ausfuhrproducten ſteht wie immer der Kaffee und Zucker obenan, ſodann bemerkt man Rindviehhäute und Hörner, Reis, Tabak, Jacaranda-Holz (vorzüglich zu ſchönen Meubles geeignet) und Branntwein. Die Geſammtausfuhr des Kaffee's betrug 74,268 Säcke, 508 Fäſſer, die des Zuckers 3057 Säcke, 790 Kiſten, 526 Fäſſer. Unter den eingelaufenen Schiffen erſcheinen 7 (6 portugieſiſche, 1 braſilianiſches), als von Angola an der Küſte von Afrika kommend, welche am Zollamte faſt ſämmtlich Ballaſt declarirten, d. h. mit Negern befrachtet kamen, welche ſie außerhalb, man ſagt ſogar zuweilen I n n e r h a l b der hieſigen Bai ans Land ſetzen. Auf die Frage, wie iſt dieß aber möglich, da der Sklavenhandel doch längſt in Braſilien geſetzlich verboten, und außer einem braſilianiſchen Beamtenheere noch eine gemiſcht brittiſch-braſilianiſche Commiſſion zur Beobachtung des betreffenden Tractats beſteht, da ferner die Hafenfeſtungen ſo gelegen ſind, daß ohne ihr Wiſſen und Willen keine Nußſchale ein- oder ausgeſchifft — alles dieß

*) Hiezu kommt noch die Verbindung mit den braſilianiſchen Häfen, von welchen 166 Schiffe von 10,287 Tonnen ein-, und nach welchen 146 Schiffe von 11,156 Tonnen ausliefen.

beantwortet sich mit der Mythe von Jupiters goldener Wolke: Nimmt man an, daß im Durchschnitt jedes Fahrzeug nur 270 Köpfe brachte (oft haben sie deren 6 bis 800 an Bord), so sind es in Einem Monat 2000, oder jährlich 24,000, welche nur allein in der Nähe von Rio eingebracht werden, eine Zahl, welche uns die Zukunft dieses paradiesischen Landes in um so düstern Farben erscheinen läßt, als die Einwanderung weißer Colonisten in ganz Brasilien nicht in Einem Jahre die Höhe der nur allein hier eingeführten Negersklaven Eines Monats erreicht. Dennoch steigt der Preis der Letztern mit jedem Tage, so daß ein Knabe von 6 bis 10 Jahren mit 360 bis 470 Reichsthalern, und ein etwas älterer, welcher ein Handwerk oder zu kochen versteht, oftmals mit 1000 Reichsthalern und mehr bezahlt wird.

Pondichery und seine Bewohner.

Die Indier.

(Fortsetzung.)

Eine Beobachtung, die niemand entgehen kann, der diese Gegend besucht, ist die äußerste Unterabtheilung der Kasten, die geringe Einheit, die unter ihnen besteht, und die tiefe Verachtung, die jede höhere gegen die niedrigern an Tag legt. Keine Verschmelzung, keine Annäherung ist unter ihnen möglich; daher die ungemeine Leichtigkeit, womit eine Handvoll Europäer Millionen Menschen unterwarf. Der Elementarunterricht ist allgemein verbreitet; die meisten Indier, selbst die untersten Kasten, können lesen, schreiben und rechnen; Viele verstehen Französisch und ein wenig Englisch; die Weiber dagegen wissen nichts; ihre Religion hält sie in einem Zustande der Abhängigkeit und des Heloticismus. Trotz jener Anstelligkeit aber glaube ich, daß sie nur wenig Kopfthätigkeit haben; sie suchen ihre Kenntnisse nicht zu vermehren: wesentlich stationär, ändert sich nichts in ihren Gewohnheiten, in ihren Sitten, in ihren Trachten. Umsonst fragt man selbst einen gelehrten Indier um den Ursprung oder den Grund irgend eines Gebrauches; er wird nur mit den Worten zu antworten wissen: es ist der Gebrauch, es ist die Gewohnheit: und damit glaubt er den gordischen Knoten durchhauen zu haben. Ich gestehe es, vergeblich suchte ich jene weisen Indier, oder jene philosophischen Braminen, wovon man uns in so vielen Werken spricht. Abergläubisch im höchsten Grade, wäre es unnütz, wenn man ihnen durch unwiderlegliche Beweise darzuthun suchte, daß sie an eine Menge Albernheiten glaubten; es wäre unmöglich ihre Ueberzeugung zu erschüttern. Ebenso ist es ein Irrthum, wenn wir nach unsern europäischen Begriffen glauben, der Paria fühle sich unglücklich über die gesellschaftliche Erniedrigung, in der er lebt; er hegte nie den Gedanken, daß dieß anders seyn könne; doch gesteht er selten, daß er Paria ist: in seiner Eigenliebe tröstet er sich damit, daß er seiner Kaste den Namen seines Gewerbes beilegt.

Die indischen Aerzte, wenn man sie so nennen kann, widmen sich keinem medicinischen Studium: ohne alle Kenntnisse der Anatomie und Physiologie, kennen sie von den Krankheiten nur die Symptome, welche in die Sinne fallen, und wenden empirisch die Mittel an, die sie für die geeignetsten halten zur Heilung der Kälte oder der Hitze — der einzigen Krankheitsursachen, die sie anerkennen. Daher ihre zwei großen Heilsordnungen: Erwärmung des Leibes oder Abkühlung. Sollte ich aber sagen, durch welche Mittel sie dieß erreichen, es würde mir schwer fallen; denn Apotheker und Aerzte zu gleicher Zeit, haben sie die Bereitung und Anwendung der Heilmittel in den Händen, und werden weder den Kranken, noch viel weniger aber den europäischen Aerzten sagen, was sie anwenden. Umsonst bittet man sie um Nachweisungen über den frühern Zustand des Kranken und über das angewendete Heilverfahren, wenn man während des Verlaufes einer Krankheit zur Behandlung eines Indiers gerufen wird, den sie bisher behandelt hatten. Kommen sie zu einem Kranken, so behaupten sie stets, daß sie die Krankheit heben werden, bestimmen die Zeit, wann dieß geschehen seyn muß, und die Summe, die sie für die Behandlung verlangen. Hievon muß ihnen die Hälfte vorweg bezahlt werden zum Ankaufe der Arzneien, die andere Hälfte wird ihnen nach bewirkter Heilung, wenn sie stattfindet, bezahlt. Ihre Heilart aber beschränkt sich nicht auf die Anwendung der Arzneien; sie heilen auch durch Auflegung der Hände, durch kabbalistische Worte und mehr oder minder bizarre Ceremonien, die, man muß es gestehen, durch den Einfluß, den sie auf die leichtgläubige Einbildungskraft der Indier ausüben, die sich zuweilen von einem bösen Geiste besessen halten, manchmal zur Heilung beitragen. So sah ich, wie der Bruder eines meiner Dienstboten, der den Wahn hegte, der Teufel sey in ihn gefahren, und außerdem eine Dysenterie hatte, meine unentgeldliche ärztliche Hülfe unter dem Vorwand ausschlug, es sey mir vielleicht die Heilung seiner Dysenterie, nicht aber die Austreibung des bösen Geistes möglich, wie seinem Mestris, der in derartigen Operationen ein geschickter Mann sey. Die indischen Aerzte behaupten, die Krankheiten an der Beschaffenheit und den Modificationen des Pulses zu erkennen: sie können nur an diesem Einen Symptome haltend, nicht bloß herausbringen, ob eine Frau schwanger, sondern auch, wie weit die Schwangerschaft schon vorgerückt ist. Sie anerkennen in dem Pulse drei Dinge: das Wasser, die Luft und das Feuer. Ich weiß nicht, was sie darunter verstehen, und ob es ihnen selbst wohl klar ist; so viel aber weiß ich, daß sie gar keine Kenntniß davon haben, daß der Puls unter dem Einflusse des Herzens steht. Bei ihrem Heilverfahren greifen sie oft zu Brechmitteln, und hauptsächlich zur Ipecacuanha, zu drastischen Abführungsmitteln und zu Quecksilber- und Arsenikpräparaten. Die Anwendung ihrer Arzneien geschieht in Pillenform, in ihre Recepte aber weihen sie niemand ein. Bei der Behandlung der Wunden können wir ihr Verfahren und die Wirkungen desselben etwas besser beobachten. Für äußere Schmerzen oder geschwürartige Entzündungen machen sie Reibungen mit dem Topicum par excellence, dem Kuhmist, den man auch als Kataplasmen anwandte. In eine frische Wunde, die nur der Vereinigung bedurfte, brachten sie pulverisirte Kohle, und fuhren damit so lange fort, bis das Blut gestillt war. Dieses Verfahren war bei den Indiern dergestalt im Gebrauche, daß wir, wenn auch zuerst gerufen, nur selten eine Wunde schließen konnten, weil sie, ehe sie uns holen ließen, ihre Wunden stets schon mit dieser Substanz bestreut hatten, deren gänzliche Entfernung ziemlich schwer war, und die nur durch die Eiterung, die darauf folgte, weggebracht wurde. War die Eiterung eingetreten, dann griffen die Mestris zu pulverisirtem schwefelsaurem Kalk oder essigsaurem Kupfer, oder zu andern ebenso rationellen Mitteln, welche die Wunden reizten, und deren Vernarbung, wenn sie nicht ernstere Unfälle nach sich zogen, weit hinausschoben. War ein Abscess zur Reife gediehen, so öffneten sie ihn nie mit einem schneidenden Instrumente; sie bedienten sich hiezu blasenziehender Blätter oder überließen der Natur die Sorge für dessen Oeffnung: daher übermäßige Ablösungen und eine oft sehr reichliche Eiterung, die dem Kranken manchmal den Tod zuziehen konnte.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 263.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 September 1837.

Ueber eine alte in der Nähe von Kertsch aufgefundene Vase. *)

In einem der von mir aufgegrabenen Erdhügel jenseits des Dorfes Glinischtsche, anderthalb Werste von Kertsch, verlor ich bereits alle Hoffnung, irgend etwas aufzufinden, da ich in dem Boden keine Spur bemerkte, auf der man auf das Vorhandenseyn eines Grabmals hätte schließen können, ich setzte indeß dennoch die Arbeit fort, durchschnitt den Hügel in allen Richtungen, und bemerkte endlich, daß auf der einen Seite die Erde etwas weicher sey, was deutlich auf eine hier ehemals vorhandene Grube hinwies. Hier wurde nun das Nachgraben rascher betrieben, und bald entdeckte man auf dem Boden dieser Grube, die zwei Klafter unter der Oberfläche lag und selbst über zwei Arschinen Tiefe hatte, eine kleine Zelle von Backsteinen, worin eine Vase aus Thon stand, die im Innern die Asche der verbrannten Gebeine enthielt, von außen aber auf schwarzem Grund eine Abbildung zeigte. Dieser Umstand beweist, mit welcher Achtsamkeit man die Nachforschungen in diesen Erdhügeln führen muß, wo die Gräber oft sehr tief liegen.

Die gefundene Vase ist eines der merkwürdigsten aller Denkmäler, die man bis jetzt in den Grabhügeln von Panticapäum entdeckte; sie ist, wie gewöhnlich alle griechischen Vasen, aus feinem leichtem Thon und in jeder Beziehung ganz vortrefflich erhalten. Die darauf befindliche Abbildung gibt dem Fund einen Werth, nicht weil solche Vasen selten sind, sondern weil man ähnliche Darstellungen noch auf keiner der bisher ausgegrabenen Vasen fand. Drei Figuren sind es, die ein sehr lebendiges Bild darstellen. Die erste ist eine Kriegerin zu Pferde, welche mit der Lanze in der rechten Hand auf zwei Krieger einsprengt; einer dieser Krieger, völlig nackt, aber im Helm, mit Lanze und Schild, hat sich auf ein Knie niedergelassen, und bereitet sich, den Angriff abzuwehren; der andere mit dem Pilidion **) auf dem Kopfe, kommt dem ersten zu Hülfe, und sein Oberkleid fällt ihm in der Hitze des Kampfes von der Schulter. Die Stellung dieser beiden Krieger zeigt den feinen Geschmack des Künstlers; Stellung, so wie das Costume der Kriegerin, welche im Panzerhemd erscheint, das den vordern Theil des Körpers nebst den Armen und Füßen bedeckt, zeigen den Zweck, den er sich vorgesetzt, nämlich den Kampf einer Amazone gegen zwei griechische Krieger darzustellen, vielleicht den Kampf der Hippolyte gegen Theseus, den man so häufig auf den Denkmälern des alten Griechenlands abgebildet findet.

Es ist überflüssig, hier die zahlreichen Hypothesen alter und neuer Schriftsteller über das Daseyn der Amazonen zu wiederholen. Die Griechen mit ihrer gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit stellen alles auf ihre Weise dar, übertreiben die zu ihnen gedrungenen Nachrichten, und mischen in die Sage von den Amazonen allerlei erfundene und ganz unwahrscheinliche Begebenheiten. Der Akademiker Freret, welcher Alles, was über die Amazonen gesagt wurde, zusammengestellt und kritisch gesichtet hat, gibt das ziemlich wahrscheinliche Resultat, daß zur Zeit Herodots und auch noch später in Skythien, ostwärts vom Tanais, ein Zweig des Stamms von Sauromaten wohnte, bei welchem die Weiber gewöhnlich ihre Männer in den Krieg begleiteten; die Sauromaten hatten diese Weiber Amazonen, die Skythen Oyh-Pata (Männermörderin) genannt. Einige Jahrhunderte vor Homer zog ein zahlreicher Haufe Amazonen über den Kaukasus und durch Kolchis, gelangte nach Kleinasien, und begründete seine Wohnungen an den Ufern des Thermodon.

Der Hals und der Boden der Vase sind mit Eiern bedeckt, einer bekannten Verzierungsart, die, wie auch die Mäander, der griechischen Kunst angehören; aber das Pferd der Amazone und der Schild des einen Kriegers haben eine weiße Farbe, was man auf griechischen Vasen sehr selten findet. Nach dem Bau des Grabmals zu schließen, und nach dem Umstand, daß darin gar keine goldenen Geräthschaften gefunden wurden, darf man mit voller Wahrscheinlichkeit annehmen, daß es dem vierten oder fünften Jahrhundert vor Christo, d. h. den ersten Zeiten nach der Gründung von Panticapäum angehört.

*) Aus einem Bericht des Directors des Museums zu Kertsch.

**) Eine zottige, bei den Seeleuten gewöhnliche Mütze, die man auch auf den Köpfen verschiedener Dichter und Helden des Alterthums findet.

Ueber den engliſchen Handel mit dem weſtlichen Afrika.

(Schluß)

Nächſt dem aber, daß man alle Mittel ergreift, um direct und indirect den Sklavenhandel zu unterdrücken, bleibt freilich die Beförderung der Civiliſation in Afrika das Wichtigſte. Die Anwendung der dazu führenden Mittel iſt allerdings äußerſt ſchwierig. Eine Ueberſicht der Karte von Afrika zeigt, daß zwiſchen dem Gambia und dem Niger keine großen ſchiffbaren Ströme ſich befinden, auf denen man nach dem Innern des Landes mit derjenigen Sicherheit, Wohlfeilheit und Schnelle gelangen könnte, die für Handelsgeſchäfte ſo weſentlich ſind. Wegen des Mangels an Straßen und regelmäßigen Regierungen an der Seeküſte ſind Landreiſen für Europäer unthunlich, auch wenn das Klima ſolche geſtattete, wovon traurige Erfahrungen das Gegentheil beweiſen haben; überdieß beweiſt die Geſchichte der engliſchen Niederlaſſungen an der Küſte, daß ſie keinen weſentlichen Einfluß auf die Sitten und Gewohnheiten der großen Maſſe der Einwohner ausüben können.

Das einzige Mittel demnach, das man mit Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs in Ausführung bringen kann, beſteht darin, daß man dem einzigen Canal folgt, den die Natur angewieſen hat, dem Niger, durch den man allein tiefer ins Innere des weſtlichen Afrika's gelangen kann. Man ſollte deßhalb eine Kette engliſcher Poſten den Niger aufwärts bis Sego anlegen, und von da über Timbo nach Sierra Leone und nach Barraconda am Gambia; der Sitz der Regierung an der Küſte ſollte von Sierra Leone nach Fernando Po verlegt und der Verkehr mit dem Innern von dieſem Punkt aus durch Dampfboote unterhalten werden. Dieſer Plan könnte auf den erſten Anblick chimäriſch erſcheinen, es läßt ſich indeß beweiſen, daß er leicht auszuführen, ökonomiſch, und in ſeinen Reſultaten höchſt günſtig ſeyn würde.

Die zweite Reiſe Mungo Parks, die große Entdeckung Landers und unſere eigene Fahrt den Niger hinauf beweiſen, daß der Fluß 3000 Meilen weit ſchiffbar iſt. Die Aufnahme, die wir ſelbſt erfuhren, und die Freiheit von aller Beſchränkung, die wir genoſſen, beweiſen hinreichend den friedlichen und freundlichen Charakter der Eingebornen. Aber ſelbſt wenn dieſe geneigt wären, ſich der Beſetzung verſchiedener Punkte am Fluß durch die Engländer zu widerſetzen, ſo ſind ſie wegen des unruhigen Zuſtandes im Lande nicht im Stande dieß zu thun, und leicht könnten Niederlaſſungen an den beſtgelegenen Punkten angelegt werden. Dieſe Punkte wären 1) in der Nähe des Marktes von Iccory, wo das Land hoch, und, wie es ſcheint, geſund iſt, 2) bei der Vereinigung mit dem Shary,*) 3) bei Rabbah, 4) bei Buſſa, wo wahrſcheinlich die Waaren einige Meilen weit zu Lande fortgebracht werden müßten; ferner an einem oder zwei Punkten zwiſchen dieſem Ort und Sego, in allem ſechs oder ſieben Stationen. An allen dieſen Orten iſt Ueberfluß an unbeſetztem Lande, das man leicht von den Eingebornen kaufen könnte; an vielen Orten würde man eine ſolche Niederlaſſung mit Freude begrüßen, und die Weißen in allen Streitigkeiten zu Schiedsrichtern wählen.

Ein ſolcher Plan könnte auf zweierlei Art mit vergleichungsweiſe geringen Koſten ausgeführt werden, nämlich entweder durch die Errichtung von bloßen Handelspoſten oder durch Erwerbung eines kleinen Gebiets und Einführung weſtindiſcher und amerikaniſcher freier Neger, welche Kenntniß vom Anbau des Zuckers und anderer tropiſchen Producte mit ſich bringen, und gewiſſermaßen Ackerbauſchulen für die umwohnende Bevölkerung bilden würden. Würde der erſte Plan angenommen, ſo würde ein Hauptmann mit zwei Subalternen und einer Compagnie Afrikaner hinreichen, um ſich gegen jede Macht zu vertheidigen, die man gegen ſie aufbringen könnte. Den Officieren ſollte man den Handel verbieten, ihnen aber nach einer beſtimmten Dienſtzeit Beförderung zuſichern. Das Balkenwerk zu den Wohnhäuſern könnte man aus Fernando Po kommen laſſen, und die Errichtung einer Verpalliſadirung wäre die einzige nöthige Vertheidigungsmaßregel, und auch dieſe mehr, um Zudringliche abzuhalten, als aus Furcht vor einem Angriff. Würde der letztere Plan beliebt, ſo wäre eine bürgerliche Verwaltung nothwendig, und die Ausgaben würden ſich bedeutend ſteigern, obgleich bei gehöriger Leitung dieß das wirkſamſte Mittel wäre, in der kürzeſten Zeit die Qualität der afrikaniſchen Producte zu verbeſſern und die Quantität zu vermehren. Was man in beiden Fällen bedürfte, wären beſtimmte Punkte, wo der Kaufmann ſeine Waaren ſicher niederlegen könnte, um ſie gegen Producte auszutauſchen; Privatunternehmungen würden das Uebrige thun.

Ein Blick auf die Karte zeigt mit Einem Mal, welche Reſultate ein ſolcher Plan ergeben müßte. Durch den Niger würde das ganze weſtliche Afrika umfaßt, und durch den Shary, der gewiß bis zum 42° öſtlicher Länge ſchiffbar iſt, würde ein Verkehr eröffnet mit all den unbekannten Nationen, welche zwiſchen Niger und Nil wohnen. Man hat behauptet, da die Mündung des Nigers nun einmal entdeckt ſey, ſo ſolle die Regierung dem Privatunternehmungsgeiſte das Weitere überlaſſen. Dieß iſt nur bis auf einen gewiſſen Punkt richtig, denn der Privatunternehmungsgeiſt bedarf des Schutzes der Regierung. Wenn die Regierung dieſen gewährt durch die Errichtung von Stationen am Niger, ſo wird der Unternehmungsgeiſt der engliſchen Kaufleute bald die Hülfsquellen des Landes entwickeln.

Natürlich müßte, um einen Plan dieſer Art in Ausführung zu bringen, das Syſtem der Regierung an der Küſte völlig geändert werden. So lang als der gegenwärtige desorganiſirte Zuſtand der Küſte fortdauert, können wir keine politiſchen Verhältniſſe mit den Bewohnern des Landes anknüpfen. Unſer Verkehr iſt rein commerciell, und dazu iſt eine Handelsregierung am beſten geeignet. Der Verſuch wurde bei Cap Coaſt Caſtle mit Glück gemacht, und dadurch die Ausgaben von 30,000 Pf. St. jährlich auf 3500 vermindert. Daſſelbe könnte mit ähnlichen Reſultaten am Gambia und bei Sierra Leone geſchehen.

Mein Vorſchlag iſt, das Hauptquartier der Regierung nach Fernando Po zu verlegen, das durch ſeine geographiſche Lage

*) So nennt er hier immer den Tſchadda.

der Schlüssel zu Central-Afrika ist, und nur wenige Meilen von den großen Sitzen unsers gegenwärtigen Handels an der Küste entfernt liegt; auch ist dieß der einzige Platz an der ganzen Küstenlinie, wo Spitäler und ähnliche Gebäude weit über dem Bereich des Küstenfiebers errichtet werden könnten, um Invaliden aus dem Militär und Civil von allen Theilen der Küste aufzunehmen, damit sie hier in einer reinen Atmosphäre ihre Gesundheit wieder herstellen könnten. Die Souveränetät über Fernando Po gehört den Spaniern, da diese aber gar keine Niederlassung hier haben, so könnten sie nicht wohl etwas dagegen einwenden, solche an England zu übertragen; sollten sie aber Einwendungen machen, so könnte man dennoch davon Besitz nehmen, zur Bezahlung eines Theils der Schuld, welche die jetzige Regierung Spaniens an England schuldet.

In diesem Falle sollte man einen Generalgouverneur für die Küste und die Stationen im Innern ernennen, und dieser, begleitet von den Richtern, die Stationen an der Küste alle halb, und die im Innern alle Jahre einmal besuchen, Klagen und Streitigkeiten anhören und schlichten: Europäer und Afrikaner würden auf diese Art ein unparteiisches Tribunal haben, an das beide appelliren könnten; leider muß man sagen, daß der Afrikaner gewöhnlich derjenige Theil ist, welcher Schutz bedarf.

Um Civilisation im Lande auszubreiten, müßten an jeder brittischen Station Schulen errichtet werden, wo namentlich auch Unterricht im Ackerbau und in Handwerkern ertheilt würde. Die Begierde, womit diese Afrikaner nach Kenntnissen streben, ist ein auffallender Zug ihres Charakters: an der Küste haben viele von den Capitänen der Handelsschiffe Geschriebenes lesen lernen, können aber nichts Gedrucktes lesen. Die Schulen zu Sierra Leone und Cap Coast Castle haben schon vieles geleistet; ein gekaperter Sklave, der sich zu Fernando Po aufhielt, hat sogar seinen Sohn zur Erziehung nach England geschickt. Alle Häuptlinge an der Küste würden gern für den Unterhalt und die Erziehung ihrer Kinder bezahlen. Im Innern drängen sich in jedem Dorfe, wo man sich zum Muhammedanismus bekennt, die Kinder herbei, um arabische Gebete und Stellen aus dem Koran zu erlernen. In Amerika bestehen Gesetze, um die Neger am Lernen zu hindern, an der Lust dazu, wenn sie Gelegenheit hätten, läßt sich nicht zweifeln.

Indem ich diese Ansichten zu einer Civilisirung Afrika's hinwerfe, muß ich immer bemerken, daß, so lange der Sklavenhandel fortdauert, weder dieser, noch ein anderer Plan gehörig ausgeführt werden kann, so daß sich über seinen praktischen Werth oder Unwerth ein gehöriges Urtheil fällen ließe: es wäre bloß eine Verschwendung von Zeit, Geld und Menschenleben, wenn man irgend einen versuchen wollte, denn der Erfolg eines jeden hängt von der Vernichtung des Sklavenhandels ab.

Pondichery und seine Bewohner.

Die Indier.

(Schluß.)

Die Brüche werden von den Aerzten nicht behandelt: die Löpfer besitzen das Privilegium zur Behandlung dieser Art Verletzung. Da sie ohne alle Kenntniß in der Anatomie und Chirurgie sind, so läßt sich leicht voraussehen, wie viele Unfälle die Folge hievon seyn müssen. Doch ist der Apparat, dessen sie sich bedienen, so scharfsinnig, daß ich ihm wohl einige Worte widmen darf. Sie geben sich nicht immer die Mühe, die Bruchstücke herauszuschaffen, und da ich sie nicht operiren sah, so kann ich nicht über die Manipulationen sprechen, die sie anwenden; allein ich hatte oft Gelegenheit hintennach Indier zu behandeln, die von ihnen bereits verbunden worden, und war im Stande, die Resultate ihrer Methode zu würdigen. Sie bemühen sich, wie es scheint, die Zusammenfügung der Bruchstücke zu bewirken; ist aber eines der Bruchstücke durch eine Wunde herausgedrungen, und finden sie bei der Einrichtung desselben Schwierigkeit, so stehen sie davon ab, wenden aber darum nicht minder ihren Apparat an: mehrere derartige Fälle konnte ich beobachten. Zuerst machen sie einen sehr dichten Teig aus Kuhmist, bringen davon eine Schicht von mindestens einem Zoll Dicke auf die ganze Länge des Theiles des gebrochenen Gliedes, und lassen den untern Theil eben dieses Gliedes frei, wenn sie an dem Arm oder Schenkel operiren. Hierauf bedienen sie sich einer langen, nicht sehr dicken Binde, womit sie das gebrochene Glied und den Kuhmist umwickeln, und so fest als möglich binden. Ist diese Binde zu Ende, so nehmen sie eine zweite, dann nehmen sie Stücke von ziemlich schmalem Bambusrohr, die ungefähr die Länge des gebrochenen Knochens haben, und legen sie auf den ganzen Umfang des Gliedes mittelst eines wollenen Bindfadens, schließen sie so fest als möglich, indem sie den Bindfaden oberhalb und unterhalb jedes Stücks Bambusrohr hindurchziehen. Diese nun drücken auf die darunter befindliche Leinwand und in den aus dem Kuhmist gebildeten weichen Teig hinein. Dieser Apparat erscheint äußerst fest, und hat auch eine gewisse Eleganz: sie lassen ihn lange darauf, und untersuchen, wie ich aus den Fällen schließe, die ich beobachtete, das Glied nie: sie binden ihn aber viel zu fest, verhindern oder hemmen merklich den Kreislauf des Blutes: daher furchtbare Zufälle und selbst der kalte Brand des ganzen Gliedes. Ich sah dieß mehrmals, herbeigeführt durch die unpassende Anwendung dieses Apparates, und nahm zweimal wegen eingetretenen kalten Brandes am Vorderarme, der durch einen viel zu starken Druck herbeigeführt ward, den Arm ab. In andern Fällen begegnete es mir, daß ich zeitig genug gerufen wurde, um die Entwicklung dieses traurigen Uebels zu verhindern, was dadurch geschah, daß ich, wenn der Brand drohte, den Verband abnahm und ihn durch einen andern methodischern ersetzte. Ich sage nicht, daß dieser Zufall stets die Folge ihres Verfahrens war, ich beschränke mich darauf, anzuführen, daß er ziemlich häufig eintrat; allein ich konnte keine Kenntniß von Heilungen haben, während mich meine Stellung in den Stand setzte, genau die Fälle des Mißlingens zu sehen, weil die Indier uns nur holen lassen, wenn beinahe alle Hoffnung verschwunden ist. Die Geschwulstaffectionen sind hier sehr gewöhnlich: selten aber nehmen die Indier unsere Pflege in Anspruch, ehe die Krankheit so weit vorgerückt ist, daß es der Chirurgie fast unmöglich wird, etwas zu unternehmen: die krebsartige Kachexie ist bereits eingetreten, und die Krankheit hat tiefe Wurzeln geschlagen. Man würde, wollte man eine Operation versuchen, unfehlbar scheitern, und noch mehr das Vertrauen vermindern, das die Indier ohnehin uns nicht gern schenken.

Weil ich hier von Operationen spreche, so will ich suchen, eine allgemein verbreitete Meinung über die Gefahr der Operationen in

heißen Ländern, über die Häufigkeit des Wundstarrkrampfes in Folge der Operationen und über das vorherrschend nervöse Temperament der Bewohner dieses Landes zu widersprechen. Während meines neunzehnmonatlichen ununterbrochenen Aufenthaltes in Pondichery sah ich den Dr. Trouette — und ich selbst that das Nämliche — eine große Anzahl Operationen an den Gliedern und besonders an den Fingern vornehmen, ohne daß sie auch nur Einmal üble Folgen gehabt hätten. Bei einem einzigen Falle trat Starrkrampf ein in Folge der Operation des Wasserbruches durch Injection, und zwar vierzehn Tage nach der Operation. Ein bemerkenswerther Umstand ist, daß der sonst äußerst Heimmüthige und ängstliche Indier die Operation mit stoischem Muth, oder vielmehr mit erschrecklicher Zähllosigkeit aushält, sobald einmal entschieden ist, daß er sich operiren lassen muß: er stößt keinen Schrei aus, kaum hört man, selbst bei jungen Personen, eine erstickte Klage während des Verlaufes der Operation, wie lang sie auch dauern mag. Besitzen sie mehr Thatkraft, mehr Muth als der Europäer, oder leiden sie in Folge einer andern Modification ihres Nervensystems weniger? Ich gestehe, daß ich mich zu letzterer Meinung neige. Man kennt die Martern, welche sich die indischen Fakirs auflegen, die Quaten, welche diejenigen erdulden, die sich aus ihrer Kaste loskaufen wollen, ohne eine einzige Klage auszustoßen; die Unbeweglichkeit, zu welcher sie eines ihrer Glieder verdammen, und die sie ziemlich lange aushalten, um eine Steifigkeit dieses Theiles zu bewirken. Man vergleiche diese Thatsachen mit dem, was ich über die geringe Gehirnthätigkeit der Indier sagte, und man wird zu dem Schlusse kommen, daß er weniger Empfindlichkeit, weniger nervöse Erattation besitzt, als der Europäer. Eine fernere Thatsache, die ich, wie auffallend sie auch scheinen kann, anführen will, ist, daß ich in Folge der Operationen nie eine fieberhafte Reaction eintreten sah. Da wir wußten, daß die Indier den Blutverlust sehr schlecht vertrugen, so gaben wir uns Mühe, denselben im Verlaufe der Operationen so gering als möglich zu machen, und hatten nie Veranlassung, durch Aderlässe oder Blutegel die entzündlichen Symptome zu bekämpfen, die bei uns so häufig auf große Operationen folgen. Sie bleiben in eine Art moralischer Erstarrung versunken, scheinen die Anwesenheit desjenigen, der sie behandelt, weder zu wünschen noch zu fürchten, und ertragen die allerstrengste Diät, ohne daß sie davon zu leiden scheinen. Nichtsdestoweniger machen ihre Wunden rasche Fortschritte zur Vernarbung, und man erreicht oft das Schließen derselben auf den ersten Verband. Diese Thatsachen sah ich, und bürge für deren Genauigkeit. Trägt ihre Nahrung, die sie fast ausschließlich aus dem Pflanzenreiche nehmen, einigermaßen zu diesen Erscheinungen bei, oder muß man sie einer ursprünglichen Modification in ihrer Organisation zuschreiben? Letztere Vermuthung dürfte sich schwerlich beweisen lassen; allein ich bin der Meinung, man könne diese beobachteten Resultate den vereinigten Wirkungen des Klima's, die für den Geist ebenso schwächend sind, wie für den Leib, der Nahrung, der Erziehung, den Gewohnheiten, die das Ergebniß davon sind, und jener instinctartigen Sorglosigkeit des Menschen zuschreiben, der, in die Stelle gebannt, die ihm das Geschick bei seiner Geburt durch eine Gesetzgebung anwies, die zu alt und zu verehrt ist, als daß er sie durch seine Anstrengungen ermäßigen oder erschüttern könnte, keine bessere Zukunft hoffen kann. Ich hörte von dem Reichthume der Einbildungskraft dieser Völker, von ihrer Liebe für die Fabeln, für die Gleichnisse sprechen; ich gestehe, daß ich nichts dergleichen fand; sie haben entweder ihren alten Glanz in dieser Beziehung verloren, oder es beziehen sich die Beobachtungen auf andere Theile Asiens, auf Persien und Bengalen, wo es den Anschein gewinnt, als wollen die jungen Braminen an der gesellschaftlichen Bewegung Theil nehmen, und die indischen Völker dem Zustande der Erniedrigung entziehen, in den sie versunken sind.

Wir wollen diese Betrachtungen mit einigen physiologischen Bemerkungen über das weibliche Geschlecht schließen. Der Zeitpunkt, in dem sich die Mädchen formiren, was gewöhnlich sehr frühzeitig, manchmal schon im achten oder zehnten Jahr geschieht, wird durch verschiedene Ceremonien begangen; das Mädchen, das oft schon in einem Alter von vier Jahren verlobt worden, bezieht von nun an das Haus ihres Mannes. Jedes Weib aber in diesem Zustande wird als unrein betrachtet, und muß sich in den einsamsten Theil des Hauses zurückziehen; manchmal verweist man sie sogar in ein anderes Haus, über das man verfügen kann, ohne Rücksicht auf ihr körperliches Wohlbefinden. Wie aber die Entwicklung schon sehr früh eintritt, so hört auch die Fähigkeit, Kinder zu gebären, insgemein bereits zwischen dem dreißigsten und vierzigsten Jahr auf. Im Allgemeinen sind die Weiber gut gebaut, die Niederkunft ist, zum Glück für sie, gewöhnlich sehr leicht; denn hier zu Land sind die Weiber der Barbiere von Rechtswegen Hebammen, und es wäre für eine Frau oft besser niemand bei sich zu haben, als diese Henkerinnen, die das Kind verstümmeln, und es bei langsamen und schweren Geburten oft stückweise der Mutter entreißen. Aus einem abgeschmackten und barbarischen Vorurtheil erhält eine Frau, so lange die Wehen dauern, selbst wenn sie drei oder vier Tage währen, weder Speise noch Trank. Das Stillen dauert bei den Indierinnen ziemlich lange, obschon sie im Allgemeinen nicht sehr milchreich sind; allein es ist Landesbrauch, und ich sah, wie mehr als zwei Jahre alte Kinder ihre Spiele verließen, um von ihren Müttern gestillt zu werden. Können die weißen Frauen aus irgend einem Grunde nicht stillen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu indischen Säugammen, die dann ihre Wohnung im Haus erhalten, und eine weit größere Portion Nahrungsmittel bekommen, als andere Dienstboten. Damit sie von der enormen Masse Reis und anderer Nahrungsmittel, nicht einen Theil für ihre Familie auf die Seite schaffen, nöthigt man sie diese ganze Portion aufzuessen; überdieß ändert man ihre gewöhnliche Kostordnung, um diese so zu sagen zarter zu machen, allein man erhält von einem solchen Verfahren gerade die den Erwartungen entgegengesetzten Erfolge. Diese Ammen werden erstaunlich fett; die Absonderung der Milch aber, statt sich zu vermehren, vermindert sich; der Magen wird seiner zu starken Verrichtungen müde und läßt nach in der Verdauung einer so großen Masse Speisen, die überdieß nahrhafter sind als diejenigen, an die er gewöhnt war. Man ist daher oft genöthigt die Amme zu wechseln, während man, wenn man ein anderes Verfahren beobachtete und diese Frauen ihren Gewohnheiten gemäß sich nähren ließe, den Vortheil hätte, eine Amme zu haben, die gesünder wäre und das Stillen vollenden könnte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 83** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Literarische Bilder aus Rußland. (Fortsetzung.) — Goethe's Faust in England. (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande sich widmenden Literaturblattes, wo wöchentlich drei Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht [illegible], jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 264.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 September 1837.

Der Flüchtling von Bhopal.

Es war eine jener herrlichen Nächte, welche in Indien so gewöhnlich sind, daß nur wenige Eingeborne, gewohnt wie sie sind, an dem nächtlichen Glanz des Firmaments stehen bleiben, um ihn zu betrachten; der tief blaue Himmel war so dicht mit weit glänzendern und größern Sternen besäet, als an der westlichen Hemisphäre leuchten, daß, obschon kein Mond schien, dennoch jeder Gegenstand bis auf eine bedeutende Entfernung sichtbar war. Die Landschaft trug den Charakter einer melancholischen Größe und die Augen, die sie zum Erstenmale betrachteten, füllten sich, wiewohl an Scenen des Verfalls und der Zerstörung gewöhnt, mit Thränen, als sie den Blick über die weit verbreiteten Ruinen des alten Delhi schweifen ließen. Nicht ein einziges Licht schimmerte aus den riesigen Massen von Gebäuden, die sich aus den Trümmern erhoben, die nur zu deutlich den Verfall der ganzen einst so prächtigen Hauptstadt verkündeten. Hie und da bildete eine Baumgruppe, irgend ein Grabmal beschattend, durch ihr frisches Grün einen schlagenden Gegensatz mit dem Zerfall rings umher, und verbreitete eine Art schwermüthiger Schönheit über die chaotische Scenerie. Der junge Mann, der jetzt in der Stille der Nacht den Ort erreicht hatte, der ihm durch die Erzählungen, die das Ohr des Kindes schon entzückten, so theuer geworden, war, wie sein Name schon verkündete, ein Mogul von Abkunft. Mirza Ahmed Ismael Bey, jetzt im Besitz keines andern Erbes als dem einer edlen Abkunft, die seine Familie von Ihs (Esau), Sohn des Patriarchen Is'hak (Isaak) herleitete, suchte Zuflucht an einem Orte, von dem seine Vorfahren durch eine Verfolgung vertrieben worden waren, welche sie nicht nur ihres Besitzthums in Delhi beraubte, sondern auch zu dem Versuch nöthigte, ihrem gesunkenen Glück in einem fremden Lande wieder aufzuhelfen. In den Bewegungen des asiatischen Lebens waren solche Wechselfälle nicht selten, denn nur zu oft erregte eine Familie, die sich auf dem Gipfel des Reichthums und der Ehre befand, entweder den Neid anderer Großen, oder weckte die Habsucht eines räuberischen Herrschers, und sank dann von der Höhe der Macht und des Wohllebens bis zur tiefsten Armuth herab, in der sie sich noch glücklich schätzen konnte, wenn sie mit dem Leben davon kam.

Dieß war der Fall mit Mirza Ahmed's Vorfahren gewesen, die, durch einen Rebellen von Delhi vertrieben, und nur mit Mühe dem Tode entgangen, in die Dienste eines unabhängigen Häuptlings traten, der in Bhopal herrschte, und der letzte männliche Sprosse dieses gesunkenen Geschlechtes ist es, von dem wir hier sprechen. Während die in ein fremdes Land versetzte Familie zu Reichthum und Ansehen gelangte, erlosch doch nie die Erinnerung an ihre frühere Lage und an die Größe und den Einfluß ihrer Voreltern in Delhi. Die häuslichen Annalen hatten sich vom Vater auf den Sohn vererbt und die Frauen im Zenana unterhielten die Kinder mit Erzählungen von den Vorfällen längst entschwundener Tage. Sie fühlten sich indeß glücklich im Lande ihrer Wahl, wurden nach und nach heimisch auf dem fremden Boden, und dachten so wenig daran, den Ort zu verlassen, der so mancher Generation ihres Stamms Schutz gewährt, daß sie ihn endlich als ihr wahres Vaterland betrachten mußten. Mirza Ahmed's Vater hatte die von seinen Vorfahren erworbenen Schätze bedeutend in einem Kriege vermehrt, den sein Häuptling gegen die vereinigten Streitkräfte von Scindiah und des Radschah von Nagpur gewagt, und dessen glücklichen Ausgang der Nawab fast ganz der Tapferkeit des Vaters unsers Mirza Ahmed verdankte. Die im Felde geleisteten Dienste schützten ihn jedoch nicht, da sein Reichthum ihn der Habsucht als ein willkommenes Opfer bezeichnete. Möglich wäre es vielleicht gewesen, daß, der Eifersucht ungeachtet, welche der Nawab gegen einen Mann gefaßt hatte, dessen Ruf den seinigen zu verdunkeln drohte, und trotz der Schätze die ihm so willkommen waren, um seine durch einen langen Kampf gegen zwei mächtige Feinde und unmäßige Verschwendungen erschöpfte Cassen wieder zu füllen, die Familie dennoch der drohenden Gefahr entgangen wäre, hätte sie nicht eine schöne Tochter besessen. Das Gerücht von den Reizen Izzet Hulasi Khanums hallte in ganz Bhopal wieder, und ein Emissär des Nawab, der sie gesehen, entflammte durch seine Schilderung die Begierde seines Gebieters nach dem Besitz eines solchen Kleinods so sehr, daß er den Eltern unverweilt Anträge machen ließ. Die schöne Izzet Hulasi war indeß bereits

verlobt, und da ſie mit dem Mann ihrer Wahl aufgewachſen war, ſo hingen beide mit unausſprechlicher Zärtlichkeit an einander. Die Aſtrologen hatten von der Verbindung der beiden Liebenden viel Glück geweiſſagt, und die Vorbereitungen zur Vermählung wurden bereits getroffen. Die Familie der Braut wieß daher die Bewerbungen des Nawab, der die Schöne als Favoritin in ſeinen Zenana begehrte, entſchieden zurück. Das Unheil nicht ahnend, das dieſe Weigerung auf die Häupter der Familie häufen ſollte, hatte ſie keine Vorkehrungen getroffen, und ſo fiel ſie denn in einer düſtern Nacht der Rache ihres Feindes zum Opfer. Der Vater wurde aufgefordert vor ſeinem treuloſen Gebieter zu erſcheinen, und da er ſich deſſen weigerte, auf der Stelle niedergeſtoßen. Eine ſtarke Wache umringte das Haus, und da die Mutter der ſchönen Izzet Hulaſi keine Hoffnung ſah, die Ehre ihrer Familie zu retten, ſo ſtieß ſie, um ihre Schande nicht zu überleben, ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt. Mirza Ahmed wäre, nachdem er zwei von des Nawabs Soldaten getödtet, ohne den Beiſtand einiger treuen Diener in Stücke gehauen worden. Nicht wiſſend, daß ein Theil der Wache bereits durch eine Seitenthür in den Zenana gedrungen, vertheidigte er heldenmüthig den Haupteingang. Als die Diener ſahen, das Alles verloren war, wollten ſie wenigſtens den Erben, die Hoffnung des Hauſes, retten; ſie warfen zu dieſem Zweck mehrere ſchwere Gegenſtände vom Balcon auf die Soldaten hinab, zogen, von der dadurch entſtandenen Verwirrung begünſtigt, ihren jungen Gebieter ins Haus, verrammelten die Thür und eilten durch einen geheimen Gang mit ihm an einen fernen ſichern Ort. Der junge Mann würde indeß ſchwerlich Bhopal verlaſſen haben, hätte er nicht von einer Frau, deren Worten er trauen konnte, die Verſicherung erhalten, daß ſeine Schweſter ihre Entehrung nicht überleben werde und in ſolchem Fall feſt entſchloſſen ſey, von dem Gift, das ſie bei ſich trug, Gebrauch zu machen. Man gab ihm dadurch zu verſtehen, daß ſie bereits todt ſey, und da ihn nun nichts mehr an Bhopal feſſelte, ſo beſchloß er, ſich nach Delhi zu wenden, wohin er ſich, durch die aus ſeinen Kinderjahren ihm noch vorſchwebenden Erzählungen von der Macht und dem Reichthum gezogen fühlte, den ſeine Vorfahren in einer Stadt beſeſſen, die jetzt, durch ihre jüngere Nebenbuhlerin, Neu-Delhi, oder Schahdſchehanabad, wie die Eingebornen ſie gewöhnlich nennen, verödet ſtand.

Nach einer langen Reiſe überfiel ihn die Nacht, ehe er noch den Ort ſeiner Beſtimmung erreichte, und zwar eine ſo herrliche Nacht, daß er, gewöhnt großen Werth auf Vorzeichen zu ſetzen, aus den ſeinen Pfad beleuchtenden Sternſchnuppen auf eine glückliche Zukunft ſchloß, und, obſchon müde und hungrig, über dem Beſchauen der herrlichen Scenerie, die ihn umgab, ſeine hülfloſe Lage gänzlich vergaß. Faſt ganz von Geld entblößt, beſchloß er mit der wenigen Münze, die er noch beſaß, ſtreng hauszuhalten und ſie für die Bedürfniſſe des kommenden Tages zu ſparen, von der Erſchöpfung langer Faſten aber für heute nur durch die Erquickung des Schlafes ſich zu erholen. Indem er nach einer paſſenden Stelle zu Befriedigung dieſes Bedürfniſſes umherſpähte, ſchienen ihm die zahlreichen Gräber am geeignetſten für ſeinen Zweck zu ſeyn; allein nur zu gut wußte er, daß dieſe Schlupfwinkel häufig durch böſe Menſchen unſicher gemacht werden, und beſchloß deßhalb, einen zwar minder einladenden, aber um ſo zuverläſſigern Ort vorzuziehen. Der Flügelſchlag einer Taube, die, durch irgend eine Störung aus ihrer Ruhe aufgeſcheucht, über Mirza's Haupt hinflog, weckte ihn aus dem träumeriſchen Beſchauen der Gegend wo ſeine Vorfahren gehaust, und mechaniſch folgte der junge Abenteurer dem Flug des Friedensboten, der ihn in den Hofraum eines Gebäudes leitete, das, obſchon in ſehr verfallenem Zuſtand, doch noch zuſammenhielt. Die Taube ſetzte ſich auf einen hohen Thorgiebel, und dieß beſtimmte Mirza zu verſuchen, ob er nicht in dem Hauſe ſelbſt ein Aſyl finden könne. Die Schwierigkeit ins Innere zu gelangen war nicht groß, denn obſchon das Thor ſelbſt durch Schutt verſperrt war, ſo hatte die Länge der Zeit doch mehrere Lücken in der Mauer geöffnet. Wiewohl ſeit lange unbewohnt und der ordnenden Hand des Menſchen entbehrend, war dieſes verödete Gebäude doch noch nicht ganz verwüſtet, da die Natur für die Ergänzung des Fehlenden geſorgt hatte. Eine Waſſerquelle ſprang im Mittelpunkte eines großen Vierecks, zu dem ein noch ziemlich erhaltenes Portal führte, und das rings ſich verbreitende Waſſer tränkte den Boden, der noch mehrere auserleſene Obſtbäume trug, deren Früchte dem hungrigen Ahmed eine ſüße Labung boten. Nachdem er an der Quelle ſich vom Staube gereinigt, ſtieg er eine Treppe hinan und ſuchte Ruhe an einem geſchützten Ort.

Die Sonne ſtand ſchon hoch als Ahmed erwachte; die Taube ſaß noch immer auf dem Thorgiebel unter ihm, was er abermals als ein günſtiges Zeichen betrachtete und beſchloß, ſie an ſich zu feſſeln, indem er das kärgliche Mahl mit ihr theilen wollte, das er auf dem nächſten Bazar zu kaufen gedachte. Da eben die Zeit der letzten Ausſaat war, ſo beſchloß der junge Abenteurer etwas Getreide einzuhandeln, durch das er ſich bei längerem Aufenthalt in den Ruinen Unterhalt verſchaffen könnte. Bei jener Unluſt an der Welt, welche junge Leute ſo leicht zu befallen pflegt, wenn ſie von irgend einem ſchweren Unfall betroffen werden, blickte der verwaiſ'te Jüngling mit einer Art von Zufriedenheit auf die Einſamkeit, die ihn von dem Treiben der menſchlichen Geſellſchaft ſchied, und der Gedanke hier den Reſt ſeines Lebens zuzubringen, erheiterte zum erſten Male wieder den düſtern Trübſinn, der ihn ſeit dem Verluſt deſſen, was ihm auf Erden theuer war, befallen hatte. Ungeſtört hatte er die ganze Nacht hindurch geſchlafen, und als die erſten Strahlen der Sonne die Ruinen vergoldeten, die ſeinen künftigen Aufenthalt ſchützend umgaben, erhöhte die Ueberzeugung, daß das Haus, wo er übernachtet, obſchon bequemer als alle umliegenden, ganz verlaſſen ſtand, ſeine Zufriedenheit um ein Bedeutendes. Ob dieß mit den übrigen nahe gelegenen Gebäuden derſelbe Fall ſey, wußte der neue Bewohner freilich noch nicht. Ruinen von ähnlichem Umfang befanden ſich bis auf beträchtliche Entfernung nicht in der Gegend; die Ebene war aber mit zahlloſen Trümmern bedeckt, die Ueberreſte von Häuſern, deren Mauern der alles zerſtörenden Zeit zum Opfer gefallen waren; ob indeß die unterirdiſchen Räume derſelben bewohnt waren oder nicht, ließ ſich vor der Hand nicht entſcheiden. Bargen ſie wirklich menſch-

liche Wesen, so konnten diese wahrscheinlich nur dem Abschaum der Gesellschaft angehören, der in diesen Höhlen seine Missethaten vor dem Auge der Welt verbarg. Diese Betrachtungen vermochten den jungen Pilger, alle nur mögliche Vorsicht anzuwenden, um sich vor lauschenden Nachbarn zu verbergen, was ihm durch die Schutthaufen, die sein Versteck umgaben, um so mehr erleichtert wurde. Mit scheuem Tritt verließ er die Ruinen, um sich nach dem zunächst gelegenen Dorfe zu begeben; seine Kleidung, nebst allem Schmuck, den er beim Antritt seiner Flucht noch an sich getragen, hatte er während seiner Pilgerfahrt verkauft, um sein Leben zu fristen, und so diente ihm das unscheinbare Gewand, das ihn bedeckte, nicht nur zum Schutz gegen lästige Neugier, sondern auch gegen Angriffe lauernder Räuber.

(Fortsetzung folgt.)

Auszug aus den Memoiren eines russischen Reisenden. *)

Kiew, Ostersonntag 1823.

Es war mir sehr merkwürdig, die Feier dieses Tages hier zu sehen, an dem Orte, wo die griechische Kirche zuerst Wurzel faßte und sich ausbreitete. Um 11 Uhr Nachts wurden die Kirchen geöffnet, es befanden sich aber nur alte Männer und Frauen darin, um, nach dem Ausdrucke der Schrift, den um Mitternacht kommenden Bräutigam zu empfangen. Die herabgebrannten Lichter des Kronleuchters warfen Schatten auf den Fußboden, die Geistlichen beendigten das Verlesen der Leidensgeschichte, tiefe Stille herrschte innerhalb und außerhalb der Kirchen, die ganze Natur schien in stiller Erwartung des Festes der Feste.

Jetzt krachte der Signalschuß von der Festung herab, und in Einem Augenblick erklangen von allen Klöstern, Kathedralen und Kirchen herab die feierlichen Glocken; der mit Lampen verzierte Berg erglänzte von Feuern, die von der Oberfläche des klaren Dnjepr's und von dem dunkeln Himmelsgewölbe widerstrahlten. Das Volk strömte jetzt schaarenweise in die Kirchen, und ich eilte meinen Platz in der Kirche der Kreuzerhöhung einzunehmen, deren nördliche Mauer an die nahen Höhlen stößt. Innen und außen drängten sich die Pilger, die brennenden Kerzen in ihren Händen: der Kreuzgang mit den Lehrern, die Feier der Messe durch den Archimandriten mit den Heiligenbildern, der langsame Gesang der Mönche aus dem Katakombenkloster **) gaben der Feier einen einfachen, aber erhabenen Anstrich.

Ein alter Mönch öffnete das eiserne Gitterthor, das zur Treppe in die Höhlen hinabführt, und wir folgten ihm ehrfurchtsvoll. Diese Höhlen bestehen aus einer ziemlich ausgedehnten Galerie, die nach Maßgabe der Erhebung des Berges aufwärts steigt, und einen großen Kreis beschreibend zu demselben Eingange zurückführt. An den Seiten sind die Särge mit den offen daliegenden Skeletten von Heiligen. An verschiedenen Punkten des unterirdischen Ganges sind drei Kirchen, mehrere Mönchszellen und einige Seitengalerien erbaut. Der Zug begann zur rechten Seite. Nach einigen Minuten kamen wir in die Kirche des „Eingangs zum Tempel der allerheiligsten Gottesmutter," in der die Gebeine Ephräm's, Bischofs von Perejaslawl, des heiligen Titus, und hinter dem Altar dreißig myrrhenduftende *) Häupter liegen. Weiter findet man die Gebeine des heiligen Elias, der in der Volkssage unter dem Namen des Helden bekannt ist; die Gebeine Isaaks des Eremiten liegen außen, die des heiligen Abraam in einer Mönchszelle, der zwölf Erbauer der Höhlenkirche auf dem Boden in einer Zelle, und die von Johannes, dem großen Dulder, der sich lebendig bis um die Brust in die Erde eingrub. Für den Freund russischer Alterthümer sind namentlich zwei Namen merkwürdig, der des heiligen Alympius, des Bildermalers, eines der ersten russischen Künstler, und des heiligen Nestor, des Chronikschreibers, welcher der Vater der russischen Geschichte genannt wird. Die zweite Kirche ist die des heiligen Warlaam des Höhlenbewohners, dessen Gebeine auch darin liegen. Die dritte Kirche ist dem heiligen Antonius geweiht, dessen Gebeine bedeckt liegen, und dessen Zelle hier ist. Die Zahl der nicht verwesenden Gebeine von Heiligen in den nahen Höhlen beträgt 75. Sie sind mit reichen Decken aus Gold- und Silberstoff bedeckt, welche von der Kaiserin Katharina II dem Kloster geschenkt wurden. Ueber jedem Grabe brennt eine Lampe. Der geleitende Mönch nannte die Namen der Heiligen, und die nachfolgenden Frommen küßten deren Hände, und wiederholten unaufhörlich: „Christ ist erstanden! bittet Gott für uns!" Das Nichtverwesen der Gebeine ist ein Wunder für jeden Russen, der sich zur rechtgläubigen Kirche bekennt, aber das strenge Leben der Höhleneinsiedler, wie es uns Nestor und andere Zeitgenossen schildern, muß ein Wunder für die ganze Christenheit seyn.

Brody, 30 April (12 Mai) 1823.

Die Stadt Brody, welche unter österreichischer Herrschaft steht, liegt eine Meile von Radzimilow auf einem ebenen, niedern und sandigen Boden. Der Bankier W., ein äußerst höflicher, dienstfertiger Mann, nahm die Mühe über sich, alle zu meiner Abreise nöthigen Anordnungen zu treffen, und in Erwartung der Diligence, die erst zwei Tage später nach Wien abgeht, hoffe ich alle Merkwürdigkeiten zu besehen, wenn überhaupt hier etwas Merkwürdiges ist. Mir kommt vor, ich befände mich in Judäa, Juden im Hof, Juden auf der Treppe und Juden im Vorzimmer. Die Thüre meines Zimmers geht unaufhörlich auf und zu, und man kann sich ihrer Zudringlichkeit auf keine Weise erwehren. Nach dem Census von 1822 waren 22,000 Juden hier ansässig, andere Juden, die gingen und kamen und Handel trieben, konnte man auf 10,000 schätzen; die Zahl der Deutschen, Polen und kaiserlichen Beamten betrug nicht über 4000 Seelen. Die Häuser haben hier größtentheils nur ein Stockwerk und sind nicht groß, aber in jedem solchen Häuschen wohnen zwei, drei und vier hebräische Familien, und bei allen dem sind den Sommer hindurch den Tag über die Zimmer leer. Die Männer schwatzen auf dem Markt oder laufen in den Straßen herum, die Weiber gehen gleichfalls auf die Straße oder setzen sich vor die Thüre, die erstern rauchen Tabak, die andern stricken Strümpfe.

Die Juden haben hier eine Synagoge, ein großes steinernes Ge-

*) Der Reisende heißt Glagoljew, und sein Werk erscheint auf Kosten der kaiserlich russischen Akademie.

**) Kiewopetscherskii monastyr, so heißt gewöhnlich das Kloster, zu der diese Kirche gehört.

*) Myrototeches ist der Beiname eines Heiligen, dessen Reliquien einen wohlriechenden Duft um sich verbreiten.

bäude; sie sind darin immer mit bedecktem Kopf, und mein Führer bat mich daher beim Hindingehen, gleichfalls den Hut nicht abzunehmen. Man geht von der westlichen Seite hinein durch ein großes eisernes Thor, oder durch eine kleine Thüre, die sich links von dem großen Thore befindet. Auf der östlichen Seite, den vier Säulen gegenüber, welche das Gewölbe der Synagoge stützen, steht die Bundeslade, welche mit einem grünen Vorhang verdeckt ist. Dieser wird nur einmal des Jahrs, nämlich am Neujahrsfest, von dem Rabbiner weggezogen. Auf der rechten Seite der Stufen, die ins Heiligthum führen, steht der siebenfache, oder eigentlich zu reden, der neunfache Leuchter, denn er hat acht in Einer Reihe aufgesteckte Lichter und ein großes abgesondert. Am ersten Tage nach dem Sabbath wird das große Licht und ein kleines angezündet, am zweiten Tage das große und zwei kleine u. s. w.; am Sabbath aber brennen alle Lichter. Unterhalb der Bundeslade sind noch zwei kleine neunfache Leuchter. Hier zünden die Juden gewöhnlich ein Licht an dem Tage an, an welchem sie einen ihrer Verwandten verlieren. Sie sind verpflichtet, dieß zum Andenken der Entschlafenen alle Jahre zu thun. Auf der linken Seite der Bundeslade brennt in einer Lampe ein unauslöschliches Feuer. Ueber der Bundeslade hängen die Gesetzestafeln — zwei nicht sehr große Flächen mit zehn Ziffern. In der Mitte der Synagoge zwischen den vier Säulen erhebt sich eine Estrade, auf der zur Zeit des Gebets die Sänger sitzen; sie gehören keinem besonderen Stamm an, sondern fungiren um Lohn; aber unverehelichte Juden können nicht unter die Zahl der Sänger aufgenommen werden. Auf einer Stufe dieser Estrade liegen zwei rothsammetne Kissen zur Beschneidung der Knaben. Diese Ceremonie wird auf nachfolgende Weise vorgenommen: am achten Tage nach der Geburt bringt die Mutter den neugebornen Knaben an das große Thor, und übergibt ihn einem ihrer Verwandten, der ihn einem zweiten übergibt u. s. w. Der nächste Verwandte endlich, der auf dem einen Sammtkissen sitzt, nimmt den Neugebornen auf seine Kniee; auf dem andern Kissen sitzt irgend ein angesehener Israelit, der die Beschneidung vollziehen muß. Die Wahl dieses letzteren hängt von der Willkür der Eltern ab, und diese wählen gewöhnlich einen, dem sie eine besondere Ehre erzeigen wollen.

Die Säulen, welche das Gewölbe der Synagoge halten, sind alle achteckig. In dem Rahmen hinter Glas ist ein gedrucktes Blatt aus der Torah (Gesetz). Die Wände sind gleichfalls mit solchen Blättern verziert, auf denen Theile des Gesetzes oder Stellen aus den Propheten stehen. In der Synagoge finden sich gegen hundert hölzerne Schemel, die aus zwei Abtheilungen bestehen, auf deren einer man mit dem Gesichte gegen die Bundeslade, auf der andern mit dem Gesichte gegen das große Thor steht. Vor jedem Platze steht ein Gebetschemel. Die Weiber befinden sich während des Gebets in einer besondern Abtheilung auf den Chören, wo in die Synagoge hinein nur eine Oeffnung, und zwar der Bundeslade gegenüber, angebracht ist. Die Sitze in der Synagoge werden jährlich gemiethet, und für die ersten zahlt man 150 und mehr Ducaten. Dieses Geld wird theils für den Unterhalt der Sänger, theils für die Beleuchtung verwendet. Die Synagoge, oder wie die Juden sie nennen, die Schule, ist mit Kronleuchtern verziert, und an Festtagen, wie an Ostern, dem Laubhüttenfest und am neuen Jahre werden, wie man behauptet, gegen 40,000 Lichter, freilich von den kleinsten, angezündet.

Zu den beiden Seiten der großen Schule befinden sich zwei kleine; in die große gehen die Juden jeden Morgen um neun Uhr, die kleinen aber werden um sieben Uhr Morgens von denjenigen besucht, welche wegen Handelsgeschäften keine Zeit haben, sich in die größere zu begeben. Diese Schule ist viereckig, von der einfachsten Bauart, und hat an jeder Mauer unter dem Gewölbe drei Fenster; sie wurde im Jahre 1741 erbaut, und nach der Versicherung der Juden befindet sich eine ähnliche nur in Prag. Als ich aber bemerkte, daß nach der Anordnung im Tempel Salomo's der Altar gegen Westen und der Eingang gegen Osten gerichtet, die Stelle der Bundeslade durch eine Mauer und Cherubimflügel gedeckt war, da seufzte mein Führer, und die Aufseher der Schule hörten mich mit Aufmerksamkeit an, und schüttelten mit den Köpfen.

Die reichen Juden haben noch Privatschulen in ihren Häusern. Der Abend wie der Morgen wird gewöhnlich dem Gebet gewidmet, aber nach dem Abendgebet, um die achte Stunde, kommt die ganze Stadt in Bewegung, und auf den größern Straßen und Märkten treiben sich Männer, Weiber und Kinder in Schaaren herum. Die Jüdinnen sind reizend, aber leider zeichnen sie sich nicht mehr durch eine so strenge Sittlichkeit aus, wie ihre Vorfahrerinnen, und die Netze der Verführung sind hier fast auf jedem Schritte ausgespannt.

Boulevards gibt es hier keine, und die Straßen sind unreinlich. Auf dem Erdwall, der einst als Befestigung diente, geht fast niemand spazieren. Von dem Schlosse des Grafen Potozki, dem die Stadt gehörte, sind nur noch Trümmer übrig. Die Juden in Brody treiben namentlich Transit- und Schmuggelhandel. Außer der Synagoge ist auch eine katholische und lutherische Kirche da.

Die Hindustani-Literatur.

Man hat bisher ziemlich allgemein angenommen, daß es keine Literatur in der Hindustanisprache gebe, oder daß zum mindesten die Anzahl der Schriftsteller darin ungemein klein sey. Das Studium dieser Sprache wurde deßwegen mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen denjenigen überlassen, für welche es von Wichtigkeit war, sich mündlich mit den Eingebornen unterreden zu können. Die geringe Aufmerksamkeit, mit der es von eigentlichen Gelehrten behandelt wurde, hat vielleicht ihren Grund in dem etwas übereilten Urtheile von Sir W. Jones, der sie für einen gemeinen Jargon erklärte, ein Urtheil, das er, wie es scheint, später zu ändern Ursache fand, wie einige von ihm herrührende Uebersetzungen in dieser Sprache beweisen. Der Fleiß und die Gelehrsamkeit Garcin de Tarcy's, eines der Professoren an der königlichen Bibliothek in Paris, wirft nun allmählich ein neues Licht auf diesen Gegenstand, und ist geeignet, die Engländer zu beschämen, welche bei der Leichtigkeit, mit allen Theilen Indiens zu verkehren, am ehesten im Fall gewesen wären, diese Sache näher zu beleuchten. Hr. Garcin de Tarcy hat, ohne je in Indien gewesen zu seyn, aus orientalischen Quellen biographische Notizen über nahe an **siebenhundert** Hindustani-Schriftsteller, nebst zahlreichen Auszügen aus ihren Werken, gesammelt. Hr. Garcin befindet sich gegenwärtig in London, um seine Nachforschungen in dem East India house, dem brittischen Museum und in Privatbibliotheken fortzusetzen, ehe er seine „Geschichte der Hindustani-Literatur" herausgibt, welche die Resultate aller seiner Forschungen umfassen soll.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 265.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 September 1837.

Liberia.

Aus: Narrative of an Expedition into the interior of Africa by Macgregor Laird and R. A. K. Oldfield.

Da die Niederlaſſung Liberia ihrer Zeit eine lebhafte Aufmerkſamkeit erregt hat, ſo fühle ich mich veranlaßt, den Eindruck, den ſie während unſers kurzen Aufenthalts auf mich machte, zu ſchildern. Der Zweck dieſer Colonie iſt bekanntlich die Civiliſirung Afrika's durch die Einführung freier amerikaniſcher Neger als freiwilliger Anſiedler unter einer demokratiſchen Regierungsform. Wie aber wurde dieſer Plan ausgeführt? In dem ſüdlichen Theile der Vereinigten Staaten wird das Leben des freien Negers auf alle dem Sklavenhalter nur erſinnliche Weiſe verbittert; ſtets iſt er Verhöhnungen und Bedrückungen ausgeſetzt, ſtets wird er mit Mißtrauen und Argwohn betrachtet, mit Argwohn, weil ſein Unterdrücker fühlt, daß er viel Unrecht zu rächen hat, mit Mißtrauen, weil die Zahl, der Reichthum und die moraliſche Kraft der freien Neger wächst. Dieß ſcheinen die Hauptbeweggründe zur Errichtung der Colonie Liberia geweſen zu ſeyn. Die freien Neger im Süden der Vereinigten Staaten wurden zu zahlreich, und darum gefährlich, und Liberia wurde in Afrika coloniſirt, um die Sklaverei in Amerika zu verewigen. Man kann freilich ſagen, freie Neger würden nicht gezwungen nach Liberia zu gehen, und vielleicht iſt auch wirkliche Gewalt nie angewendet worden, aber man quält ſie durch fortdauernde kleine Bedrückungen, und dann ſtellt man ihnen Liberia als das Paradies des Ueberfluſſes und der Freiheit dar, wo kein weißer Mann ſie tyranniſiren oder unterdrücken dürfe. Ein verſtändiger Mulatte ſagte mir, als ich ihn hierüber befragte: „es war nicht gerade gewaltſame Entführung, aber wir wurden unter falſchen Vorwänden fortgelockt.“

Was die Civiliſirung Afrika's durch Liberia betrifft, ſo iſt es bekannt, daß die Colonie von der Zeit ihrer Gründung an unaufhörlich mit den Eingebornen im Kriege lag, bis deren theilweiſe Vernichtung die Fremdlinge im ruhigen Beſitze ließ. Allerdings behaupten dieſe, ſie hätten den Boden angekauft mit der Berechtigung zu weiterer Ausdehnung; dieß heißt aber nur Heuchelei mit Grauſamkeit verbinden.

Was die commercielle Lage der Colonie betrifft, ſo haben die Amerikaner bei der Wahl des Orts keineswegs ihren ſonſtigen Verſtand gezeigt, denn ſtatt die Mündung eines bedeutenden Fluſſes zu wählen, beſetzten ſie den ungeſundeſten und unfruchtbarſten Theil der Küſte, wo kein Fluß ins Innere führt; die Folge iſt, daß ſie für ihren Lebensunterhalt von den rohen Negern der Kornküſte abhängen. Eine junge Colonie kann ſich freilich in den erſten Jahren nicht ſelbſt erhalten, aber es iſt ſehr die Frage, ob Liberia je hinreichende Nahrungsmittel für eine mäßige Bevölkerung erzeugen wird, und gewiß kann es nie tropiſche Producte in irgend bedeutender Menge ausführen. Während wir uns am Fluſſe St. Paul aufhielten, waren unſere Schiffe voll ordentlicher, verſtändiger Mulatten, die alle, mit Ausnahme des farbigen Herausgebers der Liberia Gazette und einiger andern im Solde der Geſellſchaft, welche die Sendung unternommen hatte, bitter über den Betrug, den man gegen ſie geübt habe, und über die Entbehrungen klagten, die ſie zu erdulden hätten.

Die vorſtehenden Bemerkungen ſollen keinen Schatten werfen auf die Beweggründe der Männer, welche in England und Amerika für eine freie Negeranſiedlung ſprachen. Sie verfuhren den Nachrichten gemäß, die man ihnen mittheilte, aber keiner von ihnen hat je den Erfolg des Syſtems in der Nähe geſehen. Das Princip der Negercoloniſation iſt vortrefflich, und wenn das Geld und die Mühe, die man auf Liberia verwandte, beſſer angewendet werden wären, ſo würden die Reſultate anders ausgefallen ſeyn. Ich nehme keinen Anſtand zu behaupten, daß wenn die Amerikaner ihr Liberia entweder an der Mündung des Rio Ponga, des Rio Nuñez oder Rio Grande, oder aber auf Fernando Po, Coriſco oder am Cameroon gegründet hätten, die Colonie jetzt unabhängig und in gedeihlichem Zuſtande ſeyn würde; die hergeführten Leute paßten durch Natur und Umſtände vorzüglich zu afrikaniſchen Coloniſten, da Yankee-Scharfſinn und Unternehmungsgeiſt ſich mit afrikaniſcher, dem Klima völlig zuſagender Conſtitution vereinigte.

Der Flüchtling aus Bhopal.

(Fortſetzung.)

Nichts Bemerkenswerthes begegnete ihm auf dieſem erſten Ausfluge. Er kaufte das Getreide, deſſen er zur Ausſaat brauchte, und kehrte ſo ſchnell als möglich zurück, um ſeine Arbeit zu beginnen. Viel lag ihm jetzt zu thun ob, denn er mußte nicht nur den Boden auflockern, ſondern auch um ſein Feld vor Verwüſtung durch verlaufenes Vieh zu ſchützen, die Oeffnungen in den Mauern ſchließen, durch die er ſelbſt hereingekommen war. Von dem Gedanken geſpornt, ſeine Wohnung ſo ſicher als möglich herzuſtellen, arbeitete er angeſtrengt und zugleich mit Vorſicht, indem er die Ausfüllung der Maueröffnungen ſo herſtellte, daß es den Anſchein hatte, als habe der Zufall, nicht aber die Hand des Menſchen ſie bewirkt. Dieſe Beſchäftigung ließ Ahmed wenig Zeit übrig ſich umzuſehen, und da er völlig ungeſtört blieb, ſo gewann bald die Ueberzeugung Raum bei ihm, daß er, wenigſtens in ſeiner unmittelbaren Nähe, keine Nachbarſchaft habe. Deßhalb ließe er es jedoch keineswegs an Vorſicht fehlen und fühlte ſich ſo, in Geſellſchaft der Taube, die er ganz an ſich gewöhnt hatte, immer zufriedener. Da er noch nicht nach Schahdſchehanabad gekommen war, ſo verrammelte er eines Tages jeden Zugang zu ſeiner Wohnung noch ſorgfältiger als gewöhnlich, und machte ſich nach der Stadt auf den Weg. Nachdem er den entlegenen Theil der Ruinen hinter ſich hatte, und auf die Hauptſtraße gekommen war, die durch dieſelbe führte, ſtieß er auf eine von einem Hirten geleitete Ziegenheerde. Als er an derſelben vorüber war, bemerkte er, daß eines der Thiere hinter den andern zurückgeblieben, und durch eine Steinmaſſe dem Blick des Hirten verborgen war. Auf den Steinen ſaß ein Mann, der die zurückgebliebene Ziege raſch ergriff, ein Tuch, das um ſeinen Kopf geſchlungen war, losband, und das Thier damit verhüllte. Die Blicke Ahmeds und des Diebes begegneten ſich während dieſes Gaunerſtreichs, und da der erſtere vielleicht nie noch in ſeinem Leben einen ſo widerwärtigen Anblick gehabt, ſo blieb er, von dem ganz eigenen Ausdruck im Geſicht des Räubers betroffen, wie eingewurzelt ſtehen, ohne auch nur eines Wortes mächtig zu ſeyn. Er fühlte wohl, daß er den Dieb ergreifen und zur Rückgabe des Geſtohlenen hätte zwingen ſollen, und ein peinliches Gefühl beſchlich ihn bei dem Gedanken, daß er ſich durch ſein Schweigen gleichſam zum Mitſchuldigen des Verbrechens gemacht habe. Der Gauner, der es bald weg hatte, daß er vor Verrath ſicher ſey, warf Ahmed einen bedeutungsvollen Blick zu und verſchwand hinter den Steinhaufen. Wenig erbaut von dieſem Vorfall, ſetzte Ahmed ſeinen Weg nach der Stadt fort, und nachdem er dort eine Zeit lang ſich umgeſehen, kehrte er nach der ſeiner Wohnung nächſtgelegenen Vorſtadt zurück, wo er ſich unter einige ſchöne Bäume, einer kleinen Thür gegenüber, niederſetzte, die dem Anſchein nach in den Garten eines Edelmanns führte, deſſen Haus dicht daneben ſtand. Während er ſchweigend betrachtete, was vor ihm lag, öffnete ſich die ſchwere eiſenbeſchlagene Thüre, und ein Palankin von rothen Vorhängen umſchloſſen kam heraus. Indem dieſer um eine Ecke dicht an der Stelle, wo Ahmed ſaß, herumbog, lüftete der Wind einen der Vorhänge, und gönnte dem lauſchenden Jüngling einen flüchtigen Blick auf das ſchönſte Geſchöpf, das er in ſeinem Leben geſehen. Die Reize der unbekannten Schönen überſtrahlten ſogar die ſeiner Schweſter, deren Anmuth ihn um Ehre, Vermögen und das Leben derer gebracht hatte, die ihm am nächſten ſtanden. Die raſchen Träger verſchwanden mit dem Palankin bald hinter einer Biegung des Wegs, und nun ſtand Ahmed auf und ſchritt langſam ſeiner Wohnung zu. Der Anblick der ſchönen Unbekannten hatte ſeinen Träumen plötzlich eine andere Richtung gegeben, und ſtatt daß er vor wenig Augenblicken noch mit Zufriedenheit bei dem Gedanken verweilte, ſein Leben in Zukunft durch die Arbeit ſeiner Hände zu friſten, wünſchte er ſich jetzt Waffen und ein Pferd, um in den Dienſt irgend eines kühnen Häuptlings zu treten, wo ihm die Ausſicht winkte, durch Kampf und Sieg Reichthum und Ehre zu erwerben. In dieſe Träume verſunken, erreichte er die Steinmaſſe, an der er am Morgen vorübergekommen, und ſah auf ihr den Mann ſitzen, der die Ziege geſtohlen. Anfangs war er unſchlüſſig, ob er umkehren ſollte oder nicht, denn er fürchtete, der Gauner möchte, durch den Vorfall am Morgen ermuthigt, ſeine nähere Bekanntſchaft ſuchen. Während er noch ſo mit ſich ſelbſt im Streite lag, ward er durch einen lauten Schrei vorwärts getrieben. Eine Büffelheerde war plötzlich über die Straße gerannt und hatte die Träger ſammt dem ihm wohlbekannten Palankin umgeworfen; der letztere lag am Boden, und die Begleitung ſtand beſtürzt um ihn herum. Mirza Ahmed bemerkte, daß mehrere verdächtig ausſehende Menſchen ſich unter die Heerde gemengt und daß auch der Ziegendieb ſich zu ihnen geſellt hatte, dem Anſchein nach bemüht die Büffel zu verſcheuchen, in Wahrheit aber die Verwirrung nur noch größer machend. Mit einem ſtarken Bambus bewaffnet, ſtürzte Ahmed ſich mitten in das Getümmel, mit kräftigen Schlägen hatte er bald die Straße frei gemacht, und den erſchrockenen Trägern Raum verſchafft. Die verdächtigen Menſchen waren ebenfalls entwichen, hatten aber im Tumult mitgenommen, was ihnen in die Hände fiel; der eine der Träger vermißte ſeinen Turban, ein anderer ſeine Schuhe, ein dritter einen Shawl, und während ſie, ihrer Pflicht vergeſſend, durch einander ſchimpften und ſchrien, hatte die junge Dame ſich aus dem Palankin heraus gewickelt, und ſtand auf der Straße, zwar mit einem Schleier bedeckt, aber mit einem ſo zarten, daß ihre Reize ihn durchſtrahlten, wie ein leichtes Gewölk, das die Sonne am Mittag verhüllt. Auch ſie war der Plünderung nicht entgangen, denn ein Juwel von bedeutendem Werth war von ihrem Kleid abgeſchnitten worden, doch hatte ſie recht gut bemerkt, daß nur die Tapferkeit des jungen Fremden ſie vor größerem Unheil zu bewahren gewußt. Mit Achtung, aber auch mit aller der Verwirrung, die ſie einem ihr unbekannten Mann gegenüber befiel, ſagte ſie dem glücklichen Ahmed den herzlichſten Dank, beſtieg ihren Palankin wieder und befahl den Trägern nach Hauſe zurückzukehren, da ſie nicht Luſt hatte ihren Weg auf einer gefährlich ſcheinenden Straße fortzuſetzen. Mirza Ahmed, den der Pfeil des kleinen Gottes tief ins Herz getroffen, folgte dem Palankin bis zu der Thür, aus der er ihn hatte kommen ſehen, und umſchritt dann das Gebäude, indem

er die Höhe der Mauern mit prüfenden Blicken maß. Indem er auf dieser Wendung um einen Vorsprung bog, stieß er plötzlich auf einen Mann, der von Kopf bis zu den Füßen in einen dunkeln Teppich gehüllt war. Da es bereits Nacht geworden, so schien den Fremden keine gute Absicht zu dem Gebäude geführt zu haben, was sich noch mehr dadurch erwies, daß er einen Dolchstoß gegen Ahmed führte. Unser junger Abenteurer war indeß nicht der Mann, der sich so leicht überraschen ließ; bald hatte er seinem Gegner die Waffe aus der Hand gewunden und den Ringkampf, der sich nun entspann, damit geendet, daß er dem Unbekannten den Dolch in den Leib stieß. Der Unbekannte fiel, und da er im Fallen den verhüllenden Teppich verlor, so wurde unter demselben eine reiche Kleidung sichtbar, die auf einen Mann von Bedeutung schließen ließ. Es war daher hohe Zeit auf den Rückzug zu denken, und so suchte Ahmed, indem er sich, noch immer den Dolch in der Hand, in ein dunkles Gäßchen stürzte, den Weg durch die Vorstadt so gut als möglich zu finden. Am Ende derselben eilte er in schräger Richtung über eine Ebene, und befand sich nun, ohne selbst zu wissen wie, wieder auf demselben Punkt der Straße, wo der Palankin umgeworfen worden war. Er blieb einen Augenblick stehen, vom Boden blitzte ihm plötzlich etwas entgegen, und als er es aufhob, zeigte sich, daß es ein Armband war, das der jungen Dame entfallen seyn mußte, die in seinen Abenteuern dieses Tages eine so bedeutende Rolle spielte.

Nachdem er ohne weitern Unfall seine Wohnung erreicht hatte, warf er sich auf sein Lager, nicht um zu schlafen, sondern nur um noch einmal die Begebenheiten dieses ereignißvollen Abends die Musterung passiren zu lassen. Der Mann, der am Morgen die Ziege gestohlen, gehörte ohne Zweifel zu einer Bande Dacoits (Diebe), die in seiner unmittelbaren Nähe hauste; Obschon Ahmed sich in einer Lage befand, die ihn gegen Beraubung sicher stellte, so war ihm die Nähe dieser Beutelschneider doch schon deßhalb äußerst unangenehm, weil sie ihn gar leicht wieder erkennen und Rache an ihm dafür nehmen konnten, daß er sie an der vollständigen Beraubung des Palankins gehindert hatte. Sein letztes Zusammentreffen mit einem höchst wahrscheinlich sehr reichen und angesehenen Mann machte die Stadt selbst zu einem eben so unsichern Aufenthalt für ihn, um so mehr, als dort die Polizei Ausweis über Lebensunterhalt forderte, den Ahmed nicht befriedigend zu geben vermochte. Er beschloß daher dennoch, für einige Zeit wenigstens, in seinem Versteck auszuhalten, und da er im obern Theile des Gebäudes ein noch sicher zu ersteigendes verstecktes Gemach gefunden hatte, von dem aus er unbemerkt die ganze Ebene übersehen konnte, so brachte er dort täglich mehrere Stunden zu, um zu recognosciren. Einige Zeit verstrich, ohne daß er etwas Verdächtiges sah; endlich aber bemerkte er, daß eine ganze Schaar Krähen sich regelmäßig auf einem gewissen Punkt niederließ, und mehrere Geier sich ebenfalls in dieser Gegend aufhielten. Dieß brachte ihn auf die Vermuthung, daß sie dort eine reichere Nahrung als irgend anderswo finden müßten, und es blieb ihm nun wenig Zweifel über den Aufenthalt der Bande, deren Mitglied die Ziege so geschickt auf die Seite zu bringen gewußt hatte. Seines Wunsches verborgen zu bleiben ungeachtet, konnte Ahmed doch nicht umhin, die Vorstadt häufig zu besuchen, um das Haus zu betrachten, in dem der Abgott seines Herzens wohnte. Oft sah er die Träger des Palankins müßig an der Thüre stehen, allein sie erkannten ihn nicht wieder. Zuweilen gewahrte er auch den Herrn des Hauses, einen stattlichen, heiter aussehenden Mann, wie er ein reich gezäumtes Pferd bestieg und von zahlreichem Gefolge begleitet spazieren ritt. Sonst aber war durchaus nichts zu entdecken; die wenigen Fenster, welche auf die Straße gingen, waren ganz oben im Gebäude angebracht, und die Mauern so hoch, daß es unmöglich schien sie zu übersteigen. Jeden Tag ging Ahmed, von neuen Hoffnungen belebt, auf die Spähe aus, und jeden Abend kehrte er mißmuthig in seine Wohnung zurück. Der Anblick der Wohlhabenden in der Stadt ließ ihn seine eigene Armuth um so bitterer empfinden, denn da es ihm gänzlich an Mitteln fehlte sich anständig zu kleiden und auszurüsten, blieb ihm auch die Aussicht, in die Dienste irgend eines Häuptlings zu treten, verschlossen. Dieses Unmuthes ungeachtet, versäumte er dennoch seine häuslichen Beschäftigungen nicht. Sein Getreide war zur Ernte reif, und er sah sich nun nach einem sichern Orte um, wo er die Früchte seines Fleißes verwahren könnte. Mit diesen Nachforschungen beschäftigt, betrat er einen bedeckten Vorplatz, der ihm zu seinem Zweck sehr passend schien, und indem er den Schutt wegräumte, stieß er auf eine Fallthür in dem mit Steinen belegten Boden, die noch ein wenig offen stand. Eine abwärts führende Treppe hinabsteigend, kam er in eine Reihe bequemer Gemächer, wahrscheinlich die Wohnung der ehemaligen Besitzer während der heißen Winde. Die Zimmer waren hoch, lustig und erhielten ihr Licht durch sehr sinnreich angebrachte Tunnels oder Schachte. War die sehr fest schließende Fallthür zugezogen, so ließ sich dieser verborgene Aufenthalt durchaus nicht entdecken, und da sich noch mehrere Geräthe da befanden, aus denen sich schließen ließ, daß diese Zimmer vor noch nicht gar langer Zeit bewohnt gewesen seyn mußten, so beschloß Ahmed diesen sichern Aufenthalt selbst zu beziehen. Die Matte, auf der er geschlafen, nebst dem wenigen Geräthe, das er besaß, ließ er übrigens an der bisherigen Stelle liegen, damit, wenn seine Nachbarn das bebaute Feld entdeckten und es dadurch verrathen werden sollte, daß ein menschliches Wesen hier hause, sie keine weitern Nachsuchungen anstellen möchten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ural und Altai.

(Von G. v. Helmersen.)

Wenn die drei größern Gebirgssysteme Rußlands, der Ural, Altai und Kaukasus schon wissenschaftlichen Forschern ein bedeutendes Interesse gewähren, so sind es die beiden erstern, Altai und Ural, welche in neuerer Zeit durch ihren außerordentlichen Metall- und besonders Goldreichthum auch die Anerkennung eines größeren Publikums gewannen. Große Strecken dieser Gebirge sind bis jetzt nicht nur unerforscht, ja sogar noch unentdeckt geblieben, in den bekannten Theilen derselben sind jedoch die Beobachtungen so weit vorgeschritten, daß wir im Stande sind, von ihnen allgemeine Bilder mit einiger Voll-

ständigkeit zu entwerfen. Von umfassenden, den Gegenstand erschöpfenden Darstellungen kann hier noch lange nicht die Rede seyn, wenn man bedenkt, daß man sogar in den europäischen Alpen, die jährlich von einer so großen Anzahl benachbarter Geologen, man möchte sagen im Spazierengehn, besucht werden, fortwährend neue Entdeckungen und erweiterte Schilderungen macht. Seit geraumer Zeit sind die Alpen bis in ihre höchsten, innersten Einöden zum Theil bewohnt und jedem Reisenden zugänglich; der nördliche Ural dagegen weist jeden zurück, der ihm mehr als einen flüchtigen Besuch widmen will.

Der Ural ist ein Meridiangebirge, das heißt, ein solches, das mehr oder weniger genau von Süden nach Norden streicht. Sein nördliches Ende liegt um einige Grad weiter nach Osten als das südliche, und seine Länge beträgt ungefähr 25 Breitengrade, vom Nordufer des Aral-Sees bis zum karischen Meerbusen. Vor wenigen Jahren noch bezeichnete man den Isthmus zwischen dem Aral- und kaspischen See als das Südende des Gebirges, neuere Beobachtungen *) haben aber gezeigt, daß der geognostische Ausläufer desselben nördlicher zu suchen sey; denn jener Isthmus, etwa 600 Pariser Fuß über dem kaspischen See erhaben, besteht aus horizontalen Ablagerungen neuerer Kalk- und Sandsteine, die dem Ural völlig fremd sind. Wir sind daher berechtigt, das geognostische Südende des Gebirges in der Gegend anzunehmen, wo Dr. Eversmann auf seiner Reise von Orenburg nach Buchara ein niederes, von N. nach S. streichendes Gebirge überschritt, dessen Felsbildungen genau mit denen des Ural übereinkommen. Der nördlichste, von wissenschaftlichen Beobachtern erreichte Punkt des Ural liegt N. W. von der Stadt Obdorsk, und zeigt, hinsichtlich der geognostischen Verhältnisse, nach den lehrreichen Berichten Ermans die größte Uebereinstimmung mit dem mittlern Theile bei Jekaterinburg. In welcher Beziehung aber das Nordende des Gebirges zu der karischen Halbinsel oder der Ostküste von Nowaja-Semlja stehe, ist uns unbekannt. Durch Bergbau aufgeschlossen und mehr oder weniger angesiedelt, ist kaum ein Drittheil seiner ganzen Länge, nämlich vom 60sten bis 52° N. B., vom Bergrevier von Bogoslowsk bis in die Gegend von Orenburg.

Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt der Ural ein zwischen den großen Ebenen des nordöstlichen Europa's und Nordasiens, eine Stellung, durch welche er sich von andern Gebirgen der alten und neuen Welt auffallend unterscheidet, und durch die es schwer wird zu sagen, welchem von den beiden Welttheilen er eigentlich angehöre. — Der ungeheure Gebirgszug Südamerika's begleitet das Westufer dieses Continents, zu dem es von seiner Riesenhöhe steil abfällt, und nur im Osten legen sich ihm jene großen Ebenen mit ihren kolossalen Strömen vor. Die Meridiangebirge Nordamerika's nähern sich dem Ural in ihrer Stellung schon mehr; doch walten noch wesentliche Verschiedenheiten in der Anordnung des Ganzen ob. Den Alpen Europa's nähert man sich vom Norden wie vom Süden her auf mannichfaltigen Stufenländern und vorliegenden Berglandschaften, nur an einzelnen Punkten treten Niederungen unmittelbar bis an ihren Fuß. Der Kaukasus ist nur im Norden von niederem Steppenboden begränzt, im Süden schließen sich ihm Hochebenen und geringere Bergzüge an. Die Hochgebirge des centralen Asiens bilden die Ränder jener erhabenen und ausgebreiteten Plateaux, und eben diese Plateaubildung ist es, welche die Gesammtmasse Hochasiens charakterisirt. Der Ural dagegen bildet die einzige, isolirte Schwelle zwischen jenen nordischen Flachländern; ich sage isolirt, weil es nunmehr erwiesen ist, daß jene sonderbaren Gebirgszüge, die ihn auf den meisten Karten mit dem Altai und sogar mit den Hochebenen Persiens verbinden, sich nur in der Phantasie der Kartenzeichner, keineswegs aber in der Natur erheben.

Größern Theils streicht der Ural als ungetheilter Gebirgsrücken verschiedener Breite ohne bedeutend tiefe Thaleinschnitte, selten spaltet er sich in zwei bis drei Parallelketten (Cordilleren), und nur ein einziges mal, im Osten von Orenburg, treten zwei dergleichen Ketten zu einer Hochebene zusammen, deren Fuß vom mittleren Laufe des Stromes Ural bespült, und welche östlich von letzterm in der Kirgisensteppe von einer dritten Cordillere begleitet wird. Daher fehlen ihm auch fast überall ausgebildete, tief eingeschnittene Längenthäler, welche durch das Auftreten von Parallelketten in der Streichungslinie des Gebirges bedingt sind, und jene Thäler entwickelten sich, wie es scheint, nur in einem kleinen Theile des Gebirges, welcher der Gegend von Slatoust in der Provinz Orenburg angehört.

Mit der beträchtlichen Länge des Gebirges stimmt dessen Höhe nicht überein. Die übertriebenen, meist auf Augenmaß gegründeten Angaben einiger ältern Schriftsteller und vieler noch lebender Bewohner des Gebirges schmelzen bei genauerer und sicherer Prüfung sehr zusammen. So mußte ein Berg des nördlichen Ural, der bekannte Pawdinskoi-Kamen, der ehemals bis weit über die Wolken hinaufgeschoben wurde, barometrischen Messungen zufolge, auf der bescheidenen Höhe von 2700 Fuß über dem Meere stehen bleiben. Weiter im Norden erheben sich, nach trigonometrischen Messungen des Astronomen Fedoroff, einzelne Gruppen, wie z. B. der Konschakoffskoi-Kamen, zu dem Dreifachen dieser Höhe, nämlich 8000 Fuß, und tragen dennoch keinen ewigen Schnee auf ihren Gipfeln, was um so mehr in Erstaunen setzt, als die Gränze desselben hier schon in einer Höhe von 4000 Fuß gesucht werden muß, wenn man hiebei dieselbe Gränze auf den Gebirgen Norwegens und zugleich die Biegung der Isothermen für die entsprechenden Gegenden berücksichtigt. Große Schneefelder erhalten sich jedoch an den nördlichen und östlichen Abhängen jener Höhen den ganzen Sommer hindurch, und führen hier dieselbe Erscheinung herbei, die man auch in andern Gebirgen, z. B. den Salzburger Alpen, wahrnimmt, wo die beiden Gipfel des 9200 Fuß hohen Watzmann am Königssee keinen ewigen Schnee zeigen, wohl aber ein tiefer liegender Sattel, der sie verbindet. Uebrigens erhebt sich der Ural nur an sehr wenigen Stellen zu mehr als 5000 Fuß; die höchsten Gipfel des südlichen Theils haben 4000 Fuß, und reichen kaum über die Waldregion hinaus; an vielen Stellen aber sinkt das Gebirge so tief herab, daß es diesen Namen kaum mehr verdient. So z. B. auf der frequenten Straße von Perm nach Jekaterinburg, wo man, auf der östlichen Abdachung angekommen, verwundert nach dem Gebirge fragt, weil man eine hügelige, kaum bemerkbare Wasserscheide für keins will gelten lassen. Auf dieser günstigen Localität beruht aber die Möglichkeit eines ungehinderten, lebhaften Verkehrs zwischen dem europäischen und asiatischen Rußland zu jeder Jahreszeit. In den Alpen überwand nur die ungeheure Anstrengung des Menschen durch Anlegung bequemer Straßen das natürliche Hinderniß, das ein Hochgebirge den Wanderungen entgegensetzt, und in Asien wird der hohe Hindukusch den Karawanen von Buchara nach Kabul noch Jahrhunderte lang eine hemmende Wand bleiben, welche sie jetzt gern auf einem Umwege von vielen Tagereisen umgehen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Jahre 1835 stellte der Major Sest am N. O.-Ufer des kaspischen Sees geognostische Beobachtungen an.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ph. Widenmann.

Nr. 266.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 September 1837.

Bemerkungen über die alten indianischen Denkmäler in Mexiko.

Der englische Ingenieurcapitän Vetch theilte der Londoner geographischen Gesellschaft einige mexikanische Alterthümer mit, und begleitete diese Zusendung mit Bemerkungen, aus denen wir Nachstehendes entheben.

Die Pyramiden von Teotihuacan, Cholula, Xochicalco und Papantla, so wie die Baudenkmäler von Mitla und Palenque sind so großartige Schöpfungen, daß sie nur in einem Lande aufgeführt werden konnten, das stark bevölkert war, und eine gut organisirte Regierung besaß. Es ist indeß zu bemerken, daß diese Ueberreste des Alterthums nicht erst kurz vor dem Besuche des Landes durch die Spanier aufgeführt worden waren, sondern daß sie sich damals, mit Ausnahme der Pyramide von Cholula, in eben dem zerstörten und verödeten Zustande befanden, wie wir sie jetzt finden; Zeit und Art ihrer Zerstörung scheinen in eben so großes Dunkel gehüllt, als ihr Ursprung und ihre Erbauung, obwohl die Jahrbücher des Reichs der Acolhues, wie man glaubt, bis ans Ende des 12ten oder den Anfang des 13ten Jahrhunderts zurückgehen.

Es ist daher sehr wichtig, eine große Scheidelinie zu ziehen zwischen diesen ältern Denkmälern Neuspaniens, die von den Tolteken *) errichtet seyn sollen, und denjenigen, welche in oder bei der Stadt Mexiko in der Zeit zwischen ihrer Gründung im Jahr 1325 und ihrer Zerstörung durch Cortez im J. 1521 aufgeführt wurden; die letztern gehören ausschließlich dem Stamm der Azteken an, die wir gewöhnlicher Mexikaner nennen. Ich habe nicht recht verstehen können, warum Baron Humboldt den Palast von Mitla und andere Ueberreste im Süden von Neuspanien als aztekische Denkmäler schildert, da sie doch lange vor der Zeit, ehe die Azteken ihre Macht und ihre Eroberungen so weit gegen Süden ausdehnten, nicht nur erbaut, sondern schon wieder zerstört waren. Da jedoch die Azteken ein Jahrhundert lang nach Gründung ihrer Hauptstadt nur einen obscuren Stamm des Reichs der Acolhues ausmachten, dessen Hauptstadt Tezcuco war, so ist der Ausdruck acolhuanisch eine richtigere Bezeichnung der Denkmäler von Anahuac vom 12ten Jahrhundert an bis zur Ankunft der Spanier.

Die toltekischen und acolhuanischen Baudenkmäler, obwohl sie sehr verschiedenen Zeitaltern angehören, haben doch die merkwürdige Uebereinstimmung, daß beide reich an Pyramiden sind, und obgleich Ursprung und Zerstörung der Pyramiden von Teotihuacan gleichmäßig sich ins graue Alterthum verlieren, so wurde doch dieselbe Art von Bauten fortwährend bis zur Ankunft der Spanier aufgeführt — eine interessante Thatsache, indem sie anzudeuten scheint, daß die zweite Periode von Civilisation und Wohlfahrt in Anahuac auf den Spuren der Künste und Institutionen der ersten Periode errichtet worden, oder daraus emporgewachsen war. Man hat gesagt, die große Pyramide der Stadt Mexiko sey nach dem Vorbilde der von Teotihuacan aufgeführt gewesen, wenn aber die erhaltenen Schilderungen und Zeichnungen der großen Pyramide von Mexiko zuverlässig sind, so kann man sich nicht wohl zwei ungleichere Pyramiden denken, als diese. Thatsache ist es aber, daß die Acolhuer und Azteken fortdauernd Tempel in Pyramidenform bauten, weil ihr religiöser Glaube und ihre politischen Institutionen mit denen der Tolteken übereinstimmten, welche zuerst Tempel von dieser Form aufführten.

Zwischen den ältern und den neuern Pyramiden von Neuspanien ist jedoch hinsichtlich der Größe ein bedeutender Unterschied: die ersten sind von höchst imposantem Umfang, während die letztern keine besondere Aufmerksamkeit erregen würden. Dürfen wir also von den Denkmälern der Azteken und Tolteken einen vergleichenden Schluß auf die Macht und Civilisation beider Völker machen, so müssen wir annehmen, daß die Tolteken einen weit höhern Grad von Macht, Reichthum und Kenntnissen erlangt hatten, als die Azteken bis zu Montezuma II erreicht haben.

Hinsichtlich der geographischen Ausdehnung wird es sich wahrscheinlich als gewiß herausstellen, daß die toltekischen Denkmäler sich vom Isthmus von Darien bis Chihuahua verfolgen

*) Es ist in diesen Blättern schon wiederholt erwähnt worden, daß der Ausdruck Tolteken kein besonderes Volk anzeigt, sondern eigentlich Erbauer bedeutet; aus Mangel an einer andern brauchbaren Bezeichnung muß man aber wohl den Namen Tolteken beibehalten.

laſſen, und daß ihre Sprache in derſelben Ausdehnung, nämlich 600 geogr. M. weit, herrſchte oder wenigſtens bekannt war. In dem Staate Yucatan ſollen Pyramiden und andere Denkmäler zahlreich ſeyn. Die zerſtörten Städte in der Nähe von Palenque im Staate Chiapas ſind von großer Ausdehnung und ſehr impoſanter Art. Im Staate Oaxaca ſind die Ruinen von Mitla und andere. In Anahuac oder dem Thale von Mexiko ſind Ruinen mancherlei Art weit verbreitet; die Ruinen im Staate Zacatecas heißen bei den Spaniern Los Edificios, die im Staate Chihuahua, Caſas Grandes. In der Nähe von Maroni und dem Fluß Panuco ſind die Ruinen zweier Städte; außer den von Reiſenden bereits beſchriebenen ſind noch viele andere zu bemerken, und ohne Zweifel wird noch eine große Anzahl aufgefunden werden. Seit ganz kurzem erſt wurden zufällig im Gebirge, acht Leguas von Jalapa im Staate Veracruz, die Ruinen einer großen und alten Stadt entdeckt, und General Yberri von der Regierung abgeſandt, um den Plan davon aufzunehmen und Zeichnungen zu entwerfen.

Wenn wir annehmen, daß alle die Denkmäler das Werk der Tolteken oder eines verwandten Stammes waren, ſo würden ſie einen Fingerzeig geben über die Ausdehnung ihres Reiches, und ihre bedeutendere Menge und Größe an einigen Orten könnte auf einen Regierungsſitz oder zum mindeſten auf eine beſonders dichte Bevölkerung hindeuten. Nach dieſer Argumentation wäre man verſucht, den erſten und größten Sitz des Reichs in den Staat von Chiapas und den zweiten nach Teotihuacan zu verlegen. Trotz allem dem, was bis jetzt über die Denkmäler Neuſpaniens geſchrieben wurde, iſt man doch in Bezug auf ſie noch zu keinem ſonderlich genügenden Reſultat gekommen. Das Feld der Unterſuchung iſt groß, noch immer offen, und jetzt erſt iſt bei der Zahl der wiſſenſchaftlichen Forſcher und der ihnen geſtatteten Freiheit zu erwarten, daß man hinreichende Thatſachen ſammeln werde, um darauf weitere Forſchungen zu gründen.

Der Flüchtling von Bhopal.

(Fortſetzung.)

Nachdem allmählich alle dieſe Einrichtungen getroffen waren, fühlte ſich Ahmed aufs Neue verdroſſen und unglücklich. Da ſich zu Hauſe nichts mehr zu thun vorfand, ſo ging er in die Stadt, theils um ſich zu zerſtreuen, theils um neue Abenteuer aufzuſuchen. Während er ſo umher ſtrich, fiel ihm ein bekanntes Geſicht auf, das er bei genauerer Betrachtung für das des Mannes erkannte, mit dem er an den Mauern des Hauſes ſeiner Herzensbezwingerin zuſammengetroffen war. Anfangs freute ſich Ahmed, daß ſein Dolchſtoß nicht tödtlich geweſen war; als er aber dieſe von Laſtern und Bosheit verzerrten Züge näher ins Auge faßte, fühlte er ſich von dem Gedanken beſchlichen, daß es doch vielleicht eine Wohlthat für die menſchliche Geſellſchaft geweſen wäre, wenn er dieſen Mann zum Tode getroffen hätte. Seine Kleidung war reich, glänzend und von jener auffallenden Art, wie Leute ſie zu tragen pflegen, die durch ihr Aeußeres ſchon zu erkennen geben, daß ſie nicht dem mäßigen, nüchternen und beſcheidenen Theil der Geſellſchaft angehören. Aus dem was Ahmed auf dem Bazar erfuhr, ging hervor, daß jener Mann einer guten Familie angehöre, aber ſeines ſchlechten Charakters wegen verabſcheut werde, und daß er eben erſt von einer Wunde geneſen, die er, wie man vermuthete, aus Rache für die üble Behandlung einer Tänzerin erhalten, der er ihren ganzen Schmuck geraubt hatte. Obſchon es unſern jungen Abenteurer eben nicht erfreute, für den gemietheten Bravo einer ſolchen Perſon zu gelten, ſo war es ihm doch nicht unangenehm, den Verdacht auf eine falſche Fährte gelenkt zu ſehen. Auch ſchien Alli Scherif Mirza (ſo hieß der übel berüchtige junge Mann) ſeinen Gegner nicht zu kennen, denn er nahm von Ahmed durchaus keine Notiz. Unſer Flüchtling war von den gemachten Entdeckungen nichts weniger als erbaut, denn ſeine eiferſüchtigen Grillen ließen ihn in dem jungen Wüſtling, dem er am Hauſe Khoadſcha Buha-ed Dihn's — des Vaters der jungen Dame, die er aus Räuberhänden gerettet — begegnet, einen Nebenbuhler bei der Königin ſeines Herzens vermuthen.

Nachdem Ahmed ſeinen Tſchillum geraucht, ſtand er auf, und da das Wetter kalt war, kaufte er eine jener Decken von ſchwarzen Schaffellen, die von den ärmern Claſſen in den obern Provinzen von Hindoſtan häufig getragen werden, und in die man ſich, wenn man ſie über den Kopf zieht, ſo ganz einhüllen kann, daß ein Bekannter den andern nicht zu erkennen vermag. Scherif Alli brach jetzt aus dem Zuckerbäckerladen auf, in welchem er ſich mit einigen ſeinen Freunden befunden, und Ahmed, der ihm in einiger Entfernung folgte, bemerkte, daß ſein Gegner, ſo oft er ſich unbemerkt glaubte, ſeine Schritte beſchleunigte, und gerade auf einen beſondern Punkt losſteuerte. Da er ihn ſtets im Geſicht behielt, ſo gewahrte Ahmed bald, daß eine andere Perſon ſich ihm nähere, in der er zu ſeiner Ueberraſchung den Ziegendieb erkannte. Mehrere andere Individuen, augenſcheinlich von demſelben Gelichter, geſellten ſich den beiden zu, und bald waren alle in einem dunkeln Gäßchen verſchwunden. Da Mirza Ahmed es nutzlos fand, weiter zu folgen, ſo ſchlug er langſam den Weg nach ſeiner Wohnung ein. Am Hauſe Khoadſcha Buha-ed Dihn's vorüberkommend, ſtand er, was er jedesmal zu thun pflegte, einen Augenblick ſtill; Alles war ruhig und niemand ſichtbar als ein altes Weib, das Ahmed beim Vorübergehen ſchon öfter bemerkt hatte, und mit dem er nun Bekanntſchaft zu machen beſchloß, in der Hoffnung, von der Schönen ſeines Herzens etwas Näheres zu erfahren. Die Alte, entweder verſchwiegener als andere ihres Geſchlechts, oder vermuthlich weil ſie ſich von dem ärmlich ausſehenden Ahmed keine großen Spenden verſprach, ſchien durchaus nicht Luſt zu einer langen Unterredung zu haben, ſondern brach nach einigen kurzen Worten ziemlich unfreundlich ab. Betroffen zog der junge Mogul ſich zurück, nichts ſonſt erblickend was ſeine Aufmerkſamkeit erregt hätte, und ſo kam er endlich zu den zerſtreuten Ruinen, zwiſchen denen er ſeiner Wohnung zuzuſchleichen pflegte. Ein dunkles Gefühl bewog ihn einige Zeit hier zu verweilen; lange ließ ſich nichts Lebendes blicken, eine Heerde Schakals ausgenommen, die aus ihren Schlupfwinkeln hervor-

brachen und heulend und kläffend über die Ebene hinliefen. Eben wollte Ahmed auf dem kürzeſten Wege ſeiner Wohnung zueilen, als er einen gewöhnlichen Rhet von einem Paar Ochſen gezogen erblickte, und da ſtehen bleibend wo er ſich befand, deſſen Näherkommen abwartete. Der Mond war aufgegangen und ſchien ſo hell, daß ſich in gewiſſer Entfernung ſchon jeder Gegenſtand leicht unterſcheiden ließ; Ahmed erkannte daher bald in den Leuten die den Rhet umgaben, die in der Stadt bereits erblickten verdächtigen Perſonen, die er für ſeine nächſten Nachbarn hielt. Die Räder des Fuhrwerks knarrten ſo laut, daß Mirza, wiewohl er das Geſchrei eines Weibes zu vernehmen glaubte, dennoch nicht gewiß war, ob er recht gehört hatte, und obſchon es ihm vorkam, als würden die Vorhänge, von denen der Wagen umgeben war, gewaltſam bewegt, ſo konnte doch auch hierin die Entfernung ihn täuſchen. Da indeß ſein Verdacht einmal rege geworden war, ſo beſchloß er vorſichtig zu folgen, um ſich zu überzeugen, ob dieſe Leute wirklich etwas Schlechtes im Schilde führten; denn da er allein und nur mit einem Bambus und dem Dolch bewaffnet war, der ihm bei ſeinem letzten Abenteuer in der Hand geblieben, ſo konnte er gegen ein halbes Duzend Strauchdiebe nichts ausrichten und mußte deßhalb äußerſt vorſichtig zu Werke gehen. Zwiſchen den Ruinen wo er ſich verborgen hielt, und dem Ort, den er wegen der dort ſich häufig ſammelnden Krähen für den Schlupfwinkel der Räuber hielt, lag ein offener Platz den er überſchreiten mußte, wenn er die Richtung verfolgen wollte, welche der Karren einſchlug. Dieſer Platz, obſchon frei von Ruinen, war dennoch rauh und holperig, und während es unmöglich geweſen wäre, ihn bei dem hellen Mondenlicht unentdeckt zu überſchreiten, gelang es unſerm jungen Abenteurer dennoch, auf Händen und Füßen kriechend, den Blicken der Langfinger ſich zu entziehen. Mirza verfolgte genau die Spuren des Wagens, und während er ſo am Boden hinkroch, blitzte ihm aus dem Sande ein Gegenſtand in die Augen, den er bei näherer Betrachtung für ein Armband derſelben Art erkannte, das er früher ſchon gefunden, und das, da es von derſelben eigenthümlichen Arbeit war, wahrſcheinlich einer und derſelben Perſon gehörte. Wer dieſe Perſon ſey, war ihm jetzt nicht länger zweifelhaft, und er fühlte ſich nun feſt überzeugt, daß ſeine Ohren ihn hinſichtlich des weiblichen Geſchreis nicht getäuſcht hatten. Entſchloſſener als je dem Wagen zu folgen und die Schurken zu verjagen, die wahrſcheinlich im Begriff ſtanden, ein ſchändliches Verbrechen zu begehen, bewegte er ſich ſo ſchnell vorwärts, als die nöthige Vorſicht dieß nur immer geſtatten wollte. Der Wagen hielt wirklich an der Stelle, welche Ahmed für die Räuberhöhle gehalten, und da die ringsum liegenden Ruinen hier Schutz boten, ſo konnte der junge Mogul unbemerkt Alles beobachten, was vorging.

(Schluß folgt.)

Statiſtiſche Notizen über Frankreich.

Die Oberfläche des Gebiets von Frankreich beträgt 52,780,715 Hectaren, die ſich folgendermaßen vertheilen:

Ackerland . . .	25,000,000	Hectaren.
Wieſen	4,854,000	—
Weinberge . . .	2,135,000	—
Wälder	7,422,000	—
Halden und Weiden	7,799,000	—
Baulichkeiten . .	241,000	—
Straßen und Wege	1,225,000	—
	48,656,000	Hectaren.

Die noch fehlenden vier Millionen Hectaren kommen ohne Zweifel auf Flüſſe, Seen, Teiche und Sümpfe. Man erſieht aus der obigen Ueberſicht, daß von 48 Millionen Hectaren nahe an acht unbebaut ſind. Angenommen, daß die Hälfte davon culturfähig ſey, ſo bleibt noch für die unbeſchäftigte Bevölkerung ein ſchöner Antheil übrig. Die Statiſtik unterſcheidet nachſtehende Gebäude:

Wohnhäuſer jeder Art	6,649,551
Wind- und Waſſermühlen	82,946
Schmelzhütten und Oefen	4,425
Fabriken, Manufacturen und andere Werkſtätten .	38,514
Geſammtzahl	6,775,256

Dieſe nehmen einen Raum von 241,841 Hectaren ein. In dieſe Berechnung iſt das Staatseigenthum, als: öffentliche Gebäude, Magazine, Kaſernen, nahe an 98,000 und mit einem Flächenraum von 22,859 Hectaren, nicht mit inbegriffen.

Es finden ſich in Frankreich etwa 6,500,000 Familienväter, was der in ganz Europa gewöhnlichen Berechnung von fünf Individuen auf die Familie entſpricht.

Ueber den Ural und Altai.

(Fortſetzung.)

Die geringe Höhe des Ural bedingt ſein Anſehen, ſeine Phyſiognomie, nur zum Theil; um uns ein vollſtändiges Bild von derſelben zu machen, müſſen wir alle ſeine Hauptzüge zuſammenfaſſen. Im Geiſte der neuern Geologie zu ſprechen, erhob ſich dieſes Gebirge aus einer Spalte, welche zu einer früheren Bildungszeit unſerer Erdoberfläche in der erſtarrten, in Abkühlung begriffenen Erdkruſte in der Richtung von Süden nach Norden entſtand, oder mit andern Worten: die feurigflüſſige Oberfläche der Erde erſtarrte durch Abgeben ihrer Wärme an den Himmelsraum, die feſte Kruſte verlor fortwährend von ihrer hohen Temperatur, zog ſich daher zuſammen, und mußte endlich Riſſe bekommen. Ein ſolcher Riß entſtand nun auch in der Richtung des Ural, und aus demſelben drangen feurigflüſſige Maſſen des Erdinnern an die Oberfläche, zerſtörten und veränderten zum Theil die durchbrochenen Felsarten, erſtarrten dann ſelbſt, und gaben dem Ural ſein jetziges Relief. Dieſe hervorgedrungenen, erhobenen Felsarten ſind auf der ganzen Länge des Gebirges, ſo weit es bis jetzt beobachtet wurde, immer dieſelben. Die Spalte entſtand im Glimmerſchiefer, Thonſchiefer und Kalkſtein, und wurde ausgefüllt durch Grünſtein und Granit.*) Von den letztgenannten nimmt der Grünſtein gewöhnlich die Centralkette und den Oſtabhang des Gebirges und viele der höchſten Höhen ein, der Granit begleitet dieſe am

*) Hier ſind, um überſichtlicher zu ſeyn, nur die Hauptfelsgebilde genannt, denen untergeordnet zahlreiche andere, mit ihnen verwandte und nicht verwandte am Ural auftreten.

östlichen Fuße in einem tiefern Niveau, und bildet bisweilen markirte Bergreihen. — Nur im südlichen Theile des Gebirges, in der Provinz Orenburg, sind Glimmerschiefer und granitartige Massen zu bedeutender Höhe gehoben, wie an den bekannten Bergen Taganai, Jurma und Tremel, die eine Höhe von 5500 bis 4000 Fuß über dem Meere behaupten.

Nun sind aber Granite und Grünstein nicht geeignet, einem Gebirge interessante, malerische Umrisse zu geben; wir sehen daher am Ural hunderte von Meilen die langweiligsten Formen in ermüdender Wiederholung sich hinziehen, langgezogene, dachförmige Kuppen mit ewig wiederkehrenden Abhängen von 45 Grad.

Als große Seltenheit tritt hier und da ein auffallender, markirter Felsergrat von Quarz oder granitischem Gestein auf, und gewährt eine angenehme Erholung von dem ewigen Einerlei. Hier verdient vorzüglich die pittoreske Umgegend der Gewehrfabrik Slatouft genannt zu werden, in deren Nähe der schöngeformte, dreigipfelige Taganai sich erhebt, der von jedem Reisenden in jener Gegend zum Ziel einer Excursion gemacht wird. Nicht weniger einförmig als die Berggestalten sind die Thalbildungen des eigentlichen Gebirges, die meist einen sanften, unbestimmten, monotonen Charakter haben. Da jedoch, wo dieselben östlich und westlich jene schieferigen Felsarten erreichen, unter und zwischen denen die Grünsteine und Granite hervordrangen, treten mannichfaltigere Formen der Thäler und bisweilen sogenannte schöne Gegenden auf, an denen der Ural sehr arm ist.

Fast zwei Drittheile seiner ganzen Länge sind vom Norden her mit dichtem Walde besetzt. Jeder Wohnplatz, jeder Acker, wie jede Wiese, und jede Straße ist dem finstern Dickicht mit der Axt abgewonnen. Wer in die Wildnisse des nördlichen Gebirges vordringen will, muß sich im eigentlichsten Sinne des Wortes durchschlagen, und ist dieß gelungen, so hat er einen bodenlosen Sumpf erreicht, über den mit unendlicher Mühe eine Brücke aus jungem Nadelholze geschlagen werden muß, und an dessen gegenüberliegendem Ufer der Kampf mit dem Walde aufs Neue beginnt. Die vielen, fast ununterbrochenen Sümpfe des nördlichen Ural erschweren hier die Communication im Sommer so sehr, daß zu bequemern Reisen und großen Transporten an Waaren und Lebensmitteln der Winter gewählt wird, während im südlichen, wald- und sumpflosen Theile diese Jahreszeit durch heftige Schneestürme viele Verbindungen ganz aufhebt. Wenn im Norden verschiedene Nadelhölzer mit ungemeiner Kraft und Schönheit auftreten und den düstern Charakter großentheils bedingen, so werden sie gegen die Mitte und den Süden des Gebirges mehr und mehr von Laubhölzern, und namentlich von der Birke verdrängt, die ihrerseits dann wieder dem Grasboden der Steppen weichen müssen. Dieser bildet sich schon auf dem 55sten Grade der Breite, etwas nördlich der Parallele von Orenburg, aus, und gewinnt weiter nach Süden vollkommen die Oberhand. Mit dem Walde verschwinden Sümpfe und Quellen. Der dürre Boden, nur im Frühjahr von schmelzendem Schnee bewässert, bringt einen spärlichen Graswuchs hervor, der schon im Mai und Junius von der Sonne versengt wird, und durch seine gelbe Farbe der Steppe das Ansehn eines todten Sandmeeres gibt. Der Gegensatz jener Waldregion und der Steppe spricht sich noch auf mannichfaltige Weise in den Flußläufen, den klimatischen Verhältnissen, dem Charakter und der Lebensweise der Bewohner aus. Die zahlreichern Flüsse der Waldregion, getränkt von Sümpfen und Quellen, strömen lebhaft und wasserreich in gleichmäßig entwickelten Betten, und viele von ihnen dienen als willkommene Wasserstraßen aus dem innersten Gebirge ins ebene Land hinaus. Die Steppenflüsse dagegen, weit geringer an Zahl, versiegen im Sommer oft ganz; nur die größeren von ihnen leben, wie man sich auszudrücken pflegt, auch in der warmen Jahreszeit, wo denn bei dem geringen Wasserstande die sonderbare Form ihrer Betten hervortritt. Diese bilden nämlich von Ort zu Ort lange, schmale Becken mit scheinbar stehendem Wasser, welche durch unansehnliche, oft unterirdische Gerinne miteinander in Verbindung stehen. Diesen Charakter hat sogar der Fluß Ural, den man sich als einen wichtigen Strom zu denken gewohnt ist; im heißen Sommer ist er so wasserarm, daß man ihn noch bei Orenburg durchwaten kann, wo er doch schon die größere Hälfte seines Laufes zurückgelegt hat.

Rust nun schon der Unterschied in der geographischen Breite im nördlichen und südlichen Theil eine wesentliche Verschiedenheit des Klima's hervor, so trägt hierzu die verschiedene Oberflächenbeschaffenheit nicht weniger bei. Im Norden erwärmt sich die nordkalte Luft der Wälder während eines Sommers von vier Monaten nicht hinlänglich, um über den 60sten Grad hinaus noch Getreide und Gartenfrüchte zur Reife zu bringen; im Süden gedeihen Melonen auf freiem Felde, der Sommer währt daselbst sechs Monate, und wird durch seine Hitze unerträglich. Aber die große Trockenheit der Luft begünstigt hier die Ausbreitung des Steppenbodens, indem sie den Waldwuchs unterdrückt, wozu noch die unglückliche Gewohnheit der Kirgisen kommt, das dürre Gras der Steppe aus verschiedenen Gründen in Brand zu stecken. Der Norden des Ural ist von mogulischen und ostiakischen Jägerfamilien so spärlich bewohnt, daß hier die gewöhnliche Rechnungsart der Statistiker von Seelen auf die Quadratmeile nicht mehr anzuwenden ist. Der mittlere Theil ist von Bergleuten, von ackerbautreibenden Völkern und halbnomadischen Baschkiren besser angesiedelt; vom Süden aber, zu dem ein Theil der Provinz Orenburg gehört, genüge es vergleichungsweise zu sagen, daß das Gouvernement Orenburg so groß ist wie Frankreich, so viel Einwohner hat wie die Stadt London, und daß es darin einen Flächenraum von 180,000 Quadratwerst gibt, auf dem keine Stadt steht.

Alles was die europäischen Alpen so schön macht, und was man häufig mit dem Namen Schweizernatur bezeichnet, fehlt dem Ural. Es fehlt ihm jener Kalkstein der Hochalpen mit den mannichfaltigen malerischen Contouren, es fehlen Eisberge und Gletscher, schöne Matten und tiefe Thäler, es fehlt die Fülle der Gießbäche, Wasserfälle und Seen. Ein düsteres, sumpfiges Waldgebirge liegt vor uns, das sich endlich in dürrem Steppenboden verliert.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 84** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die inneren Stimmen.** Von Victor Hugo. — **Mythischer Roman von Napoleon.** — **Das Stimmenrecht.**

In das Abonnement dieses Auslande beigetretene Literaturblatter, von welchem wöchentlich vier Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 267.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 September 1837.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

1. Ein Ausflug nach den Ruinen von Rusgonia.

In den Jahrgängen 1835 und 1836 dieser Blätter finden sich unter dem Titel „Skizzen aus Algiers Umgegend" die Schilderungen aller jener interessanten Punkte, welche ich während meines Sommeraufenthaltes zu Algier im J. 1835 zu besuchen Gelegenheit hatte. Seitdem unternahm ich eine größere Reise nach der Berberei, diesem so bezaubernden und naturschönen Erdstriche, welchen kein Reisender berühren darf, ohne eine lebenslängliche Sehnsucht der Rückkehr zu bewahren. Mein erster Besuch galt abermals Algier, der altberühmten Raubstadt, welche seit 1830 eine so merkwürdige Metamorphose erfuhr. Durch die Empfehlungen des Kriegsministers Bernard und des naturhistorischen Museums zu Paris an die einflußreichsten Männer Algiers sah ich mich in den Stand gesetzt, meinen zweiten Aufenthalt noch weit besser als den frühern zu benützen und alle jene interessanten Punkte der Umgegend kennen zu lernen, wohin man früher nicht ohne die größten Gefahren sich wagen konnte. Diese Gefahren bestehen sogar heute noch, vermögen aber den Reiz der Streifzüge in dem geheimnißvollen Innern des Beduinenlandes nicht zu vermindern; auch sind dieselben jetzt vielleicht weniger groß, als man in Europa sich vorstellt. Ich habe in der Umgegend von Algier Wanderungen von fast 50 Stunden in der Runde unternommen, habe das Land der Hadschuten, den See Alula, die Ufer des Mazafran gesehen, und noch immer sitzt mein Kopf fest zwischen meinen Schultern.

Eine günstige Gelegenheit zeigte sich mir wenige Wochen nach meiner Ankunft, die Ruinen der römischen Stadt Rusgonia, auch Rustonium, Rusgania und Rustisia genannt, welche 10 Stunden östlich von Algier bei dem Cap Matifu liegt, zu besuchen. Hr. Adrian Leebrugger, Secretär des Marschalls Clauzel, ein sehr eifriger Alterthumsforscher, hatte nämlich von der Regierung den Auftrag erhalten, dort Nachgrabungen zu veranstalten. Er begab sich im Januar 1837 mit einer Escorte von 10 Soldaten nach dem Fort Matifu, einem alten runden Thurme bei dem Cap gleiches Namens gelegen, etablirte sich dort mit seinen Arbeitern, und begann sein mühseliges Unternehmen mit einem Eifer und einer Unverdrossenheit, die ihm die größte Ehre machen.

Auf seine Einladung begab ich mich dorthin gegen Ende Januars mit dem Künstler Franz Mourre. Obwohl man häufig maurische Fischerbarken finden kann, welche nach dem Cap Matifu (arabisch: Ras Temendfus genannt) fahren, so zogen wir doch den Landweg vor, da wir beide die Gegenden zwischen den Flüssen Aratsch und Hamiß noch nicht kannten, und dieser kleine Reiseausflug uns pittoreske Naturansichten, eine reiche naturwissenschaftliche Sammelbeute und romantische Abenteuer inmitten der Beduinenstämme hoffen ließ. Der Weg nach dem Cap Matifu führt an den Lagern Mustapha, Kuba und Maison Carrée (arabisch: Hausch-el-kantara genannt) vorbei. Der unnennbar herrliche, bezaubernde Anblick der Algierer Hügelkette, bedeckt mit zahlreichen Orangegärten und maurischen Landhäuschen, erregt stets die enthusiastische Bewunderung aller Freunde pittoresker Naturansichten. Hier fühlt man sich noch zur Begeisterung aufgelegt, auch wenn man den Golf von Neapel schon bewundert hat. Sobald aber einmal die schöne steinerne Brücke der Aratsch mit ihren arabischen Inschriften überschritten ist, so ändert sich die Gegend und die Vegetation auf die auffallendste Weise. Das Algierer Tafelland versinkt dort in die Ebene von Metitschad, und nur hie und da treten dem Meere entlang schwache Wiederholungen sehr niedriger Hügel von da bis zum Cap Matifu hervor. Im Allgemeinen ist die Gegend jenseits der Aratsch traurig und moneton. Statt der blühenden Umgebung Algiers wird das Auge plötzlich durch den Anblick der düstersten und rauhesten Wildniß erschreckt, statt der Dattelpalmen und Paradiesbäume bilden dort Oleanderbüsche, Pistaziasträucher und die Fächer der Zwergpalme (Chamaerops humilis) ein unabsehbares dunkelgrünes Labyrinth, über dessen Farbe der Winter nichts vermag.

Von Maison Carrée bis zum Fort de l'Eau führt ein schlechter Fußweg, den wir bald verließen, um mitten durch das grüne Meer der Gebüsche uns einen kürzern Weg zu bahnen. Doch hatten wir diese Kühnheit bald zu bereuen, die Zweige wurden so enge, daß der kleinste Vogel Mühe gehabt haben würde, durchzuschlüpfen und unsere armen Pferde, obwohl arabischen Ur-

sprungs, vermochten oft nicht das dichte Blätternetz mit ihren Hufen zu zerreißen. Wir waren bald gezwungen, bei dem nächsten Duwar der Araber einzusprechen, und um einen Führer zu bitten. Diese Araber waren Ariben, früher berüchtigte Diebe, die aber, seitdem man ihnen die fruchtbaren Wohnplätze zwischen der Aratsch und Hamiß überlassen, der französischen Regierung sehr treu anhängen. *) Der Scheith des Duwars nannte sich Mustapha-ben-Arba. Es war die schönste, imposanteste Arabergestalt, die ich in meinem Leben gesehen. Nachdem wir ein Paar Augenblicke unter dem Zelte des Scheiths ausgeruht und von der dargebotenen Milch getrunken hatten, folgten wir unserm Führer nach dem Fort de l'Eau, wo Ben-Zeeri, der Kaid der Ariben, commandirt. Wir entließen dort unsern Führer und beschlossen die Nacht im Fort zuzubringen, jedoch bald ärgerlich über die frostige Aufnahme Ben-Zeeri's, der die Vorausbezahlung des Pferdefutters verlangte, machten wir uns bei spätem Abend ohne Führer wieder auf den Weg, in der Hoffnung, das Cap Matifu bei scharfem Ritte noch vor Mitternacht zu erreichen.

Zwei Stunden östlich von dem Fort de l'Eau fließt der Uad-el-Hamiß (der Fluß des fünften Tages, so genannt wegen des Marktes, welcher an seinen Ufern jeden Donnerstag gehalten wird). Jenseits dieses kleinen Gewässers beginnen die Ruinen von Rusgonia, von welchen einzelne Trümmer sich dicht an dem Ufer erheben. Inzwischen führt über die Hamiß keine Brücke. Eine Furth befindet sich östlich von der Mündung dieses Flüßchens, aber in der Dämmerung konnten wir dieselbe unmöglich finden. Ueberdieß war die Hamiß gerade ungewöhnlich angeschwollen, und ihr Uebergang bei der Höhe der jenseitigen Ufer gefährlich. Man denke sich die Lage zweier Reisenden zur Nachtzeit inmitten einer unbekannten Wildniß, in der Nähe feindlicher Beduinenstämme, wie der Beni-Isser, deren Feuer wir jenseits des Gewässers lodern sahen. Der Künstler, mein Gefährte, war jedoch ein kecker abenteuerlicher Mensch, und während ich fast zaghaft wurde und den scharfen Yatagan bereits an meiner Kehle zu fühlen wähnte, schlug jener vor, auf gut Glück an der ersten besten Stelle durch den Fluß zu reiten. Nur mit Mühe brachte ich ihn von dem verwegenen Versuche ab, und er fügte sich endlich meinem Vorschlage, die Nacht über unter dem Gebüsche zu bivouakiren.

Die Tisteciasträucher an den Ufern der Hamiß sind von einer außerordentlichen Höhe. Wir fanden glücklicherweise ein sechs Fuß freies Plätzchen, so dicht umgeben von jenen Pflanzen, daß es selbst einem Beduinenauge nicht leicht geworden wäre, uns hinter dem grünen Schirme zu entdecken. Doch war wohl die Gefahr weniger groß, als ich mir einbildete. Die Nacht vergrößerte die Schauer der Einsamkeit; als ich mich aber überzeugte, daß keine Beduinen in der Nähe lauerten, wagte ich mich aus dem Verstecke hervor, um in der Gegend mich ein bißchen umzusehen. Ich werde diese unendlich herrliche Mondscheinnacht in der numidischen Wildniß nimmermehr vergessen. Von frühen Jahren an hatte ich zu unserm freundlichen Planetentrabanten eine recht kindliche, abergläubische Verehrung und konnte Nächte lang ohne bestimmte Gedanken, aber mit unbeschreiblich seligem Gefühle in sein mildes Geisterantlitz schauen. Ich begrüßte den Freund meiner Knabenzeit wieder mit derselben kindischen Freude, wie als 10jähriger Knabe. Ich fürchtete die Beduinen und die wilden Thiere nicht mehr, so lange ich den geisterbleichen Hirten über mir wachen sah. Von Abenteuerlust ergriffen, wollte ich nun allein das Wagestück versuchen, von welchem ich kurz zuvor meinen Gefährten abgerathen. Ich folgte einem Fußwege, welcher nach der seichtesten Stelle des Flusses führte; mit Leichtigkeit durchwatete ich denselben und schämte mich nun meines langen Zauderns; das Wasser reichte mir kaum bis an die Kniee.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Hauptstamm dieser Araber, welche sich el-Arid nennen, bewohnt die Wüste Sahara. Es waren Männer dieses Stammes, welche den englischen Reisenden Davidson ermordeten.

Der Flüchtling aus Bhopal.

(Schluß.)

Der Männer waren sechs, von denen einige ein dicht verhülltes Frauenzimmer aus dem Wagen hoben, während ein anderes, wahrscheinlich eine Verbündete, freiwillig folgte. Alle diese Leute schienen unter der Erde zu verschwinden, doch kehrten die sechs Männer bald zurück, und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, wobei einige das Fuhrwerk mit sich nahmen. Als Ahmed sie weit genug entfernt glaubte, kam er aus seinem Versteck hervor, und näherte sich dem Aufenthalt der Räuber. Wenig oder gar keine Vorsicht war angewendet worden, um den Eingang zu verbergen; bald fand er daher eine Treppe, die ihn in die Tiefe führte, wo er beim Schein einer dort befindlichen Lampe einen langen Gang zu beiden Seiten erkannte, in deren einem mehrere Weiber, unter denen Ahmed das uns bereits bekannte alte Weib erblickte, mit Bereitung einer Mahlzeit beschäftigt waren. Der Gegenstand, den er suchte, befand sich jedoch nicht unter den Köchinnen, allein bald führte ihn ein leises Schluchzen zu einer fest verriegelten Thür. Die Weiber schwatzten zum Glück so laut, daß sie das Geräusch, welches das Zurückschieben des Riegels machte, nicht hörten. Schärfer war jedoch das Gehör der Gefangenen, die rasch aufstand, und als sie das freundliche Antlitz dessen erblickte, den sie nicht wieder vergessen konnte, den Schrei der Ueberraschung auf Ahmeds warnendes Zeichen nur mit Mühe unterdrückte. In einem Augenblick war sie in einen Teppich gehüllt, und im nächsten schon stiegen beide die Treppe hinan ins Freie. Die Gefahr, den Dacoits auf dem Wege zu begegnen, war groß, doch ließ sich glücklicherweise keine Seele blicken. Ahmed eilte mit seiner schönen Beute den Ruinen zu, und führte sie in seine unterirdischen Gemächer, wo er das Beste, was er hatte, zu ihrer Erfrischung auftrug. Ihre prachtvolle Kleidung stach seltsam gegen das ärmliche Gewand und die dürftige Einrichtung ihres Befreiers, allein die Freude, sich aus drohender Gefahr gerettet zu sehen, und zwar abermals durch den Unbekannten, der eine Theilnahme in ihr erweckt hatte, die keine Zeit zu tilgen vermochte, hielten die Tochter Khoadscha's für alle Entbehrungen schadlos.

Mirza Ahmed war zu bescheiden, als daß er zu fragen gewagt hätte, wie die junge Schöne nun schon zum zweitenmale in die Hände dieser Bösewichte gefallen, allein Kamel Begum — oder die „vollkommene Königin," wie ihr Name lautete — errieth den Wunsch seines Herzens, und eilte ihn zu befriedigen. Sie erzählte ihrem Befreier, daß mit der Familie eines reichen Nachbars Unterhandlungen wegen ihrer Verheurathung angeknüpft worden seyen. Die Güte ihrer Mutter hatte ihr Gelegenheit verschafft, den ihr bestimmten Bräutigam zu sehen, der ihr durchaus nicht gefiel. Sie vertraute ihre Abneigung der Akilla — dem alten Weib, an das Ahmed früher sich gewendet — von der sie jedoch beständig mit Eröffnungen von Seite Ali Scherif's verfolgt wurde, von dem Kamel Begum seines niedrigen Charakters wegen durchaus nichts wissen wollte. Die junge Dame sprach ihre Ueberzeugung aus, daß der Ueberfall im Palankin auf der Straße ebenfalls von jenem Verworfenen und dem alten Weibe angestiftet worden sey, um sie in seine Gewalt zu bekommen. Da er später bedeutend verwundet worden, habe sie eine Zeit lang Ruhe vor seinen Verfolgungen gehabt, obschon Akilla nie aufgehört habe sie von seiner Liebe zu unterhalten. Endlich hatte die schöne Erzählerin sich auf Zureden der Alten entschlossen, einen Dergah zu besuchen, um ein Opfer darzubringen, und während sie am Altar ihre Andacht verrichtete, wurde sie rücklings zu Boden gerissen, in einen Teppich gewickelt und in einen Wagen gebracht, wo sie die alte Akilla fand. Während der Fahrt war sie von der Alten mit den schmählichsten Vorwürfen überhäuft worden; Ali Scherif, versicherte sie, macht sich nichts aus der schönen Larve, auf die Kamel Begum sich so viel einbilde; ihm sey es nur um ihre Juwelen zu thun, sie selbst habe er an einen Pathan-Häuptling, einen Anführer der Pindarries, verkauft. Bei dieser entsetzlichen Nachricht stieß die Unglückliche den lauten Schrei aus, den Ahmed gehört, und versuchte aus dem Wagen zu springen, woran sie jedoch mit Gewalt gehindert wurde, und bei dieser Gelegenheit das Armband verlor, das ihr glücklicher Befreier fand.

Es blieb jetzt zu überlegen, was zu thun sey. Kamel Begum, so schuldlos sie auch war, konnte den Gedanken nicht ertragen zu ihren Eltern zurückzukehren, von denen sie keines guten Empfangs sich versah. Vielleicht hatte die Neigung zu ihrem tapfern Gefährten auch einigen Antheil an diesem Widerwillen vor dem väterlichen Hause, denn sie erklärte frei ihren Entschluß, das Schicksal ihres Befreiers theilen zu wollen, und forderte ihn, indem sie ihren Schmuck ablegte, auf, ihn zu verkaufen und sich mit dem zu versehen, was ihm fehlte. Bitterer als je fühlte Mirza Ahmed den Verlust seines Vermögens, das er der Geliebten mit Freuden zu Füßen gelegt haben würde. Er erfüllte indeß ihren Wunsch, indem er hoffte durch seinen starken Arm und seine Tapferkeit, sich und dem Abgott seines Herzens bald ein besseres Schicksal bereiten zu können. Auf seinem Wege nach der Stadt stieß er auf keine Schwierigkeit, und da er die Krähen nicht an ihrem gewöhnlichen Ort erblickte, so vermuthete er, daß die Bande, durch die Flucht ihrer Gefangenen erschreckt, sich zerstreut habe. Auch die alte Akilla fand er nicht vor dem väterlichen Hause der Geliebten. Dafür wartete seiner eine ganz andere freudige Ueberraschung; indem er prächtig ausgestattet die Straße hinabritt, stieß er auf den bestimmten Bräutigam seiner armen Schwester. Rezza Ali sprang vom Pferde, umarmte seinen Freund und führte ihn dann in sein Haus, wo Ahmed zu seiner größten Ueberraschung seine todt geglaubte Schwester fand. Izzet Hulasi hatte, als man sich ihrer bemächtigen wollte, wirklich Samenkörner des Dhettura verschluckt, von denen sie in einen todtenähnlichen Schlaf sank. Eine treue Dienerin hatte die Todtgeglaubte an einen sichern Ort verborgen, und sie mit ihrem Geliebten vereinigt, der in die Dienste eines andern Herrn getreten war. Rezza Ali war sogleich bereit, die Tochter Khoadscha's unter seinen Schutz zu nehmen, und durch Adoption den Flecken zu vertilgen, der durch die Entführung an ihrem Namen haftete. Kamel Begum, die ihre Eltern herzlich liebte, war hierüber innig erfreut; Izzet Hulasi versöhnte ihre Mutter, Rezza Ali den Vater, und den Schluß machte eine Heurath, die das Glück beider Theile gründete.

Seltsame Polizeiordnung.

Der holländische Gouverneur von Arim an der afrikanischen Küste hat eine ganz eigenthümliche Art, die Polizei zu handhaben. Ist in irgend einem Dorfe seines Districtes ein Vergehen vorgekommen, so schickt er einen Gerichtsboten dahin mit seinem Stocke, der sodann in der Mitte des Dorfes aufgepflanzt wird. Das ganze Dorf kennt die Bedeutung dieses Stocks; es soll nämlich der Thäter zur Strafe eine halbe Unze Gold erlegen. Der Stock bleibt 24 Stunden aufgesteckt, und hat dann der Thäter sich noch nicht gehorsam gezeigt, so schickt der Gouverneur seinen Hut dazu, der über dem Stock aufgehängt wird. Nun sieht die Sache schon anders aus, und der Verbrecher muß, will er anders weitern Ahndungen entgehen, eine Unze Gold bezahlen. Weigert er sich immer noch, so schickt endlich der Gouverneur seinen Degen. Nun wird die Sache ernsthaft, und der Verbrecher muß zwei Unzen bezahlen. Bisher hat man noch kein Beispiel, daß auch die Sendung des Degens fruchtlos gewesen wäre.

Ueber den Ural und Altai.

(Fortsetzung.)

Aber für diesen Mangel an äußerer Schönheit ist es durch kostbare Schätze seines Innern reichlich entschädigt. Nicht nur bietet es an edlen und unedlen Metallen eine kolossale Ausbeute dar, sondern es bereichert alle Mineraliencabinette der Welt mit einer Reihe der schönsten Stufen. Krystallisirte Mineralien kommen daselbst in einer Größe vor, wie sie kaum wieder anzutreffen ist. Man hat Feldspathkrystalle vom Ural von dreiviertel Fuß Durchmesser, Zirkone, die ein halbes Pfund wiegen, Smaragde von niegekannter Größe, und einen Beryll, der als Marschallsstab gebraucht werden könnte.

Die reichsten Metallausbrüche finden am Ostabhange statt. Hier liegen unerschöpfliche Vorräthe der besten Eisenerze, welche die Natur in Gestalt schroffer Berge emporhob, die aus mehr oder weniger reinem Magneteisen bestehen, und am Ostfuße des Gebirges auf einer Linie sich erheben, die diesem parallel von Süden nach Norden läuft. Hier liegen ansehnliche Kupfergruben und die reichen Goldlager, die

schon seit geraumer Zeit eine jährliche Ausbeute von 120 bis 140 Centner Gold geliefert haben. Vom ganzen Ural, d. h. vom östlichen und westlichen Abhange, wird jährlich eine Metallmasse von etwa 7,580,000 Pud zu einer Gesammtsumme von ungefähr 55 Millionen Rubel ausgeführt, wovon 15 Mill. für Eisen, ebenso viel für Gold und Platina, und der Rest für Kupfer.

Das Vorkommen des Goldes in Sandlagern am Ostabhange des Gebirges gab Anfangs Veranlassung zu den wunderbarsten Hypothesen von einer gewaltigen Fluth, welche dieses Gold aus dem asiatischen Continent herbeigeführt und an dem Ural sollte abgesetzt haben. Bis auf den heutigen Tag sehen einige Geologen in einer solchen Wassernoth den Schlüssel zu allen Erscheinungen, die das Vorkommen des Waschgoldes begleiten. Ein anderer läßt die goldhaltigen Sandlager als dichtflüssigen Brei auf die abenteuerlichste Weise aus dem Innern der Erde aus Spalten hervordringen, was wohl eine ultraplutonische Erklärungsart seyn dürfte. Wer aber diese Erscheinungen an Ort und Stelle mit Ueberlegung prüft, wird sich sehr leicht davon überzeugen, daß die ursprüngliche oder primitive Lagerstätte des Goldes allemal in der Nähe der secundären, d. h. der goldführenden Sandlager nachgewiesen werden kann.

Atmosphärische Einflüsse zerstörten allmählich den goldhaltigen Fels, und der hierdurch erzeugte Schutt wurde vom Wasser in den Thälern und Schluchten zusammengeführt. In vielen Fällen ruhen die Sandlager noch auf goldhaltigem Gestein und sind von demselben umgeben, bisweilen aber sind sie auf Felsarten abgesetzt, in denen nie Gold vorkommt; noch ist jedoch der Fall nie eingetreten, daß man in der Nachbarschaft eines Goldsandlagers nicht goldführende Felsarten in einem höhern Niveau hätte auffinden können.

Seit einem Jahrhundert erst drang europäische Civilisation zum Ural vor, aber sie verbreitet sich hier mit rascherem Schritt als in den Gebirgen der neuen Welt, wo der Kampf der Civilisation mit dem Urzustande ungleich hartnäckiger ist; und diesen raschen Fortschritt verdanken wir wohl vorzüglich dem Bergbau, dessen kolossaler Betrieb, auf europäische Kenntnisse gegründet, neues Leben verbreitet und fortwährend unterhält. Bergstädte und Grubenreviere wurden zu festen Punkten, von welchen die Civilisation sich schnell nach allen Richtungen hinbewegte. Nachdem der Ural auf diese Weise für Europa gewonnen war, wurde es nun nicht schwer, die großen Länderräume des nordasiatischen Tieflandes zu durchwandern und den Bergbau mit seinen wohlthätigen Folgen auf die entferntern Gebirgszüge Sibiriens überzutragen, wobei der Ural stets die Rolle eines Fundamentes spielte, auf welchem weiter gebaut wurde. Der rasche Fortschritt der Cultur beruht hier lediglich auf der dem Bergbau günstigern Gestaltung und Zusammensetzung des Gebirges. Der südliche Theil desselben, der seiner Natur nach dem asiatischen Steppenboden angehört, ist bis auf den heutigen Tag der Schauplatz großer und kleiner Völkerwanderungen geblieben.

Wenden wir uns nun vom Ural zum Altai, so betreten wir zunächst das große sibirische Tiefland, das nur in seinem Süden einen culturfähigen Boden in der Gestalt eines schmalen, langgezogenen Saumes darbietet, welcher sich schnell zu einem Colonistande des europäischen Rußlands gestaltete. Die großen Ströme dieses Tieflandes, im Innern des Altaisystems entspringend, nehmen ihren Lauf sämmtlich nach Norden, durchströmen in ihren untern Läufen ein sumpfig-felsiges Flachland mit polarischem Klima, und ergießen sich endlich in ein eiserfülltes, unbeschiffbares Meer, weßhalb sie als keine bereichernde Ausstattung dieses Erdtheils zu betrachten sind.

Was uns nun auf dem Wege zum Altai vorzüglich auffällt, sind die kaum verkennbaren Spuren eines ehemals vorhanden gewesenen Meeres zwischen Europa und Asien. Denken wir uns nämlich die Wasserfläche des Aral- und kaspischen Sees nur um ein geringes höher als ihren gegenwärtigen Stand, so würde sie eine breite Furche ausfüllen, welche sich, in nordöstlicher Richtung von jenen Seen, am Ostfuße des Ural hinzieht, und durch eine Reihe von Senkungen des Bodens bezeichnet ist, die durch zahlreiche Gruppen von Salzseen an einen trockengelegten Meeresboden erinnern. Vielleicht waren die Erhebung des Ural und Altai und das Verschwinden dieser Meeresscheide Resultate einer und derselben Katastrophe einer frühern Lebensperiode unsers Planeten.

Wie im N.W. der Ural, so bilden die Vorberge des Altai im S.O. die Ränder dieser merkwürdigen Furche, deren Localitäten zu erforschen eine sehr interessante Aufgabe wäre.

Das System des Altai im weitern Sinne begreift das nördliche Randgebirge des centralen Hochasiens vom ochotskischen Meerbusen bis zum obern Irtysch, welchen ungeheuern Raum es unter verschiedenen Benennungen durchläuft. Altai im engern Sinne bezeichnet nur den westlichen Ausläufer dieses von O. nach W. streichenden Zuges, vom Meridian des telezkischen Sees bis in die Gegend der berühmten Silbergrube Smeinogorsk (Schlangenberg), und dieser Theil des großen Randgebirges ist es, den wir hier betrachten wollen. — Steigt man aus jenem Flachlande auf dem bezeichneten Wege von Norden her zum Fuße des Gebirges an, so tritt man bald in ein Bergland von mäßiger Erhebung. Wasserreiche Flüsse verkünden durch ihre Breite, ihren raschen Lauf und durch ungeheure Ablagerungen fremdartiger Felsgeschiebe die Nachbarschaft des höhern Gebirges. Folgt man dem Laufe derselben aufwärts, so erheben sich die Felsufer immer höher und steiler; bald erweitert sich das Thal zu einer üppigen Wiese oder einem fruchtbaren waldbedeckten Ackerboden, oder es wird zu einer tiefen Felsenkluft mit verticalen Wänden zusammengedrängt, die den Reisenden nöthigt, den Fluß zu verlassen und die Höhe zu ersteigen. Von dieser erblickt er endlich im Süden die zackigen Gipfel des schneebedeckten Hochaltai, welche in ihren Formen andere Felsarten verkünden, als wir am Ural kennen lernten. Die schönsten Naturscenen entwickeln sich mit immer größerer Mannichfaltigkeit. Die reißenden Bergströme, wie der Baschkaus und Tschuischman, die beiden Quellflüsse der Bija, stauen sich in ihren Hochthälern zu prachtvollen Alpenseen an, in welche sich von allen Seiten her Wasserfälle und Gießbäche stürzen. Aus telezkischen See fallen diese so schnell und in solcher Menge aus der Region des schmelzenden Schnees herab, daß sie das Wasser des Sees mitten im Sommer auf 5°,5 (Réaumur) abkühlen, daher man bei seiner Beschiffung von empfindlicher Kälte zu leiden hat. Der Inner-Altai ist bis jetzt fast ganz unbewohnt, wenn aber einst eine zahlreiche, civilisirte Population sich in ihm bewegt, wird er, wie die Alpen der Schweiz und Tyrols, der gefeierte Tummelplatz von Tausenden von Reisenden werden, die sich an seinen Schönheiten eben so ergötzen können, wie an denen des Berner Oberlandes und des Thales von Chamouny.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 268.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 September 1837.

Cap Coast Castle.

Aus: Narrative of an Expedition into the interior of Africa by Macgregor Laird and R. A. K. Oldfield.

Die Niederlassung von Cap Coast Castle steht unte einer Committee von Kaufleuten, welche nach diesem Theile der afrikanischen Küste handeln; die Regierung besitzt indeß ein Veto bei ihrer Einsetzung. Der Gouverneur hat keine richterliche Gewalt über die Mauern des Forts hinaus, aber die Eingebornen erwarten allen Schutz von ihm, und im ganzen Lande der Fantis ist sein Wort Gesetz. Alle, welche die Colonie früher kannten, wo sie direct unter der Regierung stand, geben zu, daß Cap Coast Castle selbst und das davon abhängige Accra jetzt bei einem jährlichen Aufwand von 3500 Pfund und mit einer Garnison von 100 Schwarzen in einem weit bessern Zustande sey, als wo die Regierung 30,000 Pfund aufwandte und eine Garnison von 600 Weißen unterhielt.

Diese Colonie unterhält über Bussa und das Land der Ashantis einen directen Handel mit Soccatu. Die Karawanen von Bornu bringen an die Ost- und Nordgränze des Landes der Ashantis Elfenbein und Sklaven, und erhalten dagegen einige englische und portugiesische Waaren, hauptsächlich aber Gora-Nüsse. Die Hauptausfuhr besteht aus Goldstaub, indem das ganze Land mehr oder weniger mit diesem kostbaren Metall geschwängert ist, und man kann unaufhörlich eine Menge Eingeborner den Kies waschen und sieben sehen. Dieser Ueberfluß an Gold ist die Hauptursache des schlechten Volkscharakters, denn die Leute sind Spieler von Profession, notorische Lügner, Feiglinge und Diebe. Vergebens bemühte man sich den müßigen Theil des Volks zum Ackerbau zu bewegen, die lockende Ungewißheit ihrer gewohnten Beschäftigung siegte immer über die nüchternere Wirklichkeit einer vernünftigen Arbeit. Der Charakter der Ashantis scheint weit besser als der der Fantis oder des Volks an der Küste, und es ist nur zu bedauern, daß die Engländer sich in einen lächerlichen und nutzlosen Krieg mit jenem Volk verwickeln ließen.

Die Ungesundheit von Cap Coast Castle wird einem in der Nähe befindlichen großen Morast zugeschrieben, aber ein Jahr ist oft viel ungesunder als das andere. Bei unserer Ankunft fanden wir das Spital geschlossen, und seit neun Monaten war kein Kranker darin gewesen. Alle hier sich aufhaltenden Europäer waren schon seit geraumer Zeit gesund, und der Ort kam allmählich in guten Ruf. Freilich muß man erwägen, daß kaum zwanzig Weiße in der Colonie waren, und darunter keiner von der niedern Classe, als etwa hie und da ein trunksüchtiger oder meuterischer Matrose, der von einem Kauffahrer ausgesetzt und für das nächstkommende Kriegsschiff aufgespart wird. Im J. 1821, als das Fort von europäischen Truppen besetzt war, fielen von 600 nicht weniger als 259 dem Klima zum Opfer, in den Jahren 1825 und 1826 aber starben von 329 Europäern, die ins Spital gebracht wurden, nur zwei und dreißig. Ich bin geneigt zu glauben, daß die Abnahme der Sterblichkeit mehr daraus entsprang, daß die Ueberlebenden sich an das Klima gewöhnten, als daß die giftigen Miasmen abgenommen hätten.

Die Fantis sowohl wie die Ashantis verarbeiten das Gold zu einer Menge schöner Zierrathen; ihre Ketten namentlich werden wegen der Reinheit des Metalls sehr hoch geschätzt. Der Gouverneur zeigte uns eine von einem Ashanti gefertigte kunstreiche Kette und eine von einem andern Eingebornen verfertigte Tabaksdose, die mit Ausnahme der Scharniere einem Londoner Künstler zur Ehre gereicht hätte. Die gewöhnliche Art, einen Ring oder sonst einen Zierrath machen zu lassen, besteht darin, daß man dem Arbeiter den Goldstaub vorwiegt, und dieser bringt dagegen die gefertigte Waare, welche um ein Fünftheil weniger wiegt, und dieß Fünftheil entschädigt ihn für seine Mühe und den Metallverlust bei der Verarbeitung.

Die Masse Gold, welche man an der Goldküste jährlich gewinnt, wechselt zwischen 40 und 50,000 Unzen, und wird bloß durch Waschen gewonnen. Ich habe mehrere Klumpen Gold in Quarz eingelagert gefunden, nie aber in Verbindung mit anderm Mineral gesehen.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

1. Ausflug nach den Ruinen von Rusgonia.

(Fortsetzung.)

Dicht an dem rechten Ufer der Hamiß erheben sich einige zerstückelte Mauern, die ersten Ruinenüberreste der alten Stadt Rusgonia. Ich hüpfte vor Entzücken, daß ich vielleicht der erste Europäer war, welcher an dieser Stelle die tausendjährigen Trümmer berühren durfte. All' meine classischen Erinnerungen zu Hülfe rufend, sprach ich in einer Minute mehr lateinisch, als sonst in einem Jahre. Ich hoffte, der Ton einer Sprache, die hier seit so langen Zeiten nicht mehr erklungen, werde einige der alten Bewohner Rusgonia's aus ihrem unbekannten Wohnorte rufen. Sind je die Todten umgegangen, so mußte es hier gewesen seyn. Kein Plätzchen der Welt konnte den wandernden Schatten zum melancholischen Stummseyn, zur lispelnden Unterhaltung oder zum Weinen und Seufzen gelegener seyn. Hier belauscht sie keines der Wesen, die seitdem so viele Räthsel gelöst, aber noch immer nicht wissen, was aus ihren Ahnen geworden. Einem Araber dürfte man alle Schätze versprechen, er getraute sich zur Nachtzeit nicht nach diesen Ruinen, wo er die Geister der Rummi (Christen) fürchtet.

Inzwischen blieben auch die alten Römer stumm, so beantworteten meine lateinische Beschwörung doch andere Bewohner Numidiens, welche schon zu Plinius Zeiten existirten und mich an dessen Worte erinnerten: „Tusca fluvius Numidiae finis, nec praeter ferarum proventum nihil aliud insigne." Die ganze Oede war furchtbar lebendig geworden. Die Stimmen der großen Raubthiere, welche, so lange sie ihrer Beute nachgehen, keinen Laut von sich geben, dann aber, um andere Mitesser fern zu halten, während ihres Fraßes grimmig heulen, tönten von beiden Ufern immer zahlreicher und lauter. Das so seltsame menschenähnliche Wimmern der Schakals, welche gewöhnlich in großer Zahl sich um ein Aas einfinden, verstummt, sobald die Hyäne mit ihrem tückisch heisern Murren näher kommt; die Schakals verlassen dann ihre Beute. Hingegen wagt mehrere Minuten lang kein Thier ein Lebenszeichen hören zu lassen, sobald des Löwen dumpfes Donnerbrummen, wie die Stimme eines antediluvianischen Riesenthieres, durch die Ebene brüllt. Ich habe lange jene Erzählungen von der Ueberlegenheit des Löwen über die andern Raubthiere und den starren Schrecken, den seine Stimme einflößt, für absurde Mährchen gehalten. Seitdem ich aber in der Umgegend Algiers so manche Nacht auf dem Anstande durchwachte, kann ich jene Sagen aus eigener Erfahrung bestätigen. Der Löwe scheint wirklich nach dem Menschen der gefürchtetste Tyrann der Thierwelt zu seyn.*)

*) Die Löwen sind zwar hier nicht mehr in solcher Anzahl vorhanden, wie zu den Römerzeiten, wo Numidien viele hundert Löwen jährlich zu den Kampfspielen lieferte, aber an Stärke und Wildheit haben sie nichts verloren. Ich wohnte einmal einer Löwenjagd unweit Rassota bei, wo die besten Hunde sich dem Löwen nicht zu nähern wagten, und bei einer andern Jagd zu Bona, welche der Commandant Yussuf veranstaltete, wurden zwei Spahis zerrissen, zwei andere verwundet, und der Löwe entkam.

Inzwischen schreckten mich weniger diese raubgierigen Bestien, welche meine Feuerwaffen immer in respectabler Ferne gehalten haben würden, aber bald wurde ich zu meiner Bestürzung anderer näherer Gäste gewahr, gegen welche die Kugel wenig half. Auf den Ruinen wimmelte es nämlich von großen, graugelben Scorpionen, welche, den Schweif mit dem giftigen Stachel in die Höhe haltend, mit außerordentlicher Schnelligkeit über die Steine hinliefen. Bei Tage hätten mir solche Nachbarn die größte Freude verursacht, und ich würde sie mit größter Behaglichkeit in mein Weingeistfläschchen geworfen haben. Zu dieser nächtlichen Stunde aber machten sie mir solches Grauen, daß die enthusiastische Stimmung auf diesen römischen Ruinen mich plötzlich verließ, und ich entsetzt davon eilte, um mich wieder zu meinem Reisebegleiter, der inzwischen fest eingeschlafen war, unter die Büsche zu gesellen.

Sobald die Tageshelle den Weg deutlich machte, verließen wir unsern Bivouac. Die armen Pferde hatten in Ermangelung bessern Futters alle Pistaciasträucher in der Nähe entblättert, waren aber dabei so frisch und kräftig, wie am vergangenen Tage geblieben. Sind die arabischen Rosse dieses Landes auch merklich von ihren Stammeltern entartet, so haben sie doch noch die köstliche Eigenschaft, Wochen lang mit dem magersten Futter vorlieb zu nehmen.

Nachdem wir die Furt der Hamiß überschritten hatten, schlugen wir wieder die Richtung nach dem Meere ein. In wenigen Minuten erreichten wir die ansehnlichsten Ruinenstücke, auf deren Höhe Hr. Verbrugger mit seinen rothhosigen Schatzgräbern stand und uns ein freundliches Willkommen zuwinkte. Wir theilten in dem nahen Fort Matifu mit ihm ein paar Tage lang seine Tafel und Nachtquartier und gingen jeden Morgen mit ihm hinaus, um unter den Steinen und unter irdischen Gewölben zu stöbern.

Die Gründung der Stadt Rusgonia scheint nach einigen in neuester Zeit aufgefundenen Inschriften ungefähr gegen das Jahr 730 nach der Erbauung Roms und 22 Jahre vor Christi Geburt zu fallen. Außer einer trockenen Erwähnung Strabo's und einer durch den bekannten Dr. Shaw zu Hamza gefundenen Inschrift, fanden die gelehrten Herausgeber der Recherches sur l'histoire de l'Afrique septentrionale," welche vor wenigen Jahren erschienen, über jene Stadt des Alterthums keine Urkunde. Folgende etwas fragmentarische Inschrift aus Rusgonia wurde durch Hrn. Verbrugger zu Algier aus einem Gebäude nahe am Hafen entdeckt.

LIADIO L FIL QVR
ROGATO
DEC AED IIVIR ET VIR
QQ RUSG ET RUSO
CONSISTENTES OB
MERITA QVOD FRV
MENTUM INTVLERIT
ET ANNONAM PAS
SV . . . . . CIT INCRESCERE
AERE COLLATO

Dieses Denkschriftfragment sagt, daß der Stein einem ge-

wissen Livius, der die Stadt mit Getreide versehen, durch deren Einwohner, Decemvirn, Aedilen ꝛc. errichtet worden ist. Man sieht daraus wenigstens, daß die Stadt an dem Cap Matifu wirklich Rusgonia und nicht Icosium gewesen ist, wie manche neuere Forscher behaupten wollen. Auf welche Weise dieser Stein aber auf ein Gebäude Algiers kam, ist leicht begreiflich, da nach allen Versicherungen der Eingebornen ein großer Theil des heutigen Algiers aus den Steinen jener Ruinen vom Cap Matifu erbaut worden ist. Man muß die Ueberreste Rusgonia's selbst gesehen haben, um eine Vorstellung sich zu fassen von der Wuth, mit welcher die Zerstörer dort gehaust haben. An vielen Orten, besonders in der Nähe der Ufer der Hamiß, sind die tiefsten Grundsteine der Gebäude ausgerissen, und man hat dort Mühe, nur die geringsten Ruinenspuren unter der Masse der Gebüsche aufzufinden. Alle diese Steine haben nach und nach den Golf überschritten, und sind aus den alten Tempeln, den Amphitheatern und classischen Gebäuden der Römerstadt, zu Algier Moscheen, Festungen und Magazine geworden. Die Mauren fanden es natürlich bequemer, diese Bausteine schon zugehauen aus ehemaligen Wohnungen zu holen, statt dieselben aus den Felsen mühsam sprengen zu lassen. Doch mochten auch noch andere Gründe die Eingebornen zu jener Zerstörungswuth verleitet haben. Unter allen muhammedanischen Völkern herrscht bekanntlich der feste Glaube, daß alle alten Städte, so wie besonders alle Denkmäler der Vorzeit, deren Entstehung und Nutzen sie sich nicht erklären können, bedeutende Schätze enthalten. Wenn ihre eifrigen Nachgrabungen sie dann in ihren habsüchtigen Hoffnungen täuschen, so findet ihr Aberglaube immer irgend eine Ursache auf, welche die Schuld des Mißlingens trägt. Gewöhnlich sind böse geisterhafte Wesen dabei im Spiele. Letztere denken sie sich gewöhnlich in weiblicher Gestalt. Die Araber haben ihren Hexenglauben wie wir noch vor einigen Jahrhunderten. An jenem unseligen Zerstörungswerke tragen übrigens auch so manche Europäer Schuld. Fanden die Eingebornen auch die erwarteten Reichthümer nicht, so blieb ihre Mühe doch nicht ohne Lohn, denn die Consuln der verschiedenen europäischen Nationen kauften von ihnen die gefundenen Statuen, Inschriften und schlechten römischen Kupfermünzen. Dieser Umstand eiferte die Zerstörer nicht wenig zur Fortsetzung ihres vandalischen Werkes an. Das arme Rusgonia verlor also in dem Maße an Bedeutung, als seine glückliche Nebenbuhlerin am andern Ende der Bucht sich bereicherte und verschönerte. So kommt es denn, daß der Schiffer, welcher heutiges Tages diesem blühenden Strande sich nähert, nur Augen hat für die weiße Stadt auf den westlichen Hügeln, und nicht einmal ahnet, daß der grüne Gebüschwald des Cap Matifu die Ruinen einer andern Stadt birgt, welche Algier an Größe und Bedeutung noch übertraf.

(Schluß folgt.)

Alte Geschichte von Valenciennes.

Ein junger Künstler ist, wie es heißt, jetzt in Valenciennes mit einer Arbeit beschäftigt, die für die Liebhaber der alten Geschichte dieser Stadt von hohem Interesse ist. Die Geschichte von Valenciennes ist bekanntlich von Simon Leboucq in religiöser und bürgerlicher Hinsicht behandelt worden. Ein schönes Manuscript in Folio von der religiösen Geschichte befindet sich auf der Bibliothek von Valenciennes, und das Manuscript der bürgerlichen Geschichte ist, man weiß nicht wie, an die Bibliothek von Cambrai gekommen. Das Manuscript in Valenciennes, reicher ausgestattet als das zu Cambrai, enthält eine Menge Materien und Federzeichnungen von vielen Kirchen und Klöstern, die in der Revolution von 1789 zerstört worden sind, und von denen die Stadt kaum noch einige Ruinen aufzuzeigen hat. Jener junge Künstler hat sich nun die Aufgabe gestellt, diese alten Denkmäler in größern Zeichnungen herzustellen, seine Arbeiten durch die Lithographie zu vervielfältigen, und mit Noten aus dem Text Leboucqs zu begleiten.

Ueber den Ural und Altai.

(Schluß.)

Von dem Ural ist er, wie wir sehen, in Allem verschieden, und vor ihm ausgezeichnet durch größere Breite, bedeutende Höhe, schönere Thalbildung und andere Berggestalten. Die Hauptmasse des höhern Altai ist zusammengesetzt aus Thonschiefer, Porphyr und Granit. Diese Gesteine, im Verein und einzeln, bilden mehrere parallele Ketten, die durch großartige Längenthäler von einander getrennt sind und sich häufig in die Region des ewigen Schnees erheben, deren Gränze hier auf einer Höhe von 7 bis 8000 Fuß liegt. Der Culminationspunkt des Gebirges, der Berg Belucha an den Quellen der Katunja, steigt fast zu der Höhe des Schweizer Wetterhornes und der Jungfrau, nämlich zu 11,000 Fuß an, mehrere imposante Schneespitzen tragend, die bis jetzt noch von keinem Menschen erstiegen wurden. Die neuesten Forschungen an diesem altaischen Montblanc, welche wir dem unermüdlichen Eifer des Dr. Gebler verdanken, haben die Entdeckung eines schönen Gletschers zur Folge gehabt, dessen Existenz um so mehr interessirt, als man der trockenen Atmosphäre jener Gegend die Fähigkeit absprechen wollte, wirkliche Gletscher zu bilden. — Grünstein tritt am Altai in sehr untergeordneten Verhältnissen auf, bedingt daher auch nicht die Hauptformen, wie wir dieß am Ural sahen. Am mächtigsten scheint er sich in der Gegend der Hochebene des Korgon entwickelt zu haben, welche im Verein mit einigen sehr breiten, steppenartigen Hochthälern dem Gebirge schon ganz den Charakter eines innerasiatischen gibt, obwohl diese Formen sich erst weiter im Süden in ihrem ganzen Umfang ausbilden.

Nach Westen sinkt das Hochgebirg allmählich ab, verliert nach und nach seine Waldbekleidung und verschwindet endlich unter dem Meridian von Ustkamenogorsk im Steppenboden des Flachlandes, dessen wir vorhin erwähnten. Erinnert dieß einerseits an die Verhältnisse des südlichen Ural, so treten hier andrerseits jene großen klimatischen Verschiedenheiten nicht hervor, weil wir hier nicht den Hauptunterschied von Süd und Nord, sondern von West und Ost vor uns haben.

Eines jener großen Längenthäler, die den Altai durchziehen, das Thal der obern Buchtarma, scheidet den nördlichen, russischen Antheil des Gebirges von dem südlichen, chinesischen. Dieser südliche Theil ist häufig und bis in die neuesten Zeiten als ein besonderes Gebirge mit dem Namen des großen Altai angeführt worden im Gegen-

sage zu dem nördlichen, sogenannten kleinen Altai. Abgesehen von dem Unpassenden dieser Benennungen, die weder in der Natur begründet scheinen, noch von den Bewohnern angenommen sind, dienen sie nur, um einen Irrthum zu erhalten, den ein Kartenzeichner von dem andern erbt. Der chinesische Altai bildet mit dem russischen nur ein und dasselbe Ganze, und es ist kein Grund vorhanden, sie als zwei, sogar in ihrer Richtung verschiedene Gebirgszüge auftreten zu lassen.

Was nun den Metallreichthum anbelangt, so besteht dieser im Altai in goldhaltigem Silber, das sich gediegen und vererzt an solchen Stellen vorzüglich reich entwickelt zu haben scheint, wo Porphyr und Thonschiefer einander berühren. Die jährliche Ausbeute beträgt 1000 Pud, welche in drei sogenannten Karawanen den langen Weg von Barnaul nach Petersburg machen, wo sie vom Golde geschieden werden. — Das Waschgold, das seit einigen Jahren in stets wachsender Menge im östlichen Theile des Teméskischen Gouvernements gewonnen wird und einen ungeheuren Schwarm von Erzsuchern herbeigelockt hat, gehört nicht dem Altai selbst an, sondern einem Gebirge, das sich unter dem Meridian des Teleztischen Sees im rechten Winkel von demselben trennt und nach Norden läuft, wo es ungefähr in der Parallele von Temsk sich verliert. Auf den Karten wird es Abakanskisches, Kusnezkisches und Alatau-Gebirge genannt. Seiner Richtung, seiner innern Zusammensetzung und mithin auch seinen Formen nach, hat es mit dem Ural die unverkennbarste Aehnlichkeit; es ist in der That nur eine Wiederholung desselben, aber von geringerer Länge. Die Analogie geht so weit, daß auch hier der Ostabhang goldreich, der Westabhang aber viel ärmer ist. Als Privatleute, von der Gegenwart des Goldes am Alatau überzeugt, bei der Regierung um die Erlaubniß einkamen, es anbauen zu dürfen, wurde ihnen der östliche Abhang angewiesen, der westliche aber der Krone vorbehalten. Hierin ist wohl der Hauptgrund zu suchen, daß die Privaten sich in kurzer Zeit bereicherten, der Gewinn der Krone hingegen unbedeutend ausfiel, da die geologische Eigenthümlichkeit des Terrains zu Gunsten der Erstern wirkte. — Für die Wissenschaft aber würde viel mehr gewonnen werden, wenn man die Untersuchungen demjenigen Punkte zuwenden wollte, wo der Alatau und Altai zusammentreffen. Dergleichen Beispiele gehören in der Geognosie zu den seltenen und geben die wichtigsten und belehrendsten Aufschlüsse über den Bildungsgang der festen Erdrinde, die wir bewohnen. Den Altai bewohnen Tartaren oder Teleuten, Kalmüken und eingewanderte Russen. Von den erstern, die ein Gemisch von Mongolisch und Türkisch sprechen, möchte es schwer seyn nachzuweisen, welchem der nordasiatischen Völkerstämme sie ursprünglich angehörten. Sie sind Jäger und Ackerbauer. Die Kalmüken bewohnen den innern Altai und scheinen sich geflissentlich von den Ansiedelungen der Russen zu entfernen, mit denen sie übrigens einen lebhaften Verkehr unterhalten, der vorzüglich auf Tauschhandel beruht. Sie sind Nomaden, Hirten und Jäger und bezahlen ihren Tribut an die Krone in Thierfellen, wie die Teleuten. Ein Theil derselben heißt der Doppelzinspflichtige, weil er sowohl nach China als Rußland Tribut zahlen muß. Dieß sind eigentlich chinesische Unterthanen, die der russischen Regierung eine Abgabe zahlen für die Erlaubniß auf demjenigen russischen Gebiete des Gebirges bleiben zu dürfen, der vor dem Abschlusse der Tractate mit China, als zu letzterm gehörig betrachtet wurde.

Die Russen beschäftigten sich mit Acker- und Bergbau. Die bei weitem wohlhabendere Classe derselben treibt Ackerbau und Handel, mitunter Pferde- und Bienenzucht. Die Dörfer der Altaischen Russen zeugen von Wohlhabenheit, von freiem, frohem Verkehr. Ein schöner, hoher Wuchs, glückliche Gesichtsbildung, gewandte, kräftige Bewegungen und ein sicheres, ungezwungenes Benehmen zeichnen den Bewohner dieser Dörfer vor vielen seiner europäischen Stammverwandten aus, und in einem noch höhern Grade gilt dieß von einer kleinen Völkerschaft, die für das größere Publicum, und besonders das ausländische, erst vor einigen Jahren entdeckt wurde. In einem schönen Thale des Hochaltai, das rings umher nur durch die schwierigsten Gebirgspassagen mit der übrigen Welt zusammenhängt, leben die Nachkommen begnadigter Räuber und Sträflinge. Von der Regierung wegen ihres altgläubigen Sectenwesens angegriffen, flohen sie, anfangs in geringer Zahl, ins tiefere Gebirge, von woher sie, um ihr Leben zu fristen, ihre Nachbarn beraubten. Bald gesellten sich Sträflinge zu ihnen oder andere Verfolgte zogen ihnen nach; der Haufe mehrte sich, man erbaute Hütten, fing an neben dem Raube auch Ackerbau zu treiben und versorgte sich mit Weibern nach dem Beispiele der Römer, das heißt, man nahm sie von den nächsten Nachbarn mit gewaffneter Hand. Es ist Factum, daß in einem dieser Dörfer der Sohn den Vater erschlug, um seine Mutter zu heirathen, und von seinem Bruder um derselben Ursache willen ermordet wurde. Nachdem nun diese Bande, der immerwährenden Verfolgung durch militärische Streifcommandos müde, bei der chinesischen Regierung vergebens um Aufnahme nachgesucht hatte, wurde sie von der russischen begnadigt, und ihre Nachkommen leben als friedliches, kräftiges, wohlhabendes Völkchen, bei dem der Reisende die gastfreiste Aufnahme findet.

Wer den Altai gesehen hat, dem bleibt der Eindruck seiner schönen Gebirgswelt unvergeßlich und bietet ihm für seine Lebenszeit eine erhebende Erinnerung.

Vermischte Nachrichten.

Die neuere Zeit hat manchen Schicksalswechsel gesehen, doch ist nachstehender gewiß einer der seltsamsten. Heider Ali bedrohte im Jahre 1781 und 1782 die englische Compagnie, oder wenigstens ihre Besitzungen im Süden, mit der Vernichtung. Kaum zwanzig Jahre später vernichtete eine englische Armee die Macht Tippu's, seines Sohnes, dessen Kinder, worunter ein gewisser Dschameddin, eine Pension von der Compagnie bezogen. Dieser Dschameddin hat zu seiner Ausbildung eine Reise durch England gemacht, und dann einen großen Theil seines Vermögens in Actien der ostindischen Compagnie gesteckt, wodurch er sich das Recht erwarb, wieder einen Einfluß auf die englische Regierung in Indien auszuüben.

*

Eine italienische Schrift unter dem Titel: Repertorio d'agricoltura berichtet, daß man in Rußland, zur Zeit der Fasten, um die Vorschriften der Enthaltsamkeit nicht zu überschreiten, sich statt der Kuhmilch einer Milch aus gestoßenem Mohnsamen mit sauerm Wasser angemacht, und durch ein Sieb gepreßt, bediene. Man erhält dadurch eine Pflanzenmilch, die sich zu Thee und Kaffee verwenden, und von der Kuhmilch im Geschmacke kaum unterscheiden läßt. Man kann im Winter davon einen Vorrath auf drei Tage bereiten; im Sommer aber wird sie so schnell sauer als Mandelmilch, wenn man sie nicht in einem Eiskeller aufbewahrt.

*

Der gelehrte Geschichtschreiber des Kantons Appenzell, Hr. Zellweger, untersucht gegenwärtig die burgundischen Archive zu Dijon, in denen er merkwürdige Documente, bezüglich auf die Kriege und Verträge mit der Schweiz und Oestreich, gefunden hat.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.)

Nr. 269.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 September 1837.

Bemerkungen über Australien.

Ein Blick auf die Karte dieses Landes, seine Lage und Ausdehnung und eine oberflächliche Bekanntschaft mit den raschen Fortschritten der englischen Niederlassungen an der Küste genügen, um auch in dem Gedankenlosesten großartige Ansichten über das künftige Geschick dieses ungeheuren Landes zu erwecken. Die Embryonen-Elemente dieses mächtigen künftigen Reichs bilden sich jetzt, und von der Regierung Englands hängt es ab, ob sein politischer Bau gleich dem epikureischen Universum aus dem zufälligen Zusammenstoß von Atomen hervorgehen, oder aus der plastischen Hand vorschauender Künstler eine bestimmte Gestaltung erhalten soll.

Hr. James Macarthur hat in seinem Werke; New South Wales, its present state and future prospects. London 1837, sehr werthvolle Materialien zu Erwägung dieses Gegenstands geliefert. Ein sehr gemäßigter Geist herrscht in dem ganzen Werke, und obwohl Hr. Macarthur die Ansichten einer Partei in der Colonie annimmt, was, wo eine Gesellschaft in zwei widerstreitende Theile zerfällt, wohl unvermeidlich ist, so spricht ihn doch sein gemäßigter Ton von dem Vorwurf, ein Parteimann zu seyn, frei, und die authentischen und officiellen Documente, die er seiner Schrift angehängt hat, liefern reichliche Data, aus denen auch die strengste Kritik die Richtigkeit seiner Ansichten erproben kann.

Die erste Frage, die sich erhebt, betrifft die Ureinwohner des Landes: wenn englische Ansiedler sich über die ganze Oberfläche dieser ungeheuren Insel ausbreiten, was soll aus den eingebornen Stämmen werden? sollen sie sich mit den Ansiedlern vermischen? sollen sie als besondere Nation fortbestehen, oder sollen sie ausgerottet werden? Einer von diesen drei Wegen muß eingeschlagen werden, und es ist unendlich viel besser, ein für alle Mal zu wählen, und darnach das Verfahren zu regeln, als in völliger Blindheit den Zufall oder jeweilige Convenienz über einen so wichtigen Gegenstand entscheiden zu lassen. Gewaltsame Ausrottung, vorausgesetzt, daß sie möglich wäre, ist ein zu barbarisches Verfahren gegen Menschen, die ein besseres natürliches Recht an den Boden haben, als die fremden Ansiedler, und eine allmähliche Ausrottung, indem man neuen Geschöpfen nur die Laster der Civilisation einpflanzt, ist vielleicht noch barbarischer. Gegen die Amalgamation, als Grundsatz angenommen, sträubt sich ein natürliches Gefühl, gegen das kein politisches Gebot etwas vermöchte, und es bleibt als der beste Weg nur übrig, die Ureinwohner als eine unabhängige Nation anzuerkennen, ihnen in dieser Beziehung so viel Rechte zu gewähren, als sie im Stande sind anzusprechen und wirklich zu genießen, sie durch Erziehung und moralische Besserung allmählich zu heben, sie auf diese Weise einigermaßen für den Verlust eines Theils ihres Gebiets zu entschädigen, und sie in nützliche Alliirte und freundlich gesinnte Nachbarn umzuwandeln. Viele behaupten, die australischen Wilden seyen gar nicht aus ihrem Zustande von Wildheit herauszureißen; Hr. Macarthur selbst ist augenscheinlich der Meinung, ihr Zustand lasse sich nicht verbessern, und ihr rascher Verfall und endliches Verschwinden sey nicht aufzuhalten. Dieß ist doch wohl auf die Angabe einiger Missionäre hin, daß sich bis jetzt noch bei diesen Wilden gar kein geistlicher Sinn (spiritual-mindedness) kund gegeben habe, wohl allzu schnell geschlossen, um so mehr, als andere erklären, „daß sie an dem allmählichen und endlichen Erfolg ihrer Mission nicht zweifeln.“ Ohne ganz sichern Beweis sollte man nicht zweifeln, daß diese menschlichen Wesen auch menschliche Fähigkeiten besitzen. Es ist leichter, diese Stämme auszurotten, als zu unterrichten, und dieß Letztere wird noch durch die Engländer erschwert, wie denn manche Missionäre die Abscheulichkeiten der Wilden dem Verkehr mit vielen ihrer weißen Nachbarn zuschreiben. Die Civilisation der Australier erfordert deßhalb wohl nur die geeignete Anwendung der geeigneten Mittel. Der Erfolg oder Nichterfolg derselben hängt wesentlich von der Form und dem Charakter ab, den man dem geselligen Zustande der Colonie aufdrückt, und dieß ist der nächste Punkt, den wir erwägen wollen.

Neu-Süd-Wales wurde durch eine Acte vom J. 1787 für eine Colonie mit einer bürgerlichen Regierung erklärt, aber lange Zeit hinderte das Gehässige, das sich an den Namen Botany Bay knüpfte, jede freiwillige Auswanderung dahin. Der erste Gouverneur, Philip, drang fortwährend darauf, freie Ansiedler

aus dem Mutterlande hinzusenden, indeß wurden fortwährend Verbrecher in Menge hingeschickt, ohne daß man an einen bestimmten Plan in Betreff ihrer Behandlung dachte, und endlich wurde unter der Administration des Gouverneurs Macquarie als leitender Grundsatz der Localregierung aufgestellt, „Neu-Süd-Wales sey eine Colonie von Verbrechern, zu ihrem Vortheil gegründet, und durch sie zu ihrer jetzigen Wohlfahrt empor gebracht.“ Diese abgeschmackte Ansicht, welche den freigelassenen Verbrechern die Idee beibrachte, sie hätten durch die von ihnen bestandenen Metamorphosen von Verbrechen, Verurtheilung, Dienstbarkeit, Freilassung und Landbewilligung das gegründetste Eigenthumsrecht in Neu-Süd-Wales, wurde durch die dem Gouverneur Macquarie zur Last fallende laxe Disciplin und baldige Ertheilung von Indulgenzen an die Verbrecher in praktische Wirksamkeit gesetzt, und diese falsche Politik erschwert die aus der ursprünglichen Bildung der Colonie hervorgehenden Uebel, wo die angesiedelten Verbrecher die freien Colonisten so sehr an Zahl überwogen, daß im J. 1789 zur Besetzung mancher Stellen, die nur freien Leuten gebührten, Verbrecher genommen werden mußten. Diesem Radicalirrthum schreibt Hr. Macarthur nicht nur die theilweise Unwirksamkeit der Niederlassung als Strafanstalt, sondern auch die meisten Schwierigkeiten der Verwaltung und der Gesetzgebung für die Zukunft zu. Hätte man die mit so unkluger Freigebigkeit den freigelassenen Verbrechern ertheilten Landbewilligungen nur auf Belohnungen für gutes Verhalten beschränkt, so wären sie sehr wohlthätig gewesen; da man sie aber ohne Rücksicht auf gutes oder schlechtes Betragen vertheilte, so waren die freien Colonisten genöthigt, zu ihrer Selbstvertheidigung die Schranke, welche der Gouverneur niederreißen wollte, um so fester zu behaupten, während auf der andern Seite die freigelassenen Verbrecher die volle Theilnahme an bürgerlichen und politischen Rechten auf die bloße Grundlage des Eigenthums hin in Anspruch nahmen. Hr. Macarthur behauptet, die Politik habe unter der Verbrecherclasse die einst herrschende und jetzt noch sehr verbreitete Ansicht erzeugt, die Colonie gehöre von Rechtswegen ihnen, und die freien Auswanderer seyen nur Eindringlinge.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Algiers Umgegend.

1. Ein Ausflug nach den Ruinen von Rusgonia.

(Schluß.)

Die Ruinen Rusgonia's bedecken einen Raum von mehr als einer Stunde in der Länge. Doch existirt nur ein einziges Gebäude in der Nähe des Meeres, dessen Ueberreste noch einigermaßen durch ihre Größe imponiren. Fast alle übrigen Ruinen bilden ein wüstes Trümmerchaos, von welchem sich die Form der frühern Zeiten durchaus nicht mehr errathen läßt. Die noch am besten erhaltene Ruine befindet sich auf einer kleinen Erhöhung, und nimmt sich, umgeben von Mastirgebüschen und kleinen Fächerpalmen, sehr malerisch aus, besonders von der Seite des Cap Matifu her. Die zerrissene zackige Mauer ist von der Nord und Ostseite noch von bedeuender Höhe. Man gewahrt die Ueberreste eines Thurms, welcher durchaus keine antike Form zeigt, und der Vermuthung des Hrn. Berbrugger, daß dieses Gebäude in einer spätern Periode in eine christliche Kirche umgeschaffen worden, ziemliche Wahrscheinlichkeit gibt. Inzwischen ist dieß nur eine Vermuthung, denn der Vandalismus hat auch an dieser Ruine zu viel gethan, um mit einiger Sicherheit auf seine frühere Gestalt zu schließen. Mit der großen viereckigen Ruine, welche fast die ganze Erhöhung bedeckt, stand auf der Westseite ein anderes Seitengebäude in Verbindung, welches niedriger und von geringerem Umfang gewesen zu seyn scheint. In einem Zwischenraum von etwa 40 Fuß stehen andere Trümmer in der Tiefe. Von da ziehen sich Mauerüberreste und riesenhafte Steinblöcke bis an den Strand des Meeres. Das Material der Ruinen bilden theils Klumpen einer Porphyrsteinart, welche bei dem Cap Matifu einheimisch ist, theils kleine schlechte Backsteine, welche aber mit Mörtel so fest und solid zusammengekittet sind, daß Zeit und Wetterstürme wenig davon zu zerstören vermocht hätten, und das Werk des Umsturzes rein von menschlichen Händen vollbracht worden seyn kann. Manche Ruinenstücke sind von einer Granitsteinart, welche in der Nähe nicht vorkommt. Ueberdieß stößt man häufig auf weiße Marmorblöcke von großer Reinheit, die wahrscheinlich aus dem Atlas kamen, der schon zu Plinius Zeiten wegen seines Marmorreichthums berühmt war.

Die Araber nennen Rusgonia „Belad outa Takius“ (die Stadt des Takius). In der That soll diese Stadt von einem Römer Tacius gegründet worden seyn. Der Scheikh Omar-ben-el-Bedaui aus dem Uthan der Khaschna erzählte Hrn. Berbrugger, es gehe unter den Eingebornen noch die Sage, daß die Stadt in Folge einer Hungersnoth verlassen worden sey. Diese Bemerkung des Araberhäuptlings stimmt seltsamer Weise mit jener oben angeführten Inschrift zusammen, die von einem Getreidemangel Kunde gibt. Der Scheikh wollte trotz unserer Versicherung des Gegentheiles den Glauben nicht aufgeben, wir seyen bloß gekommen, um vergrabene Schätze zu suchen. Er vertraute uns bei dieser Gelegenheit auch die Methode an, deren sich die Araber bedienen, um den Ort zu entdecken, welcher die Reichthümer birgt. Er sagte, man müsse gewisse geheime Worte auf ein Stück Papier schreiben, dasselbe an den Ort tragen, wo man vermuthe, daß Gold vergraben sey und das Papier hierauf den Winden überlassen. Der Platz, auf dem es niederfalle, enthalte den Schatz.

Die Resultate der durch Hrn. Berbrugger geleiteten Nachgrabungen entsprechen nicht ganz den Erwartungen. Zwar wurden bis Ende Februars viele Bruchstücke von Statuen, Basreliefs und nicht weniger als 1200 Münzen zu Tage gefördert, doch sind alle diese Gegenstände von geringem Interesse Inschriften wurden keine aufgefunden. Die Mehrzahl der Münzen ist kaum mehr kenntlich und wenig besser als abgeschliffene runde Metallstückchen. Die gut conservirten Münzen erhielt Hr. Berbrugger fast sämmtlich durch die Araber der Umgegend, darunter einige sehr schöne Goldmünzen von den oströmischen Kaisern. Die gefundenen Basreliefs sind grob gearbeitet und die Statuen so sehr beschädigt, daß ihnen aller

Kunstwerth abgeht. Die Existenz Rusgonia's fällt überhaupt in eine Epoche, wo die Kunst nicht auf ihrer blühendsten Stufe stand. Inzwischen wäre es immerhin möglich, daß man dort manches Interessante entdecken kann, aber hiezu bedürfte es riesenhafterer Arbeiten und größerer Geldmittel, als die bis jetzt bewilligten. Um sicher zu seyn, daß nichts Bemerkenswerthes den Nachforschungen entginge, müßte man das ganze Terrain in einem Umkreise von fast einer Meile aufwühlen. Hr. Verbrügger, der mit einem so höchst lobenswerthem Eifer mehrere Monate lang am Cap Matifu suchte und wühlte, hatte nur 10 Arbeiter zu seiner Verfügung. Das Resultat seiner Entdeckungen wird derselbe nächstens der Pariser Akademie der Wissenschaft einsenden.

Ein Freund malerischer Wildnisse im Geschmack Salvator Rosa's findet sich durch einen Ausflug nach dieser Gegend gewiß befriedigt. Das unabsehbar düstere Chaos der Gebüsche, deren ewiges Grün die Ruinen und die Klippen beschattet, der melancholische Fluß, der durch die stumme Einsamkeit so träge und grämlich nach dem Meere rauscht, im Hintergrunde der ehrwürdige Atlas, auf dessen Abhängen die Feuer der Kabylen in dicken Rauchsäulen zu dem Himmel wirbeln — diese verschiedenen Theile des Gemäldes geben der Gegend einen eigenthümlichen, düstern, mysteriösen Charakter. Der hohe weiße Berg, der hinter dem kleinen Atlas hervorragt, ist der Jurjura (arabisch Dschordschora), der Mons serratus der Alten, auf dem selbst während der heißen Monate der Schnee nicht schmilzt. Derselbe mag wohl den Riesen unserer Alpen an Höhe kaum nachstehen.

Die wenigen lebenden Wesen, die man in der Umgegend der Ruinen erblickt, sind mit der fremdartig düstern Natur in vollkommener Harmonie. Maler und Dichter können unmöglich eine romantischere Figur sich träumen, als die des Beduinen. Im langen weißen Gewande, mit dem Stricke von Kamelshaaren um das Haupt, dem langen dunkeln Barte und dem sonnenverbrannten Gesichte sieht der Araber so gespenstig aus den Ruinen hervor, daß ein des Anblicks Ungewohnter ihn ohne unheimliches Frösteln nicht betrachten kann. In seiner Nähe erheben sich häufig wie Felsstücke die riesenhaften Formen des weidenden Kamels, welches oft stundenlang unbeweglich auf derselben Stelle bleibt.

Selten nur kommen Europäer nach dem Cap Matifu. Es sind immer nur Fischer oder Jäger; letztere finden daselbst eine treffliche Beute. Eber und Stachelschweine gibt es in großer Zahl dort, und fast alle reißenden Thiere, mit Ausnahme des Tigers, kommen vor. In zoologischer Hinsicht zeigt sich dort sehr viel Interessantes, dagegen wenig für den Botaniker; die Vegetation ist höchst einförmig, und außer den erwähnten Gesträuchen sah ich auf niederm Grunde nur blaue Irisarten (Iris scorpioides und Iris stylosa) blühen, im Frühjahre mag die Pflanzenwelt dort weit üppiger seyn. Unter den großen Waldvögeln an den Ufern der Hamiß bemerkte ich den braunen sichelschnäbeligen Ibis (Ibis falcinellus), den Flamingo und die beiden Silberreiher (Ardea garcetta und Ardea egretta). Bei Nachtzeit schossen die Soldaten häufig die Schleier-Eule und den Nachtkauz (Strix Alueo), Raubvögel, welche auch dem Norden angehören. Giftige Reptilien und Arachniden gibt es beim Cap Matifu in großer Zahl. Fast unter jedem Stein, den ich aufhob, fand ich eine große zwölfzügige Skorpionart (dem Genus Androctonus Ehrenbergs), welche mir während meiner nächtlichen Promenade solchen Schrecken eingejagt hatte.

Im Allgemeinen ist die westliche Gegend Algiers von der Aratsch bis zum Cap Matifu äußerst fruchtbar und gesund. Es ist eine Wildniß, keine Wüste; der grüne fette Boden wäre dankbar für jede Cultur. Unerklärlich bleibt es, daß gerade nach dieser Seite, wo Ruhe und Friede herrscht, die wenigsten Colonisten sich gezogen haben; man wollte lieber die Colonisten nach Kuba, Buffarik und der Ferme Modèle verweisen, wo die Fieber die Hälfte hinraffen, und die Hadschuten ihre Heerden stehlen. Nur zwei Grundeigenthümer haben die Vortheile der östlichen Gegend wohl eingesehen, der Prinz Mir und Hr. Mercier. Die Colonie des erstern konnte wegen Mangels an Fonds nicht fortkommen, aber Reghaia, die Besitzung Mercier's, verspricht das schönste Gedeihen.

Tagebuch einer Besteigung der Gipfelhöhe des Adamspiks auf Ceylon.

(Von Mrs. Walker.)

Vorwort.

Die Verfasserin nachstehender Schilderung ist die Gattin des englischen Obersten Walker, der seit einer Reihe von Jahren zu Kandy auf Ceylon lebt, wo er noch vor kurzem die Stelle eines Vice-Generaladjutanten des Statthalters bekleidete. Sie wie ihr Gatte haben sich um die genauere Erforschung der ceylonischen Flora, nach dem Ausspruch einer der größten botanischen Autoritäten ihres Vaterlandes, große Verdienste erworben.

Auf ihren häufigen Wanderungen und Ausflügen, wobei sie diese herrlichste aller Inseln nach allen Richtungen durchstreiften, war die Ausbeutung ihrer unvergleichlichen Pflanzenschätze ihr Hauptaugenmerk, und mehrere der berühmtesten englischen Herbarien und botanischen Gärten sind durch sie bereichert worden. Mrs. Walker, welche schon 1820, kurz nach ihrer Ankunft auf Ceylon, den Adamspik bestiegen hatte, unternahm zu Anfang 1855, um den Beginn der jährlichen Wallfahrtszeit, die vom Januar bis April dauert, eine zweite Wanderung auf den Gipfel dieses „heiligen Berges" des Buddhismus. Wie aus den von ihr angegebenen Ortsnamen erhellt, hatte sie ungefähr denselben Weg eingeschlagen, den H. Davy gezogen, welcher, wie K. Ritter bemerkt, der kürzeste, aber steilste ist. Ihr im Spätsommer 1855 erschienenes Tagebuch über diese botanische Alpenreise bildet einen anziehenden, und bis zu dieser Stunde der geographischen Welt noch unbekannt gebliebenen Beitrag zur Kenntniß des Sripadas dar, dessen buddhistisch-religiöse und europäisch-wissenschaftliche Geschichte von Karl Ritter in seinem großen Werke mit gewohnten Meisterzügen entworfen worden ist.

Ferdinand Maria Malven.

Am 24 Januar 1855 traten wir von Colombo aus unsere botanische Reise auf den Adamspik an. In der Buschwaldung (jungle*),

*) jungle ist, wie Hammer-Purgstall in den Wiener Jahrbüchern nachgewiesen hat, das persische „dschengl" und bedeutet im Allgemeinen eine Heide- und Waldgegend, dann auch Rohrdickicht, Buschwaldung ꝛc. M.

durch welche die Straße ging, fand ich eine sehr kleinblättrige Psidiumart, die mir früher noch nie vorgekommen war, und mir neu zu seyn scheint. Zu Cadawelle, zehn (engl.) Meilen von Colombo, bestiegen wir unsere Pferde, und gelangten nach einem äußerst angenehmen Ritt immer längs der Gestade des Kalaniganga über Hengwelle nach Gissanaka, welches zwischen 1582 und 1592 die Residenz Radscha Singhs, Königs von Kandy, war, dermalen aber nur aus einigen Lehmhütten besteht. In der Hochwaldung, durch welche die letzte Meile der ersten Tagreise ging, sahen wir prachtvolle, zwölf bis zwanzig Fuß hohe Farrenkräuter, und einen Strauch mit gelben Blüthen, welcher zu den Dilleniaceen gehörig und neu zu seyn scheint. Elephanten, die hier herum in großer Menge hausen sollen, bekamen wir nicht zu Gesicht.

Die Weiterreise am folgenden Morgen geschah in meinem kleinen Madeira Palantin, einer Art Zwitterding von Wiege und Sarg, worin man aber recht behaglich fortkommt.

Das Fort Kuruwelle, eine Militärstation, wo das zweite Nachtlager gehalten wurde, liegt ungemein reizend am Zusammenfluß des Kalaniganga und Gusugeddeoya.*) Das Wort „ganga" bedeutet im Singalesischen Fluß, und „oya" Bach, beide Ausdrücke kommen als Anhänge ceylonischer Gewässernamen häufig vor. Abends machten wir in Capt. L's. Boot eine Lustfahrt den Kalaniganga hinab, und besuchten einen am steilen Ufer liegenden Buddhatempel, der an einem Berghang unter einer gewaltigen Felsenmasse erbaut ist.

Die ganze Gegend ringsumher ist mit seltsam isolirten ungeheuren Felsenkegeln bedeckt, in welchen zum Theil Höhlen vorkommen, die so geräumig sind, daß sich unser Freund eine davon, der darin herrschenden Kühle halber, zur Wohnung einrichten ließ, worin er sich während der heißen Jahrszeit gegen zwei Monate lang aufhält. Ein krystallhelles Bächlein, welches von der Decke einer benachbarten Höhle herabplätschert, bietet ein nahes köstliches Bad dar. Unter den Eingebornen geht die Sage, daß sich einst von der Kuppe des größten und höchsten dieser Felsenhügel eine Königin von Kandy herabstürzte, oder von ihrem Gemahl herabgestürzt wurde.

Es hausen hier sehr viele Stachelschweine. Der greise Priester — der, als er vernahm, daß ich nun schon meine zweite Pilgerreise auf den Adamspik von so ferner unternehme, mich ohne Zweifel für eine zum Buddhaglauben bekehrte halten mußte — machte mir eine Anzahl von Igelstacheln zum Geschenk, die viel kleiner als diejenigen sind, welche ich in Ober-Bengalen gesehen habe.

Am 28 setzten wir über denselben Fluß, der vor und zu Kuruwalle den Namen Kalaniganga führt, weiterhin aber wieder anders heißt. Die Eingebornen geben einem und demselben Flusse ein Dutzend verschiedener Namen und zwar nach jedem Dorfe, durch welches er fließt, den er bis zu dem nächsten behält. An diesem Tage fanden wir eine wunderschöne Torenia, vielleicht Moons T. stricta. Die Niederwaldung wurde nun immer dichter und dichter.

Unter den bemerkenswerthesten Baumarten, die in Blüthe standen, that sich die Chinchona thyrsiflora, von hohem Wuchse und ausnehmender Schönheit vor allen hervor. Der Styl der Landschaft blieb sich eine Strecke von fünf bis sechs Meilen lang beinahe gleich, bis wir einen langgestreckten steilen Gebirgskamm erreichten, welcher die drei Cortes, wo Kuruwelle liegt (?), von Suffragem scheidet.

Alle ceylonischen Dörfer bestehen bloß aus einzelnen weit von einander gelegenen Lehmhäusern, die den Blicken des Reisenden gemeiniglich durch Bäume verdeckt werden, durch die Erscheinung der Kokos- und Areca-Palmen aber immer ihr Daseyn verrathen. Beide Palmenarten sind nämlich im Innern der Insel viel seltener, als an der Seeküste, und deuten da, wo sie dort vorkommen, immer die Nähe menschlicher Wohnungen an. Da wir eine Seitenstraße zogen, auf welcher keine Herbergen oder öffentliche Bengalo liegen, so wurde der Vorsteher des Dorfes Patbiria, worin wir übernachten wollten, angewiesen, einen Bengalo zu unserer Aufnahme errichten zu lassen. Dergleichen zum augenblicklichen Gebrauch aufgeschlagene Hütten sind mit einigen Bambuspfählen und Kreins (cajans), d. i. gefalteten Talipotpalmenblättern *), bald zu Stande gebracht. Inwendig werden sie mit weißen Tüchern ausstaffirt, die bei solchen außerordentlichen Fällen von den Rabadabdas oder Wäscherinnen des Dorfes hergeliehen werden. Die Befestigung derselben geschieht auf eben nicht sehr kavezirermäßige Weise mittelst großer Dornen aus dem nahen Dschengl, welche die Stelle der Nägel und Nadeln vertreten.

Unser „Besuchs- und Gesellschaftszimmer" war der Hitze und des leichtern Zutritts der Luft wegen nur vier Fuß hoch eingefriedet; wir waren mithin den gaffenden Blicken der ganzen außen versammelten Bevölkerung des Ortes ausgesetzt. Da den Bewohnern der Binnengegenden von Ceylon der Anblick von Europäern, besonders weiblichen Geschlechtes, etwas Seltenes ist, so konnten wir es aller unserer Ermahnungen ungeachtet nicht dahin bringen, dieses beschwerlichen Lavers enthoben zu werden, bis zum Glück ein tüchtiger Regenguß die schaulustige Menge zerstreute. Einige ließen sich jedoch selbst durch das Sturzbad nicht von ihrem Platze vertreiben. Diese unsere Eintagshütte lag übrigens ungemein reizend in einem dichten Hain von gewaltigen Talipot-, Areca- und Kokospalmen.

Nach dem morgendlichen Aufbruch ging unser Weg entlang herrlicher Reisgefilde, die mit purpurnen, blauen und weißen Utricularien eingesäumt waren. Kurz bevor wir uns dem Gestade eines Flusses näherten, welches mit den prächtigsten Bambusstämmen, die ich jemals gesehen, geschmückt war, erblickten wir den Adamspik nebst den ihn umgebenden Berghäuptern. Ein überraschender Anblick! Nachdem wir über den Fluß gesetzt hatten, führte der Weg eine Weile über eine liebliche von hohen Bambusrohren umzirkte Grasebene, auf welche dann und wann der ersehnte Hochgipfel des Sripadas herunterblickte.

Jenseits Kuruwelle, wo wir übernachteten, betraten wir einen gründämmernden, den sengenden Strahlen fast unzugänglichen Hochwald. Viele von den schwindelnd hohen Bäumen waren bis zu ihren Wipfeln und Kronen hinan vom Pandanus scandens umrankt, welches Schlinggewächs vorzüglich denjenigen Baumarten zu hoher Zierde gereicht, deren Stamm, zweiglos emporschießend, erst in der Nähe des Wipfels Aeste aussendet, was in den hiesigen Waldungen öfter vorkommt.

Vor Ketrapura wurde der Boden an vielen Stellen marschig. Wir fanden da fast alle die Gewächse, die in den feuchten Gegenden der Zimmtgärten bei Colombo vorkommen, Melastomen, Osbeckien, Burmannien, vor allen aber die Nepenthes (früher Destillatoria genannt) in üppigem Wuchse. Das Unterholz bestand an manchen Stellen lediglich aus Zwergbambusen, an andern nur aus Hedyotis fruticosa.

(Fortsetzung folgt.)

*) Gusugeddeoyah. Bei H. Davy (An Account of Ceylon) heißt dieser Fluß Goorapoorah. M.

*) Die Verfasserin sagt Kokospalmenblätter, was aber wohl unrichtig. M.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 270.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 September 1837.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

2. Rassota, die Colonie des polnischen Fürsten Mir.

Es gab in der Regentschaft Algier zu den Zeiten der Türkenherrschaft eine Menge von Hauschs oder Landgütern, welche Eigenthum des Staats und eine der ergiebigsten Quellen seiner Einkünfte waren. Man kennt die Zahl derselben heute nicht mehr. Der gräulichste Wirrwar hatte sich der öffentlichen Verwaltung seit der Besitznahme des Landes durch die Franzosen bemächtigt. Diese zertrümmerten das alte Staatsgebäude, ohne um seine frühern Hülfsquellen und Revenüen sich zu kümmern, und schickten die Minister des Dey, welche allein darüber Aufschluß zu geben vermochten, mit den übrigen Türken ins Exil. Damals gab es noch klingendes Eigenthum zu plündern, und bei der Ungewißheit, ob Frankreich auf dem eroberten Boden sich festsiedeln oder Algier wieder räumen würde, nahm nur das bewegliche Gut die Habgierde der damaligen Machthaber in Anspruch.

Erst als die Gewölbe der Kasbah von den altspanischen Piastern und Goldmünzen geleert worden, fiel es dem Marschall Bourmont ein, den weißen Landhäusern, die von der östlichen Seite der Meeresbucht herüberschimmerten, einen Besuch zu machen, um die Heerden und das Gestüte, welches die türkische Regierung dort besaß, herüberholen zu lassen. Man fand jedoch nichts mehr als die nackten Mauern, denn Achmed-Bey, der mit seinem Hülfscontingente den Rückmarsch nach Constantine eingeschlagen, hatte Alles mit sich davon geführt. Die Verwalter jener Hauschs waren alte türkische Officiere, welchen diese Plätze zum Lohne ihres in jungen Jahren bewiesenen Muthes gegeben wurden, und die während ihrer letzten Lebenstage die Süßigkeiten einer gemächlichen, ruhigen Existenz auf jenen paradiesischen Landsitzen kosten durften.

Während der zahlreichen kriegerischen Ausflüge in die Ebene von Metitschad entdeckten die Franzosen viele von den alten Hauschs der Staatsdemänen: in den Uthans der Beni-Musso, Beni-Khalil und Khaschna fanden sich deren 16, und man wird immer mehr davon entdecken, je weiter man sich in das Innere wagt. Die schönsten und bedeutendsten der bis jetzt bekannten Landgüter sind: Hausch-Hassan-Pascha, von den Franzosen ferme modèle genannt, am Eingange der Ebene von Metitschad in einer äußerst reizenden, aber ungesunden Gegend gelegen; Sul-Ali, ein sehr schöner Pachthof unweit Buffarik; Hausch-el-Reghaia, das gegenwärtige Besitzthum des Hrn. Mercier und endlich Hausch-Rassota, die Colonie des polnischen Fürsten Mir.

Rassota ist fünf Stunden östlich von Algier zwischen den Flüssen Aratsch und Hamise, in gleicher Entfernung von beiden gelegen. Die dortige Gegend ist schön und fruchtbar, aber wegen der nahen Sümpfe wenig gesund. Die Ufer jener beiden Gewässer bedecken theils Gebüsche, theils üppige Wiesen, welche den Heerden der Araber reiche Weideplätze bieten. Der General Voirol hat im J. 1834 einen Theil jener Steppen den Ariben zum Wohnsitz angewiesen. Dieser Araberstamm hatte sich früher in der Ebene von Hamza, jenseits des kleinen Atlas angesiedelt, wurde aber vor wenigen Jahren von dem mächtigen Nomadenstamm der Ulad-Maadi verdrängt und zerstreute sich seitdem nach verschiedenen Gegenden. Ein Theil wanderte nach der Metitschad, wo sie aus Mangel an Eigenthum vom Raube und Diebstahle lebten und eine wahre Plage für ihre Nachbarn waren. Um diesem Uebel zu steuern, vereinigte sie der General Voirol in der Umgegend von Rassota und ernannte Ben-Zeeri zu ihrem Kaid. Die Ariben stehen jetzt als irreguläre Spahis in französischem Solde, dienen treu und tapfer, und sind in einer glücklichern Lage als je, da sie ihre Producte wegen der Nähe Algiers sehr gut verkaufen können. Dennoch wandern fast jeden Monat einige ihrer Familien in das Innere zurück, um die Ebene von Hamza wieder zu bewohnen. So mächtig ist selbst unter diesem Nomadenvolk die Sehnsucht nach dem Orte, wo sie zum erstenmale den Himmel gesehen.

Nach der Niederlassung der Ariben bei Rassota, blieb das schöne Gebäude des Pachthofes selbst und die ihm zunächst gelegenen Ländereien von einigen Tausend Morgen Landes noch zu vergeuden übrig. Es war ein großherziger Entschluß der französischen Regierung, dieses herrliche Landgut einem der unglücklichen Flüchtlinge Polens als Concession zu überlassen. Ihre Wahl fiel auf den Fürsten Mir oder eigentlich Mirski; derselbe änderte seinen frühern Namen, entweder um demselben einen

mehr französischen Klang zu geben, oder die Araber an den Titel „Emir," welcher bei ihnen Fürst bedeutet, zu erinnern. Die Heldenthaten dieses Fürsten während der polnischen Revolution waren freilich nur von sehr geringer Bedeutung. Er schlug sich mit den Russen in den Wäldern Volhyniens, als der Freiheitskampf fast schon zu Ende war. Inzwischen ist derselbe doch ein Pole, und die Maßregel der französischen Regierung fand daher großen Beifall, obgleich man gewünscht hätte, daß dieses schöne Geschenk an einen Edlen jener unglücklichen Nation käme, der mehr gethan und verloren hat als der Fürst Mirski.

Der neue Eigenthümer der Rassota kam den Kopf voll riesenhafter Colonisationsplane nach Algier. Es gab Leute, die schon von der Gründung eines Neu-Polens in Afrika träumten und glaubten, dieser unwirthbare Welttheil werde den unglücklichen Verbannten eine Freistätte bieten, die ihnen alle Länder Europa's versagen. Inzwischen wurde der Enthusiasmus Vieler gar sehr herabgestimmt, als sie bemerkten, daß der Fürst Mir für seine neue Colonie mehr Projecte als Thaler mitbrachte. Derselbe hatte, wie alle polnischen Edlen, einmal Land und Leute gehabt, ging aber nach der Revolution ärmer als der ärmste seiner Bauern über die Gränze. Da die französische Regierung ihm nur unbebaute Länder, aber kein Geld zum Colonisiren gab, so suchte der Fürst bei den Capitalisten Frankreichs eine Anleihe. In Marseille fand er taube Ohren. Es ist eine Schande für diese crösusreiche Stadt, welche alljährlich über 300 Schiffe nach Algier sendet, daß sie noch nicht die geringsten Opfer für das Gedeihen der neuen Colonie gebracht hat. In der armen Stadt Toulon dagegen, welche wenig mehr als den Wein ihrer Umgebung nach Algier ausführt, bildete sich eine Gesellschaft von Kaufleuten, an deren Spitze das Haus Suchet stand, welche dem Fürsten Mir mit ansehnlichen Vorschüssen zu Hülfe kamen, ohne ein anderes Pfand dafür zu haben, als die Steppen einer Wildniß und das Wort eines Polen.

Der Fürst Mir etablirte sich während des Sommers 1835 in dem großen, steinernen Gebäude der Rassota, welches damals in Folge der von Achmed-Bey verübten Verwüstungen in ziemlich schlechtem Zustand sich befand. Er ließ dasselbe neu herrichten, behielt aber die eben so schöne, als für dieses heiße Land nützliche und bequeme maurische Bauart mit den innern Höfen, den Terrassen und Säulengalerien bei. Auf der Spitze des Hauses ließ der Fürst ein kolossales Kreuz aufpflanzen, welches den Arabern kein Aergerniß gab, denn diese achten die religiösen Insignien aller Völker, und sehen weit lieber ächte Christen unter sich, als Menschen, die gar keinen Glauben haben. In dem untern Theile seines Wohngebäudes hatte der Fürst das Magazin der Lebensmittel, der Werkzeuge und Waffen eingerichtet. Auf der Ostseite in der obern Etage befand sich ein prachtvolles Zimmer, welches der Speisesaal gewesen und wo sich häufig Gäste aus den Wildnissen Afrika's wie von den Ländern der Civilisation einfanden. Von der Terrasse des Hauses bietet die Gegend nach allen Himmelsrichtungen einen höchst bezaubernden Anblick. Im Westen das Meer und Algier, im Osten die Ebene von Metitschad und der Atlas. Rassota selbst liegt noch auf einer schwachen Fortsetzung des Algierer Hügellandes, erst eine Viertelstunde östlich beginnt die Metitschad, in welche die Erhöhungen sich allmählich versenken. Neben dem Wohnhause des Fürsten befinden sich mehrere kleinere Gebäude, eine Schule, in welcher Arabisch, Französisch und Deutsch gelehrt wurde, eine Apotheke, wo ein deutscher Arzt den Arabern unentgeldlich die Heilmittel reichte; ein Schlachthaus, eine Bäckerei und endlich die Wohnung der Arbeiter. Unter letztern befanden sich außer den Bauern und Hirten auch die nothwendigsten Handwerker, wie Schneider, Schreiner u. s. w. Fast alle diese Leute waren Deutsche. -- Ich spreche hier von der Vergangenheit, denn jetzt ist die Rassota wieder völlig öde. Das Geräusch der Sense und die deutschen Lieder verstummten, sobald der Fürst mit dem Beutel nicht mehr klingeln konnte.

(Fortsetzung folgt)

Bemerkungen über Australien.

(Schluß.)

In einer solchen von Verbrechern gegründeten, und lange Zeit nur durch Verbrecher vermehrten Colonie, die nur einen schwachen Zusatz besserer Theilhaber hat, und in der die Uebermacht der Zahl durch die falsche Politik der Regierung noch vermehrt wird, ist es nicht schwer, den künftigen Zustand der Gesellschaft vorauszusagen: eine von den achtbarsten Einwohnern der Colonie unterzeichnete Petition führt deßhalb an, daß die außerordentliche Wohlfahrt der Colonie hinsichtlich des Ackerbaus und Handels leider durch eine beklagenswerthe Sittenlosigkeit und durch eine furchtbare Zahl von Verbrechen aufgewogen werde. Zum Beweis dieses Zustandes der Dinge theilt Hr. Macarthur nachstehende Angaben über die fortschreitende Vermehrung der Verbrechen in der Colonie mit: „In den acht Jahren von 1810 bis 1818 war die Zahl der Verurtheilungen durch den Criminalgerichtshof im Verhältniß zu der ganzen Bevölkerung der Colonie, wie 1 zu 375, in den nächsten drei Jahren war sie wie 1 zu 360, in den fünf Jahren von 1821 bis 1825 wie 1 zu 185, und von 1831 bis 1835 wie 1 zu 119; für die J. 1826 bis 1830 konnte man sich keine genaue Nachweisung verschaffen, die angeführten Beispiele aber führen den genügenden Beweis, wie furchtbar die Zahl der Verbrechen in der Colonie sich vermehrt. Und die geringeren Vergehen, welche summarisch von den Friedensrichtern abgeurtheilt werden, sind in der obigen Berechnung noch nicht einmal mit inbegriffen: im J. 1825 betrug die Anzahl derer, die bloß auf die damals 16,000 Menschen betragende Verbrecherbevölkerung fallen, nicht weniger als 6000, im J. 1835 aber war die Zahl auf 24,000 gestiegen, obgleich sich die Verbrecherbevölkerung nur bis auf 28,000 vermehrt hatte."

Es ist augenscheinlich, daß eine Gesellschaft, in der eine solche Masse von Verbrechen vorkommt, keinen sehr hohen Standpunkt von Moralität einnehmen kann, und der Generaladvocat der Colonie sprach auch in einer neuerlichen Rede von der „sprüchwörtlich gewordenen Sittenlosigkeit in der Colonie." Verschiedene Ursachen tragen hiezu bei. Trunksucht ist ein herrschendes Laster unter den niedern Classen und, wie allenthalben,

eine fruchtbare Quelle von Verbrechen. „Wie der Verkauf geistiger Getränke ein sicherer Weg zum Reichthum ist, so liefert auch Raub häufig die Mittel ihn zu bezahlen.“ Ein sehr bedeutender Theil des Colonialeinkommens entspringt aus dem Verkauf geistiger Getränke, und Schenkwirthe sowohl als unberechtigte Branntweinverkäufer, die gestohlene Sachen als Bezahlung annehmen, finden sich allenthalben. Sie sind meist transportirte Verbrecher, oder an solche verheurathet, viele sind notorische Trunkenbolde, Spieler, Diebshehler und H....wirthe. Sie leben von den Lastern der niedern Stände, und machen die Pfandleiher. Die unrechtmäßige Besetzung wüster Ländereien durch Ansiedler auf kleinen Grundstücken, meist freigelassene Verbrecher, die ihre Nachbarn plündern, und Reste der Ausschweifung und des Verbrechens im Innern unterhalten, ist ein sehr ernstes Uebel für die junge Colonie.

Die Folgen dieses Brandmals in der Colonialgesellschaft lassen sich leicht berechnen, wenn man ihre Einwirkung auf die Justizpflege betrachtet. In Neu-Süd-Wales sind 80,000 Einwohner, worunter 25,000 Verbrecher sind. Während zwei Jahren dienten in dem obersten Gerichtshof 1298 Personen als Geschworne, worunter 666, also mehr als die Hälfte, freigelassene Verbrecher und Schenkwirthe von der oben beschriebenen Art waren. Die Scenen, welche bei Criminalverbrechen in den Geschwornenzimmern vorgehen, sind eine völlige Satyre auf das Geschworneninstitut. Viele achtungswerthe Personen wollen durchaus nicht als Geschworne dienen, um nicht mit solchen übelberüchtigten Personen vergesellschaftet zu werden, und Zeuge ihrer Schlechtigkeit zu seyn. Dieß ist ein Uebel, das alle Aussichten auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes an der Wurzel abschneidet.

Eine andere Quelle des Lasters und der Verbrechen ist das Mißverhältniß der Geschlechter, und dieß ist eine unvermeidliche Folge der Transportation.

Wenn dieß ein treues Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes der Colonie in Australien ist, so hat man sich nicht sonderlich darüber zu freuen, daß sie sich ins Innere hinein ausdehnt, daß Dörfer und Städte wachsen, daß die Bevölkerung sich vermehrt, sondern unter den vorwaltenden Umständen ist dieß ein beklagenswerther Umstand, denn mit der Ausbreitung der Bevölkerung wird sich auch in beschleunigtem Verhältniß die Unsittlichkeit vermehren, und die im Lande geborene Jugend, weit entfernt, der Colonie schönere Aussichten zu eröffnen, wird nur die Laster ihrer Eltern erben und üben.

Hr. Macarthur und die Mitunterzeichner einer an die Regierung ergangenen Bittschrift haben einige sehr verständige Maßregeln zur Abhülfe der bestehenden Uebel vorgeschlagen; sie betreffen eine Reform der Magistratur in Beziehung auf die Gerichtsbarkeit, ein den besondern Umständen der Colonie angepaßtes Jurygesetz, die Verbesserung der Disciplin der Verbrecher, indem man den Gouverneur der Details dieses Verwaltungszweigs überhebt, und diese einem besondern durch den Minister des Innern zu ernennenden Beamten übergibt; ferner die Aufmunterung zu freiwilliger Auswanderung, und endlich die Beförderung des Unterrichts. Erwägt man, daß alle in dem gesellschaftlichen System der Colonie hervortretenden Uebel ohne allen Zweifel in der Deportation der Verbrecher ihren Grund haben, so sind alle die vorgeschlagenen Maßregeln durchaus nur Palliativmittel, und die Deportation der Verbrecher sollte *alsbald aufhören*. Es läßt sich, in so weit die Interessen der Colonie selbst dabei betheiligt sind, auch nicht ein einziger Grund dafür anführen, als das Bedürfniß an arbeitsfähigen Händen. Aber mit was für Arbeitern wird die Colonie auf diese Weise versorgt? Hr. Macarthur sagt, „daß die arbeitenden Classen der Colonie, sowohl die auf den Landgütern, als die Handwerker und sonstigen Arbeiter in den Städten mit wenigen Ausnahmen unredliche, liederliche, faule und unordentliche Leute, meist Verbrecher oder freigelassene Verbrecher seyen,“ und die kleinen Ansiedler und übrigen Mittelclassen auf dem Lande sowohl als in den Städten sind in nur allzu vielen Fällen durchaus nicht viel besser. Man gibt zu, daß die Zufuhr von Verbrechern mit dem wachsenden Begehr nach Arbeit nicht gleichen Schritt halten kann, man muß also freie Arbeiter erhalten; ließe es sich aber auch beweisen, daß freie Arbeiter und Verbrecher mit Vortheil auf derselben Niederlassung verwendet werden könnten, was augenfälliger Weise nicht der Fall ist, so würde ein solches Verfahren doch die Gesellschaft nur noch mehr demoralisiren, während es den wesentlichen Zweck dieser secundären Strafe vernichten müßte. Man muß also dem System, das so viel Unheil erzeugte, mit einem Mal ein Ende machen, freie Einwanderer werden dann bald einem Orte zuströmen, wo auf der Handarbeit nicht mehr, wie jetzt, ein Brandmal haftet, und die Arbeitgeber würden bald finden, um wie viel mehr diese freie Arbeit mehr werth ist, als diejenige, welche man den zugewiesenen (assigned) Verbrechern abpreßt. Die secundären Abhülfsmaßregeln, welche Hr. Macarthur vorschlägt, werden dann, aber erst dann, die Vortheile haben, die man erwartet, denn es ist ganz unmöglich eine Gesellschaft, wie die in Neu-Süd-Wales zu bessern, während sie fortdauernd neue Elemente des Lasters und der Verderbniß in sich aufnimmt, die sich so leicht mit den alten verschmelzen.

Der Peripatus.

Ein hinsichtlich seiner Organisation sehr merkwürdiges Thier, der Peripatus juliformis, wurde im Jahre 1825 von Hrn. Landsdown Guilding in den Urwäldern der Insel St. Vincent — einer der Antillen — unter dem Grase gefunden. Dieses Thier, von der Gestalt eines dicken, weichen, 2 bis 3 Zoll langen Wurmes, und mit hervorstehenden Füßen versehen, ward von dem Entdecker der Classe der Mollusken beigezählt, und als der Typus einer besondern Ordnung — der der Polypoden — betrachtet. Einige Jahre später brachte Hr. Lacordaire ein zweites Exemplar dieser Art aus Cayenne mit, wo er es unter verfaultem Holz gefunden, das im Schlamme des Flusses Approuague lag, dessen Wasser an dieser, drei Stunden von seiner Mündung entfernten Stelle noch salzig war. Die HH. Audouin und Milne-Edwards konnten nun an dem Thiere selbst die etwa ungenauen Angaben des Hrn. Guilding berichtigen, und setzten den Peripaten in die Classe der Anneliden, wo er für sich allein die sechste Familie — die der Peripaten — ausmacht, deren unterschei-

dende Kennzeichen hervorstehende Füße, nur mit Haaren besetzt, sind, und die weder Borsten noch weiche Auswüchse an sich haben. Der Kopf tritt deutlich heraus, und ist mit vollkommen entwickelten Fühlhörnern, so wie der Mund mit Kinnladen versehen. Hr. Wiegmann erhielt von Hrn. Moritz aus Columbien ein drittes Exemplar, und betrachtete diese Thiere — indem er sie übrigens ebenfalls der Ordnung der mit Fühlhörnern versehenen oder umherirrenden Anneliden beizählt — als den Uebergang zu den übrigen gegliederten Thieren, besonders zu den Myriapoden bildend.

Tagebuch einer Besteigung der Gipfelhöhe des Adamspiks auf Ceylon.

(Fortsetzung.)

Mein Mann hatte die Reise bis Ratnapura, welches die letzte europäische Station auf dieser Straße ist, in seinem kandischen Munschell (moonshull) gemacht, welcher etwas einer Hängematte gleicht. Diese Palankinart wurde von den ceylonischen Vornehmen in frühern Zeiten allgemein auf Reisen gebraucht. Dermalen haben sie sich jedoch englische Gebräuche angeeignet, und machen ihre Reisen theils zu Pferde, theils da, wo die Beschaffenheit der Wege es zuläßt, in Gigs und dergl. Der Munschell hat jedoch auf schlechten Straßen einen unbestreitbaren Vorzug vor allen andern Arten des Fortkommens. Da diese Palankinart aber immer eine mehr liegende als sitzende Stellung gestattet, so vertauschte ihn Oberst Walker mit einem Armsessel, welcher mittelst Bambusstangen getragen wurde.

Hier sey im Vorbeigehen bemerkt: In Indien heißen diejenigen Kulies, welche zur Fortschaffung der Reisenden in Dalis und dergleichen gebraucht werden, vorzugsweise Träger (englisch bearers), und dünken sich über die zur Fortschaffung der Sachen verwendeten Kulies weit erhaben. Bei uns auf Ceylon jedoch findet diese Unterscheidung und somit auch dieser Vorrang nicht statt, weil so wenige Palankins halten, daß die Kulies in dieser Hinsicht nur geringe Beschäftigung finden.

Streckenweise ging es durch dichte Buschwaldung, die sich am Gestade des Kalaganga hinzog. Durch jede Lichtung derselben schaute der Pik auf uns hernieder, so majestätisch und so anscheinend unnahbar, daß er uns Trotz bieten zu wollen schien. Doch war es, wie wir später erkannten, nicht der Sripada, sondern der Bämas-Pik, der von Ratnapura aus gesehen, eben so hoch und alluberragend als der Adamspik erscheint, und vermöge seiner Stellung dem Reisenden eine Strecke lang den Anblick des letztern entzieht.

Die Buschwaldung begann nun, je höher es aufwärts ging, dem Hochwalde zu weichen, und der ganze Pflanzenwuchs gewann ein anderes Ansehen. Wir fanden eine Fülle der mannichfaltigsten Farnkräuter mitten unter Gewächsen, die uns bis dahin noch nicht vorgekommen waren, leider aber nur wenige in Blüthe. Die einzige Blume beinahe, die ich zwischen Kahelapura und Gillirelle in einiger Menge antraf, war ein hübscher, weißer Convolvulus, welcher viele Gesträuche und sogar Bäume überrankte, und in malerischen Blumengewinden von Zweig zu Zweig sich hinzog. Noch eine andere Art dieses Gewächses mit purpurnen Blumen, aber weit anspruchsloserm Wesen, da sie sich am Waldboden hinzuranken begnügt, war hier und da zu sehen. Dann und wann stieß uns auch eine weißblumige Thunbergia auf.

Als wir uns Palebatela näherten, begannen finstere Gewölke den Bämapik zu umlagern und an seinen Halden hinab zu wallen. In dem Buddhatempel dieses Ortes werden die zur Gipfelpagode des Seripadas oder Adamspiks gehörigen heiligen Geräthschaften aufbewahrt, und nur für die Dauer der Pilgerzeit, die von Ende des Hornungsan, als dem Beginn des singalesischen Jahres, drei Monde lang währt, hinauf gebracht. Während dieser Zeit wohnen ein oder zwei Priester oben in einer Hütte, die ungefähr fünfzig Klafter unter der Kuppe steht.

Von Palebatela an, welches, wie ich glaube, der letzte bewohnbare Ort in diesem Theile von Ceylon ist, ging es sehr steil aufwärts immer längs des Stromgestades. Seine Gewässer waren aber jetzt beinahe versiegt. Mein Sitz in dem kleinen Madeira-Palankin wurde nun nachgerade höchst unbehaglich, weil der ausnehmenden Steile des Pfades wegen das Haupt bedeutend tiefer als die Füße herabgeneigt war. Die abergläubischen Kulies ließen sich aber durchaus nicht bewegen, den Palankin auf umgekehrte Weise zu tragen, was, wie sie äußerten, nur Unheil bringen würde. So überaus beschwerlich und anstrengend dieses Bergsteigen ihnen fallen mußte, sie scherzten dennoch aufs gutgelaunteste unausgesetzt mit einander. Eine Pilgerung zu dem Heiligthum auf dem Sripada gilt dem Buddhisten als eine gottesdienstliche Handlung ersten Ranges, und nun noch obendrein, wie es bei diesen Kulies der Fall war, dafür bezahlt zu werden, konnten sie anders als gut aufgeräumt seyn?

Bei einer, ungefähr halbwegs auf dem Pik zur Rast für die Pilger angebrachten Ambulam, d. i. eine mit rohgezimmerten Bänken ringsumher versehene Baude, verweilten wir eine Zeitlang, und bestaniſirten dann eine Strecke weit zu Fuß. Bei jedem Schritte stießen wir auf ein uns neues Gewächs. Oft gehörten die Pflanzen, die wir fanden, zu Familien, die in der Nachbarschaft der Nerwera Ellia*) häufig vorkommen; es waren aber andere Arten, als die dort vorhandenen, unter andern zwei überaus merkwürdige Impatiensarten, die Rumboddé Nillu, deren Blätterrückseite dunkelpurpurn; sie war nicht in Blüthe. Von diesem zu den Acanthaceen gehörigen Gewächse berichten die Singalesen, daß es nur alle fünfzehn Jahre blühe. In der Nähe der erwähnten Baude gibt es ein sehr lautes Echo. Die ihr gegenüberliegenden Gebirge bilden eine Art von Amphitheater. Wir gelangten auf dieser Tagreise zur Quelle des Kalaganga, über den wir seit Ratnapura so oft gekommen waren.

(Fortsetzung folgt.)

*) So nennt die Verfasserin eine Hochebene Ceylons. M.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 85** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Esaias Tegners kleinere Dichtungen.** Aus dem Schwedischen von Ernst Theodor Mayerhoff. — **Die inneren Stimmen.** Von Victor Hugo. (Fortsetzung.)

In den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, der wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 271.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 September 1837.

Der Kinderverkauf und Kinderdiebstahl in Indien.

Nichts ist gewöhnlicher in Indien, als Kinder zu kaufen und zu verkaufen. Elend und Hunger sind die Hauptursachen dieses schändlichen Handels, und es gibt ganze Familien, die nur durch dieses traurige Hülfsmittel ihr Leben fristen. Der Preis ist, besonders zur Zeit einer Hungersnoth, nichts weniger als bedeutend, und im J. 1833, wo der herrschende Mangel Indien verödete, gewann jener Handel so sehr an Ausdehnung, daß der Durchschnittspreis für ein Kind bis auf 10 Sihrs Getreide (etwa 10 Fr. an Werth) herabsank. Auf das erhandelte Kind wird, wenn es in ein gutes Haus kommt, in der Regel alle Sorgfalt verwendet; es lernt Englisch, Rechnen und Reiten; es wird den Kindern des Hauses gleich gehalten, und überhaupt nichts versäumt, um es durch die Bande der Dankbarkeit an seine neue Familie zu fesseln. Ist es zur Vernunft gekommen, so macht es der Herr des Hauses, wenn es sich dessen würdig zeigt, zum Bewahrer seiner Geheimnisse, und nicht selten leitet es dann die Angelegenheiten der Familie ohne weitere Aufsicht. Die einem solchen Kinde gewidmete Sorgfalt hat keinen andern Grund als den Wunsch, sich einen treuen und ergebenen Diener heranzuziehen, ein Verlangen, das so sehr mit den Sitten der Hindus verschmolzen ist, daß sich kein verlassenes Kind findet, zu dessen Annahme sich nicht auf der Stelle mehrere der reichsten Familien bei der Magistratur meldeten. Im J. 1834 kam eine Bande Männer aus Radschputana nach Delhi, wo sie nebst 35 Kindern angehalten wurde, welche diese Leute unterwegs gekauft hatten, um sie wieder zu verkaufen. Da jedoch der Kauf auf fremdem Gebiet geschlossen worden war, und nach den englischen Gesetzen dem Sklavenhandel gleichgestellt wurde, so mußten diese Kindermäkler in das Gefängniß wandern, und die Kleinen erklärte das Gericht frei. Unter diesen letztern befanden sich Kinder von 2 bis 3, aber auch mehrere von 12 bis 15 Jahren. Diese letztern vom Gericht befragt erklärten, daß sie von ihren Eltern nur aus Noth verkauft worden und durchaus nicht zu ihren Familien zurückwollten, wo sie an allem Mangel leiden müßten; man ließ sie demnach gehen. Hinsichtlich der Kleinen, die ohne fremde Hülfe hätten umkommen müssen, erließ der Magistrat eine Bekanntmachung, durch die er alle jene, welche Kinder anzunehmen Lust hätten, in sein Amtslocal beschied. Listen wurden aufgelegt und sogleich von den reichsten Muhammedanern und Hindus unterzeichnet. Die letztern drängten sich weniger zu als die erstern; als aber die Unterzeichnungen geschlossen waren, bemerkte einer der Hindus, daß, da die Kinder von hindu'schen Eltern seyen, so würden sie als Mitglieder moslemitischer Familien ihre Religion ändern müssen, und erweckte den Eifer der übrigen so sehr, daß sie eine Petition an den Magistrat erließen, in der sie baten, daß die Namen der Moslems aus der Liste ausgestrichen und die Kinder nur an Hindus überlassen werden möchten. Es erhob sich ein lebhafter Streit über diese Angelegenheit, den der Magistrat nur mit Mühe beizulegen vermochte.

Dieser Kinderhandel hat oft dadurch sehr traurige Folgen, daß er die Habgier schlechter Leute zum Kinderdiebstahl reizt, und die Kinderdiebe sind in Indien so gefürchtet als die Taschendiebe in London. In Delhi verschwand im J. 1833 eine große Anzahl Kinder, ohne daß man lange Zeit hindurch entdecken konnte, wohin sie gekommen. Nach vielen vergeblichen Nachforschungen, fand endlich ein Vater seine Tochter auf dem Gebiet des Putteala-Radschah, und ihre Aussagen veranlaßten sogleich die Verhaftung einiger der Schuldigen. Es ergab sich, daß das Mädchen, als sie eines Abends mit einer Gespielin ausgegangen war Holz zu sammeln, von einer alten Frau angeredet wurde, die sich erbot, das gesammelte Holz zu kaufen. Das Anerbieten wurde angenommen; die beiden Mädchen folgten der Alten in ihre Wohnung, und wurden dort in einen Keller gesperrt, wo sie bis zum Tag ihrer Abreise aus der Stadt bleiben mußten. Dann wurde jedes der beiden Kinder in einen großen irdenen Krug gesteckt, die man auf den Rücken eines Ochsen lud. Die Karawane setzte sich sogleich in Bewegung und kam ungehindert aus den Thoren der Stadt. Ein anderes kleines Mädchen ward bald darauf ebenfalls seinen Eltern zurückgegeben, verdankte aber seine Befreiung nur seinem eigenen Scharfsinn. Das Mädchen hieß Mussamant Sumary und war 8 Jahre alt. Eines Abends hatte es, am Ufer eines Flusses spielend, sich von seinen Gefährten entfernt, und wurde hier von einem Mann

mit Gewalt in ein Fahrzeug gebracht. Der Mann nannte sich Scheikh Buddan; das Fahrzeug stieß sogleich ab, und landete erst nach einer Fahrt von zwei Tagen zu Manikle-Gauge, wo Buddan alsbald mit einem reichen Bewohner der Stadt in Unterhandlungen trat, indem er das Mädchen für seine Schwester ausgab. Der Handel wurde für 12 Rupien geschlossen weniger acht Annas für den Stempel, der auf den Kaufcontract gedrückt werden mußte. Da jedoch der Käufer das Geld nicht erlegen wollte, als bis Buddan vor Darogha erklärt haben würde, daß die Kleine seine Schwester, so benützte das Mädchen diesen Umstand, um vor der Gerichtsperson die Wahrheit zu sagen. Buddan ward sogleich verhaftet und vor die Assisen von Dschelalpur gestellt, die ihn zur Gefängniß- und Peitschenstrafe verurtheilten. Merkwürdig war bei dieser Gelegenheit die Vorsicht des Käufers, da sonst solche Geschäfte ohne weitere Umstände abgeschlossen werden, indem der Käufer das Kind bezahlt, und es mit sich nimmt, ohne sich weiter darum zu bekümmern, wem es angehört. Dieser Gleichgültigkeit wegen kommt es auch nur äußerst selten vor, daß ein solches verkauftes Kind wieder zu seinen Eltern gelangt. Zuweilen geschieht es wohl, daß der Dieb nach abgeschlossenem Verkauf verhaftet wird, und dann wirft man ihn ins Gefängniß, wo er so lange bleiben muß, bis das Kind wieder zum Vorschein kommt; eine solche Haft ist denn meist eben so viel als Gefängniß auf Lebenszeit. Die Art, wie die hindu'sche Justiz bei diesen sowohl, als den meisten übrigen Verbrechen verfährt, ist folgende: der Rechtsfall wird zuerst dem Polizeigericht vorgelegt, dem das Gesetz die Pflicht auflegt, das Verbrechen zu constatiren, und es mit sechsmonatlichem bis zweijährigem Gefängniß und einer Geldbuße von 200 Rupien zu bestrafen. Erheischt das Vergehen eine härtere Strafe, so stellt das Polizeigericht den Angeklagten vor die Assisen, welche die Strafe bis auf 14 Jahr Gefängniß verschärfen können. Den Verhandlungen wohnt stets eine muhammedanische Gerichtsperson bei, die auf die Rückseite der Acten das Fetwa, oder den Artikel aus dem Gesetze Muhammeds schreibt, der auf den vorliegenden Fall anwendbar ist, dann ihren Namen und Siegel beisetzt, und die Acten dem Gerichtshof zusendet. Wenn das Fetwa nun den Schuldigen verurtheilt oder freispricht, und die Meinung des Gerichtshofs mit dem Gesetz Muhammeds übereinstimmt, so wird der Beklagte ohne weitere Formalitäten entweder bestraft oder losgelassen; ist dieß aber der Fall nicht, so stellt man ihn vor den Nizamet Adawlet, oder höchsten Gerichtshof, der über Capitalverbrechen in letzter Instanz entscheidet.

Die Kinderdiebe in Indien brauchen bei ihren Unternehmungen nicht mit so großer Umsicht zu Werke zu gehen als die Adepten in Paris oder London. Einige Leckereien, und selbst das unbedeutendste Spielzeug reichen hin, das ausersehene Opfer in die Schlinge zu locken. Zuweilen bedienen sie sich eines narkotischen Mittels, Dalagu genannt, das einen tiefen Schlaf und in größern Dosen gegeben oft den Tod zur Folge hat. Vor einigen Jahren vergiftete ein Dieb eine ganze Familie damit. Diese Art Gauner richtet ihr Augenmerk hauptsächlich auf Kinder armer Eltern, weil deren Verschwinden nicht so viel Aufsehen erregt als das der angesehenen Familien. Indeß sind die Kinder der letztern dennoch ebenfalls solchen Angriffen ausgesetzt, und zwar hauptsächlich wegen des Schmucks, mit dem sie behangen sind. Die Räuber erdrosseln solche Kinder gewöhnlich, um Entdeckung zu verhüten, und werfen sie in Brunnen oder Flüsse.

Eine der größten Gefahren, der die Kinder in Indien ausgesetzt sind, ist die, der Göttin Kali oder Durga, dem bösen Geist der Hindumythologie, geopfert zu werden. Im J. 1821 wurde ein junger Schäfer, der seine Heerde in der Nähe eines an der Gränze der Provinz Dschyntea, 12 Meilen von Sylhet gelegenen Dorfes hütete, von Leuten überfallen, die ihm einen Knebel in den Mund schieben wollten. Der junge Bursche schrie, Leute aus dem Dorf liefen herbei, und die Uebelthäter wurden verhaftet. Vor Gericht gestellt, sagte der eine von ihnen aus, daß Botschung Runpaut Kuar, Schwager Ram Singh's, Radschahs von Dschyntea, ihnen Befehl gegeben, ein Kind zu fangen, um es der Göttin Kali zu opfern, damit sie die Schwester des Radschah, die mit Kuar vermählt war, fruchtbar mache. Die englische Regierung ließ dem Radschah sogleich melden, daß wenn ein solcher Fall noch einmal vorkäme, sie die Auslieferung der Anstifter des Verbrechens begehren und sie hinrichten lassen werde, sie möchten nun so hoch gestellt seyn, als sie wollten. Der erschrockene Radschah lehnte alle Mitwissenschaft von sich ab, und versprach, solche Opfer in seinen Staaten zu verbieten. Die Göttin Kali steht indeß bei den Hindus, die sie bei den in Indien so häufigen Epidemien anzurufen pflegen, immer noch in Ansehen, und selbst die Muhammedaner schrieben ihr, der Verschiedenheit des Glaubes ungeachtet, die Macht zu, Böses zu thun. Es läßt sich daher fürchten, daß der Versprechungen des Radschah ungeachtet, jene scheußlichen Opfer dennoch nicht gänzlich aufgehoben sind.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

2. Rassota, die Colonie des polnischen Fürsten Mir.

(Fortsetzung.)

Ich besuchte die Rassota zum erstenmal im November 1836. Damals gefiel mir Alles dort so wohl. Ich glaubte, eine blühende Mustercolonie im Entstehen zu sehen, deren Zukunft dem Lande wie dem Eigenthümer gleichen Segen bringen müßte. Ziemlich weite Strecken Landes waren bereits urbar gemacht, ein großer Garten in der Nähe des Wohngebäudes war mit mehrern Tausend Fruchtbäumchen aller Art bepflanzt; das Kuhglockengeklingel und Schafmäckern, das große Kreuz auf dem Hause, die Töne der deutschen Sprache, die in ländlicher Mundart bald plaudernd, bald singend, bald jodelnd gehört wurden, erinnerten mich an die Hochebenen meines Vaterlandes, aber störend traten allenthalben wieder fremdartige Erscheinungen: Cactusbäume, Kamele und Beduinen, dazwischen. Als ich vier Monate später wieder die Rassota besuchte, sah ich nichts mehr von den Spuren einer blühenden Colonie. Die Felder waren wieder verwildert, die Kühe und Schafe waren verkauft, die deutschen Familien fort-

gezogen, und der edle, gaſtfreie Pole, der eine Zeit lang ſich wieder als europäiſcher Fürſt und überdieß als Emir der Araber geträumt hatte, wohnte zu Algier in einem elenden Häuschen, in einer ſtinkenden Gaſſe, und ſein Name ſtand auf der Liſte der Bankerottirer und Bettler.

Die Coloniſation verſpricht in dieſem Lande nur ſolchen Pflanzern Gewinn, die entweder ſehr reich oder ganz arm ſind. Die Coloniſten mit kleinen Capitalien gehen zu Grunde. Ein Millionär, der hier viele Grundſtücke aufkauft, dieſelben gut anbauen und klug verwalten läßt, iſt eines großen Gewinns mit der Zeit ſicher. Er kann ein paar Jahre zuwarten, bis Alles im Gang iſt, bis der fruchtbare, aber durch lange Unthätigkeit verwöhnte Boden ſeine ſchlummernden Schätze aufſchließt, bis der Oelbaum Früchte trägt, deſſen neue Pflänzlinge hier ſchon in 3 bis 6, in Europa erſt in 8 Jahren ihre erſte gute Ernte geben. Ein ganz armer Bauer dagegen kommt bei Sparſamkeit, bei Luſt und Liebe zur Arbeit auch gut fort, denn der Taglohn iſt ſehr hoch, und es fällt ihm eben nicht ſchwer, die Hälfte davon zurückzulegen, womit es ihm in kurzer Zeit möglich wird, ein kleines Capital zu erübrigen, und dann ſelbſt Grundſtücke zu kaufen. Man hat hier mehr als Ein Beiſpiel, daß arbeitſame und ſparſamkeitliebende Familien, die anfangs in drückenden Umſtänden waren, nun wohlhabende, ſorgenfreie Grundeigenthümer ſind. Die Leute von mäßigem Vermögen aber, die ihre Unternehmungen nicht nach ihren Mitteln meſſen, dabei nicht ſelbſt arbeiten und den Verkauf ihrer Erzeugniſſe fremden Menſchen anvertrauen, endigen gewöhnlich mit einem Bankerotte, denn die Ausgaben für die Anlegung einer Colonie ſind bei der übermäßigen Theuerung der Menſchenhände enorm und die Ernten der erſten Jahre können begreiflicher Weiſe nicht ſehr ergiebig ſeyn.

Der Fürſt Mir hatte bei der Gründung ſeiner Colonie ein hübſches Capital durch die Vorſchüſſe der Toulouſer Handelshäuſer beiſammen, aber er berechnete nicht, wie lange daſſelbe dauern könne, und ließ ſich in gigantiſche Plane ein, welche die Caſſe eines Millionärs erſchöpft haben würden. Sehr viele ſeiner Maßregeln waren inzwiſchen gut und weiſe, und er bewies durch ſeine Einrichtungen vollkommen, daß er verſtand, wie man in dieſem Lande im Großen coloniſiren ſollte. Seine erſte Sorge war, die arabiſchen Stämme der Nachbarſchaft ſich befreundet zu machen. Er beſuchte deßhalb ihre Douars, brachte ihren Scheikhs und Marabuts Geſchenke, aß mit ihnen den Kuskuſu unter dem dunkelbraunen, von Kamelhaaren gewebten Zelten, und lud ſie dann zu ſich auf ſein Colonieſchloß ein, wo er ſie dagegen mit allen Leckerbiſſen der franzöſiſchen Küche bewirthete.

Ich war mehreremale auf der Raſſota bei ſolchen ſeltſamen Gelagen anweſend, wo die Beduinenhäuptlinge in ihrer maleriſchen Nationaltracht mit dem Haikh von feinem Muſſelin, dem ſchneeweißen Wollbernuß, der wie ein langer Mantel ſie umhüllt, den gelben Stiefeln und dem Stricke von Kamelhaaren, welchen ſie vielfach um das Haupt geſchlungen tragen und der bei den Arabern den Turban erſetzt, eine höchſt merkwürdige Gruppe bildeten. Ich lernte bei dieſer Gelegenheit viele berühmte Häuptlinge kennen, wie El-Arbi-Ben-Kaja, Kaid des Uthan der Khachna, ein ernſter ehrwürdiger Greis und frommer Muſelmann, Ben-Zeeri, Kaid der Ariben, welcher im Geſpräch ſehr ſanft und gemüthlich iſt, Ali-ben-Smati, ein rüſtiger, alter Scheikh desſelben Stammes, der die Frauen und den Branntwein liebt ꝛc. Die Mehrzahl von uns anweſenden Europäern ſprach gebrochen das arabiſche Idiom des Landes, und überdieß war ein mauriſcher Dolmetſcher da, welcher in arabiſcher und franzöſiſcher Sprache mit größter Geläufigkeit ſich ausdrückte.

(Schluß folgt.)

Hexenprobe in Indien.

Leute, die der Hexerei verdächtig ſind, werden oft auf eine ſehr grauſame Weiſe behandelt, namentlich wenn die Ordalien, denen man ſie von Seite ihrer Nachbarn unterwirft, ſie des Verbrechens zu überführen ſcheinen. In Indien, wie in Europa, glaubt man, daß eine Hexe auf dem Waſſer ſchwimmt, doch erprobt man ihre Verwandtſchaft mit der ſchwarzen Kunſt auch noch auf andere Weiſe. Oel mit ein wenig Reis auf ein Blatt gegoſſen, bildet eine dieſer Proben; fließt das Oel durch, wenn man den Namen der Angeklagten nennt, ſo gilt dieß als Beweis ihrer Schuld. Ebenſo gibt es zahlreiche Ordalien, um einen Dieb zu entdecken, außer der gewöhnlichen Probe, die verdächtigen Perſonen Reis kauen zu laſſen; dieß letztere iſt leicht für den, der nichts zu fürchten hat, aber ſchwer für den Schuldbewußten, deſſen Mund, dürr und trocken, den Dienſt verſagt, ſo daß bei angeſtellter Unterſuchung der Reis noch ganz gefunden wird.

Tagebuch einer Beſteigung der Gipfelhöhe des Adamspiks auf Ceylon.

(Fortſetzung.)

Die Pilgerherberge zu Delabitme (Diabetma), wo wir das letzte Nachtlager hielten, iſt ein geräumiges maſſives Gebäude, das auf Koſten der Regierung zum Ausraſten der Wallfahrer errichtet worden iſt, die alljährlich aus allen Gegenden der buddhiſtiſchen Welt — wie die Hindu zum Gangotri, und die Moslims zur Kaaba — zum Sripada oder Buddhafußtapf auf den Hamalili oder Adamspik pilgern. Von Delabitma an bis zum Hochgipfel iſt keine menſchliche Wohnung mehr vorhanden.

Unſere Kulis dünkten ſich hier — als in einem den Pilgrimmen ihres Glaubens geweihten Hauſe — für berechtigt, ihre Wohnung unter Einem Dache mit uns aufzuſchlagen, und ihre Mahlzeit in der Verandah zu bereiten, ſo daß uns der Rauch förmlich aus dem Hauſe trieb. Und doch ſind beſondere Flügelgebäude und Kochräume vorhanden. Ich hatte noch nie vorher ein ſo achtungswidriges Benehmen von Seite dieſer Klaſſe der Eingebornen erlebt! Unſere Diener mußten ihnen das Feuer wohl ein halbdutzendmal auslöſchen, ehe wir ihrer los werden konnten. *)

*) Dieſe Angabe der Verfaſſerin däucht uns überaus beachtenswerth. Sie gewährt einen Beitrag zur Parallele des Verhältniſſes der brittiſchen Herrſcher und der eingebornen Beherrſchten in Indien und auf Ceylon. Wie würde ein engliſcher Oberſt in Bengalen eine ſolche vermeintliche Unbill hindu'ſcher Kulis geahndet haben! R.

Wir sahen von dieser Höhe aus den Ocean mit unbewaffneten Augen, so auch verschiedene Binnenseen, worunter den großen Bolgodde, in der Abendsonne erglänzen. Durch das Fernrohr konnten wir sogar den Kokospalmensaum der Seeküste wahrnehmen. Ich entwarf eine Zeichnung von der westlich von Delabitma gelegenen wilden Gebirgslandschaft, worin der Unabiya-parawehe oder Heißwasserberg, ein stattlicher Felskegel, aufragt, der meines Wissens noch von keinem Europäer betreten worden ist. Seinen singalesischen Namen führt er von einer heißen Quelle, die nach der Angabe der Eingebornen ehemals seiner Kuppe entsprudelte, nun aber verschwunden seyn soll. Der Kegel ragt lothrecht vor dem Pik in die Höhe, welcher letztere aber, von der Ostseite aus gesehen, in voller Majestät erscheint, und sich über die umliegenden Berghäupter, die in der Ferne mit ihm zu wetteifern scheinen, hoch emporthürmt.

In der Nacht stand hier der Thermometer auf 64°, und um 6 Uhr Morgens (2 Februar) auf 62° F.

Bald jenseits Delabitma erstiegen wir die in den jäh abschüssigen Berghang eingehauene Felsentreppe, die aus 127 Staffeln besteht. Ungefähr in der Mitte derselben ist das Bild des frommen Radscha, welcher, der Sage zufolge, diese Treppe zum Besten der Pilger anlegen ließ, roh in den Felsen gehauen, der auch nach ihm genannt ist, nämlich Derme Radscha Gel. Am Gestade des Sitagangala, in dessen Nähe man zuerst den bisher durch andere Hochgipfel verdeckten Adamspik wieder erblickt, worin die Wallfahrer vor ihrem Weiterzuge zum Heiligthum das vorgeschriebene Entsühnungsbad nehmen, fand ich eine sehr merkwürdige Impatiensart, welche die Größe eines stattlichen Strauches erreicht, ferner eine niedliche, gelbblumige Polygala, welche sich als ein kleiner Baum darstellt. Eine neue Oxalisart erschien auf den Felsen weiter aufwärts in großer Menge.

Der Pfad wurde immer unwegsamer und gefahrdrohender; hier und da gewährten bloß die Baumwurzeln, von denen das Erdreich durch Regengüsse hinweggespült worden war, einen schwachen Anhalt; nun erschienen aber auch endlich jene langersehnten Leitern, mit deren Hülfe die abschüssigsten Stellen erstiegen werden.

Auf der Andiamele-Tirmi (Undeamala-Terme) genannten Stelle, wo ehemals eine nun verfallene Pilgerbaude stand, und dem Pflanzenforscher eine reiche Ernte winkt, beginnt, wie man füglich sagen kann, die Basis des eigentlichen Bergkegels, welcher sich von da aus herrlich ausnehmen soll; doch wehe! uns war dieser Anblick nicht beschieden. Sripada war, als wir die mehr als zwei Meilen lange Strecke von Delabitma hieher zurückgelegt hatten, in seinen mystischen Wolkenschleier gehüllt und unsichtbar!

Von diesem Plateau aus wurde nun die Wanderung nach der obersten Kuppe zu Fuß angetreten. Der Weg zog sich ungefähr eine halbe Meile durch niedriges Gehölz, dessen Zwergstämme mit rauhem Moose bedeckt waren, und so gelangten wir bis zu der durch einen großen Steinblock, Namens Alahette, bezeichneten Stelle, von wo der Felsenkegel fast lothrecht aufsteigt. Hier beginnen nun jene berühmten ehernen, lose hangenden Kettenreihen, welche bis zur Kuppe, an der sie befestigt sind, hinanreichen, und ohne deren Vorhandenseyn die Erklimmung des Gipfels einem großen Theile der Pilgrimme, namentlich den Frauen und Kindern und anderen Reisenden unmöglich seyn würde. Es sind vier bis fünf Reihen dieser Ketten vorhanden, die zwei letzten sind sehr lang und zahlreich, damit viele Pilger zugleich mittelst derselben hinauf gelangen können. Einigen von den Eingebornen und wohl auch andern Pilgern gelingt mitunter das Wagstück, ohne die Stränge zu berühren, durch festes Anklammern an die glatte Felsenwand mit nackten Sohlen die Kuppe zu erklimmen. Ich hatte vor dreizehn Jahren diese Bergreise lange nicht so schwierig gefunden als jetzt, was aber wohl erklärlich. Da der ganze Weg den Pik hinan, bis zur Stelle, wo er senkrecht emporsteigt, durch lauter Betten und Rinnsäle von Bergströmen geht, so leuchtet ein, daß während eines so langen Zeitraums durch die Hinwegspülung des Erdreichs von den Halden, die Schwierigkeit des Hinansteigens vermehrt worden seyn müsse. Stellenweise ist der Kegel mit Pflanzenwuchs bedeckt, unter andern mit dem herrlichen carmoisinblumigen Rhododendron arboreum*), welches wir auf der obersten Kuppe trafen.**)

Um halb drei Uhr Nachmittags (2 Febr.) langten wir auf dem Gipfel an, doch war schon, wie gesagt, einige Stunden früher ein dichter Nebel erschienen, der uns auch noch bei der Ankunft oben einhüllte.

Von Delabitma bis hinauf, ein viertehalb engl. Meilen langer Weg, hatten wir sechstehalb Stunden zugebracht, wovon anderthalb aufs Botanisiren abgehen. Mitten unter den Gewächsen, welche die ganze Umgebung und die unten liegende Welt unsern Blicken verschleierten, schrieb ich dem Statthalter versprochenermaßen von da aus einen Brief, und arbeitete dann an meinem Tagebuche.

Gegen 9 Uhr Abends bestiegen wir abermals die Kuppe, und gewahrten, daß sich der Nebel zu verziehen begann. Die Kuppe ist von einer ungefähr vier Fuß hohen Mauer umgeben, worin, wie ich glaube, drei Oeffnungen sind. Wir traten durch die südliche ein. Von dieser Plattform, wie man sie füglich nennen darf, erhebt sich ein gegen 20 Fuß hohes Felsenstück, auf dessen Zinne der über der Sohlenspur Buddhas errichtete Tempel steht. Er ist aus Holz erbaut und mit gewaltigen ehernen Ketten an den Felsen befestigt. Die heilige Sohlenspur (der Prahbat oder der Sripada) ist ungefähr fünf Fuß lang und drei breit. Die bekannte Legende, daß Buddha von dieser Felszinne aus, auf welcher einer seiner Füße ruhte, dessen Spur jetzt eines der größten Heiligthümer der buddhistischen Welt ist, nach dem in Siam gelegenen Makuna hinüberschritt, erzählte uns hier der Priester mit feierlicher, salbungsvoller Miene.***) In einem tiefer unten liegenden kleinen Tempel werden von den Pilgern Weihgaben dargebracht. Da steht auch ein offener Glockenthurm, dessen zwei Glocken von jedem unserer Kulis angezogen wurden. Jeder Schlag derselben zeigt, wie man uns sagte, eine früher vollbrachte Wallfahrt zu diesem Prahbat an. Demnach zu schließen, mußten manche von diesen Kulis bereits 20 bis 30 Mal auf dem Adamspik, gewesen seyn. Sein Anblick war von ihnen auf unserer Reise, sowohl vor Kurunelle, von welchem Ort aus der Pik stets sichtbar ist, und wo man seiner auf dieser Straße zuerst ansichtig wird, als wie in der Nähe des Sitagangalaflusses, wo er dann und wann wieder erscheint, jedesmal mit lauten Begrüßungen, und zuweilen durch Kniebeugung gefeiert worden.

(Schluß folgt.)

*) Wahrscheinlich Rh. nobile, Wallich.

**) Wohl das von K. Ritter nach Davy erwähnte kleine Rhododendrongebüsch, welches Ende April mit großen Carmoisinblüthen bedeckt war. M.

***) „Die Sripadas oder Buddhafußtapfen sind Zeichen des Stifters der orthodoxen Buddhalehre, die an solchen Stellen durch seine Priester dem Volke verkündet wird. Zu ihnen gehen noch heutigen Tages Pilgerfahrten.“ K. Ritter, Asien Bd. VI.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 272.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 September 1837.

Einiges über die Insel Huahine, eine der Gesellschafts-Inseln, und Mauna, eine der Schifffahrts-Inseln. *)

Die Insel Huahine, so nahe der Hauptinsel Otaheiti, bietet in naturhistorischer Beziehung durchaus nichts Besonderes dar, den einzigen Umstand ausgenommen, daß gewisse Bäume, welche auf Otaheiti nur isolirt und in sehr geringer Menge vorhanden sind, hier sich sehr zahlreich finden, und oft große Wälder bilden. Einzelne Gegenden aber bieten ein ausgezeichnetes Interesse dar. Die Berge weit minder hoch, als auf Otaheiti, und auf die bizarrste Weise gespalten, enthalten oft prächtige Aussichten. Die ganze Insel ist in zwei Theile getheilt durch einen schönen Meerbusen, der die Verbindungen zwischen beiden ungemein erleichtert. Das Seltsamste auf der Insel ist aber ein schöner Salz-See, der durch ein halbkreisförmiges Felsenriff gebildet wird, und auf der einen Seite an die Ebenen, auf der andern fast an die hohen Berge stößt. Dieses Riff ist aber kein nackter Fels, wie auf Otaheiti, sondern wie bei mehrern niedern Inseln mit Sand bedeckt, und bildet eine etwa eine Seemeile breite Landzunge, welche von einem Wald von Kokospalmen und andern Bäumen bedeckt ist. Diese Formation scheint mir sehr alt, weil ich hier unermeßlich große Bäume fand, so wie einen Marai, wohin man alle drei Monate die Bilder sämmtlicher Götter der Insel brachte, um ihre Paa (Haut, Bedeckung) zu ändern. Dieser Marai existirt nach dem Bericht der Indier seit undenklicher Zeit. Dieser schöne Salzwasser-See, der etwa fünf Meilen Länge hat, steht mit einem Süßwasser-See in Verbindung, in den die Fische, eine Salmenart, durch einen kleinen Canal zu gewissen Zeiten des Jahres kommen. Dieser Ort ist zu schön, zu eigenthümlich, als daß es möglich wäre, eine gute Schilderung davon in einem Briefe zu geben. Auf der einen Seite finden sich längs dem höher gelegenen Lande Wohnungen, die ein kleines Dorf am Ende des Sees bilden, am Fuße des Mana Tabu, oder heiligen Berges, wo der See, der in einem Canal von 150 bis 200 Klafter Breite endigt, eine der schönsten Ansichten bildet, die man sich vorstellen kann.

Von dieser Insel aus wollte ich mich nach Mauna begeben, einer der Schifffahrts-Inseln: der Weg dahin ist jetzt offen, auch befinden sich auf zweien oder dreien davon englische Missionäre, und selbst die übrigen könnten wahrscheinlich ohne sonderliche Gefahren besucht werden. Es sollen sich dort mehrere Bäume finden, die nicht auf Otaheite, überhaupt auf keiner der Inseln gegen Osten vorhanden sind, und ein seltsamer Umstand, der vielleicht eben so sehr die Aufmerksamkeit der Philosophen als der Naturforscher auf sich ziehen dürfte, ist es, daß man daselbst Schlangen, und zum Theil sehr große findet, während sich auf keiner der andern Inseln weder gegen Westen noch nach irgend einer andern Richtung welche finden.

Auffallend ist der Umstand, daß sich in dieser Gruppe wie zu Huahine Riffe zu zeigen beginnen, auf Mauna selbst, so viel ich vermuthe, gegen Süden. Eines derselben erstreckt sich auf eine große Strecke, und läßt eine Barre zurück, mit sieben oder acht Klaftern Tiefe, über welche die Schiffe in eine unermeßliche Bai gelangen, wo sie völlig geschützt sind. Die Insel Lopun steht mit einer andern durch ein solches Riff in Verbindung. Diese Riffe sind noch fast allenthalben unter dem Wasser; ein Wallfischfänger scheiterte daselbst; die Brick, welche die Missionäre dahin brachte, strandete, und man mußte sie ganz ausladen, um sie los zu machen. Dieß bestätigt meine Ansicht, daß sich Riffe um alle diese Inseln bilden, was auf die Vermuthung führt, daß diese Inseln nicht so alt sind, oder die Theilung dieser Länder in isolirte Inseln wahrscheinlich in kein so hohes Alter hinaufreicht, als die Formation vieler andern Länder der Erde.

*) Aus einem Schreiben Meerenhouts an Hrn. d'Orbigny.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

2. Nassota, die Colonie des polnischen Fürsten Mir.

(Schluß)

Es wurde bei diesen Gastmählern von den verschiedensten Gegenständen, bald ernst, bald scherzhaft geplaudert; bald wurde unter den Gästen ein Handel geschlossen, bald schwatzte man von

den hübſchen Frauen und den guten Biſſen der Tafel. Manchmal kam die Reihe auch an intereſſante Dinge: die Religion, die Geſchichte der Vergangenheit, die Sitten des Landes; ich hörte da ſo Manches, was mir noch neu und unbekannt geweſen. Wir Europäer hatten dabei Gelegenheit, die Würde, den ſcharfen Verſtand und die wilde Poeſie dieſer Araber zu bewundern. Ihre Reden waren manchmal von ſo ſchönem, bilderreichem Style, wie die Suraten des Koran. Alle dieſe Häuptlinge hatten eine ziemlich gute Kenntniß der Geſchichte ihres Volkes, und namentlich ihres Stammes. Ben-Zecri ſagte, ſeine Vorfahren hätten Spanien bewohnt und ſeyen große Kriegsmänner geweſen. In der That exiſtirte eine ausgezeichnete Familie dieſes Namens noch bei der Eroberung von Granada. Die auffallendſte Erſcheinung unter den impoſanten Geſtalten dieſer Barbaren war ein blonder Marabut von faſt rieſenhaftem Wuchſe. Dieſer Mann hatte eine von allen übrigen ausgezeichnete Figur. Sein ſtarker Bart und Schnurrbart war flachsgelb, wie die Haare der alten Teutonen, ſeine Wangen friſch und roſig, ſeine Augen himmelblau. Er mochte in den dreißiger Jahren ſeyn, war folglich für einen Marabut noch ſehr jung. Seine Züge, Blick und Sprache hatten etwas höchſt Mildes, Liebreiches und Einnehmendes. Auf meine Frage, von welchem Stamme er ſey, antwortete derſelbe mit einer Stimme voll Herzlichkeit: „Ani ben el Babi" (ich bin ein Sohn deiner Väter). Er erklärte mir hierauf, daß er Kabyle ſey, daß ſein Stamm aber vor vielen, vielen Sommern aus demſelben Lande gekommen, wo ich geboren worden. Er ſpielte damit wahrſcheinlich auf die Vandalen an, denn unter mehrern Kabylenſtämmen hat ſich die Sage ihres nordiſchen Urſprungs, welcher namentlich den Bewohnern des Berges Jurjura ſo unverkennbar aus den blonden Zügen ſchimmert, bis auf den heutigen Tag erhalten. Für mich war die Bemerkung des Marabut ſehr intereſſant. Ich wurde mit dieſem gemüthlichen Manne, der recht wohl wußte, daß ich Deutſcher, nicht Franzoſe war, ſpäter innig befreundet, und er beſuchte mich zu Algier, ſo oft er in die Stadt kam. Er ſagte mir, daß er ein Zögling von Sidi-Ali-Ben-Aiſſa war, dem berühmteſten Marabut der Kabylen, welcher den Berg Jurjura bewohnte, im Sommer 1833 ſtarb und zu Fliſſa, einem Städtchen am Fuße des Jurjura, unter einem prächtigen Tempel begraben liegt. Auch die Bekanntſchaften der übrigen Häuptlinge zu Raſſeta waren mir von hohem Intereſſe und für meine Ausflüge in das Innere von größtem Nutzen. Wer bei dieſen Gaſtmählern aber am ſeligſten ſich fühlte, das war der Fürſt Mir ſelbſt. Derſelbe glaubte ein großes Werk der Civiliſation unter den Arabern begonnen zu haben, weil er ſie dazu gebracht hatte, bei ihm der Meſſer und Gabeln ſich zu bedienen, und zuweilen ein Schlückchen Wein zu verſuchen. Der arme Fürſt träumte ſich damals vielleicht noch nicht, daß er vier Monate ſpäter gezwungen ſeyn werde, ſein ſilbernes Tafelgeräthe zu verſetzen, um dem Schuldgefängniſſe zu entgehen.

Durch ſein edelmüthiges, freundliches Benehmen nahm der Pole ſeine arabiſchen Nachbarn ſo ſehr für ſich ein, daß er an dieſen Wilden bald ſeine zuverläſſigſte Leibwache fand und keinen Anſtand nahm, die ihm beigegebenen franzöſiſchen Truppen nach Algier zurückzuſenden. Er bewohnte nach deren Abgang die Raſſeta noch ein volles Jahr. Seine Arbeiter gingen allein in die Stadt und wieder zurück, ohne daß ſie auf dem ziemlich weiten, einſamen Wege je ausgeplündert oder auch nur bedroht worden wären. In den erſten Jahren der Eroberung war die Oſtſeite Algiers als die gefährlichſte Gegend verſchrien. Seitdem aber die Ariben und die Coloniſten der Raſſeta ſich dort niederließen, ſind dieſe Strecken auch jedem iſolirten Reiſenden ohne Gefahr zugänglich, und Schaaren von Jagdliebhabern begeben ſich jeden Sonntag dorthin auf das Eberjagen. Einige deutſche Familien hatte der Fürſt Mir noch einige Stunden weiter als Raſſeta in der Nähe arabiſcher Dörfer inſtallirt, um eine Annäherung der Eingebornen zu den Europäern und europäiſchen Sitten immer mehr zu erleichtern.

Inzwiſchen war nicht Alles, was der Fürſt für ſeine Colonie gethan, ſo lobenswerth und weiſe. Je glänzender ſich ſeine Humanität den Arabern gegenüber zeigte, deſto härter und deſpotiſcher behandelte er dafür ſeine deutſchen Arbeiter. Wahrſcheinlich war er daran von Polen her gewöhnt, und wie die Deutſchen denn ein gar geduldiges, demüthiges Völkchen ſind, ſo ließen ſie ſich auch das rauhe, hochfahrende Weſen ihres Gutsherrn und ſeine Reitpeitſchenhiebe gefallen, rächten ſich dafür aber dadurch, daß ſie denſelben auf alle Weiſe zu übervortheilen ſuchten, und von der Arbeit ſich wegſtahlen, wo ſie nur immer konnten. Von der Fruchternte wurden, wie mir einige Arbeiter ſelbſt geſtanden haben, nicht weniger als drei Viertheile geſtohlen. Die Aufſeher waren dabei mit den Arbeitern einverſtanden, und ſteckten das halbe Geld der auf dem Markte verkauften Producte in ihre eigene Taſche. Dieſem Verluſte wäre der Eigenthümer der Raſſeta wahrſcheinlich entgangen, wenn er auch unter ſeinen Bauern durch humane, liebreiche Behandlung einige Herzen zu gewinnen gewußt hätte, die ihm von den Diebereien der übrigen Winke gegeben haben würden. So aber hatte der Fürſt alle ſeine Leute heimlich gegen ſich, und mit Schrecken gewahrte er in ſeinen Büchern, nach dem Verkaufe der Ernte, die mächtige Differenz zwiſchen dem „Soll" und „Haben." Da zerſtoben denn mit einem Male alle ſeine ſchönen Plane, und er ſah, daß ihm nichts Beſſeres mehr übrig bliebe, als in einem abgelegenen Gäßchen Algiers ſeine Scham zu verbergen und dem Andrange ſeiner Gläubiger zu entgehen. Seine deutſchen Bauern aber empfingen nun auch die Strafe für ihre Unredlichkeit. Die meiſten hatten noch den Lohn von ein paar Monaten im Rückſtande, konnten aber mit allem Schreien und Klagen keinen Liard mehr von ihrem zu Grunde gerichteten Gutsherrn bekommen. Ueberdieß waren alle plötzlich brod- und heimathlos geworden. Sie verließen die Raſſeta im größten Elende, und zerſtreuten ſich in den übrigen Pflanzungen, wo ſie aber geringern Taglohn haben und nichts mehr ſtehlen können.

Unter den Capitaliſten von Toulon, welche an der Anleihe Theil genommen hatten, erregte die Hiobspoſt von dem Bankerotte des Fürſten Mir keine geringe Beſtürzung, namentlich war das Haus Sucket dabei ſtark betheiligt. Der älteſte Sohn dieſes angeſehenen Kaufmanns kam hierauf eiligſt nach Algier,

unterſuchte den Zuſtand der Dinge, und ſeinem Eifer, wie ſeinem guten Rufe gelang es, die Touloner Handelsherren zu neuen Zuſchüſſen zu bewegen, wogegen der Fürſt Mir ihnen das von der franzöſiſchen Regierung ihm als Conceſſion gegebene Gebiet der Raſſota auf Actien überließ. Mithin iſt dieſer Fürſt nur noch dem Namen nach Beſitzer der Colonie. Der junge Suchet übernimmt deren ganze Leitung, und wird die Culturarbeiten für Rechnung der Actionäre wieder aufnehmen.

Als ich die Raſſota im März 1837 wieder beſuchte, war es in der Nähe des Schloſſes traurig und ſtill. Ueber dem großen Teiche, welcher dicht an dem Garten ſich befindet, flogen die Fiſchadler ſchaarenweiſe, und die Schakals ſchleppten die Hühner am hellen Tage vom Hofe weg. Ein alter franzöſiſcher Invalide bewohnte allein das Gebäude der Feldarbeiter. In dem Wohnhauſe dagegen traf ich zu meinem Erſtaunen die nämlichen Scheikhs und Marabuts mit Hrn. Suchet an der Tafel. Dieſelben waren nun einmal zu Hauſch-Raſſota heimiſch und vertraulich geworden, und ſchienen wenig darnach zu fragen, ob der Gebieter derſelben ein Fürſt oder Kaufmann ſey, vorausgeſetzt, daß er eine gute Küche, Tabak und Kaffee habe. Hr. Suchet ſteht mit ihnen jetzt auf eben ſo freundſchaftlichem Fuße wie früher der Fürſt Mir. Einen Theil der zu Hauſch-Raſſota gehörigen Grundſtücke hat Hr. Suchet an die Araber zu ſehr niedrigem Preiſe verpachtet, den Reſt will derſelbe wieder von Taglöhnern cultiviren laſſen, jedoch den Umfang der Arbeiten genau dem Umfange ſeiner Mittel anmeſſen; dabei hat er zuverläſſige, redliche Aufſeher, die den Diebſtahl der Ernte nicht wie die frühern begünſtigen. Bei der Wahl der Arbeiter gibt Hr. Suchet den Franzoſen und Spaniern aus Minorca den Vorzug vor den Deutſchen, denn es iſt eine traurige Wahrheit, daß die Mehrzahl unſerer nach Algier ausgewanderten Landsleute dem deutſchen Namen wenig Ehre bringt. Unter einer gewandten, redlichen, verſtändigen Verwaltung iſt es die höchſte Wahrſcheinlichkeit, daß jene ſchöne Colonie in neuer Blüthe aufſtehen und ihre Unternehmer für die gebrachten Opfer entſchädigen werde.

Verhältniſs der Wahnſinnigen zur Bevölkerung.

Nach den Berechnungen Halliday's, die, wenn gleich nur annäherungsweiſe richtig, doch die einzigen Data ſind, die wir beſitzen, verhalten ſich in Europa die Wahnſinnigen zur übrigen Bevölkerung, wie eins zu tauſend. In Wales in England iſt das Verhältniß wie 1 zu 800, in Schottland wie 1 zu 574. In Nordamerika ſtellt es ſich nach den Berechnungen Dr. Brigham's wie 1 zu 262; dieſe Ungleichheit hat wohl ihren Grund in der ſchnellen Erwerbung von Vermögen, den luxuriöſen Gewohnheiten, zu denen dieß Anlaß gibt, und den häufigen und ſchnellen Glückswechſeln. Mit dem Luxus ſcheint der Wahnſinn ſo ziemlich gleichen Schritt zu halten, denn Erziehung und Gewohnheiten der Reichen entwickeln die moraliſchen Urſachen des Wahnſinns in weit höherem Grade, als dieß bei den Armen der Fall iſt, die durch Noth zur Mäßigkeit gezwungen, an die Wirklichkeit des Lebens gewieſen ſind, und aller Sentimentalität ferne bleiben. Das niedere Landvolk, bei dem ſich die Armuth noch in den freundlichſten Formen zeigt, iſt vergleichungsweiſe am freieſten von Wahnſinn. Merkwürdiger Weiſe kommen, wenigſtens in England und Frankreich, die zahlreichſten Fälle im Militär vor, und dann folgen die Kaufleute: unter 500 in Charenton aufgenommenen gehörten 96 dem Militär, 65 dem Kaufmannsſtande. In Irland gehörten von 150 in Duncans Aſyl Aufgenommenen 29 dem Militär und 37 dem Kaufmannsſtande oder mit kaufmänniſchen Geſchäften in Verbindung ſtehenden Perſonen an.

Tagebuch einer Beſteigung der Gipfelhöhe des Adamspiks auf Ceylon.

(Schluß.)

Um 1 Uhr Morgens begaben wir uns aus der engen Hütte, worin wir einen Theil der Nacht zugebracht hatten*) auf die höchſte Zinne. Die Nebelgewölke hatten ſich ganz verzogen, und der Vollmond ſchien im hellſten Glanze. Die Scene war unnennbar hehr und prachtvoll!

Die unerhellten Tiefen erſchienen bodenlos und unergründlich, während auf den Höhen ringsumher der Zaubergianz eines tropiſchen Mondenlichtes ausgegoſſen lag, das ſchönſte aller Lichter, wovon ſich niemand, der es nicht geſehen, eine Vorſtellung zu machen vermag. Es war nicht ganz ſo kalt oben, als ich vermuthet hatte. Unſer Thermometer, welcher im Tempel des Samen aufgehängt war, zeigte bei Tagesanbruch 54°F. (10°R.) Nachdem wir uns eine geraume Zeit an dieſer unbeſchreiblichen Mondſcheinsſcene geweidet hatten, ſtiegen wir wieder zur Hütte hinab, begaben uns aber mit Tagesanbruch zum viertenmale hinauf, um dort den Sonnenaufgang zu erwarten. Der Morgen war etwas trübe, und erſt 20 Minuten nach ſechs ſtieg die Sonne über die Gewölke triumphirend am Morgenhorizont empor, und ſtrömte ihre jugendliche Strahlenfluth über eine Scene aus, die zu ſchildern ich nicht verſuchen mag, weil ſie durchaus unbeſchreiblich iſt. Doch darf ich den ergreifendſten und wunderſamſten Zug dieſes hehren Schauſpiels nicht unerwähnt laſſen.

Der Schatten des Piks erſtreckte ſich in vollkommener Kegelgeſtalt in ungemeſſene Ferne; er reichte über den Horizont hinaus und war ſogar an der Morgenweſte ſichtbar.**) Der Landſtrich, auf dem er lag, erſchien, der großen Höhe unſeres Standpunktes halber, als eine bis zur Seeküſte hinreichende Ebene, ſo daß dieſer ungeheure Schattenkegel ſich ſo ſcharf abzeichnete, als wenn er mit Hülfe des Winkelmaßes und Cirkels gezogen worden wäre. Ich habe nie etwas Außerordentlicheres und Wunderſameres geſehen:

Wir ſahen geraume Zeit zu, wie er, je höher die Sonne emporſtieg, immer kürzer und kürzer ward, und beſchäftigten uns ſodann mit Vermeſſungen und Aufnahme der auffallendſten Punkte. Das einzige Geräuſch, das wir auf dieſem einſamen Hochgipfel vernahmen, war das Getön rieſelnden Gewäſſers, und die einzigen lebenden Weſen, die uns zu Geſicht kamen, waren zwei Tagfalter. Am Fuße des Kegels wird das erwähnte Geriesel nicht vernommen. Da das Fir-

*) Der Engländer Sawers war der erſte Europäer, welcher 1819 oben übernachtet hatte.

**) „Bei Sonnenaufgang ſtand der Schatten des Piks wie ein Koloß in Kegelgeſtalt auf dem Nebelmeere des weſtlichen Horizonts."

K. Ritter, nach Sawers.

mament sich mit Regengewölken zu überziehen begann, schickten wir uns endlich mit Leidwesen an, eine so merkwürdige Stelle zu verlassen, die wir wahrscheinlich nie mehr wiedersehen werden. Dieser Wetterwechsel gewährte uns den Vortheil, die erhabene Scene auch in der schauerlichen Beleuchtung grauer Wolkengebirge zu erblicken, so daß uns ihr Anblick unter mannichfaltigeren Gestalten als wohl je einem vor uns zu Theil geworden. Zuerst im Nebelschleier, dann im süßen Silberlicht einer ceylonischen Mondnacht, dann wieder im Strahlenpompe des Sonnenaufgangs, und endlich im düstern, vielfarbenen Scheine dräuender Donner- und Sturmgewölke, die tief unter uns schwebten, und aus welchen mehrere der höchsten Berghäupter gleich Inseln aus sturmgepeitschter See emporragten.

Bald nachdem wir von der bereits erwähnten Stelle, Andeamalatenne genannt,*) aufgebrochen waren, begann der Regen zu fallen, und wuchs zu einem förmlichen Wolkenbruch an; die Felsen wurden so schlüpfrig, daß ich durch das nicht seltene Niederstürzen der Kulis aus dem Palantin geschleudert zu werden befürchtete. Endlich aber langten wir gegen drei Uhr Nachmittags wieder zu Delabitma an. Da wir das Botanisiren in dieser Gegend bis zu unserer Zurückkehr von dem Gipfel verschoben hatten, so hinderte uns der Regen, auch nur die Hälfte der Gewächse, deren wir bedurften, zu sammeln, und machte überdieß die gehörige Aufbewahrung der gesammelten sehr schwierig.

Wie nahe ging es mir, so viele Schönheiten im Stiche zu lassen. Schönheiten, die ich wenig Aussicht je wieder zu sehen hatte, da jede weder verschiedene Theil der Insel seinen nur ihm eigenen Pflanzenwuchs hat. In verschiedenen Gegenden von gleicher Höhenlage haben wir Gewächse von derselben Familie, ja sogar demselben Geschlechte gefunden, die aber selten derselben Art angehörten. Die mannichfaltigen so schönen und seltsamen Impatiensarten, die wir vorzüglich zwischen Delabitma und Andeamalatenne fanden, weichen aufs Entschiedenste von den gleich schönen und seltsamen Arten derselben Familie ab, die in einer andern Region von Ceylon, nämlich zwischen Rembodo und dem Nerwera Ellia-Plateau vorkommen. In der Nachbarschaft von Maturatta sind die Acanthaceen ebenfalls sehr zahlreich, aber sehr verschieden von denen, die wir anderwärts auf der Insel fanden, und so herrliche Sonariten als auf dem Pik sind uns nicht wieder vorgekommen, obgleich in der Nähe von Nerwera Ellia deren mehrere Arten wachsen. In der Gegend von Andeamalatenne, wo, wie gesagt, der eigentliche Hochgipfel des Adamspik beginnt, geht die Mannichfaltigkeit des Pflanzenwuchses ins Unendliche, und die Schönheit der Gewächse, vorzüglich der Sonariten, wovon wir vier verschiedene Arten wahrnahmen, Chironien u. a. m., ist auffallend. Tiefer unten, zwischen Andeamalatenne und Delabitma, erscheint ein Flor der herrlichsten Impatiens- und anderer Pflanzenarten, deren Aufzählung zu weitläufig wäre.

Zu Palabatela zeigte man uns das Gitter, womit während der Wallfahrtszeit der Sripada oder die Buddhafußtapfe umgeben ist, welches aber den übrigen Theil des Jahres hindurch hier in einem Tempel aufbewahrt wird. Es soll angeblich aus vergoldetem Silber bestehen, und mit kostbaren Edelsteinen besetzt seyn, sieht aber ganz darnach aus, als ob es bloß aus Messing bestünde und mit farbigem Glas verziert wäre.

*) An einer andern Stelle nennt sie die Verfasserin Andeamulaterne.

Zum Beweise, wie wenig sich die Eingebornen aus einer Reise auf den Adamspik, den höchsten Berggipfel der Insel, machen, die uns Europäern als ein schwieriges Unternehmen erscheint, will ich folgenden Vorfall anführen: Auf dem Rückwege vom Pik vermißten wir bei der Ankunft zu Delabitma unser Thermometer, welches während der Nacht im Samentempel auf der Kuppe des Adamspiks gehangen hatte. Wir boten demjenigen von unsern Leuten, der es anholen würde, drei Schillinge an; der Apu oder Ober-Kuli aber, dem diese Summe viel zu übertrieben vorkam, ermäßigte sie auf die Hälfte. Für diesen Betrag nun von 18 Pence oder 54 kr. legte einer der Kulis die viertehalb Meilen lange Strecke von Delabitma bis auf die Kuppe des Sripadas, von dort wieder nach Delabitma zurück und von da nach Palabetala, wohin wir indeß gelangt waren, von 6 Uhr Morgens bis 11 Uhr Vormittags, also in fünf Stunden, einen Weg zurück, auf dem wir drei Tage zugebracht hatten!

Unter den höchsten Baumarten, die wir in der Hochwaldung sahen, fiel uns vor allen der Horogaha (Dipterocarpus turbinatus) auf, welcher alle Baumwipfel überragt, und in großer Menge da vorkommt.

Zu Ratnapura trafen wir zwei Bekannte aus Colombo, die auf einer Reise auf den Adamspik begriffen waren; jedoch eine unserer Route entgegengesetzte zu nehmen, und namentlich die Hinabreise auf der kandischen Seite zu bewerkstelligen gedachten, welche minder steil seyn soll. Doch findet man auf derselben weder öffentliche Rasthäuser, noch sonst irgend eine Hütte; man sieht sich daher gezwungen, in der freien Waldung zu übernachten, und der Gefahr ausgesetzt, mitten in der Nacht von Tschitas oder wilden Elephanten überfallen zu werden, welche letztere in der Buschwaldung auf allen Seiten des Adamspiks in großer Menge hausen, und deren Fährten sogar in beträchtlicher Höhe nach dem Hochgipfel zu vorkommen. Uns stieß keiner auf, und es ist, im Vorbeigehen erwähnt, überhaupt merkwürdig, daß ich auf allen meinen Wanderungen durch Ceylon, und zwar in Gegenden, wo sie am häufigsten vorhanden seyn sollen, niemals einem begegnet bin.

Am 8 Februar langten wir in Colombo an.

Antiquarische Notizen.

Die Nachgrabungen im alten Umkreis von Poitiers, deren Leitung dem Hrn. Calaude von der antiquarischen Gesellschaft des Westens anvertraut war, haben bewiesen, daß die römische Stadt nicht so groß war als die jetzige, daß sie aber herrliche Bauwerke enthielt, deren Trümmer noch in der Erde liegen, und daß sie von einer Menge von Landhäusern und Niederlassungen umgeben war, in denen die Römer ihren Luxus zur Schau stellten, indem sie dieselben mit den kostbarsten aus Italien bezogenen Marmorn ausschmückten.

*

Das Schloß Dieuleir ist auf den Ruinen der alten Stadt Sear pona erbaut, von der nichts mehr vorhanden ist. Beim Nachgraben findet man jedoch Mancherlei, und Hr. Saulcy hat unter andern mehr als 400 Vasen auf diese Art erhalten. Zu Montiou (Mons Jovis) befindet sich ein Schloß, ausgezeichnet durch seine römischen und seine Ruinen aus dem Mittelalter. Man sieht da unter Anderem ungeheure Taufsteine mit Basreliefs bedeckt, die wahrscheinlich keiner spätern Zeit als dem elften Jahrhundert angehören. Die Handlung der Taufe ist auf denselben mittelst der Untertauchung dargestellt, und die Krieger, die ihr beiwohnen, sind in normannischer Tracht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 273.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 September 1837.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

3. Reghaia, die Colonie des Hrn. Mercier.

Ich habe von diesem schönsten Cultur-Etablissement Algiers schon öfters Erwähnung gethan, und eine genaue Schilderung dieser Pflanzung, welche allein den Namen einer Mustercolonie verdient, mag Ihren Lesern vielleicht nicht unerwünscht seyn. Reghaia war in früheren Zeiten ein Hausch der Staatsdomaine, wurde später Eigenthum eines Eidams von Ali-Dey und nach der Einnahme Algiers 1830 von einigen französischen Speculanten gegen eine ewige Rente angekauft. Seit 1835 ist das schöne Landgut Eigenthum des Hrn. Mercier geworden, doch haben, so viel ich erfahren konnte, noch mehrere französische Capitalisten daran Theil. Die Arbeiten wurden hier kurze Zeit nach der Niederlassung des Fürsten Mir in Rassota begonnen, aber Hr. Mercier hatte über diesen den Vortheil sowohl eines größeren Capitals, als einer redlichern Verwaltung. Der Fürst Mir machte mit seinem Unternehmen Bankerott, für Hrn. Mercier wird seine Pflanzung in wenigen Jahren eine Reichthumsquelle seyn.

Reghaia liegt, wie ich schon erwähnte, an den Ufern eines Flüßchens, welches denselben Namen trägt. Dieses Gewässer hat mit den übrigen Flüssen dieses Landes durchaus keine Aehnlichkeit. Sein Lauf ist nicht reißend wie die Hamise und Aratsch; es ist ein fast stillstehendes Wasser mehr einem Canale als Strome gleichend. Nach einer Entfernung von 200 Schritt von seiner Quelle ist der Uad-el-Reghaia schon so tief, daß er ziemlich große Barken tragen kann. Diese Tiefe nimmt bis zu seiner Mündung zu. Nach einem sehr kurzen Laufe ergießt sich derselbe in den Golf Bengut. An mehreren Stellen dieses Gewässers findet man wirklich Spuren von ehemaligen Canalbauten, so daß es sehr wahrscheinlich ist, daß das tiefe Flußbett ein Werk der Menschenhände und nicht von der Natur gegraben ist. Das Coloniegebäude ist von bedeutendem Umfange, äußerst fest und solid gebaut, und ganz für seine entfernte, einsame Lage passend. Eine hohe Mauer, die an das Gebäude sich anschließt und den großen Hof umzäunt, kann jedem Angriff der Araber Trotz bieten, 30 muthige Männer wären im Stande, diese Coloniefestung gegen 5000 Eingeborne zu vertheidigen. Das Gebäude ist überdieß geräumig genug, um außer den Wohnungen der Arbeiter, der Verwalter und des Besitzers auch große Quantitäten von Proviant und Munition zu verwahren, so daß auch eine Belagerung von den Bewohnern nicht zu fürchten ist. Im Hofe sind Stallungen für 200 Pferde und überdieß noch Raum für ungeheure Viehherden. Die Zucht derselben ist in diesem Lande von äußerster Wichtigkeit, auch versprach die angelegte Schweizerei Merciers das schönste Gedeihen. Wie empfindlich daher für ihn der Raub seiner schönen Zuchtthiere ist, kann man begreifen.

Die Weideplätze sind in der nächsten Umgebung Reghaia's nicht sehr reichlich. Aber schon eine halbe Stunde südwestlich beginnen schöne Wiesen, die bis an die Ufer der Hamise fortdauern und nur theilweise sumpfig sind. Die trockenen Stellen bedeckt ein üppiger Graswuchs. An Brennholz ist großer Ueberfluß. Die Pistaciasträucher sind hier dickstämmig und voll Aeste. Bereits verkauft Hr. Mercier Brennkohlen nach Algier, deren Ausfuhr durch Barken geschieht, welche der Uad-el-Reghaia nach dem Meere trägt. Auf dieselbe Weise wird auch alles Nöthige von Algier nach der Colonie geschafft und nur in den Monaten der Meerstürme geschieht der Transport durch Kamele.

Die ganze Umgegend ist äußerst wasserreich. Zwei vortreffliche Quellen sprudeln in sehr geringer Entfernung vom Hause. Diese für ein heißes Land so äußerst wohlthuende Befeuchtung macht den Boden dort ungemein fruchtbar. Darum gedeihen auch alle Fruchtbäume vortrefflich, und die riesenhaften von arabischen Händen gepflanzten Orangenbäume, die dort wohl schon lange Jahre stehen mögen, geben jedes Jahr eine ungemein reiche Ernte. „Es fehlt uns nichts," sagte einer der Verwalter zu mir, „wir besitzen Alles, was wir nur immer wünschen können. Aber ich gebe Hrn. Mercier keinen Liard für alle Hoffnungen, so lange man auf uns schießt, während wir pflügen und pflanzen." Der Mangel an Sicherheit allein hemmt in Algier die Colonisation.

Ein europäischer Landmann würde den Feldbau in Reghaia für die Zahl der Arbeiter nicht weit genug vorgeschritten finden. In der That sind erst wenige Morgen Landes urbar gemacht, aber der Colonist in Afrika hat Hindernisse zu überwinden, die

der Pflanzer in Europa nicht kennt. Letzterer erbt das Feld von seinen Urgroßvätern seit Jahrhunderten angebaut, gedüngt und an seine Erzeugnisse gewöhnt. In der Berberei sind neun Zehntheile des Landes noch im Urstande, kein Pflugeisen hat sie vielleicht je berührt, und die heiße, kräftig wirkende Natur erzeugt ein Labyrinth wilder Pflanzen, wie die Zwergpalmen, die wenig Nutzen gewähren und deren Ausrottung große Mühe kostet. Uebrigens sind es nicht die Feldfrüchte, auf welche hauptsächlich die blühende Zukunft des Landes und die Hoffnungen der Pflanzer sich stützen. Die Versuche Merciers galten vorzüglich den Colonialerzeugnissen. Getreide haben fast alle Länder Europa's in Hülle und Fülle, aber Baumwolle und Zucker müssen sie weit herholen und theuer bezahlen. Der Arbeiterlohn aber ist in Algier zu hoch, um mit der Erzeugung europäischer Producte seine Rechnung zu finden. Die Absicht Merciers ist daher, nur so viel Getreide zu bauen, als zur Ernährung seiner Arbeiter nothwendig ist; den eigentlichen Gewinn müssen ihm die Tropenerzeugnisse bringen.

Die Baumwolle nimmt von allen übrigen Producten die erste Stelle ein, ihr galten in diesem Augenblicke die meisten Versuche. In der That läßt die Aehnlichkeit des Klima's mit Aegypten und der noch fruchtbarere, wasserreichere Boden der Berberei hier auf ein eben so gutes Gedeihen dieser Pflanze schließen. Manche wollten freilich einwenden, Algier werde nie die Concurrenz mit Aegypten aushalten können, weil der französische Pflanzer nur zu einem ziemlich hohen Taglohn Arbeiter findet, während der Pascha seine Sklaven mit der Bastonnade bezahlt. Inzwischen ist dieser Schluß durchaus nicht logisch. Fast die ganzen Revenüen des Pascha's bestehen in dem Baumwollenverkaufe. Er muß aus dem Gewinn dieser Pflanze eine Armee von 100,000 Mann, eine äußerst kostspielige Marine, den Tribut an den Sultan und die theuren Projecte bezahlen, vermittelst welcher ein Heer europäischer Intriganten und Glücksritter beständig Mehemed Ali's Cassa schröpft. Ueberdieß ist der Transport von Algier aus nach den meisten Seehäfen kürzer und daher wohlfeiler. Es dürfte daher, meiner Ansicht nach, leicht der entgegengesetzte Fall eintreten, und der Pascha die Concurrenz der Baumwollpflanzer in Algier nicht aushalten können, weßhalb derselbe auch wohl die französische Niederlassung in Nordafrika mit keiner besondern Freude sehen mag. Die seit 1832 hier im Kleinen veranstalteten Versuche der Baumwollpflanzung sind hier über alle Erwartung gut gelungen. *) Ich habe in einer großen Seestadt mehrere Jahre lang Gelegenheit gehabt, Baumwolle von allen Welttheilen zu sehen und zu vergleichen, und ich traue mir in ihrer Schätzung einiges Urtheil zu. Wohlan, ich kann versichern, daß die Baumwolle, welche hier vom jardin des essais und dem Landgute des englischen Consuls im vergangenen Jahre gewonnen wurde, von vorzüglicher Güte und Schönheit ist und die ägyptische an Feinheit, Weiße und Länge des Fadens übertrifft. Sie kommt der guten Baumwolle von Georgia und Louisiana sehr nahe. Ich habe im jardin des essais, wo der Obstgärtner Hr. Simar, ein eifriger und kenntnißreicher Botaniker, in seinen Versuchen unermüdliche Thätigkeit entwickelt, die Wollstauden durch die verschiedenen Jahreszeiten beobachtet, und an ihrer ungemein kräftigen Entwicklung mich erfreut. Ich hege die feste Ueberzeugung, daß in 20 bis 30 Jahren, wenn Frankreich seine Eroberung zu behaupten und zu consolidiren weiß, Algiers Baumwolle auf den Märkten Europa's neben der nordamerikanischen und bengalischen ihren Platz behaupten wird. In Reghaia sind von dieser Pflanze erst junge Setzlinge zu sehen, folglich läßt sich noch kein Urtheil aussprechen. Aber der Boden hat Wasser und Sonne, ein Gedeihen ist dort hohe Wahrscheinlichkeit.

Nächst der Baumwolle sind Oel und Seide wohl die künftigen Haupterzeugnisse der Colonie. Der Olivenbaum wächst in diesem Lande allenthalben wild, er ist unvertilgbar und da, wo die Beduinen die Vegetation nicht niederbrennen, schießt derselbe zu einer wahrhaft kolossalen Höhe auf. Die größten Olivenbäume soll es in der Nähe von Tlem-san geben. Augenzeugen versicherten mich, daß jene dort den größten deutschen Eichen an Umfang des Stammes und Ausbreitung der Aeste wenig nachgeben. Auch bei Belida habe ich deren von außerordentlicher Größe gesehen, und die wilden Olivenbäume der nächsten Umgebung Algiers überraschen durch ihren kräftigen Wuchs alle Südeuropäer. Man versuchte aus den Früchten dieser letztern eine Oelernte zu gewinnen, allein der Preis der Pressen und der Arbeiter überstieg den Werth des Oeles, und man verzichtete darauf. Inzwischen wimmeln jetzt alle Gärten der Umgegend von jungen gepfropften und gut gepflegten Olivenbäumen und in ein paar Jahren wird es gutes Oel in Menge geben. Hauptsächlich sind es Provençalen und spanische Auswanderer der Insel Minorca, welche auf die Oelernte speculiren. Auf den Algierer Markt kommt übrigens auch aus dem inneren Lande, namentlich vom Stamme der Beni-Isser eine große Masse schlechten Oeles, welches zur Beleuchtung verwendet und von dem auch sehr viel, wegen des äußerst niedern Preises, nach Europa ausgeführt wird.

Die Cultur der Maulbeerbaumes scheint Hrn. Mercier ebenfalls sehr zu beschäftigen. Mehrere tausend junge Pflänzlinge sind davon in seinem Colonialgarten gesetzt. Alte Bäume dieser Art sind im Lande nur einzeln und selten zu finden, die schönsten befinden sich im ehemaligen Deygarten. Man behauptet, es habe früher in Algier einige maurische Seidenfabriken gegeben, so wie auch in Constantine und Tlem-san. Es wäre hier viele Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Seidenraupe auf dem Baume selbst fortkäme. Man machte bereits einmal den Versuch, allein ihre zu geringe Zahl wurde ein Fraß der Vögel. Sie hatten übrigens ihre halbe Größe schon erreicht, und man bemerkte nicht, daß die Frische der Nächte ihrem Fortkommen schade. In der ganzen Umgegend Algiers existiren gewiß schon gegen 20,000 junge Setzlinge von Maulbeerbäumen.

Ueberdieß findet man zu Reghaia Versuche mit Zuckerrohr-, Indigo- und Cochenilleultur. Zu meiner größten Verwunde-

*) Die Versuche des Hrn. Viala verdienen namentlich Erwähnung. Der General Damrémont ist in diesem Augenblicke beschäftigt, die Versuche der Baumwollpflanzung in größerm Maßstabe auszuführen. Das Resultat soll zeigen, ob man mit Aegypten hinsichtlich des Preises concurriren kann.

rung ſind die im J. 1835 gepflanzten Zuckerrohrſtängel wirklich ſchon vortrefflich gediehen, ebenſo gelangen die ſchon älteren Verſuche im jardin des essais ausgezeichnet gut, und ſo ſchwer es mir auch in den Kopf gehen will, daß dieſe ein tropiſches Klima fordernde Pflanze an Algiers ziemlich rauhen Winter *) ſich gewöhnen kann, ſo verſicherten mich doch erfahrene Männer, daß auf Bourbon und Martinique die Rohrſtängel ſich nicht kräftiger als hier entwickeln. Mit Indigo dagegen ſcheiterten die frühern Verſuche vollkommen. Die Pflanze ſchoß zu hoch auf, und lieferte eine ſehr magere Ernte. Vielleicht war ihre Pflege keinen verſtändigen Händen anvertraut. Die Cochenillezucht im Deygarten gelang ebenfalls nicht, weil man thöricht genug war, einen Punkt am Meere zu wählen, wo der Nordwind am heftigſten ſtürmt. Die Inſecten ſtarben faſt ſämmtlich auf ihrer Futterpflanze. Der in der Berberei allgemein wildwachſende Cactus opuntia iſt übrigens eine variirende Abart von dem Nopal Mexico's. Man ließ von letzterem Setzlinge aus Andaluſien kommen, wo bei gleichem Breitegrade mit Algier viel Cochenille gewonnen wird. Der mexicaniſche Cactus würde bei der ſo nahen Verwandtſchaft mit dem Cactus der Berberei gewiß hier in eben ſo ungeheurer Verbreitung fortkommen. Meiner Anſicht nach wäre die Lage der Ferme modèle oder auch Buffariks vorzüglich zur Cultur der Cochenille geeignet. Dort würde die Algierer Hügelkette das bekannte Inſect (Coccus Cacti) vor den Nordwinden ſchützen, während der Atlas im Süden den verheerenden Einfluß des Sciroco lähmte. Wie die Verſuche in Reghaia gelingen, wird die nächſte Zeit lehren.

Die Zahl der Arbeiter zu Reghaia beläuft ſich auf ungefähr 80 Köpfe. Darunter ſind 60 Europäer und etwa 20 Kabylen. Erſtere wohnen im Gebäude ſelbſt, ſind vortrefflich ernährt und erhalten 15 Fr. monatlichen Sold, die geſchicktern Arbeiter das Doppelte. Die Kabylen wohnen außerhalb des Gebäudes unter Hütten von Baumzweigen. Zur Nahrung erhalten dieſe nichts als trocknes Brod von ziemlich ſchlechter Qualität, dagegen 25 Sous täglichen Lohn. Dieſer abgehärtete Menſchenſchlag bewahrt bei dieſer kargen Koſt ſeine volle Kraft und Geſundheit. Sie eſſen oft Monate lang nichts Warmes, das Quellwaſſer iſt ihre einzige Zugabe zu dem rauhen, ſchwarzen Brode, und dabei fühlen ſie ſich doch glücklich, denn ſie erſparen ein Sümmchen Geld. Alle muhammedaniſchen Völker ſind von Natur geldgierig, aber die Kabylen übertreffen die übrigen durch einen Geiz, der allen Glauben überſteigt. Sie verſagen ſich faſt alle Genüſſe, tragen den Haikh ihres Urgroßvaters aus hundert ekelhaften Lumpen zuſammengeflickt, nur um ihre Piaſter nicht zu vermindern. Inzwiſchen lieben ſie, außer dieſem Metalle, auch ihren Gott, ihren Marabut und die Freiheit. Sie halten nie über ein paar Jahre im knechtiſchen Dienſte aus, und ſobald ſie ein hinreichendes Sümmchen gewonnen haben, kehren ſie in ihre Berge zurück, um ein Weib zu nehmen, eine Hütte zu bauen, und durch ein freies Leben bis ans Ende für die wenigen Sklavenjahre der Jugend ſich zu entſchädigen. Die Kabylen im Dienſte Merciers gehören theils dem Stamme der Fliſſa, theils einigen andern am Meeresufer wohnenden Stämmen an. Dieſe ſind ſicherlich vandaliſchen Urſprungs, ihre Phyſiognomien und ihre Schädelbildung haben nichts mit den Arabern und Numidiern gemein. Sie gleichen vollkommen einem Altbayer, der ſich ein Jahr lang nicht gewaſchen hat. Unter den deutſchen Arbeitern des Hrn. Mercier befinden ſich mehrere verabſchiedete Soldaten der Fremdenlegion, denen ein dreijähriges Lagerleben die Haut gebräunt hat. Wenn man dieſen den Vorderkopf raſirte, und einen zerlumpten Haikh anzöge, ſo wären ſie von den Kabylen nicht zu unterſcheiden. Am ſchauerlichſten überraſchte mich dieſe Aehnlichkeit in dem Krankengemache, wo ein verwundeter junger Bayer und ein ſterbender Kabyle neben einander lagen. Sie kamen mir wie Doppelgänger vor, und ihre vom Schmerze und Todeskampfe verzerrten Geſichter ſchienen durch das Nachäffen ihrer Grimaſſen ſich zu höhnen. Die Eingebornen unterſcheiden bereits recht wohl die Deutſchen von den Franzoſen; ſie nennen jene ſeltſamerweiſe „die Kabylen Frankreichs.“

Der Obergärtner dieſer herrlichen Pflanzung iſt ebenfalls ein Deutſcher aus Lothringen, ein unermüdet thätiger Mann, der in den Tropenländern gereist iſt, und in ſeinem Fache große Erfahrung beſitzt. Derſelbe iſt für Hrn. Mercier ein wahrer Schatz. Mit einem ſtreng redlichen Charakter verbindet er jene milde Ruhe, jene Heiterkeit des Herzens, die dem Gärtnerſtande ſo eigenthümlich iſt und den geſunden, blühenden Geſichtern einen ſo glücklichen Ausdruck leiht. Die Arbeiter in Reghaia, obwohl darunter eben nicht lauter ſaubere Subjecte ſind, lieben dieſen ſanften Mann und gehorchen ihm auf das willigſte. Seine ſchöne Begeiſterung für ſeinen Beruf iſt vollkommen ſeiner ſchönen Aufgabe würdig.

Ich ſollte Ihnen nun noch die nähern Details des Ueberfalls vom 8 Mai erzählen. An der gaſtfreundlichen Tafel in Reghaia iſt faſt nur davon die Rede geweſen, und da die Gefahr nun einmal vorüber, der Verluſt verſchmerzt und die Todten begraben waren, fehlte es nicht an Lachen, luſtigen Scherzen und Sarkasmen über die komiſchen Epiſoden, welche ſich bei dieſem ſonſt blutigen und ernſten Vorfalle begeben hatten. Fürchtend Ihre Leſer ſchon ermüdet zu haben, unterlaſſe ich die Erzählung dieſes Ereigniſſes, welches mich wieder zu weit führen würde. Möge übrigens meine Weitſchweifigkeit in dem Enthuſiasmus Entſchuldigung finden, der mich für dieſes ſchöne Land beſeelt.

*) Der Winter von 1836/37, welchen ich in Algier zubrachte, ſoll der rauheſte ſeit der franzöſiſchen Occupation geweſen ſeyn. Der Thermometer ſtand im Januar oft nur 2 bis 3° über dem Gefrierpunkte, einmal fiel er auf 0 herab.

Die Wunderquelle im Biharrer-Comitat.

In dem oſtwärts an Siebenbürgen gränzenden Theile des Biharrer-Comitats, auf dem Terrain des zur Vaſtöer Herrſchaft gehörigen walachiſchen Dorfes Kabugyer befindet ſich in einem von hohen Waldgebirgen umringten Thale die ſogenannte Dagadó-Forrás, wörtlich: Schwefelquelle (walach. ungya sze unile apa). Sie entſpringt am Fuß eines ſteil ſich erhebenden, mit Buchen und Erlen bewachſenen Berges, aus einem 2 Fuß tiefen, mit der Oeffnung gegen Oſten zugekehrten Becken. Der Ort des Ausbruchs iſt nicht tief;

und verliert sich bald zwischen losem Steingerölle. Weiterhin beträgt die Tiefe des Abflusses einen Schuh, und bemooster Gestein deckt den Ablauf des Wassers, welches bald, mit einigen andern Quellen vereinigt, dem Flusse Körös zueilt. Das Auffallende dieser Quelle besteht darin, daß sie täglich mehrmals mit außerordentlicher Heftigkeit eine ungeheure Menge Wasser hervorstößt, und dann zumal wieder stille steht, und sogar nicht selten austrocknet. Einem jeden Wasserstrome geht ein unterirdisches Brausen voran, das man selbst in ziemlicher Entfernung noch vernehmen kann. Das Becken ist dann binnen zwei Minuten jedesmal mit Wasser gefüllt, ergießt sich alsdann mit Schnelligkeit, und läuft zwischen dem bemoosten Gestein leise murmelnd hin. Das Wasser dieser Quelle ist krystallhell, kalt, aber geschmackvoll, trinkbar, und friert auch im strengsten Winter niemals ein. Die Menge des auf einen Stoß ausströmenden Wassers ist zwar nicht immer gleich, dessen ungeachtet kann man annehmen, daß während jeder Eruption 40 bis 50 ungarische Eimer hervorströmen. Ebenso sind auch die Ausbrüche an keine bestimmte Zeit gebunden; sie geschehen öfters in einem Tage rasch nach einander, zuweilen vergehen eine bis zwei Stunden, bis die Quelle sich wieder ergießt. Am häufigsten und stärksten sind ihre Strömungen von Weihnachten angefangen bis zur Mitte des Sommers, wo fast in jeder Viertelstunde eine Eruption erfolgt; seltener sind sie in der zweiten Hälfte des Sommers bis zur Herbstzeit, obschon um diese Zeit die Witterung gewöhnlich feuchter und mit häufigen Regengüssen begleitet ist. — Die Anwohner der Umgegend (Walachen) eignen dem Wasser Wunderkräfte zu, daher auch die Quelle fast allgemein unter dem Namen der Wunderquelle bekannt ist. Namentlich sollen Hautwunden, Hautkrankheiten und Gicht durch den Gebrauch dieses dem gemeinen Wasser in nichts voranstehenden Wassers gehoben werden, weßhalb im Frühjahr sich häufig dertei Kranke daselbst einfinden, um bei einem Ausbruch in dessen Fluthen sich zu baden. Es sollen gar Viele schon ihre Genesung dieser Quelle zu verdanken haben.

Geologische Notizen.

Capitän Cautley, welcher zuerst in den Siwalik-Bergen die fossilen Ueberreste des Sivatheriums auffand, hat abermals in Verbindung mit einigen andern Officieren Entdeckungen daselbst gemacht. Er fand Reste eines Astralagus, den er mit Semnopithecus entellus vergleicht, wollte aber davon keine Anzeige machen, als bis er ganz charakteristische Ueberreste, nämlich die Hirnschale und die Zähne aufgefunden haben würde. Die HH. Baker und Dura, Ingenieurs der bengalischen Armee, fanden seitdem einen bedeutenden Theil des Vorderkopfs und eine ganze Reihe Backenzähne von einem vierhändigen Thiere, das einer noch weit größern Art angehört. Das aufgefundene Fossil des Astralagus ist der rechte Fuß, und wurde nebst dem Fuß eines neuen Semnopithecus entellus nach England gesandt. Der erstere war vollkommen mineralisirt, hatte eine specifische Schwere von etwa 2,8, und schien mit Eisenhydrat geschwängert. Obwohl dieß nur ein einzelner Fußknochen ist, so sind doch die Verhältnisse des Baues so bestimmt, daß die Identität des Fossils so sicher hergestellt ist, als wenn das ganze Skelett gefunden worden wäre. Dieser Astralagus gleicht in Größe und Gestalt völlig dem neuen Semnopithecus entellus; doch sind einige Verschiedenheiten vorhanden, die hinreichend sind, eine neue Art zu begründen. In den Trümmern der Formation, wo man den fossilen vierhändigen Astralagus fand, entdeckte man auch Reste einer Art von Anoplotherium, so wie des Krokodils und Gariats, welche jetzt den Ganges bewohnen. Das Kamel, die Antilope und das Anoplotherium wurden aus derselben Lagerung ausgegraben. Der Elephant, der Mastodon, das Flußpferd, das Nashorn, das Schwein und das Pferd wurden in derselben Formation, wie das Sivatherium giganteum mit seinen vier ungeheuren Hörnern gefunden. Ebenso mehrere fleischfressende Thiere. Von den Vögeln fanden sich einige ungeheure Gralä; von den Reptilien außer den schon erwähnten noch andere Krokodile und Testudinata, beide von ungeheurer Größe.

*

Wir haben vor einiger Zeit nach dem Echo du Monde Savant die auffallende Nachricht mitgetheilt (s. Nr. 244), daß sich in dem Tertialbassin der obern Seine Steinkohlen gefunden hätten. Jetzt enthält aber dasselbe Blatt ein Schreiben eines Hrn. Boutellie, der dem Redacteur Proben einschickte, mit dem Beifügen, daß er selbst daran ersehen könne, daß dieß keine Steinkohlen seyen. Die Leute, die dort schürfen ließen, stürzten sich in sehr unfruchtbare Ausgaben, und der einzige Vortheil, den man davon ernten werde, könne nur der Wissenschaft zu Gute kommen, indem man auf diese Weise die geologische Beschaffenheit der Localität besser kennen lerne, wo diese Anhäufung von kohlenartigen Substanzen vorkomme.

*

In der Nähe von Moskau sollen riesenhafte Gebeine aufgefunden worden seyn, die man für antediluvianisch hält. Auf einem Gute Bulgarins, in der Umgegend von Dorpat, soll ein Krokodil versteint ausgegraben worden seyn.

Vermischte Nachrichten.

Ein französisches Blatt meldet, daß man in dem vormaligen Garten der Ursulinerinnen zu Amiens in einer Tiefe von 18' Fuß ein Mosaik gefunden habe. Der Rand desselben enthält schöne Zeiler in schwarzem und weißem Marmor. Die Zeichnung selbst dürfte, wie man fürchtet, durch die Arbeiten an den Grundmauern der neuen Kirche der Ursulinerinnen gelitten haben; was indeß von dem Mosaik noch übrig ist, wird von der archäologischen Gesellschaft des Departements der Somme gesammelt werden. Den Münzen nach zu schließen, welche unter dem Mosaik gefunden wurden, wäre die Arbeit aus der Zeit, in welcher Posthumus regte (261). Das Museum von Amiens wird ohne Zweifel nicht säumen, sich mit dieser Antiquität zu bereichern.

*

Die Anzahl der patentirten Branntweinverkäufer in den zehn Kirchspielen von Glasgow beträgt 1893, und die Zahl der Familien 19,467, was Einen patentirten Branntweinverkäufer auf 13⅔ Familien gibt. Rechnet man nun, daß manche Leute spirituöse Getränke verkaufen, ohne dazu patentirt zu seyn, und daß manche Familien nie ein Wirthshaus besuchen, so kömmt in Glasgow mindestens eine Branntweinschenke auf 12 Familien.

*

Kürzlich erschien in Turin der erste Band der Flora Sardiniens von Professor Moris, mit 72 Kupfertafeln; dieß Werk soll nach dem Urtheile des bekannten Botanikers De Notaris vieles Interessante und Neue über dieß noch so wenig bekannte Land enthalten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 86** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ein Baron.** Aus den historischen Bildern des italienischen Mittelalters. — **Esaias Tegnérs kleinere Dichtungen.** Aus dem Schwedischen von Ernst Theodor Mayerhoff. (Schluß.) — **Die inneren Stimmen.** Von Victor Hugo. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Mitglieder des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1837.

Petersburger Reminiscenzen.

(Mitgetheilt von Tieck.)

Man lebt bekanntlich in St. Petersburg sehr theuer, mehr aber wohl der Russe höhern Standes, als der Ausländer; dieser freilich auch in mancher Hinsicht. Der Lebensgenuß ist beim vornehmen Russen zum raffinirtesten Studium geworden, zu dessen Befriedigung er keine Kosten scheut, um so mehr, da der Reichthum in Rußland verbreiteter, als in irgend einem andern Lande, und darum das Geld weniger geschätzt ist. In einem vornehmen deutschen Hause besteht die Dienerschaft, wenn sie schon zahlreich, aus zehn Individuen; in St. Petersburg und Moskau dagegen gibt es Familien, wo hundert Personen aus der Classe der Leibeigenen von den Gütern der Herrschaft genommen, das Dienstpersonal ausmachen. Das ist in St. Petersburg, z. B. bei Scheremetef, Wasiltschikow u. s. w. der Fall. Der Erzieher der beiden Söhne im letztgenannten Hause, der außer freier Station mit 4000 Rubel Banco (ungefähr 2000 fl.) besoldet war, hatte allein drei Bediente zu seiner Disposition. Die Gehalte dieser Leute, die, wie bemerkt, Leibeigene ihrer Herrschaft sind, sind freilich gering; wie viel kostet aber schon die Kleidung und der Unterhalt für ein solches Dienerheer? Nach dem Verhältniß dieses Zweiges des Haushalts berechne man die Kosten des ganzen, und es dürfte eine Summe zum Vorschein kommen, die mancher regierende kleine Fürst in Deutschland nicht zu verausgaben hat.

Von mehr Interesse wird es seyn, anzuführen, auf welche Art der Ausländer, der auf einige Zeit St. Petersburg besucht, hier zu leben pflegt. Die Gasthöfe in der prachtvollen Kaiserstadt sind schlecht, eine Folge der allgemeinen Hospitalität der Russen. Man logirt gewöhnlich auch nicht länger als ein paar Tage in einem solchen Hotel, während man sich dann nach einer Privatwohnung umzusehen hat. Man findet meublirte Zimmer wohl auf Monate zur Miethe, allein nicht in hinreichender Anzahl für den großen Zusammenfluß von Fremden. So hat ein Hamburger Jude das schöne große Eckhaus auf der brillanten Newski-Perspective an der kleinen Morskoi zur Aufnahme von Fremden eingerichtet, wo ich für ein Zimmer nebst Schlafcabinet in der zweiten Etage monatlich 70 Rubel Banco (eben so viel Franks) zahlte. Bedienung, wie in andern Residenzen, gibt der Wirth nicht, sondern man muß sich sobald wie möglich nach einem eigenen Bedienten umsehen. Dabei hüte man sich aber, diesen aus den Deutschen oder Franzosen auszuwählen, die sich dem Fremden in drei bis vier Sprachen zu empfehlen pflegen; sie taugen in der Regel wenig, spielen den Herrn und verlangen wenigstens einen monatlichen Gehalt von 70 bis 100 R. B. Man thut am besten, wenn man sich einen Russen nimmt, von den Leibeigenen, die, vom Lande kommend, mit Bewilligung ihres Herrn in der Residenz irgend ein Unterkommen suchen. Mir wurde ein 18jähriger Bursche recommandirt, der erst vor wenig Tagen sein heimathliches Dorf verlassen hatte, und der sich mir in seinem bunten Hemde mit dem ledernen Riemen umgürtet freilich nicht elegant präsentirte. Auch sprach er freilich nur Russisch, ich aber nicht. In wenigen Monaten hatte ich aber seine Muttersprache von ihm, so wie er von mir Deutsch gelernt, denn zur Erlernung fremder Sprachen besitzt der Russe ein wunderbares Talent. Mit dem neuen Bedientenrock hatte er auch seinem ganzen äußern Benehmen in wenigen Tagen eine neue Form angelegt: er war gewandt, aufmerksam, fleißig, und zu Allem anstellig und geschickt, denn aus dem gemeinen Russen läßt sich Alles machen, er ist ein biegsamer, weicher Thon, der jede Gestalt annimmt. Einen bessern Bedienten als einen russischen gibt es gewiß auf der ganzen Welt nicht, wenigstens für sechs Tage in der Woche, denn am siebenten will er sich ein Vergnügen machen und muß sich einen Rausch antrinken. Das ist wirklich aber auch sein einziger Fehler, hauptsächlich kann man seiner Treue und Ehrlichkeit vertrauen.

Gelingt es dem Fremden, der sich längere Zeit in St. Petersburg aufhalten will, nicht, eine meublirte Wohnung zu finden, so bleibt ihm nichts übrig, als sich, wenn auch nur einfach, einzurichten. Zu diesem Geschäfte nehme man aber einen mit den hiesigen Verhältnissen bekannten Mann zu Hülfe, denn sonst dürften aus den paar hundert Rubeln, die man verwenden will, wohl Tausende werden. Bei deutschen Handwerkern in St. Petersburg kann man freilich auf solide Waare rechnen, dabei aber auch auf enorme Preise. Will oder kann man dieß nicht,

so bleibt also nichts übrig als sich an russische Handwerker und Verkäufer zu wenden. Aber welch ein scharfes Auge gehört dazu, um hier nicht der Betrogene zu seyn und die raffinirtesten Betrügereien zu entdecken, denn ein schamloses Uebervortheilen im Handel hält der Russe für keine Sünde. „Ich bin pfiffig, sey der Käufer es auch!“ ist sein Wahlspruch, mit welchem er sich selbst entschuldigt. Man begibt sich nach Gostinnoi-Dwor, dem großen Kaufhofe in der Newski-Perspective, wo in mehr als 300 Läden Alles für Geld zu erhalten ist, was Luxus, Bequemlichkeit und Nothdurft nur erfordern. Den Fremden erkennen die durchtriebenen Russen auf den ersten Blick; tritt nun aber unser Petersburger Freund als Kaufgehülfe für uns ein, so verdüstert sich des Verkäufers Gesicht wohl auf Augenblicke, aber dann beginnt er munter und unverdrossen seinen Handel. Das Resultat ist gewöhnlich, daß man für den dritten Theil des Geforderten die Sache bekommt. Freilich hat man dann wohlfeil gekauft, aber auch theuer, insofern man beabsichtigt, die Waaren auf längere Zeit zu benutzen. Meubel, die ich mir anschaffte, hatten das dauerhafteste und eleganteste Ansehen; als sie sich aber einige Tage im warmen Zimmer befanden, zeigte es sich, weß Geistes Kinder sie waren. Stühle und Tische fielen stückweise aus einander und bewiesen dadurch, wie leicht bei ihrer Anfertigung zu Werke gegangen war. Einer meiner Bekannten aus Berlin, der auch erst vor kurzem nach St. Petersburg gekommen, lachte mich aus, als er meine verfallenen Einkäufe sah und meinte, daß er, wenn auch nicht das Pulver, so doch die Manier erfunden habe, mit wenigem Gelde zu tüchtigen Meubeln zu kommen. Man müsse nur alte, gebrauchte, dabei aber natürlich noch wohl conditionirte Sachen kaufen, die schon eine Probe ihrer Festigkeit abgelegt. Das that er denn auch, doch dauerte sein freudiger Stolz ebenfalls nur vierzehn Tage lang, wo seine alten Meubel eben so gut zusammenfielen und einer stärkenden Reparatur bedurften, wie meine neuen. Der Russe ist nämlich nicht so dumm, als daß er nicht auch dieses Verlangen fremder Käufer schon erkundet haben sollte. Kommt nun ein solch Ueberkluger, so ist der bärtige Handwerker gleich bei der Hand und meint, hinten auf dem Hofe hätte er, was der Herr brauche. Da erblickt man denn Sessel mit Staub und Kalk leicht überflogen, hin und wieder auch wohl ein Eckchen abgestoßen, „etwas gebraucht, aber dauerhaft für die Ewigkeit!“ und doch sind diese Meubel zu gleicher Zeit mit den neuen aus der Werkstatt hervorgegangen, haben aber nur aus Gefälligkeit des verständigen Verkäufers absichtlich jene kleine Beschädigung erhalten, um die Täuschung vollkommen zu machen.

Ein russischer Schriftsteller, der Gründliches über sein Vaterland geschrieben, entschuldigt den Hang zu Betrügereien dieser Art seiner Landsleute auf folgende ziemlich einleuchtende Weise: die russischen Handwerker sind Leibeigene vom Lande, die für eine jährliche, an ihren Herrn zu leistende Abgabe, die Erlaubniß erhalten, ihr Brod wo und wie sie wollen außer ihrem Dorfe zu verdienen. Tausende von Bauern stecken nun ihr scharfgeschliffenes Beil, des gemeinen Russen Universalhandwerkszeug, in den Gürtel, und wandern getrost nach der Residenz, wo sie irgend ein Gewerbe oder Handwerk ergreifen. Geld, um sich die ersten Materialien, oder gar diese von vorzüglicher Güte zu verschaffen, hat der Ankömmling nicht. Alles, was er besitzt, ist die Kraft seiner Arme, die er zuerst Andern anbietet, bis er einige Rubel verdient hat, und nun beginnt auf eigene Hand zu arbeiten. Der Russe ist mäßig und mit kleinem Gewinn zufrieden; dazu genügt also eine oberflächliche, übereilte Arbeit, mit der er schnell fertig ist, sie zu niederm Preise liefern, und dadurch rasch einen Käufer anlocken und einen Profit erringen kann. Zu dieser Handlungsweise bewegt ihn vornehmlich seine unsichere Lage; immer denkt er daran: ich arbeite nicht für mich, sondern für meinen Herrn. Je mehr er verdient, je größer sind die Abgaben, die er seinem Gebieter zahlen muß, wovon es freilich lobenswerthe Ausnahmen gibt, und so bleibt sein Gewinn eigentlich stets derselbe, ob er für schlechte Arbeit wenig oder für bessere viel einnimmt. Die persönliche Freiheit für diejenigen Individuen, die sich als besonders geschickt und kenntnißreich ausweisen, könnte allein diesen Uebelständen abhelfen.

Nach solchen Grundsätzen verfährt der russische Handwerker, der für sich und unter seiner eigenen Leitung arbeitet; der Eigennutz ist dabei sein Gehülfe. Man sehe aber nur die Arbeiten des Russen, die er unter der Aufsicht, unter der Anweisung eines Andern verfertigt hat, und man wird über die schnelle Bildungsfähigkeit des gemeinen Mannes staunen. Die schönsten Erzeugnisse in den Magazinen der Ausländer in St. Petersburg sind auf diese Art von russischen Arbeitern verfertigt. Man betrachte die prachtvolle Kirche der Mutter Gottes von Kasan auf dem Newski-Prospect mit ihrem Porticus, den Granitsäulen, erzenen Thüren, Statuen, Mosaikboden, Gemälden und allen den herrlichen Verzierungen ihres Innern, und man dürfte wohl erstaunen, daß nur Russen, russische Bauern, kaum dem Pflug entronnen, dieß Meisterwerk geschaffen haben. Noch einen Beweis, wie weit man es in Rußland in der Anfertigung wirklicher Kunstwerke gebracht hat, bewies das im J. 1825 auf der kaiserlichen Spiegelfabrik verfertigte, und als Geschenk des russische Kaisers für den Schah von Persien bestimmte Krystallbett. Man denke sich eine Erhöhung von blauem Glase, 3½ Ellen breit, 5¾ Ellen lang und einen Fuß hoch, wo sich auf der einen Querseite drei halbrunde Stufen erheben, die zu dem Bette selbst führen, und auf der andern Seite eine halbe Säule von der Höhe des Bettes, einer durchsichtigen, krystallenen Vase zum Fußgestell dienend. Die andern Seiten haben jede eine Stufe, an deren Ecken und in der Mitte drei krystallene Vasen stehen. Aus diesen sieben Vasen springt das Wasser hervor, Kühlung verbreitend, und durch sein eintöniges Rauschen die Süßigkeit der Ruhe, diesen Lieblingsgenuß der Orientalen, erhöhend. An den Enden der langen Seiten der erhöhten Fläche befinden sich im Winkel gestellte krystallene Bretter, die oben an krystallene, 2½ Elle hohe Säulen und unten an die Fußgestelle kleiner Vasen befestigt sind. An der Kopfseite des Bettgestelles biegt sich zwischen zwei Säulen eine halbrunde, krystallene Erhöhung zur Unterlage für das dafür bestimmte Hauptkissen. Dieses Meisterwerk zeichnet sich durch mannichfache Facettirung und durch die Reinheit des Krystalls besonders aus. Die hell-

blaue erhöhte Grundlage erinnerte an den reinen, orientalischen Himmel; das weiße, helle Krystall flammte in allen prunkenden Farben des Regenbogens durch seine kunstvolle Bearbeitung. Die Masse der silbernen Zierrathen, womit das Ganze geschmückt war, erhöhte die Pracht. Und dieses einzige, unübertroffene Kunstwerk war noch unter Leitung des Russen Lewaschef und nach der Zeichnung des Russen Iwanow von schlichten, russischen Arbeitern verfertigt.

Kehren wir von dieser Abweichung nun wieder zu dem früher begonnenen Thema, den Aufenthalt des Ausländers in St. Petersburg betreffend, auf kurze Zeit zurück. Der Fremde, der mit einer oder ein paar Empfehlungen nach St. Petersburg oder Moskau kommt und gesellige Bildung zeigt, darf für ein Hauptbedürfniß seines Leibes, nämlich für die Tafel, wenig Sorge tragen. Ist er in einer Familie bekannt, wird er es auch leicht in sechs andern, und kann dann ungescheut seinen Mittagtisch während der Woche auf diese sieben Häuser vertheilen, und wenn er ein Jahr in St. Petersburg bliebe. In Rußland fällt die deutsche Aengstlichkeit, einen nicht ausdrücklich geladenen Gast bei Tisch zu sehen, ganz und gar weg; man freut sich, wenn der Empfohlene sich recht oft einfindet. Wen diese Gastfreundschaft aber doch geniren würde, und wer nicht bei den französischen Restaurateurs für einen unverschämt hohen Preis diniren will, dem ist unbedingt zu rathen, sich in den sogenannten großen Bürgerklub auf dem Isaakplatze gegen Erlegung von 10 Rubel Banco monatlich als außerordentliches Mitglied einführen zu lassen. Dort findet man alle Tage für 1¼ Rubel eine gute table d'hote, an der er um diesen Preis besser speist, wie in Deutschland für einen Thaler. Es ist dieß eine abgeschlossene Gesellschaft, nicht nur, wie die Benennung sagt, aus Bürgern, sondern aus höhern Staatsbeamten, Stabs- und andern Officieren, Gelehrten und überhaupt aus gebildeten Männern, von denen die Mehrzahl Deutsche, bestehend. Damen haben keinen Zutritt. In dem an dem schönsten Platze der Stadt liegenden herrlichen Locale, das aus zwölf an einander hängenden Sälen und Zimmern besteht, findet man auch Abends immer viel Gesellschaft, wo man an der Conversation und dem Spiel Theil nehmen oder sich in dem Lesezimmer mit der Lectüre einer großen Anzahl deutscher, russischer, französischer und englischer Zeitungen und Journale unterhalten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

1. Lairds Tagebuch.

Die Aufmerksamkeit englischer Kaufleute war schon lange auf Mittelafrika gerichtet, als auf ein unbetretenes, und darum nützliches Feld für Handelsunternehmungen. Die wachsende Consumtion von Palmöl in England, die allmähliche Abnahme in der Zufuhr von Elfenbein und die mannichfaltigen Nachtheile, welche die Launenhaftigkeit und die Habsucht der kleinen Häuptlinge an der Küste über den Handel brachten, hatten schon lange den Wunsch rege gemacht, neue Märkte aufzusuchen, und man kann sich deßhalb leicht vorstellen, mit welcher Freude die Handelswelt, ebenso wie die wissenschaftliche, Landers Entdeckung aufnahm, denn damit war die langgesuchte Fahrstraße nach dem innern Afrika aufgefunden. Bald bildete sich eine Gesellschaft zu Liverpool, um eine directe Verbindung mit dem innern Afrika zu eröffnen, und wo möglich an der Vereinigung des Tschadda mit dem Niger eine Niederlassung zu begründen. Lander ward für das Unternehmen gewonnen, und man beschloß, zwei Dampfboote zur Befahrung des Nigers zu verwenden, welche nicht tief im Wasser gingen. Eines derselben mußte erst gebaut werden; man beschleunigte die Anstalten aber so sehr, daß es in zwei Monaten vollendet wurde, es hatte 112' Länge, 16' Breite und 8' Tiefe, eine Maschine von 48 Pferdekraft und erhielt den Namen Quorra. Das zweite Boot war ganz von geschmiedetem Eisen. Der Boden war ⅛" dick, die Seiten 3/16" bis ⅛", die Länge betrug 70', die Breite 13' und die Tiefe 6¾'; die Maschine hatte 16 Pferdekraft. Daß ein solches Schiff für die Flußschifffahrt unschätzbar seyn mußte, ließ sich nicht bezweifeln, ob es aber auch eine Seereise würde aushalten können, war zum mindesten problematisch; der Erfolg hat aber auf eine ausgezeichnete Weise dafür gesprochen. Dieß Schiff erhielt den orientalischen Namen Alburkah, der Segen. Außer diesen beiden Fahrzeugen kaufte die Compagnie noch ein Segelschiff, eine sehr schöne Brigg von etwa 200 Tonnen. Die Auswahl der Waaren wurde Hrn. Lander überlassen, und in der ganzen Ausrüstung nichts gespart, was nur irgend für Officiere und Mannschaft nothwendig seyn konnte. Lieutenant Allen begleitete die Expedition im Auftrage der Admiralität, um den Fluß aufzunehmen.

Diese ging am 29 Julius ab, und kam am 17 Aug. nach den Capverdischen Inseln, die eben durch eine Hungersnoth litten, denn seit drei Jahren hatte es nicht geregnet. Am 9 Sept. kam sie nach York, eine Nebenniederlassung von Sierra Leone, wo die befreiten Sklaven und die entlassenen Soldaten der westindischen Negerregimenter untergebracht werden, und ging am 12 von da nach Freetown, um Kru's aufzunehmen, eine eigenthümliche Menschenrace, die zu allen schweren Dienstleistungen, denen europäische Constitutionen an dieser Küste unterliegen, gemiethet wird. Die Schilderung, die der Verfasser von den Kru's gibt, ist merkwürdig.

„Das Kruland erstreckt sich vom Simonsfluß längs der Küste bis Cap Palmas, und von da bis Cap Lahoo; die Bewohner dieses Districtes zerfallen in zwei Classen, nämlich Krumen und Fischmen *); die erstern wissen sehr gut mit der Art umzugehen, und sind vortreffliche Dienstboten am Lande; die letztern sind vorzügliche Matrosen und Schiffer. Die Behendigkeit der Fischmen im Wasser ist erstaunlich; sie benutzen diese größere Geschicklichkeit, um den Krumen aufzulauern, wenn diese in ihren kleinen Canots, die mit Waaren, dem Ertrag ihrer Arbeit, beladen sind, von Sierra Leone zurückkehren; sie fordern von ihnen einen Tribut, und wenn diese die Forderung nicht gutwillig erfüllen wollen, werfen sie ihre Canots um, und bemächtigen sich durch ihre größere Geschicklichkeit im Wasser des größten Theils der Ladung. In Sierra Leone bewohnen sie ein kleines Dorf, nahe bei Free Town, und halten sich ferne von den emancipirten Negern, auf welche sie mit großer Verachtung herabsehen. Ihre Lebens-

*) Die Endung „men" ist augenscheinlich englisch; auch die Benennung Fischmen ist es, und wahrscheinlich gebührt beiden nur der einzige Name Kru.

art ist sehr eigenthümlich. Ihr eigenes Land erzeugt kaum genug, um sie zu nähren, und so verläßt jeder Kru- oder Fischman unter Aufsicht eines Obermanns mit 13 oder 14 Jahren seine Heimath, und geht nach Sierra Leone, um dort Arbeit zu suchen. Der Obmann empfängt ihren Lohn, hält sie in Ordnung, peitscht sie nöthigenfalls, und nach einer bestimmten Zeit dürfen sie auf eigene Rechnung arbeiten. Es ist in der That ein regelmäßiges Lehrlingssystem. Eine Anzahl dieser Obmänner wohnt zu Freetown, und sie ersteigen alsbald jedes ankommende Schiff mit ihren jungen Burschen. Man schließt mit dem Obmann ab, der die nöthige Anzahl auswählt, und zur Inspection herruft. Da sie mit Kleidern nicht überladen sind, so genügt ein Blick, um die Tauglichen auszusuchen. Drei Ellen Zeug reichen zur Equipirung eines jeden hin, und sie sind bereit, augenblicklich in See zu gehen. Ihr Lohn beträgt zu Sierra Leone monatlich 4 Dollars in Waaren oder 2½ D. in Geld. Sie haben den gewöhnlichen Fehler der Neger, daß sie lügen und zu kleinen Diebstählen geneigt sind, aber sie verlassen ihren Brodherrn nie in Mangel und Gefahr, und sind von Natur muthig und leicht in Ordnung zu erhalten; sie sind die Seele des Handels an der Küste, denn ohne sie könnte keine Ladung an Bord gebracht und kein Boot bemannt werden.

„Die Krumen sind die besten Holzhauer in Sierra Leone, und eine große Anzahl ist stets beschäftigt, es zu viereckigen Balken zu hauen, und nach den Schiffen zu flößen. Dieses Holz findet sich an dem Ufer der Flüsse dieses Landstrichs in großer Menge, und ist in der That das einzige Erzeugniß, das einen bedeutenden Ausfuhrartikel darbietet. Auch sind die Krumen in großer Anzahl als Händler auf der Küste verbreitet, und sie sollen das in sie gesetzte Vertrauen verdienen. Ihr moralischer Charakter ist besser, als der der Fischmen, aber sie sind kein so schöner Menschenschlag, und am Bord der Schiffe vergleichungsweise nutzlos.

„Der große Zweck der Krumen oder Fischmen ist, so viele Weiber zu bekommen, daß er in seinem eigenen Lande müßig leben kann. Im Augenblick, wo er Geld genug gewonnen oder gestohlen hat, um eins zu kaufen, macht er sich mit einigen Gefährten auf den Weg nach dem Krulande, legt vor dem Vater seiner Erwählten seine Schätze nieder, und wenn diese für zureichend betrachtet werden, so lebt er eine Woche lang mit seiner neuen Frau. Hierauf kehrt er nach Sierra Leone zurück, um abermals den Preis einer Frau zu verdienen, und dieß setzt er so oft fort, bis er am Cap Palmas oder dessen Nachbarschaft eine Colonie Weiber hat, worauf er sich vom thätigen Leben zurückzieht, nicht um von seinem Vermögen, sondern von seinen Weibern zu leben, die ihn durch ihre Arbeit ernähren müssen.

„Der Unterschied zwischen den andern Negern und den Krumen scheint darin zu bestehen, daß die letztern durch künftigen Gewinn sich zu alsbaldiger Anstrengung aufregen lassen, während die Neger nur wirkliche Noth oder Furcht treibt. Das Aussehen der Kru's ist viel besser, als das der andern Neger an der Küste, sie sind im Allgemeinen schlank und wohlproportionirt, ihre Glieder muskulös, ihr Gang aufrecht und fest. Wegen ihres unbeugsamen Geistes nimmt man sie nie als Sklaven, und ihr Aussehen spricht in der That dafür, daß sie frei geboren sind und bleiben wollen. Sie sind der interessanteste Volksstamm an der Küste, und bei gehörigem Unterrichte könnten sie äußerst nützliche Werkzeuge zur Civilisirung Afrika's werden."

Am 9 October kam die Expedition nach Cap Coast Castle, hier ward Lander mehrere Neger an, die ihn auf seiner früheren Reise begleitet hatten, und am 11 ging sie wieder unter Segel. Auf dieser Fahrt hatten sie die erste Probe des Klima's, das sich der ganzen Expedition so furchtbar zeigte. Capitän Harries, der den Quorra befehligte, wurde kurz nach der Abfahrt krank, und starb am 18 Oct. Am 21 befanden sie sich im Niger, und nun wurde Anstalt gemacht, die beiden Dampfboote und die Colombine mit allem Nöthigen für eine dreimonatliche Abwesenheit zu versehen, und am 26 wurde unter Begleitung des aus Landers Nigerfahrt bekannten Königs Boy die Auffahrt begonnen.

Das Land auf beiden Seiten des Flusses schien ein weiter Sumpf, bedeckt mit Mangrove, Kohlpalmen und gewöhnlichen Palmen, und muß sehr ungesund seyn. Der Sumpfnebel stieg am Morgen auf, und war kalt und klebrig anzufühlen. Dreißig (engl.) Meilen aufwärts sah man kein Land, nur das Mangrovegebüsch bezeichnete das Flußbett; erst weiterhin zeigten sich die Ufer, und nahmen eine entschiedenere Form an, das Mangrovegebüsch, das nicht im süßen Wasser wächst, verschwand, und zeigte so die Gränzen der Fluth. Sobald die Mannschaft die Hängmatten verließ, gab man ihnen eine Tasse starken Kaffee, und Segeltücher wurden vorn und hinten aufgespannt, um die Leute möglichst vor den schlimmen Wirkungen des Thaues und der Ausdünstung zu schützen. Merkwürdig war die Einwirkung der feuchten Hitze auf die nordischen Constitutionen. „Ich fand, erzählt Hr. Laird, daß eine einfache Regel mich ausgezeichnet gesund erhielt; wenn ich mich nach einer Mahlzeit schläfrig fühlte, so betrachtete ich dieß als einen leisen Wink meines Magens, daß er überwürdet sey, und verminderte deßhalb meine Portion; ich glaube in der That, daß, je weniger man ißt, es desto besser ist, da unsere ganze Mannschaft eine unbegreifliche Neigung fett zu werden zeigte. Ich aß nicht die Hälfte von dem, was ich in England zu essen gewohnt war, und dennoch wurde ich dicker; ebenso Dr. Briggs, und Lander war eben so breit als lang." Die Bewohner dieses Theils des Flusses schienen sehr ungesund; sie waren bedeckt mit Krätze, Geschwüren, Guinea-Würmern und allen Arten von Hautausschlägen, die wohl eine Folge ihrer Lebensweise sind; sie schlafen gewöhnlich in freier Luft, trinken geistige Getränke in ungeheurer Menge, und ihre Hauptnahrung besteht aus verschiedenen Arten Fisch, vom Alligator bis zu dem Haifisch. Das ganze Land scheint mit Wasser überschwemmt, und die Elenden, die hier wohnen, hängen für ihren Unterhalt von dem Lande Ibu (Eboe) ab, woher alle ihre Yams, Bananen, Kassada u. dergl. kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im Generalconseil des Dep. des Landes ist jetzt der Vorschlag gemacht und angenommen worden, die Garonne mit dem Adour durch einen Canal zu verbinden, der von Bordeaux ausgehen, und nach dem Bassin von Arcachon hin sich ausmünden soll.

Der Bischof von Severs hat sämmtliche Pfarrer seiner Diöcese durch ein Kreisschreiben aufgefordert, zu den historischen Forschungen, die gegenwärtig angestellt werden, möglichst beizutragen, und ihm namentlich die Fragen zu beantworten, wann und durch wen ihre Kirchen gestiftet worden seyen, und ob sich bei ihnen alte Schriften, alte Urkunden und Freibriefe und dergl. fänden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1837.

Die Tudas.

Man bezeichnet mit dem Namen Tudas jenen Volksstamm der vorderindischen Halbinsel, welcher das unter dem Namen der Neilgherry's (blaue Berge) bekannte Gebirge bewohnt, das den Kern der östlichen und westlichen Ghats bildet, und sich von 11 bis 12° n. Br. und 76 bis 77° ö. L. von Greenwich, zwischen dem Tafellande von Mysore, Karnatik und den an das westliche Meer stoßenden Landschaften hinstreckt, so daß es vermöge dieser Lage an den Monsoons beider Küsten der Halbinsel Theil nimmt, und dadurch für das ganze Land eine Gleichförmigkeit der Temperatur erhält, deren sich wenige Gegenden des Erdbodens zu erfreuen haben. Die Tudas, als Urbewohner dieser glücklichen Gefilde bekannt, sind ein kleiner, von der übrigen Welt abgesonderter, in patriarchalischer Einsamkeit lebender Volksstamm, dessen Körperbildung, wie Harkneß versichert, gleich beim ersten Anblick sehr einnimmt. Mit einer über das Gewöhnliche hinausgehenden Leibeslänge verbinden sie einen athletischen und durchaus ebenmäßigen Gliederbau, haben offene und ausdrucksvolle Gesichtszüge, sind unerschrocken, tapfer und zeigen gegen Fremde eine seltene Hospitalität. Sie tragen nie eine Kopfbedeckung, wie auch immer das Wetter seyn möge, sondern sie lassen das Haupthaar 6 bis 7 Zoll lang wachsen. Vom Wirbel aus abgetheilt, bildet dieses die schönsten um den Nacken wallenden Locken, so daß man es in einiger Entfernung eher für einen künstlichen Schmuck, als für natürliche Zierde des Hauptes zu halten versucht wird. Derselben Freiheit genießt auch das Barthaar, und ist, ausgenommen bei den Greisen, glänzend schwarz und eben so weich, wie bei den Eingebornen des Tieflandes. Dieses und ein großes, volles und sprechendes Auge, eine römische Nase, schöne, blendend weiße Zähne und Vertrauen erweckende Züge, zuweilen mit einem Anschein von großer Ernsthaftigkeit, aber ebenso plötzlich bereit, wieder in Heiterkeit und gute Laune überzugehen, sind natürliche Kennzeichen, wodurch die Tudas auffallend von allen andern Eingebornen Indiens sich unterscheiden, obschon mit viel Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie mit denselben gleichen Ursprung haben. Ihre Kleidung ist sehr einfach, und besteht in einer Art von Unterkleid, das, an den Leib schließend, mit einem Gürtel befestigt ist, dann aus einem Oberkleide oder Mantel, welcher den ganzen Körper bedeckt, ausgenommen den Kopf, die Füße und zuweilen auch den rechten Arm, der gewöhnlich mit Ringen und Spangen von Silber verziert ist. Das Ende des Mantels wird über die linke Schulter geworfen, so daß dessen meist gestickter Zipfel frei herabhängt. Dieser Mantel bildet zugleich das Polster und die einzige Bedeckung bei Nacht und schützt gegen Regen und Wind. Ihre Füße sind unbekleidet, nackt; auch führen sie keine Waffen bei sich, deren Gebrauch sie in der That gar nicht zu kennen scheinen; bloß einen kleinen hölzernen Stab oder Stock tragen sie in der rechten Hand, aber nicht sowohl um sich beim Gehen darauf zu stützen, sondern mehr als Hirtenstab, beim Weiden ihrer Heerden u. s. w. Die Statur der Weiber steht mit der der Männer in ebenmäßigem Verhältniß; doch sind sie, wahrscheinlich weil sie der Witterung weniger sich aussetzen, von lichterer Farbe. Strenge Weiblichkeit, aber denselben Ernst wie die Männer, in ihren Zügen ausdrückend, lassen die meisten, besonders die jüngeren, das glänzend schwarze, geschmeidige Haar in schönen langen Locken über Hals und Schultern hinabwallen. Obschon ihr Benehmen artig und zurückgezogen ist, sind sie nichtsdestoweniger völlig frei von der widerlichen und sklavischen Furchtsamkeit, welche den meisten Frauen der Tiefländer eigen ist. Ihren schönen hohen Hals schmücken Bänder von schwarzem Drath oder geflochtenen Haaren, mit silbernen Schließen und bis auf die Schultern herabhängenden Kaurisbündeln. Unmittelbar über dem Armbuge tragen sie messingene Armspangen, wovon die am rechten Arm gewöhnlich breiter sind als die am linken. Die Handgelenke umgeben silberne Bänder, und an den Fingern beider Hände steckt eine Anzahl verschiedener Ringe. Um die Lenden schließt eine Art von Kette, entweder von Silber oder glänzendem Messing. An den Ohren sind, gleich wie bei den Männern, kleine goldene Ringe mit Muscheln u. dgl. befestigt. Auch ihr Oberkleid oder Mantel ist von derselben Form und Größe wie bei den Männern, wird aber umgeschlagen und hüllt den Leib völlig ein, so daß die Frauen dadurch ein unweibliches, wahrhaft mumienähnliches Ansehen bekommen. Die Tudas führen in jeder Hinsicht ein Hir-

tenleben; sie wohnen nicht in Städten oder Dörfern, sondern jede Familie oder deren älteste Häupter wohnen abgesondert, und diese einzelnen Wohnplätze heißen in ihrer Sprache Morrts; ein solches Morrt besteht, je nach der Größe der Familie, aus 4 bis 6 Wohnungen. Bei jedem Morrt ist ein besonderes Gebäude, worin die Producte der Milchwirthschaft aufbewahrt werden. Dieses zeichnet sich vor dem Wohngebäude durch besondere Größe aus, ist mit einer Mauer umfangen, und wird gleichsam als ein Heiligthum betrachtet, das zu betreten, mit Ausnahme der Familienglieder, niemand wagen darf, indem sie vorgeben, es wohne eine Gottheit darin, deren Mißfallen durch Annäherung eines Fremden erregt würde. Indessen wechseln sie ihren Aufenthalt beinahe mit jedem Jahre und siedeln sich da an, wo gutes Futter wächst. Die Viehzucht beschränkt sich bei ihnen bloß auf den Büffel; das gewöhnliche Rindvieh, auf welches die Bewohner des Tieflandes so großen Werth legen, wird nicht gehalten. Auch haben sie keine Schweine, Schafe, Ziegen und kein Geflügel. Selbst der Hund ist kein gewöhnliches Hausthier, wohl aber sieht man bei ihnen eine kleine Art von Katzen, welche zur Vertilgung der zahlreichen und lästigen Ratten gehalten werden. Die aus der Milch bereitete Butter und das auch anderwärts in Ostindien gewöhnliche Ghi (geschmolzene und dann wieder erkaltete Butter), wird, so viel sie entbehren können, an die andern Völkerschaften der Neilgherrys verkauft. Wenn das Vieh von der Weide nach Hause kommt, so wird es in einem mit einer trocknen Mauer umfangenen Raum oder Pferch (Tuel) zusammengehalten und daselbst gemolken. Bei diesem Eintrieb wird das Vieh von der ganzen Familie mit einer Art religiöser Ceremonie empfangen, indem sie die rechte Hand nach dem Kopf bewegen, die Finger ausstrecken, und den Daumen auf die Nase setzen. Kein Tuda unterfängt sich einen Büffel zu beleidigen, am allerwenigsten zu schlagen, daher schon den Kindern Ehrfurcht gegen diese Thiere geboten wird. Ebenso ist jedem Tuda von frühester Jugend an strenge Achtung gegen fremdes Eigenthum eingeprägt worden. Ihre Hauptfehler sind Unreinlichkeit und Trägheit. Letzteres ist übrigens eine Folge ihrer wenigen Bedürfnisse und der geringen Pflege, welche die Büffelzucht erfordert. Auch soll der Kindermord unter den Tudas gebräuchlich seyn, vielleicht, um nicht zu zahlreich zu werden, und dadurch mit den Nachbarn in feindliche Berührung zu kommen. Nach dem Bericht des Capitäns Harlueß soll die Zahl der erwachsenen Geschlechter nicht über 600 betragen. Ueber die Religion der Tudas konnte dieser Reisende sich keine genügende Auskunft verschaffen, da sie hierüber sehr zurückhaltend waren. So viel ist jedoch ermittelt, daß sie keine Götzenbilder haben, wie die Hindus; auch glauben sie nicht an Seelenwanderung, und ihre Religion hat weder mit dem Buddhismus noch mit dem Islam Aehnlichkeit. Sie grüßen die Sonne bei ihrem Aufgang und glauben, daß die Seele nach dem Tode in das Humanorr (das große Land) gehe, von welchem sie übrigens nicht das Geringste zu sagen wissen. Einige Ueberlieferungen beziehen sich auf die Zeit des indischen Rama, und wie sie behaupten, haben ihre Vorfahren in dem Tieflande gewohnt, und sind Unterthanen des Rama gewesen. Als sie aber später die strenge Herrschaft desselben nicht ertragen konnten, haben sie sich mit ihren Heerden in diese Gebirge geflüchtet. Uebrigens scheint ihre Sprache von der ihrer Nachbarvölker verschieden zu seyn, und mit dem Sanskrit nicht die mindeste Verwandtschaft, weder in den Wurzeln, noch in der Wortfügung und dem Klange zu haben. Bloß in Hinsicht der Tamilsprache dürfte nach dem Berichte des erwähnten Reisenden einige Aehnlichkeit vorhanden seyn. Endlich gehören die Tudas unter die wenigen Völker, bei denen die Polyandrie eingeführt zu seyn scheint, was sich schon aus der geringen Zahl der Weiber ergibt. Die Begräbnisse der Todten werden mit großen Feierlichkeiten begangen, und dabei mehrere Büffel, sowohl von der Heerde des Verstorbenen als von denen seiner Verwandten und Freunde geopfert. Solche und andere Feierlichkeiten, die mit denen der Hindus Manches gemein haben, dauern in der Regel sehr lang, weil sie nur dann ihrem Hange zum Nichtsthun in vollem Maße zusagen.

Petersburger Reminiscenzen.

(Fortsetzung.)

Eine große Annehmlichkeit für den Fremden in der ungeheuer ausgedehnten nordischen Kaiserstadt *) ist die Leichtigkeit, Miethequipagen zu bekommen. Von einspännigen Droschken im Sommer, so wie kleinen Schlitten im Winter, wimmeln alle Straßen. Ein Wink, ein paar Worte, der Handel ist abgeschlossen, und man fährt für eine wahrhaft lächerliche Kleinigkeit weite Strecken, namentlich aber im Winter mit den freilich sehr einfachen Schlittchen der Wankas (Hänschen), wie man die zu diesem Verdienst nach der Stadt gekommenen Bauern mit einem gutmüthigen Spitznamen zu benennen pflegt. Die Verhältnisse manches Ausländers, seine Besuche in solchen Häusern, wo man von dem Empfohlenen eine glänzendere Außenseite verlangt, machen eine elegantere Equipage als die einfachen Miethsdroschken nothwendig. Sich eine eigene Equipage für kurze Zeit anzuschaffen, wäre aber wieder zu kostspielig, und in vieler Hinsicht des Stalls, der Wagenremise u. dgl. wegen zu lästig. Da gibt es nun bestimmte Plätze in der Stadt, wo man zwei- und auch vierspännige Equipagen mit Kutscher und Vorreiter auf Tage, Wochen und Monate zur Miethe findet. Die Kutscher sind in reinlicher Nationaltracht gekleidet, die Pferde vortrefflich und die Wagen oder Schlitten von der wünschenswerthesten Eleganz. Eine Masse von Geschäften, die mich unablässig von einem Ende der Stadt zum andern riefen, bewog mich, mich während des letzten Monats meines Aufenthalts in Petersburg auch eines solchen Fuhrwerks zu bedienen. Es bestand aus einem sehr geschmackvollen Schlitten, mit zwei Pferden von trefflichem sibirischem Schlage auf russische Art bespannt, nämlich so, daß das eine in der Gabeldeichsel unter einem Krummbügel trabt, während das andere nebenbei galoppirt. Der Kutscher in langem, blauem Kaftan, mit einem bärtigen wahren Hercueshaupte, ein kapitaler Kerl, gutmüthig, lustig und unermüdlich im Dienst wie

*) Woselbst die Briefträger ihr Geschäft reitend versehen.

seine Pferde. Dafür bezahlte ich täglich 10 Rubel, nebst einem Rubel Trinkgeld für meinen rosselenkenden Wasil, also ungefähr 5 fl. Morgens acht Uhr stand die Equipage vor meiner Wohnung, obgleich ich gewöhnlich erst gegen zehn Uhr meine Ausflüge begann. Dann ging es ununterbrochen von einer Visite zur andern bis um vier Uhr, wo ich zum Diner fuhr, während welcher Zeit die Pferde auf der Straße gefüttert wurden, zu welchem Zweck an vielen Orten auf Kosten der Polizei tragbare Krippen stehen, und mein Wasil in irgend einer Kartschemna (niedere Garküche) sein einfaches Mittagsmahl einnahm. Nach Tisch wurde dann noch auf eine Stunde ins Theater und von da irgendwo zu einer Soirée gefahren, so daß ich um 12 oder 1 Uhr in der Nacht nach Hause kam und meine Equipage entließ. Ich möchte sehen, wie solche wirkliche Strapazen deutsche Pferde und deutsche Kutscher aushalten wollten? Meine St. Petersburger menschlichen und thierischen Equipagen-Individuen schienen daran gewöhnt, und die Sache nicht im geringsten für zu anstrengend zu halten.

Es wäre hier zu bemerken, daß St. Petersburg so recht eigentlich die Stadt der Equipagen zu nennen seyn dürfte, denn eine ziemlich genaue Nachweisung rechnet auf fünf Personen stets einen Wagen, und der Augenschein lehrt, daß diese Angabe nicht übertrieben ist. Es ist gut, daß St. Petersburg fast lauter sehr breite Straßen mit geräumigen Trottoirs besitzt, sonst würde bei der ungeheuern Menge der Fuhrwerke und dem raschen Fahren manches Unglück geschehen. An den Ecken, wo sich Straßen durchschneiden, hat es mir immer ein interessantes Schauspiel gewährt, die Fußgänger zu beobachten, die minutenlang ihre Berechnung anstellen, wie sie, ohne gerädert zu werden, quer über die Straße kommen sollen. Da wird jede Lücke zwischen den rollenden Wagen mit den Augen gemessen, durch welche man ohne Schaden laviren könnte, und von beiden Seiten schießen dann die Leute wie Pfeile über den Weg: der gemeine Russe mit der ihm eigenen Gewandtheit, so daß er manchmal unter dem Halse des Pferdes durchschlüpft und man meinen sollte, jetzt müßte er gleiches Schicksal mit Max Piccolomini haben. Die Kutscher, namentlich aber die auf den vordern Pferden vierspänniger Equipagen sitzenden kleinen Vorreiter, haben ihre Noth, die unvorsichtigen Fußgänger mit lautem Geschrei zu warnen. Ein immerwährendes „Padi-i-i-i!“ (Fort! oder Aufgepaßt!) schwirrt durch den Lärm des Straßenlebens, und die Angst der Wagenlenker mag größer als die der Gewarnten seyn, da die Polizei sehr hart den Kutscher straft, der einen Menschen überfährt. Früher war das Rasseln der Equipagen auf dem holprigen Steinpflaster, dieser vernichtenden Hölle für die Wagenräder, schon ein warnendes Zeichen; seit jetzt aber die meisten Hauptstraßen mit Holzblöcken parkettirt sind, rollen die Wagen nur mit dumpfem, kaum hörbarem Geräusch über den ebenen Boden, und sind einem auf dem Nacken, ehe man sich's versieht.

Um männliche Schönheit des russischen Volks kennen zu lernen, muß man sie unter den Herrschaftskutschern suchen. Man wählt unter seinen Leibeigenen gewöhnlich die schönsten Menschen zu diesem Dienst aus, und es gewährt ein wahres Vergnügen, an Orten, wo sich vielleicht hundert Equipagen versammeln, z. B. im Sommergarten, vor den Theatern oder beim Winterpalais, diese Galerie herrlicher Köpfe zu betrachten. Die vollen Bärte, die in krausen Locken den starken, nackten Hals beschatten oder lang auf die Brust hinabfallen, geben diesen Häuptern etwas Antikes, und man sollte oft glauben, vom hohen Kutschbocke die alten Götter und Heroen der Römer und Griechen blicken zu sehen. Die kleidsame nationelle Tracht erhöht noch die körperliche Schönheit. Neben diesen kräftigen Mannshäuptern prangen in voller Knabenschönheit mit gesundheitstrotzenden, von blonden Locken umwallten Gesichtern die kleinen Jokeys, die Lenker der Vorderpferde bei einem Viergespann. Auch hiezu werden die hübschesten ausgesucht, und die chronique scandaleuse erzählt, daß manche Damen mit Verlangen dem Zeitpunkte entgegensehen, wo ihre Jokeys sich aus Knaben zu Jünglingen umwandeln. Die kleinsten dieser Burschе, denen noch die Kraft in den Schenkeln fehlt, um sich auf den muthigen Pferden zu erhalten, sind gewöhnlich mit Riemen an beiden Seiten des Sattels befestigt. Die kernfeste Gesundheit dieses russischen Stallpersonals scheint sich durch den Sturm und Regen, Frost und Hitze und alle Einflüsse der Jahreszeiten, denen sie Tag und Nacht ausgesetzt sind, nur noch zu kräftigen und zu stählen.

Bequem ist es, zu jeder Stunde in der Nacht in das Haus, in welchem man wohnt, eingelassen zu werden, ohne die fatale Beschwerde, wie in manchen andern großen Städten zu haben, stets in der Rocktasche einen ellenlangen Thorschlüssel mit sich zu führen. Jedes Petersburger Haus hat einen Dwornik — eine Charge, ähnlich der eines Wiener Hausmeisters. Man zieht die Glocke und sogleich ist der fixe Kerl bei der Hand, um das Thor zu entriegeln. Wie in Allem, sind die Russen auch in der Bequemlichkeit mäßig, und mitten im Winter schlief mein Dwornik selten in seinem Stübchen, sondern unter dem mit Steinen gepflasterten, von der Zugluft des innern Hofes durchwehten Thorweg, in seinen Schafpelz gehüllt, einen Stein oder einen Holzklotz als Kissen unter dem Kopfe, und niemals, zu welcher Stunde ich ihn auch aus seinem sanften Schlummer störte, zeigte er mir ein mürrisches Gesicht, sondern wünschte mir stets höflich eine gute Nacht, die dem armen Schelm wohl selten wurde. Dafür wird er von dem Hausherrn oft sehr kärglich besoldet; in dem guten Willen des Miethbewohners liegt es, ihm bisweilen eine Kleinigkeit, na wodke (zum Schnapps), zu geben.

(Schluß folgt.)

Graf Borolowsky,

der berühmte polnische Zwerg starb vor kurzem in England in der Nähe von Durham, wo er viele Jahre gewohnt hatte. Er war etwas unter drei Fuß hoch und nahe an hundert Jahr alt; seine Figur war sehr proportionirt, und sein Gesicht äußerst angenehm. Er heurathete eine Frau von gewöhnlicher Größe, und in früherer Zeit soll sie ihn bei Gelegenheit von ehelichen Zwistigkeiten manchmal aufs Kamineck gesetzt haben, bis er strengen Gehorsam versprach, worauf sie ihn küßte und herabhob.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

1. Lairds Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Glücklich entgingen die Dampfschiffe einer Hinterlist König Boy's, der sie in einen der zahlreichen Nigerarme führen wollte, der voller Untiefen war; die Redlichkeit des Piloten, der sich auf der Alburiah befand, welche voraus fuhr, weil sie minder tief im Wasser ging, rettete sie. Sie kamen an zahlreichen Flußarmen vorbei, und erst am 29 Morgens breitete sich auf Einmal der Fluß bis auf 1600 oder 2000 Fuß aus, wurde zehn Klafter tief, und jetzt war auch das Ufer häufig wenige Fuß vom Flusse schon mit Gras bedeckt; zwei Tage später erblickten sie schon die prächtige afrikanische Fiche und den wilden Baumwollenbaum am Ufer. Jetzt begannen auch die Feindseligkeiten, wahrscheinlich vom König Boy angestiftet, und in der Nacht vom 1 auf den 2 Nov. wurde das Schiff vom Ufer aus heftig beschossen, nicht nur mit Flinten, sondern auch mit zwei Drehbassen; doch waren beide Schiffe leicht im Stande, den Angriff abzuschlagen. Die Dörfer neben einander sind sich feindlich gesinnt, und so kam es, daß die Häuptlinge des nächsten Dorfes sie mit offenen Armen aufnahmen, weil sie die ihnen feindlichen Nachbarn gezüchtigt hatten.

Am 4 Nov. Morgens kamen sie an einem prachtvollen, etwa 2000 Fuß breiten Arm vorbei, der in südwestlicher Richtung strömte; er hatte 6 bis 8 Klafter Tiefe. Er ist wahrscheinlich der Hauptarm des Nigers, und seine Mündung diejenige, welche auf den Karten unter dem Namen Rio Forcados oder Warri angegeben ist, der unter 5° 28' N. B. in die Bai von Benin fällt. Die Strömung ist hier stärker und der Fluß tiefer, als der Nun-Arm, den die Expedition befuhr. Ist die Ansicht richtig, daß dieß der Hauptarm ist, so kann man sich, wenn man diesen befährt, einen großen Umweg ersparen, und das Land der Braß ganz vermeiden. Kaum waren die Dampfschiffe an diesem Arm vorüber, so wurde der Strom gegen 2000 Fuß breit, seine Windungen länger, die Ufer höher, und in dem Buschwerk, das sie bedeckte, sah man häufig Bananen-, Platanen- und Yamspflanzungen. Noch eine erfreuliche Bemerkung wurde gemacht, daß nämlich die ganze Mannschaft, die während der Küstenfahrt mehr oder minder gekränkelt hatte, allmählich ihre Kraft und Munterkeit wieder erhielt. Bald darauf warfen sie Anker vor einer kleinen Stadt auf dem westlichen Ufer des Stroms; sie hieß Eggado, und die Häuser standen in einiger Entfernung vom Ufer, während alle Ortschaften, an denen sie bisher vorübergekommen waren, auf langen Landstrichen längs dem Ufer erbaut waren, die einen Morast hinter sich hatten. Dieß konnte als Anzeichen gelten, daß bald die niedern sumpfigen Ufer des Flusses einem festern Boden Platz machen würden.

Zu Ibu ward die Expedition von dem König und den Einwohnern äußerst gut aufgenommen, und mit Vergnügen bemerkten die Reisenden hier Anzeichen einer regelmäßigen und rechtlichen Industrie, indem alle Tage eine gute Anzahl Schiffe abfuhr, um Palmenöl, Yams und andere Erzeugnisse zu sammeln. Die Stadt Ibu liegt an einem Creek, der mit dem Niger parallel läuft, und zur Zeit der hohen Wasser an beiden Enden mit demselben in Verbindung steht; sie hat ungefähr 800 bis 1000 Häuser, und zwischen 5 und 6000 Einwohner, wovon zwei Drittheile unter 14 Jahren sind. Die Einwohner gehören zu den unternehmendsten und thätigsten Handeltreibenden auf dem Niger, und man findet sie bis nach Jendah (Jundah) hinauf. Der Stapelhandel besteht in Sklaven und Palmöl; der Werth der erstern richtet sich nach dem Begehr an der Küste; im Durchschnitt aber kann man einen Burschen von 16 Jahren auf 5 Pfd. (56 fl.) und ein Weib auf etwas mehr anschlagen. Palmöl wird um Ibu in ungeheuren Quantitäten erzeugt, und in Kürbisflaschen gesammelt, von denen eine 2 bis 4 Gallonen fassen kann; der große Marktplatz dafür ist im Bonnyarm des Nigers. Dort kann man es zu etwa 4 Pfd. die Tonne in jeder beliebigen Quantität erhalten. Elfenbein geht wenig durch Ibu, sondern größtentheils über Land nach Lagos und Whydah oder den Bonny-Creek oder Benin-Arm hinab, welche beide oberhalb der Stadt von dem Niger abgehen. Käme ein regelmäßiger Handel mit Ibu zu Stande, so würde dieß bald allen Handel in sich concentriren, da es in der Nähe der drei großen Nigerarme liegt. Zwischen der Spitze, von der diese Arme ausgehen, und der See, eine Strecke von 160 engl. Meilen, ist das Delta des Nigers, welches Delta sich von Lagos im Westen bis zum Oldcalebar im Osten ausdehnt; durch das Delta entladen sich die Gewässer des Niger in 22 Mündungen in den Ocean, von denen der Benin, Warri, Nun, Bonny und Oldcalebar*) die bedeutendsten sind. Der Nun-Arm ist bis jetzt allein erforscht, und eine allgemeine Schilderung mag hier nicht übel am Platze seyn.

Der Lauf des Nun von Ibu bis ins Meer ist ausnehmend geschlängelt, im ganzen aber südwestlich; seine Breite wechselt von 90 Fuß an der Einfahrt bis auf 1000 und 1500 zu Ibu, indem er sich, je näher dem Hauptstrom, immer mehr erweitert. Eine außerordentliche Anzahl Arme von jeder Größe entströmen ihm, die größern alle in südwestlicher Richtung, so daß sich fünf große, mehr oder minder schiffbare Ströme, zwischen dem Nun und Benin finden. Die Arme gegen Osten sind alle klein, nur von Kähnen zu befahren, durchschneiden das Land in allen Richtungen, und bilden ein fast unentwirrbares Labyrinth. Das ganze Land, so weit das Salzwasser sich sichtbar macht, ist von Mangrovebäumen bedeckt, und wo die Fluth nicht mehr hindringt, mit einer dichten Masse von Vegetation bedeckt, die meist aus Palmenarten besteht. Die Bevölkerung ist schwach, auf die Ufer der Hauptarme beschränkt, die durch die Gewalt ihrer Strömung an einigen Orten ein hinreichend festes Ufer aufwerfen, um die Lehmhütten der Eingebornen zu tragen, und wo dieß der Fall ist, bilden sich Dörfer von 100 bis 1000 Einwohnern. Die Gesammtbevölkerung zwischen Ibu und dem Meere längs dem Nun beträgt höchstens 4000 Erwachsene. Weiber und Kinder sind mit Palmölsammeln beschäftigt; die Männer treiben bei ihrem Handel zwischen Braß und Ibu Menschenraub und trinken den schlechtesten Branntwein. Die Herrschaft des Flusses gehört je dem Stärksten; der Häuptling eines Dorfes von 100 Einwohnern führt Krieg mit seinem Nachbar auf dem jenseitigen Ufer, aber dieß sind blutlose Kriege, denn die Menschen sind zu werthvoll, um sie zu erschießen; man fängt sie und bringt sie auf ein Sklavenschiff.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eigentlich sollte man diesen keine Mündung des Nigers nennen, obwohl er mit dem Niger in Verbindung steht, denn er enthält einen großen Theil seines Wassers von Osten her.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1837.

Wanderungen durch Posega's Ruinen und Bäder.

Zu den interessantesten Partien um Posega, der Hauptstadt des gleichnamigen Comitats, gehören unstreitig die vielen Ruinen von Castellen, Burgen und altergrauen Tempeln, womit die Höhen und Berge, wie auch theilweise die Niederungen geschmückt sind. Wohl an fünfzig derselben zählte einst Posega, wovon gegenwärtig mehr noch als die Hälfte die Landschaft schmücken, obschon sie theilweise bis auf einzelne Trümmer niedergesunken sind in Schutt und Staub. Eine große Anzahl derselben überschaut der von Eszeck kommende Reisende schon auf dem Wege von Nassicz nach Posega, besonders auf dem die Gränze zwischen dem diesseitigen und dem Veröczer-Comitat bildenden Nassiczer Gebirge, woselbst ein uralt Gemäuer sich befindet, welches man die türkische Citadelle nennt, weil sie von den Türken erbaut seyn soll. Von diesem Standpunkt übersieht man eines Blicks einen beträchtlichen Theil von Slavonien in der Gestalt eines Waldmeeres, aus dessen endlos wellenförmiger Fläche die Steinkolosse der Burg- und Tempelruinen, neben den schlankgeformten hellblickenden Kirchenthürmen sich gar wundersam ausnehmen, und wie Gespenster hervorragen. Vor allem die imposanteste und wichtigste, ist die inmitten der k. Freistadt Posega höchst malerisch auf einem Hügel thronende Veste gleiches Namens, welche, zugleich als die älteste bekannt, Stadt und Land den Namen gab. Ursprünglich stand hier ein Römercastell, und noch sind die Spuren römischer Architektur unverkennbar vorhanden. Später soll es aber durch Feuer zerstört und in Folge dessen, Posega gleichsam „abgebrannt" benannt worden seyn. Ueber die Entstehung dieser Veste berichtet die Volkssage, daß in grauer Vorzeit ein fremder Fürst sich hier mit einem großen Gefolge niedergelassen habe. Einer seiner Feldherrn habe mit den auf dem Berge hausenden bösen Geistern einen Bund geschlossen, ihnen daselbst auch einen Tempel gebaut und Menschen geopfert; aber seine und der Dämonen Macht sey vom Christenthum gebrochen worden. Historisch begründet ist jedoch, daß die mächtigen Ujbaker, die Ladislaus V auf diesen Fluren herrschen machte, auf den Ruinen des alten Römercastells ein prachtvoll Schloß erbauten, dessen Befestigung namentlich Laurentius Ujbak, Herzog in Bosnien, vermehrte und vollendete. Die Veste an sich bietet gegenwärtig wenig Bemerkenswerthes mehr da, und wäre es nicht die herrliche Aussicht über die Stadt und ihre malerische Umgegend, die einigermaßen für die Mühe des halbstündigen Bergsteigens entschädigten, würde man den Besuch der Ruinen bereuen, denn die Verwüstung hat sogar die Spur einer Eintheilung vertilgt, so daß keine Muthmaßung über das Innere dieser bedeutenden Burg ein noch so unvollkommenes Bild zu entwerfen vermöchte. Lohnend ist aber die Aussicht von diesem Standpunkt, namentlich auf dem das übrige Gemäuer überragenden Thurm. Von da aus bildet der Thalgrund, in dessen Mitte die Stadt gleich wie im Schoß der Fruchtbarkeit und Fülle liegt, einen mit weitläufigen Obstgärten umgebenen Halbkreis, der im Norden, Osten und Süden von theils mit Reben umgürteten, theils bewaldeten Bergen umsäumt wird. Nach Westen fällt der Blick in den schon zu Römerzeiten unter dem Namen Vallis aurea bekannten Campus Poseganus, der mit den üppigsten Korn- und Tabakspflanzungen angefüllt, aus welchen freundliche Dörfer und zerstreute Höfe hervorragen, sich mehrere Stunden weit den Höhen zuwindet. Der krystallhelle Orljava durchfließt denselben seiner ganzen Länge nach, und bespült hierauf die Nordseite der Stadt, wo ihn mehrere Brücken überspannen. Indessen zeigt sich Posega und seine Gegend auch in jedem andern Punkte überaus freundlich und heiter. Die Liebe für die freie Natur und für ihre Schönheiten und Genüsse ist seinen Bewohnern eigen. Die mannichfachen Spaziergänge und Erheiterungsorte, namentlich das nahe gelegene Stadtwäldchen Padesz, auch der Poseganer Prater genannt, der liebliche Weg am Bache Vucsjack entlang und zur silberklaren Quelle Fratrovicza, dieß alles, die vielen Landsitze in der Nachbarschaft um die Stadt selbst, die anmuthigen, hie und da mit Lusthäuschen und Laubgängen geschmückten Gärten sind immerhin sprechende Beweise für diese Behauptung. Auch die nach allen Richtungen hinführenden Straßen sind größentheils mit Obstbäumen bepflanzt, und die Stadt selbst gewährt ein freundliches und heiteres Ansehen. Sie zählt über 600 Häuser mit beinahe 5000 Einwohnern, die sich mit Obst-, Wein- und Tabaksbau, wie auch mit etwas Seidencultur beschäftigen. Sie enthält einen offe-

nen, geräumigen Platz mit hübschen Gebäuden und einer Dreifaltigkeitsstatue, ein Comitatshaus, wo die Behörde ihren Sitz hat und die Versammlungen gehalten werden, eine prachtvolle katholische Kirche, mit welcher die Propstei St. Peter verbunden ist, eine griechische Kirche, ein griechisches Kloster, vier Capellen, ein katholisches Gymnasium, eine Hauptschule und ein Postamt; auch hat das Agramer bischöfliche Subaltern-Consistorium hier seinen Sitz. Vormals war Posega auch der Sitz der Pakrazer Bischöfe, welche sich Poseganer-Metropoliten nannten, und zur Zeit, als noch Halbmonde in Sklavonien blitzten, residirte hier ein Pascha. Ueber die Schicksale dieser einst wichtigen Veste ist nur so viel bemerkenswerth, daß nach dem Siege, den die Magyaren unter Arpad über den Bulgarenfürsten Saban im J. 898 bei Titel erfochten haben, das Schloß sammt dem Agramer und Valkóer dem ungrischen Reiche einverleibt wurde, dann im J. 1263 der Königin Maria, Gemahlin des ungrischen Königs Bela IV, geschenkt worden sey; ferner daß im J. 1386 Johann Horvath, Anhänger des ermordeten Königs Karl II, einen Theil der Begleiter der am 25 Julius unweit Diakovar überfallenen und gefangen genommenen Königinnen Maria und Elisabeth, in dieses Schloß einsperrte. Im folgenden Jahre hatte es unter Horvath eine längere Belagerung von Nikolaus Gara, Ban von Macho, auszuhalten, ohne jedoch von demselben erobert worden zu seyn. Nach mehrmaligem Wechsel seiner Besitzer, von denen es die mächtigen Ujbaker am längsten inne hatten, wurde es 1532 von den Türken erobert, und blieb eine türkische Sandschafschaft bis 1580, wo das Land umher von Bathyany, Nadasdy und Zrinp verwüstet, die Türken verjagt und das Schloß zerstört worden ist. Wüste und verlassen steht es nun indessen da, ein trauriger Ueberrest dessen, was es einst gewesen. Wenn man nun die Stadt und den berühmten Campus Poseganus verlassen hat, so erblickt man auf der westwärts durch die sogenannte kleine Walachei nach Pakraz führenden Straße zur Rechten die Burgruinen Veliktgrad, Kastelp, Strarangrad und Kamengrad, die jedoch, ihre malerische Lage ausgenommen, wenig Bemerkenswerthes darbieten, indem sie fast gänzlich in Staub und Schutt verwandelt sind. Auch die Tempelruine Buch, welche außerhalb der Postistation Kamenszkó hart an der Straße liegt, ist größtentheils zerstört, so daß selbst ihr Baustyl nicht mehr erkannt, noch weniger die Zeit ihrer Entstehung ermittelt werden kann. Es sollen hieher einst große Wallfahrten gemacht worden seyn, und daher die Kirche wie auch der Berg und der ganze District, worin sie belegen, ihren Namen von dem ungrischen Wort Butsu (Wallfahrt, Ablaß) erhalten haben. Weiter schmücken den Hochrücken des die Straße zur Rechten begleitenden Gebirgszuges die Ruinen der Burgen Zselingrad, Sziracs und Petrovgrad. Erstere liegt auf einer felsigen Anhöhe, von dunkeln Wäldern und tiefen Schluchten umgeben, wird aber ihrer herrlichen Aussicht ungeachtet doch nur selten besucht, wegen der vielen dort hausenden Schlangen. Sziracs erhebt sich unfern von dieser über dem gleichnamigen Cameralmarkte auf einem konisch geformten theilweise umwaldeten Berge, dessen Fuß der Pakra bespült, der jedoch eine halbe Stunde unterhalb des Marktes seinen Namen verändert und Biela genannt wird. Diese Veste wurde bei der Besitznahme des Landes von den Türken erbaut, und 1380 von den Nadasdy'schen Truppen zerstört. Sziracs ist der Hauptort einer Jankovicsischen Herrschaft von 13 Dörfern und enthält eine griechische Kirche und eine Reitercaserne. Dessen Einwohner treiben Handel mit Schweinen und Seidenzucht. Die Veste Petrovgrad, welche gleichfalls von den Türken erbaut worden seyn soll, führt ihren Namen von dem Berge Petrov-verh, dessen Gipfel sie schmückt, und der als Daruvarer Wetterprophet in weitem Umkreise in Ansehen steht. Freilich wohl begegnet ihm, wie den meisten Propheten, daß seine Vorhersagungen gar oft vom Erfolg Lügen gestraft worden; doch wird der Glaube dadurch keineswegs geschwächt.

(Fortsetzung folgt.)

Petersburger Reminiscenzen.

(Schluß.)

Ich füge diesem Abschnitte noch einige Bemerkungen über die Befriedigung der Lebensbedürfnisse des gemeinen Russen, im Gegensatz zu dem Vornehmen und Reichen hinzu. Der letztere kauft die ihm nothwendigen Erzeugnisse des Luxus gewöhnlich im englischen Magazin, eines der großartigsten Etablissements Petersburgs, in der kleinen Million an der Ecke des Newsky-Prospect belegen, wo man von eleganten, fast alle europäischen Sprachen redenden Commis bedient wird und Alles zu kaufen bekommt, was man sich nur denken kann, von der vollständigsten, prachtvollsten Hauseinrichtung, Equipagen mit Pferden, Wagen und Geschirr, bis zur Näh- und Stecknadel hinab. Der gemeine Russe kauft seine Luxusartikel, wozu ich seine Kleidung rechne, denn ich glaube, auch die könnte er entbehren, und andere Nothwendigkeiten auf dem Talkutschnoi-Rinok (dem unästhetisch sogenannten Läusemarkt), einem von hundert Buden besetzten Platze, auf welchem man freilich in etwas geringerer Qualität auch Alles haben kann, wie im englischen Magazin, von der zusammen geflickten Telega (hölzerner Wagen) bis zum verrosteten Nagel und Nadel und zerrissenen Stiefel hinab. Der vornehme Russe trinkt den Champagner wie Wasser, in neuerer Zeit oft als eine vom gefälligen Hausarzt verordnete Cur, wie jetzt viele Leute in Deutschland etwa nach Prießnitzscher Heilmethode kaltes Wasser. Der gemeine Mann erlabt sich dagegen für wenige Pfennige an seinem nationellen Kwas, ein von Wasser, Roggenmehl und Malz bereitetes, säuerliches, kühlendes und gesundes Getränk, an Kljukwa, Wasser mit dem Safte wohlschmeckender Moosbeeren vermischt, aber im Winter an warmem Sbitn, Honig und Pfeffer in Wasser gekocht. Mit diesen Getränken ziehen Verkäufer auf allen Straßen umher, und präsentiren sie den Trinklustigen in Gläsern, die sie in einem um den Leib gebundenen Gürtel mit runden Fächern tragen. Kabak's, Branntweinhäuser, finden sich auch überall für genußsüchtige Kehlen. Der Reiche speist Schildkrötensuppe und mitten im Winter Spargel, Kirschen, Ananas und dergleichen Raritäten, die er in solcher ungewohnten Jahreszeit mit Gold

aufwiegen muß; der Arme wird bei seinem Sauerkraut, seinem Schtschi (Kohlsuppe), der Kascha (Griesbrei) und bei der rohen Zwiebel auch satt. Die überall zum Verkauf ausgebotenen Pirogguen, kleine Pasteten in Oel gesotten, schmecken ihm eben so gut wie dem andern seine Straßburger Pasteten, und er schläft nach seinem frugalen Mahle oben auf seinem warmen Ziegelofen oder auf der harten Bank vielleicht besser, wie der Reiche in seinem weichen Bette. Will der niedere Russe sich einmal zu den Genüssen der Vornehmen emporschwingen, so bieten sich im Verhältnisse zu seinem magern Beutel Surrogate jener Genüsse in jeder Lawka dar.

Der geistreiche, russische Schriftsteller Bulgarin hat in einem Journale diesen Lawken, Krämerladen, als einer ganz originellen und nationellen russischen Erscheinung, einen eigenen witzigen Aufsatz gewidmet, und es ist wirklich jedem Fremden, der die Eigenthümlichkeiten des Volks beobachten will, zu rathen, einen Blick in einen solchen Laden, die sich alle in den Kellergeschossen der Häuser befinden, hinabzuwerfen. Der Handelsherr ist ein bärtiger Russe, seine Kunden niedere Handwerker und ihre Frauen, Kutscher, Bediente, Mägde u. dgl. Aber auch wohl anständigere Leute machen bisweilen hier ihre Einkäufe, wenn etwa die schwere Noth der Zeit eintritt und größere Einkäufe in größern Laden und Magazinen nicht erlaubt, wie es besonders bei den schlecht besoldeten Beamten der Fall zu seyn pflegt. Man findet hier so ziemlich Alles, was man braucht, „und" sagt Bulgarin, „wenn der lüsternste Millionär durch einen Schiffbruch an eine wüste Insel verschlagen, dort eine solche Lawka vorfände, so würde er sich für den Glücklichsten aller Sterblichen halten." Wer hier seine Waaren nicht kauft, hält sie für schlecht; der aber, der hier kauft, findet Alles gut, besonders wenn er die Sache auf Borg entnimmt, denn das Creditgeben gehört mit zu den Speculationen des Lawotschniks (Lawken-Besitzer.) Das schwarze und weiße Brod ist aus diesem Grunde weich und schmackhaft, wenn es auch durch die mehrtägige Geburtstagsfeier schon steinhart erscheint. Der Thee, Lieblingsgetränk auch der niedersten Volksclasse, ist unter den beigemischten Birken- und andern vaterländischen Blättern kaum herauszufinden, allein man kauft ihn für Thee. Der gemahlene sogenannte Kaffee sieht wenigstens wie Kaffee aus. Der Rahm ist bekanntlich gut, wenn er dick ist; daß dieß durch Vermischung mit Mehl hervorgebracht wird, kommt nicht in Betracht. Wer für wenig Geld sich das Leben versüßen will, kann hier ein halbes Achtel Pfund kaufen. Die Chocolade besteht aus den nahrhaftesten Stoffen, nämlich größtentheils aus gebranntem Roggenmehl. Der Caviar ist etwas säuerlich, die Butter hat ihren jährigen Geburtstag erlebt, der Schinken erfordert das herrliche Gebiß eines Russen, der gesalzene Häring ist auch kein heuriger Hase, sondern gewöhnlich ein altersgrauer Greis, aber dennoch ist es Caviar, Butter, Schinken und Häring, dabei wohlfeil, und so muß der ungerechte Tadel verstummen. Als ich eines Tags an dem Fenster der in meinem Hause befindlichen Lawka vorbei ging, sah ich recht gute, rohe Meerschaum-Pfeifenköpfe, aus welchen ich gerne rauche, und mir dahe einen um den Spottpreis von einem halben Rubel kaufte. Ich brachte ihn wohlbehalten auf mein Zimmer, als ich dort aber das Rohr hineinsteckte, fiel er auseinander. Warum hatte ich aber auch beim Einkauf nicht gleich bemerkt, daß der hübsche Kopf recht artig aus gewöhnlicher Kreide geschnitzt war? Etwas Gutes habe ich dennoch stets aus solchem Laden gekauft, nämlich Tabak, aus der durch ganz Rußland vom weißen bis zum schwarzen Meer renommirten Schukoffschen Fabrik. Die oben genannten Waaren sind nur wenige von den mannichfaltigen Vorräthen einer Lawka. In bunter, sorgfältiger Zusammenstellung präsentiren sich dort dem Kauflustigen Mehl von allen Sorten, Grütze, Salz, alle Arten Gemüse, geräuchertes und gesalzenes Fleisch, alle möglichen Gewürze, Sauerkraut, Kartoffeln neben Porzellantassen, auf welche gar zierlich, um das dulce mit dem utile zu vereinigen, Apfelsinen, Weintrauben, Aepfel, Citronen, Confecte aus Stärkemehl und solche Raritäten gereiht sind. Die Rührigkeit und unermüdliche Dienstfertigkeit des Lawotschniks ist bewundernswerth, und erstreckt sich nicht nur auf den Handel, sondern man kann bei ihm auch die Verhältnisse des ganzen Stadttheils und der darin wohnenden Personen erfahren, denn er hat ein feines Ohr, und die Unterhaltungen der Bedienten und Mägde, die sich Abends bei ihm versammeln, geben ihm reichlichen Stoff zu hören und seine Kenntnisse zu bereichern. Etwas Originelles bei diesem Originellen ist noch, daß sämmtliche Lawken auf ihren Aushängeschildern eine Nr. 1 führen. Ein solches Schild soll nämlich mit der Nr. 1 einst als Modell angefertigt seyn, nach welchem sich sämmtliche Lawotschnik's die ihrigen anfertigen ließen, wobei seltsamer Weise die Maler stets jene Nr. 1. beibehielten.

Einen freundlichern Anblick als diese dumpfen Kellerlocale gewährt ein anderer Verkaufsplatz, den man nicht unbesucht lassen soll. In den ersten schönen Sommertagen fahren Hunderte von Equipagen über die Isaaksbrücke nach der Börse auf Wasili-Ostrof hinüber, hinter welcher auf einem mit Bäumen bepflanzten und mit einem Eisengitter umgebenen Platze, Tausende von kleinen, gefiederten Sängern, schwatzenden Papagaien, burlesken Affen und kleinen englischen Wachtelhunden, die vom Auslande in ganzen Schiffsladungen hier ankommen, zum Verkauf ausgestellt werden. Diese lebendigen Waaren gehören zu den Luxusartikeln der eleganten Welt und werden enorm theuer bezahlt. Wenn die Herrschaften von diesem Markte zurückkehren, so ist der Inhalt der Kutsche gewöhnlich vermehrt. Den Vögeln und Hunden wird ein Platz im Wagen eingeräumt, während die Affen in der Regel sich oben auf dem Verdeck behelfen müssen, und von dort aus mit ihren Grimassen und Sprüngen die Straßenmenge nicht wenig zu unterhalten pflegen.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

1. Lairds Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Das Sammeln von Palmöl wird nur lässig betrieben, denn es kostet weit minder Mühe, einen Menschen zu fangen, als eine Tonne Palmenöl zu sammeln, und der Preis von beiden ist ungefähr derselbe. Die jetzt an den Ufern des Nun gewonnene Masse Palmöl

ist nicht der zwanzigste Theil dessen, was die Natur freiwillig erzeugt; die Palmölnüsse verfaulen in Menge ungenützt am Boden, und wenn dem Sklavenhandel wirksam Einhalt gethan würde, so möchte wohl, wenn der Begehr fortdauert, in wenigen Jahren das Vierfache geliefert werden. Die kleinen Creeks und Arme, welche den Europäer in Gefahr bringen, würden bei einem ruhigen Zustande des Landes von den Eingebornen befahren werden, als eben so viele Verbindungscanäle zwischen den Palmenwäldern und den Haupthäfen. Aber jetzt noch ist die Sklavenjagd ein zu vortheilhaftes und dabei vergnügliches Gewerbe, als daß eine andere Industrie dabei erst aufkommen könnte. Von den moralischen Eigenschaften der Eingebornen ist nach dieser Schilderung ihrer Beschäftigung nichts mehr zu sagen; sie bieten nur einen weitern Beweis, falls irgend einer noch nöthig wäre, daß der Verkehr zwischen civilisirten und wilden Völkern bis jetzt den Letztern durchaus keinen Vortheil brachte, vielmehr ihre wenigen guten Charakterzüge vernichtete, und ihren von Natur lasterhaften Neigungen noch die schlimmsten Eigenschaften civilisirter Völker einpflanzte. Ihr Aeußeres, wie schon bemerkt, entspricht ihrem moralischen Zustand, denn ihre Körper sind durch Geschwüre und Unreinlichkeit in hohem Grade ekelhaft. Dieß ist der allgemeine Charakter des Volkes in der Sumpfgegend, und ehe man nach Ibu kommt, ist keine Besserung zu bemerken.

Am 9 Nov. acht Uhr Abends verließen beide Dampfboote Ibu, und gingen 15 Meilen von der Stadt am Morgen des 10 in ziemlich seichtem Wasser vor Anker. Hier war der Fluß zum mindesten 9000 Fuß breit, und zwei große Arme, wahrscheinlich der Benin und der Bonny, trennten sich hier vom Hauptstrome. Sie fuhren über den ersten, der etwa drittehalbtausend Fuß breit war und zehn Fuß bis sechs Klafter Tiefe hatte. Zwei Tage setzten sie ohne eigentlichen Unfall ihre Fahrt fort, als mit einemmal an Bord der beiden Schiffe Fieber zum Ausbruch kamen. Hr. Laird, aus dessen Journal dieß entnommen ist, wurde selbst ergriffen; die Symptome bei ihm waren ein heftiges, schlagendes Kopfweh, ein brennender Schmerz in den Füßen und Händen, und eine tödtliche Krankhaftigkeit im Magen; alle diese Symptome traten mit Einemmal und ohne vorgängiges Uebelbefinden ein. Am Abend fand sich Hr. Laird durch heftiges Erbrechen erleichtert. Die Stelle des Flusses, die sich mit einemmale so todtbringend zeigte, liegt unter 5° 54′ N. B. Nach 14 Tagen waren auf dem Quorra 13, und auf dem Alburkah, der weit minder ungesund war, 2 Menschen gestorben. Nur Hr. Lander genoß fortdauernd einer trefflichen Gesundheit.

Hr. Laird hatte mit Zustimmung und auf den Rath des Arztes, Dr. Briggs, nachstehende Vorsichtsmaßregeln ergriffen: gleich nach dem Einlaufen in den Fluß hatte man die doppelten Sonnendecken vorn und hinten am Schiffe ausgebreitet, die Seiten des Schiffes vermittelst Segeltuch bis auf 8 Fuß von dem Hauptdeck erhöht, und Vordercastell, Cajüten und Decks wurden täglich mit Chlorkalk besprengt. Die Weißen ließ man nie anders als unter den Sonnendecken arbeiten, und niemals dem Thau ausgesetzt schlafen. Ihre Kost war die gewöhnliche Schiffskost, nur wurde alle anderen Tage Kaffee statt Cacao gegeben, und frisches Fleisch, so oft es zu haben war; auch erhielten sie ein Glas Rum oder Branntewein des Tages, aber kein Palmwein oder andere berauschende Getränke der Eingebornen durfte an Bord gebracht werden; übrigens wurde mit Tagesanbruch jedem eine Tasse starken Kaffee's gereicht. Die Hauptursache der Krankheit war wohl der plötzliche Uebergang aus der offenen See in einen schmalen Fluß voller Windungen, und die tödtlichen Miasmen der umliegenden Sümpfe bei Nachtzeit. Den scheußlichen Gestank dieser Sümpfe muß man erfahren haben, um ihn für möglich zu halten; keine Beschreibung kann die scheußliche Empfindung malen, die man kurz vor und nach Tagesanbruch fühlt. Man fühlt sich nicht nur körperlich, sondern auch geistig gedrückt durch ein unbeschreibliches Gefühl von Schwere und Ekel, das sich nur durch eine energische Anstrengung der Seelenkräfte abschütteln läßt. Hr. Laird hält es für nöthig, Musik an Bord zu haben, den Leuten eine dreifache Ration an geistigen Getränken zukommen und sie nie einen Augenblick müßig seyn zu lassen, damit sie nicht in den Zustand von Muthlosigkeit versinken, zu der Land und Klima auf eine so furchtbare Weise prädisponiren. Da ein Wechsel der Scene auch ein mächtiges Aufregungsmittel ist, so muß man schnell möglichst Ibu zu erreichen suchen, was mit einem guten Dampfboot und Kohlen zur Feuerung in 48 Stunden geschehen kann. „Ich weiß wohl, fügt Hr. Laird hinzu, daß ein solches aufregendes System nicht lange fortgesetzt werden kann; dauert es aber nur lange genug, um die Mannschaft lebendig bis ins obere Land zu bringen, so ist dieß hinreichend, und man kann allmählich nachlassen." Blasenpflaster über den Kopf bewährten sich als das beste Mittel, und alle Medicin, außer den nothwendigen Ausleerungsmitteln, war mehr schädlich, als nützlich. Reconvalescenten müssen alle Aufregung vermeiden, und namentlich ihrem starken Appetit nicht nachgeben.

Die Stadt Attah (7° 6½′ N. B.), wohin die Expedition inzwischen gelangt war, liegt äußerst malerisch auf einem Berg, der sich vom Flusse aus perpendiculär 250 bis 500 Fuß hoch erhebt, und aus demselben Conglomerat besteht, wie die vulkanischen Bluffs bei Clarence Cove in Fernando Po. Die Kongberge sieht man in der Ferne von Westnordwest nach Südost streichen, und ihr tafelförmiges Aussehen läßt vermuthen, daß sie der Trappformation angehören. Die Lage von Attah ist sehr gesund, und Europäer könnten hier recht gut leben; über dem Alluvialboden und am Eingange des Nigers gelegen, beherrscht es den freilich jetzt noch unbedeutenden Handel des Innern; auch sind seine Bewohner sehr unternehmend und treiben den Handel oberhalb der Stadt fast allein. Der König von Attah gilt für den mächtigsten zwischen der See und Zandah, und treibt einen bedeutenden Handel mit Elfenbein und Sklaven, welche letztere immer noch die Hauptwaare sind, und selbst die besten nicht mehr als 5 Dollars gelten.

Der König von Attah zeigte sich nicht sehr freundlich, und ließ auf dem Strome einige abergläubische Ceremonien vornehmen, womit er das Weiterfahren der Dampfschiffe zu hindern suchte; als diese aber (am 5 Dec.) nichtsdestoweniger den Strom hinaufuhren, gaben die zahlreich versammelten Bewohner ihr Erstaunen durch einen lauten Schrei kund. Die Strömung wurde jetzt wie natürlich stärker, da man sich im eigentlichen Nigerthale befand; auch schien der Strom allmählich zu steigen; nichtsdestoweniger sah man am Ufer Zeichen, daß derselbe zur Zeit der großen Anschwellung um 20 Fuß höher seyn mußte. Das Bette war sehr ungleich, denn oft fanden sie nur 6 bis 7 Fuß Tiefe, und gleich daneben eben so viele Klafter. Die Scenerie wurde reizender. Eine Reihe flacher Hügel mit lothrechten Seiten lehnte sich im Hintergrunde an die Konggebirge, die zu einer Höhe von 2 bis 3000 Fuß aufzusteigen schienen, und deren Gipfel gleichfalls flach waren.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat September.)

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1837.

Das Marinehospital in London.

Dieß ist kein auf festem Lande errichtetes Gebäude, keine alte auf Staatskosten unterhaltene Anstalt, sondern der Bau schwimmt auf der Themse, und die Errichtung datirt sich erst vom J. 1821 her, wo eine Anzahl Menschenfreunde zusammentrat, und durch freiwillige Beiträge den Grund dazu legte. Der Gedanke ist eines Handelsstaats würdig: man wollte den kranken Matosen, welcher Nation er auch angehöre, nicht einsam umkommen lassen. Ein kranker Matrose ist kein gewöhnlicher Kranker, gewöhnliche Heilanstalten taugen ihm nicht; sperrt man ihn in ein Landspital, so bringt man ihn zur Verzweiflung, denn von Jugend auf an den Seedienst gewöhnt, hat er unvermerklich die Gewohnheiten der auf dem festen Lande lebenden Leute verloren. Sein Hauptfehler, die Quelle seines Unglücks, ist ein gänzlicher Mangel an Voraussicht, er denkt nicht an die Wirklichkeit des Elendes, als in dem Augenblicke, wo ihm kein Mittel übrig bleibt, sich demselben zu entziehen, und überfällt es ihn endlich, so wird er leicht muthlos. Von Spitälern, Zufluchtshäusern und andern milden Anstalten, die nicht Bezug auf die Marine haben, will er nichts hören; ehe er sich dahin begibt, verkauft er lieber sein letztes Kleid, um sich auf eine andere Weise Erleichterung zu verschaffen, und wer die Vorurtheile dieser wunderlichen Menschenclasse kennt, der weiß, daß sie fast immer lieber am Bord ihrer Schiffe bleiben, auf die Gefahr hin, daselbst zu sterben, als daß sie sich in ein Spital begeben, mit der Aussicht ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

Eine Menge dieser kranken Matrosen lagen unaufhörlich in den dem Hafen von London benachbarten Quartieren; die Verwaltung dachte nie daran, sich über die jährliche Zahl derselben Auskunft zu verschaffen, und den Menschenfreunden, welche diesen Unglücklichen zu Hülfe kommen konnten, blieb sie also gleichfalls unbekannt. Dieß schreckte sie indeß nicht ab, die Subscriptionslisten bedeckten sich mit Unterzeichnungen, und bald handelte es sich nur noch um die Ausführung. Der Matrose läßt sich nur ärztlich behandeln auf dem Wasser, und somit wählte man zum Hospital ein Schiff. Die Doctoren der Facultät mochten gegen die Wahl eines solchen Locals wohl manchen Einwurf machen, aber die Erfahrung sprach dafür. An abgetakelten Schiffen fehlt es in England nicht. Die Regierung bewilligte zuerst den Grampus von 50 Kanonen, und die ersten Versuche fielen so glücklich aus, daß man bald ein größeres Schiff bedurfte: das Spital wurde auf den Dreadnought (Furchtlos) verlegt, eines von Nelsons Schiffen bei Trafalgar.

Dieser Dreidecker liegt in der Themse auf der Höhe von Greenwich vor Anker, ein Ort, wo es der großen Masse von Fahrzeugen in den verschiedenen Hafenbassins und auf der Themse, wo Unfälle jeder Art leider nur allzu häufig sind, nahe genug ist. Hier finden kranke und verwundete Matrosen aus allen Gegenden der Welt eine Zuflucht, alle sind aufgenommen als Brüder Einer Familie, deren Vaterland auf den Wellen ist. Die Organisation des Spitals an Bord des Dreadnought ist im Allgemeinen dieselbe wie in den Landspitälern: alle kranken Matrosen, welcher Nation sie angehören mögen, können sich zutrauensvoll melden und sicher seyn, gut aufgenommen zu werden. Sie haben keinen Empfehlungsbrief nöthig, und diese Leichtigkeit der Zulassung hat große Vortheile: Matrosen kennen die administrativen Formalitäten nicht, und die Langsamkeit derselben würde sie schon abwendig machen sich in ein solches Spital zu begeben; der Hauptpunkt ist hier, schnell zu helfen, weil davon meist die Heilung abhängt.

In Landspitälern können die Kranken nur so lange bleiben, als sie ärztlich behandelt werden; dieß genügt auch meistens, weil die Aufgenommenen nach vollendeter Heilung in ihre Heimath zurückkehren, oder ihre Freunde haben, von denen sie in ihrer Reconvalescenz gepflegt werden; der Matrose aber, kaum von einer langen Krankheit hergestellt, hat keine Stätte, wo er seine von Leiden und Strapazen erschöpften Glieder ausruhen könnte, und oft war er genöthigt, Tag und Nacht an einer Straßenecke zuzubringen. Das Marinehospital hilft auch hier ab. Man behält nicht nur die Reconvalescenten, um ihnen Zeit zu lassen, nach wieder erlangter Gesundheit auch ihre Kräfte wieder zu gewinnen, sondern es wird auch nichts vernachlässigt, um ihnen wieder Beschäftigung zu verschaffen durch die Vorsprache derjenigen Mitglieder der Committee, die mit Rhedern in Verbindung stehen, wenn sie auch nicht selbst Rheder sind.

Wanderungen durch Posega's Ruinen und Bäder.

(Fortsetzung.)

Abenteuerlich seltsam und vielleicht auch nicht ganz unbegründet ist die an letztgenannte Veste sich knüpfende Sage von der Grausamkeit und Tyrannei eines der frühern Besitzer derselben. Getreu wie sie in der Umgegend im Munde des Volkes herrscht, sey sie hier wieder gegeben. Ein Wütherich war einst Beherrscher dieses Bergschlosses. Scharfsinnig in Erfindung teuflischer Martern, machte er sowohl seine eigenen Unterthanen als auch Reisende und Kriegsgefangene zu seinen Sklaven. Nebst vielen den Menschen entwürdigenden Verrichtungen mußten diese unglücklichen Opfer, schuldlos lebenslänglich von ihrem Peiniger dazu verurtheilt, an der furchtbaren Verschanzung und Befestigung dieses Schlosses unter schrecklichem Getreibe weit ihre Kräfte übersteigend rastlos arbeiten. Einer dieser Unglücklichen arbeitete bereits 20 Jahre an der Verschanzung seines eigenen Kerkers, ohne von seinem Weibe und einem geliebten Sohne, denen ihn der Wütherich gewaltsam entrissen hatte, seit dieser geraumen Zeit auch nur einige Kunde erhalten zu haben, kaum fähig mehr auf den morschen Gebeinen, seinen vor Alter, Kummer und namenlosem Elende verwelkten Leichnam zu tragen. Längst wähnte der Unglückliche seine theuern Angehörigen in jener bessern Welt, und sie in Gedanken um ihr glückliches Loos beneidend, erfüllte ihn stets die heftigste Sehnsucht nach Befreiung aus seiner martervollen Lage und nach Wiedersehen. In solchen Träumereien versunken, gewahrte er eines Abends, als er die Augen aufschlug, plötzlich einen fremden jungen Mann vor sich stehen, welcher sich ihm bald als seinen Sohn zu erkennen gab. Rührend war die Scene von solchem Wiedersehen, der feurigsten Ausdrücke der väterlichen und kindlichen Liebe unter den gegenseitig längst todt Geglaubten. Doch kaum hatte sich der erschütterte Vater von dem Taumel der Freude erholt, so faßte ihn der schreckliche Gedanke, daß sein geliebter Sohn, gleich ihm, in diesem Raubnest zu lebenslänglichen Qualen verdammt werden sollte. Voll stummen Entsetzens, im schrecklichsten Kampfe mit väterlicher Liebe, Vaterpflicht, Menschlichkeit und Verzweiflung stieß er seinem Sohne ein Messer in die Brust, um ihn mit einem Mal vor ähnlichem Elende zu befreien. Röchelnd in seinem Blute sich wälzend, faßte noch der Sohn des verblendeten Vaters Rechte, und mit letzter Kraftanstrengung gestand er dem jammernden Greise, daß er nur zu dessen Befreiung gekommen sey, daß er in ähnlicher Gefangenschaft im nahen Schlosse Biela geschmachtet, daß die Allgewalt der Liebe, verbunden mit ahnungsvoller Hoffnung, die ihn beseelt habe, daß die Noth seine Lehrmeisterin geworden, und er zu seiner und seines Vaters Rettung, nach vielen Versuchen, Flügel aus Schindelspänen erfand, mittelst welcher er von Biela nach Petrov-verh geflogen, um den Vielgeliebten zu befreien. Doch kaum hatte er diese Worte hervorzubringen vermocht, als er verschied. Die Kunst, die Flügel zu behandeln, verstand außer ihm niemand, und sie erstarb mit ihm. Den Vater verzehrte bald darauf der Gram. Auf dem nördlichen Ende des Berges Petrov-verh, etwa eine halbe Stunde von letztgenannter Veste entfernt, liegt Bela oder Biela, dessen Ruinen sichere Zeugen einer mächtigen Burg des Alterthums sind, und bei deren Bau, gleich wie bei Petrovgrad, dieselbe furchtbar sichere Verwahrung gegen jeden, selbst den hartnäckigsten Angriff von außen, das Hauptaugenmerk gewesen zu seyn scheint. Und wie die Bauüberreste zeigen, so war mit derselben eine ansehnliche Kirche verbunden, deren Gründer und Schicksale jedoch völlig unbekannt sind. Den geringen Ueberresten nach zu urtheilen, dürfte sie im gothischen Geschmack erbaut gewesen seyn; auch war sie im Innern reich an Frescomalereien, wovon vor etwa fünfzig Jahren verschiedene Gegenstände noch ziemlich deutlich zu erkennen waren. Ein solches Gemälde, das im Chore sich vorfand, soll den heiligen Stephan, ersten König in Ungarn, vorgestellt haben, in dem Momente, wo er Krone und Scepter der heiligen Jungfrau weiht. In einem der zwei seit mehreren Decennien entwölbten Thürme befindet sich ein Quertram von Birkenholz, woran auffallender Weise die Rinde beinahe noch unversehrt ist. Einige wollen, dieses Gebäude sey ehedem ein griechisches Kalugerkloster, nach andern ein Eigenthum der Tempelritter gewesen, was auch mit viel Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, da dieser Orden vor seiner Auflösung noch ansehnliche Besitzungen in hiesiger Umgegend hatte. Dem Namen nach urtheilt man, Bela sey von dem ungrischen König Bela IV, der sich bei einem Einfall der Türken in Ungarn nach Croatien flüchtete, gestiftet, und erst in der Folge zu einem Kloster verwandelt worden. Allein zugegeben dieses, so konnte es niemals ein griechisches, wohl aber ein katholisches Kloster gewesen seyn, denn mit Ausnahme der noch bestehenden und zur Agramer Diöcese gehörenden St. Margareten Abtei Bela, gibt es in Slavonien kein zweites Kloster dieses Namens. In den tiefen und weitläufigen Gewölben dieses Gebäudes haben schon mehrere thörichte Schatzgräber ihr Glück zu machen versucht, und selbst mitten in der Kirche eine große Grube in dieser Absicht aufgewühlt. Aehnliche Versuche wurden auch in dem unweit von Bela auf der Vorderseite des am Berge hinstreichenden Thales, inmitten herrlicher Saatfelder stehenden Kirchlein gemacht, woselbst noch im J. 1814 ein in Pakrac stationirter Cameral salis indigenator nachspüren ließ, in der Hoffnung auf andere als Salzschätze zu stoßen; allein gewichtige Steine und Schutt waren die ganze Ausbeute. Zwei weitere bemerkenswerthe Ruinen befinden sich rechts an der Straße von Verösze nach Daruvar, in einer sehr hohen malerischen Lage, so daß sie schon von Baszlavy aus sichtbar sind. Sie heißen Sztupchaniza und Dobralucha, und standen ehedem durch einen unter dem Hochrücken des Berges hinführenden gewölbten Gang in Verbindung. Ringsum von hohen Wäldern umfangen, aus welchen sie, ihrer Erniedrung und rasch zunehmenden Verfalls ungeachtet, immer noch Staunen erregend ihre grauen Scheitel emporrecken, gewähren sie eine herrliche Aussicht über die nahe und entlegenere Gegend, insbesondere auf die schönen und fruchtbaren Thäler, die mit den üppigsten Korn- und Tabakspflanzungen angefüllt zwischen den sanft abfallenden Bergen gelagert sind. Diese beiden Vesten sollen in unbekannter Vorzeit von einem Geschwisterpaar erbaut worden seyn, und einer Sage zufolge ihre Benennung

folgender Veranlaſſung zu verdanken haben. Zwei Schweſtern, Beſitzerinnen dieſes Terrains, worin die Schlöſſer nunmehr belegen, theilten nach ihres Vaters Ableben ihr Erbe unter ſich, und beſchloſſen, um für ſich leben zu können, daß jede eine Burg erbauen ſolle, in nicht allzu großer Entfernung von einander. Als der Bau ſchon einige Zeit fortgeführt wurde, beſuchten oder vielmehr begegneten ſie ſich und fragten einander, wie weit ſie in ihrem Bauweſen vorgerückt wären. Raſch antwortete die eine: istom jedan stupacz (kaum erſt eine Säule); worauf die andere erwiederte: A ja kako dobra kucha (und ich ſchon ziemliches Haus); und in Folge dieſes Zweigeſprächs ſollen die beiden Namen entſtanden ſeyn. Letztere Veſte wird jetzt zum Unterſchied des nahe liegenden Dörfchens Dobrakucha, auch Dobrigrad benannt. Das liebliche Thal, welches am Fuße dieſes Berges ſich von Borki bis hieher zieht, bewäſſert ein großer Waldbach, der wohlſchmeckende Forellen enthält.

(Schluß folgt.)

Schwimmende Inſeln.

Die Journale von Baltimore theilen die Nachricht mit, daß zwei Inſeln, die der Gruppe der ſogenannten tauſend Inſeln angehören, ſich von ihrer Unterlage losgeriſſen haben, ſchwimmend wurden, und den Strom (Suſquehannah) herabkamen. Die eine wurde etwa eine Meile von dem Dorfe Ogdensberg bemerkt, wo ſie anſtieß, die andere wurde bis an den untern Theil des Dorfes getrieben.

Chronik der Reiſen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

1. Lairds Tagebuch.

(Fortſetzung.)

Mehrere Schwierigkeiten machten es jetzt nöthig, daß der Quorra einige Tage anhielt, und inzwiſchen ging Lander mit der Alburkah aufwärts, um das Fahrwaſſer zu unterſuchen. Am 20 kam derſelbe in einem Boote zurück, und hatte die Alburkah an der Vereinigung des Tſchadda*) mit dem Niger gelaſſen; ſeiner Angabe nach war die Fahrt ſehr ſchwierig, doch in dem Hauptarm immer hinreichend Waſſer. Die Einwohner aller Städte, an denen er vorüberkam, zeigten ſich erfreut über die Ausſicht, mit den Weißen Handel zu treiben. Am 21 ging die Fahrt weiter; die Kongogebirge liegen in der Richtung von Weſtnordweſt nach Südſüdoſt, und werden vom Niger durchſchnitten, der ſich hier durch ein nur 2000 Fuß breites Bette windet, während auf beiden Seiten die Berge ſich auf 2 bis 3000 Fuß erheben, und, wie es ſcheint, meiſt aus Granit beſtehen; darunter zeigten ſich einige merkwürdige zuckerhutförmige Berge. Die Fahrt iſt hier gefahrvoll, weil große Granitblöcke im Strome liegen, und Strudel und Untiefen verurſachen. Sobald dieſe gefährliche Paſſage zurückgelegt war, breitete ſich der Strom bis auf 9000 Fuß aus, die Einmündung des Tſchadda lag vor den Augen der Reiſenden, und die zahlreichen Kähne, die hier die weite Waſſerfläche durchfuhren, und den Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Städten am Ufer unterhielten, boten einen Anblick von Sicherheit und Frieden dar, wie die Reiſenden ihn bis jetzt noch nicht in Afrika vor Augen gehabt hatten.

Am 28 Dec. ſtieß der Quorra auf den Sand, und unter der Mannſchaft brachen wieder Krankheiten aus; zugleich ergaben ſich Beweiſe, daß der nicht freundlich geſinnte König von Attah, deſſen Macht ſich ſehr weit am Fluſſe herauf erſtreckte, allerlei Plane gegen ſie im Schilde führte. So verging das Ende des Jahres und der Anfang des kommenden ſehr traurig, um ſo mehr, als ſich auch kein Handel eröffnen wollte; ſie befanden ſich jetzt ſchon ſeit zwei Monaten im Fluſſe, und hatten noch keine halbe Tonne Elfenbein erhalten können. Der Indigo, den ſie hätten bekommen können, war ſo unrein, daß er die Fracht nicht ertragen hätte. Allmählich klärte es ſich auf, weßhalb kein Handel ſich anſpinnen wollte: der König von Attah hatte jeden mit ſeiner Rache bedroht, der es wagen würde, mit der Expedition Handel zu treiben; ſo waren ſie denn ganz von den rohen Bergbewohnern abhängig, die keinen fremden Herrſcher anerkannten. Die oben ſchon erwähnten Plateaux waren ſo ausgedehnt, daß bloß auf den nächſten vier große Städte lagen, die reich an Schafen, Ziegen und Ochſen waren. Die Wege, die hinauf führten, waren ſo ſteil, daß Pascoe, ein Neger, den man hinaufſchickte, ſich über die ſchwierigſten Stellen hinaufziehen laſſen mußte. Sicher auf ihren Bergfeſten, ſpotten ſie der Könige in den Ebenen, mit denen ſie gewöhnlich im Kriege leben.

Da der Quorra immer noch nicht von der Stelle konnte, und man erſt im März mit dem ſteigenden Waſſer ihn loszumachen hoffte, ſo wollte Lander mit einem Boote ſtromaufwärts fahren, wo möglich bis Buſſa, was aber mißlang. Hr. Laird blieb indeß zurück, machte Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach Addakudda, einer ziemlich großen Stadt auf dem weſtlichen Ufer, die man vom Schiffe aus ſehen konnte. Die Stadt zählt etwa 5000 Einwohner, und iſt, wie alle Städte in dieſem Strich Afrika's, entſetzlich ſchmutzig und unregelmäßig gebaut. Es war Markttag, als Hr. Laird ſie beſuchte, und die ganze Stadt bot eine ſehr lebendige Scene dar; man fand auf dem Markte Palmöl, Sheabutter, vier oder fünf Arten von Korn, Cayenne-Pfeffer, Calavances, Yams u. dgl. in bedeutender Menge.

Das Land zwiſchen Jbu und der Einmündung des Tſchadda in den Niger iſt von dem unterhalb Jbu weſentlich verſchieden. Unterhalb Jbu iſt der Strom verhältnißmäßig ſehr gekrümmt und nur ſchmal, von ſtehenden Sümpfen umgeben, und das Land mit unermeßlichen Wäldern bewachſen, deren Gleichförmigkeit das Auge ermüdet; oberhalb Jbu aber breitet ſich der Strom aus, die Ufer ſind nur ſchwach bewaldet, und an vielen Orten vortrefflich angebaut; die Windungen des Fluſſes werden länger, die Bewohner civiliſirter und beſſer gekleidet. Die beſſere Claſſe trug weite Hemden und Hoſen, ſtatt der zu Jbu gewöhnlichen Schürze; deutlich ſah man, daß das Land lange unter der Herrſchaft des Menſchen geſtanden hatte. Die Ufer, obwohl 15 bis 20 Fuß hoch über dem Waſſerſpiegel des Fluſſes, blieben flach bis Kirri, wo die erſten Hügel ſich zeigten; von da ſtieg dem Land allmählich an, bis es bei Attah 2 oder 300 Fuß hoch war. Von Attah aufwärts gibt eine Hügelkette auf jedem Ufer des Stroms dem Lande etwas Maleriſches; die weſtliche iſt höher, und ſcheint hauptſächlich aus Granit und Glimmerſchiefer zu beſtehen. Dieß roman-

*) Auch hier ſteht immer Shary ſtatt Tſchadda, was bloß ein Mißverſtändniß ſeyn kann.

lische Thal erstreckt sich 40 bis 50 Meilen weit bis an die Kongoberge, die von den Ufern des Flusses an sich auf 2 oder 3000 Fuß erheben; auch diese bestehen hauptsächlich aus Granit, der hier in einem über 4000 Fuß breiten Schlund gespalten ist, durch den der Strom in einer Breite von 2000 Fuß hinfließt. Wahrscheinlich haben vulcanische Kräfte diesen Riß durch die Berge erzeugt. Wenn man die Kongberge hinter sich hat, sieht man den Strom fast 15 Meilen weit in ziemlich gerader Richtung vor sich in einer durchschnittlichen Breite von 9000 Fuß, bis zu der Einmündung des Tschadda, wo mehrere Felseninseln liegen. Das Bett des Flusses ändert sich in seinem Charakter, sobald man über den Alluvialboden hinaus ist; die Ufer sind nicht mehr aus Schlamm gebildet, sondern aus grobem Sand, der ausnehmend beweglich ist, so daß kein Anker darin halten will. Eben so eigenthümlich ist es, daß die Ufer so steil sind, denn man findet oft kaum einige Fuß vom Ufer 4 Klafter Tiefe, als ob die Strömung das Erdreich perpendiculär abschnitte.

Beide Ufer sind dicht mit Städten und Dörfern besäet, und es können ihrer zwischen Ibu und der Einmündung des Tschadda nicht weniger als 40 seyn; gewöhnlich stehen sie 2 oder 3 (engl.) Meilen von einander ab. Die Hauptorte sind Attah und Addahkudda. Rechnet man für jede Stadt und jedes Dorf im Durchschnitt etwa 1000 Einwohner, so wird man eher zu wenig als zu viel annehmen. Der allgemeine Charakter des Volks ist weit besser, als der der Bewohner des Sumpflandes zwischen Ibu und der Küste: sie haben viel Auffassungsgabe, sind schlauer, freundlicher in ihrem Wesen, und friedfertiger; Leben und Eigenthum ist sicherer, doch immer noch prekär genug, daß die Einwohner nicht wagen, vereinzelt zu leben, oder sich nach Sonnenuntergang in kleinen Canots auf den Strom zu begeben. Ackerbau wird in großer Ausdehnung betrieben, und Mais und anderes Korn wird mit geringer Arbeit und noch geringerer Kunst erzeugt. Tabak wächst in geringer Menge, und kostet, wenn er getrocknet und auf türkische Weise zum Verkaufe zusammengerollt ist, 100 Kauris oder einen Penny das Pfund. Er hat einen milden, angenehmen Geschmack; die Eingebornen rauchen sehr gerne, und gebrauchen die in der Levante gewöhnliche lange Rohrpfeife; die Köpfe sind zierlich aus Thon gearbeitet, auch trifft man einige aus Kupfer, die von Zandah und anderen Städten am Tschadda kommen. Eine Art Bier wird aus Mais und anderem Korn bereitet, und Märkte für den besondern Verkauf desselben periodisch abgehalten. Die Stille der Nacht auf dem Flusse wird öfters unterbrochen durch Schaaren lustiger Brüder, die in Kähnen von solchen Märkten zurückkehren. Das Bier aus Dhoura (Durra? Sorghirse) ist sehr angenehm zu trinken, macht aber leicht Diarrhöe. Der Strom ist unglaublich reich an Fischen, und die Uferbewohner sind erfahrene und ausdauernde Fischer; die Fische werden aufgeschlitzt und ausgeweidet, dann am Feuer gedörrt, und bilden nebst Mehlspeise das Hauptunterhaltsmittel. An Baumfrüchten sind die Flußufer nicht sonderlich reich.

Der Verkehr unter den Uferstädten ist sehr groß: die ganze Bevölkerung, Männer, Weiber und Kinder treibt Handel. Der Handel mit Sklaven, Tuch und Elfenbein ist allein auf Männer beschränkt; alles Andere, und somit der bei weitem schwierigere Theil des Geschäfts, fällt den Weibern anheim. Bocqua ist der Mittelpunkt dieses Handels, und alle zehn Tage wird daselbst ein dreitägiger Markt gehalten, auf dem Leute aus Ibu, Attah und selbst Bonny im Süden, Egga, Cattam-Coraffi und Zandah im Norden, so wie eine Menge aus dem innern Lande an beiden Ufern des Flusses zusammenströmen. Die Handelsleute aus dem obern Lande bringen einheimische Tücher, Corallen, Elfenbein, Reis, Strohhüte und Sklaven, was sie alles gegen Kauris verkaufen, und dagegen europäische Waaren, namentlich portugiesische und spanische, einhandeln. Die Reisenden sahen alle zehn Tage 25 große Canots mit 40 bis 60 Menschen auf ihrem Wege nach dem Markt an ihnen vorüberfahren. Der Handel wird vermittelst Geld geführt, nicht durch Tausch; Kauris bilden dieß Geld, die zu Strängen von 100 oder 200 zusammengebunden sind, aber man muß sie zählen, da die Eingebornen gerne betrügen; im Durchschnitt ist das Tausend einen Schilling werth. Metallwaaren, Pulver, Flinten, Kattun- und irdene Waaren sind selbst zu den Fabrikpreisen nicht abzusetzen; dagegen sind rothes Tuch, Sammt- und falsche Corallen sehr begehrt, dann auch Spiegel und Schnupftabaksdosen von venetianischer Manufactur. Der Elfenbeinhandel ist unvortheilhaft, weil die Kosten des Einsammelns allen Vortheil aufzehren, es können Monate vergehen, ehe man einen einzigen Zahn zum Kauf angeboten erhält. Das beste und vollkommenste Elfenbein kommt den Tschadda herab; die Zähne, die man vom Niger her erhält, sind fast ohne Unterschied am Ende zerbrochen. Der Indigo, den man erhält, besteht zu vier Fünftheilen aus Unrath, und kann in seinem jetzigen Zustande nicht als Handelsartikel gelten. Bienenwachs in Kuchen traf Hr. Laird nie; bei dem Ueberfluß an Honig aber ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Eingebornen, wenn ihnen dessen wahrer Werth bekannt wäre, es in bedeutender Menge sammeln könnten. Leopardenfelle kommen auch zum Verkauf, und gelten 2500 bis 5000 Kauris, oder drittehalb bis drei Schillinge. Der Preis der Lebensmittel wechselt bedeutend; Rinder, die 60 bis 120 Pfund wogen, kosteten 12 bis 20.000 Kauris; Ziegen, 8 bis 15 Pfd. schwer, 1000 bis 1500 Kauris. Fische sind sehr wohlfeil. Reis, der in kleinen Grassäcken zu je 2 Pfund verkauft wird, kostete einen Flintenstein der Sack; er ist süß, aber schlecht gereinigt. Yams sind selten, theuer und schlecht; Geflügel gibt es in Menge zu 100 Kauris das Stück; Eier ebenfalls, aber sie sind meist faul.

(Fortsetzung folgt.)

Henri Ternaux, bekannt durch seine Collection des historiens de la découverte et de la conquête de l'Amérique, hat aus Madrid eine beträchtliche Sammlung Manuscripte erhalten, unter denen sich der Bericht findet, den der Präsident der Akademie von Guatimala im J. 1785 über die Ruinen von Palenque abstattete, nebst den von Bernasconi ausgeführten Plänen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 87** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ein Baron.** (Fortsetzung.) — **Die inneren Stimmen.** Von Victor Hugo. (Fortsetzung.)

Da das Abonnement auf dieses dem Auslande beigegebene Literaturblatt, das wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Monatsnr bei 2 Ausgaben vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 October 1837.

Constantinopolitaniſche Reminiscenzen.

(Mitgetheilt von Tieck.)

Schon bei meiner erſten Anweſenheit in Conſtantinopel hatte ich verſucht, in den Avret-Bazar, den Damenmarkt, einzudringen, war aber noch auf ziemlich gelinde Art, weil ich eine türkiſche Schutzwache bei mir hatte, mit der ich kurz zuvor das Innere der Sophien-Moſchee beſehen, hinaus complimentirt worden, da es Nicht-Muhammedanern verwehrt iſt, jenen Ort zu betreten. Die nahe Abreiſe des —ſchen Geſchäftsträgers, der in Abweſenheit des Geſandten fungirt hatte, veranlaßte ihn, wie es gewöhnlich kurz vor der Abreiſe der fremden Miniſter der Fall iſt, ſich auch einen Firman zur Beſichtigung des Weibermarktes zu verſchaffen, weniger um ſeine Neugierde zu befriedigen, als um dadurch den ihm Attachirten und Empfohlenen eine Gefälligkeit zu erweiſen. Natürlich profitirte ich von ſolch guter Gelegenheit und ſchloß mich der Geſellſchaft an, die an einem ſchönen Morgen nach Topchana hinabſtieg und von dort in mehreren Booten nach der Stadt hinüberfuhr. Wir landeten bei dem an der großen Hauptmauth belegenen Fiſcherthor, ſchauten die Moſchee der Sultanin Valide an, drängten uns durch das Gewühl des ägyptiſchen Marktes, Miſſr tſcharſchiſſi, kamen dann an die Hauptwerkſtätte des Kaffeeſtoßens, Tahmis, wo dieß türkiſche Labſal in hölzernen Mörſern zur der Feinheit des ſpaniſchen Schnupftabals zermalmt wird, und gingen dann über den langen Markt, Uſun tſcharſchiſſi, an den Jeni- und Valide-Chans, dieſen großen Waarenniederlagen, vorüber bis zur Osman-Moſchee. Indem man nun ſüdlich zwiſchen dieſer und dem Veſeſtan mit ſeinen gewölbten Markthallen einbiegt, trifft man auf ein Thor, das den Eingang des erſehnten Stapelplatzes weiblicher, verkäuflicher Schönheiten bildet.

Der Avret-Bazar ähnelt ganz und gar den Chans, welche ich hier in Conſtantinopel ſchon öfter beſucht, und die mich in Adrianopel und andern bedeutenden Städten der Türkei oft auf meiner Reiſe beherbergt hatten. Ein viereckiges, nur aus einem etwas erhöhten Erdgeſchoſſe beſtehendes Gebäude umgibt einen großen theilweiſe mit Raſen beſetzten Platz. Rundum vor dem ganzen Gebäude läuft eine offene Galerie, zu der ein paar Stufen hinaufführen, und die oben durch das weit vorſpringende, auf ſchmucke hölzernen Säulen ruhende Dach bedeckt wird. Von dieſem einfachen Porticus führen Thüren in die einzelnen Gemächer, die ihr Licht durch zwei Fenſter, wovon eines über das andere neben der Thür befindlich, erhalten, und die dann wie Marktbuden an die Sklavenhändler vermiethet werden. Doch läßt der Kaufmann ſeine ſüße Fleiſchwaare nie über Nacht in dieſen Räumen, ſondern zieht Abends mit ſeiner intereſſanten Heerde nach ſeiner in der Stadt befindlichen Wohnung, von wo er ſich am andern Morgen wieder auf dem Markte einfindet. Es war heute ein ſchöner Tag, und deßhalb befanden ſich die Damen meiſtentheils außerhalb ihrer Gemächer in ſcheinbar ſorgloſer Ruhe auf der Galerie und auf dem Raſen des Platzes. Nur einige der Verkäufer, denen die Anweſenheit der ungläubigen Franken ein Gräuel däuchte, jagten ihre Pflegbefohlenen in die Buden hinein, um ſie nicht unſern profanen Blicken auszuſetzen. Den Chriſten und Nicht-Muhammedanern iſt bekanntlich der directe Ankauf eines Mädchens unterſagt, die, ſollten ſie ein Gelüſt nach dem Beſitze ſolcher Waare in ſich ſpüren, dieſe nur durch einen moslemitiſchen Unterhändler an ſich bringen können. — Es blieb außerhalb der Boutiken noch genug Augenweide zurück, an der wir uns ſattſam ergötzten, und wobei bei manchem von uns der Wunſch rege wurde, recht viele Beutel voll Piaſter zu beſitzen, um gegen todtes Metall dieſes friſche Leben einzuhandeln. Obgleich der Hauptſtapelplatz für Negerinnen eigentlich Cairo iſt, ſo fanden ſich doch auch hier in Menge recht anmuthige Exemplare dieſer ſchwarzen Waare.

So lange Griechenland unter türkiſcher Herrſchaft ſtand, lieferte es eine große Quantität ſeiner Töchter hier an den Markt; jetzt ſind die helleniſchen Producte ſeltener geworden, und die kaukaſiſchen Länder erfreuen ſich deßwegen eines ſtärkern Abſatzes in dieſem Artikel. Man glaube aber nicht, daß die Mädchen dort geraubt werden; die Eltern, deren Ehen mit vielen Töchtern geſegnet ſind, verkaufen dieſe Sprößlinge freiwillig, da ihrer nicht ein ſo düſteres Schickſal wartet, wie man ſich im Abendlande etwa bei dem Worte Sklavin vorſtellen mag. Iſt das Mädchen ſchön, ſo kann ſie die geliebte Gattin ihres Käufers werden, und in behaglicher Ruhe, die das einzige Ziel der

Orientalinnen ist, ihr Haremsleben dahinträumen und spielen. Die, welche als sogenannte Sklavinnen verkauft werden, haben es größtentheils wohl besser, als unsere Dienstboten in Europa, da sie bei der Menge der Dienerschaft, die in türkischen Häusern stets vorhanden, weniger Arbeit haben, und von ihrer Herrschaft schon deßhalb gut behandelt werden, da hier die gekaufte Dienerin gleichsam ein kleines Capital ist, das man doch so lange zu erhalten sucht wie möglich. Daß die Mädchen, die wir hier sahen, mit ihrem Loose zufrieden, bewies die Heiterkeit, mit der sie unter einander scherzten, wobei sie, nach ihren Blicken und Pantomimen zu urtheilen, auch ihren Witz an uns zu üben schienen.

Unter den weißen Mädchen des Markts fanden wir beinahe keine häßlichen, dagegen mehrere ausgesucht schöne, was natürlich, da die Verkäufer gerade in Constantinopel, wo sich der Reichthum der Türkei concentrirt, auf den gewinnreichsten Absatz rechnen können. Die meisten stammten, wie schon bemerkt, aus den kaukasischen Ländern, und unter diesen glänzten einige wahre Prachtexemplare von 12 bis 15 Jahren, doch körperlich vollkommen ausgebildet. An allen diesen bewunderten wir den zarten, weißen, nur mit einem leichten Roth übergossenen Teint; die zierliche, reizende Figur, die sanftgerundeten Formen des Nackens, des Busens und der Hüften, die natürlich schlanke, durch keine Schnürbrust erzwungene Taille. Die meisten hatten dunkelbraunes Haar, das Auge von derselben Farbe; doch einige, was bei Südländerinnen wie bekannt eine Seltenheit ist, blaue Augen und blondes Haar. Ein junger, wie es schien, den Franken nicht abgeneigter Türke, der als Artillerieofficier zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung in Paris gewesen, hatte sich uns als freiwilliger Cicerone angeschlossen und erzählte uns, daß die blonden Schönheiten, die sich bald zu einem üppigen Embonpoint zu formiren pflegen, deßhalb von seinen Landsleuten, welche fein und zartgebaute Weiber weniger als die hyper-üppigen (vulgo fetten) liebten, eher begehrt würden.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderungen durch Polega's Ruinen und Bäder.

(Schluß)

Südwestlich von Dobrigrad, kaum eine halbe Stunde entfernt, liegt hart an der Landstraße von Vellovar nach Pakrac der freundliche Markt Daruvar, ausgezeichnet durch seine vielbesuchten Thermalbäder, wie auch durch seine malerische Lage. Der Ort, slavonisch Daruvar, wohl zu unterscheiden von dem im Banat gelegenen gleichnamigen Orte, wurde erst in der zweiten Hälfte des jüngst vergangenen Jahrhunderts auf den Trümmern der ehemals hier bestandenen Abtei St. Helena de Podborje zu gründen begonnen; allein das thätige Umsichgreifen des Grundherrn, Grafen v. Jankovics, welcher nichts verabsäumte, die Ansiedlung fremder Colonisten zu begünstigen, der fruchtbare, reichlich die Aussaat lohnende Boden und die Auffindung der Heilquellen waren Ursache, daß der Ort in kurzem aufblühte, so daß er jetzt den Hauptort der Jankovicsschen Herrschaft in hiesiger Gegend bildet, und in vier regelmäßigen Gassen an 500 Häuser, worunter er nebst dem im neuerm Geschmack erbauten, und mit einem prachtvollen Garten umgebenen herrschaftlichen Schlosse, einer im italienischen Style aufgeführten, und der h. Dreifaltigkeit gewidmeten katholischen, so wie einer reformirten und griechischen Kirche, auch mehrere andere schöne und zum Theil sehr ansehnliche Gebäude aufzuweisen hat. Seine Einwohner, deren Zahl bereits 5000 übersteigt, bestehen aus einem Gemisch von Magyaren, Deutschen, Franzosen, Italienern, Kroaten, Serben u. s. w., die durch Betriebsamkeit sich auszeichnen, und nebst Ackerbau, hauptsächlich Tuchweberei und Seidencultur treiben. Der Ortsname entstand durch den im Jankovicsschen Familienwappen befindlichen Kranichvogel, welcher ungarisch Daru heißt, woran die Endsylbe var (Schloß) gehängt, das Wort Daruvar (Kranichschloß) gebildet wurde. Das gemeine Volk nennt ihn zuweilen noch Podborje, oft aber auch nur Jllire (Bad). Wie mehrere hier aufgefundene Denksteine beweisen, so war der Ort schon den Römern bekannt, welche ihn Jasoru, und die Thermen Thermá Jasorvenses nannten. Diese entspringen am Fuß des die nordöstliche Seite der Stadt umkränzenden Weingebirgs aus mehrern Oeffnungen, und wahrscheinlich ist die ganze Hügelkette damit geschwängert; denn wo man hier immer graben will, um frisches Trinkwasser zu erhalten, sprudelt warmes Wasser hervor. Die Einwohner müssen deßhalb aus Mangel an Trinkwasser, welches nur der Brunnen des Schlosses rein enthält, ihren Bedarf fast einzig aus diesem schöpfen. Nach einer jedoch älteren Analyse sind die Hauptbestandtheile dieses natürlich warmen Mineralwassers: fixe Luft oder kohlensaures Gas, Kalkerde, Bittererde, Eisentheile und Glaubersalz. Gewöhnlich rühmt man seine Wirkungen als heilsam in allen rheumatischen und gichtischen Leiden, in Wassersucht und Lähmungen: auch hat es sich schon wirksam erwiesen in verschiedenen Krankheiten des Unterleibs, wobei es sowohl äußerlich als Bad, als auch innerlich gebraucht wird. Die bei den Quellen bestehenden Badhäuser sind das Antony- und Johannisbad, außer welchen auch noch ein Schwimmbad vorhanden ist, welches sich als besonders heilsam erweisen soll. Das gemeine Volk badet gewöhnlich nur in den nächsten besten warmen Quellen. Für die Unterkunft der Gäste sorgen zwei nächst den Bädern befindliche herrschaftliche Wohngebäude und ein wohleingerichtetes Gasthaus. Wer in diesen sich nicht einquartiren will oder kann, miethet sich in einem Privathause ein, deren Besitzer gewöhnlich für solche Fälle einzelne Wohnungen bereit halten. An Unterhaltung so wie an Erheiterungsorten fehlt es hier nicht; die Gegend schon an sich trägt einen überaus anmuthigen Charakter, und in der Nähe des Bades ladet ein schöner Buchenhain mit einer längs der Wiesen hinführenden Allee in ihren kühlenden Schatten. Eine andere Promenade ist die zum sogenannten römischen Brunnen, eine niedlich eingefaßte und von drei großen Wasserulmen umschattete Quelle. Ueberdieß ist der herrschaftliche Garten mit seinen großen und guten Orangerie- und Treibhäusern, und mit seinen nach englischer Art eingerichteten Anlagen für jeden Gast geöffnet, und das nahe Weingebirge, welches einen köstlichen rothen Wein liefert, bietet auf verschiedenen

Punkten eine entzückende Aussicht dar, welche über den großen Wald Lugh mehrere Meilen weit in die angränzende Militärgränze sich erstreckt. Den Besuch dieses Badeorts erleichtert eine treffliche Kunststraße, welche von Bellovar und Pakraz hieher führt. Auf dieser in südlicher Richtung über das Gebirge hinführenden Straße gelangt man in drei Stunden nach dem Markte Pakraz, dessen schöne Kirchthürme schon in der Ferne den Wanderer bewillkommnen. Pakraz hat eine sehr reizende Lage in einem von hohen Reben und Waldgebirgen umschlossenen Thale, am Flüßchen Pakra, ist Sitz eines Bischofs der griechischen nicht uniirten Kirche in Slavonien und eines Protopopen, und bildet, gleichwie Daruvar, den Hauptort einer gräflich Jankovicsschen Herrschaft von 60 Dörfern. Der Markt zählt in 500 Häusern gegen 1500 Einwohner, worun ein Drittel Serben sind, und enthält außer dem alten Schlosse oder Herrschaftshaus eine stockhohe bischöfliche Residenz, eine außerhalb des Marktes auf einer sanften Anhöhe situirte katholische, eine der h. Dreifaltigkeit gewidmete griechische Kirche nebst zwei Capellen, und einige gut und hübsch gebaute Privathäuser, mit Ausnahme deren die übrigen Gebäude meist nur von Holz und mit Eichenbrettern eingedacht sind. Ueber den Pakra, der die Westseite des Marktes bespült, führt eine bei 16 Klafter lange, sehr solid gebaute hölzerne Brücke, an deren entgegengesetztem Ende ein großes herrschaftliches Gasthaus und eine Caserne sich befinden. Vor Allem bemerkenswerth ist jedoch das inmitten des Marktes belegene Herrschaftshaus, nicht seiner Bauart wegen, denn diese ist sehr einfach, und zeigt, mit Ausnahme der dasselbe umgebenden schönen und weitläufigen Wirthschaftsgebäude und dem anschließenden hübschen Parke wenig Auffallendes, sondern einzig deßhalb, weil es der Haupt- und Lieblingssitz des aus der neuern Geschichte bekannten und berühmten Obersten Trenk ist, dessen Panduren, sonst Rothmäntler genannt, noch im Andenken manches Deutschen stehen werden. Selbst in Slavonien sind sie bis auf den heutigen Tag noch nicht vergessen. Das gemeine Volk nennt auch heutzutage noch alle Recruten, welche vom Lande gestellt werden, Baronowatz, welches so viel bedeuten will, als Barons-Leute. Man nannte nämlich Trenks Panduren so, und nun blieb die Benennung auch den ausgehobenen Recruten, welche auch Barons-Leute seyn müssen. Unweit des Herrschaftshauses befindet sich an der zum Bischofshofe (Dwor) führenden Straße rechter Hand ein ebenfalls von Baron Trenk erbautes Haus, welches jetzt als Fruchtkasten benützt wird. Von diesem Hause aus führt rechts eine Brücke zu den Ruinen eines uralten, mit einem zur Hälfte schon verschütteten und verwachsenen Wassergraben umgebenen Schlosses, an dessen äußerm Umfang und gothischer Structur das hohe Alter und dessen einstige Wichtigkeit noch deutlich zu erkennen sind. Mit Ausnahme der unter dem Gebäude befindlichen großartigen Gewölbe, dreier runder Eckthürme und der rasch ihrem Verfall entgegeneilenden Außenwerke liegt jedoch fast Alles darnieder in Schutt und Staub. Gewiß haben diese Mauern einst, als Johann von Witowetz, Ulrichs von Cilley Feldherr, den Prior Aurana Zavanus de Thaloz, den berühmten Vertheidiger Belgrads, um das Jahr 1445 bei Pakraz schlug und tödtete, eine bedeutende Rolle gespielt, und wahrscheinlich datirt sich auch aus jener Zeitperiode die Demolirung des Schlosses. Bemerkenswerth ist hier noch eine alte hölzerne Hütte im nahen Weingebirge ober dem Kamenik, einst eine griechische Capelle, jetzt fast ganz mit wildem Gesträuch verwachsen, in welcher der Sage des gemeinen Volkes nach Wukodlaks, das heißt Vampyre, hausen sollen. Eine halbe Stunde von Pakraz südlich liegt das Dorf Lippik, bekannt durch seine schwefelhaltigen Thermen, die aus vier Quellen zu Tage kommen, wovon beinahe jede eine andere Temperatur hat. Das sogenannte Volksbad hat 125½°, ein anderes 107°, ein drittes 101°, und das sogenannte Bischofsbad 113° nach Fahrenheit. Von diesen ist das Bischofsbad das besuchteste und als das wirksamste bekannt. Einheimische behaupten, das Lippiker Wasser enthalte dieselben Bestandtheile, wie das von Daruvar, und komme auch in seinen Wirkungen mit diesem überein. Die Gegend um Lippik vereinigt alle Vorzüge einer reizenden Landschaft, und von Seite der Grundherrschaft wird auch Alles aufgeboten, die Badanstalt immer mehr zu vervollkommnen und den Curgästen, deren Anzahl manchmal sehr bedeutend ist, zu verschönern. Besonders häufig wird das Bad besucht von Gästen aus der nahen Militärgränze, die kaum eine halbe Stunde von hier entfernt ist.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

1. Lairds Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Die Reisenden führten auf dem immer noch auf und im Sande liegenden Quorra ein äußerst monotones Leben, und suchten sich die Zeit möglichst zu vertreiben, wenn nicht ein Anfall von Wechselfieber sie hinderte, auf irgend etwas Anderes, als ihren Körper Acht zu haben. Die Fieberschauer kamen gewöhnlich um Mittag, und jeder spätere Anfall unwandelbar eine halbe Stunde später, bis er endlich um sechs Uhr Abends kam, worauf die Anfälle einige Tage aussetzten, und dann wieder um Mittag begannen. „Diese Ordnung, sagt Hr. Laird, wiederholte sich bei mir so oft, daß ich bis auf die Minute hin sagen konnte, wann der Anfall komme."

Am 5 Febr. kam von Lander die betrübende Nachricht an, daß das Wasser für die Alburkah nicht tief genug sey, und daß sie deßhalb nicht nach Rabbah und Bussa gehen könne. Er schlug vor, den Neger Pascoe den Strom hinab an die Brigg Columbine zu senden, und benachrichtigte zugleich Hrn. Laird, daß der König von Zandah ausnehmend wünsche, einen der weißen Männer zu sehen. Hr. Laird beschloß, diese Gelegenheit zu benutzen, und den Tschadda hinaufzufahren, um so mehr, als der Arzt eine solche Luftveränderung auch für die Gesundheit zuträglich hielt. Laird hatte nämlich in Folge eines Tornado, der die Luft ungemein abgekühlt hatte, einen schweren Rückfall erlitten. Auf der Alburkah war der Hochbootsmann gestorben, und selbst unter den Kru's klagten Viele. Alle Eingebornen stimmten überein, daß der Monat Februar der ungesundeste von allen sey, und daß unter ihnen selbst eine bedeutende Sterblichkeit herrsche. Hr. Briggs, der Arzt, starb, und Hr. Laird war furchtbar abgemagert, dagegen seine Gelenke bis aufs Doppelte ihrer natürlichen Größe ge-

schwollen, und dieß, so wie eine ungemeine Schwäche, hinderte ihn am Gehen. Das Wetter war furchtbar heiß, das Thermometer stand häufig stundenlang auf 99° F. (30° R.), ohne daß ein Lüftchen die Hitze während des Tages gekühlt hätte, während die Nächte feucht und unangenehm waren, ohne kühl zu seyn.

Um der unangenehmen Lage im Innern und den niederschlagenden Erinnerungen an den Tod seiner Freunde und Gefährten zu entgehen, beschleunigte Hr. Laird seine Vorbereitungen zur Abfahrt nach Fandah, und reiste endlich an einem prächtigen Morgen, begleitet von sieben Kru's, zwei Negerknaben und einem Engländer ab. Der Hauptarm des Tschadda ist dreiviertel bis eine (engl.) Meile breit. Durch die zahlreichen Sandbänke aber, die in der trockenen Jahreszeit die Mündung verstopfen, war nicht durchzukommen, und Hr. Laird mußte seinen Weg durch einen schmalen Creek suchen, der den weichen angeschwemmten Boden durchschneidet, den beide sich vereinigende Flüsse in Form eines Pferdehufs aufgeworfen hatten. Von hier aus gelangte er in den eigentlichen Strom, der eine durchschnittliche Tiefe von zwei Klaftern und eine sehr reißende Strömung hatte, so reißend, daß die Kru's mit den Rudern nicht vorwärts kommen konnten, und genöthigt waren, das Boot zu ziehen. So kam Hr. Laird nach einer mühseligen Fahrt von 7 Tagen, während deren er an einer bedeutenden Anzahl von Dörfern vorübergekommen war, zu Yimmahah an. Die Richtung des Stroms bis nach dieser Stadt ist nordöstlich.

Yimmahah liegt auf der Spitze eines fast perpendiculären Felsens; als Hr. Laird es besuchte, dehnte sich eine Sandbank von etwa einer halben Stunde Breite am Fuße des Felsen aus, und hier stand eine Anzahl temporärer Hütten, deren Bewohner Fische fingen und trockneten. Yimmahah ist fest und uneinnehmbar, denn von dem festen Lande ist es durch tiefe Schluchten getrennt, und die fast lothrechte Seite gegen den Fluß zu ist nur durch eine außerordentlich steile Felsenstiege zu ersteigen. Die Stadt hat jetzt 3000 Einwohner, soll aber kurz vorher, ehe der König von Fandah sie zerstörte, 10,000 gehabt haben. Auch bestand früher zwischen Kano und andern Städten im Innern mit Yimmahah ein directer Verkehr durch Karawanen, aber die Raubsucht und Erpressung des Königs von Fandah hatte diesen ein Ende gemacht.

Endlich kamen Boten von dem König an, welche Hrn. Laird einluden, nach Fandah zu kommen. Da er einmal so weit gegangen war, so halfen weitere Ausflüchte nichts, und er trat die Reise an, jedoch nicht ohne Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich seiner Waaren zu treffen, die er unter Aufsicht eines Europäers und mehrerer mit Flinten und Säbel bewaffneten Krum's zu Lande absandte, während er selbst, seiner Schwäche wegen, so weit es ging, die Reise auf dem Fluß machte. Er kam an unermeßlichen Sandbänken vorüber, die zur Zeit der Anschwellung alle bedeckt sind, so daß der Strom ein prachtvolles Schauspiel darbieten muß. Die Richtung ist fortwährend Nordost oder Nordnordost, und von Potingah an, von wo aus die Reise zu Lande gemacht werden mußte, ging es gerade gegen Norden. Das Land war aufgerodet und schien gut angebaut. — Die erste und zweite Unterredung mit dem Könige bot nichts Besonderes dar, als ein komisches Mißverständniß. Als Hr. Laird den König zum erstenmal sah, erschien derselbe ungeheuer dick, und als er ihn zum zweitenmal incognito sprach, war derselbe ein grobknochiger, rüstiger Mann, so daß Hr. Laird ihn gar nicht für den König ansehen wollte, bis er erfuhr, daß es Sitte des Königs und seines Gefolges sey, sich durch Ausstopfen mit Baumwolle zu einer lächerlichen Dicke auszustaffiren. Der König erwies sich bald als falsch und hinterlistig, und es war nicht seine Schuld, wenn Hr. Laird nicht all das Seinige verlor, denn er bezeigte große Lust, ihm Alles zu nehmen, und nur die Furcht vor den Waffen der Weißen scheint ihn abgehalten zu haben. Uebrigens war Lairds Lage überhaupt nichts weniger als angenehm, wie aus nachstehender Schilderung zur Genüge hervorgeht.

„Ich merkte bald, daß mein Ausflug nach Fandah eine sehr schlechte Speculation gewesen, da zwei oder drei Eingeborne tüchtig gepeitscht wurden, weil sie einiges Elfenbein an mich verkaufen wollten, und der König, der mich jeden Tag besuchte, hatte augenscheinlich keines, oder, wenn er welches hatte, hielt er für besser, es zu behalten, und meine Waaren dazu. Ich war wollig in der Falle, hatte aber niemand als mich selbst anzuklagen, und war noch überdieß ein Gegenstand der Verachtung für Leute, die sich auf ihr persönliches Aussehen was zu Gute thun, und eine runde Gestalt als ein sicheres Zeichen von hohem Rang ansehen. Außer meinem skelettartigen Aeußern litt ich auch noch an einer Krankheit, Craw-Craw genannt, womit ich in dem kleinen Canot auf dem Wege von Yimmahah nach Potingah angesteckt worden war; im Vergleich mit dieser Krankheit ist die Nesselsucht ein angenehmes Kitzeln, denn wenn ein Anfall kam, brachte er mich fast zu Convulsionen, und dieß verursachte eine ungewöhnliche Nervenreizbarkeit. Der mich begleitende Europäer, Namens Sarsfield, genoß einer vortrefflichen Gesundheit, und wurde auch vergleichungsweise gut behandelt, obwohl er wegen seines glatten Kinns für einen Knaben angesehen wurde. Die Zeit wurde uns entsetzlich lang, und die Schilderung eines Tages kann so ziemlich für alle andern dienen. Mit Tagesanbruch genoß ich zwei Stunden lang einer köstlichen Ruhe, nämlich zwischen dem Aufhören der Plage durch Muskitos und dem Anfang der durch Fliegen. Um acht Uhr schickte uns der König unsere Ration Yams für den Tag, und mit der Bereitung derselben zum Frühstück brachten wir eine bis zwei Stunden zu. Von dieser Zeit an bis Sonnenuntergang hatten wir unaufhörliche Besuche, die der König durch den Thorweg zuließ; uns essen zu sehen, war der Gipfel ihrer Neugierde, und wenn sie mich zum Zornreizen konnten, was nur allzuleicht geschah, so war ihre Freude sonder Gränzen. Als ich diese Widerwärtigkeit eine Zeit lang ertragen hatte, drohte ich jeden zu erschießen, der sich ohne Erlaubniß in meinem Hof eindrängen würde, und da der König sah, daß es mein Ernst sey, sperrte er endlich den Eingang. — Nach Sonnenuntergang begann das abscheulichste Gelärm in allen Theilen der Stadt, namentlich aber in dem an den meinigen stoßenden Hofe, wo des Königs Musikanten, wie sie sich nannten, jede Nacht spielten. Die Musikbande bestand aus afrikanischen Trommeln, Pfeifen, Triangeln und Trompeten, und hinderte mich bis zwei oder drei Uhr Morgens am Schlafen; rechnet man hiezu die Myriaden von Muskitos, deren ewiges Gesumme zehnmal peinlicher ist, als der ärgste Biß, das unaufhörliche Geschrei des afrikanischen Nachtgeyers, die Legion von Ameisen und die Schaaren ungeheurer Ratten, die sogleich nach Sonnenuntergang unter einem herumtoben, und das Quacken von tausend Fröschen aus einem benachbarten Walde, so hat man einen Begriff von den Annehmlichkeiten eines Besuchs an einem afrikanischen Hofe."

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.)

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 October 1837.

Marschall Marmonts Ansicht von den russischen Militärcolonien.

Jeder Soldat der Colonien dient 15 Jahre in activen Schwadronen, 5 in der Reserve, und bleibt dann noch 5 Jahre dienstfähig in seiner Familie, was eine Dienstzeit von 25 Jahren gibt. Mittelst dieser organisirten Reserven und der Unterstützung, welche die Bevölkerung darbietet, die, obwohl alle die nöthigen Vorkenntnisse haben, doch jährlich nur 5 Mann von 1000 Seelen stellt, hat jedes Regiment im Fall eines Krieges eine disponible Reserve von 3000 Mann, was dritthalbmal so viel beträgt, als das Regiment selbst, und dieß Verhältniß muß immer zunehmen.

Betrachtet man die Militärcolonien mit Rücksicht auf die Militärverwaltung und den kaiserlichen Schatz, so findet man Folgendes: der Kaiser gibt den Sold für die Soldaten, das Tuch zur Montur, so wie die Bewaffnung der Truppen her; alles Uebrige wird aus den Colonien selbst gezogen. Daraus ergeben sich folgende Vortheile: ein Cavallerieregiment von 1600 Mann kostet in Rußland dem Schatze 600,000 Rubel jährlich, in den Colonien aber nur 250,000; außerdem gaben die dem Kaiser gehörigen Aecker, die zum Behuf der Regimenter durch Frohnen bearbeitet werden, noch so viel Ertrag, daß sie einen großen Theil der Verproviantirung für den türkischen Krieg lieferten und der durch dreijährige Dürre entstandenen Noth abhalfen. Die Colonien haben nichts von der Noth empfunden, die auf andern Provinzen lastete, so daß, wenn einmal die Reservemittel auf einen bestimmten Punkt gebracht sind, die Behörden noch jährlich zum Vortheil des Schatzes eine ansehnliche Menge Korn werden verkaufen können.

Hinsichtlich der Einkünfte würde die jetzige Bevölkerung der Colonien, aus 113,426 männlichen Köpfen bestehend, nach der Steuer der übrigen Provinzen, nämlich 10 Rubel den Kopf, 1,134,260 Rubel zahlen, statt dessen liefert sie 350,000 Rubel auf das Regiment, was bei 12 Regimentern 4,200,000 Rubel macht, ohne noch den Ertrag der Aecker zu rechnen, was späterhin vielleicht eine eben so große Summe wird.

Sieht man nun auf den Zustand der Bevölkerung, so findet sich's, daß dieser sehr gewonnen hat, und täglich besser wird. Noch vor 20 Jahren unsichere Besitzer schlecht bebauter Aecker, mit wenigem Vieh, ohne Capitalien und ohne Schutz, halfen sie sich armselig von einem Tage zum andern in schlechten Hütten hin; jetzt besitzen sie gute Häuser, gute Aecker, merken ihre Steuern kaum, und werden auf alle Weise in ihrer Thätigkeit und ihren Speculationen unterstützt. Hat ein Bauer seinen Viehstand und seine Mittel genug erweitert, um einen Pflug zu übernehmen, so erhält er wieder 90 Dessätinen Land, und dieser neue Pflug ist bis jetzt noch gar keiner Steuer unterworfen. Bei einer in Olschanka stehenden Reserveschwadron besaßen die Bauern schon 300 Pflüge, statt 180, und jene überzähligen 120 hatten weder Soldaten zu beköstigen noch Frohnen zu leisten, noch sonst etwas zu bezahlen. Dabei ist nun noch aus den Ersparnissen bei der Verwaltung eine Leihbank zur Unterstützung der Bauern errichtet worden, deren Capital aus 2,000,000 Rubel besteht. Ein Colonist kann bis auf 500 Rubel borgen. Das erste Jahr zahlt er keine Zinsen, das zweite nur 5 Procent.

Vor 20 Jahren war ferner die Bevölkerung noch roh; jetzt stellt sie ein Muster von Ordnung und guter Verwaltung auf. In wenigen Jahren werden alle lesen, richtig schreiben und rechnen können, und dabei haben sie religiöse und sittliche Grundsätze, tüchtige Kenntnisse in der Landwirthschaft, weil sie gute Beispiele in der von den Officieren geleiteten Bewirthschaftung der zum Besten des Regiments bebauten Aecker haben. Die schnellen Fortschritte dieser Colonien liefern mir den Beweis einer längst gehegten Ueberzeugung, daß die Civilisation nur dann rasch und sicher von statten geht, wenn sie von einer aufgeklärten Regierung ausgeht, ohne deren Hülfe sie aber das ungewisse Werk von Jahrhunderten ist.

Um das Bild zu vervollständigen, will ich nun noch die in 17 Jahren hier vorgefallenen Veränderungen andeuten. Die 12 colonisirten Regimenter des Gouvernements Cherson hatten ursprünglich eine Bevölkerung von 65,000 Seelen, später wurden 27,219 hinzugefügt; jetzt beläuft sie sich auf 113,426 Seelen. Die Bauern besaßen 96,692 Stück Rindvieh, jetzt 220,110; 101,000 Stück Wollenvieh sind zu 204,505 angewachsen; sonst säeten sie 98,252 Tschetwert Getreide aus, jetzt 318,332. Ueber-

dieß besaßen die Militärcolonien außer der Unterstützung, die sie aus ihren Magazinen während eines zweijährigen Mangels erhielten, noch 1834 hinreichenden Vorrath, um bei abermaligem Mißwachs die Bevölkerung noch ein Jahr zu erhalten. Und dennoch haben in dem ersten türkischen Feldzuge diese nämlichen Magazine der Armee 178,000 Tschetwert Mehl und 80,000 T. Hafer geliefert, in dem zweiten 32,000 Tschetwert Mehl und 80,000 T. Hafer; endlich 1833 für die nach Constantinopel geschickten Truppen 31,000 Tschetwert Mehl und 38,000 T. Hafer.

Nur ein günstiger Zusammenfluß von Umständen konnte indeß ein solches Gedeihen dieser Anstalten herbeiführen: eine Bevölkerung, die ohne Widerspruch sich nach Willkür organisiren ließ; unermeßliche, äußerst fruchtbare Aecker, welche die Krone besaß, und endlich, was zwar überall, aber doch ziemlich selten zu finden ist, ein Mann, wie der Graf Witt, der Geisteskraft, Ausdauer und Thätigkeit genug besaß, um es durchzuführen, und so glücklich war, in den Einsichten und dem Willen seines Kaisers eine nie fehlende Stütze zu finden. Denkt man sich eine dieser Bedingungen weg, so war ein solcher Erfolg unmöglich.

Constantinopolitanische Reminiscenzen.

(Fortsetzung.)

Vor einer Gruppe von ungefähr 8 bis 10 allerliebsten Mädchen stand ein bejahrter, vornehm aussehender Türke — so einer nach dem alten Schlage, der seinen Turban und seine nationelle kleidsame Tracht noch nicht mit der unförmlichen neuen vertauscht hatte — und beschäftigte sich vermittelst einer auf die Nase geklemmten Brille mit einer sorgsamen Ocular-Inspection der appetitlichen Waare, die ihm der Kaufmann, der mit langer Pfeife daneben kauerte, in gewichtigen Worten anzurühmen schien. Als Succurs hatte der Kauflustige ein altes Weib neben sich, die, um nicht gefährlich zu werden, ihrer Verhüllung nicht bedurft hätte. Endlich schien der Herr sich für ein reizendes Wesen von etwa 15 Jahren entschieden zu haben, das mit gesenktem Auge seines Looses harrte. Par ordre begann nun das alte Weib eine handgreifliche Untersuchung des jugendlichen Körpers, da der türkische Mann sich so etwas selten erlaubt, und stets gegen das weibliche Geschlechts, obgleich er dieß als ihm untergeordnet betrachtet, einen sittlichen Anstand zu behaupten pflegt. „Ey! pek ey! Gut! sehr gut!" ließ sich der gänzlich befriedigte Käufer endlich vernehmen, und in fünf Minuten war man über den Kaufpreis einig, der, wie man uns sagte, ungefähr 800 Thaler Preußisch betrug; die Alte verhüllte mit einem mitgebrachten dunkelgrünen Mantel, Feredsché, und dem weißen Schleier, Murlin, die gekaufte Schöne, und wir hatten das reizende Wesen vermuthlich in unserm Leben zum Letztenmale erblickt.

Die schönen Mädchen waren sämmtlich mehr oder minder auf phantastische, ihre Reize mehr erhebende Art geputzt; die geringere Sorte in weißer oder farbiger Leinwand, die meisten Negerinnen aber nur mit einem, um die Taille gegürteten Hemde bekleidet. Diese letzteren sollen, wie man uns versicherte, auch am niedrigsten im Preise stehen, so daß sie für 70 bis 80 Thaler losgeschlagen werden. Abstrahirt man von der für ein abendländisches Auge ungewohnten Gesichtsbildung der Afrikanerinnen, so kann ich versichern, daß man selten schönere, den strengsten Anforderungen genügendere Körperformen findet, als bei 13- bis 16jährigen Negerinnen. Da erblickt man nichts Eckiges, sondern das Auge ruht mit Wohlgefallen auf den anmuthigen, mit sammtweicher Haut bedeckten Wellenformen. Und wie in dunkler Kohle, so glüht in diesen schwarzen Kindern einer heißen Sonne ein lebendes und belebendes Feuer; doch nur hier im Oriente, wo selbst die Sklavin sich einer milden Führung erfreut. Unter der Peitsche des Sklavenvogts im freien Amerika verkrüppelt freilich Körper und Seele, und am häufigsten der des zartern Weibes. Selten genießen die Negerinnen in der Türkei die Ehre, das Bett ihres Herrn zu theilen, sondern sie werden größtentheils für den Dienst des Harems verwendet. Auch verheurathet ihr Gebieter sie öfter an weiße Sklaven, wonach sie dann als Ammen für die Kinder der rechtmäßigen Gemahlin benutzt werden.

Die Behandlung der Sklaven ist bei den Türken, wie schon oben bemerkt, sehr mild. Gewöhnlich kauft man sie schon in früher Jugend, sowohl Knaben als Mädchen, und erzieht sie dann mit den Kindern des Hauses. Nur wie diese und nicht härter werden sie, geben sie Anlaß mit ihnen unzufrieden zu seyn, bestraft, oder es wird ihnen damit gedroht, sie zu verkaufen, was aber selten und nur bei entschiedener Unverbesserlichkeit geschieht. Muhammed hat im Koran bestimmt, daß die Sklaverei nur höchstens neun Jahre dauern soll, und hienach pflegt der Türke, der streng seine Glaubensvorschriften befolgt, sich auch zu richten. Fromme, deren man gewiß mehr bei den Muhammedanern als bei den Christen findet, schenken ihren Sklavinnen oft schon viel früher die Freiheit und verheurathen sie dann, indem sie gleich einem Familienmitgliede sie ausstatten. Stirbt der Hausherr, so geschieht es fast ohne Ausnahme, daß seine Sklaven beiderlei Geschlechts frei werden; auch wenn er dieß nicht im Testamente angeordnet, so halten die Erben es gewissermaßen für Pflicht, es zu thun. Durch die Gleichstellung der Sklaven mit den andern der patria potestas unterworfenen Familiengliedern des Hauses, kommt es auch leichter vor, daß der Hausvater wohl seinen Sohn mit einer guten Sklavin verheurathet, oder die Hand seiner Tochter einem Lieblingssklaven gibt. Von dieser, freilich dem europäischen Vorurtheil widerstrebenden Sitte hat sich sogar in neuerer Zeit der Sultan nicht entfernt und seine Tochter an Halil Pascha verheurathet, der nach türkischen Begriffen weiter nichts als ein Sklave des Großherrn ist. Ebenso sind ja die Frauen des Beherrschers der Gläubigen selbst nur gekaufte Sklavinnen.

Der türkische Officier, der uns begleitete, und sich in seiner Unterhaltung als einen gebildeten und über die kleinlichen Vorurtheile seines Volks hinweggehenden Mann kund gab, ließ es sich angelegen seyn, uns diese Verhältnisse, die hier nur kurz angedeutet sind, umständlich aus einander zu setzen. Auch unterrichtete er uns von dem Grunde, aus welchem mehrere Kaufleute bei unserer Ankunft sich mit ihren Mädchen entfernt hat-

ten. Es herrscht nämlich bei den Türken der — auch noch bei dem niedern Volke in Ungarn verbreitete — Aberglaube des „bösen Blicks." Dieser sey nach ihrer Meinung besonders den Ungläubigen eigen und habe die Kraft, den Gegenstand, der von dem „bösen Auge" angesehen wird, zu beschädigen oder zu verderben. Die Vernünftigen, meinte der Erklärer, lächelten freilich über solchen Aberglauben, doch gäbe es noch viele Strenggläubige, die fest darin verharrten.

Bei einem Besuche, den ich bald nachdem ich den Avret-Bazar mit Muße besehen, bei dem schon früher in diesen Blättern erwähnten, gastfreundlichen französischen Renegaten abstattete, theilte mir dieser Mehreres über den Zustand des weiblichen Geschlechts im Oriente mit. Frühere europäische Reisende dürften eben so wenig wie ich nach persönlicher Anschauung über diese Verhältnisse geurtheilt haben, da vor einem Franken der Harem des Muhammedaners sich nie öffnet. Eben so wenig konnten reisende europäische Damen, wenn es ihnen auch erlaubt war, einen Tag in einem Harem zu verweilen, ein genügendes Urtheil fällen, da das, was sie dort in der kurzen Zeit sahen, nur eine durch ihren Besuch veranlaßte Ausnahme von der Regel des gewöhnlichen Haremslebens war.

Wohl nirgend stehen die Sitten, wie sich auch die Umstände und die Zeit verändern, so fest, wie im Oriente, und wenn auch der jetzige Sultan in neuester Zeit Manches, und mit günstigem Erfolge, zu ändern versuchte, so hat er es doch nicht gewagt, an den uralten Grundfesten des Herkommens und der Gewohnheiten zu rütteln. Die vor kurzem durch englische Blätter verbreiteten Nachrichten von den durch Mahmud angeblich umgestalteten Haremsverhältnissen haben sich als Lügen und Mährchen erwiesen. Der Harem des jetzigen türkischen Herrschers besteht noch so, wie einst der des weiberliebenden Salomo, des Xerres, Darius und anderer morgenländischen Fürsten bestand. Alle fränkischen Reisenden sind bis jetzt mit Tadel über die Behandlung und den Zustand des weiblichen Geschlechts im Oriente hergefallen, haben als tapfere Ritter der unsichtbaren Haremsdamen wenn auch keine Lanze gebrochen, so doch manche Feder stumpf geschrieben und das für ihre eigenen falschen Ideen. Ich erlaube mir dagegen zu behaupten, daß der Zustand des Weibes im Oriente ein glücklicher ist.

Was zuvörderst die viel getadelte Vielweiberei betrifft, so denkt man in Europa bei diesem Worte gewöhnlich etwas zu quantitativ, indem man gleich wenigstens ein Duzend Gemahlinnen supponirt und dabei vergißt, daß der Koran dem Manne nur höchstens vier rechtmäßige Frauen gestattet, eine Erlaubniß, die auf naturgemäßen Gründen beruht. Das südliche Klima verleiht bekanntlich dem Manne eine regere Lebenskraft, eine größere Fülle männlicher Kräfte. Das Gesetz Muhammeds befiehlt, daß der Gatte die schwangere Gattin nicht mehr berühren soll. So müßte der an Genuß gewöhnte Morgenländer sich also während dieser Zeit einen Zwang anlegen, den die Natur selbst nicht verlangt. Wo der Abendländer in solchen, ihm durch den Zustand der Gattin gebotenen Enthaltsamkeitsperioden oft rücksichtslos Befriedigung seines Triebes sucht, flüchtet der Orientale in die Arme der rechtmäßigen zweiten Gattin. Ist daher eine Sitte zu tadeln, die durch die natürliche körperliche Beschaffenheit und durch das Gesetz des auf solche Verhältnisse sorgsam Rücksicht nehmenden Religionsstifters bedingt ist? Es ist ferner erwiesen, daß im Orient die weiblichen Geburten die männlichen übersteigen, und so dürfte hier, wo das weibliche Geschlecht fast durchaus von einer erwerbenden Geschäftsthätigkeit ausgeschlossen ist, die Polygamie wieder als ein geeignetes Mittel zur Versorgung vieler, sonst hülflos bleibender Mädchen zu billigen seyn. Man bedenke aber dabei, daß nur die reichern Moslims in den Stand gesetzt sind, mehr wie Eine Gattin zu erhalten, und daß sich nach ziemlich genauer Untersuchung das Verhältniß derer, die *eine*, zu denen, die zwei Frauen besitzen, wie 100 zu 5, zu denen aber, die mit *mehr* als zwei ehelich verbunden sind, wie 100 zu 1 feststellt. Wie gesagt, bestimmt der Koran die höchste Anzahl rechtmäßiger Frauen auf vier; die Zahl der Sklavinnen ist freilich nicht beschränkt, und wenn sich diese auch der nähern Gunst ihres Herrn erfreuen, so sind sie doch stets nur Dienerinnen seiner wirklichen Gattinnen. Ein ähnliches Verhältniß, wie dieß im Harem der Reichen statt findet, herrscht auch in dem des Sultans, wo aber die Eigenthümlichkeit zu bemerken, daß dieser keine eigentliche, durch eine Ceremonie bekräftigte eheliche Verbindung mit einem Weibe eingeht, sondern Lieblinglingssklavinnen durch die Ertheilung des Titels: „Basche-Kadunen," zum Rang der Gebieterinnen aller übrigen im Harem befindlichen Individuen erhebt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sprachen in Hindustan.

(Aus Montgomery Martins History etc.)

Die neuern gesprochenen Dialekte sind sehr zahlreich; sie sind Hindustani, Bengali, Caschmiri, Dogura, Utsch (Ooch), Sindi, Cutschi, Gujeratti, Concani, Pentschabi, Bicaniri, Marwari, Dsheipuri, Odeypuri, Harauti, Malwa, Broach, Bundelcundi, Mahratti, Magadha, Koschala, Macthala, Nepali, Orissa, Telinga, Carnata und Tamil; im Grunde aber sind namentlich in den obern Provinzen von Bengalen die Sprachen der Masse des Volks so wenig bestimmt, daß es sehr schwer wäre, Regierungsbefehle in irgend eine für sie verständliche Sprache zu übertragen, wenn man nicht etwa für jeden District eine besondere Uebersetzung machen will. Das Sanskrit ist die Grundlage der meisten im Norden Indiens gesprochenen Dialekte, namentlich des Bengali, Hindustani, Mahratti u. s. w; es ist aber von dem Tamil, welches unter den Sprachen des Deccan einen so hohen Rang einnimmt, als das Sanskrit in den nördlichen Provinzen gänzlich verschieden. Das Tamil, von mehr als 4 Millionen in Südindien gesprochen, ist entweder selbst der Stamm der Telugu, Malayalam- und Canarisprachen, oder hat mit ihnen gemeinsamen Ursprung. Bengali wird von etwa 50 Millionen in Niederbengalen, Hindustani von etwa 20 Millionen im nördlichen und westlichen Indien gesprochen. Die Hauptsprachen Südindiens sind Telugu, Tamil und Carnata; das erste wird in den Provinzen nordwärts von Madras, das zweite gegen Süden, das dritte gegen Westen in dem Tafellard über den Pässen der Ghats auf der Westseite der Halbinsel.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

1. Lairds Tagebuch.

(Fortsetzung.)

Hr. Laird schickte Sarsfield fort zu Hrn. Lander mit dem Auftrage, dieser solle weit möglichst den Tschadda herauffahren, während er selbst, Sarsfield, mit einigen Raketen und blauen Lichtern zurückkehren sollte. Inzwischen wurde Hr. Laird nebst einem der zurückgebliebenen Leute krank, und beide litten heftig an Dysenterie, wovon sie ein einheimischer Aesculap heilte, indem er ihnen feingestoßenen rohen Reis, mit viel Wasser gemischt, zu trinken gab.

Die regnichte Jahreszeit näherte sich jetzt mit schnellen Schritten, und Tornados traten fast jede Nacht ein. Sehnsuchtsvoll sah Hr. Laird Sarsfields Rückkehr entgegen, der endlich nach vierzehn Tagen zurückkam, und unter andern unangenehmen Nachrichten auch die brachte, daß Lander, ohne jemand von seinen Absichten zu unterrichten, in einem Canot den Strom hinabgegangen sey. Doch brachte Sarsfield auch die gewünschten Raketen und blauen Lichter mit, die dazu dienen sollten, den König zu schrecken, daß er sich der Abreise Hrn. Lairds nicht widersetze. Dieser erklärte dem König, daß er am Abend einen großen Fetisch anstellen wolle, um zu sehen, ob sein Gott ihn zu Fandah bleiben heiße oder nicht. Als Abends eine ungeheure Menge Volks versammelt und alles in Bereitschaft war, feuerte Hr. Laird eine Pistole ab, und auf dieß Signal flogen 4 zweipfündige Raketen in die Luft, und gleich darauf folgten 6 blaue Lichter, die einen geisterhaften Schimmer auf die ganze Scene warfen. Der Eindruck war elektrisch. Die Neger flohen nach allen Richtungen, und der König, von Schrecken erfüllt, warf sich vor Hrn. Laird auf den Boden, setzte einen von dessen Füßen auf seinen Kopf, und flehte ihn an, alles Böse abzuwenden, und ihm zu sagen, was die Entscheidung des Schicksals sey. Jetzt war es an Hrn. Laird, einen hohen Ton anzunehmen, und er spielte noch die Farce mit ihm, daß er einen Compaß nahm, und es darauf ankommen ließ, ob die Nadel sich auf ihn oder den König zu richte; davon hänge es ab, ob er bleibe oder nicht. Natürlich nahm Hr. Laird seine Stellung gegen Norden, und der geschreckte König willigte in Alles; auch zögerte Hr. Laird nicht mit dem Aufbruche.

Fandah gilt bei den Handelsleuten für die größte Stadt in diesem Theile des Landes, und Geographen so wie die Reisenden haben sie wegen ihres Handels und ihrer Lage für einen wichtigen Ort angesehen. Sie liegt am westlichen Ende einer prächtigen Ebene am nördlichen Ufer des Tschadda, 9 engl. Meilen von einem Arm desselben, ist in Halbmondform gebaut, und auf drei Seiten von einem Graben, auf der vierten von einer niedern Mauer und einer tiefen Schlucht vertheidigt. Die Höhe der Mauer ist etwa 12', die Dicke 6', und die Tiefe des Grabens zehn. Sarsfield ging rundum die Mauer her, und brauchte dazu 4 Stunden, so daß der Durchmesser über eine Stunde betragen muß; die Zahl der Hütten mag 5 bis 6000 betragen, und auf eine Hütte müssen wenigstens 6 Menschen kommen, so daß die Einwohnerzahl 30 bis 36,000 beträgt. Indeß ist es sehr schwer, die Bevölkerung einer Negerstadt zu schätzen. Die Hauptstraße an dem Hause des Königs vorüber ist die einzige reinliche, und etwa 200 Fuß breit; in ihr wird jeden Freitag Markt gehalten. Die meisten angesehenen Einwohner sind Muhammedaner, aber 9 Zehntheile sind noch Heiden; das Verhältniß der Sklaven zu den Freien mag sich wie fünf zu sechs verhalten. Der König ist allgemein wegen seiner Grausamkeit verhaßt, so daß sein Reich schwerlich lange dauern wird. Indeß fand während des siebenwöchigen Aufenthalts Hrn. Lairds in der Stadt nur Eine Hinrichtung statt, und diese war eigentlich mehr ein Opfer. Ein sittlicher Häuptling hatte bei seinem Tode 15 Weiber und keine Kinder hinterlassen. In der Nacht, wo er begraben werden sollte, begab sich der König in die Wohnungen der Weiber, wählte Eine aus, die gehängt werden sollte, um ihren Ehemann in die nächste Welt zu begleiten, und schickte die Uebrigen nach seiner eigenen Wohnung. Dieß ist immer noch besser als die furchtbare Sitte, wie sie in Attacabar, Bonny und andern Orten an der Küste herrscht, die Wittwen lebendig zu begraben. Die Kriegsmacht des Königs scheint höchst unbedeutend, denn bei einer Musterung, zu der der König mit stolzem Selbstgefühl Hrn. Laird einlud, fanden sich höchstens 500 Fußgänger und 30 Reiter ein. Davon waren sechs Mann mit Flinten bewaffnet, die aber meist kein Schloß hatten, und nur eine derselben wagte man abzufeuern.

Die in Fandah fabricirten Waaren beschränken sich auf Baumwollentücher, die auch gefärbt werden, so wie auf eisernes und kupfernes Geräthe. Baumwolle spinnt Jedermann vom König abwärts bis zum geringsten Sklaven; der Faden ist roh, aber stark; denn die Baumwolle ist vortrefflich, und das Tuch, das gewöhnlich in 12' langen und 5' breiten Stücken gewoben wird, schwer und ausnehmend dauerhaft; ein solches Stück kostet roh etwa 4000 Kauris, gefärbt 6000. Das Kupfer benutzt man zu Zierrathen und zu Pfeifenköpfen. Vergebens versuchte Hr. Laird, einiges Erz sich zu verschaffen, das sehr reich seyn muß; nach allen Angaben kam es den Tschadda herab. Bei einem rohen Zustande der Gesellschaft wird das Gewerbe eines Schmieds in hohen Ehren gehalten, und die Vulcane von Fandah machen keine Ausnahme; sie kommen im Range gleich nach dem König. — Der Handel von Fandah ist unbedeutend, was die Tyrannei des Königs und der seit Jahren andauernde unruhige Zustand des Landes hinreichend erklärt. Wenn man den Nachrichten der Eingebornen glauben darf, so war es früher ein bedeutender Handelsplatz, eine Art Entrepot, wo die Araber und Felatahs europäische Waaren gegen Sklaven vertauschten. Mag nun diese Tradition wahr seyn oder nicht, jedenfalls trägt die Stadt sichtbare Zeichen, daß sie von einem den jetzigen Einwohnern überlegenen Geschlechte gegründet oder längere Zeit beherrscht wurde.

Was Hrn. Laird besonders interessirte, war natürlich, Nachrichten über den Tschadda einzuziehen: überall vernahm er, derselbe komme aus dem See Tschad, und ein Eingeborner aus Kuka erbot sich, ihn in zwölf Tagen dahin zu führen, ohne das Canot zu wechseln. Indeß sind diese Leute so eingefleischte Lügner, daß man ihnen durchaus keinen Glauben schenken kann. Hr. Laird führt namentlich drei Hauptgründe dagegen an: das Wasser des Tschadda ist kälter als das des Nigers; das Steigen des Flusses tritt früher und plötzlicher ein; auf dem Tschadda ist im Vergleich mit dem Niger wenig Handel, der doch sehr bedeutend seyn müßte, wenn er mit dem See des Sudan in Verbindung stände. Aus den ersten Gründen muß wohl der Strom in einem dem Aequator nahe liegenden Berglande entspringen; das plötzliche Steigen kann nicht durch das allmähliche und regelmäßige Ueberströmen eines unermeßlichen Binnensees veranlaßt werden. Künftige Reisende müssen diese Frage entscheiden.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1837.

Die Doppelhöhle bei Thuin in dem grosen Kapella.

Wie aus der Frühgeschichte Ungarns bekannt ist, so war vorzüglich jener Landstrich zwischen der Drave und Sare, welcher einen Theil Kroatiens ausmacht, und jetzt in die vier Karlstädter Gränzregimenter eingetheilt ist, ein steter Schauplatz blutiger Kriegsscenen und vielfacher Gräuel und Verwüstungen während einer langen Reihe von Jahren. Die Nachbarschaft der Türken und die damalige gar zu rauhe Verfassung der Einwohner trugen nicht wenig dazu bei, diese immerwährenden Unruhen zu unterhalten, welche nur erst in den Zeiten endeten, als es Oesterreichs weiser Vorsicht gelungen, durch die Einführung des Militär-Gränz-Instituts einen mächtigen Damm wider die Einfälle räuberischer Nachbarn zu setzen, und dadurch seinen viel geängsteten Einwohnern Ruhe und Eigenthum zu sichern. Während dieser eben so unruhigen als gefahrvollen Periode bestand in dem angränzenden Bosnien ein Haufe vagirenden Gesindels, der Auswurf verschiedener Nationen, welcher die Nachbarländer durchzog, um sich von Raub und Mord zu nähren, und unter dem Schutze von Muhammeds Fahnen an den damals armseligen und hülflosen Bewohnern jener nunmehr glücklichen Gefilde die unmenschlichsten Grausamkeiten zu begehen. Ueberdieß waren diesem Raubgesindel auch alle Wege und Stege über die Gebirge und durch jene ungeheuren Waldungen, welche die Gränzscheide bilden, wohl bekannt, daher kein Einwohner in seiner Hütte sich mehr sicher fühlte, und in steter Furcht und Besorgniß eines unerwarteten Ueberfalls lebte. Nicht selten sah er sich bei solchen Verhältnissen der Früchte seines mühselig Erworbenen mit Einmal beraubt, und mußte mit ansehen, wie sein Weib und seine Töchter auf die empörendste Weise mißhandelt wurden, denn ein Schrei des Unwillens, ein Laut des Seelenschmerzes oder vollends Gegenwehr hätte die drohenden Dolche seiner Peiniger ihm in das Herz gestoßen. Was war natürlicher, als daß diese Unglücklichen sich gezwungen fühlten, eine Freistätte zu suchen, wo sie ihre geringe bewegliche Habe, ihr und der Ihrigen Leben gesichert wußten. Und siehe da! einen solchen Zufluchtsort bot ihnen die Natur, indem sie sie in dem großen Kapellagebirge die Doppelhöhle auffinden ließ, welche sie gleich einer gütigen Mutter in ihren Schoß aufnahm und dadurch vor den Nachstellungen ihrer Feinde sicherte. Der Berg, unter welchem sich diese Höhle befindet, ist ein Ausläufer des großen Kapella, und liegt in dem heutigen Gebiete des Karlstädter Generalats bei dem Dorfe Thuin, im Oguliner Gränz-Infanterie-Regiments-Bezirke, zehn Stunden südwärts von Karlstadt, an der neuen Josephiner-Landstraße nach Zengg. Er ist von ziemlicher Größe und erhebt sich dem alten Felsenschlosse Thuin gegenüber. Diese Höhle bildet in ihrem Innern zwei Abtheilungen, zu welchen von außen verschiedene Eingänge führen. In einiger Tiefe ist der Eingang zur untern Höhle; er besteht in einer mehrere Klafter weiten und hohen Oeffnung, deren gewölbte Bogen auf den von der Natur geformten Säulen ruhen, woraus dermalen im Sommer ein mit Wasser reichlich versehener Bach fließt, der über eine Stunde weit, so lange die Höhle dauert, dieselbe durchfließt. Vor dem Eingange stehen die Ueberreste einer dicken festen Mauer, welche den Eingang versperrte, und den Ort befestigte. Noch gewahrt man in derselben einige Schießlöcher und die Merkmale der eisernen Angeln, in welchen das Thor hing. Oberhalb des Eingangs sind in Stein gehauene mannshohe Löcher, die einen Zugang von innen haben, und die den dahin Geflohenen zu Wachthäusern dienten, aber wegen der oben am Rande des Berges stehenden dichten und immergrünenden Gesträuche kaum mehr bemerkbar sind. Der Hauptgang der Höhle hat die Länge einer Stunde, an dessen Ende man bei Osterin, einem andern großen Dorfe, herauskömmt; seine Breite beträgt sechs und seine Höhe fünf Klafter. Von den niedrigen Seitengängen führt einer in eine weite Halle, in deren Mitte ein kleiner Teich mit reinem und gutem Wasser ist, worin sich wohlschmeckende Fische befinden. Ueber dieser Höhle befindet sich eine zweite fast eben so große, parallel mit der erstern hinlaufend. Will man von außen zu derselben gelangen, so muß man den Berg hinanklettern, und den Weg noch einige hundert Schritte verfolgen. Von innen aber sind zwei Aufgänge von der untern Höhle aus stufenweise in Stein gehauen. Diese obere Höhle hat mit der untern eine gleiche Beschaffenheit, nur daß darin kein See vorhanden ist. Die hier durch die Steine beständig dringende Feuchtigkeit träufelt langsam herunter und

bildet die seltsamsten Gestalten; desseungeachtet ist es in ihrem Innern nicht sehr feucht, und sie gewähren in der heißen Sommerzeit eine erfrischende Kühle, während sie im Winter wärmend gegen den Eindrang der Kälte schützen; das Gestein ist kalkartig mit untermengtem Schiefer.

Nachdem nun jene so hart Bedrängten diesen so unverhofften Zufluchtsort gefunden hatten, dachten sie auch sogleich daran, denselben so zu benützen, damit sie in Zukunft vor den Ueberfällen der räuberischen Bosnier gänzlich gesichert seyn möchten; sie bauten daher in derselben Abtheilungen von Holz, und richteten sie, so viel thunlich, zu bequemern Wohnungen ein, worin sie mit ihren Familien, ihrem Vieh, und ihrer geringen Habe Platz fanden. Die Höhlen glichen nun einem vierstöckigen Gebäude, dessen Eingänge sie mit starken und dicken Mauern umgaben, und selbst mit Schießlöchern versahen. Noch sieht man die Oeffnungen, worin die Doppelbalken der Zimmer oder Abtheilungen lagen. Mit Ausnahme dieser und jener Mauern und einiger Stiegen hat jedoch der Zahn der Zeit alles zerstört und sonst nichts mehr übrig gelassen. Als endlich Oesterreich zu dem Besitz dieses Landes gelangte, und zugleich Ruhe und Sicherheit begründete, zogen diese Höhlenbewohner wieder aus ihrem freiwilligen Asyl, verbreiteten sich in den fruchtbaren Thälern und verwandelten durch ihren regsamen Fleiß die wüste und verödete Gegend wieder in fruchtbare Felder, grünende Fluren und prangende Weingärten. Durch die Höhlen, welche nun entbehrlich waren, wurde der jetzt durchlaufende Bach hineingeleitet, der jedoch im Sommer vertrocknet und den Besuch derselben ungehindert gestattet. Ein gleich zu Anfang des Hauptganges vom Gewölbe herabhangendes, seltsam geformtes Felsstück, was aber eine glühende von Schwärmerei eingenommene Phantasie für die versteinerte Gestalt eines am Webstuhl sitzenden Mädchens ansehen will, gab Veranlassung zu einer sonderbaren Sage, die wir hier mittheilen, wie sie im Munde des Volkes noch geht. In der Höhle wohnten nebst Andern auch eine Mutter mit ihrer Tochter, welche letztere eine sehr geschickte und emsige Weberin war, so daß sie manchmal bei ihrem unermüdeten Eifer für diese Arbeit den sonntägigen Gottesdienst versäumte. Dort, wo dieses Felsstück herabhängt, behauptet das Volk, soll die Kammer der Tochter gewesen seyn. Als diese nun wieder einmal an einem Sonntage über der Arbeit die Messe versäumt hatte, entsetzte sich ihre Mutter, welche so eben ihr Gebet verrichtet hatte, so sehr, daß sie in schreckliche Drohungen und Verwünschungen ausbrach, mit dem Beisatze, daß sie sogleich zum Stein werden solle, weil sie so vergeßlich sey, den Tag des Herrn gar so wenig zu ehren und zu feiern, und in demselben Momente soll das Blut des armen Mädchens erkaltet, die Augen sollen erstarrt, und sie sammt dem Webestuhl in Stein verwandelt worden seyn.

Constantinopolitanische Reminiscenzen.

(Fortsetzung.)

Eine anderer zu berücksichtigender Grund, der für die dortige Polygamie spricht, ist der, daß während der Mann im Oriente gewöhnlich bis in sein spätestes Alter seine männliche Kraftfülle behält, die Weiber sehr früh altern und gewöhnlich schon im 30sten Jahre aufhören, Mütter zu werden. Darum geschehen die mehrfachen Verheurathungen auch nie zu gleicher Zeit, sondern nach und nach, so daß der Mann dann nur erst eine zweite, jüngere Gattin nimmt, wenn die vorige bereits verblüht ist, und ihm keinen Genuß mehr gewährt. Man glaube aber nicht, daß das Loos der in dieser Hinsicht Zurückgesetzten ein hartes ist. Die erste Gattin bleibt, wie es oft im Ehecontract ausgemacht wird, die geehrte und oberste Gebieterin der andern weiblichen Mitglieder des Harems. Die später Verheuratheten sind gewöhnlich aus niedrigerer Familie als die erste Gattin, da selten ein Türke von Stande seiner Tochter erlaubt, die zweite oder folgende Gattin eines schon einmal verheuratheten Mannes zu werden. Die Ehrenbezeugungen bleiben stets der ersten Gattin, die Gunst und die zarte Zuneigung ihres Herrn, den oft die Liebe zum Sklaven umwandelt, empfängt dagegen natürlich diejenige, die durch Schönheit und Anmuth sich auszeichnet. Am meisten ist es wohl der Fall, daß selbst Reiche nur Eine wirkliche Gattin, dagegen mehrere weibliche Günstlinge besitzen, wie es auch im Abendlande vorzukommen pflegt, nur mit dem Unterschiede, daß im Oriente die Gemahlin und die Maitressen in Einem Hause zusammen, während sie dort in verschiedenen Wohnungen leben.

Was das Leben der Weiber im Harem betrifft, so wurde dieß vielfältig als eine unnatürliche Sklaverei und Einkerkerung geschildert, aber auch wieder mit Unrecht. Unter den Genüssen der Morgenländerinnen stehen die der Bequemlichkeit und sorglosen Ruhe obenan, und diese finden sich in vollem Maße. Spaziergänge lieben sie nicht, und wenn der reine blaue Himmel sie hinauslockt, verlangen sie da auch wieder Bequemlichkeit. So verweilen sie Stunden lang auf dem mit reichen Teppichen bedeckten Rasen ihres Hausgartens liegend, beschattet von dem Laubdach breiter Platanen, eingewiegt in süße Träume durch das einförmige Plätschern einer kühlenden Fontaine. Auch Kiaghad-Khane, das reizende „Thal der süßen Gewässer" mit seinem Wiesenteppich, seinen grünen Bäumen, den murmelnden Bächen und den prunkenden großherrlichen Kiöschken, winkt ihnen einladend entgegen und auf sanft dahingleitendem Boote oder in vergoldeten Arabas — eine Art Kutschen — ziehen sie dann hinaus. Nie wird der Herr und Gemahl seinen Weibern solche Wünsche verweigern, da läßt er sie nach freiem Willen schalten.

Mancher Reisende beschwert sich, daß er nur Weiber aus der niedern Classe auf den Straßen Constantinopels gesehen. Das hat seine Richtigkeit! In welcher Residenz Europa's aber — frage ich — treiben sich Damen aus höheren Stande auf der Gasse umher? Ich habe freilich in Stambul vornehmere Damen namentlich auf den Bazars gesehen, aber immer mit geziemenden „Hallelb," d. h. mit Gefolge von Dienern und Dienerinnen. Und ist dieß bei den europäischen Damen aus diesem Stande nicht auch der Fall, die, wenn sie sich nicht in der Equipage zeigen, doch stets nur in männlicher Begleitung, oder wenigstens mit dem Diener ausgehen? Man hat oft diese Begleitung türkischer Damen eine sklavische Bewachung genannt; ich glaube

auch mit Unrecht. Eben so wie in Europa Vornehme mit einer Menge Bediente in eleganten Livréen und schönen Equipagen prunken, so glänzen höhere Orientalinnen mit einem zahlreichen Gefolge von Sklavinnen und Eunuchen, die jedem ihrer Winke gehorchen und sich den Befehlen der Dame beugen müssen; nur insofern dürfte man dieses Gefolge eine Bewachung nennen, als es seine Pflicht ist, die Gebieterin gegen jede Unbill zu schützen.

Falsch ist die Behauptung, als ob die türkischen Frauen von jeder männlichen Gesellschaft ausgeschlossen wären. Es ist ihnen im Gegentheil erlaubt, ihre und ihres Gatten männliche Verwandte, entweder in ihrem oder im Harem dieser Verwandten zu sehen. In einigen Familien dehnt sich diese Freiheit auch wohl auf des Mannes nächste Freunde aus, die ihm nicht verwandt sind. Daß der Hausherr darauf sieht, daß man seinen Frauen nicht die Cour macht, ist im Orient eben so natürlich wie im Occident. Ich glaube einen Grund in der tiefen Verhüllung, in welcher sich die Frauen hier nur öffentlich zeigen, für die Seltenheit ungesetzlicher Liebeshändel und Aventüren im Morgenlande zu finden. Ließen sich nämlich die Frauen hier unverhüllter sehen, so dürfte der freie Anblick weiblicher Schönheit weit eher den feurigen Mann zur Leidenschaft und zum Streben nach Genuß aufregen. So aber erscheint der Orientale kälter, als er sonst seyn würde. Die Sitte der tiefen Verschleierung schützt die Frauen gegen Unziemlichkeiten, ohne ihnen die Freiheit zu nehmen, sich im öffentlichen Leben zu zeigen.

Bei dem Reichthum und der seltsam damit verbundenen Wohlfeilheit im Oriente und der leichtern Erhaltung einer ausgedehnten Hauseinrichtung, findet ein ausschließliches Zusammenleben der Ehegatten, wie in Europa gewöhnlich, nicht statt. Während der Mann die eine Abtheilung des Hauses, Murdaunah, bewohnt, lebt die Frau ungestört in der andern, Harem. Beide Gatten sehen sich seltener und bleiben sich gleichsam fremd und neu, was unstreitig die zärtliche Neigung eher nährt, als erkältet. Wenn der Mann in seinen Geschäften die Last des Tages getragen und er Abends heimkehrt, so begibt er sich nach dem Harem, wo Ruhe und Erholung in der Unterhaltung mit den Frauen seiner wartet.

(Schluß folgt.)

Einiges über Constantine.

Einer der Chasseurs d'Afrique war in einem Anfall von Zorn und Aufregung zu Achmet Bey von Constantine übergegangen, die Reue führte ihn aber bald zurück. Aus seinen Erzählungen theilte der Garde National de Marseille Manches mit, woraus wir Nachstehendes über die Lage der Stadt entheben.

„Gegen Süden breitet sich jenseits einer Hügelkette die Wüste aus, gegen Westen ein Felsenrücken, aber gegen Norden ist die Landschaft in hohem Grade mannichfaltig und außerordentlich fruchtbar. Gegen Südwesten sind römische Ruinen. Auf dieser Seite allein ist die Stadt angreifbar, denn auf allen andern ist sie von Steilabstürzen von 200 Klafter Höhe umgeben. In der Tiefe dieser Schlucht schäumt der Suffegmar, der um die Tag- und Nachtgleiche immer vom Regenwasser geschwellt ist. So wie er aus diesem Felsenhaufen, der den Horizont gegen Westen begränzt, hervortritt, fällt er brausend und tobend über eine bedeutende Höhe hinab, über welche der höchste Theil der Stadt hängt, und wo manchmal auch Verbrecher herabgestürzt werden. So ist Constantine durch seine Lage befestigt; gegen Südwesten, wo es offen ist, steht ein römisches Thor, mit Säulen aus einem sehr glatten Stein, so daß man ihn für Porphyr halten sollte. Von diesem Thore gelangt man auf eine Brücke von 7 oder 8 Bogen, die mit aller Eleganz der alten Architektur in ihrer schönsten Zeit verziert sind; unter andern Abbildungen bemerkt man eine Nymphe, die mit jedem Fuß auf einem Elephanten steht, und auf die Stadt einen spöttischen Blick wirft; ein historisches Räthsel, dessen Lösung für uns wohl nicht mehr möglich ist. Auch darf man einen schönen Triumphbogen, ganz im Geschmacke dessen zu Orange, nicht vergessen. Die Gewölbe sind mit Eisengittern verziert, welche von der ausgesuchtesten Arbeit und vortrefflich erhalten sind, da sie gegen den Regen geschützt waren. Die Säulen hatten sehr gelitten, und die Basreliefs sind kaum mehr zu erkennen. Die Araber nennen diesen Triumphbogen Cassirgulabt, oder das Riesenthor."

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

1. Lairds Tagebuch.

(Schluß.)

Lairds Reise nach Yimmahah war mit manchen Beschwerden verknüpft, doch kam er, nachdem er einen der gräulichsten Tornados, die er je erlebt, durchgemacht hatte, glücklich daselbst an, und fuhr von dort den andern Morgen den Tschadda hinab bis zur Alburrah, wo er Lieutenant Allen völlig wieder hergestellt antraf, und von Lander die Nachricht erhielt, daß er mit Capitän Hill nach dem Meere abgegangen sey, um wo möglich dessen Leben zu retten. Am darauf folgenden Tage wurde der Quorra erreicht, der durch das inzwischen eingetretene Steigen wieder flott geworden war. Die Gesundheit der Mannschaft war indeß so schlecht, als zur Zeit, wo er sie verlassen hatte, und er selbst kehrte so schwach und hülflos zurück, als er zwei Monate zuvor abgegangen war. Da es nicht wahrscheinlich war, daß Lander zurückkehren würde, noch daß Laird selbst mit dem Leben davon käme, wenn er länger im Flusse bliebe, die Expedition auch lange genug im Verkehr mit Rabbah, Egga, Toto, Domo und andern Städten gewesen war, um zu entdecken, daß der angebliche Ueberfluß an Elfenbein und andern Landeserzeugnissen keineswegs vorhanden, und in der That keine Aussicht zu einem vortheilhaften Handel da sey, indem man nur 4500 Pfd. Elfenbein zusammengebracht hatte, so beschloß Hr. Laird, den Strom hinabzufahren, und die Schiffe bei Fernando Po anlegen zu lassen, überzeugt, daß ein längeres Verbleiben im Flusse nur die bereits aufgelaufenen ungeheuren Kosten vermehren würde, und die Abfahrt das einzige Mittel wäre, die durch Krankheiten geschwächte Mannschaft zu retten. Da indeß der Fluß noch nicht hinreichend gestiegen war, um sich ganz ohne Besorgniß der Strömung anvertrauen zu können, so machte er in der Zwischenzeit einen Ausflug nach Kattam Karañ, oberhalb der Einmündung des Tschadda, dessen Häuptling eine Anzahl Waaren empfangen und noch nichts dafür bezahlt hatte.

Am Abend des zweiten Tages kam Hr. Laird nach Adassah, einer kleinen Stadt, etwa fünf Meilen von Kattam Karafi. Die Stadt hat Mauer und Graben, ist aber sehr verfallen, da sie sich noch nicht von dem Einbruch der Felatahs erholt hatte, von denen sie ein Jahr früher geplündert und verbrannt worden war. Diese Felatahs sind ein kriegerisches Geschlecht, das Jahr um Jahr von den westlichen Bergen herab Einfälle macht, immer weiter dringt, und wahrscheinlich in nicht allzuferner Zeit die Küste erreicht. Hr. Laird war einige Tage später selbst vom Schiffe aus Zeuge eines solchen Einbruchs, bei dem die Eingebornen, so schnell sie konnten, mit ihren Habseligkeiten sich auf das linke oder östliche Ufer retteten; wem dieß nicht gelang, der fiel in Gefangenschaft; die Städte gingen in Rauch auf. Gewöhnlich kommen sie nicht über den Strom; das Jahr vorher war dieß indeß dennoch geschehen, und so war auch Adassah ein Raub der Flammen geworden. Die Zahl der Einwohner betrug nicht über 1000, wenn gleich die Ausdehnung der Stadt auf das Vierfache hätte schließen lassen. Außerhalb der Stadt wohnen Leute aus Hussa in einem besondern Dorf, und scheinen sich durch größere Reinlichkeit auszuzeichnen. Das Ungeziefer aber war über alle Beschreibung fürchterlich, und so erzählt Laird: „wenn die Muskitos ein Paradies haben, so muß es in dieser Stadt seyn, denn die Myriaden, die uns in der ersten Nacht nach unserer Ankunft begrüßten, gingen über Alles, was ich selbst zu Zandah erfahren hatte, wo ich glaubte, daß es nicht mehr ärger seyn könne. An mir zu zehren hatten sie längst aufgehört, aber mein Begleiter, der sich von seiner Krankheit wunderbar erholt und etwas Fleisch auf den Knochen hatte, war ein zu guter Bissen, um ihn auszulassen, und als der Tag anbrach, kannte ich ihn kaum mehr, so vollständig war sein Gesicht mit Blut beschmiert, das aus den zahlreichen Bissen die ganze Nacht geronnen war."

Zu Kattam Karafi war von dem König nichts zu erhalten, und eben so wenig aus Zandah, wohin Hr. Laird einen seiner Leute sandte, um für einige ihm dort genommene Waaren Bezahlung einzuleiten, und die Abreise wurde dringend nöthig, da einerseits der Fluß immer höher anschwoll, andererseits die Kru's krank wurden, und mehrere starben, nicht ohne Verdacht, daß sie vergiftet seyen. Nun wurden die übrigen Kru's schwürig, fingen an, den gewohnten Gehorsam zu verweigern, und so wurde denn am 10 Jul., als der Fluß um 14 Fuß gestiegen war, die Hinabfahrt angetreten. Rasch ging es den Strom hinab durch die schöne Schlucht zwischen den Kongogebirgen hindurch nach Bocqua, wo angelegt wurde, um Reis und andere Bedürfnisse einzukaufen. Zu seinem großen Erstaunen traf Hr. Laird hier die HH. Lander und Oldfield; letzterer hatte in seiner 8tägigen Heraufahrt sehr gelitten. Er wollte mit Lander in der Alburkah stromaufwärts fahren, und wo möglich Bussa zu erreichen suchen; auch trat er am 27 Jul. in der That die Auffahrt an, während Hr. Laird die Fahrt stromabwärts nach Adah-magu *) (Damuggoo) machte, wo aber der Quorra abermals auf eine Sandbank auffannte, und nicht weniger als 15 Tage liegen blieb, bis die immer höher steigende Anschwellung ihn endlich wieder flott machte, worauf sie am 9 Aug. vor Ibu ankamen.

Der König Obi beklagte sich gegen Hrn. Laird, daß er mit Jedermann, nur nicht mit ihm Handel treibe; er sey der größte Palmölkönig, beherrsche den Fluß, und werde künftig niemand den Fluß hinaufahren lassen, wenn man nicht Handel mit ihm treibe. Hr. Laird erwiederte, er hätte nicht gewußt, daß König Obi so viel Palmöl habe, und wünschte zu wissen, was er für Waaren dagegen verlange. König Obi nannte die nachstehenden, deren Stufenfolge den Werth bezeichnen kann, den er darauf setzte. 1) Kauris, 2) rothes Tuch, 3) falsche Korallen, 4) Soldatenjacken, 5) Halstücher verschiedener Art, 6) Rum und 7) Flinten und Pulver. Dieß kann als eine passende Waarenliste für den Markt zu Ibu gelten, und Hr. Laird war nicht wenig erstaunt, daß er Rum, Flinten und Pulver zuletzt nannte. Dieß ist nicht der einzige Umstand, der eine sehr günstige Meinung von ihm erweckte. Trotz des fatalen Vorfalls, daß Hr. Laird sich genöthigt sah, einige Leute aus Ibu, die im Schiffsdienst sich befanden, und eine Menge kleiner Diebstähle begangen hatten, peitschen zu lassen, erlaubte sich Obi doch durchaus keine Gewaltthat, obwohl Laird und seine Leute vollkommen in der Gewalt der Neger waren, welche recht gut wußten, daß von fünf lebenden Weißen drei schwer krank in ihren Hamaks lagen; nichtsdestoweniger wurden sie noch freundlicher und achtungsvoller aufgenommen, als beim ersten Besuche, wo die ganze Mannschaft noch am Leben, und im Genusse der vollen Kraft und Gesundheit war.

Die Fahrt von Ibu nach dem Meere bot nichts Besonderes dar, außer daß sie eine Zeitlang den Warri-Arm für den Nun nahmen, und ihren Irrthum erst dann entdeckten, nachdem sie schon einige Meilen weit gefahren waren; er hatte anfangs 6 bis 7 Klafter Tiefe, breitete sich aber bald weit aus, was im Alluvialboden ein sicheres Zeichen von Seichtigkeit ist. Am 19 August sahen sie endlich wieder das Meer, und warfen neben der Columbine Anker.

*) In der dem Werke angehängten kleinen Karte ist die fehlerhafte Schreibart der Städtenamen möglichst verbessert.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem engl. Journale bemerkte man am 25 Aug. zu Hornsey ein merkwürdiges Phänomen. Zwischen 3 und 4 Uhr Morgens zog ein leuchtendes Meteor über das Dorf hin. Es glich einer Feuerkugel von verschiedenen Farben, deren Durchmesser ungefähr dem Vollmond glich. Das Meteor ging mit großer Schnelligkeit vorüber und verbreitete einen Schimmer, ähnlich dem glänzendsten Sonnenlichte. Sein Lauf ging von Westen nach Osten, und es platzte endlich gegen den Horizont hin.

In London ist in einem ärmlichen Gäßchen ein Aushängeschild mit nachfolgender Inschrift in großen gelben Buchstaben: „St. Vancrazens Anstalt für Katzen- und Hundefleisch."

Seit einigen Jahren soll man in der Nähe von Angers in Frankreich schon mit vielem Erfolge Thee pflanzen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 88** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ein Baron.** (Fortsetzung.) — **Die inneren Stimmen.** Von Victor Hugo. (Fortsetzung.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich zwei Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Abonnement des 3 Monate vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

PUSCHKIN.

Digitized by Google

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

8 October 1837.

Puſchkin.

(Mit Puſchkins Bildniß.)

Ehe wir von den Dichtungen Puſchkins reden, müſſen wir einen Blick auf ſein Leben werfen, das lange, wie das von Byron, den er ſich zum Muſter genommen hatte, voll Unruhe und Verirrungen war. Vielleicht mochten dieſe zur Entwicklung ſeines Genius nöthig ſeyn, denn wie es Dichter gibt, die den zarten Pflanzen gleichen, die der mindeſte Hauch zerbricht, ſo gibt es dagegen auch andere, und Puſchkin gehörte zu dieſer Anzahl, mächtigen Eichen ähnlich, die auf den Bergen wachſen, und des Sturms bedürfen, um zu zeigen, wie tief ihre Wurzeln gehen, und wie unerſchütterlich ſie ſind. Dieß bewegte Leben, dieſe Verirrungen waren das Reſultat des Widerſtreits, der ſich ergeben mußte zwiſchen dem Lande, in das ihn das Schickſal geworfen hatte, zwiſchen der Kaſte, der er angehörte, und den natürlichen Neigungen einer freien Seele. Voll trotzigen Unabhängigkeitsſinnes, leidenſchaftlich für liberale Inſtitutionen eingenommen, die er gern in ſein Vaterland verpflanzt hätte, mit wunderbarer Leichtigkeit von der Arbeit zur Unthätigkeit, von wilden Orgien zu aſiatiſcher Trägheit übergehend, ein Ungläubiger, genährt mit der ſpottenden Philoſophie Voltaire's und dem verzehrenden Skepticismus Byrons mußte er gegen alle die geſelligen Formen anſtoßen, welche die hohe ruſſiſche Ariſtokratie ſo ſtreng beobachtet, gegen ihre orientaliſche Verehrung der Perſon des Souveräns, gegen die ganz formelle, mit Faſten und mönchiſchen Uebungen reichlich ausgeſtattete Religion.

Geboren im J. 1799 und frühzeitig ins Lyceum von Zarskoje Selo gebracht, debutirte er hier in ſeinem 13ten Jahre mit einigen leichten Gedichten, die unter dem Titel „Erinnerungen von Zarskoje Selo" geſammelt, und weit über ihren wahren Werth gelobt wurden. Dieſer Schülererfolg entflammte ſeine Eitelkeit, verrückte ihm den Kopf, wandte ihn von den claſſiſchen Studien ab, die er kaum begonnen hatte, und weckte frühzeitig die Leidenſchaften, die ſchon in dieſer jungen Seele gährten. Mit 20 Jahren gab er ſein Gedicht „Ruslan und Ludmila" heraus, allein ſein keckes Benehmen und ſeine Reden beunruhigten bereits ſeine Familie, mißfielen in den höhern Kreiſen, und eine „Ode auf die Freiheit," die wahrſcheinlich durch die Cenſur unterdrückt wurde, denn man findet ſie nicht in ſeinen Werken, hatte ſein Exil nach Südrußland zur Folge. Dieß Exil, das ihn wenigſtens für eine Zeit lang einer verderbenen Welt entriß, warf ihn in die Arme der Einſamkeit und Natur, und ſeine Verbannung, die bis zur Thronbeſteigung des jetzigen Kaiſers dauerte, war für ihn eine Zeit der Sammlung, der Arbeit und des Nachdenkens. Als er endlich nach Petersburg zurückgerufen wurde, trat er mit neuem Glanze auf den Schauplatz, und zeichnete ſich durch neue Unbeſonnenheiten aus, die der Dichtermantel nicht hinreichend deckte; er bekannte ſich laut als Atheiſten, ſpielte, duellirte ſich, ſo oft er konnte, aber dieſe futilen Beſchäftigungen, die ihn ganz in Anſpruch zu nehmen ſchienen, hinderten ihn nicht, in wenigen Jahren zahlreiche kleinere und größere Dichtungen erſcheinen zu laſſen, die ihm den erſten Rang unter den Dichtern ſeines Vaterlandes anwieſen.

Seines Don Juans-Lebens endlich müde, verheurathete er ſich, und ſey es, daß Zeit und Sättigung das Feuer ſeiner Leidenſchaften abgeſtumpft hatten, oder daß er dem unwiderſtehlichen Einfluß nachgab, den Religion und Tugend ausüben, namentlich wenn ſie durch den Mund einer jungen, ſchönen und geliebten Gattin zu einem nicht fühllos gewordenen Herzen ſprechen: genug, er verzichtete auf ſeine Ausſchweifungen, ſchien die Freuden des heimiſchen Herdes, die er ſo oft beſpöttelt hatte, zu empfinden, und begann ſtatt den launenhaften Sprüngen ſeines lebhaften Geiſtes zu folgen, ſich ernſtern Studien hinzugeben, und arbeitete an einem umfaſſenden Werke über Peter den Großen. Mitten in dieſen ruhigen Beſchäftigungen erfaßte ihn das traurige Schickſal, das ſo viel Theilnahme erregte, und ſo verſchieden, oft nicht zu ſeinen Gunſten, beurtheilt wurde.

Seine Gedichte hatten ſich ſchnell in dem weiten ruſſiſchen Reiche verbreitet, und wurden mit Vergnügen und Enthuſiasmus von jedem Ruſſen geleſen. Der Name Puſchkin glänzte unter den Literateren Rußlands als Stern erſter Größe, denn noch nie beſaß das große Reich einen ſolchen Dichter mit ſo genauer Kenntniß des Reichthums der Nationalſprache, mit ſo viel Lebhaftigkeit und Aufſchwung der Ideen. Auch in Deutſchland und Frankreich, wo man ſeine Gedichte überſetzte, zählte

Puschkin seine Verehrer, man konnte ihn daher wohl als einen der ersten Dichter Europa's zählen.

Liberal in seinen Gesinnungen und zuweilen in seinen Gedichten in Persönlichkeiten ausartend, wurde Puschkin von dem Minister der Volksaufklärung, geheimem Rath Uwaroff, zuerst zurecht gewiesen, dann ihm aber der Druck mehrerer Aufsätze von der Censur verboten; gute Freunde bei Hofe trugen dieß dem Kaiser vor, welcher hierauf, vor etwa 3 Jahren, befahl, daß alle literarischen Erzeugnisse Puschkins ihm persönlich zur Censur vorgelegt werden sollen. Von nun an bewegte sich Puschkin ohne alle Fesseln: der Kaiser, sein Censor, ließ mit wahrhaft kaiserlicher Liberalität alles passiren, gab seinem Günstling einen bedeutenden Personalgehalt und ernannte ihn zum Kammerjunker. Als solcher wurde Puschkin zu allen Hoffesten, zu Bällen und Concerten der Großen des Reiches eingeladen; denn überall fand man sich geehrt, den ersten Dichter Rußlands in seiner Wohnung zu empfangen. An der Seite Puschkins erschien nun jedesmal dessen Gattin, ebenfalls ein Stern erster Größe, die lieblichste und schönste aller Frauen von Petersburg, gegenwärtig erst 22 Jahre alt und Mutter von 4 Kindern. Schöne Frauen finden in jedem Lande der Welt ihre Bewunderer, um wie viel mehr in den französisch gebildeten höhern Cirkeln der nordischen Residenz.

Unter diesen Bewunderern der schönsten Frau machte sich vorzüglich ein junger Officier der Chevalier Garde, Namens d'Anthés bemerkbar; seine liebenswürdigen Eigenschaften hatten bereits früher den bejahrten holländischen Gesandten, Baron Heckeren, veranlaßt, den jungen Mann zu adoptiren, und ihm auf solche Art noch einen höhern Platz in den Cirkeln von St. Petersburg anzuweisen. Seit einiger Zeit erhielt Puschkin anonyme Briefe, worin er auf das Verhältniß seiner jungen Frau mit dem Baron d'Anthés-Heckeren aufmerksam gemacht wurde, allein bei seiner gewohnten Liberalität beachtete er selbe nicht, bis endlich wieder ein solcher Brief, in stärkeren Ausdrücken abgefaßt, ihm zukam. Der Baron kam eben einen Besuch abzustatten, Puschkin rief ihn in sein Cabinet, erklärte, er empfinge seit längerer Zeit anonyme Briefe, und ersuche den Baron den letzten so eben erhaltenen zu lesen. „Welche Verleumdung," rief der bestürzte Baron aus, „wagt man gegen mich auszusprechen, ich liebe Ihre Frau nicht, aber ein anderer Grund zieht mich in Ihr Haus, ich liebe die Schwester Ihrer Frau, welche in Ihrem Hause wohnt, und könnte ich hoffen, daß sie meinen Wünschen Gehör gibt, so wäre das Glück meines Lebens gegründet." Der erstaunte Dichter öffnet die Thüre des anstoßenden Salons, und ruft seine 17 Jahre alte, ebenfalls ungemein liebenswürdige und schöne Schwägerin; er wiederholt ihr die Erklärung des Barons, und ohne Verzug ertheilt sie ihr Jawort zur ehelichen Verbindung mit dem Bewerber. Schnell durchfliegt diese Nachricht die große Residenz, ein jeder commentirt sie auf seine Art, doch jedermann erstaunt, warum ein so liebenswürdiger und vermöglicher Mann nicht längst seine Absichten geoffenbart und, statt sich gerade auszusprechen, die Gattin des Dichters in Bezug auf ihn zum Stadtgespräch gemacht habe. Inzwischen findet kurze Zeit darauf die Vermählung des Barons d'Anthés-Heckeren mit dem schönen 17jährigen Fräulein statt, und Puschkin kehrt, zufrieden ein neues eheliches Glück in seiner Familie zu sehen, in seine Wohnung zurück; allein kaum eingetreten, übergibt ihm der Bediente einen Brief, worin er er von anonymer Hand abermals gewarnt wird. „Sey auf Deiner Hut, heißt es darin, die Trauung ist nur ein Prätext des Barons, um einen desto freiern Zutritt in Dein Haus zu haben, er ist weit davon entfernt das junge Wesen zu lieben, das er heute am Altar als Gattin empfing; sein Plan ist, diese zu opfern und von nun an in einem desto sträflichern Verhältniß mit Deiner Frau zu leben." Den Tag nach der Trauung machte das junge Ehepaar seinen ersten Besuch bei der Familie Puschkin; der Dichter, dessen Hausfrieden und Ehre auf eine so prosaische Art bedroht war, ersuchte wieder den Baron, auf einen Augenblick in sein Cabinet zu treten, wo er ihm den nach der Trauung erhaltenen Brief vorweist. Der Baron betheuert seine Unschuld und die Nichtswürdigkeit dieser geheimen Anklage, allein Puschkin erwidert: „Wir müßen nunmehr der Sache ein Ende machen. Sie sind, Herr Baron, sagte er, seit gestern mein guter, lieber Schwager, Sie haben, ich bin es überzeugt, meine Schwägerin nur aus aufrichtiger Zuneigung geheurathet; sie ist ein so liebenswürdiges Wesen, um gewiß das Glück ihres Hauses auszumachen, begnügen Sie sich sonach mit Ihrer jungen Frau und besuchen Sie, ich bitte Sie, während eines Jahres mein Haus nicht, um den anonymen Briefen und dem Stadtgerede ein Ende zu machen." Der Baron entfernte sich hierauf mit Betheuerungen seiner Unschuld und Versicherung, daß er durch den Besitz seiner jungen Frau vollkommen glücklich sey.

(Fortsetzung folgt.)

Constantinopolitanische Reminiscenzen.

(Schluß.)

Die Frauen im Harem, ausgenommen die ausschließlich dafür bestimmten Sklavinnen, treiben keine Art von ernster Arbeit, wenn man dahin nicht etwa das Sticken rechnen wollte. Comme chez nous! Es versteht sich, daß hier nur von den Frauen höherer Stände die Rede ist; die Aermern müssen natürlich eben so gut arbeiten, wie die Armen in Europa. Sind Kinder vorhanden, so nimmt die Erziehung derselben ihre Zeit sehr in Anspruch, da es hier Sitte ist, daß Mädchen und Knaben bis zu ihrem eilften, zwölften Jahre der weiblichen Aufsicht im Harem anvertraut bleiben. Ein zeitvertreibendes Hauptbedürfniß ist für die Damen das Bad, dessen zu häufiger Genuß aber auch zugleich Hauptursache des frühern Verfalls weiblicher Schönheit ist. Gesang und Tanz finden vollkommenen Eintritt in den Harems; daß der letztere von dem unsern sehr verschieden, ist schon früher in diesen Blättern angeführt. Die bei allen Frauen der Welt selten fehlende Tugend der Schwatzhaftigkeit hat hier eine weite Heimath gefunden, und blüht in den Frauen-Zimmern des Orients in üppiger, rauschender Fülle. Ja, es soll sogar in einigen Harems alte Weiber geben, die den

jüngern in dieſer Kunſt naiver Plauderei und intereſſanter Erzählungsmanier förmlichen Unterricht ertheilen. Der Mann des Orients ſpricht wenig, obgleich er in wenigen Worten oft mehr Gehaltvolles ſagt, wie ein Franzoſe mit einem Schwall von Redensarten. Dagegen hört der Orientale gern lebhaft und angenehm ſprechen, und in dieſer Hinſicht will er bei ſeinen Frauen Befriedigung finden, und findet ſie auch im Harem. Obgleich auf die geiſtige Ausbildung der Morgenländerinnen wenig Sorgfalt verwendet wird, ſo hat die Natur, ich wiederhole es, daß ich hier nach Mittheilungen eines Wohlunterrichteten ſpreche, ihnen dennoch viel Scharfſinn, Phantaſie und eine anmuthige Leichtigkeit des Ausdrucks verliehen — Requiſite einer intereſſanten Unterhaltung, wobei man tiefere Bildung wohl leicht überſehen kann. Ich glaube, daß Erzählungen in einem türkiſchen Harem wohl einen größern Genuß gewähren dürften, wie manche langweilige Vorleſungen und Geſpräche an einem civiliſirten, abendländiſchen Theetiſch.

Die Ehen in der Türkei werden mit wenigen Ausnahmen conventional geſchloſſen. Die Verhandlung geſchieht durch die Väter des jungen Mannes und des Mädchens; doch wird dabei eine Gewiſſenhaftigkeit von Seiten der mit der Verhandlung Beſchäftigten beobachtet, die wohl meiſtentheils die perſönliche wechſelſeitige Prüfung der Liebenden vor der Hochzeit erſetzt. Gewöhnlich gibt auch wohl der Bewerber um die Hand eines Mädchens einer alten Frau den Auftrag, genaue Erkundigung über die künftige Gattin einzuziehen, und er kann ſich dann darauf verlaſſen, daß er von der alten Kundſchafterin mit der genaueſten Pünktlichkeit und Treue von Allem, was die zu Erwählende betrifft, unterrichtet wird. Es laſtet ſogar der Vorwurf der Schändlichkeit darauf, in ſolcher Angelegenheit ſich nicht ſtreng an die Wahrheit zu halten, ſo wie ein Umgehen derſelben auch zu nichts führen würde, da Scheidung erlaubt und ein Verſtoßen der Frau die Folge einer abſichtlichen Täuſchung iſt. So kommt es alſo ſelten vor, daß der Bräutigam die Braut nicht ſo findet, wie er es gewünſcht. Doch gibt es aber auch in der Türkei Fälle, wo die zu Vermählenden ſchon früher Gelegenheit gehabt, ſich perſönlich kennen zu lernen. Oft wird nämlich unter Vornehmen und Reichen die Vermählung ihrer Kinder projectirt, ſchon wenn dieſe ſich noch in ſehr jugendlichem Alter befinden. In ſolchen Fällen läßt man die für einander Beſtimmten in Einem Harem erziehen, wo ſich das junge Paar dann an einander gewöhnt, und der Jüngling, wenn er den Harem verläßt, von der Erinnerung an die Jugendgeſpielin begleitet wird, die ſeltener als in Europa, weil hier die Gelegenheit mangelt, ein anderer Eindruck verlöſcht.

Ein Punkt, der hier noch zu berühren wäre, iſt der der ehelichen Treue im Morgenlande. Mag man über meine Behauptung, daß dieſe Tugend bei uns auf ſehr wankenden Füßen ſteht, unwillig werden, ſo iſt ſie leider doch wahr. Man darf im civiliſirten Europa nach Beweiſen dafür nicht ſuchen, ſie finden ſich von ſelbſt. Im Orient iſt der Treubruch einer Gattin eine Seltenheit, und die eheliche Treue, wollen wir ihr keinen tiefern, moraliſchen Grund unterlegen, dort eine angeerbte Tugend, eine Folge des Mangels an Verſuchung, ſo wie der Furcht vor der harten Strafe, welche die Ehebrecherin trifft. Ich ſage, eine angeerbte Tugend, und glaube nicht zu irren. Es iſt erwieſen, daß nicht nur körperliche, ſondern auch geiſtige Eigenſchaften der Eltern ſich in den Kindern wiederholen. Zu häufige Beiſpiele bei uns ſprechen dafür, daß die Töchter einer ſinnlichen Genuß liebenden Mutter zu gleichen Extravaganzen ſich zu neigen pflegt, ob auch bei der Erziehung des Mädchens Alles entfernt ſeyn möchte, was dieſem Gelüſten hätte Nahrung geben können. Es darf nur die kleinſte Veranlaſſung erſcheinen und die Erbſünde kommt zum Ausbruch. Die laxen, dieſen Punkt betreffenden Strafgeſetze bei uns, ſind nicht geeignet, dem Uebel zu ſteuern, und ſo erſcheint dieſe Abweichung von der Pflicht der großen Menge bei uns kaum mehr als Sünde, ſondern als leicht zu entſchuldigender faux pas. Anders iſt es nun aber im Oriente. Dort, wo ſich ſeit Jahrtauſenden gewiſſe Sitten nicht verändert, fehlt, wie in uralter Zeit, auch jetzt noch die Gelegenheit zur Untreue des Weibes. Die Frauen ſind nach altem Herkommen noch immer ſtrenge von dem nähern Umgange mit den Männern geſchieden. Es iſt dort faſt unmöglich, daß ein Mann verlockend ſich dem Weibe naben kann. So blieb die Mutter rein von Sünde und vererbt dieſe Reinheit auf die Töchter. Dringt, ein ſeltener Fall, dennoch die Verführung in den geweihten orientaliſchen Frauenkreis, ſo iſt die Strafe dem in den Augen des Orientalen unverzeihlich erſcheinenden Vergehen angemeſſen. Nur der Tod der Ungetreuen tilgt ihre Schande. Aber das Leben iſt ſchön, und ſelbſt das nach unſrer Anſicht ſklaviſche Haremsleben, denn das Weib kennt dort kein anderes, und fühlt ſich in dem ihm angewieſenen Kreiſe glücklich. Den Morgenländerinnen iſt jene krankhafte Schwärmerei unbekannt, die einen Augenblick des ſüßen Rauſches nicht mit dem Tode zu theuer zu erkaufen glaubt. Sie wiegen ſich lieber, treu ihrem Herrn und Gemahl, in goldprunkender Gondel auf den Wogen des Bosporus, als daß ſie ſelbſt, begleitet von der Erinnerung an den Geliebten, in die Tiefe des Meeres zu ewiger Nacht hinabſinken mögen. Man beſtreite meine Anſichten nicht als unhaltbar; ſie ſind es nicht. Die Erfahrung ſpricht für die Wahrheit.

Achmet Bey. *)

Im Jahre 1776 wurde das Beylik von Conſtantine von Achmet Bey, dem Großvater des jetzigen Bey's, beherrſcht. Er war ein Kulugli, d. h. aus türkiſchem mit arabiſchem gemiſchtem Geblüte. Muhammed, ſein Sohn, erhob ſich darauf zum Rang eines Kalifah, oder Lieutenant des Bey, und heurathete die Tochter Daudy-Ben-Gannah's, Chefs eines der mächtigſten Stämme der Sahara, aus welcher Ehe Achmet-el-Hadſchi, der jetzige Bey von Conſtantine, entſproß. Sein Vater Muhammed war ein grauſamer und habgieriger Mann. Als Kalifah war er damit beauftragt, die Steuern zu erheben, und mit Strenge gegen die Widerſpänſtigen zu verfahren. Die furchtbaren Gräuel und Erpreſſungen, die er in dieſem Amte ſich zu Schulden kommen ließ, erregten ſo allgemeine Klagen gegen ihn, daß ſie ſogar

*) In der eben erſchienenen zweiten Nummer der Afrique Française mitgetheilt von A. Dumont.

bis Algier drangen, und der damalige Dey, Ali Coggia, selbst seiner Grausamkeit wegen so bekannt, gab Befehl, nicht nur den Kalifah hinzurichten, sondern auch seine Familie zu vertilgen, wie man ein reißendes Thiergeschlecht ausrottet. Der Kalifah wurde erdrosselt; Achmet, sein Sohn, war noch ein Kind. Um dieses zu retten, nahm es die Mutter auf ihre Arme und flüchtete mit ihm unter die schwarzen Zelte Daudy-Ben-Gannah's, die großen Reichthümer im Stiche lassend, die ihr Mann zusammengescharrt hatte. Im Herzen der Wüste verflossen die Kinderjahre Achmets, und hier entwickelte sich sein grausames Gemüth, wozu er den Keim schon in der Geburt empfangen hatte. Der Einfluß seines Oheims mütterlicher Seite bei Hassan, Bey von Constantine, wußte es indeß dahin zu bringen, daß Achmet, zum Jüngling herangewachsen, bei dem Bey in Gunst kam, und einige Zeit später zu dessen Kalifah ernannt wurde, wodurch er den größten Theil seines väterlichen Erbes zurück erhielt. Achmet zeigte bei seinen Amtsverrichtungen ganz die Habgier und den grausamen Charakter seines Vaters. Der Bey wandte sich mit seinen Beschwerden an den Dey, und forderte den Kopf des Kalifah; allein Achmet hatte Mittel gefunden, sich des Schutzes der einflußreichsten Männer der Regentschaft zu versichern, und so erhielt er nur den Auftrag, die Pilgerfahrt nach Mekka zu machen. Im Jahr 1826 kam er nach Algier zurück. Nachdem er abermals in Ungnade gefallen, was ihm eine Verweisung nach Medeah zuzog, kam er bald wieder in Gunst, und die Freunde, die er durch seine Freigebigkeit zu gewinnen gewußt hatte, erhoben ihn im folgenden Jahre zum Bey von Constantine, an die Stelle Ibrahim Bey's, der abgesetzt wurde, und dessen Kopf in großer Gefahr schwebte. In diesem hohen Posten kannten Achmets wilde Leidenschaften keine Gränzen mehr; seine Grausamkeiten und Erpressungen erregten die Klagen und den Unmuth fast aller Scheikhs, und im Jahr 1830 war sein Sturz beschlossen. Der Dey hatte den Vollzug des Urtheils bis zu der Zeit verschoben, wo die Bey's in Person nach Algier kommen mußten, um ihren Tribut zu überbringen, was alle drei Jahre geschah. Die französische Expedition rettete ihn.

Ungefähr zwei Monate vor dem Abgange der Armee und der Flotte von Toulon, hatte Hr. Lesseps, der französische Consul zu Tunis, von der Regierung den Befehl erhalten, Unterhandlungen mit Achmet Bey anzuknüpfen. Er war beauftragt, den Bey von der Gefahr zu unterrichten, die ihm in Algier drohte, und sollte sich bemühen, ihn durch die Aussicht auf eine Art von Unabhängigkeit unter der Souveränetät Frankreichs für die französischen Interessen zu gewinnen. Die HH. Daubignose und Girardin, die im April nach Tunis geschickt wurden, hatten den Auftrag, diese Versuche zu unterstützen, die jedoch ohne allen Erfolg blieben. Achmet wies alle Annäherungen von Seite der französischen Regierung zurück, und als die beiden Agenten in den ersten Tagen des Mai's wieder in Toulon eintrafen, fand man sich durch ihren Bericht veranlaßt, den Abgang der Expedition zu beschleunigen. Man hoffte, sie werde ihren Angriff vor dem Eintreffen der Truppen aus Constantine ausführen können, allein Achmet rückte Ende Mai's auf, und stellte sein Contingent um Algier herum auf. Er zeigte vielen Muth und alle die französischen Soldaten, welche der Schlacht von Staueli und den Gefechten bis zur Uebergabe beigewohnt haben, erinnern sich dieses durch den Glanz seiner Waffen und Kleider und die Schönheit seiner Pferde ausgezeichneten Häuptlings. Sein Zelt, das den Franzosen in die Hände fiel, war außerordentlich reich. Während des Angriffs auf das Kaiserfort hatten die Truppen des Bey von Constantine sich in der Ebene der Hamma und auf dem Rücken der Hügel aufgestellt, die bis nach Mustapha hin die Rhede von Algier begränzen. Die Capitulation von Algier, die sogleich der Einnahme des Kaiserforts folgte, versetzte die Einwohner der Stadt in den größten Schrecken. Ihre Schätze mit sich nehmend, flohen sie nach allen noch offenen Richtungen, — die Einen zu Wasser an der Küste hin, während die Meisten durch die Vorstadt Bab Azun zu Achmet sich wendeten. Der Schwiegersohn des Dey's, Aga Ibrahim, der die Armee zu Staueli und Sidi-Kalef commandirt hatte, und das Schicksal seines Schwiegervaters nicht theilen wollte, war einer der ersten, der mit seinem ganzen beweglichen Vermögen Schutz bei Achmet suchte, und bald folgten ihm eine Menge Leute, größtentheils von der vermögenden Classe, nebst noch ungefähr 1500 Mann von der türkischen Miliz. Diese Auswanderung war durch nichts als das Artilleriefeuer in etwas gehemmt, das der General La Hire vom Kaiserfort aus gegen das Fort Bab Azun richten ließ, das zwischen dem Meer und dem einzigen Wege liegt, welcher nach Hamma führt. Nur die Kugeln, welche, statt in das Fort, zuweilen auch auf die Straße fielen, hielten die Flüchtigen dann und wann etwas auf. Von diesem zahlreichen Geleite gefolgt, schlug Achmet mit seinen Truppen gerade am Tage der Capitulation von Algier den Weg nach Constantine ein. Durch die Rassota, eine große Meierei des Dey's, kommend, wo sich die Gestüte und Heerden der Regierung befanden, nahm er noch Alles mit, was ihm anstand. Die Schätze Ibrahims erregten ebenfalls bald seine Habgier: er nahm sie weg, und der unklüge Aga kam einige Tage später völlig ausgeplündert nach Algier zurück. Die Rückkehr Achmets nach Constantine wurde in seinem Bezirk als eine Art Triumph betrachtet. Die große Menge von Menschen, die sich unter seinem Schutz flüchtete, die reiche Beute, die ihm folgte, regte die Phantasie der Araber auf: sie überredeten Achmets Macht und Talente, und glaubten ihn von der Vorsehung bestimmt, ein ganzes Volk vor Vernichtung zu bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein irisches Blatt, der Newry Telegraph, enthält über ein in der Gegend aufgefundenes Götterbild Folgendes: Ein Bekannter aus Glasslough hat uns ein kleines Bild von Erz eingeschickt, das eine Waffenrüstung trägt, und eine Kugel oder Globus in der rechten Hand hat; man vermuthet, es sey ein Bild von Odin, dem Gott des Krieges und des Sieges bei den Scandinaviern. Die Figur ist vollständig, die Arbeit wirklich schön, und das Ganze zeugt von einer großen Vollkommenheit in der Kunst. Das Bild wurde im Kirchhofe von Donagh gefunden unter den Ruinen einer alten Mauer, die einen Theil eines Gebäudes bildete, welches früher eine katholische Abtei war, von den Engländern aber unter Elisabeth in eine protestantische Kirche umgewandelt wurde. Wie ein heidnisches Bild in eine römisch katholische Abtei kam, diese Frage hat unser Correspondent nicht gelöst; es ist jedoch wahrscheinlich, daß das Bild von den alten Iren als die Trophäe eines über die Dänen erfochtenen Sieges aufbewahrt wurde.

*

Der jetzige Sultan soll durch einen Astrologen zu der abergläubischen Meinung gelangt seyn, daß, so lange er kaiserliche Residenzen baue, auch seine andern Unternehmungen einen glücklichen Ausgang nehmen würden: so ließe es sich erklären, warum Sultan Mahmud die ohnehin schon große Zahl von Palästen und Köschken, welche die lieblichsten Stellen in der Umgegend der Hauptstadt einnehmen, immer noch vermehrt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Puschkins Bildniß.)

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 October 1837.

Der Scheikh von Akaba.

(Aus den Reiſen eines Amerikaners im ſteinigen Arabien.)

Vor einigen Wochen erſchien in New-York unter dem Titel: Incidents of Travels in Aegypt and Arabia petraea by an American, ein anonymes Buch in zwei Bänden, deſſen Verfaſſer ein amerikaniſcher Geſchäftsmann iſt, der auf keine Gelehrſamkeit Anſpruch macht, aber eine einfache, unterhaltende und lehrreiche Beſchreibung ſeiner Reiſen gibt. Er reiste den Nil hinauf bis über die erſte Katarakte, wollte die große Oaſe beſuchen, wurde aber durch Krankheit davon abgehalten, und beſchloß von Cairo aus durch Idumäa, über den Sinai, Horeb, Petra und Hebron nach Jeruſalem zu gehen, was er auch ausführte. Wir übergehen ſeine Reiſen in Aegypten, da ſo viel über das Nilthal geſchrieben wird, und er keine beſondern Gelegenheiten zu neuern Beobachtungen hatte, aber ſeine Abenteuer in Arabien geben ein lebhaftes Bild der Beduinen, und führen uns in intereſſante Gegenden, in die nur wenige Reiſende gedrungen ſind. Als er mit ſeinen Freunden in Cairo Rath über ſeine Reiſe nach Petra hielt, rieth ihm jedermann ab, und ſtellte ihm die Sache als viel zu gefährlich und zu koſtſpielig vor; dazu kam, daß er nicht Arabiſch ſprach und ſein einziger Diener und Dolmetſch, Paul, einer der größten Haſenfüße war, die man ſich denken konnte, aber der Zufall ſchien ihm ein Mittel zur Ausführung in die Hand zu geben.

„Ich hörte, daß zu meinem großen Glück der Scheikh von Akaba gerade in Cairo ſey. Es war nämlich die Zeit, wo ſich die große jährliche Karawane außerhalb der Mauern von Cairo zu verſammeln pflegt, und der Paſcha hatte ihn daher kommen laſſen, um die Pilgrime durch die Wüſte bis Akaba unter ſeinen Schutz zu ſtellen; denn er war das Haupt eines mächtigen Beduinenſtamms, der zwar durch lange und blutige Kriege gelitten hatte, aber doch noch immer die wilde Freiheit der arabiſchen Race bewahrte, und ſtark genug war, ſelbſt dem mächtigen Arm des Paſcha's zu trotzen. Es ſchien zwiſchen ihnen ein Syſtem von gegenſeitiger Nachſicht beobachtet zu werden, denn die Beduinen wußten wohl, daß der Paſcha ſie zwar nicht unterwerfen, aber doch mit ſeinem langen Arm ſelbſt dort beunruhigen könne, während der Paſcha wohl fühlte, daß der Verſuch ſie zu demüthigen, ihn ſeine beſten Truppen koſten würde, ohne daß die Plünderung ihrer elenden Zelte ihm Ruhm oder Vortheil bringen würde. So kommt es, daß die Wüſte noch im Beſitze der Beduinen iſt, und er noch von jedem Fremden Tribut für die Erlaubniß ſie zu durchreiſen fordert, und dieß iſt die Urſache, daß der Paſcha jedes Jahr den Scheikh von Akaba nach Cairo einladet, da er wohl wußte, daß ſonſt der geheiligte Charakter der Pilgrime ſie nicht vor den Beduinen ſchützen würde.

„Ich fand ihn etwa eine Meile von der Stadt in der Nähe der Gräber der Khalifen, und an der Gränze der Wüſte, auf einer Matte unter ſeinem Zelt ſitzend und von einem Dutzend ſeiner Gefährten umgeben, alle mit langen Schwertern, Piſtolen und Luntenflinten bewaffnet. Der Scheikh war ein kurzer, ſtarker Mann, von dunkler Bronzefarbe, mit einem ſcharfen, unruhigen Auge, weißen Zähnen, und einer ſo ausgedörrten Haut, daß ſie an den Knochen zu kleben ſchien. Sein Geſicht mißfiel mir auf den erſten Anblick, es fehlte ihm an Offenheit und ſelbſt an Kühnheit, und ich dachte, daß wenn ich ihn allein in der Wüſte getroffen hätte, ich mich ihm nicht anvertraut hätte. Er empfing mich mit großer Höflichkeit, ſeine Gefährten erhoben ſich, machten mir einen tiefen Salam, gaben mir einen Platz neben dem Scheikh, und ſetzten ſich wieder nieder, Alles mit weniger Geräuſch, als in Europa das Eintreten eines Fremden in einen Salon verurſacht hätte. Alle ſtarrten mich an, und der Scheikh, der die Sitten von Cairo kannte, nahm die Pfeife aus ſeinem Mund und gab ſie mir.

„Der Janitſchar des Conſuls, der mit mir gekommen war, eröffnete die Unterhaltung, aber er hatte kaum begonnen von dem Zweck meiner Reiſe zu ſprechen, als die ganze Geſellſchaft, der Scheikh und alle Andern ausriefen, daß ſie bereit ſeyen mich zu escortiren und mit ihrem Leben zu vertheidigen. Ich ſagte einige Worte, und ſie wurden ſehr laut in ihren Verſicherungen von der großen Freundſchaft, die ſie für mich gefaßt hätten, daß ſie in meinem Zelt ſchlafen und mich Tag und Nacht bewachen wollen, daß ſie mir Vater und Mutter, Schweſter und Bruder, kurz meine ganze Familie erſetzen werden, und die ſchließliche

Versicherung war, daß nicht an eine Reise dorthin ohne ihren Schutz zu denken sey. Ich begann zu fragen, was sie dafür verlangten, und sie antworteten Alle zugleich, jeder eine andere Summe nennend. Diese geräuschvolle Unterhandlung war mir verdächtig, ich wußte wohl, daß man viel auf die gewöhnliche Art der Araber rechnen müsse, aber ihre Begierde, mich unter sich in der Wüste zu haben, war in meinen Augen ein bedenklicher Punkt. Ich wollte daher mit dem Scheikh allein sprechen, und lud ihn in mein Haus ein: der ganze Haufe erhob sich sogleich, und Alle waren bereit, mir auf Dromedaren oder zu Fuß zu folgen; doch gelang es dem Scheikh, sie Alle bis auf Einen, der seine rechte Hand war, zu entfernen. Er folgte mir zu Pferde, und als er in mein Zimmer trat, war es vielleicht das Erstemal in seinem Leben, daß er ein Dach über seinem Haupte gehabt hatte. Ich will nur Ein Beispiel seiner Unwissenheit anführen, das ich jedoch nicht erfuhr bis am Ende der Reise, nämlich, daß er den Janitscharen des Consuls für einen Officier aus dem Palaste des Pascha's hielt, und mich deßhalb von Anfang an als von diesem ihm besonders empfohlen ansah. Ich konnte jedoch zu keinem Verständniß mit ihm kommen; der Dienst, den ich von ihm verlangte, war, mich von Akaba über Petra nach Hebron zu führen, eine Reise von etwa 10 Tagen, aber er wollte keine Summe nennen, sagte, er werde mich umsonst führen, ich sollte geben, was ich wollte u. s. w. Kurz, ich konnte ihn zu nichts Bestimmtem bringen, aber er gab mir sein Siegel, das mir als Paß in der Wüste dienen sollte, da jeder Araber auf diesem Wege es kenne und respectire. Den nächsten Morgen ritt ich ins Lager, um die große Karawane abreisen zu sehen, und sagte dem Scheikh, ich würde ohne alles Geld zu ihm kommen, er müßte daher etwas guten Tabak für mich bereit halten, insinuirte einige Goldstücke in seine Hand, und verließ ihn ohne weitere Verabredung.

Denselben Abend, den letzten meines Aufenthaltes in Cairo, hörte ich, daß der französische Reisende Linant,*) der Reisegefährte von Laborde nach Petra, angekommen sey, und machte ihm einen Besuch. Hr. Linant ist einer der vielen Franzosen, welche, durch politische Ereignisse aus ihrem Vaterland vertrieben, sich in fremden Ländern durch militärische Talente ausgezeichnet haben. Vor vielen Jahren hatte er sich in die arabische Wüste geworfen, wo er bei den Beduinen so beliebt wurde, daß bei Gelegenheit eines Streits über die Wahl eines Scheikhs der Stamm gegen alles Herkommen beide Prätendenten auf die Seite setzte, und Linant zum Scheikh des Sinai ernannte, und ihm den Ehrennamen Abd-el-Hakk, d. h. des Sklaven der Wahrheit, gab. Trotz dieser barbarischen Würden und Ehren empfing er uns mit einer Artigkeit, welche mehr von den Pariser Salons an sich hatte, als von der Wüste, und ermunterte mich sehr nach Petra zu gehen, mit der Versicherung, daß es meine Mühe reichlich belohnen werde: die Schwierigkeiten, die ich finden würde, hielt er nicht für der Mühe werth; aber ich fand später, daß seine Kenntniß des Arabischen, sein Ansehen unter den Beduinen, und die Freigebigkeit, mit der er Gold unter dieselben warf, ihn vor Schwierigkeiten bewahrt hatten, welche für einen Fremden, der dieser Vortheile entbehrte, keineswegs unbedeutend waren. Linant hatte 20 Jahre in Aegypten zugebracht, und ist jetzt in den Diensten des Pascha's mit dem Rang eines Bey's, und hatte denselben Morgen von dem Pascha Befehl erhalten, die Pyramiden zu untersuchen, und zu entscheiden, welche von ihnen am leichtesten abgerissen werden könne, um Materialien zu einem Bau zu liefern.

*) Linant ist ein Mann von unbegreiflicher Energie, und ihm ist der Erfolg der Reise von Laborde nach Petra gänzlich zu danken. Er hatte damals den Plan eine Reise nach Abyssinien zu machen, und Laborde, der Vater, setzte in der Deputirtenkammer durch, daß 20,000 Fr. ausgesetzt wurden; aber die Sache kam durch die Nachlässigkeit von Hr. v. Argout, damaligen Minister des Innern, nicht zu Stande.

Puschkin.

(Fortsetzung.)

Im Laufe der ersten zwei Wochen nach der Trauung wurden drei große Bälle in Petersburg gegeben, wo sowohl Puschkin mit seiner Frau als der Baron d'Anthès-Heckeren ebenfalls mit seiner Frau geladen waren und erschienen. Niemanden konnte es entgehen, auf welche auffallende Art sich der Baron gegen Mme. Puschkin benahm. Stets nur ihr am Spieltische oder im Saale gegenüber stehend, seine Blicke unverrückt bald auf sie, bald seufzend gegen Himmel gerichtet, zeigte er sich allzu offenbar als ihren Anbeter, während er seine junge, vor wenigen Tagen geheurathete Frau nicht im mindesten beachtete. Die Anwesenden machten ihre Bemerkungen darüber, und der anonyme Correspondent Puschkins fand nur zu viel Stoff zur Fortsetzung seiner Briefe. Die Sache kam nun zum Bruche. Am Mittwoch den 27 Januar russischen Styls schickte Puschkin dem Baron d'Anthès-Heckeren die Herausforderung zu einem Duelle auf Pistolen, welches an demselben Tage Nachmittags 4 Uhr im Parke bei Katharinenhof nächst Petersburg statt hatte. Nach den russischen Duellgesetzen werden beide Parteien, wenn sie Militär oder adelig sind, zu gemeinen Soldaten degradirt und in ein Regiment nach Sibirien versetzt: wer sich duelliren will, schießt sich sonach auf Tod und Leben, gewöhnlich in einer Entfernung von 10 Schritten. So hatte nun auch dieses Duell statt. Der Baron hatte als der Herausgeforderte den ersten Schuß; wohl bedächtig maß er sein Ziel, feuerte ab, und seine Kugel ging mitten durch den Leib Puschkins durch, der sogleich zu Boden sank. Inzwischen hatte er noch so viel Kraft, um sich aufrichten zu lassen und seinen Schuß zu thun; die Kugel ging durch den Arm des Barons, welcher, so wie Puschkin, aus Ermattung gleichfalls zu Boden stürzte. Auf der Erde im Schnee liegend, rief Puschkin mit lauter Stimme aus: Est-il mort? und als die Secundanten antworteten: Non, mais il est blessé, so rief er mit noch stärkerer Stimme: Donnez-nous d'autres pistolets, le duel commencera de nouveau — allein nun legten sich die Secundanten in das Mittel, und begleiteten beide Streitende in ihre Wohnungen. Vor der Thüre angelangt, sagte Puschkin zu den Begleitern, welche ihn über die

Stiege herausgeführt hatten, ſie möchten ihn loslaſſen. Seine Frau kam ihm zärtlich entgegen, und drückte ihre Verwunderung aus, warum er ſo ſpät zu Tiſche käme; „ich habe ein Privatgeſchäft,“ erwiederte er, und eilte der Thüre ſeines Cabinets zu, an deren Schwelle er aber niederſank. Man denke ſich den Schrecken und die Beſtürzung der jungen, 22 Jahre alten Frau, Mutter von 4 Kindern; man denke ſich die Lage ihrer jungen, vor 14 Tagen verheuratheten Schweſter, als beiden das unglückliche Ereigniß bekannt wurde. Schnell verbreitete ſich die Kunde in der ganzen Reſidenz, und der Commandant der Chevalier Garde verfügte ſich mit der Meldung hievon zu dem Kaiſer. In der erſten Aufregung, welche die Nachricht auf den Monarchen machte, folgte er nur den Eingebungen ſeines Herzens und ſchrieb ohne Verzug einen Brief an Puſchkin, deſſen Ueberſetzung beiläufig folgende iſt: „Mein lieber Puſchkin! ich habe mit großer Betrübniß das Unglück vernommen, was Dich betroffen hat; *) da ich Dich als meinen Freund liebe, ſo nehme ich den lebhafteſten Antheil daran. In Deiner Lage iſt es ungewiß, ob die Vorſehung Dir noch länger das Leben ſchenkt; ich ermahne Dich daher, als guter Chriſt, den Beiſtand der heiligen Religion anzuflehen; berufe einen Geiſtlichen, beichte, communicire und ergebe Dich in die Fügungen Gottes. Was immer geſchehen mag, ſo ſey überzeugt, daß ich Deine Frau und Kinder wie die Meinigen anſehen und für ſie ſorgen werde; ſollte Gott Dich aus dieſer Welt abrufen, ſo werde ich den Verluſt eines Freundes bedauern, ich hoffe Dich aber wieder als meinen Freund in einer andern Welt zu finden.“

Man kann ſich die Rührung Puſchkins denken, als derſelbe dieſen eigenhändig von dem Kaiſer geſchriebenen Brief erhielt, er küßte ihn, er benetzte ihn mit Thränen. Es ließ ſogleich einen Geiſtlichen kommen, und that, was der Kaiſer verlangte. Inzwiſchen erklärten die Hofärzte, welche der Kaiſer abſandte, es ſey Rettung unmöglich, und Puſchkin könne nur noch 30 bis 40 Stunden leben; alle 2 Stunden ließ ſich der Kaiſer Bericht erſtatten, am Freitage den 29 wurde ihm gemeldet, Puſchkin könne nur noch einige Stunden leben. Der Kaiſer berief alsbald den geheimen Rath Schukowsky, einen äußerſt würdigen, allgemein geachteten Mann, welcher Erzieher des Thronfolgers geweſen war, und ſagte ihm: „Man meldet mir, daß Puſchkin nur noch einige Stunden leben könne; ich trage Ihnen daher auf, ſich zu ihm zu verfügen und dort bis zu ſeinem Tode zu verweilen; Sie werden zugegen ſeyn, wenn die Behörde die Siegel an ſeine Effecten anlegt; findet ſpäter die Inventur dieſer Effecten ſtatt, ſo werden Sie ganz allein ſämmtliche vorfindige Papiere durchleſen und ſogleich Alles verbrennen, woraus irgend etwas Nachtheiliges auf den Ruf dieſes Mannes fallen könnte; ich will nicht, daß man ihm nach dem Tode etwas Böſes nachzuſagen im Stande ſey.“ Der würdige Greis that, was der Kaiſer befahl, und ſchon in wenig Stunden verſchied Puſchkin; ſeine letzten Worte waren. „Je suis sûr, que ma femme est innocente.

*) Wenn ſich der Kaiſer der ruſſiſchen Sprache bedient, ſo duzt er jeden; nicht ſo wenn er deutſch oder franzöſiſch mit jemanden ſpricht oder ſchreibt.

Die große Reſidenz war von dem Augenblicke, als das Duell bekannt wurde, in größter Aufregung; kaum gibt es ein anderes Ereigniß, welches mehr Senſation bewirken konnte; fortwährend ſtrömten Fußgänger herbei und fuhren Equipagen an dem Hauſe Puſchkins vor, um Erkundigung über ſeinen Zuſtand einzuziehen, noch größer war der Zudrang am Sonnabend, wo die Leiche Puſchkins auf einem Katafalk in ſeinem Hauſe ausgeſtellt war. Die ganze Straße war mit Menſchen und Wagen förmlich barrikadirt, und nur mit größter Mühe konnte man zu ſeinem Hauſe gelangen.

War ſchon das Gedränge, um die Leiche zu ſehen, ſehr groß, ſo war dieß noch mehr bei der Beerdigung, denn alle Stände ohne Ausnahme drängten ſich herbei, um der Leiche die letzte Ehre zu erweiſen.

(Fortſetzung folgt.)

Sonderbarer Kampf mit einem Alligator.

Macgregor Laird erzählt in ſeiner Nigerfahrt die Art, wie die Nigeranwohner die Alligators tödten. „In geringer Entfernung von unſern Schiffen ſah man eines dieſer mächtigen Thiere auf einer Sandbank im Fluſſe ſich in der Sonne wärmen. Zwei Landeseingeborne bemerkten ihn, ruderten plötzlich in einem Kahne auf die eine Seite der Sandbank, und krochen vorſichtig zu ihm hin. Sobald ſie dem Unthiere nahe genug waren, richtete ſich der eine auf, und ſtieß einen ſechs Fuß langen Speer durch den Schweif deſſelben in den Sand. Nun erfolgte alsbald ein ſehr hitziger Kampf: der Mann mit dem Speer hielt dieſen ſo feſt in den Sand, als er nur immer konnte, und klammerte ſich daran, da er mit der Gewandtheit eines Affen alle Augenblicke ſeine Stellung wechſeln mußte. Inzwiſchen rannte ſein Gefährte hin und her, und verſetzte, ſo oft es anging, dem Thiere mit ſeinem langen Meſſer einen Stoß, und entzog ſich dann wieder mit größter Schnelligkeit dem weiten Rachen, während daſſelbe ſich um das ſeltſame Pivot, das der andere Neger ſo glücklich durch ſeinen Schweif durchgeſtoßen hatte, herumdrehte. Der Kampf dauerte etwa eine halbe Stunde, und endete mit dem Tode des Alligators, den die Sieger alsbald in Stücken ſchnitten, nach dem Ufer zurückruderten, und das Fleiſch an ihre Landsleute verkauften. Der Erfolg eines ſolchen Kampfes hängt natürlich von der Kraft und Geſchicklichkeit des Mannes ab, der den Schweif des Thieres an den Grund bohrt; ſeine Wendungen und Sprünge, um ſeinen Standpunkt zu behaupten, waren äußerſt komiſch und unterhaltend.“

Achmet Bey.

(Fortſetzung.)

Die von Algier geflüchteten Türken wurden von Achmet förmlich in Dienſt genommen, und er ſicherte ihnen die Hälfte des Soldes zu, den ſie unter dem Dey erhalten hatten. Mit denen vereint, welche ſich ſchon früher in Conſtantine befunden hatten, ſäumten dieſe Türken, die hier ihre Reihen verdoppelt ſahen, nicht, Beweiſe von jenem Geiſt der Unruhe und Inſubordination zu geben, der ſie auszeichnet. Sie hielten es für eine Herabſetzung, von einem Kulugli Befehle annehmen zu müſſen, und beſchloſſen daher, Achmet abzuſetzen, und

einen Bey ihres Stammes zu wählen. Voll Vertrauen auf ihre Stärke versammelten sie sich außerhalb der Stadt in Waffen, und ließen Achmet geradezu seine Absetzung anzeigen. Zu seinem Nachfolger wurde Mahmud Ben Chakar, der Sohn eines vormaligen Bey's, erwählt, ein junger Mann, der sich jedoch mehr durch seinen Hang zu Ausschweifungen und namentlich zum Trunk, als durch Talente und Erfahrung auszeichnete. Achmet schien sich in sein Schicksal zu finden und dem Sturm nachzugeben. Er befahl die Vorbereitungen zur Abreise zu treffen; seine Diener beluden die Maulthiere und Dromedare, die Pferde standen gesattelt, um ihn und seine Begleiter nach der Wüste zu tragen; allein Alles war nur eine List, um die Türken sicher zu machen, und die Racheplane Achmets zu verbergen. In der Nacht vor seiner Abreise machten die ihm treu gebliebenen Kulugli und Mauren den Einwohnern begreiflich, was sie von der Habsucht und Unverschämtheit der türkischen Miliz zu fürchten hätten, und diese griffen nun mit Tagesanbruch zu den Waffen, und überfielen die sicher gemachten Türken mit solchem Ungestüm, daß sie sich unterwerfen mußten. Der Bey, den sie Tags zuvor gewählt hatten, wurde vor seinen Cameraden nebst noch 15 der Haupttheilnehmer enthauptet, die übrigen aber begnadigt. Später legte jedoch Achmet die türkische Miliz auseinander, und ließ sie einzeln umbringen, so daß von dem 5000 Mann starken Corps kaum noch 50 in Constantine sich befanden.*) Einige Zeit nach dieser Metzelei erhob sich Mustapha Bumzi-Rais, unter dem Dey Bey von Tittery — derselbe, der nach der Einnahme von Algier sich unterworfen, später aber wieder mit den Franzosen gebrochen hatte — aus eigener Machtvollkommenheit zum Pascha und Nachfolger Hussein-Dey's. Er schickte zwei Abgesandte an Achmet, um ihm seine Erhebung anzuzeigen, und ihn zugleich im Beylik von Constantine zu bestätigen. Achmet hörte die Rede des Abgesandten ruhig an, ließ ihm aber, so wie er geendet, den Kopf abschlagen, und schickte den Begleiter des Enthaupteten zurück, um seinen Gebieter zu berichten, was er gesehen. Von diesem Augenblick an nahm Achmet selbst den Titel als Pascha an, den er auch seitdem behauptet hat, befand sich aber bald einem Feinde gegenüber, der ihn sehr in Athem hielt. Die Stämme, welche die Oase der Wüste bewohnen, stehen unter einem Aga, der von dem Bey ernannt wird. Dieser Aga, Namens Farhat-Ben-Said, ein unternehmender, reicher, und bei den unter seinen Befehlen stehenden Scheikhs sehr beliebter Mann, besaß einen Einfluß, der den mißtrauischen Achmet beunruhigte. Er setzte ihn daher ab, und ernannte seinen eigenen Oheim, Ben Gannah, an seine Stelle, der jedoch von den Stämmen nicht anerkannt wurde. Man griff zu den Waffen, und Achmet war genöthigt, selbst Theil an diesen Kämpfen zu nehmen, die seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und seine Absichten auf Bona durchkreuzten, dessen er sich gern bemächtigt hätte, um diese Stadt zum Emporium für den Ausfuhrhandel der Ackerbauproducte des Beylik's zu machen. Die Bewohner von Bona, die furchtbare Herrschaft Achmets scheuend, hatten die Franzosen schon oft um Unterstützung angesprochen, und diese die Stadt auch zweimal — 1830 und 1831 — vorübergehend besetzt, bis es endlich dem Kalifah Achmets, Ben-Aïdha, gelungen war, sich festzusetzen. Wie durch die Tapferkeit der Commandanten Armandy und Yussuf im Jahr 1832 Bona definitiv in die Gewalt der Franzosen fiel, ist bekannt. Ben Aïdha zerstörte bei seinem Abzuge die Stadt durch Raub und Brand, und führte die gesammte Bevölkerung mit sich nach Constantine, so daß die Franzosen bei ihrem Einrücken den traurigen Anblick rauchender Ruinen vor sich hatten.

Die Grausamkeiten und Bedrückungen Achmets haben eine Menge mächtiger Häuptlinge gegen ihn aufgebracht. Im Jahr 1832 sprach Farhat-Ben-Said die Unterstützung der Franzosen an, um den Tyrannen zu stürzen. Er schickte eine Gesandtschaft an den Herzog von Rovigo, und ließ ihm den Beistand der unter ihm stehenden Stämme zusagen. Der Fürst von Tuggurt, die Scheikhs von Merdschanat, Hannansha, Ulad Moadi und Stora haben bei mehreren Gelegenheiten ihre Mitwirkung angeboten, um diesen zum allgemeinen Abscheu gewordenen Mann vernichten zu helfen. Die Abgesandten des Scheikh Farhat wurden von der Regierung zu Algier mit großer Auszeichnung aufgenommen und reich beschenkt, fielen aber bei ihrer Heimkehr dem durch Achmet aufgehetzten Stamm El-Uffah in die Hände, der sie mißhandelte und ausplünderte. Die furchtbare Rache, die der Herzog von Rovigo nahm, ist bekannt. Alle mit Achmet angeknüpften Unterhandlungen sind stets gescheitert. Die durch den Mauren Hamdan, während der Verwaltung des Herzogs von Rovigo geleitete, hatte ebenfalls keinen Erfolg. Achmet willigte anfangs ein, einen Tribut zu bezahlen, und die Souveränetät Frankreichs anzuerkennen, wenn man ihm die Zölle von Bona überlassen wolle; allein bald darauf erhob er neue und so übertriebene Ansprüche, daß jede Hoffnung einer Annäherung verschwand. Achmet erbot sich wirklich gegen den Unterhändler Hamdan 60 Millionen an Frankreich zu bezahlen, wenn man ihm nicht nur die Zölle von Bona, sondern auch die Herrschaft über diese Stadt einräumen, und nur die Kasbah mit französischen Truppen besetzen wolle. Diese bedeutende Summe lockte anfangs, da sie aber erst binnen 20 Jahren, jährlich mit 3½ Millionen abgetragen werden sollte, so waren die Vortheile des Anerbietens nur illusorisch. Es war auch die Rede von einer Summe von 5, 6 oder 8 Millionen, die unter alle jene vertheilt werden sollte, welche zum Abschluß dieser Unterhandlungen beigetragen haben würden. Hamdan war ein eben so verschmitzter, aalglatter und falscher Maure, als die meisten seiner Landsleute, nur weit aufgeklärter, als diese. Gleich nach dem Bruche der Unterhandlungen begab er sich nach Paris, wo er sich ganz offen als den Unterhändler Achmets erklärte, und seitdem sich auch den Mitgliedern der afrikanischen Commission unter diesem Titel vorgestellt hat. Hamdan verfügte in Paris über große Summen, die ihm von Tuneser Kaufleuten auf Befehl Achmets gesandt wurden, und von dieser Zeit an, seit dem verlängerten Aufenthalt Hamdans in Paris, datirt auch die Erscheinung jener Schriften, deren Verfassern — Männern ohne Vaterlandsliebe und Gefühl für Ehre — es durch hartnäckige Beharrlichkeit endlich gelungen ist, die Meinung hinsichtlich Algiers, die sich vor kurzem noch mit so viel Enthusiasmus aussprach, irre zu führen. Durch ihre feindselige Sprache, ihre gehässige Leidenschaftlichkeit, haben sie die Begriffe verwirrt, die Stimme der Vernunft unterdrückt, ehrenwerthe Männer für ihre Ansichten eingenommen, und durch ihr Geschrei sogar die Regierung unsicher in ihren Beschlüssen gemacht. Hamdan selbst hatte die Bahn gebrochen, indem er sich zuerst in einer Broschüre voller Abgeschmacktheiten, Uebertreibungen und größtentheils falscher Angaben an die Colonialverwaltung wendete. (Schluß folgt.)

*) Ein neues Corps, das zu Tunis, Tripolis, Smyrna und Constantinopel recrutirt wird, ist seitdem gebildet worden; es besteht aus ungefähr 2000 Fußgängern und 800 Reitern.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 October 1837.

Fernando Po.

Dieſe Inſel wurde abwechſelnd bald als ein afrikaniſches Paradies dargeſtellt, bald als der perpeſtendſte Fleck von dieſer ungeſunden Küſte geſchildert; ſie iſt aber weder das Eine, noch das Andere. Daß Fernando Po viel geſünder iſt, als das feſte Land, unterliegt keinem Zweifel, denn das letztere iſt ein Sumpf, das erſtere eine trockene, hohe Inſel, auf allen Seiten den Seewinden ausgeſetzt, und frei von der unmäßigen Feuchtigkeit, welche die benachbarte Küſte auf eine ſo unſelige Weiſe auszeichnet. Fernando Po hat ſeinen Ruf als ungeſund und peſtilentialiſch aus zwei Gründen erhalten, erſtens weil man Europäer ſtatt der Farbigen bei der Ausführung von Gebäuden als Handwerker verwendete, und zweitens, weil eine Menge hieher kommender Europäer, auch ohne anſtrengend zu arbeiten, dahin ſtarben. Was das Erſtere betrifft, ſo iſt es ſchon in Europa ſchwer, Handwerker immer mäßig zu erhalten, in einem tropiſchen Klima iſt es aber faſt unmöglich, und rechnet man hinzu, daß ſie ſich bei der Reinigung des Bodens von den Dſchungeln vielfach der Sonne und den Ausdünſtungen des friſch aufgeriſſenen Bodens ausſetzen mußten, ſo iſt die Sterblichkeit der hieher kommenden weißen Arbeiter eben nicht zu verwundern. Was den zweiten Punkt betrifft, ſo ſterben zu Fernando Po Viele an Krankheiten, die ſie auf dem feſten Lande geholt haben, und die man alſo billiger Weiſe der Inſel nicht ſchuld geben kann.

Fernando Po hat Einen großen Vortheil über alle Küſtenorte: ſeine Höhe iſt ſo groß, daß man in jedes Klima gelangen und ein Spital über der Fieberatmoſphäre anlegen kann. Bekanntlich erhebt ſich das Sumpffieber nicht über eine gewiſſe Höhe, etwa 3000 Fuß, und da alle afrikaniſchen Fieber nur Varietäten des durch Sumpfmiasma erzeugten Fiebers ſind, ſo iſt Fernando Po gleichſam von der Natur ſelbſt hingeſtellt als natürliches Hoſpital für die niedern und ſumpfigen Ufer des feſten Landes.

Die Zahl der Eingebornen mag etwa 5000 betragen; ſie ſind athletiſch gebaut, etwas unter Mittelgröße, mit einem viel intellientern Geſicht, als ihre Nachbarn an der entgegengeſetzten Küſte. Sie ſollen etwas portugieſiſches Blut in den Adern haben von der Mannſchaft eines portugieſiſchen Schiffs, das in den erſten Zeiten der Entdeckung an dieſer Inſel ſcheiterte. Sie bauen Yams in großer Menge, ſind gute Fiſcher und lieben die Eingeweide von Vögeln und Schafen ſehr: ſie ſchlagen dieſe ein Paarmal über die Schulter, ziehen ſie dann durchs Feuer und eſſen ſie mit großem Vergnügen. Kleines Rothwild gibt es in Menge auf der Inſel, und die hier ſich aufhaltenden Engländer werden regelmäßig von den Eingebornen damit verſorgt, welche es in Schlingen fangen, und dagegen etwas Pulver und Blei eintauſchen, um Affen zu ſchießen, welche ihre Lieblingsnahrung ausmachen, denn Rothwild eſſen ſie aus irgend einem Vorurtheil oder Aberglauben nicht.

Sklaverei ſcheint unter ihnen unbekannt, wenigſtens handeln ſie gewiß nicht mit Menſchenfleiſch, und haben ſchon wiederholt blutige Gefechte mit Sklavenhändlern beſtanden, welche an der Inſel landeten und Menſchen fortſchleppen wollten. Dieß mag ihre freie und ſtolze Haltung im Vergleich mit dem niederträchtigen Benehmen der Leute von Calebar und Cameroons erklären. Sonderliche Fortſchritte haben indeß die Eingebornen doch noch nicht gemacht, wenigſtens zeigt es ſich nicht in ihrem Aeußern, da ſie noch vollkommen nackt gehen, und ſich mit Oel und Thon einreiben. Da ſie aber anfangen Palmöl zu ſammeln und auf den Markt zu bringen, ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß die mancherlei Bequemlichkeiten des civiliſirten Lebens, die ſie für ihre Producte empfangen, allmählich ihre Lage verbeſſern werden.

Fernando Po iſt von vulcaniſcher Formation, ebenſo die andern Inſeln in der Bai von Biafra, und bildet höchſt wahrſcheinlich einen Theil der großen vulcaniſchen Kette, welche von Südſüdweſt nach Nordnordweſt läuft, und von der St. Helena den Mittelpunkt, Cameroons und Triſtan da Cunha die Endpunkte ausmachen.

Puschkin.

(Fortsetzung.)

Dieß war der traurige Ausgang eines Mannes, der als Stern erster Größe an dem noch so schwach beleuchteten litterarischen Himmel Rußlands glänzte. Es war, als ob der Himmel ihn hätte strafen wollen, daß er so oft um kleinlicher Ursachen willen sein eigenes Leben in die Schanze geschlagen und das von andern bedroht hatte, und es sollte ihm nicht vergönnt seyn, den einzigen wirklichen Angriff auf seine Ehre und Liebe zu rächen. Mit seinem Tode aber verschwinden die Mängel des Menschen und wir haben es nur noch mit dem Dichter zu thun. Seine Werke zerfallen in zwei Abtheilungen, in einzelne Gedichte, und in größere Werke, wie Boris Godunow, der Gefangene im Kaukasus, Eugen Onegin u. s. w. Die einzelnen Gedichte verdienen hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit, denn hier entfaltet sich sein Genius am freiesten, seine Seele spiegelt sich auf die mannichfachste Weise, und sein Charakter zeigt sich am offenbarsten. Man findet hier die Unabhängigkeit seiner Ansichten, welche die Qual seines Lebens ausmachte; er beugt sich vor keinem Idol, stellt sich unter keinen Beschützer, und er richtet auch nicht Eine Schmeichelei an den mächtigen Kaiser aller Reußen, obwohl ihm, wie wir oben gesehen, die Gelegenheit dazu nicht gefehlt hätte. Außer diesem Hauptzuge in der Physiognomie Puschkins macht sich ein zweiter nicht minder auffallend bemerklich, nämlich der gänzliche Mangel an religiösem Gefühl; genährt mit der Philosophie des 18ten Jahrhunderts, zeigte er sich in seinen Gesprächen als Atheist, in seinen Dichtungen als Heide. Hier scheinen sich alle Gottheiten des Olymps und Parnasses Rendezvous gegeben zu haben, wie bei André Chenier, mit dem er überhaupt Aehnlichkeit hat, und die ausschließliche Vorliebe für das Schöne in der Natur und in den Künsten theilt. In seinen ersten Jugendversuchen ist es das wollüstige Hingeben, das frische, zierliche Colorit Parny's, das er mit einem seltenen Glück im Ausdruck wiedergibt. Später gewann Chenier mehr die Zuneigung und Bewunderung des Dichters: er ahmte ihn nach, übersetzte ihn, und beklagte seinen Tod in einer rührenden Elegie; noch später entlehnte er von Byron Gesänge voll bitterer Traurigkeit. Freund rauschender Feste, wo man recht laut schreit, um sich selbst zu übertäuben, beherrscht durch Leidenschaften, die, weil sie bloß ephemer, um nichts minder heftig sind, mußte er häufig jene Uebersättigung, jenen Ekel an Menschen, Dingen und dem Ruhme selbst empfinden, der die nothwendige Folge davon ist.

Puschkin widmete der Form seiner Gedichte eine fast ausschließliche Sorgfalt, der Inhalt kümmerte ihn wenig, und er entlehnte, ohne sich zu bedenken, von Alten und Neuen: als geschickter Künstler kaufte er die Gold- und Silberbarren, deren er bedurfte, ohne sich die Mühe zu geben, die Erde danach zu durchwühlen, und verarbeitete sie mit wunderbarer Geduld und unglaublicher Kunst. Als beweglicher, unsläter Geist mischte er burleske und ernste, ja Trauer erregende Gegenstände durch einander, spitzte hier ein Epigramm gegen einen unbequemen Zoilus, murmelte dort ein Klaglied vor sich hin, oder erzählte in naivem Tone eine Volkssage. Er ist kein Reisender, der, um schnell ans Ziel zu gelangen, unverdrossen auf einer bestaubten Bahn forteilt; er ist vielmehr ein träges Kind, das im Thale umherirrt, sich im Bache spiegelt, eine Blume pflückt, und sie entblättert, dann sich hinstreckt unter einen Baum und einschläft, von Bildern des Glücks sanft eingewiegt. Bilder der Natur, Kriegsgeschrei, Gesänge der Liebe, Seufzer der Wollust, Täuschung, Traurigkeit, ruhmvoller Aufschwung, das sind die Gegenstände, die Puschkin abwechselnd mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit behandelt. Manchmal „beneidet er das abenteuervolle Daseyn des unerschrockenen Husaren, welcher singt und siegt, Festen und Schlachten beiwohnt, und in seinem räucherigen Bivouac glücklicher lebt, als der unsterbliche Flüchtling von Philippi in seinen Gärten bei Tibur, und nie jener möchte er seine Leyer aufhängen zwischen dem Sattel seines Renners und seinem gefürchteten Säbel." Bald „beklagt er das allzu frühe Alter seines Herzens, gedenkt der mächtigen Flammen, die es langsam verzehrten, der Thränen, die ihm der Enthusiasmus entlockte, und der Töne der Leidenschaft, die sich seinem Busen entrangen." Ein andermal „beherrscht ihn eine finstere Muthlosigkeit; ob er in einer volkreichen Straße umherirrt, ob er in einen viel besuchten Tempel tritt, oder Theil nimmt an einem freudigen Feste, nichts kann seine Traurigkeit zerstreuen; wenn er eine einsame Eiche sieht, denkt er seufzend, daß dieser Patriarch der Wälder ihn überleben soll, wie er seine Väter überlebt hat; wenn er ein Kind liebkost, denkt er bei sich: lebe wohl, ich mache dir Platz, für dich das Leben, für mich der Tod. Und nach jedem verflossenen Tage, bei jeder Stunde, die schlägt, fragt er sich, ob er nicht an einem solchen Tage, in solcher Stunde ins Grab hinabsteigen werde." Diese Dichtungen sind, wie man sieht, nicht nur der Politik, sondern selbst der Geschichte der letzten 40 Jahre völlig fremd, so daß man nur mit Erstaunen eine Ode auf Napoleon darunter findet: der ungeheure Wechsel in dem Schicksal dieses Mannes und die Kraft und Tiefe seines Geistes konnten ihre Wirkung auf ein so empfängliches Gemüth nicht verfehlen.

Indeß war Puschkin vor allem elegischer Dichter, für's Drama nicht gemacht, und das einzige, das er schrieb, beweist, daß er keinen sonderlichen Beruf dazu hatte. Boris Godunow ist nur eine dialogisirte Episode der russischen Geschichte. Man weiß, daß Boris Godunow nach Ermordung seines Schwagers, Fedor Iwanowitsch, letzten Herrschers aus dem Hause Rurik, und seines Sohnes, des jungen Demetrius, den Thron bestieg, und sich auf demselben vom J. 1598 bis 1605 behauptete; hierauf erschien ein Mönch, Gregor Otrepiew, der seine Aehnlichkeit mit Demetrius benützend aus seinem Kloster entfloh, sich für den ermordeten Demetrius ausgab, und von Polen unterstützt gegen Moskau marschirte. Der allgemeine Haß gegen Boris begünstigte die Anschläge des Betrügers, der siegreich in Moskau einzog, seinen Nebenbuhler vergiften ließ, und von allen Bojaren anerkannt sich auf den Thron setzte, den eine neue Revolution bald wieder mit seinem Blute färben sollte. Dieß ist der von dem Dichter gewählte Gegenstand: er versetzt uns zuerst in den Palast von Boris, wo der Leser Zeuge wird von

den geheimen Umtrieben der Bojaren und den Gewissensbissen des Usurpators; dann in das Kloster Tschudow, wo ein unbekannter Mönch sich rüstet, den Mord des Demetrius zu rächen, und sich an seine Stelle zu setzen; an den Hof von Polen, auf die Schlachtfelder, wo Otrepiew abwechselnd siegt und flieht, endlich in das Gefängniß, wo die unschuldigen Kinder von Boris die Verbrechen ihres Vaters büßen. Man ersieht aus diesem raschen Ueberblick, daß sich Puschkin keineswegs an die classischen Einheiten bindet, eben so wenig an die moderne, glänzende Uniform, in welche Racine und Voltaire alle ihre Helden kleiden, welcher Zeit, welchem Lande, welchem Stande sie auch immer angehören mögen; sein Gang ist freier und kecker: er geht rasch aus der Poesie in die rhythmische Sprache über, verschmäht Trivialitäten nicht, und bringt in seinen Dialog Volksausdrücke, ja selbst französische und deutsche Flüche hinein. Boris Godunow hat zahlreiche Detailschönheiten, und zeugt für ein gewissenhaftes Studium der Nationalgeschichte, aber Puschkin verkannte, indem er ein Drama geben wollte, die Eigenthümlichkeit seines Talents; indeß ist dieser für einen Schriftsteller immer gefährliche Mißgriff der einzige, den man ihm vorwerfen kann. Rußlan und Ludmila, der Brunnen von Baktschisarai, der Gefangene im Kaukasus und Eugen Onegin gehören der beschreibenden, der erzählenden und der elegischen Poesie an.

(Schluß folgt.)

Statistische Notizen aus Ungarn.

Nächst dem Orte Reyney*) in England ist Csaba**) (Csaba) in Nieder-Ungarn zweifelsohne das in statistischer Hinsicht merkwürdigste Dorf in ganz Europa. Dasselbe liegt von Pesth südöstlich 18 Meilen entfernt, an der Gränze Großkumaniens, unweit Vekes, am Flüßchen Hejo. Es wurde dieses Dorf im Jahr 1715 durch den Freiherrn v. Harrukern gegründet, und größtentheils mit evangelisch-lutherischen Slovaken, welche aber schon ziemlich magyarisirt sind, bevölkert. Nach Angabe des bischöflichen Schematismus zählt dieses Dorf gegenwärtig in 2100 Häusern nicht weniger denn 22.200 Einwohner, worunter zwei Drittel Lutheraner, die übrigen Katholiken, unirte Griechen, wie auch Nichtunirte, Reformirte und Juden sind. Von diesen haben die Lutheraner zwei, und die Katholiken eine Kirche; die übrigen Religionssecten besitzen mehrere Capellen zur Begehung des Gottesdienstes. Der bei weitem größere Theil von ihnen lebt vom Ackerbau, Hanfcultur und Viehzucht; doch werden auch zunftmäßige Gewerbe betrieben. Auch die Seidencultur fängt an bei ihnen einige Grundlage zu bekommen. Uebrigens gedeiht hier unter dem brennenden südungarischen Himmel Alles in seltener Ueppigkeit und Fülle; das einzige nur, woran es ihnen gebricht, ist Holz, dessen Stelle Schilf, Rohr und Kuhmist ersetzen müssen. Unter den königlichen Freistädten Ungarns sind diesem Dorfe nur sechs an Volkszahl überlegen, nämlich Pesth mit 62,000, Debrezin mit 44,000, Preßburg mit 32,000, Szegedin mit 30,155, Maria-Theresiopel mit 30,000, Ofen mit 27,000 Einwohner; unter den Märkten übertreffen dasselbe nur zwei, nämlich Kecskemet mit 31,500, und Hodmezö-Vasarhely mit 26,400 Seelen.

Wie nun Csaba unter den Dörfern, so zeichnet sich Neusatz unter den Städten rücksichtlich seiner ausnehmend raschen Zunahme der Bevölkerung aus. Neusatz (Neoplanta, Uj Vidék) im Bacser Comitat, ist unter den königlichen Freistädten zwar die jüngste (ist als Comitat kaum 90 Jahr alt), allein die bevölkertste (nächst Pesth) und südlichst gelegene. Noch im Jahr 1788 war der Platz, wo diese nunmehr 5000 Häuser große und schöne Stadt gelagert ist, eine Viehweide; die serbischen Flüchtlinge ließen sich nach der türkischen Eroberung von Belgrad zuerst hier nieder, weßhalb sie anfänglich auch das Raizendörfel genannt wurde. Im Jahr 1751, also im 15ten der Entstehung, ward die Colonie zur königlichen Freistadt erhoben. Damals zählte sie kaum 4000 Einwohner; im Jahr 1805 waren bloß Unadelige 15,262 conscribirt, und im Jahr 1819 zählte der bischöfliche Schematismus 9166 orientalische (sogenannte nichtunirte) Christen, 5180 Katholiken, 870 Reformirte, 585 Lutheraner, 762 Juden, insgesammt 16,663 Einwohner, welche Zahl sich bis zum Jahr 1834 auf die runde Summe von 21,000 Seelen steigerte. Es vermehrte sich mithin die Bevölkerung dieser neuen Pflanzstadt während sieben Decennien gerade so schnell und in demselben Verhältniß, wie die der amerikanischen Staaten vom Jahre 1790 bis 1830, da sie nach diesem Verhältniß nur 21 Jahre zur Verdoppelung nöthig hatte. Sie ist ihrer topographischen Lage nach die würdigste Schwesterstadt von Pesth, und in ethnographischer Hinsicht deren glücklichste Nebenbuhlerin, obschon sie in neueren Zeiten in ihrem Wachsthume Pesth nachstehen muß. Was übrigens in Ungarn, ja — mit Ausnahme Wiens — in der ganzen Monarchie nicht vorkommt, das findet sich in Neusatz, nämlich 7 verschiedene Kirchengemeinden, wovon die griechisch nichtunirte allein 10,600 Bekenner zählt. Von diesen 7 verschiedenen Gemeinden haben die orientalischen Christen vier Kirchen und eine Capelle, die Katholiken, die unirten Griechen, die Armenier, die Lutheraner und die Protestanten, jede eine Kirche, und die Juden endlich eine Synagoge. Nirgends wohl dürfte sich in dieser Hinsicht ein zweites Neusatz finden.

*) Reyney zählt nämlich 40 000 Einwohner, die jedoch fast sämmtlich zur englischen Kirche sich bekennen. — Chelsea ist das zweite größtbevölkerte Dorf in England, und zählt 20,000 Einwohner.

**) Es ist dieses Csaba wohl zu unterscheiden von dem gleichnamigen Dorfe, welches nordwestlich von Ofen, an der Hauptstraße nach Wien liegt, so wie von einem dritten dieses Namens, welches im Borsoder Comitat unweit Miskolcz sich befindet, und auch als eines der bevölkertsten Dörfer, jedoch nur im dortigen Comitat, bekannt ist.

Achmet Bey.

(Schluß.)

Es ist wahrscheinlich, daß Achmet bei dieser Verhandlung von Hamdan selbst verrathen wurde, und daß man sich nicht weit von der Wahrheit entfernt, wenn man behauptet, daß alle die Intriguen, deren Fäden Hamdan in der Hand hielt und leitete, um Frankreich zum Aufgeben von Algier zu vermögen, nicht sowohl den Zweck hatten, Achmet zu dienen, sondern vielmehr um die Herrschaft der Mauren an die Stelle der französischen zu setzen, und in Algier einen maurischen Dey auf den Thron zu erheben, wie in Tunis — was von jeher eine Lieblingsidee dieses treulosen, verrätherischen Volkes gewesen. Es soll hier keineswegs gemeint seyn, aus diesem intriganten Mauren eine Art von Jugurtha nach kleinem Maßstabe zu machen, allein die Macht der Bestechung auf käufliche Seelen war ihm recht wohl bekannt, und er übte sie, unterstützt von den Agenten ei-

niger Frankreich feindlich gesinnten Mächte, mit Vortheil aus. Man werfe nur einen Blick auf das Vergangene, und man wird bald gewahren, wie er auf lauter Umwegen von den anfangs nur schüchtern ausgesprochenen Zweifeln über die Vortheile des Besitzes von Algier, nach und nach bis zu der offenen Erklärung der Nothwendigkeit des Aufgebens schritt. Lange schon hatte Achmet seine Aufmerksamkeit auf Medeah gerichtet, eine besonders wichtige Stadt, sowohl als Hauptort der Provinz Tittery, als auch durch ihre die beiden Seiten des Atlas beherrschende Lage. Da sie zu ihrer Vertheidigung niemand als ihre Bewohner hatte, so glaubte er sie ohne großes Hinderniß wegnehmen zu können; allein er wurde auf seinem Marsche von mehreren Stämmen angegriffen, geschlagen und nach Constantine zurückgetrieben. Diese Niederlage war das Signal zu einem fast allgemeinen Aufstande der Araber gegen die blutdürstige Herrschaft des Bey's, in der er sich nur durch unerhörte Grausamkeit behauptet hatte; denn er ließ z. B. im August 1835 an einem einzigen Tage 70 Männer aus dem Stamme El Amamarah enthaupten, der sich ungehorsam gegen seine Befehle gezeigt hatte. Die Herrschaft Achmets ist keineswegs in der ganzen Provinz Constantine anerkannt, sondern erstreckt sich nur auf die Stämme in seiner Nähe; auf den Beistand der übrigen kann er nur im Fall einer gemeinsamen Gefahr zählen. Der größte Theil der Stämme östlich vom Seybuß, die der Provinz Biscara, die Kabylen in den Gebirgen von Budschia und Collo erkennen ihn nicht an, und außer seinen offenen Feinden hat er auch noch geheime in seiner unmittelbaren Nähe. Achmet hat den Arabern bei Todesstrafe verboten, Verkehr mit den Franzosen zu treiben, und der ganze Handel dieses reichen Landes geht jetzt über Tunis; dabei hat er Agenten in Tunis, Tripolis, Cairo und Constantinopel. Sein hartnäckiger Kampf gegen eine mächtige Nation hat ihn zum Gegenstand der Bewunderung seiner Glaubensgenossen gemacht, die ihn heimlich unterstützen. Die Schritte, die er gethan, um sich durch einen angebotenen bedeutenden Tribut unter die Souveränetät der Pforte zu stellen, sind bekannt, und zeugen von der tiefen Unwissenheit dieses Barbaren und von dem Begriff, den er sich von Frankreich macht.*) Um seine Intriguen zu neutralisiren, war die französische Regierung indeß doch zu diplomatischen Unterhandlungen genöthigt, und es scheint sogar, daß diese die Pforte veranlaßt haben, eine Entschädigung für den Verlust der Regentschaft anzusprechen.

Seines Alters ungeachtet ein ausschweifender Wollüstling und eben so reich als geizig, ist Achmet eben so sehr ein Schrecken für die jungen Frauen seines Gebietes, als für jene, welche Reichthümer besitzen, und viele Bewohner von Constantine haben sich aus Ursachen solcher Art schon geflüchtet. Man erzählt sich in dieser Hinsicht die empörendsten Gräuel von ihm, und er soll unter andern vor zwei Jahren zwei junge schöne Mädchen vom Stamme Ben-Gtenah, nachdem er seine Begierden an ihnen gesättigt, mit eigener Hand niedergestoßen haben, um sie für den Widerstand zu bestrafen, den sie ihm entgegengesetzt. Achmet hat seinen Verbrechen durch den Mord Ben-Gannah's, des Bruders seiner Mutter, des Beschützers seiner hülflosen Kindheit, die Krone aufgesetzt. Man glaubt allgemein, daß er ihn nur deßhalb auf die Seite schaffen ließ, um sich seiner großen Schätze zu bemächtigen. Ungeachtet dieser Gräuel kann man ihm eine gute Eigenschaft nicht absprechen, die um so schätzenswerther erscheint, je seltener sie unter den Arabern zu seyn pflegt — die nämlich, daß er unverbrüchlich Wort hält. Sein Ruf in dieser Hinsicht ist fest begründet, und bekanntlich sagte Hussein-Dey im Jahre 1830 zu dem General Bourmont: „Wenn Achmet sich Euch unterwirft, so könnt Ihr seinem Wort blindlings glauben, denn er hat es noch nie gebrochen." Achmets Alter läßt sich, wie bei den Arabern überhaupt, nicht genau angeben. Er scheint zwischen 50 und 60 zu seyn. Sein Gesicht trägt keineswegs den Ausdruck seines wilden Gemüths; seine Züge sind lebhaft, beweglich und verständig. Er ist von mittlerer Größe, wohl gebaut, leicht und gewandt. Er spricht sehr geläufig, was bei den Arabern, die sich stets einer gewissen Abgemessenheit und Würde befleißigen, selten der Fall zu seyn pflegt. Sein Körperbau zeugt von Kraft und Behendigkeit. Als die französischen Truppen gegen Constantine rückten, schickte er seine Schätze, seinen Harem und sogar seine Mobilien ins Innere der Wüste; auch verließ er selbst die Stadt, und übertrug deren Vertheidigung seinem Kalifah Ben Aïscha. Das Scheitern dieser ohne die gehörigen Vorbereitungen und Untersuchungen unternommenen Expedition ist bekannt. Wären die ganz unzureichenden Transportmittel, die man zur Verfügung des Marschalls Clauzel stellte, nur mindestens von guter Beschaffenheit gewesen, so wäre die Armee lange vor dem furchtbaren Wetter, das sie in der Gegend von Summah — zwei Stunden von Constantine — auszuhalten hatte, vor dem Ort ihrer Bestimmung eingetroffen. Das Anrücken der Expedition hatte dort Schrecken und Verwirrung verbreitet. Guter Wille von der einen und der Schrecken von der andern Seite ließen die Thore lange offen. Parlamentairs erschienen mit der Meldung, daß man die Bedingungen der Unternehmung unterhandle, die dem Marschall vorgelegt werden sollen. Während dieser Verzögerungen trafen die Kabylen von den Gebirgen ein und erschreckten die Bewohner von Constantine nicht wenig durch ihre Gegenwart, denn diese Gäste machten Miene die Stadt eher zu plündern, als zu beschützen. Dem Kalifah und den Imams gelang es endlich diese Halbwilden zu einiger Ordnung zu bringen; die Thore wurden geschlossen, die rothe Fahne der Araber entrollt und durch zwei Kanonenschüsse von der Batterie El Kabbe das Zeichen zur Vertheidigung gegeben. Bei den zwei gleichzeitigen Angriffen am 25 November auf die Thore El Cantara und Kudiath-Ati, drang der tapfere Obrist Duvivier in die Stadt, wo er sich behauptet haben würde, wenn er nicht Befehl zum Rückzug erhalten hätte, der durch die bereits bekannten Gründe motivirt wurde. Achmet hatte sich fern gehalten und den Ausgang abgewartet. Er verfolgte die sich zurückziehende Armee nicht in Person, aber gleich nach seiner Rückkehr nach Constantine ließ er die Parlamentairs und acht Mitglieder des Raths, die am meisten für die Uebergabe gestimmt hatten, hinrichten.

*) Diese Ansicht scheint nicht sehr richtig; Achmet hat allen Nachrichten zufolge türkische Truppen zugeschickt erhalten, und der Name der hohen Pforte ist noch mächtig in den Barbarenkonklaven.

Nach einigen Ausgrabungen, welche Hr. Sec. Ittar kürzlich in dem alten Theater von Catania machte, hat man allen Grund zu vermuthen, daß dieß ursprünglich ein griechisches Theater war, und von den Römern mit einigen Veränderungen des Plans wieder aufgebaut wurde. Augenscheinlich ist auch, daß man Seegefechte wirklich auf dem Wasser darstellte, in dem die Stellen zur Ein- und Ausfahrt der Boote noch vorhanden sind, und noch ersichtlich ist, auf welche Weise man Wasser hereinließ. Der Boden bestand aus einem Mosaik von Marmor Granit und Rosso-Antico. Auch fand man den Torso eines Faun, einen Theil von einem Delphin und andere Skulpturen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 October 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Wohl Jedem, der ſich längere Zeit, wenn auch nicht gerade mit einem ernſten, gründlichen Studium, doch mit Liebe und Vorneigung mit der Welt- und Menſchengeſchichte beſchäftigt, ſtoßen mehr und mehr Gegenſtände auf, welche, wenn auch nicht mit der Vernunft, ſo doch mit unſern Erfahrungen und angewohnten Begriffen im Widerſpruch ſtehen, und die wir uns in keiner Weiſe genügend erläutern können. Wir ſehen uns genöthigt, derlei Gegenſtände als reine Thatſachen ſtehen zu laſſen, deren Erklärung vielleicht die Zukunft mit ſich bringt. Zu dieſen Erſcheinungen gehört unter Anderm auch der

Haß der Nordamerikaner gegen den Katholicismus.

Ein Theil der Nordamerikaner gehört ſelbſt dem katholiſchen Glaubensbekenntniß an, und die Anzahl der Katholiken ſteigt durch die fortdauernde Einwanderung von katholiſchen Irländern; dennoch herrſcht im Allgemeinen gegen den Katholicismus eine mit Verachtung gepaarte Abneigung, und ein Haß, der nicht ſelten von Seite des Pöbels ſchon in offene Thätlichkeiten ausbrach, und ſich allmählich auch in Canada kund gibt, obwohl er hier zum Theil auf dem Unterſchied der Stämme, nämlich der Abneigung der Engländer gegen die franzöſiſch redenden Canadier, beruht. Woher dieſer Haß, der zum Beiſpiel im Süden gegen die Mexicaner ebenfalls den Charakter der Stammfeindſchaft annimmt, wie im Norden gegen die franzöſiſchen Canadier? Läßt man ſich ſelbſt mit einem ſehr gebildeten Nordamerikaner in ein Geſpräch ein, ſo tritt der Haß gegen den Katholicismus gerade eben ſo vor, wie die Neigung, der Sklaverei eine Vertheidigungsrede zu halten; er hält gewöhnlich ein katholiſches Volk gar keiner höhern Civiliſation und darauf beruhender Machtentwicklung für fähig. Man nenne dieſe Behauptung nicht übertrieben, ſie iſt wörtlich wahr, ſchließt aber freilich keineswegs aus, daß manche Nordamerikaner ächt chriſtlich und ächt philoſophiſch genug denken, um über eine ſo abſurde Meinung erhaben zu ſeyn. Dieſe Einzelnen kommen aber nicht in Betracht, wenn es die Meinung der Maſſen gilt, die ſich in Amerika mehr als irgend ſonſtwo geltend zu machen wiſſen.

Fragt man nun nach den Urſachen dieſer Meinung, ſo gibt nur der Eine Umſtand einen Fingerzeig, daß die zahlloſen Secten in Nordamerika, die keineswegs alle ſehr freundlich unter einander geſinnt ſind, gegen den Katholicismus ohne Unterſchied gemeinſame Sache machen. Iſt es vielleicht ein dunkles Gefühl, daß das proteſtantiſche Princip der freien Selbſtbeſtimmung, das in alle Adern des amerikaniſchen Lebens eingedrungen iſt, und die fruchtbare Mutter der ewig ſich wieder zerſplitternden Secten iſt, in einer höhern Ordnung, deren irdiſcher und ſomit unvollkommener Repräſentant in der chriſtlichen Welt die katholiſche Kirche iſt, ſeine Löſung und ſein Ende finden muß? Das heißt freilich einer tief ins praktiſche Leben eindringenden Erſcheinung einen ſehr ſubtilen Grund unterlegen, und doch iſt es vielleicht der einzige Grund der ausreicht, wenn man gleich geſtehen muß, daß es unendlich ſchwer wäre, einen auf Geſchichte und Beobachtung gegründeten Beweis des aufgeſtellten Satzes zu führen.

Stehen wir indeß von jeder uns zu weit führenden Erklärung ab, und betrachten wir bloß die Erſcheinung an ſich, ſo iſt ſie durchaus unbegreiflich. Der Katholicismus genießt ſo wenig beſondere Vorzüge, als irgend eine andere Religionspartei; die Anzahl ſeiner Bekenner iſt verhältnißmäßig gering, er kann mit den zahlreichen Secte der Presbyterianer, der Methodiſten u. dgl. in keiner Weiſe in die Schranken treten, tritt auch mit keinen größern Anſprüchen auf den Schauplatz, und dennoch iſt er der Gegenſtand der Abneigung aller Religionsparteien, ohne daß die Katholiken als ſolche etwas begangen hätten, das irgend geeignet wäre, ihnen den allgemeinen Haß zuzuziehen. Oder hat dieſer Haß von den Pilgervätern her in dem Yankeeſtamm geſchlummert, und tritt er jetzt allmählich, in dem Maße, als mit der wachſenden Volkszahl ſich die guten und böſen Eigenſchaften des dortigen Geſellſchaftszuſtandes mehr und mehr entwickeln, ſtärker ans Tageslicht? Möglich, doch immer noch nicht hinreichend, um über die Erſcheinung ſelbſt einen genügenden Aufſchluß zu geben.

Puschkin.

(Schluß.)

Ruſlan iſt ein Denkmal der patriotiſchen Reaction, welche ſich in der ruſſiſchen Literatur zu Gunſten der einheimiſchen Alterthümer und Sagen kund gab. Als die ruſſiſchen Literatoren ſahen, wie Buterweck, Schlegel, Sismondi u. ſ. w. die alten Fabliaux der Provence und die ſpaniſchen Romanceros wieder ans Licht zogen und zu Ehren brachten, als in Deutſchland das Nibelungenlied überſetzt, erläutert und verbreitet wurde, wollten auch ſie ihrerſeits nicht hinter ihren Nachbarn zurückbleiben. Wladimir der Große wurde für ſie der Mittelpunkt einer ungeheuren Ritterepopée, eben ſo wie Karl der Große und Arthur die Mittelpunkte eines Sagenkreiſes geworden ſind. Sie haben den Roſt abgewiſcht von den alten Schwertern, und aus dem Staube hervorgezogen die Waffenrüſtungen der Jaroslaw, der Igor und der unerſchrockenen Nachfolger Ruriks, welche, von ihren Warägern begleitet, in ihren leichten Barken den Don hinabfuhren, um die Ufer des ſchwarzen Meeres zu plündern und von Conſtantinopel einen Tribut zu erheben. Sie haben mit Sorgfalt alle Legenden von Helden und Heiligen geſammelt, alle Volksſagen und Ammenmährchen, mit denen man noch die Kinder einſchläfert, und die von den alten ruſſiſchen Bäuerinnen in den langen Winterabenden erzählt werden. Leider haben dieſe Erzählungen meiſt kein anderes Verdienſt als ihr hohes Alter, wenigſtens ſo viel man aus der entnehmen kann, welche Puſchkin auswählte. Ludmila, Wladimirs Tochter, wird in der Brautnacht von einem Zauberer geraubt; Ruſlan, ihr Gemahl, verfolgt den Räuber, trifft auf dem Wege einen Kopf ohne Körper, der mit dem Ritter Streit anfängt, und von ihm eine tüchtige Ohrfeige erhält, hierauf ſich in eine lange Unterredung einläßt, worin er den Ritter benachrichtigt, daß der Urheber der Entführung ſein Bruder iſt, daß deſſen ganze Kraft in ſeinem Barte liegt, und nur Ein Schwert im Stande iſt, deſſen Kopf abzuſchlagen. Nach einigen Zwiſchenfällen wird das Schwert mit Hülfe eines Ruſlan günſtigen Zauberers entdeckt, der Räuber überwunden, und beide Gatten vereinigt. Dieß iſt die ganze Geſchichte, die an ſich kein Intereſſe erregen kann, nur die Friſche des Colorits, die Anmuth und das Feuer in den Schilderungen konnten über die Gleichgültigkeit des ruſſiſchen Publicums für die Nationalliteratur den Sieg davon tragen.

Die Quelle von Baktſchiſaraj gründet ſich, wie Ruſlan, auf einer der alten Sagen, die Puſchkin ſo beſonders liebt, weil ſie ihm eine ſchon gegebene Erzählung darbieten. Man zeigt noch in der Krim den alten Wohnſitz der Tatarenkhane, eine ungeheure, rohe Alhambra, wovon Murawiew-Apoſtol eine merkwürdige Schilderung geliefert hat. In dem entlegenſten Theile des Palaſtes erhob ſich ehemals ein Marmorbrunnen, den der Khan Ghirei dem Andenken Maria's, einer jungen, bei einem ſeiner Einfälle von ihm entführten polniſchen Fürſtin gewidmet haben ſoll. Maria hat nach dem Gedichte dem Khan eine heftige Leidenſchaft eingeflößt: um ihretwillen vergißt er die Schlachten, und verſchmäht alle andern Schönheiten des Serails. Sein Blick iſt ſtrenger, ſein Schweigen drohender als gewöhnlich; ſeine Krieger und Eunuchen umſtehen ihn, können aber die Urſache des Uebels, das ihn verzehrt, den Zorn, der ihn herumtreibt, nicht errathen. Indeß leidet er nicht allein: Zaremа, ſeine ſchöne Favoritin, die er ſeit ſeiner Rückkehr vernachläſſigt, erduldet alle Qualen der Eiferſucht. In einer Nacht täuſcht ſie die Wachſamkeit der Hüter, dringt bis zu Marien durch, der Nebenbuhlerin, die ſie verabſcheut, ohne ſie zu kennen. Hier erfolgt eine Eiferſuchtsſcene: abwechſelnd ſteht Zaremа Marien an, ihr das Herz Ghirei's nicht zu rauben, dann droht ſie derſelben mit dem Tode. Dieſe Unterredung wird bald entdeckt, die verlaſſene Geliebte auf Befehl des Khans, der die verletzten Geſetze des Serails an denen, die ihm mißfallen, unerbittlich rächt, ins Meer geſtürzt, die junge Gefangene aber erliſcht ſtill, keuſch und in ihr Loos ergeben. Nun ſtößt der Khan den Kriegsruf aus, und ſchwingt ſich aufs Pferd, denn um ſeine Liebe auszulöſchen, muß er Blut ſehen. Anſichten, Schilderungen, Gefühle, Styl,— Alles in dieſem Gedichte athmet orientaliſche Luft; man ſieht, daß Puſchkin auf ſeinem Terrain war, man erkennt den nach Südrußland Verbannten, den Reiſenden, der lange Taurien durchſtrich, wo die tatariſche Herrſchaft dem Boden, den Sitten, den Denkmälern ſo tief eingeprägt iſt. Puſchkin hat jedoch ſeinen Gegenſtand, wo er ſo leicht das Chriſtenthum und die Civiliſation des Occidents dem Islam und ſeinen rohen Bekennern in den mannichfachſten Formen gegenüber ſtellen konnte, nicht ergründet, er begnügte ſich mit einigen kaum angedeuteten Scenen, mit etlichen nur in ſchwachen Umriſſen gezeichneten Charakteren, die glühende Inſpiration kühlte ſich bald ab, und er legte die Feder nieder, ohne ſich darum zu kümmern, ob ſein Werk auch wirklich beendigt ſey.

Der Gefangene im Kaukaſus leidet im Grund an demſelben Gebrechen. Ein junger Ruſſe iſt in die Hände der Tſcherkeſſen gefallen, die ihm das Leben ſchenken, weil ſie auf ein großes Löſegeld hoffen, worauf ſie aber lange warten können; denn voll Ekel vor der Welt, todt für alle ihre Freuden und von einer unſeligen Leidenſchaft verfolgt, iſt ihm die Sklaverei beinahe gleichgültig. Aber ein junges Mädchen verliebt ſich in den armen Gefangenen, ſie pflegt ihn in ſeiner Krankheit, zerſtreut ſeinen Trübſinn durch ihre Geſänge, und wenn er gleich für ihre Zärtlichkeit unempfindlich bleibt, ſo hängt ſie doch vielleicht eben darum mit um ſo innigerer Liebe an ihm. Eines Tags, als alle Krieger des Stamms auf einen fernen Kriegszug ausgezogen ſind, bricht ſie ſeine Ketten, faſt mit Bedauern entfernt ſich der Ruſſe, und plötzlich hört er hinter ſich das Geräuſch der Wellen: er wendet ſich um, und ſieht nur noch das Kleid der Unglücklichen, das auf der Oberfläche ſchwimmt. Dieſes ſehr kurze Gedicht, deſſen geſchichtliche Grundlage äußerſt unbedeutend iſt, hat den Fehler, die beiden handelnden Perſonen in eine Lage zu verſetzen, die keinen Ausgang hat: die Apathie des Ruſſen und die Leidenſchaft des jungen Mädchen bleiben dieſelben, ſo daß man die Befreiung des einen nicht wünſcht, und der Tod des andern, der nicht die nothwendige Folge einer ſtillen, ſchweigenden Liebe iſt, den Leſer überraſcht, ohne ihn zu bekümmern. Für dieſen Hauptfehler wird man entſchädigt durch einige poetiſche Schilderungen der Sitten der

Kaukasusbewohner, die er als Russe wohl kannte und mit lebendiger Wahrheit schilderte.

Eugen Onegin, das letzte Werk des Dichters, ist nichts als das Tagebuch eines Petersburger Dandy's, nämlich Puschkins selbst, denn obwohl er sich in der Vorrede sehr geistreich gegen die Malice des Publicums verwahrt, das nicht ermangeln werde, ihn zu beschuldigen, daß er Byrons Childe Harold habe travestiren wollen, so berühren sich der Dichter und sein Held doch in zu vielen Punkten, als daß man ihre Identität verleugnen könnte. Diese Varietät der Menschenrace ist sich überall gleich: geistreich genug, um von einer geliebten Frau eine Rendezvous zu erbitten; herzhaft genug, einem unbequemen Nebenbuhler eine Ausforderung zuzuschicken, reich und vornehm genug, um nur an Vergnügungen zu denken. Trotz aller dieser vereinten Vorzüge bekommt Onegin doch eines Tages die Feste, die Bälle, die Spiele, die elenden Intriguen und seine leichten Siege bei Damen herzlich satt, und um sich nicht todt zu schießen, begibt er sich aufs Land. Hier knüpfte er eine innige Bekanntschaft mit Lenskoi an, einem jungen 20jährigen Philosophen, der aus Göttingen und Jena zurückkommt, Deutschland mit dem Ranzen auf dem Rücken durchzogen und nichts zurückgebracht hat, als einige Kenntnisse, ziemlich romanhafte Ideen, einen Werther in der Tasche und lange über die Schultern fliegende Haare. Von seinem neuen Freunde in einer Familie wackerer Landedelleute eingeführt, macht er hier die Bekanntschaft zweier Schwestern, Olga und Tatiana; die erstere leichtsinnig, kokett, sorglos, die zweite bleich, melancholisch, scheinbar kalt, aber im Innern glühend und leidenschaftlich. Olga war Lenskoi's Jugendgespielin gewesen, und beide liebten sich so aufrichtig und rein, wie es zwei reine Seelen thun können, die durch ein glückliches Geschick vor der Berührung mit den Lastern der gebildeten Welt bewahrt wurden. Tatiana ihrerseits faßt eine heftige Leidenschaft für Eugen, aber er hat geschworen, nicht mehr zu lieben, er hält Wort, und als das junge Mädchen, lange schwankend zwischen Stolz und Liebe, ihm endlich gesteht, daß sie nicht ohne ihn leben kann, antwortet er auf dieß glühende Geständniß nur mit einer langen, sehr vernünftigen und sehr kalten, sehr moralischen, aber sehr grausamen Predigt. Indeß wird ihm sein zurückgezogenes Leben zur Last; er wird der Einsamkeit, der Wälder, der Seen eben so müde, als vorher des Lärmens der Städte, ihn quält jetzt der Mangel an Vergnügungen, wie vormals deren Fülle; er will studiren, aber die Alten langweilen ihn wie die Neuern; er will schreiben, aber sein Kopf ist ermüdet, sein Herz leer, und nicht wissend, was er thun soll, fängt er endlich an, Olga'n den Hof zu machen. Lenskoi hält ihn für seinen Rivalen, schickt ihm eine Ausforderung, das Duell findet statt, und Lenskoi fällt, verrathen von seiner Geliebten, durch die Kugel seines Freundes. Einige Jahre verfließen: Olga hat sich getröstet und einen Husarenofficier geheurathet, Eugen hat eine Reise gemacht, um den unglücklichen Pistolenschuß zu vergessen, der noch immer in seinen Ohren tönt; er kommt nach Petersburg zurück, und findet dort Tatiana, die er einst zurückgestoßen, als die schöne und angebetete Gemahlin eines Generals. Durch das Seltsame des Unternehmens angezogen, sucht er sein ehemaliges Uebergewicht über sie geltend zu machen, spricht von Liebe, und wirft sich ihr zu Füßen, allein die Rollen sind verändert, und statt aller Antwort hält sie ihm eine Strafrede, welche die Frau für die Predigt rächt, die sie als Mädchen über sich hatte ergehen lassen müssen. Dieser Stoff ist allerdings sehr leichter Art, aber Eugen Onegin ist darum doch sicherlich das beste Werk Puschkins, weil es zugleich die vollständigste Manifestation seines Charakters als Mensch und Schriftsteller ist. Anziehende einfache Handlung, ein geschmeidiger Styl, witzige Einfälle zeichnen das Werk auf jeder Seite aus: man sieht, Puschkin erfindet nicht, er erzählt seine eigenen Erinnerungen, schildert seine Leidenschaften, seinen Charakter, sein ganzes Leben als Dandy, der für Genüsse stumpf geworden, als Duellant, als Dichter mit Kraft, Einfachheit und Gemüthlichkeit, und seine Ergießungen sind um so wahrer, seine Aufschlüsse um so treffender, als er sie nicht in seinem eigenen Namen macht, sondern sich unter den Schutz seines Helden stellt, so daß er keck vor aller Augen sein Bild aufstellen kann, ohne daß jemand das Recht hat, darauf hinzudeuten und zu sagen: das bist du selbst!

Wenn man auf diese Art sämmtliche Werke Puschkins durchgeht, so kann man ihm die Erfindungskraft, die Tiefe des Gefühls, die Kühnheit der Bilder und den großartigen Ueberblick, der das Genie auszeichnet, nicht zuerkennen. Jeder Gegenstand, den er behandelt, ist nur ein Thema, über das er glänzende Variationen macht und launenhaft phantasirt, aber sein Styl sichert ihm die Unsterblichkeit. Alles darin ist voll, poetisch, harmonisch, man bewundert seine Leichtigkeit und Zierlichkeit, und vergißt, auch Kraft und Erhabenheit von ihm zu fordern. Man darf indeß nicht vergessen, daß Puschkin im Alter von 36 Jahren in der vollen Kraft und im Glanze seines Talentes starb, in einem Zeitpunkt, wo sein Charakter, durch Unglück, Nachdenken und Erfahrung geläutert, eine wohlthätige Revolution durchzumachen schien, und wo er sich mit einem Werke beschäftigte, das seinen Namen an den des mächtigen Reformators knüpfen sollte, dessen großartige Gestalt die ganze russische Geschichte beherrscht, und sie in zwei Theile scheidet, wovon der eine asiatischer Barbarei, der andere europäischer Civilisation angehört.

Die Expedition des Capitän Back. *)

Da die Expedition, von der ich eben zurückgekehrt bin, von der geographischen Gesellschaft in Anregung, und von Sr. Majestät Regierung auf höchst liberale Weise zur Ausführung gebracht wurde, so halte ich es für meine Pflicht, der Gesellschaft eine gedrängte Uebersicht der hauptsächlichsten Vorkommnisse seit meiner Abreise aus England im Junius 1836 bis zu meiner Rückkehr nach Lough Swilly in der Nacht vom 2 d. vorzulegen.

Am 26 Junius fuhren wir von Papa Westra ab, und steuerten durch den atlantischen Ocean; das Wetter war stürmisch. Am 29 stießen wir auf Eis und am folgenden Tage erblickten wir in der Nähe von Cap Chudleigh die Küste von Labrador. Am 1 Aug. kamen wir durch die Hudsonsstraße, und am 5 sahen wir auf der Höhe

*) Aus einem Schreiben des Capitäns vom 11 Sept. 1837, an den Secretär der geographischen Gesellschaft zu London.

von North Blaff mehrere Schiffe der Compagnie dem Anſcheine nach von Eis umſchloſſen. Da wir uns dicht am Lande hielten, gewannen wir einen Vorſprung, und verloren ſie bald aus dem Geſichte; allein am folgenden Tage befanden wir uns ſelbſt in ein gleiches Hemmniß verwickelt. Das Eis war feſt und reichte, ſo weit man vom Maſtkorb aus ſehen konnte, gegen die Hudſons Bai hin bis an den Horizont, während gegen Nordweſten ſich eine ganz entgegengeſetzte Ausſicht bot. Ich ſtand deßhalb nicht einen Augenblick an, dieſe Richtung einzuhalten. Am 16 Aug. legten wir 40 Meilen von den Dreifaltigkeitsinſeln aus zurück, bekamen aber doch die Baffinsinſel nicht eher als am 25 zu Geſicht, wo wir auch gegen Südweſt die Southamptoninſel erblickten. Ein zweitägiger Weſtwind würde uns in dieſer Kriſe in den Stand geſetzt haben, die Repulſe Bai zu erreichen, allein der vorherrſchende Oſtwind trieb das Eis in eine ſo feſte Maſſe zuſammen, daß alle unſere Hoffnung, umkehren und ſüdwärts an der Southamptoninſel vorüber und nach Sir Thomas Roe's Welcome hinauf ſegeln zu können, mit Einemmale ſchwand. Am 29 wurden wir von dem Eis bis zu 64° 50' nördl. Br. und 82° 7' weſtl. Länge getrieben; dieß war unſer äußerſter nördlicher Punkt, und hier befanden wir uns 40 Meilen vom Winter-Eiland, wo die Hekla und die Fury im Jahr 1821 überwintert hatten. Mit Mühe wurde das Schiff gegen Süden der Southamptonsinſel zugeſteuert, wohin uns der angenehme Anblick von eisfreien Stellen im Waſſer lockte. Am 4 Sept. waren wir nur noch 186 Meilen von Repulſe Bai, und zwei Tage friſcher Wind würde uns durch die Frozen Strait unſerer Beſtimmung entgegengeführt haben. Während der nächſten 14 Tage fuhren wir fort, langſam gegen Weſten zu treiben, wobei wir innerhalb dreier Meilen an Cap Comfort vorüberkamen, das ſich ungefähr 1000 Fuß über den Meeresſpiegel erhebt. Am 20 Sept. wurden wir ſo gewaltig von dem Eiſe gepreßt, daß einiges am Schiff beſchädigt ward. Am 22ſten bis auf 25 Meilen von der Yorks Bay entfernt, verſuchten wir uns einen Weg durch das Eis zu bahnen, fanden es aber unmöglich. Von dieſem Tage an waren wir des Schiffes nicht mehr mächtig, und es wurde, da es im Eiſe ſtack, hin und her getrieben, je nachdem Wind und Fluth ihren Einfluß übten. Am 26 Sept. wurden wir bis unter 65° 48' Breite und 85° 40' Länge getrieben — unſer äußerſter weſtlicher Punkt — und befanden uns 90 Meilen von Repulſe Bai. Am 27 Sept. hob ein von Oſten herkommender Eisſtoß den Stern des Schiffes bis auf 7½ Fuß aus dem Waſſer empor. Am 9 Oct. ſahen wir in der Richtung gegen Cap Byrot am Ufer einen langen Canal freies Waſſer, waren aber ſo feſt eingefroren, daß wir keinen Vortheil davon ziehen konnten, obſchon die Eisſägen und alle jene andern Werkzeuge, mit denen uns die Regierung ſo reichlich verſehen, in Thätigkeit geſetzt wurden. Am 17 Oct. fiel das Fahrenheit'ſche Thermometer bis auf 9° unter Null. Anfangs November wurden auf dem Schiffe alle Vorkehrungen für den Winter getroffen. Schneewälle waren ringsum das Schiff aufgethürmt, und wir wurden auf der Höhe von Cap Comfort ſo hin und her getrieben, daß wir den Felſen zuweilen ſo nahe kamen, daß wir für das Schiff fürchteten. Am 21 Dec. trieb uns ein wüthender Sturm aus Weſten von dem Ufer weg bis auf 14 Meilen öſtlich von Cap Comfort, von welchem Punkt aus wir die Küſte ſüdoſtwärts bis Seahorſe Point, die öſtliche Spitze von der Southamptoninſel, eine Entfernung von ungefähr 120 Meilen, aufnahmen. Dieſe Küſte beſteht aus kahlen Anhöhen und Klippen von 750 bis 1000 Fuß Höhe. Am Chriſttage zeigten ſich die erſten Spuren von Skorbut bei der Mannſchaft; das Uebel breitete ſich nach und nach immer mehr aus, ſo daß einmal 25 Mann zur gleichen Zeit ſchwer daran litten. Nur drei Perſonen fielen indeß dieſer furchtbaren Krankheit zum Opfer. Anfangs Januar barſt während einer Windſtille das uns umgebende Eis unter furchtbarem Krachen, und nun erhielten wir ſo entſetzliche Stöße, daß nur die Befeſtigungen von Eiſen und Holz, die am Schiff angebracht worden waren, es vor Zerſchellung bewahrten. Am 18 Februar früh Morgens fand bei einer Temperatur von 55° unter Null ein gänzlicher Bruch des Eiſes ſtatt, und nun ſchlugen 30 Fuß hohe Wogen gegen das Schiff, von denen wir viel zu leiden hatten. Die Erſchütterung war ſo ſtark, daß viele Beſchädigungen ſich ergaben, und drei Mann über Bord geſchleudert wurden. Am 15 März, während wir gegen Südoſt trieben, und an einer niedern Landſpitze, Terror Point genannt, vorüber kamen, trieb ein gewaltige Eismaſſe, von Nordweſten kommend, gegen den Stern des Schiffes, und obſchon daſſelbe bis zu den Ankerflügeln gleichſam in einem Dock von Eis begraben lag, ſo war der Druck doch ſo heftig, daß es auf das Eis hinaufgetrieben und zugleich auf den Steuerbord gelegt wurde. Der Hintersteven ward weggeriſſen und der Stern 7 Fuß hoch aus dem Waſſer gehoben. Ein zweiter Eisſtoß trieb noch in derſelben Nacht das Schiff ſo auf Eis hinauf, daß der Vordertheil ganz außer dem Waſſer lag. Der geſunkene Stern war durch eine 50 Fuß hohe Welle voller Eis bedroht, die jedoch glücklicher Weiſe keinen großen Schaden that. Die Lebensmittel wurden nun auf das Verdeck geſchafft, die Boote herabgelaſſen, und alle Vorbereitungen für den ſchlimmſten Fall getroffen. Schweigend erwarteten wir in der finſtern Nacht den nächſten Stoß, der, aller menſchlichen Vorausſicht zufolge, unſer letzter geweſen wäre. Der Himmel hatte es jedoch anders beſchloſſen, und wir wurden mit dem Eiſe ohne weitern Schaden nach Seahorſe Point getrieben. Das Eis, welches uns trug, war 70 Fuß dick, und erſt nachdem wir in den folgenden Tagen lange Eisſchichten von 25 Fuß Dicke durchſägt hatten, wurde das Schiff aus ſeiner Lage befreit. Seahorſe Point liegt unter 65° 45' Breite und 80° 10' Länge. Die niedrigſte Temperatur war 55° unter Null, bei welcher Queckſilber und Branntwein froren. Am erſten Mai ward das noch von Eis umgebene Schiff in die Nähe von Mill-Eiland getrieben; dann ſüdlich gegen Nottingham-Eiland, zwiſchen welchem und Cap Wolſtenholm ſich eine ſenkrechte Klippe von 1000 Fuß Höhe erhebt.

(Schluß folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 89** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ein Baron.** (Fortſetzung.) — **Die inneren Stimmen.** Von Victor Hugo. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieſer dem Auslande beigegebenen Literaturblätter, von welchem wöchentlich 2—3 Bögen erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1837.

Chinelische Zustände.

Das Heimathland der chinesischen Cultur, des eigenthümlich geordneten Religions- und Staatenlebens des östlichen und eines Theils Nord- und Südasiens, sind die nordwestlichen Länderstrecken Mesopotamiens zwischen dem gelben Flusse und dem Kiang. Zwei und zwanzig Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung lebte hier, nach der sagenhaften Geschichte des Mittelreiches, in einem wohl geordneten religiösen und politischen Verbande, unter weisen, tugendhaften Fürsten, ein Völklein, das den Gebrauch des Eisens und anderer edeln und unedeln Metalle kannte, sich in Seide, in Leinen und Baumwollenstoffe kleidete, und in kunstgerecht aufgeführten Gebäuden wohnte. Es hausten ringsum, auf allen Inseln der vier Meere, in allen Ländern der viereckigen Erde nackte Wilde, welche den Raubvögeln und wilden Thieren ihren Fraß abjagten, nicht selten auch sich gegenseitig anfielen, und von Heißhunger gesport, gierig zerfleischten. Ja es waren schon, wie berichtet wird, in diesen ersten Zeiten der Geschichte des Mittelreiches metallene und andere Tauschmittel, zum Einkauf natürlicher Producte und künstlicher Fabricate an bestimmten Marktplätzen und Markttagen, so wie zur Bezahlung des Arbeitlohnes festgesetzt worden. Dieses Völklein erfreute sich eines ruhigen, heitern Daseyns, obgleich es nichts wußte von einer über der Natur stehenden, und sie nach Gutdünken leitenden Allmacht, obgleich es keine Ahnung hatte von einem unmittelbaren, selbstständigen Eingreifen der Gottheit in das Erdengetriebe, von einem obersten Beherrscher der Naturkräfte und des Willens der Menschheit. Hilf dir selbst und Gott wird dir helfen, sey thätig, tugendhaft und wacker, und du wirst die Natur beherrschen, — diese Weisheit des neuen Europa's war die einfache Religion der Urbewohner des nordöstlichen Asiens, des kleinen Culturvolks, des in den folgenden Jahrhunderten so großen chinesischen Staates. Wer aber im Gegentheile sich selbst nicht beherrscht, lässig und lasterhaft sich gebärdet, der wird, so lehrte und lehrt, so glaubte und glaubt man in den Ländern der Blume der Mitte, die Gesetze der Natur, die göttliche Ordnung in Verwirrung bringen; er stemmt sich dem normalen Weltgange entgegen, und verkehrt die sonst regelmäßigen Erscheinungen hienieden auf Erden. Willkür und Unordnung treten an die Stelle des Gesetzes und der Ordnung. Die Natur, die Gottheit wenden sich von ihm ab. Mag ein solcher in den bürgerlichen oder höchsten Kreisen des Lebens sich bewegen, sein Geschlecht geht zu Grunde, und an dessen Stelle erhebt sich ein neues, ein würdigeres. Diese beseligenden Lehren der Ruhe und der Ordnung unter allen Barbaren des Südens und Nordens, des Westen und Ostens zu verbreiten, galt und gilt den Bewohnern der chinesischen Lande für das größte Verdienst auf Erden. Diese Religion — wenn Ansichten und Meinungen, die auf keiner Offenbarung beruhen, Religion genannt werden können — die Staatsverfassung und die bürgerliche Weise der Bewohner des nordwestlichen Zwischenflußgebietes ward theils durch Gewalt, theils durch die Uebermacht, welche das Gute über das Schlechte, welche die Cultur immerdar und allenthalben über die Rohheit behauptet, im Laufe der Jahrhunderte über alle Länder und Völkerschaften des heutigen chinesischen Staates verbreitet. Sie war jedoch hier nicht im Stande, alle Spuren der nach Sprachen, Gesetzen und Gewohnheiten verschiedenen Stämme ganz zu verwischen. China enthält heutigen Tages noch, neben vielen herumziehenden fremden Zigeunerhorden, fünfhundert sieben und zwanzig Klane oder autonome Baronien (Tusse), deren Bevölkerung, auf zehn Millionen Seelen gerechnet, in den wichtigsten Beziehungen des Lebens von den chinesisch cultivirten Einwohnern des Landes abweicht. Sämmtliche Reste dieser ehemaligen ursprünglichen Bewohner des Reichs werden gewöhnlich unter der allgemeinen Benennung Miao zusammengefaßt. Sie gehören aber keineswegs zu einer und derselben Sprachfamilie oder Menschenrace. Die Autochthonen in Nordwesten sind mit den tibetanischen, und die in den südwestlichen Kreisen des Reiches mit den sogenannten indo-chinesischen Völkerschaften innig verschwistert.

„Bleibet im Lande, nähret euch redlich von den Erzeugnissen der heimathlichen Erde, trachtet nicht nach der Eroberung ferner Reiche und sehnt euch nicht nach fremden Seltenheiten; denn die Geister des Himmels und der Erde, der Berge und Flüsse erzeugen alles Nothwendige, sorgen für alle Bedürfnisse im eigenen Lande der Väter," so lehrten von jeher die Weisen de

Mittelreiches und die aller andern Reiche der Erde. In China, in allen chinesisch civilisirten Staaten wurden diese Lehren, was sonst nicht geschah, das Princip der Staatsweisheit und der Verwaltung. Die Chinesen waren dem gemäß von der Zeit wo sie die von der Natur ihnen angewiesenen Gränzen erreicht hatten, im eigentlichen Sinne des Wortes niemals ein erobernd es Volk. Nothgezwungen mußten sie aber im Laufe der vielen Jahrhunderte ihrer Geschichte mehrmalen ihre Herrschaft weit über die natürlichen Gränzen ihres Reiches hinaus ausdehnen. Wie die Germanen im Westen, zogen tatarische Barbarenschwärme plündernd und verwüstend an der Nord- und Westgränze des sorgfältig angebauten Landes herum und lauerten auf eine passende Gelegenheit, sich der glücklichen reichen Provinzen, die sich längs des gelben Flusses, des Kiang und am Meeresufer hin erstreckten, zu bemächtigen. Es erheischte und es erheischt heutigen Tags noch der Fürsorge der Herrscher zu Peking, daß sich im Nordosten und Nordwesten des Reiches jenseits der Gobi und des blauen Sees keine Völkervereine bilden, welche herabstürzend in die Ebenen der Mitte, die mit Canälen vielfach durchzogenen Reisäcker, die blühenden Theegärten und die dichtgepflanzten Reihen der Maulbeerbäume sich aneignen oder vernichten möchten. Die Staatsklugheit erfordert es, wenn auch nur in weiter Ferne Gefahr droht, ihr zuvor zu eilen, und die junge, auf Verderben sinnende Brut zu zerdrücken, damit man nicht, hat sie sich zur vollen Kraft entwickelt, von ihr verschlungen werde. Und so traf es sich, daß chinesische Armeen nicht selten bis jenseits des Amur und Orus vordringen mußten, und daß der Einfluß dieses Culturstaates an der östlichen Gränze des asiatischen Continents sich bis nach Baltistan, Kabul, dem nord- und südwestlichen Ländern des caspischen Meeres, und, glaubt man den Chinesen, bis nach Mittelindien hin erstreckte. Diese kluge Vorsicht ward aber entweder nicht immer beobachtet, oder es mißlangen die der Selbsterhaltung wegen gen Nordwesten hin unternommenen Eroberungszüge.

China ward mehreremal, bald ganz, bald theilweise von Barbaren oder von Völkern, die in einer andern Civilisation erzogen waren, erobert. Wer möchte wohl mit dem beschränkten Chinesen die Tibetaner des achten, neunten und zehnten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, die Kitan und selbst Mongolen und Mandschu für ungeordnete Horden wilder Barbaren halten? Aber dieß ist sicher: gleich wie die Römer den keltischen, germanischen und zum Theil auch slavischen Stämmen ihre Civilisation, ihre staatsrechtlichen und gesetzlichen Begriffe einhauchten, so die Chinesen allen Völkerschaften, die mit ihnen in Berührung kamen, den türkischen, mongolischen, tungusischen und tibetanischen. Früher waren sie grausam und wild, gleich wie die Thiere des Feldes, sagt der Zögling des Jao und Schun; Menschen wurden sie erst durch die heiligen Lehren unsrer Altvodern. In der That war und ist China für den größten Theil Nord-, Ost- und Mittelasiens das Mittelland jeglicher menschlichen Sitte und Bildung. Ihm gebührt von Rechtswegen, dieß ist die Meinung der Nation, die unbedingte Herrschaft über alle Völker und Reiche, welche die Weisheit und Tugend des Landes der Mitte zur Menschlichkeit emporrichtete. Japan und Annam, die Halbinsel Corea und alle Reiche jenseits des Ganges: Siam, Birma und Laos, erhielten, bevor sie von den buddhistischen Sendboten zur indischen Religion und Cultur bekehrt wurden, von China aus ihren Glauben, Schrift und Civilisation. Andrerseits verbreiteten die gesitteten und fleißigen chinesischen Colonisten auf allen Ländern und Inseln des östlichen Meeres, von Japan und den Molukken bis hin nach Java, zur malayischen Halbinsel und Bengalen, die auf Ruhe und Ordnung, auf Verbesserung des bürgerlichen Zustandes hinzielenden Lehren der Fürsten und Weisen chinesischer Urzeit. Diejenigen Völker, welche sich diesen Lehren fügen, werden als Freunde und Brüder betrachtet; zwischen ihnen und den Bewohnern des Mittellandes ist von nun an kein Unterschied mehr; sie werden sich von nun an desselben beglückenden Regimentes erfreuen. Aber die Barbaren, alle in nicht-chinesischer Weise civilisirten Völker, sind den Thieren gleich zu achten. „Sie, sagt ein chinesischer Redekünstler, können nicht nach der Weise unsrer Ahnen regiert, sie können nicht als Menschen behandelt werden. Wer da suchen wollte, sie mit großer Weisheit zu regieren, würde große Verwirrung unter ihnen hervorbringen. Unsere ehemaligen Herrscher wußten das wohl, deßhalb regierten sie die Barbaren nicht regierend; sie nicht regierend zu regieren, d. h. sie bloß durch rohe Gewalt niederzudrücken, wahrlich dieß ist die trefflichste Weise, sie zu regieren."

Man glaube nicht, daß die chinesische Staatsregierung, daß die vielen, einsichtsvollen und wahrhaft gelehrten Männer des Reichs sämmtlich in diesen Vorurtheilen und Eitelkeiten, welche alle Völker in ihrer Kindheit einsaugen, und häufig bis auf das fernste Greisenalter forterben, befangen waren und sind. Man werfe doch endlich im neunzehnten Jahrhundert die Mährchen weg, daß die Natur selbst die chinesische Nation, allen ihren sonst bekannten Gesetzen zuwider, zur unnatürlichsten Einförmigkeit verurtheilt hätte. Die vierhundert Millionen, welche heutigen Tages von jenseits der Gobi bis zu den Inseln Hai nan, Tai wan und Liou kiou wohnen, die von dem gelben Meere und den Gränzen Corea's bis zu den Gebirgsketten an den Gränzen Assams, Nepals, Tibets und des Chanats Bochara bis zu dem Lande der Schan und Birmanen alles Erdreich für die Cultur gewannen, eines geordneten Staats und bürgerlichen Lebens sich erfreuen, alle diese Menschen haben nicht ein und dasselbe Normalgesicht; sie sind nicht zu einer und derselben Normalfigur verdammt; es sind nicht allenthalben und immer dieselben untersetzten, dickbehaglichen Gestalten mit rundlichen, sinnlichen Gesichtern, deren längliche, geschlitzte Augen von List und Schlauheit glitzern. Nicht alle Bewohner dieser weit hin gedehnten Länderstrecken sind mit der frechen mongolischen Stumpfnase und den vorstehenden Backenknochen verunstaltet. Man findet im Gegentheil in diesen Landen neben mancher durch die ganze Bevölkerung gehenden Eigenheit, wie in Europa die verschiedensten Gestalten und Gesichter. So gleichen die Bewohner der nördlichen Kreise des Reiches, wie der in Schan-tong durchaus den germanischen Stämmen des nördlichen Europa. Auch die Gelehrten der Mitte haben vollkommene Freiheit, diese oder jene Ansichten zu hegen.

Es ward seit den Zeiten des Jao und Schun niemanden verboten, diesen oder jenen Meinungen über die Entstehung der Welt, über den Zusammenhang des Menschen mit der Natur oder Gottheit, über Freiheit und Nothwendigkeit, über Belohnung und Bestrafung zu huldigen. Und in der That haben die Philosophen China's über diese Räthsel der Menschheit nicht weniger verschiedene Ansichten und Lehrsätze aufgestellt, als die Weisen des Abendlandes.

In den officiellen Jahrbüchern, in den encyklopädischen Werken und besondern Denkwürdigkeiten der chinesischen Nation werden die fremden Völker, welche durch Krieg, durch Reisen, Handel und Gesandtschaften dem Lande der Mitte bekannt wurden, ausführlich beschrieben. Es werden der Reihe nach die östlichen, nördlichen, westlichen und südlichen fremden Völkerschaften besprochen, und mehrere auswärtige Staaten mit der größten Achtung erwähnt. Selbst den fremden Sprachen widmete man zu verschiedenen Zeiten große Aufmerksamkeit. In dem Dolmetscher-Collegium zu Peking wurden nicht selten acht bis zehn verschiedene asiatische Sprachen gelehrt, Wörterbücher und Grammatiken dieser Idiome abgefaßt, und mancherlei Werke aus diesen Sprachen in das Chinesische übersetzt. Verehrt doch der größte Theil der Chinesen, verehrten doch mehrere der vorzüglichsten Regenten des Reiches einen Weisen des Westens, einen Gottmenschen Indiens, Buddha, als den höchsten Herrn im Himmel und auf Erden! War und ist dieses ja das indische Mittelland, Magadha, der gesegnetste Landstrich hienieden, wo alle Weisen vergangener Zeiten geboren und alle Götter künftiger Weltperioden zur Erhöhung und Erlösung des Menschengeschlechts herabsteigen werden. Es ist also ungegründet, daß sämmtliche Bewohner der Blume der Mitte zu allen Zeiten die übrigen Nationen und Weisen der Erde, alle Formen der Religion und Staatsverfassung anderer Völker verachteten und ihrer Aufmerksamkeit für unwerth hielten. Mögen nun die Völker der Erde, so denken und sprechen die Staatsmänner China's aller Jahrhunderte, mögen sie auf ihre eigene Weise des Glückes sich erfreuen in ihren heimathlichen Landen, wir werden sie nicht darum beneiden. Wir, die Bewohner eines so gesegneten Landes, ausgestattet mit allen guten Eigenschaften und geistigen Anlagen, bedürfen ihrer nicht, und sind unsrer moralischen und politischen Sicherheit und Selbstständigkeit wegen jedem freien Verkehr mit ihnen abhold. Wollen aber diese auswärtigen Staaten des eigenen Vortheils halber mit dem Reiche der Han und Tang Handelsverbindungen anknüpfen, so mögen sie bei dem Sittentribunale, dem alle auswärtigen Verhältnisse untergeordnet sind, anfragen, ob sie im Reiche zugelassen werden möchten oder nicht. Niemals können aber Auswärtige, wenn sie mit den obersten Behörden des Reiches in Verbindung treten, als Unterthanen unabhängiger Staaten Zugang erhalten. An die große Reihe tributpflichtiger Völker, wie sie in den Registern des Sittentribunals verzeichnet sind, müssen sie sich anreihen, und allen Verordnungen, allen Beschränkungen sich fügen, welche das Reich der Mitte seiner eigenen Ehre und hergebrachten Sitten wegen, seine Unabhängigkeit und Reinheit zu wahren, von Nöthen halten sollte. So finden wir in der That alle Völker und Staaten, die in den vielen Jahrhunderten seiner Geschichte mit China in Verbindungen irgend einer Art getreten sind, in den Registern des Sittentribunals und in den letzten Abtheilungen der officiellen Annalen als untergeordnete, tributpflichtige verzeichnet. Will der Ausländer in China Zutritt erhalten, unterwerfe er sich, oder fühlt er sich kräftig genug, so stürze er die bestehende Staatsregierung und setze sich an deren Stelle. Ein Mittelweg ist unmöglich. China — das ist Grundgesetz des Reiches, und mehr oder weniger aller orientalischen Staaten — China verkehrt nicht mit unabhängigen Staaten, und die chinesische Sprache hat kein Wort für Völkerrecht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebiet von Ragusa.

Ragusa mit seinem Gebiet bildet einen 50 Miglien langen und 2 bis 7 Miglien breiten Küstenstrich, der außer dem adriatischen Meere, welches denselben einerseits bespült, ganz von türkischem Gebiet (westlich von der Erdzunge Klek, östlich von der von Suttorina) umrungen, somit gänzlich vom übrigen Dalmatien getrennt ist, und besteht aus der vormaligen Republik Ragusa, nebst der Halbinsel Sabioncello und den Inseln Curzola und Meleda, mit Einschluß deren seine feste Grundfläche 584 Quadrat-Miglien (24 deutsche Meilen) einnimmt. Die Ragusaer Landschaft selbst trägt den pittoreskesten Charakter, der übrigens mit dem von Dalmatien viele Aehnlichkeit hat, und man trifft auch hier bei weitem mehr unfruchtbare Strecken als kultivirtes Land. Der Boden, größtentheils steinig und mit kahlen schauerlichen Felsengebirgen bedeckt, besteht aus einer ziegelrothen, schweren mit Eisenocker durchdrungenen, wenig fruchtbaren Erde, und ist nur stellenweise einer Kultur fähig, daher man nicht selten neben öden, wasserarmen Steinwüsten und zwischen hohen kahlen und unfruchtbaren Kalkbergen die herrlichsten, mit der üppigsten Vegetation und mit allen Kindern der italienischen Flora prangenden Thäler gelagert findet. Die Abhänge der Berge sind theilweise noch mit einigem struppigen Gebüsch bewachsen, allein höher hinauf zeigt sich die Natur von allem Liedreiz entkleidet in den ernstesten erhabensten Gestalten. Am schauerlichsten ist aber die Landschaft längs dem Meeresufer, welches eine in den grotesksten Gestalten sich aufthürmende Riesenmauer von blendendem Kalkstein bildet, auf welcher nur Tod und Erstarrung herrschen, und beinahe jede Spur von Cultur und Menschen verschwunden ist. Ja selbst die organische Welt scheint diesen unheimlichen Boden zu fliehen, denn nirgends singt ein Vogel, summt ein Käfer, flattert ein Schmetterling. An vielen Stellen hat das schäumende Element den Fuß dieses Riesendammes ausgehöhlt, und gewundene, zerrissene, blendend weiße Felsen, voll schauerlicher Klüfte und Höhlen, in welche das Meer unaufhörlich hereinbricht, ragen als ihre letzten Trümmer hoch empor aus den Fluthen, welche mit unbeschreiblicher Kraft Schaumwolken bis auf die höchsten Gipfel der Felsen schleudern. Reiht man hiezu noch das klägliche, gellend den Sturm durchtönende Geschrei der ängstlich umherflatternden Seevögel und Grottentauben, und die gänzliche Abgeschiedenheit, welche noch unheimlicher wird durch eine endlose Fernsicht auf das Meer, wo hie und da ein weißes Segel wie ein Geist vorüberschwebt, so wird man eine schwache Vorstellung von einer Landschaft

haben, von der man sich nicht leicht einen genügenden Begriff zu machen im Stande ist. Die Bewohner dieses Landstrichs (circa 46,000 Seelen) sind der Mehrzahl nach Slaven, welche im siebenten Jahrhundert einwanderten, und die Ureinwohner verdrängten. Außer diesen haben sich auch viele Familien aus den venetianischen Provinzen, morgenländische Christen aus der Levante, bosnische Griechen und Israeliten aus Spanien hier angesiedelt, wovon letztere nicht nur ihre alten strengen Religionsgebräuche, sondern auch ihre Sprache beibehalten haben. Die Landessprache der Ragusaer ist gewöhnlich die illyrische oder serbische, welche hier sehr wohltönend geredet wird. Außer dieser hört man auch häufig die italienische Sprache im venetianischen Dialekt, und diese ist auch zugleich Amtssprache. Unter dem ragusanischen Clerus ist übrigens jeder Geistliche außer der slavischen auch der italienischen und lateinischen Sprache kundig. Herrschende Religion ist die römisch-katholische. Der Ragusaer zeichnet sich vor den übrigen Dalmatiern durch einen besonders schönen und kräftigen Körperbau aus, worin ihm selbst der Morlake nachstehen muß, und mancher von ihnen könnte einem Maler zum Vorbild eines Athleten oder Alcides dienen. Der Charakter des Ragusaers ist zwar seinen Grundzügen nach derselbe, wie der aller Südländer insgemein, allein der Ragusaer hat einen gewissen Anstrich von Civilisation, welcher ihn über seine Nachbarn erhebt, und ist moralisch besser. Von einem Mord oder Diebstahl wird man hier äußerst selten etwas hören, und der Reisende hat in Beziehung auf persönliche Sicherheit im ganzen Gebiete von Ragusa nicht das Mindeste zu befürchten. In Rücksicht der Kleidertracht herrscht große Verschiedenheit zwischen den Bewohnern der Städte und denen der türkischen Gränze; eine Art Spencer mit einem gestickten Westchen, weit gefaltete bis an die Waden reichende, meist kornblumenblaue Beinkleider, wollene Strümpfe und Opanken machen im Sommer die gewöhnlichste Kleidung der Männer aus. Im Winter trägt der gemeine Mann als Oberkleid fast allgemein einen sogenannten Matrosenmantel von grobem braunem Tuch, oder auch nur eine wollene Decke, um sich damit gegen Regen und Wind zu schützen. Der Wohlhabende hingegen hüllt sich entweder ins griechische Oberkleid (χλαινα) oder in einen hochrothen Mantel von Schnitt und Farbe, wie sie einst von den Panduren getragen worden sind. Der Kopf ist bis auf ein Haarbüschel am Scheitel glatt geschoren, und bei den Bewohnern des innern Landes mit einem rothen Käppchen bedeckt, während die an der türkischen Gränze wohnenden ein farbiges Tuch um den Kopf winden, welches dem Käppchen Größe und Form eines Turbans gibt. Die weiblichen Trachten sind in jedem Districte verschieden, und nicht selten originell. Ausgezeichnet ist namentlich der schäfermäßige Flitterstaat der Mädchen von Sabioncello und die Tracht der Weiber von Canali, worüber wir jedoch, so wie über die Sitten und Lebensweise dieses Volkes bei einer andern Gelegenheit Näheres zu berichten gedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Expedition des Capitän Back.

(Schluß.)

Von Nottingham-Eiland wurden wir nördlich der Karlsinsel zugetrieben, die wir am 21 Jun. erreichten. Das Eis zeigte jetzt Spuren von Auflösung, und alle Hände wurden nun in Bewegung gesetzt, um die 35 Fuß dicke Masse durchzuarbeiten. Am 11 Julius war uns dieß bis auf 3 Fuß gelungen, und nun zersplitterte das Eis, und der Backbord wurde frei. Wir zogen sogleich Segel auf, konnten uns aber doch nicht aus dem Eise herauswinden. Die Sägen und die Spaken wurden nochmals in Bewegung gesetzt, als der am Schiff festhängende Eisklumpen plötzlich auf die Oberfläche des Wassers emporstieg, und das Schiff auf die Seite legte, so daß das Wasser mit furchtbarer Schnelligkeit eindrang. Tag und Nacht wurde mit größter Anstrengung fortgearbeitet, als ein plötzlicher Eisdruck eintrat, und die Schollen mit furchtbarer Gewalt gegen die Seiten des Schiffes anschlugen, aber dem Anscheine nach der auf solchen Fall getroffenen Vorkehrungen wegen keinen weitern Schaden thaten. So wie das Eis sich ablöste, richtete sich das Schiff auf, und wurde fortgetrieben. Da es unmöglich war, das alte Steuerruder einzuhängen, so wurde das in Reserve vorhandene befestigt und die Segel aufgezogen. Es waren ängstliche Augenblicke während wir lauschten, ob diese Vorkehrungen dem Zweck entsprechen würde; sowie aber das Schiff vor dem Winde nach England zu trieb, erhob sich ein herzlicher Freudenruf an Bord. Noch bis zum letzten Augenblick hatte ich die Hoffnung genährt, daß der Beschädigungen ungeachtet, welche das Schiff erlitten, ich dennoch bis nach Thomas Roe's Welcome würde segeln können, um dort die Ausbesserungen vorzunehmen, während einige der Schiffsmannschaft in den Booten den Zweck der Expedition vollführen könnten; als sich aber fand, daß zwei Pumpen ununterbrochen in Thätigkeit gehalten werden mußten, um es flott zu erhalten, und daß noch andere wesentliche Verletzungen sich ergaben, so eilte ich, wiewohl ungern, heimwärts. Zum Glück lief unsere Fahrt durch den atlantischen Ocean glücklich ab; später aber wurde das Wetter ungestüm, und die Lecks vergrößerten sich so sehr, daß die Pumpen nicht mehr ausreichen wollten, und wir uns genöthigt sahen, das Schiff mit der großen Ankerkette zusammen zu binden. Am 6 Aug. kamen wir durch die Hudsonsstraße und am 3 Sept. nach Lough-Swilly. Die nordöstliche Spitze von Southampton-Eiland ist von Lieutenant Owen Stanley jetzt zum Erstenmale aufgenommen worden; auch hat derselbe mehrere Ansichten der Küste und eine Karte von unserer Fahrt gezeichnet. Die gefährliche Lage, in welcher das Schiff sich im Eise befand, ist von Lieutenant Smyth durch eine Reihe von Zeichnungen erläutert worden. Jede weitere Vermuthung darüber, welcher der Erfolg der Expedition gewesen seyn würde, wenn ich entweder Repulse Bai oder den Wagle River erreicht hätte, wäre jetzt unnütz; indeß kann ich doch nicht umhin, meine unveränderte Meinung auszusprechen, daß der Zweck zu erreichen wäre, sobald eine Expedition nur einmal erst einen der genannten Landungsplätze erreicht haben würde.

Die englische Naturforscher-Gesellschaft, welche kürzlich ihre siebente Versammlung beendigt, hat 3057 Pfd. Sterl. für anzustellende Forschungen und Proben auf das nächste Jahr ausgesetzt. Davon sind 100 Pfd. bestimmt, um die Wirkungen des Gases auf das Sonnenspectrum auszumitteln; 80 Pfd. zur Herstellung einer Linse aus Steinsalz; 272 Pfd. für die Fortsetzung der Beobachtungen über die Aenderungen der Meer- und Landhöhe; 105 Pfd. zur Unterstützung der Herausgabe der fossilen Ichthyologie von Agassiz u. dergl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1837.

Die cyclopischen Bauten.

Wir entheben aus Raoul Rochette's Vorlesungen über Archäologie nachstehende Uebersicht der in Europa und Kleinasien verbreiteten Denkmäler dieser Art.

Auf das früheste System troglodytischer Bauten folgte die cyclopische oder pelasgische Architektur, die bei Völkern im Gebrauch war, welche uns die Tradition als Riesen bezeichnet, wegen der ungewöhnlichen Größe der vieleckigen und unregelmäßigen Steinblöcke, aus denen ungeheure dicke Mauern und Umfriedungen von ungewöhnlich großem Umfange aufgeführt wurden, wie man sie jetzt noch in Thracien, Thessalien, im Peloponnes, namentlich in Arkadien, und im mittlern Italien findet. Doch ist der Kreis, in welchem man auf Denkmäler stößt, die für cyclopisch oder pelasgisch gelten, noch weit größer.

Die Schilderung, welche Pallas von einem Denkmal in Bolgarü oder Briemechow, dem alten Namen dieser Stadt an der Wolga, gibt, scheint anzudeuten, daß diese Bauart sich bis nach Scythien hinein erstreckte. Eine Reise, welche im J. 1823 zu Kasan erschien, bestätigt die Bemerkungen von Pallas, und der Verfasser versichert, daß zu Bolgarü in der Nähe von Kasan, ein sehr wohl erhaltener Thurm sich findet, „dessen Fundament aus ungeheuren rohen Steinen bestehe, die mit besonderer Kunst unter einander verbunden seyen.“ Diese Details, in Verbindung mit den Andeutungen über das Alterthum der Roxolanen und den Vermuthungen über den alten Namen Briemechow, dessen Wurzel sich nicht im Russischen, sondern nur in der alten thrakischen *) Sprache findet, lassen vermuthen, daß pelasgische Colonien sich bis dahin erstreckt haben. Indeß hat man noch keine bestimmt cyclopische Ruine, weder im eigentlichen Rußland, noch in Sibirien entdeckt, sondern sie beginnen erst in der Krim, wo man verschiedene, mehr oder minder vollkommene Arten findet. Man weiß nicht, ob diese Denkmäler an den nördlichen und östlichen Ufern des schwarzen Meeres hinaufreichen, aber man trifft sie in den südlichen, zu Amisus in Pontus und zu Saile in Paphlagonien. Die Nachforschungen der neuern Reisenden in Kleinasien haben bewiesen, daß in fast allen Gegenden dieses Landes sich Ueberreste riesenhafter Bauten erhalten haben. Alle Colonien, die sich auf den Inseln des ägäischen Meeres ausbreiteten, gehörten zu dem pelasgischen Argolis, und auch auf Creta finden sich Denkmäler dieser Colonien, aber an keinem bekannten Punkte des Ufers von der Pentapolis *) an bis zur nördlichsten Gränze von Phönizien findet sich etwas Aehnliches.

In Italien erstrecken sich diese Denkmäler nur auf einem Raume von 60 Lieues, wo die von Varro angeführten pelasgischen Städte lagen, nämlich im Mittelpunkt der Halbinsel, in Latium, dem Lande der Sabiner und ihrer Nachbarn. Die cyclopischen Mauern von Cephalia in Sicilien können von griechischen Colonien erbaut worden seyn. Auch die Inseln Gozzo und Malta enthalten cyclopische Denkmäler. Eine Untersuchung der Denkmäler in den Seestädten Sardiniens, so wie des Hieron dieser Insel, und ihre Vergleichung mit denen Sabiniens und des Landes der Herniker beweisen ihren gemeinsamen Ursprung. Endlich findet man Denkmäler pelasgischen Ursprungs bis nach Spanien hinein, und die Unterbauten, auf denen der römische Dianentempel zu Sagunt ruht, scheinen die westlichste Gränze der pelasgischen Colonien zu bezeichnen. Was die südöstliche Halbinsel Europa's von der Donau an betrifft, so enthält sie im Peloponnes, dem eigentlichen Griechenland, Thessalien und Thracien zahlreiche cyclopische Ruinen: Tiryuth, Nauplia, Asina, Hermione, Trözene, Epidaurus und andere tragen zum Zeugniß ihres hohen Alterthums die Namen der Söhne von Phoronäus und Argos, und die cyclopische Bauart ihrer Mauern bestätigt dieß hohe Alter.

Außerhalb dieser Gränzen findet man Denkmäler des cyclopischen Styls in Indien, in Nordamerika, namentlich in Ohio und Pennsylvanien, und in Südamerika zu Tusco, dessen Feste durch Strebepfeiler gestützt ist, die aus großen, sehr harten und ohne Cement verbundenen Steinen aufgeführt sind,

*) Nach Strabo bedeutet in derselben „Bria“ eine Stadt.

*) Damit bezeichnet man die fünf phönizischen Städte: Ekron, Gad, Asdod, Askalon und Gaza.

und zu Callao, wo noch auf ähnliche Weise erbaute Ruinen sich finden, die völlig den Nuraghes *) in Sardinien gleichen. **)

Alle cyclopischen Bauten zerfallen in 4 Hauptclassen: 1) die, welche aus ganz rohen Steinen aufgebaut sind; 2) solche, wo die Blöcke an der inneren Oberfläche polirt sind; 3) solche, deren Blöcke nirgends polirt sind, und horizontal und regelmäßig liegen; 4) solche, die aus ungleichen Blöcken bestehen. Man nennt sie aber alle cyclopisch, sie sind alle ohne Cement erbaut, und die Steine sind nur durch ihre Uebereinanderlagerung und das Gewicht ihrer Masse verbunden. In Griechenland herrscht die Tendenz zu horizontaler Lagerung und zum Parallelogramm vor, wie bei den Mauern von Mycenä und Tiryuth. Diese Mauern sind indeß weder so stark, noch so regelmäßig, wie die der pelasgischen Stadt Norba in Latium. Bei Aufführung der Mauern von Torpino und Monte Circe waren riesenhafte, ja übermenschliche Anstrengung nöthig, und die Höhe, auf der diese altergrauen Denkmäler liegen, vermehrt noch das Malerische derselben. In mehreren Städten Griechenlands und Italiens sieht man auch Altäre von kolossalen Verhältnissen; zu Norba steht noch ein Tempel und ganze Privathäuser. Ueber den an diesen heiligen Orten gefeierten Cultus ist man noch sehr im Ungewissen; die Gottheiten waren jedoch überall dieselben, und ein im Heiligthum aufgestellter Phallus beweist, daß die Religionslehre aus Asien stammt. Diese Hierons oder pelasgischen Tempel dienten später dem römischen Cultus, und wurden endlich in christliche Kirchen umgewandelt.

*) Diese cyclopischen Monumente gehören der Colonie von Jolas an.

**) Die Originalausgabe von Garcilasso de la Vega gibt eine genauere Zeichnung davon.

Chinesische Zustände.

(Fortsetzung.)

Man kann sich leicht denken, wie sehr die Völker des Alterthums und des Mittelalters, wie Römer, Parther, Perser und Araber, wie alle die neuern europäischen Nationen, welche im Laufe des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts von der Land- und Seeseite, von Norden und Süden bis nach China vordrangen, sich über das sonderbare, abstoßende, in den eigenthümlichen Begriffen des chinesischen Staatsrechtes wurzelnde Benehmen der Serer, Thiner oder Siner, der Kitaier, Kataier und Chinesen, der Bewohner von Mahatschin und Tschin — unter allen diesen verschiedenen Namen erscheint ein und dasselbe Volk im Laufe der Geschichte — wundern, wie den mit den Grundsätzen des chinesischen Staates unbekannten Völkern und Individuen die Handlungsweise der Herrscher der Süd- und Nordresidenz, zu Nanking oder Peking, wild, barbarisch oder abergläubisch dünken mußte. In Ermangelung der Kenntniß des eigentlichen Grundes der chinesischen Handlungsweise nahm man, wie dieß gewöhnlich zu geschehen pflegt, zu allerlei erdichteten Ursachen und Aberglauben seine Zuflucht. So berichtet Gonçales de Mendoça: den Portugiesen und Spaniern wurde deßhalb der Aufenthalt im Lande China nicht gestattet, weil der Dämon den Bewohnern prophezeyt habe, sie würden einst von Leuten mit starken Bärten, langen Adlernasen und großen Katzenaugen — eine Prophezeyung, die sie auf Spanier und Portugiesen bezögen — unterjocht werden. So glaubten ehemals die Holländer, und noch heutigen Tages hört man es von unkundigen Engländern in Canton und Macao wiederholen, die Chinesen gestatten deßhalb den Bewohnern der Niederlande und Großbritanniens keinen freien Zutritt in ihrem Lande, weil sie eine Weissagung hätten, wornach sie einst von Menschen mit blonden oder rothen Haaren, die in ganz Asien höchst selten und für schimpflich gehalten sind, würden unterjocht werden. Wie wunderte sich nicht der stolze Portugiese Faria da Souza über das Entsetzen der chinesischen Beamten, als er es gewagt hatte, in einem officiellen Schreiben den König von Portugal einen Bruder und Verwandten des Himmelssohns zu nennen.

Im Herbst des Jahres 1516 landeten die Portugiesen zuerst in Canton. Der Gouverneur von Malacca sendete, sobald er von der Macht, dem Reichthum und der Größe des Reiches Kunde hatte, Thomas Perez oder Petrejus (1517) als Gesandten nach China. Der gute Eindruck, welchen das umsichtige Betragen des Seefahres Fernan Andrada, der den Gesandten nach Canton brachte, im Lande gemacht hatte, ward alsbald durch die hochmüthige und verbrecherische Handlungsweise seines Bruders (1518) wiederum vernichtet. Simon und seine Genossen benahmen sich wie Seeräuber, und sie wurden, so wie längere Zeit alle Portugiesen, als solche behandelt. Der unglückliche Thomas ward für einen Spion gehalten, und wie in den neuesten Zeiten Lord Napier zu Tode gemartert. Der Name Portugiese und Christ blieb lange Zeit verhaßt im Reiche der Ming, und es ward ihnen von nun an nicht gestattet, in der Provinz Kuang-tong anzulanden und Handel zu treiben. Sie suchten hierauf weiter gegen Osten in Ning-po (19°, 55′, 12″ n. Br., 4°, 57′, 19″ öst. L. von Peking) der Provinz Tsche-kiang, von den Portugiesen nach dem rauhen Dialekte der Einwohner von Fokien, mit welchen sie viel Verkehr hatten, Liang-po genannt, sich fest zu setzen. Ning-po, an der östlichen Küste des chinesischen Meeres gelegen, hat einen herrlichen Hafen, und ist ein Mittelpunkt des innern und auswärtigen chinesischen Seehandels. Hier strömten ehemals alle Kaufleute des Ostens und Westens, die Japaner, Hindu und Araber, die Bewohner der Halbinsel jenseits des Ganges und die Handelsflotten europäischer Kaufleute zusammen; es ward vorzüglich mit Seidenwaaren, Rhabarber, Gold und Porzellan ein starker Handel getrieben. Heutigen Tags noch ist Ning-po einer der bedeutendsten Handelsplätze des chinesischen Küstenlandes. Kaum waren aber einige Jahrzehnte verflossen, so verloren die Portugiesen, nach dem einstimmigen Zeugniß der europäischen und chinesischen Nachrichten, durch ihre eigene Schuld diese herrliche, reiche Colonie. Sie erlaubten sich allerlei Gewaltthätigkeiten, so daß die Einwohner von Tsche-kiang mit einem Heere von 80,000 Mann gegen sie anrückten, und (1545) einen großen Theil der dreitausend Seelen starken christlichen Bevölkerung ermordeten. Die wenigen

Portugiesen und Christen, welche dem Blutbade zu Ning-po entrannen, erhielten im Jahre 1547 die Erlaubniß, sich in einem Dorfe des Districts Tschang-tschean (24°, 31′, 12″ n. Br. 1°, 24′ 0″ östl. L. von Peking) der Provinz Fokien niederzulassen. Tschang-tschean ward von den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel, nach der Aussprache des Namens im Fokien-Dialekte Tschiou-tschiu, in Tschin-tscheou (chin cheo) verderbt. Doch auch hier fanden die Portugiesen ebenfalls durch Habsucht und Ueppigkeit ihren Untergang. Die Chinesen, der mannichfachen Unordnungen müde, erhoben sich in Masse gegen diese alle Ordnungen und Gesetze zu Boden tretenden Fremdlinge, und von 500 Portugiesen entrannen nur 30 dem Blutbade. Tsche-kiang und Fokien, wo seit den Jahrhunderten des Mittelalters die bedeutendsten Emporien des östlichen Asiens waren, wurden von nun an allen Fremden verschlossen. Doch ward den Portugiesen und allen mit China Handel treibenden Völkern lange Zeit noch erlaubt, in Ngan-hai und Hia-men, nach dem Fokien-Dialekte Emay oder Amoy genannt, zwei kleine Inseln innerhalb des Districtes Siuen-tscheou der Provinz Fokien, anzulanden und dort vorzüglich in Hia-men (24° 27′ 36″ n. B., 1° 50′ 30″ östl. L. von Peking) eine Factorei zu halten. Gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts erhielten die Portugiesen ebenfalls wiederum Zutritt in Kuang-tong; sie landeten auf der unbewohnten Insel San-schan oder San-tscheou-tang und schlugen daselbst während der Handelszeit Zelte auf, um ihre Waaren auszuschiffen. Mit großer Einsicht wußten sie in der Folgezeit die Verlegenheiten der Kreisregierung zu benutzen: sie vertrieben die Seeräuber, welche alle Küsten des südlichen chinesischen Meeres unsicher gemacht hatten, und erhielten (1553) zur Belohnung die Erlaubniß, in Gao-men oder Macao sich niederlassen und daselbst steinerne Häuser bauen zu dürfen. Niemals ward ihnen aber diese Insel, oder auch nur der kleinste Theil derselben von der chinesischen Regierung als Eigenthum abgetreten. Die Portugiesen mußten im Gegentheil, wie dieß noch heutigen Tags der Fall ist, für diese Erlaubniß jährlich einen Grundzins von fünfhundert Unzen reinen Silbers entrichten. Chinesische Beamte untersuchen die Castelle und Festungswerke der Portugiesen, und erheben von den Schiffen und Waaren, welche in Macao anlanden, besondere Zölle. Ein chinesischer Civilbeamter hat die Oberaufsicht über die Fremden, ihm steht es zu, die Erlaubniß zur Errichtung neuer Kirchen und Häuser zu ertheilen oder zu verweigern. Die fünftausend Chinesen, welche jetzt hier wohnen, leben wie die andern Bewohner des Mittelreiches unter ihren eigenen einheimischen Behörden. Ihre innern Angelegenheiten können die Portugiesen übrigens, so wie alle Fremden, denen der Aufenthalt im Lande gestattet ist, nach Gutdünken schlichten. Das Reich der Mitte kümmert sich nicht um das Treiben der barbarischen, gewinnsüchtigen Kaufleute des Westens.

Das große Glück, welches die Portugiesen in Asien machten, die Leichtigkeit, mit der sie Städte und Länder eroberten, die ungeheuren Reichthümer, welche sie durch den Handel mit China und Japan, mit Indien und den Inseln des östlichen Archipelagus erwarben, erregten Neid und Nacheiferung bei allen europäischen Nationen. Ihre Herrschsucht, die Bedrückungen und Grausamkeiten, welche sie sich in den eroberten Ländern zu Schulden kommen ließen, verursachte bald den geheimen Haß, bald die offene Feindschaft der ganzen Bevölkerung Asiens. Spanier, Holländer, Engländer, Franzosen, Dänen und Schweden, und selbst die Bewohner verschiedener Binnenstaaten Deutschlands suchten an diesen Schätzen einen Antheil zu erhalten. Man sandte Schiffe nach Indien und China, nach den verschiedensten Inseln der östlichen Meere, nach Japan und den Nordostküsten Asiens und Amerika's, und ging, je nachdem es fruchten mochte, darauf aus, bald durch unbedingte Unterwürfigkeit, bald durch eigensinnigen Trotz, durch Verschwörungen im Geheimen angezettelt oder durch offene Gewalt, einen freien Zutritt in den fremden Reichen, freien Handel und wo möglich auch Länderbesitz zu erwerben. Vergebens waren aber alle mannichfachen Bemühungen der Völker Europa's und Asiens, vergebens alle Umtriebe der Glaubensapostel und alle kostspieligen Gesandtschaften; in den Reichen chinesischer Cultur und chinesischen Regiments konnte man keinen freien Verkehr erhalten. Man schmeichelte sich umsonst, die neuen fremden tatarischen Herren des chinesischen Reiches würden mehr gewähren als die einheimische Dynastie des großen Lichtes (Tai-ming). Ja die Mandschu, welche nach dem Untergange der Ming allen Widerstand der Einzelnen schnell zu Boden schlugen, den ganzen chinesischen Continent und alle zum Reiche gehörigen Inseln eroberten und beherrschten, wurden so schnell zu den politischen Maximen ihrer neuen Unterthanen bekehrt, daß sie gleich anfangs dem unbedingt freien Verkehr mit Fremden nicht weniger abgeneigt schienen, als die ehemaligen einheimischen Beherrscher des Landes. Die Glaubensboten des Westens wurden auch von den Mandschu, so wie früher von den Ming zu allerlei Künsten und Wissenschaften, in denen sie die Chinesen übertrafen, benutzt, und deßhalb im Lande geduldet. Ihnen selbst ward, da man von jeher in China allem religiösen Fanatismus abhold war, die freie Ausübung ihrer Religion gestattet. Die Bekehrung der Bewohner des Reiches war ihnen aber niemals durch ein Edict der chinesischen Staatsregierung erlaubt worden. Mit unendlichem Eifer ergaben sich die Jesuiten den Missionsgeschäften, und erfreuten sich durch Klugheit und Gewandtheit eines überaus glänzenden Erfolgs. Durch allerlei begütigende und gewaltsame Mittel, welche in den katholischen Missionsberichten unter dem Namen der Christenverfolgungen prangen, versuchten die Kaiser und die Staatsbehörden China's den apostolischen Eifer der christlichen Väter in die gehörigen Schranken zurückzuweisen. Als aber alle diese Versuche zur Unterdrückung der fremden Lehre mißlangen, als im Gegentheil immerdar neue Unruhen entstanden, und es schien, daß Gefahr vorhanden sey, das Christenthum möchte in dem heiligen Boden von Jao und Schun Wurzel fassen, und China einem andern Monarchen, dem Papste zu Rom, tributpflichtig werden; dann mußte man nothgezwungen zu den äußersten Mitteln die Zuflucht ergreifen. Allen Glaubensboten des Westens, so gerne man sie sonst als Stückgießer, Astronomen, Maler, Musikmeister und Taschenspieler hatte, wurde der Eintritt in das Reich der Mitte bei

Lebensstrafe untersagt, und der Uebertritt eines Chinesen zum Christenthum als Hochverrath bestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellige Spinnen.

An den Ufern des Amazonenstromes leben die Spinnen, welche in Europa und Asien einsam sind, in großen Genossenschaften zu mehreren Tausenden, nehmen Besitz von einem Baum, und arbeiten gemeinsam daran, ihn völlig mit einem Netz zu überziehen. Wenn das Netz vollständig ist, so nehmen sie verschiedene Stellungen ein; jede sucht ihre eigene Beute zu haschen, und arbeitet in dieser Beziehung nur für sich, wird aber das Netz beschädigt, so arbeiten sie gemeinschaftlich an dessen Wiederherstellung.

Das Gebiet von Ragusa.

(Fortsetzung.)

Die Haupterwerbszweige der Ragusaer machen Handel und Schifffahrt, und durch diese Hülfsquellen war es ihnen auch gelungen, ihr kleines Territorium unabhängig zu machen und sich eine selbstständige Verfassung zu geben, welche sie auch bis zum Jahre 1806 bewahrten. Nach Engels Geschichte von Ragusa war die glänzendste Periode für ihren Handel in den Jahren 1427 bis 1457. Damals hatten die Ragusaer Kaufleute in allen größeren Städten der benachbarten Staaten, namentlich in Serbien, der Moldau und Walachei Handelsfactoreien. Als die Genueser und Pisaner von den Türken gedrängt ihre Handelsniederlassungen in Syrien und Aegypten verlassen mußten, gründeten die Ragusaer Handelsleute daselbst zahlreiche Factoreien. Allein gegenwärtig ist der Activhandel sehr beschränkt. Der Verkehr mit Bosnien ist zwar immer noch lebhaft, aber mehr als Speditions- denn als Transithandel zu betrachten, und er befindet sich größtentheils in den Händen der seit dem Aufhören der Republik aus jener Provinz eingewanderten bosnischen Griechen und einiger israelitischen Handelshäuser. Schifffahrt war von jeher das fast ausschließliche und Lieblingsgewerbe der Ragusaner, und der Zweck derselben meist nur der Gewinn des Frachtlohns, welcher aber so ergiebig war, daß er die Passivität der Handelsbilanz aufwog, und einen großen Theil der Einwohner, ungeachtet des wenig urbaren Bodens und des Mangels an Industrie und Manufacturen, wohlhabend machte. Besonders kamen der ragusanischen Flagge die englisch-französischen Kriege zu statten, während welchen sie als eine neutrale betrachtet, keiner Gefahr ausgesetzt, vielmehr allgemein gesucht und geachtet war. Vor der französischen Besitznahme (1805) zählte der kleine Freistaat 360 hochdeckige Schiffe, welche mit beiläufig 8000 Matrosen bemannt waren. Allein nach Abzug der Franzosen waren kaum noch 10 davon vorhanden. Alle übrigen nahmen oder verbrannten die Russen und die englischen Kriegs- oder Kaperschiffe, oder sie verfaulten im Hafen. Mit der Vernichtung der Schiffe war auch der Wohlstand der Einwohner in allen seinen Grundfesten zerstört, und viele Familien, die sonst im größten Wohlstand lebten, geriethen dadurch an den Bettelstab; und mancher biedere Greis, statt nach einem beschwerlichen Seeleben ein gutes Auskommen und ungetrübtes Alter zu genießen, wankt nun abgehärmt und gebeugt, mehr von der Last seines Elendes als seiner Jahre, dem Alles versöhnenden Grabe zu. Doch erholen sich gegenwärtig die Einwohner allmählich wieder von diesen ihnen geschlagenen Wunden, und besonders schreitet die Mittelclasse im Wohlstande immer mehr vorwärts, sich glücklich preisend unter Austria's mildem Scepter, welchem Land und Volk seit 1814 unterthänig sind. Das Gebiet von Ragusa, welches unter den vier Kreisen Dalmatiens hinsichtlich seiner Größe den dritten bildet, theilt sich seiner natürlichen Lage gemäß in das Festland und die Inseln, und besteht aus 200 Ortschaften, die in 32 Gemeinden eingetheilt sind.

In politischer Hinsicht zerfällt das Gebiet oder der Kreis wieder in 6 Districte, wovon auf das Festland 5, und eben so viele auf die Inseln kommen. Unter den Ortschaften ist Ragusa (slav. Dubrownik, türkisch Payrownik, lateinisch Ragusa), oder das alte von epidaurischen Flüchtlingen (um das Jahr 700) gegründete Rausium, Haupt- und erste Kreisstadt. Sie liegt unter 42° 38′ 50″ Breite, 35° 51′ 40″ Länge, und leitet ihren Namen wahrscheinlich von dem Worte Rocca (Felsen) oder Raschiusa (Klause) ab, indem man früher Rhacusa schrieb. Das Wort Dubrownik kommt von Dubrowa (Eichwald) her, weil die Gegend einst bewaldet gewesen seyn soll. Die Stadt ist am Abhange des felsigen Berges Sergio, an einem kleinen Busen des adriatischen Meeres gelagert, und nach italienischer Weise befestigt. Nordöstlich ragt am Winkelpunkte der Einfassungsmauer ein fester, runder Thurm (Minzetto) gleich einem Riesen über die vielen andern Thürme empor, von dessen Bastion aus die Stadt betrachtet, einen weiten, einerseits von hohen, steilen Bergen, andererseits vom Meere umschlossenen und durch mehrere Forts gedeckten Halbkreis bildet, an dessen Süd- und Nordseite die Gebäude amphitheatralisch sich erheben, während sie von der Meerseite oder von der Straße von Gravosa aus gesehen, das Ansehen einer Festung aus dem Mittelalter hat, da sie ringsumher von hohen Mauern und Thürmen eingeschlossen ist. Nordwestlich liegt, etwa einen Büchsenschuß entfernt von der Stadt, auf einem in das Meer vorspringenden schroffen Felsen, das Fort St. Lorenzo, und östlich in derselben Entfernung das Fort Peveroni (auch il Ravelino genannt). Beide sind aus Quadersteinen aufgeführte kolossale Gebäude mit bombenfesten Gewölben, die hinlänglich von den ehemaligen Geldkräften der Republik zeugen. Ein ähnliches Festungswerk, Fort imperial genannt, versuchten die Franzosen auf dem Berge Sergio, welcher sich beiläufig 1380 Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, zu erbauen, allein es blieb unvollendet. Ein anderes errichteten sie auf dem Gipfel eines Berges der vorher unbewohnten Insel Lacroma, welches gleichsam Wache haltend Stadt und Meer beherrscht. In früheren Zeiten galt Ragusa für eine unbezwingliche Festung; allein bei dem gegenwärtigen hohen Standpunkt der Kriegskunst wird ihr dieser Ruf streitig gemacht, da sie auf der Landseite überall von nahen Bergen beherrscht wird. Im Kriege von 1813 leistete sie nur kurzen Widerstand. Die Stadt hat landeinwärts zwei Thore, eines auf der Westseite (Porta Pille), das andere auf der Ostseite (Porta Ploce). Zwei andere (Porta Punta und Porta Peskaria) führen auf der Südseite zum Meere, welches einen Hafen bildet, der jedoch nicht geräumig genug ist, um mehr als drei große Seeschiffe aufzunehmen, daher bloß für kleine Schiffe oder einzelne große Raum hat. Auch ist bei Winden aus Südstrichen das Auslaufen aus demselben nicht immer möglich oder unbequem, daher die meisten Schiffer, wenn sie die Ladung an Bord genommen haben, in den weit geräumigern Hafen von Gravosa segeln.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

14 October 1837.

Die Ruinen von Bulghar.

(Aus der Reiſe nach dem Ural ꝛc., v. Humboldt, Ehrenberg und Roſe.)

Neun Werſte von dem Ufer der Wolga entfernt liegt das ruſſiſche Dorf Bolgarú auf und neben den Ruinen der alten Stadt Bulghar. Ein angenehmes Buſchwerk bedeckt die Niederung, die hier wie überall das linke Ufer der Wolga bildet, und ſich erſt ſpäter zu dem höhern Plateau erhebt, auf welchem Bolgarú ſo wie auch Kaſan erbaut iſt. Die wichtigſten der Ruinen befinden ſich größtentheils innerhalb eines von einem Graben umgebenen Walles, der ein längliches Oval bildet, deſſen Längendurchmeſſer von N. nach S. geht, und deſſen Umfang ungefähr 7 Werſte betragen mag. Der Wall fehlt nur an der nördlichen Seite, wo ſich aber ein von Oſt nach Weſt zur Wolga hinziehender breiter Graben befindet, der das alte Bulghar von dieſer Seite vielleicht hinreichend gedeckt haben mag. An dieſem Abhange, innerhalb des Walles, liegt das Dorf Bolgarú, an ſeiner öſtlichen Seite die anſehnliche ſteinerne Kirche desſelben, und in dem übrigen Raume einzeln und zerſtreut die Ruinen.

Pallas, Lepechin und Erdmann haben dieſelben ausführlich beſchrieben, daher ich mich hier darauf beſchränke, nur die hauptſächlichſten derſelben anzuführen, zu denen beſonders zwei Thürme und zwei andere Gebäude gehören. Der höhere der beiden Thürme liegt ganz in der Nähe der Kirche des Dorfes; er iſt größtentheils cylinderförmig, nur an ſeiner Baſis achteckig; an dieſer befindet ſich eine Thüre, durch welche man zu einer ſteinernen Wendeltreppe im Innern des Thurms gelangt, die zu der obern Fläche führt, welche in neuerer Zeit mit einem hölzernen Dache bedeckt worden iſt. Die Treppe iſt durch einige kleine Fenſteröffnungen in der Wand des Thurms nur ſchwach erleuchtet. Die Höhe des Thurms bis zum Dache beträgt 72′, ſein unterer Umfang 80′. Der zweite Thurm liegt ungefähr 300′ ſüdöſtlich von dem erſtern, iſt kleiner als dieſer, ſonſt aber von einer ähnlichen Geſtalt.

Von den beiden andern Gebäuden liegt das eine, welches von den Bauern das Gerichtshaus oder das ſchwarze Haus (tſchornaja palata) genannt wird, ziemlich in der Mitte des Walles. Es iſt ſeiner Form nach ziemlich gut erhalten. Seine Baſis iſt ein Quadrat von 21′ an jeder Seite, und ſeine Höhe mag etwa 38′ betragen. Es beſteht aus drei Stockwerken mit Thür- und Fenſteröffnungen; die obere iſt kleiner und achteckig, und über derſelben befindet ſich eine halbkugelförmige Kuppel mit einer achteckigen Oeffnung in der Mitte. Im Innern findet keine Abtheilung in Stockwerke ſtatt; man ſieht vom Boden bis zum Gewölbe des Gebäudes, aber man erkennt an den Wänden die Abſätze der Stockwerke, daher wahrſcheinlich der Boden derſelben aus Holz beſtanden hat, das mit der Zeit zerſtört iſt. An der Außenſeite des Gebäudes erkennt man noch rund herum die Reſte der Mauern vieler Gemächer, die aber weder unter einander, noch mit dem Hauptgebäude in Verbindung geſtanden zu haben ſcheinen, und daher vielleicht auch nur von außen zugänglich geweſen ſind. Sie reichten wahrſcheinlich auch nur bis zu den thürähnlichen Oeffnungen des erſten Stockwerkes, um welches, wie auch um die obern, äußerlich wahrſcheinlich Galerien herumliefen. Doch läßt ſich darüber, wie überhaupt über die ganze Beſtimmung des Gebäudes jetzt wohl ſchwerlich etwas ausmachen.

Das andere Gebäude, das ſich etwa 600′ gegen Süden von dem eben beſchriebenen befindet, ſcheint dagegen ein Bad geweſen zu ſeyn. Es wird von den Bewohnern des Dorfes das weiße Haus (bjelaja palata) genannt. Seine größte Länge von Norden nach Süden beträgt etwa 82′, ſeine Breite am nördlichen Ende 36′, am ſüdlichen 28′. Im Innern erkennt man beſonders zwei Zimmer, das eine von der Form eines Quadrats, das andere von der eines Oblongums, die durch eine kleine Thür mit einander Verbindung gehabt haben; der Eingang von außen iſt bei dem letztern. Das erſtere iſt durch ſeine Einrichtung beſonders merkwürdig; es hat nämlich an jeder Ecke ein anderes quadratiſches Zimmer, ſo daß in der Mitte nur ein breiter Kreuzgang bleibt, der ſein Licht durch eine achteckige Oeffnung in der Mitte einer Kuppel empfängt, die ſich über der Mitte des Kreuzganges befindet. Vier andere kleine Kuppeln befinden ſich über jedem Eckzimmer, die ebenfalls in der Mitte eine achteckige Oeffnung haben, aber zum Theil eingeſtürzt ſind, daher der Boden mit Schutt bedeckt iſt. Dieſe Zimmer ſind oben an den Wänden mit wohl erhaltenen Arabesken verziert,

und ſtehen mit dem Kreuzgang durch Thüren in Verbindung, die nicht in den Seitenwänden, ſondern in der Kante, in welcher die inneren Wände zuſammenſtoßen, angebracht ſind. Canäle, welche unter dem ſteinernen Boden des Kreuzganges hinlaufen, Spuren von Waſſerleitungen an den Wänden, ſo wie Ueberreſte von eiſernen Röhren in denſelben, laſſen wohl keinen Zweifel über die Beſtimmung des Gebäudes zu dem oben angegebenen Zweck übrig. Alle dieſe beſchriebenen Gebäude beſtehen aus behauenen Steinen, theils Sand- theils Kalkſteinen.

Weniger gut erhaltene Ueberreſte von Gebäuden als die beſchriebenen findet man, zum Theil mit Schutt und Raſen bedeckt, außer ihnen in großer Menge, ſowohl innerhalb als außerhalb des Walles. Leider werden dieſelben immer unbedeutender, da die Bauern ſich der Bruchſteine aus den alten Mauern zu ihren Bauten bedienen, und auch die ſteinerne Kirche des Dorfes ganz von den Bauſteinen der alten Stadt und den in der Gegend gefundenen Grabſteinen aufgeführt iſt. Es wäre ein großer Verluſt, wenn dieſe alten Denkmäler einer dunklen Zeit ganz vernichtet würden. Schon Erdmann ſah Vieles von dem nicht mehr, was Pallas und Lepechin 48 Jahre vor ihm beſchrieben, und ſpätere Reiſende werden vielleicht noch weniger finden, wenn von der ruſſiſchen Regierung der Zerſtörung dieſer Trümmer kein Einhalt gethan wird. Aber die Verführung iſt groß, ein tauglicher Bauſtein iſt nicht in der Nähe und kann aus den Trümmern mit Leichtigkeit genommen werden. Unter dem Schutte der Ruinen findet man noch häufig ſilberne und kupferne Münzen, kupferne Ringe, Ohrgehänge und andere Gegenſtände, die uns von den Bauerkindern auch häufig zum Kauf angeboten wurden. In einem der Gebäude des alten Bulghars ſollen mehrere tatariſche Heilige begraben liegen, daher von den Gläubigen auch noch zu dieſen Ruinen gewallfahrtet wird.

Nach neuern Forſchungen bildeten die Bulgaren ſchon im 7ten Jahrhundert ein unabhängiges Volk, das ſich auf der Oſtſeite der Wolga vom Einfluſſe der Sura in dieſelbe bis zum kaſpiſchen Meere ausbreitete, mit den Ruſſen in beſtändigem Kriege lebte, und Auswanderungen nach dem ſchwarzen Meere und dem ſüdlichen Ufer der Donau unternahm. Hr. Akademiker Fähn, deſſen gelehrten Forſchungen wir die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Bulgaren zu verdanken haben, glaubt, daß dieſelben ihren Namen von der Wolga, deren Ufer ſie bewohnten, erhalten hätten, und daß ſie urſprünglich zum großen finniſchen Stamm gehörten, daß ſie aber bald mit Slaven und Türken gemengt wurden, und an der Wolga nach und nach zu Türken, an der Donau zu Slaven wurden. Klaproth hat dieſelbe Meinung ausgeſprochen, indem er die Bulgaren zu dem öſtlichen oder uraliſchen großen Völkerſtamm rechnet.

Chineſiſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Man ward von nun an gegen alle, die von Weſten kamen, und gegen alle Chriſten insbeſondere, im höchſten Grade mißtrauiſch. Die europäiſchen Kaufleute, welche jetzt noch nach Hia-men kamen und Factoreien daſelbſt beſaßen, wurden von chineſiſch-tatariſchen Beamten abſichtlich ſo gedrückt, daß ſie freiwillig ihren Handel dahin aufgaben, und ſich ſämmtlich nach Canton hinzogen. Canton ward alsbald für die einzige Stadt des Reiches erklärt, wo alle von der See herkommenden Nationen, mochten es Europäer, Aſiaten oder Amerikaner ſeyn, unter beſtimmten geſetzlichen Beſchränkungen ihren Handel betreiben könnten. Für die benachbarten Bewohner des Süd-Weſt- und Nordaſiens, wozu auch die Ruſſen gerechnet werden, wurden beſondere Vorkehrungen getroffen. Es ward ihnen erlaubt, entweder vermittelſt Karawanen, deren durch beſondere Verfügungen feſtgeſetzte Seelenzahl nicht überſchritten werden durfte, zu beſtimmten Zeiten des Handels wegen nach Peking kommen zu dürfen; oder man wies ihnen auch irgend eine Gränzſtadt des chineſiſchen Reiches an, wo ſie unter der Aufſicht der eigens von Hof aus dahin geſandten chineſiſchen Beamten ihren Handel auf die Weiſe, wie ihnen befohlen ward, betreiben ſollten. Es erſchienen Verordnungen über die Zölle und alle andern durch Berührung mit Ausländern entſtehenden Verhältniſſe, in einigen Fällen ſelbſt über die Maſſe der Waaren, die jedesmal auf den Markt gebracht werden durfte. Man glaubte nun in China, alle Handelsbeziehungen des Reiches zu auswärtigen Staaten, wenn auch nicht zur Zufriedenheit der gewinnſüchtigen Fremden, doch zur Sicherheit und Ruhe des Reiches für lange Zeit geordnet zu haben.

Die mit China handeltreibenden Kauffahrer — Kriegsſchiffen iſt nur dann das Anlanden im Reiche geſtattet, wenn ſie eine tributbringende Geſandtſchaft am Bord haben — müſſen in Whampo, einem 30 engliſche Meilen weit von Canton entfernten Orte vor Anker gehen; ſie werden daſelbſt gemeſſen und müſſen nach ihren verſchiedenen Dimenſionen die geſetzlichen Abgaben entrichten. Dieſe Schiffe dürfen aber, wenn ihren der Handel in Canton geſtattet ſeyn ſoll, keiner Nation angehören, welcher auf einer andern Seite im Norden oder Weſten des Reiches ein geſetzlicher Handelsverkehr mit den Unterthanen der Mandſchu gewährt iſt. Namentlich ward Rußland im J. 1805 der Handel an der Südküſte China's ausdrücklich unterſagt. Der Vater Sr. jetzt in China regierenden Majeſtät, Ning geheißen, der nach dem Willen des Sohnes in den Annalen des Reiches unter dem Namen Schin-tſong, Schui-hoang-ti, oder „Menſchenfreundlicher Ahne, erleuchteter, erhabener Herr" prangen wird — in Europa unter der Jahresbenennung Kiaking bekannt — wunderte ſich, daß die Ruſſen unter Kruſenſtern, die bis jetzt ruhig ihren Handel in Kiachta betrieben, einen neuen Weg zu der den Seefahrern viele Schwierigkeiten darbietenden chineſiſchen Küſte bis nach Canton hin geſucht und gefunden hätten. Man nahm dieſe Neuerung mißfällig auf, und es ward den Oraß oder Ruſſen der Zutritt in Canton für alle Zeiten unterſagt.

Früher war es allen Handels- und Gewerbsleuten des Reiches der Mitte erlaubt, mit den fremden Kauffahrern zu verkehren. Es entſtanden aber aus dieſer unbedingten Handelsfreiheit in der Provinz Kuang-ton allerlei Unordnungen, deren man, da kein verantwortlicher Kaufmannsvorſteher vorhanden

war, nur mit der größten Mühe abhelfen konnte. Man fand es deßhalb gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nöthig, einer privilegirten Compagnie den fremden Seehandel zu übertragen, welche der Regierung für alle Unterschleife bei der Entrichtung der herkömmlichen Abgaben und für das gute, gesetzliche Benehmen der Fremden Bürgschaft leisten möchte. Die chinesische Staatsregierung erließ demgemäß eine Bekanntmachung des Inhalts: „Es mögen angesehene, reiche und treffliche Männer hervorkommen, denen der Seehandel mit den auswärtigen Nationen übertragen werden könnte, die aber zugleich dem Mutterlande gegenüber die Verantwortung für alle etwa von der einen oder andern Seite vorfallenden Ungerechtigkeiten übernehmen wollten.“ Es kamen deren, da dieser Handel einen bedeutenden Gewinn abwirft, eine Menge herbei, und die Regierung wählte eine Anzahl von Kaufleuten, die ein großes Vermögen nachweisen konnten und guten Leumunds waren, zu Pao-hing oder Sicherheits-Kaufherren, denen von nun an als einer vom Staat aus privilegirten Compagnie der Verkehr mit den fremden Handelsschiffen ausschließend gestattet war. Jeder privilegirte Handel ist seiner Natur gemäß vielen Nachtheilen und Beschränkungen unterworfen, besonders wenn der privilegirte Kaufmann, wie dieß in China der Fall ist, durch seine einer mißtrauischen Regierung gegenüber übernommene Bürgschaft sich mancherlei Gefahren aussetzt. Der Mann muß für Mühen und Fährlichkeiten aller Art sich zu entschädigen suchen, und manches Geschäft wird gar nicht unternommen, weil es mit vielen Gefahren und zu großer Verantwortlichkeit verbunden ist. Die ursprünglich aus zwölf Mitgliedern bestehende Jang-hing-schang, *) d. h. die privilegirte Compagnie des Seehandels leistet zwar sammt und sonders Bürgschaft für das gesetzliche Betragen der Fremden; dessen ungeachtet bedarf jedes ankommende Schiff eines besondern Sicherheits-Kaufmanns, der für jede Unregelmäßigkeit, welche sich die Mannschaft des von ihm verbürgten Schiffes zu Schulden kommen läßt, der Regierung besonders verantwortlich ist. Mit andern als privilegirten Kaufleuten Handel zu treiben, ist bei großer Strafe verboten. Die Mitglieder der privilegirten Compagnie verschwören sich aber nicht selten gegen die Fremden; sie setzen bei ihren in der Kaufmannshalle gehaltenen Versammlungen die Preise der Waaren nach Belieben hinauf und herab, und der Contrebandehandel ist unumgänglich nöthig, um diese Privilegirten einigermaßen im Zaum zu halten und dem Marktpreise etwas näher zu rücken. Der Verkehr mit den von dem Staate nicht autorisirten Kaufleuten ist aber äußerst unsicher und gefahrvoll. Schließt solch ein Handelsmann seinen Laden oder sein Waarenlager und läuft hinweg, so ist Alles verloren; ja der sich beklagende Fremde würde, den Gesetzen gemäß, sich noch einer schweren Strafe aussetzen. Nicht selten nimmt auch die chinesische Staatsregierung nach geschehener Anzeige solch einen zum auswärtigen Handel unberechtigten Kaufmann gefangen, confiscirt seine Habe und sendet ihn in Verbannung gen Ili, in der kleinen Bucharei. Die fremden Schuldner haben auch in diesem Falle Alles, was sie zu fordern haben, verloren.

Die Beschränkungen des auswärtigen Verkehrs entstehen aber keineswegs einzig und allein aus Eifersucht und furchtsamer Scheu gegen Fremde. Der auswärtige Handel, besonders wenn man das Schleichgeschäft mit Opium einschließt, bringt den chinesischen Landen in der That nur Nachtheil. Dieß Verhältniß wäre sogar dann noch dasselbe geblieben, wenn auch die Einfuhr des Opiums, wie eine liberale chinesische Partei in Canton wünscht, erlaubt und einem regelmäßigen Eingangszoll unterworfen worden wäre. Das Land ist so bevölkert, daß selbst der fruchtbare, mit unsäglichem Fleiß angebaute und benutzte Boden kaum zur Hervorbringung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse hinreicht. Die Regierung muß daher bloß auf das Nützliche und Nothwendige ihr Augenmerk richten. Fremde Schiffe, deren Ladung größtentheils in Reis besteht, sind deßhalb auch zu allen Zeiten des Jahres frei von allen Abgaben. Man sucht überdieß die Einfuhr dieses unentbehrlichen Lebensmittels durch einheimische Schiffe aus Cochinchina und den Philippinen auf alle Weise zu begünstigen. *) Beinahe aller Import von Indien und Europa besteht aber aus Luxus-Artikeln, wozu von chinesischen Staatsmännern auch das Tuch gerechnet wird. „Wir brauchen kein so feines Tuch,“ sagen die chinesischen Cameralisten, „in den südlichen Gegenden des Reiches bedürfen wir gar keines, und den Bedarf der nördlichen Provinzen können wir aus Tübet, aus den nördlichen Districten einiger unserer Kreise, wie aus Kan-su, Kirin und Chotan beziehen, wo eine bedeutende Schafzucht statt findet, und genug grobes Tuches verfertigt wird.“ Eisen und Zinn sind vielleicht die einzigen Einfuhr-Artikel, welche einem eigentlichem Bedürfnisse abhelfen und den Chinesen wahrhaft zum Vortheil gereichen. Sie hätten demnach, selbst von dem Standpunkt einer klugen Staatswirthschaft aus, nicht so Unrecht, den auswärtigen Handel zu erschweren und zu beschränken, wie die kosmopolitischen, gewinnsüchtigen Kaufleute Englands und Amerika's die Welt glauben machen wollen. Thee, rohe und verarbeitete Seide, zur Nahrung und Kleidung unentbehrliche Gegenstände, werden ausgeführt, während die Bedürfnisse des Volkes, wie ein chinesischer Weiser sich ausdrückt, durch die fremden Seltenheiten vermehrt, und die guten alten Sitten durch den Umgang mit uncultivirten Barbaren — Matrosen und Seefahrer verdienen in der That nicht selten diesen Namen — verdorben werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Oder nach der Cantoner Aussprache hong, das eigentlich handeln heißt, wovon der Name Hong oder Kaufleute.

*) In den gesammelten Satzungen des Reiches (Tai-Tsing-Hoei-tien) wird im Durchschnitt die jährliche Einfuhr des Reises in den Hafen von Canton auf 224,112 Stein berechnet und auf 256,865 Leang oder Unzen reinen Silbers angeschlagen. Der chinesische Stein enthält 177 Pfund avoir du poids. Die Einfuhr des Reises nahm übrigens sehr zu in den letzten Jahren. Die Nordamerikaner brachten allein im J. 1853/54 für 811,815 Dollars nach Canton.

Erbliche Thierinstincte.

Ein Hr. Knight hat der königlichen Gesellschaft in London Thatsachen mitgetheilt, welche beweisen, daß es bei den Thieren erbliche

Instincte gibt. Ein junger Dachshund, dessen Eltern auf den Iltißfang abgerichtet worden waren, und ein junger Wachtelhund, dessen Vorfahren seit mehreren Generationen zur Schnepfenjagd gebraucht wurden, waren mit einander aufgewachsen. Als jeder derselben zum Erstenmale seine natürliche Beute vor sich sah, verfolgte er sie mit ausnehmender Hitze, ohne sich um die seines Gefährten zu kümmern. Hr. Knight behauptet, öfters sehr junge, noch ganz unerfahrne Wachtelhunde gesehen zu haben, welche fast eben so geschickt die Schnepfen aufsanden, als ihre mit Sorgfalt dazu erzogenen Väter. Ein junger Stöberhund, dessen Eltern abgerichtet worden waren, das verwundete Wild zu suchen und zurückzubringen, leistete denselben Dienst so gut, als der besterzogene Hund, obwohl man ihn nie darin unterrichtet hatte.

Das Gebiet von Ragusa.

(Fortsetzung.)

Ragusa zählt mit Einschluß seiner zwei Vorstädte, welche wie die Thore, Pille und Ploce heißen, über 1200 Häuser und gegen 8000 Einwohner, und wird durch eine breite, 400 Schritt lange Gasse (Corso) in zwei fast gleich große Hälften getheilt. Mit dieser Gasse läuft eine andere parallel; neben diesen erhebt sich die Stadt zu beiden Seiten bergan, wo eine Menge mit Stiegen versehene Gäßchen die höher gelegenen Stadttheile mit den untern verbinden. Unter den Gebäuden ist die Domkirche das vorzüglichste. Sie ist, gleichwie die übrigen kirchlichen Gebäude, im italienischen Style, aber sehr großartig und geschmackvoll aufgeführt, unter dem Titel des heil. Blasius, des Schutzheiligen der Stadt, dem zu Ehren am 3 Febr. jeden Jahres ein großes Fest gefeiert wird. Der ehemalige Residenzpalast der Rhetoris — jetzt der Sitz des Kreisamts — und die Hauptmauth (die ehemalige Münzstätte) sind zwar nicht schöne, aber großartige und solide Gebäude, deren Festigkeit längst erprobt ist, da ihnen weder die russischen Kanonenkugeln, noch die Erdbeben, von welchen das Land nicht selten heimgesucht wird, etwas anhaben konnten. Das ehemalige, jetzt in ein Militärspital verwandelte Jesuitenkloster, zeichnet sich, wie fast sämmtliche Gebäude dieses Ordens, nicht minder durch Größe und Festigkeit aus, und ist unter allen in Dalmatien befindlichen Klöstern das stattlichste. Ueberhaupt sieht man in Ragusa ungleich mehr solide Werke der Baukunst, als in den übrigen Städten des Landes; doch befindet sich auch hier die Küche gewöhnlich unter dem Dachboden, was für die an deutsche Bauart gewöhnten Familien sehr unbequem ist. Die Franciscaner- und Dominicanerkirche verdienen mehrerer guten Gemälde wegen gesehen zu werden. Eine Menge anderer Kirchlein (fast jede adelige Familie hatte sonst eine Hauskirche oder Capelle) und der zahlreiche Clerus beweisen zur Genüge den religiösen Sinn der hiesigen Einwohner. Seit dem Jahr 1121 residirte in Ragusa ein Erzbischof; seit 1830 aber ist an dessen Stelle ein Weihbischof gekommen.

An öffentlichen Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten besitzt Ragusa ein Piaristencollegium mit Gymnasium und einer ansehnlichen Bibliothek, eine Hauptschule, ein Theater, eine Buchhandlung mit Druckerei, ein großes Hospital und Krankenhaus. Vor dem Ploce-Thor liegt das Quarantänegebäude, und daneben ist ein mit einer Mauer umfangener, geräumiger Platz, wo dreimal die Woche Bazar gehalten wird, wobei jedesmal lebhafter Verkehr stattfindet. Die türkische Karawane versammelt sich in Bergato, welches der Name eines etwa vier Stunden Weges von Ragusa gelegenen Gränzpostens ist, und wird von einer Abtheilung Militärmannschaft auf den Bazar hin- und zurückgeführt, um jede nähere Berührung zu vermeiden. Diese Karawane besteht gewöhnlich aus mehreren hundert bepackten Pferden mit Knechten, Weibern u. s. w., die außer den Transitowaaren (Schafwolle, Unschlitt, Wachs, Honig) auch eine Menge anderer Artikel für den Verbrauch des Platzes selbst, wie z. B. Speck, Schinken, Schmalz, gedörrte Zwetschen, Holzkohlen und dergleichen dahin zu Markte bringen. Im Uebrigen ist die Gewerbsthätigkeit hier nicht beträchtlich, und besteht außer Schiffbau in einigen Fabricationen (vorzüglich in Seide, Leder) und Rosoglio-Brennereien. Wie im ganzen Gebiete Ragusa's, so ist auch in der Nähe der Stadt selbst der Ackerbau sehr unbedeutend, da sich nur wenige Localitäten hiezu eignen, und es die Einwohner ihrem Interesse angemessener finden, ihre Aufmerksamkeit auf Oel- und Weincultur zu widmen, wozu Boden und Klima überhaupt auch günstiger sind. Namentlich ist der in der Nähe Ragusa's gepflanzte Malvasier seines Feuers und herrlichen Geschmackes wegen ausgezeichnet, und das hier bereitete Oel wird dem jeder andern Gegend vorgezogen, da der Ragusaer den Oelbaum besonders gut pflegt, und bei der Bereitung mit weit mehr Geschick und Einsicht zu Werke geht, als die Bewohner des übrigen Dalmatiens. Der Adel, welcher in frühern Zeiten Alleinherr war, und die übrigen Einwohner als seine Leibeigenen behandelte, ist zwar hier noch immer ziemlich zahlreich, allein, mit Ausnahme einiger Familien, durch die Zeitumstände von seinem ehemaligen Ansehen und Wohlstande sehr herabgekommen. Auch gibt es in Ragusa viele sogenannte Capitani, d. i. Hochseefahrer, obschon die Zahl der für Hochseefahrer bestimmten Schiffe (Hochborder genannt) kaum mehr 50 beträgt. Diese Capitani segeln oft mehrere Jahre auf fernem Meere umher, ehe sie ihre Familien wieder sehen, und mancher von ihnen hält heute seine Hochzeit, und segelt morgen in die weite Welt hinaus. Ihren Angehörigen schicken sie dann von Zeit zu Zeit Geld und sonstige Sachen nach Hause. Für den Fremden bietet der Aufenthalt in Ragusa, dessen Thore sonst nur einige Stunden des Tages geöffnet waren, nun aber Einheimischen und Fremden zu jeder Zeit zugänglich sind, nicht viel Annehmlichkeiten dar, namentlich im Sommer, wo die Hitze überaus groß und lästig ist. Das anliegende nackte Kalkgebirge wird von der brennenden Sonne wie ein Ofen erhitzt, dessen Wärme gleich einen Brennspiegel auf die Stadt zurückgeworfen wird. Dabei mangelt es zuweilen auch an Trinkwasser, denn mit Ausnahme zweier Brunnen, in welche das Wasser von dem 6 Miglien entfernten Thale Gionchetto in einem gemauerten Canal geleitet wird, muß man sich häufig mit Cisternenwasser begnügen, das aber wie das Brunnenwasser im hohen Sommer oft ganz versiegt oder lauwarm wird. Ein wirklicher Wassermangel findet jedoch nicht statt, da der unfern vorüberfließende Ombla-fluß und der Mühlbach in Breno stets das nothwendigste spenden.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 90** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Bruchstück aus dem Trauerspiele Aspasia.** Von Jakowakis Nikos Nerulos. — **Ein Baron.** (Schluß.)

Zu den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Monathe des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

15 October 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Die Reformen unter muhammedaniſchen Völkern.

Die Europäer rechnen es ſich gewöhnlich zu ihrem eigenen und beſondern Verdienſt an, daß ſie endlich die Schranke durchbrochen haben, welche die muhammedaniſchen Völker von den europäiſch-chriſtlichen ſchied, und ihnen den Wunſch und Willen einpflanzten, an den Fortſchritten der europäiſchen Civiliſation Theil zu nehmen. Abgeſehen von der Zweideutigkeit dieſes Verdienſtes, möchte man wohl nicht ungeneigt ſeyn, ihnen einen Theil deſſelben abzuſprechen; denn gewiß gehörte, um den muhammedaniſchen Völkern dieſes Streben beizubringen, noch etwas mehr dazu, als das, was die Europäer abſichtlich oder unabſichtlich dazu beigetragen haben, und dieſes Etwas iſt der innere Zerfall des Islam. Wir können ſechs Hauptſitze dieſer Religion annehmen: die Türkei, Bukhara, Perſien, Arabien, Aegypten und Mogreb oder das weſtliche Afrika von der großen Syrte an; Indien und Innerafrika können hier nicht in Betracht kommen. Wir nennen die Türkei zuerſt, nicht als ob ſie in der That das wichtigſte muhammedaniſche Land wäre, ſondern bloß deßhalb, weil ſein Beherrſcher für den Nachfolger der Khalifen und als Emir el Mumenin (Beherrſcher der Gläubigen) von einem großen Theile der muhammedaniſchen Welt betrachtet wird. Abgeſehen davon aber, iſt der Islam in der eigentlichen Türkei, d. h. in dem europäiſchen Theil und in Kleinaſien, eine ziemlich exotiſche Pflanze, das Klima leitet nicht mehr nothwendig zur Polygamie, und Chriſten und Muhammedaner leben ſo ſehr unter einander gemiſcht, daß der Islam, obgleich der Glaube des herrſchenden, jedoch nicht des zahlreichſten Stamms, immer in einer Art Oppoſition daſteht, und in ſehr vielen Gegenden im Grunde nur die Religion der höhern Claſſe iſt. Hier konnte ſich der Islam alſo nicht naturgemäß entwickeln, um ſo mehr als die Mehrzahl des türkiſchen Volks hauptſächlich der fremden arabiſchen Sprache wegen an der theologiſchen Entwicklung des Dogma's keinen Theil nahm. In Bukhara iſt der Fall ganz anders. Dort wurde der Islam im höchſten Grade zelotiſch, das Kirchenweſen bekam völlig das Uebergewicht über die politiſchen Einrichtungen des Staats, und ſeine Einrichtungen wurden möglichſt ſtreng nach dem Koran geregelt. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich wohl hauptſächlich durch die Oppoſition gegen die perſiſchen Schiiten, und aus dem Zwieſpalt, in welchen das muhammedaniſche Geſetz der Polygamie und der Abſperrung der Weiber aus der männlichen Geſellſchaft mit dem Klima trat, das die Polygamie nicht forderte, und eine Milderung der männlichen Rohheit durch den freien Verkehr mit Frauen nothwendig machte.

Einen auffallenden Gegenſatz gegen die beiden erſtgenannten Länder machen Perſien und Arabien. Hier, wo der Islam heimiſch und Polygamie althergekommlich iſt, wo außer einigen Juden und Hindus keine Bekenner eines fremden Glaubens leben, und der Islam ohne Furcht vor einem mächtigen Feind ſich entfaltete, hat er auch ſein Gegengewicht gegen die Entartung in finſteren, rohen Aberglauben ſich geſchaffen: in dem deſpotiſch regierten, aber gebildetern Perſien durch den Sufismus, der anfangs als Myſtik, dann aber als Rationalismus auftrat, und ſelbſt ſo weit ging, die göttliche Sendung Muhammeds zu läugnen; in dem demokratiſchen, aber rohen Arabien durch die Lehre Abdul Wahabs, der ſich hauptſächlich gegen die göttliche Verehrung Muhammeds und die Pracht der Moſcheen erhob. Der Sufismus reicht nach der aſiatiſchen Türkei die Lehre Wahabs immer ſtärker nach Aegypten herüber, und beide untergraben langſam, aber ſicher den Bau der gegenwärtigen islamitiſchen Kirchenformen und Dogmen.

Nur in Mogreb iſt noch der religiöſe Geiſt des Islam lebendig, und Abd-el-Kader iſt hier ein Bild deſſen, was er noch vermag: nur als geiſtlicher Führer konnte er ein ſolches Anſehen erlangen. Indeß ſind die afrikaniſchen Stämme zu roh, und von dem Hauptſitz des Islam zu entfernt, um auf das Ganze einen weſentlichen Einfluß zu üben. Perſien und Arabien aber üben durch Sprache und Bildung einen unermeßlichen Einfluß auf die ganze muhammedaniſche Welt aus, und das erſtere hat wenigſtens ſchon ſo viel bewirkt, daß unter den höhern Ständen Perſiens, der Türkei und Aegyptens der Islam zur todten Form geworden iſt, während in Arabien, Syrien und Aegypten durch die Lehre Wahabs die Maſſe des Volks allmählich den alten orthodoxen Satzungen entfremdet wird.

Unter ſolchen Umſtänden finden europäiſche Formen einen temporären Eingang, wie immer in ſolchen Zeiten des Ueberganges; wenn aber, wie alle Wahrſcheinlichkeit vorhanden, in den nächſten Jahrzehnten die türkiſche Herrſchaft vollends zerfällt, und die arabiſche Nationalität immer mächtiger auftritt, ſo wird dieſe im Verein mit einer verjüngten Religionsform gewiß das Fremdartige wieder ausſtoßen. Was aus den türkiſchen Beſitzungen in Europa und Kleinaſien wird, iſt eine andere Frage. Das ſeit Jahrhunderten in Vorderaſien unterdrückte nationale Element gewinnt mehr und mehr wieder Boden. Ismael Sefi machte für Perſien den Anfang, indem er der Secte Ali's ſich zuneigte. Für die Länder des ſemitiſchen Sprachſtamms, Arabien, Syrien und Aegypten, iſt Abdul Wahab der Wendepunkt einer neuern Zeit.

Chineſiſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Ein Land, von ſo ungeheurem Umfange, das ſich vom 18°,13′ bis über den 56° nördlicher Breite und von Corea bis an die Gränze von Kokand in einer Linie von 78 Längengraden ausdehnt, iſt ſich ſelbſt genug. Der Binnen- und Küſtenhandel iſt auch, allen Nachrichten und Angaben zufolge, wie wir unten ſehen werden, unermeßlich. Deſſen ungeachtet glauben die fremden, aller chineſiſchen Staatsverhältniſſe unkundigen Kaufleute des Weſtens nicht ſelten, der Fortbeſtand des chineſiſchen Reiches hänge von ſeinem auswärtigen Handel und ſo mittelbar von ihnen ſelbſt ab. „Der Kaiſer," behaupten ſie, „könne ohne die von auswärtigen Waaren erhobenen Zölle ſeine Armee gar nicht beſolden, ohne dieſe Zölle werde der Staat die nothwendigen Unkoſten für die Waſſerbauten, um den gelben Fluß und den Kiang innerhalb ihrer Ufer zu erhalten, nicht beſtreiten können." Eine einzige Thatſache iſt hinreichend zur Widerlegung dieſes in Unkunde und Mißwollen wurzelnden Gerede. In dem chineſiſchen Wegweiſer des Kreiſes Kuang-tong wird die Einnahme des Seezolles auf 18,000 Unzen reinen Silbers, in dem officiellen Staatshandbuche des Reiches aber bloß auf 45,360 angeſchlagen, was aber ſicherlich viel zu wenig iſt, indem, wie wir ſpäter ſehen werden, der von engliſchen Schiffen allein erhobene Zoll in einem officiellen Berichte des Generalgouverneurs an den Hof auf jährlich 5- bis 600,000 Unzen geſchätzt wird. Aber ſelbſt dieſe, oder auch eine noch viel größere Summe iſt im Verhältniß zu dem ganzen Einkommen des Reiches ſehr unbedeutend. Der reine Ertrag der für die allgemeinen Staatsausgaben in baarem Gelde bezahlten Steuern wird auf 33 Millionen Unzen reinen Silbers gerechnet, und dabei noch bemerkt, daß jährlich ein bedeutender Ueberſchuß ſtatt finde. Die Abgaben in Naturalien, in Reis, Getreide, Vegetabilien verſchiedener Art, Heu und Stroh, der Ertrag des Salzmonopols, der öffentlichen Bergwerke und Goldwäſchereien, und die beſondern Steuern auf einzelne Producte und Handelsartikel ſind hier nicht mit inbegriffen. Wie unbedeutend iſt dieſer Seezoll für einen Staat, dem eine einzige Geſandtſchaft wie die des Lord Macartney, nach der eigenen Berechnung der Engländer 170,000 Pfd. St. gekoſtet hat! *)

Die für den auswärtigen Seehandel privilegirte Compagnie erhebt, neben dem Zolle der Staatsverwaltung, eine beſondere Abgabe von den wichtigſten Handelsartikeln, wie von Baumwollenwaaren und Tuch, um mit dem Ertrage derſelben allerlei nothwendige Ausgaben und die Schulden einzelner Mitglieder der Compagnie, die ihre Zahlungen einſtellten, zu decken. Vermittelſt dieſes beſondern Zolles werden auch die Summen beſtritten, welche die Compagnie für ihr Privilegium zu entrichten hat. Die Staatsverwaltung verlangt nämlich einen jährlichen Zuſchuß zur Beſoldung der Armee, zur Ausbeſſerung der Ufer des gelben Fluſſes und außerdem ein Geſchenk für Se. Majeſtät den Kaiſer. Der Ertrag dieſer Abgabe iſt aber ſeit vielen Jahren unzureichend zur Deckung des Deficits, welches durch die häufigen Bankerotte entſtanden iſt. Stellt nämlich ein Mitglied der chineſiſchen Handelscompagnie ſeine Zahlungen ein, ſo macht das Kong-ſo, oder die Halle, der Staatsregierung davon Anzeige; es wird dann von Staatswegen das Eigenthum des inſolventen Kaufmannes eingezogen. Reicht ſein Vermögen nicht hin zur Abzahlung der Schulden, ſo wird der unglückliche Mann nach Ili verwieſen, wo, wie die verweichlichten Chineſen in Canton mit Schaudern berichten, es ſehr kalt ſeyn ſoll. Mit der Strafe des unglücklichen oder betrügeriſchen Kaufherrn iſt aber dem fremden Handelsmann keineswegs gedient; nicht allein, daß ſein Guthaben, weil das Kong-ſo kein Geld hat, entweder gar nicht oder erſt nach und nach in vielen Jahren abgezahlt wird, ſo ſchmilzt auch die Compagnie immer auf eine geringere Anzahl von Individuen zuſammen und die Concurrenz, das einzige Mittel, dem Marktpreiſe ſich zu nähern, vermindert ſich immer mehr. Dieß war ſeit langer Zeit der vorzüglichſte Klagepunkt der fremden Kaufleute und die Urſache vielen Streites ſowohl ehemals in Hiamen oder Amoy, als jetzt in Canton. „Wir wollen verkehren, mit wem wir wollen," ſagen die fremden Handelsleute, „und bei vorkommenden Zwiſtigkeiten es es erlaubt, uns an die Gerichte des Landes zu wenden." „Durch die Gnade des Himmelsſohnes," antwortet die chineſiſche Staatsverwaltung, „iſt es euch Barbaren vergönnt, die Producte des Mittelreiches einzutauſchen, ohne die ihr nicht leben könnt, und ſie weiſt euch in ihrer väterlichen Fürſorge ehrenwerthe Männer an, mit welchen ihr handeln ſollt und müßt — mit euch Fremdlingen ſelbſt wollen wir aber als Regierung nichts zu thun haben — wir kennen euch nicht, und wollen euch nicht kennen lernen. Auch ſollt ihr nicht neugierig umherblicken, um die Verhältniſſe unſeres Reiches zu erkunden. Ihr ſollt weder um die Sprache, noch um die Litteratur unſeres Landes euch bekümmern; wir geben euch deßhalb Dolmetſcher, die eure Sprache verſtehen. Im Uebrigen bürgen uns unſere eigenen Unterthanen, die Sicherheits-Kaufleute, für euer geſetzliches Betragen." Dieſe Bürgſchaft für größtentheils unwiſſende und

*) In dem engliſchen Handelskalender, der im J. 1831 zu Canton erſchienen iſt, findet man die Abgaben der Hong an den Staat auf mindeſtens 5- bis 600,000 Leang oder Unzen Silbers angegeben

nicht selten auch unmoralische Fremde, einer mißtrauischen Regierung gegenüber, ist aber ein sehr gefährliches Amt; es finden sich deßhalb wenig wohlhabende und dabei rechtlich gesinnte Männer, die sich dazu hergeben wollen. Man bedenke noch, daß der, welcher einmal der Compagnie angehört, sich unter keiner Bedingung wiederum von ihr loskaufen kann, und daß er sich nebenbei von den Staatsbeamten alle möglichen Erniederungen gefallen lassen muß; denn der Kaufmannsstand ist wenig geachtet im Lande der Mitte. Die Mitglieder der Compagnie für den auswärtigen Handel verfielen deßhalb in China auf einen Ausweg. Ein chinesisches Kaufmannshaus, welches bei der Sicherheits-Compagnie betheiligt ist, läßt das unbrauchbarste und beschränkteste Glied seiner Familie als Hong einschreiben. Diese bedauernswürdigen Personen müssen dann den Zorn und die Schmachreden der Kuan und Ta-schin, d. h. der Regierungsräthe, Ministerialräthe und Excellenzen über sich ergehen lassen. Aus diesem Grunde sind jetzt, nach der Versicherung der einsichtsvollen Chefs der ersten europäischen und amerikanischen Handlungshäuser in Canton, alle nominellen Hong, das Haupt derselben, der schlaue Howqua ausgenommen, äußerst beschränkte Menschen.

Die Bankerotte der Mitglieder der Sicherheitscompagnie wurden in der letzten Zeit immer häufiger, woran freilich die fremden Kaufleute zum Theil selbst die Schuld tragen mögen. China ist den Fremden, wie es in allen öffentlichen Actenstücken der Staatsverwaltung ausdrücklich heißt, bloß des Tauschhandels wegen geöffnet. Fremde mögen und sollen baares Geld nach China mitbringen, um dafür die Producte des Landes anzukaufen, es ist ihnen aber strenge untersagt, mit den Unterthanen des Himmelssohnes Bankiergeschäfte zu machen, Geld auszuleihen, oder edle Metalle auszuführen. Diese Verordnungen der chinesischen Staatsregierung werden, wie gewöhnlich, wenig oder gar nicht von den fremden Kaufleuten beachtet. Man ließ Geld von Europa kommen, um es an die Mitglieder des Kong-so zu hohen Procenten auszuleihen. Der gesetzliche Zinsfuß ist im chinesischen Reiche 30 von Hundert. Obgleich nun der Zinsfuß niemals diese Höhe erreicht, so bekommt man doch in Canton gewöhnlich zwölf bis achtzehn Procent. Mehrere Europäer und Amerikaner haben einzig und allein durch solche Wuchergeschäfte sich ein bedeutendes Vermögen erworben. Diese seit Jahren entrichteten hohen Interessen haben den Fall mehrerer Mitglieder der Sicherheits-Compagnie beschleunigt, wodurch dann auch die fremden Ausleiher einen Theil ihres Capitals eingebüßt haben. Die Wucherer dürfen natürlich den chinesischen Beamten gegenüber sich nicht einmal zu ihren Verlusten bekennen; sie würden sich dadurch wegen ihres widergesetzlichen Betragens eine Untersuchung und Bestrafung zuziehen.

Diese erlittenen Verluste bewirkten eine gereizte Stimmung bei den fremden Kaufleuten. Man beschuldigte die chinesischen Kreisbehörden, sie wären im geheimen Einverständniß mit den Mitgliedern des Kong-so, die ihre Zahlungen eingestellt hatten, man ziehe diese Betrüger nicht, wie es sich gebühre, zur Untersuchung, sondern lasse sie im Innern der Stadt Canton, wo Fremden kein Zutritt gestattet wird, frei umhergehen. Man beklagte sich auch darüber, daß an die Stelle der Kaufleute, die ihre Zahlungen eingestellt hatten, keine neuen Mitglieder der Sicherheitscompagnie ernannt würden. Es herrschte demgemäß zwischen 1820 und 1830 allenthalben unter den Engländern, die bei dem Handel China's betheiligt waren, in den Gesellschaften Macao's, wie in den Hong Cantons, Unruhe und Unzufriedenheit. So könnten, hieß es allgemein, die Verhältnisse nimmermehr bleiben. Das chinesische Handelssystem müsse von Grund aus geändert werden. Man sey der Willkür und dem Spotte dieser Barbaren preisgegeben; das solle anders werden, anders werden durch Gewalt; denn mit Güte und Nachgiebigkeit, das habe man ja schon seit zwei Jahrhunderten erfahren, ernte man hiesigen Landes bloß Schmach und Unterdrückung. Der Handel mit China, fügte man hinzu, hätte in der schmählichen Weise, wie dieß bis jetzt geschehen, fortdauern können, so lange er unbedeutend gewesen, und gleichsam auf der Stufe der Kindheit gestanden hätte. Man bedenke nur, daß noch im J. 1785 die ganze jährliche Ausfuhr des Thees von China nach Europa bloß auf neunzehn Millionen Pfund angeschlagen wurde, während jetzt allein nach England, seinen transatlantischen Besitzungen und dem Cap jährlich wenigstens vierzig Millionen Pfund verschifft würden. Werden doch im Opiumhandel allein vierzehn Millionen spanischer Piaster umgesetzt. Der Handel mit China sey jetzt für Großbritannien zu wichtig, und müsse von der Nation und dem Parlament kräftig beschützt werden. Man solle nicht eher ruhen, bis den Fremden eine gesetzliche Stellung in China werde, bis die chinesische Staatsregierung sich herbei lasse, unmittelbare Verbindungen mit ihnen anzuknüpfen, und ihnen gestatte, zu handeln, wo und mit wem sie wollen. Ein englischer Resident müsse in Peking zugelassen werden, um bei der obersten Stelle des Reiches die Handelsinteressen Großbritanniens zu vertreten.

(Fortsetzung folgt.)

Theridomys.

Hr. Jourdan hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Note über die fossilen, in der kalkigen Süßwasserformation von Centralfrankreich gefundenen Knochen eines neuen Nagethieres vorgelegt. Er bezeichnet es mit dem Namen Theridomys. Seinen Zahnwurzeln zufolge scheint es sich den Stachelschweinen Südamerika's, den Synetheren und den Spalaguren und vielleicht auch einigen Echymen zu nähern. Der vordere Theil des Jochbeines zeigt indeß eine viel größere Entwickelung, was auf ein Wühlthier deuten würde. In der obern Kinnlade — die untere konnte bis jetzt noch nicht aufgefunden werden — befinden sich auf jeder Seite ein Schneidezahn und vier Malmzähne. Die Schneidezähne sind ziemlich gekrümmt, ohne jedoch einen vollkommenen Halbzirkel zu bilden. Das Email der Vorderseite ist dick, und die Zähne selbst von mittlerer Größe. Alle Malmzähne haben drei Wurzeln, zwei nach außen und eine nach innen. Ihre Krone hat nach innen zwei emaillirte Vertiefungen und nach außen drei ovale Erhöhungen durch einen gemeinschaftlichen Rand eingefaßt, der die innere Seite abgerundet erscheinen macht. Den Dimensionen des Kopfes zufolge scheint es, daß der Theridomys sich der Waldratte näherte, aber dicker war.

Das Gebiet von Ragusa.

(Schluß.)

Die Stadt an sich ist zwar keineswegs unfreundlich, ja sie zeichnet sich vor allen übrigen Städten Dalmatiens durch musterhafte Reinlichkeit aus; auch wird man nicht so sehr wie anderwärts von ekelhaften, zerlumpten Bettlern geplagt; allein dessen ungeachtet ist der Eindruck, den ihr Anblick auf den Fremden macht, nicht erfreulich, zumal auch die Umgebungen sehr traurig sind. Der einzige angenehme Spaziergang ist nach Gravosa (slav. Gruch, ital. Santa Croce), einer großen Meeresbucht, etwa eine Miglie nördlich von der Stadt, an deren Ufer die Ragusaner ihre Landhäuser haben. Hier ist auch der eigentliche Hafen von Ragusa, und die einzige Schiffswerfte in Dalmatien, auf welcher Hochseeschiffe gebaut werden. Vom Standpunkte der sogenannten Bista, welche auf halbem Wege dahin liegt, und an Sommerabenden der Vereinigungspunkt für Lustwandler ist, gewährt die Bucht von Gravosa mit ihren Villen, ihren hohen, dunkeln Cypressen und den weißgrauen Kalkbergen im Hintergrund einen wahrhaft malerischen Anblick, der mit dem von Ragusa im schreiendsten Contraste steht. Weiterhin gelangt man von hier aus in das Valle di Ombla, einer eben so reizenden Gegend. Es bildet dieses auch eine große, von Bergen umschlossene Bucht, in die sich der Fluß Ombla (Arion) ergießt, welcher kaum 1000 Klafter weit davon am Fuße eines nackten Berges entspringt, und gutes, trinkbares Wasser spendet.

Ragusa und überhaupt der ganze Küstenstrich bis Morea, besonders aber die jonischen Inseln, sind auch häufigen Erdbeben unterworfen. Durch ein solches wurde im Jahr 1667 die Stadt Ragusa größtentheils in einen Schutthaufen umgewandelt, wovon man noch allenthalben Ruinen sehen kann. Andere Gebäude, von denen nur die oberen Stockwerke einstürzten, und ihre Bewohner unter den Trümmern begruben, wurden von den Nachbarn in Terrassen umgestaltet. Uebrigens ereignen sich auch gegenwärtig noch von Zeit zu Zeit solche Naturerscheinungen. Oestlich von der Haupt- und Kreisstadt Ragusa, 6 Miglien entfernt, ist der Flecken Ragusa vecchia (slav. Zaptat) oder Alt-Ragusa. Zu Lande braucht man dahin beinahe 3 Stunden, weil man die Bucht von Breno umgehen muß. Ragusa vecchia steht auf dem Boden, auf welchem das alte Epidaurus stand, das von einer Griechen-Colonie, der Vermuthung nach Parthener aus dem Peloponnes, 689 Jahre vor Christi Geburt gegründet, und nach der Mutterstadt ebenfalls Epidaurus genannt wurde. Später wurde es eine römische Colonie (Colonia Martia). Von der alten Stadt sieht man, mit Ausnahme einer Wasserleitung und einiger zerstreut umherliegenden Ruinen, nur mehr wenige Spuren. Das heutige Alt-Ragusa, von welchem ein zweiter District seinen Namen führt, ist ein hochummauerter Flecken an einer Meeresbucht, welche einen guten Hafen darbietet. Mehrere Familien der Hauptstadt haben hier Landhäuser, allein wie dort, so sind auch hier in Alt-Ragusa die Einwohner seit der französischen Invasion und der von den Montenegrinern erlittenen Plünderung sehr von ihrem Wohlstand abgekommen. Wenige Miglien von Alt-Ragusa entfernt, liegt das Dorf Pridvorie, im fruchtbaren Thale Canali oder Vittagina. Dieses Thal wird größtentheils von dem Berge Snieschenizza (Schneeberg) und dessen Fortsetzung gebildet, und soll seinen Namen von der Wasserleitung erhalten haben, durch welche der alten Stadt Epidaurus das Trinkwasser zugeführt wurde. Der Berg Snieschenizza, unter allen Bergen des Ragusaer Gebiets der höchste (circa 6000 Fuß), wird für den Mons Cadmäus gehalten. Auf demselben befindet sich eine Grotte, welche Cadmus, der Herrscher von Theben, mit seiner Gattin Harmonia bewohnt haben soll, als er, von den Archivern vertrieben, bei den Encheleern, den damaligen Bewohnern von Canali, eine Zufluchtstätte suchte und fand. Eben diese Grotte soll auch Aesculap bewohnt haben. Durch das Thal Canali führt eine gute Fahrstraße in das türkische Thal Suttorina und dann weiter nach Castelnuovo.

Nordwestlich von Ragusa, zur See 25 Miglien entfernt, liegt am Endpunkt einer 11 Miglien langen schmalen Bucht der Ort Stagno (slav. Ston), eine sogenannte Stadt, und Hauptort des Standes Districts. Die Stadt, ein unregelmäßiges Dreieck bildend, lehnt sich an einen hohen Felsenberg und ist mit einer Mauer umschlossen, welche, mit vielen Thürmen versehen, bis Klein-Stagno (Stagno piccolo), einem Dorf am Mare-piccolo, führt, so daß der ganze Isthmus der anliegenden Halbinsel Sabioncello gesperrt werden konnte. Die alten Ragusaner verwendeten in den Jahren 1535 bis 1557 ungeheure Geldsummen auf diese Befestigung, um die Halbinsel von der Landseite her gegen Ueberfälle zu sichern. Aber gegenwärtig bieten diese Festungswerke nur noch eine Ruine dar. Gewiß hätten die Erbauer in Durchstechung des Isthmus ihren Zweck eben so gut und mit weniger Kosten erreicht, und der Schifffahrt wären dadurch große Vortheile erwachsen, da man auf viel kürzerem Wege von Ragusa nach Dalmatiens Küste, z. B. nach Narenta, Spalato u. s. w. gelangen könnte. Ueberdieß ist die zu durchstechende Strecke so kurz, daß die Franzosen einst zwei kleine Kriegsschiffe über dieselbe transportiren ließen, um sie vor den drittischen Aufpassern zu retten. Bemerkenswerth sind die bei der Stadt Stagno befindlichen Salinen, welche an einem von dem Meere gebildeten Sumpfe liegen, der fast in gleichem Niveau mit ersterem steht. Das Seewasser wird hier in kleine Gräben geleitet, welche mittelst Schleußen geöffnet und geschlossen werden können, um es zur Fluthzeit einzulassen, und auf die Salzbetten auszugießen. Der Nutzen, welcher aus diesen Salinen für das Land erwächst, ist sehr beträchtlich, wenn man annimmt, daß sogar ein großer Theil Salz ausgeführt wird; allein durch das Verdunsten des Wassers und die sich aus den faulenden Seepflanzen des Meersumpfes entwickelnden mephitischen Dünste wird die Luft verderbt, und der Aufenthalt ist zur Sommerszeit hier sehr ungesund, und nicht selten gefahrbringend. Die Einwohner von Stagno, etwa 900 an der Zahl, haben deßhalb fast alle ein krankhaftes, bleiches Aussehen, so wie denn überhaupt dem ganzen Orte der Stempel der Armseligkeit aufgedrückt ist. Ferner gehören zu dem Gebiete von Ragusa die Districts-, Haupt- und Inselorte: Curzola, Meleda und Sabioncello, in der Schiffersprache gewöhnlich Punta (Spitze) (slav. Petjesaz) genannt, eine gebirgige, von Südost nach Nordwest ziehende Halbinsel, welche mehrere gute Häfen hat, als Porto Gomena, Giuliana, Prapatna und Sabionera. Die Hauptproducte dieser Inseln sind Wein- und Schiffbauholz, ferner liefern sie aber auch viele Austern, Seedattelu, Steckmuscheln, Seefische aller Art, und bei Porto Gomena gibt es sehr viele Schakals.

Der französische Marineminister hat eine Beschreibung der Küste von Algier herausgeben lassen; der Schiffslieutenant Berard hat die Untersuchungen und die Redaction des Werkes geleitet, das denjenigen, welche diese gefahrvolle Küste befahren, von großem Vortheil seyn wird.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1837.

Die Bewohner von Tanger. *)

Ich war in meinem Leben nicht lebhafter angeregt, als wie ich zum erstenmal diese hagern, dunkelfarbigen Gestalten mit dem wilden Blick, den gelben Augen und den weißen Zähnen sah, die unter den dicken Lippen hervorblicken. Man hätte sehr Unrecht, wenn man das Ganze dieser scharf gezeichneten Physiognomien als unangenehm betrachten wollte, im Gegentheil, die Bewohner von Tanger und der Nordwestspitze Afrika's sind eine schöne, kraftvolle Menschenrace. Hier, wie auf der ganzen Barbareskenküste, ist das Blut gemischt, doch lassen sich drei Haupttypen unterscheiden. Erstens die eigentlichen Mauren, die Küstenbewohner, größtentheils hoch gewachsen, gewandte Fußgänger und Reiter, mit einem länglichen Gesicht, schwarzen, aber nicht krausen Haaren und einer zum mindesten eben so weißen Gesichtsfarbe, als die Andalusier; mit diesen haben sich wahrscheinlich die Mauern und Araber Spaniens nach ihrer Vertreibung aus diesem Lande verschmolzen.

Die zweite Race sind die Bergstämme des Atlas, die von der Natur weit minder begünstigt sind, als die Küstenbewohner. Der afrikanische Typus ist hier weit sichtbarer, das Gesicht runder, die Nase platter, die Lippen aufgeworfener; man hat mir das Vorherrschen dieses Typus durch die Maßregeln des Kaisers von Marokko erklärt, der ganze Völkerstämme verpflanzte, und eine große Anzahl Bewohner der südlichen Theile des Reiches in den Küstenstädten vertheilte. Diese Race ist roher als die Bewohner von Tanger, aber kraftvoll und schön; ich habe bei Gelegenheit des Einzugs eines neuen Gouverneurs mehr als tausend an mir vorüberziehen sehen, und selten einen Haufen Menschen von so martialischem Aussehen vor Augen gehabt. Die Reiterei defilirte zuerst ohne anscheinende Ordnung in zwei Reihen, wo man Anführer und Soldaten von einander nicht unterscheiden konnte; die Uniform, wenn man das wilde, aber kleidsame Costume dieser Söhne der Wüste so nennen kann, war in der Form unwandelbar dieselbe, und unterschied sich nur in der Farbe. Es ist meistens eine lange, weiße Decke, von einem Stoff gleich einem Siebtuch, welche in einer faltenreichen Draperie, die ein Bildhauer sich zum Muster nehmen dürfte, über die Schultern herabfällt; eine Falte dieses Mantels, der einfacher und graciöser ist, als der Burnus in der Umgegend Algiers, hüllt den Kopf und den leichten Turban ein. Die dunkle Stirne mit den ausdrucksvollen Augen und der schwarze Bart heben sich wunderbar unter dieser weißen, bei dem kleinsten Luftzug flatternden Draperie. Bei einigen Reitern, und selbst bei einem guten Theil der Bevölkerung von Tanger, hat dieser schöne weiße Mantel einer häßlichen, schwarz und grau gestreiften Decke von einem schweren, schmutzigen Stoffe Platz gemacht, der sich sehr unangenehm für das Auge ausnimmt. Ihre Waffen bestehen aus dem langen Gewehr, das auf der ganzen Küste Nordafrika's gebräuchlich ist, und einem kurzen, geraden Yatagan ohne alle Zierrathen, der unter dem Mantel verborgen ist. Der hohe, enge Sattel schließt, wie bei den meisten Arabern, den Reiter dergestalt ein, daß er fast unmöglich fallen kann. Die arabischen Steigbügel sind bekannt, die bei Tanger gewöhnlichen aber haben, statt am Ende schneidend zu seyn, eine furchtbare Spitze von etwa 6 Zoll Länge. Die Pferde sind nicht gerade von schönem Schlage, aber gewandt und kräftig, und die Reiter handhaben sie mit großer Geschicklichkeit. Costume und Waffen des Fußvolks sind durchaus dieselben. Dieß sind noch, die Bewaffnung mit der Flinte abgerechnet, dieselben Berbern, die vereint mit den Arabern auf „Xeres' sonnigen Feldern" über das Schicksal des gothischen Reichs entschieden, und mehr als Einmal die sinkende Herrschaft der Araber in Spanien wieder stützten.

Die dritte Race, die man zu Tanger findet, sind die Juden, die ein gutes Viertheil der Bevölkerung bilden, und hier wie überall das Monopol des Handels und alle die kleinen lucrativen Industrien an sich gezogen haben, die aus dem Verkehr der Europäer mit den trägen Moslemin entspringen. Ihr Costume ist, wie das der Juden im Orient, reich und von verschiedenen Farben; das unterscheidende Kleidungsstück, an dem man die Juden in der Berberei gleich erkennt, ist die schwarze Mütze. Ihr von dem der französischen und deutschen Juden völlig verschiedener

*) Aus einer Reiselitze Rosseeuw St. Hilaire's, welcher sich gegenwärtig mit einer Geschichte der Berberstämme beschäftigt, und Tanger selbst besuchte.

Gesichtsschnitt schien mir seltsamer Weise weit minder südlich. Man findet hier nicht die Adlernase, die gespaltenen Augen und das längliche Oval mit dem magern und vorstehenden Kinn, was die unterscheidenden Züge der Kinder Israels zu seyn scheinen. Das Gesicht ist runder, die Haare minder schwarz und glänzend. Die jüdischen Frauen zu Tanger machen dem allgemeinen Rufe der Schönheit, den diese privilegirte Hälfte des Judengeschlechts genießt, keine Schande, und das schöne orientalische Costume erhöht noch das Kräftige und Stolze ihrer Gestalt und die matte Weiße ihrer Haut. Die Sprache, der sich die Juden unter einander bedienen, ist ein verdorbenes Spanisch, das Hebräische, das sie gleichwohl verstehen, sprechen sie nur selten.

Chinesische Zustände.

(Fortsetzung.)

Der aus zwei stimmfähigen Mitgliedern und einem Präsidenten zusammengesetzte Ausschuß der Factorei der ostindischen Compagnie zu Canton ging demgemäß seit dem J. 1829 darauf aus, eine vollständige Umwälzung des herkömmlichen chinesischen Handelssystems herbeizuführen. Hr. Plowden, der Tai-pan oder Präsident der Factorei, erklärte in einem officiellen Schreiben an die englischen Kaufleute in China, daß man sich jetzt nicht mehr mit einer Vermehrung der Sicherheits-Compagnie von sieben — auf diese Zahl waren die Hong zusammen geschmolzen — bis auf zwölf Mitglieder und mit Abhülfe einiger Beschwerden begnügen werde. Alle Schritte des Ausschusses zeugten auch von dem Vorsatze, daß, anstatt nach den Anordnungen der Chinesen sich zu richten, man von nun an den Chinesen selbst vorschreiben wollte, auf welche Weise sie ihren auswärtigen Handel zu betreiben hätten. Die Engländer, von einem edeln Selbstgefühl durchdrungen, wollten sich nicht mehr als hergelaufenes Barbarengesindel betrachten und behandeln lassen. Ihren, diese Abänderungen bezweckenden Eingaben an die Kreis-Behörden Cantons schlossen sich auch die Kaufleute aller andern Nationen an, die Amerikaner allein ausgenommen. Diese schlauen Rechner zogen nämlich von den Zwistigkeiten der Engländer mit den Chinesen großen Vortheil, und lebten der frohen Hoffnung, daß bei einem Bruche zwischen beiden Ländern, Großbritannien und China, der auswärtige Handel China's vielleicht ganz in ihre Hände kommen könnte. Sollten aber die Engländer sich Freiheiten erkämpfen, dachten sie mit Recht, so geschieht dieß nicht für Großbritannien allein. China ist kein Land, wo die Unterthanen eines Staats Privilegien oder ausschließende Handelsmonopole erlangen können.

Die Provincialbeamten Cantons verfuhren bei diesen neuen unerhörten Anmaßungen der Fremden, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, mit der größten Mäßigung. „Ihr Fremden," antwortete der damalige Generalgouverneur Li auf die verschiedenen Eingaben der Factorei und der einzelnen Handelsleute englischer Nation, „geht darauf aus, alle herkömmlichen Anordnungen umzustoßen; wahrlich, ich hätte alle eure Eingaben mit einem Verweise zurückschicken können, ich wollte aber, um meine Unparteilichkeit zu zeigen und den Wünschen der Fremden entgegen zu kommen, die Sache untersuchen lassen. Ihr Fremden, denkt doch einmal an China, an seinen üppigen Herbst, an seine Berge des Reichthums, an seinen überströmenden Nationalschatz! Was kann solch einem Reiche an den Abgaben eurer geringfügigen Handelsartikel gelegen seyn!" Jeder besondere Vorfall in einem Kreise wird, nach den Principien der chinesischen Administration, alsbald an den Hof berichtet. Demgemäß sandte Li sofort einen Eilboten nach Peking mit einem Berichte, worin es unter Anderm heißt: „Wir haben hier in Canton Amerikaner, Inder, Parsi und englische Kaufleute aus Indien, Spanier und Holländer. Obgleich dieser aller Betragen in Beziehung auf Ruhe und Unterwürfigkeit viel zu wünschen übrig läßt, so sind sie doch bei weitem besser, als die Engländer. Die Herrschsucht und Unverträglichkeit dieses Volkes ist nicht auszuhalten. Die Vorfälle unter der Regierung des Vaters Ew. kaiserlichen Majestät beweisen dieß hinlänglich. Diese Leute haben ihr Augenmerk bloß auf Gewinn gerichtet, und obgleich, wie ich glaube, nichts von ihnen zu fürchten ist, so müssen wir doch auf alle Fälle vorbereitet seyn, sie könnten wohl wieder kommen und Macao angreifen."

Der Hof zu Peking that hierauf Alles, was er von seinem Standpunkte aus nur immer thun konnte, das seit Jahrtausenden gegen Fremde beobachtete Verfahren konnte aber und wollte man auch nicht auf Einmal umstoßen. Man vermehrte die Anzahl des Kong-so und befahl, daß die rechtmäßigen Schulden der Mitglieder der Sicherheits-Compagnie, die ihre Zahlungen eingestellt hatten, bezahlt werden sollten; man setzte die Gebühren der Compradors und Linguisten herab und gewährte noch andere Erleichterungen. Die Fremden konnten z. B. jetzt, nachdem sie sich beim Zollamt einen Paß verschafft hatten, in ihren eigenen Booten von Canton nach Macao segeln. Die chinesische Sicherheits-Compagnie erklärte demgemäß den Engländern, daß sie zwar jetzt den Ausfall der frühern Bankerotte decken wolle, aber von nun an es dem Ermessen der fremden Kaufleute anheim stellen müsse, welche Summen sie jedem einzelnen Mitgliede der Compagnie anvertrauen wollten. Es ward das ungesetzliche Ausleihen der Gelder an einzelne Mitglieder der Compagnie gerügt, und überdieß von Regierungswegen das Versprechen hinzugefügt, daß, wenn die fremden Kaufleute bei der jährlichen Schließung ihrer Geschäfte (gegen Februar eines jeden Jahres) angeben wollten, wie viel ihnen die einzelnen Glieder des Kong-so schulden, die chinesische Staatsregierung dann für die richtige Zahlung dieser Schulden sich verbürgen wolle.

Es schienen jetzt alle Schwierigkeiten ausgeglichen zu seyn, und gegen den Anfang der Handelszeit im September des J. 1830, wo sich die Factorei gewöhnlich von Macao nach Canton begibt, hatte Alles den friedlichsten Anschein. Der Verkehr zwischen beiden Nationen würde auch wahrscheinlich für dießmal ohne weitere Störung vorwärts gegangen seyn, wenn man nicht von Seite der Engländer darauf ausgegangen wäre, sich den harten Beschränkungen, welche die chinesische Staatsregierung den Fremden auferlegt, zu entziehen. Die Beamten der ostin-

diſchen Compagnie und andere Kaufleute fanden das ungaſtfreundliche Leben unter den Chineſen in Canton ohne ihre Familien, die ſie, den ſeit längerer Zeit beſtehenden Verordnungen gemäß, in Macao zurücklaſſen mußten, unerträglich. Im J. 1820 begann man deßhalb, ohne bei den Chineſen darum anzufragen, die Frauen mit nach Canton zu nehmen. Die einzige engliſche Zeitung, die zu dieſer Zeit monatlich zweimal in Canton oder Macao erſchien — jetzt erſcheinen daſelbſt mehrere Zeitungen und Zeitſchriften — triumphirte ſchon im voraus, und behauptete, daß man nur wollen dürfe, ſo würde man Alles, wie dieß ſchon mit dem Aufenthalte der Frauen in Canton geſchehen ſey, von den Chineſen erzwingen können. Die Regierung zu Peking hält aber, was man nicht genug bedachte, ſehr ſtreng auf das Verbot, daß „barbariſchen Weibern" kein Zutritt in Canton geſtattet werde; nicht deßhalb, wie die unkundigen Fremden lächerlich genug behaupten, weil ſie, auf eine Prophezeyung ſich ſtützend, fürchten, China möchte von einer „rothhaarigen Dame" erobert werden, ſondern aus weiſer Vorſicht, damit nämlich durch eine Vermiſchung der Eingebornen und Fremden in ihrem Lande, wie dieß in Indien geſchah, keine antinationale Bevölkerung entſtehe, die in Zukunft mit den Ausländern es halten möchte. Auch haben ſie, wie ſie ſich ausdrücken, ſchon „Mäuler" genug, und beſonders einen ſolchen Ueberfluß an Weibern, daß jährlich ein großer Theil der neugebornen Mädchen von armen Eltern ausgeſetzt wird, obgleich das Geſetz dieß ausdrücklich verbietet.

„Unſere Kaufleute," ſagten die Mitglieder der Sicherheits-Compagnie, „gehen nach Japan, Siam und Cochinchina; ſie handeln nach Singapur, Java und den andern Inſeln des öſtlichen Archipelagus, ohne nur daran zu denken, ihre wohlbewachten, tugendhaften Weiber mit ſich herumzuführen, und ſie den neugierigen Blicken des Pöbels auszuſetzen; ſie begnügen ſich mit dem, was ihnen der Zufall bietet. Warum wollt ihr Fremden es beſſer haben, als unſer eins? Wer nach fremdem Lande reist, muß ſich den beſtehenden Geſetzen und Anordnungen dieſes Landes fügen."

Seine Excellenz der Generalgouverneur Li, von dem Einſchwärzen der fremden Frauen unterrichtet, erließ mehrere Verordnungen und befahl, daß ſie alsbald „ausgetrieben" werden ſollten. Die Damen blieben aber ruhig in Canton, und machten täglich einen Spaziergang in dem Garten der Compagnie. Ja, ein „Barbaren-Mann," „Ja ſcha" mit Namen, ein Sohn des ehemaligen Directors der oſtindiſchen Compagnie, Hrn. Aſtel, erlaubte ſich in den Augen der Kreisregierung noch ein größeres Verbrechen — er ließ ſich nämlich von Chineſen in einem Tragſeſſel herumtragen. „Sollte auch ein Fremder," heißt es in dem, wegen des letztern Vorfalles erlaſſenen Edicte, „ſo krank ankommen, daß er ſeine Wohnung nicht zu Fuß erreichen kann, ſo möge er ſich auf die Schultern ſeiner Landsleute ſtützen — eines Tragſeſſels darf ſich ein Fremder in keinem Falle bedienen. Die Engländer kehrten ſich aber wenig an dieſe Edicte. Die folgenden Bekanntmachungen und Erlaſſe der chineſiſchen Kreisregierung nahmen daher jetzt, als man ſah, daß die Fremden ſich durchaus nicht fügen wollten, einen wahrhaft drohenden Charakter an. Der Ausſchuß der Factorei hielt es deßhalb für angemeſſen, und glaubte ſich dazu berechtigt, bewaffnete Matroſen herbeizurufen. Man ließ ſelbſt einige Stücke Geſchütz heimlich nach Canton bringen. Der Gouverneur kam nicht, wie er hatte drohen laſſen, mit Truppen aus der Stadt, um die barbariſchen Weiber auszutreiben, und die Fremden zu einem geſetzlichen Betragen zurückzubringen. Man glaubte nun, die ſchmachvolle Proclamation, die Anfangs November an der Factorei angeſchlagen war, wäre das Aergſte, welches dieſer Zwiſt zur Folge gehabt hätte, und meinte, die Damen hätten den Sieg davon getragen und würden in den folgenden Jahren ungeſtört nach Canton kommen können.

(Fortſetzung folgt)

Chronik der Reiſen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

2. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Zweite Nigerfahrt.

Hr. Oldfield blieb in der Brigg Columbine zurück, und wartete an der Mündung des Nun auf die Rückkehr der Dampfboote, die, wie man anfangs glaubte, zwei Monate nach ihrer Abfahrt zurückkommen würden. Sie hatten viel von dem Küſtenfieber zu leiden, und ſpäter auch Mangel an Lebensmitteln; ihr Aufenthalt war der monotonſte, den man ſich denken kann, und mit dem lebhafteſten Vergnügen ſahen ſie daher endlich am 9 April Hrn. Lander mit Capitän Hill ankommen. Letzterer ſtarb bald; auch Lander litt an Dyſenterie, ſo daß ſich die beabſichtigte Fahrt den Niger aufwärts, die Hr. Oldfield mit Hrn. Lander unternehmen ſollte, bis auf den 8 Junius verzögerte. An dieſem Tage ſchiffte er ſich mit Lander und 6 Kru's in dem langen Boot der Columbine ein, während ein Hr. Brown und einige Andere in einem Canot folgten. Sie kamen verhältnißmäßig ſehr ſchnell, nämlich in vier Tagen, über die eigentliche Sumpfgegend hinaus; ſo wie ſie aber in das höhere Land gelangten, wurde auch die Strömung heftiger, und da ſie ſich faſt nur der Ruder bedienen konnten, oder gar ſich ziehen laſſen mußten, ſo ging die Reiſe von hier an ſehr langſam; oft trieb ſie die heftige Strömung wieder rückwärts, und erſt am 23 Jun. Abends langten ſie einige Meilen unterhalb Idu an. Die Reiſe war nicht nur höchſt langweilig, ſondern auch mühſelig geweſen wegen des fortdauernden Regens und des dicken Nebels. Wegen der Maſſe Bäume am Ufer und der Windungen des Fluſſes konnte der Wind kaum durchdringen; an einigen Tagen erhob ſich um 8 Uhr Morgens, anderemale um 11 oder 12 Uhr, ein erfriſchender Luftzug, legte ſich aber bald wieder, und für die Schifffahrt nützte dieß ohnehin wenig, da der Wind wegen der häufigen Beugungen des Fluſſes bald günſtig, bald ungünſtig war; überdieß wehte er auch nach einander aus allen Gegenden des Compaſſes.

Am 23 Jun. Morgens kamen ſie vor Idu an, und alsbald ruderte ihnen ein großes Canot König Obi's*) entgegen, das mit 44 Mann beſetzt war, und ſie ins Schlepptau nahm. Die Iduer ſind außerordentlich erfahrene Ruderer, und ſelbſt Kinder von fünf Jahren ſieht man ſehr geſchickt damit umgehen. Der Strom iſt hier etwa eine Meile (über 5000 Fuß) breit, und die Reiſenden fuhren in ei-

*) König Obi iſt eigentlich eine Tautologie, denn Obi bedeutet bei den Iduern einen König.

nen etwa zwei Meilen langen Creek hinein, an dessen Ende sie landeten. Das linke Ufer hat mehrere sehr steile Landungsplätze, zwischen dem Niger und der Stadt Idu aber liegt ein großer Morast; hier waschen sich eine Menge Eingeborne mit einer Seife, die aus Palmöl und einem aus verbrannten Pflanzen gewonnenen Alkali bereitet seyn soll. Die Entfernung von dem Landungsplatze nach der Wohnung des Königs beträgt zwei engl. Meilen. Hr. Oldfield, der den Weg allein machte — denn Lander war wegen Unpäßlichkeit zurückgeblieben — begegnete mehreren Personen, die sein Dolmetscher als Herren (Gentlemen) aus Idu bezeichnete. Sie waren stolz darauf, „mit weißen Männern Finger zu knacken" (crack fingers), eine Sitte, die sich wahrscheinlich von der englischen Begrüßungsart des Händedrucks herschreibt. Hr. Oldfield stieß auf so viele, die mit ihm Finger knacken wollten, daß er sehr lange brauchte, bis er zu Obi's Wohnung gelangte, wo eine große Anzahl mit Flinten und Speeren bewaffneter Leute sich befand.

Hr. Oldfield wurde nun durch einen viereckigen Raum und drei Höfe geführt, deren Thüren mit Säulen versehen und mit rohen aus Holz geschnitzten Menschenfiguren verziert waren. In dem vierten und letzten Hofraum war eine etwa 5 Fuß hohe und mit Matten bedeckte Platform, in deren Hintergrund ein etwa 2 Fuß hoher und mit buntfarbigen Matten bedeckter Thron stand; die Mauern waren gelb und roth angestrichen, und das Dach stand etwa 12 Fuß weit vor, und wurde von hölzernen Säulen getragen. Die Sklaven und das gemeine Volk waren im Hintergrunde aufgestellt; rechts standen einige Häuptlinge und achtungswerth aussehende Leute, und links war ein Zimmer, das Obi's erste Frau bewohnte, eine schöne, derbe Figur, aber so fett, daß sie kaum gehen konnte; um die Knöchel trug sie mehrere Pfund schwere Elfenbeinringe.

Nach kurzem Warten trat Obi ein, schüttelte Hrn. Oldfield herzlich die Hand, und knackte fünf oder sechsmal mit den Fingern; nachdem man sich gesetzt hatte, küßte er ihn noch nach Landessitte zweimal zärtlich. Obi ist über sechs Fuß groß, sehr muculös, hat ein verständiges Gesicht und würdiges Benehmen, und einen raschen, großen Schritt. Er trug ein Paar eng anliegende Scharlachbeinkleider, aber weder Schuhe noch Sandalen; um seine Knöchel hatte er 17 Korallenschnüre, die an der einen Seite mit einem großen Messingknopf geschlossen waren, und um den Oberleib trug er einen von seinem eigenen Schneider gemachten und nach der Mode des sechszehnten Jahrhunderts zugeschnittenen Scharlachrock. Auf dem Kopfe saß eine Mütze von rothem Tuch mit Goldborten, und darüber ein prächtiger Generalshut, den ihm Lander geschenkt hatte. Hr. Oldfield hatte ihm einen Armstuhl zum Geschenk gebracht, und dieser wurde jetzt in der Mitte des Hofes aufgestellt. Obi untersuchte ihn aufmerksam, setzte sich dann darauf, und verlangte einen Spiegel. In diesem betrachtete er sich eine Zeitlang, und brach dann in ein Gelächter der Freude aus. Dieses abwechselnde Lachen und Sichbetrachten würde noch lange gedauert haben, wenn nicht Hr. Oldfield den König erinnert hätte, daß der kranke Lander seiner warte. Nun fragte Obi, was er für die Reisenden thun könne, und Hr. Oldfield bat ihn um einige Ruderer, bis sie bei den Dampfbooten angelangt seyn würden. Nach einigem Zögern gewährte er die Bitte, und begab sich dann mit Hrn. Oldfield an Bord des großen Boots, wo Lander krank lag. Benahm sich aber dort äußerst habsüchtig, und wollte alles nehmen, was er sah. Damit schlug er indeß nicht aus der Art, denn die Einwohner von Idu sind überhaupt, wie die meisten Wilden, eine diebische Race.

Idu, das etwas landeinwärts nahe an einem von dem Niger ausgehenden Creek liegt, ist in der Regenzeit fast ganz von einem Morast umgeben, aus welchem namentlich Nachts ein mephitischer Gestank aufsteigt. Die Hütten sind unregelmäßig durcheinander gebaut, und die Stadt enthält über 6000 Einwohner; es sind athletische, gut gebaute Gestalten, einige hellgelb, andere sehr schwarz und mit stark vortretenden Negerzügen. Sie bauen namentlich viele Yams, welche in ungeheuren Quantitäten Fluß auf und Fluß abwärts versendet werden. Die vornehmen Frauen legen um die Beine zoldicke und 7 bis 8 Zoll weite Elfenbeinringe, so daß sie wegen des Gewichts kaum zu gehen im Stande sind; sie lieben Korallen und Karneol, rothes Tuch, Messer, Rum und Kauris. Das Land der Idu's ist sehr ungesund, namentlich für Europäer, und die Eingebornen selbst sind der Dysenterie, Diarrhöe, Krätze und einer bösen Art von Aussatz und Geschwüren unterworfen. Als Hr. Oldfield in der Nacht — um die zu lange ausgebliebenen Ruderer zu holen — nach Idu ging, war die Atmosphäre mit Millionen Leuchtkäfern erfüllt, welche die Gegend, so weit das Auge reichte, erhellten.

Nach zweitägiger Schifffahrt kamen die Reisenden an Kirri vorüber, in dessen Nähe Lander auf seiner ersten Nigerfahrt ausgeplündert worden war. Es erschienen zwei ungeheure Kriegscanots mit wohlbewaffneter Mannschaft, die sich erst zurückzogen, als man die Drehbassen auf sie richtete. Die Bewohner dieses Reichs sind arge Räuber, welche häufig die der benachbarten kleinen Städte plündern; die Weißen sind ohnehin für sie ein Gegenstand des Verdachts und Mißtrauens.

Am 30 Junius erhielten die Reisenden Nachrichten von dem Befinden Hrn. Laird's und dem augenblicklichen Standpunkt der Dampfboote, und am 2 Julius kamen sie an Adamen vorüber, wo das Land sehr bewaldet, und die Ufer über 70 Fuß hoch sind. Die folgenden Tage ging die Reise bei drückender Hitze vorwärts, doch wurden sie manchmal durch einen frischen Wind erleichtert, der auch ihr Fortkommen beschleunigte, da sie alle Segel aufgesetzt hatten. Seltsamer Weise kannten die Eingebornen den Gebrauch der Segel gar nicht und erklärten es für Zauberwerk, daß die Boote ohne Hülfe der Ruder so schnell vorwärts kamen. Am 9 Jul. näherten sie sich, durch guten Wind begünstigt, den Kongbergen, die auch auf sie durch ihre prachtvolle Scenerie einen tiefen Eindruck machten, und am 10 langten sie an der Sandbank an, auf welcher der Bocqua-Markt gehalten wird. Zu ihrer Linken hatten sie die Felsenspitze, welche Lander den Vogelfelsen genannt hatte; eben betrachteten sie dessen kühne Umrisse, als ihre Aufmerksamkeit plötzlich auf den Fluß gelenkt wurde, und sie zu ihrem freudigen Erstaunen beide Dampfboote heranrathen und in geringer Entfernung Anker werfen sahen.

(Fortsetzung folgt.)

Hr. Geoffroy St. Hilaire las in der französischen Akademie eine Notiz über die stacheligen Säugethiere von Madagascar vor, beschrieb dann eine neue Art Tanrec (madagascarischer Igel) und stellte eine neue Gattung insectenfressender Stachelthiere auf, die durch ihre natürlichen Kennzeichen gerade die Mitte hält zwischen den Tanrecs und den gewöhnlichen Igeln.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1837.

Vergleichung der spanischen und afrikanischen Küste. *)

Ein widriger Wind, der unsere Fahrt nach Gibraltar hin verzögerte, gab mir Gelegenheit, die beiden Ufer von Afrika und Europa, die hier nur 7 Lieues von einander entfernt sind, in ihrer ganzen Länge zu beobachten, und mit einander zu vergleichen. Leider gewinnt Spanien bei der Vergleichung nichts. Wenn man diese kahlen öden Berge, diese gelblichen Haiden betrachtet, die sich von Tarifa bis zum Cap Trafalgar erstrecken, so sollte man sich nicht dem fabelhaften, viel besungenen Bätika gegenüber glauben; eher möchte man es auf dem andern Ufer suchen unter den grünen, halb angebauten, halb wilden Hügeln, die in einer langen, gewundenen Linie von Tanger bis zum alten Cap Abila laufen. Kaum wird es ein schöneres Vorgebirge in der Welt geben, als diesen herrlichen Gipfel, die Hälfte eines stehen gebliebenen, aber durch irgend eine große Erderschütterung in seiner ganzen Höhe gespaltenen Bergs. Wie eine eingestürzte, aber noch immer unzugängliche Festungsmauer erhebt diese riesenhafte Säule ihr kahles, gebleichtes Haupt noch auf 6000 Fuß, wo selbst unter dem klaren Himmel Andalusiens ein ewiger Nebel schwimmt. Diese kolossale Mauer, welche zum Theil mit einer herrlichen Vegetation bedeckt ist, aus der aber hie und da grauliche Granitflächen hervorsehen, contrastirt seltsam mit dem dürren kahlen Felsen von Calpe, an dessen Fuße Gibraltar liegt.

Kaum hat man die Spitze, hinter der sich dieser Wächter des Engpasses birgt, umschifft, so fällt das Auge auf das Elend und die Oede, welche die spanische Küste darbietet. Außer Algesiras und der kleinen Stadt San Roque, welche auf einer kleinen Anhöhe im Hintergrunde des Golfs liegt, sieht man nichts als eine Wüste vor sich. Ist diese Wüste angebaut? Ich weiß es nicht, aber selbst vor den Thoren von Algesiras deckt kein Baum diese monotone dürre Oberfläche. Diese furchtbare Nacktheit des Bodens, die ihren Grund in einem Volksaberglauben hat, den die Zeit befestigt, statt ihn zu entwurzeln, stimmt mit dem ernsten, ja finstern Charakter der Spanier zusammen. Hier sieht man keine Landhäuser, sondern nur große Flecken und Städte, die nicht der Geselligkeit, sondern der Vertheidigung wegen erbaut sind, und vor den Thoren die Einöde, wo der Landmann mit der Flinte auf der Schulter hingeht, um dem Boden eine Saat anzuvertrauen, die er zu ernten nicht gewiß ist. Betrachtet man diese traurige Küste von Andalusien, so möchte man glauben, eine dieser poblaciones vor sich zu haben, die von den ersten Königen Castiliens und Leons auf den kurz zuvor erst den Mauren entrissenen Boden geworfen wurden, eine Art ackerbauender Besatzung, wo der Krieg der Normalzustand ist, und die Ernte selten reif wird, ehe die Barberrosse sie wieder niederstampfen. Daher die stolze Haltung des spanischen Bauern, der gewohnt ist, nur auf sich selbst und seine Nebenbürger (vecinos) sich für die gemeinsame Vertheidigung zu verlassen, daher die engherzige Liebe zum Geburtsort, die nur zu oft die Vaterlandsliebe überwiegt, daher der instinctartige Haß für das offene Feld, das für ihn nur Gefahren hat, selbst jetzt noch, wo die Straßen von Räubern unsicher sind, die ihre Raubthaten mit dem weiten Mantel des Bürgerkriegs decken.

Gewiß haben die Araber Spanien nicht in dieser Nacktheit zurückgelassen, in der man es jetzt findet; gewiß ist dieß dürre Andalusien, wo nur noch Dichter von Citronenwäldern träumen können, sehr unähnlich dem zauberhaften Eden, auf das Musa mit lüsternen Blicken von der afrikanischen Küste herüberschaute, und dann den Kalifen Yezid um Erlaubniß bat, das Land erobern zu dürfen, das „Yemen durch seine Wohlgerüche, Aegypten an Fruchtbarkeit, und Syrien in der Schönheit des Himmels gleicht.“ Die Neigung der Gothen für den Ackerbau ist bekannt, und die künstlichen Bewässerungsanstalten, welche die Araber in den Huertas von Murcia und Valencia hinterließen, beweisen zur Genüge, daß die Erbschaft der Gothen in keine Hände fiel, worin sie verkommen wäre. Die pomphaften Schilderungen der arabischen Schriftsteller von den Landhäusern um Cordoba, Sevilla, Toledo und fast alle von ihnen bewohnten Städte her, und ihre Poesie, worin sich wie in einem Spiegel die lebendigen Bilder dieser üppigen Natur reflectiren, zeugen für den Eindruck, den die reichen Landschaften Spaniens auf

*) Aus Rosseuw St. Hilaire's Reiseskizzen.

ihre glühende Einbildungskraft machten. Wie kam es, daß diese blühenden Ländereien im Lauf weniger Jahrhunderte so sehr ihres Reizes entkleidet wurden?

Chinesische Zustände.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Handelszeit in Canton vorüber und alle Schiffe heimgesandt waren, kehrte man am Anfange des Jahres (1830) mit einem gewissen Selbstgefühl nach Macao zurück. Man habe doch, so sagte man sich im Stillen, dieses Jahr viel über die Halsstarrigkeit und Unvernunft der Chinesen gewonnen; man werde künftig seine Familie mit nach Canton bringen, und freier und selbstständiger im Lande leben können. Aber die hochweisen Fremden täuschten sich. Weislich wartete die Kreisregierung, die ein Handgemenge mit Barbaren befürchtete, bis alle Schiffe der Compagnie das Land verlassen hatten, und die Factorei selbst nach Macao zurückgekehrt war, um dann dem aufrührerischen Barbarenvolke zu zeigen, daß man nicht ungestraft die Gesetze des Mittelreiches übertrete. Tschu, der damalige Regierungsdirector Cantons, ward allgemein als ein Muster eines ächt chinesischen Staatsbeamten geschildert, und von ihm soll auch das Rachewerk vorzüglich ausgegangen seyn. Seinem Erscheinen in Canton, im November des Jahres 1830, ging ein Ruf ungemeiner Tugend und außerordentlicher Amtsthätigkeit zuvor. Tschu war schon ein Mann bei Jahren, und hatte sich von einer niedern Stufe der bürgerlichen Gesellschaft, — sein Vater soll ein gewöhnlicher Handwerker gewesen seyn, — durch Talent und Rechtlichkeit zu dieser hohen Stelle emporgeschwungen. Dieser Mann ward auch mannichfach geprüft und gestählt durch das Schicksal: er verlor Weib und Kind und andere Angehörige durch den Tod und lebte jetzt, wie behauptet ward, bloß für Kaiser und Vaterland. Mit der Tugend der Altvordern und chinesisch-klassischer Gelehrsamkeit verbindet er die hergebrachte Beschränktheit und den barbarischen Dünkel des Mittelreiches. China ist ihm die civilisirte Welt, das glückliche Land innerhalb der vier Meere, und draußen hausen wilde Rotten ruchloser Barbaren. Wie solch ein von sich und seinem Wissen, von Jao und Schun eingenommener Stoiker die Anmaßung der Barbaren, die in Zukunft als civilisirte Menschen behandelt seyn wollten, aufgenommen hatte, zeigte sein Betragen in der Factorei der ostindischen Compagnie zu Canton. Tschu war berechtigt, das im Garten der Factorei gegen den Fluß zu errichtete eiserne Gitter niederzureißen, — es wurde, so weit dem Schreiber dieses die Verhandlungen bekannt geworden sind, gegen das ausdrückliche Verbot des Generalgouverneurs errichtet — zu andern Gewaltthätigkeiten schien durchaus kein Grund vorhanden zu seyn. Wahrscheinlich hielten aber die Chinesen das Aufstellen bewaffneter Matrosen und das Einschwärzen des Geschützes nach Canton für eine Verletzung ihres Territoriums, und wahrlich nicht mit Unrecht. Dieser wunderlichen Maßregel müssen wir das sonst in China ganz unerhörte beleidigende Betragen des Generaldirectors gegen das Bildniß Georgs IV von England zuschreiben. Tschu ließ sich nämlich in dem Saale der Factorei nieder, den Rücken dem Bilde zukehrend. Er wollte hiermit die Verachtung an den Tag legen, die er in seinem Innern für einen Fürsten hege, welcher seinem Volke eine so schlechte moralische Erziehung gebe, daß es immer darauf ausgehe, die Gesetze und Sitten eines andern Reiches gewaltsam zu Boden zu treten.

Zugleich ward ein Befehl der Kreisregierung den Hong bekannt gemacht, wodurch mehrere alte in Vergessenheit gerathene Anordnungen in Betreff des Umganges und des Handels mit Fremden erneuert wurden. Die fremden Kaufleute sollten nur zur Handelszeit, im Herbst, nach Canton kommen; es sollte ihnen nicht gestattet seyn, sich während des Sommers dort aufzuhalten; die chinesischen Bedienten sollten strenge bewacht werden, und die Fremden selbst unbedingt den von den Hong für nothwendig erachteten Anordnungen sich unterwerfen. Die Fremden sollten ihre Factoreien, wo sie sich aufhalten, nicht verlassen, und niemand ohne besondere Erlaubniß auf dem Flusse hin und her fahren dürfen. Auch ward ihnen verboten, die Kreisregierung bei jeder Gelegenheit mit Petitionen und Beschwerdeschriften zu belästigen. Diese Maßregeln der chinesischen Regierung wurden von den Mitgliedern der Factorei, die sich früher schon nach Macao zurückgezogen hatten, sehr übel aufgenommen. Sie erließen deßhalb eine Bekanntmachung, nach welcher, wenn dieses neue Edict nicht alsbald zurückgenommen würde, vom 1 August an kein Handel mehr zwischen China und England statt finden sollte. Es ward auch ein Schreiben an den Generalgouverneur von Indien abgesandt, und darin gebeten, daß seine Excellenz ein königliches Schiff nach Canton senden, und gegen das Betragen der chinesischen Kreisregierung protestiren möge. Die Faktorei handelte unbesonnen; sie überlegte nicht, welch' ein großer Schaden für die englischen Kauffahrer daraus erwachsen würde, wenn sie im August ankämen, und den Handel mit China gesperrt fänden. Der Erlaß der Beamten der ostindischen Compagnie mußte deßhalb wieder zurückgenommen werden, und der Verkehr zwischen den Unterthanen Großbritanniens und des Mittelreiches ging seinen gewöhnlichen Gang fort. Die Klageschrift des Generalgouverneurs von Indien, welche im November anlangte, und einer Deputation der Hong übergeben wurde, blieb ebenfalls erfolglos. Man hätte, hieß es in der Antwort der Kreisregierung Cantons, die englische Nation keineswegs beleidigen wollen, man habe bloß seine Pflicht gethan, die darin bestehe, darauf zu wachen, daß die alten Gesetze und kaiserlichen Anordnungen, unter welchen den Fremden in Canton der Handel gestattet sey, aufrecht erhalten würden.

Der Handel mit Opium und das Rauchen dieses Geist und Körper tödtenden Saftes ist, wie allgemein bekannt, in China verboten. Dessen ungeachtet ward seit mehrern Jahrzehnten von Macao aus ein bedeutender Schmuggelhandel mit diesem Artikel getrieben. Die portugiesischen Beamten in Macao waren aber einsichtslos genug, im J. 1822 solche bedeutende Abgaben auf die Einfuhr des Opiums zu legen, daß die Schmuggler von Macao abzogen, sich einer der vielen unbewohnten Inseln in der Nähe der Tiger-Mündung, Lintin oder Linting (20° 24′ 30″ n. Br., 113° 18′ 0″ öst. L. von London) genannt, bemäch-

tigten, und von hier aus ihren Handel ungestört fortführten. Die chinesische Marine ist zu unmächtig, um es mit den stark bewaffneten kühnen europäischen und indischen Schmugglern aufzunehmen, und so behauptete sich dieser Handel gegen das ausdrückliche Verbot der Staatsverwaltung des Mittelreiches unter den Augen der Kreisregierung.

Opium ist ein fremdes, in China, wie es scheint, nirgendwo einheimisches Product, das auch demgemäß mit keinem in der Sprache des Mittelreichs bedeutungsvollen Worte bezeichnet, sondern bald nach der Weise der Araber Anfium (A fu jong), bald nach der Aussprache der Engländer Opium (Apien) genannt wird. Die Tabakspflanze wächst im Gegentheile seit undenklichen Zeiten in allen Provinzen des chinesischen Reiches, und in einigen Gegenden der Halbinsel jenseits des Ganges; sie führt einen eigenen, in der Sprache dieser Länder bedeutungsvollen Namen, was gewöhnlich bei eingeführten Producten nicht der Fall ist. *) Das Opium ward lange schon, bevor die Portugiesen nach China kamen, von Indien und der malayischen Halbinsel in das Reich der Ming eingeführt, und anfänglich als Arzneimittel gegen Dysenterie gebraucht. Der portugiesische Reisende Barbosa, welcher seinen Reisebericht im Jahre 1516 vollendet und uns China, das er nie betreten, nach der Aussage arabischer und indischer Kaufleute beschrieben hat, erzählt, daß die Chinesen seidene und andere Stoffe nach Malacca bringen, und dafür großentheils Opium als Rückfracht mitnähmen. Schon um die Mitte des 16ten Jahrhunderts, heißt es in chinesischen naturgeschichtlichen Werken, ward aber das Opium von dem gemeinen Volke der südlichen Provinzen des Reiches zur Beförderung des Geschlechtstriebs genossen, — eine schmachvolle Sitte, die sich nach und nach über alle Kreise des Landes verbreitete. Die höhern so wie die niedern Stände des Mittelreiches bedienten sich dieses berauschenden Saftes, um alle Sorgen des Lebens zu vergessen; sie erkaufen sich durch ein schwächliches, siechhaftes Daseyn einige Momente entzückenden Rausches. Vor dem Jahre 1767 betrug die Einfuhr des Opiums von Indien nach China kaum mehr als 300 Kisten, jede von ungefähr 140 Pfund. In diesem und den folgenden Jahren wurden bereits vermittelst der Portugiesen, die bisher beinahe ausschließlich diesen Handelszweig betrieben, tausend Kisten dahin gesandt welche einen bedeutenden Gewinn abwarfen. Die Staatsregierung China's, die bisher gegen eine geringe Abgabe die Einfuhr dieses Productes erlaubt hatte, sah ein, welche physische und pecuniäre Nachtheile dieses für die Bewohner des Reiches habe, und ließ ein allgemeines Verbot dagegen ergehen. Eine Folge hievon war, daß der Preis auf das Doppelte stieg, und der Schmuggelhandel damit sich vermehrte. Die ostindische Compagnie suchte nun, da der Gewinn so bedeutend wurde, sich dieses Handels zu bemächtigen, und im J. 1773 sandte sie auf eigene Rechnung einige hundert Kisten mit Opium nach China, die sich bald auf viele Tausende vermehrten. Jetzt gehen jährlich im Ganzen bei 23,000 Kisten von Indien und der Türkei, wo der Stapelplatz dieses Artikels Smyrna ist, nach dem Reiche der Mitte.*) Kein Handel war der Compagnie in den letzten Jahren so gewinnreich, als der Handel mit Opium: denn der Anbau desselben ist in Indien großentheils ein Monopol der Regierung, und da wo dieß nicht der Fall ist, wie in Malwa und an einigen andern Orten, zahlt die Kiste von 140 Pfund eine Consumtionssteuer von 175 Rupien. Ein einziger Opiumhändler zu Kotah in der Provinz Adschmir entrichtete in den letzten Jahren jährlich 200,000 Rupien Abgaben an die Regierung zu Bombai. Das ganze Einkommen der Compagnie von dem Opiumhandel wurde auf eine Million Pfund Sterling gerechnet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Chinesen nennen den Tabak Seng jen, raucherzeugende Pflanze. Es wird behauptet, daß die Sitte des Tabakrauchens erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts durch die Mongolen nach China gebracht wurde. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß diese Sitte eine altasiatische ist, und nicht erst vermittelst der Europäer nach dem Orient gebracht wurde. Mag dem nun seyn, wie da wolle, so viel ist sicher, jetzt ist das Tabakrauchen — das Schnupfen ist den Chinesen unbekannt — unter allen Classen beiderlei Geschlecht sehr verbreitet. Selbst junge Mädchen von neun bis zehn Jahren, welche aus den Häusern hervorkamen, um die englische Gesandtschaft vorüberziehen zu sehen, hatten Tabakspfeifen im Munde.

*) Die Amerikaner bringen das türkische Opium nach China, jährlich ungefähr 1000 Kisten, wovon jede 150 Pfund wiegt.

Die Pflanze Victoria regina.

Die englischen Blätter sprechen wiederholt von der neuen Wasserlilie, die Hr. Schomburgh in Guiana entdeckte, und nach der Königin von England Victoria regina nennt. Auch in der botanischen Gesellschaft, die am 7 Sept. in London abgehalten wurde, wird die Pflanze als ein ganz neuer Fund geschildert, sie scheint aber dieselbe, welche Pöppig in seiner Reise (II. 432) als Euryale amazonica erwähnt, und schon früher in Froriep's Notizen (1832 Nr. 767 des XXXV Bandes) botanisch beschrieb.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

2. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Zweite Nigerfahrt.

(Fortsetzung.)

Sobald man vom Quorra aus ihrer ansichtig wurde, holte man sie in einem Boot ab nach demselben, und hier erfuhren sie, daß seit Landers Abgang nach der See vier Personen am Bord der Schiffe gestorben waren. Hr. Laird befand sich in einem schrecklichen Zustand, bleich und abgemagert bis auf die Knochen, als wäre er erst aus dem Grab erstanden. Er litt, wie wir aus seinem eigenen Tagebuch schon ersahen, an einer von den Eingebornen Crau-Crau genannten sehr hartnäckigen Art von Krätze, welche hier epidemisch ist. Fast alle Weißen und sämmtliche Kru's hatten sie gehabt.

Am 16 Jul. fuhren beide Dampfschiffe stromabwärts nach Attah, wo man ihnen Pferde entgegensandte, um sie zu einem Besuche beim König zu geleiten; diese Thiere sind von kleinem Schlag, aber sehr munter und rasch; die Sättel sind hoch, namentlich vorn, und die Zügel sehr verwickelt, denn eine Menge mit Zaubermitteln bedeckte Lederstreifen und Stricke sind an und um den Kopf angebracht.

„Wir hatten, so erzählt Hr. Oldfield, einen sehr angenehmen Ritt durch die Stadt. An einigen Stellen bemerkte ich Gras, welches 18 bis 19 Fuß hoch war. Auf dem Markt, an dem wir vorüberkamen, sah ich nur wenige verkäufliche Waaren, außer einer geringen Menge Korn. Die Eingebornen waren mit Speeren, Bogen und Pfeilen bewaffnet, und mehrere trugen außerdem auch noch ein Messer. Zur Rechten bemerkte ich einen riesenhaften Affenbrodfruchtbaum (adansonia digitata). Nachdem wir anderthalb bis zwei Meilen weit fortgezogen waren, kamen wir an den Palast des Königs; die Häuser und Durchgänge, durch die wir geführt wurden, zu beschreiben oder aufzuzählen, wäre ganz unmöglich; ich übertreibe aber nicht, wenn ich sage, daß ihrer über 50 waren. Ich kann nicht sagen, ob diese Durchgänge u. s. w. direct zu des Königs Zimmern führten, oder ob man uns einen Umweg machen ließ, um uns einen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, die ein Fremder haben würde, um ohne Führer bis zum König durchzudringen. Viele dieser Durchgänge waren bloß Oeffnungen, groß genug, um den Körper durchzulassen, und während wir uns auf Händen und Füßen durcharbeiteten, erhielten wir Püffe genug. Endlich ließ man uns zu unserm nicht geringen Vergnügen in einem kleinen Zimmer niedersitzen, und eine Matte wurde zu unserm Empfang ausgebreitet. Kurz darauf trat des Königs erste Frau ein, begleitet von einigen Sklaven, welche Fufu (gestoßene Yams mit Palmöl und Cayennepfeffer angemacht) und in Palmöl gekochtes Geflügel auftrugen. Nachdem wir zuerst den Dolmetscher hatten kosten lassen, stillten wir unsern eigenen Hunger. Die Vorsicht war um so mehr nöthig, als der König sich sehr feindselig gegen Lander gezeigt hatte, während die Dampfboote vor Addacudah auf einer Sandbank aufgelaufen waren, und gedroht hatten, so wie sich eine Gelegenheit biete, ihm den Kopf abzuschlagen. Er ließ keine Elephantenzähne an Bord *), und verbot den Eingebornen, uns Lebensmittel zu liefern. Außerdem schickte er Spione nach Addacudah, um alle Bewegungen der Weißen zu beobachten. Ehe wir die Schiffe verließen, beschlossen wir, daß er mehr als Einen Kopf haben sollte, wenn ihm danach gelüste; wir alle nahmen Säbel mit uns, und Lieutenant Allen und ich waren noch überdieß mit einem Paar Pistolen bewaffnet.

„Nach einiger Zeit wurden wir durch noch mehr Zimmer geführt, und erreichten endlich den Hofraum, wo der König zu unserm Empfang bereit war. Dieser geschah mit so steifer Formalität und auf eine so mißtrauische Weise, daß wir noch mehr gegen einen Ueberfall auf unserer Hut waren. Er war auf die seltsamste Weise bekleidet; sein Oberkleid war ein reicher Seidenstoff, der mit seinen mannichfachen Farben einem Leopardenfelle glich, und darunter trug er noch zwei oder drei andere. Auf dem Kopfe hatte er einen großen Strohhut mit goldenen Franzen. Seine Beine waren mit Ringen verziert, die vier Zoll von dem Rohre verstanden, und Sandalen mit rothem Tuch bedeckt vollendeten diese Beinbekleidung. Auf seiner Brust lag eine rohe Zierrath von Meissing, die augenscheinlich die Sonne vorstellen sollte, und eine Anzahl anderer messingener Zierrathen hing nebst mehreren Dutzend Schnüren von blauen Glasstügelchen und Korallen an seinem Halse herab. Statt der Ohrringe trug er Platten von Elfenbein, die sein Gesicht so gänzlich verbargen, daß man nur die Augen, die Nase und den mittleren Theil seines Mundes sah. Zwei Eunuchen knieten zu seinen Füßen, und ihre Schultern dienten ihm als Schemel. Zu unserer Rechten war die Wohnung seiner Weiber, deren Zahl etwa 2000 betrug; wir sahen etwa 500 davon, die als Symbol ihres Ranges eine Federspule im Haar trugen. Ein in der Nähe des Hauses aufgestellter Trompeter begrüßte uns jeden Augenblick mit einem äußerst mißtönigen Trompetenstoß.

„Da der Morgen sehr heiß und schwül war, so wünschten wir bald zurückzukehren, aber die Audienz ließ sich nicht so schnell abbrechen, und dauerte viel länger, als wir wünschten. Hr. Allen befand sich, weil er so lange der Sonne ausgesetzt war, sehr unwohl, und als wir den Umstand erwähnten, durften wir mit dem König und der Königin den Schatten der Hütte theilen. Ich saß neben der letztern erlauchten Person, die ihr Angesicht, ihre Finger und Fußnägel mit Henna gefärbt hatte, eine aus dem Innern *) gekommene Sitte, wo es für eine unerläßliche Zuthat einer Damentoilette gilt. — Ehe wir aufbrachen, benachrichtigte Hr. Lander den König, daß ein Gerücht den Tod von Pascoe und mehreren andern unserer Leute zu Addacudah der Vergiftung zuschreibe. Se. Majestät läugnete aber jede Kenntniß davon ab (gestand übrigens bei einer spätern Gelegenheit Hrn. Oldfield selbst, daß er Pascoe habe vergiften lassen). Er gab uns einen schönen Ochsen zum Geschenk, und schien sehr darauf bedacht, uns aufzuhalten und einen Handel einzuleiten. Als die Conferenz zwei Stunden gedauert hatte, nahmen wir Abschied von Sr. schwarzen Majestät, und kehrten wohlbehalten und fast gegen unsere Erwartung noch mit dem Kopf auf den Schultern an Bord zurück."

An demselben Morgen starb an Bord des Quorra abermals ein Kru, bereits der dritte. Hr. Oldfield wollte die Leiche öffnen, da auch die andern Kru's unter sehr verdächtigen Umständen gestorben waren. Man hatte sie ans Ufer gehen lassen, und argwohnte nun, es sey ihnen Gift beigebracht worden; Lander war ganz entschieden dieser Meinung. Der Gestorbene hatte sich seit einiger Zeit unwohl gefühlt, und über Erbrechen, ein Brennen in der Magengrube, Durst, Schwäche und häufige unfreiwillige Stuhlgänge geklagt; der ganze Körper, namentlich die Beine und die untern Extremitäten waren sehr aufgeschwollen. Hr. Oldfield wollte die Leiche untersuchen, und fand die Kru's gerade beschäftigt, dieselbe einzunähen; er sagte ihnen, weßhalb er komme, sie wollten die Leichenöffnung aber durchaus nicht zugeben, selbst die Untersuchung des Gesichts wollten sie nicht gestatten. Da Bitten umsonst waren, so riß er endlich das Tuch mit Gewalt vom Gesichte weg. Der Körper war sehr entfärbt, und hatte ein scheußlich widerliches Aussehen, um so mehr, da derselbe stark von den Pocken zerrissen war; aus beiden Mundwinkeln floß eine dunkelfarbige Flüssigkeit. Hr. Oldfield vermuthete, der Mensch habe irgend etwas Giftiges oder Schädliches verschluckt, und sey an einer Vereiterung des Magens gestorben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Doch kamen einige Neger heimlich bei Nacht, und brachten Zähne zum Verkauf.

Ein wichtiger Münzenfund wurde zu St. Mairent gemacht, nahe bei dem jetzigen Gefängniß, das ehemals der Palast der Herzoge von Aquitanien gewesen seyn soll. Die Zahl der Münzen beträgt 51,000 Stück, und darunter finden sich 80 Varietäten von königlichen Münzen und mehr als 40 von adeligen Münzherren. Unter diesen letzteren sind viele seltene, und ihre Bekanntmachung muß ein großes Licht auf diesen noch so wenig bekannten Theil der Wissenschaft werfen. Die Münzen gehen von 1150 bis 1550.

*) Eigentlich aus Arabien. A. d. R.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1837.

Der Bergbau im Altai.

(Aus Humboldt's und Rose's Reise.)

Wie wichtig der Bergbau des Altai ist, ergibt sich schon aus seiner Production, die vorzugsweise in Silber besteht, und größer ist als die irgend eines andern einzelnen Theiles des alten Continents, denn schon seit länger als einem halben Jahrhundert beträgt das etatsmäßige Quantum, welches der Altai zu liefern hat, 1000 Pud oder 69,900 kölnische Mark Silber. Außerdem werden aber noch jährlich gegen 12,000 Pud Kupfer und gegen 20,000 Pud Blei gewonnen.

Die Erze, aus welchen das Silber des Altai dargestellt wird, lieferte lange Zeit fast nur eine einzige Grube, der Schlangenberg, welche 280 Werste südlich von Barnaul, aber wie dieser Ort noch am Rande des Altai liegt. Diese Grube ist auch jetzt noch von Bedeutung, doch sind während des Bestehens des altaischen Bergbaus außer ihr noch eine Menge anderer Gruben aufgenommen, die theils ganz in ihrer Nähe, theils in größerer Entfernung und tiefer im Gebirge liegen, und theils noch im Betrieb, theils schon wieder auflässig geworden sind.

So groß indessen die Menge des Silbers ist, welches der Altai liefert, so sind doch die Erze, aus denen dasselbe dargestellt wird, nur sehr arm. Sie enthalten im Durchschnitt nur 1½ Sol. Silber im Pud, oder 0,04 Procent, daher die Menge der zu fördernden Erze außerordentlich groß seyn muß, und die Summe von 3 bis 3½ Millionen Pud ausmacht. Am reichsten sind die Erze von Spränowsk und Krukowsk, die 4 Sol. Silber im Pud enthalten, und am ärmsten die Erze von Salairsk, die nur ¾ Sol. Silber im Pud enthalten; dennoch gehören die letztern zu den geschätztesten Erzen des Altai, da sie in großer Menge anstehen und sehr leicht schmelzbar sind, und hierdurch also wieder ersetzen, was ihnen an Gehalt abgeht. Die genannten Gruben Spränowsk, Krukowsk und Salairsk sind zugleich jetzt die bedeutendsten, denn sie tragen zu dem zu liefernden Silberquantum fast zwei Drittheile bei.

Ungeachtet der Ausdehnung, die der Bergbau im Altai erlangt hat, ist er doch noch jünger als der uralische Bergbau, und kaum älter als ein Jahrhundert. Zwar ist in früherer Zeit, wie die sogenannten tschudischen Arbeiten beweisen, die man am Altai noch viel häufiger als am Ural aufgefunden hat, auch am Altai ein uralter Bergbau getrieben worden, aber wenn gleich die aufgefundenen Spuren desselben, eingestürzte Schachte und alte Haldenzüge, hier so häufig gewesen sind, daß ihrer Auffindung fast alle jetzt bebauten Gruben ihre Entstehung zu verdanken haben, so war doch die Kunde dieses Bergbaus, so wie des Volkes, welches ihn getrieben, auch hier durchaus verschollen. Nur dunkle Sagen von dem Goldreichthum der goldenen Berge, wie der Altai im Chinesischen und Alttürkischen heißt, hatten sich erhalten, und diese waren es auch, die schon unter Peter dem Großen mehrere militärische Expeditionen nach dem obern Irtysch zur Auffindung von Goldsand veranlaßten. Diese Expeditionen erreichten zwar ihren Zweck nicht, waren aber doch in so fern dem bald darauf entstehenden Bergbau förderlich, als sie die Veranlassung zur Anlage aller Festungen an der Irtysch-Linie wurden, die dem spätern Bergbau sehr zum Schutz und zur Unterstützung gereichten.

Die Entstehung des eigentlichen Bergbaus verdankt der Altai dem Staatsrath Akimfitsch Nikitas Demidoff, dem kenntnißreichen und talentvollen Sohne des Gründers des uralischen Bergbaus, Nikitas Demidoff, der wahrscheinlich durch ähnliche Sagen von dem Goldreichthum des Altai, wie Peter der Große, veranlaßt, Leute zum Aufsuchen von Erzen dorthin abgesandt hatte, die ihm auch im Jahre 1723 mehrere Kupfererze aus den alten tschudischen Arbeiten brachten. Als Demidoff die Erze schmelzwürdig befunden hatte, hielt er bei dem Bergcollegium in Petersburg um Erlaubniß zur Anlegung von Gruben und Hütten im Altai, so wie um Unterstützung dazu an, und sandte, nachdem er beides erhalten, eine Anzahl Meisterleute dorthin, welche die Kupfergruben Kolywansk*) und Woskressensk (die Auferstehungsgrube), 20 bis 30 Werste nördlich von dem jetzigen Schlangenberg, und bald darauf auch eine dritte Grube Pichtowsk anlegten. Nach den beiden erstern Gruben führt auch jetzt noch

*) Nicht zu verwechseln mit der jetzigen Kreisstadt Kolywansk, die weit entfernt von der Grube gleichen Namens nördlich von Barnaul liegt.

der altaiſche Bergbau in den ruſſiſchen Kanzleiſchriften den Namen des Kolywano-Woskreſſenskiſchen Bergbaus. Im J. 1728 wurde nun auch das erſte größere Hüttenwerk Kolywansk, an der Bjelaja in der Nähe der Grube angelegt, in welchem die gewonnenen Kupfererze verſchmolzen wurden, wozu aber ſchon 1739 ein zweites kam, da das erſte bald nicht mehr zur Schmelzung der Erze ausreichte, und die Zahl der Schmelzöfen wegen des ſich ſchon einſtellenden Holzmangels *) nicht vermehrt werden konnte. Dieß zweite Hüttenwerk wurde am Einfluſſe der Barnaulka in den Ob angelegt, es iſt der Urſprung der jetzigen Kreisſtadt Barnaul.

Der altaiſche Bergbau blieb indeſſen nicht lange im Beſitz von Demidoff. Schon im Jahr 1736 hatte man angefangen die Schlangenberger Grube zu bebauen, deren Erze in den obern Teufen außerordentlich gold- und ſilberreich waren. Gold- und Silberbergbau zu treiben, war aber Privaten damals noch nicht erlaubt. Demidoff wurde daher durch den Reichthum der Schlangenberger Grube an edeln Metallen veranlaßt, dem Bergcollegium davon Anzeige zu machen, das eine eigene Commiſſion an deren Spitze der General Beyer ſtand, zur Unterſuchung der Sache abfertigte, die auch zwei Jahre ſpäter, 1746, die ſämmtlichen Werke des Altai für Rechnung der Krone übernahm. Die Regierung ſicherte alsbald nach außen den immer mehr aufblühenden Bergbau durch Anlage einer Feſtungslinie gegen Anfälle der im Altai nomadiſirenden Kalmücken und Teleuten. **) Mehrmals ausgeſandte Expeditionen zur Unterſuchung des Altai, und die Bereiſung der Werke durch die Akademiker, ſo wie durch andere unterrichtete Männer, erweiterten die Kenntniß des Altai immer mehr; es wurden genaue Karten aufgenommen, neue Erzanbrüche entdeckt, und in Folge derſelben neue Gruben und Hütten angelegt, wodurch denn der altaiſche Bergbau ſchnell zu der Ausdehnung und dem Wohlſtande gelangte, in welchem er ſich jetzt befindet.

Chineſiſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Dieſer Schmuggelhandel hat ſich, aller donnernden Verordnungen der Centralregierung zu Peking und der Kreisbeamten von Canton ungeachtet, nicht allein bis auf den heutigen Tag behauptet, ſondern auch längs den Küſten des chineſiſchen Reiches, nach Fokien, Kiang-nan und Schan-tong, hin ausgedehnt. Im J. 1836 ſchien es, daß die chineſiſche Regierung das Nutzloſe des jährlichen Opiumverbotes — zu deſſen Aufrechthaltung ſeit Jahrhunderten die Kraft ermangelte — eingeſehen, und daß ſie geſonnen ſey, die Einfuhr ſo wie den Anbau desſelben im eigenen Lande, wie ehemals, gegen eine mäßige Abgabe zu erlauben. Es erhielt nämlich Anfangs Junius 1836 die Kreisregierung Cantons von Peking aus eine Vorſtellung des zweiten Präſidenten des Sittentribunals (Li-pu) zugeſandt mit dem Auftrage, hierüber Bericht zu erſtatten. In dieſer Vorſtellung hieß es durchaus der Wahrheit gemäß: „Es gingen jährlich zehn Millionen Unzen reinen Silbers für Opium aus dem Lande, und dieſe bedeutende Summe Geldes fiele ſämmtlich in die Hände der fremden Kaufleute. Die Kreisregierung möge deßhalb auf Mittel ſinnen, wie dieſem Mißſtande abgeholfen werden könne.“ Der Generalgouverneur und alle höhern Beamten des Kreiſes waren der Meinung, „man ſolle die Einfuhr des Opiums gegen eine mäßige Abgabe erlauben, wodurch dieſes Erzeugniß nothwendig bedeutend im Preiſe ſinken müſſe. Der Verkauf desſelben gegen baares Geld ſolle ganz verboten und nur gegen den Austauſch einheimiſcher Producte frei gegeben werden. Auch möge die kaiſerliche Regierung, was im Geheimen bereits in Junan und in andern Gegenden des Landes geſchehen ſey, die Cultur des Opiums innerhalb des Reiches unter gewiſſen Beſchränkungen erlauben.“ Alle Chineſen Cantons und der benachbarten Kreiſe, die Opiumſchmuggler natürlich ausgenommen, lebten der angenehmen Hoffnung, daß dieſer einſichtsvolle Bericht von dem kaiſerlichen Miniſterium gebilligt, und das Opium alsbald ſowohl als Handelsgegenſtand wie als Naturproduct frei gegeben werde. Dem geſchah aber nicht ſo. Es erſchien im Gegentheile ſchon gegen Ende Julius 1836 von Peking aus ein neues Edict gegen die Einfuhr des Opiums, „weil dieſer Handelsartikel nur ſchädlich auf das chineſiſche Volk zurückwirken könne.“ Damit aber dieſes Verbot nicht wie die frühern erfolglos bleibe, ſollten ſämmtliche fremde Kaufleute, vorzüglich diejenigen, welche des Schmuggelhandels mit dieſem Artikel ſehr verdächtig ſeyen, von Canton weggewieſen werden. Es wurden dieſen Kaufleuten auch alsbald von dem Hong eine Anzahl Fragen und Beſchuldigungen vorgelegt, auf die ſie ſich verantworten ſollten. Es ward ihnen überdieß anempfohlen, ſich bereit zu halten, gegen Ende des Jahres 1836 das Land der Blume der Mitte auf ewig zu verlaſſen, und nach ihrer Heimath zurückzukehren — ein Gebot, das höchſt wahrſcheinlich ſo wenig wie das Verbot der Einfuhr und des Gebrauches des Opiums in Ausführung kommen wird.

Die chineſiſche Regierung weiß wohl, daß, wenn der Opiumhandel, wie er ſeit zwanzig Jahren betrieben wird, noch längere Zeit fortdauert, und wenn die Einfuhr der Manufacturwaaren und fremden Producte, wie dieß in der letzten Zeit der Fall war, ſich immerdar vermehrt, das Reich endlich aller ſeiner edlen Metalle beraubt werden müſſe. Obgleich die Naturerzeugniſſe des chineſiſchen Landes weniger bekannt ſind, als die Geſchichte und Verfaſſung, ſo wiſſen wir doch im Allgemeinen, daß China auch in Betreff der mineraliſchen Erzeugniſſe und der Metalle aller Art eines der reichſten und geſegnetſten Länder der Erde iſt. „Ich glaube nicht,“ ſchreibt ein deutſcher Miſ-

*) Dieſer Holzmangel wurde ſpäter die Urſache, daß die ganze Hütte zum Stillſtand kam.

**) Dieſe Linie wurde von Uſtkamenogorsk am Irtyſch bis nach Kuſnezk am Tom geführt. Sie ging anfangs über Ulbinsk, nach den Gruben Smeinogorsk und Kolywansk, ſodann dem Anui entlang bis Anuisk, und von da nach Biisk, welche Feſtung an der Biia nicht weit von ihrem Zuſammenfluſſe mit der Katunia angelegt wurde. Schon im Jahre 1761 wurde aber dieſe Linie weiter öſtlich ins Gebirg vorgeſchoben, und von Ulbinsk über Tigirezk nach Biisk geführt: aber auch dieſe Linie liegt ſchon längſt nicht mehr innerhalb der Orte, an denen von den Ruſſen Bergbau getrieben wird.

sionär, „daß eine Gegend in der Welt sey, wo die Erde so salpeterisch, schwefelicht und mineralisch wäre, als in China. In meiner Hauptkirche U-tschang-fu (30° 34′ 50″ n. Br., 2°, 15′ 0″ w. L. von Peking) der Provinz Hu-kuang schwitzet der Boden, ja die Pfeiler, auf denen das Gebäude ruht, zwar das ganze Jahr, sonderlich aber im Sommer so vielen Schwefel und Salpeter aus, daß nicht allein die Oberfläche mit einer schwefelfarbigen Haut überzogen, sondern der Staub selbst, den man auskehrt, in ein Becken voll des warmen Wassers geworfen, in Schwefel und Salpeter aufgelöst wird.“ Neben vielen kostbaren Steinen findet man hier zu Lande Eisen, Blei, Kupfer, weißes Kupfer, Zinn, Silber, Quecksilber und Gold. Die Regierung verwendete aber bis jetzt wenig Sorgfalt auf den Bergbau, ja die Minen wurden manchmal aus falschen staatswirthschaftlichen Grundsätzen verschüttet. Wenn der Ertrag der Bergwerke, den wir in den gesammelten Satzungen des Reiches verzeichnet finden, alle umfaßt und in der That nicht bedeutender wäre, so wäre dieß im Verhältniß zu der Ausdehnung des Staates wahrhaft eine Kleinigkeit. *) Es scheint dieß aber nur ein Verzeichniß des Gewinnes der Bergwerke zu seyn, wovon das Finanzministerium eine Abgabe erhebt. Von den übrigen finden sich bloß die Namen, nicht aber der Ertrag derselben verzeichnet. Wir bemerken zum Verständniß des Nachfolgenden, daß die Chinesen die unedeln Metalle nach Kin oder Katti berechnen, wovon drei Viertel ein Pfund avoir dupois ausmachen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

2. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Zweite Nigerfahrt.

(Fortsetzung.)

Am 27 Jul., dem zur Abfahrt aufwärts in der Alburkah bestimmten Tage, nahm Hr. Oldfield Abschied von Hrn. Laird, dessen Gesundheitsumstände sich bedeutend gebessert hatten, so daß sich trotz seiner noch immer andauernden Schwäche hoffen ließ, die Seeluft würde ihm wesentlich gut thun. Der Strom stieg mit reißender Schnelle, hatte indeß, obwohl die Sandbank, auf welcher der Bocqua-markt abgehalten, völlig bedeckt, und nicht eine Spur davon mehr sichtbar war, noch 16 bis 18 Fuß höher zu steigen, wie sie am folgenden Tage bemerkten, als sie an den Vogelfelsen kamen. Am 29 Julius fuhren sie zwischen den Kongbergen durch, deren Gipfel mit üppigem Strauchwerk bewachsen waren; an vielen derselben bemerkte man Spuren des Anbaues fast bis an die Gipfel hinauf. Die Kong gebirge und die Felsen in der Nähe, deren Trümmer auch die Schifffahrt gefährdeten, bestehen aus schwarzem mit Eisenstein gemischtem Granit.

Am folgenden Tage, den 30 Jul., kamen sie vor Addacudah an, und bald darauf kam der Mollam Catab an Bord, den man stark im Verdacht hatte, daß er den alten Pascoe vergiftet habe, denn er galt für denjenigen, dessen sich der König von Attah bediente, um Leute, die ihm zuwider waren, aus dem Wege zu schaffen. — Die Stadt Addacudah lag in Ruinen, denn sie war kurz zuvor von den Felatahs zerstört worden; sie liegt freundlich auf und zwischen großen Granitfelsen, die ihr ein interessantes Ansehn geben.

Am 2 August, ehe noch die Sonne, wie die Mollams sagen, viele Klafter hoch war, befanden die Reisenden sich auf dem Wege nach dem Tschadda. Ihre Absicht war, diesen hinaufzufahren bis zum See Tschad, wenn dieß möglich sey. Die Eingebornen hielten die Sache für ganz thunlich, und der Mollam Catab fragte, ob sie nach dem großen See, nämlich dem Tschad, gingen. An diesem und dem folgenden Tage fuhren sie den Tschadda aufwärts, die Strömung — zwei bis drei Knoten in der Stunde — war aber so stark, daß die Alburkah ihr kaum widerstehen konnte. Der Fluß war über 4000 Fuß breit, die Ufer aber flach und niedrig. Erst nachdem sie 10 bis 15 Meilen zurückgelegt hatten, nahm das Land einen freundlichern Anblick an, der Fluß wurde breiter und tiefer, nachdem er vorher sehr ungleich gewesen war und manche Untiefen gezeigt hatte. Die Fahrt aufwärts, welche indeß ziemlich langsam ging, denn am Abend des 8., also am siebenten Tage nach dem Einlaufen in den Tschadda, hatten sie erst 60 engl. Meilen zurückgelegt, bot im Grunde nichts Besonderes dar; die Morgen waren sehr kalt, und Hr. Oldfield bemerkt, es habe ihn im December in England nicht so gefroren, wie hier im August. Ein anderer auffallender Umstand ist das scheue Benehmen der Eingebornen, von denen jeden Augenblick erwähnt wird, sie hätten sich mit gespanntem Bogen hinter Bäumen am Ufer aufgestellt, oder sie seyen sammt und sonders geflüchtet; auch von vergifteten Pfeilen ist die Rede. Die Richtung des Flusses ging gegen Südost, oft Südsüdost.

Am eilften Tage ihres Stromaufwärtsfahrens kamen sie in eine äußerst wilde und öde Gegend, wo keine Spur von Bewohnern zu sehen und einige Vögel und Affen die einzigen belebten Geschöpfe waren. Doch schon am folgenden Tage stießen sie wieder auf Menschen, und der König des Bassa-Landes, d. h. des Landes, wo es keine Ochsen gibt, wollte sie durch einen Boten begrüßen lassen; dieser aber wagte sich nicht aufs Schiff. Die Lage der Reisenden wurde durch

*) Ertrag der chinesischen Bergwerke.

	Kupfer. Kin.	Blei. Kin.	Zinn. Kin.	Quecksilber. Kin.	Silber. Leang.	Gold. Leang.
Hunan	294,500	500,194	15,300	—	—	—
Setschuen	521,200	288,170	—	8000	845	—
Junnan	10,253,000	552,456	für 4000 a) Leang	—	42,971 b)	35 c)
Kueitscheou	20,000	7,756,200	—	—	9,535	—
Kuang-tong	—	73,290	2918	—	810	—
Kuang-si	—	—	—	—	14,295	—
Kan-su	—	—	—	—	—	301

a) Es wird hier nicht die Masse, sondern bloß der Geldwerth in dem Originale angegeben. Hoei tien Comp. XIV.
b) Nach einer andern Angabe im Hoei tien Buch 165 werden jährlich 65,590 Leang gewonnen.
c) Der Ertrag der Goldwaschereien am Kin-scha-kiang oder Goldsand-Fluß und dem obern Lu-kiang ist hier nicht mitgerechnet.

das Entfernthalten der Eingebornen immer verlegenheitsvoller. Seit zwei Tagen hatten sie nur ein einziges kleines Kanot gesehen; ihre Mundvorräthe gingen zu Ende, und sie hatten keine Aussicht, solche zu ergänzen.

Am 15 Aug. Nachmittags sahen sie in geringer Entfernung vom Flusse einen Rauch aufsteigen, und hofften am folgenden Tage hier Lebensmittel zu finden, aber die schwache Bevölkerung und das unfruchtbare Ansehen des Landes ließen vermuthen, daß der Fluß entweder für ungesund gelte, oder hier wenig Handel betrieben werde, sonst hätte man gewiß mehr Bewohner und mehr Städte und Dörfer gesehen.

Am nächsten Morgen gingen die Kru's ans Ufer, um Holz zu hauen, aber die Eingebornen widersetzten sich, wie schon einigemal, ihrer Landung, und die Kru's mußten deßhalb nach dem andern Ufer hinüberziehen. Auch der Dolmetscher wurde ans Land geschickt, um Mundvorräthe zu bekommen, und berichtete bei seiner Rückkehr, daß sie in der Nähe von zwei Städten Dagboh *) und Obohbe sich befänden, daß er aber in keiner sich Lebensmittel oder Nachrichten hatte verschaffen können. Der Häuptling der einen Stadt war bei der Annäherung des Schiffes entflohen, der andere wagte nicht, selbst zu kommen, sondern schickte seine Tochter, ein Mädchen von 10 oder 11 Jahren, welche völlig nackt ging, und nur einige Korallenschnüre um die Lenden trug. Man machte ihr ein kleines Geschenk, und sie kehrte sehr zufrieden ans Ufer zurück. Die Eingebornen unterhielten die ganze Nacht hindurch ein Feuer, vermuthlich zu ihrer Sicherheit.

Der Aufenthalt auf diesem bis jetzt noch niemals von Europäern besuchten Punkte verdient genauer angeführt zu werden. „Den von den Einwohnern von Obohbe eingegangenen Nachrichten zufolge liegt zwei Tagereisen innen im Lande hinter den Bergen auf dem rechten Ufer des Flusses (also gegen Norden) die Stadt Domah, wo es Elfenbein in Menge geben soll. Die Bevölkerung dieser Stadt soll sehr bedeutend und das Volk industriös seyn. Wir hörten, daß der Scheif von Bornu mit dem König von Domah vor zwei oder drei Monaten im Kriege gewesen war, und noch feindliche Gesinnungen gegen ihn hege. Wir hielten dieß für eine günstige Gelegenheit, einen Handel anzufangen, und der Neger Jewdie wurde deßhalb an den König von Domah abgesandt, um diesen und die Eingebornen zu vermögen, ihr Elfenbein nach dem Tschadda zu bringen. Man erwartete seine Rückkehr innerhalb acht Tagen.

„Unser Aufenthalt im Flusse war keineswegs angenehm, denn der Boden war nieder und sumpfig; gegen Nordost waren etwa 200 Fuß hohe Hügel. Es fehlte uns immer noch an Yams, Reis u. dgl., und um das Dorf zu sehen, gingen am Nachmittage Hr. Allen, Hr. Dean und ich ans Ufer, wo ein Fußpfad nach dem Dorfe Obohbe und Dagboh führte. Auf dem Wege sahen wir eine Menge Mädchen, welche Dowra-Korn (Durra sorghum dora) zwischen zwei Steinen zu Mehl zerrieben. Die Eingebornen zeigten sich sehr scheu, und einer, dem ich die Hand bot, fuhr schaudernd zurück. Als ich die Stadt betrat, erstaunte ich über ihre Größe. Die Hütten waren aus Lehm konisch aufgeführt, und schienen, statt mit Menschen, mit Schafen, Ziegen und Geflügel angefüllt; die Einwohner, Männer, Weiber und Kinder waren voll Schrecken geflohen; wir sahen nur zwei der Eingebornen, und diese waren mit Bogen, Pfeilen und Messern bewaffnet, und trugen Reh- und Affenfelle wie eine Schürze um die Lenden gebunden. Sie winkten uns fort, was wir lieber thun, als sie weiter in Schrecken setzen wollten. Um die Stadtthore wächst eine Menge Ochrus, aber kein Reis ist hier zu haben. Die vorerwähnten Hügel bestehen meist aus Eisenstein, der auch in großer Menge auf dem Fußpfad umherlag. Die Eingebornen schienen mir die rohesten, die ich je getroffen hatte.

„Am folgenden Morgen ging ich abermals mit dem Neger Mina und einem Kru, mit Kauris wohl versehen, ans Ufer, um Lebensmittel zu kaufen. Zu meinem großen Erstaunen traf ich alsbald nach meiner Landung Jewdie, den ich zu Domah glaubte. Er hatte seine Reise angetreten, war aber bald auf einige Bornu-Soldaten gestoßen, die sich seiner Weiterreise widersetzten, und ihm den Kopf abzuschlagen drohten, wenn er nicht umkehre. Dieß war sehr niederschlagend; wir befanden uns 104 Meilen vom Niger, ohne Lebensmittel, und mit wenig Aussicht, solche zu erhalten, da die Eingebornen uns keine liefern wollten. Wenn wir die Städte betraten, so verließen sie solche, und zogen sich in die Felder und Berge zurück. Da unter diesen Umständen keine Aussicht vorhanden war, einen Handel zu eröffnen, so hielt Lander es für rathsam, umzukehren, zu meinem großen Mißvergnügen, da ich Bishie (?) und Jaccoba, zwei große Handelsplätze, 8 oder 10 Tagereisen stromaufwärts, zu erreichen hoffte, wo sich Salz, Trona genannt (ein Subcarbonat der Soda), in Menge finden sollte.

„Die Eingebornen hielten uns für Zelatahs, somit für einen Gegenstand des Schreckens, da dieß Volk seine Raubzüge auch den Tschadda aufwärts fortgesetzt und mehrere Städte verbrannt hatte. Wir hatten jetzt nichts an Bord, als etwas Durra-Korn, das wir so fein als möglich mahlten, wo es dann ein angenehmes, obwohl ziemlich rauhes Brod gab. In einem benachbarten Dorfe konnten wir uns nur ein Stück Geflügel und einige kleine Yams verschaffen, die uns 200 Kauris jede kostete; der König hatte nämlich durchaus allen Verkehr streng verboten. Als wir durch die Stadt gingen, sahen wir nur hier und da einen Eingebornen, der sich aber bei unserer Annäherung in seine Wohnung zurückzog. Da die Sonne heftig brannte, so ging ich ins Palaver-Haus, wo sich in kurzem sieben mit Speeren, Messern, Bogen und Pfeilen bewaffnete Männer einfanden, bald aber andern Platz machten. Mina sprach zu ihnen, sie konnten aber oder wollten ihn nicht verstehen, und hielten die Hände an die Ohren. Endlich fing doch einer an, in der Hussa-Sprache zu reden, und wir drückten unsern Wunsch aus, um Elfenbein zu handeln, und Lebensmittel zu kaufen; um uns noch verständlicher zu machen, zeigten wir Kauris, aber alles umsonst. Auch auf die wiederholte Frage nach dem König (Sollifin) blieben sie stumm.

„Es blieb nichts übrig, als uns zu entfernen, und wir rüsteten uns, am folgenden Morgen die Rückfahrt nach dem Niger anzutreten, nachdem wir einen bis jetzt gänzlich unbekannten Fluß 104 Meilen weit heraufgefahren waren. Ob der Tschadsee sich in den Tschadda ergießt, ist noch immer ungewiß; wenn man den Eingebornen glauben darf, so ist es der Fall; aber der Tschadda kann auch wohl ganz von den benachbarten Gebirgen herabkommen. Wir erhielten durchaus keine Nachrichten, die uns in den Stand gesetzt hätten, einen sichern Schluß zu ziehen. Der Tschadda muß, wenn er angeschwollen ist, ein großer und prächtiger Strom seyn, aber die Maica oder der 14tägige Regen hatte noch nicht begonnen, darum fanden wir eine Menge Inseln, die mit ihren Kanälen hie und da der Schifffahrt hinderlich sind."

(Fortsetzung folgt.)

*) In der angehängten Karte Ahmé Dagbe.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Fr. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 October 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Ueber die neuern und ältern Missionäre.

Die unruhige Thätigkeit der Europäer, welche sich seit mehr als drei Jahrhunderten in allen Welttheilen, bald als Eroberer, bald als Handelsleute herumtummelten, hat in neuerer Zeit, als einerseits die Eroberungen ihre natürliche Gränze fanden, andererseits das öffentliche Rechtsgefühl die rohen Mißhandlungen der Eingebornen verdammte, sich wiederum auf die Civilisirung und namentlich Christianisirung fremder Völker geworfen. Es wäre reiner Muthwille, wenn man nur der Mehrzahl, geschweige allen Missionsgesellschaften und Missionären selbstsüchtige Zwecke unterschieben wollte, und wenn wir gleich nicht zu denen gehören, welche alle von den Missionsgesellschaften ausgehenden Bestrebungen gut, vortrefflich und ad majorem dei gloriam gethan finden, sondern der Ansicht sind, daß auch sehr viel Unlauteres mit unterlaufe, so müssen wir doch gestehen, daß dieß nicht der Grund ist, weßhalb wir von den Missionsgesellschaften im Allgemeinen nur eine geringe Meinung hegen. Von wo gehen alle oder doch fast alle Missionsversuche, die katholischen der Propaganda abgerechnet, aus? Von Deutschland, England und Nordamerika, drei Ländern, welche alle unter dem gemäßigten Himmelsstrich liegen, und deren Bewohner an ein seßhaftes, arbeitvolles Leben und an das gewöhnt sind, was wir im Allgemeinen bürgerliche Einrichtungen nennen. Dieses Leben hat einen vorherrschend nüchternen, verständigen Charakter, und ist ein Ergebniß theils des Klima's, theils einer mehr als tausendjährigen Civilisation und einer wenigstens in England und Deutschland dicht gedrängten Bevölkerung. Daß in Amerika die Dichtigkeit geringer ist, kann hier nicht in Betracht kommen, da in geistiger Beziehung Amerika immer noch eine europäische Colonie ist.

Ein Hauptfehler aller dieser Missionsgesellschaften ist, daß sie diese vorherrschend verständige und nüchterne Lebensweise allenthalben einführen wollen, mögen Klima und hergebrachte Gewohnheiten auch noch so sehr widerstreben. Wo haben die Missionsgesellschaften einen freilich hinsichtlich der Bevölkerung geringen, aber äußerst segensreichen Erfolg gehabt? In Grönland, bei den Eskimos, deren armes Land und rauhes Klima den Menschen zur höchsten Anstrengung seiner Kräfte anspornen, um nur das nackte Leben zu gewinnen. Hier sind die Gewohnheiten des Fleißes, der Ordnung, der Nüchternheit von so wesentlichem Nutzen nicht nur zur Verbesserung, sondern auch zur Erhaltung des Lebens, daß die Bemühungen der wirklich von reinem Eifer geleiteten Missionäre äußerst segenbringend waren, wenn sie auch nur auf eine kleine Anzahl Menschen sich erstreckten. Das Christenthum, welches auf ein Jenseits hinweist, ist übrigens auch für jene armen Völker wie gemacht, während die Bewohner der südlichern, namentlich tropischen Länder im Grunde praktische Atheisten sind, und wie sie in Betreff ihrer physischen Bedürfnisse sorglos in den Tag hineinleben, so geht es ihnen auch in geistiger Hinsicht. Darum haben namentlich die protestantischen Missionäre mit ihren nüchternen Dogmen in Tropenländern nirgends Glück gemacht, und wo es ihnen, wie in manchen Inseln der Südsee gelang, da verkümmerte das Volk unter der Zuchtruthe; die Bevölkerung nahm ab, und statt eines fröhlichen kindlichen Volkes sah man schleichende Kopfhänger. Freilich ist nicht zu vergessen, daß man die Missionsgeschäfte auf den Sandwich-Inseln darum so hitzig betrieb, weil sie einen politischen Zweck haben, und der Herrschaft Nordamerika's den Weg bahnen sollen.

Es ist nicht zu läugnen, daß das Missionswesen, wie es im spanischen und portugiesischen Amerika von Jesuiten und der spanischen Regierung systematisch betrieben wurde, und namentlich auch die Erhaltung der Indianerstämme zum Zweck hatte, erfolgreicher war, als die protestantischen Missionsanstalten, möge der Grund nun seyn, welcher er wolle, und mag auch der protestantische Stolz auf geläutertere Religionsbegriffe noch so sehr sich dagegen sträuben. Wir wollen gerne zugeben, daß die Leiter der jesuitischen Missionen in Südamerika sehr eigennützige Zwecke hatten, und daß die Häupter der protestantischen vergleichungsweise von reineren Motiven geleitet werden; was aber die Werkzeuge betrifft, welche man zur Bekehrung der wilden Stämme aussandte und aussendet, so wird kein Unparteiischer behaupten wollen, daß die neuern Missionäre einen großen Vortheil vor den ältern katholischen voraus hatten: der Glaubenseifer war in

den Jesuiten gewiß nicht geringer und die wissenschaftliche Bildung in der Regel größer als bei den heutigen protestantischen Missionären, und wenn man den Erfolg beider neben einander hält, so dürfen die letztern eben keinen Triumphgesang anstimmen.

Dieß ist nicht sonderlich zu verwundern: wahrer Glaubenseifer herrschte seit 200 Jahren in der höhern europäischen Gesellschaft nicht mehr; es scheint, als ob er sich mit der neuern Verstandsbildung nicht vertrüge. Wer treibt also jetzt das Missionsgeschäft? Ehrliche Schwärmer und verschmitzte Schelme, welche ihren eigenen persönlichen Vortheil suchen, und, wie manche amerikanische Missionäre auf den Sandwichinseln, sich mehr als levitenmäßig gebärden; bei den Jesuiten hatte man wenigstens einen großen, nicht für die Einzelnen, sondern, wenn man will, für den Orden erzielten Zweck vor Augen, welcher mit Verstand und Consequenz verfolgt wurde, was bei den jetzigen Bestrebungen häufig fehlt. Der beste Beweis für diese letztere Behauptung sind wohl die Bibelgesellschaften, wo man auf der einen Seite die Bibel in eine gar nicht vorhandene Sprache übersetzte, an andern Orten nur das Papier lieferte, woraus die hoffnungsvollen künftigen Bibelleser Patronen machten.

Chinesische Zustände.

(Fortsetzung.)

In China werden jetzt weder Gold- noch Silbermünzen ausgeprägt. Das einzige Geld des Landes bilden die gegossenen Kupfermünzen, die aus einer Mischung von $^{7}/_{10}$ Kupfer und $^{3}/_{10}$ Zink bestehen. Tausend solcher Münzen gehen nach dem gesetzlichen Münzfuße auf eine Unze (Leang) feinen Silbers, welche von der ostindischen Compagnie auf 6 Sch. 8 P. gerechnet wird. Zu Aksu in der kleinen Bucharei wird eine Münze aus reinem Kupfer gegossen, mit einem mongolischen Worte Pul genannt, wovon hundert auf eine Tanka oder Unze gehen. Die Angabe, nach welcher 50 Pul eine Tanka machen, ist, wie wir aus den gesammelten Satzungen des Reiches ersehen, unrichtig. In Tübet gibt es große und kleine einheimische Silbermünzen, deren neun große oder achtzehn kleine eine Unze reinen Silbers ausmachen. Doch sind alle diese Münzen dem Curse unterworfen, und man erhält, je nachdem das Kupfer oder Silber aus diesem oder jenem Grunde im Preise steigt oder fällt, bald mehr, bald weniger für einen Leang. So bekommt man in Ju-nan, wo viel Kupfer gewonnen wird, gewöhnlich 1200 der chinesischen Kupfermünzen für eine Unze reinen Silbers, das in den neuesten Zeiten wegen der großen Ausfuhr allenthalben im Reiche bedeutend gestiegen ist. Man zahlt beim gewöhnlichen Verkehr in ganzen und gebrochenen spanischen Piastern, oder mit länglichen viereckigen Stücken reinen Silbers von 1 bis 50 Unzen, welche einen kleinen Theil Gold enthalten. Früher wurden jährlich eine große Anzahl spanischer Piastern ach Canton gebracht. Seitdem sich aber die Einfuhr, wie wir später im Einzelnen nachweisen, so bedeutend vermehrt hat, bringen selbst die Amerikaner anstatt des baaren Geldes, wollene und baumwollene Manufacturwaaren. Den Ausfall zwischen Export und Import decken sie jetzt gewöhnlich mit Wechseln auf London. Die Ausfuhr des einheimischen Silbers und Goldes von China nach Indien und England hat dem gemäß in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Die aus frühern Zeiten vorhandenen ganzen und gebrochenen spanischen Piaster waren nicht mehr hinreichend, den Unterschied zwischen Aus- und Einfuhr zu ersetzen. Es mußte ein großer Theil des chinesischen Silber- und Goldgewinns dazu verwendet werden. Es ging nämlich von China Gold und Silber nach Indien und England in den Jahren:

1830 bis 1831 für	6,595,306	Dollars.
1831 bis 1832 –	4,023,003	—
1832 bis 1833 –	4,890,925	—
1833 bis 1834 –	6,731,615	—

Von dieser Summe bestanden in dem letzten Jahre von 1833 auf 1834, 5,119,304 Dollars in einheimischen Gold- und Silberbarren. Seit dieser Zeit hat die Ausfuhr der edlen Metalle China's immer noch zugenommen, so daß jetzt jährlich für mehr denn 1,200,000 Pfd. St. nach Indien und England gehen. Es muß demnach der Betrag der Gold- und Silberbergwerke und Goldwäschereien des Mittelreiches viel bedeutender seyn, als man gewöhnlich glaubte. Wir können wohl im Allgemeinen annehmen, daß sie ein Fünftheil der Minen Nord- und Südamerika's und der Rußlands ausmachen, — eine Thatsache, wovon man bis jetzt in Europa keine Ahnung gehabt hatte.

Die gewinnsüchtigen Kaufleute des Westens, die sich natürlich weder um die Finanzen, noch um den moralischen Zustand des chinesischen Reiches kümmerten, sondern einzig und allein auf ihren eigenen Vortheil sahen, freuten sich ungemein über den glücklichen Fortgang des Handels mit Opium, und knüpften daran andere weit aussehende Plane und Hoffnungen. Kann man gegen die Gesetze der chinesischen Staatsregierung, dachten sie, einen Handel mit ihren Unterthanen in einem Gegenstande treiben, warum sollte dieß nicht für alle andern Handelsartikel möglich seyn? Man würde den chinesischen Zolltarif umgehen, und auch wohl bessere Marktplätze für die Waaren auffinden können. Schon in den Jahren 1830 und 1831 versuchten es einzelne englische Kaufleute, mit den Küstenbewohnern von Fokien und den nordöstlichen Provinzen des chinesischen Reiches einen Schmuggelhandel in allen den verschiedenen Artikeln, die auf den Markt nach Canton gebracht werden, anzuknüpfen. Die Factorei der ostindischen Compagnie hatte sich früher, wenigstens dem Scheine nach, von allen diesen recht- und gesetzlosen Unternehmungen fern gehalten; sie verlor aber in den letzten Jahren, in welchem sie ihrer Auflösung entgegen sah, ihre ganze Haltung. Auch sie entblödete sich jetzt nicht, im Namen der vereinigten Compagnie der nach Indien handelnden Kaufleute Großbritanniens Schmuggelhandel zu treiben. Es wurden einige Schiffe, mit Waaren aller Art befrachtet, außerhalb der Tigermündung beordert, und die Chinesen männiglich eingeladen, hier zu erscheinen, um für bei weitem billigere Preise einzukaufen, als dieß, den Bedrückungen der einheimischen Regierung

wegen, wie man zu reden pflegte, auf dem Markte zu Canton geſchehen könnte. Die für ihr Land und ihre Regierung wohlgeſinnten, vermögenden Bewohner der Mitte waren dieſem Unfuge fremder Barbaren abhold; ſie erſchienen nicht, und man konnte in mehreren Wochen nur einige Stücke Wollenzeug an liederliches Geſindel verhandeln. Die Bewohner der Provinz Kuang-tong, ſagte man nun, wären allein ſo eigenſinnig — ſo beliebte man das geſetzliche, gehorſame Benehmen der Chineſen ihrer Regierung gegenüber zu bezeichnen — ſie werden von der Landespolizei zur Verachtung und Verfolgung der Fremden angeſpornt, man müſſe es mit den Einwohnern der ſüdweſt- und nordöſtlichen Küſten China's verſuchen. Dieſe würden wohl den lockenden Anerbietungen der Fremden ein geneigteres Gehör ſchenken. Die Factorei ſendete deßhalb am 26 Febr. 1832 unter einem ihrer Beamten ein Schiff nach dieſen Gegenden hin; der bekannte deutſche Miſſionär Gutzlaff diente als Dolmetſcher bei dieſem chriſtlichen Unternehmen. Der Lord Amherſt, ſo hieß das Schiff der Factorei, ward mit Waaren jeglicher Sorte, worunter auch chineſiſche Bibeln und allerlei fromme Tractätlein, befrachtet. Man landete längs der Küſte an mehreren Orten. Liſt und Betrug, gute Worte und Gewalt wurden nach dem eigenen Berichte der HH. Lindſay und Gutzlaff aufgeboten, um zum Ziele zu gelangen. Alles war vergebens. Diejenigen, welche dieſes einer civiliſirten Nation ganz unwürdige Unternehmen veranlaßt, und diejenigen, welche es auf eine ächt freibeuteriſche Weiſe ausgeführt hatten, ernteten dafür in Macao, in Indien, in der Heimath England und in der ganzen civiliſirten, chriſtlichen Welt, wie ſie es verdienten, Schande und Schmach. Was würden wir in Großbritannien ſagen, rieſen die Times aus, als die Journale der HH. Lindſay und Gutzlaff dem Parlamente vorgelegt wurden, was würden wir in unſerm Vaterlande ſagen, wenn eine Rotte franzöſiſcher Matroſen die Thüren unſers Kanzleihofes einſchlagen, und Leute mißhandeln wollte, bloß deßhalb weil die Küſtenbeamten ihre Pflicht gethan, und den Schmuggelhandel gehindert hatten. Man leſe nur den Bericht über die Fahrt des Lord Amherſt, und man wird ſich über die unſchuldige Naivetät wundern, mit welcher die Herren ihr unverzeihliches Benehmen gegen die Beamten und das Volk China's ſchildern. Es wird jeden Europäer und Chriſten im Tiefſten ſeiner Seele beſchämen. Dieß iſt wahrlich nicht die Weiſe, wodurch die Bewohner des Mittelreiches zur europäiſchen Civiliſation und zum Chriſtenthum bekehrt werden möchten. Am 4 September kehrte die Expedition wieder nach Macao zurück. Der Verluſt dieſes abenteuerlichen Unternehmens belief ſich auf 5617 Pfd. St.

Die Factorei mußte über alle dieſe gewaltſamen Schritte und deren ungenügenden Erfolg an den Hof der Directoren Bericht erſtatten. Die erfahrnen Kaufherren und wackern Staatsmänner der Leaden-Hall Straße mißbilligten Alles, was ihre Beamten in den letzten Jahren unternommen hatten. „Der Handel mit China, ſagten ſie, iſt zu wichtig, als daß er ohne die äußerſte Nothwendigkeit der geringſten Gefahr ausgeſetzt werden ſollte. Die Normen, nach welchen wir bis jetzt dieſen wichtigen Zweig des Seehandels betrieben, haben ſich in der Praxis bewährt, und wir ſind keineswegs geneigt noch vorbereitet, kräftigere und weniger friedlichere Maßregeln zu ergreifen. Gewaltſame Schritte würden ſchon vom financiellen Standpunkte aus, wenn auch Gerechtigkeit und Humanität uns erlauben könnten, einen Augenblick ernſtlich daran zu denken, zu mißrathen ſeyn. Die chineſiſche Staatsregierung kann wohl, dieß geben wir zu, durch Drohungen und Gewalt für den Augenblick eingeſchüchtert werden; aber ſie wird, wie ihr dieß ſo häufig und namentlich bei dem letzten Vorfalle erfahren habt, bei der erſten Gelegenheit ihre Macht wiederum zu behaupten wiſſen, und euch zur Strafe irgend eines Vortheiles oder einer Annehmlichkeit, deren ihr euch bis jetzt ruhig erfreuet, berauben."

(Fortſetzung folgt.)

Der bartloſe Reis.

Hr. de Gregory hat der franzöſiſchen Akademie Aehren oder Riſpen von bartloſem Reis (oryza mutica), gewöhnlich trockner Reis oder riso bartano genannt, vorgelegt, den er Ende Auguſts bei Vercelli in der Lombardei erntete. Schon im Jahr 1818 macht Hr. de Gregory auf den Anbau und die Vortheile der drei Reisarten, des Waſſerreiſes, des trockenen und des perennirenden aufmerkſam, und gab viele Details über dieſen Zweig des Ackerbaues, der ſeit drei Jahrhunderten den Reichthum der Lombardei ausmacht. Der bartloſe Reis kam aus China durch den Doctor Rahmann, der die letzte ruſſiſche Geſandtſchaft dahin begleitete. Die ökonomiſche Geſellſchaft zu St. Petersburg gab ſich viele Mühe, den Bau desſelben zu verbreiten, und ſeit dem Jahr 1820 iſt der bartloſe Reis in der Umgegend von Vercelli einheimiſch, wo das Klima und der atmoſphäriſche Einfluß zum Anbau desſelben aufmunterten. Die Entwaldung der Gebirge und die Eröffnung der Straße von Turin nach Genua, noch mehr aber der Einfluß der kalten Winde in der Ebene, ſo daß die ſchwächliche Pflanze des Waſſerreiſes (oryza sativa) in dem Zeitpunkt, wo ſie ihre Riſpen bildet, nämlich kurz nach dem 20 Jul., darunter litt, ſo daß die Befruchtung und die Bildung des Korns verhindert wurde, ein Schaden, den die Bauern brusone nennen, denn die Riſpen werden ganz eigentlich verbrannt; ſie werden röthlich, und man hat geſehen, wie in 24 Stunden mehr als hundert Jauchert ſo verdorben wurden, daß ſie nur Stroh ohne Körner gaben. Mehrere Landleute wurden dadurch ruinirt, und dann erſt dachte man daran, Samen von dem bartloſen Reis kommen zu laſſen, der durch die Kraft ſeines Stengels den Seewinden widerſteht, und ſelbſt ertragreicher iſt. In einem trockenen Boden würde er nicht gedeihen, denn er braucht zu ſeinem Fortkommen ſtets ein wenig Waſſer, reift aber um 20 Tage früher als der andere Reis.

Chronik der Reiſen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

2. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Zweite Nigerfahrt.

(Fortſetzung.)

Am 16 Aug. Morgens begannen ſie die Rückkehr, nicht unzufrieden bei dem Gedanken, ein ſo unwirthliches Land zu verlaſſen. Erſt am folgenden Tage erhielten ſie Lebensmittel von dem Könige

von Corracu, dessen Stadt die Felatahs vier Monate vorher geplündert hatten, und der darum nicht mehr vor den Weißen erschrack. Sie beeilten sich aus dem Tschadda hinauszukommen, denn der Fluß war an einem Tage um zehn Zoll gefallen, und sie fürchteten deßhalb irgendwo einige Monate liegen bleiben zu müssen, eine ungegründete Furcht, denn dieß Fallen des Wassers hielt nicht an.

Am 20 Mittags liefen sie wieder in den Niger ein, und begannen alsbald diesen im Vergleich mit dem Tschadda ungemein dicht bevölkerten Strom hinaufzufahren. Kurz darauf hielten sie an einem elenden Städtchen, Namens Bangedy, auf dem linken Ufer, dessen Bewohner schmutzig und ekelhaft aussahen. Einige derselben bereiteten Bier aus Durra-Korn, das sie in großen Töpfen kochten. Auch wird hier eine rothe Farbe aus einem gleichfarbigen Holze bereitet, das aus Ibu kommt, wo man es zum Bestreichen des Körpers braucht, und als Maghony, d. h. Arzneimittel, betrachtet, indem es eine stärkende Eigenschaft hat. Hier hat man eine prächtige Aussicht auf die majestätischen Konggebirge, die sich immer mehr westwärts ziehen. Cattam Karaß liegt fast am Fuß eines der Berge, etwa 4 Meilen vom Ufer, steht aber mit dem Niger durch einen Creek in Verbindung; an diesem letztern liegt das Dorf Addapoh, dessen Häuptling Sollikin Kofoh, der König des Thors, heißt, weil hier eine Zollstätte ist. Sie kamen sodann an einer Menge Städte vorüber, wobei Hr. Oldfield die Bemerkung macht: „aus dieser großen Anzahl von Städten bin ich geneigt zu glauben, daß die Bevölkerung sehr groß ist. Kaum erblickt der Reisende eine Stadt, so entdeckt er auch noch drei, vier oder fünf andere. Man sah die Eingebornen in Haufen, so dicht wie an Markttagen in England, uns mit dem größten Erstaunen anblicken. Das Land war mit Gesträuch und Bäumen von dem reichsten Blätterwerk bedeckt; auf dem Ostufer sah man, so weit das Auge reichen konnte, regelmäßige Reihen von Palmbäumen (die jedoch hier nicht mehr zu solcher Höhe wachsen, wie tiefer hinab am Flusse), und auf beiden Seiten breiteten sich weite Ebenen aus. Das Land Nuffe liegt auf der Ostseite, das Land Kacandah oder Jobodah, welches sehr groß ist, breitet sich auf der Westseite aus."

Sie kamen an mehreren, schwer mit getrocknetem Grase beladenen Schiffen vorüber, das zur Bedachung der Häuser zu Kacandah dienen sollte, das die Felatahs kürzlich zerstört hatten, und mit dessen Wiederaufbau die Einwohner emsig beschäftigt waren. Eine Menge Hütten standen auf einer Sandbank ein wenig südlich von der Stadt, wohin die Eingebornen sich vor den eindringenden Felatahs geflüchtet hatten. Da diese selten über den Strom setzen, weil sie aus Mangel an Kanots ihre Reiterei nicht schnell genug einschiffen können, so bleibt den Eingebornen das Rettungsmittel, sich auf die Sandbänke zu flüchten, und hier den Abzug ihrer Feinde abzuwarten. Bei dem letzten Einfalle waren 1400 Einwohner von Kacandah gefangen fortgeschleppt und als Sklaven verkauft worden. Sie sehen dumm aus, sind aber geduldige, arbeitsame und thätige Handelsleute. — Der Fluß schien rasch zu steigen, hatte aber Landers Aussage nach noch nicht die Hälfte seiner Höhe erreicht. Sie befanden sich jetzt in einem der schmalsten Theile desselben, und dieser hatte 5500 Fuß Breite. In 4 — 5 Tagen hofften sie Egga (8° 40' N. B.) und in 22 — 25 Rabbah (9° 15' N. B.) zu erreichen. Die Richtung des Flusses oberhalb der Einmündung des Tschadda ist anfangs fast gerade nördlich, später immer mehr nordwestlich.

Am 2 Sept. ankerten sie vor einer großen Stadt, Eggadschini genannt, und Lieutenant Allen und Hr. Oldfield gingen hier ans Land. Das Erste, was ihnen hier auffiel, war ein Haufen von Knochen eines Thieres, der als Fetisch aufgerichtet war. Etwas weiterhin kamen sie in ein kleines Thal, wo noch mehr Knochen lagen, und eine Menge Töpfe über einander aufgethürmt waren. Als sie ihren Dolmetscher über die Bedeutung davon fragten, erfuhren sie, dieß sey der Hinrichtungsplatz, und erst vor kurzem hätten hier zwei Personen Gift, oder wie sie sagen, Fetisch-Wasser zu sich genommen. Diese Art von Bestrafung scheint in diesen Theilen von Afrika sehr gewöhnlich. Ist jemand eines Verbrechens verdächtig, so zwingt man ihn, eine starke Dosis Schlangengift zu verschlucken. Hierauf wird der Schuldige etwa eine Stunde lang umhergeführt, und man gibt ihm reichlich Wasser zu trinken. Die Wirkungen des Giftes zeigen sich bald: das Opfer wird matt, seine Zunge, mit Speichel bedeckt und sehr geschwollen, hängt aus dem Munde hervor, sein Körper wird aufgedunsen, seine Augen sinken in ihre Höhlen zurück, sein Gesicht wird todtenhaft, und in einer oder anderthalb Stunden macht der Tod seinen Leiden ein Ende. — Die Stadt Eggadschini liegt auf einem hohen Ufer, hinter ihr breitet ein Palmenwald sich aus, und im Hintergrunde, in nordnordöstlicher Richtung, erhebt sich zuerst ein tafelförmiger, dann ein konischer Berg. Ausläufer der Konggebirge. — Oberhalb Eggadschini sieht man 11 große und volkreiche Städte, jede nur einen Steinwurf von der andern. An einer derselben, welche Lusomah heißt, müssen die vorüberfahrenden Kanots dem Steuereinnehmer der Felatahs eine Abgabe von 20,000 Kauris bezahlen. Die genannten Städte stehen unter der Herrschaft Eberesa's, des Königs von Nuffe, welcher rechtmäßiger Herr des Landes, aber den Felatahs tributpflichtig ist.*) Seine Hauptstadt ist Egga, wohin die Alburtah einige Tage später kam; eine große, außerordentlich volkreiche Stadt. Die Hütten stehen eng zusammen, wie man sagt, um das Eindringen der Felatah-Reiterei zu hindern. Hier, wie an andern Orten, hatte Hr. Oldfield eine Menge Kranke zu besorgen, die Hülfe von ihm verlangten, und der König selbst befand sich darunter. Alle bezeigten ihm das größte und unbeschränkteste Zutrauen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notiz.

In der englischen Naturforscherversammlung las ein Hr. Crook ein Memoire vor „über die Einheit der Kohlenniederschläge in England und Wales." Er ging von der Ansicht aus, die Kohlenfelder von England und Wales seyen nicht verschiedene Bassins, sondern diese angeblichen Bassins seyen nur Theile eines viel größern Lagers, die durch das Aufsteigen im spenitischen und Trappfelsen von dem Ganzen losgerissen und emporgehoben wurden. Hr. Crook war der Meinung, daß sie sich auch auf die Kohlenlager in Belgien, dem nördlichen Frankreich und dem nordwestlichen Deutschland ausdehnen.

*) Die Stadt Egga zahlt jährlich 120,000 Kauris.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jacques von G. Sand. — Bruchstück aus dem Trauerspiele Aspasia.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährig 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. C. H. Widenmann.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 October 1837.

Die Mönche des Berges Sinai.

Der ſchon mehrfach erwähnte amerikaniſche Reiſende erzählt hierüber Nachſtehendes:

Nachmittags ging ich im Kloſter herum, es beſteht aus einem unregelmäßigen Viereck von 130 Schritten Länge. Es iſt von der Kaiſerin Helena erbaut, und könnte mehrere hundert Perſonen enthalten; urſprünglich war es auf Vertheidigung berechnet, aber die Nothwendigkeit, es in Vertheidigungsſtand zu erhalten, iſt vorbei, und man ſieht nur noch eine Unzahl verroſteter Flinten in den Waffenkammern und einige kleine Kanonen auf den Mauern. Die Zellen der Mönche ſind bequemer als irgend etwas, das ich im Orient geſehen habe, auf der einen Seite iſt eine ſteinerne Plattform, einen Fuß hoch, auf welche der Mönch ſein Bett ausbreitet. Die Meubles beſtehen aus einem Tiſch, Stühlen, einigen Büchern und dem Fragment eines Spiegels. Der Charakter der Mönche war ein Objekt großer Neugierde für mich. So weit ich beurtheilen konnte, ſchienen ſie vollkommen zufrieden, ſind aber meiſtens Drohnen und Faullenzer; ich meine nicht, daß ſie ſchlimme Leute ſeyen, denn ſie waren meiſtens zu einfach dazu, und hatten keine Verſuchung, und im Grunde iſt eine ſolche negative Tugend wie die ihrige doch in einer raſtloſen und ſchlimmen Welt, wie die unſere, nicht zu verachten. Viele waren ſeit 20 und 30 Jahren im Kloſter, und einer, ein Mann von 105 Jahren, hatte den Herrn ſeit 79 Jahren auf ſeine Art auf dem Berge angebetet. Sie haben einen Bäcker, Schuſter und Schneider unter ſich, ſie verrichten ſelbſt alle ihre häuslichen Arbeiten, haben aber ſonſt nichts zu thun als täglich einmal zu beten. Nichts kann ruhiger, einförmiger und inſipider ſeyn als ihr Leben, und nur die trägſten oder philoſophiſchſten Geiſter könnten es ertragen. Ihre Regel iſt nicht ſtreng, außer daß ſie nie Fleiſch eſſen, aber ich ſah nie geſunder ausſehende Menſchen.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und früh am Morgen ließ mich der Abt einladen mit den Brüdern zu ſpeiſen. Ich fand alle Mönche beim Eſſen, und ſah ſie hier zum Erſtenmal beiſammen; ſie waren, etwa dreißig an der Zahl, meiſtens alte Männer mit langen weißen Bärten, lauter Griechen, und viele von ihnen mit Zügen, ſo ſchön als ſie je der Meißel der Alten gebildet. Die Tafel beſtand aus langen nackten Brettern, alle Gefäße waren aus Metall, und vor jedem lag ein hölzerner Löffel und ein Becher zum Trinken. Eine große Schüſſel mit Bohnen wurde vor jeden Mönch hingeſtellt, und in der Mitte herab ſtanden ſchwarze Oliven, Bohnen in Waſſer, Salat, Eſſig, Datteln und Brod. Alle aßen mit gutem Appetit, aber unter völligem Schweigen. Es war ſonderbar zu ſehen, wie ſie ihren Weg zum Mund durch eine ſolche Wildniß von Bärten fanden, und die Löffel in einer weiten rothen Höhle verſchwanden, ſo daß der Stiel aus einem Buſch von Haaren herausſtand. Der Eßſaal iſt 60 Fuß lang und enthält an einem Ende eine Capelle und einen Altar mit einem Leſepult, an dem während der ganzen Zeit ein Mönch laut aus dem Leben der Heiligen las. Nach dem Eſſen erhoben ſich alle Mönche, traten in Proceſſion vor den Altar, wo zwei von ihnen anfingen Weihrauch zu brennen, hierauf communicirten ſie, und nach dem Gottesdienſt gingen wir alle auf die Terraſſe unter den Schatten einiger ehrwürdigen Reben, ſetzten uns an die Mauer hin, und tranken Kaffee. Das Leſepult wurde herausgebracht, und derſelbe Mönch fuhr noch zwei Stunden fort zu leſen. Ich hatte dieſen Mönch zuvor bemerkt, er hatte mich in die Kirche begleitet, mich in meinem Zimmer beſucht, und ich hatte ihm in ſeiner Zelle den Beſuch zurückgegeben. Er war 55 Jahre alt, ſein Geſicht war von der vollkommenſten Schönheit, und wenn die Sonnenſtrahlen bisweilen durch die Traubenblätter auf ſeine blaſſen marmorartigen Züge und ſeinen ſchwarzen Bart fielen, ſo bildete das Ganze eines der vollkommenen Gemälde, von denen mir bisweilen geträumt hatte. Sein Geſicht war hager und abgehärmt, das Leſen gab ihm eine hektiſche Röthe, und er ſah aus wie ein Mann, der vor der Mitte ſeines Lebens den Becher der Bitterkeit bis auf den Boden geleert hatte. Wenn ich mich nicht irre, hatte er nicht immer ein ſo ruhiges und unſchuldiges Leben geführt, und hätte wilde Abenteuer erzählen können. Er war aus Tenos, ſprach aber italieniſch und kannte die Inſeln und Häfen des ägäiſchen und Mittelmeeres, er redete von den Verſuchungen der Welt und den Gefahren, denen der Mann durch die Liſten des Weibes ausgeſetzt iſt, und von denen das

Kloſter befreie. Die andern Mönche ſagten mir, er ſey im Kloſter zu der Zeit angekommen, wo die letzten Seeräuber aus dem Mittelmeere vertrieben wurden und habe ſich in die Mauern des Kloſters begraben. Er ſey reich und habe Alles dem Kloſter vermacht. Der arme Menſch! ſeine Erben werden nicht lange zu warten haben.

Chineſiſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Unter dieſen Umſtänden, unter ſolchen geſpannten Verhältniſſen nahte die Zeit heran, wo der privilegirte Handel der oſtindiſchen Compagnie mit China, nachdem er gerade zwei Jahrhunderte gedauert hatte, aufhören ſollte. Der 21 April 1834 iſt ein denkwürdiger Tag, nicht bloß in der Geſchichte der oſtindiſch-engliſchen Compagnie und ihres Handels, ſondern auch — wie dieß die Folgezeit lehren wird — in der Geſchichte des chineſiſchen Reiches. An dieſem Tage erloſch das Monopol der Compagnie zu Canton, es ward an dieſem Tage allen engliſchen Unterthanen der Handel nach China frei gegeben. Der Jubel war groß in den Handelsſtädten Englands, aller Speculanten Augenmerk war nun auf China gerichtet: hier hieß es, iſt ein Land von 400,000,000 Einwohnern; hier eröffnet ſich ein unermeßlicher Abzugscanal für unſere Manufacturen. Und welch' eine herrliche Rückfracht! Was gibt es Trefflicheres als Thee, rohe Seide und Gold, welches zu Canton gewöhnlich im Verhältniß zu Europa in niederen Preiſen ſteht. Es wurden deßhalb, noch ehe das Privilegium der Compagnie in der Heimath erloſchen war, einige Schiffe von Liverpool aus nach Canton beordert. Man ſandte ſie zu der Zeit ab, wo man berechnen konnte, daß ſie gerade dann, wann die Herrſchaft der Compagnie zu Ende geht, in China ankommen würden. Die engliſche Regierung ſelbſt ward von der Stimmung der gewinntrunkenen Kaufleute in der Heimath und der unruhigen brittiſchen Gemeinde zu Canton mit fortgeriſſen. Man müſſe nur — dieſe Weisheit ward in einer Menge Gelegenheitsſchriften, in Großbritannien, Indien und China verbreitet und allenthalben angerühmt — man müſſe nur kräftig, d. h. gewaltthätig auftreten, und die chineſiſche Staatsregierung würde und müſſe am Ende ſicherlich nachgeben. Der Handel mit China würde und müſſe in den nächſten Jahren einen außerordentlichen Aufſchwung nehmen. Unter ſolchen Eingebungen, mit ſolchen Geſinnungen wurden die Inſtructionen des königlichen Beamten entworfen, der an die Stelle der oſtindiſchen Factorei in China treten ſollte. Lord Napier ward als erſter Oberaufſeher des brittiſchen Handels in China ernannt. Am 10 December 1833 erhielt er ſeine Beſtallung als Oberaufſeher des brittiſchen Handels in China, und am 15 Julius 1834 landete er mit Familie in Macao. So unbeſonnen und raſch ging man zu Werke, daß man nicht einmal daran dachte, dem Abgeordneten Großbritanniens irgend eine ſchriftliche Beglaubigung für die chineſiſche Staatsregierung mitzugeben. Auch hatte England überdieß dieſer Regierung früher niemals angezeigt, daß man einen Reſidenten nach Canton ſenden wolle. War demnach der Generalgouverneur von Kuang-tong und Kuang-ſi nicht vollkommen berechtigt, zu erklären: Man wiſſe nicht, ob Lord Napier einen officiellen Charakter habe oder nicht? Nach einem Aufenthalte von einigen Tagen ſegelte Napier alsbald, ohne die privilegirte chineſiſche Handelscompagnie davon zu benachrichtigen, nach Canton, um dort in dem Gebäude der ehemaligen Factorei der Compagnie zu reſidiren, und die Geſchäfte als Bevollmächtigter Sr. Majeſtät von Großbritannien zu beginnen. Schon in dieſer Beziehung handelte der Lord gegen das beſtehende, allgemein bekannte Geſetz. Denn nur den fremden Kaufleuten, und dieß nur zur Handelszeit, iſt der Aufenhalt in Canton geſtattet. Alle andern Perſonen, Staatsbeamte, Gelehrte, Miſſionäre und neugierige Reiſende ſind ohne Ausnahme ausgeſchloſſen. Doch Lord Napier ging noch weiter. „Der Oberaufſeher der Unterthanen Sr. Majeſtät von Großbritannien," erklärte er geradezu, „iſt kein Kaufmann, ſondern ein Mandarine, ein Staatsbeamter; er könne nicht, wie die Beamten der oſtindiſchen Compagnie mit der chineſiſchen Handelscompagnie, mit Kaufleuten, die weit unter ihm ſtänden, verkehren. Der Generalgouverneur von Kuang-tong und Kuang-ſi möge deßhalb genehmigen, daß der Abgeordnete des Königreiches England mit ihm in unmittelbare Verbindung trete." „Die Satzungen des Mittelreiches," antwortete die Kreisregierung vermittelſt des Hong, „ſind unwandelbar; man wiſſe wohl, daß es die Weiſe der durch Cultur nicht erneuerten oder nochmals gebornen Barbaren ſey, bald dieß bald jenes zu wünſchen, bald dieß, bald jenes umzugeſtalten. Solcher Wandelbarkeit iſt aber die unerſchütterliche Weisheit des Mittelreiches, iſt das civiliſirte Volk der Erde immerdar abhold geweſen. Die Factorei ſey jetzt, ſo höre man, aufgehoben, und die Männer der Compagnie durch einen Mann des Königs erſetzt worden. Dieß kümmere die Blume der Mitte nicht. Jeder Staat habe das Recht, in ſeinem Lande nach Gutdünken zu ſchalten und zu walten. Man werde von chineſiſcher Seite alle frühern in Betreff des Verkehrs mit Fremden erlaſſenen Verordnungen aufrecht erhalten, und namentlich mit England den Handel ganz auf demſelben Fuße fortbeſtehen laſſen, wie er bis jetzt zur Zufriedenheit beider Reiche betrieben wurde. Unter welchen Bedingungen England ſeinen eigenen Unterthanen den Handel mit dem Mittelreiche erlauben wolle oder nicht, darum kümmere ſich die chineſiſche Regierung durchaus nicht. Man hatte nämlich gegen alles Völkerrecht anfangs von den in Canton nach England und allen brittiſchen Beſitzungen verſchifften Gütern eine Abgabe erhoben — man bedenke, eine Regierung erhebt in einem fremden Staate einen Zoll — von dem man aber auf die Vorſtellung der in dem chineſiſchen und indiſchen Handel betheiligten Kaufleute alsbald wiederum abgegangen iſt. Das Schreiben des Lord Napier an den Generalgouverneur von Canton ward uneröffnet dem Barbarenaufſeher — ſo muß Imu und nicht Barbarenauge, wie die Linguiſten Cantons lächerlich genug dolmetſchen, überſetzt werden — zurückgeſandt. Dem Hong, den Linguiſten und den Comprador's wird überdieß anempfohlen, den Barbaren ihre Unverſchämtheit und ihren Ungehorſam begreiflich zu machen. „Sie," hieß es in

dem Befehle der Kreisregierung," wären ja für das ordentliche Benehmen aller fremden Kaufleute verantwortlich. Belehrt sie deßhalb in ihren Pflichten, machet ihnen klar, was sie der Moral im Allgemeinen, der Würde und den Gesetzen unseres Reichs im Besondern schuldig sind. Haben die Ungehorsamen denn vergessen, daß durch die Gebote der überaus reinen Dynastie den Fremden bloß ein Aufenthalt in Macao gestattet ist, und daß sie nur, um ihre Geschäfte zu betreiben, in der Handelszeit nach der Kreisstadt kommen dürfen! Man wolle aus Mitleiden mit der unwissenden Rohheit, setzte der Generalgouverneur hinzu, die Sache für jetzt nicht genauer untersuchen; nur mögen die Hong darauf achten, daß der fremde Aufseher nicht allenthalben herumgehe, und mit einheimischen Verräthern keine Verbindungen anknüpfe. Sobald aber seine Geschäfte vollendet, müsse er unbedingt nach Macao zurückkehren. Vergebens suchten die Vorsteher der privilegirten Compagnie des Seehandels durch alle Mittel, die ihnen zu Gebote standen, Lord Napier zu bewegen, sich den Verfügungen der Cantoner Regierung zu unterwerfen. Sie sahen sich endlich, da schnell auf einander vier Schreiben des Generalgouverneurs erfolgten, die alle desselben Inhaltes, nur in immer härterer und drohenderer Sprache abgefaßt waren, gezwungen, zu dem Aeußersten ihre Zuflucht zu nehmen. Am 15 August richteten sie ein Schreiben an die englischen Kaufleute in Canton, und erklärten, daß in Folge des Ungehorsams des Lord Napier sie sich in die Nothwendigkeit versetzt sähen, jede Handelsverbindung mit England aufzugeben. Dieß geschah auch den folgenden Tag.

Am 18 August erschien eine neue Bekanntmachung des Generalgouverneurs. Man könne nicht, sagte Lu, mit Sicherheit erforschen, ob Lord Napier ein Beamter oder ein bloßer Kaufmann des Reiches England sey. Doch wolle man nach dem heiligen Wunsche Sr. Majestät, welche die aus der Ferne herkommenden Barbaren mit zartem Mitleiden und großer Menschlichkeit behandelt wissen wolle, noch einige Tage Nachsicht haben, und noch nicht allen Verkehr zwischen England und China aufheben, damit die fremden Kaufleute durch die Handelssperre keinen so großen Verlust erleiden möchten; der fremde Aufseher solle dieß bedenken und sich unterwerfen. Lord Napier ließ diese Frist ebenfalls vorübergehen, und bestand sowohl in einer am 22 August mit untergeordneten chinesischen Beamten gehaltenen Conferenz, als auch in einem neuen Schreiben, worin die Handelsverhältnisse zwischen China und Großbritannien im Sinne der englischen Gemeinde zu Canton dargestellt waren, auf den Rechten, die einem Repräsentanten des Königs von England in einem fremden Lande zukommen. Lord Napier war so übel berathen, daß er selbst die Bewohner des Mittelreiches zum Ungehorsam gegen ihre eigene Regierung zu verleiten suchte. Man berief sich immer auf eine Bekanntmachung des ehemaligen Generalgouverneurs Li von Januar 1831, worin der Wunsch ausgedrückt wurde: es möge nach dem Erlöschen des Monopols der englisch-ostindischen Compagnie von Seite Großbritanniens ein Oberaufseher nach Canton gesandt werden, damit der Handel keine Störung erleide. Man wollte aber einen Kaufmann als Repräsentanten der Kaufleute, an den man sich bei vorkommenden Zwistigkeiten wenden, und den man zur Verantwortung auffordern könnte. Lord Napier behauptete ohne allen Grund, er sey der von China selbst gewünschte, königliche Oberaufseher des englischen Handels, und beschuldigte den Generalgouverneur, daß er aus Unwissenheit und Eigensinn dem Hong erlaubt habe, eine Handelssperre anzuordnen. Eine nothwendige Folge hievon sey, fügte er hinzu, daß Tausende betriebsamer Chinesen, welche von dem europäischen Handel leben, dadurch großen Schaden erleiden, oder ganz zu Grunde gerichtet werden. Dieß Alles geschehe durch die Schlechtigkeit ihrer eigenen Regierung (the perversity of their government). Im Gegensatze zu diesem Verfahren sey der Wunsch der Kaufleute Englands, mit China nach den Principien eines gegenseitigen Interesses zu verkehren, und sie werden, darauf könne man fußen, in ihren Bemühungen nicht nachlassen, bis diese für beide Länder so wichtige Angelegenheit geordnet sey. So wenig wie der Generalgouverneur den Fluß Cantons zurückhalten könnte, so wenig würde er im Stande seyn, den tollen Entschluß (the insane determination) des Hong auszuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Sammlung indischer Götzenbilder.

Die englischen Blätter kündigen den Verkauf einer kostbaren Sammlung von Hindugottheiten in London auf dem Wege der Versteigerung an. Diese Sammlung besteht aus 78 Figuren, die Götter der Hindus vorstellend, in natürlicher Größe. Dieß ist das Erste und vielleicht auch das Letztemal, daß man sich diese vom Ganges gekommenen Schätze verschaffen kann. Die Braminen hatten sich bisher immer und mit Erfolg allen Bemühungen widersetzt, solche Götterbilder nach England zu schaffen. Dieß ist ohne Zweifel die interessanteste und merkwürdigste Sammlung, die man je in England sah, und man glaubte, daß sie zu einem hohen Preise verkauft werden würde. Sie ist auf 5000 Pfd. Sterl. angeschlagen.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

2. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Zweite Nigerfahrt.

(Fortsetzung.)

Am 9 Sept. ankerten sie vor Jofo, wo der Häuptling und die Einwohner durch die Erscheinung des Schiffes so erschreckt wurden, daß ein großer Theil davon in den Wald floh. Doch kamen sie durch ein Geschenk gelockt bald zurück, und für 2800 Kauris versahen sie das Schiff mit hinreichendem Holz für zwei Tage. Der Steuereinnehmer der Felatahs, den sie schon zu Egga getroffen hatten, befand sich auch hier, und Lander übergab ihm ein Neues Testament in der Saharisprache für den König von Raddah, und trug ihm auf, den König anzuzeigen, daß die weißen Männer auf dem Wege nach Raddah sich befänden. Zu Egga trafen sie zum Erstenmale mit Felatahs zusammen; diese trugen weiße Turbans, gleich den Tuarits. Die Turbane sind so um den Kopf gewunden, daß sie eine kleine Mütze einhüllen, und die zwei Zipfel davon Mund und Nase bedecken, so

daß nur die Augen sichtbar bleiben, die ihnen mit den durch Antimonium geschwärzten Augenliedern ein wunderliches Ansehen geben. Sie schienen sehr kluge Leute, und thaten allerhand Fragen an die Reisenden, unter andern auch, zu welchem Zwecke sie gekommen, und ob sie nach Rabbah wollten. Ihre Hautfarbe ist ein wenig lichter, als die der meisten andern Landeseingebornen.

Einige Tagereisen von Rabbah kam ihnen ein Boot entgegen, vom König gesandt, um zu fragen, ob dieß dieselben Christen wären, welche vor etwa zwei Jahren Soccatu besucht hatten (Clapperton und Lander). Es wurde genügende Auskunft gegeben, und ein Bote vorausgeschickt, um den König die freundlichen und friedlichen Absichten der Weißen zu versichern, ein sehr nöthiges Verfahren, denn der König hatte schon Anstalt gemacht, die Stadt mit allen Einwohnern zu verlassen. Am 16 Sept. langten sie vor Rabbah an, das an einer Anhöhe liegt. Am Ufer war eine unermeßliche Menge von Eingebornen versammelt, und je näher sie kamen, desto mehr breitete sich die Stadt mit den um die Vorstädte herliegenden Dörfern vor ihren Blicken aus, und sie begrüßten sie einer vorgängigen Anzeige zufolge mit einigen Kanonenschüssen. Seinen Besuch in der Stadt beim König erzählt Hr. Oldfield folgendermaßen.

„Am folgenden Morgen wurden Pferde für uns gebracht, Lieutenant Allen, Hr. Lander und ich gingen, begleitet von einigen Kru's, ans Ufer, und ich hatte die Freude, der erste Christ zu seyn, der je zu Rabbah landete. Uns voraus ging der Sollitin Mansony, dem eine Anzahl mit Haken und Stöcken bewaffneter Leute folgten; mit den Haken packten sie ohne weiteres jeden um den Hals, der sich vordrängen wollte. Auch führten sie Peitschen aus Flußpferdhäuten, die sie sehr derb auf den Rücken der Eingebornen applicirten, um Ordnung zu handhaben. Wir fanden die Straßen eng, und ausnehmend schmutzig, fast allenthalben lagen Düngerhaufen. Wir kamen zuerst über den Holzmarkt, dann über den Grasmarkt, ebenso waren die Schlachtbänke, der Sklavenmarkt und der Tuchmarkt von einander getrennt; auf dem Ochsenmarkt waren etwa hundert schöne Thiere zum Verkauf ausgestellt. In mehreren Schuppen sah man Sättel, Korallen, Sandalen, Mäntel u. dgl., auch Indigo ward zum Verkauf ausgestellt, und Körbe mit Senna.

„Des Königs Häuser sind etwa 30 bis 40 an der Zahl, und über jedem prangt ein Straußen-Ei; sie liegen etwa anderthalb Meilen vom Wasser, und sind von einer hohen Mauer eingeschlossen. Nachdem wir durch mehrere Wohnungen gekommen waren, wies man uns in einen ganz nackten Raum, in dessen einer Ecke ein weißes Pferd stand, das wir schon den Tag vorher vor der Stadt gesehen hatten. Das äußere Zimmer war das Palaver-Haus, wo sich die Fürsten versammeln. Als wir durchgingen, saßen deren etwa hundert da mit nach türkischer Weise gekreuzten Beinen, und eine große Anzahl Araber befand sich bei ihnen. Sie waren sehr ordentlich gekleidet, und alle trugen ein Stück weißen Musselin um den Kopf, dessen eines Ende sie über den untern Theil des Gesichts zogen, so daß nur die Augen verfahen. Ueber das Aussehen des Königs waren wir sehr betroffen, und es verging eine geraume Zeit, ehe wir entdeckten, wer denn eigentlich Se. Majestät sey. Erst sagte man uns, die Person vor uns sey des Königs Mund, endlich aber entdeckten wir Se. schwarze Majestät in der Person Osmans, Sohnes von Mallam Dendo. Er trug ein sehr gewöhnliches Oberkleid mit einem Stück Musselin über Mund und Nase, das er nie wegzog, sondern darunter vor sprach; seine Augen, fast das einzige, was man von ihm sah, waren dunkel und durchdringend. Nahe bei ihm waren seine Sandalen und ein silbernes Gefäß voll Goranüssen, wovon er mit freigebiger Hand austheilte. Sein Benehmen war würdig und imponirend, seine Unterredung frei und leicht, seine Bemerkungen verständig. Er schien sehr gut unterrichtet, und sein Benehmen zeigte den Hofmann.

„Dem Hause gegenüber, in welchem wir saßen, war eine andere zwei Stock hohe Wohnung, an deren oberem Fenster zwei schöne Fellatah-Mädchen sich befanden, welche lachten, und mir einige Stücke Blei zeigten, die zur Form eines Dollars ausgeschlagen waren, und die sie als Ringe an den Fingern trugen. Sie wünschten ohne Zweifel Silbergeld, allein unglücklicher Weise waren wir mit keinem versehen. (Silber ist nämlich ein zu Zierrathen im Innern Afrika's sehr hochgeschätztes Metall.) Während der Audienz kamen mehrere Weiber des Königs herbei, und guckten nach uns; wenn sich aber einer zufällig oder absichtlich umdrehte und sie bemerkte, liefen sie lachend davon. Die zahlreichen und werthvollen von uns mitgebrachten Geschenke wurden fortgetragen und in ein anderes Gemach gestellt; der König würdigte sie kaum eines Blicks, indem man hier glaubt, er vergebe sich von seiner Würde, wenn er auf die ihm gegebenen Geschenke Acht hat. Wir erfuhren, daß sich noch drei oder vier andere gleich mächtige Personen hier befänden, denen wir gleichfalls Geschenke machen müßten.

„Als die Audienz oder das Palaver vorüber war, verabschiedeten wir uns von dem König, und wurden in die Wohnung von Mallam Musa, einem ältlichen und sehr guten Manne geführt. Er hieß uns auf eine Matte niedersitzen, gab uns Goranüsse, und schwatzte und lachte offen mit uns. Er saß unter 30 bis 40 andern Personen, worunter mehrere Araber, von denen namentlich zwei oder drei mir als trotzige, übelaussehende Leute auffielen, denen die Bärte bis an den Gürtel reichten. Nachdem wir bei dem Mallam etwa eine halbe Stunde geblieben waren, wurden wir zu dem Sollitin Yiti, oder Kriegskönig, geführt. Der Weg führte über einen Marktplatz, wo bei der augenscheinlich ungemein zahlreichen Bevölkerung Rabbahs ein ungeheures Gedränge entstand. Wir fanden Sollitin Yiti auf einem Leopardenfelle sitzen, und etwa 20 Menschen um ihn her. Er hat ein sehr wildes Aussehen und ist von den Blattern stark zerrissen; seine Züge sind keineswegs einnehmend, und wir verließen ihn bald. — Im Laufe des Tages schickte er nach einigen Sammetmustern, lud mich häufig zu sich ein, und so oft ich kam, brachte er einige seiner Weiber oder seiner Freunde herbei, daß ich ihnen Arznei geben solle."

An den folgenden Tagen wurden einige Waaren ans Ufer geschickt, um zu versuchen, ob sie Käufer fänden; es wurden aber vorerst nur 2000 Kauris eingenommen. An den folgenden Tagen ging es jedoch besser: sie kauften 93 Pfd. Elfenbein für 7000 Kauris und 36 Medaillen, die auf die Krönung Wilhelms IV geschlagen worden waren; auch später gingen diese Medaillen sehr gut ab, kamen aber zum Theil wieder zurück, als die Eingebornen beim Durchbohren bemerkt hatten, daß sie nicht ganz von Silber seyen. Durchbohrte Silbermünzen als Ringe an den Fingern zu tragen, scheint ziemlich allgemeine Sitte.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 11.)

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

21 October 1837.

Aerzte und Krankheiten in Paläſtina.

Die meiſten Aerzte in Paläſtina ſind Araber, die nicht den mindeſten wiſſenſchaftlichen Unterricht genoſſen haben, und ſie genießen auch in ihrem eigenen Lande ſo wenig Zutrauen, daß ſie nur von den unterſten Claſſen zu Rathe gezogen werden, und auch von dieſen nur dann, wenn es nicht möglich iſt, den Rath eines europäiſchen Arztes einzuholen. Zu Leda, jetzt Lyd, welches 30,000 Einwohner zählt, ungerechnet 1000 Aegyptier, die daſelbſt in Beſatzung liegen, iſt mit Ausnahme eines dem Armeecorps zugegebenen Franzoſen kein Arzt, der einiges Zutrauen verdiente. Zu Beirut, einer Stadt ſo groß wie Leda, aber in einem viel bevölkerteren und fruchtbarern Lande, ſind außer einem Neapolitaner, Namens Rinaldi, und einem Griechen aus Salonik, Namens Partiti, nur arabiſche Aerzte, die einige der bekannteſten Arzneimittel, wie Jalappa, Calomel und Brechwurz, aber in ſehr bedeutenden Doſen anwenden: von Jalappa z. B. geben ſie eine bis zwei Drachmen, von Brechwurz vier Gran, und Calomel in ähnlichen Doſen; *) Ricinusöl geben ſie niemals weniger als drei Unzen und oft weit mehr. Die Schwierigkeit, ärztliche Hülfe zu finden, iſt in dieſem Lande ſo groß, daß manchmal bei den dort ſich aufhaltenden amerikaniſchen Miſſionären die Eingebornen zu Pferde ankommen, und anhalten, um ſich den Puls fühlen und eine Arznei verſchreiben zu laſſen. Alle Europäer gelten für mehr oder minder eingeweiht in die Geheimniſſe der Heilkunſt. Zu Tripoli, einer Stadt von 15,000 Einwohnern, iſt gar kein europäiſcher Arzt, zu Jaffa ein einziger, ein Neapolitaner, und dieſer befindet ſich erſt ſeit einigen Jahren dort, hielt ſich aber ſchon lange im Lande auf. Jeruſalem, welches 30,000 Einwohner zählt, iſt nicht beſſer mit Aerzten verſehen, als die übrigen Städte Paläſtina's. Der einzige Arzt, welcher dieſen Namen verdient, iſt ein Chirurg von Ibrahims Armee, alle andern ſind Araber, die nicht minder unwiſſend und habſüchtig ſind, als die in andern minder bedeutenden Städten. Dieſer Mangel an Aerzten in einer ſo wichtigen Stadt iſt Urſache, daß eine Menge Pilgrime und Reiſende ſterben.

Die gewöhnlichſten Krankheiten in Paläſtina ſind Fieber, Dyſenterie, Pocken, Lungenaffectionen, Peſt und Augenkrankheiten; die Peſt ſchleicht oft unter den armen Claſſen fort, ohne daß man etwas davon erfährt. Die Fieber ſind theils intermittirend, theils anhaltend, und namentlich den Fremden verderblich; ſie ſind beſonders zu Tripoli häufig, wo ſie ſich freilich leicht durch einen ſtarken Bach erklären laſſen, der vom Fuße des Libanon nach der Stadt läuft, und hier zum Theil ſtagnirend wird, denn er theilt ſich in zahlreiche Arme, welche das zur Bewäſſerung der Gärten nöthige Waſſer liefern; die Bevölkerung iſt nicht, wie zu Beirut, in der Gegend umher zerſtreut, ſondern im Innern der Stadt angehäuft.

Von allen Krankheiten im heiligen Lande iſt die Augenkrankheit ohne Widerſpruch die verbreitetſte, und in Wahrheit ein öffentliches Unglück. Man kann nicht ausgehen, ohne auf jedem Schritte auf Blinde oder mit Trübung der Hornhaut, (albugo), Flecken auf derſelben oder Leukomen behaftete Leute zu treffen. Gegen Süden ſind die Augenkrankheiten noch weit häufiger als gegen Norden. Es iſt keine Uebertreibung, wenn man ſagt, daß wenigſtens die Hälfte der Einwohner von Ramla mit Augenkrankheiten behaftet ſind. Die ſo zahlreichen Fälle von Ophthalmie und Verluſt der Augen müſſen den unermeßlichen Sandwüſten, welche das Land umgeben, der Einwirkung der glühenden Sonne auf die Augen, dem Turban oder der Kopfbedeckung ohne Rand, dem Mangel an ärztlicher Hülfe und endlich dem Wehen des Sciroco zugeſchrieben werden; dieſer Wind iſt ſo warm, ſo austrocknend, und führt einen ſo feinen Staub mit ſich, daß ſelbſt wenn man bei Nacht marſchirt, man beim Sonnenaufgang oft entzündete Augen hat.

*) Zu Aleppo z. B. bekam ein junger Arabier zwei Jahre lang täglich 4 Gran Calomel.

Chineſiſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Die Geduld des Generalgouverneurs war nun zu Ende. Es erſchien alsbald am 2 September ein neuer Befehl der Kreis-

regierung, wodurch aller Handel, alle Verbindung mit den englischen Kaufleuten verboten, und allen Eingebornen, mögen sie Dolmetscher, Compradors oder Diener seyn, es zur Pflicht gemacht wurde, die Factoreien der englischen Barbaren zu verlassen. „Wer widerstrebt, wird als Verräther an Kaiser und Vaterland betrachtet und rücksichtslos bestraft werden.“ Ein panischer Schrecken ergriff alle mit den Engländern in Verbindung stehenden Chinesen. Der Hausmeister gab sein Amt auf, der Koch verließ die Küche, und jeder Diener seinen Herrn. Die reichen, stolzen, englischen Kaufherren zu Macao und Canton mußten sich nun selber bedienen, und froh seyn, daß die portugiesische Municipalbehörde sich der Verlassenen annahm, und eine Anzahl Matrosen zum Dienste der ihrer ganzen Dienerschaft beraubten englischen Handelsherren beorderte.

Die englische Gemeinde zu Canton und Macao ist aber keineswegs unter sich selbst einig. Ein Theil derselben bekümmert sich wenig oder gar nicht um die politische Stellung, welche England der chinesischen Regierung gegenüber sich anmaßen oder behaupten will. Diese dissentirenden Engländer unterwerfen sich, wie ehemals die Holländer und heutigen Tags die Amerikaner, allen Anordnungen, welche die chinesische Staatsregierung zu ihrer eigenen Sicherheit oder bloß zur Befriedigung ihrer Eitelkeit treffen möchte. Diese Unterthanen Großbritanniens wollten nicht, wie der Generalgouverneur richtig vermuthete, durch das eigenmächtige Betragen des Lords ihr Capital aufs Spiel setzen. Sie wären bloß Kaufleute, sagten sie, und hätten nicht im Sinne, die Verwaltungsmaximen des chinesischen Staates zu ändern. China möge nach Gutdünken in seinem eigenen Lande so oder anders verfahren; es möge gegen Fremde sich dieser oder jener Ausdrücke bedienen, ihren Aufenthalt im Mittelreiche auf diese oder andere Weise beschränken, — sie seyen Kaufleute, die des Gewinnstes wegen nach Canton gekommen sind, und bekümmern sich bloß um ihre eigenen Handelsangelegenheiten. Diese Kaufleute, an die sich alle Parsi Indiens, die mit China Handel treiben, anschlossen, sandten eine Bittschrift an das Obermauthamt, und baten auf herkömmliche Weise, daß es ihnen wie den Kaufleuten anderer Nationen erlaubt würde, mit der Blume der Mitte auf dem Grunde der ehemaligen Verordnungen und einheimischen Gesetze zu verkehren. Die Parsi-Kaufleute stellten überdieß dem Lord vor, daß sie die Verluste, welche ihre Committenten in Indien durch die Handelssperre erleiden, unmöglich tragen könnten. „Wo wir immer hinsehen,“ sagten sie in einem Schreiben an Lord Napier vom 10 Sept. 1834, „erblicken wir, sofern die Verhältnisse, unter denen wir jetzt leben, noch einige Zeit fortdauern, Elend und Verderben.“ Unter allen diesen Umständen blieb die chinesische Kreisregierung fest und beharrlich. Auf die Bittschrift des dissentirenden Theiles der englischen Gemeinde erwiederte das Mauthamt: „die schwierigen Verhältnisse, unter welchen jetzt der englische Handel mit der Blume der Mitte leide, seyen bloß, wie allgemein bekannt, durch die Widersetzlichkeit des Barbarenvorstandes veranlaßt worden. Sobald Lord Napier einen Paß verlange, um nach Macao zurückzukehren, sobald die englischen Kriegsschiffe, welche trotz des von den chinesischen Forts unterhaltenen Feuers, das sie tüchtig erwiederten, gegen Whampo hin gesegelt wären, den Cantonfluß (Tschu-kiang) verlassen haben, dann und erst dann würde der Handel mit China von neuem erlaubt werden.“ Dasselbe sagten die Hong den Parsi-Kaufleuten in einer Conferenz, welche in der Halle der chinesischen Compagnie gehalten wurde. Es ward überdieß bemerkt, daß wenn Lord Napier künftig zur Handelszeit von Macao nach Canton kommen wolle, er, wie dieß bis jetzt Sitte war, vermittelst einer bei dem Hong eingereichten Bittschrift darum nachsuchen müsse. Lord Napier gerieth durch diese eigenmächtigen Schritte einiger englischen Kaufleute und der unter Großbritannien stehenden Parsi in die größte Verlegenheit. Durch den geheimen Rathsbefehl und seine Instructionen war ihm ausdrücklich Canton als Aufenthalt angewiesen. Sein Verweilen daselbst drohte nun entweder einen ernstlichen Bruch zwischen England und Canton herbeizuführen, oder doch wenigstens unberechenbare Verluste den Engländern und allen Unterthanen Großbritanniens. Unter diesen traurigen Verhältnissen entschloß sich der Lord, der schon seit dem Beginn des Monats September kränkelte, der Nothwendigkeit nachzugeben und einen Paß nach Macao zu verlangen. Er wolle nicht, daß die Kaufleute durch einen Streit, der bloß persönlicher Natur sey, zu Schaden kämen; er wolle deßhalb für jetzt nachgeben, in der Hoffnung, daß der Tag einst anbrechen werde, in welchem er durch eine Kraft, der nichts widerstehen könne, auf den Standpunkt erhoben werde, der ihm von Gott und Rechts wegen als einem Abgeordneten der vereinigten Reiche gebühre.

Die englischen Kriegsschiffe segelten, auf einen Befehl des obersten Vorstehers des brittischen Handels in China, außerhalb der Tigermündung. Lord Napier erhielt alsdann, vermittelst des Arztes der ehemaligen Factorei der ostindischen Compagnie, Hrn. Colledge, am 21 September einen in gewöhnlicher Form abgefaßten Paß, um in der innern Passage über Hiang-schan nach Macao segeln zu können. Die Provincialregierung Cantons traf ungewöhnliche Vorkehrungen. Es wurden eine Menge bewaffneter Boote, in denen Militär- und Civilbeamten sich befanden, beordert, um den kranken Lord auf alle Weise zu bewachen und zu ärgern. Man mußte unterwegs an verschiedenen Orten halbe Tage lang liegen bleiben. In Hiang-schan ward die Flottille sogar vom 23 bis zum 25 Sept. zurückgehalten, während welcher Zeit die Chinesen mit ihren Gong und andern die Ohren zerreißenden und Nerven erschütternden Instrumenten einen gräulichen Lärm machten. Vergebens beschwerte sich der Arzt, der alle Verhandlungen zwischen dem Lord und den chinesischen Staatsbeamten leitete, über dieses tückische Verfahren der menschenfreundlichen, mitleidigen Blume der Mitte; vergebens erklärte er, daß die Krankheit des Lords stündlich zunehme und ihm am Bord des Schiffes die unter diesen Verhältnissen nothwendigen Arzneimittel fehlten. Es half alles nichts. Man brauchte zu der Fahrt von Canton nach Macao, die gewöhnlich in 21 Stunden zurückgelegt wird, sechs volle Tage. Lord Napier kam sehr krank in Macao an, und alle Mittel der Kunst waren unvermögend, ihm wiederum aufzuhelfen. Er starb daselbst am 11 October 1834.

Als der Generalgouverneur Lu den Tod des Lords Napier

durch die officielle Anzeige des Hong erfahren hatte, befahl er der chineſiſchen Compagnie, den engliſchen Kaufleuten folgende Eröffnung zu machen: Es war bis jetzo Sitte, daß, wenn die engliſchen Kaufleute irgend ein officielles Geſchäft mit China hatten, dieſes vermittelſt des erſten Supercargo der Compagnie erledigt wurde. Nun hat aber die Compagnie aufgehört, und man ſieht ſich vergebens nach einem Beamten um, an den man ſich bei gewiſſen Gelegenheiten wenden könnte. Es iſt deßhalb vonnöthen, daß eure ehrenwerthe Nation einen der Geſchäfte kundigen Mann aufſtellt, der im Stande ſey, die Pflichten eines Anführers und Leiters zu übernehmen. Sendet deßhalb ein Schreiben in euer Vaterland und verlanget, daß man einen der Geſchäfte kundigen Handelsvorſteher hieher ſende. Es iſt ungeeignet, einen Barbarenvorſteher zu ernennen und dadurch allerlei Hinderniſſe und Schwierigkeiten herbeizuführen. Bis aber ſolch ein Handelsvorſtand nach Canton komme, bitten wir euch, einen Mann des Vertrauens aus eurer eigenen Mitte zu wählen, mit dem wir uns über alle öffentlichen Geſchäfte benehmen können.

Viele Mitglieder der engliſchen Gemeinde zu Canton und Macao, welche ihre in der That höchſt unangenehme Lage, in der ſie ſich in China befinden, gewaltſam ändern oder verbeſſern wollten — Leute, die da früher glaubten, man dürfe nur den Chineſen mit Ernſt und Feſtigkeit entgegentreten, um Alles von ihnen zu erhalten — dieſer Theil der engliſchen Gemeinde zu Canton ward nun durch den mißlungenen Verſuch des erſten königlichen Vorſtehers des brittiſchen Handels zu Canton ſchmerzlich betroffen. Gränzenlos war der Groll, den man gegen China und ſeine Staatsbeamten im Herzen hegte. Früher ſchon, gegen das Ende des Jahres 1830, ſandte man eine Petition an das Parlament, bittend, das Mutterland möge es nimmer dulden, daß ſeine Söhne von dem barbariſchen China mit Schmach und nnd Verachtung behandelt würden. Auf die Bemerkungen des Sir Georg Staunton und einiger andern, der chineſiſchen Verhältniſſe kundigen Männer, blieb dieſe aus Unkunde und Gereiztheit hervorgegangene Bittſchrift unbeachtet, und ward auf die Seite gelegt.

(Fortſetzung folgt.)

Wiſſenſchaftliche Reiſe nach Skandinavien.

Hr. Gaimard, derſelbe, welcher mit dem Schiffe la Recherche nach Island ging, hat von der franzöſiſchen Regierung den Auftrag erhalten, eine neue wiſſenſchaftliche Reiſe nach Skandinavien zu unternehmen. Unter andern Aufträgen verlangt das Muſeum, daß er Probeſtücke von allen Felsarten Norwegens und Schwedens, die er ſich verſchaffen könne, eine Reihenfolge von Trilobiten aller Gattungen und Arten, ſo weit man ſie in dieſen Ländern kennt, Bruchſtücke der Felsarten Lapplands, namentlich aus dem Norden, und für die vergleichende Anatomie Skelette des Narwals, Elenthiers, des Vielfraßes, und die Köpfe von braunen und andern Landbären mitbringen ſolle.

Chronik der Reiſen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

2. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Zweite Nigerfahrt.

(Schluß.)

An einem Nachmittag ließen ſich Allen, Oldfield und Lander nach der Inſel Zagoſchie hinüber rudern, und wurden dort bei dem Soldatin Becken Roa, oder König des dunkeln Waſſers, aufgeführt. Er war ein ältlicher Mann, und klagte viel über Unwohlſeyn. Da der Fluß hoch ging, ſo war Zagoſchie faſt überſchwemmt, und viele Hütten ſchon weggeriſſen. Selbſt in der beſten Jahreszeit iſt es ein niederer, ſumpfiger Ort, ſcheint aber großen Handel zu haben, und die meiſten in Rabbah zum Verkauf ausgeſtellten Artikel werden auf dieſer Inſel fabricirt. Der Handel der Reiſenden ging nicht ſonderlich von Statten; die Könige verlangten viele Waaren, und wollten nicht zahlen, ein Schickſal, das ihnen jedoch nicht allein zufließ, denn manchen Arabern, die ſich des Handels wegen hier befanden, ging es nicht beſſer, und einer derſelben, der drei Jahre vorher einige ſchöne Pferde an einen der Könige verkauft, und immer vergeblich das Geld verlangt hatte, ſtarb endlich plötzlich an Gift. An einen bedeutenden Handel war ohnehin auch nicht wohl zu denken, theils weil die Araber, die allem Anſcheine nach hier den Großhandel führen, ſich eiferſüchtig auf die Handelsunternehmung der Europäer zeigten, theils weil man ihnen bald abſichtlich kein Elfenbein mehr zukommen ließ, um ſie aufzuhalten. Ueberdieß mußte man auch an eine baldige Abreiſe, und zwar flußabwärts denken, denn das Waſſer im Strom fiel, und es hatte ſich ein Sprung im Cylinder der Dampfmaſchine gezeigt, ſo daß man nicht wagen durfte, ſie ſtark zu heizen, den Plan, nach Buſſa hinaufzugehen, mußte man alſo aufgeben.

Hr. Oldfield faßt ſeine Nachrichten über Rabbah und das umliegende Land in Folgendem zuſammen:

„Rabbah hat eine Bevölkerung von nahe an 40,000 Seelen; Eingeborne aus Buſſa, Yarriba, Jbodo und den Nufe-Ländern; ſie ſind theils Heiden, theils Muhammedaner. Die einzige Moſchee, die ich zu Rabbah ſah — obgleich noch drei andere da ſeyn ſollen — war in einem großen von einer hohen Mauer eingeſchloſſenen Viereck erbaut; ſie iſt zum Theil gedeckt, und kann etwa 2000 Perſonen faſſen. Die Felatahs von Rabbah leben von der Plünderung ſchwacher Städte in der Nähe und Ferne; ſie ſind etwa 5′ 10″ groß, ſehr aufrecht und muskulös, haben kleine Köpfe, und ohne Unterſchied wolliges Haar; ihre Geſichtsfarbe iſt etwas heller, als die der Bewohner der benachbarten Städte, ſie haben kleine Naſen, dünne Lippen, einen ziemlich ſchönen Mund und einen ſehr verſtändigen Ausdruck des Geſichts. Rabbah wird von einem König und mehreren älteren Mollams regiert.*) Ehe etwas Entſcheidendes unternommen wird, muß der König einen Rath der Mollams und ſonſtigen Vornehmen berufen. Fällt ein Kriegszug glücklich aus, ſo wird die Beute getheilt, wobei ſich natürlich der König den größten Theil vorbehält.

„Bei unſerem erſten Beſuche war es eine ziemlich ſchwierige Sache, den König herauszufinden, da es afrikaniſche Politik iſt, ihn vor den

*) Es ſcheint, daß der König, ſo wie er älter wird, abtritt, und in die Reihe der Mollams übergeht, denn während der Anweſenheit der Expedition ſtarb Mollam Dendi, der Vater des Königs Obman, in ſeinem 115ten Jahre.

Fremden zu verbergen, bis man weiß, ob sie in friedlicher Absicht kommen. Zu diesem Zweck stellt man mehrere Häuptlinge vor, als stünden sie dem König an Macht gleich, um für jeden Geschenke zu erhalten, die dann nachher getheilt werden. Osiman, der gegenwärtige König, galt für einen großen, glücklichen Krieger, und steht bei seinen Soldaten in Achtung. Raddah zahlt Tribut an Sultan Bello von Soccatu, der manchmal Soldaten schickt, um die Armee von Raddah auf ihren Raubzügen zu unterstützen. Der König von Raddah kann 5000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk stellen, und kauft täglich Pferde, um seine Truppen zu vermehren, welche mit Speeren und vergifteten Pfeilen bewaffnet sind, die sie mit nie fehlender Sicherheit auf große Entfernungen abschießen; auch tragen sie Messer, die sie am Handgelenke fest binden, und Säbel, die nachlässig über die linke Schulter geworfen sind; letztere kommen durch Araber aus Tripoli. Feuergewehre fürchten sie sehr. Die Armee besteht aus Sklaven, denen man unter der Bedingung, daß sie die Waffen tragen, die Freiheit schenkt. Im Winter oder der nassen Jahreszeit treiben sie die gewöhnlichen Beschäftigungen; im Sommer aber ziehen sie sich aus allen Theilen von Soccatu, Hussa und Kano zusammen; sie marschiren sehr schnell, überfallen die sorglosen Einwohner und selten mißlingt es ihnen, hunderte von Gefangenen, sowohl als Vieh, Pferde u. dergl. mit fortzuschleppen. Die Sklaven werden an die Araber verkauft, manche auch in den Städten längs dem Quorra, von wo sie häufig in die Hände von spanischen Sklavenhändlern gelangen. Die Felatah-Armee von Raddah wird von mehreren Borunesen commandirt.

„Die schönsten Pferde bringen die Araber aus Soccatu, es sind lauter Hengste, und fähig, große Strapazen zu ertragen. Ein weißes Pferd, das dem König gehörte, und auf der einen Seite des Gemachs, worin wir unsere erste Audienz hatten, Gras fraß, ist ein herrliches Thier, etwa 16 Faust hoch, und würde in England 150 Guineen kosten. Die Pferde zwischen Raddah und Iddah, welches letztere die erste Stadt ist, worin man sie in größerer Anzahl trifft, sind ein weit kleinerer Schlag, aber sehr sicher auf den Füßen; man kauft sie auf dem Jeccoy- (oder Beccau-) Markt um 60,000 Kauris (5000 Pfd. Sterl.). Die Sättel sind nach türkischer Art hinten und vorn hoch, mit Baumwolle ausgestopft und mit gefärbtem Schafleder überzogen.

„Raddah treibt einen sehr ausgedehnten Handel, und könnte bei seiner günstigen Lage inmitten eines volkreichen Landes — Soccatu, Kano und das Land Hussa liegen gegen Osten, Yarriba gegen Westen — sehr bedeutend werden. Die Araber treiben einen bedeutenden Handel mit Pferden, Eseln, roher Seide, rothen Mützen aus Tripoli, Armbändern und Trona (ein Carbonat von Soda), welches theils als Salz, theils als Arznei gebraucht, theils dem Vieh gegeben wird; pulverisirt steckt man es, mit Schnupftabak gemischt, zu ganzen Händen voll in den Mund, so daß es die Leute am Sprechen hindert. Das Land umher erzeugt Yams, Zwiebeln, Durra, Giro (eine Art Hirse), Mais, Reis und süße Kartoffeln. Kühe, Schafe, Ziegen und Geflügel gibt es in Menge. Sie handeln mit Elfenbein, Indigo, Straußen-, *) Kameelen-, Leopardenfellen und Wachs, welchesletztere die Mollams bereiten. Nach der Menge des Honigs zu schließen, den die Eingebornen verzehren, könnte man Wachs sicher in großen Quantitäten sammeln. Karawanen von Kaufleuten, Araber aus Tripoli, Soccatu, Kano und dem Hussa-Lande kamen während unseres Aufenthalts zu Raddah an. Mehrere der Araber kannten den englischen Consul zu Tripoli, und gaben an, die Reise dahin erfordere 9 Monate. — Sennablätter werden in bedeutender Menge in großen Calebassen verkauft. Ich fragte die Araber, ob sich Gummi im Lande finde, und zeigte ihnen zugleich ein Stück Acacia-Gummi, worauf sie antworteten: „im Ueberfluß gegen Osten."

„Die Meinung mehrerer verständiger Araber über den Quorra und seinen Lauf war, er fließe durch zwei Länder, Nufie und Ibbodo, und nachher ostwärts in den See Tschad; mehr als 5 oder 6 Flüsse strömten in verschiedenen Richtungen in und aus dem See. Sie wollten mir nicht glauben, als ich ihnen sagte, daß der Quorra nicht in den Tschadsee, wohl aber, daß der Shary (Tschadda) in den Quorra fließe. — Tombuctu wird als eine große Manufacturstadt beschrieben, die entfernt vom Quorra liege, aber durch einen Creek, der am Fuße der Stadt hinfließt, mit demselben in Verbindung stehe. Die Bevölkerung soll ungeheuer seyn, und Mauren und Araber in großen Karawanen dahin kommen, und auch englische Manufacturwaaren hinbringen."

Am 2 Oct. fuhr die Alburkah wieder von Raddah ab, ohne von dem Könige Zahlung für die gelieferten Waaren erhalten zu haben, und am zweiten Tage stieß ihnen ein Felatah-Steuereinnehmer auf, den sie gefangen und ihm 26,000 Kauris abnahmen, so daß sie nur mit 134,000 im Rückstande blieben, und auch diese wurden später auf ähnliche Weise gewonnen. Der Felatah gestand, es sey die Absicht des Königs und der Häuptlinge gewesen, alle Weißen ans Ufer zu locken und zu vergiften, und sich dann des Dampfboots zu bemächtigen. Die Eingebornen drückten mehr als Einmal den Wunsch aus, daß die Weißen gegen die Felatahs einen Krieg unternehmen möchten. Grund war freilich dazu genug vorhanden, denn Osiman hatte schon vor der Ankunft des Dampfboots zu Raddah Befehl gegeben, die beiden Dampfboote zu Addacudah (unterhalb der Einmündung des Tschadda) anzugreifen, aber der Sollikin Miki hatte die Schiffe so groß gefunden, daß er keinen Angriff wagte. Man muß die Felatahs nicht für besonders muthiger halten, als die andern Neger; ihre Erfolge danken sie größtentheils auch dem Trug und Verrath, und dem Umstande, daß sie minder abergläubisch sind, als ihre Nachbarn.

Einen Monat nach der Abfahrt von Raddah, nämlich am 2 November, langte die Alburkah zu Fernando Po an.

*) Hr. Oldfield erhielt einen aus zwei Straußenfellen gemachten Sattel, der sich sehr prächtig ausnahm.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Jacques.** Von G. Sand. (Fortsetzung.) — **Bruchstück aus dem Trauerspiele Aspasia.** (Schluß.)

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. für Diejenigen, welche das Ganze nicht halten, abgegeben werden; es beträgt für die Mauthen des Auslandes jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Digitized by Google

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1837.

Ueber die Vertheilung der Vögel in Südamerika.

Hr. d'Orbigny las in der französischen Akademie der Wissenschaften ein Memoire vor, das manche sehr interessante Bemerkungen enthält; freilich umfaßt es nur den Strich zwischen dem 11° und 45° S. Br., doch ist auch dieser schon bedeutend genug. Er theilt ihn in drei Zonen: erstens vom 11° bis 28°, zweitens 28° bis 31° und drittens von 34° bis 15°; eine zweite Abtheilung in Höhezonen ist folgende: erstens von 0 bis 3000′, zweitens von 5 bis 11,000 und drittens von 11,000 und darüber.

Die erste Zone bietet 210 Arten, was im Vergleich mit der Gesammtzahl der in den drei Zonen beobachteten Arten (395) zwei Drittheile ausmacht; der Verfasser schreibt diese große Zahl der Mannichfaltigkeit der Vegetation und der großen Anzahl von Insecten in dieser Zone zu; von diesen 240 Arten halten sich 51 auch auf den Bergen auf, welche nicht über 3000′ Höhe über dem Meeresspiegel haben.

Die zweite Zone enthält 72 Arten, eine Zahl, welche hinreichend zeigt, wie sehr sich die Thierarten vermindern, je weiter man gegen Süden kommt; sie ist auch in der That nur ein Fünftel des Ganzen und etwas weniger als ein Drittel der Arten in der ersten Zone. Hr. d'Orbigny schreibt diese Verminderung dem großen Wechsel in der Bodenfläche zu, welcher in seinen Erzeugnissen viel gleichförmiger geworden ist. Von diesen 72 Arten findet man 29 auch unter dem 15° Br. (also in der ersten Zone der Flächenausdehnung noch) auf Bergen, die 5 bis 11,000′ über dem Meeresspiegel, also in der zweiten Höhenzone liegen.

In der dritten Zone der Breite nimmt die Zahl der Arten noch schneller ab; sie beträgt nur noch 37 und ist im Vergleich mit der ganzen Zahl nur noch ein Eilftel, im Vergleich mit der ersten Zone etwas weniger als ein Siebentel, und selbst von der zweiten Zone nur die Hälfte. Auch diese Verminderung ist eine Folge der Veränderung in der Vegetation, welche ärmlich und sehr wenig mannichfaltig geworden ist. Von den 37 Arten von Sperlingen in dieser Zone finden sich acht auch auf den Anden unter den Tropen in einer Höhe von mehr als 11,000′, ein Beweis, daß die Veränderungen in den Verhältnissen so ziemlich dieselben sind, man mag sich nun den Polen oder den Gipfeln der Berge nähern.

Um zu beweisen, daß die Verminderung der Sperlinge auf dieselbe Art statt findet, man mag nun höher aufsteigen über den Meeresspiegel oder in höhere Breiten vordringen, vergleicht d'Orbigny die drei Höhezonen. Die erste von 0 bis 3000 über dem Meere unter 15° S. B. enthält 83 Arten, wovon 51 auch in die Ebene herabkommen; die zweite von 5 bis 11,000′ unter demselben Breitegrad enthält 22 Arten, von denen 8 auch zwischen 31° und 43° S. B., also in der dritten Breitenzone vorkommen.

Hr. d'Orbigny faßt diese Vertheilung folgendermaßen zusammen. Vierzehn Arten sind allen Temperaturzonen gemeinschaftlich, 18 Arten der zweiten und dritten, und 21 Arten der ersten und zweiten, 329 Arten sind auf bestimmte Zonen angewiesen. Von der Gesammtheit ist somit nur etwa ein Siebentel nicht auf bestimmte, sich entsprechende Zonen der Höhe und Breite beschränkt.

Der Verfasser vergleicht sodann die Arten der Sperlinge, die jeder Seite der Anden eigenthümlich sind, und findet 374 auf dem Ost-, und nur 16 auf dem Westabhang, was sich wohl am natürlichsten aus der geringen Ausdehnung des Landes auf der Westseite erklärt. Hierauf vergleicht er die Sperlinge Europa's mit denen Amerika's, beleuchtet den Aufenthalt der Sperlinge mit Bezug auf die Art des Bodens, und sucht hinsichtlich der jährlichen Wanderungen dieser Vögel zu beweisen, daß dieselben bei weitem mehr der Abnahme der Temperatur als dem Mangel an Nahrungsmitteln zuzuschreiben sind.

Chinesische Zustände.

(Fortsetzung.)

Unsinniger Weise gingen die englischen Kaufleute zu Canton in ihrem Unmuthe so weit, gegen alles Recht, gegen alle Wahrheit zu behaupten, daß sämmtliche Staatsbeamten des chinesischen Reiches ihre Stellen bezahlen, und deßhalb durchaus bestechlich wären! Den Titel und Rang eines Beamten kann

man in China erkaufen, so wie in manchen Staaten Europa's den Adel; niemals aber das wirkliche Amt. Man wendete sich von jetzt an nicht mehr an das Parlament, sondern geradezu an den geheimen Rath des Königs, und verlangte nicht nur drohende Schritte, sondern meinte sogar, die chinesische Staatsregierung solle angehalten werden, die englischen Kaufleute für die Verluste zu entschädigen, die sie durch die Handelssperre erlitten haben. China wird, davon sind wir fest überzeugt, sich in der Folgezeit dem allgemeinen Schicksal Asiens nicht entziehen können; China wird durch die Erweiterungen der englischen Besitzungen in Indien nach Nordost und Südost, durch den Unternehmungsgeist und die Gewinnsucht der englischen Kaufleute endlich mit Großbritannien in einen Krieg verwickelt werden, dessen Ausgang keinem Zweifel unterworfen ist. England wird aber vor der Hand gewiß nicht zugeben, daß der an Umfang und Bedeutung jährlich zunehmende Handel mit China weder durch die in der letzten Zeit so häufig wiederkehrenden Zänkereien mit den Kreisbeamten Cantons zu Grunde gerichtet werde, noch wird es ihn den Wechselfällen eines allgemeinen Krieges aussetzen wollen. Entspänne sich ein Krieg zwischen England und China, so würde er, dieß ist unsere innige Ueberzeugung, nicht auf diese beiden Reiche beschränkt bleiben. Die nordamerikanischen Freistaaten und Rußland sind bei dem Handel mit dem östlichen Asien zu sehr betheiligt, als daß sie der Unterjochung des chinesischen Reiches, oder auch nur der Wegnahme einiger seiner südlichen Provinzen, wodurch die Selbstständigkeit des ganzen Staates nothwendig gefährdet würde, ruhig zusehen könnten. Im J. 1827 betrug die Ausfuhr von England nach China bloß 610,637, im J. 1834, wo der Handel mit dem östlichen Asien frei gegeben ward, 812,852, und 1835 stieg diese Summe schon auf 1,071,780 Pf. Sterling. Es ist leicht möglich, daß der Activhandel von England nach China in einigen Jahren eben so bedeutend werde, wie der von England nach Frankreich oder Portugal. Der Export von England nach Frankreich belief sich im Jahr 1835 auf die Summe von 1,453,636 Pf. St., und von England nach Portugal auf 1,554,536 Pf. St. Der Werth des ganzen Handels Englands mit China, Ausfuhr und Einfuhr zusammen gerechnet, stieg in dem J. 1833 bis 1831 auf die ungeheure Summe von 43,150,063, spanischer Piaster, wovon aber auf den Handel zwischen Indien und China zwei Drittheile, und auf den zwischen England und China ein Drittheil kommen. Der Handel des englischen Indiens mit China war selbst schon zu der Zeit, als der chinesische Handel noch ausschließend in den Händen der Compagnie sich befand, sehr bedeutend. Jetzt vermehrt er sich aber mit jedem Jahre. Der Handel mit Bengalen allein beträgt mehr als ein Sechstheil des ganzen englischen Handels mit dem östlichen Reiche. In dem Jahre 1825 bis 1826 belief sich der Handel zwischen ganz Indien und China auf 4,235,332 Pf. St. und in dem J. 1826 bis 1827 auf 4,127,809 Pf. St. Seit dieser Zeit war der Handel immer im Steigen. Vom April 1833 bis zum April 1831 wurden einzig und allein für 14,006,605 spanischer Piaster Opium von Indien nach China eingeführt. Die Einfuhr der rohen Baumwolle, des Salpeters und Reises hat in den letzten Jahren, wie wir unten sehen werden, ebenfalls bedeutend zugenommen. Bloß von Bengalen wurden in dem J. 1831 bis 1835 nach dem Hafen von Canton verschifft: Baumwolle 82,000 Ballen, Salpeter 3000, und Reis 160,000 Säcke.

Könnte aber auch England in der Hoffnung eines zukünftigen größern Handels und größern Gewinnes, sich der Gefahr aussetzen wollen, in der Gegenwart seinen Verkehr mit China bedeutend beeinträchtigt und einige Zeit lang ganz vernichtet zu sehen — Rußland und die vereinigten amerikanischen Staaten würden, wie wir so eben bemerkten, bei einem alles Ernstes gemeinten Kriege zwischen China und England sicherlich keine ruhigen Zuschauer bleiben. Zwar ist der Handel zwischen Rußland und China bei weitem nicht so bedeutend, wie man nach der schon so lange dauernden ununterbrochenen Verbindung zwischen beiden Reichen vermuthen könnte. Es werden über Kiachta von Rußland nach China ausgeführt: Tuch, Pelzwerk, Baumwolle- und Leinewaaren und Juchten. Die ganze Ausfuhr belief sich aber nach officiellen Angaben in der Petersburger Handelszeitung im J. 1835 bloß auf 7,136,705 Rubel. Die Einfuhr über Maimaitschin von China nach Rußland besteht in Thee, in roher und verarbeiteter Seide und einigen andern unbedeutenden Artikeln. Der Import des Thee's allein belief sich im J. 1835 auf 6,871,193 Rubel. Der Thee ist aber ein so nothwendiges Product, sowohl für die slavische, als für die mongolische und türkische Bevölkerung Rußlands, daß eine Störung des Handels mit China leicht zu großen Verlegenheiten und Unordnungen führen könnte. Rußland hatte vermöge des ursprünglichen Tractates mit den Mandschu-Herrschern des chinesischen Reiches das Recht, den Amur zu befahren. Durch eine List der chinesischen Friedensunterhändler ward dem Czar dieses Recht, welches jetzt für seine nordöstlichen Besitzungen, für Kamtschatka und die aleutischen und andern Inseln von der größten Wichtigkeit wäre, wiederum genommen. Dessen ungeachtet hat die russische Regierung aus Furcht, der Handel mit China möchte dadurch Störungen erleiden, seit dieser Zeit keine Schritte gethan, auf eine oder die andere Weise durch friedliche Unterhandlungen oder durch Gewalt die Schifffahrt auf dem Amur wiederum zu erlangen. Es ist im Gegentheile längs der sibirisch-chinesischen Gränze hin den Beamten strengstens anempfohlen, Alles zu vermeiden, was zu Klagen von Seite des Chakan in Peking Veranlassung geben könnte. Die Besitznahme der südlichen Theeprovinzen des chinesischen Reiches durch England würde aber bald im Norden, in Kiachta, gefühlt, und Rußland dadurch gezwungen werden, gewaltsam einzuschreiten, um die Selbstständigkeit des chinesischen Reiches und dadurch seinen Handel zu wahren. Die verschiedenen unter China stehenden Mongolenstämme und die unzufriedene, kaum vor einigen Jahrzehnten vollständig unterworfene türkische Bevölkerung der kleinen Bucharei sind schon längst der chinesischen Herrschaft müde; es entstehen jährlich in diesen Gegenden allerlei Unruhen und Meutereien, die sämmtlich eine Lossreißung von China zum Zwecke haben. Würden die Mandschu-Herrscher im Süden und Osten des Reiches ihre ganze Streitmacht gegen die Engländer oder gegen irgend einen andern, innerhalb des Reiches ent-

Digitized by Google

ſtehenden oder von außen her einbrechenden Feind zuſammen ziehen müſſen, ſo könnten alsbald die jenſeits der Wüſte Gobi mit Widerwillen gehorchenden tatariſchen Völkerſchaften und Stämme ſämmtlich die Fahne des Aufruhrs erheben. Es würden dadurch für Rußland in ſeinem chineſiſchen Handel neue Verlegenheiten entſtehen, man müßte die Gränzen durch eine bedeutende Streitmacht decken, und man könnte in die Verſuchung gerathen, ſich in der Verwirrung der großen Länderſtrecken Mittel- und Nordaſiens, zwiſchen dem Amur, der Wüſte Gobi und Tübet zu bemächtigen. Und auch hier würden ſich die Intereſſen der beiden europäiſchen Herren Aſiens, der Engländer und der Ruſſen, feindlich begegnen.

Der Handel zwiſchen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und China beſchäftigt jetzt eine ſolche Menge Menſchen, und iſt ſo einträglich, daß jeder Verſuch der Engländer gegen die Selbſtſtändigkeit des chineſiſchen Reiches, daß jedes Beſtreben im Reiche der Mitte ſich beſondere Privilegien zu erwerben, wodurch der Handel der Vereinigten Staaten beeinträchtigt werden könnte, in Nordamerika leicht einen feindlichen Wiederhall finden würde. Das erſte Schiff, welches nach der Losreißung der nordamerikaniſchen Colonien vom Mutterlande nach Canton ſegelte, hieß die Kaiſerin (The Empress). Das Schiff ſegelte am 22 Februar 1784 von New-York ab, und kam den 30 Auguſt in China an. In den nächſtfolgenden Jahren war der Handel Amerika's mit China ſehr unbedeutend. In dem Jahre 1784 bis 1785 belief ſich die Ausfuhr des Thee's von Canton nach Amerika bloß auf 880,100, von 1785 bis 1786 auf 695,000 Pfund. Aber ſchon in dem folgenden Jahre vermehrte ſich die Ausfuhr des Thees ungewöhnlich; ſie betrug 1,181,860 Pfund. Gegenſtände der Einfuhr waren großentheils rohe Häute und koſtbare Pelze, welche ehemals zu den Zeiten des Marco Polo, und bis vor ungefähr 10 Jahren, einen außerordentlichen Gewinn abwarfen. Es wird erzählt, daß ein unternehmender Schiffscapitän, Namens Coffin, mit einem Vermögen von kaum 100 Pf. St. in der kurzen Zeit von drei und einem halben Jahre die bedeutende Summe von 30,000 Pfund erworben habe. Coffin verſchaffte ſich nämlich allerlei brauchbare eiſerne Geräthſchaften, ſegelte damit hin zu den Eskimo und andern uncivilisirten nordamerikaniſchen Völkerſchaften, und tauſchte dafür verſchiedene koſtbare Pelzwerke und Häute ein, die er in Canton um ſehr hohe Preiſe für Thee und Seide verhandelte. Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erweiterte ſich der Handel zwiſchen Nordamerika und China ungemein; die betriebſamen Kaufleute und umſichtigen Seefahrer der Vereinigten Staaten verfielen auf Gegenſtände der Einfuhr, wie auf Schin-ſeng (Ginſeng) *), an die früher niemand dachte. Es kamen jetzt jährlich zwiſchen 40 bis 50 Schiffe, wovon ein jedes gewöhnlich 400 bis 450 Tonnen enthält, von New-York und andern amerikaniſchen Häfen nach Canton. Folgende Tabelle über den Werth des amerikaniſchen Handels mit China iſt aus den Büchern eines amerikaniſchen Kaufmanns in Canton entnommen.

*) Die Amerikaner brachten im J. 1833 bis 1834 3,995 Pikul Schin-ſeng nach Canton, die ſie für 168,100 ſpaniſche Piaſter verkauften.

Werth des amerikaniſchen Handels in China.

Jahre.	Anzahl der Schiffe.	Einfuhr.	Ausfuhr.
		Dollars.	Dollars.
1804 bis 1805	54	5,555,818	5,842,000
1805 — 1806	42	5,526,558	5,127,000
1806 — 1807	57	5,877,562	4,294,000
1207 — 1808	55	5,940,090	5,476,000
1808 — 1809	8	479,850	808,000
1809 — 1810	57	5,744,600	5,715,000
1810 — 1811	16	2,898,800	2,975,000
1811 — 1812	26	5,152,810	2,771,000
1812 — 1813	8	1,455,900	620,000
1813 — 1814 u. 15	9	451,500	572,200
1815 — 1816	30	2,527,500	3,220,000
1816 — 1817	58	5,609,600	5,705,000
1817 — 1818	59	7,076,828	6,777,000
1818 — 1819	47	9,867,208	9,057,107
1819 — 1820	45	8,185,600	8,175,000
1820 — 1821	26	4,055,000	4,088,000
1821 — 1822	45	8,199,741	7,058,741
1822 — 1823	40	8,585,589	7,528,492
1823 — 1824	54	6,515,127	5,677,149
1824 — 1825	45	8,952,045	8,501,119
1825 — 1826	42	7,776,501	8,949,562
1826 — 1827	26	3,845,717	4,765,788
1827 — 1828	20	6,238,788	8,559,925

Nach andern Angaben betrug die Einfuhr in dem J. 1818 bis 1819 10,287,151 D.; in dem J. 1827 bis 1828 6,728,925; in dem J. 1831 bis 1832 5,999,238, und in dem J. 1833 bis 1831 9,887,176 D. Die Ausfuhr in den betreffenden Jahren belief ſich 1818 bis 1819 auf 9,041,755; 1827 bis 1828 6,728,925; 1831 bis 1832 5,999,737; 1833 bis 1831 9,887,522 D.

Der Handel mit Häuten und Pelzwerk hat in letzten Jahren bedeutend abgenommen; er beträgt jetzt kaum ein Viertheil der Summe, auf die er ſich noch in dem J. 1818 bis 1819 belaufen hatte. Dagegen begann ſeit dem J. 1817 die Einfuhr engliſcher Wollenwaaren auf amerikaniſchen Schiffen, die ſo ſchnell ſich vermehrte, daß in dem J. 1826 bis 1827 bereits 27,176 Stücke engliſchen Tuchs durch die Amerikaner nach China ausgeführt wurden. In demſelben Maße vermehrte ſich die Ausfuhr des Thee's nach den Vereinigten Staaten und Europa. Die Amerikaner führten Thee aus in den folgenden Jahren:

Jahre.	Für die Ver. Staaten.	Für Europa.	Werth.
	Pfd.	Pfd.	Dollar.
1815 bis 1816	4,514,280	2,751,010	—
1816 — 1817	6,074,100	2,880,000	—
1817 — 1818	7,555,885	2,086,245	3,290,439
1818 — 1819	8,884,998	3,105,651	3,457,256
1827 — 1828	8,851,981	—	2,744,970
1851 — 1852	10,814,195	565,120	5,659,765
1853 — 1854	18,771,761	2,254,968	7,198,556

Der Handel der übrigen Staaten Europa's und Amerika's, der Niederländer, der Spanier, Portugieſen, Dänen und Schwe-

den mit China iſt unbedeutend. Mehrere dieſer Staaten, wie Preußen und Oeſterreich, haben, durch verunglückte Verſuche abgeſchreckt, den Handel mit China in den neueſten Zeiten ganz und gar aufgegeben. Der niederländiſche Handel betrug in dem J. 1829 bis 1830:

Einfuhr.	Ausfuhr.	Summe.
3,917,632	4,108,611	8,026,243 D.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Expedition nach Groſs-Dayak. *)

Im Anfange des Jahres 1835 ſchickte die holländiſche Regierung wie gewöhnlich einige Leute von Banjermaſſing, dem Hauptorte der Oſt- und Südküſte von Borneo, nach Groß-Dayak, um dort die gewöhnlichen Kopfſteuern zu erheben. Dieſe Leute ſo wie ihr ganzes Gefolge wurden nach einer verzweifelten Gegenwehr von der Bevölkerung der Kampongs (Dörfer), welche von dem Fluſſe Tewa-Pejangan bewäſſert werden, ermordet. Hr. C. G. Goldmann, Reſident der Küſten von Borneo, entſchloß ſich demnach, nach vorläufiger Berathung mit den oberſten Behörden, die Orte, wo jene Gewaltthat verübt worden war, mit einer kleinen Militärbedeckung zu beſuchen, und nach vorläufiger Unterſuchung die Schuldigen zu verhaften. Capitän Hendrichs, ein verdienter Officier, ſtellte ſich an die Spitze der Militärbegleitung der Expedition, die ihren Zweck vollkommen erfüllte, und richtete nach ſeiner Rückkunft an einen ſeiner vormaligen Chefs ein Schreiben, welches eine Schilderung der Sitten und Gebräuche der Volksſtämme enthält, die der Capitän auf ſeinem Marſche kennen lernte. Das Intereſſanteſte aus jenem Schreiben theilen wir nachſtehend im Auszuge mit.

„Am 23 April, ſagt der Capitän, brach ich, von Hrn. Goldmann und 100 Soldaten unſerer Garniſon begleitet, nach Groß-Dayak auf. Gegen 1000 Bugis, Chineſen und Malayen, Einwohner von Banger, begleiteten den Reſidenten. Nach einem Marſche von 16 Tagen erreichten wir die Gegend, wo die Dayakdalen hauſen, die ſich bei unſerer Ankunft in die Wälder flüchteten. Die Bewohner von achtzehn Kampongs hatten Theil an dem Morde der Steuereinnehmer genommen. Wir hatten befreundete Leute aus dem kleinen Dayak bei uns, die uns als Plänkler treffliche Dienſte leiſteten. In der Nähe der erſten Kotta (Bezirk von 5 Kampongs) begab ich mich mit einer Haubitze und einer Infanterieabtheilung in die Wälder, wo ich einige Granaten in die Gebüſche werfen ließ, wo ſich die Flüchtigen verſteckt haben ſollten. Bald ging an mehreren Stellen Feuer auf, und zwar beſonders in einer Art von 4 bis 5 Fuß hohen Rohr, das ſehr trocken war und leicht aufflammte. Die bedrängten Flüchtlinge ſchickten eine Deputation ab, welche Unterwerfung verſprachen, und nun kehrten Männer, Weiber und Kinder bald darauf in ihre Kampongs zurück. Die Schuldigen wurden ausgeliefert, die den Ermordeten abgenommenen Waffen, nebſt denen der Eingebornen, abgegeben, und für jeden der Getödteten mußte 500 Gulden erlegt werden, worauf die ganze Sache abgemacht war.

„Die Dayakdalen ſind groß und ſtark, raiſonniren trotz den beſten Advocaten und können zwar weder leſen noch ſchreiben, beſitzen aber ein treffliches Gedächtniß. Die Männer ſind vom Kopf bis zu den Füßen tättowirt, und tragen ein Stück Leinwand von einem halben Fuß Breite, das mit einem Gürtel um den Leib befeſtigt wird, und bis über die Kniee herabfällt. Der Gürtel iſt mit den Haupthaaren erſchlagener Feinde und mit Tiger- und Alligatorzähnen beſetzt. Der Kopf wird mit einem in Form eines Turbans gewundenen Tuch bedeckt. Männer und Weiber tragen große hornene mit Gold ausgelegte Ohrenringe. Die Weiber haben Kains, oder ſo enge Röcke, daß ſie kaum einen Fuß vor den andern ſetzen können, was eine hüpfende Bewegung beim Gehen zur Folge hat. Dieſe Kains werden von innen durch drei bis ſechs Reife von Schilf aufgeſpannt, die ſo eingerichtet ſind, daß der Rock um die Hüfte weit iſt, und unterhalb der Kniee faſt ganz anſchließt. Dabei tragen ſie noch Silindangs, eine Art Mieder, und ſchmücken ſich außerdem mit Armbändern, aus kupfernen Ringen zuſammengeſetzt und vom Handgelenk bis zum Ellenbogen reichend. Sind ſie blank geputzt, ſo ſehen dieſe Armbänder ſehr ſchön aus. Wenn die Dayakdalen irgend etwas Wichtiges unternehmen wollen, ſo ziehen ſie den Flug der Vögel zu Rathe. Zu dieſem Zwecke gewöhnen ſie theils Raubvögel, oder auch andere, ſo an ſich, daß ſie auf einen Zuruf herbeikommen, um das Futter zu holen, das man ihnen vorlegt. Fliegt der Vogel auf der Seite auf, wohin der Dayakdale ſich begeben will, um irgend ein Vorhaben auszuführen, ſo gilt dieß für ein glückliches im entgegengeſetzten Fall aber für ein unglückliches Zeichen, und dann wird das Vorhaben entweder aufgegeben, oder ein anderer Weg eingeſchlagen. Die Dayakdalen glauben an die Seelenwanderung, und ſind der Meinung, daß die Tugendhaften als Vögel wieder aufleben. Im Kampfe iſt der Dayakdale mit einer hohlen Lanze bewaffnet, Sumpit-An genannt, die zugleich auch als Blaſerohr dient, aus dem vergiftete Pfeile geſchoſſen werden. Außerdem trägt er noch einen Köcher nebſt einem hölzernen Schild und eine Art Panzerhemd, ungefähr einen Fuß breit, und ganz mit Bändern und Muſcheln bedeckt. Dieſes Panzerhemd hat eine Oeffnung, durch die man den Kopf ſtecken kann; es reicht vorn bis zu den Schenkeln, hinten aber bis zu den Hüften herab, und iſt für Pfeile undurchdringlich. Die vergifteten Pfeile bringen unvermeidlich den Tod, wenn nicht ſchleunige Hülfe angewendet wird. Die Wunde entzündet ſich ſchnell, und das Gift theilt ſich bald dem Blute mit. Einreibungen von Salz ſind ein wirkſames Gegenmittel. Mit dem Klewang ſchlägt der Dayakdale Köpfe ab, was von einem geübten Krieger ſtets auf Einen Streich geſchieht. Drei beiſammen liegende Kampongs haben ein Kotta oder Benting (Fort), in welchem ſich eine große Caſerne befindet, wohin zur Zeit der Gefahr Alles flüchtet. Von außen ſind dieſe Forts mit 16 bis 20 Fuß hohen, ſehr dicht beiſammen ſtehenden Palliſaden von Eiſenholz umgeben, und inwendig befindet ſich ein circelrunder Gang, ebenfalls aus Palliſaden gebildet, die der Quere nach mit dem Außenwerk zuſammenhängen, und mit einer Diele bedeckt ſind, wodurch eine Art von Bruſtwehr gebildet wird, über welche die äußeren Palliſaden nur etwa 4 Fuß hoch emporragen. Hierher ſtellen ſich die Dayakdalen mit ihrer Blaſerohrlanze in der Hand, und empfangen die Stürmenden mit einem Hagel von vergifteten Pfeilen, die ihr Ziel ſelten verfehlen. Auf 50 bis 60 Schritte ſind ſie noch gefährlich, weiter weg aber nicht mehr zu fürchten.

(Schluß folgt.)

*) Aus dem Militair Spectator.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 October 1837.

Lage und Hülfsmittel von Malta.

Ein Schreiben im engliſchen Athenäum, datirt aus Malta, 1 September 1837 enthält hierüber Folgendes:

Sie kennen ſchon die Verheerungen, welche die Cholera neuerdings hier anrichtete. Die Inſel, welche ohnehin ſchon unter der äußerſten Armuth litt, iſt dadurch in ein Elend verſunken, von dem man ſich keinen Begriff machen kann. Die wenige Arbeit, die ohnehin in keinem Verhältniß mit der Bevölkerung ſtand, hat aufgehört, indem die Flotte noch auf ihrem Sommerkreuzzug iſt, und Krankheit und Quarantäne den geräumigen, prächtigen Hafen zu einer Einöde gemacht haben. Ich will hier nicht an die Freigebigkeit Englands appelliren, vielleicht iſt es aber nicht unintereſſant, etwas über die wirklichen und nützlichen Hülfsquellen dieſer kleinen, aber merkwürdigen Inſel zu hören, die einſt der Wachthurm und das Bollwerk der Chriſtenheit war.

Die Stapelwaare war ſtets Baumwolle, deren Anbau und Verarbeitung zu Segeltuch namentlich einſt ſämmtlichen Armen der Inſel hinreichende Beſchäftigung geliefert haben ſoll. Dieſer Nahrungszweig iſt geſunken, und dieß Sinken, vereint mit einem Steigen der Bevölkerung weit über die Zahl hinaus, welche die Inſel ernähren kann, hat ein entſetzliches Elend zur Folge gehabt. Ein ſo kleines, an phyſiſchen Hülfsmitteln und an Capital ſo armes, an Bevölkerung aber ſo reiches Land kann mit andern Ländern nur in der Erzeugung von Gegenſtänden concurriren, welche bloß mit der Hand gefertigt werden können. Je künſtlicher dieſe Handarbeit, deſto vortheilhafter die Concurrenz. Nun iſt die Arbeit nicht nur in Malta ausnehmend wohlfeil, ſondern das Volk hat auch eine ungewöhnliche Feinheit und Leichtigkeit der Behandlung, und ein großes Geſchick in der Nachahmung. Die malteſiſchen Filigranarbeiten in Gold und Silber ſind lange Zeit berühmt geweſen, eben ſo die eingelegten Holzarbeiten, wovon in den Häuſern der alten Familien noch viele ſehr ſchöne Proben vorhanden ſind. Die Gefäße von malteſiſchem Stein ſind wohl bekannt und vielfach bewundert, obwohl dieſer Erwerbszweig noch einer großen Verbeſſerung fähig iſt; der Stein läßt ſich ſo leicht verarbeiten, daß die gewöhnlichen Bauern Gefäße daraus ſchneiden, und ſie um wenige Pence verkaufen. Man kann dem Stein, deſſen Farbe ein warmes Milchweiß iſt, nicht nur jede beliebige Form geben, ſondern, da er ſehr porös iſt, ihn auch bemalen, ſo daß man alte griechiſche und etruskiſche Vaſen aufs täuſchendſte nachmachen kann. Sättigt man den Stein mit Oel, ſo wird er hart, und nimmt eine große Politur an, in welcher Geſtalt er denn gleichfalls bemalt und zum Pflaſtern der Zimmer, namentlich als Einfaſſung benützt wird. Auch wird er zu den ſchönſten Schnitzarbeiten gebraucht. Man hat vorgeſchlagen ſolche Arbeiten auf Speculation zu unternehmen und nach England zu verſenden; dazu gehört aber Capital.

Das reiche England könnte dieſe Hülfsmittel und die Geſchicklichkeit ſeiner malteſiſchen Unterthanen benützen, und dadurch zugleich einer leidenden und entmuthigten Bevölkerung neues Leben einhauchen. Entſtünde ein anhaltender Begehr darnach — denn zufällige Kunden helfen hier nichts — und ſtünde die Sache unter Leitung eines Künſtlers, der im Stande wäre, Modelle und Zeichnungen zu liefern, ſo würden die Malteſer bald Tiſche und andere Ziermöbel liefern, welche den italieniſchen an Schönheit gleichkämen, und ſie an Wohlfeilheit übertrafen. Ich habe oben ſchon von der Vollkommenheit geſprochen, zu der ſie es im Tarſia oder der Kunſt eingelegter Holzarbeiten brachten. Der Noce oder Wallnußbaum von Sicilien ward von einigen der großen italieniſchen Meiſter im Tarſia aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert als Grundlage gebraucht, und iſt auch durch ſein tiefes, reines Braun, das ſich dem Schwarz nähert, ausnehmend dazu geeignet. Dieß Holz iſt in Malta ſehr gewöhnlich, und Schnitzwerk für Kirchen u. dgl. wird noch jetzt daſelbſt recht gut ausgeführt. Das Olivenholz und andere ſchöne Hölzer ſind gleichfalls wohlfeil, und die Kunſt des Einlegens, obwohl ſehr geſunken, iſt doch noch nicht verloren, und wäre ein angemeſſener Begehr da, ſo würde es nicht ſchwer halten, Zeichnungen der noch vorhandenen Werke der großen Meiſter Italiens, Deutſchlands und der Niederlande zu erhalten, und die Paläſte Englands mit Werken zu ſchmücken, die eine ungemein genaue Arbeit erfordern, und viel zu theuer kämen, wenn man ſie nach engliſchem Arbeitspreis bezahlen wollte. Die Mal-

teser beſitzen ein ausgezeichnetes Tarſiawerk im Chor ihrer Kathedrale von Citta Vecchia, als Kunſtwerk ohne Widerſpruch das Schönſte und Merkwürdigſte auf der Inſel, obgleich ſein Daſeyn bis jetzt kaum beachtet wurde.

Schöne und zierliche Goldſtickerei und ähnliche Dinge werden von Malteſerinnen mit großer Vollkommenheit und ſehr wohlfeil gefertigt; namentlich in dem jetzigen Augenblick gänzlicher Handelsſtockung und allgemeiner Noth leben viele Familien der mittlern Claſſen von der Arbeit der jüngern weiblichen Mitglieder. Würde nur ein unbedeutender Theil der Kundſchaft Englands auf Malta übertragen, die Wohlthat würde allgemein gefühlt werden.

Außer dieſen Luxusgegenſtänden wird auch eine Menge gewöhnlicher Möbel, namentlich Stühle gefertigt, die nach der Levante gehen: ſie ſind ſtark und bequem, nicht häßlich, und koſten zwei Piaſter (5 fl.) das Duzend; der hölzerne Theil iſt angeſtrichen, gewöhnlich hellgelb, und der Sitz beſteht aus einer leichten und zierlichen Art Netzwerk aus gedrehtem ſicilianiſchem Gras. Tiſche von ſchwarzem Wallnußholz, von Olivenwurzel u. dgl. ſind ſchön und wohlfeil. Dieſes Fabriciren von Möbeln zur Ausfuhr iſt vergleichungsweiſe neu, bei der ſteigenden Wichtigkeit der levantiniſchen Staaten läßt ſich jedoch etwas davon hoffen.

Ein Zweig der Baumwollenmanufactur kann, da er beſonderer Art iſt, als Geſchmackſache ſich vielleicht erhalten, obgleich er als Hülfsquelle für das Volk nichts heißen will. Der dunkelfarbige Malta-Nanking, der aus der rothen auf der Inſel gewonnenen Baumwolle verfertigt wird, iſt bekannt. Durchwebt man dieſe rothe Baumwolle mit weißer, wie man in Deutſchland braunen und weißen Hanf und Flachs miſcht, ſo erhält man einen ſehr ſchönen Damaſtzeug. Die engliſchen Seeofficiere, welche die Kunſt und die Manufacturen von Malta gerne unterſtützen, haben häufig Garnituren von Glasſervietten, worin ihr Wappen, der Name ihres Schiffs u. dgl. eingewoben ſind.

Chineſiſche Zuſtände.

(Fortſetzung.)

Werfen wir nun einen Blick auf die Theeconſumtion in den verſchiedenen Ländern der Erde, ſo finden wir, daß kein Product ſich ſo ſehr über alle Klimate verbreitete, daß kein anderes in dieſem Grade ein tägliches Bedürfniß einer ſo großen Zahl ſo verſchiedenartig civiliſirter Menſchen geworden iſt, als der Thee. In China kannte man den Gebrauch des Thees wenigſtens ſchon in dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung. Zu den Zeiten der Tang-Dynaſtie im 8ten Jahrhundert ward bereits eine bedeutende Steuer darauf gelegt. Die Theeconſumtion im Mittelreiche ſelbſt muß ſich auf viele hundert Millionen Pfund belaufen; denn wie uns ein Miſſionär berichtet, enthalten ſich über zwei Drittheile der Menſchen in China des friſchen Waſſers, weil es wegen der vielen mineraliſchen Theile, die es enthält, ungeſund iſt. Sie miſchen und kochen es mit Thee, wodurch ſich dieſe ſchädlichen Theile verflüchtigen. Die Bevölkerung des chineſiſchen Reiches und der dazu gehörigen Staaten beläuft ſich auf mehr denn vierhundert Millionen Seelen. Rechnet man nun jährlich auf den Kopf nur Ein Pfd. Thee, ſo erhält man ſchon eine jährliche Conſumtion von 400 Millionen Pfund. In den übrigen Theilen der Erde werden jährlich gebraucht:

Großbritannien	48,000,000	Pfd.
Amerika	18,000,000	—
Frankreich	1,230,000	—
Holland	2,800,000	—
Dänemark	129,000	—
Schweden und Norwegen	200,000	—
Rußland und Polen	6,500,000	—
Die andern Staaten Europa's	3,000,000	—
Die Völkerſchaften Nord- und Mittelaſiens	1,200,000	—
Das Cap der guten Hoffnung und St. Helena	100,000	—
Die engliſchen Colonien in Nordamerika	1,200,000	—
Neu-Süd-Wales und Van Diemensland	350,000	—
Das engliſche Indien	2,000,000	—
Tübet, Leh, Caſchmir, Afghaniſtan und Perſien	2,000,000	—
Die Inſeln des öſtlichen Archipelagus	100,000	—
Die andern Reiche Aſiens, Siam, Birma, Cochinchina u. ſ. w.	1,200,000	— *)

Man könnte die jährliche Ausfuhr des Thees von China nach den verſchiedenen Ländern der Erde auf wenigſtens 90 Millionen Pfund anſchlagen, — eine Berechnung, die theils auf genaue ſtatiſtiſche Angaben, theils auf ziemlich wahrſcheinliche, von Thatſachen unterſtützte Muthmaßungen ſich gründet. Unter engliſcher Flagge allein kamen im J. 1831 150 Schiffe nach Canton von 82,172 Tonnen Gehalt, welche 43,611,200 Pfd. Thee einnahmen, wovon aber wiederum ein Theil aus England ausgeführt wurde. Im J. 1835 betrug die Einfuhr des Thees in England 36,600,000, und 1836 belief ſie ſich auf 49,811,000 Pfd., wovon nur ein höchſt geringer Theil wiederum ausgeführt ward. Dieß erhellt aus den Zollliſten. In dem Jahre, das mit dem 5 April 1836 endete, betrugen die Theezölle 3,886,000 und vom 6 April 1836 bis 5 April 1837 ſind ſie bis auf 4,603,000 Pfd. St. geſtiegen. Der Gebrauch des Thees nimmt nach der Erklärung des Kanzlers der Schatzkammer im Parlamente (30 Jun. 1837) ſo unter allen Claſſen Englands überhand, daß viele andere Nahrungsſtoffe, wie Kaffee, der in England niemals recht beliebt war, dadurch ganz verdrängt werden.

Dieſe allgemein erhöhte Ausfuhr des Thees wird, obgleich man jetzt in den übrigen Ländern Aſiens und ſelbſt in Europa die Theeſtaude anzupflanzen und zu cultiviren ſich beſtrebt, in den nächſten Jahren noch nicht abnehmen. Nicht ſo in der Folgezeit. Der Thee iſt nicht bloß in China, ſondern auch in Japan, Cochinchina, Arracan, in Ober-Aſſam, in Nepal, in der Landſtrecke von Sudiya bis Biſa, ungefähr 60 deutſche Meilen

*) Der Thee, welcher auf den Inſeln des öſtlichen Archipelagus und in den Reichen auf der öſtlichen Halbinſel jenſeits des Ganges verzehrt wird, wird theils durch chineſiſche Dſchonken theils durch die Schiffe von Siam und Cochinchina dahin verführt.

von der chineſiſchen Provinz Junnan, entfernt, und in Caſchmir einheimiſch. Der Aehnlichkeit wegen nennt man mehrere Producte ebenfalls Thee, wie der Thee von Paraguay, Neu-Jerſey, Bogota, Merico und Canada, die aber ſpecifiſch von dem chineſiſchen Thee ganz verſchieden ſind. Die fruchtbarſten Theeprovinzen China's ſind: Fo-kien, Kiang-ſi und Kiang-nan zwiſchen 27° 30′ und 31° n. Br. und 112 bis 117° öſtl. L. von London. Doch kommt die Theeſtaude auch in viel höhern Breiten bis zum 37ſten bis 38ſten Grad vor. Der berühmte, unglückliche Reiſende Moorcroft war es, der zuerſt die Beamten der oſtindiſchen Compagnie darauf aufmerkſam machte, daß das Klima an den ſüdlichen Ausgängen und am Fuße des Himalaya-Gebirges zwiſchen dem 29ſten und 30ſten Grad der Breite ſich für die Anlegung großer Theegärten eignen möchte. Man ſandte Naturkundige dahin, um den Boden und das Klima zu unterſuchen, und ließ in den neueſten Zeiten Samen und Arbeiter kommen. Die einſichtsvollſten Botaniker Indiens und Europa's ſind jetzt der Anſicht, daß die Naturverhältniſſe in den Himalaya-Diſtricten und in Aſſam dem der Theegegenden China's ganz entſprächen. Ja man glaubt, daß die Theeſtaude in allen Ländern der Erde gedeihen wird, wo die Kälte nicht über fünf Grade ſteigt. Die Verſuche, welche die oſtindiſche Compagnie in den Länderſtrecken Indiens jetzt machen läßt, werden, wie man glaubt mit den glücklichſten Reſultaten gekrönt werden. Es iſt bereits von Ober-Aſſam Thee in Calcutta angekommen, der ſehr ſchmackhaft befunden wurde; auch in Ahmednagor in Deccan, der Provinz Orungabad gedeiht, den neueſten Nachrichten zufolge, die Theeſtaude vortrefflich. Man hat in den neuern Zeiten unternommen, ſelbſt in dem franzöſiſchen Guiana, in Braſilien und Java die Theeſtaude anzupflanzen. Dieſe Verſuche ſind aber theils durch den Boden und das Klima, theils auch durch den hohen Arbeitslohn in dieſen Gegenden mißglückt. Der Thee in Java und Braſilien koſtete die Producenten mehr denn nochmal ſo viel, als der von China eingeführte. In Indien aber, das in dieſem Augenblick eine ſolche Menge unbeſchäftigter Hände zählt, iſt der Arbeitslohn äußerſt gering. Würde nun, was höchſt wahrſcheinlich iſt, in der Folgezeit der Thee in Maſſe in Indien producirt werden, ſo könnte dieß eine große Revolution in dem chineſiſchen Handel hervorbringen. China, das im Verhältniß zu den andern handeltreibenden Nationen der Erde in der neueſten Zeit ſo ſehr in der Cultur zurückbleibt, hat ohnedieß ſchon einen Theil ſeiner Ausfuhrproducte verloren, und die Einfuhr vermehrt ſich jährlich. Während die Ausfuhr der Seide durch die Cultivirung des Seidenwurms in Europa, der vom 25° der Breite in China bis zum 55° in Rußland fortkommt, abnimmt, vermehrt ſich die Einfuhr der rohen Baumwolle und des Baumwollengarns ungemein; denn die Handſpinner China's können unmöglich mit den Maſchinen Europa's wetteifern. Die Baumwollenſtaude iſt zwar in China ſeit den älteſten Zeiten einheimiſch, doch wird hier bei weitem nicht ſo viel producirt, als für die größtentheils in Baumwollenſtoffe ſich kleidende Bevölkerung vonnöthen iſt. Die Cultur der Baumwollenſtaude iſt beinahe einzig und allein auf die Provinz Kiang-nan beſchränkt. Die Einfuhr der Baumwolle von Indien nach China war deßhalb einer der älteſten Handelszweige zwiſchen dieſen beiden Ländern, und bei weitem der wichtigſte, bis zu der Zeit, wo der Opiumhandel ſo bedeutend geworden iſt. Schon in dem J. 1770 wurden theils durch die oſtindiſche Compagnie, theils durch Privatkaufleute 23,469 Pikul Baumwolle eingeführt. Dieſe Einfuhr vermehrte ſich mit jedem Jahre. Im J. 1831 wurden über 65,000,000 Pfd. Baumwolle nach Canton gebracht, zu einem Werthe von mehr denn 5,000,000 D. Die Einfuhr der rohen Baumwolle und des Baumwollengarns von Indien ſtieg in den letzten Jahren von 1831 auf 1835, und von 1835 auf 1836 bis 75,000,000 Pfd. Es ſuchten überdieß ſchon ſeit dem J. 1820 die Amerikaner ihre einheimiſche Baumwolle nach China auszuführen; aber ſie ward viel geringer als die indiſche befunden. Auch die Einfuhr des Eiſens und Zinns, von Europa nach China, hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Die jährliche Einfuhr des Eiſens iſt jetzt auf 25,000 Pikul geſtiegen. Nicht geringer iſt die des Zinns, obgleich das meiſte Zinn, welches in den ergiebigen Minen von Banca gewonnen wird, nach China geht. Die Zinnminen Banca's werden nämlich, wie die Goldminen in der Gegend von Malacca, von den Chineſen in Pacht bearbeitet. Man ſchätzte in frühern Jahren den jährlichen Ertrag Banca's an Zinn, auf 60,000 Pikul, jetzt bloß auf 20 bis 30,000. China erhält vielleicht dagegen im Laufe der Zeit, wenn eine regelmäßige Dampfſchifffahrt in den öſtlichen Meeren eingeführt wird, ein anderes höchſt wichtiges Product zur Ausfuhr. Schon Marco Polo erwähnt der Steinkohlen in den nördlichen Kreiſen des chineſiſchen Reiches. Sie bilden noch heutigen Tages in Pe-tſche-li, in Schan-tong und andern Gegenden China's das gewöhnliche Brennmaterial, und ſind in ſolcher Maſſe vorhanden, daß ohne Nachtheil für die Einwohner ein großer Theil derſelben ausgeführt werden könnte.

(Fortſetzung folgt.)

Indochineſiſche Sprachen.

Hr. Taber, Biſchof von Iſauropolis und apoſtoliſcher Vicar in Cochinchina, läßt gegenwärtig zu Serampur zwei cochinchineſiſche Wörterbücher drucken: das eine iſt cochinchineſiſch und lateiniſch mit römiſcher Schrift, doch mit cochinchineſiſchen Charakteren zur Seite; das andere iſt bloß lateiniſch und cochinchineſiſch. Die Vorrede enthält eine Grammaire abrégée de la prononciation et des régles de la langue annamite nebſt einer Abhandlung über cochinchineſiſche Poeſie. Ein Wörterbuch von etwa hundert Seiten für Reiſende in vier Sprachen: franzöſiſch, engliſch, lateiniſch und cochinchineſiſch dient den großen Dictionnären, denen auch eine Karte des Landes beigefügt iſt, als Ergänzung.

Eine Expedition nach Groſs-Mayak.

(Schluß.)

Die ſo eben beſchriebenen Forts ſind ſo gut wie uneinnehmbar, ſo lange die Beſatzung auf ihrer Hut iſt, und der Angriff nur mit den Waffen des Landes geſchieht. Um ſolchen Belagerungen ein Ende zu machen, wenn ſie ſich allzuſehr in die Länge

ziehen, unternehmen die Dayakdaten oft Ausfälle, oder legen sich in den Hinterhalt, stürzen sich auf ihre Feinde, und schneiden mit dem Klewang Köpfe ab, mit denen sie dann wieder heimkehren. Hier werden die Köpfe von den Weibern auf eine Bühne gestellt, und die Männer, welche diese Heldenthaten verrichten, erhalten einen Topiau (Hut) mit Federn geschmückt nebst einem Festkleid, und tragen nun die Köpfe herum, während die Weiber unter Begleitung des Gong einen Chor singen, und Alles sich einen Tag und eine Nacht lang der Freude überläßt. Hierauf werden die Köpfe von der Bühne weggenommen, und der Eigenthümer beeilt sich, sie seiner Sammlung einzuverleiben. Wer die meisten Köpfe besitzt, ist König, und es gibt Häuser, in denen man 100 bis 150 solcher gräßlichen Trophäen findet. Die Dayakdaten pflegen diese Köpfe auch auf 30 bis 40 Fuß hohe Pfähle zu Bewachung ihrer Götzenbilder zu stecken, die sie sich selbst mit dem Messer aus Holz schnitzen, und die ziemlich regelmäßige Figuren von Menschen, Tigern und Katzen vorstellen. So lange ein Dayakdate noch keine Köpfe abgeschlagen hat, steht er in keiner Achtung, und kein Mädchen nimmt ihn zum Manne. Die Dayakdaten sind große Liebhaber von Schweinefleisch. Die Schweine befinden sich im Erdgeschosse der Häuser, und über ihnen wohnen die Hausbesitzer. Wenn ein Schwein geschlachtet werden soll, wird es an einen langen Strick (Talle) gebunden, und dann ein Chorgesang angestimmt, während dessen man das Thier mit Lanzenstichen tödtet. Ekelhaft ist es mit anzusehen, mit welcher Gier Männer, Weiber und Kinder sich auf das Schwein stürzen, sobald es gefallen, und sich mit dem Blute den Kopf, das Gesicht und die Brust beschmieren.

Wenn ein Dayakdate stirbt, verbrennt man seinen Leichnam unter großen Feierlichkeiten, die in einer Art Maskenball bestehen. Sie glauben, daß sie den Todten, indem sie ihn verbrennen, an die Beschwerden gewöhnen, die er zu erdulden hat, wenn er durch Wälder, Wüsten und durch die Gehenna*) zu einem bessern Leben eingeht. War der Verstorbene reich, so fragt man seine Sklaven, ob sie ihrem Gebieter in ein besseres Leben folgen und ihm auch dort dienen wollen. Willigen die Unglücklichen ein, so werden sie unter großen Ceremonien mit Lanzen erstochen, wobei die Anwesenden sich eben so begierig nach dem Blute der Opfer bezeigen, als nach dem der Schweine. Die Sklaven, welche sich so opfern lassen, ertragen alle Todesqualen mit der größten Standhaftigkeit; diejenigen aber, welche sich weigern, ihren Herren zu folgen, werden mit Verachtung behandelt, und im Aufstreich verkauft. Die Asche der verbrannten Leichname wird in irdenen Gefäßen aufbewahrt, die man vor den Häusern der Nachgelassenen der Verstorbenen auf Pfählen aufrichtet. In jedem Kampong wird eine Bande Chorsängerinnen oder weiblicher Barden unterhalten, die man zu Kranken oder Verwundeten, so wie auch zu allen denen beruft, die irgend einen Plan ausführen wollen, um durch ihre mit dem Gong begleiteten Gesänge Muth einzuflößen. Der Gong ist eine Art Dudelsack, aus zwei eisernen mit Leder überzogenen Röhren bestehend. Diese Sängerinnen verstehen es sehr gut, die Einbildungskraft ihrer Zuhörer zu entflammen, wovon wir selbst ein Beispiel erlebten. Als wir uns nämlich vor dem Kampong befanden, in welchem unsere Feinde hausten, begannen die uns befreundeten Häuptlinge unschlüssig zu werden, und sich zu weigern, uns in dem Dickicht, wohin die Bewohner sich geflüchtet, als Plänkler zu dienen. Da dieß der Resident Goldman bemerkte, ordnete er ein Fest an, ließ Arack und Schweinefleisch auftragen, und einen Chor von 25 Sängerinnen kommen, denen er eine Belohnung versprach, wenn sie ihre Talente aufbieten wollten, um die Unentschlossenheit der Häuptlinge zu besiegen. Dieses Mittel glückte, und am nächsten Morgen fanden sich alle waffenfähigen Männer ein, um uns zu begleiten, wenn man nach ihrem Abmarsch den Vogel befragen und ihnen den Erfolg des Orakels mittheilen wolle. Einige Häuptlinge blieben zu diesem Ende zurück, und riefen, indem sie Sämereien ausstreuten, den Vogel. Niemand von uns glaubte an die Erscheinung, die auch wirklich ausbleiben zu wollen schien. Der Ruf des Auguren wurde immer dringender, und endlich rief er dem Vogel zu: „Ich bin euer alter Sklave Radin Anam; beschämt mich nicht vor dem Residenten, dem Commandanten u. s. w.“ Nach einem halbstündigen Rufen kam der Vogel wirklich, und schwebte einige Augenblicke über uns, kehrte aber, vermuthlich durch unser ihm fremdartiges Aussehen erschreckt, gleich wieder in der entgegengesetzten Richtung um. Nun war die Bestürzung allgemein; Alles rief, man werde Tscherata (Unglück) haben, und müsse die Plänkler sogleich zurückrufen. Der Resident überredete indeß den Häuptling, daß der Vogel mehreremals die gute Richtung habe einschlagen wollen, aber durch die Fremden verscheucht worden sey, daß man also das Unternehmen immerhin verfolgen könne. Diese List nebst einem Geschenk an Geld, das Hr. Goldman beifügte, drang durch, und der Marsch wurde fortgesetzt. Eine Eidesleistung geschieht bei den Dayakdaten unter großen Feierlichkeiten. Ein angesehener Mann des Stammes zählt die Verpflichtungen auf, die ein Eid auflegt, und entwirft eine fürchterliche Schilderung von dem Unheil, das den Meineidigen befällt. Während die Eidesformel gesprochen wird, verbrennt man Weihrauch und Reis, und stellt dem Mann, der den Eid leistet, einen Stab zu, der in der Mitte durch ein Zeichen in zwei Hälften getheilt ist. Endlich streckt sich der Schwörende auf einem Baumstamm aus, hält in der linken Hand den Stab und in der rechten seinen Klewang, mit dem er den Stab, ohne den Kopf zu erheben, durchhauen muß. Glückt dieß, so hält man den Schwur für wahr, wo nicht, so wird wenig Werth darauf gelegt. Ist ein Streit zwischen zwei Parteien so verwickelt, daß der Richter nicht zu entscheiden vermag, so stürzen beide sich in den Fluß, und wer am längsten untertaucht, hat gewonnen.“

*) Bekanntlich das biblische Wort für Hölle. Woher aber der christliche Begriff?

Geologische Notiz.

Ein Hr. Tournet hat der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine lange Abhandlung vorgelegt, seine geologischen Beobachtungen in der Nähe von Ardresie enthaltend, in denen er einige sehr gut bestimmte Verwandtschaften aufstellt, nicht nur hinsichtlich der Natur der Felsen und ihre Richtung, wie sie zu verschiedenen Perioden durch die obere Bodenkruste drangen, sondern auch hinsichtlich des Bodens, der sie bedeckte, des Grades ihrer Schmelzbarkeit und der Periode der Eruption. Hr. Tournet glaubt, daß der wahre und einzige als Urgestein abgelagerte Fels aus Thonschiefer bestehe, und daß dieser Fels, welcher das Element von Glimmer enthalte, auf verschiedene Weisen verändert oder umgeformt worden sey, nämlich in Gneiß, Glimmerschiefer u. s. w. Er nimmt vier Arten der Veränderung an: Calcinirung, Zerreibung, eine durch Durchdringung und Cementirung hervorgebrachte Veränderung, und endlich auch den Einfluß des Granits, der ihn in Gneiß verwandelt, indem er im geschmolzenen Zustand seinen Feldspath einführt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1837.

Noch eine Vermuthung über die Ureinwohner Nordamerika's.

In der neuesten Versammlung der englischen Naturforscher las Dr. Warren aus Boston in den Vereinigten Staaten Beobachtungen vor über einige in den alten Erdaufwürfen (mound) in Nordamerika aufgefundene Schädel, und bemerkte dabei: „Alles, was sich auf die verlorenen Nationen Nordamerika's bezieht, erweckt ein großes Interesse. Das Schicksal des Volks, das einst den reichsten Theil dieses Landes auf einer Strecke von mehr als 1000 engl. Meilen einnahm, ist in die tiefste Dunkelheit gehüllt. Nichts bleibt von ihrer Geschichte übrig, und nur die in den von ihnen bewohnten Gegenden noch vorhandenen Bauten geben uns eine Ansicht von dem, was sie waren. Diese Werke sind zahlreich und von den Seen Canada's über das ganze Land bis zum Golf von Merico zerstreut. Sie bestehen aus regelmäßigen Linien von bedeutender Höhe und großer Ausdehnung, aus Aufwürfen oder pyramidenförmigen Anhöhen und aus geräumigen Platformen von Erde. Diese verschiedenen Bauten mochten als Festungswerke, als Orte der Gottesverehrung und als Todtenäcker dienen. In den letzten zwei Jahren wurden ausgedehnte Ueberreste von Bauten entdeckt, denen zufolge eine oder mehrere große Städte in dem ehemaligen Gebiete und jetzigen Staate Wisconsin vorhanden gewesen seyn müssen. Diese Werke reichen zum mindesten auf 800 oder 1000 Jahre zurück. Die runden und pyramidenförmigen Anhöhen scheinen zwei Zwecke gehabt zu haben, nämlich für die Gottesverehrung und die Beerdigung der Todten bestimmt gewesen zu seyn. Einige derselben enthalten ungeheure Haufen von Knochen, ohne Ordnung über einander geworfen wie nach einer blutigen Schlacht; in den andern sind die Leichen regelmäßig geordnet, und in einigen finden sich nur Eine oder zwei; in den letztern findet man gewöhnlich kupferne oder silberne Zierrathen, die zum Theil sehr gut gearbeitet sind.

„Die in diesen Erdaufwürfen gefundenen Schädel sind von denen der jetzigen Indianer, von den kaukasischen oder europäischen, und von denen aller bis jetzt bekannten Nationen verschieden. Die Stirne ist breiter und höher als bei dem nordamerikanischen Indianer, aber minder breit und hoch, als beim Europäer; die Augenhöhlen sind klein und regelmäßig, die Kiefer stehen merklich vor, weniger als beim Indianer, mehr als beim Europäer. Der Gaumenbogen ist von abgerundeter Form, und seine Grube minder ausgedehnt als beim Indianer oder Afrikaner, mehr aber als beim Europäer, namentlich wegen der größern Breite der Platte des Gaumenknochens. Aber das Merkwürdigste an diesen Köpfen ist eine unregelmäßige Fläche am Hinterkopfe, welche augenscheinlich durch künstliche Mittel erzeugt ist. Diese nebst einigen andern Eigenthümlichkeiten geben diesen Schädeln einen Charakter, wie man ihn bei keiner andern lebenden Nation findet."

Dr. Warren erhielt auch einige andere Schädel, von denen er anfangs glaubte, daß sie von derselben Race und Nation herrührten, denn sie gleichen sich in allen Eigenthümlichkeiten mehr als ein kaukasischer Schädel dem andern, und er wies zum Beweis ihrer großen Aehnlichkeit Zeichnungen und einen Abguß vor; seiner Ansicht nach sind dieß aber Köpfe von alten Peruanern. Nun sind zwar die Begräbnißplätze der alten Peruaner über 1500 (engl.) Meilen von den Erdaufwürfen am Ohio entfernt, obige Thatsachen machen es aber seiner Ansicht nach gewiß, daß beide Nationen verwandt waren, und höchst wahrscheinlich, daß sie, durch die Vorfahren der jetzigen nordamerikanischen Indianer aus dem Lande getrieben, nach einem langen Widerstande sich nach Südamerika zurückzogen, und einer der Nationen, welche das peruanische Reich gründeten, das Daseyn gaben. „Die Anatomie," fährt er fort, „zeigt, daß eine große Aehnlichkeit zwischen den besprochenen Schädeln und denen der modernen Hindus herrscht; Werkzeuge, Zierrathen und Geräthe wurden in diesen Erdaufwürfen entdeckt, welche Gegenständen ähnlicher Art in Indien ausnehmend gleichen, und alles dieß leitet zu nachfolgenden Schlüssen: 1) die Race, deren Ueberreste man in den Erdaufwürfen entdeckt, war von den jetzigen nordamerikanischen Indianern verschieden. 2) Sie ist identisch mit den alten Peruanern. Diesen Schlüssen lassen sich noch zwei andere beifügen, welche jedoch minder sicher sind. 1) Die ehemaligen nordamerikanischen und die peruanischen Nationen stammen aus dem südlichen Theil Asiens. 2) Amerika

wurde zum mindesten von zwei verschiedenen Theilen Asiens bevölkert, die ältern Nordamerikaner aus dem Süden, die jetzigen Indianer aus den nördlichen Theilen desselben Continents."

Chinesische Zustände.

(Fortsetzung.)

Ueber den Handel im Innern des Landes, mit Korea, den Lieou-kieou-Inseln, mit Tübet und den verschiedenen tungusischen, mongolischen und türkischen Stämmen Nord-, Ost- und Mittelasiens fehlen uns genauere sichere Angaben. Der Handel im Innern des Landes ist, so viel wissen wir im Allgemeinen, außerordentlich bedeutend. Es führen von einem Kreise in den andern, von einem Districte zu dem andern vortrefflich gepflasterte Straßen; gewöhnlich findet auch eine Wassercommunication statt. China ist nämlich nach allen Richtungen hin von natürlichen oder künstlichen Flüssen durchschnitten. Die Betriebsamkeit der Chinesen, und die Communication innerhalb der eigentlichen Gränzen des Reiches ist so groß, daß man zu jeder Jahreszeit im Norden die reifen Früchte des Südens erhalten kann. Zu Peking selbst findet man noch heutigen Tages, wie zu den Zeiten Marco Polo's, alle Erzeugnisse der verschiedenen Kreise des Landes, alle kostbaren Producte Indiens, der Inseln des östlichen Archipelagus und die Manufacturwaaren Europa's. Jeder Kreis theilt dem andern von seinem Ueberflusse dasjenige mit, was in seinem Klima und Boden am besten gedeihet und was am besten fabricirt wird. Hu-kuang und Kiang-si senden Reis und Baumwolle; Tsche-kiang Seide; Kiang-nan Firniß und die schönsten Manufacturwaaren; Jun-nan und Kuei-tscheou allerlei Metalle; Se-tschuen, Schin-king und Kirin vortreffliche Heilpflanzen; das Amurgebiet, Ili und die Länder dieß- und jenseits der Gobi Pferde, Ochsen und Schafe; Tübet Moschus und grobe Wollenwaaren. Die Bedingungen, unter welchen an der Nord-, Ost- und Westgränze des Reiches mit den Tungusen, den verschiedenen Stämmen der Mongolen, den Russen und Tübetanern zu Si-ning, Uliasutai, Urianghai, zu Maimaitschin, Kaschgar, Jarkend, Ili und Tarbagatai Handel getrieben werden darf, sind in den gesammelten Satzungen des Reiches angegeben. Es ist darin bestimmt, welche Zölle die einheimischen und fremden Kaufleute entrichten, welche und wie viele Waaren einer bestimmten Gattung sie einführen, welchen Weg sie machen und in welcher Anzahl sie erscheinen dürfen. In Jarkend, Kaschgar und an andern Orten der kleinen Bucharei wird ein bedeutender Handel zwischen Kaschmir, Indien, China und Mittelasien getrieben. Die Buräten dürfen an den Gränzen Kaschgars ihre Pferde, Schafe und anderes Vieh, ohne irgend einen Zoll zu entrichten, verhandeln. Es ist aber im Allgemeinen der Preis bestimmt, für welchen das Vieh abgelassen werden soll. Für zehn Pferde erhalten sie ein Stück Zeug von 30 bis 50, für zehn Ochsen eines von 20 bis 40, für 100 Schafe ein Stück Zeug von 75 bis 80 Ellen. Der Zeug, heißt es, soll von der Art seyn, wovon 10 Ellen gewöhnlich vier Unzen reinen Silbers kosten. Wir wissen durch Moorcroft, daß von dem Pendschab jährlich eine bedeutende Anzahl Baumwolle- und Seidewaaren nach Jarkend, Kaschgar und andern nahen Besitzungen China's gehen. Ueberdieß werden von hier aus jährlich mehr denn 60,000 rothgefärbte Ziegenhäute nach der kleinen Bucharei gesandt; Leh, die Hauptstadt Ladakhs oder Kleintübets ist der Mittelpunkt des Handels zwischen Indien, Mittelasien, Tübet und China. Es werden jährlich über Lhassa für ungefähr 250,960 Gulden Thee nach Leh eingeführt, der von hier wiederum nach Kaschmir, Afghanistan und dem Pendschab versandt wird.

Der Verkehr, welcher vermittelst der einheimischen Dschonken mit fremden Ländern unterhalten wird, ist weder ein Schleichhandel, noch durch die chinesischen Gesetze verboten. Auch findet die Auswanderung nicht, wie hie und da behauptet wird, im Geheimen, sondern unter den Augen der Regierung statt. Von den Kreisen Kiang-si, Kiang-nan, Tsche-kiang, Kuang-tong und Fokien ziehen jährlich über 40,000 Menschen hin in das Ausland nach den Inseln des östlichen Archipelagus, nach Formosa, den Reichen jenseits des Ganges, Cochinchina und Siam. Vorzüglich gehen die armen Leute von den Küsten der Provinz Fokien schaarenweise hin in fremde Länder. Fünf bis achttausend Emigranten dieser Küstenstriche kommen jetzt jährlich auf den Dschonken nach Singapur, worunter aber kaum 40 bis 50 Frauen. Diejenigen, welche hier keine Beschäftigung erhalten, gehen nach Malacca, Banca und Bornes, um in den Zinn- und Goldminen dieser Länder zu arbeiten. Ein Theil von ihnen sucht in den Pfeffer- und Gewürzplantagen der Molukken oder zu Bintang Beschäftigung zu erhalten. Höchst selten verläßt ein Chinese mit Weib und Kind sein Vaterland; jeder denkt, wenn er einige Sparpfennige beisammen hat, wiederum nach dem gesegneten Reiche der Mitte zurückzukehren, und sein Leben in der Umgebung der Familie in der Heimath zu beschließen. Bis dieß geschehen kann, werden in der Zwischenzeit die armen im Vaterlande zurückgebliebenen Verwandten nach Kräften unterstützt. Wenn die chinesischen Colonien zu Java, auf den Philippinen, Banka, in Singapur und Malacca einen Theil ihrer Ersparnisse nach Hause senden wollen, um die Ihrigen zu unterstützen, so wird ein ehrenhafter Mann gesucht, dem die Beiträge der einzelnen Auswanderer übergeben werden können, um sie den Verwandten im Vaterlande zu überbringen. Nach einem fröhlichen Mahle, das ihm seine Committenten bereiten, segelt er mit tausend Wünschen für seine glückliche Fahrt begleitet hin nach dem Vaterlande, wo er von großen Schaaren Nothleidender bewillkommt wird, die sehnlichst auf solch eine Hülfe von den fernen Verwandten warteten. Der Betrag dieser Sendungen ist oft sehr groß, und beläuft sich nicht selten auf mehr denn 60,000 spanische Thaler.

Den Einwohnern der Kreise Fo-kien und Kuang-tong ist, weil sie sich im Lande nicht ernähren konnten, durch besondere kaiserliche Edicte von Jong-tsching (regierte von 1723 bis 1736) und den nachfolgenden Fürsten der Mandschu ein Handel mit fremden Reichen und Ländern gestattet worden. Wenn die Einwohner eines Ortes an dem auswärtigen Seehandel des Reiches, da wo er gesetzlich erlaubt ist, Antheil nehmen wollen, so kom-

men sie deßhalb vermittelst einer Bittschrift bei dem Generalgouverneur des Kreises ein, welcher dann die Anzahl der Dschonken, die diesen Handel betreiben, welche Artikel sie ein- und ausführen dürfen, bestimmt. Diese Dschonken müssen bei der Aus- und Einfuhr der Waaren gewisse Zölle entrichten, welche in den verschiedenen Häfen des chinesischen Reiches verschieden sind. Der Import zahlt gewöhnlich einen höhern Zoll als der Export. Die Dschonken selbst entrichten aber keine Abgaben weder nach Verhältniß ihres Maßes noch Inhaltes, wie dieß bei den ausländischen Schiffen der Fall ist, auch sind die Capitäne nicht verpflichtet, an Mauth- und andere Beamten allerlei Geschenke zu entrichten. Der Küstenhandel mit inländischen Waaren bezahlt beinahe gar keine Abgaben. Aber nur diejenigen Schiffe erfreuen sich solcher Vortheile, welche sich in allen Dingen, in den Masten, in dem Ausspannen und Einziehen der Segel nach den herkömmlichen Formen und Vorschriften für die Kauffahrer richten. Nehmen die Schiffsherren und Capitäne die geringste Veränderung in dieser Beziehung vor, so setzen sie sich der Gefahr aus, wie ein fremdes Schiff behandelt zu werden; ja es könnte ihnen selbst der Zutritt im Lande untersagt werden. Es ist schwer jemanden, der niemals ein chinesisches Schiff gesehen hat, einen Begriff von seiner eigenthümlichen Bauart zu geben. Wer aber solch ein Schiff oder mehrere zusammen einhersegeln sah, wird das Schwerfällige und Zusammengedrückte seiner Construction, das entenartige Watscheln seines Ganges niemals vergessen. Wer selbst jemals auf einem chinesischen Schiffe gewesen ist, oder gar eine Seereise auf einer Dschonke gemacht hat, dem wird der widerliche Eindruck, welchen der Schmutz, die Verwirrung, der Aberglaube, die Unwissenheit und der Mangel an Disciplin auf ihn machten, niemals aus der Seele schwinden. China konnte vermöge der vielen großen Flüsse, von denen es durchschnitten ist, seit dem Beginn des Staates der Schifffkunst nicht entbehren; auch wird diese Kunst von den einheimischen Schriftstellern bis in die fabelhafte Regierung des Hong-ti hinausgerückt. Die Anzahl der chinesischen Schiffe überstieg nach der einstimmigen Aussage mehrerer Reisenden in den zwei letzten Jahrhunderten die Handelsmarine und Kriegsflotten ganz Europa's — eine Angabe, welche für den nicht unwahrscheinlich ist, der nur die große Anzahl von Barken und Schiffen in Canton gesehen hat. Die Art und Weise des Schiffbaues soll seit den ältesten Zeiten keine wesentliche Veränderung erlitten haben. Die Dschonken sind an beiden Seiten erhaben, und führen einen geringen Kiel. Sie haben bloß einen Mast, der gewöhnlich sehr dick, an dem dann ein großes aus den Fasern des Bambusbaumes verfertigtes Segel befestigt ist, das vermittelst einiger Stangen ausgespannt, und wie ein Fächer auf- und zugemacht werden kann. Der Bauch des Schiffes, worin verschiedene Kajüten oder Löcher für die Mitreisenden angebracht sind, ist sehr breit und der Boden ganz flach. Die Kajüten sind kaum so groß, daß ein ausgewachsener Mann und eine Kiste darin Raum haben. Die Kosten des Baues eines solchen Fahrzeuges sind verschieden in den verschiedenen Gegenden in- und außerhalb China. Nach den Nachrichten, die Phipps von chinesischen Seefahrern eingezogen hat, kostet eine Dschonk von 476 Tonnen zu Siam 7400, zu Tschang-ling 16,000, zu Hiemen 21,000 spanische Thaler.

Sobald das Culturvolk von Nordwesten herab bis an die nordöstlichen und südöstlichen Gestade des Meeres sich ausgedehnt, und die Herrschaft über die mannichfachen Barbarenstämme, die hier hausten, errungen hatte, wagte man sich mit diesen flachen, gebrechlichen, bloß für die Befahrung der Canäle, Flüsse und Binnenseen geeigneten Fahrzeugen hinaus in das Mittelmeer. Man fuhr hin nach den nördlichen Ländern, nach dem gegen Sonnenaufgang gelegenen Japan, nach den Inseln des südlichen Meeres und gegen Indien. Ja es wird, namentlich von dem arabischen Geschichtschreiber Masudi, berichtet, daß die unternehmenden Kauffahrer des Mittelreiches bis zum persischen Meerbusen nach Bahrain, Obollah und Basrah gesegelt wären. Solche weite Seereisen werden jetzt mit den Dschonken nicht mehr unternommen; selten segelt ein chinesisches oder indochinesisches Schiff so weit gegen Westen bis zur Hauptstadt Bengalens, nach Calcutta.

(Schluß folgt.)

Die Insel Terceira im azorischen Archipel.

Im nördlichen Theile des atlantischen Oceans, westwärts von den marocconischen Staaten, erheben sich zwischen 7° 14′ bis 13° 28′ westlich von Ferro, dicht neben einander, neun mit steilen, größtentheils unzugänglichen Felsengestaden umgürtete Inseln, die drei Gruppen bildend unter dem gemeinsamen Namen der Azoren (os Azores) bekannt und ein außereuropäisches Eigenthum der Krone Portugals sind. Die östliche zwar nicht größte, doch bevölkertste und fruchtbarste dieser Inseln ist Terceira; Sta. Maria, St. Miguel, Graciosa, St. Jorge, Pico, Gayel, Flores und Corvo heißen die übrigen. Ihre Entdeckung geschah gleichzeitig mit der von Madeira, Porto Santo und dem grünen Vorgebirge, durch Frei Gonzalo Velho Cabral,*) welcher im J. 1481 auf Veranlassung des berühmten Infanten Heinrich, dritten Sohnes König Johann I von Portugal eine Fahrt nach diesen Meeresgegenden unternahm, deren Früchte die theilweise Auffindung jener Inseln waren. Den Zeitpunkt der Entdeckung von Terceira weiß man zwar nicht genau zu bestimmen; da jedoch diese Eilande nahe beisammen liegen, so dürften sie wohl fast zu gleicher Zeit aufgefunden worden seyn. Terceira liegt unter 9° 58′ 18″ westlich von Ferro und hat 7 Lieus in der größten Länge und 4 L. in der größten Breite. Die Insel hat die Gestalt eines im Osten durch einen Isthmus mit dem Monte Brazil zusammenhängenden, von schauerlichen und steilen Klippen umgebenen, auf der West- und Nordseite fast unzugänglichen, auf der Ost- und Südküste aber in vielen Busen und Buchten zerrissenen colossalen Felsblocks, dessen Oberfläche mit Hügeln und Bergen verschiedener Höhe bedeckt und von den üppigsten Thälern durchfurcht ist. Der Monte Brazil, welcher unter allen Bergen die größte Höhe gewinnt, ist eine der beachtenswerthesten Naturmerkwürdigkeiten auf der Insel und hat fast eine Lieue im Umkreise. Er bildet eine Halbinsel, die im Osten durch die Bay von Angra, im Süden vom offenen Meere, im Westen durch die Bay des Leuchtthurms und im Norden von der Erdenge begrenzt ist, welche diese Bayen von einander trennt, aber nicht mehr

*) Ein Verwandter von Pedro Alvarez, der Brasilien entdeckte.

als 200 Brazas*) Breite hat. Der Berg thürmt sich mit 4 Gipfeln hoch am Horizonte empor, wovon der östlichste und höchste (96 Brazas und 6 Palmos über dem Meere), der Pik Facho, auf dessen Gipfel ein Telegraph aufgestellt ist. Diese 4 Piks umschließen ein kreisförmiges Thal, Caldeira genannt, welches gleichwie sämmtliche Berge und Hügel deutlich die Spuren eines schon vor der Entdeckung der Insel ausgebrannten Vulcans zeigt, dessen Thätigkeit aber bis jetzt noch nicht gänzlich erloschen zu seyn scheint, wie dieß das Erdbeben vom J. 1614, wobei die Hauptstadt völlig zerstört wurde, und das zeitweise Hervorströmen brennender Lava, wie auch der häufig aus den Spalten des Erdbodens aufsteigende Rauch, die heißen Dämpfe und die zahlreichen heißen Quellen zur Genüge beurkunden. Allein durch diese unterirdische Wärme und die Menge verwitterter Lava, woraus der Boden größtentheils besteht, scheint auch die Fruchtbarkeit um ein Beträchtliches vermehrt zu werden; denn nicht leicht dürfte irgendwo der Boden einen vielfältigern und üppigern Pflanzenwuchs hervorbringen, wie der von Terceira. Nicht nur alle europäischen, selbst die meist tropischen Gewächse gedeihen hier in größter Vollkommenheit und Menge, so daß nebst dem eigenen Bedarf noch ein Beträchtliches zur Ausfuhr erübrigt wird. Der Tabak wächst ohne alle menschliche Beihülfe in seltener Güte, und wenn der Anbau desselben weniger gehindert wäre, so könnte den Einwohnern dadurch noch eine weitere Ertragsquelle reicher Einkünfte werden. Der Anbau des Zuckerrohrs und des Indigo's ist jedoch in neuern Zeiten als nicht mehr lohnend aufgegeben worden; hingegen werden Kaffee, Bananen, Oliven, Citronen, Pomeranzen, Ananas und unzählige andere, aus verschiedenen Ländern, vorzüglich aus Brasilien hierher verpflanzte Gewächse in außerordentlicher Menge gezogen, und geben nebst der den Färbern und Kaufleuten wohlbekannten Orselle, die hier aller Orten wild wächst, erhebliche Ausfuhrartikel ab. Der Handel mit letzterer ist gegenwärtig frei gegeben. Nach dem zu Angra erschienenen statistischen Werke (Folinha da Terceira) gibt es Jahre, wo die Insel an Weizen allein über 6000 Moios**) und von Pomeranzen 20 bis 25,000 Kisten ausführt, der vielen Hülsenfrüchte und Pataten nicht zu gedenken. Die Menge des Weins, der Gerste, des Flachses, der Baumfrüchte, Wassermelonen u. s. w., welche man auf die Märkte bringt, ist ungeheuer. Durch den außerordentlichen und prachtvollen Pflanzenwuchs dieser Insel wird auch die Viehzucht ungemein begünstigt. Es gibt daher zahlreiche Heerden Horn- und Borstenvieh, wie auch Pferde und Schafe, von welchen Butter und Käse in Menge bereitet und eine hinlängliche Quantität Wolle und Leder gewonnen wird. Zu diesem Allem kommt noch ein Ueberfluß an den schmackhaftesten Fischen und an mancherlei Wildpret, wovon besonders Kaninchen und Wachteln in beispielloser Menge getroffen werden. Ueberhaupt bietet die Insel Alles, auch Trinkwasser in Ueberfluß dar, nur an Waldungen fehlt es, aber ihr Mangel wird wenig gefühlt, denn selbst im strengsten Winter herrscht Frühlingsluft und Zimmerheizung ist daher ein unbekanntes Bedürfniß. Endemische Krankheiten herrschen hier keine, Entzündungen ausgenommen, welche im Winter die ärmere und arbeitende Classe befallen, ohne jedoch immer gefährlich zu werden. Auch kennt man weder die Hundswuth, noch giftige Thiere, mit Ausnahme einiger Insecten, welche jedoch mehr lästig fallen, als schaden. Wenn nun schon Terceira um der außerordentlichen Fruchtbarkeit willen stets ein Gegenstand verdienter Aufmerksamkeit war, so ist sie nicht minder in strategischer Hinsicht merkwürdig, da sie mit Ausnahme der beiden genannten Bayen, die jedoch durch zahlreiche Batterien vertheidigt werden, überaus steil und unzugänglich ist. So beschützen die Batterien auf der St. Antonsspitze den Hafen von Angra, indem sie sich mit denen des östwärts gegenüberliegenden Castells St. Sebastian kreuzen; das Fort San Diego beschützt die Bay des Leuchtthurms, indem sie sich gleichfalls mit andern Werken kreuzt. Auch über den Isthmus ist der Zugang unmöglich, indem er gegen die Stadt hin sehr steil abfällt, und überdieß in seiner ganzen Breite von den Befestigungen und den Bollwerken des daselbst befindlichen Forts St. Joaõ Baptist eingenommen wird, welches gleichsam eine kleine Stadt mit Militärcasernen, Zeughaus u. s. w. einschließt. Auf solche Weise von der Natur ausgerüstet könnte der Monte Brazil, der für sich ohnehin schon eine wichtige Militär-Position ausmacht, zu einer der unbezwinglichsten Festungen der Welt gemacht werden, sobald noch einige, eben nicht sehr kostspielige Arbeiten hinzukämen. Namentlich würde ein Canal durch den Isthmus, der die beiden Bayen vereinigte, nicht bloß die Stärke des Platzes vermehren, sondern auch dem Handel von Terceira einen sichern Hafen gewähren, woran allein noch fühlbarer Mangel ist. Indessen wird alljährlich an der Erweiterung des kleinen Hafens Pipas, am Fuße des Castells St. Sebastian, gearbeitet und ein steinerner Molo errichtet. Auch die Insel selbst ist fast nirgends zugänglich, da sie auf der West- und Nordseite sehr steil und von schauerlichen Klippen umlagert wird. Doch findet man auf der Nordseite den kleinen Hafen dos Biscontos (Zwieback-Hafen). Auf der östlichen Küste ist die große Bay von Praya, welche für die beste des ganzen Archipels gehalten wird. Zwischen dieser Bay und der Hauptstadt findet man noch einige kleine Einbuchten, als Porto Martin, Santa Catharina, das Silz, Salgas, Porto Judeo, die jedoch, wie die auf der Westküste befindlichen Bayen St. Mateo und Nigrito, mit zahlreichen Feuerschlünden, deren die Insel über 500 zählt, vertheidigt werden, und dadurch jede gewaltsame feindliche Landung völlig unmöglich machen. Angenommen auch, daß der Feind irgendwo an der Küste landete, so könnte er sich doch keinen Augenblick behaupten, wenn er nicht auch den Monte Brazil, die Citadelle von Terceira, in seine Gewalt bekäme. Um sich aber dieser zu bemächtigen, müßte die Insel regelmäßig belagert werden, wozu selbst bei einer geringen Besatzung der Forts, mindestens 12,000 Mann guter Truppen erforderlich seyn würden.

(Schluß folgt.)

*) Die Braza ist 6 Fuß 8¼ Zoll Pariser Maßes, und wird in 33 Palmos getheilt.

**) 1 Moio ist etwas mehr als 13 niederösterreichische Metzen.

Geologische Notiz.

Hr. Hoskin las in der Versammlung der englischen Naturforscher ein Memoire über die bekannte Hypothese der Abkühlung (refrigeration) der Erdoberfläche vor, bemerkte aber am Ende, daß der gegenwärtige Stand unserer geologischen Kenntnisse uns nicht erlaube, die Frage zu entscheiden, ob der innere Kern der Erde, wie manche vermuthen, im flüssigen Zustande, und nur die äußere Schale abgekühlt sey, oder ob auch der innere Kern fest und hart geworden. Hr. Hoskin soll indeß auch merkwürdige Berechnungen über die Einwirkungen der Sonne und des Mondes auf die Erde angestellt haben, vorausgesetzt, daß sich diese zu irgend einer Zeit in einem allgemeinen flüssigen Zustand befunden hatte. Im Allgemeinen schien die Versammlung der Ansicht, daß das Innere der Erde flüssig sey, doch zeigte sich wenig Anklang für einen Gegenstand, der noch so sehr ins Gebiet der Hypothesen gehört.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 October 1837.

Chinesische Zustände.

(Schluß.)

Die Chinesen sind, die einzige Kenntniß des Compasses ausgenommen, in der Schiffskunde sehr unwissend. Da aber ihre, bloß zu den Zeiten der Monsun unternommenen Reisen kurz und ihre Piloten erfahrne, aufmerksame Leute sind, so legen sie doch ihre Reisen gewöhnlich ohne Unfall zurück. Innerhalb 13 Jahren, sagt ein des chinesischen Handels sehr kundiger Kaufmann aus Calcutta, hörte ich bloß von vier Schiffbrüchen der Dschonken, und in allen diesen Fällen ward die Mannschaft gerettet. Als gewandte Kaufleute stehen sie aber doch in der Achtung aller handeltreibenden Nationen der Erde. Sie übertreffen alle Völker Asiens und nähern sich, wie Davis sich ausdrückt, in Betreff der Schnelligkeit und Pünktlichkeit, mit der sie die größten Geschäfte besorgen, mehr den Engländern, Franzosen und Amerikanern, als Spanier und Portugiesen. Die Capitäne der chinesischen Handelsschiffe erhalten in der Regel keine Bezahlung in baarem Gelde. Sie können die große Kajüte an Reisende vermiethen — ein Vortheil, der auf der Fahrt von Canton nach Singapur auf 150 spanische Piaster gerechnet wird. Der Capitän ist überdieß zugleich der Factor der Schiffseigenthümer, und erhält von dem Gewinnste der ihnen zugehörigen Ladung 10 vom 100. Der Pilote erhält gewöhnlich von der ganzen Reise 200 Dollars Besoldung, und die Freiheit, 30 Pikul Waaren auf der Aus- und Heimfahrt mitzunehmen. Alle andern Beamten und Matrosen des Schiffes erhalten auf dieselbe Weise durch die Erlaubniß, eine gewisse Anzahl Pikul Waaren frei mitführen zu dürfen, ihre Besoldung. Ganz anders sind die Verhältnisse der Beamten und Matrosen der Dschonken, welche den chinesischen Colonisten auf den Inseln des östlichen Archipelagus und in den Reichen jenseits des Ganges zugehören. So erhält z. B. der Capitän einer Dschonk von 6000 Pikul Gehalt, welche von der Hauptstadt Siams nach Singapur segelt, bloß 100 Dollars Besoldung, und eine Frachtfreiheit von 12 Pikul. Die Anzahl der Dschonken, welche den auswärtigen Handel betreiben, und ihr Tonnengehalt kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. In Ermangelung officieller chinesischer Angaben haben wir es in der nachfolgenden Liste versucht, die von anderer Seite her bekannten wahrscheinlichsten Angaben über den auswärtigen chinesischen Seehandel zusammenzustellen.

Es gehen jährlich von China nach Japan	70 *)
den Philippinen	15 **)
den Sulu-Inseln	4
Celebes	2
den Molukken	7
Borneo	11
Java	3
Sumatra und Banca	10
Singapur und Penang	15
verschiedenen Häfen der malayischen Halbinsel	6
Siam	120
Cochinchina, Cambodscha und Tzampa	100
im Ganzen	355

Der Tonnengehalt dieser Dschonken ist sehr verschieden: sie halten gewöhnlich 200 bis 250, doch gibt es deren auch von 1000 Tonnen. Ihre Mannschaft übersteigt selten 80 bis 100 Hände. Die neun Dschonken, welche am Anfange des Jahres 1830 aus Canton, Hiamen und andern Gegenden China's nach Singapur kamen, führten zusammen eine Fracht von 47,000 Pikul oder ungefähr 3000 Tonnen; sie brachten Porcellan, papierne, in Oel getränkte Regenschirme, getrocknete Früchte, chinesischen Tabak, Nanking und rohe Seide. Nach diesem Verhältniß würde der sämmtliche vermittelst der Dschonken getriebene auswärtige Seehandel China's sich ungefähr auf 100,000 Tonnen belaufen, in einem Werthe von 90 Millionen Dollars. Der Handel mit Singapur allein wird auf 16 Mill. Dollars geschätzt. Der Küstenhandel des chinesischen Reiches und der zwischen dem Continente, den Lieou-kieou Inseln und Tai-wan wird durch die Bewohner

*) Dieß ist die höchste Anzahl. Mehr als 70 Dschonken dürfen seit dem J. 1685 nicht nach Japan kommen, die im Ganzen bloß für 600,000 Leang Waaren einführen sollen. Es wird aber diese Verordnung von den chinesischen Kaufleuten, wie Kämpfer berichtet, auf mancherlei Weise umgangen.

**) Der Werth des Handels zwischen den Philippinen und China beträgt nicht mehr als 800,000 Dollars.

von Kuang-tong, Fo-kien, Tsche-kiang, Kiang-su und Schan-tong betrieben. Eine große Anzahl Dschonken kommt jährlich von den südlichen und östlichen Küstenstrichen hin nach Canton und Macao. Sie bringen Geld und Waaren, und tauschen dafür Opium, weißen oder braunen Zucker und allerlei andere, theils fremde, theils einheimische Producte ein, die sie in den nordöstlichen Häfen, wie in Ning-po und Schan-hai wiederum verkaufen. Im J. 1831 kamen folgende Dschonken nach Macao und Canton:

Von Hia-men oder Amoi in Fo-kien	80
Tschang-tscheou-fu in Fo-kien	150
Hoei-tscheou und Tschao-tscheou-fu in Kuang-tong .	300
Schiffe, die den Zwischenhandel treiben zwischen Kuang-tong und Fo-kien	300
Schiffe, die von Kuang-tong nach Tien-tsin und dem Küstenlande der Mandschu segelten	16
Summe	846

Die Schiffe, welche nach Tien-tsin handeln, sind die größten Kauffahrer des chinesischen Reiches. Die Bewohner von Hia-men, dessen Bevölkerung nach Gutzlaffs Schätzung sich jetzt wenigstens auf 200,000 Seelen beläuft, besitzen mehr denn 500 solcher größeren Kauffahrteischiffe. Sie treiben nicht bloß in den vorzüglichsten Seehäfen China's, sondern mit vielen der Inseln und Länder des östlichen Archipelagus, wie Malacca, Cochinchina und Siam einen ausgebreiteten Handel. Dieß ist auch mit Ning-po der Fall. Man trifft daselbst viele Schiffe von 200 Tonnen Last, welche hauptsächlich nach dem Norden des Landes, vorzüglich nach Tien-tsin, des Handels wegen fahren. Es laden hier jährlich mehr denn 500 Handelsschiffe von Siam und den südlichen Häfen des chinesischen Reiches. Das Gedränge der Dschonken und der Tumult des Menschenverkehrs, sagten neuere Reisende, ist an diesem Orte nicht minder groß, wie in Liverpool. In Schang-hai, dem berühmten Handelsplatz und Hafen von Su-tscheou oder Kiang-su sollen wöchentlich nach Lindsay's Bericht nicht weniger als 700 Dschonken ankommen.

Wir müssen die mannichfachen Handelsverbindungen, welche zu Lande zwischen China und den verschiedenen südwestlichen und nordwestlichen Staaten Asiens statt finden, unberücksichtigt lassen, weil uns hierüber sichere Angaben fehlen. Wir wissen, daß die Schan oder Laos, die größtentheils unter chinesischer Oberhoheit stehen, und die Birmanen nach Jun-nan hin Handel treiben, und daß die Einwohner der südwestlichen Kreise des chinesischen Reiches des Handels wegen die Marktplätze und Wallfahrten dieser buddhistischen Länder besuchen. Unter andern Producten, wie Thee, Seide und Porcellan bringen die Karawanen von Jun-nan in den neuesten Zeiten nach dem Berichte des englischen Obersten Burney vom J. 1831 auch Opium, das seit einigen Jahren in der Gegend von Ta-li (25° 44′ 24″ n. B. und 11°, 6′, 40″ w. L. von Peking) dem westlichsten Bezirke des chinesischen Reiches im Geheimen gebaut wird, hin nach Awa. Längs der Gränzlinie von Assam, über Nepal bis herauf nach Bhutan und Tübet, wohnen viele uncultivirte, kräftige Bergvölker, die zum Theil unter englischer Herrschaft, oder doch wenigstens unter englischem Einflusse stehen. Die Engländer haben jetzt schon vermittelst dieser Gränzvölkerschaften allerlei Verbindungen mit einigen westlichen Districten des chinesischen Reiches, und suchen diese Verbindungen zu nähren und zu erweitern. Manchmal erkennt ein Theil dieser Völkerschaften die chinesische, ein anderer die englische Oberherrlichkeit — Verhältnisse, welche in der Folgezeit leicht zu Zwistigkeiten führen können. Während des Krieges zwischen Nepal und der ostindischen Compagnie in den J. 1814, 1815 und 1816 haben die Gorkhas mehrmalen nach Peking um Hülfe gegen die „Rothröcke" gesandt. „Wenn Nepal unterjocht wäre," sagten sie, „würden die Herren Indiens China selbst angreifen." Man war in Peking weise genug, sich nicht unmittelbar in diese Händel zu mischen; doch ließ die chinesische Regierung das Beobachtungsheer, welches zum Schutze der eigenen Gränzen dastand, bis nach Tingri, einer Gränzfestung im östlichen Tübet, vorrücken. Nachdem der Frieden zwischen England und Nepal (4 Februar 1816) abgeschlossen war, zog sich das chinesische Heer alsbald wiederum zurück. Es scheint, daß nächstens wiederum ein Krieg zwischen der Compagnie und einer mächtigen Partei in Nepal ausbrechen wird. Wahrscheinlich ist es, daß man dann wiederum nach der Hauptstadt des Mittelreiches um Hülfe sendet, und das chinesische Beobachtungsheer nochmals bis zu den ehemaligen Besitzungen der Gorkhas vorrückt. Es könnte sich ereignen, daß hier zum Erstenmale die Heere der ostindischen Compagnie und der Mandschu sich feindlich begegnen. Auch erzählt man, die Birmanen und die Bewohner von Assam hätten in den neuesten Zeiten nach China um Hülfe gesandt gegen die Uebermacht der westlichen Eroberer. Die chinesische Staatsregierung war bis jetzt glücklich oder weise genug, sich aller Theilnahme an den mannichfachen Wirren und Kriegen, welche seit einigen Jahrzehnten längs der südwestlichen und nordwestlichen Gränze des Reiches statt fanden, zu enthalten. In den neuesten Zeiten haben aber schon mehrmalen einzelne Horden der Singphos von den Gränzen China's herkommend, Einfälle in die unter englischem Schutze stehenden Länder Assams gemacht, und mußten mit dem Schwerte in der Hand zurückgetrieben werden. Von der andern Seite sind die Bestrebungen der Engländer, ihren politischen Einfluß und Handel nach Bhutan, über das Gebiet des Teschu-Lawa nach Tübet und Leh oder Ladakh auszudehnen, hinlänglich bekannt. In allen diesen Ländern hatten und haben sie theils die directe chinesische Herrschaft, theils bloß den chinesischen Einfluß zu bekämpfen. Alle die klug berechneten Unternehmungen Großbritanniens, alle die kostspieligen Gesandtschaften, die schlauen Unterhändler und Spione scheiterten bis jetzt an den unabänderlichen mißtrauischen Maximen der chinesischen Politik. Werden aber die Herren des Reiches der Mitte vermittelst der Prohibitivmaßregeln ihre Selbstständigkeit gegen die an der Ost-, Süd- und Westgränze des Reiches anstürmenden Kaufherren, Missionäre und Spione Großbritanniens behaupten können? Gestützt auf die Erfahrung früherer Jahrhunderte glauben wir diese Frage mit „Nein" beantworten zu müssen. China unterlag zu allen Zeiten, wo und wann immer es mit mächtigen Gränznachbarn in Verbindung kam, welche auf die Eroberung des ganzen Landes, oder auf die Vernich-

tung der Integrität und Selbstständigkeit des Reiches hinzielten. Es ward im Laufe der vielen Jahrhunderte seiner Geschichte mehrmalen bald ganz bald theilweise die Beute türkischer, mongolischer und tunguſischer Horden. Mag auch die Weisheit und Vorsicht der europäischen Regierungen sich noch so sehr dagegen sträuben, China wird am Ende doch von der Gewinn- und Eroberungssucht des Westens verschlungen werden. Ohne es zu wissen oder zu ahnen, ist dieß Land bereits zu sehr in die Handelspolitik der civilisirten Völker der Erde verflochten. Es ist zu sehr der Gegenstand der Handelsspeculation und industriellen Bestrebungen Europa's und Amerika's geworden, als daß es sich jetzt noch den selbstsüchtigen Umarmungen der europäischen Civilisation und des unverrückt seine Zwecke verfolgenden Handelsgeistes entziehen könnte. Ging man doch schon vor einigen Jahren so weit, in einer unter den Augen der chinesischen Regierung gedruckten englischen Zeitschrift laut es auszusprechen, daß man darauf hinarbeiten müsse und wolle, die chinesische Staatsregierung umzustürzen und das Land zu revolutioniren! Dann und nur dann erst, hieß es, würde Europa sowohl in Betreff der religiösen als commerciellen Bestrebungen hiesigen Landes zum Ziele gelangen. In Wahrheit, sagen die schlauen und frommen Herausgeber des chinesischen Archivs in Canton, es befinden sich in Wahrheit die Bewohner des Mittellandes wie die Fremden in Sklaverei; weder die einen noch die andern besitzen die Rechte, die ihnen von Gott gegeben wurden. *) Diese Rechte sollen ihnen nun durch die menschenfreundlichen Bestrebungen englischer Kaufleute und Missionäre zu Theil werden. Wer kennt nicht diese durch die Eroberer aller Zeiten gebrauchten Redensarten? Ward doch schon im Januar des J. 1837 zu London eine Versammlung der im Handel nach dem östlichen Asien betheiligten Kaufleute gehalten, worin förmlich der Beschluß gefaßt wurde, eine auf Actien unternommene Expedition auszurüsten, um den Handel mit den Nordostküsten des chinesischen Reiches zu erzwingen! Auch erging die Aufforderung der Londoner Missionsgesellschaft an alle Aerzte der Christenheit, welche einen Beruf in sich fühlen, als Heidenbekehrer ihr Glück zu versuchen, daß sie erscheinen möchten, um auf Kosten der Gesellschaft nach China zu gehen und das Reich des Satans in China zu untergraben. Sah sich doch bereits jetzt die englische Regierung durch die in den letzten Jahren vorgenommenen Veränderungen ihres Handelssystems mit China in die Nothwendigkeit versetzt, einen obersten Gerichtshof für die englischen Unterthanen in Canton und Macao anzuordnen, der seinen Sitz innerhalb der Gränzen der Blume der Mitte haben solle! Am 27 Junius 1837 ward die hierauf bezügliche Bill zum Erstenmale im Parlamente verlesen, wodurch diesem Gerichtshofe die oberste Jurisdiction in allen bürgerlichen und criminellen Sachen über die Unterthanen Sr. großbritannischen Majestät in China übertragen wurde. Ohne uns die Gabe der Weissagung anzumaßen, wagen wir es dennoch, auf diese und andere Thatsache gestützt, die Behauptung auszusprechen, daß auch für China der Tag kommen wird, wo es dem rastlosen Geiste der Veränderung, welcher die Europäer treibt, zum Opfer fallen muß.

*) The truth is, natives and foreigners are both in bondage, neither possessing the rights and privileges which God evidently designed they should enjoy. The Chinese Repository. January 1835. pag. 435.

Der Fuchs aus dem Himalaya-Gebirge.

Dieses Thier, wovon Hr. Ogilby sich nur drei Felle verschaffen konnte, wovon zwei Sommerfelle, die der zoologischen Gesellschaft in London gehören, und das dritte mit dem Winterpelze von Hrn. Royle aus Massori gesendet wurde, scheint im Nepal selbst sehr selten zu seyn, indem Hr. Hodgson, Resident der Compagnie daselbst, sich nie ein solches Thier verschaffen konnte. Man kennt dasselbe jedoch im Dhun, zu Kamaun und in den östlichen und höhern Theilen dieser Gebirge, wo die Europäer es den Bergfuchs nennen; der Glanz und die Mannichfaltigkeit der Farben seines Felles machen ihn sehr gesucht. Seine ganze Länge bis zum Schweifende mißt 2′ 6″, wovon 1′ 6″ auf den Schweif kommen; die Ohren sind 4″ lang, und seine ganze Höhe beträgt 1′ 4″ bis 5″. Er nähert sich dem europäischen Fuchse durch die schwarzen Flecken auf dem innern und convexen Theile des Ohrs und an den Vorder- und Hinterbeinen; die Haut ist mit einem langen und weichen Pelz bedeckt, so fein, wie die schönsten Varietäten Amerika's, aber unendlich viel weicher und glänzender. Der Pelz besteht aus zwei Arten von Haaren, den innern, die einem sehr feinen, baumwollenartigen Gewebe gleichen, und den äußern, welche lang, seidenartig, und wie der Marderpelz nach allen Richtungen weich und biegsam sind. Der innere Pelz ist schwärzlich blau, und längs dem Rücken von brauner Farbe; ein gleicher Fall ist es mit dem seidenartigen, äußern Pelz, welcher bis zum Schweife von demselben weichen, baumwollenartigen Gewebe ist, wie der innere Pelz; hier am Schweife wird der Pelz ein wenig härter, ist von einem breiten, weißlich gelben Ring umgeben, und endigt in eine lange Spitze von dunklem Rothbraun. Der Kopf, Hals und Rücken sind glänzend dunkelroth; die Seitentheile des Halses, die Kehle und die Vorderseiten gehen aus dem Weißen ins Schwärzliche über, das äußere Vließ der Hüften und Schenkel aber ist grau, statt roth, welche Farbe auf allen obern Theilen der beiden Sommerpelze vorherrscht, deren Haare überdieß kürzer, härter und von minder glänzenden und mannichfachen Farben sind, als der von Hrn. Royle gesandte Winterpelz. Die äußern Farben der beiden Sommerpelze sind ein glänzendes Rothbraun auf dem Rücken, ein Rothgelb an den Seiten, Weiß vom Halse bis zum Unterleib hinab; die Ohren sind ziemlich groß, elliptisch und außen weiß; ein Streifen von denselben Haaren geht auf dem äußern Theile der Vorder- und Hinterbeine hinab, die Füße sind unten, mit Ausnahme der Tuberkeln, mit einem dichten, gelbbraunen Vließ bedeckt; die Haare des Schweifes sind ziemlich dicht und regelmäßig, und behalten dieselbe Farbe wie der Körper auf dem größten Theile der Länge des Schweifs, welcher in eine große weiße Spitze ausläuft.

Die Insel Terceira im azorischen Archipel.

(Schluß.)

Die Insel Terceira enthält eine Stadt ersten Ranges (Cidade), zwei Städte zweiten Ranges (Villas) und 22 Kirchsprengel, und

wird von etwa 40,000 Menschen bewohnt, worunter 500 Welt- und Klostergeistliche sich befinden, die aus dem öffentlichen Schatze, welcher die Zehnten selbst erhebt, den Betrag von 54 Mill. Reis (= 80,000 fl. Conv.-Münze) theils in klingender Münze, theils in Naturalien empfangen. Die Einwohner sind fast sämmtlich wohlgebaut, kräftig, von gutem Aussehen, verständig, geistreich und tapfer, von welch letzterer Eigenschaft sie besonders in der neuesten Zeit Beweise abgelegt haben. Die Hauptstadt der Insel, wie überhaupt des ganzen azorischen Archipels, ist Angra. Sie liegt $\frac{3}{4}$ geographische Meilen ostwärts vom Monte Brazil und $\frac{7}{8}$ Meile von der Küste, längs der gleichnamigen Bay, wo sie vom Castell St. Sebastian bis nahe an die Leuchtthurmbay sich hinziehend, den ganzen Raum, wie auch einen Theil der benachbarten Hügel einnimmt. Ihre schönen und zum Theil sehr großartigen weißen Gebäude steigen von der Bay amphitheatralisch in reizender Abwechslung immer höher, und über sie erheben sich die Thürme der zahlreichen Kirchen, Klöster und Capellen. Die schönste Ansicht der Stadt ist vom Meere oder auch vom Monte Brazil herüber, von welch letzterem sie sich wahrhaft bedeutend ausnimmt. Zu den Füßen des Beschauers ist die Masse der Häuser gelagert, zwischen dem Meere und den nahen Hügeln, einen Raum von beinahe einer Stunde einnehmend, auf der Meerseite von schönen Kaien, vor welchen die Fahrzeuge ankern, auf der Landseite aber von immerwährend grünenden Höhen umsäumt, über welche Gespenstern gleich einzelne Pits entfernterer Berge emporragen. Die Bay selbst ist stets mit Schiffen und Schiffchen bedeckt, welche kommen und gehen; das Ganze ist ein erquickendes Bild voller Leben und Regsamkeit. Angra hat außer dem bischöflichen Palaste, der Kathedrale und dem Gubernialgebäude, mehrere durch solide und geschmackvolle Bauart sich auszeichnende Gebäude, und schnurgerade, breite, mit Trottoirs versehene Straßen. Nur hie und da sieht man noch einzelne, niedere Häuschen, deren düsteres Ansehen durch die aus der maurischen Zeit herrührenden Fenstergitter noch vermehrt wird, aber sie verschwinden allmählich, und größere, geschmackvollere Häuser treten an ihre Stelle. Außer der Kathedrale, mit welcher ein Domcapitel verbunden ist, zählt die Stadt sieben Frauen- und drei Mönchsklöster, die zusammen gegen 160 Ordensleute enthalten. An Bildungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten gibt es eine Militärakademie, ein Gymnasium, wo Latein, Logik und Rhetorik gelehrt wird, einige Elementarschulen, mehrere Krankenhäuser, ein Armenhospital, ein Findelhaus u. s. w. Unter den materischen Umgebungen Angra's zeichnet sich vor allen das westwärts von der Stadt entlegene Thal, genannt Terra Cha, welches auf eine Lieue in der Länge und eine halbe Lieue in der Breite sich ausdehnt, und mit den üppigsten Orangerie-, Wein- und Obstgärten angepflanzt ist, aus denen niedliche Landhäuser in den buntesten Gestalten hervorgucken. Es ist diese Gegend zugleich die schönste und besuchteste der ganzen Insel. Die Bevölkerung von Angra beträgt 12 bis 13,000 Seelen. Die Einwohner sind von gefälligem Aussehen und angenehmem Betragen, besonders wird von allen Reisenden ihre Gastfreundschaft gerühmt, mit welcher sie Fremde jeden Standes aufnehmen. Die Frauen der Insel sind im Allgemeinen schön, und in der Mode so veränderlich wie allwärts, denn sie richten sich in ihrer Kleidung ganz nach dem, was sie aus Europa erhalten. Doch tragen noch viele, wenn sie zu Fuß ausgehen, eine Art schwarzer Mäntel, welche den Kopf bedecken, bis auf die Erde herabreichen, und um die Hüften in reiche Falten gelegt mit einem Gürtel umwunden sind. Andere verhüllen das Gesicht mit einem Schleier, den sie in Gegenwart von Fremden selbst zu Hause nur selten ablegen.

Die Hauptgegenstände des hiesigen Verkehrs sind Getreide, Pomeranzen und einige Färberpflanzen, wogegen sie Manufacturerzeugnisse und Ackerwerkzeuge einführen. An Manufacturen fehlt es hier noch ziemlich. Die Einwohner verdanken ihren Wohlstand fast ausschließlich der Fruchtbarkeit des Bodens und der Milde des Klima's. Doch ist gegenwärtig der Verkehr weniger lebhaft als früher, wo Terceira gewöhnlich der Landungsplatz war für alle aus Ostindien und Brasilien kommenden Schiffe, welche hier frische Vorräthe von Lebensmitteln einnahmen, wodurch stets viel Gold und Silber in Umlauf kam. In Kriegszeiten bot ihnen die Insel eine sichere Zuflucht dar. Auch viele nordische Fahrzeuge legten hier an, um Indigo und andere Landeserzeugnisse aufzukaufen. Der Handel nahm einen solchen Aufschwung, daß schon im Jahr 1499 ein Zollhaus in Angra errichtet wurde. Seine glänzendste Periode fällt auch in die erste hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Im Jahr 1534 wurde Angra zu einer Stadt erhoben, und erhielt Gerichtshöfe und eine bischöfliche Residenz. Im Jahr 1567 ertheilte die Regierung den Einwohnern dieser Stadt mehrere noch bestehende Privilegien, und im Jahr 1766 wurde sie der Sitz des Generalcapitäns der gesammten Azoren. In Beziehung auf kirchliche, gerichtliche und financielle Verhältnisse war Angra schon in früherer Zeit die Hauptstadt des Archipels. Die Gerechtigkeitspflege wird in erster Instanz von Richtern verwaltet, deren Befugnisse eben so beschränkt sind, als die der Capitäne, welche früher der Insel vorstanden. Die Processe, welche sonst in zweiter Instanz an den Obergerichtshof nach Lissabon gelangen mußten, werden jetzt von einer Junta entschieden, welche die gegenwärtige Regentschaft eingesetzt hat.

Vermischte Nachrichten.

Nachdem in Surat im Monat April d. J. ein furchtbares Feuer ausgebrochen, wobei mehrere tausend Häuser verzehrt wurden, ist nun auch die Nachricht von einem doppelten ähnlichen Brande zu Calcutta eingetroffen. In zwei Tagen nach einander brach an drei verschiedenen Orten Feuer aus, und jedesmal wurden mehrere hundert Häuser von demselben verzehrt.

Man hat abermals die Erscheinung eines dichten Schwarmes von Insecten beobachtet, und zwar zu St. Quentin; eine dichte Wolke dieser Insecten fiel mit Einemmal in einigen Quartieren der Stadt nieder, und veranlaßte in mehreren Kaufläden eine zwar nur augenblickliche, aber doch sehr merkliche Verdunkelung

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 93** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ueber Shakspeare's Sonnette.** Von L. D. Richardson. — Jacques. (Fortsetzung.)

Das Abonnement beträgt beim Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für den Abonnenten des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. 30 kr. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 October 1837.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

4. Der Arabermarkt an den Ufern der Hamiß. *)

Der Besuch dieses interessantesten Marktes der Ebene Metitschad hinterließ in mir einen mächtigen Eindruck, und der Tag des 11 Mai 1837 wird immer eine der wichtigsten Episoden meiner Reise-Erinnerungen bleiben. Alles vereinigte sich bei diesem Ausfluge, mein Interesse zu spannen und das Andenken lange festzuhalten. Eine pittoreske Landschaft, eine für die wenigen Stunden der Hin- und Herreise sehr günstige naturwissenschaftliche Sammelbeute, die anziehenden Scenen des Marktes, wo das Volksleben und die Sitten der Araber in ihrer wahren Originalität sich zeigten, wo keine französischen Gendarmen die Polizei führten, und keine europäischen Costume das Gemälde einer reinen Wildenversammlung trübten, endlich die Gefahren, welche in diesem Lande immer so weite Streifzüge begleiten, alle diese Umstände vereinigten sich, mir an jenem Tage das Herz hoch schlagen zu machen.

In der Ebene Metitschad, dieser ungeheuren Morastwiese von 35 Stunden Länge, werden wöchentlich sechs Märkte der Eingebornen gehalten. Ein alter Gebrauch hat die Stelle der verschiedenen Vereinigungspunkte unverändert erhalten, obwohl die Stämme zu Zeiten ihren Wohnplatz wechseln, so daß man oft in ziemlich weiter Runde um diese Marktplätze keinen arabischen Duar erblickt. Buffarik im Centrum der Ebene Metitschad gelegen, war früher der bedeutendste Markt, aber seit der Errichtung des französischen Lagers hat sich die Mehrzahl der frühern Besucher zurückgezogen. Die Mauren von Belida und Medeah, die Bewohner des Atlas und die Hadschuten kommen nicht mehr dorthin, und der Handel des Stammes Beni-Khalil, welcher um Buffarik herum wohnt, hat seitdem einen schmerzlichen Stoß erlitten. Kaum kommen am Montage mehr so viele Hunderte, als früher Tausende von Arabern mit ihren Kaufproducten nach Buffarik. Die drei wichtigsten Märkte heutigen Tages werden zu El-Arba, im Uthan oder Stammgebiete der Beni-Mussa, zu El-Sebt im Lande der Hadschuten, und endlich der besuchteste von allen an den Ufern des Flusses Hamiß im Uthan der Khaschna gehalten. Der Markt der Beni-Mussa ist sehr wichtig und belebt. Derselbe hat jeden Mittwoch in einem Olivenwäldchen am Fuße des Atlas statt, und wird gewöhnlich von einigen europäischen Gutsbesitzern, welche in der Nähe Pflanzungen angelegt haben, besucht. Beni-Mussa ist einer der drei großen befreundeten Stämme. Ueber den Markt der Hadschuten, welcher jeden Sonnabend gehalten wird, konnte ich nichts Zuverlässiges erfahren, da derselbe nie einem Europäer zugänglich war. Dem Donnerstagsmarkte der Hamiß gelang es mir endlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, selbst beizuwohnen.

Während meines Aufenthalts am Cap Matifu im Januar lernte ich Omar-ben-el-Bedawi, einen Scheikh *) der Khaschna kennen, welcher den erwähnten Markt jeden Donnerstag besuchte. An ihn stellte ich die Bitte, mich dorthin sicher zu geleiten. Er verweigerte dieses jedoch unter dem Vorwande, daß viele feindliche Araber und Kabylen den Markt besuchten, und daß er nicht für meine Sicherheit stehen könne. Später durch ein kleines Geschenk von Tabak und Kaffee gewonnen, versprach er zwar mich abzuholen und auf dem Markt gegen etwaige Insulten mich zu schützen, allein vergebens erwartete ich ihn an dem festgesetzten Donnerstage; er kam nicht mehr nach dem Cap Matifu, und wie ich später hörte, sind es gerade die Großen des Stammes Khaschna, welche am allermeisten den Zutritt der Europäer zu ihrem Markte zu verhindern suchen, damit diese nicht Zeugen der Vexationen seyen, welche jene häufig an dem Volke ausüben. Man weiß, welche heftige Opposition früher die Scheikhs der Beni-Khalil gegen die Anwesenheit der Franzosen auf dem Markte von Buffarik einlegten. Viele Araber kamen damals zu dem General Voirol, und munterten ihn im Geheimen auf, die Polizei des Marktes zu übernehmen, damit die Großen nicht wie bisher das Volk unterdrücken könnten.

Ich gab inzwischen die Hoffnung schon auf, meinen sehn-

*) Wad-el-Hamiß heißt der Fluß des Donnerstags.

*) Scheikh nennt man den Häuptling eines Duar oder arabischen Dörfchens. Kaid ist der Titel des Oberhauptes eines ganzen Stammes. Manchmal heißt sich dieser auch Scheikh-el-Kebir oder Groß-Scheikh.

lichen Wunsch erfüllt zu sehen, als der Abgang einer Expedition nach Reghaia mir hiezu eine neue Gelegenheit verschaffte. Reghaia ist das schönste Culturetablissement der Gegend. Diese blühende Pflanzung wurde am 8 Mai von den Amrauahs, einem Araberstamm der Ebene Hamza, überfallen, und die schönen dort befindlichen Heerden geraubt. Auf diese Nachricht hin ging am 9 Mai unter dem Commando des Obrist Schaumburg ein Truppencorps von 1400 Mann Infanterie und Cavallerie nach Reghaia ab. Ich folgte am 10 dieser kleinen Expedition in Begleitung des Hrn. Adrian Verbrugger, Bibliothekar in Algier, welcher dergleichen Streifzüge, die ihm für seine archäologischen Forschungen interessanten Stoff versprechen, leidenschaftlich liebt. Der Weg von Algier bis Reghaia, in südöstlicher Richtung vom Cap Matifu, ist für isolirte Reisende, wenn sie gut bewaffnet und beritten sind, wenig gefährlich. Da die Ebene bis in die Nähe der Pflanzung von Gesträuchen völlig entblößt ist, so erblickt man einen arabischen Reiterhaufen schon in weiter Ferne. Man thut da immer klug, ihm auszuweichen und auf der linken Seite des Weges sich zu halten, wo im Falle etwaiger Gefahr ein schneller Ritt den Reisenden in das Gebiet der Ariben oder irregulären Spahis führt. Uebrigens sind Anfälle auf diesem Wege etwas höchst Seltenes. Seit fünf Jahren herrscht in der östlichen Gegend die tiefste Ruhe, und der plötzliche Angriff gegen jene Colonie machte daher um so größere Sensation. Wir kamen in Reghaia ohne Unfall an, und fanden in den schönen Colonie-gebäuden von den Verwaltern des Hrn. Mercier (denn dieser war gerade in Frankreich auf Reisen) eine so herzliche Aufnahme, wie man sie selbst in diesem Lande der arabischen Gastfreundschaft nicht immer findet. Es wurde bei Tische viel von dem Ereignisse des 8 Mai gesprochen. Man führte mich zu dem schwer verwundeten deutschen Arbeiter, den eine Beduinenkugel in die Brust getroffen hatte. Der arme Mensch, aus dem bayerischen Hochlande gebürtig, sprach nicht Französisch, und ein freundlich Wort in unsrer alten Muttersprache mochte daher immer einen guten Eindruck auf ihn machen. Ich verschweige seinen Namen, um seine Verwandten nicht zu betrüben. Ihm zur Seite lag ein sterbender Kabyle, gleichfalls Arbeiter des Hrn. Mercier. Der Sohn des Atlas und der Sohn der Alpen stöhnten zu gleicher Zeit in ihren verschiedenen Sprachen ihre Schmerzensrufe aus. Außerdem waren noch zwei deutsche Arbeiter getödtet worden. Die Colonie hatte in diesem Augenblicke das Ansehen eines Lagers. Die Jäger von Afrika und die regulären Spahis lagerten an dem Ufer des Flüßchens. Einige hundert Schritte südlich standen die irregulären Spahis, großentheils vom Stamme der Ariben. Da keine Bagagewägen die Truppen begleitet hatten, so wurden die Vorräthe des guten Hrn. Mercier von seinen Beschützern vollends aufgezehrt.

Während des Essens hörte ich, daß der jüngste der Verwalter, Hr. Fournier, zuweilen den Markt der Hamiß besuche. Er bot Hrn. Verbrugger und mir freundlich an, ihn auf den folgenden Tag zu begleiten, wenn wir den vier Stunden langen Weg und einige Gefahr nicht scheuten. Wir waren über den Vorschlag höchst erfreut, versahen uns mit guten Waffen und ritten am Donnerstag den 11 Mai in früher Morgenstunde dem Atlasgebirge zu. Der Obrist Schaumburg, *) dem ich von Elsaß aus empfohlen war, wünschte mir im Vorbeireiten vor seinem Zelte einen guten Morgen, und warnte mich, nicht zu weit vom Lager mich zu entfernen. Hätte er unser Vorhaben gewußt, er würde uns wahrscheinlich die Promenade verboten haben.

Wir waren hier fast am östlichen Ende der Ebene Metitschad, und schlugen nun eine südwestliche Richtung ein. Eine halbe Stunde östlich von Reghaia befindet sich der Engpaß der Beni-Aischa, welcher von der Metitschad in die Ebene der Beni-Asser führt. Die Gegend scheint dort waldig zu seyn. Außer Pistacia lentiscus, spartium spinosum, Genista linifolia und der Zwergpalme, erblickte ich von weitem eine große Menge von Korkholzeichen, die aber keine Gruppen bilden, sondern als einzelne Bäume zerstreut stehen, und mager und verbrannt scheinen. Ich konnte übrigens diese Eichen nicht ganz in der Nähe sehen, da sie eine Strecke vom Weg ablagen. Hingegen hielt ich mehreremale an den zahlreichen Wasserquellen an, wo unter den Steinen manche zoologische Seltenheit zu erbeuten war.

Inzwischen näherten wir uns den beiden Hügeln, in deren Nähe der Arabermarkt gehalten wird. An ihrem Fuße schien eine ungeheure Schafheerde zu weiden und über ihr ein riesiger Adler mit ausgespannten Fittigen zu schweben. Als aber die Gegenstände deutlich wurden, zeigte es sich, daß die Schafheerde nichts Anderes als die versammelten Araber im weißen Burnuß waren, und der vermeintliche Adler verwandelte sich in die Blätterkrone einer riesenhaften Palme. Der Fluß Hamiß, hier klein und seicht, trennte uns noch von dem Markte und den Barbaren. Wir waren aber längst gesehen worden, eine Rückkehr war folglich nicht mehr möglich. Ohne weiteres Zögern durchritten wir daher das Gewässer, und ein rascher Galopp brachte uns in die Mitte von 5000 bewaffneten Afrikanern.

Die Lage des Marktes könnte nicht besser gewählt seyn. Die Araber müssen doch Sinn und Liebe für pittoreske Gegenden haben, weil sie immer für diese Zusammenkünfte eine so paradiesisch schöne Stelle ausersehen. Der Ort befindet sich eine halbe Stunde ungefähr von dem Gebirge. Die beiden nächsten Hügel, hinter denen in einiger Entfernung der Ras-el-Hammal sich erhebt, bedeckt eine äußerst kräftige Vegetation. Auffallend war mir die große Zahl von Johannisbrodbäumen (Ceratonia siliqua), die bis zum Gipfel in gleicher Höhe und Schönheit grünten. Dieser Baum ist in Algiers nächster Umgebung nur einzeln und nicht häufig. Den Marktplatz selbst bezeichnet eine einzelne Dattelpalme Phoenix dactylifera, der größte und schönste Baum dieser Art, welchen ich je gesehen. Derselbe beherrscht hier majestätisch als ächter König die übrige Vegetation; in weiter Umgegend befindet sich kein anderer Baum seiner Art. Außerdem sind Granat-, Lorbeer-, Brustbeerbäume und vorzüglich die hohe populus alba mit ihren silberweißen

*) Der seitdem zum Marechal de Camp ernannte Obrist Schaumburg ist aus Straßburg gebürtig. Der verstorbene König Max war sein Taufpathe. Er trägt auch einen bayerischen Orden, und empfängt die deutschen Reisenden mit großer Zuvorkommenheit.

Blättern um den Fuß der Hügel gruppirt. Ein Heer von dreifarbigen Glockenblumen (Convolvulus tricolor) repräsentirt hier einstweilen die französische Fahne.

Unsere Aufnahme von Seite der Araber war weder freundlich noch besonders drohend. Neugierde schien das vorherrschende Gefühl der versammelten Menge zu seyn. Es ist sonderbar, wenn die Araber in die Stadt Algier kommen, wo unzählige für sie neue und befremdende Gegenstände, wie die Waaren der europäischen Kaufleute, die kriegerische Musik und die europäischen Sitten, ihre Neugierde in hohem Grade erregen sollten, da scheint ihnen dieses Gefühl völlig unbekannt zu seyn. Da gehen sie gleichgültig an allen sehenswürdigen Dingen vorbei, sehr selten nur sieht man einige vor den prächtigen neuen Waarenmagazinen verweilen und ein paar Worte plaudern. Kommt man dagegen zu ihnen, so ist ihr Erstaunen gewöhnlich gränzenlos und ihre Neugierde sehr zudringlich. Da begaffen und befühlen sie Alles, was man an sich trägt. Mein großes englisches Pferd, das wie ein Linienschiff unter den kleinen arabischen Rößleins herausragte, meine Botanisirbüchse und besonders meine grüne Conservationsbrille erregten ihre höchste Verwunderung. Die Beni-Jsser, ein mächtiger Nachbarstamm, welcher die französische Autorität bis jetzt noch nicht anerkannte, obwohl sie seit einigen Jahren alle Feindseligkeiten eingestellt haben, waren in ziemlicher Zahl auf dem Markte anwesend. Die Ankunft der Truppen zu Reghaia hatte sie etwas in Allarm gebracht. Da sie aber noch nicht ahneten, daß ihnen hauptsächlich die Expedition galt, zur Strafe, daß sie die Amrauahs mit den geraubten Heerden durch ihr Gebiet hatten ziehen lassen, so zeigten sie gegen uns eigentlich mehr verlegene als drohende Mienen. Dagegen blitzte das Auge manches Hadschuten und Amrauah, von denen einzelne anwesend waren, unter dem Haith finster und mordlustig uns an. Ihr Blick sagte deutlich genug, was wir zu erwarten hätten, wenn unser Schicksal von ihrer Gnade abgehangen hätte. Auf dem Markte präsidirt gewöhnlich der Kaid der Khaschna, eines befreundeten Stammes; derselbe übt zugleich die Richtergewalt aus. Da dieser Häuptling jedoch gerade in Algier anwesend war, so präsidirte sein Khalifa oder Lieutenant an seiner Stelle das Gericht. Die Autorität desselben wird immer strenge respectirt, auch wenn die feindlichen Stämme die Mehrzahl auf dem Markte bilden sollten. Während ihrer Handelsgeschäfte herrscht stets Neutralität und Friede unter allen Stämmen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

5. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Dritte Nigerfahrt.

Eine dritte Fahrt den Niger aufwärts ward beschlossen, und am 10 Nov. 1833 war Alles zur Abfahrt bereit. Lieutenant Allen, der die erste und zweite Fahrt mitgemacht und seine Aufnahme des Nigerflusses beendigt hatte, ging nach England zurück, was früher schon Hr. Laird gethan hatte; Hr. Lander machte einen Abstecher nach Cap Coast und Akrah, um Kauris zu holen, und wollte in Zeit von sechs Wochen wieder zu Hrn. Oldfield stoßen, der mit zwölf Mann, worunter der Hochbootsmann und zwei andere Weiße, die Fahrt antrat. Ein Unfall, der sie beim Einlaufen in den Fluß traf, und ihnen den Verlust beider Anker zuzog, nöthigte sie, wieder auf die hohe See umzulenken, wo sie von einem englischen Schiffe wieder mit Ankern versehen wurden, und dann in den Bonny-Arm einliefen, wo sie den Querra trafen, den man ihnen auf die Nachricht von ihrem erlittenen Unfall von Fernando Po aus nachgeschickt hatte, und der sie nicht nur mit manchen Nothwendigkeiten, sondern auch mit etwas Mannschaft versah. Erst am 5 December Abends kamen sie wieder vor Ibu an.

Diese Reise ließ sich sehr schlecht an: sie waren kaum über Ibu hinaus, so stießen sie einmal um das andere auf den Grund und konnten sich nur mit großer Mühe wieder losmachen; nach einigen Tagen legten sie vor der Stadt Atschimary an, und wollten hier, weil es ihnen gänzlich an Fett zum Einschmieren der Maschine fehlte, einen fetten Ochsen kaufen; der Häuptling hielt sie aber mit leeren Versprechungen und Ausflüchten hin, und endlich mußten sie unverrichteter Dinge wieder abziehen, nachdem sich noch ein wenig Schweinefett auf dem Schiff aufgefunden und die Abfahrt möglich gemacht hatte. Zudem war fast die ganze weiße Mannschaft, auch einige Kru's, krank; Nebel, so dicht, daß man kaum eine Schiffslänge vor sich sehen konnte, lagerten sich Morgens und Abends auf dem Flusse, es fiel schwerer Thau, und die Nächte waren kalt. Doch war damit das Unglück noch nicht zu Ende: alle Augenblicke, wenn man die Maschine in Gang setzen wollte, füllte sich der Cylinder mit heißem Wasser, und trotz alles Reinigens der Kessel und genauer Untersuchung der ganzen Maschine ließ sich der Grund dieser Widerwärtigkeiten nicht auffinden; eben so wenig fand man einen Leck, durch den, so oft man die Maschine wieder in Gang setzen wollte, das Wasser wieder eindrang, so daß die Mannschaft an den Pumpen arbeiten mußte. Alles dieß hielt sie über eine Woche lang im ungesundesten Theile des Landes auf, so daß Hr. Oldfield beschloß, nach Iddah hinauf zu gehen, um Hülfe herbeizuschaffen, denn wenn sie auch an dieser ungesunden Stelle noch mit dem Leben davon kamen, so liefen sie Gefahr, Hungers zu sterben, denn der verrätherische Häuptling verbot allen seinen Unterthanen, Lebensmittel aufs Schiff zu liefern, obwohl er von Hrn. Oldfield schon einige sehr schöne Geschenke erhalten hatte.

Dieß war nicht der einzige Beweis von Feindseligkeit der Eingebornen. Hr. Oldfield fuhr am 19 Dec. Morgens mit 6 Kru's und dem Dolmetscher in einem Kanot ab, und als sie in der Nähe von Kirri kamen, wo auf einer langen mit dem Fallen des Wassers sich immer vergrößernden Sandbank ein Markt gehalten wird, rannte ein Kanot, mit einer großen Anzahl Neger bemannt, mit solcher Heftigkeit auf das Kanot Hrn. Oldfields los, daß dieses ohne die zufällige Unterstützung eines andern Kanots umgestürzt wäre. Die Neger hatten augenscheinlich die Absicht, das Kanot umzustürzen und zu plündern, und als ihnen dieß nicht gelang, ruderten sie hinweg, und grinsten Hrn. Oldfield an, wie so viele Teufel. Ein Freund der Weißen aus Ibu, der sich dabei befand, meinte, diese Leute führten überhaupt nichts Gutes im Schilde.

Ueber den Handel, der auf dem Kirri-Markt betrieben wird, der

merkt Hr. Oldfield Folgendes: „Die Ibuer führen stromaufwärts Pulver, Yams, Korallen, Tuch, Eisenstangen und Messer. Diese Gegenstände werden von den Palmölhändlern nach Bonny gebracht, und wandern von da durch drei oder vier Kaufleute, bis sie zu den Ibuern kommen. Sie erhalten dagegen Sklaven, Reis, Ziegen, Geflügel, Calabassen, Matten, Pferde von einer kleinen Race und Elephantenzähne, auch Goranüsse. Kauris sind das beste Mittel zum Verkehr, denn damit kann man alles kaufen, von Ibu an bis Bussa, und sie haben allenthalben ins Innere hinein Curs. Die Elephantenzähne, von denen eine große Anzahl wöchentlich den Strom hinabgebracht wird, wandern gleichfalls durch mancherlei Hände, ehe sie an die verschiedenen Theilen der Küste gelangen; einige gehen nach Bonny und Neu-Calebar, andere, und wohl die Mehrzahl, werden zu den Handelsleuten in der Benin-Bai gebracht. Für die Ibuer sind die besten Handelsartikel Flinten, Pulver, Baumwollenwaaren von einem bunten Muster mit rothen und blauen Streifen, ferner Messer mit verzierten Scheiden, die sie von der linken Seite herabhängend tragen; Rum, kleine Ferngläser und Kauris sind gleichfalls sehr willkommen. — Man könnte bei gehöriger Leitung im Innern einen sehr ausgedehnten Handel in Palmöl, Rothholz und Elfenbein treiben; ein sehr bedeutendes Hinderniß ist aber die Ungesundheit des Klima's und die große Sterblichkeit, doch würden die Verluste bei künftigen Unternehmungen minder groß seyn, da man jetzt Erfahrungen gesammelt hat, und mit der günstigen Zeit zur Unternehmung einer solchen Expedition bekannt geworden ist."

Nach der Abfahrt von Kirri zeigte sich die Scene des Flusses gänzlich verändert: nicht ein Kanot war mehr zu sehen, und das tiefste Schweigen herrschte allenthalben, was nicht zur Aufheiterung beitrug; denn abgesehen von allen andern Kümmernissen, war ihr kleines Kanot auch äußerst leck durch den heftigen Stoß, den es in der Nähe des Kirri-Marktes erhalten hatte. Sie kamen am folgenden Tage, den 21, zu Abboka, einem ihnen freundlich gesinnten alten Häuptling, dem Bruder des Königs Attah, der sich, als sie ihm ihre Noth mittheilten, selbst erbot, sie nach Idah zu begleiten. Eine große Anzahl Eingeborner, die sie bei Abboka sahen, waren Elephantenjäger, hatten ein sehr wildes Aussehen, und trugen durchaus keine Kleidung; ihre Haut war von dunkler Kupferfarbe, ihre Glieder schön geformt, und ihr Haar gerade hinab geflochten und in ein Säckchen eingeschlossen, das einem Haarbeutel glich. Sie schätzten ihre Gewehre über alles; mehrere von ihnen waren mit in Leder eingeschlossenen Zaubermitteln behängt, und einer war, ganz wörtlich, bedeckt mit kleinen Stückchen Blei, von der Größe eines Nagelkopfs. Diese Elephantenjäger brachten Abboka ihren halbjährigen Tribut, einige in Schafen, Ziegen und Elephantenzähnen, andere in Sklaven und Kauris.

Am 25 Dec., vier Tage nachdem sie die Aldurkah verlassen, kamen sie vor Idah an. Der König nahm sie freundlich auf, fragte eifrig, ob sie viel Waaren, namentlich Sammt, Seidenzeug und schöne gedruckte Calicos an Bord hätten, und versprach ihnen, als man ihm dieß bejahte, alle mögliche Hülfe. Ob diese ganz unentbehrlich seyn würde, ließ sich bezweifeln, denn ein Mitglied der Expedition, Hr. Brown, der von der zweiten Nigerfahrt her mit einer Anzahl Waaren sich bei ihm befand, war zwar sehr freundlich behandelt worden, der König hatte aber fortdauernd Mittel gesucht, die Waaren auf eine gute Art, nämlich ohne Gewalt, in seine Hände zu bekommen. Von Gewaltschritten hielt ihn, wie alle die andern Könige, die Scheu vor der Macht der Weißen ab, denn gegen seine Sklaven benahm er sich sehr grausam, indem er alle Wochen dreien oder vieren den Kopf abschlagen ließ, um, wie er sagte, den Flußgott zu versöhnen; auf einer Erhöhung am südlichen Eingang der Zimmer der Königin waren 15 Menschenschädel aufgethürmt, von denen 8 ganz frisch waren. Indeß waren es nicht bloß habsüchtige Plane, welche ihn dafür stimmten, den Weißen Hülfe angedeihen zu lassen, sondern er fürchtete auch einen Einfall der Felatahs, und Hr. Oldfield hatte ihm versprochen, ihn gegen diese zu schützen.

Sobald Hr. Oldfield nach einer neuen Conferenz mit dem König der Hülfe gewiß war, fuhr er ab, und gelangte binnen zwei Tagen zur Aldurkah, wo aber leider inzwischen vier Leute, namentlich alle, die sich auf die Leitung der Maschine verstanden, gestorben waren; zwei andere, ein Engländer und ein Spanier, waren am Sterben. Der Hochbootsmann war sehr krank, und befand sich im delirium tremens wegen übermäßigen Trinkens. Die Thorheit dieser Leute ist unbegreiflich: sie gehen an die Küste von Afrika, begehen alle Ausschweifungen, trinken übermäßig, und setzen sich dann dem schweren Thau aus, indem sie auf dem Verdeck schlafen, obwohl sie die unvermeidlichen Folgen eines solchen Benehmens kennen; sie werden vom Fieber befallen, gerathen in Unruhe und Verzweiflung, weisen allen Rath und alle Arzeneien zurück, und enden ihr Leben am siebenten oder zehnten Tage unter heftigen Schmerzen.

(Fortsetzung folgt.)

Geologische Notizen.

Bekanntlich greift das baltische Meer die niedrigen Ufer der umliegenden Länder an, man glaubte aber bis jetzt, daß das preußische Ufer ziemlich frei geblieben sey. Die Nachforschungen eines Polen, Namens Domeyko, haben indeß bewiesen, daß auch dieß Land das allgemeine Schicksal so sehr theilte, daß eine ganze Provinz in der Nähe von Königsberg verloren ging. Bekanntlich wurde zur Zeit der Besetzung Preußens durch den deutschen Orden die Provinz Wittland den Lübeckern verliehen, aber jede Spur dieses Landstrichs ist jetzt verschwunden; er lag zwischen Pillau, Brandenburg und Balga. Pisaneki bemerkt in seinem Werk über das baltische Meer, daß dieses sowohl die nördliche als die westliche Küste von Samland fortwährend untergrabe, und unter dem Volke herrscht die Ueberlieferung, daß einige lange Strecken Land, die früher mit Wald bedeckt waren, auf diese Weise untergegangen sind. Die Wellen werfen auch jetzt noch Stämme und Wurzeln aus, die augenscheinlich den ehemaligen Wäldern dieser Landstriche angehörten.

L. v. Buch hat zuerst auf die seltsame Erscheinung in Norwegen aufmerksam gemacht, daß Granit fossilienhaltenden Schichten aufgelagert sey. Hr. Lyell hat diese interessante Localität besucht, und die Ueberlagerung des Granits über Fossilien enthaltende Felsen bestätigt gefunden, in der Art, daß es nicht bloß eine Ader ist, wie man vielleicht denken möchte, sondern eine darüber ausgebreitete und den Unebenheiten folgende Schichte. Der Granit wird manchmal syenitisch und geht in Trapp-Porphyr über. Die Fossilien enthaltenden Felsen ruhen auf Gneiß auf. Auch findet sich der Granit in derselben Gegend in Berührung mit Gneiß, welcher zahlreiche Spuren von Dislocationen zeigt, die der Ablagerung der silurischen Felsen (nach Murchisons System) vorangingen; auch zeigt sich der Gneiß an einigen Stellen angefressen oder verschlackt. Daß der Granit eine spätere Bildung ist, ergibt sich daraus, daß er die Spalten der benachbarten Felsen ausgefüllt hat, und aus den Bruchstücken von Gneiß in den silurischen Schichten. Dieses höchst interessante Phänomen scheint im Grunde des Meeres unter einem ungeheuren Druck erzeugt worden zu seyn. Bei Christiania findet man Gänge (dykes) von augenscheinlich vulcanischem Ursprung und aus Syenit gebildet, der in Amphibolit übergeht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 October 1837.

Hiſtoriſche Erzählungen der Radſchputen.

1. Geſchichte Sudſchuh Tſchohan's.

Pundſchah Rawal herrſchte in Dongerpur und Bihr Sing von Bankara, ein Häuptling des Stammes Tſchohan, war der erſte Miniſter. Pundſchah Rawal wurde von dem Rana (von Mewar) berufen und wohnte zu Udipur. Zur Zeit des Regens machte Pundſchah Zurüſtungen zu einem Feſte für ſeine Häuptlinge; Opium und der Becher gingen im Kreiſe herum, während der Regen in Strömen herabſtürzte. Der Pfau und der Kokil ließen ihre Stimmen im Haine erſchallen und Pihaida ſang in ſüßen Tönen. Die Blitze durchkreuzten die Luft, und von den Bergen rauſchte das Waſſer herab. Pundſchah ſaß auf dem Balcone, und die Schilder ſeiner jungen Radſchputen ſchlugen zuſammen. Die Blitze flammten, und der Donner rollte, als die Häuptlinge ihren Herrſcher Pundſchah beſchworen ſich von der gefährlichen Stelle zu entfernen, wo er ſaß; er aber erwiederte: „Wer möchte des Vergnügens entbehren die Regenſtröme rauſchen zu hören und den Blitz leuchten zu ſehen, und ſich in die untern Gemächer einſchließen.“ In dieſem Augenblick ſchlug ein Blitz in den Balcon, zertrümmerte ihn, und drang in das Gebäude; mehrere Radſchputen und Frauen wurden getödtet. Pundſchah zog ſeinen Dolch und führte einen Stoß nach dem Blitz, der ſich furchtſam in die Wolke zurückzog, aus der er gekommen. Der Dolch verbrannte zu Aſche. Ein ſolcher Held war Pundſchah, der ſelbſt den Kampf gegen den zackigen Blitz unternahm! Bald darauf kehrte er in ſeine heimiſchen Staaten zurück.

Der königliche Barde kam auf ſeiner Rundreiſe durch die Staaten nach Dongerpur, nachdem er Kotah, Bundi und andere Fürſten mit einem Tribut belegt hatte. Er traf ein, während Pundſchah gerade Hof hielt; die Söhne von einem Tauſend Radſchputen füllten den Saal; er ſaß von ſchützenden Schildern umgeben, während von den Lippen des Barden die Erzählung floß. Jetzt gab der Bhat des Königs dem Rawal ſeinen Segen der ſich nur ganz leicht von ſeinem Musnud erhob. Der königliche Barde fühlte die Beſchimpfung, indem er bei ſich ſagte: „Während die Fürſten von Marwar und Amber die Falten aus ihren Kleidern ſchütteln, wenn ich zu ihnen eintrete, wagt es dieſer Zwergfürſt den Tazim zu verweigern?“

Der Barde hatte 25 Pferde in ſeinem Gefolge nebſt Kamelen für ſein Gepäck und ſeine reich mit Gold und Perlen beſetzten Gewänder — die Geſchenke von Fürſten. Sechs Monate waren verſtrichen, und der Barde verweilte noch immer am Hofe Pundſchah's, wo ſeine Mittel zu ſchwinden begannen. Täglich begab er ſich nach Sudſchuh's Aufenthalt und ſprach übel von ſeinem Herrn, aber der Tſchohan ſagte: „Hier iſt nicht der Ort meinen Fürſten zu verleumden, denn ſeine Diener könnten es hören und ihm hinterbringen.“ Sudſchuh fügte bei, er ſelbſt wolle ihm 5000 oder 10,000 Rupien und ſeine Entlaſſung geben. Der Barde aber, ſtolz auf königliche Gunſt, fuhr in ſeinen Schmähungen fort, und wurde von einem Diener des Pundſchah, der dieß hörte, bei dem Rawal verklagt. Pundſchah ſchickte dem Barden verächtlich einen Mantel, 50 Rupien werth, und vier Stück ſchlechtes Tuch, nebſt 50 Rupien in Geld und ließ ihm gebieten abzureiſen. Der Barde, der bereits Tauſende ausgegeben, war wüthend vor Zorn ſich ſo entlaſſen zu ſehen, und machte ſeinem Grimm auf die rückſichtsloſeſte Weiſe Luft. Der Fürſt, dem Alles hinterbracht wurde, gab Befehl ihn ungehindert bis an die Gränze kommen zu laſſen, ihn dort aber auszuplündern — in der Abſicht ihm ſpäter das Geraubte nebſt einer Belohnung wieder zuſtellen zu laſſen. Fünf- bis ſechshundert Bhils wurden aufgeboten. Der Barde war indeß an einen einladenden Platz gekommen; ein klarer Bach wand ſich durch einen von Singvögeln belebten Hain — hier ließ er ſeine Kamele weiden, während er ſelbſt ſeine Mahlzeit nahm. Die Bhils ſtürzten herbei und bemächtigten ſich der Kamele; der Barde und ſeine Leute eilten ſie mit dem Schwert in der Hand zu befreien, aber alle wurden erſchlagen und das geraubte Gut dem Rawal geſendet.

Dieſe Nachricht betrübte Pundſchah, denn ſein Ruf wurde dadurch in den Augen der Menſchen geſchwärzt und ſein Name mit dem des Mörders eines Bhat gebrandmarkt. Dieſer Gedanke machte ſo tiefen Eindruck auf ſein Gemüth, daß er am dritten Tage krank wurde. Das geraubte Eigenthum ward der Familie des Bhat zurückgeſtellt, allein dieß und ſelbſt die Hülfe

der Aerzte blieb fruchtlos. Pundschah übergab daher die Herrschaft seinem Sohn und unternahm eine Pilgerfahrt. Er begab sich nach Bindraban, und dort rieth ihm der Oberste im Tempel, seine Missethat dadurch zu sühnen, daß er der Gottheit dieser Stadt einen Altar errichte. Dieß geschah, und alle Häuptlinge und Fürsten ringsumher strömten herbei den Altar zu schauen. Der Rana konnte nicht kommen, und trug daher seinem Sohn Dschaggat Sind auf, den Wünschen seines Oheims zu genügen. Der junge Prinz aber entschuldigte sich mit den Worten: „Ihr kennt mein Gemüth und das seine; es ist nicht rathsam, daß wir beisammen seyen.“ Der Rana aber erwiederte: „Welcher Zwist herrscht denn zwischen mir und dem Rawaldschi?“ — Der Prinz ging, und der Rawal kam ihm eine Strecke weit entgegen, und führte ihn in die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Algiers Umgegend.

4. Der Arabermarkt an den Ufern der Hamiß.

(Schluß.)

Um dem ersten neugierigen Andrange zu entgehen, flüchteten wir in die Hütte eines maurischen Kaffeeschenks, nachdem wir unsere Pferde den Negern des Khalifa übergeben hatten. Die Kaffeehütte war von Baumzweigen erbaut, und gewährte angenehmen Schutz gegen die Sonne. In ihrer Mitte brannte das Feuer und kochte der Kaffee; die Gäste saßen im Halbkreise herum auf Rohrdecken. Bei unserm Eintritte war die Hütte von Beduinen dicht voll, doch machten sie uns ein Plätzchen frei, wo wir mit gekreuzten Beinen uns niederlassen konnten. Keine Bewillkommnung von Seiten der Araber! Mein Nachbar, ein alter graubärtiger Beduine erwiederte meinen Gruß mit einem kalten Kopfnicken. Die Araber, es ist nicht zu läugnen, haben gegen die Christen eine Abneigung, die erst bei näherer Bekanntschaft völlig verschwindet. Hat man sie öfters gesehen, ein paar Worte mit ihnen geplaudert, und einige Täßchen Kaffee mit ihnen getrunken, so zeigen sie beim Wiedersehen stets eine große, herzliche Freude, und begrüßen den Christen wie einen ihrer Glaubensgenossen. Innige Freundschaften einzelner Araber und Franzosen sind daher durchaus nichts Seltenes, denn die Liebenswürdigkeit der letztern harmonirt bei näherer Bekanntschaft vollkommen mit der Gemüthlichkeit des Arabers.

Die Scene der Kaffeehütte erinnerte so ziemlich an ein Gemälde von Horace Vernet, welches eine Arabergruppe, lauschend einem Mährchenerzähler, darstellt. Die umhersitzenden Gäste waren sämmtlich schöne Figuren, ausdrucksvolle Gesichter, Würde und Energie verrathend. Der ehrwürdige, schneebleiche Bart, die ruhigen Züge und die sanften Augen meines rechten Nachbars glichen vollkommen dem Portrait eines Heiligen, während mir gegenüber der dunkle, frische Bart eines gigantischen Arabers in der Mannskraft, seine sonnverbrannte Haut und sein kühner unruhiger Blick einen ächten Krieger der Wüste oder vielmehr das Ideal eines Räubers vorstellte. Was man in dem Gemälde Vernets vermißt, das ist die Nachbildung der schmutzigen Lumpen, die immer ein gutes Drittheil dieser barbarischen Ritter bekleiden, ihnen aber nichts von ihrem Stolze nehmen. Der zerlumpte und der gut gekleidete Araber sind auf derselben Stufe vollkommenster Gleichheit, sie essen den Kuskusu aus derselben Schüssel und beten auf derselben Stelle zu ihrem Gott. Auch im zerstickten, abgetragenen Lumpenbernuß sind diese Wilden äußerst malerisch. Ja ihr majestätischer Stolz imponirt in dieser halben Nacktheit noch mehr; die Lumpen enthüllen häufig das Modell eines Hercules.

Als die neugierigen Müßiggänger im Gewühle sich verlaufen hatten, machten wir einen Gang durch den Markt. Die Ordnung desselben gleicht ungefähr dem Markte von Buffarik, nur war hier Alles viel großartiger. Die Früchteverkäufer mit ihren prachtvollen Orangen aus Belida, die Getreidehändler, die Mauren, welche unter ihren kleinen pyramidalförmigen Zelten allerhand Eisenwaaren, Indigo, Henna,*) Straußenfedern, Korallenbänder ꝛc. auf dem Boden zum Verkauf ausgestellt hatten, alle diese verschiedenen Classen von Marktverkäufern hatten ihre besondern Plätze. Einige prachtvolle Pferde mit mächtig langen Mähnen voll Stolz und Feuer wurden versteigert, aber zu sehr hohen Preisen, denn schöne Pferde von edler Race sind in diesem Lande etwas Seltenes. Einige Kabylen boten prächtige Yatagane mit silbernem Griff und Scheide zum Verkauf aus, aber ebenfalls übertrieben theuer. Die Kuskusu kochenden Neger, die Musiker, die Mährchenerzähler, die Gruppen der Spieler fehlten auf diesem Markte auch nicht. Derselbe war übrigens am 11 Mai gerade weniger besucht, als er nach Hrn. Fournier's Versicherung an andern Markttagen ist. Die Ariben waren nicht gekommen, weil sie als irreguläre Spahis die Waffen ergreifen mußten, die Amraubs waren aus Mißtrauen fast ganz ausgeblieben und die Beni-Isser nicht in der gewöhnlichen Zahl anwesend. Dagegen waren viele Kabylen des mächtigen Stammes Felissa-Mutaga gegenwärtig, welche weniger des Handels wegen sich eingefunden hatten, als vielmehr um Kundschaft von den kriegerischen Bewegungen der Franzosen einzuziehen, denn von ihren Bergen herab hatten sie die französischen Lagerfeuer und das Blitzen ihrer Bajonnette gesehen. Ihr Kaid, der berühmte Ben-Zamun war selbst auf dem Markte anwesend. Das Costume dieses Mannes fiel durch seine übertriebene theatralische Pracht neben der Einfachheit der übrigen fast lächerlich auf: er war roth in Gold gekleidet, trug vier Pistolen, Dolch und einen Yatagan in goldener Scheide. Auf seinem Turban saß noch ein hoher, pyramidenförmiger Hut von schwarzen Vogelfedern, eine Auszeichnung, die ich noch nie an den Großen des Landes wahrgenommen hatte. Auf mein Befragen erfuhr ich, daß dieses der Kampfhut sey, den die Häuptlinge aufsetzen, wenn sie im Begriffe sind, in eine blutige Fehde zu ziehen. Sie erklären damit, daß sie siegen oder sterben wollen. Ben-Zamun

*) Henna ist eine rothe Farbe, welche aus Lausonia inermis, einer Pflanze, die im Atlas wächst, bereitet wird. Viele Bewohner Algiers bemalen sich damit Hände und Füße. Alle maurischen Kinder bis ins 4te Jahr haben die Haare damit gefärbt.

bediente ſich jedoch dieſes Hutes mehr wie eines Sonnenſchirmes, er legte ihn ſchief über das Geſicht, während er nachläſſig auf der Erde hingeſtreckt lag und mit einigen Arabern plauderte.

In den erſten Jahren der Eroberung war von Ben-Zamun häufig die Rede. Er war es, der zuerſt dem Marſchall Bourmont ſich erbot, die Rolle eines Friedensunterhändlers mit den Arabern zu übernehmen, wenn man dieſen günſtige Bedingungen bewilligen wolle. Da ſeine Anerbietungen kein Gehör fanden, ſo trat er in die Reihe der entſchiedenſten Feinde der Franzoſen. Er war es, der den Angriff gegen die Beſatzung Belida's im J. 1830 commandirte, während der Marſchall Clauzel den erſten Zug nach Medeah unternahm. Er präſidirte im J. 1832 die große Verſammlung von Sul-Ali, wo der heilige Krieg gegen die Franzoſen beſchloſſen wurde. Nach dem Treffen bei Buffarik, erzürnt über die Feigheit, mit welcher die Araber ſich dort benahmen, ſchwur er, ſich nicht mehr in ihre Angelegenheiten zu miſchen, und zog ſich dann in die Berge zurück, wo er ſeitdem ruhig auf ſeinem Landgute lebte. Die Zelliſſa, oder auch Fliſſa-Mutaga genannt, der mächtigſte Kabylenſtamm der ganzen Berberei, erwählten ihn zu ihrem Kaid. Dieſer Stamm wird in 19 Kantons getheilt, von denen jeder 100 bis 2000 Krieger ſtellen kann, er bewohnt die Thäler und Abhänge des höchſten Gebirgstheiles. Der gewaltige Schneeberg Dſchorſchora (mons ferratus) befindet ſich im Gebiete der Fliſſa; am Fuße dieſes Berges wohnt Ben-Aiſſa, der berühmteſte Marabut des Landes. Die Fliſſa bereiten Schießpulver, beſitzen Eiſenbergwerke und ſind die beſten Waffenarbeiter des Landes. Ihr Kaid war ſeit einigen Wochen mit dem General Damrémont in Friedensunterhandlung, er beſtimmte ſogar dem Capitän Pelliſſier, Chef des Bureau arabe, eine Zuſammenkunft zu Kaſſota, fand ſich aber daſelbſt am feſtgeſetzten Tage nicht ein. Man ſagt, die Drohungen der Marabuts hätten ihn daran verhindert. Wenige Tage nach unſerm Marktbeſuche kämpfte Ben-Zamun an der Spitze ſeiner Gebirgshorden gegen die Truppen des Oberſt Schauenburg, wurde aber vollſtändig geſchlagen, und die Fliſſa ſollen in dem wüthenden Treffen gegen 1000 Todte verloren haben.

Zufrieden, den berühmten Kabylenhäuptling, der ſich um uns gar nicht zu kümmern ſchien, geſehen zu haben, traten wir unter die Laubhütte des Khalifa, welche am ſüdlichen Ende des Marktplatzes ſich befand. Der Khalifa verhandelte ſo eben einen Proceß. Zwei Araber, von Schiauhs oder Gerichtsdienern geführt, traten vor ihn hin und küßten ihm ehrfurchtsvoll die Hand. Hierauf fing der Kläger an, mit heftigen Geſticulationen zu ſprechen und berief ſich dabei auf die Zeugen. Auch der des Diebſtahls Beklagte nahm lebhaft zur Vertheidigung das Wort, aber der Richterſpruch lautete nach Anhörung der Zeugen „Schuldig," und verdammte den Dieb zu 150 Stockſchlägen auf die Fußſohlen. Die Sentenz ward ſogleich vollzogen. Anfangs zeigte der Geſchlagene eine hartnäckige Ruhe, dann begleitete er jeden Hieb bis ans Ende mit einem Schrei.

Der Khalifa der Khaſchna iſt ein noch ziemlich junger Mann mit wenig Bart, er trug einen ſchwarzen Bernuß und ſaß zwiſchen zwei andern Richtern. Wir tranken mit ihm Kaffee. Man merkte übrigens leicht, daß unſere Anweſenheit ihn verlegen machte und ihm keineswegs angenehm war. Die Khaſchna ſind von Stämmen umgeben, welche den Franzoſen mehr oder minder feindlich ſind. Wir verließen den Ort um 1 Uhr nach Mittag, wo der Markt noch fortdauerte. Die Klugheit rieth uns, als wir den Fluß überſchritten hatten, im ſchnellſten Galopp den Rückweg einzuſchlagen, denn man weiß, daß gerade oft nach der Entfernung des Fremden, den zuvor das Gaſtrecht ſchützte, unter den Arabern finſtere Entſchlüſſe reifen. Dieſer Ausflug war der gewagteſte von allen, die ich in der Umgegend Algiers unternommen habe. Im franzöſiſchen Lager glaubten die meiſten Officiere, der Vatagan habe uns längſt den Garaus gemacht.

Goliathus magnus.

In einer der letzten Sitzungen der Verſammlung der engliſchen Naturforſcher-Geſellſchaft wurde ein Exemplar des Goliathus magnus, des größten bekannten Inſects, vorgezeigt: er iſt drei bis vier engliſche Zoll lang, und anderthalb Zoll breit. Auch iſt er ſehr ſelten, denn in den europäiſchen Sammlungen finden ſich nur drei Exemplare. Der Präſident erklärte, das vorgewieſene Exemplar ſey nicht der Goliathus magnus, ſondern der Goliathus giganteus, das ſeltenſte von allen bekannten Inſecten; für ein Exemplar davon verlange man 50 Guineen, und er ſelbſt habe 20 geboten. Er gehört zur Familie der Cetoniden, einer der zahlreichſten und am beſten bekannten Inſectengruppen, die 600 Arten enthält, wovon ſich nur 6 in England und 10 in Frankreich finden.

Chronik der Reiſen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

5. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Dritte Nigerfahrt.

(Fortſetzung.)

Am 1 Januar 1851 wurden die Keſſel geheizt, um den letzten Verſuch mit der Dampfmaſchine zu machen; eine Stunde ſpäter kam Abdoka mit zehn großen Kriegskanots, von denen jedes 50 oder 60 Mann enthielt, um zur Freimachung des Schiffes mitzuhelfen. Hr. Oldfield begriff jetzt, daß der König von Iddah nicht geſcherzt hatte, als er zu ihm ſagte, „das Schiff ſolle den Strom heraufgebracht werden, und wenn man es auf Menſchenköpfen tragen müßte," denn faſt waren hinreichend Menſchen, zwiſchen fünf- und ſechshundert, verſammelt, um das kleine eiſerne Boot zu tragen. — Seit 6 Uhr Morgens waren die Keſſel geheizt, und mehrere Verſuche wurden gemacht, um das Schiff ins tiefere Waſſer zu bringen, aber umſonſt; endlich um 10 Uhr begannen die Räder erſt langſam ſich zu bewegen, aber verdoppelten ihre Streiche bald, und um 11 Uhr ſchwamm das Schiff zu Hrn. Oldfields unausſprechlicher Freude auf tieferem Waſſer. Abdoka ſtand anfangs ganz erſtaunt, drückte aber endlich ſeine Freude auf die herzlichſte Weiſe aus. Glücklicherweiſe arbeitete jetzt die Maſchine gut, und man konnte durch die Kraft des Dampfes vorwärts kommen, ohne welche es höchſt ſchwierig geweſen wäre, bis Iddah hinauf zu gelangen, und hätte man die Waaren in

Kanots laden und so den Leuten des Königs anvertrauen müssen, so hätte Hr. Oldfield schwerlich weder sie, noch ihren Werth in Kauris je wieder gesehen.

Am nächsten Morgen mußte die Alburkah wegen Mangel an Holz anhalten; dieß geschah bei Accowari, was bei Lander Kirri, bei den Eingebornen von Iddah und Ibu aber Ebau heißt. An demselben Tage starb der Hochbootsmann, der sehr geschickt, aber dem Trinken allzu ergeben war. — An einigen Merkzeichen erkannte man, daß der Fluß im Ganzen um nicht weniger als 36 Fuß gefallen war, weßhalb das Schiff auch wiederholt auf dem Grund anfranute. Der Strich Landes von Accowari oder Ebau bis Adamugu gehört dem oft erwähnten Abdoka, und der zwischen Adamugu und Iddah liegende Theil heißt das Land Amar. Abdoka benahm sich auf eine Weise, die Verdacht zu erwecken begann, um so mehr, als seit mehreren Tagen die Eingebornen keine Lebensmittel geliefert hatten, deren man auf der Alburkah sehr bedurfte.

Am 9 Jan kamen sie vor eine Stadt, Namens Odshay (Oiay), deren Häuptling ein Vasall Abdoka's war. Von diesem kauften sie eine große Menge Rothholz. Hier war hart am Ufer 23' tief Wasser, vielleicht die einzige Stadt am Fluß, wo um diese Jahreszeit so viel zu finden ist. Für einige gewöhnliche Messer und Korallen kann man hier Rothholz in großer Menge kaufen, und zwar von vorzüglicher Güte. Am folgenden Tage kamen sie vor Hutapa an, dessen Häuptling ihnen eine Ziege und eine Kanotladung voll Holz schenkte. Das Wetter war trübe, denn die Jahreszeit war eingetreten, welche man an der Seeküste unter dem Namen des Rauchs (smokes) kennt, und die für die ungesundeste Zeit des Jahres gilt. Das Rauchen zeigte sich als ein gutes Schutzmittel gegen Krankheiten. Seit die Leute des Königs von Iddah an Bord gewesen waren, wurde das Schiff jeden Morgen mit Palmwein versehen, der lauwarm gemacht, und sehr angenehm zu trinken war. Dagegen fehlten immer noch Lebensmittel, und als eines Morgens ein großes Kanot mit zwei Elephantenzähnen und einigen Yams neben der Alburkah anlegte, wiesen die zwei Leute des Königs, der Marktinspector und der Eunuche, welche sich seit einiger Zeit an Bord befanden, dasselbe hinweg. Da nun diese augenscheinlich Schuld waren, daß die Eingebornen nicht mit Eisenbein und Lebensmitteln aufs Schiff kamen, ließ ihnen Hr. Oldfield durch den Dolmetscher sagen, wenn sie noch ein einziges Boot hinderten, heran zu kommen, so werde er sie über Bord werfen lassen, und er dulde keinen Augenblick länger Spione an Bord. Nun zeigte es sich, daß sie Auftrag erhalten hatten, alles an Bord zu beobachten, und zu sehen, was für Waaren an Bord seyen; denn Attah und Abdokah, die größten Handelsleute ihres Landes, hatten beschlossen, keinen ihrer Unterthanen handeln zu lassen, bis sie selbst das Beste ausgesucht hätten. Aus Furcht, Hr. Oldfield möchte seine Drohung ausführen, zogen sie am folgenden Morgen ab.

Da das Boot wegen der Seichtigkeit des Wassers alle Augenblicke auf dem Boden aufstieß, so kamen sie erst am 14 Jan., vierzehn Tage nach ihrer Abreise von Atschimary, vor Iddah an, sehr erschöpft von der unablässigen Anstrengung. Die Freude, endlich an diesem Handelsplatz sicher angelangt zu seyn, ward sehr gedämpft durch den Gedanken, daß die ungesundeste Zeit des Jahres eingetreten sey, und daß der Hochbootsmann, der Bootsmann, der Ingenieur und zwei Leute gestorben waren. Um diese Jahreszeit läßt das zurücktretende Wasser verfaulte Thiere und Pflanzen in Menge am Ufer liegen, eine furchtbare Malaria herrscht, und körperliche Anstrengung in dieser heißen und unreinen Atmosphäre ist höchst nachtheilig. Selbst die Kru's, obwohl Landeseingeborne, mußten Stunden lang ruhen, ehe sie die Arbeit wieder aufnahmen.

Jetzt bei dem längeren Aufenthalte bei König Attah klärte sich Manches auf, was den Reisenden früher unbegreiflich geblieben war. Hr. Oldfield erzählt dieß in folgender Weise: „Die Unterredung fiel nun auf die Schiffe bei ihrer ersten Ankunft. Attah sagte, er habe Lander bei dem Heraufahren der Schiffe nicht gesehen, und doch so sehr gewünscht, die weißen Männer zu sehen, aber Lander, statt ihm den Vorzug zu geben, sey den Fluß hinaufgefahren, und habe mit den Königen von Zandah und Cattam Karafi Handel getrieben. Er sey sehr zornig gewesen, als ein dem König von Zandah gehöriger Sklave in sein Gebiet gekommen sey, und eine sammtene Jacke getragen habe, die doch Königstuch sey; den Sammt habe er von einem der Schiffe bekommen. Der König von Zandah, fuhr Attah fort, habe einen schönen Säbel zum Geschenk erhalten, und als einer von seinen, Attahs, Unterthanen nach Zandah gekommen sey, habe ihn einer der Eingebornen jener Stadt angeredet und gesagt: sieh hier den schönen Säbel! — hat der König von Iddah auch einen solchen Säbel bekommen? Nein, der weiße Mann brachte ihm keinen Säbel. Seit die Dampfboote den Strom hinaufgegangen, war der König sehr aufgebracht, daß man nicht mit ihm gehandelt habe. Es wird auf diese Weise zu einer sehr schwierigen Sache, zu wissen, mit wem man Handel treiben soll, und mit wem nicht. Attah gestand auch, daß er den alten Pascoe habe vergiften lassen, denn er beschuldigte diesen, er sey allein Ursache gewesen, daß die Dampfboote den Strom hinaufgefahren seyen, und man die besten Waaren den Königen von Zandah und Cattam Karafi gegeben habe; einer seiner Eunuchen habe Pascoe zu Lander in der Hussasprache sagen hören, man solle augenblicklich von hier fortgehen, denn der König von Iddah sey ein sehr böser Mann. Attah erzählte nun, sein Herz habe sich gegen sie gewendet, namentlich gegen den alten Pascoe, der nebst Braham, einem andern Dolmetscher, Gift erhalten habe. Beide wurden von dem Mallam Catab zu Addacudah eingeladen, einen Fufu (gestoßenen Yams mit Palmöl und Cayennepfeffer angemacht) bei ihm zu essen. Der alte Pascoe war sehr hungrig, und aß tüchtig von dem vergifteten Gerichte, aber Braham, der glücklicherweise einigen Argwohn gefaßt hatte, aß nur wenig. Der alte Pascoe überlebte dieß nicht lange, er kehrte an Bord zurück, klagte über seinen Magen, und starb bald darauf.

„Lander argwohnte immer, Attah sey Schuld an dem Tode Pascoe's und der sieben Kru's, welche wahrscheinlich mit einigen seiner Weiber etwas zu vertraut geworden waren; auch hatte er erfahren, es sey Attahs Absicht gewesen, wenn er seiner habhaft werde, ihm unter seine Eunuchen zu stecken. Ich war ganz verblüfft über das offene Geständniß aller dieser Abscheulichkeiten, doch minderte sich einigermaßen mein Erstaunen, als ich erwog, wie wenig Attah überhaupt Menschenleben achtete." Diese Stelle mag als Probe des Zustandes dieses Landes und der Verworfenheit seiner Beherrscher dienen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Die Reitervölker Amerika's.

Die Eroberung Amerika's durch die Spanier und andere europäische Völker hat nicht nur ganz neue Elemente unter die Bewohner jener neuen Welt gebracht, wie man Amerika lange und sonderbar genug genannt hat, sondern manche dort schon vorhandene Elemente wesentlich umgestaltet. Ostwärts von den Anden im südlichen, von den Felsengebirgen im nördlichen Amerika breiten sich ziemlich unfruchtbare Ebenen aus, die nie einer großen dicht gedrängten Bevölkerung werden Unterhalt geben können. Von der Region der canadischen Seen bis an den Golf von Mexico ziehen sich längs der Felsengebirge Ebenen hin, die nur durch die eingerissenen Flußbetten unterbrochen sind, deren Gras im Sommer verdorrt, und einen dürren Boden zurückläßt. Aehnlich, wenn auch nicht so gleichmäßig fortlaufend ist der Fall in Südamerika. Seit der Einbürgerung des Pferdes, das sich bald auf eine unglaubliche Weise vervielfältigte, haben die dort hausenden Indianerstämme ihre Lebensweise gänzlich geändert: sie jagen jetzt zu Pferde, zu Pferde ziehen sie von einem Flußgebiet zum andern, zu Pferde legen sie ungeheure Märsche zurück, um die Bewohner einzelner von der Natur günstiger bedachten Landstriche heimzusuchen, und verhindern auf diese Weise, daß auch die bessern Stellen, welche allenthalben wie Oasen zerstreut sind, dem Anbau unterworfen werden, dessen sie fähig wären.

Wie lange der Krieg und der gewaltsame Zustand mit diesen neuen Reitervölkern andauern wird, läßt sich unmöglich bestimmen, und es kommt hier auch auf einige Jahrzehente nicht an; der wichtigste Umstand ist aber, daß die europäischen Creolen, die dorthin kommen, und sich der räuberischen Indianerhorden erwehren müssen, insgemein selbst zu unsteten Reiterhaufen werden, und als Freibeuter das Land durchziehen. Was wird aus den zahlreichen Trappers werden, die mit und unter den indianischen Völkerstämmen die Ebene und die Gebirge durchziehen, an den Kriegen der Stämme Theil nehmen, und so ziemlich kein Recht kennen, als das der Stärke? Was wird aus ihren nothwendigerweise noch viel rohern halbblütigen Nachkommen werden, da sie sich meist unter Indianern verheurathen, indem diese das Eintreten eines Trappers in ihren Stamm als eine große Ehre ansehen. Vom mexicanischen Golf aufwärts zieht diese Ebene sich dem Gebirge entlang, ein Anbau des Landes ist nicht möglich, und die Bewohner dieser Striche sind also zu einem herumstreifenden Leben genöthigt. Glücklich noch, wenn sie zu wandernden Nomaden werden, wozu es aber bei dem steten Zuströmen neuer Abenteurer, welche die Gesellschaft im Osten ausstößt, so bald den Anschein nicht hat.

Nicht friedlicher, vielmehr in mancher Beziehung noch ärger, sieht es auf den Pampas von Südamerika aus: die Gauchos, dieses Landvolk, das nicht den Boden baut, sondern Pferde und Rinder zieht, nimmt an den politischen Kämpfen der argentinischen Republik Theil, die Indianer, meistens vom Stamm der Pehuentschen, früher auch die Guaranis und ähnliche, sind in alle Verhältnisse des Staats mit verflochten; ein beliebter Anführer bringt in kurzer Zeit Tausende von Indianern oder Gauchos zusammen, und führt Krieg gegen die Städte. Von Gesittung, Civilisation ist hier auf weiten Strichen keine Spur, die Städte sind Oasen, und manchmal muß man beinahe in Karawanen reisen, namentlich weiter gegen Süden.

Was wird aus diesen Reitervölkern werden? Indianer, europäische Creolen, Mestizen, Mulatten werden allmählich zu einer ganz neuen Race sich gestalten, und mancher reine Indianerstamm wird nach und nach darin aufgehen. Hier finden sich heidnische Gebräuche: der Gaucho begrüßt den Sonnenaufgang mit einem Freudengeschrei, und an manchen Orten ist indianischer Aberglaube mit christlichen Ideen auf die seltsamste Art verschmolzen. Die alten Anstalten der spanischen Regierung zur Christianisirung und allmählichen Civilisirung der Indianer sind völlig verfallen, die Masse ist sich selbst überlassen, die Städte an der Küste kümmern sich um die Indianer und das innere Landvolk wenig, wenn ihnen nicht gerade von daher Gefahr droht. So ist diese rohe Bevölkerung fast ohne allen Zügel, der Vermischungsproceß der verschiedenartigen Stämme geht fort, das wilde, umherschweifende Leben liegt in der Natur der Dinge, und wenn jetzt auch im Augenblick keine Kunde von ge-

waltsamen Ereigniſſen zu uns bringt, ſo kann ſie jeder Tag leicht bringen.

Dieſe Reiterhorden, denn anders kann man ſie kaum nennen, ſcheinen eigentlich hingepflanzt als eine Art künftigen Gegengewichts gegen das ruhige Ackerbau- und Handelsleben in der Nähe der Küſte und der Stromufer. Jetzt hat auch in Nordamerika nicht minder als in Südamerika der Landbauer noch mit dem Boden ſelbſt zu kämpfen, die Bevölkerung drängt ſich noch nicht, und darum ſtoßen die Gegenſätze auch noch nicht an einander; wie aber, wenn in Nordamerika das Miſſiſippithal völlig angebaut, und in ſeinem untern Theile eine Mulattenbevölkerung das Uebergewicht erhalten hat, und auf der einen Seite als feindliche Race den europäiſchen Creolen im Oſten und Norden, auf der andern als feſthafter Stamm den unruhigen Reiterhorden gegenüber ſteht? Eben ſo wird in Südamerika die Landbevölkerung, mehr oder minder mit den reitenden Indianerſtämmen verſchmolzen, ſich in ſcharfem Gegenſatz gegen die Handel und Ackerbau treibende Küſtenbevölkerung ausbilden.

Hiſtoriſche Erzählungen der Radſchputen.

1. Geſchichte Sudſchuh Tſchohan's.

(Fortſetzung.)

Der Rawaldſchi bewirthete alle ſeine erlauchten Gäſte ſammt ihrem Gefolge. Täglich ward ein Pferd vor dem Thakur verbrannt, der nun, nachdem er den Beiſtand der Gottheit erhalten, bereit war in den Altar eingeſchloſſen zu werden. Als der glückliche Augenblick gekommen war, wurde es allen Häuptlingen verkündet. Der Fürſt von Udipur ließ ſagen, er werde kommen, verſchob es aber von einer Zeit zur andern, bis endlich die Stunde und die Minute gekommen waren, und die Häuptlinge dem Rawal ſagten, er möge nicht länger warten, denn der Fürſt werde noch zeitig genug, wenn auch nicht zum Gebet, ſo doch zum Feſte kommen. Der Rawal ſah, daß er den Maharat nicht länger verſchieben könne ohne ſeine Gäſte zu beleidigen, und ſo wurde der Thakur in den Altar eingeſchloſſen.

Die Nachricht von dieſem Vorgange ward dem Fürſten von Udipur hinterbracht, der hierauf erwiederte: „Dieſer Rawal nimmt keine Rückſicht auf mich, und hat mich in Gegenwart der verſammelten Fürſten gering geachtet.“ Er zog ſeine Anhänger zuſammen, und ließ die Trommeln auf dem Wege von Udipur rühren. Salumbra ſagte ihm wohl, daß er ſelbſt Schuld daran ſey, der Fürſt aber erwiederte, daß die Sache ihn angehe, und er einen Plan gemacht habe, daß der Stamm ſich unter einander aufreiben ſolle, obwohl ihr,“ ſetzte er hinzu, „mich für einen bloßen Knaben haltet.“ Der Häuptling ſagte nichts.

Als man die Trommeln hörte, ſagte Pundſchah zu ſeinem Häuptling: „Einer von uns, entweder ich oder du, müſſen gehen und dem Ausbruch des Feuers durch eine Erklärung zuvorzukommen ſuchen. Sudſchuh wäre der Geſandtſchaft gern ausgewichen, ließ ſich aber doch bewegen, Pundſchah voranzugehen. Er erreichte den See Gol Sagur, wo er den Fürſten einholte und ihm ſagte, daß der Rawaldſchi ihm zu Fuß folge, und ihn deßhalb bitten laſſe ſein Pferd anzuhalten. Der Fürſt entgegnete verächtlich: „Den Tſchohan ſendet er voraus; du ſiehſt dein Schickſal, und dann kommſt du noch zu Fuß geſchlichen.“ Der Tſchohan bat den Fehler zu verzeihen, und ging den Häuptling von Salumbra um ſeine Vermittlung an, aber der junge Fürſt wurde nur noch ungeſtümer und hochfahrender. „Jetzt,“ ſagte er, „wo ihre Köpfe auf dem Punkte ſtehen geſpalten zu werden, kommt dieſer Tſchohan und ſchmeichelt wie ein Hund.“ Jetzt konnte Sudſchuh ſich nicht länger halten und erwiederte, um ihre Köpfe zu ſpalten, bedürfe es ganz anderer Leute als er oder irgend einer ſeiner Diener ſeyen. Der Fürſt entgegnete zornig: „Bei Eklinga-Dſchi, Bagar ſoll mir dafür bezahlen, nehmt euch in Acht!“ — „Je eher je lieber,“ rief der Tſchohan, und bei Eklinga! wenn Eures Roſſes Huf jemals ſo viel von unſerm Land berührt als ihr mit der Spitze eurer Lanze bedecken könnt, ſo will ich nicht Sudſchuh heißen!“

Der Fürſt warf, als er nach Udipur zurückgekommen war, ſeinen Turban zu ſeines Vaters Füßen, und bat ihn in ſeiner Rache zu unterſtützen. Der Rana beſänftigte ſeinen Sohn, führte ihm ſeine Thorheit zu Gemüthe und für den Augenblick war die Sache beigelegt.

Bald darauf begab ſich der Rawal auf eine neue Pilgerfahrt nach Dwarica und nahm Sudſchuh nebſt noch 500 Pferden außer den ſeinigen mit. Zu Neanager ward während der größten Hitze Halt gemacht und das Eſſen bereitet; die Radſchputen hatten gebadet, gegeſſen, ihren Kaſumba genommen und waren „roth“ und „glücklich.“ Gegen Abend brachen ſie auf, als die Nachricht von ihrem Beginnen zu den Ohren des Dſchain in Neanager drang, der fragte: „Wer hat ſich deſſen unter den Mauern der Stadt erfrecht?“ Er rüſtete ſein Heer, 5000 Pferde ſtark, und befahl die Fremden nicht lebend entkommen zu laſſen. Ein Bote berichtete Pundſchah, daß der Dſchain komme ihn anzugreifen. Der Rawal ſagte: „Bruder Sudſchuh, da ſind wir ſchön in die Klemme gerathen mit dieſem Dſchain.“ Der Tſchohan aber meinte, daß ihnen nichts Glücklicheres widerfahren könne als während der Pilgerfahrt vor den Kopf geſchlagen zu werden, weil ſie dann den Thron der Sonne einnehmen würden. Als ſie ſo ſprachen, ſahen ſie Dſchains Truppen, deren Lanzenſpitzen gleich Blitzen durch die dicken Staubwolken leuchteten. Pundſchah ſagte: „Schnallt euern Pferden die Gurte feſt, denn es wird einen harten Strauß geben.“ Sudſchuh aber entgegnete, daß die Stallknechte dafür da ſeyen. „Wie!“ rief der Rawal aus, „eines Radſchputen Sohn kann nicht ſelbſt den Gurt feſter ſchnallen?“ und Sudſchuh eilte es zu thun. Ein Tſchoran ergriff Sudſchuh, der den Gurt ſo heftig anzog, daß ſein Pferd ſich bäumte, und ſagte zum Dſchain: „Es ziemt euch nicht ſo edel ausſehende Fremdlinge anzugreifen, ohne ſie vorher befragt zu haben.“ Der Barde wurde als Herold ausgeſendet und nahte ſich Sudſchuh. „O Ebenbild Ardſchun's!“ rief er aus, „der Kriegsgott ſelbſt; von wannen kommſt Du und wohin gehſt Du?“ Vattan der Tſchaorah, Schwager von Sudſchuh erwiederte, daß es der Bruder des Rana von Udipur, Pundſchah von Dongerpur ſey. Der Barde war am meiſten von dem

Tschohan überrascht, und wollte wissen wer er sey; „der Sohn Bihr Sing's," war die Antwort, „die Stütze der Siebenzehnhundert von Bagar."

Der Tscharan sagte, daß es nöthig sey, für sichern Durchzug Gugri zu bezahlen. Sudschuh hielt einen Pfeil hin, mit den Worten: „Wie viel von diesen Gugri wollt ihr haben? Wir gehen auf eine Pilgerfahrt, sollen wir sie nur mit der Schärfe des Schwerts erreichen, wohl; aber die Sonne der Hindus wird uns rächen. Geht zu euerm Herrn und „laßt uns eure Hände sehen," wenn ihr eure Pferde lebend erreicht, verspreche ich euch den Gugri." Der Tscharan berichtete dem Dschain, wer die Fremden seyen, und warnte ihn vor einem Zwist mit ihnen, der Dschain aber schwur, er müsse seinen Gugri haben, worauf der Barde ihm sagte, daß er ihn in Pfeilen erhalten würde.

Der Dschain hielt es jetzt doch für besser die Fremden zu bewirthen, als mit ihnen zu fechten, und sandte den Tscharan mit der Einladung ab. Pundschab rückte vor und der Dschain bat ihn am nächsten Tag in die Stadt zu kommen und an einem Feste Theil zu nehmen. Der Rawal versprach dieß auf dem Rückweg zu thun, und einen Freundschaftsbund mit ihm zu schließen. Der Dschain bewirthete die Fremden auf dem Gipfel des Girnar. Der Barde sang das Lied (Birt) von Sudschuh, und dieser nahm ein Armband seines Schmucks, 3000 Rupien werth, und schenkte es ihm.

(Schluß folgt.)

Sprache der Tudas oder Todavers.

Der Geistliche Bernhard Schmid gibt in einem gelehrten und scharfsinnigen Aufsatze über die Verwandtschaft der Sprachen und Nationen, der im Januarhefte des zu Madras erscheinenden Journal of Litterature and Science erschien, einige Notizen über den Dialekt der Todavers oder Aboriginer in den Nilgherris (s. Nr. 275). Er bemerkt, daß ein Drittheil der Worte ihrer Sprache sich auf keine andere zurückführen lassen; der Ueberrest ist tamulisch, aber durch eine regelmäßige Veränderung der Buchstaben so entstellt, daß sie kaum zu erkennen sind. Die Vocale klingen tiefer, die Consonanten härter: sie ändern v in b oder p; b in p; h oder g häufig in k; die auffallendste Veränderung ist aber die von l und r in eine Art sch, doch so, daß in manchen Fällen der ursprüngliche Buchstabe durchtönt. Die Worte, die sie mit dem Tamulischen gemein haben, ändern sie meist in einsylbige; doch behalten sie leicht fremde Worte, wie tavi, (hindustanisch), Messer, bara, (canarisch), schreiben, unverändert bei. Ihre Fürwörter sind: an oder ön, ich, ni, du, athm oder ath, er, om, wir, nümme, ihr, athom (neutr. atha) sie. Ihre Wochentage sind: otsom oder ottsom, Sonntag; tuvom, Montag; om, Dienstag; pudiom oder pudutom, Mittwoch; taam, Donnerstag; pülsch, Freitag; thuni oder einat, Samstag. Die Identität von puduom mit dem tamulischen Namen, welcher Buddhastag bedeutet, ist auffallend, und scheint zu beweisen, daß sie ein Zweig der alten Buddhisten sind. Hiezu kommt noch, daß sie die Woche einor, acht Tage nennen, wie die teutonischen Nationen. Merkwürdiger Weise bedeutet pülsch oder pürsch, welches auch tamulisch ist, in der Sprache der Tudas auch den Abendstern, so daß wir den dies veneris wieder haben, und om trifft seltsam genug mit dem semitischen jom oder jaum zusammen, wozu Hr. Schmid noch die Bemerkung macht, daß die Gesichtszüge des Volks denen der Araber und Juden auffallend gleichen.

Chronik der Reisen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

3. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Dritte Nigerfahrt.

(Fortsetzung.)

Es kam indeß eine Uebereinkunft mit dem König zu Stande, in Betreff des Handels, und diese Uebereinkunft sollte feierlichst besiegelt werden; zu dem Ende wurden einen ganzen Tag und eine Nacht hindurch unaufhörlich Flintenschüsse abgefeuert, eine Fetischceremonie vor Unterzeichnung der Uebereinkunft. Zu dem Feuern mußte natürlich Hr. Oldfield größtentheils das Pulver liefern. Die Eingebornen halten es durchaus für nöthig, Fetisch zu machen, ehe sie die wichtige Ceremonie unternehmen, auf Papier zu schreiben, wovon man häufig kleine Stücke trifft, die von den Mollams mit Koranstellen beschrieben sind. Die Ceremonie des Handelsvertrags beschreibt Hr. Oldfield folgendermaßen. „Am 28 Januar sandte der König Morgens zu mir, um nach meiner Gesundheit zu fragen, und mich zu benachrichtigen, daß er Pferde an den Landungsplatz senden werde, wenn ich zu ihm kommen, und das Palaver in Ordnung bringen wolle. Um 11 Uhr kamen die Pferde, und ich ging ans Ufer mit Jowdie, als Trommler und Fahnenträger, und 6 Kru's, die alle bewaffnet waren. Die Stadt bot einen sehr lebendigen Anblick dar, und Alles war in reinliche Zeuge und Oberröcke gekleidet. Vor Aboka's Haus hatte sich eine Menge Volk versammelt, und da dessen Pferd sich in den nahen Wald geflüchtet hatte, so blieben wir da, bis es wieder eingefangen war, und ruhten unter einem majestätischen Affenbrodfruchtbaum aus, wobei 2 Sklaven uns unaufhörlich fächelten. Es waren nahe an 15,000 Menschen in der Stadt versammelt, der Kornmarkt wohl gefüllt, und wir wurden beim Vorüberziehen auf allen Seiten von den Weibern begrüßt. Alle 5 oder 6 Schritte warfen sich Männer und Weiber auf die Kniee, und streuten, zum Zeichen ihrer Achtung, Sand auf ihr Haupt. Wie gewöhnlich wurden wir zuerst in die Zimmer der Königin, oder Dan Sollikin, geführt. Dieß ist der Titel der vornehmsten Frau Attahs; ihr eigentlicher Name ist aber Amagdoby.

„Nachdem wir hier einige Zeit gewartet, und etwas Jusu und Palmöl zu uns genommen hatten, kündigte man uns an, daß der König unsrer warte. Die Scene war ausnehmend interessant. Dem König zur Rechten saß seine vornehmste Tochter, auf deren Schulter er sich mit dem Arm stützte, während rund umher etwa 100 Eunuchen, 50 Mollams von ehrwürdigem Aussehen mit weißen Bärten, und eine große Anzahl Häuptlinge und angesehener Einwohner der benachbarten Städte saßen. Zur Linken des Königs waren fünf seiner vornehmsten Mollams, wovon zwei Abschriften des Korans hatten, die mit hieroglyphischen Charakteren von dunkelrother Farbe auf dunklem Grunde bezeichnet waren. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen begann das Palaver, das ich für ein sehr wichtiges hielt, damit, daß ich öffentlich das falsche Gerücht widerlegte, als seyen die

Weißen den Fluß heraufgekommen, nicht um zu handeln, ſondern um die Eingebornen ihrer Wohnungen zu berauben, und Beſitz von dem Lande zu nehmen. Ich hatte zwar Abſchrift einer Uebereinkunft in Betreff des Handels im Innern Afrika's gemacht, deren Zweck war, redlichen Handel und Freundſchaft zu pflegen. Von Attah und ſeinem Bruder Abdoka wurde verlangt, daß ſie uns mit Lebensmitteln verſehen, und allen Pferden, Ochſen, Schafen, Ziegen und ſonſtigen auf der von uns ſogenannten engliſchen Inſel befindlichen Schiffsvorräthen Sicherheit gewähren ſollten. Als dieß vorgeleſen war, wendete ſich Attah an die Mollams und Häuptlinge in folgender Weiſe: „Ich bin überzeugt, die Mollams werden mit mir übereinſtimmen, daß die Weißen nicht gekommen ſind, um uns unſere Städte zu nehmen; ſie haben dieß gezeigt durch ihre Bereitwilligkeit, die Bücher (die ſchriftliche Uebereinkunft) zu unterſchreiben. Uebrigens hat mir der Soulkin Maghony (der Doctor-König) Schutz gegen die Felatahs verſprochen.“ Ich erklärte ihm, dieß ſey auch jetzt noch mein Entſchluß, und ich ſey bereit, wenn es nöthig wäre, ein Feldſtück mit der nöthigen Mannſchaft auf das höchſte Gebäude der Stadt zu ſchicken. Der König war hierüber hoch erfreut, und ſprach ſehr zu unſern Gunſten und von den Vortheilen, die ſich daraus ergeben könnten, wenn die Weißen Jdbah zu einem Handelsplatz wählten.

„Die Mollams traten hierauf zu einer Berathung zuſammen, die einige Minuten dauerte, und wobei ſie ſowohl, wie jeder Anweſende, wenn er zum König ſprach, vor ihm niederknieten. Als die Diſcuſſion vorüber war, unterzeichnete ich die Uebereinkunft, worauf Attah, Abdoka und der oberſte Mollam die für ſie gefertigte gleichfalls unterzeichneten. Hierauf ſchwor Abdoka, mit der einen Hand auf dem Koran, mit der andern auf dem Papier, und ſprach mit einer Energie des Ausdrucks, wie ich ſie ſelten an einem Afrikaner geſehen, folgende Worte: „Ich war es, der zuerſt weiße Männer ins Land brachte, und Gott verzeihe mir, wenn ich es that, um den König, meinen Bruder, oder irgend einen meiner Landsleute zu benachtheiligen, und wenn ich je die weißen Männer zu bewegen verſuchte, meinen Bruder Attah in ſeiner Stadt anzufallen, ſo möge man mich dieſen Augenblick tödten, und mir den Kopf abſchlagen. Auch verſichere ich, daß ich den weißen Männern, welche Fremdlinge in unſerm Lande ſind, niemals Böſes gethan habe, noch thun werde!“ Der oberſte Mollam, welcher des Königs vertrauter Rathgeber iſt, unterzeichnete in arabiſcher Schrift; er war ein ſchöner, ehrwürdig ausſehender alter Mann, mit einem ſchneeweißen Barte. Wir hatten kaum unterzeichnet, als ſich in dem benachbarten Hofe eine außerordentlich wilde, aber angenehme Muſik hören ließ.“

Der Vertrag war nun zwar geſchloſſen, und Hr. Oldfield kaufte und verkaufte viel, ſo daß es ihm endlich an allen verkäuflichen Waaren fehlte; indeß war nicht alles Vortheil, denn faſt jeden Tag kamen Verwandte des Königs, namentlich die Königin ſelbſt mit mehreren Töchtern, die alle beſchenkt ſeyn wollten. Mitten unter den Beſchäftigungen, die der Handel mit ſich brachte, erhielt Hr. Oldfield die Nachricht, daß Hr. Lander mit zwei Booten durch das Land Klein-Jbu gegangen ſey, daß die Eingebornen auf ihn geſchoſſen, ihm die zwei mit Waaren und Kauris befrachteten Boote abgenommen und zur Rückkehr nach dem Meere gezwungen hätten. Abdoka erbot ſich, über dieſe bis jetzt nur als Gerücht zu betrachtende Nachricht nähere Auskunft zu verſchaffen, was Hrn. Oldfield ſehr willkommen war, da es nicht wohl thunlich geweſen wäre, ſich ſelbſt zu entfernen, indem er im Augenblick Hrn. Brown mit Waaren nach dem Jecory-Markt geſendet, und nur noch zwei Schwarze an Bord hatte, die engliſch ſprachen. Ein weiterer Grund, an Ort und Stelle zu bleiben, war die Nachricht, daß die Felatahs ihre Raubzüge begonnen und Rabbah verlaſſen hatten, daß die Bewohner von Kacandah und Jbbobo aus ihren Städten geflohen ſeyen, und temporäre Hütten auf den Sandbänken errichtet hätten.

Zu allen dieſen Umſtänden, welche die Lage Hrn. Oldfields eben nicht beneidenswerth machten, kam nun noch die von Abdokah mitgetheilte Nachricht, daß ein vornehmer Mann an Attahs Hofe, Namens Gabreducco, in den König dringe, die Weißen anzugreifen, ſie ermorden zu laſſen, und ſich des Schiffes und der Waaren zu bemächtigen. Als der König nicht einwilligen wollte, hatte Gabreducco, ein mächtiger und reicher Mann, der ſelbſt über 450 Leute gebot, gedroht, mit ſeinen Leuten allein die Rache auszuführen. Die Nachricht war nicht angenehm, und wenn man auch von einem Angriff, ſobald er voraus geſehen war, nicht leicht etwas zu fürchten hatte, doch die Lebensmittel abgeſchnitten werden konnten. Unter dieſen Umſtänden langten weitere Nachrichten von dem Angriff und der Beraubung Landers ein, und das Gerücht verbreitete ſich, daß die Jbuer die Alburkah beim Hinabfahren angreifen und plündern wollten. Zum Glück fing jetzt (22 März) der Fluß ein wenig zu ſteigen an, da in den oberen Landen bereits ſtarker Regen gefallen war. Seitdem das Gefecht mit Lander und die große Menge der weggenommenen Kauris in dieſem Theile des Landes bekannt geworden war, zeigte ſich auch in Jdbah, namentlich beim König ſelbſt, die Luſt, ſich der ſämmtlichen Waaren auf dem Schiffe zu bemächtigen. Attah lud deßhalb Hrn. Oldfield ein, aber Abdoka unterrichtete ihn, daß es auf ſein Leben abgeſehen ſey.

Ein unangenehmer Vorfall machte endlich der Geduld Hrn. Oldfields ein Ende; er hatte ſich einer Frau, Namens Amerbu, bedient, um für ihn Einkäufe zu machen: ſie war eine Freie, aus Zandah gebürtig, und Attah nicht unterworfen, kaufte gewöhnlich für das Schiff Lebensmittel und andere Dinge ein, welche die Weißen um den zwanzigfachen Preis hätten bezahlen müſſen, und endlich wollte Oldfield ſie nach dem Jecory-Markt mit einigen Waaren ſchicken, um möglichſt viele Kauris, an denen es ihm gänzlich fehlte, einzuhandeln; allein Attah und auch Abdoka, der nach und nach eben ſo zurückhaltend und hinterliſtig gegen die Weißen wurde, veranſtalteten es, daß dieſe Frau, an welche ſie, ſey es aus Scheu vor den Weißen, oder dem Könige von Zandah, nicht die Hand zu legen wagten, von einem benachbarten rohen Stamme aufgefangen wurde. Aller dieſer Plackereien herzlich müde, lichtete endlich Hr. Oldfield die Anker am 9 April, kam aber erſt am 21 bei dem Jecory-Markt an, theils weil die Alburkah wieder mehrere Male auf den Grund gerannt war, theils weil noch einiger Verkehr mit Abdoka ſtatt fand, dem Hr. Oldfield einen ſchönen Säbel überſandte, nicht als ob er ihm beſonders traute, ſondern nur, um ihn möglichſt zu gewinnen, da die Lage der Expedition immer gefährlicher wurde, indem jetzt auch der Zimmermann geſtorben war, ſo daß außer dem Spanier Franciſco, der aber kein Wort engliſch ſprach, ſich gar kein Europäer mehr an Bord befand.

(Schluß folgt.)

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

29 October 1837.

Einige Nachrichten über das Volk der Kirgis-Kaiſſacken.

(Aus ruſſiſchen Blättern.)

In unabſehbaren Steppen über die ſüdöſtlichen Gränzen Rußlands hinaus wohnt ein Volk, wild wie die Natur, die dasſelbe umgibt, rauh wie das Klima, zahlreich, tapfer und vormals auch reich. Dieſes Volk ſind die Kirgis-Kaiſſacken, die ein Nomadenleben unter Filzzelten, ſogenannten Kibitken, führen, und ſich in drei Horden, nämlich die große, mittlere und kleine theilen. Hauptſächlich werden ſich dieſe Blätter mit der Schilderung der letztern beſchäftigen.

Die kleine Horde der Kirgis-Kaiſſacken nomadiſirt auf der weiten Ebene zwiſchen dem Uralfluſſe, dem aral'ſchen und kaſpiſchen Meere, dem See Aksakal-Barbi und den Flüſſen Sir Daria, Irgis und Or. Ihre Hordenlager ähneln denen der mehr bekannten mittlern Horde, die aus den Stämmen der Karakalpaken, Konraden, Araler und Turkmenen beſteht.

Die kleine Horde beſteht aus drei Hauptgeſchlechtern, nämlich den Alimulin, Sjemirod und Bulin, welche alle wieder in zweiunddreißig Familien zerfallen. Glaubwürdige Nachrichten geben die Volkszahl dieſer Horde auf 160,000 Kibitken, jede im Durchſchnitt auf 10 Perſonen beiderlei Geſchlechts gerechnet, an. Von dieſen haben ſich ungefähr 40,000 Kibitken an der innern Seite des Ural, in den Steppen, die im Gouvernement Aſtrachan beginnen, und ſich bis zum nördlichen Ufer des kaſpiſchen Meeres fortziehen, häuslich niedergelaſſen. Man nennt dieſe Abtheilung die bukejewekiſche Horde nach dem Namen ihres Sultans Bukei, der ſpäter Chan wurde, und ſie im J. 1800 in dieſe Gegend führte.

Schon im J. 1733 begab ſich die kleine Horde unter ihrem Chan Abulchair, und bald darauf auch die mittlere unter Chan Schemjaka unter ruſſiſche Oberherrſchaft, und ſeit jener Zeit betrachtet die ruſſiſche Regierung die Kirgis-Kaiſſacken als ihre treuen Unterthanen, verleiht den aus der Mitte des Volks gewählten Chans ihre Beſtätigung, und verpflichtet dieſe durch einen Eid, Rußlands Oberherrſchaft fortgeſetzt anzuerkennen und den über ſie geſetzten Gewalten, die nach den allgemeinen Geſetzen des Reichs verfahren, gehorſam Folge zu leiſten.

Unter der Gränzregierung des Gouvernements Orenburg ſteht die ganze kleine Horde und zwölf Familien der mittlern, die übrigen ſtehen unter der Gränzregierung von Sibirien. In den Städten Orenburg und Omsk haben ſogenannte Gränzcommiſſionen ihren Sitz, bei welchen die öffentlichen Angelegenheiten der Kirgis-Kaiſſacken und anderer benachbarten Völker verhandelt und geſchlichtet werden. Für beſondere geheime Angelegenheiten ſind wieder eigene Gränzkanzleien ernannt, und alle dieſe Gerichtsbehörden zuſammen ſtehen unter den Generalgouverneurs der ſibiriſchen Gouvernements.

Die nationelle Regierung des Volks der Kirgis-Kaiſſacken liegt in den Händen der Chans, die vom Volke aus ſeiner Mitte gewählt und vom Kaiſer von Rußland in ihrer Würde beſtätigt werden. Nach einem noch jetzt in Kraft beſtehenden Ukas vom 31 Mai 1806 iſt bei den Chans der kleinen Horde ein Rath errichtet, deſſen Mitglieder eben ſo wie die Chans ſelbſt von der Freigebigkeit des ruſſiſchen Monarchen einen eigenen Gehalt genießen; die Chans erhalten außerdem noch eine Summe unter der Benennung: Geld zu Korn. Später im J. 1820 wurde noch ein ruſſiſcher Commiſſarius ernannt, der ſich ſtets bei dem Chan der kleinen Horde aufzuhalten hat. So haben die Chane der Kirgis-Kaiſſacken die Macht und das Recht der höchſten Gewalt über die ihnen verliehenen Horden, ſind aber ihrerſeits wieder zum Gehorſam gegen die über ihnen ſtehende Regierung verpflichtet, damit ſie nicht nach roher Willkür über Leben, Freiheit und Eigenthum ihrer Unterthanen entſcheiden können, ſondern bei der ruſſiſchen Regierung ihre Handlungen verantworten müſſen. Früher führte die Würde eines ſolchen Chans den Titel „Erlaucht" und „Excellenz," jetzt iſt ihnen der Titel „Hochwürdigkeit" (ruſſiſch Wuiſokoſtepenſtwo) verliehen worden.

Es iſt bei dem ſehr großen Umfang und der Ausdehnung der Steppen ſchwer, über die Hordenbewohner die Macht und die Gewalt auszuüben, die für den Fortgang der Einheit im Oberbefehl und den daraus entſtehenden Nutzen für die Verwaltung zu wünſchen wäre. Dennoch, da ſich die einzelnen Hordenlager

entfernter oder näher von dem Sitze des Chans befinden, erkennen sie über sich noch die Gewalt von Vorstehern oder Aeltesten, deren richterlichen Spruch sie in solchen Fällen in Anspruch nehmen, wo sie sich sonst nur an den Chan und seinen Rath wenden sollten. Diese Aeltesten oder Anführer einzelner Hordengeschlechter ernennen sie eigenmächtig. Die Nachkommen ihrer alten Herrscher nennen sich Sultan; jeder der sich durch vornehme Geburt oder Reichthum vor seinen Stammgenossen auszeichnet, heißt Bei, Aeltester, Tarchan oder Batür. Wenn aber einer von diesen durch Zufall seinen Reichthum verliert oder Unannehmlichkeiten hat, die ihm von einem oder dem andern, sey es aus Unbilligkeit oder Haß zugefügt worden, so entziehen ihm die Kirgisen die ertheilte Macht, geben diese einem andern, und gehen so von der Wechselherrschaft zur Anarchie über, daß sie manchmal sogar den Chan und seinen Rath nicht anerkennen, und diesen den schuldigen Gehorsam verweigern.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Erzählungen der Radschputen.

1. Geschichte Sudschuh Tschohan's.

(Schluß.)

Sie setzten ihre Reise in die Heimath fort. Der Rawal hatte sich mit einer Tochter des Fürsten von Tschaori vermählt, dessen Stadt auf seinem Wege lag. Da er sich sehnte sie zu sehen, so sagte er zu Sudschuh: „Bruder, geh und bringe die Tschaori-bschib," erhielt aber keine Antwort. Zornig fragte er, ob der Tschohan taub sey, dieser aber erwiederte: „Hälst Du mich für ein Weib, daß Du mich auf eine Weiberbotschaft schickst?" Er ließ seine Trommeln schlagen und ging nach Dongerpur, wo der Kuer ihm entgegen kam. Er wollte aber nicht nach Dongerpur hinein, sondern ging nach Vanswarra, dessen Fürst ihm das Dorf Molah gab und sagte, der ganze Staat sey sein. Hier blieb Sudschuh. Ein Tscharan fand sich ein, mit dem er sprach, als der Barbier kam um ihm den Bart abzunehmen. In den Spiegel schauend erblickte er ein weißes Haar. „Das Alter naht," sagte er, „und meine Verpflichtung gegen Dschaggat Sing ist noch nicht erfüllt." Der Tscharan sprach den Vers:

Mit 60 Jahren die Sisodias, *)
Mit 40 schon die Tschohans, *)
Mit weißen Haaren die Rahtors *)
Verlieren Kraft und Haltung.

Sudschuh hörte dieß und sein Entschluß war gefaßt. „Sollte das Alter meinen Muth lähmen und mich hindern mein Versprechen zu halten, so ist es besser gleich zu sterben." Er ließ Wasser kommen, und machte Sanklaff **) in Betreff seiner weitern Anstrengungen über vierzig. Der Rawal hörte dieß; sein Weib war eine Schwester Sudschuh's, und liebte ihn sehr. Sie kam und verlangte, daß er seinem Gelübde zehen Jahre zusetze, er aber strich fünf davon und setzte es auf 35 Jahre.

*) Vornehme Geschlechter der Radschputen.

**) Oder Sankalp, der heilige Eidschwur der Hindus, wobei man Wasser über die Hände gießt.

Seinen ältesten Sohn sandte er nach Buckera und den jüngsten nach Molah, wo ihre Nachkommen noch immer zwei Fürsten dienen. Sudschuh nahm seinen Abschied; der Rawal suchte ihn andern Sinnes zu machen, aber vergebens; er bat um nichts als um ein Dorf für den Tscharan. Er rief sein Gefolge zusammen, gab ein Fest, sagte seinen Leuten, sie möchten seinem Sohn, nun ihrem Herrn, gehorchen, und bat Gott um Segen für sie.

Am Morgen schrieb er einen Brief an den Rana, in welchem es hieß: „Du bist die Sonne der Hindus, der Fürst der Fürsten; ich nur ein armer Radschpute. Ich habe Dongerpur verlassen. Erinnere Dich des Versprechens, das Du mir an den Ufern des Gyl Sagur gegeben." Als der Rana dieß las, sagte er; „dieser Tschohan hat die alte Geschichte nicht vergessen," und schrieb eigenhändig an Sudschuh: „Du bist ein tapferer Radschpute; ich werde deine Tapferkeit gegen den König bedürfen. Warum der thörichten Worte gedenken, die ich in der Uebereilung der Jugend sprach? ich bin jetzt Herr von zehntausend Dörfern und habe einen Zwist mit dem König. Hältst Du mich für einen Wahnsinnigen, daß ich Dich zu einem solchen Zeitpunkt erschlagen sollte? ich will Dich mir als Freund und zu meiner Sicherheit erhalten." Sudschuh aber erwiederte, er werde alt und wenn seine Rede nicht wahr gemacht werde, bevor er sterbe, so müsse er mit Schimpf und Schande aus der Welt gehen; der Rana war tief betrübt.

Sudschuh nahm Abschied von seinen Söhnen und Verwandten, kehrte an die Gränze zurück, und, um den Rana herauszufordern, richtete er große Verwüstungen in Mewar an. Der Rana sammelte seine Truppen und rückte an die Gränze. „Ach!" sagte er, „daß ich einen solchen Helden wie Sudschuh vernichten muß!" Am Tage seiner Ankunft sandte dieser eine Botschaft an den Rana, dieß war am neunten, und sprach den Wunsch aus, daß man den zehnten und eilften, welches ein Fest war, vorübergehen lasse, und daß die Schlacht am zwölften seyn möge. Der Rana willigte ein. Sudschuh sagte zu seinen Radschputen: „Es ist kein Tanz, kein Schmauß, dem wir entgegengehen. Geht zu meinem Sohn. Vagar ruht jetzt auf seinen Armen, während ich mich zu einem ruhmwürdigen Tode bereite. Bei Sambri Dan, heute ist ein glücklicher Tag! Wer mit mir sterben will, der mag bleiben." Zwei und siebzig von den fünfhundert blieben. „Wir wollen beten mit Dir! wir wollen herrschen mit Dir! wir wollen sterben mit Dir!" riefen sie. In einen Brunnen wurde Saffran geworfen und die Kleider in das Wasser getaucht und gefärbt. *) An der Gränze war ein kleines Dorf, wo ein Tscharan wohnte, dessen Tochter die Gabe besaß, schöne Lieder zu dichten. Sudschuh sagte zu ihr: „Morgen sterbe ich; zwei Worte nur für einen scheidenden Radschputen." Das Mädchen versprach nach dem Essen zu willfahren. Am eilften aß Sudschuh, betete und kleidete sich an, dann schlug er die Trommel, die Tscharani sprach ihren Birt und er war glücklich.

Der Rana sah ihn kommen, und sagte zu Kemradsch Tscharan: „Sudschuh wird fliehen und wir werden Vagar nehmen."

*) In Gelb gekleidet weihten sich die Radschputen dem Tode.

Gegen Süden ward am Morgen eine Staubwolke geſehen. Man glaubte ſie von einer Heerde Vieh aufgeregt, die auf die Weide getrieben werde, bis endlich die Spitzen der Lanzen durchblitzten. Der Rana ließ die Radſcha's von Barawuh und Schahpur, den Rao von Salumbra, von Sadra und Panura kommen und ſagte: „Seht den edeln Tſchohan, der es wagt mir in Waffen entgegen zu kommen. Keine Kanone oder Flinte werde abgefeuert; es ſey ein Kampf des Glaubens und des Schwerts allein. Laßt auch keinen Moslem Theil daran nehmen.“ Fünf Häuptlinge wurden nun befehligt anzugreifen, was mit einer großen Maſſe Reiterei geſchah. Sudſchuh aber nahm ſeine Stellung am Gränzfluß und kein Mann konnte hinüber. Die zwei und ſiebzig Löwen griffen nun ihrerſeits an, und Hunderte ihrer Gegner wurden zu Memmen, ſo daß der Rana vor Wuth ſich in die Finger biß. Sie erſchlugen 1700 von den 5000, welche angegriffen hatten. Man durchſuchte das Schlachtfeld nach dem Tſchohan, dieſer aber war nicht zu finden. Der Rana ſagte: „Sollte Sudſchuh nach Dongerpur zurückgekehrt ſeyn?“ Sein eigener Bruder aber erwiederte; „Wer hat jemals Sudſchuh's Rücken geſehen?“ Der Rana befahl ihm, ſelbſt zu ſuchen. Der Salumbra Rao und Khemradſch durchforſchten das Feld und gingen an den mit Todten und Verwundeten gefüllten Fluß. Hier ward er am Fuß eines Baumes ſitzend und auf ſein Schwert ſich ſtützend gefunden, geſchwächt von Blutverluſt, und das Pind *) auf ſeinen Knien aus Sand bildend. Der alte Tſcharan kniete nieder und begrüßte ihn: „Vater, Vater!“ Der verwundete Held hatte noch ſo viel Beſinnung, des alten Tſcharans Stimme zu erkennen. Er ſtand auf und wankte auf den alten Barden zu, der ſeine Sterbeſtunde mit folgendem Birt ſegnete:

Sudſchuh vergaß die Ehrfurcht vor dem Barden nicht,
Obſchon die Seele aus dem ſchwer verletzten Körper floh;
Wie konnte auch der Krieger von dem Leben ſcheiden,
Wenn Bagars Sicherheit bedroht er ſah?
Goritſchand und Bhartirre durchzogen dieſe Welt,
Um ſich in ihr Unſterblichkeit zu ſichern,
Und nicht gelang es ihnen zu gewinnen,
Was du, Sohn Bihrs, ſo glorreich dir errungen.
Du hielteſt und bewahreſt das Geſchick der Schlacht
Und Girpurs Sicherheit haſt du gewonnen,
Denn ehe deine Seele ſich zum Himmel ſchwang,
Haſt, Sudſchuh du, das Schlachtgelöſe noch vernommen.

So that Sudſchuh, der Nachkomme Pirthi Radſcha's; er hielt ſein Wort, daß ſeine Feinde nicht einer Lanzenſpitze groß Landes in Bagar haben ſollten, ſo lange er lebe. Der Rana machte ſich jetzt auf um Peſchcaſch (Tribut) von Banswarra zu nehmen. Die Nachricht kam zu den Ohren der Mutter des jungen Sohnes zu Morah. Durgan Sing, der jüngere Bruder Sudſchuh's ward in einem Zimmer gefeſſelt gehalten, weil er wahnſinnig war, und der Knabe zu Morah war erſt neun Jahr alt. Um den Vater zu rächen, zog ihm die Mutter Todtenkleider an und berief ihre Vaſallen, um ihren jungen Herrn mit ſich zu nehmen und das Land von Bagar zu vertheidigen; „denn,“ ſagte ſie, „der auf deſſen Schultern dieſe Pflicht ruhte, iſt dahin, und nun iſts an euch. Der Königstiger iſt todt und ſein Junges muß ihm folgen.“ Der wahnſinnige Durgan hörte ihren Jammer in ſeinem Kerker und erhielt ſeine Sinne wieder. Er rief nach ſeinen Waffen. „Ich bin nicht toll,“ ſagte er, „ich will das Kind retten!“ die Mutter erfuhr dieß; die Thüre des Kerkers öffnete ſich dem Wahnſinnigen. Er ließ den Barbier kommen; ſie brachte Waffen für den Bruder ihres Herrn und ſandte ihn hinaus den Paß zu vertheidigen. Mit 250 Radſchputen zog er aus. Zweitauſend von des Rana's Truppen füllten den Paß mit ihren Leichen, und Durgan, der Wahnſinnige, ſtarb in den Armen des Siegs.

So waren die Nachkommen des Helden Pirthi Radſch, deren Ablömmlinge noch jetzt die Päſſe nach Bagar zu vertheidigen haben.

*) Opfer für die Gottheiten der Unterwelt.

Groſses eiſernes Dampfboot.

Man hat kürzlich in England das größte eiſerne Dampfboot vom Stapel gelaſſen, das man bis jetzt geſehen hat: es hat den Namen Sirius erhalten, und iſt zur Beſchiffung der Rhone beſtimmt. Seine Länge beträgt 164 engliſche Fuß im Kiel und 176 auf dem Verdeck. Die Eiſenblechplatten, aus denen es erbaut iſt, ſind 7 Fuß lang, 14 Zoll breit und 5 Linien dick. Die Bauart iſt angenehm, obwohl ein wenig eng. Wenn es ſeine ganze Ausrüſtung und ſeine beiden Maſchinen mit hohem Druck, jede von 55 Pferdekraft an Bord hat, ſo wird es 2 Fuß tief im Waſſer gehen. Es iſt innen durch drei völlig geſchloſſene Eiſenwände in vier Abtheilungen getheilt, ſo daß, wenn in der einen Abtheilung ſich ein Unfall ereignet, das Schiff nichtsdeſtoweniger über dem Waſſer erhalten wird.

Chronik der Reiſen.

Nigerfahrten von Oldfield und Macgregor Laird.

3. Aus Hrn. Oldfields Tagebuch. Dritte Nigerfahrt.

(Schluß.)

Auf dem Jecory-Markt ging der Handel lebhaft, und ſie erhielten in wenigen Tagen über 80,000 Kauris, wovon 6000 allein für kleine Stücke Bleiſtift, die mit großer Begierde gekauft wurden. Am 27 April machten ſie ſich wieder nach Addaoudah auf den Weg, erreichten aber dieſen Ort erſt am 5 Mai, da ſie wieder auf dem Boden aufgerannt waren. An Lebensmitteln fehlte es ihnen ſehr, und einmal hatte die ganze Schiffsmannſchaft einen ganzen Tag lang nichts zu eſſen. Dem ärgſten Mangel half indeß der Mollam Catab ab, allein mit dem weitern Handel ging es ſchlecht, aus Mangel an Kauris, und ſie mußten eine Menge Elfenbein zu ihrem großen Verdruß ungekauft laſſen.*) Der Mollam, der ſich häufig einfand, erzählte eines Tages Hrn. Oldfield, daß er nach Toto gehen wolle, um dort ſeine Waaren abzuſetzen; dieß Toto **) ſoll eine unermeßliche Bevölkerung ha-

*) Auf dem öſtlichen Ufer des Fluſſes und dem Tſchadda aufwärts ſoll es ſehr viele Elephanten geben. Eines Tags brachte man Hrn. Oldfield einen Zahn, der augenſcheinlich noch ganz friſch war; der Elephant war auch wirklich erſt drei Tage vorher erlegt worden.

**) Tatu nach Allens Karte.

den, und gilt für die größte Stadt in diesem Landstrich. Sie liegt 30 Meilen östlich von Jandah, und etwas weniger als 50 von den Ufern des Tschadda; die Stadt ist sehr gewerbreich, und der Handel blühend; man kann dort auch arabische Pferde aus Soccatu um 5 bis 6 Pfd. (100,000 Kauris) haben.

Die Alburkah kehrte zum Jecory-Markt zurück, da die Seichtigkeit des Wassers das Weiteraufwärtsfahren durchaus hinderte. Hr. Oldfield macht von diesem Markt nachfolgende Beschreibung: „Es ist fast unmöglich, sich eine belebtere Scene zu denken, als einen afrikanischen Markt. Der Jecory-Markt ist nicht so groß wie der von Rabbah, auch nicht so vollständig, aber er liegt an einem der schönsten Theile des Flusses mit undulirenden Hügeln auf beiden Seiten, während man ostwärts die Kongberge sieht, mit ihren dunkeln Abhängen und tafelförmigen Höhen. Bei Jecory nimmt das Land allmählich einen freundlichen Anblick an, und die Scenerie wird malerisch; die umliegenden Berge bestehen aus schwarzem Granit und Eisenstein. Der Europäer, welcher an der Sandbank landet, wo der Jecorymarkt gehalten wird, wird lebhaft betroffen von dem Aussehen und der Kleidung der mannichfachen Handelsleute und ihrer Angehörigen; auf allen Seiten wird er bewillkommt mit den Worten: s e n u, s e n u, c o r r y l a f i r i! (guten Morgen, ich hoffe, Ihr seyd wohl!) und alles drängt sich um ihn her. Hütten sind auf allen Seiten errichtet, und erstrecken sich eine Viertelmeile weit; unter diesen Hütten und auf dem Sande sind Goranüsse, Landtuch, Zäume, Sättel, blaue und weiße Korallen, Oberröcke, Sandalen, im Lande gefärbte Mützen, Gewürzkugeln (aus Mais und Capennepfeffer), Mais, Macadanie oder Sheabutter, Pfeffer, Bier, Kokosnüsse und Platanen zum Verkauf ausgesetzt; auch Pferde, Schafe, Ziegen, Geflügel und Hunde. Auf einer andern Seite schrien schöne, wohlgeformte Sklaven unaufhörlich g e w a u! g e w a u! (ein Zahn! ein Zahn!) und schleppen Elephantenzähne von 50 bis 100 Pfd. Gewicht auf den Köpfen herbei. Schreitet man weiter auf dem Markte, so sieht man Dutzende von Handelsleuten ihr Bier trinken, und über die gemachten Käufe sprechen. Unter den Matten und in Umzäunungen sieht man männliche und weibliche Sklaven von 5 bis 50 Jahren. Es ist traurig, wenn man erwägt, wie viele Sklaven jährlich auf diesem Markte verkauft werden: rechnet man 50 Kanots — die Zahl steigt oft auf das Doppelte, und jedes Kanot hat 8 bis 10 Sklaven — und auf diese 50 Kanots nur 10 Sklaven für jedes, so macht dieß bei jedem Markt 500. Da nun gewöhnlich alle 10 Tage, und in zwei Monaten alle 8 Tage, im Jahr also 38 Märkte gehalten werden, so kommt eine Zahl von fast 20,000 Sklaven heraus. Der größte Theil derselben ist aus Nuffantschi und Ibbodo; sie vertheilen sich über das ganze Land, die meisten aber gehen nach dem Meere.

„Merkwürdig sind auch die mannichfachen Kleidungen und Gesichtszüge der Handelsleute, und die verschiedenen Producte und Waaren, die von Industrie und von Reichthum, wenigstens nach ihrem Zuschnitt zeugen. Man kann Hunderte sehen, die ihre Kauriesäcke zählen, welche deren an 20 bis 60,000 enthalten. Auch die Weiber treiben einen lebhaften Handel, denn jeder Kaufmann hat 5 oder 6 seiner Weiber bei sich auf dem Markte, und diese sind emsig mit Kauf und Verkauf beschäftigt. — Nicht minder auffallend sind die mannichfaltigen Costüme und die verschiedenen Schattirungen der Farbe unter den Völkern zwischen Ibu und Egga. Die Ibuer haben die stärksten charakteristischen Negerzüge, dann die Ibbodo. Die Haut der erstern ist heller als die der letztern, und von einer lichten Kupferfarbe. Die Nuffe oder Nuffentschi sind ein schöner Volksstamm — je weiter man hinaufkommt, desto geringer werden die Anzeichen der Negerrace, wahrscheinlich wegen der Vermischung mit Mauren und Arabern — und wir fanden sie von sanfter Gemüthsart und sehr industriös; durch diese guten Eigenschaften sind sie eine nur allzuleichte Beute ihrer Nachbarn der Felatahs geworden, die ihnen nicht nur ihr Land raubten, sondern ihnen auch unaufhörliche Steuern auflegen. Der Ibu-Handelsmann ist auf dem Markte leicht durch seine halb europäische Tracht zu erkennen, indem sie bald eine Jacke, bald einen Hut, bald auch nur ein Hemd tragen, und sehr stolz darauf sind; ihr Landes- oder vielmehr Nationalzeichen sind drei perpendiculäre Einschnitte auf jedem Schlafe. Das Nationalzeichen der Nuffentschi sind drei krumme Linien auf jeder Wange, und zwei unter dem linken Achselbeine. Das Ibbodo-Zeichen besteht aus sechs oder sieben krummen Linien an dem äußern Augenwinkel über die Wange nach der Unterlippe. Die Söhne und Töchter des Königs sind selten im Gesicht gezeichnet, sondern meist auf den Armen. Von den Felatahs sind wenige gezeichnet, und sie sehen auch die gezeichneten Stämme mit großer Verachtung an, und betrachten das Zeichen als das unfehlbare Merkmal eines Sklaven. Einige Weiber sind durch die Zeichen auf den Armen und der Brust ganz verstümmelt, indem das Fleisch Zoll hoch aufgerissen ist, und theils Streifen, theils Figuren von Thieren bildet. Die Methode des Tätowirens ist unter den Frauen von Ibu, Ebau, Amar, Mapa und Nuffe bis hinauf nach Egga gebräuchlich."

Bleiben konnte nun die Alburkah nicht länger; ihre europäischen Waaren waren erschöpft, die Mannschaft bis auf drei Europäer und die Kru's todt; der Fluß fing jetzt auch an, sich stärker zu heben, und so machte sich Oldfield auf und fuhr, nachdem er sich noch einige Zeit zu Addacudah und Ibbah aufgehalten, ohne weitere Zögerung den Fluß hinab. Zu Ibu wollte ihn Obi aufhalten, Oldfield aber mißtraute ihm sehr, und setzte seine Fahrt fort, kam aber zufälliger Weise in den Benin-Arm, und an Heiammah vorüber, demselben Ort, dessen Einwohner Landern angefallen und verwundet hatten. Auch jetzt feuerten sie auf das Schiff, doch zum Glück ohne Schaden anzurichten; auch waren sie durch die unerwartete Ankunft des Schiffes verhindert, größere Anstalten zum Angriff zu treffen. Erst als man an der Mündung des Stroms angekommen, erhielt Hr. Oldfield einen Brief von dem Commandanten der Station zu Fernando Po mit der Nachricht von dem Tode Landers, und mit der Warnung, bei dem Hinabfahren auf seiner Hut zu seyn. Zum Glück war er bereits aller Gefahr entgangen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 94** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Sage vom Schloß Glammis.** (Nach dem Englischen.) — **Jacques.** (Fortsetzung.) — **Ueber Shakspeare's Sonette.** (Schluß.)

Das Abonnement dieses dem Auslande bezweckenden Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Die Nilquellen.

Es ist ein eigenthümlicher, und für den Zustand der Völker jenseits Sennaar äußerst bezeichnender Umstand, daß die eigentlichen Nilquellen immer noch in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt sind. Bekanntlich entsteht der Nil durch die Vereinigung zweier großen Flüsse, des Bahar el Azrek oder blauen Stromes, dessen ganzen Lauf von seiner Quelle, dem See Tzana in Abyssinien, man längst recht wohl kennt, und dem Bahar el Abjad, oder weißen Strom, dessen Quelle in ein gänzliches Dunkel gehüllt ist, und doch verursacht gerade dieser die Ueberschwemmung, welche das lange Nilthal befruchtet. Schon die alten Aegyptier, nach ihnen Griechen und Römer und endlich die Araber haben von Neugierde, wo denn die Quelle des Segenspenders liege, gespornt, Unternehmungen abgesendet, um diese Quellen zu erforschen. Das Journal Asiatique hat kürzlich einen Auszug aus einem arabischen Werk mitgetheilt, das alle damals bekannt gewesenen Versuche, die Nilquellen aufzusuchen, freilich mit sehr schlechter Kritik zusammen stellt. Aber alle Forschungen der Europäer, die Alles aufboten, um selbst in jene Gegenden einzudringen, oder Sklavenhändlern und andern Handelsleuten aus dem Innern Afrika's ihr Wissen abzufragen, waren umsonst, und noch immer wissen wir nicht mehr, als daß höchst wahrscheinlich der Bahar el Abjad im Südwesten von Sennaar auf den Gebirgen entspringt, denen man seit dem Alterthum den Namen Mondgebirge gegeben hat, und daß von eben diesen Gebirgen herab eine große Anzahl anderer Gewässer nordwestlich in der Richtung nach dem Tschad-See hinströmt. Gewisses aber wissen wir über den ganzen Strich von 35° bis 50° O. L. und von 5° bis 12° N. B. nichts.

In Bezug auf eine ziemliche Strecke läßt sich dieß mit großer Wahrscheinlichkeit erklären: da es nämlich wohl keinem Zweifel unterliegen kann, daß von den Mondgebirgen herab gegen Nordwesten hin, also in ein Tiefland ohne Ausgang ins Meer, sich, namentlich nach der Regenzeit, starke und zahlreiche Gewässer ergießen, so müssen diese wohl eine mit allen möglichen Unthieren angefüllte waldige Sumpfregion bilden, ähnlich der Kolla am Nordabfall des abyssinischen Hochlandes.*) Nun läßt sich leicht errathen, warum ungebildete Handelsleute, die begreiflicherweise auch nicht einen Schimmer von wissenschaftlichem Interesse haben, über diese Gegend nichts aussagen können, denn sie werden wohl gezwungen seyn, dieselbe ganz zu umgehen, um so mehr, als sie auch nicht nothwendig auf ihrem Wege liegt, da sie den Weg nach Darfur und Kordofan durch einen etwas mehr nördlich laufenden Oasenzug nehmen können.

Wenn wir aber auch diese Erklärung für den westlichern Theil dieses unbekannten Strichs völlig gelten lassen, so bleibt es immer noch ein Räthsel, weßhalb man nicht den Bahar el Abjad gerade aufwärts weiter sollte vordringen können. Hier stellt sich ein eigenthümliches Hinderniß in den Weg: ein wildes negerartiges Volk stößt hier mit den arabischen oder arabisirenden Bewohnern von Sennaar zusammen, und seit den Tagen der arabischen Eroberungen ist es noch keinem gelungen, diese Schranke zu durchbrechen, dem neuesten Reisenden Linant eben so wenig, als frühern oder als dem Schwert der arabischen und türkischen Eroberer. Der Name des Volks ist Schilluk, vielleicht verwandt mit den Schelluhs im nordwestlichen Afrika. Warum war aber von jeher hier die Gränze der Forschungen? Für die neuere Zeit kann man anführen, daß diese Völker gegen das Eindringen einer neuen Religion und Herrschaft kämpfen, aber dieser Grund reicht nicht aus für die frühern Jahrhunderte, und erklärt nicht, warum kein Handelsweg dem Strome entlang ging nach dem innern gebirgigern Lande hinauf. Noch jetzt nach anderthalbtausend Jahren stehen wir gerade auf demselben Punkte mit unserm Wissen, wie der Geograph Ptolemäus. Was hielt in jener frühern Zeit, die nach Belehrung und Unterricht nicht minder lüstern war, als die unsrige, die Forschungen auf, die von dem ganzen Einfluß der Römermacht, und früher unter den Ptolemäern durch diese unterstützt war? Warum steht an diesem einzigen Punkte unsere Kenntniß seit Jahrtausenden still, ohne daß Naturhindernisse das Vordringen verböten?

*) Siehe Ritters Afrika, Seite 506 ff. und Berghaus Karte von Afrika. Aus den dortigen Angaben geht dieß zur Genüge hervor.

Einige Nachrichten über das Volk der Kirgis-Kaissacken.

(Fortsetzung.)

Zuweilen werden dergleichen von den Kirgisen selbst erwählte und eingesetzte Vorsteher von der Regierung in ihrer Würde anerkannt, größtentheils erfährt diese aber nicht einmal etwas von ihrer Existenz. Es ist vorgekommen, daß nicht nur Anführer einzelner Horden, die von den Kirgisen selbst erwählt und von der russischen Regierung bestätigt waren, sondern auch sogar Chans, anerkannt von dem Kaiser von Rußland, den Ungehorsam und den Neid ihrer Untergebenen fühlen mußten, ja auch sogar das Opfer verbrecherischer Ehrsucht, persönlichen Hasses oder Rache wurden, wie dieß Schicksal vor noch nicht langer Zeit die Ermordung des Chans Dshentjuri bewies, des Bruders und Vorgängers des vorletzten Chans, Schirgasi Aitschuwakow.

Die Billigkeit erfordert es jedoch zu bemerken, daß auch von den Kirgis-Kaissacken, wenn auch selten, eine richtige Beurtheilungskraft, lobenswerthe, den Nutzen des Volks bezweckende Thaten, also das wahre Verdienst anerkannt werden. Sehr wohl sehen sie das Vorzügliche solcher Eigenschaften an Personen ein, denen sie unbeschränkte Gewalt über sich einräumen. Wenn die Parteilichkeit in Rechtsstreitigkeiten, die Unfähigkeit, die Schwäche und bewiesene Habsucht ihrer von ihnen selbst erwählten Anführer den Gehorsam gegen diese vernichten, und sie bei allgemeinen Angelegenheiten des Vertrauens und des Einflusses berauben, so wird bei ihnen doch auch andrerseits durch Handlungen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, die Dauer der einmal anerkannten Gewalt, trotz der Zügellosigkeit der Sitten und der Leichtgläubigkeit des Volks befestigt.

Als General Igelström im Jahre 1786 Gouverneur von Orenburg war, wurde nach dem Tode des Chan Murali bestimmt, die Würde eines Chans bei der Horde eingehen zu lassen, und dafür in Orenburg einen Diwan und in der Horde selbst vier Gerichtshöfe einzuführen. Doch bewies sich in der Folge dieses System als nicht haltbar. Nach zehn Jahren hob man den Diwan wieder auf und erwählte aufs neue einen Chan; die Gerichtshöfe hatten ohnehin nur dem Namen nach existirt.

Als im Jahre 1812 der Chan Dshentjuri ermordet war, wählten die Kirgis-Kaissacken zwei Chane, Bukei und Schirgasi. Der erstere sollte die Verwaltung der Horde leiten, die seinen Namen führte, so wie derjenigen Kirgisen, deren Nomadenwohnungen an die untere ural'sche Linie von Uralsk bis zum caspischen Meere gränzen. Dem letztern dagegen wurde die Leitung der Kirgisen übertragen, die zwischen dem Ural und Sir-Daria und längs den Karawanenstraßen nach der Bucharei und China nomadisiren. Chan Schirgasi herrscht noch jetzt im hohen Alter über die ihm anvertrauten Theile der Horde. Chan Bukei starb 1813. Bis zur 1823 erfolgten Volljährigkeit seines ältesten Sohnes leitete Bukei's Bruder, Schigai, die Verwaltungsgeschäfte.

Die kirgisische Steppe ist von der Natur nur für wandernde Hirten bewohnbar gemacht. Der unfruchtbare Boden, aus dem überall Salzquellen hervorsprudeln, und dann der gänzliche Holzmangel verhindern die Anlegung fester Wohnplätze. Darum ist eben diese Steppe nur für Kirgisen oder für andere ihnen in der Lebensart ähnliche Nomaden brauchbar.

Man kann mit Gewißheit behaupten, daß jede Veränderung im politischen Zustande und in der Lebensart dieses Volks, unvermeidlich auf die Verringerung der Viehzucht wirken würde, welche sich durch nichts ersetzen läßt, da der Kirgise weder zum Ackerbau noch zu irgend einem andern Gewerbe tauglich ist, und auch der Boden und das Klima ihn dazu nicht aufmuntern und begünstigen.

Der Viehstand der Kirgis-Kaissacken besteht in zahlreichen Pferd- und Kamelheerden; ihr Hornvieh, vorzüglich aber die Schafe, kann man beinahe nicht zählen. Die kleine Horde vorzüglich besitzt ausgezeichnet große und sehr fette Widder in großem Ueberfluß, wogegen die mittlere Horde wieder reich an ausgezeichnet guten Pferden und an großem Hornvieh ist.

Als Rußland sich die Kirgis-Kaissacken unterwarf, wurde bestimmt, daß diese der russischen Regierung einen Jassak (die Abgabe von Fellen) entrichten und im erforderlichen Fall auch eine gewisse Anzahl Krieger zu Pferde stellen sollten. Man hat weder das eine noch das andere in Anspruch genommen, und so kennt das Volk der Kirgisen außer der Pflicht guter Nachbarschaft keine andere Obliegenheit. Wohl aber hat die Vorsorge der Regierung ihnen sehr oft Wohlthaten ohne alle Wiedervergeltung bewiesen, wie unter andern der bukejew'schen Horde fünf Millionen Deßjätinen Land mit Wiesen, Wäldern, Seen zwischen dem Ural und der Wolga eingeräumt und befohlen wurde, in jedem Winter sämmtliche Heerden der Kirgisen aus der kleinen Horde auf die rechte Seite des Ural zu treiben, weil sie dort sicherer und bequemer als in ihren Wüsteneien geführt werden können. Die mittlere Horde erhielt die Erlaubniß für den Winter ihre Pferdeheerden nach der innern Seite der sibirischen Linie zu treiben, wofür sie von hundert Pferden nur eines zum Besten der Kosacken und Artillerie abgeben müssen.

Zu den Vortheilen, die das russische Reich von den Kirgis-Kaissacken bezieht, gehören 1) die Erzeugnisse ihres unzähligen Viehs, die von ihnen durch Kauf oder Tausch erlangt werden; 2) die Herbeischaffung der Erzeugnisse der russischen innern Industrie für die Kirgisen überhaupt; 3) die von den Kirgisen übernommene Leitung der Handelskarawanen durch ihre Steppen aus den Handelsprovinzen Asiens an die russischen Gränzen und zurück.

Die kleine Horde treibt ihren Tauschhandel vorzüglich zu Orenburg, Troizk und längs der niedern ural'schen Gränzlinie; die mittlere Horde in den Festungen Ssemipalatinsk und Petropawlowsk. Der erstere Platz, der seinen Namen von sieben (Ssem) steinernen Gebäuden (Palata) hat, deren Trümmer noch in der Nähe zu sehen sind, liegt im Gouvernement Tomsk am rechten Ufer des Irtysch. Petropawlowsk, die bedeutendste Festung der sogenannten ischim'schen Gränzlinie, liegt am Flusse Ischim im Gouvernement Tobolsk; zwei andere Festungen desselben Namens befinden sich im Gouvernement Orenburg und im Gouvernement Irkutsk.

Vormals belief ſich der jährliche Tauſch in Orenburg auf beinahe 10,000 Pferde, 2000 Stück Hornvieh und gegen 385,000 Schafe; dazu noch eine ſehr große Quantität unbearbeiteter Felle, viel Rauchwerk, beſonders Wölfe und verſchiedene Fuchsarten; dann viel Kamel- und Ziegenhaar, Kamelot aus Kamelhaar und eine Art Filz, Koſchmui genannt.

Jetzt iſt der Tauſchhandel mit den Kirgis-Kaiſſacken unglaublich geſunken, wovon die Armuth und Dürftigkeit die Urſachen ſind, die von ihren innern verderblichen Zwiſtigkeiten, Baranta genannt, herrühren. Dieſes Uebel hat ſehr tief gewurzelt und ſtürzt die Kirgiſen in immer tiefere Armuth. Auch die Kirgiſen der mittlern Horde befinden ſich aus gleicher Urſache in eben ſo ſchlechter Lage. Die von ihnen bewohnten Gegenden und das Klima derſelben ſind aber ungleich beſſer als bei der kleinen Horde, und darum können ſie ſich allmählich wieder zu einem blühendern Zuſtande emporſchwingen.

In der neuern Zeit hat die kleine Horde auch ſehr viel durch die Einfälle des Muhammed-Bahim, Chans von Chiwa, in die reichſten und beſten Theile der Horde gelitten, wo er Verheerungen, Mordthaten und Gräuel jeder Art ausübte. Dieſer kriegeriſche Herrſcher einer durch Raub und Plünderung ſehr lange berüchtigten Provinz verſtärkte ſeine Macht durch die ausgeſuchte Cavallerie der Turkmannen, und hat in wenigen Jahren die Kirgiſen drei oder viermal angegriffen, die Lager der Horde zerſtört und die Opfer ſeiner Grauſamkeit, ohne Rückſicht auf Geſchlecht, Alter und Stand, dem Schwerte geweiht. Die dem Tode entrannen, wurden in die Sklaverei geführt, die Heerden und das andere Eigenthum unter den Gefährten jenes Anführers vertheilt und dadurch immerfort die Zahl ſeiner Anhänger vermehrt.

Von Intereſſe dürfte es ſeyn, den Gang des bürgerlichen Lebens der Kirgiſen zu beobachten. Es iſt bekannt, daß alle Völker zu ihrer bürgerlichen Ausbildung auf dem Wege gelangen, daß ſie aus einzelnen, zerſtreuten Wilden zuerſt Hirten, dann Landbebauer wurden und zuletzt, wenn ſie die Vorzüge des geſelligen Lebens kennen lernen, bei Vermehrung ihrer Bedürfniſſe, den gegenſeitigen Wohlſtand durch Handel und Induſtrie aller Art zu befeſtigen ſuchten. Die Kirgis-Kaiſſacken ſind jetzt Hirten; nach dem angedeuteten gewöhnlichen Gange und Fortſchreiten zur höhern Cultur müßte man es für ein gutes Zeichen halten, wenn dieß halbwilde Volk anfinge ſich mit der Feldarbeit in ſeinen Horden zu beſchäftigen, allein wir erblicken bei ihnen gerade das Gegentheil. Der arme Kirgiſe, der ſeine Heerde und dadurch ſeine gewohnte Nahrung verloren hat, ergreift aus Noth den Ackerbau. Er bearbeitet ſein Feld, das er immer an einem Fluſſe oder an einem See anlegt, bewäſſert es ſo oft, als ſein heißer Himmel es gebietet, und ernährt ſich während deſſen von ſpärlichem Fiſchfang. Er treibt dieſes mühevolle, beſchwerliche Arbeitsleben aber nur ſo lange, bis er wieder im Stande iſt, aus dem Ertrag ſeiner Feldfrüchte einiges Vieh zu kaufen, kehrt dann wieder von dem Ackerbau zu ſeinem Hirtenleben zurück, und fröhnt dann wie vorher der geliebten Unthätigkeit des ihm natürlichen Wanderlebens.

Aus dieſem immerwährenden Müßiggange, aus der Einförmigkeit der Steppen, die ermüdend auf den mit ſtarken phyſiſchen, Bewegung und Thätigkeit fordernden Fähigkeiten begabten Mann einwirkt; aus dem Neide über den ſich vermehrenden Reichthum des Nachbars; aus der Rache für Beleidigung, aus Nebenbuhlerei und andern ſolchen Urſachen, erwacht der Unternehmungsgeiſt der Hordenbewohner, und die vorher erwähnte Baranta iſt dann die Folge davon.

Der unternehmende Kirgis-Kaiſſack, mit Dolch, Lanze und Bogen ausgerüſtet, ſprengt auf ſeinem treuen Roſſe, ein anderes zum Abwechſeln daneben, in das Lager eines fremden Stammes, mit Raub und Gewalt Abenteuer und Glück ſuchend. Kehrt er dann mit Ruhm und Beute zurück, ſo wird er von den Stammgenoſſen als Batür, d. h. als Held, begrüßt; er ſteigt in der allgemeinen Achtung und dem Vertrauen, und Schwache und Arme unterwerfen ſich ſeinem Gebote. Sie leiſten ſeinen Befehlen Folge, begleiten ihn zu neuen Unternehmungen, und weil mit dem glücklichen Gelingen derſelben ihre Anzahl wächst, ſo verbreiten ſie überall Verheerungen und den Ruhm ihres Anführers. Die Unterdrückten und Beraubten treten gleichfalls zuſammen, rächen ſich an ihren Bedrückern und ſuchen ſo ihren Verluſt zu erſetzen. Werden ſie dabei aber beſiegt oder in die Flucht geſchlagen, ſo ſtürzen ſie ſich auf das erſte ſorgloſe Hordenlager und erfreuen ſich da ſicherer Beute. So entſteht die gegenſeitige unverſöhnliche Feindſchaft und der Haß zwiſchen den Stämmen der Kirgiſen, die vom Vater auf den Sohn forterben. So iſt die Baranta.

Die mittlere Horde war nicht in ähnlicher Lage und hat keine ſo unvortheilhafte Nachbarſchaft; daher ſind denn auch die Sitten dieſer Horde ruhiger und milder, und ſie gibt der ruſſiſchen Regierung weniger Anlaß zur Unzufriedenheit.

(Schluß folgt.)

Die Provinz Aſſam im Jahr 1836.*)

Die Provinz Aſſam verdient alle Aufmerkſamkeit, nicht nur des weiten Feldes wegen, welches die Entwicklung ihrer Erzeugniſſe dem Handel eröffnen kann, ſondern auch wegen der Fruchtbarkeit ihres großen Gebiets und des Charakters der Stämme halber, die ſie theils bewohnen, theils an ſie gränzen. Ehe dieſe Provinz unter brittiſche Herrſchaft kam, war ſie auf eine entſetzliche Weiſe verarmt und entvölkert, theils durch innern Zwieſpalt, theils aber auch durch Angriffe von Seite der Burmeſen oder der Gebirgsſtämme, welche die Provinz von allen Seiten umgeben. Seit 1825, wo die Provinz dem brittiſchen Gebiet einverleibt wurde, hat ſie ſich nach und nach wieder aus dem Elend erhoben, in das ſie verſunken war. Aſſam begreift das ganze Thal des Brahmaputra von Goalpara unter 26° 10′ nördl. Br. und 90° 50′ öſtlicher Länge, bis Sodiya unter 27° 50′ nördl. Br. und 95° 45′ öſtl. Länge, und dehnt ſich mit dem Fluß in nordöſtlicher Richtung aus. Von allen Seiten von Bergen eingeſchloſſen — die untere Kette des Himalaya im Norden und die Gipfel des Garrow-Khaſſia und Synthea im Süden — iſt dieſes fruchtbare Land in drei Theile getheilt, nämlich in Nieder-Aſſam, in Ober-Aſſam und

*) Aus dem Journal de la Marine.

in das Land Sodiya. Nieder-Assam erstreckt sich von Goalpara gegen das südwestliche Ende des Landes bis zum Zusammenflusse des Dhunsireh und des Brahmaputra oberhalb der Stadt Bischanath; Ober-Assam dehnt sich von Dhunsireh bis zur Ebene von Sodiya aus, die Lieutenant Wilcox als ein großes, flaches Land schildert, das, an das Thal von Assam stoßend, von einer Menge von Flüssen durchschnitten und von Gebirgen, mit Waldungen bedeckt, umgeben ist. Die beiden ersten Abtheilungen bildeten vormals das eigentliche Königreich Assam, und das letztere war von verschiedenen Stämmen bewohnt, welche die Herrschaft der Assamesen anerkannten. Jetzt ist ganz Nieder-Assam dem brittischen Gebiet einverleibt; Ober-Assam aber ist dem Radschah des Landes, Purunder-Singh, anvertraut, der jedoch keine andern Rechte hat, als die ihm von der brittischen Regierung verliehenen, der er einen jährlichen Tribut von 50,000 Rupien bezahlen muß. Sodiya steht, durch seine politische Lage an den Gränzen und in der Richtung von Birma und China unter der unmittelbaren Aufsicht der brittischen Behörden. Nach dem burmesischen Kriege wurde die ganze nordöstliche Gränze, welche Cutch-Behar, Bibschni-Assam nebst allen seinen wilden Dependenzen, Sylhet, Catschar und Munipur begreift, der Aufsicht des jetzt verstorbenen Hrn. Scott übertragen, der den Auftrag erhielt, Verbindungen zwischen der brittischen Regierung und den barbarischen Stämmen einzuleiten, die über das ganze Land zerstreut lebten, und eine finanzielle und gerichtliche Verwaltung unter diesen Völkern einzuführen, die, obschon unterworfen, doch noch nicht in die brittische Jurisdiction aufgenommen worden waren. Eine natürliche Folge war es, daß Hr. Scott sich bald von dem Gewicht einer Arbeit erdrückt sah, die menschliche Kräfte überstieg. Der treffliche Charakter und die versöhnende Politik, die er in seinem Geschäftsleben entfaltete, erwarben ihm das Vertrauen und die Zuneigung des Volkes in hohem Grade. Selbst jetzt noch spricht kein Assamese seinen Namen aus, ohne ihn zu segnen, oder seinem Andenken eine Thräne zu weihen. Eine natürliche Folge von Scotts trefflichem Benehmen war, daß die armen Assamesen, die nach allen Richtungen hin außer Landes gezogen waren, haufenweise in ihr Geburtsland wieder zurückkehrten. Leider wurde Hr. Scott aber nicht immer bei Ausführung seiner wohlthätigen Absichten unterstützt, doch hatte er noch bei seinen Lebzeiten die Genugthuung, den Wohlstand des Landes wieder aufblühen zu sehen. Als England zuerst von Assam Besitz nahm, führte es, wie in Arracan, das System der Grundbesteuerung ein. Eine Abgabe von drei Rupien wurde jedem Landwirth aufgelegt, der dafür zwei Poras oder sechs Bigas Land zum Anbau erhielt, die er so lange frei benutzen konnte, als er die Steuer bezahlte, aber sonst nicht darüber verfügen, oder es veräußern durfte, weil es als Staatseigenthum betrachtet wurde. Von Maschinen und Manufacturen wurde eine noch bedeutendere Steuer erhoben, die sich in gewissen Fällen bis auf 6 Rupien belief. Da die Erhebung dieser Steuern Einnehmern des Landes übertragen wurde, die unter keiner scharfen Aufsicht standen, so war das Volk Erpressungen ausgesetzt, die es eben so sehr entmuthigten, als aussaugten. Die natürliche Folge eines solchen Verwaltungssystems war, daß die Einnahmen bald nicht mehr zu den für die Erhaltung der Sicherheit des Landes nöthigen Ausgaben ausreichten. Dieses System ist jetzt geändert worden, und das Volk kann jetzt, Dank sey es den von Capitän Boyle und seinen Collegen getroffenen weisen Vorkehrungen, seiner Arbeit ungehindert nachgehen, und allen Nutzen von seinem Gewerbsfleiß ziehen. Der Handel ist von der Douane und dem Transitzoll befreit; die Bevölkerung nimmt immer mehr zu, und der wieder in Schwung kommende Anbau gibt dem Lande einen Anstrich von Civilisation. Der Handel ist ausgebreitet und blühend. Goalpara gewinnt seines Marktes wegen an Bedeutung; es ist zugleich abhängig und unabhängig von der brittischen Regierung. Gowahatti ist aus einem Dorf eine volkreiche und ansehnliche Stadt geworden, deren Einnahmen die Ausgaben bereits zu übersteigen beginnen.

Ober-Assam, vormals der Sitz des Königthums, wurde im Jahr 1833 von der brittischen Regierung an den schon erwähnten Radschah Purunder-Singh abgetreten. Warum dieß geschehen, läßt sich nicht ergründen, wenn es nicht deßhalb war, daß die Agenten dieser Regierung sich der Mühe entziehen wollten, eine ruinirte Provinz wieder herzustellen. Das Volk wünscht indeß immer noch, der Willkür eines Menschen, wie der Radschah ist, nicht bloßgestellt zu bleiben, und die Engländer, die von der Abtretung keinen Nutzen ziehen können, werden sich einer Menge von Neckereien, ja selbst bedeutender Gefahr, dadurch ausgesetzt sehen, daß sie selbst die ehrgeizigen Ideen des Radschah durch die Abtretung weckten, und ihm die Mittel in die Hände gaben, nicht nur die Unzufriedenheit seines eigenen Volkes gegen sich und die souveräne Macht zu erregen, die ihn erhob und beschützte, sondern auch durch Versuche, die benachbarten, theils unabhängigen, theils unterworfenen Gebirgsstämme unter seine Herrschaft zu bringen, Unruhen und endlose Kämpfe zu veranlassen.

Die Bevölkerung von Ober-Assam wird auf 200,000 Seelen geschätzt, und als diese Provinz aufgegeben wurde, beliefen sich die Einkünfte auf 80 bis 100,000 Rupien, mit der Aussicht auf eine Vermehrung. Der Radschah genießt ein Einkommen von 100,000 Rupien, von dem er, wie bereits erwähnt, der brittischen Regierung die Hälfte mit 50,000 Rupien abgeben muß. Die ganze innere Verwaltung ruht in den Händen des Radschahs, der das alte System wieder eingeführt hat, nach welchem die Einkünfte durch eine Kopfsteuer erhoben werden; die Reiots sind in verschiedene Körperschaften eingetheilt, welche Khels genannt werden, und von 500 bis zu 2000 Mitgliedern zählen können. Jedem Khel ist ein Corps von Beamten beigegeben, die man mit den Namen Boras, Seikiar und Hazaris bezeichnet, und die wiederum unter einem Chef oder Kheldar stehen, der meist von adeliger Abkunft, oder verwandt mit der königlichen Familie ist. Der Khelbar ist damit beauftragt, die Gelder in den öffentlichen Schatz abzuliefern. Jeder Khelbar hat die Civil- und Criminaljustiz; von jedem Rechtsstreit bezieht er 20 Rupien, und bei kleinen polizeilichen Angelegenheiten kann er den Schuldigen zu einer Geldbuße von 20 Rupien, oder einer körperlichen Strafe von 20 Stockstreichen verurtheilen. Die Urtheilssprüche der Khelbars unterliegen der Revision des Districtsgerichtshofes, deren vier sind. Rechtsstreite, die sich auf 100 Rupien belaufen, und andere wichtige Angelegenheiten, bei denen von Seite der Tribunale appellirt wird, gehen nach Dschorhant, der Hauptstadt der Provinz, wo eine Art Cassationshof besteht, bei dem der Radschah selbst den Vorsitz führt. Zur Sicherheit seines Staats und der Aufrechthaltung seiner Autorität hat der Radschah ungefähr 500 Mann in seinem Solde, die mit Musketen bewaffnet sind, und von Officieren befehligt werden, welche die hindustanische Regierung ernennt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1837.

Einige Nachrichten über das Volk der Kirgis-Kaissacken.

(Schluß.)

Eigentlich haben die Kirgis-Kaissacken gar keinen Begriff von Religion. Diejenigen von ihnen, die in der Bucharei, in Chiwa und andern Städten Mittelasiens, wo der Koran streng befolgt wird, erzogen sind, oder sich lange aufgehalten haben, nennen sich Muhammedaner, ohne sich jedoch streng an die Lehren dieses Glaubens zu halten. Die Sultane und die Kirgisen, die oft zur russischen Gränzlinie kommen, stehen gewöhnlich in Verbindung mit den Tataren und hängen mehr oder weniger deren Religionslehre an. Einige von ihnen neigen sich so zur Frömmigkeit, daß sie die russische Regierung bitten, ihnen Mollahs oder Geistliche zu ihrer Belehrung zu schicken. Frühere Ukasen vom 27 November 1785 und vom 21 April 1787 haben befohlen, solche Bitten zu berücksichtigen, sie aufzumuntern und ihnen von den russischen Tataren Geistliche zu geben. Außer ihrem geistlichen Amte bekleiden diese Mollahs auch oft die Stelle eines Secretärs bei den Sultans und sind auch zugleich Erzieher und Hofmeister der Kinder einzelner Geschlechtsoberhäupter in der Horde. In der kleinen Horde gibt es jetzt achtzehn solcher beamteter Muhammedaner. Ehe sie dahin abgeschickt werden, zieht die russische Regierung vorläufig Erkundigungen über ihr Betragen und ihren Wandel ein, und darüber, ob die Gesellschaft, zu der sie gehören, in ihre Entfernung willigt. Dann wird dem Mufti aufgetragen, ihre Kenntniß in den Vorschriften und Gebräuchen des Gottesdienstes zu prüfen, worauf sie erst die erbetene Stelle nebst einer schriftlichen Bestallung und Verordnung erhalten, nach welcher sie den Kirgisen ihre Pflichten als Unterthanen, Gehorsam gegen ihre Obern u. s. w. einzuflößen haben.

In einem der vorher angeführten Ukasen wurde angeordnet, für die Kirgisen nahe bei Orenburg und Troizk Moscheen und Schulen zu erbauen. Hiernach wurden dann auch in Orenburg neben dem Handels- und Tauschhofe eine große Moschee und zwei Schulhäuser erbaut, dazu Mollahs, Imams und Mudarissis ernannt und für ihren Gehalt, so wie für den Unterhalt der Schulknaben eine Summe angewiesen, die noch bis zur Stunde ausbezahlt wird. Leider hat diese Einrichtung keinen wesentlichen Nutzen gehabt, da die in der Religion sehr lauen Kirgisen die Moschee nicht besuchen und ihre Kinder nicht in die Schule schicken. So stehen die Gebäude öde, und verfallen allmählich. Von der russischen Regierung werden übrigens alle Kirgisen als Muhammedaner betrachtet, so daß diejenigen, die zu Aeltesten ernannt werden, oder die, welche sich z. B. im Anklagestand oder Proceß befinden, im erforderlichen Fall auf den Koran schwören müssen oder durch den muhammedanischen Achun ermahnt werden. Auf Verwendung einiger vornehmen Kirgisen wurde auch vor einigen Jahren, der kirgisische Aelteste Muhammed-Shan, der sich lange Zeit in der Bucharei aufgehalten, als Mufti von Orenburg oder als Kasi, d. h. als erste geistliche Person, in den alimulinskischen Hordenlagern ernannt.

Der jetzige Beherrscher der kleinen Horde, Chan-Ischgasi, ein Mann von ungefähr 35 Jahren, erfüllt die Vorschriften des Muhammedanismus mit großem Eifer, betet fünfmal am Tage, beobachtet genau die Fasten und Abwaschungen und die übrigen Gebräuche. Allein nur Wenige aus der Umgebung „Seiner Hochwürdigkeit" ahmen ihm in diesen Beschäftigungen nach, die er größtentheils nur mit seinem Geistlichen, ohne Theilnahme seiner Hofleute vornimmt.

Sultan Ischgasi hat noch einen, ungefähr 5 Jahr jüngern Bruder, Namens Idiga, der sich durch sein bescheidenes, vorsichtiges Benehmen und durch viele andere gute Eigenschaften auszeichnet. Er liest und schreibt das Türkische und Arabische und hat in der durch ihre Schulen bekannten, ungefähr zwei Meilen von Orenburg belegenen sogenannten kargalinski'schen Slobode seine Studien gemacht, und zwar unter der Leitung des besten dortigen Orientalisten, Mollah Abderrahman, der öfter in Mekka war und in sehr hoher Achtung bei den Muhammedanern steht. Idiga-Sultan, der auch von seinen Landsleuten sehr geliebt wird, erhielt von dem russischen Kaiser eine goldene Medaille am Bande des Alexander-Newsky-Ordens.

Einige andere bedeutende Sultane der kleinen Horde, wie Arungasi und Karatai, sind ebenfalls den Anordnungen des

Korans ergeben; besonders der erstere, der in der Bucharei erzogen wurde, alle Ceremonien des Gottesdienstes selbst verrichtet und darum auch stets einen Turban trägt.

Da hienach die Kirgisen eigentlich gar keine Religion haben, so herrscht bei ihnen großer Aberglauben, und sie halten den ersten besten schlauen Betrüger, der die Rolle eines Begeisterten zu spielen versteht, für einen Propheten. Ein solcher, Namens Morall, trat im Sommer 1821 in der mittleren Horde auf, predigte über verschiedene Wunder, prophezeyte die baldige Unterjochung der Horde und viele andere Unglücksfälle. Was man fürchtet, glaubt man auch gewöhnlich. Der Abenteurer würde sich gewiß einen großen Anhang erworben haben, wenn nicht ein unvorhergesehener Vorfall die Nichtigkeit seiner Mährchen bewiesen hätte. Russischerseits schickte man nämlich 200 Kosaken nebst einigen Kanonen in die Steppe, um dort als Schutzwache für einige Ingenieurofficiere bei ihren topographischen Unternehmungen zu dienen. Morall hatte in der Bucharei erfahren, daß Muhammed nicht allein Prophet und Gesetzgeber, sondern auch großer Krieger und Feldherr gewesen sey. Da er bei den Kirgisen schon für einen „Gerechten" galt, so wollte er auch das Kriegsglück versuchen, und sich durch Heldenmuth berühmt machen. Das ermähnte Kosakendetaschement, das er für schwach hielt, sollte ihm also dazu verhelfen. Er versicherte seinen Anhängern, daß seine Wunderkraft hinreichen werde, die russischen metallnen Kanonen in irdene zu verwandeln, aus welchen man nicht schießen könne. Auf diese Weise würde man das Kosakenhäuflein bald in seiner Hand haben. Moralls Pfiffe hatten am meisten Eingang bei dem Stamm Usun-Tai-ragir-Kiptschali gefunden; diesen versammelte er in großer Anzahl, und griff mit ihm das russische Detaschement an, das sich zur Vertheidigung gezwungen sah. Dabei machten die Kirgisen sehr schnell die eindringliche Erfahrung, daß die Kanonen doch wohl nicht von Thon wären, daß sie nicht nur knallten, sondern auch tödteten, und so zerstreuten sich die Angreifer. Der Abenteurer wurde verspottet und verjagt; später wagte er es dennoch, mit den Befehlshabern der orenburgschen und sibirischen Gränzlinie in Briefwechsel zu treten. Er ist in den Steppen verschollen und vermuthlich von den Kirgisen selbst todt geschlagen wurden.

Seit mehreren Jahren haben sich Missionäre der schottischen Bibelgesellschaft in Orenburg niedergelassen, um von dort aus die Bücher der heiligen Schrift auch unter den Kirgisen zu verbreiten. Es ist ihnen gelungen, denselben einige Exemplare in kirgisischer Sprache mitzutheilen, ohne daß aber dieß die Verbreitung des Christenthums bei jenem Volke gefördert hat. Einige „Baiguschi," d. h. solche Kirgisen, die durch die Baranta zur tiefsten Armuth und Dürftigkeit herabgesunken sind und in der Umgegend von Orenburg betteln, erscheinen wohl bisweilen bei den Missionären, allein mehr um des Brodes als der Bibel willen. Ein Vorfall mit diesen Missionären dürfe hier Platz finden. Im J. 1818 fand sich nämlich bei ihnen ein Heuchler ein, der angab, er wäre ein Muhammedaner aus der Stadt Konrad oder Kungrat gebürtig. Als Kaid hätte ihn seine Mutter, damals Wittwe, in das Nomadenlager der mittleren Horde der Kirgisen gebracht, wo er von einem Kirgisen, der seine Mutter heurathete, erzogen worden sey. Von dort entfloh er, irrte in der Tatarei umher, kam nach Mekka und Medina, wäre dann in die Gefangenschaft der Karakalpaken gerathen und von diesen nach Orenburg geflüchtet. Als Beweise seiner vielfachen Reisen in die obengenannten Orte zeigte er gewisse auf der Brust und den Armen eingegrabene Figuren vor. Den Missionärs sagte er, daß er sehr verlange, durch das Licht des Evangeliums erleuchtet zu werden, und bot sich an, zur Vertheilung der heiligen Bücher in der Horde behülflich seyn zu wollen. Während deß aber wurde ihm bei der Gränzcommission ein Proceß gemacht, und er wegen Diebstahl und widersprechender Angaben zur Festung verurtheilt. Schon war die Sache an den Kriegsgouverneur zur Bestätigung abgegangen, als die Missionäre mit der schriftlichen Bitte erschienen, ihnen diesen Menschen zu überlassen, damit sie ihn durch ihre Lehren zum guten Christen und nützlichen Bürger bekehren könnten. In Bezug auf das Gesetz über die Ungläubigen befahl der Kriegsgouverneur, dem Abenteurer Achmet-Ogli die über ihn ausgesprochene Strafe zu erlassen und ihn den Missionären zu übergeben, damit ihn diese seinem Wunsche gemäß zum Christenthum bekehren könnten; jedoch sollten sie auch über sein Betragen und seine Aufführung wachen. Ungefähr zwei Monate darauf sandten die Missionäre diesen Achmet mit einer bedeutenden Anzahl von Bibelexemplaren in das Kirgisenlager. Er fand es aber für gut, die Bücher auf der Landstraße unfern von dem Tauschhofe liegen zu lassen, und mit den Pferden und dem ihm mitgegebenen Proviant durchzugehen, ohne daß er jemals zurückkehrte. Kirgis-Kaissacken, die aus entfernten Steppen nach Orenburg zum Tauschhandel kamen, fanden auf dem Wege ein ihnen unbekanntes Paket liegen und nahmen es als guten Fund zu sich. Da sie bei näherer Untersuchung sahen, daß es Bücher enthielt, also für sie ganz unbrauchbare Dinge, so brachten sie dieselben auf den Tauschhof zum Verkauf. Die Zollvisitatoren, als sie diesen neuen, in ihrem Tarif nicht verzeichneten Einfuhrartikel erblickten, geriethen über die Erhebung der Abgabe in Verlegenheit und berichteten deßhalb an ihre Vorgesetzten. Von diesen wurden die Missionärs in Kenntniß gesetzt und so diese sonderbare Begebenheit enträthselt.

Es zeigt sich in diesen Zügen ein interessantes Phänomen: eine zahlreiche Gesellschaft von Menschen, die sich zu keiner Religion bekennt, keiner Macht gehorcht, als solcher, die mit Stärke verbunden ist, und keine bürgerlichen Einrichtungen hat! Für dieß letztere existirt jedoch bei ihnen etwas Aehnliches, und das ist die Macht alter Gebräuche, in so weit sie nämlich auf starrsinnige und wilde Menschen Einfluß haben kann.

Eine Tradition sagt, daß die Kirgis-Kaissacken, bevor sie sich an Selbstrecht und Gewaltthätigkeiten gewöhnt, einigen angenommenen Grundsätzen, welche Gesetzeskraft hatten, gehorcht hätten. Einige Züge dieser aufgestellten Grundsätze sind folgende:

„Der Todtschlag wurde nämlich auf zweierlei Art bestraft: wenn der Gemordete und der Mörder von Einem Stamme waren, so wurde der letztere mit der Todesstrafe belegt: Blut gegen Blut. Waren beide von verschiedenen Stämmen, so konnten die Verwandten des Ermordeten statt der Todesstrafe 200

Pferde von dem Stamme des Mörders fordern, wenn dieser nicht selbst im Stande war, sie zu bezahlen."

„Kränkung, einer keuschen Frau zugefügt, wurde dem Morde gleich geachtet und eben so bestraft."

„Wunden und Schläge wurden körperlich bestraft, und wo möglich der Beleidigung angepaßt. Hatte z. B. einer dem andern den Arm gebrochen, so unterwarf man den Schuldigen gleicher Strafe."

„Ein Dieb, wenn er entweder den Diebstahl selbst eingestand, oder durch vier Zeugen überwiesen wurde, erlitt die Todesstrafe. Das Gestohlene aber wurde von dem ganzen Stamme wieder erstattet, indem man z. B. für jedes Kamel siebenundzwanzig bezahlte, oder wie die Ueberlieferung sagt: dreimal neun Kamele und einen Sklaven (d. h. einen Kalmüken, Karakalpacken oder andern Kriegsgefangenen; von den Kirgisen im Allgemeinen „Teleguten" genannt). Für jedes Pferd, 27 Pferde und ein Kamel; für eine Kuh, 27 Kühe und ein Pferd; für jedes Schaf, 27 Schafe und eine Kuh."

„Wenn der Stamm sich weigerte, Zahlung zu leisten oder bei einem Morde die verlangte Genugthuung — von den Kirgisen Kun genannt — zu gewähren, so stand es dem Beleidigten frei, mit Wissen und Bewilligung seiner Stammgenossen, sowohl bei Tage als bei Nacht aus den Pferde- und Viehheerden des schuldigen Stammes den vierten Theil von dem zu nehmen, was ihm gebührte, durchaus aber nicht mehr. Geschah dieß letztere, so wurde eine solche Baranta für Diebstahl und Verbrechen gehalten."

Im frühen Alterthume stellte diese Grundsätze Tjauka-Chan auf, dessen Namen noch jetzt die Kirgisen hoch verehren, und in neuester Zeit bemühten sich einige gutgesinnte Aelteste, diese Grundsätze wieder einzuführen. Mehr oder weniger, so weit ihre Macht ausreichte, ist es ihnen gelungen. Sie gingen freilich auch so weit, daß sie sogar die Todesstrafe vollzogen, obgleich dieses gegen den achten Artikel der Rechte des Chan'schen Raths streitet, kraft dessen alle Mörder und Räuber aus der Horde der Gränzcommission überliefert werden sollen, welche mit ihnen nach russischen Gesetzen zu verfahren hat.

Elvas.

Die Stadt Elvas liegt auf einem Theil der Gebirgskette Zoledo, welche ein wenig oberhalb der Stadt Badajoz nach Portugal hineintritt, und den Mittelpunkt der fruchtbaren Provinz Alemtejo (jenseits des Tajo) einnimmt, von der Elvas, hinsichtlich der Bedeutung, die zweite Stadt ist. Die nominelle Hauptstadt von Alemtejo ist Evora, allein seit kurzem hat man Estremos dazu erhoben, das ungefähr zwölf englische Meilen von Elvas entfernt ist. Die Befestigungen von Elvas sind so stark, daß eine bedeutende Armee und eine regelmäßige Belagerung erforderlich seyn würden, um eine Unternehmung auf diese Stadt mit einiger Aussicht auf Erfolg wagen zu können. Obschon im Range die zweite Stadt in Alemtejo, ist sie doch die am besten befestigte, denn ihre Festungswerke wurden noch von dem bekannten Grafen Lippe-Schaumburg angelegt. Das Fort Lippe, auf einer steilen Anhöhe im Rücken der Stadt, kann nur durch Aushungern genommen werden, und das auf der Vorderseite gelegene, und zu beiden Seiten mit den Redouten in Verbindung stehende Fort St. Lucia ist bedeutend genug, um eine belagernde Armee in Athem zu halten. Die Stadt hat drei Thore: die Porta Esquina gegen Norden, die Porta Olivença im Mittelpunkt, und die Porta San Vicente gegen Süden, sämmtlich stark befestigt. Das einzige Thor, durch welches Fremden der Eintritt gestattet ist, ist die Porta Olivença, weil man hier fast die Hälfte der Festungswerke passiren muß, und der Beobachtung einer Reihe von Schildwachen ausgesetzt ist. Von diesem Thor aus durchschneiden mehrere lange und enge Straßen die verschiedenen Theile der Stadt, und obschon die Hauptstraße, die Rua de Cadea, eine gerade Linie vom Thor aus bildet, so münden doch so viele Seitenstraßen in dieselbe ein, daß man genau mit der Oertlichkeit bekannt seyn muß, um sich zurechtzufinden. Die Rua de Cadea ist eine schöne, alterthümlich aussehende Straße, der die hie und da noch übrigen maurischen Häuser und Thürme ein Aussehen von Würde und Größe verleihen, das sie außerdem nicht haben dürfte. Die Cadea, oder das Gefängniß, steht an einem Ende dieser Straße, und am andern ein städtisches Hospital, eine herrliche, vortreffliche, mit fast militärischer Disciplin geleitete Anstalt. Ueberhaupt gehören in Portugal die Hospitäler zu den Anstalten, die sich der besten Leitung erfreuen.

Die Straße Cadea bildet die Gränze der alten maurischen Stadt; noch jetzt kann man Reste von den alten Mauern und schöne Thürme sehen. Die alten Thore im Innern der Stadt sind noch vorhanden, und durch eines derselben gelangt man auf die Praça oder den großen Platz. Bei einem flüchtigen Ueberblick bietet die Praça von Elvas nichts Bemerkenswerthes, den seltsam gestalteten Thurm der Kathedrale ausgenommen, der sich am obern Ende erhebt; sieht man sich aber genauer um, so fällt die ganz besondere Form und Bauart der verschiedenen Häuser auf, in denen man architektonische Muster aus allen Zeitaltern, von den Tagen der Maurer an bis auf neuere Zeiten, erkennt. Die beiden großen Häuser zu beiden Seiten des Thores sind entschieden maurisch, denn die Sculpturen an denselben sind mit einer Zartheit gearbeitet, die der neueren portugiesischen Kunst fremd ist, und obschon die meisten Wohnhäuser aus späterer Zeit so viel möglich nach dem alten Plan aufgeführt sind, so fehlt es doch den besten Gebäuden dieser Art so sehr an Proportion und Vollendung, daß sie keinen andern, als einen unangenehmen Eindruck auf den Beschauer machen. Die Zimmer sind hoch und geräumig, mit Backsteinen in verschiedenen Figuren gelegt, gepflastert, und durch die Jalousien, welche die Stelle der Fenster vertreten, dringt so wenig ein Sonnenstrahl, als in die amerikanischen Urwälder. Die maurischen Häuser bieten mit ihren flachen Dächern und Terrassen, auf denen Blumen und Gesträuche ausgestellt sind, einen weit heiterern Anblick, als die portugiesischen. Viele Häuser sind vorne mit Säulenhallen versehen, die, obschon sie die Zimmer über denselben vergrößern, nichts zur Erhöhung der äußern Schönheit des Gebäudes beitragen. Der einzige Nutzen, den sie bieten, scheint darin zu bestehen, daß die Marktleute mit ihren Waaren hier ein Unterkommen finden, aber auch zugleich den Eingang erschweren. Auf diesem Platz steht auch einer jener merkwürdigen Pfeiler, die man auf der Halbinsel so häufig sieht. Er besteht aus einem einzigen, schön ausgearbeiteten Marmorblock. Diese Pfeiler standen und stehen noch vor dem Hause der obersten Magistratsperson, und dienten vor Zeiten als Galgen; an den vier

daran befindlichen Haken mit Ringen wurden die Verbrecher gehängt, während man auf die Stacheln oberhalb die Köpfe der Enthaupteten aufpflanzte. Die Säule steht auf einem Fußgestelle mit fünf bis sechs, entweder runden oder achteckigen Staffeln. Neben diesem Pfeiler befindet sich die Hauptwache, und dieser gegenüber die Wohnung des Gouverneurs, vormals der bischöfliche Palast, der aus einer langen Reihe von Gebäuden besteht, die fast den halben Platz einnehmen, und mit der Kathedrale in Verbindung stehen.

Die Kathedrale ist ein Gebäude gemischten Styls, doch herrscht der gothische vor. Das Aeußere kann durchaus keinen Anspruch weder auf Schönheit noch auf Symmetrie machen, den Thurm ausgenommen, der die Fronte bildet. Das Innere entschädigt jedoch reichlich für den Mangel äußeren Schmucks, und besteht aus einem Schiff und zwei Gängen ohne Chor. Die gewölbte Decke wird von 16 cannelirten Säulen getragen, und in den Gängen befindet sich in den Zwischenräumen zwischen den Säulen immer eine irgend einem Heiligen geweihte Capelle. Die Verzierungen in einigen sind sehr schön; die Mauern und das Getäfel sind mit vergoldetem Schnitzwerk bedeckt, die Gemälde aber abscheulich. Diese Capellen sind mit Votivgeschenken aller Art überfüllt. Der dem Haupteingange der Kirche gegenüberstehende Hochaltar wird von Säulen aus grauem Marmor gestützt, über denen sich ein Baldachin von carmoisinrothem Seidenzeug mit Gold gestickt erhebt. Das Altarbild stellt die Geburt Christi vor, und der Altar selbst ist mit carmoisinrothem goldgesticktem Seidenzeug bedeckt und mit einer Menge von silbernen Leuchtern besetzt. Bei großen Kirchenfesten werden die lebensgroßen silbernen Büsten von 6 Aposteln und den 6 ersten römischen Bischöfen in Procession getragen. Hinter der Kathedrale befindet sich ein Nonnenkloster vom Orden der Dominicanerinnen. Unweit derselben steht eine kleine Kirche, ringsum mit Nischen in den Wänden, in denen die Leichname der Schwestern von Santa Clara beigesetzt werden. Die Luft in der Kirche, oder irgend eine Eigenheit hinsichtlich der Lage, hat diese Leichen, die, durch einen eisernen Ring um den Leib aufrecht gehalten, in den Nischen stehen, mumienartig ausgetrocknet.

Da sich innerhalb der Stadt kein Raum zu einem öffentlichen Spaziergang befindet, so ist der bedeckte Weg von der Porta Esquina bis zur Porta Oliveņça mit Bäumen bepflanzt worden, und auf jedem öffentlichen Platze befindet sich ein Brunnen, mit Blumenbeeten umgeben. An der Einfahrt, unweit der Wasserleitung, sind die Bäume und das Gesträuch in den abenteuerlichsten Formen ausgeschnitten; vier Reiter scheinen gleichsam den Eingang verwahren zu wollen, und die weißen Gesichter, die man an den geeigneten Stellen zwischen die grünen Zweige befestigt hat, machen einen gespenstischen Eindruck. Der Spaziergang auf den Wällen ist ebenfalls sehr schön, und man genießt von ihm aus eine mehrere Meilen weite Aussicht über die umliegende Gegend.

Die Provinz Assam im Jahr 1836.

(Schluß.)

Wenn man die von der Provinz Assam erschienenen Beschreibungen liest, und einen Blick auf die von dem Lande aufgenommenen Karten wirft, so drängt sich zuerst die Bemerkung auf, daß das Land leider noch wenig angebaut und mit Gras und Waldung bedeckt ist. Dennoch ist der Boden, besonders in Ober-Assam, außerordentlich fruchtbar, und jedes Anbaues fähig. Reis, Zuckerrohr, Pfeffer, Senf und Baumwolle sind gegenwärtig die bedeutendsten Bodenerzeugnisse; allein die Eingebornen zeigen bei dem Betriebe des Anbaues dieser Handelsartikel eine beklagenswerthe Nachlässigkeit, und ohne einen kräftigen Antrieb wird ihre Industrie sich keinen weitern Culturgegenständen zuwenden. Unter der Regierung des Radschah läßt sich durchaus kein Fortschritt irgend einer Art erwarten, denn seine Herrschaft soll sehr drückend seyn, und die ohnehin beschränkte Bevölkerung seines Gebiets vermindert sich immer mehr. Er hat für eigene Rechnung ein Handelsmonopol eingeführt, kraft dessen Alles nur an ihn allein verkauft und von ihm gekauft werden muß. Dieß System kann jedoch nicht von Dauer seyn, denn die brittische Regierung wird nicht säumen, es zu stürzen, und die dem Radschah verliehenen Rechte selbst wieder zu übernehmen, was für sie und das Volk nur von Vortheil seyn kann. Das Land um Sodiya herum hat in neuerer Zeit besondere Aufmerksamkeit erregt, und es lassen sich daher über dieses auch die zuverlässigsten Nachrichten mittheilen. Es liegt am Ende des großen Thales des Brahmaputra, und erstreckt sich bis an die große Gebirgskette, welche es zwischen dem 96° und 97° östlicher Länge einschließt; dieses Land steht unter der unmittelbaren Verwaltung der brittischen Behörden. Die Stadt Sodiya liegt am Ufer eines kleinen Flusses, Namens Kundil Nulla oder Pance; zwanzig Meilen weiter gegen Osten von Sodiya befindet sich Sonapur, vormals ein fester Platz und Gränze der Regierung von Assam, jenseits welcher der Bramahputra nur noch für die Barken der Eingebornen schiffbar ist. Der District von Sodiya ist reich an Alluvialboden, der, seiner guten Bewässerung wegen, sich besonders zum Anbau von Reis und andern Cerealien der Art eignet, und jährlich zwei Ernten liefert. Des geringen Anbaues wegen ziehen jedoch die Bewohner bis jetzt noch wenig Nutzen davon; allein der Frieden und die Sicherheit, deren sie jetzt sich erfreuen, und die Herbeiziehung von Einwanderern, werden in dieser Hinsicht doch eine große Veränderung bewirken. Der District von Sodiya war vormals an Assam zinspflichtig, und von Assamesen bevölkert; die jetzigen Bewohner sind geflüchtete Khamptis oder Muluks, die vor ungefähr 50 Jahren von den Singphos aus ihren Wohnungen vertrieben wurden. Diese Flüchtlinge erhielten anfangs von der Regierung von Assam die Erlaubniß, sich in der Ebene, am südlichen Ufer des Brahmaputra, dem Districte von Sodiya gegenüber, ansiedeln zu dürfen; allein während der bürgerlichen Kriege und der Flucht des Radschah Gorinath kamen sie nach Sodiya, setzten sich mit Gewalt fest, und machten, sich so geradezu gegen die Regierung von Assam erhebend, die frühern Bewohner zu Sklaven, indem sie sich noch mit den Birmanen, den natürlichen Feinden der Assamesen, verbündeten. Als Häuptling erkennen sie einen Khampti, der den alten assameßischen Titel eines Sodiya-Khava-Gohein führt, und unter unmittelbarer Autorität der brittischen Regierung steht. Auf den fruchtbaren Ebenen am südlichen Ufer des Brahmaputra, dem Districte von Sodiya gegenüber, und an den Ufern des Theinga-Pance wohnen die Stämme der Singphos und der Kakus, die ehemals der Schrecken des Königreichs Assam waren, dessen Gebiet sie fortwährend mit Feuer und Schwert verheerten und gewöhnlich auch die Bewohner mit sich fortschleppten, die sie dann entweder an entfernter wohnende Stämme der Singphos, der Khamptis und der Schaunp als Sklaven verkauften, oder sie selbst zum Anbau ihrer Felder behielten. Eine große Anzahl dieser Unglücklichen wurde von den brittischen Truppen befreit, und nach Austreibung der Birmanen aus der ganzen Gegend der Freiheit und ihren Herden wiedergegeben.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ch. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat October.)

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 November 1837.

Reiſeſkizzen aus Frankreich.

1. Reiſe von Paris nach Bordeaux.

Auf einer Reiſe durch unbekannte Länder verdient jeder Gegenſtand, er mag eine dauernde Erſcheinung der Natur oder eine vorübergehende des Lebens ſeyn, aufgezeichnet zu werden; anders in bekannten, viel beſchriebenen. Auch hier bieten ſich zwar dem Beobachter ſtets eine Menge neuer Kleinigkeiten dar, und begegnen ihm unwichtige Dinge, welche, mit Geiſt oder Laune erzählt, mit Vergnügen geleſen werden; aber ſo es unterbleibt, geht darum auch nichts verloren. Daher eile ich raſch über den langen Weg von Paris nach Bordeaux, den ich mit der Diligence in drei Tagen und vier Nächten zurücklegte; obgleich in der Mitte und durch einige der geſegnetſten Theile des gerühmten, hoch civiliſirten Frankreichs führend, begegnete mir in der That darauf nichts Mittheilungswürdiges und mehr als Alltägliches.

Wie gewöhnlich unterhielten ſich meine Reiſegefährten faſt ausſchließlich von der Hauptſtadt und ihren Genüſſen. Die Vergötterung von Paris iſt allen Provinzen gemein, dahin und nur dahin ſind die franzöſiſchen Köpfe gerichtet, wie der Gläubigen Häupter nach der heiligen Stadt Muhammeds. Am Ende wird die nationale Aufgeblaſenheit läſtig. Das pathetiſche: je suis français! — die letzte Silbe çais muß beſonders kräftig und gedehnt ausgeſprochen werden — womit der Franzoſe Alles geſagt zu haben und auch im Auslande zu imponiren glaubt, klingt unaufhörlich in den Ohren, jedoch dort noch übler als im Inlande, wo die große Zahl der von Gott mit dieſem Titel Beglückten die Höhe des Ausdrucks etwas mäßigt und beſſere Einſicht und Kenntniß Weniger die bornirte patriotiſche Eitelkeit der Maſſe im Zaum hält.

Von den übrigen Reiſegefährten zeichnete ſich ein ſchöner Mann mit ſüdlicher Geſichtsbildung aus, der ſich als Patriot des franzöſiſchen Südens bewies. Seinem Fache nach Forſtmann, klagte er die Regierung der Vernachläſſigung und ſchlechten Wirthſchaft der Forſten an. Im Norden Frankreichs geſchähe dafür noch mehr als im Süden, wo bei den jetzigen Maximen auch die noch verſchonten Waldungen in zehn Jahren ruinirt ſeyn würden; immer größer werde der Mangel an Forſten, das Krebsübel aller ſüdlichen Länder. Allerdings ſey der Nordfranzoſe unternehmender und ausdauernder als der beweglichere, geiſtreichere Südfranzoſe; im Norden ſey der Sitz der Gewerbthätigkeit, dort die größere Bevölkerung; allein dieß dürfe die Regierung nicht beſtimmen, den Norden in allen Dingen vor dem Süden zu begünſtigen. Nichts geſchähe, um hier Induſtrie zu wecken. Paris, alle Kräfte nach ſich hinziehend und ganz dem Nordoſten zugekehrt, ſey ebenfalls nur für dieſen eine reiche Quelle mannichfacher Thätigkeit. Das dürfe ſo nicht bleiben. Es ſey zum Verderben der ganzen Nation, daß man die Hauptſtadt immer mehr und mehr künſtlich aufzutreiben ſuche. Die Miethpreiſe der Häuſer und Waarenlager ſeyen unmäßig geſteigert, alle Dinge und Unternehmungen ins Extrem getrieben. Dort wäre der centrale Sitz aller Staatsgewalten, dort vereinigten ſich alle größeren Anſtalten für Künſte und Wiſſenſchaften, dort lebten Hunderttauſende von ſchändlichen Dingen, Hunderttauſende von jährlichen Bauten und Unternehmungen der Regierung, Hunderttauſende zehrten am Fette des Landes. Das Ganze ſey künſtlich, ohne inneres Lebensprincip. Eine Störung im Laufe der großen Maſchine könne nicht vermieden werden, und dann müſſe Paris von ſeiner künſtlichen, aufgethürmten Höhe herabſtürzen.

„Paris herabſtürzen!“ wiederholten laut auflachend ſeine Landsleute.

„O! Paris allein iſt eine Welt!“ rief der eine; „Paris iſt ein zweites Rom!“ der andere. „Wie dieſes ſich die Welt unterwarf, ſo auch Paris,“ erläuterte ein dritter. „Und wenn es die Welt nicht mit dem Schwerte unterwirft, geiſtig zieht es ſie in ſeinen Kreis, nothgedrungen eilt die Menſchheit, wo ſie ſich nur edler fühlt, nach der Weltſtadt, dem Mittelpunkte aller Bildung und huldigt ihrer Größe,“ ſagte ein vierter, und „ſo iſt's!“ antworteten Alle.

Der Vernünftigere ſchwieg, nur ein boshaftes Lächeln zuckte über ſein Geſicht.

Da wandte ſich ein kleiner Mann mit blitzenden Augen mit dieſen Worten an mich: „Sie ſind ein Fremder und waren in Paris, was halten Sie denn davon?“ Nach gut deutſcher Manier

weit ausholend, antwortete ich: „Allerdings iſt Paris in gewiſſer Beziehung eine Weltſtadt. Es ſcheint, als wenn die Menſchheit zu jeder Zeit nach einem allgemeinen, wie geiſtigen ſo auch örtlichen Vereinigungspunkte zu ihrer Verſtändigung ſuche, und als wenn ſich ſtets die Geſchichte vom babyloniſchen Thurmbau wiederhole, der Sie, wie ich nebenbei bemerke, auch zuſchreiben müſſen, daß ich mich in Ihrer Sprache, meine Herren, nicht beſſer auszudrücken vermag. „C'est bien dit," unterbrach mich etwas zweideutig der kleine Franzoſe. Ich ſage, fuhr ich fort; es ſcheint, als wenn die Menſchen ſtets von neuem zu ihrer Verſtändigung einen babyloniſchen Thurm bauen wollten. Faſt immer behauptete irgend eine Stadt eine Art Weltrang: Tyrus war die Königin aller Handelsſtädte, Athen blühte am ſchönſten unter den griechiſchen und von dieſen abhängenden Städten, Rom beherrſchte die Welt, nachdem es Carthago beſiegt, Conſtantinopel erbte ſein Anſehn. Einen ähnlichen Rang behauptete in unſerer Zeit Paris. „C'est juste, bien vrai."

„Jedoch, meine Herrn, erlauben Sie mir, noch eine Bemerkung hinzu zu fügen. Das alte Teſtament erzählt, daß der Thurmbau in Babel nicht zur Vollendung kommen konnte, und damit iſt eigentlich bildlich geſagt, daß eine Weltſtadt, ein Weltreich eine Unmöglichkeit ſey. Von Babylon zeugt keine Spur mehr, geringe Ueberbleibſel nur vom hundertpförtigen Theben, von Tyrus, Carthago, von Athen, Rom iſt zweimal von ſeiner Welthöhe herabgeſunken. Was aber mehr zu beweinen als das Loos der einzelnen Städte, iſt, daß jedesmal die natürlich zu ihnen gehörenden Nationen mit ihnen dahinſanken. Da Rom noch klein war, bewohnten es fleißige Bürger, ſeine Umgebungen ſtrotzten von wogenden Getreidefeldern; wie Rom ſich vergrößerte, blieb fruchtbares Ackerland brach liegen. Der Getreidebau verfiel in Italien, wie die Größe und der Glanz der Hauptſtädte zunahmen. Um das an Umfang nicht große Rom lagerten ſich die ausgedehnteſten Vorſtädte, und Italien, voll von Luſthäuſern, wurde zu einem großen Garten der Hauptſtadt. Die Ackerleute, ſagt Ihr Landsmann, *) lebten in Afrika, Sicilien, Aegypten und die Gärtner in Italien. Das hatte wohl ein glänzendes Anſehen; aber der blendende Schein verdeckte nur das zerſtörte Leben des alten reichen Italiens, aus dem Rom einſt Getreide ſelbſt nach entfernten Provinzen ausgeführt hatte. Ein einziges Ereigniß löſte das Blendwerk, und Italien zeigte nur Elend — die Eitelkeit Conſtantins, oder ſeine tyranniſche Sucht, einer Weltſtadt ſeinen Namen zu geben. Der neue Sitz des Reiches im Orient zog das glänzendere Rom nach ſich; die Sklaven, welche allein noch den Boden bebauten, begleiteten ihre Herren, und ſo wurde Italien ſeiner Einwohner beraubt, und ſeine Gärten verſchwanden.

„Daher bin ich der Meinung meines Nachbars, daß die momentane Größe der Hauptſtadt keineswegs dem Lande wirklichen Vortheil bringe. Alle menſchlichen Dinge haben auch ihre Schattenſeiten, und Schatten, in der Mittagsſonne kaum bemerklich, verlängern ſich mit abnehmendem Tage, bis ſie ſich gänzlich in die Nacht verlieren. In Brüſſel ſagte mir ein Landsmann von Ihnen, kein Menſch in der Welt ſey ſo klug, daß wenn er zum Erſtenmal nach Paris käme, er dort nicht betrogen würde. Er glaubte ſeiner Vaterſtadt und der Ueberlegenheit der Pariſer damit ein glänzendes Lob zu ertheilen. Ich fand darin nur Tadel. Wenn es noch keineswegs feſt ſteht, daß Paris der Centralpunkt alles Lichtes iſt, ſondern meiner Meinung nach bloß des franzöſiſchen, ſo iſt es dagegen nach dem eigenen Geſtändniß Ihrer Landsleute der Mittelpunkt aller Niedrigkeit und Nichtswürdigkeit. Nun wägen Sie das Gute und Schlechte gegen einander ab. Allemal iſt es ein Unglück, wenn das Leben eines Landes in Einer Stadt aufgeht; denn der Fall der Stadt zieht dann den Ruin der ganzen Nation nach ſich."

„Man führte auch Sie gewiß an," bemerkte Einer.

„Dazu war ich vielleicht nicht lange genug in Paris, auch um keinen Deut betrog man mich."

Nun wurden alle Merkwürdigkeiten der Hauptſtadt der Reihe nach mit mir vorgenommen, und bei dieſem Examen fand ſich, daß ich Manches beſſer geſehen hatte, als ſie. Alle großen Städte haben eine gewiſſe Aehnlichkeit, welche die Bekanntſchaft mit neuen erleichtert. Einige Kenntniß der ſchönen Baukunſt kommt dabei ſehr zu ſtatten. Im Allgemeinen mag der Architekt am ſchnellſten das Aeußere einer Stadt kennen lernen.

„Gut, Sie kennen Paris, aber vielleicht nicht die Pariſer.— Es iſt unerklärlich, daß eine ſchöne Pariſerin Sie nicht länger in ihren Feſſeln zurückhält." —

„Das werden Sie ſofort erklärlich finden," antwortete ich, „wenn Sie erfahren, daß keine mich in Feſſeln ſchlug."

„Unmöglich, Herr, ganz unmöglich, — wo in der Welt gibt es hübſchere Mädchen?"

„Ich bin weit entfernt, auf den Heroismus der Tugend Anſpruch machen zu wollen; doch Sie finden das unmöglich, was nur natürlich iſt. Das Laſter ſieht im Spiegel der ſchönen Tugend ſcheußlich aus, und erſchreckt. — In der That ſah ich in Paris ſolche unſchuldige, reine, geiſtige Augen neben den von Sünde entzündeten, daß ſie mich wie gute Geſtirne überall begleiteten, mich Tags umlächelten, und mir mit freundlichem Ernſte Nachts von dunkeln Orten zurückwinkten. Es lebt in der Schönheit ein ſittlicher Genius, der in das empfängliche Gemüth hinüberſchwebt. Ihre ſchönen, wie zur Liebe geſchaffenen Landsmänninnen ſelbſt bewahrten mich vor Cupido's Pfeilen. Ueberhaupt das Geiſtige und Sittliche hat in Paris noch das Uebergewicht über dem Unſittlichen. Bei einem gewiſſen Charakter und Alter kann eine große Stadt ſittlich mehr ſtärken als verletzen."

Doch genug von dieſer Unterhaltung. Der Menſch beurtheilt Andere nach ſich ſelbſt, nach ſeiner Subjectivität. Dabei hält der Franzoſe für unmöglich, daß ſein Paris den Fremden nicht begeiſtern, er dort dem ſchönen Geſchlechte widerſtehe, und der junge kräftige Deutſche Paris wieder verlaſſen könne, unberührt von dem Peſthauche ſeiner Sittenloſigkeit.

Von dem Wege ſelbſt nur wenige Worte. Gegen Abend fuhren wir von Paris ab, das Geſumſe der großen Stadt be-

*) Montesquieu, la grandeur et la décadence des Romains.

gleitete uns noch einige Stunden durch die erleuchteten Gassen, Vorstädte und nahen Ortschaften. Auf einer breiten, guten, mit alten Bäumen bepflanzten Straße ging es schnell vorwärts über einen sanft wellenförmigen Boden. Am andern Morgen umgab uns ebenes, köstliches Land, worin man keinen unbenützten Fleck sah. Bei der alten bischöflichen Stadt Orleans fuhren wir fast unbemerkt in das weite Thal der Loire hinab. Von Orleans gehen täglich Dampfschiffe nach Blois, Tours und weiter abwärts nach Angers, Ancenis und Nantes nach dem schönen Anjou und der Bretagne; hätte ich dieß früher gewußt, würde ich davon Gebrauch gemacht, und mehr Gelegenheit zu sehen gehabt haben — es ist nicht angenehm vier Nächte hinter einander im Postwagen zu sitzen. Der reichste und angenehmste Theil des ganzen Weges ist der von Orleans nach dem erzbischöflichen Tours im weiten sanften Thale des schönsten und ersten Stromes von Frankreich. Auf einem hohen Damme, der an beiden Seiten der Loire die Ufer schützt, häufig von Laubgehölz und Pflanzungen umgeben, zur Seite hie und da noch stehendes Wasser, bei hohem Wasserstande auch überschwemmtes Land, geht es unaufhörlich an regen Ortschaften und freundlichen Landwohnungen vorbei. Zwei milde Bergreihen begleiten die beiden Ufer des Stromes, oft noch hervortretend, oft in weiten Abweichungen einen weichen, mit Obstbäumen geschmückten Grund einschließend; sie eröffnen in Verbindung mit den Windungen des breiten grünen Gewässers dem Blick von Zeit zu Zeit neue anmuthige Landschaften, als deren gewöhnlicher Schmuck schöne Schlösser und Landsitze erscheinen, welche auf den Höhen an ausgewählten Punkten geschmackvoll erbaut sind. Keine viereckigen deutschen Gebäude mit hohem Giebeldache, keine einfachen, ernsten westphälischen Bauernhäuser mit dem ausgeschnitzten Pferdchen auf der Giebelspitze — die Häuser sind leichter, obschon steinern, mehreckiger, über niedrigen Dächern ragt ein höheres, thurmartiges, — oft kleine Fenster, winzige Nebengebäude, ein kleiner Maßstab, ein niedlicher Styl. Die Grundzeichnung des Ganzen ist Milde, das Colorit ein weiches Grün, der Ausdruck ächt französisch. Vortreffliche große steinerne Brücken führen an den Hauptpunkten über die Loire. In Blois ein fröhliches Leben. Tours eine hübsche, regelmäßig gebaute Stadt. Ringsum ein reiches Land, ein Garten, ein Paradies. Mit Recht besingen Dichter das Leben und die Natur von der Touraine. Kein schöneres Land sah ich in Frankreich als diesen Strich an der Loire.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Brief des Dr. med. Veit, aus Hohenlohe-Bartenstein (Würtemberg), Arzt der österreichischen montanistischen Expedition in Afrika.

Chartum, im Reiche Sennaar, den 15 März 1837.

Die Wüste hätten wir glücklich hinter uns; Aegypten und selbst Nubien liegen uns bereits im weiten Norden, und seit wenigen Tagen befinden wir uns hier in der Hauptstadt des Reiches (Dar) Sennaar. Meine letzten Briefe von der nubischen Gränze hast Du hoffentlich erhalten. Von dort aus reisten wir auf dem Nil bis Korosko, nachdem wir bei Kalabdsche den Wendekreis passirt und somit in die heiße Zone eingetreten waren. Nach einem Aufenthalte von mehreren Tagen in Korosko begannen wir die sehr beschwerliche Reise durch die nubische Wüste. Wir bildeten eine Karawane von 60 Kamelen, und zogen so während langer zehn Tage durch einen Strich Landes, der bloß aus ungeheuren Sandflächen, abwechselnd mit nackten, schwarzen Sand- und Porphyrgebirgen, besteht. Nicht ein Grashalm keimt auf dieser langen Strecke. Die Karawanen-Straße wäre oft schwer zu finden, würde sie nicht hinlänglich durch die Menge von Kamel- und Menschenskeletten bezeichnet, welche allenthalben herumliegen, wie sie gerade durch die Hitze und den häufigen Wassermangel hingestreckt wurden. Eine dieser Gruppen erregte in uns wahrhafte Mitleidsgefühle. Ein menschliches Skelett lag dicht neben dem eines Kamels, in der Hand noch einen zusammengetrockneten Wasserschlauch haltend. Thier und Mensch waren wahrscheinlich zugleich zusammengesunken, und letzterer hatte wohl vergebens dem trockenen Schlauche den letzten Tropfen auszupressen gesucht. Solche Zeugen der Schrecknisse der Wüste bringen anfangs bei Reisenden einen ganz eigenen Eindruck hervor. Nach einem fünftägigen Ritt erreichten wir das erste und einzige Wasser. Wir glaubten in dessen Nähe wenigstens einige Bäume, oder doch etwas Grünes zu finden, allein wir täuschten uns sehr. In einem engen Thal, in welches kein Lüftchen eindringen kann, und die Hitze daher um so gräßlicher ist, sind einige Löcher im Boden, in denen ein schmutziges, salziges Wasser sich ansammelt. Wir waren dennoch froh, es zu finden, denn wir hatten nur noch 5 Schläuche und noch 5 Tage bis zum Nil. Trotz des Mangels jeder Vegetation in diesem öden Wüstenthale haben sich doch hier einige Familien vom Stamme der Bscharin angesiedelt. Sie sind zufrieden und heiter, und beweisen uns abermals, wie wenig der Mensch bedarf, wenn er Weniges kennt. Diese Leute wohnen unter einer Matte, und leben theils von Almosen der Karawanen, die ihnen gewöhnlich etwas Dura (türkischer Weizen) zurücklassen, größtentheils aber vom Fleische der in der Nähe krepirten Kamele und dem Baste der hie und da sich findenden Acaciensträuche.

Nach einer halbtägigen Rast, nachdem wir unsere Schläuche wieder gefüllt hatten, verließen wir Mushaad — so heißt dieser Ort. Der zweite Theil der Reise war auch weit beschwerlicher als der erste; denn Einmal waren wir schon ziemlich erschöpft, da das anhaltende Kameleiten bei der Hitze sehr anstrengend ist, und zweitens hatten wir jetzt ein schlechtes thon- und salzhaltiges Wasser, das, je mehr wir davon tranken, uns nur immer durstiger machte. Am vorletzten Tage wurde dasselbe durch die Hitze und dadurch, daß es auch noch den stinkenden Geschmack der Schläuche annahm, so schlecht, daß man es unmöglich mehr genießen konnte; wir litten deßhalb den bittersten Durst. Unser Schach (Anführer der Karawane) war so klug, einige Kamele ohne allen Aufenthalt vorauszuschicken, um am Nile Wasser einzufüllen, und uns entgegen zu bringen. Dieselben erreichten uns auch, als wir noch 5 Stunden vom Nil entfernt in glühender Mittagshitze schmachteten. Wahrhaft, nie habe ich noch eine größere Wonne empfunden, als damals, denn im wahren Sinne klebte uns die Zunge am Gaumen, und ohne ein Wort zu sprechen, trabte einer nach dem andern her. Die Kamele brachten frisches Nilwasser, wir

sahen sie schon von ferne, und unsere Thiere konnten nicht schnell genug laufen, jene bald möglichst zu erreichen. Als aber der Augenblick des Hochgenusses gekommen war, legte sich jeder neben ein Kamel nieder, nahm den Schlauch an den Mund, und ließ eben rinnen, so lange etwas in ihn hineinging. In Abu-Hammed erreichten wir den Nil, und konnten nun wohl begreifen, daß die Pharaonen einstens diesen Strom als Gottheit verehrten. Wir ruhten dort zwei Tage, und setzten dann noch sechs Tage den Weg durch die Wüste fort bis El Mecheiref, der Hauptstadt im Berberlande. Dieser letzte Theil der Reise war jedoch weit weniger beschwerlich; wir stießen nämlich fast jeden Tag an den Nil, und konnten frisches Wasser nehmen. Dort mußten wir mehrere Tage auf Barken warten, und kamen dann in neun Tagen hier an. In El Mecheiref herrschte gerade eine Cholera-Epidemie, die bereits vielen Hunderten das Leben gekostet hatte, leider (!) aber schon ihrem Ende nahe war. Ich sah nur noch einige undeutliche Fälle, worunter ich ein Kind, das dem Tode sehr nahe war, heilte, was bei dem Volke großen Lärmen machte; ich wurde überlaufen von Leuten, von welchen jeder tane, d. h. ein Arzeneimittel, gegen diese Krankheit im Vorrath haben wollte.

Wir können uns jetzt auch wohl der Worte Prokesch's bedienen, welcher in seinen „Erinnerungen aus Aegypten," als er auf den Ruinen von Antinoë, einen Büchsenschuß vom Nil, einigen Durst verspürte, ausruft: „Wer nicht in der Wüste war, der kennt ihre Schrecken nicht!" — Auf der letzten Nilreise bis hieher sahen wir außer vielen Krokodilen namentlich viele Nilpferde, und ihr Gebrülle tönte Nachts stets dicht neben unserer Barke. So gut mir im Ganzen die Reise anschlug, so erkrankte ich doch im letzten Zeitraume derselben an einem nervösen Fieber, das mich äußerst herunterbrachte, von dem ich jedoch jetzt wieder Reconvalescent bin. Nach den ersten Tagen unseres Hierseyns konnte ich meine Hängmatte nicht verlassen; jetzt aber esse ich wieder und fühle mich jeden Tag kräftiger. Der Plan unserer Expedition hat hier abermals eine große Abänderung erlitten. Bei dem ersten Besuche des hiesigen Gouverneurs, Kurschid-Pascha, erklärte derselbe nämlich, daß es unmöglich sey, noch vor der Regenzeit am Nil hinauf bis zu den Goldminen zu gehen, da es oben bereits jetzt regne, und er auch im Augenblicke das nöthige Militär nicht entbehren könne; wolle der Director jedoch sich entschließen, die Regenzeit hier abzuwarten, so werde er ihn nach derselben mit etwa 1000 Mann Soldaten selbst begleiten. — Um nicht unverrichteter Sache zurückzukehren, entschloß sich der Director zu bleiben, seinen Adjuncten jedoch nach Klein-Asien zurückzusenden, um die Werke im Taurus weiter fortzuführen. Mich möchte er nun auch gar gerne hier behalten; ich jedoch habe fest beschlossen, ebenfalls nach Aegypten zurückzukehren, da, abgesehen von allem Risico für Leben und Gesundheit, ich hier für meinen Zweck gar zu wenig Interesse finde, um wenigstens ein Jahr oder noch mehr (denn so lange dauert wohl der Aufenthalt) aufzuopfern. So werde ich denn in Begleitung des Adjuncten in wenigen Tagen die Rückreise nach Aegypten antreten. Ein Cawaß, der mit Regierungsdepeschen heute nach Cairo abreist, und jedenfalls früher ankommt, als wir, nimmt diese Zeilen mit. Bis Du sie erhältst, bin ich also wohl längst auch dort.

Chartum ist ein zwar sehr großes, aber elendes Negernest, und liegt zwischen dem weißen und blauen Nil, etwa zwei Stunden vor dem Zusammenflusse beider Ströme. Statt der Häuser sieht man bloße Schlammhütten, in denen ihre schwarzen Bewohner, größtentheils fieberkrank, auf dem Boden herumrutschen. Die Umgegend, so weit das Auge reicht, ist flach und wüste. Nur in einigen mit hohen Schlammmauern umgebenen Gärten sieht man jetzt einige mit Mühe angepflanzte Bäume oder Sträuche. Dabei ist eine gräßliche Hitze; die gegenwärtige Temperatur von 32 — 34° R. im Schatten steigt im Hochsommer bis auf 46°. — Daß man um vieles Geld kaum die zum Leben allernöthigsten Bedürfnisse findet, versteht sich von selbst. Denke Dir daher die Annehmlichkeiten dieser Residenzstadt.

(Schluß folgt.)

Geologische Notizen.

Ein Hr. Endes Deslongchamps hat kürzlich ein Mémoire über einen fossilen Saurier herausgegeben, der im Jahr 1835 bei Caen entdeckt wurde, und den er Poekilopleuron Bucklandi nennen will. Dieses Thier, welches nicht weniger als 25 bis 30 Fuß Länge haben konnte, steht zwischen den Krokodilen und Eidechsen, nähert sich sehr dem Megalosaurus, aber merkliche Verschiedenheiten in der Gestalt der Wirbelsäulen und des Schenkelbeins, der einzigen bekannten und beschriebenen Knochen vom Megalosaurus, haben Hrn. Deslongchamps bestimmt, daraus eine neue Gattung zu machen, die nach der Mannichfaltigkeit und großen Anzahl der Rippen ihren Namen haben sollte, die in der That zu je 7 Paaren von ganz verschiedener Art sind. Hr. Deslongchamps hat sich unendlich viel Mühe gegeben, das ganze Gerippe zusammenzusetzen. Aus den Wirbelknochen namentlich, deren er vom Schweif allein 21 hat, geht hervor, daß das Thier zwischen den Krokodilen und Eidechsen in der Mitte stand, ohne dem einen oder dem andern dieser Typen anzugehören.

*

Unter den englischen Geologen hat sich eine interessante Discussion erhoben über die Behauptung Murchisons, daß der neue rothe Sandstein (new red sandstone), wie er sich in den Grafschaften Warwick, Worcester und Gloucester zeigt, eins sey mit dem bunten Sandstein (grès bigarré) der Geologen des Festlands.

*

In der englischen Naturforscherversammlung, welche bekanntlich das Werk von Agassiz über fossile Fische unterstützt, bemerkte Murchison, Agassiz betrachte die Fische als das wahre Kennzeichen des Alters der Felsen, in denen sie gefunden wurden, und jeder Felsstrich (district of rock) habe seine eigenthümliche Art von Fischen.

*

In derselben Versammlung legte Hr. Griffiths Probeabdrücke einer geologischen Karte von Irland vor, die nach einem sehr großen Maaßstabe, nämlich 4 Meilen auf den Zoll, angelegt ist, und machte namentlich dabei auf die geologische Verschiedenheit zwischen England und Irland aufmerksam, welches letztere fast ganz aus Kalk besteht.

Am 18 October verspürte man gegen 7 Uhr Abends in der Gemeinde Villyla-Champagne, Dep. Calvados, mehrere heftige Erdstöße, begleitet mit starken Detonationen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Die deutsche Romantik und der englische Geschmack. — Jacques. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 November 1837.

Das Kloſter auf dem Berg Sinai.

(Aus den Reiſen eines Amerikaners im ſteinigen Arabien.)

Wir überlaſſen den Reiſenden auf ſeinem Wege nach dem Berg Sinai ſeinem Schickſal, die Reiſe von Cairo nach Suez, und von da an dem weſtlichen Arme des rothen Meeres hin iſt oft beſchrieben worden; wir finden ihn am Fuß des Kloſters mit ſeiner arabiſchen Bedeckung. „Das Kloſter lag vor mir, es iſt ein großes Gebäude, und die hohen Mauern mit Eckthürmen geben ihm das Anſehen einer Feſtung. Da die heiligen Väter früher oft den Anfällen der Beduinen ausgeſetzt waren, ſo haben ſie ſich genöthigt geſehen ſich mit weltlichen Waffen zu verſehen. Die Wälle ſind daher mit Kanonen beſetzt, und das Kloſter hat keinen Eingang als einen unterirdiſchen Weg unter dem Garten und eine kleine Thüre in der Mauer etwa 30 Fuß von dem Boden. Unter dieſer hielten meine Beduinen, und wir begannen Einlaß zu verlangen, zuerſt einzeln und dann in lautem Chorus, engliſch, arabiſch und franzöſiſch, aber umſonſt. Ich wußte nicht, wie viele Mönche das Kloſter enthalte und was ihr Lebenswandel ſey, aber ich wünſchte, daß einige von ihnen mit einem weniger ruhigen Gewiſſen ſchliefen, denn wir machten einen Lärmen, der einen Todten hätte erwecken können, aber Alles umſonſt, bis wir einige Flintenſalven feuerten. Auf dieſe erſchien ein Mönch mit einem langen Bart, den er durch eine Art von Schießſcharte ſteckte, und fragte, was wir wollten. Wir antworteten, wir ſeyen Chriſten und hätten einen Brief von dem griechiſchen Patriarchen in Cairo. Der Kopf verſchwand wieder und bald darauf öffnete der Mönch die kleine Thür und ließ einen Strick herab, an den ich den Brief band; der Weißbart las ihn und erſchien dann wieder, den Strick herabzulaſſen, an den ich mich band, und nachdem ich eine Zeit lang in der Luft gehangen und gegen die Mauer getanzt hatte, fand ich mich in den Armen eines kräftigen, langbärtigen Mönchs, der mich hereinzog, küßte, losband, auf meine Füße ſtellte und mich ſeinen Gefährten überlieferte, die alle ihre langen Bärte an meinem rieben, als ob ich ihr theuerſter Freund geweſen wäre, der ſo eben dem Rachen des Todes entgangen. Endlich kam der Abt, ein alter Mann von edlem Anſehen, er fragte mich um mein Geburtsland, nannte mich ſeinen Sohn, und ſagte mir, daß mich Gott belohnen werde, daß ich aus einem ſo entfernten Land gekommen ſey, ihn auf dem heiligen Berge anzubeten. Er führte mich durch eine Reihe von unregelmäßigen Paſſagen, welche den Straßen einer Stadt glichen, in ein kleines Zimmer mit Matten belegt und einer Maſſe von Teppichen in einer Ecke, was ihm ein Anſehen von Bequemlichkeit gab, für die ich nach zehn Nächten in der Wüſte nicht unempfänglich war. Ich warf mich auf die Teppiche mit einem lebhaften Gefühl von Dankbarkeit, während der Abt ſeinen Willkomm erneuerte, und mir ſagte, daß das Kloſter des Pilgrims Heimath ſey, und daß mir Alles, was es enthalte, zu Gebot ſtehe; für eine Woche, einen Monat oder den Reſt meines Lebens, wenn ich wollte. Auch vernachläſſigte er meine augenblicklichen Bedürfniſſe nicht, ſondern drückte ſein Bedauern aus, daß Fleiſch immer eine im Kloſter verbotene Speiſe ſey, und gerade jetzt wegen der Faſtenzeit auch Eier und Fiſche nicht vorhanden. Ich antwortete, daß ich ein Invalid ſey, der nichts brauche als die einfachſten Speiſen, daß aber Eile nöthiger ſey als alles Andere, indem ich ſeit dem Morgen nichts als ein Biscuit und eine Orange gegeſſen. Aber der Koch, der ein Noviz und Laienbruder war, hatte den Grundſatz gemächlich zu Werk zu gehen, und ehe er fertig war, hatte mich der böſe Geiſt des Hungers ſehr gepeinigt; auch machte ich, als er mit einer Pyramide von Pilau und Bohnen erſchien, einen ſolchen Angriff darauf, daß der gute Abt mit Verwunderung zuſah, und ohne Zweifel, ehe ich fertig war, denken mußte, daß noch einige ſolche Invaliden ihn und die ganze Brüderſchaft in Hungersnoth verſetzen würden.

Der Abt war ein Grieche, und obgleich er ſeit 40 Jahren auf dem Sinai gelebt und das Kloſter ſeit 20 Jahren nicht verlaſſen hatte, ſo war er noch immer ein Grieche in ſeinem Herzen: gelegentliche Beſuche mit Pilgern erfriſchten von Zeit zu Zeit ſeine Verbindungen mit ſeinem Vaterland. Er hatte von dem Kampfe der Griechen gegen die Türken gehört, und was meine Landsleute für Griechenland gethan, und ſagte mir, daß er nach ſeinem Vaterland das meinige im Herzen trage. Ich wußte, daß dieſes Gefühl in Griechenland exiſtire, aber ich

hatte nicht erwartet, es auf dem Sinai zu finden, wo der gute Abt Alles that, in meiner Person seine vaterländische Schuld durch die unabläſſigſte Gefälligkeit abzutragen. Vor dem Frühſtück nächſten Morgen war er bei mir, mit einem geſtreiften Mantel über ſeine ſchwarze Kutte geworfen, einen Stab in der Hand, und bereit mich außerhalb der Mauern zu begleiten. Ich war überraſcht, denn er hatte mir geſagt, daß er das Kloſter ſeit mehr als drei Jahren nicht verlaſſen habe, wo er einen apoſtoliſchen Vicar, der eine hohe geiſtliche Würde in Frankreich bekleidet (wahrſcheinlich den P. Geramb, General der Trappiſten) begleitet habe, ſonſt habe er nie einem Fremden dieſe Ehre erwieſen, und ich könne dieß meinen Freunden in Amerika ſagen. Ich nahm die Ehre an, wie ſie gemeint war, und war ſtolz auf die Auszeichnung, die mir der arme Mönch anthat. Er führte mich durch das Kloſter, das bei Tag noch mehr als bei Nacht einer kleinen Stadt glich, durch lange ſteinerne Galerien mit eiſernen Thüren, und endlich durch einen langen unterirdiſchen Gang, der in dem äußern Garten ans Licht kam; dieß iſt ein reizender Flecken in der Mitte der Wüſte, bedeckt mit blühenden Orangen und Mandeln, Citronen, Datteln und Apricoſen, und beſchattet von Gängen von Weinreben bis ans Ende der Mauer. Auf dieſer ſteht ein Araber als Schildwache; wir ließen uns an einem Strick hinab, und fanden unten die armſeligen Beduinen verſammelt, die auf ihre tägliche Ration von Brod aus dem Kloſter warteten. Sie waren überraſcht durch die unerwartete, aber willkommene Erſcheinung des Abts, verſammelten ſich um ihn und küßten ſeine Hände und den Saum ſeines Mantels. Er hatte einen Extrasack von Brod mitgebracht, das er unter ſie vertheilte, und das ſie mit beſonderm Vergnügen aus ſeinen Händen zu empfangen ſchienen. Die Mönche leben nämlich gegenwärtig im Frieden mit den Arabern, und ein Theil der Bedingungen beſteht in der Vertheilung von 2500 Broden unter die Armen der Umgegend. Das Brod war hart, ſchwarz und alt, und ſo, daß es der ärmſte Bettler bei uns ausſchlagen würde, aber die Beduinen nahmen es und dankten Gott und den Mönchen dafür.“

Reiſeſkizzen aus Frankreich.

1. Reiſe von Paris nach Bordeaux.

(Fortſetzung.)

Das weite Terrain zwiſchen der Touraine und den Ebenen der Gironde, Guyenne iſt weit weniger fruchtbar und angebaut als das Land, das man verläßt. Auf dieſer einförmigen Strecke findet man hie und da Wald, manche öde Diſtricte, Haiden, dazwiſchen auch einige Ritterbeſitzungen, Schlöſſer mit Parks und Jagd. Sobald man den Indreſluß überſchritten, zeigt ſich ſchon die Veränderung. Bis noch weit ſüdlicher als Poitiers ſteigt man mit den großen Nebenflüſſen der Loire; ſchleuniger geht es von dem platten Bergrücken, der ſie von der Charente ſcheidet, in das Thal dieſes Fluſſes hinab. Es iſt enger, gewundener als das der Loire, die begleitenden Bergabhänge ſind ſteiler, zeigen oft groteske Felſenpartien. Mit Vergnügen folgt man mehrere Meilen weit dem Laufe der Charente durch die Landſchaft von Angoumois bis zu ihrer gleichlautenden biſchöflichen Hauptſtadt Angoulême. Einen ziemlich hohen Bergrücken ſteigt man dann aufwärts, der die Waſſerſcheide zwiſchen der Charente und dem Waſſerſyſtem der Gironde bildet. Sonderbar, im Laufe der meiſt von Felsufern begleiteten Charente finden ſich viele Städte und Orte, deren Namen mit roche beginnen, von Rochechouart und la Rochefoucauld an bis nach Rochefort und la Rochelle hin; auch wie auf ſeinen ſchnellen Lauf deutet ſein eigener Name und der mancher mit char anfangenden Ortsnamen. Uebrigens, obſchon dieſer Fluß Selbſtſtändigkeit hat, an ſeiner Mündung der ſchöne Hafen von Rochefort, weiter la Rochelle und davor einige große Inſeln liegen, iſt er doch zwiſchen den Flußſyſtemen der Loire und Gironde wie eingeklemmt. Bei ſeinem Urſprunge ganz nahe der hier ſchon bedeutenden Vienne, die vereinigt mit der Creuſe noch 18 Meilen unterhalb Tours in die Loire mündet, läuft er durch ein viel höher liegendes Becken als die beiden Hauptflüſſe, gleichſam nur in einer Vertiefung des ſie ſcheidenden platten Bergrückens.

Sehr anmuthig ſteigt es ſich allmählich von der Höhe hinab in das weite Thal der Dordogne, in die ſchönſten Fluren von Guyenne, in die wein- und obſtreichen Diſtricte von Bordeaux, welche vor den Sandgegenden der Landes und der Gascogne liegen wie einſt die Gärten und Weinberge Syriens mit Palmyra vor der arabiſchen, Perſiens und Perſepolis vor der großen aſiatiſchen Wüſte.

Bei St. André, nur wenige Stunden von Bourg und dem ſchön gelegenen Blaye, wo ſich die Dordogne bereits mit der Garonne zur meerbreiten Gironde vereinigt hat, ſetzten wir in einem Fahrzeuge über die erſtere, das Räder wie beim Dampfſchiffe fortbringen, die jedoch vermittelſt eines Zügels durch Pferde in Bewegung geſetzt werden. Die große Breite des Stromes erlaubt hier keine fliegende Brücke. Die Maſchine iſt nicht die bequemſte. Wie im Fluge ging es dann durch herrliche Fluren, zwiſchen reichen, mit Wein bebauten Feldern und Hügeln hin, an Häuſern und größern Sitzen des Landes vorbei, die von den Höhen wahrhaft feſtlich herab blicken, in wenigen Stunden nach der Garonne, und um 9 Uhr Morgens des vierten Tages nach unſerer Abreiſe von Paris fuhren wir über die ſchönſte ſteinerne Brücke, die ich je ſah, über die berühmte Brücke zu Bordeaux, in dieſe Stadt ein. Hier iſt ein glückliches Klima, hier wehen milde Weſtlüfte, das Auge erfreut ſich an den ſanften Bergreihen, ein heiteres Volk bebaut den üppigen Boden, die Gränze des Nordens nach dem Süden hin iſt überſchritten, nördlich der Pyrenäen iſt hier kein wärmerer Landſtrich.

In ganz Frankreich ſah ich keine eigentliche Nationaltracht, ſelbſt im Süden nicht, der ſich doch ſonſt oft vor dem Norden auszeichnet. Ueberall fand ich bis jetzt, erhielt ſich einige Originalität in der Bekleidung: bei den Frauen am längſten in der Kopftracht, bei den Männern in der Beintracht. Während die Mantille unveränderlich den Kopfſchmuck der Spanierinnen bildet, wechſelt ihr Kleid tauſendfach die Form. In Frankreich beſonders in ſeinem Süden und bei der dienenden Claſſe iſt

noch das Kopftuch in allen Farben, turbanartig umgebunden im Gebrauche; selbst Männer, die keine Schlafmütze tragen, haben im Bett oder Wagen ein Tuch um den Kopf. Auch in der Hauptstadt der Moden sieht man manche reizende Mädchen, wohl meist aus den Provinzen, in diesem Putze; doch wie zierlich sie oft auch das Tuch zu falten wissen, mir gefällt die Tracht schlecht, da sie den natürlichen Schmuck des Weibes, das reiche Haar, gänzlich verbirgt, und der Haarwuchs durch das beständige Bedecken des Kopfes auch wohl leidet. In einigen Ortschaften der südlichen Departements fand ich in den sonntäglichen Feierkleidern beider Geschlechter besonders wieder am Kopfe noch verschiedene Eigenthümlichkeiten. Da sieht man Mädchen und Weiber mit imposanten reichen Mützen hoch wie die alten Thurmhauben, in Form von einer Kugel, einer Kürbis oder gar einer Tonne, an die weiten Reifröcke in umgekehrter Richtung erinnernd und wenig an guten Geschmack. Einige besonders geputzte kleine Mädchen waren von der Fußspitze bis zum Kinn nicht größer als von da bis zum Timpel ihrer Mütze. An andern Orten sah ich auch zierlichere Mützen, gestickte Hemdkrägen, Mieder, kurze Röcke, welche Justus Möser mit Recht lobt; doch nirgend erreichte die Tracht die Schönheit derjenigen, welche noch an manchen Orten bei den deutschen Landmädchen zu Hause ist.

Ein hervorstechender Charakterzug des französischen Landvolkes schien mir heiterer Sinn, gute Laune zu seyn, was auf Zufriedenheit, genügsame Freiheit und reichliches Auskommen schließen läßt. Seit der französischen Revolution, der Aufhebung der Feudalrechte, des freien Eigenthumserwerbes für Jeden, der größern Zertheiltheit der Güter und der bessern Verwaltung hat der Ackerbau Riesenschritte in Frankreich gemacht und große öde Landstrecken sind urbar gemacht worden. Das Alles trägt jetzt seine Früchte. Fast übermüthig schäckern und lachen die Mädchen, frisch und muthig schauen die jungen Bauernburschen ins Leben hinein. Auf kleinen Wagen und Karren, wie auch zu Pferde oder zu Esel — diese wie Maulesel werden um so häufiger, je mehr man nach dem Süden kommt — sieht man sie bunt durch einander oft Stunden lang unter beständigem Gejauchze dahin galoppiren. Trunkenbolde sah ich auf dem Lande nie, in den Städten äußerst selten.

Der Menschenschlag ist hier im Allgemeinen nicht groß, aber wohlgebaut, fest, hat gerundete Formen. Die rothbackigen, schlanken und kräftigen deutschen Jungfrauen gefallen mir besser als die französischen Landmädchen, worunter man jedoch mit Wohlgefallen auch manche blühende, lachende Jungfrau bemerkt. Je weiter nach Süden, desto südlicher die Gesichtsbildung, das Gesicht wird länglich, ausgeprägt, die Farbe braun, Zähne weiß, Haar und Augen schwarz. Im Nordosten Frankreichs ist beinahe die Hälfte blond; in Paris ist diese Farbe noch gewöhnlich, im Theater zu Bordeaux mußte ich suchen, um unter den südlich gefärbten Köpfen einen blonden herauszufinden. Dessen ungeachtet sagen wieder die Spanier: „die Franzosen haben blonde Haare und weiße Gesichtsfarbe.“ In der That, was in Deutschland schwarz ist, hat in Afrika noch den Anstrich des Hellen. Je weiter nach dem Süden, desto mehr scheint das stille heilige Familienleben die innern Gemächer des Hauses zu verlassen — das häusliche dringt immer mehr nach der Thüre und Straße bis es endlich in ein öffentliches Straßenleben aufgeht. Schon im südlichen Frankreich beginnen damit die Anfänge. Die gewöhnlichen Aufenthalts- und Arbeitsstuben sind nicht mehr hinten im Hause gelegen, sondern bilden die Entrée, die Versammlungen, die Besprechungen werden vor der Thüre gehalten. Die ältesten Germanen, wie noch heute in manchen deutschen Districten, welche in ihren Sitten unangetastet blieben, bewohnten isolirte Freisitze, Höfe. In der Mitte stand das Haus und etwa die Leibzucht; darum herum lag der eingezäunte Hof mit Bäumen und gewöhnlich einem großen Teiche; dann folgte in größern Kreisen Garten- und Ackerland, Wiesengrund, Weide, Wald. So völlig in sich abgeschlossen gränzte ein Hof an den andern — wahre unabhängige Sitze freier Männer bildend. Im äußersten germanischen Norden, in den grünen Thälern Norwegens, wie in einzelnen Theilen des alten Sassenlandes ist diese Sitte noch frisch. Die Hofverfassung, in ihrer Entwicklung gedacht, ist die idealste und freieste von allen, welche ich zu begreifen im Stande bin. Wem es Vergnügen macht, mag alle Stufen an der Leiter herunter zählen, welche von der Höhe des germanischen Hoflebens über das englische Einzelnleben im Hause, das französische Zusammenleben in prächtigen privaten oder Kaffee-Salons, das spanische Marktleben, das beduinische Stammleben bis zum hottentottischen Wald- und Naturleben hinabführt.

(Fortsetzung folgt.)

Verbreitung der Gerste im Norden.

Gerste wächst noch auf den Orcaden und Shetlandsinseln (61° N. B.) und selbst auf den Farörn (61° — 62½° N. B.); in Island aber kommt sie nicht mehr fort, obgleich dessen fleißige Einwohner Alles aufgeboten haben, um irgend eine Cerealie zu erwerben. In Lappland ist die nördlichste Gränze etwa 70°; in Rußland auf der Westseite zwischen 67° und 68°, auf der Ostseite noch unter 66°; in Sibirien zwischen 58° und 59°. Dieß ist die sehr gebrochene Linie, diesseits welcher noch Gerste und somit überhaupt Cerealien gebaut werden, die Gränze des Ackerbaues, jenseits deren, mit Ausnahme einer schmalen und unbestimmten Linie, wo gewisse eßbare Lichenen wachsen und Kartoffeln kürzlich eingeführt wurden, der Mensch bloß von thierischen Erzeugnissen lebt. Da die Linie, jenseits welcher keine Gerste mehr gebaut werden kann, so ungleich ist, so müssen an den einzelnen Stellen, wo der Anbau nicht so weit nach Norden reicht, rein physische Umstände diesen verhindern. Die Temperatur der Jahreszeiten gibt wohl die Ursache an, denn ein gewisser Grad von Hitze ist augenscheinlich die physische Bedingung, woran es den nördlichen Gegenden fehlt; eine mittlere Sommertemperatur von 5° Centigr. ist nöthig, um Gerste zur Reife zu bringen; dieß geht aus nachstehenden Angaben hervor:

Die Farör haben eine

	mittlere Jahrestemperatur.	Sommertemp.	Wintertemp.
von	+ 7, 5	+ 10,16	+ 5,9
Lappland	+ 1°	+ 8	— 6°
Rußland	0	+ 8°	— 12°—15°

Im Innern Amerika's und Sibiriens ist die Gränze des möglichen Anbaus allzu wenig bekannt, als daß sich eine Vergleichung anstellen ließe; die für Sibirien angegebene Gränze von 58 und 59° ließe sich wahrscheinlich noch weiter gegen Norden vorrücken. Eine mittlere Temperatur von 8° im Sommer ist die einzige und unerläßliche Bedingung des Anbaus: in Island, wo die Cerealien kein reifes Korn geben, ist die mittlere Sommertemperatur + 9,7, aber die heftigen Regen verhindern das Wachsthum.

Chronik der Reisen.

Brief des Dr. med. Veit, aus Hohenlohe-Bartenstein (Würtemberg), Arzt der österreichischen montanistischen Expedition in Afrika.

(Schluß.)

Das Klima von Sennaar ist äußerst ungesund; alle, Eingeborne wie Ausländer, erkranken am Fieber. Im Durchschnitt sind zwar die Fieber einfach und nicht pernicids, dennoch sterben die Menschen in Massen. Die Anfälle wiederholen sich nämlich immer aufs neue, da die erzeugenden Ursachen stets die gleichen bleiben, und bei der schlechten Luft und großen Hitze an keine Erholung zu denken ist. So siechen die Kranken dahin, und kommen, wenn auch oft langsam, doch sicher ins Grab. Ich glaube nicht, daß hier eine Hütte ist, in der sich nicht einer oder mehrere Kranke befinden, und sowohl in als außerhalb der Stadt ist Alles mit Gräbern besäet. Es ist hier ein italienischer Arzt, der Muselmann geworden, und schon lange im Dienste des Pascha ist. Derselbe dient jedoch rein für nichts, als um seine Besoldung einzunehmen. Er ist ein Günstling des Pascha von hier, und macht daher, was er will. Seine Gewissenlosigkeit geht etwas gar weit. So sind es bereits 8 Monate, daß er das Militärhospital nicht mehr besuchte. Letzteres besteht in einigen kuhstallartigen Löchern, in denen die Kranken nackt und unbedeckt auf dem bloßen Boden liegen. Den Krankendienst versieht ein Pharmaceut, ein Franzose und großer Ignorant, der früher Bedienter auf einem Linienschiff in Alexandrien war, und jetzt zum Apotheker avancirt ist. Er wußte mir natürlich von keinem Kranken zu sagen, was ihm fehle, und gestand mir auch offenherzig, daß er fast gar nichts anwende, sondern bloß hie und da einmal hingehe zu den Kranken, da ihn die Sache ja nichts angehe. Die Krankenkost besteht in einem Brod, das man kaum als solches erkennt; es ist schwärzer als Nilschwamm und hart wie Stein. Außerdem erhalten die Kranken rein nichts, nicht einmal eine Suppe. Kein Wunder also, wenn die armen Neger — denn das hiesige Militär besteht aus lauter Schwarzen, und bloß die Officiere sind Türken — in Massen sterben!

Die vorherrschenden Krankheiten sind Wechselfieber und Ruhren. So viele Kranke es gibt, und so groß die Sterblichkeit ist, so ist es doch hier im Verhältniß für einen Arzt wenig interessant, da die Krankheiten wenig verschieden sind und wenige Abänderungen zeigen, somit auch bald studirt sind. Für unsere zurückbleibenden Freunde fürchte ich sehr; denn dieses Land hat schon so manches europäische Leben gekostet. — Gestern machten wir eine Excursion am weißen Nil hinauf, wo es eine Menge schöner Vögel, namentlich Gänse und Enten, zu Tausenden gibt. Diese Zeilen schreibe ich mit der Feder eines dort erlegten sehr schönen Geyers. Denn so wie manches Andere sind unsere Schreibfedern auch bereits zu Ende, was kein großer Verlust ist, so lange nur Pulver und Blei dauert. Entbehren wir Vieles, so verschaffen wir uns doch hie und dort einen guten Bissen. Heute Morgen besuchte uns der hiesige Kascheff, und unter andern erzählte er uns auch, daß er jetzt bald wieder auf seine Jagd gehen werde. Da er lange gesprochen hatte, fragten wir endlich, was für eine Jagd er denn meine? die Antwort war, die Jagd auf die Schwarzen. Er zieht nämlich jedes Jahr nach der Regenzeit mit den hiesigen Truppen nilaufwärts, macht Excursionen rechts und links, überfällt die Dörfer, und wer sich nicht flüchtet von den armen Negern, wird als Sklave hieher gebracht. Viele Tausende werden so jährlich gefangen, was der Regierung vieles Geld trägt. Die hiesigen Soldaten werden nicht mit Geld, sondern mit Sklaven bezahlt. Man schlägt letztere für einen gewissen Preis an, und der Soldat kann sie dann mit Nutzen oder Schaden verkaufen. Der Haß der Schwarzen gegen die Weißen ist bei solchem Verfahren leicht erklärlich. Zu schwach, um öffentlich größere Angriffe zu wagen, lauern sie im Geheimen immer auf die Weißen, und Mancher bekam so schon einen Wurfspieß in den Leib, ohne zu wissen, woher er komme. So ist es selbst hier am Sitze des Pascha's sehr unsicher, und man darf z. B. es nicht wagen, gegen Abend allein außerhalb der Stadt zu gehen. Das drei Tagereisen von hier entfernte Kordofan gehört auch bereits Mehemed Ali; ich glaube, er speculirt ebenfalls stark auf Abyssinien. Darfur hat noch seinen eigenen Herrscher. Dorthin kann kein Europäer gehen, oder vielmehr von dorther nicht mehr zurückkehren. Jeder, der kommt, soll gut behandelt werden, man thut ihm nichts zu Leide, aber zurückkehren darf er nicht mehr; es sollen auf diese Weise schon mehrere Europäer dort sitzen.

Das Landvolk lebt hier äußerst kümmerlich, es hat fast nichts, als die Milch seiner Ziegen; denn selbst in der Nähe des Nils sind die Leute meistens zu träge, um irgend etwas anzubauen. Für Reisende ist es daher ebenfalls sehr schlimm. Um Geld bekommt man kaum etwas Milch, oder eine Ziege; an Hühner, Eier u. s. w. ist gar nicht zu denken. Zahlt man noch so viel, so muß man noch gute Worte ausgeben, da das Geld für dieses Volk nur einen sehr geringen Werth hat. Hätten wir nicht noch Provision von Cairo aus gehabt, wir hätten oft im wahren Sinne hungern müssen. — Sonderbar ist, daß hier die österreichischen Theresienthaler einen besondern Werth haben. Zum Handel mit Abyssinien und den Negerstämmen gegen den Aequator zu wird diese Münzsorte jeder andern vorgezogen, und beim Wechseln bekommt man für jeden Thaler ein bis zwei Piaster mehr als in Aegypten. Ich freue mich sehr, bald wieder nilabwärts ziehen zu können; denn seit wir eines wohl der elendesten Länder kennen lernten, halten wir Aegypten für ein wahres Paradies.

Die Nachgrabungen an der alten Umwallung von Poitiers, deren Leitung dem Alterthumsforscher Lalande anvertraut wurde, haben bewiesen, daß die römische Stadt minder groß war, als die jetzige, aber daß sie mit merkwürdigen Denkmälern geziert war, deren prächtige Trümmer noch in der Erde begraben liegen, und daß sie von Landhäusern und andern Gebäuden umgeben war, worin die Römer einen großen Luxus entfaltet, und die sie mit sehr mannichfachen, kostbaren Marmorarten, meist aus Italien, verziert hatten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 November 1837.

Die Rio-Doce-Compagnie.

Der Rio-Doce ist ein schöner, breiter und tiefer Fluß Brasiliens, der eine Menge von Beiflüssen aufnimmt, und der Binnenschifffahrt einen Canal von mehr als 1200 Meilen bietet. Unermeßliche Waldungen, Städte und Dörfer bedecken seine Ufer, und seine schlammigen Gewässer bespülen und befruchten die reichsten Gegenden des Landes. Durch ihn führen Rio, Bahia, San Matheos, Vittoria und Fernambuco ihre Reichthümer dem Innern zu, und er bietet der Provinz Minas Geraes, einem reichen Lande, wo alle Erzeugnisse der tropischen Regionen ohne alle Mühe wachsen, dessen hohe Gebirge und tiefe Schluchten aber die Communication zu Lande fast unmöglich machen, das Mittel von seinen Schätzen Gewinn zu ziehen. Das bis jetzt auf dem Rio-Doce herrschende Schifffahrtssystem war stets mangelhaft. Die Fahrt am Ufer geht langsam und schlecht; die Strömungen und die wegen der Trockenheit eintretende drei- bis viermonatliche Sperre der Fahrt auf gewissen Stellen des Flusses erhöhen die Fracht und verzehnfachen oft den ursprünglichen Werth der Waare. So wird das Pfund Baumwolle, das man auf den Pflanzungen mit 2 bis 3 Deniers bezahlt, in Rio-Janeiro zu 18 und 20 erkauft und so alle übrigen Artikel im Verhältniß. Dieser ungeheure Unterschied, der Vortheil, der für Handel und Industrie aus der Herstellung eines ausgedehnteren und regelmäßigeren Schifffahrtssystems entspringen mußte, und die natürliche Lage des Rio-Doce haben Anlaß zur Entstehung der Rio-Doce-Compagnie gegeben — ein unermeßliches, von Engländern gegründetes Unternehmen, hinsichtlich dessen man mit der brasilianischen Regierung unterhandelt. Die Compagnie verpflichtet sich, eine regelmäßige Verbindungslinie mittelst Dampfbooten auf dem Fluß herzustellen, und die während der heißen Jahreszeit eintretende Unterbrechung der Schifffahrt durch Straßen zu ersetzen, bis die Umstände es erlauben werden, das Bett des Flusses tiefer zu graben und ihn in allen seinen Theilen schiffbar zu machen. Dagegen verleiht ihr die Regierung das alleinige Schifffahrtsrecht auf dem Fluß und die Begünstigung einen beliebigen Zoll von den Fahrzeugen zu erheben, die mit den Uferprovinzen Handel treiben wollen; ferner das Recht Sägemühlen am Fluß anlegen, mit Salz, Brettern und jedem andern Artikel Handel treiben zu dürfen, und endlich die Freiheit nach Belieben über 25 [engl. (?)] □Meilen am Flusse gelegenen Landes verfügen zu können. Wer Brasilien kennt, kann die Vortheile leicht ermessen, welche die Compagnie aus solchen Concessionen zu ziehen vermag. Die Umgebungen der großen Städte und aller bedeutenden Anstalten sind in Folge der Ausrottung der Waldungen, die man bei ihrer Gründung vornehmen mußte, ganz von Holz entblößt; die Waldungen liegen fern im Innern, und besonders in jenen Gegenden, an denen die Dampfboote der Compagnie vorüberfahren, und es geht dann mit dem Holz wie mit den übrigen Waaren — ihr Werth verdoppelt und verdreifacht sich in den Städten aus Mangel an Transportmitteln. Die Gelegenheit, sich das Holz mit wenig Kosten zu verschaffen, es in den Sägemühlen schneiden zu lassen, und dann die Bretter in die Städte zu führen, ist ein Vortheil, den die Compagnie sich erworben hat. Derselbe Fall ist es mit den Bodenerzeugnissen und dem Salz, welches letztere in einer Entfernung von 100 und 200 Stunden im Innern des Landes um das Dreifache dessen verkauft wird, was es an den Küsten kostet. Alle diese Artikel werden nun nur auf den Dampfbooten der Compagnie verladen werden, und diese den Nutzen davon ziehen. Hinsichtlich der 25 Quadratmeilen Landes, die sie besitzt, so überläßt die Compagnie jedem, der seine Ueberfahrt bezahlt hat und ein Capital von 25 Pfd. St. nachweisen kann, 50 Acres. Ebenfalls 50 Acres bekommt der der kein Geld hat, sich aber verpflichtet 15 Monate hinter einander und dann während jedes der drei folgenden Jahre noch zwei Monate für die Compagnie zu arbeiten. Fünfundsiebzig Acres bekommt der verheirathete Mann, der für sich, seine Frau und Kinder die Ueberfahrt bezahlt hat, und noch 25 Acres für jeden Mann, den er aus Europa mitbringt. Neun Zehntheile der Ländereien der Compagnie werden auf diese Art vertheilt, und das letzte Zehntheil soll zur Anlage von Straßen, Städten und Dörfern verwendet werden. Diese von Vielen getadelte und als eine trügerische Lockspeise für Unglückliche und Leichtgläubige angesehene Landbewilligung ist in diesem Theil von Amerika keineswegs ohne Nutzen. In Brasilien verdient auch der unge-

schickteste Arbeiter außer seiner Nahrung 25 bis 30 Pfd. St.; es ist also wahrscheinlich, daß der, der für sich arbeitet, und dem durch die hergestellte Schifffahrtsverbindung neue Absatzwege für seine Erzeugnisse sich eröffnen, eine noch größere Summe verdienen werde. Man würde sich täuschen, wenn man die Hülfsquellen des Landes nach der Ziffer der Ausfuhr bemessen wollte; diese beläuft sich in einem gewöhnlichen Jahre auf sechs Millionen Pfd. St., und die Einwohnerzahl Brasiliens ist fünf Millionen. Nachstehende Uebersicht bezeichnet die Zahl der Individuen, auf denen die Totalsumme der Ausfuhr beruht:

Weiber und Kinder, welche in den Städten wohnen und nichts zur Ausfuhr beitragen	3,000,000
Indianische Bevölkerung, die sich mit mechanischen Arbeiten beschäftigt	220,000
Oeffentliche Beamte, Geistliche und Soldaten . .	80,000
Arbeitende und nichts zur Ausfuhr beitragende Bevölkerung im Innern	300,000
Schwarze Domestiken	150,000
Capitalisten	150,000
Summe	3,900,000

Es bleiben mithin noch 1,100,000 Einwohner übrig, worun 1 Million Negersklaven für die Landbau treibende Classe sind, die allein in ganz Brasilien für die Ausfuhr arbeitet. Bekanntlich steht aber die Arbeit eines Sklaven stets um die Hälfte unter der eines freien Mannes, mithin beruht die Ausfuhr auf nur 600,000 freien Menschen, die, nachdem sie alle Uebrigen und sich selbst ernährt haben, noch 10 Pfd. St. für die Ausfuhr erzeugen. Zudem hat der Landbau in Brasilien keineswegs die höchste Stufe erreicht: Baumwolle, Reis, Hanf, Getreide, Tabak und Zuckerrohr lassen noch viel zu wünschen übrig. Derselbe Fall ist mit dem Maulbeerbaum, dem Weinstock, dem Kampher- und Oelbaum, deren Cultur einer weit größern Ausdehnung fähig wäre. Der Thee hat sich eben erst akklimatisirt, scheint aber dieselbe Erscheinung im Lande wiederholen zu wollen, wie vor 40 Jahren der Kaffee: damals führte nämlich Brasilien nicht ein einziges Pfund Kaffee aus, und jetzt beläuft sich die Ausfuhr in diesem Artikel auf 100 Millionen Pfund jährlich. Außer dem Ackerbau können überdieß noch eine Menge andere Gegenstände des Erwerbs, wie z. B. Kohlenbrennerei, Weinessigfabrication, Pottaschenbereitung, Gerberei u. s. w. eine reiche Fundgrube des Gewinns für die Uebervölkerung werden, die jetzt aus Europa auswandert, um in fremden Welttheilen ihr Fortkommen zu suchen.

Reiseskizzen aus Frankreich.

(Fortsetzung.)

2. Aufenthalt in Bordeaux.

Um neun Uhr Morgens waren wir ohne Verlust in das offene Bordeaux eingedrungen, um 10 Uhr hatte ich bereits meine Geschäfte dort abgemacht, die in nichts Anderm bestanden, als mein Gepäck aus einem Posthause in ein anderes bringen zu lassen, und hier einen Postschein nach Bayonne zu kaufen, wohin der Wagen am andern Morgen um 7 Uhr abfuhr. Die Begierde, Spanien, den Krieg und meine dortige Aufnahme zu sehen, trieb mich, stets mit der ersten Gelegenheit weiter zu eilen. Obgleich von der langen Reise ermüdet, beschloß ich, keinen Gasthof zu beziehn, und nicht eher als andern Tags im Wagen zu schlafen. Mag ich diesen Entschluß, wozu verschiedene Umstände mich bewogen, auch nicht gerade zu bereuen haben, so werde ich doch einen ähnlichen nicht leicht wieder fassen. Damals meinte ich, mich durch solche kleine Strapazen auf den Krieg vorzubereiten. Ein Gasthaus suchen, eine Kammer beziehn, waschen, essen, trinken, reden, antworten, schlafen, raubte mir den Tag und die Nacht, welche Zeit ich lieber zum Kennenlernen der großen alten Stadt, die beim ersten Blick mir sehr wohl gefallen hatte, benutzen wollte. Eine solche Handels- und Hafenstadt sey auch die ganze Nacht etwa wie Amsterdam bewegt, stellte ich mir vor. Endlich wollte ich möglichst wenig verzehren; obgleich nur noch 30 und einige deutsche Meilen von der spanischen Gränze, meinem nächsten Ziele, fiel mir doch oftmals der Gedanke schwer auf die Seele, daß, so meine Angelegenheiten schief gingen oder mir ein Unglück widerführe, ich allein, ohne Hülfe, ohne Schutz, ohne Mittel dastehen möchte. So wies ich denn alle Empfehlungen der Gasthöfe höflichst zurück, und ließ ruhig die unverschämten Burschen sich einander lächelnd zuflüstern: il connaitra une fille. —

Durch die Straßen und schattigen Baumgänge der Stadt lustwandelnd, beschaute ich das Treiben ihrer Bewohner, die Werke ihrer Industrie und Kunst. Sie ist im Halbkreise gebaut, dessen eine Stunde langer Durchmesser dem linken Ufer der Garonne zugekehrt ist und einen Kap bildet. In der ganzen Länge, besonders unterhalb der schönen Brücke, liegen der Stadt gegenüber Schiffe vor Anker, einen Wald von Masten bildend. Der Hafen ist sicher, jedoch wegen des starken Stromes unbequem; noch immer fehlen die quer ins Land eingeschnittenen Wasserbehälter, die Docken, welche Napoleon wie in Antwerpen zu bauen das Project hatte, das nicht länger vernachlässigt werden sollte. Der Mitte des Hafens gegenüber befindet sich ein großer Platz, der mit Bäumen bepflanzt und mit prächtigen Häusern besetzt ist, darunter die Börse wie im Mittelpunkte des commerciellen Lebens, das sich von da aus über Stadt und Hafen ausbreitet. Ebbe und Fluth äußern sich noch oberhalb Bordeaux, allein das Wasser der Garonne ist süß. Frankreich ist doch sehr reich an großen Strömen, gelegener Meeresküste schönen Häfen, und in seinem größten Theile zu künstlichen Wasserverbindungen nach allen Richtungen geeignet, — große natürliche Vortheile für den Handel, die ihm nicht zu nehmen sind.

Nachdem ich ein mäßiges Mittagbrod verzehrt und mich dabei an einer guten Flasche Bordeaux und frischen Austern erquickt hatte, suchte ich eine geistigere Speise. Doch hierin, glaube ich, bietet eine zehnmal kleinere Stadt in Deutschland oft mehr. Keine Sammlungen von Merkwürdigkeiten oder Kunstschätzen, kein wissenschaftliches oder künstlerisches Streben, keine literarischen Vereine; politische Tageblätter bilden die Lectüre, Börse,

Kaffeehäuser und Theater die Verſammlungsörter. An großen mechaniſchen und techniſchen Werkſtätten fehlt es ebenfalls. Die Architektur liegt im Argen, und in Frankreich wird wieder nur ſchön in ſeiner Hauptſtadt gebaut. Selbſt in den Buchhandlungen und Bilderläden ſpricht ſich ein trivialer Sinn, ein elender Geſchmack aus. Daraus ſchließe man keineswegs, daß dem franzöſiſchen Süden gute Köpfe, hochgebildete Männer fehlen. Im Gegentheil beſitzt er deren mehr als der Norden. Die größten und geiſtreichſten Männer Frankreichs gehören dem Süden an, von der Zeit der Troubadoure, der alten Romantik an bis auf die der modernen Romantik, von den glühenden Glaubenshelden der Hugenotten bis auf die begeiſterten Republicaner des Gironde-Departements, wovon Bordeaux die Hauptſtadt. Der Südländer faßt leicht, denkt ſcharf, hat eine lebendige Phantaſie; verbindet er Thätigkeit und Ausdauer damit, entgeht ihm ſelten Auszeichnung.

Die Kathedrale von Bordeaux, einer der ſchönſten gothiſchen Dome Frankreichs, belohnte endlich mein Suchen. Schon als große Erinnerungen an eine kräftige und doch fromme Zeit liebe ich dieſe Tempel. Ein erhabener, göttlicher Geiſt weht einem entgegen, ſo man aus dem Geräuſche der Welt in ſie eintritt; wie gerettet aus der ſündigen Welt, fühlt man ſich Gott näher in ſeinem Hauſe. Eine offene Zufluchtsſtätte für alle Unglücklichen gießt es himmliſchen Balſam in ihre Wunden und verſagt Troſt in Erhebung keinem Gläubigen. In dem Hauptſchiffe empfängt das Gemüth die Bewegung, welche das Erhabene nie zu machen unterläßt; zwiſchen den himmelwärts ſtrebenden Säulen und Bögen, vor dem Hochaltar und dem Sombole der Unſterblichkeit und Erlöſung, bemächtigt ſich der Seele ein höherer Schwung; des Himmels gewiß, fühlt ſie ſich mit friſchem Muthe zum Kampfe im Leben. Mit ſolchem Eindrucke liebt man ſodann, ſich in die halbdunkeln Seitenbogengänge und Capellen zurückzuziehen, die Seelenbewegung, durch das Allgemeine hervorgerufen, am Einzelnen ſich inniger und lebendiger geſtalten, und im Gegenſatze zu dem myſtiſchen Dunkel und der uns umgebenden heiligen Stille die Sprache des Herzens um ſo lauter und die Gedanken in der Seele um ſo heller aufleuchten zu laſſen. Die gothiſche Baukunſt harmonirt vollkommen mit dieſer Seelenthätigkeit.

Die Kathedrale hat einige ſchöne Capellen, mehr oder weniger vom Ganzen getrennt. In einer der entfernteſten ertheilte ein Geiſtlicher wohl 30 jungen Mädchen Religionsunterricht. Er war ein ſchöner, kräftiger Mann und ſprach gut. Die lebhaften Mädchen, zum Theil ſchon erwachſen, beantworteten eifrig die von ihm vorgelegten Fragen. Mir fällt ſtets bei ſolcher Gelegenheit der Cölibat ein. Wie verſchieden denken die Menſchen! Einſt war die Heiligkeit durch Eheloſigkeit bedingt. Bei den Proteſtanten dagegen iſt die Ehe die Bedingung aller Sittlichkeit, ſie wird von ihren Predigern gefordert. Nicht der Geiſt der Menſchheit iſt verſchieden, denn immer wollte er Sittlichkeit, aber wohl die Formen, worin er ſich ausſpricht, die Richtungen der Zeit. Dieſe pflanzen ſich als reines Herkommen in ſpätere Zeiten über, deren Geiſt ſchon wieder eine andere Form gefunden hat. Die Politik, ſo es ihr frommt, bemächtigt ſich dann oft eines ſolchen Herkommens, und ſtellt nun als bleibendes Geſetz auf, was vielleicht ſchon angefangen hatte zu veralten und abzuſterben. So entſtand durch die Politik der Päpſte der Cölibat. So findet jetzt die Gewalt der Fürſten, einſt des hiſtoriſchen Rechtes heftigſter Gegner, in ihm ihre Stütze.

Uebrigens fand ich den Ort für die Handlung des Cölibates angemeſſen. Auch der proteſtantiſche Geiſtliche, obſchon er kein Prieſter und in die gewöhnliche Ordnung des Lehrers und Bürgers geſtellt iſt, könnte füglich einen ſtillen Ort der Kirche zu ſeinem amtlichen Religionsunterrichte wählen; iſt doch die Oeffentlichkeit in allen Dingen Vertrauen und Achtung erweckend. Gewiß würde dadurch manchem Mißbrauche geſteuert. Ich kannte Prediger, welche Knaben und Mädchen an Orten, wo nichts Religiöſität erweckte, Stunden lang ohne Aufſicht beiſammen ließen, und wenn ſie endlich für eine Viertelſtunde erſchienen, dann ſelbſt zerſtreut, wie die Schüler, waren. Der Ernſt des Gotteshauſes hält den Leichtſinn des Knaben im Zaum, die Lehre macht da mehr Eindruck, prägt ſich ſeinem Gemüthe tiefer ein; nicht bloß auswendig gelernt, gefühlt, tief empfunden wird die Religion, und darauf kommt es zuletzt allein an. Freilich, der Hauptaltar braucht zu dieſen täglichen Uebungen nicht benutzt zu werden; aber warum ſollen Kirchen aller Bogengänge und Capellen entbehren? ihre höhere Schönheit könnte damit in Einklang gebracht werden, und die reformirt-katholiſche Kirche ſich wieder mit der Kunſt ausſöhnen. Mit Dunkelwerden verließ ich den Dom. Alle Straßen und Promenaden fand ich voll Menſchen. Darunter luſtwandelten viele ſchöne Mädchen und Frauen am Arme des Gatten, Vaters oder Bruders. Schon hier fängt man an, das Spazierengehen zu beſtimmten Stunden als tägliches Bedürfniß zu betrachten.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Aus den Reiſen eines Amerikaners im ſteinigen Arabien.

Nach der Abreiſe von Sinai ging unſer Reiſender nach langer Zögerung nach Akaba, einer kleinen ägyptiſchen Feſtung am öſtlichen Golf des rothen Meeres, wo er Nachrichten von dem Scheik von Akaba (ſ. Nr. 282) zu hören hoffte; wir müſſen die Beſchreibung der Reiſe übergehen, und nehmen den Faden der Erzählung in dem Augenblick wieder auf, wo die kleine Karawane mit dem kranken Reiſenden Akaba von weitem erblickte: „Gegen Abend ſahen wir Akaba deutlich vor uns, aber auf der entgegengeſetzten Seite des Golfs, und in einer Entfernung, die für meinen Zuſtand furchtbar war. Der Trab meines Dromedars hätte mich zwar in einer Stunde hingebracht, aber dieß war mehr, als ich ertragen konnte, denn ich war kaum im Stande, den langſamſten Schritt des Thieres auszuhalten, obgleich ich auf beiden Seiten durch Matratzen unterſtützt war. Die Nacht kam heran, und gegen Oſten ſammelten ſich ſchwere Wolken; ich war entſchloſſen, in der Feſtung zu ſchlafen, und um mich zu verſichern, daß ich die Thore offen fände, ſchickte ich Paul voraus mit meinen Empfehlungen an den Gouverneur und der beſcheidenen Bitte, die Thore offen zu laſſen, bis ich ankomme. Ein Gouverneur iſt ein Gouverneur in der ganzen Welt, und verlangt Reſpect in der ganzen

Welt, ſey er Gouverneur von Indien, oder von der kleinen Feſtung von Akaba. Aber es gibt doch Gouverneure, mit denen man ſich eher eine kleine Freiheit nehmen kann, als mit andern, und unter jene gehörte mein türkiſcher Freund. Er hieß Suleiman Aga, war vom Paſcha von Aegypten ernannt, und behielt ſeine Stelle vermöge der Erlaubniß der umliegenden Beduinenſtämme. Dem Namen nach commandirte er eine kleine Garniſon von moghrebiniſchen Soldaten, die aber etwas unbotmäßig waren, und die er am beſten regierte, wenn er ſie thun ließ, was ſie wollten. Kurz, er war ein guter Potentat, und ich gab ihm beim Abſchied zwei und einen halben Dollar und ein gutes Zeugniß; doch ich ſehe, daß ich anticipire. Ich kam vor Nacht an, und fiel faſt vor dem Thore von meinem Dromedare; ein halbes Dutzend marokkaniſcher Soldaten, welche die beſten der Miethtruppen des Paſcha ſind, ſaßen unter dem Thore, aus ihren langen Pfeifen rauchend, und ihre Flinten und Piſtolen über ihren Köpfen aufgehängt. Sie erhoben ſich, und wieſen mir einen Platz an, und die ganze Bevölkerung der Feſtung ſo wie die Beduinen, die außer den Mauern unter Dattelbäumen campirten, verſammelten ſich, den Fremden zu ſehen. Die große Karawane nach Mecca war erſt vor drei Tagen abgegangen, und außer ihr paſſirt oft Jahre lang nicht Ein Fremder vor ihrem Thore. Der Scheich aber hatte mich zwei Tage erwartet, war erſt den Morgen abgereist, und hatte dem Gouverneur aufgetragen, nach ihm zu ſchicken, ſobald ich ankommen würde. Ich war überraſcht von dieſer Zuverſicht, denn als ich ihn ſah, war ich weit entfernt, einen feſten Entſchluß darüber zu haben, aber in meiner elenden Lage ſah ich es als ein gutes Omen an. Der Gouverneur erſchien bald, war ſehr redſelig in ſeinen Dienſterbietungen, welche natürlich mit Pfeifen und Tabak begannen, die ich aber ausſchlug, und bat, in mein Zimmer geführt zu werden, wohin mir die ganze Bevölkerung folgte. Es war 80 bis 100 Fuß lang, 40 breit, eben ſo hoch, Boden, Wände und Decke aus Erde. Ich legte meine Matratze in eine Ecke des troſtloſen Zimmers, und warf mich ohne alle Rückſicht auf Gouverneur und Beſatzung der Länge nach auf ſie hin, krank an Leib und Seele. — Den nächſten Morgen war ich noch ſchlimmer daran, mein Zimmer war der Verſammlungsplatz der ganzen Bevölkerung, und in meiner Verzweiflung beſchloß ich, keine Nacht mehr hier zuzubringen. In der Mitte dieſer Noth kam mein Freund der Scheich; ich war in einem elenden Zuſtand unter der Operation eines ſtarken Brechmittels, und das ganze Bettelvolk der Umgegend um mich her. Ich hätte eigentlich hier Alles mit dem Scheich verabreden ſollen, aber ich war außer Stande, zu unterhandeln; er ſeinerſeits war ungeduldig, ſich auf den Weg zu machen, und ſobald er mir ein arabiſches Pferd auf die Reiſe verſprach, erklärte ich ſogleich, daß ich um fünf Uhr Abends bereit ſeyn werde, legte mich nieder, und ſchlief vollkommen erſchöpft ein.

Der Scheich erſchien um fünf Uhr, er hatte Proviſionen für ſechs Dromedare und zehn Menſchen mitgebracht. Ich gab Paul meine Börſe, und hieß ihn bezahlen: die ganze Bevölkerung folgte mir ans Thor, half mir aufſteigen, verlangte Bakſchiſch (Trinkgeld), und ich verließ ſie ſehr mißvergnügt mit dem, was ich ihnen gab, denn auch hier hatte der goldene Regen, den Laborde und Linant hatten auf das Land fallen laſſen, alle Erwartungen aufs Unmögliche geſpannt. Akaba verdient jedoch noch einige Worte, da dieſe kleine Feſtung ſelten von Reiſenden beſucht wird. Sie ſteht an dem öſtlichen oder elamitiſchen Golf des rothen Meeres, am Fuße der Sandſteingebirge, in der Nähe des Ufers und von einem Palmenwäldchen umgeben, dem einzigen lebenden Ding in dieſem Lande von Sand. Es iſt der letzte Haltplatz der Karawanen von Cairo nach Mecca, und 50 Tagreiſen vom Grabe des Propheten. Den Reſt des Jahres berührt ſelten ein Reiſender und ſogar ſelten ein Beduine dieſen Ort, der Hafen enthält keine Schiffe, und ſelbſt kein Fiſcherboot bricht die Stille des Waſſers. Aber es war nicht immer ſo verlaſſen, denn dieß war das Ezjongeber der Bibel, wo Salomo ſeine Flotte hatte, die ihm Gold und Edelſteine zum Tempelbau aus Aſien brachte, und in ſpäterer Zeit ſtand ebenfalls hier eine große Stadt, welche zum Emporium für den Handel zwiſchen Rom und Indien diente. Aber alles dieſes iſt verſchwunden, und es ſind keine Spuren der alten Größe geblieben; dennoch iſt die kleine Feſtung an ſich nicht ohne Intereſſe, denn ſie wurde von dem großen Saladin gebaut.

Der Scheich hatte ſich geweigert, meinen bisherigen Führer, Khalib, auf den ich mich verlaſſen konnte, mit mir gehen zu laſſen, und ſo war ich aufs neue Fremden überlaſſen, und Leuten, die nach allem, was ich gehört hatte, für die wildeſten ihrer wilden Race gelten; ſie ſahen auch gefährlich genug aus, mit verbrannten Geſichtern, ſchwarzen, glühenden Augen, hagern und eingefallenen Zügen, und vorſtehenden Rippen, wie Skelette. Der Scheich und ich waren zu Pferde; er trug wie ich einen rothſeidenen Rock, darüber einen rothen Tuchmantel, beides Geſchenke von Linant, eine rothe Mütze mit einem Shawl, hohe rothe Stiefeln, und war mit Piſtolen, einem Säbel und einem zwölf Fuß langen Spieß bewaffnet, der an beiden Enden mit Stahl beſchlagen war; ſein Bruder trug ebenfalls einen ſeidenen Rock, Piſtolen und einen Säbel; der Reſt Säbel und Luntenflinten und die gewöhnliche Tracht der Beduinen, einige nur ein paar Lumpen.

Wir ritten eine Zeit lang, ohne daß ein Menſch ein Wort geſprochen hätte; ich ſelbſt war nicht zum Geſpräch aufgelegt, aber es war mir unleidlich, ein Dutzend Geſellen um mich zu haben, die ihre ſchwarzen, ſcharfen Augen ſtillſchweigend auf mich hielten. Ich wünſchte daher, einige Annäherung zu einer Bekanntſchaft zu machen, und richtete von Zeit zu Zeit eine Frage über den Weg an ſie, aber ich hätte beſſer gethan, meine Zunge zu halten, denn meine angenehmen Geführten ſahen mich wilder an, als je, und einer derſelben, ein beſonders ſchwarzer und wild ausſehender Geſelle, ſagte mir, ich ſey zu neugierig, und wiſſe nicht, welches Recht ein Chriſt habe, zu kommen, ihr Land auszuſpioniren und Namen aufzuſchreiben. Der Scheich machte den Vermittler, und ſagte ihnen, ich ſey ein guter Mann, er ſey bei mir in Cairo geweſen, und ich ſey kein Spion; ſo ging dieß vorüber. In einer Stunde ließ ich ein Zelt aufſchlagen, wir zündeten ein großes Feuer an, und ſaßen alle herum. Hier machte ich einen glücklicheren Verſuch, mich mit meinem Gefolge auf einen beſſeren Fuß zu ſetzen, und ehe wir unſere erſten Pfeifen und Kaffee beendigt hatten, ſagte mir der Scheich mit orientaliſcher Hyperbel, daß er Gott danke, daß wir uns wieder geſehen, und daß ich wieder beſſer ſey ſeit ich ihn wieder anſichtig geworden; er richtete ſeine Augen gegen den Himmel, und ſagte: Gott möge gewähren, daß du wieder ein ſtarker Mann werdeſt! Das ganze beſenloſe Geſindel nahm die Pfeifen aus dem Mund, drehte die Augen gegen den Himmel und ſang im Chorus: Wallah! Wallah! Gott gebe es!

(Fortſetzung folgt.)

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1837.

Ansichten von Pesth.

(Mitgetheilt von J. G. Elsner.)

1. Das Aeußere der Stadt.

Wollte man Pesth mit einem einzigen Gebäude vergleichen, so hätte dieses seine Hauptfaçade gegen die Donau gekehrt. Betritt man von der Brücke her kommend die Stadt, so bietet sich dem Auge links eine Häuserreihe, welche meistentheils Paläste zu nennen sind. Das Theater mit seiner prunkenden Stirn und seinen oben aufstehenden, weit hinschauenden Attributen steht würdig an der Spitze derselben. Im weißen blendenden Glanze, der bei heller Sonne ganz besonders hervortritt, strahlt diese Häusermasse und gewinnt augenblicklich die Meinung des Fremden. Alle diese Häuser sind neu und die ersten vor etwa 20 Jahren zu bauen angefangen. Pesth kann man überhaupt eine neue Stadt nennen, denn Alles, was in ihr imponirt und großartig ist, das ist ein Werk der neuern Zeit. Alljährlich werden, seit mehreren Jahren, gewiß gegen 50 neue große Häuser erbaut. Unter großen verstehe ich Gebäude, welche eine Fronte von 12 bis 18 Fenstern bieten und eine Tiefe von 100 Fuß und darüber haben. Man sieht es den hiesigen Bauten an, daß sie meistentheils von sehr vermögenden Leuten geführt werden, und daß ihr Zweck nicht, wie in vielen andern Städten, lediglich die zu gewinnenden Wohnungen und der daraus zu ziehende Vortheil ist, sondern, daß man Pracht und Schönheit mindestens eben so im Auge hat, wie jenen Zweck. Viele werden überdieß von reichen Cavalieren gebaut, welche endlich, nachdem sie zeither ihre großen Einkünfte zum Theil außer Landes verzehrten, in ihrem Vaterlande und dessen Hauptstadt heimischer zu werden gesonnen scheinen. Nur mit den vielen und großen Bauten, welche noch vor einigen Jahren in München geführt wurden, ließen sich, nach meiner Meinung, die dermaligen in Pesth vergleichen, wenn nicht ungleich mehr wie dort, Solidität und Aufwand hervorträten. Freilich muß man bei diesem Urtheil die königlichen Bauten in München ausnehmen, wo Kunst, Pracht und Aufwand wetteifern. Aehnliches durchzuführen wären übrigens die ungrischen Cavaliere wohl im Stande, da bei einigen derselben die Einkünfte fast königlich zu nennen sind. Großen Vorschub leistet für Pesth bei seinen Bauten die Donau, auf welcher alle Materialien leicht und wohlfeil herbei geschafft werden können. Was aber die Sache wiederum erschwert, das ist der Mangel an tüchtigen und geschickten Arbeitern, welche man hoch belohnen muß, und doch nicht immer in der nöthigen Zahl haben kann.

Thun wir nun einen weitern Gang durch die Stadt, so bietet sich uns in ihrem Aeußern manches Bemerkenswerthe dar. Bleiben wir zunächst bei der Verschönerung der Straßen durch Neubauten stehen. Ehemals, d. i. vor etwa noch einem halben Jahrhundert, war Pesth den übrigen ungrischen Städten in seinem Aeußern noch sehr ähnlich. Häuser mit einem bloßen Erdgeschoß, zum Theil von Holz gebaut, bildeten ihre Gassen, wie man jetzt noch in den abgelegenen, meistentheils aber den frühern Kern der Stadt bildenden Theilen sehen kann. Eine große Störung des Ebenmaßes findet man in allen Straßen, welche jetzt die belebtesten sind, und mit Ausnahme des unmittelbar am Donaustrande liegenden Theiles kommt es überall vor, daß neben solchen niedrigen Häusern der alten Bauart Paläste sich erheben. Allmählich aber wird dieß aufhören, wozu vielleicht kaum drei Jahrzehnte erforderlich seyn dürften; denn es werden überall in den belebtesten Straßen die alten Häuser durch neue ersetzt. Ueberdieß gibt sich die Stadtverwaltung alle Mühe, zur Symmetrie und Schönheit bei den Neubauten aufzumuntern.

Vortheilhaft zeichnet sich Pesth vor vielen andern großen Städten durch seine breiten Straßen und großen Plätze aus. Nur macht es nicht den besten Eindruck, daß an den letzteren gerade die wenigsten großen und schönen Häuser sind, wie dieß doch anderwärts in der Regel der Fall ist. Das kommt aber daher, daß der Bau derselben gerade in die Zeit fällt, wo die Stadt erst im Entstehen war, und wo man weder die Mittel noch den Sinn hatte, Paläste, wie die jetzt gebauten, aufzuführen. Zu erwarten ist allerdings, daß bei der erwachten und nun so lebhaft gewordenen Baulust auch diese Häuser bald größern und prachtvollern werden Platz machen müssen. Nur der Umstand, daß die alten Bequemlichkeit und Raum genug bieten und zum

sofortigen Abbrechen zu gut sind, mag Ursache seyn, daß man erst mit einzelnen diese Regeneration vorzunehmen anfängt.

Wie sehr die Bevölkerung von Pesth im Zunehmen sey, entnimmt man leicht daraus, daß trotz der vielen Neubauten und der Vergrößerung der alten Häuser dennoch die Wohnungen sehr theuer sind. Die Sache findet aber ihre Erklärung in doppelter Art. Einmal wächst die Bevölkerung von innen und außen her, indem alljährlich sich eine Menge Fremde hier ansiedeln und die Stadt im Ganzen genommen eine gesunde Luft hat, so daß ungleich mehr geboren werden als sterben; zum zweiten aber gehören eine Menge neu gebauter Paläste Cavalieren oder reichen Privatleuten, welche den größten Theil derselben für sich in Anspruch nehmen und wenig davon vermiethen.

Reiseskizzen aus Frankreich.

2. Aufenthalt in Bordeaux.

(Fortsetzung.)

Bordeaux hat zwei Theater. Das größere, eines der schönsten Häuser Frankreichs, ist inmitten der ersten Straßen fast frei gelegen. Ich besuchte das kleinere, wo einige heitere Vaudeville's gegeben wurden. Die Manieren ganz dieselben wie in Paris, ich mag sie nicht leiden. Die französische Schauspielkunst [illegible] durchaus nichts Anziehendes für mich. Viel mehr als das [illegible]l interessirte mich das zuhörende Publicum. Fast alle Logenreihen von oben bis unten waren mit Personen des schönen Geschlechts besetzt, alle en grande tenue. Sonderbar, je weiter nach dem Süden, desto mehr wächst die Etikette im gewöhnlichen äußern Leben. Das Formale soll das Wesen der Moral ersetzen. Nie sitzen dort Frauenzimmer im Parterre, Parquet und Parterrelogen. In den Madrider Theatern sogar ist die Galerie getheilt, die eine Hälfte ausschließlich für Männer, die andere für Frauen bestimmt.

Im Theater zu Bordeaux sah ich nun zum Erstenmal südliche Gesichter in großer Masse vereint, jenes Blitzen und Funkeln, jene äußere gehaltene Beweglichkeit, die man in Versammlungen des Nordens nicht findet. In unsern Theatern herrscht stille Beobachtung des Spiels, aufmerksames Horchen auf die Töne, wenig glänzt das helle Haar, das oft noch im Nachthäubchen versteckt ist, wenig strahlt das sanfte Licht blauer Augen; in jenen hingegen sind alle Frauen aufgeputzt, die Tücher wehen, die schwarzen Locken wallen, ein kostbares Geschmeide darin funkelt, die Augen blitzen. Im ersten Augenblick imponirt solche glänzende Versammlung, man glaubt nur Feuer und Schönheit zu sehen; bei näherer Betrachtung steht sie vor der nordischen zurück.

Um halb 12 Uhr war das Theater beendigt, um Mitternacht die Stadt stille wie im Schlafe. Bald ganz einsam wanderte ich durch die oft spärlich, oft reichlich erleuchteten Straßen, meinen Gedanken hingegeben. Der Mensch kehrt in sich selbst zurück, sobald äußere Gegenstände aufhören, lebhaft auf ihn einzuwirken.

In der Nähe einer Quergasse zog ein eigenthümliches Gespräch meine Aufmerksamkeit auf sich. Bald an ihrem Ausgange nach der Straße hin stand ein Mann in einen Mantel eingehüllt und klopfte unaufhörlich wie im Takte an eine Hausthür, bei welcher Arbeit er zuweilen seufzend ausrief: „Rosalie, so hör' doch nur, meine theure Rosalie.“ — Endlich öffnete sich ein Fenster, und dem Klopfenden wurde, so er nicht auf der Stelle Reißaus nehme, mit einer Taufe gedroht, welche ihm zum wenigsten ein neues Kleid angezogen hätte. Unerschrocken jedoch fuhr er zu bitten fort, seine geliebte Rosalie möge ihm die Thüre öffnen. „Nein,“ rief eine barsche Weibsstimme: „geht zu Eurer Frau, wie es sich gehört, um Euretwillen will ich nicht noch einmal den Skandal im Hause haben.“ —

„Lieber zum T . . . . .!“ schrie der Mann.

„Dahin möget Ihr nur immer gehen,“ sagte eine weichere Stimme, indem ein zweiter Kopf am Fenster erschien: „kommst Du ja doch immer zu spät und im Schuß.“

„O, Rosalie, nimmermehr geh ich, Dich nur liebe ich, Dich bete ich an, meine Frau will ich nicht mehr sehen, so öffne mir doch, die Thüre und Deine Arme — ich werde stille seyn wie ein Kind, mein Engel.“

„Qu'il est aimable!“

„Wenn er sich nicht sogleich packt, werde ich Wache zu Hülfe rufen,“ kreischte die Alte.

„Madame, ich bezahle dreifach.“

„Es wird nichts daraus — morgen früh würde Euer Weib uns heimsuchen — ich kann die Verzweiflung der armen Creatur für die ganze Welt nicht mehr sehen.“

„Je me tue, Rosalie, je vais me tuer.“

„Je me tue avec toi, mon ange,“ antwortete die [illegible]. verschwand am Fenster und im Augenblick darauf war die Thüre geöffnet, der Lärm zu Ende.

Ich ging weiter. Das Rauschen der Garonne durch die stille Nacht zog mich an. Den Kai entlang spazierte ich von einem Ende zum andern. Die Beleuchtung in der ganzen Länge macht sich gut; schöne Candelaber schmücken den großen Platz, besonders die beiden hohen Säulen in der Mitte [illegible] dem Flusse hingewandten Seite, von deren Spitze [illegible] Licht wie ein Feuerbüschel strahlte, sind von gute[illegible] Ruhig schwammen auf dem Strome viele hundert Schiffe vor Anker, vom Wellenschlage leise hin und her schaukelnd; nur Licht, das mitunter durch die kleinen Kajütenfenster schillerte, zeugte von Leben auf ihnen. Hie und da hielt einsam ein Douanier Nachtwache. Bei meinem ersten Gange über den Kai war an einer Hausecke eine schlanke Frauensfigur gestanden, welche bei meiner Annäherung sich hinter einem Baume des schon mehr erwähnten Platzes zu verbergen schien. Zurückkommend sah ich die nämliche Gestalt am selbigen Orte. Mir wandelte die Lust an, sie näher zu betrachten, und wie meinen Weg verfolgend, ging ich auf sie zu. Die Gestalt floh mich von Baum zu Baum, und suchte dann in allmählicher Wendung wieder ihren alten Standpunkt zu gewinnen, an den sie gebannt zu seyn schien. Nachdem sich diese Evolution noch einmal wiederholt hatte, entfernte ich mich; doch die Neugierde trieb

Digitized by Google

mich wieder so weit zurück, daß ich das Weib im Auge behalten konnte. Es war schlank gewachsen, sein Gang schwebend, der Anzug leicht und fein, der Kopf bloß, um den Hals hatte sie nur ein leichtes Tuch gewunden, und die Hände, wie um sie zu erwärmen, in die Schürze eingewickelt. Die Person dauerte mich, es war eine frostige Decembernacht, die Mitte dieses Monates schon verflossen, mich selbst fror es. Wohl eine halbe Stunde mochte noch vergangen seyn, als ich Männertritte hörte die immer näher kamen. Das Mädchen horchte auf, machte einige Schritte noch vorwärts, sprang endlich einem Manne entgegen und fiel um seinen Hals.

„Wie Du noch hier, Lisette," sagte dieser mit vorwurfsvollem Tone, „armes Kind, Du wirst Dich erkälten."

„Mußte ich Dich nicht sehen? Ach, meine Augen hatten keine Thränen mehr, um meinen Schmerz zu lindern, ich war entschlossen, Dich auf dieser Stelle zu sprechen oder hier zu sterben." —

„Wie Du doch noch immer das Schwärmen nicht aufgeben kannst, liebe Lisette." —

„Helas! vous ne m'aimez pas!"

„Ah, mon ange, Du zitterst, ich will meinen Mantel um Dich schlagen — ist Dir jetzt besser?"

„Hier an Deinem Herzen ist mir wohl, o so wohl."

Sie verschwand unter seinem Mantel, der beide bedeckte. Das Gespräch wurde leiser fortgeführt, endlich vernahm ich wieder: „Was Du sagen magst, Geliebter, auch Du bist treulos, treulos in jedem Sinne. Ihr Männer spielt mit uns armen Geschöpfen. Es ist euch eine Lust, unser Herz zu rauben, nur um uns zu quälen. — Ach, ihr seyd grausam erschaffen! Du glaubst mir, weil ich — nichts schuldig zu seyn — sage aufrichtig, wann werde ich Dich wieder sehen?"

„Morgen bleibe ich zwei volle Stunden bei Dir."

„Schweig, Du lügst — o meine Seele, wenn Du nur einen Augenblick kommen wolltest, nur Einen Augenblick, willst Du?" —

„Beim Amor schwör ich es!"

„Schwöre es lieber beim Mitleid," setzte das Weib wehmüthig hinzu.

„Addio, ma chère Lisette." —

„Du kommst Morgen und dieser Beweis Deiner Zärtlichkeit wird mich für lange Zeit wieder glücklich machen. Nun geh nach Hause, es ist schon weit nach Mitternacht, zu lange wirst Du Deine Frau haben warten lassen — gute Nacht!"

„Nein, ich will Dich bis an Dein Haus begleiten" — doch sie riß sich aus seinen Armen und sprang davon.

Da hatte ich denn einen neuen Gegenstand für meine nächtlichen Betrachtungen.

(Fortsetzung folgt.)

Die österreichische Marine,

welche man beinahe eine venetianische nennen könnte, denn sie ist ganz in die Fußtapfen dieser letztern getreten, besteht in acht Linienschiffen, wovon aber gegenwärtig keines segelfertig ist, sondern alle liegen im Arsenal von Venedig, acht Fregatten, vier Sloops, sechs Briggs, sieben Schoonern oder Galeeren, und einer großen Anzahl kleinerer Schiffe, als Gardaporti, Kanonenbooten und dergl. Diese Gardaporti sind an jedem besuchten Hafen aufgestellt, um das Schmuggeln zu verhindern, Regierungsgelder zu transportiren u. s. w. Sie sind entweder zweimastige Briggs, mit einer eisernen und einer metallenen Kanone versehen, oder dreimastige Schiffe, mit 24 oder 28 Mann Besatzung, manchmal auch nur einmastige Kanonenboote mit einem eisernen Vierundzwanzigpfünder und 50 Mann Besatzung. In diese Classe gehört auch ein leichtes, aber sehr stark gebautes Fahrzeug, ein Ballau genannt, das hauptsächlich dazu bestimmt ist, Seeräubern aufzulauern. Die gegenwärtig in Thätigkeit befindliche Marine besteht aus einem rasirten Linienschiff, einer Fregatte, 4 Sloops, 4 Briggs, 7 Galeeren und einer Brigg, die als Lazareth dient, 20 Schiffe in Allem, welche zusammen 310 Kanonen führen.

Chronik der Reisen.

Aus den Reisen eines Amerikaners im steinigen Arabien.

(Fortsetzung.)

Die kleine Karawane des Reisenden setzte ihren Weg nach Petra fort, überstieg eine der Seiten des Thals, in dem die Stadt liegt, anstatt den Weg durch das Thal zu nehmen, wie Laborde, weil der Scheich vermeiden wollte, mit den Arabern, welche vor dem Eingang campiren, in Berührung zu kommen, um den Reisenden nicht der Nothwendigkeit auszusetzen, ihnen eine große Summe für die Passage zu bezahlen. Die ganze Erzählung von den Geldverhandlungen zwischen einem Yankee und einem Beduinen, den zwei lästigsten und habsüchtigsten Creaturen auf der Erde, ist im höchsten Grade komisch und charakteristisch, aber viel zu lang für einen Auszug; der Beduine fand am Ende zu seinem Schaden, daß seine alten Künste gegen die neuen Methoden seines republicanischen Freundes nicht bestehen konnten. Als die Araber ihren Mann in der Wüste hatten, wollten sie wissen, was er ihnen zu geben im Sinne habe; er erklärte, daß er so viel Geld mitgenommen, als er für nöthig gehalten habe, und daß sie Alles, was er habe, bei ihrer Ankunft in Hebron haben sollten; wenn sie unterwegs ihn zu Ausgaben an andere Araber zwingen, so gehe dieß aus ihrem Beutel, denn sie bekommen dann um so viel weniger in Hebron; sie können ihn zwar in der Wüste ermorden, und so das Geld sogleich haben, aber dabei werden sie wenig gewinnen, weil der Pascha von Aegypten sie schon in Cairo zu finden wissen werde, und sie andere Reisende abschrecken. Dabei blieb es, und der Yankee trug den Sieg in diesem der beiden Racen würdigen Streit völlig davon.

Wir übergehen ebenfalls die Beschreibung von Petra, da Laborde vor kurzer Zeit eine weit ausführlichere gegeben hat. Das Hauptinteresse der neuen Erzählung besteht darin, daß sie die sehr merkwürdigen Details über diese sonderbaren Ruinen, welche Laborde, so wie die, welche vor ihm die Engländer Irby und Mangles gegeben haben, vollkommen bestätigt. Bei dieser Gelegenheit können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß auf dem Continent eine verkäufliche Auflage der Reise der beiden letztern veranstaltet werden möge; denn diese beiden Schiffscapitäne haben für gut befunden, nach der Art großer Herren in England ihre ganze Auflage sich zu Geschenken vor-

zubehalten; gewöhnlich verliert das Publicum an solchen Büchern, die „for private circulation" gedruckt werden, wenig genug, aber die Reise von Irby und Mangles ist ein wirklich sehr interessantes Buch, und wenn eine kindische Eitelkeit sie abhält, es verkaufen zu lassen, so ist dieß kein Grund, daß man auf dem Continent diese aristokratische Koketterie respectire.

Ehe unser Reisender Petra verließ, wünschte er den anliegenden Berg Horeb zu besteigen, um das Grab Aarons zu besuchen. „Meine Gefährten widersetzten sich dem Plan, unter dem Vorwande, daß nie ein Christ den Berg bestiegen habe, und daß es nur Moslamine thun dürfen, um ein Schaf auf dem Grabe zu opfern. Ich sagte ihnen, daß dieß auch meine Absicht sey, und daß wir, wie sie, Aaron als einen Propheten betrachteten, und daß mein Besuch in Petra nichts bedeute, so lange ich das Opfer nicht gebracht habe. Dieß verminderte die Schwierigkeiten, da die Araber wußten, daß nach dem Opfer das Schaf gegessen werden muß, so daß sie sich am Ende den Vorschlag gefallen ließen. Die Beduinen legten sich in dem äußern Zimmer eines Grabmals nieder, ich im Innern; ich kroch so weit hinein als möglich, mit den Füßen voraus, und fand mich ziemlich in der Lage eines lebendig Begrabenen. Aber ich war müde, die Nacht war kalt, und ich hier völlig geschützt; ich hatte gerade Raum genug, mich umzudrehen, und der werthe alte Edomit, für den das Grab gemacht war, schlief nicht ruhiger darin, als ich; er mochte wenig gedacht haben, daß seine Gebeine einmal in den Wind gestreut werden würden, und ein Amerikaner mit einer Horde von Beduinen in seiner Ruhestätte schlafen würde, ohne sich zu bekümmern, für wen sie bereitet worden.

Ein Mann, der mit seinen Kleidern aus einem Grab aufsteht, braucht nicht viel Zeit für seine Toilette; in einer halben Stunde hatten wir gefrühstückt und waren auf dem Weg, der gerade an der Basis des Horeb hinführte, welcher über alle seine Nachbarn kahl und zerrissen hervorragte, ohne daß nur ein Halm an ihm hin wuchs. Die Beduinen fingen wieder an, Schwierigkeiten zu machen, und meinten, ich könnte das Opfer eben so gut unten verseben, aber dieß wollte natürlich meinem Gewissen nicht genügen; ich fürchtete, sie machen einen Plan, mich zu hindern, und beschloß, ihnen zuvorzukommen, warf mich vom Pferde, und sagte laut, daß wir hier den Berg hinansteigen, und auf der andern Seite die Araber wieder treffen wollten. Ich war beinahe außer ihrem Hörkreis, ehe sie von ihrem Erstaunen zurückkamen. Paul folgte mir, und die Karawane stand unentschlossen still, bis wir eine beträchtliche Höhe erreicht hatten, von wo wir sie langsam um die Basis des Berges herumziehen sahen. Eine Zeitlang schien der Weg eben und leicht, aber wir hatten uns kaum Glück gewünscht, daß wir das Unternehmen gerade hier begonnen hätten, als wir an eine offene Schlucht kamen, die fast bis an die Basis des Berges hinabging. Aber es war nichts zu machen, wir entschlossen uns, hinabzusteigen, krochen, glitten und hüpften von Stein zu Stein, bis wir in der Tiefe waren, und fanden uns nach einer halben Stunde harter Arbeit wieder auf derselben Höhe oben auf dem andern Rande der Schlucht, erschöpft genug; aber doch fingen wir wieder an, aufzusteigen, durch Spalten und Schluchten, in denen wir keinen andern Halt fanden, als Spitzen des porösen Sandsteins, die unter unsern Händen und Füßen zusammenbrachen. Oft stieg ich auf Pauls Schultern, um auf einen vorstehenden Felsen zu gelangen, nahm dann die Pistolen und Säbel von ihm herauf, und zog ihn selbst nach, oft kletterte er über mich, und keiner von uns dachte an Herrn oder Diener dabei.

Wir rollten unsere unnützen Schuhe, Pistolen, Säbel, Tabakstaschen und Wasserfäcke zusammen, und machten mit einem Turban und einer Schärpe einen Bündel daraus, und erreichten endlich nach hartem Klettern und großer Arbeit den kahlen Gipfel des Berges. Unsere Aufmerksamkeit fiel auf der Stelle auf das todte Meer, das zwischen den Gebirgen von Arabien und Judäa vor uns lag, und von unserer Höhe aus wie eine kleine, silberne Fläche erschien. Wäre ich nie auf den Sinai gestanden, so würde ich sagen, daß die Welt kein Bild größerer Wildniß darbiete, als die Aussicht vom Horeb. Vor mir lag Idumäa, das Land, das den Fluch der Bibel trägt: Ich will dich zu einer ewigen Wüste machen, und deine Städte sollen nicht wiederkehren; du sollst wissen, daß ich der Herr bin.

Ganz oben auf dem Gipfel des Berges ist das von Christen und Muhammedanern verehrte Grab Aarons. Das Gebäude ist etwa dreißig Fuß im Gevierte, und enthält nur Ein Zimmer; vor dem Thore liegt ein Grabstein, in der Form der länglichen Steine unserer Kirchhöfe, aber höher und breiter, oben etwas breiter als unten, und bedeckt mit einer verbleichten rothen baumwollenen Decke. An der Stelle des Kopfes steht ein runder, hoher Stein, auf welchem die Muhammedaner ihr Opfer darbringen; er war von Rauch geschwärzt, und ringsumher sah man Blutspuren und Fragmente halbverbrannten Holzes. Einige Straußeneier, die gewöhnlichen Zierden einer Moschee, hingen von der Decke herab, der Rest des Zimmers war völlig nackt. Ich stieg auf das Dach, die trostlose Aussicht zu überschauen, und kehrte wieder ins Innere zurück, es zu untersuchen; es erhielt sein Licht nur durch die Thüre, und ich fühlte, während ich in einer Ecke herumstöberte, daß mein Fuß in eine Vertiefung sank. Ich fand eine Treppe, die unter die Erde führte; ich stieg hinab, bis mein Kopf mit dem Boden eben war, sah aber nichts, rief nach Paul um Feuer, er hatte keinen Stahl; ich war in Verzweiflung, das Geheimniß nicht ergründen zu können, als mir ein glänzender Gedanke kam. Ein Haufen dürrer Reiser und Stoppeln lag am Fuße des Altars; ich feuerte mein Pistol hinein, und die ganze Masse flackerte auf. Jeder von uns nahm einen Feuerbrand, und wir stiegen hinab. Die Treppe führte in ein kleines Zimmer, an dessen anderem Ende ein eisernes Gitter war, das sich in der Mitte öffnen ließ, und hinter dem ein Grab aus dem Felsen gehauen lag, das als das Grab Aarons verehrt wird. Ich öffnete das erwähnte Gitter, steckte meinen Arm bis an die Schulter hinein, und berührte die heilige Stelle. Die Berge wiederhallten von dem Echo meines Pistols, und schienen mir die Entweihung der heiligen Stelle verzuwerfen. Ich rannte die Treppe wieder hinauf, und hörte vom Fuße des Berges aus ein unregelmäßiges Abfeuern von Flinten, das wieder im lauten Echo durch die Felsen rollte.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 96** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die deutsche Romantik und der englische Geschmack.** (Schluß.) — Jacques. (Fortsetzung.)

Der Pränumerationspreis dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 November 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Die Ghrazzie im Sudan.

Das arabische Wort Ghrazzie, welches jetzt im Sudan ganz einfach eine Sklavenjagd bezeichnet — gelegentlich bemerkt, ein Beweis, daß eine philologische Erklärung auch häufig eine historische in sich schließt — bedeutet ursprünglich einen Kampf gegen Ungläubige, und da dieser von dem Koran vorgeschrieben und es erlaubt ist, Ungläubige zu Sklaven zu machen, so dauern auch tief im Sudan die Kämpfe gegen die Ungläubigen noch immer fort, nur ist der Zweck keineswegs sie zum Islam zu bekehren, sondern eine möglichst große Anzahl Sklaven zusammen zu bringen.

Längs der ganzen Linie des Abfalls der afrikanischen Hochlande gegen die Wüste hin, dauert dieser Kampf und dieser Sklavenraub seit mehrern Jahrhunderten fort, und unaufhaltsam schreitet dabei der Islam vorwärts. Nur von Sennaar an den weißen Nil aufwärts hat er keine Fortschritte gemacht. *) Von hier westwärts bis zum Gebiet des Tschad-Sees wissen wir nichts. Dieses letztere, wo Bornu das Hauptreich bildet, ist noch im Uebergang begriffen: in Bornu selbst scheinen sich Araber, Tibbus und Neger gemischt zu haben, sie führen fortdauernd Krieg gegen die noch heidnischen Seebewohner und gegen die Neger im südwärts emporsteigenden Gebirg. Weiter hin auf der Handelsstraße zwischen Bornu und Soccatu ist Islam und Fetischmus gemischt, einzelne Städte sind so gut wie unabhängig, aber der Sultan von Soccatu ist Moslem, und wenn er gleich noch viele Heiden beherrscht, so zeigt sich doch schon starke muhammedanische Bigotterie. Er wie der Sultan von Bornu holen sich fortwährend Sklaven in ihren Ghrazzie gegen die Neger, welche auf dem ziemlich flachen Scheidegebirge zwischen Niger und Tschad-See wohnen. Längs dem Niger hinab scheint sich der Islam immer weiter auszudehnen, und hier hat das Negervolk der Felatahs, welches seinerseits erobernd aus den südöstlich gelegenen Bergen hervorbrach, und großentheils zum Islam bekehrt ist, den Kampf gegen die ungläubigen Neger übernommen, und führt ihn in steten Raubzügen den Niger herab aus. Von Timbuctu an westwärts sind es die Mauren aus Marokko, welche die Ghrazzie unternehmen und Negerdörfer überfallen, um die Einwohner wegzuschleppen. Hier sind die Fulahs und Mandingos schon größtentheils Moslems geworden, und der Islam bringt immer weiter gegen Westen und Süden in den westlichen Hochsudan *) vor.

Der Islam und die moslemitischen Völkerschaften, welche größtentheils noch zu der weißen Race, nämlich zu den Arabern und Berberstämmen der Sahara gehören, spielen hier gegen die Negernationen dieselbe Rolle, wie die Europäer und das Christenthum in Amerika. Das Christenthum greift um sich, und die Indianer schwinden; in Afrika steigt der Islam, und die Negervölker gehen zum mindesten einer bedeutenden Umwandlung entgegen. Im Vergleich mit den Araberstämmen der Wüste, den Tibbus und Tuariks, sind die Negervölker harmlos und schwach. Die Araber bringen die Schrift und den Koran, und treten damit den ganz ungebildeten Negern als Civilisateren gegenüber; was die Neger des Innern an Bildung und Kenntnissen besitzen, ist arabischen Ursprungs, und die völlige Muhammedanisirung aller dem Handel und Verkehr zugänglichen Negervölker bietet wohl kaum einen Zweifel mehr. Die schwachen Versuche protestantischer Missionäre an einigen Küstenpunkten können dagegen nicht in Betracht kommen.

Eine weitere Folge der Ghrazzie ist die wachsende Negerbevölkerung in Nordafrika, wo sie häufig, wie namentlich in Marokko und unter den Caramanli in Tripoli als Leibwache der Fürsten dient, und mehr und mehr die dienende Classe in den Städten ausmacht. Auch Mehemed Ali unterhält bekanntlich ganze Corps von lauter Negern, die theils von Sklavenhändlern aus dem Innern gebracht, theils in Sennaar von seinen eigenen Soldaten gefangen werden. So entspinnt sich ein immer regerer Verkehr zwischen dem innern Sudan und Nordafrika, der mit der Zeit bei der steigenden Verbindung Europa's mit Nordafrika von großer Wichtigkeit werden kann.

*) Siehe den Art. Miszellen Nr. 805.

*) So genannt nach Berghaus Karte.

Reiſeſkizzen aus Frankreich.

2. Aufenthalt in Bordeaux.

(Fortſetzung.)

Ueber eine Stunde mochte ich gewandelt haben, und etwas mehr als die erſte Stunde nach Mitternacht verfloſſen ſeyn, als ich eine Laterne auf mich zukommen ſah, welche drei Frauenzimmer, mit allerlei Sachen bepackt, und wovon jede von der andern um eine Generation an Alter verſchieden ſeyn mochte, beleuchtete. Ich hielt ſie für Großmutter, Mutter und Tochter, und es ſetzte mich in Erſtaunen, dieſe Familie bei Nacht mit ihrer Habe ausziehn zu ſehn. Bald jedoch merkte ich, daß es wohl jede Nacht in derſelben Art geſchehen möge. Unfern der großen Brücke über die Garonne nämlich zur Seite der Paſſage ſtanden ſie ſtill, ein langer Tiſch wurde zuſammengeſtellt, Bänke herum gepflanzt und darüber ein Zeltdach ausgebreitet, auch gegen die Windſeite hin ein ſchützender Vorhang eingerichtet. Das Frauenzimmer von mittlern Jahren ſetzte ſich und wärmte ſich gemächlich am Kohlenbecken, deſſen Feuer die Alte emſig anſchürte; das junge Mädchen machte den eigentlichen Baumeiſter, brachte Alles in Ordnung und kramte zuletzt allerlei Victualien auf dem Tiſche aus.

Der Wind war froſtig, ich entbehrte meinen Mantel, den ich aus Bequemlichkeit bei meinem Gepäck gelaſſen, ein kalter, feiner Regen hatte mich durchnäßt, und das ſeit Morgens 9 Uhr unausgeſetzte Gehen ermüdet. Daher näherte ich mich dem ſchützenden Zelte und dem einladenden funkenſprühenden Kohlenfeuer.

„Will der Herr ſich bei uns niederlaſſen?"

„Ja wohl, Mütterchen, mit Eurer Erlaubniß. Es iſt mir wahrhaftig recht lieb, daß Ihr ſo früh aufgeſtanden ſeyd, denn ich bin eiſig kalt.

„Ach, junger Herr, für uns iſt dieſe Stunde nicht früh, wir ſtehen alle Tage auf, wenn andere Leute zu Bette gehn. Von 2 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends könnt Ihr uns immer auf dieſem Platze finden. Will der Herr ſich an einer guten Taſſe Kaffee erwärmen — er wird ſogleich gemacht ſeyn?"

„Ja wohl, liebes Mütterchen, wir wollen alle zuſammen Kaffee trinken, wenn Ihr mir erlaubt, ihn zu bezahlen."

„Jeſus, recht gern, — doch ſonderbar, daß ein ſolcher Herr hier Nachts herumwandelt, das iſt mir noch nicht vorgekommen — Monſieur iſt hier fremd?"

„Allerdings, liebe Frau, ich bin weit her."

„Das verräth Ihre Geſichtsbildung, Ihr Haar — Sie ſind aus dem Norden" — unterbrach mich mit einem gewiſſen Selbſtgefühl das mittlere Frauenzimmer, deſſen umwölkte Augen, blaſſe Farbe, und ganzes Ausſehen bald an die Blüthe der Jugend, bald an das nahe welke Grab erinnerten.

„Wohl," antwortete ich — „ſo bezeichnet man hier gewöhnlich auch mein Vaterland."

„O, meine frühern Verbindungen reichten auch bis dahin!" ſetzte dieſelbe Perſon hinzu, indem ſie einen impoſanten Blick auf mich warf und ihr Körper eine geradere Stellung annahm.

„Ja, mein Gott," ſagte die Alte tröſtend: „ein hartes Loos trifft oft unverdient die beſten Menſchen, das Glück iſt ausgetheilt nach Größe und nicht nach Verdienſt und Würde."

Unterdeſſen war die Kaffeekanne erſchienen, und mit großem Behagen ſchlürften wir das erwärmende braune Getränk. Es war eine ganz neue Situation, zu ſolcher Stunde in ſolcher Geſellſchaft an ſolchem Orte mich zu befinden — ich ſpielte eine Hauptfigur in einem nächtlichen Genregemälde eigner Art.

Ein Mann im Arbeitskleide vermehrte auf einen Augenblick unſere Geſellſchaft. „Bon jour, Madame Bézon, il pleut, il fait frais" — ſagte er, leerte nach einer kurzen Unterhaltung ſchnell eine Taſſe Kaffee, welche die Alte, ohne von ihm gefordert zu ſeyn, ihm hinreichte, warf 2 Sous auf den Tiſch und ging mit einem bon jour! davon.

„Das iſt ein Stammgaſt von uns," erzählte Madame Bézon: „er iſt ſehr fleißig und jeden Morgen der erſte von allen Arbeitern, welche von draußen in die Stadt kommen. Wir kennen uns ſchon ſeit vielen Jahren." —

Jetzt trat auch das junge Mädchen an den Tiſch und trank ihren Kaffee. Sie war ſehr wohlgeſtaltet, ein üppiges ſchwarzes Haar hing in einer langen Flechte über ihren ſchönen Nacken herunter, lange Wimpern bedeckten beſcheiden die Hälfte ihrer großen dunkeln Augen. Die drei Perſonen verriethen in ihren Zügen nicht die geringſte Familienähnlichkeit. Auffallend höflich begegneten die jüngere und ältere der mittlern. Dieſe gefiel mir am wenigſten. Man ſah, ſie mußte hoch herabgefallen ſeyn; jedoch ſchien es zugleich, als habe ſie den Fall verdient. Noch immer zeigte ſie Koketterie und Hochmuth. Sie deutete oft auf den vergangenen Glanz und dabei ſtets auf ihre frühere Schönheit. Die beiden andern ertrugen geduldig ihre Unzufriedenheit, welche ſich bei jeder Gelegenheit äußerte. In einem Augenblick, wo jene anders beſchäftigt waren, ſagte ſie ſchnell zu mir: Glauben Sie nur nicht, daß ich hier an meinem Platze bin, ich verachte dieß niedere Geſchäft, und bin zu anderen geſchickt — ich habe Hoffnung." Die Ankunft der Alten verhinderte ſie am Fortſprechen. Neugierig, etwas Näheres über das Verhältniß der drei Perſonen zu erfahren, ſagte ich zu dieſer: Sie, Madame Bézon, wiſſen wohl recht viel zu erzählen?

„Ach, wir alle drei, ſelbſt dieß junge Ding, wiſſen das — meine Geſchichte iſt lang und unglücklich, ich ſchweige lieber davon."

Gewiß haben Sie keine Kinder, welche hier Morgens früh für Sie wirthſchaften können."

„Sie ſind vor mir — ach, zu früh — in die andere Welt hinübergegangen, ich habe keinen Mann, keine Kinder, keine Verwandten, keine Freunde, ich bin eine arme alte Wittwe. — Nur dieſe," fuhr ſie fort, das junge Mädchen bei der Hand faſſend, „iſt mein Troſt und meine Stütze im Alter, ſie iſt mir von Gott zugeſandt." — Das Mädchen ſchlug beſchämt bei dieſem Lobe die Augen nieder, und die dunkle Röthe, welche ſich über ihr ausdrucksvolles Geſicht ausgoß, verſchönerte es ſehr. „Mein Sohn," hub darauf die mittlere an, „denn auch ich habe oder hatte ein einziges Kind — wird jetzt ungefähr Ihr Alter und Ihre Größe haben. Er war eben ſo ſchön als wild, ich konnte ihn nicht lenken, nachdem ſein Vater geſtorben, er wurde Soldat und ging ſpäter nach Amerika, wie er ſagte der Freiheit

wegen. Seit drei Jahren weiß ich nicht, wo und ob er lebt — der Taugenichts, ſtatt ſeine Mutter zu unterſtützen, wird er ein liederliches Leben führen. — So bin auch ich ganz verlaſſen von der Welt, bitter unglücklich, mein Herr — —"

„Habt Ihr noch Eltern?" fragte die Alte.

„Gott ſey Dank, ja."

Das junge Mädchen ſchlug bei dieſen Worten die Augen aufwärts, und ſagte leiſe, faſt bebend, mit fremdartigem Tone: Ah, Monsieur, que vous êtes heureux!

„Das Kind möge die Eltern in Ehren halten," fuhr die Alte fort: „Daraus fließt alles Glück oder Unglück. Auch Ihr reist weit in der Welt umher, es geſchieht doch mit Erlaubniß Eurer Eltern?"

„Ich hoffe es," antwortete ich mit einiger Verlegenheit.

„Was für ein Metier habt Ihr denn?"

„Ich bin Soldat."

„Soldat, junger Mann — wohin geht denn Eure Reiſe?"

„Nach Spanien, liebe Frau."

„Nach Spanien" — wiederholte langſam das Mädchen, zum erſtenmale ein lautes Wort ſprechend.

„Das iſt ein unglückliches Land," ſagte die Alte, „ich glaube nimmer, daß Ihr dahin mit dem Segen der Mutter geht, und das bringt kein Heil. Was wollt Ihr in dem armen Lande machen? Dieß arme Mädchen iſt dorther — ſprich, Carmen, willſt Du wohl wieder zurück?"

„Ach, nein, nur jetzt nicht, Madame Bézon" —

„Lieben Sie denn Ihr Vaterland nicht?" fragte ich.

„Gewiß, mein Herr, liebe ich es, ich bin eine Catalanin; aber mein Unglücksſtern verbannt mich aus dem Vaterland."

Da hatte ich denn ſchon wieder im ſelbigen Augenblicke drei Perſonen gefunden, vom verſchiedenſten Alter und unter verſchiedenen Verhältniſſen und Ständen groß gezogen, welche nur ihr gemeinſames Unglück vereinigte. Der Optimismus fiel mir ein und die praktiſche Weiſe, mit der Voltaire ihn in ſeinem Candide bekämpft. In der That man braucht nur in das Leben und die Geſchichte hineingeſehen zu haben, um zu wiſſen, daß er nirgends und niemals auf der Erde beſtand als nur in der Einbildung. Ein Thor ſieht nur verwelkte Blüthen, nur Giftpflanzen in der Welt, die jeden Tugendkeim tödten; aber auch nur dem Thoren lächelt eine Zeit oder ein Land im ungeſtörten Frühling des Glückes.

Daß ich nach Spanien in den Krieg gehen wollte, hatte mich ſichtlich dem Herzen der ſchönen Carmen, deren Schickſal mich zu intereſſiren anfing, näher gebracht. Als ſie fortging, noch einige Sachen im Hauſe zu ordnen, beſchloß ich, ſie wieder einzuholen. Juſt kamen mehrere Perſonen vorbei.

„Dieſe Herren gehen mit dem Dampfſchiff nach Blaye, das ſchon um dieſe Zeit abfährt," bemerkte die Frau mit zweideutigem Alter.

„Dann iſt es Zeit für mich," ſagte ich, „Adieu, Madame Bézon, Adieu — warf ein Stück Geld auf den Tiſch und eilte davon, ohne auf das Geſchrei der Alten: „Herr, Ihr bekommt heraus" — zu horchen.

(Schluß folgt.)

Ueber das Sinken der Weſtküſte von Grönland.

Dr. Pingel aus Kopenhagen theilt folgende Thatſachen, die auf ein allmähliches Sinken eines Theiles der Weſtküſte von Grönland hindeuten, mit.

Die erſte Beobachtung der Art machte Arctander zwiſchen den Jahren 1777 und 1779. Er erfuhr in dem Fiord Igalliko (Lat. 60° 48′ N.), daß ein kleines, felſiges Eiland, etwa einen Kanonenſchuß von der Küſte entfernt, zur Fluthzeit faſt gänzlich unter Waſſer ſtehe, während ſich doch die Mauern eines Hauſes von 52 Fuß Länge, 30 Fuß Breite, 5 Fuß Dicke und 6 Fuß Höhe darauf befinden. Ein halbes Jahrhundert hernach, als Dr. Pingel dieſe Inſel beſuchte, war das Ganze ſo weit verſunken, daß bloß die Ruinen aus dem Waſſer hervorragten.

Die Colonie Julianahaab wurde im Jahr 1776 an der Mündung desſelben Fiords angelegt, und die Grundmauern ihres Waarenhauſes lagen an einem Felſen, das Caſtell von den däniſchen Coloniſten genannt, welcher jetzt nur bei ſehr niedrigem Waſſerſtande trocken liegt.

Die Umgegend der Colonie Frederickshaab (Lat. 62° N.) wurde ehemals von Grönländern bewohnt; allein die einzigen Spuren ihres vormaligen Aufenthaltes daſelbſt ſind Steinhaufen, über welchen jetzt der Fiord zur Hochwaſſerzeit hinwegfluthet.

Im Nordoſten der Colonie Godthab (Lat. 64° 10′ N.) befindet ſich ein Cap, welches St. Egede, der ehrwürdige Apoſtel der Grönländer, Bildmansnäß genannt hat. Zu ſeiner Zeit, 1721 — 1736, wurde es von mehreren grönländiſchen Familien bewohnt; jetzt aber liegt deren Winterwohnung zerſtört da, und der Fiord tritt zur Fluthzeit in das Haus. Kein gebornet Grönländer, ſagt Dr. Pingel, baut ſein Haus ſo nahe am Rande des Waſſers.

Die eben erwähnten Punkte wurden von Dr. Pingel ſelbſt beſucht, und er fügt auf die Autorität eines ſeiner Landsleute, eines ſehr glaubwürdigen Mannes, hinzu, daß auch zu Nappariſok, 45 engl. Meilen nördlich von Sukkertop (Lat. 65° 20′ N.), bei Ebbe die Mauern einer grönländiſchen Winterwohnung ſichtbar ſeyen.

Aus den nördlicheren Diſtricten ſind Hrn. Dr. Pingel keine Beiſpiele von Senkungen bekannt, doch vermuthet er, daß dieſe Phänomene bis hinauf zur Discobai (Lat. 69° N.) reichen. (Philos. Magaz. Vol. VIII., p. 73.)

Chronik der Reiſen.

Aus den Reiſen eines Amerikaners im ſteinigen Arabien.

(Schluß.)

Es war nicht meine Abſicht, fährt der Verfaſſer fort, daß die bigotten Moslemin mich mit der noch rauchenden Piſtole in der Hand und vor dem noch brennenden Feuer vor dem Grabe Aarons finden ſollten, und Paul und ich ſtürzten uns auf der entgegengeſetzten Seite des Berges mit einer Eile hinab, die nur die Furcht eingeben konnte. Wo wir nicht herabſpringen konnten, warfen wir die Schuhe von den Füßen, einer legte ſich auf den Rand des Felſen, gab dem andern die Hand und ließ ihn hinab: ſo rollten wir den Berg hinab, ohne uns von etwas aufhalten zu laſſen. Einmal waren wir in Verlegenheit, aber Paul ſah Waſſer hinabrinnen, und meinte, wo Waſſer laufe, da können wir auch hinkommen; denn ſeine glücklichen

Sprünge hatten seinen Muth erstaunlich gehoben, und wir folgten auch dem Wasser, fanden aber, daß es weniger Mühe hatte, seinen Weg zu finden, als wir. Nach einer halben Stunde des gefährlichsten Herabkletterns waren wir an der Basis des Berges, immer noch tausend, um unsere Bedeckung zu erreichen. Wir hatten nur ein kleines Thal zwischen uns und dem regelmäßigen Wege der Kamele, als wir hinter einem kleinen Felsenrisse den Kopf und Hals eines Dromedars sahen, auf dem ein Beduine saß, aber er drehte uns den Rücken, nach ihm kam ein anderer, noch einer und endlich ein Dutzend zu gleicher Zeit, die schwärzesten, häßlichsten, wildestaussehenden Vagabunden, die ich bis jetzt gesehen hatte. Einen Augenblick zuvor hatten Paul und ich uns über Müdigkeit beklagt, aber der Anblick dieser Ehrenmänner belebte uns unbegreiflich. Wir änderten unsere Richtung, und hielten an der Seite des kleinen Thales hin, als ob wir an den Felsen klebten; aber es war Alles umsonst, und die unwillkommenen Zeugen unseres Wettlaufes bemerkten uns bald. Sie riefen uns alle mit Einer Stimme zu, und wir beantworteten den Gruß, indem wir über unsere Schultern sahen, ohne unsern Lauf zu unterbrechen. In einer civilisirten Gesellschaft hätte man unsere Art, ihre Bekanntschaft abzulehnen, verstanden, aber die unmanierlichen Wilden waren entschlossen, die unsere zu machen. Unter lautem Geschrei ließen sie die Hatter der beladenen Kamele fallen, trieben ihre Dromedare an, ritten quer über das Thal hin, uns den Weg abzuschneiden, und wir waren fast, ehe wir uns umdrehen konnten, unter den Füßen ihrer Dromedare. Aber obgleich sie mit wildem Geschrei auf uns zugekommen waren, so schienen ihre schwarzen Augen vor Vergnügen zu glänzen, als sie uns bei der Hand nahmen. Aber ich sah ihre Demonstrationen mit einem verdächtigen Auge an, und obgleich ich ihren Gruß erwiederte, und sogar ihre schwarzen Gesichter küßte, so hätte ich doch lieber ein eisernes Gitter zwischen uns gehabt. Aber Paul benahm sich wie ein Held, obgleich er selbst zugab, daß er der größte Hasenfuß sey. Ich wußte, daß Alles von ihm abhing, und seine ersten Worte beruhigten mich; denn hätte er sein ganzes Leben mit dem Zähmen von Beduinen zugebracht, so hätte er sich nicht besser benehmen können. Er gab dem Einen die Hand, nahm die Pfeife aus dem Mund des Andern, gab dem Dromedar eines Dritten einen Tritt und dem Herrn einen Schlag auf den Rücken, während seine Zunge nie stillstand. Ich sah aus der bemerkenswerthen Suade, mit der er sprach, daß er log, so wie aus seinem ewigen Wiederholen des Namens Habib Effendi, dem ersten Minister des Pascha's, aber es ging ihm so schnell aus dem Munde, daß ich ihn nicht unterbrechen wollte. Zuletzt kehrten wir, alle zusammen schreiend und Pauls Stimme aus dem Getöse hervortönend, auf den Weg zurück, und suchten alle zusammen unsern Scheich. Als wir uns um eine scharfe Wendung im Wege drehten, sahen wir den Scheich und seine Leute in großer Verwirrung; einige kamen den Berg herab, andere ritten auf ihren Dromedaren herbei, der Bruder des Scheich galoppirte auf meinem Pferde her, und der Scheich selbst mit seinem langen rothen Mantel im Winde fliegend, kam über die Ebene her, seinen langen Speer in der Hand. Alle schienen uns in demselben Augenblicke gewahr zu werden, und hielten sogleich. Der Scheich blieb eine Weile still, erstaunt und verwirrt über das Gefolge, in dem er uns fand, spornte dann sein Pferd wieder, ritt einige Schritte, stieg ab und stieß seinen Speer in den Boden, uns zu erwarten. Seine Leute kamen auf allen Seiten herbei, und waren in einem Augenblick um seinen Speer versammelt. Er hatte den Pistolenschuß gehört, der ihn sehr beunruhigt hatte; seine Leute hatten ihn beantwortet, und sich zerstreut, uns zu suchen, und da sie uns in der Mitte einer solchen Horde fanden, fürchteten sie, wir hätten eine Blutrache auf uns geladen.

Der Geist der Lüge schien in uns alle gefahren zu seyn; ich für meine Person, in der Voraussetzung, daß es meinen frommen Freunden nicht besonders angenehm seyn könne, daß ich in das Grab Aarons mein Pistol abgefeuert habe, befahl Paul, zu sagen, daß wir ein Rebhuhn geschossen hätten. Der Scheich, ehe er die Fremden begrüßte, fragte mit zitternder Lippe nach der Ursache des Schusses, und die Antwort Pauls erleichterte ihm sichtbar das Herz, obgleich er sich nicht enthalten konnte, zu sagen: verflucht sey das Rebhuhn, verflucht das Pistol, und verflucht die Hand, welche es abgefeuert! Hierauf grüßte er die Ankommenden, und alle saßen um seinen langen Speer herum, zu rauchen und Kaffee zu trinken. Ich entfernte mich einige Schritte, und warf mich auf den Boden, wo ich anfing, einen Schmerz an der Hand zu fühlen, den ich bisher nicht bemerkt hatte. Das Pistol, das ich an dem Grab abgefeuert hatte, war von Paul mit zwei Kugeln und einer doppelten Ladung Pulver geladen worden, und hatte mich so gestoßen, daß meine Hand bis zum Knochen zerrissen war. Während ich meine Wunde so gut als möglich verband, sorgte der Scheich dafür, daß ich in meiner Abwesenheit nichts verliere. Ich habe schon von Pauls Lügengeist und meiner eigenen Sünde darin gesprochen, aber der Scheich stellte uns gänzlich in den Schatten, und erklärte mit dem entschlossensten Ton von Wahrheit, daß ich ein Türke sey, der eine Pilgerfahrt auf den Horeb unternommen, daß wir nicht in Petra gewesen seyen, daß der Pascha von Aegypten bei seinem Aufenthalt in Cairo Habib Effendi zu ihm geschickt, um ihn in die Citadelle bringen zu lassen, wo er mich auf dem Divan neben dem Pascha sitzend gefunden habe, daß der Pascha ihn bei der Hand genommen, und ihm gesagt, daß ich sein (des Pascha) besonderer Freund sey, und er mich zuerst auf den Horeb und dann nach Hebron führen, und mit seinem Kopfe für mich haften müsse. Paul kam und ging zwischen mir und den Beduinen, um mich auf dem Laufenden zu halten, und als ich hörte, wer ich sey, und daß ich so intim mit dem Pascha stehe, so kam mir vor, daß es doch für den besondern Freund des Vicekönigs nicht ganz anständig sey, so auf dem Sande zu liegen; ich stand daher auf, und nahm eine meiner neuen Würde zukommende Stellung an. Wir blieben etwa eine halbe Stunde, und da ich sah, daß die Sachen nicht schlimmer gingen, so nahm ich als ausgemacht an, daß sie besser gehen, saß auf, und sagte ihnen als eine Art von Unabhängigkeitserklärung, daß ich langsam vorausreite und daß sie mir nach Bequemlichkeit folgen könnten. Der Scheich blieb, mit meinen neuen Freunden Alles abzumachen; sie waren ein Theil des Stammes der Alwin, der am Eingang des Thals von Petra campirt, und gingen nach Gaza. Der Scheich befriedigte sie durch die Versicherung, daß wir nicht in Petra gewesen, und durch ein kleines Geschenk.

Der Reisende und seine Beduinen erreichten auf einem von Europäern unbetretenen Wege, wo römische Ruinen liegen, Hebron, wo ein großer Sturm über die Bezahlung ausbrach; aber die Araber, welche die türkische Besatzung der Stadt fürchteten, zogen dabei den Kürzeren. Von da ging er nach Jerusalem, ans todte Meer, über das er einige neue Details gibt, nach Jericho und in das Kloster der heiligen Saba; aber es fehlt uns an Raum, ihm in diesem Theil seiner Reise, der bekanntere Gegenden berührt, zu folgen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

6 November 1837.

Hiſtoriſche Erzählungen der Radſchputen.

2. Geſchichte Pertap Sings und Harnats.

Audey Sing herrſchte zu Bhalotra am Fluſſe Luny, aber ſein jüngerer Bruder Pertap war ein „Schacht aller radſchputiſchen Tugenden.“ Beide Brüder liebten einander ſehr. Zweihundert Dörfer ſtanden unter Audey's Herrſchaft, und Pertap war ſeines Bruders Foudſchdar und hatte zwei kleine Dörfer zu ſeinem Unterhalt. Zweihundertfünfzig Reiter folgten ihm, lauter Männer von erprobter Tapferkeit und guter Familie, die er hoch achtete und die ein gleiches Gefühl auch gegen ihn hegten. Täglich ward das Eſſen für Alle in Gegenwart von Pertaps Weibe vom Stamme Radſchawat zugerichtet, die dann jede Schüſſel nach dem Range deſſen, für den ſie beſtimmt war, ertheilte, und durch ihre Dienerinnen, oder Golihs, hinausſandte. Für die Kinder aller dieſer Männer ſorgte ſie ſo liebevoll, daß der Vater eines jeden ſich glücklich geſchätzt haben würde, im Nothfall ſeinen Kopf für Pertaps Sache aufzuopfern. Einige von ihnen machten ihn wohl gelegentlich aufmerkſam darauf, wie kärglich er bedacht ſey, da er nur zwei kleine Dörfer habe, während ſein Bruder ſich im Beſitz großer Güter befinde, allein er gab nicht Acht darauf.

Eines Tages kam Pertap zufällig durch Sindri, eines der Thala-Dörfer ſeines Bruders. Die Reiots, glaubend, ſie könnten dem Bruder ihres Herrn nicht zu viel Ehre erweiſen, gaben ihm ein Gaſtmahl, bei dem ſie Alles auftrugen, was nur zu haben war. Die Häuptlinge benutzten dieſe Gelegenheit abermals zu der Bemerkung, wie unrecht es ſey, daß der Rawal, ſein Bruder, nicht wenigſtens ein Dorf wie dieſes zu ſeinem Unterhalt ihm angewieſen. Mehrere ſprachen in dieſem Sinne, Surat Khatſchy aber rannte aus dem Saal hinaus, ſtieß ſeine Lanze in den Boden und rief: „Hier iſt meine Herrſchaft, hier will ich bleiben!“ Pertap Sing aber ſagte: „Das ſey ferne; lade nicht die Sünde Haramkhori's auf mein Haupt, denn bis auf den heutigen Tag iſt dergleichen in unſerm Hauſe nicht vorgefallen. „Zudem,“ fügte er bei, „iſt mein Weib in Dſcheſſole.“ — Die Häuptlinge aber erwiederten: „Wer wird deinem Weibe etwas anhaben? ſie iſt die Tochter des Rawals.“ Da Pertap ſah, daß alle Eines Sinnes waren, ſo ließ er Tadſch Pal Dſchetty kommen, ihm auftragend, den günſtigen Augenblick zur Beſitznahme zu erſpähen, und ſeine Leute herbeizuholen. Der Dſchetty bemerkte, daß ein ſolches Benehmen ſtrafbar ſey, erſah indeß ſeine Zeit, und da Fattih Tſchand kam, um ihm ein Nazzerane (Geſchenk) zu überreichen, ſo machte er ihn zu ſeinem Miniſter. Die Patels und Patwarries erſchienen jetzt und brachten ihre Huldigung nebſt Geſchenken dar, und da die Sache ruchbar wurde, ſo machte er ſich daran, ein Fort zu errichten.

Der Rawal ſandte eine Botſchaft an ſeinen Bruder und ließ ihm ſagen, daß er ſeine Ahnen beſchimpft habe; Pertap aber erwiederte, daß er, mit einem einzigen Dorf nicht zufrieden, 50,000 Rupien Einkünfte aus ſeinen Staaten ziehen möchte. Die Liebe zu ſeinem Bruder vermochte indeß den Rawal, nicht gegen ihn zu ziehen; ſondern er fügte vielmehr binnen drei Jahren noch ſo viel Gebiet zu Sindri, daß die Einkünfte bis auf 80,000 Rupien ſtiegen und vermehrte ſein Gefolge auf tauſend „Radſchputenſöhne.“ Er befand ſich an der Gränze von drei Königreichen, und nahm von jedem einen Theil, beſonders aber von Dſcheſalmir.

Der Bhatti-Häuptling Ragwant hatte dreizehn Söhne, von denen jeder einen Sirrab (Weiler) von einigen Bhilhütten und einem befeſtigten Hauſe, oder Kotac, errichtete. Einer der Söhne ward Harnat genannt, und dieſer beraubte eine Karawane, welche die Wüſte der beiden Seen durchzog, um zwei Laks, von denen er ein Fort errichtete. Der Graben war ausgemauert, 32 Ellen breit und 21 tief. Eine bretterne Brücke führte darüber, die nach Belieben aufgezogen werden konnte. Harnat dehnte ſeine Räubereien bis auf hundert Coß im Umkreis aus; aber er war vermummt, allein, und hatte unter ſeinen Kamelen zwei von ſo außerordentlicher Geſchwindigkeit, daß einem unerfahrenen Reiter das Waſſer in die Augen trat. Er wußte ſich in alle Geſtalten zu verkleiden, ſo daß nie entdeckt werden konnte, daß Harnat der Räuber ſey. Zwölf Pferde von hohem Werthe waren ſein Eigenthum, und dieſe fütterte er auf fremde Koſten.

(Fortſetzung folgt.)

Reiſeſkizzen aus Frankreich.

2. Aufenthalt in Bordeaux.

(Schluß.)

Wie als wenn das aus der Heimath verpflanzte Kind Spaniens erwartet habe, ich würde ihm nachfolgen, hatte es ſeine Schritte verzögert. Fürchte Dich nicht vor mir, ſchönes Mädchen, redete ich ſie an; ich will Dich durch die Nacht nach Hauſe begleiten, das, hoffe ich, recht fern ſeyn möge, damit Du mir viel von Deiner Heimath erzählen könneſt.

„Ich fürchte mich nicht vor Euch, Ihr ſeht ehrbar (honnête) aus, und ich vertraue Eurem Herzen, ſchon weil Ihr nach Spanien wollt."

„Daß ich bei Euch in ſo gutem Anſehen ſtehe, freut mich liebe Carmen . . . Dein Vaterland mußte Dir doch recht wehe thun, daß Du nicht mehr dahin zurückkehren willſt?"

„O nein, ich werde zurückkehren, nur nicht jetzt — jetzt weiß ich dort keinen Zufluchtsort für mich, der böſe Krieg hat Alles zerriſſen und verdorben — nicht wahr, mein Herr, dieſer Krieg wird nicht ewig dauern?"

„Gewiß nicht — vielleicht mag er ſchon im nächſten Jahre ſein Ende erreichen."

„O, das wäre ein großes Glück! wenn das ſüße Wort Frieden dort über die Pyrenäen nach Frankreich herübertönt, dann hält mich hier keine Gewalt der Erde zurück. Doch jetzt? Vater und Mutter ſind begraben, das elterliche Haus iſt ein Schutthaufen, der Bruder iſt Sergeant in den Reihen der Königin, und mein" —

Ich errieth Ihr Verſtummen, und vollendete ſo ihre Rede: „und Dein Freund iſt im Heere von Don Carlos."

„Ihr habt es errathen — mein beſter Freund iſt dort."

Und Du haſt ihn nicht vergeſſen?

„Nur mit dem Tode, Herr — er war für die Negros ausgehoben; Tags vor dem Abmarſche ſeiner Quinta ſagte er mit feierlicher Stimme zu mir: Carmen, dieſen Abend gegen Mitternacht erwarte ich Dich am äußerſten Ende des Paſeo. Zitternd ſchlich ich hin, weiche Accorde ſeiner Guitarre führten mich auf ſeine Spur. Wie ich mich ihm nahte, ſtürmte er heftiger durch die Saiten, und heftete ſeine Augen ſtarr, voll Leidenſchaft und Verzweiflung auf mich. Stumm und bewegungslos ſtand ich vor ihm — ach, Herr, ich fühlte deſto mehr. Auch er ſprach lange Zeit keine Sylbe; endlich ſang er mit unvergeßlich rührender Stimme die Worte:

Tu cara parece un cielo,
Tu pecho secretaria:
Si me guardas el secreto —
Seras de mi amor querida. *)

*) Im Deutſchen etwa:
Dein Antlitz ſcheint ein Himmel,
Dein Buſen keuſch und rein?
So treu Du wahrſt das Siegel —
Wirſt Herzens Liebchen ſeyn.

Siempre? rief ich. Siempre! antwortete er; *) siempre! mi angel, mi corazon — Dios lo ha entendido! Er faßte meine Hände, küßte ſie und legte die Guitarre in ſie mit den Worten: „Spiele ſie in guter Stunde, wenn Du Dich meiner erinnerſt — wehe, wenn das Beben dieſer Saiten nicht mehr Dein Herz erreicht." Dann eilte er fort, und ich ſah ihn nie wieder. Ich rettete die Guitarre aus dem lodernden Feuer unſers Hauſes, ſie begleitete mich durch die Länder, war mein einziges Eigenthum, als ich hier ankam, und iſt noch heute mein einziges Kleinod."

Und konnte er Euch nicht beſchützen?

„Ach, er war fern, als ſeine unwürdigen Gefährten meinen Vater erſchlugen, unſer Gut verwüſteten, die Mutter und mich vertrieben — Alles, ſagten ſie, meines geliebten Bruders, ihres Feindes wegen. Wir flohen nach Barcelona, wo meine arme Mutter, im Elende verzweifelnd, umkam. Ein fremder Herr nahm ſich meiner an. Seine Worte gefielen mir gut. Er wollte mich nach einem ſchönern, ruhigen Lande zu ſeiner Familie führen, wo ich alle meine Leiden vergeſſen würde. Wir ſchifften uns ein, und nach einer langen Reiſe kamen wir in Bordeaux an. O, wie glücklich fühlte ich mich, als ich das ſichere Land wieder betrat; denn jener Herr war ein böſer Menſch und wollte meine Unerfahrenheit mißbrauchen; aber ich hörte, wenn er ſprach, nur auf die Töne meiner Guitarre, deren geheimen Zauber er nicht kannte. Den erſten Abend nach unſerer Ankunft entſchlüpfte ich aus ſeiner Wohnung und lief, mit meiner Guitarre unter dem Arme, unaufhörlich von einem Thore zum andern, ohne zu wiſſen, warum und wohin. Die ganze Nacht blieb ich im hülfloſeſten Zuſtande ohne Dach, im Regen auf der Straße — zu wenig verſtand ich die franzöſiſche Sprache, um mich Jemanden mittheilen zu können, wozu mir auch der Muth fehlte. Endlich gegen Morgen trieb mich die Angſt, man möge mich wie ein ſchlechtes Mädchen von Polizei wegen aufgreifen, die Verzweiflung nach der großen Brücke, von der ich mich in die Garonne hinabſtürzen wollte. Da traf ich am nämlichen Orte wie Sie dieſen Morgen, Madame Bézon zu meinem Glücke. Die alte Frau plagte ſich, ein ſchlechtes Geſtelle aufzurichten, ich half ihr. Darauf fragte ſie mich: wohin willſt Du gehen? Mich ins Waſſer ſtürzen, antwortete ich in gebrochenem Franzöſiſch. So bleibe lieber bei mir. Es geſchah. Die Hoffnung kehrte wieder in mein Herz ein, etwas über ein Jahr ſind wir jetzt beiſammen, ein neues größeres Zelt haben wir unterdeſſen verdient, einen reinlichen Stand erhalten, eine beſſere Wohnung bezogen, wir leiden keine Noth, Arbeiten iſt meine Freude, und ich bin geſund und heiter" —

„Sage mir doch, liebe Carmen, wer iſt denn jene Frau von mittleren Jahren?"

„Eine unglückliche, verlaſſene Perſon, der wir uns angenommen haben."

„Die arbeitet wohl nicht ſo gern wie Du und Madame Bézon?"

„Nein, ſie iſt nicht gewöhnt zu arbeiten, außerdem leidet ſie an Nervenkrämpfen."

*) Immer! mein Engel, mein Herz — Gott hat es vernommen!

Wahrlich, in einem Augenblicke hatte ich hier einen ganzen wahren Roman gefunden, deſſen Heldin vor mir ſtand. Der Krieg, das elterliche Haus, die feindlichen Schwäger, das tragiſche Schickſal der Heldin, der Wollüſtling, der mögliche Zuſammenhang ſeines Lebens mit dem der koketten alten Jugend, die Kataſtrophe, das wunderbare Zuſammentreffen mit der Alten wendet ſie zum Guten — welche reiche Thatſachen zu einem intereſſanten Romane!

Die Spanierin und ich, wir waren unterdeſſen in eine enge Straße eingegangen. Vor einem hohen Hauſe ſtand ſie ſtill. „Dort wohnen wir," ſagte ſie, nach dem oberſten Stockwerke zeigend. „Ja, mein Herr, Sie werden in meinem ſchönen Vaterlande beſſere Menſchen finden als hier, ſo gern möchte ich mit Ihnen dahinziehen — hier bleibe ich ganz auf mich allein beſchränkt und will es bleiben. — Wann reiſen Sie ab?" ſetzte ſie leichthin fragend hinzu.

„Heute Morgen um 7 Uhr."

„Das iſt ſehr ſchnell, meinetwegen hätten Sie noch einige Tage hier bleiben mögen."

„Du biſt ſehr artig. Höre Carmen, ich möchte gern Eure Wohnung ſehen, darf ich einen Augenblick mit Dir gehen?"

„Ja, wenn noch Jemand zu Hauſe wäre, aber ſo — die Verleumdung iſt ſtark — beſonders ein unbeſchütztes fremdes Mädchen muß achtſam ſeyn — mein lieber Herr, es iſt unmöglich, ganz unmöglich; auch verlieren Sie nichts dabei; wir haben eine Küche und drei Stuben, in der einen ſchläft Madame Bézon und ich, in der zweiten die unglückliche Frau, in der dritten eſſen wir Abends zuſammen, wenn unſere Marktgeſchäfte beendigt ſind — reinlich, ſchmeichle ich mir, würden Sie Alles finden, obgleich von den Möbeln meine Guitarre das koſtbarſte iſt."

„Haſt Du Nichts nach Spanien zu beſtellen?"

„Grüßen Sie die lieben, rothblauen Berge meiner Heimath von der Verwaisten und ihre Bewohnerinnen von ihrer Schweſter — ach, Sie werden dort viel freundlichere Mädchen finden als hier — wie lieblich ſie ſich kleiden! und die ſchöne Mantilla und Alles das, was man hier nicht kennt, werden Sie ſehen — gewiß, das Leben iſt dort inniger" — Sie unterbrach ſich vor Rührung.

„Erlaube mir, theure Carmen, daß ich Dir dieß ſeidene Tuch um den Hals knüpfe — ſieh, es ſteht nicht übel, willſt Du es wohl in der Nacht, wenn Du dieſen Weg gehſt, zur Erinnerung an mich tragen?"

„Das will ich von Herzen gern, mein guter Freund — Nun, ich darf nicht länger ſäumen, gehen Sie mit Gott in mein Vaterland und bringen Sie meinem Bruder dieſen Kuß von der Carmen." Damit umarmte ſie mich raſch, und wie im Nu war ſie durch die Hausthüre verſchwunden.

Langſam und nicht ohne Zaudern entfernte ich mich von dieſem Orte. Die ſchöne Carmen hatte mich innig gerührt, und meine Begierde, Spanien zu ſehen, ſeiner Freiheit und ſeinem Glücke meine Kräfte zu widmen, noch vermehrt. Der Menſch iſt geneigt, das ſchöne Einzelne für das Allgemeine zu nehmen, und dadurch ſein Urtheil beſtimmen zu laſſen.

Daher ſagt Cervantes:

„una golondrina sola no hace verano." *)

Ich begab mich durch viele enge von meinen einſamen Tritten wiederhallende Gaſſen wieder zurück nach dem eleganten Stadtviertel, nach den dort befindlichen ſehr freundlichen Baumpartien. Die froſtige Nacht fühlte ich nicht mehr; weniger das Kohlenbecken und der Kaffee als die treue Catalanin hatten mich wieder durch und durch erwärmt. Nicht lange war ich ungeſtört meinen Betrachtungen und kühnen, jugendlichen Hoffnungen hingegeben, als aus der Ferne eigenthümliche Töne an mein Ohr ſchlugen, welche immer häufiger wurden — bald darauf ſollte ich ſie den ganzen Tag bis zum Ueberdruſſe hören. Da ich dem Geräuſche näher kam, unterſchied ich deutlich das Schnacken mit der Zunge gegen die obere Kinnbacke, womit in Weſtphalen die Schweinetreiber ihre Thiere zum ſchnellern Gehen anregen. Bald defilirten lange Züge von Eſeln an mir vorüber. Faſt auf jedem ſaß ein junges Landmädchen, unaufhörlich mit der Zunge ſchnackend, ziemlich bequem zwiſchen zwei Körben oder Krügen, die an beiden Seiten des Eſels herabhingen und mehr oder weniger hoch mit Früchten und Gemüſe aller Art beladen waren. Scherze und Gelächter unterbrachen nur zuweilen das Zwitſchern. Da ich nichts Beſſeres zu thun hatte, folgte ich einem der Züge. Mehr als eine halbe Stunde weit ging es in das entgegengeſetzte Stadtviertel. Obgleich die Zeit erſt zwiſchen 3 und 4 Uhr Morgens, war hier Alles voll Leben, ein großer Markt. Alle Buden waren geöffnet und erleuchtet, tauſend Lichter und Laternen erhellten die Straße wie am Tage, in ihrer Mitte hatte das Landvolk eine unabſehbare Menge von Gemüſe und Fruchtkörben in zwei Reihen für die davon bedürfenden Städter aufgepflanzt. Doch nicht bloß das Landvolk, auch ſtädtiſche Gewerbsleute waren in voller Thätigkeit und boten ihre Waaren zum Verkaufe an, die Bäcker brachten Brod in großen Maſſen, auf dem Fleiſchmarkte zerſchnitten und zerhackten Fleiſcher in langen Reihen von Buden fettes Schlachtvieh. Verzehrer und Verkäufer waren im emſigen Nachſuchen, überall handelte man und raſch wie im Fluge, an Speculanten ſelbſt fehlte es nicht. In Paris herrſcht die nämliche Sitte. Man ſagt, dort ſey Jemand in kurzer Zeit dadurch reich geworden, daß er einige Wochen lang alle Landproducte Nachts vorweg aufgekauft und dann wieder mit Nutzen einzeln losgeſchlagen habe. Eine neue Pariſer Idee, wie man dort eine kaufmänniſche Speculation nennt, gilt bekanntlich ſehr viel und wird von Capitaliſten mit Tauſenden bezahlt. Sobald die Mädchen und jungen Burſche vom Lande ihre Waaren an den Mann gebracht und einige Einkäufe in den Buden gemacht hatten, beſtiegen ſie wieder ihre Eſel und kehrten unter dem nämlichen Zungengeſchnacker und noch fröhlicherem Gelächter heim. War das bunte Gedränge, das bewegte Marktleben wie mit einem Schlage aus der einige Minuten vorher ganz lautloſen Stadt hervorgezaubert, ſo nahm es auch faſt eben ſo ſchnell wieder ab — kaum eine Stunde nach meiner Ankunft hatte ſich die Menge ſchon verlaufen, und ehe ich es mir ver-

*) Eine Schwalbe allein macht nicht den Sommer.

ſah, waren die Buden wieder verſchloſſen, die Lichter erloſchen und die Straßen menſchenleer wie zuvor.

Dieſe nächtlichen Märkte haben in allen größern Städten Frankreichs ſtatt; auch bei uns kommen ſie hie und da auf. Ich finde ſolche Sitte nicht nachahmungswerth. Das nächtliche Schwärmen der jungen Mädchen iſt ihrer Sittlichkeit gefährlich — in der Dunkelheit der Nacht iſt ſie leichter zu verletzen als in der Helle des Tages, wo die natürliche Schamhaftigkeit der weiblichen Schwäche zu Hülfe kommt.

Als ich wieder zurückkam, war es 6 Uhr. Ich trat in die jetzt geöffnete Poſtſtube, beſorgte mein Gepäck auf den Wagen, ſetzte mich, in den Mantel eingehüllt, auf meinen Platz, und ermüdet wie ich war, ſchlief ich bald ein.

So verging mein Aufenthalt in Bordeaux — in 20 Stunden kann man viel ſehen und erfahren, wenn man nicht ſchläft.

Die Ruinen von Selinunt.

An der ſüdlichen Küſte von Sicilien, ungefähr 10 engliſche Meilen öſtlich vom Cap Granitola, und zwiſchen den kleinen Flüſſen Madduini und Bilici — der Crimiſus und der Hypſa der Alten — dietet ſich dem Blick des Wanderers mitten in einer einſamen verödeten Gegend eine ungeheure Maſſe von Ruinen. Es ſind dieß die traurigen Ueberreſte der einſt ſo herrlichen Stadt Selinus oder Selinuntum, die vor mehr als 2400 Jahren von einer griechiſchen Colonie von Megara gegründet wurde. Von ferne, vom Meer aus betrachtet, ſehen dieſe Ruinen noch immer wie eine mächtige Stadt aus, kommt man aber näher, ſo ſieht man nichts als ein verwirrtes Gemiſch von verfallenen Gebäuden, Säulenſchäften, Capitälen, Gebälk und Kragſteinen, nebſt noch einigen wenigen verſtümmelten aufrechtſtehenden Säulen. So wie man auf der Sandfläche landet, die ſich nach und nach gebildet und den alten Hafen ausgefüllt hat, kommt man an eine mit einem Haufen von Ruinen angefüllte Stelle, von den Sicilianern die Marinella genannt. Dieſe Ruinen ſcheinen die Ueberreſte von drei Tempeln doriſcher Ordnung zu ſeyn, von dem der eine von den ſeefahrenden und handeltreibenden Einwohnern natürlich dem Neptun, und der zweite, aus gleichen Gründen, Caſtor und Pollux gewidmet war. Die Beſtimmung des dritten iſt unbekannt. Durch Corruption hat der Name des Platzes, auf dem der zweite Tempel ſteht, eine ſeltſame, wo nicht lächerliche Umwandlung erfahren. Pollux wird im italieniſchen Polluce genannt, und ſo erhielt jener Platz den Namen Terra di Polluce; hieraus haben nun die Sicilianer Terra di Pulce — das Land der Flöhe — gemacht. Die Größe der Säulen und der hier aufgehäuften Steinmaſſe iſt ungeheuer. Am untern Ende hatten die Säulen 5¼ Fuß im Umfang, und mancher Steinblock hält 25 Fuß in der Länge, 8 in der Höhe und 6 in der Dicke. Zwölf von den Säulen ſind höchſt regelmäßig gefallen, denn die zertrümmerten Theile der Säulenſchäfte liegen mit dem Fußgeſtelle, von dem ſie hinabſtürzten, in gerader Linie. Wenn die Architekten und Alterthumsforſcher, die das mühſame Geſchäft des Meſſens zwiſchen dieſen Haufen von Trümmern unternahmen, ſich nicht täuſchten, ſo war der größte von den drei Tempeln 354 Fuß lang und 154 Fuß breit. Es iſt dieß eine bei antiken Gebäuden dieſer Art ungewöhnliche Größe, denn jenes Wunder der alten Welt — der Dianentempel zu Epheſus — überſtieg dieſes Maß um nicht viel. Der große Tempel von Selinunt ſcheint Portiken von 6 Säulen in der Tiefe und von 8 in der Breite gehabt zu haben, nebſt einer doppelten Reihe von 16 Säulen an den Seiten. Auffallend iſt, daß alle Säulen der erſten Reihe an der öſtlichen Fronte cannelirt, die übrigen aber glatt ſind. Eine der cannelirten Säulen ſteht noch aufrecht, und iſt, mit Ausnahme des Capitäls, noch ſo ziemlich erhalten. Die Cannelirung ſelbſt iſt übrigens nicht im gothiſchen Styl, denn jede Rinne iſt von der andern durch eine Leiſte getrennt. Das Material, woraus die Säulen und übrigen Gebäude beſtehen, iſt ein feinkörniger, ſehr harter Stein, der einen Ton gibt, wenn man mit dem Hammer daran ſchlägt. Er ward aus einem naheliegenden Steinbruche bei einem Orte, Campo Bello genannt, gewonnen, wo noch viele Maſſen, nur theilweiſe vom Felſen getrennt, zu ſehen ſind, ſo daß es ausſieht, als wäre die Arbeit plötzlich unterbrochen worden. Eine Reihenfolge noch ziemlich wohl erhaltener Stufen führt von der Marinella nach der Akropolis, wo man die Spuren von bedeckten Wegen, Thoren und Mauern, alles aus Quaderſtücken, noch ringsum den Hügel bemerken kann. Ein wenig weſtlich von der Akropolis liegt der kleine, giftige Dünſte aushauchende, zum Theil mit Sand verſchüttete See Phalici. Vor Alters wurde er Stagnum Gonusa genannt, und es heißt, der große Philoſoph Empedokles habe ihn gereinigt, und die Luft umher dadurch geſund gemacht, daß er einen Strom reinen Waſſers hindurchleitete. Die unfern gelegene Quelle der Diana, die dieſen Strom ſpeiſte, gibt noch immer herrliches Waſſer in großer Menge; allein da man ſie über die ganze Ebene ſich ausbreiten läßt, ſo trägt ſie jetzt auch ihren Theil zu der von dem ſtehenden See erzeugten Malaria bei. Das umliegende Land iſt ganz unbebaut und, da wo kein Sumpf, mit Unterholz, Zwergpalmen und Myrtengebüſch von ungewöhnlicher Größe bedeckt. Sechs Monate im Jahr iſt Selinunt ein ſehr ungeſunder Aufenthalt, und obſchon der Reiſende den Tag über die Ruinen beſuchen kann, ohne angeſteckt zu werden, ſo iſt es doch unmöglich, im Sommer auch nur eine einzige Nacht dort zu ſchlafen, ohne die Malaria in ihrer bösartigſten Form zu erfahren. Vier brittiſche Künſtler machten im Jahr 1823 den Verſuch; alle erkrankten, und Hr. Harry, ein junger Architekt, ſtarb an den Folgen der Krankheit in Sicilien. Dieſe Herren machten eine ziemlich bedeutende Entdeckung; ſie fanden bei ihren Nachgrabungen in der Nähe eines der Tempel einen Kragſtein mit Reliefſculpturen in einem ganz eigenen Styl, der mehr Aehnlichkeit mit dem ägyptiſchen oder etruskiſchen als mit dem griechiſchen aus ſpäterer Zeit zu haben ſcheint. Selinunt wurde während der carthaginienſiſchen Kriege in Sicilien erobert, und von Hannibal zum Theil zerſtört. Die Stadt ward indeß wieder hergeſtellt, und blieb noch lange nachher ein bedeutender Ort. Aus der Art, wie die Trümmer auf einander liegen, erhellt, daß die Stadt durch ein Erdbeben zerſtört wurde; wann dieß geſchah, iſt jedoch nicht bekannt. Wenige Meilen weſtlich von den Ruinen, an einem jetzt ſehr unbedeutenden Fluß, wurde unter Blitz, Donner und Regen eine der berühmteſten Schlachten des Alterthums geſchlagen, in welcher der unſterbliche Timoleon einen glänzenden Sieg über die Carthaginienſer erfocht. Die Ereigniſſe des Alterthums in dieſem Lande leben in Sagen fort, und das Volk führt die Namen Mago, Hamilcar, Hannibal, Agathokles, Dyoniſius und Timoleon häufig im Munde, wiewohl es oft einen mit dem andern verwechſelt, und manchen auf ſo lächerliche Weiſe verſtümmelt wie den des Pollux.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Literariſche Anzeige von Friederich Fleiſcher in Leipzig.)

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 November 1837.

Ansichten von Pesth.

2. Oeffentliches Leben und Treiben.

Unter wenigerem Zwange wie in Pesth dürfte man wohl schwerlich irgendwo in einer großen Stadt leben können. Diese Freiheit und Ungebundenheit erstreckt sich bis auf die Thiere, wie man namentlich an den vielen Hunden sehen kann, die gleich ungenirten Libertins die Gassen durchfegen, und sich daß wundern würden, wenn der Knecht des Wasenmeisters sie kollé schleppen wollte. Trotz alle dem aber hört man selten von einem Unfug, den eine dieser Bestien gestiftet; auch soll der Fall fast unerhört seyn, daß einer toll geworden und Unglück angerichtet hätte. Sie wandeln zwischen den Menschen herum, als bildeten sie einen integrirenden Theil der Gesellschaft, machen auch ihre Streitsachen unter einander aus, ohne daß sich etwa Jemand viel darum kümmert oder sich in ihre Händel mischt.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich schon, daß die hiesige Polizei nichts weniger als lästig streng seyn könne. Nichts in der Welt aber haßt der Ungar wohl mehr, wie eine beengende und sich in seine öffentlichen Angelegenheiten mischende Polizei. Dieß geht so weit, daß ich mich eine hohe Wette einzugehen getraue, es werde jeder Magyar von altem Schrot und Korn unter keiner Bedingung die Stelle eines Polizei-Officianten in irgend einer deutschen Stadt annehmen, wären auch damit die glänzendsten Einkünfte verbunden, und wäre er auch in einer drückenden Lage. Ohne Zweifel könnte es in Pesth augenblicklich zu einem Tumulte führen, wollte die Polizei bei irgend einer nächtlichen Orgie, deren oft genug vorkommen, einschreiten und die Sache unterbrechen. Ich habe es erlebt, daß fast eine ganze Nacht hindurch in dem Gasthofe, wo ich wohnte, gezecht und getobt, und am Ende der Schauplatz auf die Straße verlegt, zugleich, zwar mit musikalischen Instrumenten, eine wahre Katzenmusik stundenlang aufgeführt wurde, ohne daß sich nur etwas von Polizei geregt und wenigstens Mäßigung geboten hätte. In hohem Grade lobenswerth muß es jedoch erscheinen, daß diese Freiheit nur in höchst seltenen Fällen zu eigentlichen Excessen mißbraucht wird. Jedermann ist an solche Auftritte gewöhnt und nimmt weiter kein Aergerniß daran, und die sie veranlassen, überlassen sich ihrem guten Humor, wobei sie fast nie in Streit gerathen, so heiß auch sonst das Blut des Ungarn ist.

Zu den polizeilichen Licenzen dürfte es auch zu zählen seyn, daß in einem Winkel, dicht am Haupteingange des Theaters, eine wahre Anlage zur Salpetergewinnung stattfindet. Jedermann, die Frauen freilich ausgenommen, braucht da seine Bequemlichkeit, was denn zur Entwickelung einer Luft beiträgt, die sich in einem weiten Umkreise verbreitet, und die unter andern beim jedesmaligen Aufziehen des Vorhanges im Theater pestilenzialisch auf die Zuschauer strömt. Unstreitig stehen die Thüren zur Bühne stets offen, und es bringt auf diesem Wege jene Luft ein. Den eingebornen Pesthern, selbst den zartesten und gebildetsten Damen, sieht man bei allem dem auch nicht die mindeste Unbehaglichkeit an, und ich habe niemals auch nur ein Fächern zum Vorschein dabei kommen sehen. Wer in der übrigen civilisirten Welt sollte die Macht der Gewohnheit wohl für so stark halten!?

Bin ich einmal aufs Theater gekommen, so füge ich auch noch einige Worte über dasselbe bei, was ich hier um so eher thun kann, als es ohne alle Frage zum öffentlichen Leben gehört. Das Haus ist großartig und in mancher Hinsicht zu luxuriös gebaut. Seine Höhe ist ungeheuer und übertrifft die meisten deutschen Theater. Jede Etage, deren bis ins Paradies hinauf sechs über einander sind, ist höher, als nöthig wäre. Wie es um die Akustik stehe, kann ich nicht angeben, da ich stets im Sperrsitze und nahe an der Bühne war. Ein milderes Publicum finden Thaliens Diener selten, wie das hiesige. Des Beifallrufens, Klatschens, Pochens ist kein Ende. Was anderwärts als Ausdruck des Mißfallens gilt, das Pochen mit den Stöcken, das ist hier der Ausdruck des höchsten Beifalls. Schlimm ist es aber für die wirklich guten Subjecte, weil ein solcher immerwährender Beifall keinen Werth mehr haben kann, und weil er dem Mittelmäßigen wie dem Ausgezeichneten in gleichem Maße gespendet wird. — Man würde zuletzt an allem gebildeten Geschmacke des hiesigen Publicums zweifeln, wenn man nicht zwischen dem bis zum Toben oft genug ausbrechenden Applause einzelne gemäßigte Stimmen vernähme, denen man es anhört, daß sie weder zu den freiwilligen noch gedungenen Claqueurs gehören. — Die Schaulust ist übrigens in Pesth nicht gering, denn trotz dem, daß das

neue ungarische Theater dem deutschen eine Menge von Besuchern entführt, so ist dieses doch fast stets gefüllt und bedarf nur selten der sogenannten Ziehstücke, um das Haus nicht leer zu sehen.

In die Rubrik der Ueberschrift der hier gegebenen zweiten Ansicht gehört auch die Post. Bei dem großen, ausgedehnten und fortwährend ungemein belebten Verkehre, welcher so viele Fremde aus allen Weltgegenden herbeizieht, und eine überaus starke Correspondenz veranlaßt, ist es dem Ausländer fast unglaublich, daß Pesth kein Hauptpostamt, sondern eigentlich nur eine Briefabgabe hat. Alle Gelder und Pakete, welche mit der Post versandt werden sollen, müssen nach Ofen geschafft werden. Sind letztere für das Ausland bestimmt, so müssen sie zuvor in Pesth auf das Dreißigstamt (Zollamt) gebracht und untersucht werden. Nun denke man sich die dabei vorkommenden Unbequemlichkeiten. Jemand wohnt z. B. am äußersten Ende der Stadt, bringt sein Paket aufs Dreißigstamt, wohin er eine halbe Stunde hat, wird hier vielleicht eine Stunde und länger aufgehalten, und schafft es endlich nach Ofen auf die Post, wohin er wiederum eine gute halbe Stunde zu gehen hat. Das Alles mag noch hingehen. Nun aber tritt der Winter ein, die Donau geht mit Eise, die Schiffbrücke ist heraus genommen, die Ueberfahrt ist Tage lang gefährlich, nicht selten ganz unmöglich! — Welch' eine Hemmung aller Geschäfte! Die neue Brücke, mit deren Bau man sich gegenwärtig mit allem Ernste beschäftigt, wird ohne Zweifel allen diesen Uebelständen abhelfen.

Obgleich im Mittelpunkte von Ungarn gelegen und als das Herz dieses Landes zu betrachten, wird in Pesth doch vorzugsweise deutsch gesprochen. Der Verdruß der Magyaren hierüber hat sich schon oft genug öffentlich ausgesprochen, und das neue ungarische Theater ist eine Frucht desselben. Nachdem es auf dem letzten Landtage durchgesetzt worden, daß die ungarische Sprache bei allen öffentlichen Verhandlungen, anstatt der lateinischen, angewandt wird, hat sie an Ansehen gewonnen, und es sind auch die Deutschen gezwungen, sich derselben zu befleißigen.

Obgleich das Thema der Gasthöfe ebenfalls zum öffentlichen Leben gehört, so gebe ich es doch, als für sich bestehend, einzeln.

Historische Erzählungen der Radschputen.

2. Geschichte Pertap Sings und Harnats.

(Fortsetzung.)

Im Dorfe Kaluna im Pergannah Dscheitan wohnten ein Tscharan und ein Bhat, die gemeinschaftlich das Feld bebauten, aber nichts wollte gedeihen. Deßhalb sagte Sutan, der Tscharan, zu dem Bhat, daß Harnat, der Bhatti, das Land beraube, und schlug vor zu ihm zu gehen. Sie packten einige Lebensmittel zusammen, machten sich auf den Weg und bettelten sich nach Sindri. Hier kamen sie Nachmittags an. Das Aml- (Opium-) Gefäß ward gefüllt und der Gugri*) zubereitet. Pertap Sing befand sich mitten unter seinen 500 Radschputen; die Schilder wurden zusammengeschlagen als der Tscharan und der Bhat ihren Segen sprachen. Der Barde sang ein Lied und wurde eingeladen seinen Aml zu nehmen. Der Tscharan sagte: „Ich habe von deinem Vater rühmen hören, daß er den Tscharans und Bhats Pferde und Kleider schenkte und sie gut bewirthete; und was ich von ihm hörte, das erwarte ich von Dir." Pertap erwiederte: „Nicht eine Gais sollst Du haben; Aml, Brod und Nahrung auf zwei Tage, und dann ein Paar Rupien, wenn Du abreisest, ist Alles, was Du zu erwarten hast." Der Tscharan entgegnete hierauf mit Nachdruck: „Gib mir einen Mann, der uns den Weg zu Harnat von Sirrad zeige." Auf diese Rede sagte einer der Radschputen spöttisch zu dem Tscharan: „Ei, ja doch; geh Du nur zu Harnat, der gibt den Tscharans und den Bhats Pferde und Kleider." Ein Führer wurde ihnen nur bis zur Gränze mitgegeben.

Der Tscharan erreichte Sirrad und sah nur fünf Hütten und einen Sami (Eremiten) bei dem Feuer sitzen. Er fragte diesen, wann Harnat zu sprechen sey und erhielt zur Antwort: „Nachmittags, in der jenseitigen Veste." Der Tscharan wartete geduldig, als ein Knabe mit einer Hukah und einem Teppich erschien, den er auf den Boden breitete. Harnat kam bald darauf und setzte sich, und der Tscharan sprach seinen Subradsch, oder Segen, über den Graben hinüber. Er sey, fügte er bei, ganz allein von Kaluna gekommen, um ihn zu besuchen, weil er von seiner Freigebigkeit gehört, und habe unterwegs zu Sindri angehalten, wo er von Pertap Sing erfahren, daß dieser nächstens kommen werde, um den Sirrad zu berauben. Harnat, der den Tscharan für einen Spion hielt, gab ihm eine Kleinigkeit und schickte ihn fort.

Der Tscharan kehrte nach Sindri zurück und begegnete beim Eintritt in den Ort einem der Radschputen Pertaps, der sich über den Tscharan lustig machte, weil er zuvor gewußt hatte, daß er seinen Weg vergebens machen werde. Dieser aber, in seiner Erwartung getäuscht, war nur um so mehr geneigt, Unheil auszusäen. Er erwiederte daher, daß Harnat ihm zwei Wechsel für den Bhat und ihn, jeden von 100 Rupien und etwas Geld zur Reise gegeben habe; als Freund des Häuptlings von Sindri könne er jedoch nicht verschweigen, wie Harnat erklärt habe, er wolle ehestens den Fürsten von Sindri in sein Fort entführen und sich ein Lösegeld von ihm bezahlen lassen.

Einige Tage später erhielt der Rawal Pertap ein Aufgebot nach Dschudpur zu gehen. Beim Aufbruch nahm er seinen Minister Fattih Tschand bei Seite, und sagte zu ihm, wenn er irgend einen Reiter auf einem Kamel nach Sindri hinein lasse, so mache er ihn zu seinem bittersten Feinde. Pertap begab sich nach Dschudpur, und der Bania war sehr wachsam, schrieb auch oft nach Dschudpur um Pertap zu versichern, daß er ganz ruhig seyn könne.

Eines Tages kam Harnat als ein Mindwarra Bahora (Geldverleiher) verkleidet, und sein Schwert in einen ledernen Sack verborgen, auf einem Elephanten reitend nach Sindri. Er ward am Thore angehalten und sein Erscheinen dem Fattih berichtet, der ihn fortweisen ließ. Die Radschputen am Thor aber

*) Eine Art Suppe, die nach dem Opium gegessen wird.

ſagten: „Warum ſoll man den Mahat nicht hereinlaſſen?“ und ſo wurde ihm das Thor geöffnet.

Der Bania hatte zwei Kinder; dieſe baten ihn um Erlaubniß, in einen Garten außerhalb des Orts gehen und Obſt pflücken zu dürfen. Anfangs ſchlug er es ihnen ab, endlich aber gab er doch ihren Bitten nach. Der Spion Harnats — jener Einſiedler, von dem ſchon die Rede war — eilte, ſeinem Herrn den Umſtand wegen der Kinder zu berichten. Sein ſchnellfüßiges Kamel ſtand ſchon außerhalb bereit; er ging zur Stadt hinaus, und ſah eben die Kinder zurückkommen. Der Spion gab ihm ein Zeichen und zog ſich dann zurück. Harnat hatte ſein Kamel ſich niederlegen laſſen und ſtellte ſich, als habe er etwas am Sattel zu richten. Als die Kinder mit ihrem Aufſeher näher kamen, bat er den letzten, ſeinen Fuß auf die Kniee des Kamels zu ſetzen, während er aufſteige. Eins der Kinder trat dicht heran; der Aufſeher wies es zurück, Harnat aber redete ihm zu näher zu kommen, und als er es erreichen konnte, ergriff er es am Arm und ſchwang ſich mit ihm auf das Kamel. Der Bhadſchah (Aufſeher) machte Lärm; Fattih, der Bania, war in Sorge um ſeinen Sohn, aber mehr noch wegen der Schmach, die ſeinem Herrn durch das freche Beginnen Harnats widerfahren war. Er verfolgte den Dieb mehrere Coß weit, verlor ihn aber bald aus dem Geſicht. Harnat führte das Kind in ſein Fort und übergab es ſeinem Weibe, indem er ihr einſchärfte, es ſorgfältiger als ſeine eigenen zu warten.

Nach einigen Tagen ſchon kam die Nachricht nach Dſchudpur, und Pertap ſchrieb von da, daß er ſeinen Miniſter hinrichten laſſen wolle, wenn er auch nur eine einzige Rupie als Löſegeld für ſein Kind biete. Er ſelbſt werde bald kommen, und wenn er dann nicht des Räubers Fort der Erde gleich mache, wolle er auf den Namen eines Radſchputen verzichten.

Drei Monate waren verfloſſen, als Harnat ſagte: „Wenn Pertap ſeinen Muth auf ſolche Weiſe zeigt, ſo will ich ihn ſo lange peinigen, bis er es vom Nagel ſeiner kleinen Zehe an bis in ſeinem Haupte fühlt. Ich muß einſt ſterben und will mir daher einen Namen machen, denn dieſes Leben iſt ein mühevolles.“ Bald darauf begab er ſich mit einem andern Radſchputen wieder nach Sindri und ſtieg bei einem Garten ab, wo ein Bhue halb betrunken lag. Dieſer ſagte: „Du hätteſt beſſer gethan, nicht hier zu halten, denn der Rawal hat Befehl gegeben, alle Reiter auf Kameelen zu ergreifen. Harnat ſchenkte dem Bhue vier Rupien, was dieſen ſehr erfreute und ſagte: „Ich bin Harnat, der Renner, und werde Dir bei jedem Be uch eine gleiche Summe ſchenken.“ Dann trug er ihm auf, für ſein Kamel Sorge zu tragen bis gegen Sonnenuntergang, wo er wieder kommen werde. Dem Radſchputen, ſeinem Begleiter, war indeß nicht wohl zu Muthe, und er ſagte zu Harnat, daß er ſeine Hand in eine Schlangenhöhle ſtecke. Dieſer aber erwiederte: „Bleib' bei dem Kamel, und bin ich am nächſten Morgen nicht wieder zurück, ſo ſetze dich auf und reite davon, tauſend Pferde werden Dich nicht einholen.“ Als die Nacht einbrach, ging er nach Sindri, ſtieg gerade unter dem Rawala (Frauengemach) in den Graben, kletterte auf einen Baum und verbarg ſich in deſſen dicht belaubten Zweigen. Des Rawals Weib richtete gerade wie gewöhnlich die Speiſen für das Gefolge ihres Gatten an, als es furchtbar zu regnen anfing und drei Stunden lang anhielt. Harnat war von Kälte ganz erſchöpft, und da er Opium zu eſſen pflegte, ſo ſchlief er ein und Schild und Schwert entfielen ihm. Die Radſchawatni (des Rawals Weib) hatte ihre Kinder, nachdem ſie ſie mit Reis und Milch geſpeiſt, ſchlafen gelegt, und begab ſich dann mit Schwert und Schild in ihr Gemach, während eine ihrer Frauen bei dem Leuchten eines heftigen Blitzes eines von Harnats Beinen zwiſchen den Zweigen des Baumes bemerkte und laut aufſchrie. Die Radſchwatin rief, ſie wolle ihr die Zunge ausſchneiden, wenn ſie den Schrei zu wiederholen wage, denn es ſey kein Grund zur Furcht vorhanden, da Wachen ringsum ſtünden und ſie möge nur ſehen, was es ſey. Die Frau war aber zu ſehr erſchrocken und ſo ging die Radſchwatin ſelbſt und ſah in der That einen Mann beſinnungslos auf dem Baume liegen. Sie rief, erhielt aber keine Antwort. Sie verſetzte ihm mit dem Gefäß ihres Schwertes einige Schläge, er aber fühlte es nicht. Hierauf ließ ſie ihn von ihren Frauen in den Saal tragen, auf eine Matraze legen, mit einer ſchweren Decke zudecken, und ein Feuer anzünden. Die Hitze belebte ihn wieder und nun bereitete die Radſchwatin den Ami und ließ ihn durch ihre Frauen dem Erwachten geben. Als Harnat ganz wieder zu ſich gekommen war, und die Radſchwatin bewaffnet vor ſich ſah, ſagte er bei ſich: „Harnat, am Ende biſt du gar gefangen.“ Die Radſchwatin fragte nun, wer er ſey, und forderte ihn auf die Wahrheit zu ſagen, ſonſt würde ſie ihn tödten. „Mutter,“ erwiederte Harnat, „ich bin Harnat Sing, der Mann, der eures Bania's Sohn raubte.“ — „Und was führte Dich hieher?“ fuhr die Radſchawatin fort. „Dem Regen nur habt Ihrs zu danken,“ antwortete er, „ſonſt würde ich Euch in Staunen geſetzt haben.“

Die Radſchawatin begann nun bei ſich zu überlegen, in welch bedenklicher Lage ſie ſich befand, und wie die Welt von ihr, als einer Frau, leicht etwas argwöhnen könne, was ihrer Ehre ſchade. Sie gab Harnat Schwert und Schild zurück und ſagte: „Kehlabſchneider, komme ja niemals wieder. Ich bin ein Weib und wünſche Deinen Tod nicht; bei einem zweiten Beſuch aber iſt es verfallen. Wenn ich Lärm machen wollte, wäreſt Du verloren, denn es wohnen Männer hier. Zudem,“ fügte ſie noch ſpöttiſch bei, „ſey ihr Gemahl abweſend und mithin die Zeit zu ſolchen Heldenthaten nicht gut gewählt. Harnat verſicherte, er werde wieder kommen, wenn der Rawal daheim ſey. Des Morgens, als die Hirten austrieben, und die Leute in die Mühle gingen, ließ ſie Harnat aus Sindri hinaus. Er erzählte ſein Abenteuer ſeinem Begleiter und dieſer ſagte: „Du kannſt in des Löwen Höhle ſchlafen, wenn Dir's gefällt; ich aber will den Tod eines Hundes ſterben, wenn ich Dich jemals wieder auf einem ſo tollen Unternehmen begleite.“ Harnat machte ſich über ſeine Feigheit luſtig, und ſo ſchwatzend erreichten ſie Sirrad.

Nach langem Aufenthalt zu Dſchudpur gab der Radſchah endlich die Erlaubniß, daß Pertap zurückkehren durfte. Er beſchenkte ihn reichlich und bot ihm Kanonen und Truppen an, was Pertap ablehnte. Er ordnete ein Feſt drei Coß von Sin-

dri an; als es bereitet war, sammelten sich alle Häuptlinge und Reiots um ihren Herrn, der jedoch seinen Minister Fattih Tschand nicht sprechen wollte, weil er unzufrieden mit ihm war, die Radschputen nahmen aber alle Schuld auf sich. Als das Fest vorüber war, eilte Pertap zu Hause, in sein Frauengemach; die Radschawatin gab ihm Wein, um ihn nach den Beschwerden der Reise zu stärken und beide schliefen ein.

(Schluß folgt.)

Die Stadt Buffalo.

Einer der hervorstechendsten Züge in der Geschichte der Vereinigten Staaten ist die ungeheure Schnelligkeit, mit welcher mehrere ihrer Städte, Flecken und Dörfer aus einem Boden emporsteigen, der vor wenigen Jahren noch eine Wildniß war. Wir begegnen dieser Erscheinung hauptsächlich in den unermeßlichen Ländern westlich vom Ohio, doch ist sie keineswegs auf die westlichen Staaten ausschließlich beschränkt, denn in einigen der mittleren Staaten, besonders in dem von New-York, war das schnelle Emportauchen einer Menge von Städten und Ansiedelungen wahrhaft überraschend. Unter mehreren Beispielen dieser Art sind Utica, Ithaca, Rochester und Buffalo zu nennen, und es ist die letztgenannte Stadt, von der wir hier hauptsächlich sprechen wollen. Buffalo ist der einzige Hafen von Bedeutung am westlichen, zu den Vereinigten Staaten gehörigen Theil des Sees Erie. Sein naher Nachbar, Blackrock, war vor kurzem noch sein entschiedener Nebenbuhler, sah sich aber aus einer oder der andern Ursache genöthigt, die Palme seinem glücklichern Rivalen zu überlassen. Während des letzten Krieges mit England hatte Buffalo schon einige Bedeutung erlangt, denn es war damals ein mäßiges Dorf, das einige Handelsschiffe von 40 bis 50 Tonnen besaß; da aber die amerikanischen Truppen unnützerweise das Fort George in Obercanada angezündet hatten, so setzten die Engländer von Fort Erie über, und machten dem Gesetz der Widervergeltung zufolge das Dorf Buffalo der Erde gleich. Beide Orte wurden gleich nach Ende des Kriegs von 1812 und 1815 wieder aufgebaut. Fort George erlangte nach Verlauf von mehr als 20 Jahren seine frühere Größe wieder, Buffalo aber begnugte sich damit nicht, sondern ist seitdem eine Stadt von 12,000 bis 15,000 Einwohnern geworden. Keine andere Stadt im Innern der Vereinigten Staaten, selbst Pittsburg nicht ausgenommen, kann sich der commerciellen Bedeutung rühmen, welche Buffalo besitzt; denn es betreibt fast den ganzen Handel des weiten, im Aufschwunge begriffenen Landes, das mit den Seen gegen Westen in Verbindung steht. Hier mündet der große westliche Canal aus, der von Albany aus eine Strecke von 362 Meilen durchschneidet, so daß die Producte des Westen aus den Schiffen, welche die Seen befahren, in die prachtigen Canalboote umgeladen werden können, die dann, nachdem sie Albany am Hudsonflusse erreicht haben, von Dampfbooten ins Schlepptau genommen und nach New-York geführt werden, oder auch in den nördlichen Canal einlaufen können, der mit dem See Champlain in Verbindung steht, von wo aus dann die Waaren auf der Eisenbahn nach dem St. Lorenzoflusse bei Montreal gebracht werden. Obschon der Hafen vollkommen sicher ist, wenn die Schiffe sich einmal innerhalb der Barre an der Mündung des Buffalo-Kriks befinden — wie der kleine aber tiefe Fluß genannt wird — so ist die Ueberfahrt über diese Barre bei ungünstigem Winde für Segelschiffe doch gefährlich und schwierig. Seit jedoch die Dampfboote immer mehr in Aufnahme kamen, schafften die unternehmenden Bewohner von Buffalo ihre Segelschiffe größtentheils ab, und man sieht nun statt der großen Schooner, Sloops und Briggs ihren Hafen von Dampfbooten von 100 bis zu 500 Tonnen angefüllt. Die Producte fremder Länder werden von New-York aus gerade nach diesem Emporium des Westen geführt, so daß die von Europa in jener Stadt ankommenden Waaren Buffalo oft schon binnen weniger als vierzehn Tagen und die Niederlassungen am äußersten Gestade des Michigan in 21 Tagen erreichen. Die Zahl der Dampfboote, welche vom Hafen von Buffalo aus- und dort einlaufen, beträgt ungefähr vierzig, doch ist dieß nicht die Gesammtzahl aller auf dem See fahrenden Dampfboote, denn es gibt deren noch einige auf der canadischen oder brittischen Seite, und einige andere, welche nach Blackrock gehören. Vor zwanzig Jahren befand sich noch nicht ein einziges Dampfboot auf dem See Erie. Die Entfernung vom Buffalo bis zum südlichen Ende des Michigansees beträgt ungefähr 1000 Meilen, und nach diesem fernen Gestade fahren gelegentlich einige Schiffe, um die dort Wohnenden mit den ausländischen Artikeln zu versehen, welche sie bedürfen, wogegen sie dann den Ueberfluß ihrer Erzeugnisse als Rückladung nehmen. Buffalo ist indeß, gleich allen übrigen Häfen der großen Seen, kein Winterhafen, denn sobald diese Jahreszeit sich einstellt, wird nicht nur der Canal und Krik oder Hafen durch das Eis geschlossen, sondern auch der See selbst friert vom Lande aus bis auf eine Strecke von 10, 20, ja 40 Meilen zu, je nachdem die Kälte mehr oder minder streng ist. Die Schifffahrt hört schon Anfangs December auf, und wird — ausgenommen bei ungewöhnlich milder Witterung — erst anfangs Mai wieder eröffnet. Diese lange Unterbrechung ist ein großer Nachtheil; da man dieß aber voraus weiß, so treffen die dort wohnenden Leute ihre Anordnungen, und fühlen deßhalb die Unbequemlichkeit in geringerem Grade.

Die Stadt Buffalo liegt auf einer kleinen Anhöhe, die vom Hafen aus gegen Nordost allmählich ansteigt. Eine geräumige Hauptstraße mit mehreren Seitenstraßen zur Rechten und Linken durchschneidet die Mitte der Stadt. Die meisten der Häuser, besonders in den Hauptstraßen, so wie die Kirchen und öffentlichen Gebäude sind aus Backsteinen errichtet. An den Ufern des schlammigen Kriks, die noch vor zwanzig Jahren mit Waldung bedeckt waren, befindet sich jetzt eine bequeme Werfte und lange Reihen von Niederlagen mit den Producten aller Welttheile angefüllt. Drei bis vier Meilen von der Stadt liegt eine indianische Ansiedelung von mehreren hundert der ehemaligen Bewohner der Wildniß; allein obschon man täglich viele von ihnen in der Stadt und um dieselbe sich herumtreiben sieht, so haben sie sich doch durchaus nicht weder in Sitten noch Gebräuchen geändert, sondern bilden immer noch ein so ganz eigenes Volk, wie damals, als die ersten weißen Ansiedler sich unter ihnen niederließen. Sie haben einen eigenen District Land angewiesen erhalten, und weil ihre Krieger sich während des letzten Kriegs der Sache der Vereinigten Staaten anschlossen und um sie diesem Lande anhängig zu erhalten, hat ihnen die Unionsregierung eine jährliche Pension bewilligt, für deren Betrag sie sich Dinge anschaffen, die sie außerdem entbehren müßten. Sie bauen Mais und Erdäpfel, und einige von ihnen halten sich Kühe. Ihre Anführer besitzen ziemlich gute Pferde. Außerdem beschäftigen sie sich mit Jagd und Fischfang, und verfertigen Beinzamaschen, Mocassinen und kleine Körbe, sind aber mehr eine Last als ein Nutzen für die Stadt.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1837.

Die Gouverneure von Neu-Süd-Wales.

Ein Geistlicher der schottischen Kirche, Namens John Dunmore Lang hat kürzlich ein Werk unter dem Titel: an historical and statistical account of New South Wales both as a penal settlement and as a british colony herausgegeben. Sein Zweck dabei war, die Geschichte, Tendenz und Wirkung des Deportationssystems in Bezug auf die australischen Colonien nachzuweisen, den gegenwärtigen Zustand von Neu-Süd-Wales insbesondere aufzuhellen, und drittens, die Auswanderung achtungswerther Familien zu befördern. Was die Deportation betrifft, so gesteht Hr. Lang, daß das System, so wie es bisher in Neu-Süd-Wales befolgt wurde, in mannichfacher Beziehung als mißlungen zu betrachten sey, glaubt aber, das Mißlingen liege nicht in einer Fehlerhaftigkeit des Systems selbst, sondern nur in der Art, wie es angewendet worden sey, denn unter geeigneter Leitung vereinige es im höchsten Grade alle Erfordernisse einer secundären Strafe, es sey streng, aber menschlich, arbeite auf die Besserung der Verbrecher hin, und erfordere keine allzu großen Ausgaben. Hrn. Lang's Ansicht zufolge befindet sich die Colonie gegenwärtig in einem Uebergangszustande, und der ganze Charakter des gesellschaftlichen Zustands muß sich in kurzer Zeit gänzlich ändern, da die Zahl der freien Emigranten rasch anwächst, und dadurch der Einfluß der emancipirten Verbrecher mehr und mehr neutralisirt wird. Die Eingangscapitel geben eine übersichtliche Geschichte der Entdeckung Neuhollands, der Colonisirung und der Politik der verschiedenen Gouverneure, von deren Administration er einen interessanten, und wie es scheint sehr unparteiischen Bericht erstattet.

Bald nach der Entdeckung des ungeheuren Gebiets von Neuholland beschloß das Parlament, in Folge des überfüllten Zustandes der Gefängnisse, eine Strafniederlassung an der Küste zu begründen, „um das Mutterland von der unerträglichen Last einer täglich anwachsenden Masse von Verbrechern zu befreien," für ihre sichere Bewachung, Bestrafung und endliche Besserung einen passenden Ort zu gewinnen, und aus den gebesserten Verbrechern im Verein mit den freien Emigranten eine englische Colonie zu gründen. Diesen Plan bezeichnet Hr. Lang als „das interessanteste und edelste Experiment, das man je mit den moralischen Fähigkeiten des Menschen anstellte," und es ist wohl kein Zweifel, daß es gelingen würde, wenn man es jetzt begänne mit den über die Behandlung von Verbrechern gesammelten Erfahrungen, und nach den Grundsätzen, welche erleuchtetere Ansichten darüber aufgestellt haben.

Der erste Gouverneur der Colonie, welche im Jahr 1787 durch die Deportation von 600 männlichen und 250 weiblichen Verbrechern begründet wurde, war Arthur Philipp, Capitän in der königlichen Marine; er bekämpfte die Schwierigkeiten, die sich ihm bei der Begründung einer solchen Colonie entgegenstellten, und die man theils gar nicht vorausgesehen, oder doch wenigstens keine Vorkehrungen dagegen getroffen hatte, mit großer Festigkeit und Klugheit, und bemühte sich mit Eifer, Ausdauer und Wohlwollen, die Eingebornen zu gewinnen, über die man so mit einem Male den Auswurf einer europäischen Bevölkerung ausgeschüttet hatte. Aber das ungerechte Benehmen der Verbrecher und der natürliche Haß der Schwarzen gaben eine Entschuldigung für Kriegszüge gegen die letztern an die Hand, und „viele von ihnen fielen, sehr oft ohne alle dringende Noth, durch die Kugeln der Soldaten. Schwarzes Blut haftet gegenwärtig noch an den Händen von sehr angesehenen Leuten in Neu-Süd-Wales, und alle Wasser Neu-Hollands würden nicht hinreichen, den tiefen und unvertilgbaren Flecken ihnen abzuwaschen." Gouverneur Philipp ergriff die geeignetsten Maßregeln, um theils durch Belohnungen, theils durch Strafen die Zahl der Vergehen zu vermindern, und die Einwanderung freier Ansiedler zu befördern, „ohne welche," so schrieb er der Regierung in England, „das Land nicht mit Vortheil angebaut werden kann;" auch wurden im J. 1796 mehrere Familien auf öffentliche Kosten hingesandt. Von den vier ersten Landbewilligungen (im J. 1791) geschahen drei mit 360 Acres an Freie, und eine mit dreißig Acres an einen emancipirten Verbrecher. Das Verhältniß der Bewilligungen an letztere stieg später, aber die Vorsichtsmaßregeln, welche der Gouverneur ergriff, bewiesen, daß er die ihm zu Gebot stehenden Mittel den Zwecken des Parlaments anzupassen wisse.

Nachdem Capitän Philipp die Angelegenheiten der jungen

Colonie fünf Jahre verwaltet hatte, folgte ihm Capitän Hunter. Aber dieser kam erst im J. 1795 an, und in den drei Zwischenjahren führte der Befehlshaber der Truppen von Neu-Süd-Wales die Oberleitung, während welcher Zeit das strafbare Benehmen der Officiere dieses Corps, die Erlaubniß, die sie hatten, geistige Getränke zu verkaufen, ihre Liederlichkeit, und die Art, wie sie die Hülfsquellen der Regierung indirect zu ihrem Privatvortheil benützten, eine Unzahl von Uebeln auf die Colonie häuften. Gouverneur Hunter war ein Mann von gesundem Verstande, von Redlichkeit und warmem Wohlwollen, aber die Officiere des genannten Corps wirkten ihm entgegen, obwohl während seiner Verwaltung der Ackerbau Fortschritte machte, und somit auch die Aussichten der Colonie sich bedeutend besserten.

Der dritte Gouverneur, der im J. 1800 hinkam, war Capitän King, der die rauhen Sitten eines Seemanns hatte, und wenn auch bemüht, die Wohlfahrt aller Classen in der Colonie zu fördern, doch, da er bei vorkommenden Hindernissen leicht zum Zorne gereizt werden konnte, der Sache ihren Lauf ließ, was unter solchen Verhältnissen nur schlimme Folgen haben konnte. Er setzte nur geringe Hoffnung auf die Lebensfähigkeit der Colonie, und da er fand, daß er, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, „keine Landbauer aus Taschendieben machen konnte," so hielt er es für überflüssig auf das vermeintlich fruchtlose Experiment weitere Mühe zu verwenden. Er gerieth in Streit mit dem Neu-Süd-Wales-Corps, dessen Einfluß in der Colonie und in England seinen eigenen neutralisirte, und als Gegengewicht unterstützte er die freigelassenen Verbrecher, denen er Licenzen zum Verkauf geistiger Getränke ertheilte. Eine allgemeine Liederlichkeit und ein Nachlaß aller Strafdisciplin war die Folge, das Band der Ehe wurde mißachtet, die bürgerliche Gewalt war schlaff, redliche Thätigkeit unterdrückt, und Schaaren entlaufener Verbrecher durchzogen das Land und begingen furchtbare Gräuel. Capitän King ward abberufen, und im J. 1806 durch Capitän Bligh *) ersetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Historische Erzählungen der Radschputen.

2. Geschichte Pertap Sings und Harnats.

(Schluß.)

Harnat war von Allem unterrichtet, was vorging und hielt die Zeit günstig zu einem Unternehmen. Er verbarg seinen Begleiter in einem Garten und schlich sich in das Gemach des Rawal, wo er ihn und sein Weib schlafend fand. Pertap hatte seinen Dolch neben sich liegen; Harnat zog eine Scheere aus dem Futteral und schnitt eine der vordern Haarlocken der Radschawatin, dem Pertap aber den Bart ab, die er beide auf seinem Turban befestigte und dann die Scheere in des Dolches Scheide steckte. Kaum war dieß geschehen, so schlich er sich wieder hinweg. Morgens, als das Vieh ausgetrieben wurde, mischte er sich unter die Hirten und kam glücklich zum Thor hinaus. Von da begab er sich in des Bhue's Garten, wo er sich das Opium bereitete. Sein Gefährte rieth ihm, nicht zu säumen, er aber sagte: „Ist nicht das Kamel da?" Der Tag war kaum angebrochen, als der Gefährte abermals zur Eile trieb, indem er sagte: „Du hast die ganze Welt zum Feinde, und deine Unvorsichtigkeit muß Dich ins Verderben stürzen." — „Laß sie kommen," sagte Harnat, „ich bin ein Radschpute." Den Hukah anzündend, bestiegen beide das Kamel, das man den Weg selbst suchen ließ. Harnat war entzückt über den Ausgang seines Abenteuers und zeigte seinem Gefährten den Bart und die Locke. „Dieß," sagte er, „war das Wild, dem ich nachstellte; ich sagte es der Radschawatin zuvor, daß ich sie wieder heimsuchen werde, wenn ihr Gemahl anwesend sey, und Samadewi *) half mir, daß ich mein Wort lösen konnte." Der Gefährte erwiederte: „Ich bewundere deinen Muth, aber Du hast einen schlafenden Löwen geweckt, sey auf Deiner Hut."

Als der Rawal erwachte, griff er nach seinem Bart, und er war weg. Voller Scham wand er seinen Turban rund um den Kopf und zitterte vor Wuth. Die Radschawatin erwachte und fragte ängstlich, warum er seinen Kopf so einhülle, hatte aber kaum einen Blick in den Spiegel gethan, den Pertap ihr reichte, als auch sie ihren Verlust inne ward. Auf der Stelle errieth sie den Thäter. Ihre Hände faltend rief sie aus: „Ich bin schwach gewesen, tödte mich! ich bin die Deinige, mein Vater und meine Mutter haben mich Dir übergeben." Sie erzählte dann ihr Abenteuer mit Harnat, und behauptete, daß er hier abermals im Spiele sey. Pertap war im ersten Zorn entschlossen, die Radschawatin tödten zu lassen, aber — sie war ein Weib. „Für Dich," sagte er, „ist dieß ein unbedeutender Vorfall, für mich aber ein sehr ernster. Ich entsage der Nahrung, dem Wasser und dem Opium. Tschatter-Bhudsch, sein Milchbruder (Dhabae) trat ein, und erfuhr, was vorgegangen. Als er Alles gehört, bemerkte er, daß Hungers sterben ein Tod für einen Brahminen, nicht aber eines Kriegers würdig sey; er bat Pertap, sein Opium zu nehmen, und schwur, daß er gerochen werden solle. Der Rawal sagt: „Ich habe mir nach und nach einen Namen gemacht, aber er verschwindet jetzt wie ein Thautropfen am Morgen. Schande überleben kann ich nicht, aber ich will versuchen mich zu rächen." Der Dhabae erwiederte: „Bleib' ruhig, und wenn ich Dich rufen lasse, so komm eilig zu mir." Der Dhabae verkleidete sich nun als Gossen, nahm etwas Gold und Silber und einen Begleiter mit sich, den er gehörig unterrichtete. Beide machten sich nach Sirrad auf den Weg. Der Dhabae nahm seine Wohnung bei dem Einsiedler, während sein Gefährte zu dem Patel ging. Er gab vor, er komme von Raen in Mairta. Der Dhabae war in Gesang und Dichtkunst so wohl erfahren, daß er oft schon Thränen aus weiblichen Augen gelockt hatte.

Harnat kam wie gewöhnlich auf die Bastion, und setzte sich

*) Der bekannte Befehlshaber der Bounty, gegen den sich seine Mannschaft in der Südsee empörte, und dann nach Otaheiti zurückging, von wo sie eine Anzahl Weiber mit sich nahmen und sich später auf der Pitcairn-Insel niederließen. S. Jahrg. 1834, Nr. 165. ff.

*) Die Schutzgottheit des Stammes Bhatti.

auf seinen Teppich. Der Einsiedler erzählte ihm, was für einen unterhaltenden Gast er habe, worauf Harnat sagte, er werde kommen, und seinen Teppich neben den Dhabae breitete und sich zu ihm setzte, denn jener war so gut verkleidet, daß Harnat nichts argwohnte, sondern sich herrlich kurzweilte. Bald unterhielt der Dhabae das ganze Dorf, und Harnat ließ den Patel rufen und übergab ihm den fremden Sänger mit dem Auftrag, ihm zu geben, was er verlange. Auch Harnats Mutter kam mit ihrem Enkelkind, und setzte es neben den Verkleideten, der sich durch seine Erzählungen so einzuschmeicheln wußte, daß man ihn bis ans Thor des Fortes ließ, wo er die Radschputen unterhielt.

Harnat hatte auf der Höhe der Ringmauer einen Pavillon erbaut, wo er mit seinem Weibe des Nachts schlief und am Tage speiste. Das Fest Dewali trat ein, und die Radschputen wurden auf drei Tage zu ihren Weibern entlassen. Der Dhabae schickte jetzt seinen Begleiter zu dem Rawal und ließ ihm sagen, es sey Zeit. Schnell war die Botschaft ausgerichtet, und der Begleiter kam schleunig wieder, damit man ihn nicht vermissen möge. Der Dhabae hatte dem Rawal Pertap sagen lassen, er möge sich mit seinen Leuten, wenn es dunkel werde, auf dem Massan (Platz, wo die Todten verbrannt werden) verbergen, denn die Schlüssel seyen in seiner Hand. Abends schickte der Dhabae seinen Begleiter hinaus, um zu sehen, ob der Rawal noch nicht da sey; als er aber durch das Dorf ging, sah er, daß das Weib Daod Pinariahs an diesem Tag gestorben sey und nun begraben werden solle. Eilends benachrichtete er den Rawal davon, der sich hinter einer Anhöhe verbarg, bis man das Weib begraben haben würde. Das Weib Harnats und die Weiber aller Häuptlinge befanden sich im Daru eingeschlossen, und gegen 9 Uhr ging Harnat in den Pavillon, die Radschputen aber zu ihren Weibern. Der Dhabae sandte seinen Begleiter zum Rawal, um ihn nebst seinen 200 Radschputen zur Eile zu mahnen.

Pertap ließ den Leichnam von Pinariah's Weibe ausgraben und in einen Sack stecken; der Dhabae befand sich am Thore, das er öffnete. Der Pavillon war unbewacht, und Harnat und die Thakurani — sein Weib — lagen, von Opium betäubt, in tiefem Schlaf. Der Rawal befahl, daß man die Thakurani vorsichtig aufhebe, so daß sie nicht erwache, und den ausgegrabenen Leichnam an ihre Stelle neben den tapfern Harnat lege. Die Thakurani aber wurde von 12 Radschputen fortgetragen. Durch die Bewegung aufgerüttelt schlug sie die Augen auf, der Rawal aber drohte ihr mit dem Dolche, wenn sie schreien werde. Erschrocken flüsterte sie ganz leise, als wenn sie mit sich selber spräche: „Was soll das bedeuten? Noch vor wenigen Minuten trank ich Aml Panih, und legte mich schlafen neben meinen Gatten, was sind dieß nun für fremde Gesichter?“ Einer der Radschputen schlug vor, Fattih's Kind mitzunehmen, der Rawal aber sagte, dazu sey es noch nicht Zeit.

Mittlerweile hatte Pertap alles Brennbare, was er fand, um den Platz herumgestreut, wo Harnat schlief, und den Leichnam fest ans Bett gebunden. Dann ging er hinab, und trug dem Dhabae auf, den Brennstoff anzuzünden. Der Rawal setzte die Thakurani auf sein Pferd, und schlug den Weg nach Sindri ein, als eben Feuer angelegt wurde. Harnat erwachte und sah sich von Flammen umgeben. Aufspringend rief er: „Rettet die Thakurani!“ aber er entkam selbst nur mit Mühe, und Alles wurde von den Flammen verzehrt.

Tiefe Trauer bemächtigte sich Harnats; er gab seine Räubereien auf, und beging die gewöhnliche Todtenfeier für seine Gattin, die er in den Flammen umgekommen wähnte. Zuletzt schickte er die Gebeine des Leichnams von Pinariah's Weibe mit großem Gepränge an den Ganges.

Der Rawal hatte indeß Sindri glücklich erreicht, und Harnats Weib dem seinigen übergeben, mit dem Wunsche sie als Tochter aufzunehmen. Zwei Monate waren verstrichen, als Pertap einen Barden zu Harnat sandte und ihm sagen ließ: „Da sein Haus entflohen sey“ (d. h. sein Weib gestorben sey) „so lasse er ihm seine Freundschaft und seines Oheims Tochter zur Ehe anbieten.“ Harnat war hoch erfreut hierüber und beschenkte den Barden, sagte aber: „Ich bin jetzt 40 Jahre alt, warum sollte ich wieder heurathen?“ Seine Häuptlinge redeten ihm indeß zu, zu gehen, und das geraubte Kind des Ministers mitzunehmen; er gab nach, und nachdem der Astrolog die gute Stunde zum Aufbruch bestimmt hatte, machte er sich auf nach Sindri.

Er erreichte des Rawals Schloß, und Pertap befahl seinem Weibe, „ihre Tochter mit Oel zu salben.“ Harnats Weib bat, ihre Ehre zu wahren, oder sie werde sich selbst umbringen. Die Radschawatin aber sagte: „Mein Mann hat seine Launen, Du mußt ihm nachgeben, aber ich will verhüten, daß der Bund geschlossen werde.“

Allenthalben hörte man nichts als Töne der Freude; Harnat hatte 500 von seinen Verwandten mitgebracht, und auch der Rawal seine Sippschaft versammelt. Die Ankunft der Braut ward verkündet, und Harnat ging dem Gemach zu, wo sie sich mit dem Priester befand. „Spute Dich!“ rief der Rawal, „denn die Stunde des Glückes ist da.“ Das Kind Fattihs ward jetzt übergeben, und der Rawal sagte verbindlich, es sey zu Sirrad so gut aufgehoben gewesen als anderswo. Harnat verrichtete die der Vermählung vorausgehenden Ceremonien, und der Rawal rief: „Bringet die Braut.“ Die Radschawatin beschwor ihren Gatten, es jetzt gut seyn zu lassen und den Scherz nicht weiter zu treiben, der Rawal aber sandte die Frauen von Sirrad zu der Braut. Erstaunt riefen diese: „Ist dieß unsere Herrin oder ihr Geist!“ Harnat war sprachlos vor Staunen. „Habe ich Dir nicht oft genug gesagt,“ sprach sein Weib, „daß Du nicht der einzige Radschpute auf der Welt bist?“ Nun erzählte sie den ganzen Vorfall, den man ihm gespielt, und wie gütig der Rawal sie behandelt habe. Tief gekränkt und beschämt wollte Harnat sich den Dolch ins Herz stoßen, ward aber verhindert, und sein Weib rief ihm zu, daß sie als Tochter behandelt worden sey, und er nicht nöthig habe sich umzubringen. Alles war jetzt fröhlich und vergnügt, und der Rawal sagte, daß er seiner Adoptivtochter 2000 Rupien jährlich aussetze. Zugleich verbot er streng, daß keiner es wage Harnat zu höhnen. Die Geschichte ging indeß von Mund zu Mund und drang in jede Hütte, so daß der Harnat gespielte Betrug zum Sprüchwort

wurde, während man zugleich die Rache des Rawal mit Vergnügen hörte. So lange der Rawal lebte, genoß Harnat seine Freundschaft und ward bei ihm aufgenommen wie seine eigenen Radschputen. Ein solcher Krieger war Pertap, die Fülle der Weisheit.

Sicherheitsschiffe.

Der Liverpool Standard kündigt an, daß die von einem Hrn. Williams in der brittischen Naturforschergesellschaft vorgeschlagenen Sicherheitsschiffe die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen hätten, und daß man eine Anzahl Dampfschiffe nach diesem Plan für den innern und auswärtigen Dienst herrichten wolle. Da das Innere dieser Schiffe durch zahlreiche Verschläge, die nicht für Waaren bestimmt sind, getheilt ist, so kann man die erforderliche Anordnung ohne Nachtheil treffen. Abgesonderte Theile des Schiffes, von denen jeder wasserdicht ist, sind für die Maschine, für die Kessel, zu Cajüten, für das Unterkommen der Mannschaft und dergl. bestimmt. Abgesehen von der Sicherung gegen das Eindringen des Wassers ins ganze Schiff beim Springen einer Maschine oder bei einem Leck, gewährt diese Anwendung auch den Vortheil, daß im Fall ein Schuß in das Schiff einschlägt, noch nicht Alles verloren ist, was bei dem jetzigen Bau der Schiffe nothwendig erfolgen müßte.

Die Stadt Buffalo.

(Schluß.)

Die Stadt Blackrock, nur zwei Meilen von Buffalo entfernt, ist noch neuern Ursprungs. Sie ist am östlichen Ufer des Niagarastusses gelegen, und zwar nicht weit von der Stelle, wo dieser aus dem Eriesee heraustritt. Das Ufer ist hoch und steil, und obschon die Niederlagen am Fuße des Abhanges erbaut sind, so liegt doch der bedeutendste Theil der Stadt auf der Höhe des Ufers. Hier befindet sich eines der erstaunlichsten Bauwerke Amerika's. Es mündete nämlich hier der große westliche Canal ursprünglich aus. Da es nun unmöglich war, den Canal längs des steilen Ufers fortzuführen, von dem oben die Rede war, derselbe aber doch durchaus mit Wasser aus dem anstoßenden See gespeist werden mußte, so ward ein Plan gemacht, um nicht nur diesen Zweck zu erreichen, sondern auch zugleich einen guten Hafen für die den See befahrenden Schiffe zu bilden. Um die Sache verständlich zu machen, muß bemerkt werden, daß der Fluß hier 700 bis 800 Schritte breit, 12 bis 14 tief ist, und mit einer Geschwindigkeit von 7 Meilen in der Stunde über ein etwas unregelmäßiges Strombett von Kalkfelsen fließt. Das Gefälle, das die schnelle Strömung über die Felsen macht, ist ungeheuer, war aber doch nicht groß genug, um amerikanischen Unternehmungsgeist abzuschrecken. Das Wasser dieses reißenden Ausflusses aus dem See mußte, um es in den Canal zu leiten, mehrere Fuß erhöht werden, und um diesen Zweck zu erreichen, und zugleich einen sichern Hafen zu bilden, wurde ein gewaltiger, zwei Meilen langer Damm bis auf eine Entfernung von hundert Schritten vom Ufer, im Fluß errichtet. Das untere Ende dieses mit dem Ufer fast parallel laufenden Dammes ruht auf einer Insel, und vereinigt den untern Theil derselben mit dem Festlande mittelst einer starken Mauer, wodurch nun das Wasser nicht mehr so reißend wie früher in das Strombett stürzt, und zugleich der innerhalb des Dammes eingeschlossene Theil des Flusses ein künstliches Niveau erhält, was es möglich macht, den Canal durch eine Schleuße mit dem nöthigen Wasser zu versehen. Dieser Damm ist ein Riesenwerk, das eben so viel Arbeit als Geld kostete, aber dennoch glücklich vollendet wurde. Er besteht nicht bloß aus Mauerwerk, sondern aus ungeheuren Kästen von den größten Baumstämmen, die dicht zusammengefügt sind. Diese Kästen wurden versenkt, an den geeigneten Stellen mit Ankern befestigt und dann mit Kies und Steinen gefüllt, um sie so fest als möglich zu machen. Diese Kästen sind ungefähr 18 Fuß breit und 18 Fuß hoch, so daß dieser zwei Meilen lange Damm nicht weniger als 2,280,960 Kubikfuß Bauholz und Steine enthält. Der Druck auf die innern Wände, einige Fuß oberhalb des ursprünglichen Niveau's des Flusses, war so gewaltig, daß die obern Theile dieses Riesenwerks hie und da aus ihren Fugen gingen; ein solcher Schaden ward jedoch immer sogleich ausgebessert, so daß der Damm nun eine außerordentliche Festigkeit erlangt hat. Der Handel konnte indeß auch nach Herstellung dieses schönen Hafens nicht von Buffalo weggezogen werden, und in den Kriß der letztern Stadt laufen immer eher 12 Schiffe ein, bevor in dem benachbarten Hafen von Blackrock ein einziges vor Anker geht.

Von Blackrock nach Waterloo, auf der canadischen Seite, geht eine Fähre, die von beiden Regierungen unterhalten wird und besuchter ist als irgend eine andere der Vereinigten Staaten, denn es führt der Weg nach den Niagara-Fällen über dieselbe. Waterloo ist nur noch ein Weiler. Der Weiler Fort Erie besteht aus einem halben Dutzend kleinen Wohnungen und zwei oder drei Niederlagen, und obschon er keine Militärstation mehr ist, so ist doch von den Befestigungen noch genug übrig, um den Ort für den Reisenden interessant zu machen. Während des letzten Krieges fand hier eine Explosion statt, die einen Theil der Werke in Ruinen verwandelte, und mehrere brittische Soldaten tödtete. Seitdem wurde das Fort nicht wieder hergestellt. Es ist herrlich an dem Ausflusse des Sees, dem Hafen von Buffalo in einer Entfernung von drei Meilen gegenüber gelegen. Der Strand besteht aus Felsen, die jedoch so steil sind, daß Schiffe von hundert Tonnen fast bis zu den Niederlagen heranfahren können. Bevor der Welland-Canal zur Verbindung der Seen Erie und Ontario hergestellt wurde, hatte Fort Erie einigen Lieferungshandel für die Regierung. Die Waaren wurden damals von den Schiffen auf dem Ontario von Queenstown nach dem Dorfe Chippewä, oberhalb der Fälle, und von da nach Fort Erie geführt, von wo aus man sie nach den Niederlassungen im fernen Westen verschiffte. Jetzt aber gehen die größten Schiffe durch den Canal, und Fort Erie ist vernachlässigt worden. Das Land ringsumher gehört der Regierung, welche die wenigen Einwohner vom Ackerbau abhält, und so bleiben denn die Urwälder einsam und unbewohnt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 97** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Missionshymne. Aus dem Englischen der amerikanischen Dichterin Mrs. Sigourney. — **Walter Scott über Lord Byron. — Schillers Don Carlos.** Ins Englische übersetzt. — **Aeltere und neuere englische Poesie. — Jacques.** (Fortsetzung.)

In den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, der wöchentlich 6–7 Bögen stark ist, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

9 November 1837.

Gelehrte Geſellſchaften in Cairo.

Cairo den 20 Sept.

Die „ägyptiſche Geſellſchaft," welche Dr. Walne im letzten Jahre hier geſtiftet hatte, fängt an eine gewiſſe Wichtigkeit zu gewinnen. Ihr Zweck iſt, den Reiſenden, welche von Cairo aus Oberägypten, die Oaſen, Abyſſinien, das Innere von Afrika, das rothe Meer oder Arabien beſuchen wollen, einen Mittelpunkt anzubieten, wo ſie eine Bibliothek, die neueſten Nachrichten über den Zuſtand dieſer Länder und Auskunft aller Art finden könnten, eine Art von literariſchem Hauptquartier für die Erforſchung aller Länder, welche von Aegypten aus zugänglich ſind. Die Zahl der Mitglieder nimmt ſtätig zu, die Bibliothek vermehrt ſich, und die Geſellſchaft hofft bald im Stande zu ſeyn, einen ihrer erſten Wünſche, die Herausgebung periodiſcher Nachrichten über die Länder, welche der Gegenſtand ihres Intereſſes ſind, ins Werk zu ſetzen, und ſich ſo dem gelehrten Europa theils bekannt, theils nützlich zu machen, und ihre Verbindungen nach allen Seiten hin auszudehnen. Es fehlt keineswegs an dem Material dazu, die europäiſchen und zum Theil die ägyptiſchen Officiere, welche in Dienſten des Paſcha's Cordofan, Nubien, das rothe Meer und das Hedſchaz bereiſen, und die Europäern bekannten Kaufleute, welche mit Karawanen aus dem Innern von Afrika kommen, erhalten die Geſellſchaft immer mit den neueſten Entdeckungen in dieſen wenig bekannten Gegenden auf dem Laufenden; ſo iſt ihr z. B. kürzlich eine ſehr intereſſante Reiſebeſchreibung vorgelegt worden, welche der Scheich Muhammed Altunſi über ſeine weiten Reiſen in Darfur, Darwadai, in Dar Bagirma und andern von Europäern nie betretenen Gegenden des innern Afrika verfaßt hat. Solche Erzählungen von intelligenten und in ihrer Art gelehrten Arabern ſind vom höchſten Intereſſe, denn muhammedaniſche Prieſter dringen mit Leichtigkeit ins Innere des Sudan ein, und durchziehen ohne Gefahr alle Länder zwiſchen Aegypten und der Goldküſte, und im Süden bis an die Gränzen der portugieſiſchen Colonien.

Während die ägyptiſche Geſellſchaft faſt ausſchließend von Engländern geſtiftet wurde, bildete ſich um einige gelehrte Franzoſen hier ein zweiter, nicht weniger intereſſanter Kreis. Fulgence Fresnel, ein junger Mann von ungewöhnlichem Talent, kam vor etwa fünf Jahren hieher, um ſeine arabiſchen Studien fortzuſetzen, und fand in einem jungen arabiſchen Profeſſor an der Moſchee Elazhar, Namens Muhammed Ayyad von Tanta, einen gelehrten und eifrigen Mitarbeiter. Fresnel flößte ihm ſeinen eigenen Enthuſiasmus für alte arabiſche Geſchichte und Poeſie ein, und Fresnels Briefe über die Geſchichte der Araber vor Muhammed, welche im letzten Jahre in Paris erſchienen ſind, enthalten den Anfang ihrer Reſultate über dieſen ſchwierigen Gegenſtand. Nach und nach ſammelten ſich um ſie einige andere intelligente arabiſche Gelehrte, die ſich alle Sonnabend bei Fresnel verſammelten, und die ſchwierigen Texte der alten Balladen diſcutirten, namentlich der Scheich Ahmed von Roſette, Ahmed Effendi, und Hadſchi Haſſan aus Algier; die beiden letztern ſind in England erzogen, wo ſie unter anderm ſich mit dem Steindruck bekannt machten, und Ahmed Effendi errichtete bald eine Steindruckerei in ſeinem Hauſe in Aegypten, wo er neben einigen türkiſchen Werken für die Regierung anfing, die alten Texte, welche in den Sitzungen erläutert worden waren, zu drucken. Er hat einige Bogen ſeiner Lithographie des Kitab al Ild, einer dieſer Sammlungen alter Sagen, an die aſiatiſche Geſellſchaft in Paris geſchickt, in deren Journal ſie erſcheinen werden. Fresnel ſelbſt iſt vor einigen Wochen nach Mekka abgereist, von wo er, begleitet von Dr. Botta, das Innere der arabiſchen Halbinſel bereiſen will; ſein Zweck iſt beſonders die Reſte des uralten Stammes Ad, welcher eine nicht arabiſche Sprache ſpricht, aufzuſuchen, und die Inſchriften und andere Denkmale der Himjariten im glücklichen Arabien zu ſammeln. Man kann ſich von einem enthuſiaſtiſchen, vortrefflich vorbereiteten Reiſenden, wie er, große Reſultate verſprechen. Indeſſen iſt die kleine arabiſche Akademie nicht aufgelöst worden, ſondern hat in Perron, Profeſſor der Chemie an der mediciniſchen Schule des Paſcha hier, einen neuen Präſidenten gefunden, und Ahmed Effendi hat den Plan gefaßt das Kitab al Aghani zu drucken, eines der intereſſanteſten Werke der arabiſchen Literatur, das Biographien der alten Dichter mit einer Auswahl ihrer Gedichte enthält, und zahlloſe hiſtoriſche Facta und Sittenzüge gibt, die man anderswo umſonſt ſuchen würde. Die Schwierigkeit liegt

in der Ausdehnung des Werkes, das 20 Bände bilden würde, und ohne Subscriptionen von Europa kann es nicht ausgeführt werden, denn die gelehrten Studien, die in muhammedanischen Ländern noch verfolgt werden, bestehen in Grammatik, Rhetorik und Theologie und nicht in Geschichte, und Werke wie das Aghani können nur auf einen sehr beschränkten Verkauf im Orient hoffen. Einige gelehrte Muhammedaner interessiren sich jedoch dafür, z. B. der Ermufti von Algier, welcher seine Handschrift des Aghani dazu leihen will. Von dem Pascha ist nichts für die Beförderung des Beginnens des Wiederauflebens wahrer Gelehrsamkeit in Aegypten zu hoffen, die Bewunderung europäischer Maschinen und Industrie hat in ihm alle Achtung für alles Muhammedanische erstickt. Aber es ist zu hoffen, daß die asiatischen Gesellschaften in Europa, die Bibliotheken und Gelehrten ein so wünschenswerthes Unternehmen nicht ohne Unterstützung lassen werden. Die Europäer haben in neuerer Zeit versucht, ihre Civilisation hier und auch in andern Theilen des Orients einzuführen, aber wenig gethan, als die Reste dessen, was im Orient gut war zu zerstören, ohne etwas Neues an ihre Stelle zu setzen. Civilisation ist ein Baum, der nicht in alle Stämme verpflanzt werden kann, sondern auf die einheimischen Stämme mit Sorgfalt geimpft werden muß. Eine Nation, die ihre eigene Literatur vernachlässigt und verachtet, ist darum nicht im Stande eine fremde zu schätzen und sich nach ihr zu bilden. Dieß kann nur kommen, wenn sie zuerst die Producte ihres eigenen Genie's vollkommen kennen und beurtheilen gelernt hat. Daher ist die Erleichterung ihrer nationalen Studien der erste Schritt zur Erweiterung ihrer Ideen und die erste Basis einer höern Civilisation, und darum ist der Druck und Alles, was zur Verbreitung ihrer eigenen classischen Werke führen kann, die erste Bedingung ihrer geistigen Regeneration.

Die Gouverneure von Neu-Süd-Wales.

(Fortsetzung.)

Die erste Maßregel, welche Capitän Bligh in Gemäßheit der Befehle der Regierung vornahm, war die Abschaffung der Monopole, welche die Officiere des Neu-Süd-Wales-Corps besaßen, namentlich des Verkaufs von geistigen Getränken, ein Handel, den man jetzt allen Classen gestattete, und diese geistigen Getränke dienten von nun an als Geld, denn man bezahlte den Arbeitslohn und andere Lebensbedürfnisse damit. Der Gewinn, den die Officiere des genannten Corps von dem alleinigen Verkauf dieses Artikels bezogen hatten, war ungeheuer, und die Aussicht denselben zu verlieren, unerträglich. Diese Ausforderung und die Unpopularität des Gouverneurs unter den reichern Classen, welche er sich durch seine menschenfreundlichen Maßregeln, um die ärmern Classen in Zeiten des Mangels gegen den Druck der erstern zu schützen, zugezogen, hatte eine Verschwörung zur Folge, welche endlich durch eine sehr unkluge Grobheit gegen einen Hrn. John Macarthur, Kaufmann, aber früher Capitän und Zahlmeister in dem Neu-Süd-Wales-Corps zum Ausbruch kam. Der Commandant des letztern, Major Johnston, that einen Gewaltschritt, verhaftete am 26 Jan. 1808, dem 20sten Jahrestag der Colonie, den Gouverneur, und übernahm dessen Amt, für welche Meuterei er später in England vor ein Kriegsgericht gestellt und cassirt wurde.

Die Verwaltung des Gouverneurs Bligh war zu kurz, um richtig beurtheilt zu werden. Er war leidenschaftlich und sehr leicht zum Zorne zu reizen, gewiß hatte er aber keinen Zweck im Auge, als unparteiische Gerechtigkeit und die allgemeine Wohlfahrt der Colonie. Ihm folgte Oberstlieutenant Macquarie, unter dessen Verwaltung vom J. 1809 bis 1821 sehr wesentliche Veränderungen in Neu-Süd-Wales statt fanden. Einige betrachten diesen Zeitraum als den Anfang der Wohlfahrt der Colonie, Hr. Lang aber mäßigt dieses Lob. Das Neu-Süd-Wales-Corps wurde nach Hause beordert, und durch das 73ste Infanterieregiment, das unter dem eigenen Befehl des Gouverneurs stand, ersetzt. Es stand in der Gewalt Macquarie's, unter sehr vortheilhaften Umständen den ganzen politischen und moralischen Bau der Colonie umzugestalten, er verfügte fast unumschränkt über das Geld Englands und die Arbeit der Verbrecher, und hatte die Erfahrung von 20 Jahren vor sich, benützte aber, wie Hr. Lang meint, die Vortheile seiner Lage nicht sonderlich. Seine Bemühungen, Straßen anzulegen, und Verbindungslinien zwischen den verschiedenen Niederlassungen herzustellen, verdienen alles Lob: das Wichtigste, was er in dieser Beziehung that, ist der Weg über die blauen Berge nach Bathurst, 120 engl. Meilen von Sidney, welcher einen ausgedehnten Strich Weideland eröffnete. Aber das Bauen trieb er bis zur Narrheit, und die Zahl der öffentlichen Gebäude, die er errichtete, und worunter einige von sehr zweifelhafter Nützlichkeit sind, ist ungeheuer. Commissär Bigge bemerkt, es sey des Gouverneurs Macquarie Unglück gewesen, die Verbesserung und Verschönerung der Städte für Beweise der soliden Wohlfahrt der Colonie zu halten. Die Verschwendung von Geld und Verbrecherarbeit, weit entfernt der Colonie zu nützen, schadete ihr vielmehr, indem sie die Fortschritte des Ackerbaus hemmte, und die Verbrecher in den Städten vereinigte. Eine solche Concentration aber bei einer Bevölkerung, wie die von Neu-Süd-Wales, ist ein sicheres Mittel zur Demoralisation, und die Verschwendung des Gouverneurs, welche zu dieser Concentration führte, vernichtete zugleich seinen vernünftigen Plan, aus der Classe der emancipirten Verbrecher eine Ackerbaubevölkerung zu erziehen. „Es ist eine notorische Thatsache," sagt Hr. Lang, „daß bei weitem der größere Theil der Landbewilligungen, welche der Gouverneur ertheilte, nie von denen, welche die Bewilligungen erhielten, in Besitz genommen, sondern alsbald, und zwar gewöhnlich für Rum, verkauft wurden." Der Gouverneur trieb seinen Plan, die emancipirten Verbrecher zu heben, bis zum Unsinn, seine eigene Gewalt litt darunter, indem er die Landverwilligungen auf diese Classe beschränkte, er ermunterte und unterstützte die freien Ansiedler keineswegs, und er führte seine Maxime, dieß sey ein Land zur Besserung der Verbrecher, und freie Leute hätten kein Recht hieher zu kommen, praktisch aus. Er ernannte einen emancipirten Verbrecher zum Magistraten, und man gibt ihm Schuld, er habe behauptet, es gebe nur zwei Classen in der Colonie, solche die

verurtheilt seyen, und solche die es seyn sollten. Die Aufmunterung und Unterstützung der Emancipirten geschah deßhalb ohne Rücksichtnahme auf guten Charakter, und die verschwenderische Art, mit welcher Urlaubsscheine und selbst die Emancipation verwilligt wurden, und das Bestreben, die Emancipirten „vorwärts zu bringen" — ein an sich guter, aber auf unkluge Weise verfolgter Zweck — verschlechterte die Masse der Colonisten, erhöhte die Schranken zwischen beiden Classen derselben, und verwandelte die Deportation in ein wünschenswerthes Loos, statt daß sie eine Strafe hätte bleiben sollen. Dieß waren Fehler des Verstandes, nicht des Herzens; Gouverneur Macquarie war ein Mann von Energie, was seinen Maßregeln manchmal einen despotischen Charakter aufdrückte, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß er der Colonie einen großen Impuls gab.

Generalmajor Sir Th. Brisbane langte im Jahr 1821 als Gouverneur an; da er einer alten Familie angehörte, ein wissenschaftlich gebildeter Mann und ein ausgezeichneter Officier war, wurde seine Ernennung als ein günstiges Vorzeichen für einen raschen Aufschwung von Neu-Süd-Wales unter seiner Herrschaft angesehen. Hr. Lang, der ihn selbst beobachtete, da er im Jahr 1823 nach der Colonie kam, schildert ihn als einen Mann mit den besten Absichten, aber ohne die Energie des Geistes und die Entschiedenheit des Charakters, welche zur Durchführung solcher guten Maßregeln erforderlich sind. Seine Arbeitsscheu brachte die Regierung in die Hände von unverantwortlichen Untergebenen, von denen sich einige eben so sehr durch Mangel an Rechtlichkeit als durch Unfähigkeit auszeichneten, und die Folge war, daß für die Förderung der Colonie nur wenig geschah, während Willkürlichkeiten und Ungerechtigkeiten in des Gouverneurs Namen ausgeübt wurden, und ein Spionensystem herrschte, bei dem kein ehrlicher Mann sicher war. Indeß hatten sich die natürlichen Vortheile des Landes unter Macquarie's Regierung entwickelt und waren bekannt geworden, so daß jetzt während der ganzen Verwaltung Sir Th. Brisbane's das Einströmen freier Emigranten immer mehr zunahm. Diese waren meist aus einer höhern Classe der Gesellschaft, angesehene Pächter, Landwirthe u. dgl.; die Ansiedlungen dehnten sich ins Innere aus, und die Verbrecher wurden nützlicher beschäftigt, als unter der vorhergehenden Verwaltung, indem man sie unter die Ansiedler vertheilte, statt daß sie mehr nur zu nutzlosen Bauten verwendet worden waren. Der Begehr, Verbrecher zur Arbeit in Dienst zu erhalten, stieg so sehr, daß einmal 2000 arbeitsfähige Verbrecher verlangt wurden, ohne daß dem Verlangen hätte entsprochen werden können. Hr. Lang schließt hieraus, daß es von Seite des Gouverneurs Macquarie höchst unpolitisch war, der Einwanderung freier Leute entgegen zu wirken, denn wären die freien Ansiedler frühzeitig unterstützt worden, so hätte man den mächtigen Einfluß der Emancipirten als einer besondern Classe, — diese reiche Quelle von Verlegenheit und Streit, — vermieden. So ging es wenigstens in Vandiemensland, wohin die freien Ansiedler früher und zahlreicher kamen, und wo man eben deßhalb von den Emancipirten nie als von einer besondern und einflußreichen Classe hörte.

Eine höchst unpolitische Maßregel dieses Gouverneurs war die plötzliche Aenderung der Umlaufsmittel von der englischen Münzwährung zu einer Colonialwährung: die Schulden der kleinen Ansiedler waren in englischer Währung angesetzt, und der Preis, um welchen sie ihren Weizen an die Regierung verkauften, war in Colonialwährung bestimmt, so daß sie ihre räuberischen Gläubiger nicht befriedigen konnten, und diese ihre Güter um ein Viertheil des Werths verkauften. Dieß geschah im J. 1825 und im J. 1825 ward Sir Thomas zurückberufen. Die Entdeckungen im Innern rückten unter seiner Verwaltung bedeutend vor, und der große Fluß, der in die Moreton-Bai fällt und seinen Namen trägt, ist eine der zu seiner Zeit gemachten Entdeckungen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Serbien. *)

Am 1 August 1850 traf ich in der Stadt Semlin ein. Mein Reisegefährte war ein junger Künstler, der mir von Paris aus gefolgt war, um den Orient zu besuchen, nach dem alle unsere Wünsche strebten. Kaum waren wir angekommen, so eilten wir auch schon an das Ufer der Donau, um das am andern Ufer gelegene Belgrad, die Zwillingsschwester von Semlin, zu betrachten. Leider hatte aber der aus dem Fluß aufsteigende Nebel einen dichten Schleier über die pittoreske Landschaft gebreitet, und der alte Flußgott Danubius selbst, auf seinem Sopha von grünem Moos gelagert, und das Haupt mit der Nachtmütze aus Seegras bedeckt, hatte sich unter seine Wogen zurückgezogen, wo er mitten unter seinen Goldkarpfen schlummerte. Der Mond, als ächt mosleimitischer Mond, verbarg sein Gesicht an diesem Abend züchtig hinter einen doppelten Wolkenschleier, durch den kaum das Silber seiner Augen leuchtete, und der ganze düstere Himmel sah so geheimnißvoll aus, wie ein Harem. Wir mußten unsern Besuch in Belgrad bis zum nächsten Morgen verschieben, und beschränkten uns einstweilen darauf, die Straßen von Semlin zu durchlaufen, die gar keinen Charakter haben, und von deren Häusern keines über hundert Jahr alt ist. Die unaufhörlichen Kriege, welche während der letzten Jahrhunderte dieses Land durchwühlten, haben auch nicht ein einziges Baudenkmal aus älteren Zeiten übrig gelassen. Als der Tag angebrochen war, betrachteten wir die architektonische Misère der slavonischen Stadt genauer. Der Marktplatz allein bot, wegen der bunten Bevölkerung, die sich wie beim Thurmbau von Babel auf ihm herumtrieb, einen einigermaßen interessanten Anblick. Die Einwohner von Semlin sprechen slavonisch und ungarisch; die Handelsleute verstehen außerdem noch griechisch, türkisch, deutsch und auch wohl lateinisch. Wir haben also sechs Sprachen, welche jedem geläufig sind, der hier an der österreichischen Gränze seine Geschäfte betreibt. Ich hatte immer geglaubt, daß die Reisenden die Leichtgläubigkeit ihrer Leser mißbrauchen, wenn sie in ihren Berichten von den Gesprächen erzählen, die in Ungarn in lateinischer Sprache geführt werden, und mein Erstaunen war um so größer, als ich die Wahrheit jener Behauptung vollkommen bestätigt fand. Die Studirenden, die Advocaten und Aerzte sprechen gewöhnlich lateinisch unter sich, und befindet sich ein Fremder in ihrem Kreis, so wird die

*) Aus den Aventures de Voyages en Orient, von Alphons Royer.

Unterredung in dem Idiom des Cicero fortgesetzt. Dabei drücken sie sich oft mit vieler Leichtigkeit und Zierlichkeit aus. Auch die Barbiere sprechen lateinisch, wahrscheinlich wegen der Verwandtschaft ihres Gewerbes mit der Arzneikunde, und selbst die Dienerschaft in unserm Gasthof in Semlin bewirthete uns mit lateinischen Phrasen, so daß uns wahrhaft unheimlich zu werden begann. Das Latein schien in dieser gelehrten Atmosphäre zu einer Art rednerischer Krankheit geworden zu seyn; allein ich überzeugte mich bald, daß die Weisheit dieser Sorbonne vom Kochtopf nur eine Prahlerei war und athmete nun freier, denn ich hatte nicht darum eine so weite Reise zu meinen guten Freunden, den Türken, unternommen, um Leuchter mit candelabrum übersetzen zu hören. Bevor wir über die Donau gingen, und unsere orientalische Pilgerreise antraten, benützte ich den schönen, hellen Sonnenschein, der den Nebel verjagt hatte, um mir einen Vorgeschmack der Genüsse zu bereiten, die meiner warteten. Ich erstieg einen kleinen Hügel hinter Semlin, an dessen Abhang die öffentliche Promenade sich hinzieht. Von diesem Belvedere aus hatte ich einen Ueberblick über Semlin und Belgrad, die durch eine breite Wassermasse, durch den Zusammenfluß der Sau und der Donau gebildet, von einander getrennt sind. Zu meinen Füßen lagen die österreichischen Häuser, symmetrisch gruppirt, auf einem ebenen, glatten Ufer; der majestätische Fluß, auf dessen grünen Wogen schwere Barken schwammen, dehnte sich bis zum Horizont aus, und jenseits lag Belgrad, mit seinen Minarets und seinem festen Schloß. Mit Wald bedeckte Gebirge dienten der Landschaft als Rahmen. Mit meinem Fernglas weidete ich mich lange an dieser herrlichen Perspective; Belgrad war die erste mostemitische Stadt, die ich sah. Sein materischer Anblick, die hölzernen, etagenweis hinter einander emporsteigenden Häuser mit den grünen Jalousien, die in der Sonne glänzenden Kuppeln der Bäder und Moscheen, die auf den Flanken derselben emporsteigenden Minarets, die beturbanten Gestalten, die ich in den gekrümmten Straßen umherirren sah, alles dieß war mir eine so neue Erscheinung, daß ich in stummer Bewunderung dastand. Einige Stunden später setzten wir den Fuß auf türkisches Gebiet.

(Fortsetzung folgt.)

Der Troglodyten-Affe.

Die Administration des Museums für Naturgeschichte in Paris hat ganz kürzlich einen Affen von einer Art erhalten, wie man ihn seit 1740 in der Hauptstadt nicht gesehen hat, wo man dem Publicum ein männliches Individuum dieser Art zeigte, von dem Buffon im Jahr 1766 im 14ten Bande seiner Naturgeschichte unter dem Namen Jocko sprach, und in diesem Artikel das verwechselte, was auf den Orang-Utang Bezug hat. Dieser Affe ist jetzt unter dem Namen Chimpanzé bekannt, was eine Benennung seines Heimathslandes zu seyn scheint; im System wird er mit dem Namen Simia Troglodytes bezeichnet. Er ist nebst dem Orang-Utang der größte und der dem Menschen ähnlichste unter den Affen. Sein Vaterland ist die westliche Küste von Afrika, Congo und Guinea; der Orang-Utang dagegen ist in Borneo und Sumatra zu Hause. Das dem Museum jetzt zugestellte Individuum ist von dem Capitän C. Boullemer nach Frankreich gebracht und aufgezogen worden, der es 1836 im November von einem Neger gekauft hat, der das Thier, an Armen und Beinen gebunden, in seiner Pirogue zum Verkauf brachte, ohne zu sagen, woher er es bekommen. Es war noch sehr jung, da es weder oben noch unten Schneidezähne hatte, was auf ein Alter von ungefähr 6 Monaten schließen läßt, wonach es jetzt anderthalb Jahre zählte. Es hat jetzt nur erst die Hundszähne und die beiden ersten Mitchbackenzähne, ist mithin ganz gewiß weit jünger, als der Orang-Utang, der sich im vergangenen Jahr in der Menagerie befand. Es ist zudem auffallend kleiner, da es aufrecht stehend nur 2½ Fuß mißt. Auf den ersten Blick sieht man, daß es weit besser proportionirt ist, als der Orang-Utang, denn der obere Theil des Schädels ist minder stark, und seine Gliederbildung nähert sich mehr der des Menschen. Die Arme, die Vorderarme und die Hände sind nicht so lang und dünn als die des Orang-Utang. Dem entsprechend treten auch die Muskeln an den Schenkeln und Waden mehr heraus. Der Körper ist, wie beim Orang-Utang, dünner mit harten schwarzen Haaren bedeckt. Diese Haare sind auf dem obern Theil des Körpers und der Außenseite der Glieder dichter, als auf der Brust, dem Bauch und dem innern Theile der Glieder. Ihr Strich geht von vorn nach hinten, und von oben nach unten, ausgenommen auf den Vorderarmen, wo sich, wie beim Menschen, die Eigenheit bemerkbar macht, daß der Strich der Haare vom Handgelenk nach dem Ellenbogen zu geht. Die Haupthaare dagegen folgen bei dem Chimpanzé ganz der Richtung, welche die übrigen Haare des Körpers nehmen, während sie bei dem Orang-Utang, so wie beim Menschen, von hinten nach vorn gerichtet sind. Die Haare vor den Ohren bilden eine Art Backenbart, und am Kinn befindet sich ein kurzer, dünner, weicher Bart. Die Gesichtshaut ist rußfarbig, und die der vier Extremitäten ist von einer ins Veilchenblaue spielenden Fleischfarbe. Das Gesicht und die Sinnorgane haben in ihrer Bildung viele Aehnlichkeit mit denen des Orang-Utang, nur ist die Stirne weniger entwickelt und kugelförmig, und die Knochen über den Augenhöhlen treten weit mehr hervor, als bei dem Orang-Utang. Die Augen sind kleiner und minder ausdrucksvoll, weil die Augenbrauen auf einer dicken, stark vorspringenden fleischigen Wulst stehen. Die Ohren dagegen sind viel größer, breiter und abgeplatteter, und minder gut geründert, als bei dem Orang-Utang, der sehr wohlgeformte, und — mit Ausnahme des Ohrläppchens — fast ganz denen des Menschen ähnliche Ohren hat. Die Nase ist minder eingedrückt und abgeplattet; die Nasenlöcher stehen indeß nahe beisammen, und haben keine Lappen oder deutlich erkennbaren Nasenflügel. Die Lippen sind wie bei dem Orang-Utang lang, beweglich und dehnbar; die obere hat ebenfalls, wie bei dem eben genannten Thiere, längliche Runzeln. Der Rumpf ist kurz, die Brust breit und eingedrückt; der Bauch mäßig aufgetrieben. Es findet sich keine Spur von einem Schwanz, und die Region des Schambeins und der Hintern sind mit einer nackten, glatten und etwas schmierigen Haut bedeckt. Die vorderen Gliedmaßen gleichen, wie schon gesagt, denen des Menschen mehr, als dieß bei dem Orang-Utang der Fall ist, und auch die hinteren sind ebenfalls mehr entwickelt. Schenkel und Waden runden sich mehr ab, und auch der Fuß ist dem des Menschen ähnlicher. Die breitere Fußsohle, die ausgebildetere Ferse und die kurzen, vorn abgestumpften Zehen, gestatten dem Chimpanzé, die ganze Fläche des Fußes fest auf den Boden zu stellen, was bei dem Orang-Utang der Fall nicht ist. Die große Zehe ist stark, und fast so lang, als die übrigen. Die Nägel an den Fingern sind sehr ausgebildet; an den Zehen dagegen kurz und abgeplattet, und reichen nicht über das äußere Ende der Zehen hinaus. Die Physiognomie dieses Thieres drückt Melancholie aus mit Sanftmuth gemischt. Es zeigt eben so viele Anhänglichkeit an seine Wärter, als der Orang-Utang, ist sehr ruhig, und jedem Winke seines Herrn und selbst jedes Fremden gehorsam.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1837.

Die Priesterherrschaft in den Vereinigten Staaten.

Erster Artikel.

Boston, 28 Julius 1837.

Unter allen gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen in den Vereinigten Staaten ist die engherzige, puritanisch-orthodoxe Kirchenfeier dem Fremden am unerträglichsten. Ich kenne in der That nichts Fürchterlicheres als einen amerikanischen Sonntag. Der englische und selbst der schottische sind damit gar nicht zu vergleichen. Die Amerikaner gehen Sonntags dreimal in die Kirche — Morgens, Nachmittags und Abends — der Kirchendienst besteht jedesmal in Bibellesen, Psalmensingen, Beten und in einer äußerst langweiligen, lieblosen meist verdammenden Predigt. Der Generaltext der amerikanischen Prediger ist immer dieser: „Wer nicht glaubt wie ich, ist verdammt," und „kein Mensch kann in das Reich Gottes eingehen, der nicht willig ist, der Herrlichkeit seines Sohnes willen zur Hölle zu fahren." (No man is fit to enter the kingdom of heaven who is not perfectly willing to be damned for the eternal glory of God). Wenn diese Religion und Demuth aufrichtig wären, wenn das ganze amerikanische Christenthum, wie einst das Judenthum zur Zeit des Erlösers nicht in starre, leblose Formen ausgeartet wäre, wenn der Gedanke an Gott und die Verehrung ihres Heilandes nicht bloß ein herkömmliches, zu bestimmten Zeiten wiederholtes Ceremoniell wären, dann würden wohl die meisten Europäer in ihre Sonntagshymne einstimmen, und gemeinschaftlich mit ihnen das Wort Gottes hören. So aber ist in keinem Lande der Welt die Religion mehr getrennt vom Staate, vom öffentlichen und Privatleben, und selbst von den Gemüthern, als eben in den Vereinigten Staaten. Die Amerikaner sind ein kaufmännisches Volk und betrachten ihre Verpflichtungen gegen Gott als Wechsel, welche zu bestimmten Zeiten verfallen und bezahlt werden müssen. Bis diese um sind, sind sie ihrer Meinung nach nichts schuldig, wenn aber der letzte Respecttag anrückt, müssen sie zur Zahlung bereit seyn oder ihren Laden schließen. Gleich nach abgethanem Gottesdienst fühlen sie sich wieder frei und haben einen weitern Credit von sieben Tagen. Die ganze Woche hindurch sind die Tempel geschlossen, kein Glockenklang mahnt andächtige Christen an ihr Gebet, keine Handlung öffentlicher Gottesverehrung beurkundet das religiöse Gefühl des Volkes. Nun kommt aber der Sonntag, und mit ihm alle Schrecken des Puritanismus. Das ganze bürgerliche und gesellschaftliche Leben scheint still zu stehen; Gefühl und Empfindsamkeit erstarren in engherzigen Gebetformeln; Männer und Weiber ziehen mit gesenkten Häuptern und in die Länge gezogenen Gesichtern in ihre engen, hölzernen Predigtstuben; die Straßen werden mit Ketten versperrt, und jeder Laut, selbst der menschlicher Worte verstummt bei dem ersten Glockenschlag, welcher das Lesen der Bibel verkündet. Jetzt sind die öffentlichen Plätze wie ausgestorben, die Straßen ohne Menschen, die Häuser ohne Einwohner. Wehe dem Sabbathschänder, der noch einzeln herumirrt; wehe dem Gottlosen, welcher von der Kirche wegbleibt. Keine Musik, kein Theater, kein Gastmahl, keine Gesellschaft, kein Tanz, kein Spaziergang, kein freundliches Gespräch, keine Erholung irgend einer Art wird geduldet, ja es ist sogar nicht erlaubt, schnell in die Kirche zu gehen, damit man nicht den Anschein von Geschäften habe. Sogar die Stundeneintheilung des Sonntags ist verschieden von der übrigen Woche, damit das Mittagessen nicht mit der Nachmittagspredigt zusammenfalle. In manchen Häusern wird das Sonntagsmahl schon Samstags gekocht, damit es am Sonntag ohne weitere Zubereitung kalt aufgetragen werden könne, und im Staate Connecticut ist wirklich noch eine Verordnung, welche das Bierbrauen an Samstagen untersagt, weil es sonst Sonntags zu „arbeiten" anfangen könnte. No brewer shall brew beer on Saturday, in order that it may not work on Sunday.

Daß diese jüdische Sabbathsfeier hauptsächlich der Jugend äußerst beschwerlich fallen müsse, ist wohl leicht zu begreifen, so wie daß die unnatürliche Strenge der äußerlichen Sitten, verbunden mit dem heißen Klima des Landes — die amerikanischen Sommer gleichen denen von Ostindien — alle weniger fanatisch Gesinnten zur Heuchelei führen muß. Daß diese trotz aller religiösen Protestation der Amerikaner dennoch bis auf einen Grad vorherrscht, von welchem sich Europäer gar keinen Begriff machen können, hoffe ich im Laufe dieser Aufsätze factisch zu

beweisen; vor der Hand will ich mich mit dem Style der Predigten und den Functionen der Geistlichkeit beschäftigen.

Ich habe schon oben angeführt, daß die amerikanischen Prediger weniger geneigt sind, ihren Zuhörern Demuth und christliche Liebe als vielmehr unauslöschlichen Haß und Abscheu gegen ihre Widersacher einzuprägen, und es besteht daher der amerikanische Gottesdienst hauptsächlich aus Controvers-Predigten, in welchen oft Dinge vorfallen, die in andern Staaten aus polizeilichen Rücksichten nicht geduldet werden würden. So z. B. hielt Dr. B** in Boston eine Reihe von Controvers-Predigten gegen die Katholiken, in welchen er zu beweisen suchte, daß kein wohl eingerichteter Staat die römisch-katholische Religion dulden dürfe; daß die katholische Gottesverehrung Heuchelei und Betrug sey, und daß man daher die armen Irländer von allem Antheil an politischen Verhandlungen ausschließen müsse. Die Folge davon war die Inbrandsteckung des Ursulinerklosters bei Boston, und mehrere Volksaufstände gegen die Irländer, wobei einige der letztern ums Leben kamen und 40 oder 50 schwer verwundet wurden. Der katholische Bischof von Boston war hiedurch gezwungen, seinerseits die Calvinisten anzugreifen, bei welcher Gelegenheit ein Irländer Namens O**** eine sieben Stunden lange Predigt hielt (von 5 Uhr bis 12 Uhr Nachts), in der er seine Gegner mit allen Schimpfnamen beehrte, welche ihm Verachtung gegen die Ketzer eingeben konnte. Der irländische Bischof berief sich auf die Autorität des Papstes, dessen Stelle er in Amerika vertrete; der calvinistische Prediger hingegen auf seine — Schnupftabaksdose, von der er behauptete, sie ginge von Zeit zu Zeit von selbst auf, und er nähme dann nie eine Prise, ohne davon geistig erleuchtet zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Gouverneure von Neu-Süd-Wales.

(Schluß.)

Sir Ralph Darling kam am Ende des J. 1825 in der Colonie an: dieser Mann ist noch jetzt das Ziel so heftiger Parteiwuth, daß es fast gewagt ist, eine Skizze seiner Administration entwerfen zu wollen. Hr. Lang hat es indeß gethan, mit möglichster Unparteilichkeit und mit dem Bestreben demselben Gerechtigkeit widerfahren zu lassen trotz „des unklugen Diensteifers seiner Freunde und der Bosheit seiner Feinde.“ Er entwirft von ihm nachfolgende Charakterschilderung: „General Darling war keineswegs ein Kopf ersten Ranges, aber seine Talente hoben ihn gewiß über die große Masse; er besaß von Natur ein richtiges Urtheil, ein starkes Gefühl für Gerechtigkeit und eine scharfe Unterscheidungskraft für das, was sich ziemt: eben so wenig fehlte es ihm an denjenigen Eigenschaften des Herzens, ohne welche ein höherer Verstand öfter ein Fluch als ein Segen für die Menschen wird. Ich bin vollkommen überzeugt, daß General Darling bei seiner Ankunft in Neu-Süd-Wales aufrichtig wünschte, die Pflichten seiner Stellung mit Ehre für sich selbst, zur Zufriedenheit seiner Obern und zur allgemeinen Wohlfahrt des Landes zu erfüllen.“ Seine Fehler hatten ihre Grund in den Gewohnheiten einer militärischen Erziehung, welche untergeordnete Geister so leicht verleitet, von den Untergebenen blinden Gehorsam zu fordern, und jeden Anschein von Widerstand als Rebellion zu betrachten. Während ein Gemeingeist in der Colonie allmählich emporwuchs, und die Presse in ihren Kritiken übermüthig zu werden anfing, stellte man den in einer Strafcolonie nicht ganz unrichtigen Satz auf, daß man Böswilligkeit mit Gewalt niederdrücken müsse; leider aber nahm man alle Opposition für Böswilligkeit. Diese Umstände erklären es hinreichend, weßhalb die Verwaltung Sir Ralph Darlings trotz der guten Folgen, die sie für die Colonie hatte, doch so bitter getadelt wurde. Um der Regierung eine Partei zu gewinnen, wurden lucrative Stellen und Licenzen ausgetheilt; hieraus entsprang ein System von Parteilichkeit, und da die Partei, in deren Hände sich der Gouverneur der That nach überlieferte, in jeder Beziehung zu den „Ausschließlichen“ gehörte, so bildeten die politischen Reformer, die, welche wegen Preßvergehen verfolgt wurden, die Emancipirten u. s. w., einen Kern, um den sich alle Mißvergnügten sammelten. Die Ordnung, welche General Darling in die Verwaltung einführte, seine große Thätigkeit und die Einrichtungen, die er traf, um Mißbräuche, namentlich in Betreff der Landbewilligungen, abzustellen, dieß waren Verdienste, welche die Parteisucht übersah, und Gouverneur Darling war das Ziel unaufhörlicher Angriffe, so lange seine Gewalt dauerte, ward sogar mit Anklage bedroht, und rachsüchtig folgte ihm der Haß bis in seine Zurückgezogenheit.

Hr. Lang theilt die Verwaltung General Darlings in vier Epochen, von denen jede, wie er sagt, beinahe eine Aera in der Geschichte der Colonie ausmachte, nämlich der Ackerbauwuth, des Ackerbaudrucks, der Dürre und des Preßunfugs. Die erste hatte ihren Ursprung in dem plötzlichen Impuls, welchen die Bildung einer australischen Ackerbaucompagnie dem Landbau gab, und wodurch die Preise der Erzeugnisse auf eine künstliche Höhe hinauf getrieben wurden. Eine dreijährige Dürre, auf welche die „Schaf- und Rindviehwuth“ folgte, erzeugte die Periode des Drucks, während welcher eine Menge Landeigenthümer das Ihrige verloren: die Periode der Dürre dauerte von 1827 bis 1829. Die Periode des Preßunfugs begann mit der Bestrafung zweier gemeiner Soldaten vom 57sten Regiment, welche ein Verbrechen begingen mit der ausdrücklichen Absicht, ihre Stellung mit der besseren Stellung als Deportirte zu vertauschen, und die der Gouverneur der ihm verliehenen Vollgewalt gemäß der bürgerlichen Gewalt entriß, und auf eine ungewöhnliche Weise strafte, indem er eiserne Halsbänder mit vorstehenden Spitzen ihnen um den Nacken, und Ketten an die Beine legen ließ. Sein Zweck, durch strenge Bestrafung Andere von der Nachahmung eines so gefährlichen Beispiels abzuhalten, ließ sich rechtfertigen; aber die Maßregel selbst war sowohl ungesetzlich als unpolitisch, und einer der Soldaten, der gerade an einer Leberkrankheit litt, was jedoch General Darling nicht wußte, starb an den Folgen der Mißhandlung. Die Oppositionspresse, angeführt von einem Advocaten, Dr. Wardell, ergoß wegen dieses angeblichen Verbrechens ihre Invectiven gegen den Gouverneur, und das unkluge Benehmen der Re-

gierungszeitung erbitterte die Oppositien noch mehr. Von dieser Zeit an machte sich die Verwaltung General Darlings mehr und mehr verhaßt, und sein Mangel an Tact und Geschicklichkeit in Behandlung seiner Gegner, die er durch das Gewicht seiner Macht zu unterdrücken suchte, gab diesen auffallende Vortheile über ihn. In zwanzig Jahren wird man wahrscheinlich General Darlings Verdienste besser schätzen, und seine Irrthümer werden minder stark hervortreten: seine Verwalung hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, und was er für die Colonie that, namentlich in Betreff der Entdeckungen im Innern; in Localverbesserungen und in Abstellung der Mißbräuche, gibt ihm Anspruch auf den Namen eines Wohlthäters der Colonie.

Sein Nachfolger, der jetzige Gouverneur Sir Richard Bourke, der im Jahr 1831 anlangte, hat mit Hülfe des gesetzgebenden Raths manches Gute bewirkt, seine Verwaltung zeugte von Kraft und Festigkeit, ohne darum etwas besonders Ausgezeichnetes zu haben. In seinen meisten Handlungen, sagt Hr. Lang, war er mehr paſsiv als activ, und er that bloß, was der allmähliche Fortschritt der Colonie und der anomale Gesellschaftszustand nothwendig machte. Was er indeß gethan, hat auf die Interessen der Colonisten einen bedeutenden Einfluß gehabt: die von ihm erlassenen Gesetze beschränkten die Macht der Magistrate über Verbrecher, regulirten die Zuweisung derselben, und erklärten die emancipirten und einiges Eigenthum besitzenden Verbrecher für fähig, als Geschworne in Criminalfällen zu dienen, eine Maßregel, worüber die Ansichten sehr getheilt sind.*)

Dieß ist in kurzen Umrissen die Geschichte der verschiedenen Verwaltungen von Neu-Süd-Wales, wie sie Hr. Lang schildert, und sie ist höchst wahrscheinlich im Ganzen richtig und unparteiisch. Die Betrachtung dringt sich dabei auf, daß unter den mannichfachen Schwierigkeiten, womit diese schöne Colonie zu kämpfen hatte, eine unkluge Wahl der Gouverneure keine der geringsten war. Eine Verbrechercolonie hat wenig Anlockendes für einen Mann von hoher Geburt, und sie pflanzt manche Dornen in das Ruhekissen eines indolenten Mannes, obwohl ein solcher Posten manches Anziehende für denjenigen hat, dessen Ehrgeiz mehr patriotischer Art ist. Hätte die englische Regierung, welche in der Wahl der Männer für diesen Posten nicht durch politischen Einfluß gehemmt war, sich nur etwas vorsichtiger dabei benommen, so hätte sie Leute von angemessenem Talent hier anstellen und dadurch belohnen können; freilich hätten wohl Bevölkerung, Ackerbau und Handel der Colonie darum kaum eine höhere Stufe erreicht, aber die Elemente der Gesellschaft, welche jetzt so zahlreiche Verlegenheiten erwecken, könnten wesentlich verschieden seyn.

*) Siehe Nr. 269. 270.

Ueber die Topographie der Pest.

In einer der letzten Sitzungen der englischen Naturforscher las der Hr. bekannte Urquhart ein Memoire über diesen Gegenstand vor. Während seines Aufenthaltes in Konstantinopel im Jahr 1834 kam ein Pestfall in dem Hause vor, wo er wohnte; man rieth ihm, das Haus zu verlassen, aber er weigerte sich dessen; der Kranke genas, und niemand anders ward befallen. Ein Eingeborner bemerkte ihm damals, er laufe durchaus keine Gefahr, da seine Wohnung in einem Stadttheile liege, wo die Pest nie tödtlich sey. Diese Bemerkung veranlaßte ihn zu Nachforschungen, warum gewisse Stellen fast unwandelbar von den Verheerungen der Pest frei, und andere eben so unwandelbar davon heimgesucht seyen. Das Resultat dieser Beobachtungen, die er drei Jahre lang fortsetzte, hatte ihn zu dem Schlusse geführt, daß die Nähe der Begräbnißplätze an Städten und Dörfern die Pest wo nicht erzeuge, doch sehr erschwere, und daß die Pest sich mehr in den Regionen über als unter den Begräbnißplätzen fühlbar mache, denn er habe bemerkt, daß die Vögel stets die Orte verließen, wo sie wüthe. Bekanntlich begraben die Türken aus religiösen Vorurtheilen ihre Todten sehr nahe an der Oberfläche, und die mephitischen Dünste, die aus einer solchen Masse von Leichen, die nur 2 Fuß tief unter dem Boden liegen, aufsteigen, verbreiten wenigstens die Pest, wenn sie solche auch nicht erzeugen. In Indien, wo man die Todten verbrennt, und in Aegypten, wo man sie einbalsamirt, kannte man diese Geißel nicht.

Chronik der Reisen.

Wanderungen in Serbien.

(Fortsetzung.)

Belgrad hat, wie alle türkischen Städte, in der Ferne mehr Anziehendes als in der Nähe. In Ruinen verfallene Festungswerke umgeben und beengen die Stadt mehr, als sie sie schützen. In den ungepflasterten Straßen herrscht die allerauffallendste Unsauberkeit, und die Läden und Bazars bieten hier dem Auge nicht jenen Ueberfluß von Gegenständen des Luxus, den man gleichsam als das Civilisationsthermometer des Volks betrachten kann, das sie erzeugt. Unser Führer brachte uns in das für uns zugerichtete Quartier. Es war dieß ein Haus von ziemlich gutem Ansehen, bewohnt von dem Tatar-Aghassi, d. h. dem Oberpostmeister der Regierung. Ein türkischer Soldat nahm aber, als wir eintraten, auf einer Matte mitten im Hofe kauernd, sein Mittagessen ein, das aus verschiedenen Früchten und Kaffee bestand. Wir wurden eingeladen, sogleich ein paar Schnitte von einer herrlichen Wassermelone zu speisen, denen Pfeifen und Kaffee folgten. Unser Amphitryo war ein guter Osmanli nach altem Styl, mit einem Gürtel voller Pistolen, Dolche und Yataghans, so daß er recht gut als Auslage für eine Waffenhandlung hätte gebraucht werden können. Nachdem wir durch Vermittelung des Dragomans der Quarantäne ein halbes Dutzend herkömmlicher Phrasen über die drückende Hitze gewechselt hatten, mit der der August seinen Eintritt bezeichnete, wurden wir über den Zweck unserer Reise befragt. Der Fragsteller hörte unsere Antworten mit ernstem Schweigen, die Faust auf seinen Yataghan gestützt, an, und schien bei sich zu überlegen, wie es denn möglich sey, daß Menschen, die ein Land bewohnen, welches sie über alle andern erheben, zu ihrem Vergnügen eine so weite und beschwerliche Reise machen, bloß um zu sehen und zu vergleichen. Unser Wirth in eigener Person trat jetzt aus seinem

Gefamilt heraus. Wir ſtanden auf, ſo wie der Tatar-Aghaſſi, ein Mann von ungefähr 60 Jahren und lang wie eine Pappel, auf uns zukam. Er führte uns ſogleich in ſein Haus, und wies uns das für uns beſtimmte Gemach an. Es war dieß das prächtigſte Zimmer des Hauſes, mit bemaltem, hölzernem Getäfel geziert, auf dem man hie und da noch Reſte einer alten, durch die Zeit geſchwärzten Vergoldung erkennen konnte. Ein Divan, mit Heu aufgepolſtert, nahm die Hälfte des Raumes ein. Der Tatar-Aghaſſi übergab uns der Obhut eines ſeiner Diener, der den Befehl hatte, uns allenthalben in der ganzen Stadt zu begleiten, und uns auch nicht einen Augenblick aus den Augen zu laſſen. Der Divan diente uns zugleich als Tiſch und Bett, und der Herr des Hauſes erklärte uns, daß es ſeine Pflicht ſey, während unſeres Aufenthalts bei uns auf dem nämlichen Divan zu ſchlafen, und uns zu Ehren den Freuden ſeines Harems zu entſagen, was ihm bei ſeinem Alter wohl eben nicht ſchwer fallen konnte.

Unter den uns geöffneten Vortheilen, welche unſere Erkenntlichkeit in Anſpruch nahmen, befand ſich einer, von dem wir uns nichts hatten träumen laſſen. Das Haus des Tatar-Aghaſſi hatte nämlich früher dem Cara Yorghi gehört; in dem nämlichen Zimmer, wo wir wohnten, hatte dieſer Maſaniello Serbiens, deſſen Andenken bei den Bewohnern des Landes nie erlöſchen wird, ſeine Plane geſchmiedet. Cara Yorghi, im Auslande bekannter unter dem Namen Czerny Georg, oder der „ſchwarze Georg," war einer jener gewaltigen Männer, wie ſie die Natur als ſeltene Ausnahmen zuweilen mitten unter das arme Menſchengeſchlecht wirft, und bekanntlich der erſte Urheber der Befreiung Serbiens. Im Jahr 1800 wurde Serbien von vier Paſchas beherrſcht, Namens Mollah Tuſofos, Mollah Angalinos, Kulſchuk Ali und Uſanza. Dieſe Paſchas empörten ſich zuerſt gegen die Oberherrlichkeit des Sultans Selim, und verweigerten den Tribut. Die Pforte ſandte 8000 Mann, um ſie zu ihrer Pflicht zurückzuführen, allein der türkiſche General ließ ſich durch bedeutende Geldſummen von den Rebellen beſtechen, ſeine Truppen nach einigen verſtellten fruchtloſen Kämpfen nach Konſtantinopel zurückzuführen und dem Sultan glauben zu machen, daß alle ſeine Anſtrengungen gegen Serbien unnütz ſeyen. Die Paſchas, um die Koſten dieſes Krieges aufzubringen, belaſteten das Land mit ungeheuren Auflagen, plünderten die Kaufleute und Geiſtlichen, und übten die furchtbarſten Bedrückungen. Unter dem Gewicht ſolcher Tyrannei faſt erdrückt, ſuchten die Serbier insgeheim den Beiſtand Oeſterreichs nach; dieſes aber verrieth das Geheimniß den Paſchas, die nun die 24 Maires oder Tſchordabſchis der Provinz vorluden, und ihnen die Köpfe abſchlagen ließen. Die Tyrannei begnügte ſich nicht mit dieſem blutigen Schritt; die Reichen wurden ihres Beſitzthums beraubt, die türkiſchen Soldaten brannten ganze Dörfer nieder, Weiber und Kinder wurden mißhandelt und fortgeſchleppt. Das Volk duldete ſchweigend und harrte geſenkten Hauptes, bis das Unheil ſeinen Höhepunkt erreicht haben würde. Als der Druck unerträglich geworden war, erhob es ſein Haupt, und verſchaffte ſich auf folgende Weiſe Recht. Dreißig türkiſche Soldaten hatten ſich einige Tagereiſen weit von Belgrad entfernt. Auf ihrem Marſch prügelten ſie die Bauern, tranken ihren Wein aus und zehrten ihre Lebensmittel auf. Als ſie in ein kleines Dorf, Namens Toponas, einrückten, beſchimpften ſie mehrere der angeſehenſten Einwohner, und fragten ſie unter Drohungen, warum ſie nicht herbeigekommen ſeyen, um ihnen den Steigbügel zu halten und die Pferde abzuſatteln. Zum Unglück für jene 30 Türken wohnte in dieſem Dorf ein wegen ſeines Muths und ſeiner Entſchloſſenheit bekannter Mann, den die Bedrückungen der Tyrannen mehr als Einmal zur Wuth gereizt hatten. Dieſer Mann war Cara Yorghi. Eben hatte er ſeinen zweiten Sohn taufen laſſen. Eltern, Freunde und Verwandte begleiteten ihn aus der Kirche, und die allgemeine Luſtigkeit war noch durch den Wein geſteigert worden, den der wackere Mann reichlich geſpendet hatte. Als Cara Yorghi den Uebermuth der Türken und den ſeinen Landsleuten widerfahrenen Schimpf erfuhr, ging er auf den Anführer der Soldaten los, und fragte ihn, mit welchem Rechte ſie die Ruhe des Dorfes ſtörten, da ſie doch eine Obrigkeit hätten, der allein das Recht zuſtehe, Befehle zu ertheilen. Die über dieſe Kühnheit wüthenden Türken feuerten ſogleich ihre Gewehre ab, aber auch nicht Eine Kugel traf. Cara Yorghi eilte ſogleich in eine enge Straße, von der aus er ſein Haus glücklich erreichte. Hier erzählte er ſeiner Frau, was vorgegangen war, und befahl ihr, ſich ſogleich mit den Kindern in die Gebirge zu flüchten. Einige von den Gäſten fanden ſich mit Waffen in der Hütte ein, verbarricadirten dieſelbe, und gaben aus den Fenſtern Feuer auf die anrückenden Türken. Mehrere Bauern eilten indeß zur Hülfe herbei, und von den 30 Türken blieben 25 auf dem Platze. Die, welche entkommen konnten, jagten eilig nach Belgrad zurück, und berichteten den Paſchas, was geſchehen war. Ein großer Rath ward gehalten, und Mollah Angalinos verlangte 100 Reiter, mit denen er die Rebellen zu züchtigen ſchwur. Die verlangten Truppen wurden zu ſeiner Verfügung geſtellt, und zugleich erhielt er noch 60 Oken Gold zu Unterhandlungen. Cara Yorghi, der die Rache der Paſchas vorausgeſehen hatte, war indeß bemüht geweſen, alle Bewohner des Dorfs aufzubieten: 70 bewaffnete Bauern hatten geſchworen, mit ihm zu ſterben. Er führte ſie auf eine kleine Anhöhe, die den Platz des Orts beherrſchte, und verbarg jeden ſeiner Leute hinter einen Baum. Mollah Angalinos ſäumte nicht, ſich auf dem Platze mit ſeinem kleinen Heer einzufinden. Er ſchickte einen Parlamentär an die Bewohner des Dorfs, und ließ ihnen alles mitgebrachte Gold anbieten, wenn ſie ihm das Haupt der Empörung ausliefern wollten. Cara Yorghi antwortete mit einem Flintenſchuß aus ſeinem Hinterhalte, der dem Paſcha den Fuß zerſchmetterte und ſein Pferd tödtete. Die Türken feuerten alle zugleich auf die Bäume, und man antwortete ihnen mit einer zweiten Salve, wodurch die Moslems Viele der ihrigen verloren; die Uebrigen ergriffen die Flucht und viele ließen ſogar ihre Turbane auf dem Wege liegen. Cara Yorghi erließ nun Proclamationen, die irgend ein Jude oder Gelehrter des Dorfes ihm aufgeſetzt haben mochte, und die er in der ganzen Provinz verbreitete. Alle Chriſten ahmten das Beiſpiel des Dorfes Toponas nach, und jagten die Türken aus ihrem Bezirke fort. Die Inſurgenten bildeten ſich in mehrere Corps, und verſammelten ſich, um die Grundlagen der neuen Regierung zu berathen. Melingos, aus dem Dorfe Kiljevanſi, drei Tagereiſen von Belgrad, wurde zum Oberhaupte gewählt, lehnte jedoch die Wahl ab, und ſchlug Cara Yorghi, als den Urheber des Aufſtandes, an ſeine Stelle vor. Er ſprach von dem Muth und den Talenten ſeines Rivals mit ſo viel uneigennütziger Großmuth, daß die begeiſterte Verſammlung Beide im Triumph emporhob, und „Vivat, Vivat!" ſchrie.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 November 1837.

Ansichten von Pesth.

3. Gasthöfe und Kaffeehäuser.

In einer Stadt, welche fortwährend so viele Fremde zu beherbergen hat, setzt man wohl von selbst eine Menge von Gasthöfen verschiedenen Ranges voraus. Im Ganzen sind sie fast alle gut eingerichtet, und der dort Wohnende hat auch wenig Ursache, sich wegen Uebertheuerung zu beschweren. Ein Gulden Conventionsmünze für ein gut und anständig meublirtes Zimmer vorn heraus, ist für eine Person in den ersten Gasthöfen die Taxe. Dabei ist die Bedienung prompt, und wegen der Kost ist man nicht verlegen, weil in jedem derselben zugleich eine Speiseanstalt ist. In diesen wird durchgehends nach der Karte gegessen, und mir ist keiner bekannt worden, wo table d'hôte gehalten würde. Es ist dieß überhaupt eine in den österreichischen Staaten eigenthümliche Sitte, und nur erst in neuerer Zeit hat man in den größern Städten, wie namentlich in Wien und Prag angefangen, table d'hôte in einigen der ersten Gasthäuser zu halten. Die Parallele mag sich ein jeder selbst ziehen und darnach herausfinden, welchem von beiden der Vorzug zu geben sey. In Pesth würden übrigens die Gastwirthe ersten Ranges außer der table d'hôte nothwendig noch eine Speiseanstalt nach der Karte halten müssen, weil es rein unmöglich wäre, die Gäste alle an ersterer zu bewirthen. Zum Beweise für diese Behauptung führe ich an, daß in dem Gasthofe, wo ich wohnte, mehrere Tage hinter einander zwischen 4 und 500 Personen speisten, und dieß war außer dem Markte, freilich wohl zur Zeit des Lagers. Die servirten Tafeln enthielten etwa 120 Couverts, und diese wurden von 12 Uhr zu Mittag bis 3 Uhr Nachmittag jedes so ziemlich viermal besetzt. Bedenkt man nun, daß fünf Gasthöfe dieses Ranges vorhanden sind, und daß die der zweiten und dritten Ordnung verhältnißmäßig eben so stark besucht werden, so kann dieser Umstand allein zum Maßstabe für das hiesige Leben und Treiben dienen. Trotz diesem ungeheuren Zudrange ist aber die Bedienung zum Verwundern prompt, und obgleich fast immer 10 bis 20 Gäste gleichzeitig ihre Bestellungen machen, so besorgen doch die gewandten und geübten Kellner Alles aufs genaueste und pünktlichste. In den Häusern selbst sieht man, daß man im Süden ist, denn eine Menge exotischer Gewächse sind längs den gewundenen Stiegen in Kübeln aufgestellt und umduften den Hinaufsteigenden. Es könnte am Ende wohl nichts schaden, wenn man im Norden diesen, den Gast so ansprechenden Luxus auch einführte.

Wie die Speiseanstalten, so findet man auch in allen Gasthöfen des ersten Ranges ein Kaffeehaus. Dieß aber sind nicht die einzigen, vielmehr findet man deren in der ganzen Stadt immer in geringer Entfernung von einander. Sieht man ihre Größe und luxuriöse Einrichtung, nach welcher sich dann natürlicherweise auch das Pachtgeld richtet (denn fast alle ohne Ausnahme sind verpachtet), so begreift man in der That kaum, wie sie alle durchkommen. Und dennoch scheinen die meisten keine schlechten Geschäfte zu machen, wenigstens erwerben sich die Oberkellner hier, so wie in den Gasthöfen (was ich dort anzuführen vergessen hatte), wenn sie einige Jahre ihren Posten mit Treue und Pünktlichkeit verwalten, so viel, daß sie im Stande sind, selbst eine Pachtung eines Kaffeehauses oder eines Gasthofes niederen Ranges zu übernehmen, und alsdann, wenn sie Glück haben, sich bis zum ersten Range emporzuschwingen. Wie sehr übrigens die Kaffeehäuser besucht werden, das entnimmt man daraus, daß von früh 10 Uhr an bis Abends spät fast stets die dort aufgestellten Billards, in manchen drei bis vier, besetzt sind, und daß man also stets gewiß ist, Gesellschaft dort zu finden. Für viele der Eintretenden sind die ausgelegten Zeitungen und Journale der Magnet, der sie anzieht. Sie trinken alsdann ihre Tasse Kaffee oder ein Glas Melange (weißen Kaffee) für 18 kr. W. W. (7 kr. Conv. M.), und bleiben dafür Stunden lang hier.

Im Sommer sitzen alle diejenigen, welche sich nicht mit Billardspielen und Journallesen befassen, im Freien. Die Breite und Geräumigkeit der Straßen gestattet, daß man da zeltartige Markisen aufschlagen und rings um das Kaffeehaus eine Reihe von Orangerie aufstellen kann. Auf Stühlen und Sophas streckt man sich da behaglich aus, schlürft seinen 18 kr. Kaffee wie ein Pascha und verschwatzt seine Zeit im süßen Nichtsthun. Bei der Lebhaftigkeit des Verkehrs und dem steten Leben und Treiben auf den Straßen fehlt es daneben nicht an Unterhaltung.

Mit Einem Worte, es ist hier für den Sybariten so reichlich gesorgt, daß er sich ganz comfortabel befindet. Was aber eine Haupttugend eines solchen Lebens ist, das ist seine Wohlfeilheit. Denn wer jährlich 800 fl. Conv. Münze zu verzehren und nur seine Person zu versorgen hat, der kommt vollkommen aus, wenn er auch im Gasthofe lebt und alle Vergnügungen des Tages genießt. Er wählt sich ein weniger kostspieliges Zimmer, welches er auf Monate miethet, nimmt sein Frühstück im Kaffeehause, sein Mittag- und Abendmahl im Speisehause, geht im Theater ins Parterre für 1 fl. W. W. (8 Sgr. preuß. Cour.), und behält alsdann immer noch genug, um einige menus-plaisirs zu genießen.

Noch muß ich anführen, daß in den Gast- und Kaffeehäusern große Toleranz herrscht, und daß nicht allein Christen, Juden und Türken verträglich bei einander wohnen, sondern daß auch hoch und niedrig ungestört sein Wesen treibt. Dadurch bildet sich denn ein buntes und sehr interessantes Gemälde, dessen Betrachtung insbesondere den Fremden aufs angenehmste unterhält.

Die Priesterherrschaft in den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Erst vor zwei Wochen prügelten sich zwei Prediger (auch noch dazu Deutsche) in New-York auf der Kanzel herum. Jeder wollte das Wort gewinnen und dem Volke die Bibel auf seine eigene Weise lehren, wurde aber von dem andern unterbrochen und mit Faustschlägen und Fußtritten zurecht gewiesen. Jeder von ihnen erstürmte dreimal die Kanzel, und wurde eben so oft von seinem Gegner wieder hinabgeworfen; beide bluteten aus Maul und Ohren, und schrien und rasten wie Besessene, während das Volk klatschte und jubelte, und die Feuerspritzen herbeiholte um ihr religiöses Feuer zu dämpfen. In Salem (zehn Meilen von Boston) war Schreiber dieses Augenzeuge wie ein Prediger, welcher seine Zuhörer für die christliche Religion, d. h. für seine Secte begeistern wollte, seine Uhr aus der Tasche zog und ausrief: „dort steht Christus und wartet auf Euch, säumt Ihr aber noch fünf Minuten, so holt Euch alle der Teufel.“ — „Wie,“ ruft ein anderer Prediger seine Zuhörer an, „Ihr laßt Eure Kinder tanzen lernen, und vergeßt, daß der Tanz zur Wollust reizt und zum Verderben führt, und Ihr gebt Geld für frivole Belustigungen her, wenn die Kirche darbt und die Missionäre auf den Südsee-Inseln kaum Brod zu essen haben?“*)

*) Diesen Missionären geht es übrigens gar nicht schlecht. Denn sie wußten sich zu Herren jener Inseln aufzuschwingen, und erhalten jetzt als Opfersteuer nicht nur jede Art von Lebensmittel, welche der Boden hervorzubringen vermag, sondern treiben auch mit dem Ueberfluß derselben einen lebhaften Handel. Vor mehreren Jahren ereignete sich sogar ein Fall, welcher beweist, daß es ihnen auch nicht an den höheren Bedürfnissen des Lebens gebricht. Die Vereinigte Staaten Corvette Peacock unter den Befehlen des Capitäns P** kam nach einer mehrmonatlichen Fahrt nach Otaheiti, um dort frisches Wasser und Lebensmittel an Bord zu nehmen. Matrosen und Officiere erwarteten mit Sehnsucht die Ankunft der jungen Mädchen und Weiber, welche bei dieser Gelegenheit ans Schiff zu schwimmen und sich den Umarmungen der Europäer Preis zu geben pflegen. Dießmal kam niemand; kein Nachen stieß vom Ufer, ja es schienen alle weiblichen Wesen die Insel gemieden zu haben. Voller Unmuth ließ sich Capitän P** mit einem Theil seiner Mannschaft ans Land setzen, durchsuchte selbst den bewohnten Theil der Insel, und stattete den Missionären einen Besuch ab. Hier nun fand er Mädchen und Weiber die Menge; aber es wagte sich keine an Bord — denn die Prediger gaben ihnen hiezu nicht die Erlaubniß: Der Befehlshaber der amerikanischen Corvette ließ hierauf die Kanonen laden, und drohte den Missionärs mit dem Bombardement ihrer Niederlassungen, wenn sie die Mädchen nicht augenblicklich frei ließen. Es ist leicht vorauszusehen, daß dieses geschah; und in wenigen Augenblicken war auch das ganze Verdeck mit otaheitischen Mädchen bedeckt. Nach seiner Rückkunft in die Vereinigten Staaten wurde Capitän P** vor ein Kriegsgericht gestellt, und obwohl unschuldig erklärt, ist er doch seither von den Priestern und ihrer Partei unaufhörlich verfolgt und dadurch des größten Theils seines Vermögens beraubt worden.

Unter den Todsünden, gegen welche die amerikanischen Prediger am meisten zu Felde ziehen, zählt man gewöhnlich die Trunkenheit, den Müßiggang, die Zerstreuungs- und Vergnügungssucht, das Walzen, weil es die Sinne reizt, das Karten- und Billardspiel, und wohl auch in neuerer Zeit das Tabakrauchen! Das größte Verbrechen gegen Gott und die Menschheit besteht jedoch im Schwören, und im Lachen, Pfeifen und Singen an Sonntagen! Reisende oder Gotteslängner, welche Sonntags auf den Landstraßen angetroffen werden, müssen sich gefallen lassen ihre Namen und Verbrechen in den Zeitungen zu lesen, und wer da zwei- oder dreimal von der Predigt wegbleibt, für den wird der Seelsorger gewiß öffentlich beten, daß ihn Gott aus den Händen des Teufels in die der Kirche zurückführen möge.

In den Kirchen selbst sieht man jedoch den Amerikanern kaum an, daß es ihnen mit der Religion Ernst ist. Dort sitzen sie gemächlich in ihren Betstühlen, legen die Beine auf die Bänke, kämmen sich die Haare aus, kurz, machen es sich so bequem als möglich, und schlafen wohl gar während des ganzen Gottesdienstes. Im Sommer schnarcht mehr als die Hälfte der Männer während der Predigt, und die Weiber wissen sich bloß durch Fächeln in den drückend heißen Betstuben wach zu halten. Während des Gebets stehen die meisten Zuhörer (nicht alle) auf, und drehen dem Prediger und der Kanzel den Rücken zu, als ob sie etwas Unanständiges begingen; der Prediger selbst verdreht dann die Augen, die er so an die Kirchendecke heftet, daß man nur das Weiße derselben zu sehen bekömmt, und zischelt nun in halben Nasentönen einige auswendig gelernte Redensarten her, welche er nach Umständen mit dramatischen Gesticulationen begleitet, wobei aber kein anderer Accent bemerkbar ist, als die ersten zwei Sylben jedes Satze slangsam ausgedehnt und vernehmlich, alle übrigen aber schnell, eintönig und unverständlich ausgesprochen werden. Die Psalmen werden von einem oder zwei Mädchen und ungefähr eben so viel Männern auf dem Chor abgesungen; denn es gehört in Amerika zum guten Ton, weder laut zu beten noch zu singen, und es werden hiezu gewöhnlich alte Kirchenarien angewendet, denen man zu diesem Behufe einen modernen Dreiviertelstact unterschiebt. Daß diese Musik nicht immer erbaulich ist, wird von den Amerikanern selbst zugestanden, so wie daß die des Theaters „die doch sündhaft sey,“

noch immer den Vorzug vor der Kirchenmuſik verdiene. Daher denn das alte ſchon von den Methodiſten angeführte Sprüchwort: „der Teufel hat die beſte Muſik“ (the devil has the best music!) Gleich nach beendigter Predigt ſetzen die Männer ihre Hüte auf und gehen einzeln aus der Kirche — die Damen folgen ihnen und erſt an der Thüre reichen erſtere letzteren den Arm — beim Nachhauſegehen werden wiederum lange Geſichter gemacht, und die Bewegung des Volkes iſt ſo langſam und lautlos, daß man ſie einem Leichenzug vergleichen könnte. Die Engländer pflegen an Sonntagen Almoſen zu geben, dieſe Sitte iſt bei den Amerikanern ebenfalls abgeſchafft, dafür gehen ſie aber einmal öfter in die Kirche.

(Schluß folgt.)

Die Höhlenſtädte in der Krimm und dem Kaukaſus.

In den Gebirgen der Krimm findet man ganze Städte in den Felſen gehauen. Die Grotten von Inkerman, von denen ein Theil, ſammt einer Kirche, unter der alten Feſtung Ktenos oder Theodori durchgebrochen iſt, ſind aus vielen Beſchreibungen bekannt. Verfolgt man dieſe Felſen weiter, ſo finden ſich noch Tauſende jener Grotten zu Tſcherkeskerman, Mangup, Zitkli und Tepekerman in Gruppen beiſammen. Alle waren zu den chriſtlichen Zeiten bewohnt, denn jede Gruppe hat ihre Kirche. Alle dieſe Grotten ſind ziemlich roh ausgehauen, und ohne die mindeſte Verzierung. Feuerheerd, Wandſchrank, Keller, Eſtraden für die Betten u. ſ. w., alles findet ſich hier, und deutet auf Wohnungen; doch wurden auch einige ſolche Grotten zu Begräbniſſen benutzt, denn man fand ſie voller Gebeine. Das alte Cherſon ſcheint ſich ſchon im höchſten Alterthume ſolcher Grotten zu Gräbern bedient zu haben; die Felſen, welche die Stadt umgeben, waren ihre Nekropolis. Die Leichname wurden in dieſen Grotten in lange Niſchen beigeſetzt. Dieſe griechiſche Colonie hatte keine Tumulus, ſondern es ſcheint, daß dieſe Hauptſtadt des Bosporus ſich ſpäter ebenfalls der Grotten als Grabſtätte bediente, denn man findet deren mehrere ſehr große ſelbſt unter den Tumulus; ſie ſind tief in den Boden ausgehöhlt, und ſchreiben ſich, allem Anſchein nach, aus den erſten Jahrhunderten unſerer Zeitrechnung her. Die Begräbnißſtätte an der äußerſten Spitze des Cap Akkos hatte auch ihre Grotten oder Grüfte, doch ſind dieſe von keiner Bedeutung. Die der alten Reſidenz des Königs der Scythen, Scilluros, ſind ſorgfältiger gearbeitet, und dienten ſämmtlich als Gräber. In der Nähe von Simpherepol kann man ſie noch ſehen. Die Krim beſitzt eine große Menge dieſer Grotten von verſchiedenem Charakter und verſchiedener Beſtimmung.

Auch der Süden des Kaukaſus iſt ſehr reich an Bauwerken des Alterthums ſolcher Art, deren Intereſſe noch durch den Umſtand geſteigert wird, daß hier die Geſchichte die Nachforſchungen unterſtützt, und daß die Architektur durch eine Art von Pracht ſich auszeichnet, wodurch ſie der Kunſt ſehr nahe kommt. Der Urſprung der Grotten oder Grüfte, welche man hier findet, verliert ſich ebenfalls ins grauſe Alterthum, denn die georgiſchen Chroniken ſagen, daß einer der früheſten Könige des Landes, Namens Uplos, ein Sohn des Karthlos, der vor dem Einfall der Scythen herrſchte, diejenigen zum Theil habe aushauen laſſen, welche ſeinen Namen tragen; er verlegte ſeine Reſidenz hieher. Seine Nachfolger vermehrten ſeine Werke, und der letzte dieſer Könige, der, wie es in den Chroniken heißt, dieſe ſo merkwürdige Troglodytenſtadt verſchönern ließ, war Archaj, der 20 Jahre vor Chriſtus die Regierung antrat. Uplosziche iſt jetzt verwüſtet, aber der Zahn der Zeit vermochte nicht dieſen alterthümlichen Wohnungen, wo man Gewölbe, von faſt gothiſchen Pfeilern geſtützt, neben platten griechiſchen und römiſchen Plafonds findet, deren Getäfel und Gebälk in den Felſen gehauen iſt, nichts von ihrer Herrlichkeit zu rauben. Keine dieſer Grotten hat als Kirche gedient; eine nur vielleicht war ein Ateſchgah (Feuerort); Uplosziche befindet ſich an den Ufern des Cyrus (Kur), nicht weit von Gori in Kartalinien, der bedeutendſten unter den georgiſchen Provinzen. Aehnliche größere, aber nicht ſo ſchöne Städte hängen gleichſam an den Felſen, welche den obern Cyrus begränzen. Eine der merkwürdigſten iſt Wartſihe, von der Königin Thamar im zwölften Jahrhundert verſchönert. Der größere Theil der Stadt ſchreibt ſich aus dieſer Zeit, denn die Königin, welche oft hieher kam, hatte Winter- und Sommergemächer für ſich, und mehrere große Kirchen aushauen laſſen. In den Felſenwänden von Dolomit, welche die Ufer des Phaſis der Alten und des heutigen Koiriba begränzen, benutzte man die unzähligen von der Natur in den Felſen gehöhlten Grotten als Schlupfwinkel. Vergrößert und bewohnbar gemacht, dienten ſie der Bevölkerung von Kolchis bei jedem Einfall in ihr Land als natürliche Feſtungen. Die religiöſe Frömmigkeit errichtete hier Kirchen und ſelbſt Klöſter. Armenien hatte ebenfalls ſeine Grotten. Das ſo alte Harſchapert iſt eine Stadt von der Art, wie Uplosziche, und liegt halbwegs zwiſchen dem berühmten Kloſter von Kieghart und Erivan. Die Natur hatte hier die Arbeit erleichtert, denn der Felſen iſt ein vulcaniſcher Tuff, der ſich leicht bearbeiten läßt, und ſo entſtanden hier die niedlichen Kirchen von Kieghart, in deren einer man die heilige Lanze und ein Brett von der Arche Noahs aufbewahrte. Der nördliche Abhang des Kaukaſus hatte ebenfalls ſeine Grotten. An den Ufern des Podkumok, unfern von Piätigorsk, hat Hr. von Montpéreux jene Troglodyten beſucht, von denen Strabo in dieſer Gegend ſpricht. Alle Grotten des Kaukaſus und Armeniens dienten als Wohnungen, und es findet ſich keine Spur, daß man ſie auch als Grabſtätten benutzte. Wahrſcheinlich verbrannte man die Todten.

Chronik der Reiſen.

Wanderungen in Serbien.

(Schluß.)

Cara Yorghi begriff, daß man den Enthuſiasmus benützen müſſe. Er belagerte zuerſt Semendriah, einen befeſtigten Ort und Hauptſtadt des vormals mit demſelben Namen bezeichneten Sandſchaks, nahm es nach drei Monaten ein, und fand 300 Kanonen in der Feſtung. Die Stadt wurde ſogleich zur proviſoriſchen Hauptſtadt der Provinz erhoben. Cara Yorghi bildete hierauf einen Senat von zwölf Mitgliedern, die ſich hauptſächlich mit Kriegsangelegenheiten zu beſchäftigen hatten, und rückte dann gerade auf Belgrad los. Zuvor hielt er ſich jedoch zu Orſowa auf, wo er eine Zuſammenkunft mit Redſched Aga hatte, der ſich immer gegen die Bedrückungen der vier Paſcha's ausgeſprochen hatte. Redſched hoffte dadurch, daß er ſich mit den

Geheimnissen beider Parteien bekannt machte, einst vom Sultan Selim den Oberbefehl über die Provinz zu erhalten. Cara Yorghi verlangte von ihm, daß er bei dem Kampfe, der sich jetzt entspinnen werde, neutral bleibe, und versprach ihm dafür, daß der Senat nach der Einnahme von Belgrad ihn vom Sultan Selim als Gouverneur begehren werde. Belgrad fiel nach heftigem Widerstand endlich in die Gewalt Cara Yorghi's. Drei Pascha's wurden gefangen genommen, und nur Usanja entkam nach Oesterreich. Die drei Gefangenen wurden mit ihren Truppen dem Redschep Aga übergeben, der die letztern in seine Dienste nahm, die Pascha's aber enthaupten ließ, und ihre Köpfe dem Sultan schickte, der sie mit großer Freude aufnahm, und nun den wahren Stand der Dinge in Serbien richtig erkannte. Die Serbier wurden wegen der Erleichterungen, die sie wünschten, zu Rathe gezogen, überließen aber alles dem Wohlwollen des Großherrn, der sogleich 12 Moslems nach Belgrad schickte, um die Steuern zu erheben, und die Provinz zu verwalten. Der ehrgeizige Redschep Aga blieb undelohnt in der Festung Orsowa. Er sah, daß die Dankbarkeit der Serbier gegen ihn immer kälter wurde, und daß das Gouvernement der Provinz in andere Hände überging, ohne daß man Reclamationen zu seinen Gunsten an die Pforte gerichtet hätte. Die zwölf Moslems kamen nach Belgrad. Petro Dobrowitsch empfing die Deputation, und schrieb sogleich an Cara Yorghi, um zu erfahren, wie er sich in dieser Hinsicht zu verhalten habe. Cara Yorghi beauftragte Metinkos mit der Antwort, der seinerseits wieder die Berufung eines großen Raths verlangte. Man erkannte bald, daß es unmöglich sey, Redschep Aga zum Pascha zu erhalten, und ließ diesen durch eine Gesandtschaft davon in Kenntniß setzen. Der Schändliche mißbrauchte das Vertrauen dieser einfachen, der Geschäfte unkundigen Leute, und ließ ihnen sagen, daß man die zwölf Moslems umbringen müsse, und daß er es dann übernehmen wolle, die Pforte zu versöhnen. Cara Yorghi wollte eine so wichtige Frage nicht selbst entscheiden, sondern übertrug dieß dem Petro Dobrowitsch, der die zwölf Türken wirklich hinrichten ließ. Der Sultan gerieth hierüber natürlich in den größten Zorn, und schickte eine Armee von 50,000 Mann, unter den Befehlen von neun Pascha's, gegen Serbien. Die beiden serbischen Chefs vereinigten ihre Truppen zu einem entscheidenden Kampf, und schlugen wirklich nicht nur eins der feindlichen Armeecorps, sondern nahmen auch vier Pascha's gefangen.

Seit dem Beginn der serbischen Revolution hatte Rußland durch seine Agenten stets die Uneinigkeit der Provinz mit der Pforte genährt, und 1809 stellte sich der General Rodofani, der lange als russischer Consul in Belgrad gelebt hatte, an die Spitze der Insurgenten. Die Pforte beschloß deßhalb, diesem Krieg um jeden Preis ein Ende zu machen. Der Serastier von Rumelien erhielt daher den Auftrag, die Rebellen zu unterwerfen. Kurschid Pascha, der damals diesen Posten bekleidete, belagerte Cara Yorghi in Belgrad; der russische General und das Haupt der griechischen Kirche in Serbien, der Bischof Leonidas, flüchteten sich bei seinem Anrücken nach Oesterreich. Alles schien Kurschid den Sieg zu versprechen, und für Cara Yorghi nichts übrig zu bleiben, als sich heldenmüthig unter den Ruinen zu begraben, als der Krieg zwischen der Pforte und Rußland ausbrach. Die Russen knüpften demnach ihre Verbindungen mit den Insurgenten wieder an, und General Rerodа hielt sich anderthalb Jahr in Belgrad auf. Im Jahr 1812 rief ihn indeß der Krieg mit Frankreich nach Rußland zurück, und Cara Yorghi blieb ein ganzes Jahr lang allein und ohne Armee. Nicht Ein Ereigniß hatte von jetzt an einen Namen wieder, der der ganzen Macht eines mächtigen Reichs getrotzt hatte. Seitdem ist der Name des Helden von den Tafeln der Geschichte verschwunden; alles, was ich von Serbiern, die ihn gekannt haben, in Erfahrung brachte, ist, daß er im Oct. 1813 nach Oesterreich gegangen sey, um mit den Heeren der Verbündeten gegen Frankreich zu marschiren.*)

Einige Jahre nach der Invasion in Frankreich kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er ins Geheim auf Befehl des Pascha's von Belgrad umgebracht wurde. Cara Yorghi, mit seinem Familiennamen Petrow genannt, war 1762 geboren, und zwar nicht in dem serbischen District Kragujevats, wie man behauptet hat, sondern in Lothringen in der Stadt Nancy. Dieß ist keine Fabel, wie Hr. v. Lamartine zu glauben scheint, sondern das Actenstück, welches dieß beweist, liegt in den Archiven des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris. Der Held der serbischen Insurrection war übrigens ein wilder und grausamer Despot, der seinen Vater und seinen Bruder umgebracht hat. Nach seinem Tode machte Serbien Friede mit der Pforte. Ein anderer Mann des Volks, ein Freund Cara Yorghi's, Milosch Obrenowitsch, wurde an die Spitze der Verwaltung gestellt, und durch einen Ferman der Pforte vor kurzem erst officiell anerkannt. Dieß ist der jetzige Knäs von Serbien, dem wir zwei Tage nach unserer Ankunft unsere Aufwartung machten. Einer seiner Officiere erzählte mir eine Heldenthat seines Gebieters gegen die Türken. Milosch war noch sehr jung, als seine Armuth ihn zwang, das Vieh zu hüten. Ein türkischer Soldat, der täglich in den Felsen an dem Ort vorüberzureiten pflegte, wo der junge Serbier seine Heerde weidete, mißhandelte ihn jedesmal mit Peitschenhieben. Der Knabe verbarg seinen Haß mehrere Jahre lang, und duldete die Mißhandlung, womit jener Elende ihn überhäufte, mit verbissenem Grimm. Eines Tages endlich, als der Türke abermals vom Pferde stieg, um sein Opfer zu peitschen, erwartete ihn der arme Knabe festen Fußes, und zog, als der Türke nur noch einige Schritte von ihm war, eine Pistole hervor, die er in seinem Busen verborgen hatte. „Schurke," sagte er, „wisse, daß ich von dem Tage an, wo du mich schlugst, jeden Para, den ich verdiente, in einem hohlen Baume verbarg, bis ich so viel zusammengespart hatte, um mir ein Paar Pistolen und Pulver kaufen zu können; siehe hier die Frucht meiner dreijährigen Ersparniß." Bei diesen Worten drückte der Knabe los, und der Türke lag todt zu seinen Füßen. Milosch verließ seine Heerde, und ging in die Gebirge, wo er das von Cara Yorghi begonnene Werk fortsetzte. Jeder Serbier spricht mit Liebe, ja selbst mit Stolz von Milosch. Er wird eine weit schwierigere Aufgabe, als Cara Yorghi, lösen, denn er wird die Eroberung behaupten, und das Land civilisiren.

*) Andern beglaubigten Nachrichten zufolge ist dieß nicht richtig.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 98** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Scherzhafte Sonette.** Von Casti, übersetzt von Wolkoff. — **Dogmatische Controversen in England.** — **Jacques.** (Schluß.)

Im Lod Monnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Ausland 3 jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für Deutschland, welches das Ausland nicht bezieht, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1837.

Südamerika's Schätze.

(Nach holländischen Reiseberichten, mitgetheilt von Tieg.)

„Peru's Schätze — eine Benennung, die sprüchwörtlich geworden ist, und somit keine Lüge seyn kann! Und wem ist es unbekannt, daß der Inka Atahualpa für seine Befreiung aus dem Kerker den schätzehungrigen Spaniern eine Kammer anbot, mit Gold so hoch gefüllt, als man mit der Hand erreichen konnte, und daß ihm außerdem die Eroberer noch über 61 Millionen Gulden entrissen? Ein Raub, erpreßt durch Qualen und getränkt mit Menschenblut, der seine Früchte getragen und den Nachkommen jener Räuber als Vergeltung nur die Erinnerung an jenen Reichthum und die drückende Wirklichkeit der Armuth gelassen hat!

So viel auch die Spanier an Gold und Silber wegführten, und wie sie auch die alten Bewohner Peru's zwangen, die Ausbeute ihrer Minen auszuliefern, so ruht dennoch im Schoße der Erde von Südamerika eine solche Masse von edeln Metallen, daß, könnte man dieselbe ganz und gar ans Tageslicht fördern, leicht das Gold und Silber durch diesen Ueberfluß aufhören würde, den ersten Rang unter den Metallen zu behaupten. Es ist erwiesen, daß die meisten der über ganz spanisch und portugiesisch Südamerika verbreiteten Minen eine fortdauernde Fruchtbarkeit behalten; solche, die lange unbearbeitet lagen und dann wieder aufgegraben wurden, zeigten, daß während der Zeit sich darin wieder neue Goldadern entwickelt hatten. Man fand selbst in den Schädeln solcher Unglücklichen, die durch irgend einen Zufall in diesen Minen ihr Leben geendet hatten, Goldadern verwachsen.

Das feine Gold, das man auf 23 Karat Gehalt berechnet, findet sich in der Republik Bolivia oder Hochperu, auch wohl bei La Paz. Der Berg Illimani enthält unermeßliche Schätze dieses edeln Metalls. In den letzten Jahren des 17ten Jahrhunderts schmetterte ein Blitzstrahl von diesem Berge ein Felsenstück herab, wodurch eine solche Masse Gold zu Tage kam, daß dadurch der Werth dieses Metalls zu La Paz auf die Hälfte des Silbers niedersank, und man 16 Piaster Gold für 8 Piaster Silbergeld kaufen konnte. Reiche Goldminen enthält die ganze Provinz Cuyco, so wie die Provinz Juan de Oro, am See von Titicaca gelegen, wegen des guten Gehalts ihres Goldes berühmt ist. Dort findet man auch die vorzüglichsten Waschvorrichtungen zur Reinigung dieses Metalls. Die Flüsse dieser Provinz führen ebenfalls eine Menge Gold mit sich, das man gewöhnlich sammelt, wenn dieselben durch den geschmolzenen Schnee des Gebirges angeschwollen waren. Im Nordosten von Truxillo, an der Ostseite der westlichen Kette des Cordillerasgebirges, liegt die Stadt Caramarquilla, berühmt durch ihre Goldminen, die früher einen solchen Ueberfluß dieses Metalls lieferten, daß der Werth des Silbergeldes weit höher geschätzt wurde.

Caramarca, ebenfalls im Nordosten von Truxillo, in den Cordilleras, unfern von Caramarquilla gelegen, ist nicht minder reich an Minen. Viele derselben sind freilich durch Erdbeben und Orkane verwüstet und dermaßen verschwunden, daß man, wollte man sie aufs neue bearbeiten, sogar nicht einmal die Stelle wiederfinden kann, wo sie sich befanden. Dieses Schicksal hat besonders die Minen in der Provinz Juan de Bracamoros im Osten von Truxillo, und die von Oruro, einer Stadt in der Provinz Potosi, südöstlich von Arica, betreffen, die jetzt ganz voll Wasser stehen. Die reichen berühmten Minen von Columbia, in der Provinz Macas, dicht bei Quito, wurden durch die Ueberfälle der Indianer verloren, und es sind die Stellen derselben jetzt nicht mehr bekannt. Trotz allem diesem ist der Ueberfluß an bekannten Minen dennoch sehr groß. In Columbia betrachtet man die von Popayan als die vortheilbringendsten, da das daraus gewonnene Gold 23 Karat Werth aufliefert. Noch feineres ist das in der Provinz Darien, wo man auch viele Perlen findet; das feinste aber, bekannt unter dem Namen Oro de Capot wird in Chili, in der Nähe der Stadt Huasco, unter 30° südl. Br. gewonnen. Chili liefert überhaupt, und namentlich die Umgegend von Coquimbo und Copiapo, die beste Sorte dieses edeln Metalles. An dem, in den Golf von Guayaquil strömenden Flusse Tumbez, bei der, zwischen den Orten Tumbez und Lora gelegenen Stadt Zaruma, ist die Ausbeute des Goldes, das aber nur einen Gehalt von 17 bis 18 Karat zeigt, ebenfalls sehr groß. Wegen dieses niedrigen Gehalts gelten in diesem Lande die Unzen oder goldenen

Dublonen auch nur 16 Piaſter, während die von Chili einen Werth von 17 bis 17½ haben.

Die ganze ſüdliche Provinz von Columbia, nämlich Juan de Bracamoros, beſitzt einen Ueberfluß von Goldminen, die hauptſächlich in der Nähe von Peru, in der Umgebung der Stadt Juan liegen, und ein Metall von ausgezeichnetem Gehalt liefern. Daſſelbe iſt in der Provinz Poteſi der Fall, die aber außerdem auch noch durch ihre Silberminen berühmt iſt. Im J. 1638 berechnete man, daß die Minen des Berges, auf dem die Stadt Poteſi liegt, ſeit der Zeit, daß dieſelben durch die Spanier bearbeitet worden, alſo in 93 Jahren, an Silberwerth ausliefern 395,619,000 Piaſter, nach deutſchem Gelde alſo ungefähr 989,710,500 fl. Eine genaue Angabe deſſen, was dieſe Silberminen bis zum letzten Augenblicke, wo ſie für die ſpaniſche Regierung bearbeitet wurden, eintrugen, läßt ſich nicht ermitteln. Die Douanenregiſter von Peru allein geben für die letzten 34 Jahre der ſpaniſchen Herrſchaft, vom Jahre 1786 bis 1820, den Werth der Ausbeute dieſes Metalls auf 15,232,679 Mark an; dazu rechne man, daß die Minen der Privatleute auch ungefähr 2,000,000 ausgaben, ſo kann man demnach den ganzen Geldwerth auf 151,000,000 Piaſter oder 385,000,000 fl. annehmen.

Bei San Antonio de Lipes, einer Stadt, gelegen in den Cordilleras, zwiſchen Atacama und Cotagapta, wird eigentlich das feinſte Silber gegraben, während aber auch das aus den Minen von Turco, etwas nördlich von Lipes unter 20½ Grad ſüdlicher Breite, nicht weniger geachtet wird, und die unterſcheidende Benennung: „metal machacado“ aus dem Grunde führt, weil ſich das Metall beſonders in Felſen verfindet. Oruro und la Plata, in der Provinz Poteſi, ſind an Gold und Silber ſehr ergiebig, wo man außer den Minen auch noch in den nah gelegenen Wüſteneien das Silber aus dem Sande in Stücken, von den Einwohnern „papas“ genannt, ausgräbt. Nur muß man nicht glauben, daß man weiter nichts zu thun habe, als ſich in jene unabſehbaren Wüſteneien zu begeben, und dort dieſe Metallklumpen wie Steine aufzuleſen; im Gegentheil hat man es nur dem Zufall zu danken, wenn man dieſe „papas“ dort findet. Minen dieſes Metalls umfaßt auch in Menge die ganze Provinz Cuzco, ebenſo die an dieſe weſtlich gränzende Provinz Guamarga, die an Peru unermeßliche Schätze geliefert haben mag. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts entdeckte man auf dem in der erſtgenannten Provinz gelegenen Berge Ucumtapa eine Erzlage des feinſten Silbers, die eine Ausbeute von einigen Millionen Piaſter ergab. Eben ſolche reiche Minen werden bei Caillomas, einem Orte nördlich von Arequipa an der Oſtſeite der Cordilleras, bearbeitet, hauptſächlich an dem Berge, der ſeinen Namen von der Stadt Monte Caillomas führt. Die Zahl der Gold- und Silberminen gränzt beinahe ans Unglaubliche, und kaum kann man ſich eine Vorſtellung davon machen, welchen Reichthum das ſpaniſche und portugieſiſche Südamerika von allen andern Metallen, Erzen und Edelſteinen im Schoß der Erde bewahrt. Es iſt hier auch beſonders des Queckſilbers zu erwähnen, dieſes Stoffes, ſo nothwendig zur Bearbeitung und Säuberung der edlern Metalle. Anſehnliche Queckſilberminen umſchließt der Berg von Poteſi; die ergiebigſten ſind die in Columbia, in der Nähe von Quito, hauptſächlich bei Cuneca. Die Minen dieſes Landes enthalten außerdem noch Bergkryſtall, Rubinen u. ſ. w.; die von la Paz Zinn, Kalk, Marmor und Kupfer. Das letztere liefert beſonders Chili, und wird das meiſte von Coquimbo nach China und Europa verführt. Der Preis für daſſelbe iſt zwiſchen 12 und 13 Piaſter für den Quintal. Blei und Eiſen, Schwefel und Vitriol ſind ebenfalls Producte der Minen Südamerika's, das meiſte aus denen von Chili. Eben ſo wie die Natur durch das Queckſilber zur Säuberung der Metalle beigetragen hat, ſo bringt ſie auch hier den Magnetſtein zum Ausſcheiden derſelben hervor, und mögen hier einige betreffende Bemerkungen Platz finden, wie dieß in jenem Lande getrieben wird.

(Schluß folgt.)

Die Prieſterherrſchaft in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

In keinem Lande der Welt richtet die Religion ſo viel Unheil in den Familien an als in den Vereinigten Staaten — Vater, Mutter, Söhne und Töchter gehören oft verſchiedenen Secten an, je nachdem die verſchiedenen Prediger auf ſie gewirkt haben, und nicht ſelten flucht und verläßt eines das andere um dem lieben Gott und ſeinen fanatiſchen Stellvertretern zu gefallen. Ich weiß Fälle, wo Prediger während der Abweſenheit oder Krankheit der Männer zu den Weibern gingen, und ihnen mit der Strafe des Herrn drohten, wenn ſie ſich nicht bemühten ihre Männer in den Schoß der Kirche zurückzuführen oder ihnen jeden beſcheidenen Wunſch verſagten, im Fall ſie ſich nicht zum rechten Glauben bekehren wollten. Folgen auf ein ſolches Verfahren Trennungen und Proceſſe, ſo kann man darauf rechnen, daß die Geſchwornengerichte zu Gunſten der religiöſen Partei entſcheiden; Kinder ſagen auf dieſe Weiſe ihren Eltern den Gehorſam auf, während die Väter oft ihre Kinder verſtoßen, wenn ſie ſich nicht zur wahren Lehre bekennen wollen.

Unter allen öffentlichen Vergnügungen werden Theater, Concerte und Pferderennen am meiſten von der Geiſtlichkeit angegriffen, weil dieſe überhaupt entſchloſſen zu ſeyn ſcheint, gegen Alles Krieg zu führen, was zu allgemeiner Geſelligkeit und hiedurch zur Vertilgung des Secteuhaſſes und zur Bekämpfung engherziger Vorurtheile führen könnte. Daher predigt ſie ſo ſehr gegen das Weintrinken und gegen die Geſellſchaften, verbietet jungen Mädchen den Tanz und den Männern das Theater. Charleſton und Beaufort (zur Zeit der engliſchen Herrſchaft Port-Royal genannt) waren noch vor wenig Jahren ihrer Gaſtfreundſchaft und Geſelligkeit wegen berühmt. Erſtere Stadt hatte eines der ſchönſten Schauſpielhäuſer in der Union, letztere war durch ihre Pferderennen vortheilhaft bekannt; beide ſtanden im Rufe der höchſten Gaſtfreundſchaft und der beſten und angenehmſten Geſellſchaft. — Da kam ein herumziehender Prediger, ein Dr. B** und verwandelte beide Städte in eine Einöde. Das Theater wurde abgeſchafft und zu religiöſen Vorleſungen ver-

wendet, die Pferderennen hörten auf, Spiel und Tanz wurden verpönt, und drei Viertheile aller Einwohner ließen sich umtaufen und thaten Buße. Seitdem haben sogar die dortigen Mädchen und Weiber eine andere Sprache angenommen: sie sprechen durch die Nase in höchst eintönigen, gedehnten Sätzen ohne Accent, und das Lachen ist, als der höchsten Bestimmung des Menschen entgegenstehend, gänzlich aus der Gesellschaft verschwunden. Kein Lied der Freude ertönt jetzt in diesen Städten, denn die Priester erlauben nur den Gesang von Psalmen! — dieses eingezogene, freudlose, unter beständiger Furcht des Todes und der Hölle fortgesetzte Leben untergräbt die Gesundheit; Melancholie, Hypochondrie, Unverdaulichkeiten und endlich Wahnsinn und Selbstmord sind die Folgen dieser religiösen Schwärmerei, welche von einem zahllosen Priesterheer, das noch dazu äußerst mittelmäßig besoldet ist, stets zu neuen Flammen angefacht, alle Classen der Bürgerschaft, ja selbst die Glieder des Congresses durchdringt, und der ganzen Nation einen Zwang auferlegt, welcher mit der politischen Freiheit des Landes in offenbarem Widerspruch steht.

Wie in den meisten Ländern sind die Frauen auch in Amerika religiöser als die Männer, und daher den Einflüssen der Geistlichkeit am meisten ausgesetzt. Viele Prediger bemühen sich sogar überall, den Grundsatz aufzustellen, daß ein Weib zuerst Gott, dann den Pastor (dessen Stellvertreter, und zuletzt erst ihren (weltlichen) Mann lieben müsse. Da nun in den Vereinigten Staaten die Weiber noch mehr als in England ihre Männer beherrschen, so ist leicht vorauszusehen, daß durch das Weiberregiment die Pfaffen den Oberbefehl führen, was denn auch von den besten amerikanischen Schriftstellern, namentlich von Cooper und Irving, zugestanden wird. Letzterer sagt in einem seiner Romane, wo er die Abenteuer der westlichen Pelzhändler beschreibt, daß die amerikanischen Missionäre gar oft die christliche Religion zu vortheilhaften Geschäften benützen, was ihnen hauptsächlich durch die Herrschaft über Weiber, Kinder und Narren gelingt, welche sogar in Republiken den vorzüglichsten Theil der Bevölkerung ausmachen.

Alles dieß wäre noch erträglich, wenn die amerikanische Geistlichkeit gebildet, und nicht durch den unseligen Sectenhaß und durch politische Parteiwuth in sich selbst zerfallen wäre. Von eigentlichen theologischen Studien ist im ganzen Lande keine Rede. Es genügt jeder Gemeinde schon, wenn ihr Prediger Englisch spricht und schreibt, und in einem theologischen Seminarium unter der Oberaufsicht ihrer Kirchenvorsteher die Bibel gelesen und nach ihrer Art und Weise beten gelernt hat. Die erste Universität des Landes Cambridge-College im Staate Massachusetts hat erst vor ungefähr fünf Jahren eine Professur der Kirchengeschichte errichtet, und dieß nur auf Veranlassung eines ausgewanderten Deutschen, *) welcher kaum ein Duzend Zuhörer hatte, von welchem mehr als die Hälfte während des Vortrags einschliefen. Advocaten, Doctoren der Medicin, Chirurgen und selbst Apotheker genießen eine ihrem Stande angemessene Erziehung; nur die Geistlichkeit ist aller Gelehrsamkeit enthoben, und die Methodisten, die bei weitem vorherrschendste Secte in den Vereinigten Staaten, bestehen sogar darauf, ihre Prediger gar nicht in Schulen auferziehen zu lassen, damit sie der Weltgeist nicht berühre. Auf diese Weise kann die Geistlichkeit in den Vereinigten Staaten nur die niedern Volksclassen beherrschen, und durch den tyrannischen Einfluß der öffentlichen Meinung und Pöbelwuth die Gebildetern zur Anhörung ihrer geschmacklosen Predigten zwingen.

*) Dr. Karl Follen.

Rechtspflege in Frankreich.

Beiträge zur Sittengeschichte.

Vorerinnerung.

Seit langen Jahren schon bestehen in Deutschland und in Frankreich periodische Schriften eigener Art, die, obschon von ganz verschiedenen Standpunkten ausgehend, doch in dem einen Streben sich gleichen, daß sie die thatsächliche Anwendung der Gesetze darstellen, und diejenigen Fälle zur Oeffentlichkeit bringen, welche vorzüglich geeignet scheinen, das Verhältniß namentlich der Strafgesetze zur Gesellschaft klar zu machen. — Die deutschen Schriften dieser Art halten vor Allem den praktisch-wissenschaftlichen Standpunkt fest, während die französischen sich als der fortgesetzte Wiederhall der öffentlichen und mündlichen Rechtsverhandlungen befunden, und dadurch nun die eigentliche Meinung der Institutionen des öffentlichen Verfahrens in Erfüllung bringen, wobei sie noch nebenbei, in Hinsicht auf einen großen Theil des Publicums, auf den magnetischen Reiz des Schauderhaften und Schrecklichen rechnen. — Diesen Bestrebungen können die folgenden Skizzen sich nicht anschließen, ohne sich dem Plane dieser Zeitschrift zu entfremden, und ihre Absicht ist einzig und allein, Schilderungen der Sitten und des Geistes eines fremden Volkes aus einer reichen und nie versiegenden Quelle mitzutheilen, und gelegentlich durch die Beispiele die hin und wieder noch sehr verworrenen Begriffe über Geist und Form der französischen Rechtspflege zu ordnen und zu berichtigen. — Es gibt in Frankreich keine Abstufung der Gesellschaft, keinen Stand und keine Cotterie, deren innerstes Wesen und Treiben sich nicht, nach und nach, vor den Schranken der Gerichte deutlich zeichnete, während in fast jedem einzelnen Fall der Nationalcharakter scharf ausgeprägt hervortritt; unter diesen bald hochtragischen, bald komischen Genrebildern, gedenken wir eine unserm Zweck entsprechende Auswahl zu treffen, wie just der Tag die neuesten Beispiele liefert, und wenn wir auch der Wissenschaft selbst keinen Dienst dadurch leisten können, so hoffen wir dennoch, daß unsere Mühe nicht ganz verloren seyn werde, und wir mehr erreichen, als eine eitle Unterhaltung zu schaffen.

Der Mörder Rousset.

(Sitzung des Assisenhofes zu Paris v. m 14 und 15 September.)

In der Weinschenke der Eheleute Bouch , zu Belleville, Boulevard de la Chopinette Nr. 10, diente seit dem vorigen Jahr als Geschirrwäscherin die dreiundzwanzigjährige Marie Joseph Richer; die Wohnung derselben befand sich in dem Hause Nr. 58 des nämlichen Boulevards, und bestand in einem Zimmer, das unter dem Namen des Pierre-Nicolas Rousset gemiethet war, welcher jedoch, als Küchengehülfe bei den Eheleuten Nicolet (Montmartre, Barrière Roche

chonart) angestellt, bei seinem Brodherrn wohnte, und etwa ein- oder zweimal in der Woche die Nacht zu Belleville zubrachte. — Im December des vorigen Jahres war die Schwangerschaft der Richer so vorgerückt, daß sie, Donnerstags den 22, ihre Beschäftigung aufgab, und von etwas über 15 Francs, welche sie noch zu gut hatte, sich 3 bis 4 auszahlen ließ, indem sie Bouché bat, den Rest bis zur Zeit ihrer Niederkunft aufzubewahren. Doch kam sie Abends gegen acht Uhr wieder, und verlangte von der Frau Bouché ihre 12 Francs, weil sie mit ihrem Pierrot (so pflegte sie den Rousset zu nennen) nach Paris fahren müsse, um einige Einkäufe zu machen und einen Pathen zu suchen; als sie eben mit dem erhaltenen Gelde sich entfernen wollte, trat Bouché ein, den sie fragte, ob nicht Rousset draußen warte? Auf die verneinende Antwort sagte sie: „So wird er vorausgegangen seyn, und ich muß eilen, ihn einzuholen.“ Bouché sah ihr verwundert nach, und rief aus: „Wo will der Mensch so spät mit ihr hin? Er will sie doch nicht etwa in den Canal werfen?“

Seit jenem Abend ward Marie nicht mehr gesehen, bis am 8 Februar d. J. ein weiblicher Leichnam in der Seine bei Asnières aufgefunden wurde, der ungefähr 6 Wochen im Wasser gelegen haben mochte, eine fast reife Frucht im Schoße trug, und für die unglückselige Richer erkannt ward. Sie war noch bekleidet wie am Abend ihres Abschieds von Belleville, doch fand sich kein Geld bei ihr. — Obschon sich keine Spur von Verletzung oder angethaner Gewalt an der Leiche zeigte, so schien dennoch die Voraussetzung eines Selbstmordes gänzlich unhaltbar, denn die Lage der Richer war eine gute gewesen, da sie, außer ihrer Leibsucht, im Monat 20 Francs verdiente, und wenig Bedürfnisse hatte; auch waren ihr ihres Zustandes halber durchaus keine Sorgen erwachsen, da verabredet gewesen, daß sie das Kind der Bouché mit dem ihrigen zugleich säugen sollte, und da, nebenbei gesagt, das bevorstehende Ereigniß ihr nichts Neues mehr war. So lag denn der Verdacht eines verübten Verbrechens vor, und lenkte sich auf den, der zuletzt mit dem Opfer gesehen worden, und dem Mariens Tod einige Vortheile zu bringen im Stande gewesen, indem er, wie vorauszusehen war, die Ersparnisse der Ermordeten sich angeeignet, und die Sorgen der bevorstehenden Vaterschaft in den Wogen begraben hatte. Auf diesen Verdacht hin ward Rousset am 11 Febr. zur Haft gebracht, und die Untersuchung führte bald zu Anzeigen, die den Verdacht mehr und mehr bestätigten. — In den Verhören behauptete Rousset, daß er am 22 Dec. Abends nach 9 Uhr mit Marien in ihr Zimmer, Boulevard de la Chopinette Nr. 56, zurückgekehrt, und am nächsten Morgen um 6 Uhr wieder von dannen gegangen sey; dem widersprachen aber die Aussagen des Portiers und der Nachbarn, die Zeugnisse der Eheleute Nicolet und Willots, des Schlafcameraden Roussets in der Wohnung bei der Barrière Rochechouart, auf das bestimmteste. Das Betragen Roussets nach Mariens räthselhaftem Verschwinden war, zufolge der Anklage, nicht geeignet, den Verdacht abzulenken; er fragte niemanden, wo Marie hingekommen seyn möge, weil er es selbst nur allzugut wußte, und sobald man ihn fragte, behauptete er theils, es nicht zu wissen, theils, sie habe sich nach la Bourbe begeben. Auch nachdem ihm ein Zeuge gesagt, er habe vergeblich dort nach ihr gefragt, hörte er dennoch nicht auf, gegen Andere dieß zu behaupten, und noch hinzuzufügen, Marie habe ihm 50 Francs genommen, obschon er am Abend des 22 Dec. sich von Nicolets weggegeben hatte, um, wie er sagte, von einem Schuldner einiges Geld, woran es ihm gänzlich fehle, zu erhalten, und bei seiner Rückkehr erklärte, er habe nur 15 Francs auftreiben können. — Das frühere Leben des Beschuldigten beleuchtet die Anklage ebenfalls, und man zieht keine für ihn vortheilhaften Folgerungen daraus. Die aufgebrachten Zeugnisse stellen Rousset als einen wilden und gewaltthätigen Charakter dar, und erregen den Verdacht, als ob derselbe eine gewisse Levert, mit der er in wilder Ehe gelebt, auf die Seite geschafft habe; wenigstens wußte niemand, wo sie hingekommen, und Rousset hatte noch vor kurzem es vermieden, dem achtzehnjährigen Sohne dieses Weibes Auskunft über seine Mutter zu ertheilen. Auch die Richer hatte sich vielfach über ihn zu beklagen gehabt, theils weil er sie mißhandelte, theils weil er ihr Alles nahm.

So stellt die Anklage-Acte die Thatsachen und Umstände dar. Der Angeklagte, wie er vor dem Gericht erscheint, ist ein Mann von mittlerer Größe, unsicherer Haltung, falschem Blick; sein Gesicht zeugt mehr von Verschlagenheit, als von gewaltthätiger Grausamkeit; seine Lippen sind schmal, seine Farbe fahl, die Stirn hoch; er erklärt 38 Jahr alt zu seyn, doch gäbe man ihm, seiner Züge und der dünnen, grauen Haare halber, wenigstens zehn mehr. — Nach Verlesung der Anklage schreitet der Präsident zu den üblichen Fragen, und eröffnet dann das Verhör, das wir, sammt den übrigen Verhandlungen, zwar nur im Auszug mittheilen, aber dennoch weitläuftiger geben müssen, als wir dieß im Allgemeinen zu thun gedenken, weil diesmal das eigentliche Interesse hauptsächlich in den Debatten liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachlaß eines Großwesirs.

Rustem Pascha, zweimal Großwesir unter Soliman dem Großen, hinterließ bei seinem Tode 1800 Sklaven, 1900 Pferde, 1160 Kamele und Maulthiere, 80,000 Stücke Musselin für Turbane, 780,000 Ducaten in Gold, 8000 Staatskleider, 1100 goldene Mützen, 209 gestickte Schabracken, 1000 gestickte Tuniken, 1500 Paar silberne Sporen, 150 Paar goldene Sporen, 760 reich mit Edelsteinen besetzte Säbel, 1000 Säbel mit silbernem Griff und Scheide, 11,500,000 Schmuckgegenstände, 1000 Pferdekasten Stangensilber, 810 Landgüter in Asien und Europa; 476 vollständige Bewaffnungen, 8000 Exemplare des Koran, 150 Exemplare mit Gold und Edelsteinen auf dem Einband; 8000 Kleider aller Art. Dabei hinterließ er den Ruf eines ehrlichen Mannes, der doch mit diesem unermeßlichen Reichthum so wenig vereinbar scheint.

Vermischte Nachrichten.

Im Anfange des gegenwärtigen Jahres wurden im Departement der Seine 95 Kinderschulen mit 6715 Kindern; 259 Communalschulen mit 30,017 Schülern und 53 Classen für Erwachsene, mit 8456 Studenten, im Ganzen 47,188 Schülern gezählt. Hierzu kommt noch eine Normalschule zu Versailles mit 12 Freiplätzen zur Erziehung von Lehrern für Primärschulen.

Es erscheinen jetzt in den Vereinigten Staaten ungefähr 1200 Zeitungen, und somit nach einer mäßigen Berechnung 100,000,000 gedruckte Bogen jährlich, die, wenn sie in einem fortlaufenden Blatt beständen, viermal von einem Pol zum andern reichten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

13 November 1837.

Ueber die Alterthümer von Bamian. *)

Bamian liegt in einem der paropamiſaniſchen Thäler, 80 bis 85 M. NNW. von Kabul. Das Thal iſt tief, und die es umſchließenden Berge bilden mehr oder minder ſenkrechte Felſenwände, weßhalb ſie ſich auch zu Anlage von Höhlen eigneten. Der Felſen wird Mang genannt, und iſt ein außerordentlich hartes und feſtes Agglomerat von kleinen Kieſeln, Sand und verſchiedenfarbiger Erde. Die Länge des Thales beträgt ungefähr 9 oder 10 Meilen, von Oſten nach Weſten. Die Breite iſt unbedeutend, und an der Stelle am beträchtlichſten, welche vorzugsweiſe Bamian genannt wird, und wo ſich die bedeutendſten Statuen und Höhlen befinden. An dieſer Stelle bilden auch die ſich hier vereinigenden Flüſſe Sarkh-Dar und Dſchui-Foladi den Fluß Bamian, der in öſtlicher Richtung das Thal hinabſtrömt, zu Zohak den Kalu aufnimmt, ſich dann weſtlich nach Irak, Bubulak, Schibr, Bitſchilik u. ſ. w. wendet, und durch deren Gewäſſer angeſchwellt ſich aus den Bergen entfernt und durch Ghori ſtrömend in den Kunduz fällt.

Die Benennung Bamian bedeutet vielleicht ſo viel als „hohe Region," im Gegenſatz von Damian oder Daman, „niedere Region," oder auch „Rücken der Berge," da das Dach „Bam" heißt, und wenn man die Höhe der Berge erwägt, ſo erklärt ſich die figürliche und emphatiſche Deutung, welche mehrere der Eingebornen dem Worte Bamian gaben, indem ſie es „Dach des Univerſums" überſetzten. Die Gebirge, zwiſchen denen Bamian liegt, ſind ohne Zweifel dieſelben, welche die griechiſchen Geſchichtſchreiber und Geographen Paropamiſus nennen, im Gegenſatz gegen den wahren indiſchen Kaukaſus oder Hindu Kuſch, von dem ſie zu unterſcheiden ſind. Dieſer Ausdruck iſt bekrittelt worden, aber mit Unrecht; er war keine Schöpfung der Griechen, woran ſich nicht zweifeln läßt, wenn wir ſeine Zuſammenſetzung aus Par und Pam betrachten, was ſo viel heißt als „Berg" und „flach." Paropamiſus kann daher durch „Region der Berge mit abgeflachtem Gipfel" überſetzt werden. Die Etymologie von Paropamiſus kennend, erfahren wir nun auch noch, daß Pamer „Herr der Berge" heißt.

Die hauptſächlichſten Alterthümer von Bamian ſind die Götzenbilder und Höhlen, die augenſcheinlich in Beziehung zu einander ſtehen, das ſogenannte Schloß von Zohak und die Ruinen der Stadt und der Citadelle Ghulguleh. Die Ueberbleibſel der letztern beweiſen, daß ſie einſt eine bedeutende Stadt geweſen ſeyn muß. Alle Speculationen hinſichtlich ihrer Entſtehung übergehend, bemerken wir nur, daß ſie geſchichtlichen Ueberlieferungen zufolge im J. 1220 nach Chriſtus von Dſchingis Khan zerſtört wurde. Unter den Eingebornen von Bamian geht eine Sage, daß ſie wieder aufgebaut worden, aber nochmals verfallen ſey, was durch mehrere muhammedaniſche Gräber wahrſcheinlich wird, welche noch nicht 600 Jahr alt ſind, wie dieß einige Autoren aus den gemalten und glaſirten Ziegeln, die ſich in denſelben befinden, beweiſen wollen, und die, wie dieſelben Schriftſteller behaupten, bis zur Zeit Dſchingis Khans nur in China zu finden waren. Der auffallendſte Theil der Ruinen iſt die Citadelle, deren Mauern eine einzeln ſtehende Anhöhe umſchließen. Die Feſtung Zohak, von den Eingebornen und Abul Fazl ſo genannt, liegt im öſtlichen Ende des Thales, wo der Bach Kalu in den Fluß Bamian fällt. Wir haben dieſe ſogenannte Feſtung nicht genau genug unterſucht, um über ihren Charakter zu entſcheiden, allein wir bemerken nur, daß wir mit Abul Fazl hinſichtlich ihres Alterthums übereinſtimmen, aber durchaus nicht glauben, daß es wirklich ein befeſtigter Platz war.

Die Höhlen von Bamian befinden ſich in den ſenkrechten Felſenwänden zu beiden Seiten des Thales, und zwar auf der nördlichen Seite in einer ununterbrochenen Reihe von 6 oder 7 Meilen Länge. Auf der Bamian genannten Stelle ſind die Felſen von bedeutender Höhe, und hier befindet ſich die größte Anzahl von Höhlen, oder Samutſches, wie ſie in dieſer Gegend genannt werden. Unter dieſen Höhlen ſtehen in Niſchen die beiden in Europa ſchon längſt bekannten großen Götzenbilder und zwiſchen ihnen befinden ſich zwei andere Niſchen, in deren einer ſich noch die Fragmente eines Götzenbildes befinden. Die andere Niſche iſt leer, es befand ſich aber vormals wahrſcheinlich eine ähnliche Statue in derſelben. Dieſe gegenüber, gegen

*) Von C. Maſſon, im Journal of the Asiatic Society of Bengal for Nov. 1836 mitgetheilt.

Südwesten, ist das Thal, durch welches der Bach Dschui Foladi fließt, und östlich von der Citadelle von Ghulghuleh dehnt sich ein Thal gegen Süden aus. Die Berge gegen Norden und Osten dieser beiden Thäler sind ebenfalls von Höhlen durchbrochen, und unter den letztern steht gleichfalls ein Götzenbild von etwas geringern Dimensionen als die beiden großen zu Bamian.

(Schluß folgt.)

Südamerika's Schätze.

(Schluß.)

Gemeiniglich liegt das Gold in einem harten, lehmichten Bette, welches „Lara" genannt und unter einem gelben oder orangefarbenen Grund in einer Tiefe von nicht mehr als fünf bis sechs Fuß gefunden wird. Bei dem Orte, wo man beginnen will zu graben, legt man einen kleinen Teich an, den man aus einem nahen Flusse oder andern Wasserbehälter mit Wasser durch Canäle füllt. Der Grund, unter welchem hervor man Gold erheben will, wird los gearbeitet und eine Grube „Cocha" genannt, gemacht. Die etwa oben liegenden Steine und dergleichen Sachen führt man fort, bis daß man auf die Erde kommt, die schon einige Goldtheilchen enthält, und läßt dann das Wasser aus dem kleinen Teiche oder Weiher durch Röhren in die Cocha laufen, in welcher der Grund zu einem Brei verrührt wird, aus welchem, indem man ununterbrochen das Wasser zulaufen läßt, endlich die Goldtheilchen zu sinken anfangen. Man leitet auf diese Art das Wasser aus der ersten in die zweite, auch wohl in eine dritte Cocha, wobei der entstandene Brei immerfort umgerührt werden muß, damit die Schlamm- und Sandtheile mit dem Wasser fortfließen, die Goldtheile, vermöge ihrer Schwere aber liegen bleiben. Mit dieser Arbeit fährt man fort, bis man auf das eigentliche Goldlager, Lara kommt. Unter dieser schon oben beschriebenen harten Lara befindet sich gewöhnlich ein weicher Schlammgrund, und es ist besonders darauf zu sehen, daß die Lara nicht gebrochen wird und das Gold durch die Löcher in den untern Schlamm versinkt. Wenn vermittelst der durch die verschiedenen Cochas geführten Wasserströmung die unreinen Theile abgeleitet sind, kann man schon die bedeutendsten Stückchen Gold „Pepitas" genannt, einsammeln. Durch kleine, am Rande der Cochas befindliche Oeffnungen läßt man später das Wasser ganz heraus, sammelt es in kleinen Zubern und breitet es, in der Wohnung des Eigenthümers, auf langen Tischen zum Trocknen aus. Dann beginnt die Ausscheidung der Eisentheile durch den Magnetstein, der Kupfertheile durch Vitriol. Das Platina, so wie auch die groben Sandkörner werden durch ein spitzes Instrument sorgsam herausgesucht, und der zurückgebliebene reine Goldstoff gewöhnlich in ledernen Säckchen aufbewahrt oder zu runden Kuchen eingeschmolzen, die man „Pastos" nennt. Das in den Flußbetten gefundene Gold ist gewöhnlich so rein, daß es nur eine einfache Waschung erfordert. Dasjenige, was man in Stücken findet, ist das bessere und stets dem vorzuziehen, das zu Pastos eingeschmolzen ist. Der Verfasser dieser Zeilen hat zu Lima ein reines Stück Gold gefunden, das einen Gehalt von 24 Karat hatte, und ungefähr 7000 Piaster werth war.

Es ist bemerkenswerth, wie viel Goldtheilchen sich in der gegrabenen Töpfererde befinden, so daß die daraus fabricirten Krüge, Kannen und Töpfe stets mit kleinen Goldpünktchen getüpfelt sind.

Das Gold, das man dort in Pastos (oder Tejos) kauft, und das 23 Karat enthält, wird für die Unze mit ungefähr 16 Piastern oder 40 Gulden holländisch Geld bezahlt. In Holland gilt 22 karätiges Gold die Unze 45 Gulden, wonach also dieser Handel einen bedeutenden Vortheil gibt, da man damit weiter keine Kosten der Ueberfahrt, als die der Assecuranz hat.

Was den Werth und die Berechnung des Goldes in Südamerika betrifft, so dürften folgende Bemerkungen genügen:

Die Unzen von Chili halten 18, 19 bis 19½ Quilaten, die von Spanien, 20 bis 21, die von Merico 21, die von La Paz 23, die von Cuzco 23 Quilaten. Eine Quilate Gold beträgt 5 bis 6 Realen, den Real zu ungefähr ein Drittel Gulden gerechnet. Durch ganz spanisch Amerika rechnet man den Piaster auf 8 Realen, diesen vertheilt man wieder in 34 Maravedi de Plata. Der Doublone hat gewöhnlich 8 Escudo's Gold, und die, welche vor dem Jahre 1772 gemünzt sind, gelten gewöhnlich 16 bis 17 Piaster, die aus spätern Jahren aber nur höchstens 16.

Auf allen ostindischen Inseln ist man gewohnt, das Gold nach dem Gewicht spanischer Carl-Piaster zu verkaufen. Auf der Insel Celebes bezahlt man das 22 bis 23 karätige Gold auf diese Art mit 12 bis 13 Piastern.

Ausländischen Schiffen und Kaufleuten gibt man in Tacna gern Silberbarren in Zahlung. Einmal ist das Verschiffen derselben beschwerlich, und dann ist bei dem Empfang derselben auch große Vorsicht anzurathen, weil damit großer Betrug getrieben wird. Die Mark feinen Silbers gilt dort ungefähr 8 bis 9 Piaster. Wie gesagt, muß man bei dem Einkauf des in Barren oder Stäben gegossenen Silbers sehr auf der Hut seyn, da es wohl vorkommt, daß die Stücke inwendig hohl und mit Quecksilber und andern werthlosen Gegenständen gefüllt sind. Beim Empfang muß man daher lieber diese Silberbarren zerhacken lassen. Das Erz, das dieses Metall enthält, wird tiefer als das Gold aus den Minen gegraben, in lederne Säcke (Capochos) gesammelt und auf eine Mühle, Tacna genannt, gebracht. Diese besteht, wie die Pulvermühlen, aus zwei durch Ochsen oder Maulesel getriebenen grabaufstehenden Steinen, die über einen nach dem Rande schräg ablaufenden, mit einer Rinne versehenen Boden laufen. Während das Erz von den Steinen gemahlen wird, läßt man Wasser darüber laufen, welches den Sand und den Lehm durch die Rinne nach einen Behälter führt, in welchem man diese überflüssigen Theile noch einmal untersucht, ob sich kein Metall mehr darin befindet. Ist diese Säuberung nun geschehen, so vermengt man den Metallstoff genugsam mit Quecksilber, läßt ihn einige Tage ruhen, wendet ihn dann mit Schaufeln um, und wiederholt die Versetzung mit Quecksilber, bis das Metall einen weichen, zusammenhängenden Teig ausmacht. Dann wird dieser in einem Trog stark mit Stöcken um-

gerührt, während ein laufendes Waſſer durch den Trog geleitet wird, das alle unnützen Beſtandtheile wegführt. Hierauf ringt man die Maſſe durch härenes oder grob linnenes Zeug, um das Queckſilber herauszudrücken und legt ſie dann auf gemauerte, von unten ſtark geheizte Platten, wodurch dann das etwa noch anweſende Queckſilber verdampft wird. Nach dieſer Säuberung formt ſich das Metall zu poröſen Kuchen, „Pignes" genannt. Dieſe werden wie alles andere Metall verkauft, ſind aber ſehr beſchwerlich zu taxiren. Wenn die Pignes zu Barren oder Blöcken eingeſchmolzen worden ſind, erhalten ſie den Namen: „plata piña."

Der Reichthum und die Fruchtbarkeit der Minen wird nach der Menge Silber gewerthet, welche eine Kiſte (Caxon), die gewöhnlich 50 Centner Erz enthält, ausgibt. So hat man z. B. Kiſten, die 20 bis 30 Mark Silber liefern, andere aus denſelben Minen die nur 16 bis 17 Mark geben. Die Minen von Potoſi und Lipes trugen ſogar 60 bis 80 Mark Silber aus einer Kiſte. Es iſt natürlich, daß darin der größte Vortheil beſteht, weil Arbeitslohn und Transport von einer ſolchen Kiſte eben ſo viel beträgt, wie von einer die 10, oder auch nur ſechs oder drei Mark Silber ausgibt. Das Erz, welches viele Silbertheile enthält, hat noch den Vortheil, daß es in den Mühlen raſcher und bequemer geſäubert wird.

Privatperſonen, welche Minen bearbeiten, müſſen an die Regierung ein Fünftel von der Ausgrabung in Metall abliefern. Dazu kommen noch die Koſten des Transports und der Stempelung ihrer Gold- und Silberbarren, die alle nach dem „Tribunal de mineria" in die „Callana" (Münze) gebracht werden müſſen. Wenn jemand eine Mine entdeckt, zeigt er dieß bei dem genannten Tribunal an, und es wird ihm dann durch einen „Subdelegado" oder Diſtrictscommiſſär ein Raum von 160 Quadratruthen angewieſen, die er bearbeiten kann, aber nur ſtets lothrecht nach unten, nicht ſo daß er unter der Oberfläche der Erde ſeitwärts einarbeitet. Auch kann man ſolche Räume, nie aber größere als von 80 Quadratruthen, von der Regierung kaufen.

Der Eigenthümer nimmt von einer ſolchen Mine mit folgender Ceremonie Beſitz. Er begränzt ſein Gebiet durch gewiſſe Zeichen, als z. B. durch Steine oder eingeſchlagene Pfähle, wälzt ſich dann ſelbſt über ſeinen Grund und Boden, und ruft dabei dreimal mit lauter Stimme: „Poſeſion!" (Beſitz!). Die meiſten dieſer Minen gehen wieder zu Grunde, weil die Fonds der Eigenthümer nicht ausreichen, um die Unkoſten zu bezahlen. Einige ſind darum verpflichtet, die Arbeitsleute dadurch zu befriedigen, daß ſie ihnen einen Tag in der Woche zugeſtehen, an welchem dieſe die Minen für ſich bearbeiten können; ein Verfahren, das dem Mineneigenthümer gewöhnlich ſehr nachtheilig iſt, da die Arbeiter dann wohl dafür ſorgen, daß die beſten Metalladern gerade bis zu dieſem Tag unangerührt bleiben. Am gröbſten kommt dieſer Betrug in den Silberminen vor, des Unterſchieds in der Quantität der Mark Silber wegen, die eine Kiſte (Caxon), wie vorher bemerkt, ausliefert. Viele Fremde, beſonders Engländer, ſind dadurch verleitet worden, der Regierung von Peru Anträge zu machen, ihnen die Minen zur Bearbeitung zu überlaſſen. Nach beiderſeitiger geſchloſſener Uebereinkunft ſind in England „Minen-Geſellſchaften" für Südamerika, hauptſächlich für Peru, zuſammengetreten, die ihre Commiſſäre und Agenten mit nöthiger Vollmacht verſehen hingeſandt haben. Dieſe Herren beklagen ſich jedoch, daß die Regierung von Peru ihnen ſo viele Schwierigkeiten in den Weg legt, wodurch die Reſultate ihrer Unternehmungen ſehr nachtheilig für die Geſellſchaft geworden ſind. Es läßt ſich dieß wohl begreifen, da die Ausfuhr des ungemünzten Goldes und Silbers nicht geſtattet iſt, ſondern dieſes allein der Regierung zum Kauf angetragen werden muß. Da hat dann der Eigenthümer außer der Schätzung, die er von beiden Metallen abgeben muß, noch die Koſten des Transports, der Stempelung, und natürlich der Bearbeitung der Minen zu tragen. Bei der letztgenannten Bearbeitung kommen ohnehin viele Widerwärtigkeiten vor, nicht allein durch den Betrug der Arbeiter, ſondern auch wegen Mangel an guten und unterrichteten Bergleuten; außerdem droht auch, wie bereits bemerkt, den Minen in dieſem Lande durch Naturbegebenheiten manches Unheil. Die „Aviadores," das ſind diejenigen, die zur Bearbeitung der Minen Geld auf Zinſen vorſtrecken, machen meiſtens die beſten Geſchäfte und ſind von großem Nachtheil für die Minencompagnien, weil ſich unter ihnen die erſten Staatsbeamten befinden, die auf jede Art ihren Vortheil zu erringen wiſſen, hauptſächlich dadurch, daß ſie die „pastos de oro" und „plata piña" ausſchmuggeln.

Es iſt noch zu bemerken, daß wenn man in Handelsangelegenheiten die Küſte von Südamerika beſucht, man ſich mit folgendem zu verſehen hat, nämlich mit guten Goldwagen und Gewichten, einem Probirſtein, Scheidewaſſer, Probgold und Silberſtäbchen von einigen Gulden Gehalt, um dem Betrug zuvorzukommen, der nicht allein mit ungemünzten Metallen, ſondern auch mit den Münzen hier getrieben wird. Es iſt unglaublich wie viel falſches Gold-, hauptſächlich aber Silbergeld auf dieſer Küſte, namentlich aber in Guapaquil, Tumbez, Machala, Payta in Umlauf iſt.

Die hieſigen Münzen tragen die Stempel der verſchiedenen Republiken Südamerika's. Die Piaſter von Merico und Buenos-Ayres ſind klein, und haben bei weitem nicht die Größe und Schwere der ſpaniſchen, von denen 912 gerade 100 Mark Silber haben. Der Gehalt des Silbergeldes von Buenos-Ayres und Chili iſt niedriger als der von Peru; die Piaſter von Merico ſind noch die beſten. Die, welche den Stempel: Karl III tragen ſind die in China am meiſten geſuchten; auch die von Ferdinand VII werden auf den Inſeln der Südſee, namentlich aber auf den Sandwichinſeln ſehr geachtet, und zwar aus dem Grunde, weil ſich auf dieſem Geld das Bild eines Mannes befindet. Bei den politiſchen Umwälzungen, die in Südamerika ſtatt gefunden, haben ſich die Republicaner an Allem zu rächen geſucht, was an die ſpaniſche Herrſchaft erinnerte, und ihre Wuth auch an den unſchuldigen ſpaniſchen Piaſtern ausgelaſſen, die ſie durchbohrt und mißhandelt haben, ohne etwas weiter zu bewirken, als daß der Werth dieſes Geldes dadurch um 10 Procent geſunken iſt.

Rechtspflege in Frankreich.

Der Mörder Roussel.

(Fortsetzung.)

Frage. „Zu welcher Zeit begann Eure Verbindung mit Marie Richer?" — Antwort. „Im März oder April." — Fr. „Wohntet Ihr mit derselben stets zusammen?" — A. „Ich hatte sie auf das Zimmer, Boulevard de la Chopinette Nr. 38, gethan, brachte aber nicht alle Nächte dort zu." — Fr. „Gegen das Ende des vorigen Decembers näherte sich ihre Niederkunft?" — A. „Sie hatte noch 14 Tage." — Fr. „Ihr wußtet, daß ihr vor ihrer Niederkunft nicht bangte? Daß sie das Kind der Bouché mit dem Curigen zugleich stillen sollte?" — A. „Davon hat sie mir nichts gesagt." — Fr. „Wenigstens zeigen die Umstände, daß sie keinen Grund und keine Neigung zum Selbstmorde hatte. Vor Eurer Verbindung mit der Richer lebtet Ihr mit einer gewissen Levert, die verschwunden seyn soll?" — A. „Man hat sie aufgefunden." — Fr. „Warum sagtet Ihr also zur Richer, die Levert sey in Folge Eurer Mißhandlungen gestorben?" — A. „Ich habe das nie gesagt." — Fr. „Wir werden die Levert vorladen. Am 22 Dec. seyd Ihr zu der Richer Abends 8 Uhr auf das Zimmer gekommen, und habt Euch mit ihr entfernt. Wohin?" — A. „An die Barriere der Courtille; sie ist zu Bouché gegangen, und ich wartete ihrer, ungefähr 50 Schritte vom Hause." — Fr. „Ihr seyd der letzte Mensch, mit dem die Richer gesehen worden. Habt Ihr sie in einem andern Hause verlassen?" — A. „Wir waren zusammen in einer Weinschenke bei der Barriere, verzehrten ein Litre weißen Wein für 15 Sous, und für 5 Sous Brod, worauf wir uns nach 9 Uhr zusammen heim begaben." — Fr. „Also habt Ihr nicht bei Nicolet geschlafen?" — A. „Nein." — Fr. „Die Untersuchung hat herausgestellt, daß das Haus vor 8 Uhr geschlossen war, so daß, als Ihr fortgingt, die Schließerin für Euch öffnen mußte. Wie hättet Ihr mithin wieder hineinkommen können, ohne daß sie es wußte? Die Nachbarn haben gleichfalls nichts vernommen. Und als eine Hausgenossin um sieben Uhr Morgens an Eure Thüre klopfte, erhielt sie keine Antwort" — A. „Ich war um 6 Uhr fortgegangen." — Fr. „Aber dieselbe Hausgenossin drückte der Schließerin ihr Erstaunen über diesen Umstand aus, und diese antwortete zur Stelle, daß die Richer in der Nacht nicht mehr nach Hause gekommen sey." — A. „Wir sind dennoch zusammen gekommen." — Fr. „Eure Dienstherrschaft und ein Dienstbote derselben erklären, daß Ihr im December nur Einmal abwesend gewesen, von sechs Uhr Abends bis um eilf. Als Ihr um 6 Uhr Euch entferntet, gabt Ihr vor, Geld auftreiben zu wollen, und als Ihr wiederkamt, erzähltet Ihr, nur 15 Francs erhalten zu haben." — A. „Ich habe nichts dergleichen gesagt." — Marie aber besaß an jenem Abend just die Summe von 15 Francs, nach Abzug der Zeche in der Weinschenke.

Fr. „Als Ihr am 24 Dec. in Mariens Wohnung kamt, und sie nicht zu Hause fandet, habt Ihr nicht nach ihr gefragt?" — A. „Ich glaubte sie zu la Gourde." — Fr. „Da Ihr selbst nicht dort Euch nach ihr erkundigtet, wollten es andere Leute thun, und zu diesem Behufe Mariens Familiennamen von Euch wissen." — „Ich kannte ihn selbst nicht." — Fr. „Und doch hattet Ihr der Richer Papiere in Händen. Ein Zeuge war wirklich dort, hat in der Abtheilung der Gebärenden nach Marien gefragt, und erfahren, daß sie nie daselbst erschienen; nachdem er Euch davon unterrichtet, fuhrt Ihr dennoch fort, die Gegenwart der Richer in jenem Spital zu behaupten.

„So viel ist gewiß, daß die Richer mit Euch fortging, und seitdem nicht mehr gesehen ward, bis man ihren Leichnam auffand, nach 43 Tagen, während welcher Ihr Euch nicht im geringsten darum bekümmert hattet, was wohl aus ihr geworden seyn könnte? An jenem 23 December aber kehrtet Ihr mit ganz beschmutzten Kleidern heim." — A. „Am 22 Dec. ging ich mit Marien nach Haus; im Monat Januar aber fiel ich eines Abends in den Koth, und kam voller Schmutz bei Nicolets an."

Fr. „Wenn die Marie Richer sich selbst hätte ertränken wollen, hätte sie dieß in dem nahen Canal thun können; dem Mörder mußte aber daran liegen, daß der Leichnam nicht bei den Schleußen aufgefangen werde, und er stürzte deßhalb sein Opfer in den entfernteren Fluß."

Der Angeklagte bleibt hartnäckig auf seinen Aussagen, daß er die Nacht vom 22 zum 23 December bei Marien zugebracht, und sie Morgens um 6 Uhr, noch schlafend, verlassen habe. Der Präsident schreitet zum Zeugenverhör. Der Weinwirth Bouché bestätigt die Wahrheit der Beziehungen, in denen, wie die Anklage anführt, Marie zu seinem Haus gestanden. — Die Wittwe Bonnet, Köchin: „Herr Bouché hatte mich ausgeschickt, um mich nach Marien zu erkundigen. Als ich den Angeklagten nach ihr fragte, sagte er: Schreit nicht so, sondern kommt herauf, und wir wollen bei einem Glase Wein uns besprechen! Hernach behauptete er, Marie habe ihm 40 Francs entwendet. Dem widersprach ich, da ihre Redlichkeit mir sehr wohl bekannt war, dann drängte ich ihn mit Fragen, und drohte, ihn anzuzeigen, worauf er gute Worte gab, und nach la Gourde zu gehen versprach." — Roussel: „Das ist Alles nicht wahr." — Die Bonnet: „Schweigt, und schämt Euch. Ihr habt doch die Aermste ertränkt."

Die Schließerin und ihr Mann, so wie die übrigen Hausgenossen bestätigen, daß weder Marie noch Roussel in der Nacht des 22 Dec. zum Hause Nr. 58 zurückgekehrt, nachdem sie um 8 Uhr fortgegangen. Schlagend ist die Aussage des Lohnkutschers Reis und seiner Frau: „Er hatte sich um 8 Uhr zu Bette gelegt, und war um 2 Uhr Morgens wieder aufgestanden; sie war erst um 11 Uhr zu Bett gegangen, und vermöge der Lage ihrer Wohnung hätte Letztere die Zurückkehrenden, Ersterer den Fortgehenden nothwendig vernehmen müssen.

Die Eheleute Nicolet und Willet, ihr Koch, bestätigen, was die Anklage angeführt, und was der Präsident im Verhör angezogen: daß Roussel im December nur Einmal des Abends fortgegangen, und damals um 11 Uhr schon wieder heimgekehrt, also keine ganze Nacht ausgeblieben sey; angeblich hatte er Geld auftreiben wollen.

Die Anklage hatte, um auf die Ueberzeugung der Geschwornen zu wirken, das frühere Leben Roussels berührt, und deßhalb waren mehrere Zeugen vorgeladen, um zu bestätigen, daß derselbe schon mehrfach in wilder Ehe gelebt, und die Weiber, welche sich ihm ergeben, mißhandelt habe.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1837.

Ansichten von Pesth.

4. Der Donaustrand.

Nirgends zeigt sich Pesth so charakteristisch als wie am Strande der Donau. In einer Länge von etwas über eine Viertel deutsche Meile herrscht hier ein Leben und Treiben, wie es nur wenige Städte haben, und wie es in dieser Art wohl keine einzige auf dem europäischen Continente bietet. Wir wollen von oben anfangen und die Länge hinabgehen. Vor uns liegen eine Menge Fahrzeuge vor Anker, welche sämmtlich Brennholz geladen haben. Emsig ist man mit dem Ausladen beschäftigt, und vermehrt die langen, am Ufer stehenden Holzstöße, welche hinwiederum von einer Menge Wagen umlagert sind, die das kostbare Material laden und in die Stadt fahren. Weiter hinab kommen wir auf den Ausladungsplatz von Kaufmannsgütern und Waaren aller Art. Bewundern muß man die Ruhe und Ordnung, welche überall herrscht, und dieß um so mehr, als Volk von mehreren Zungen und allen Bildungsstufen dabei im Spiele ist. Eine Unzahl von Fahrzeugen aller Art liegt hier vor Anker, und dennoch hört man trotz dem Treiben und Drängen nur höchst selten von einem Unfalle, und es gehört zu den großen Seltenheiten, wenn einmal eines dieser Fahrzeuge strandet. Zwischen den größern Schiffen drängen sich die Kähne der Landleute hindurch, auf welchen diese ihre Erzeugnisse zu Markte bringen. Die Behendigkeit und Gewandtheit im Lenken und Rudern dieser Nußschalen ist wahrhaft zu bewundern, nicht minder die Kraft, mit welcher sie den Widerstand des reißenden Stromes überwinden, wenn ihre Fahrt aufwärts geht. Diese wird jedoch fast immer nur mit leeren Kähnen gemacht: denn wo sie Ladung haben, da reicht die Kraft des Ruders nicht aus, und man muß die des Zuges am Ufer anwenden. Kleine elende Pferde werden dazu angewandt; nicht selten aber ziehen auch Menschen an dem leitenden Seile. Einen großen Vortheil haben die Landleute, welche die Donau aufwärts wohnen vor denen voraus, deren Producte, weil sie unterhalb erzeugt sind, den Strom heraufgebracht werden müssen. Jene nehmen ihren Standpunkt oberhalb, diese unterhalb der Brücke, denn es wird diese täglich nur Einmal auf etwa eine halbe Stunde geöffnet, wo sich denn Alles, was über oder unter dieselbe will, herbeidrängt und durch die enge Bahn schlüpft. Dieses Oeffnen geschieht früh gegen Sonnenaufgang und verursacht allemal eine Unterbrechung der Communication zwischen beiden Städten.

Wir treten nun auf dem gedachten Ausladungsplatze ein wenig zurück. Da finden wir ein reges Leben, welches Packträger und Lastwagen und die Fuhrwerke veranlassen, die Schutt zur Ebnung des weiten Platzes herbeifahren, weil es im Werke ist, noch eine neue Straße auf dem weiten Raume zu bauen. Unstreitig wird diese sehr schnell entstehen, da die Lage für Handelsleute so überaus günstig ist, und auch die Nähe des Baumaterials, welches zum Theil auf der Donau herbeigeschafft wird, die Kosten des Transportes vermindert. Indem wir uns an der Häuserreihe hinziehen, an deren Spitze das großartige adelige Cassiergebäude steht, kommen wir an dem Dampfschifffahrts-Bureau vorüber. Wir lesen an einer aushängenden Tafel die Ankunft und Abfahrt der vier Dampfboote, welche regelmäßig ihre Fahrt die Donau hinauf und hinab machen. Der Arpad und Nador gehen alle Wochen nach Wien und kehren wieder zurück, und der Kaiser Franz und Zrinyi fahren in derselben Zeit nach Semlin und kommen wieder. Tag und Stunde von allem diesem sind auf der fraglichen Tafel genau angegeben. Ein glücklicher Zufall will, daß gerade das größte, der Arpad, in einer halben Stunde ankommen soll — eine kurze Frist, die bei der lebhaften Unterhaltung, welche das Leben und Treiben und vor uns die schöne Natur gewährt, wie wenige Minuten vorüberfliegt! Wir nehmen Platz unter den Baldachinen des Kaffeehauses im Casino, lassen unsern Blick über das Volksgewühl hinüberschweifen nach der Veste von Ofen und nach den neben und hinter ihr emporragenden Gebirgen. Die Sonne neigt sich zum Untergange und begrüßt mit ihren lebhaften Tinten das große Gemälde, in dessen Anschauen wir versinken. Siehe, da ertönt lebhafter Ruf am Ufer; eine Rauchsäule steigt mitten aus der Donau empor; das Dampfschiff kommt an. Wie ein Seeungeheuer rauscht es daher, und im Nu ist es uns gegenüber. Ein Knall und noch zwei schmettern aus seinem Innern, und donnernd wiederholen sie sich an den gegenüberstehenden Bergen. Nun entsteht ein Laufen, Rennen und Fah-

ren, als gelte es eine Flucht. Lastträger drängen sich, Karren rasseln, Lohnkutschen rollen, und Jeder will der erste seyn am Landungsplatze. Wie ein Vogel hat unterdeß das Dampfschiff Arpad im Fluge gewendet, und steht, ehe man es sich versieht, auf dem Platze, wo bereits die Brücke zum Uebergange ans Ufer geschlagen ist. Jetzt rauscht der entfesselte Dampf zur betreffenden Röhre heraus, und die Menschenmenge drängt aus allen Thüren hervor, eilt auf den Uebergangssteg und ruft nach Trägern, um ihre Habseligkeiten alsbald fortzubringen. Wenn nun so mehrere Hunderte laufen und drängen; wenn am Ufer eben so viele der Ankommenden harren; wenn die Fiaker in den Menschenknäuel hinein ihre Gäule treiben und nach Passagieren rufen; wenn die Lastträger sich Bahn brechen und Stöße und grobe Redensarten nach allen Seiten austheilen; wenn zwischen diesen Freiengemälden sentimentale Scenen vorfallen, weil die sich Wiedersehenden ihren Gefühlen keinen Zwang anthun; wenn — doch genug, um von dem ganzen Schauspiele einen Begriff zu geben. — Nach einer halben Stunde ist Alles ruhig; das Ungeheuer liegt friedlich zwischen den andern Schiffen, seine Nüstern sind geleert, und speien weder Dampf noch Rauch mehr. Einen Tag und zwei Nächte rastet es hier aus, dann beginnt Vulcan aufs neue seinen Kampf mit Neptun, und die Reisenden vertrauen sich, so gefährlich derselbe auch aussehen mag, doch dem Fahrzeuge, weil es dem Menschen gegeben ist, diese Götter in solchen Kampf zu verwickeln und ihn nach Belieben zu leiten und zu wenden.

(Schluß folgt.)

Ueber die Alterthümer von Bamian.

(Schluß)

Diese Götzenbilder sind in, oder vielmehr aus dem Felsen heraus gehauen und mit Mörtel überzogen. Es sind aufrechtstehende Figuren mit ausgestreckten Händen, und die Falten der Draperie haltend, mit der sie bekleidet sind. Die Gesichtszüge sind durch Abnahme der Hälfte der Köpfe bis zu den Lippen zerstört, und nur noch die hintere Hälfte mit den ungeheuer großen Ohren ist übrig. Diese sehr sorgfältig ausgeführte Verstümmelung muß viele Arbeit gemacht haben, und wurde wahrscheinlich auf Befehl — vielleicht der arabischen Eroberer — vollzogen. Eine minder systematische Verstümmelung wurde später vorgenommen, indem man ihnen die Hände abnahm und die Schenkel zerschlug: Dschingis, Timur, Aurengzeb und selbst Timur Schah Duranni werden dieses Vandalismus beschuldigt; diese mögen sich also um das Verdienst streiten. Die Götzenbilder stehen in großen in den Felsen gehauenen Nischen, deren mit dem Hals der Figur auf gleichen Niveau befindliche Seiten mit Malereien verziert sind, die aus Büsten und sitzenden Figuren, sowohl männlichen als weiblichen bestehen. Die Nische des ersten Götzenbildes hat zu beiden Seiten eine Reihe von zwölf weiblichen Figuren, und über dem Haupte des Götzen befindet sich eine Inschrift, welche wahrscheinlich die Erklärung der Mysterie enthält. Die Nische, in welcher das zweite Götzenbild steht, trägt keine Inschrift, hat aber zu beiden Seiten eine Reihe von zwölf männlichen und weiblichen Büsten, von denen eine so schätzbar ist, daß man den Mangel eines schriftlichen Zeugnisses nicht zu bedauern braucht. Ueber dem Haupte derselben befindet sich eine gemalte lebensgroße weibliche Figur. Auch die übrigen Nischen der Götzenbilder sind mit Malereien verziert. Zu beiden Seiten der Nischen sind ganze Reihen von Stufen in den Felsen gehauen, die auf deren Gipfel oder zu den Häuptern der Götzenbilder führen. Jede Stufenreihe führt in ein kleines viereckiges Gemach, und alle diese Gemächer sind prachtvoll mit Gold und Lapis Lazuli ausgeschmückt. Um diesen Treppen Licht zu verschaffen, sind gegen die Götzenbilder zu Oeffnungen in den Felsen gehauen. Wir stiegen bis zum Haupte des zweiten Götzenbildes auf der einen Seite empor, gingen um den hintern Theil des Kopfes herum, und stiegen auf den Stufen der andern Seite wieder herab. In der Nähe des Gipfels, oder oberhalb der Malereien, sind die Nischen erweitert, und zu beiden Seiten ist ein Takht, oder Sopha, ausgehauen worden. Bei dem ersten Götzenbilde sind oder waren dieselben Erleichterungen angebracht, um bis zu seinem Gipfel emporzusteigen; allein als wir die untern Höhlen besuchten, hatte gerade ein Tadschik in dem Gang seine Vorräthe an Viehfutter aufgespeichert und war weder durch Bitten noch Drohungen zu bewegen, uns durchzulassen, indem er ausweichend versicherte, er habe nie gehört, daß man hier bis zur Spitze emporsteigen könne. Zwischen den Schenkeln des ersten Götzenbildes befinden sich Eingänge, die in geräumige, von Kuppeln überwölbte Gemächer führen; diese waren vermuthlich Tempel. Die Bedachung dieser so wie aller übrigen Höhlen besteht aus Mörtel. Das Innere ist von glänzend schwarzer Farbe, was von dem Rauch der Feuer herrührt, die in denselben unterhalten wurden. Mehrere der Höhlen von Bamian sind ihrer Größe wegen merkwürdig. Die ausgezeichnetsten sind jene über dem ersten Götzenbild, in einer Felsenwand, die sich hinter demselben erhebt, so daß, wenn man aus ihnen nach vorn oder Süden zugeht, man an den Rand der senkrechten Felsenwand gelangt, in welche das Götzenbild gehauen ist. In diesen Höhlen fanden wir die mit Kohle geschriebenen Namen Moorcrofts, Trebecks und G. Guthrie's.

Es kann fast keinem Zweifel unterliegen, daß von der großen Anzahl von Höhlen ohne Kuppeln viele den Priestern an diesen Höhlentempeln als Wohnung dienten; andere mögen auch von einer Art Asceten oder Mönchen bewohnt worden seyn, und mehrere zu Gräbern gedient haben. Wenn die Umstände die Errichtung eines Tumulus gestatteten, so mußte man natürlich eine Höhle anlegen, und daß wir deren so viele zu Bamian finden, darf uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß in dieser Gegend einst eine große blühende Stadt stand, und daß dieser Ort ein heiliger war, vielleicht der heiligste für die Bekenner der damaligen Religion, und daß dahin auch aus der Umgegend Verstorbene gebracht wurden, um da beigesetzt zu werden. Die Bewohner der Gegend nennen die drei großen Götzenbilder Vater, Mutter und Sohn, halten also das zweite für eine weibliche Statue, wiewohl sie sich in nichts von den andern unterscheidet. Wir besuchten Bamian in der Voraussetzung, daß wir

buddhiſtiſche Alterthümer dort finden würden, allein es zeigte ſich, daß ſie von ganz anderm Charakter waren. Die Inſchrift war in uns gänzlich unbekannten Buchſtaben abgefaßt und blieb uns dunkel, bis wir die Alphabete des Pehlewi und Zend von Hrn. Prinſep in die Hände bekamen, mit deren Hülfe wir erkannten, daß jene Schriftzeichen eine Form des Pehlewi ſeyen. Die Büſte des Königs unter den Gewälben in der Niſche des zweiten Götzenbildes glich, wie wir uns bald überzeugten, dem Bruſtbild auf einer Serie von Münzen, welche häufig zu Beghram gefunden werden, und die wir vorläufig als Parthiſche bezeichneten. Die Buchſtaben der Inſchriften auf dieſen Münzen waren indeß von denen der erwähnten großen Inſchrift ſehr verſchieden. Endlich ward doch eine Münze mit ganz gleichen Buchſtaben gefunden, unter denen drei waren, die ſich auch in der großen Inſchrift wieder erkennen ließen. Wir glaubten, daß dieſelbe Nanaia zu leſen ſey, und theilten Hrn. Prinſep unſere Vermuthung mit; ſollte ſie ſich beſtätigen, ſo könnte man das Götzenbild für die Diana oder den Mond halten, der bei den alten Perſern Nanaia genannt wurde. Wir ſind indeß unſrer Leſeart nicht ganz ſicher, und da man eine Reihenfolge von Standbildern vor ſich hat, ſo könnte man glauben, die Abbildungen von Herrſchern vor ſich zu haben, ſelbſt wenn jene Leſart als richtig angenommen wird; denn wir finden über dem zweiten Götzenbilde, welches keine Inſchrift hat, eine lebensgroße weibliche Figur, welche die Nanaia ſeyn kann. Dem allgemeinen Ausſehen dieſer Statuen zufolge, ſollte man indeß glauben, daß ſie männliche Perſonen vorſtellen. Die angeführten Münzen ſind wahrſcheinlich von derſelben Art, wie jene, welche Obriſt Todd in ſeiner Sammlung als „ſeltene von einer in der Geſchichte unbekannten parthiſchen Dynaſtie“ bezeichnet. Die Bezeichnung „parthiſch“ möchte wohl ihre Anwendbarkeit verlieren, allein wir zweifeln, ob die auf jenen Münzen, und wie wir vermuthen, auch durch die Götzenbilder von Bamian verewigten Könige in der Geſchichte unbekannt ſind. Wir halten ſie für die Kajaniſche Dynaſtie, von der ſich mehr oder weniger authentiſche Nachrichten in den perſiſchen Schriftſtellern finden, und deren Nachkommen die jetzigen unabhängigen Häuptlinge in Sedſcheſtan ſeyn ſollen, wenn man anders deren eigenen Angaben trauen darf. Die ſo zahlreich über Afghaniſtan und Turkeſtan zerſtreuten Tadſchiks ſind ohne Zweifel die ältern Bewohner dieſer Länder, und repräſentiren die Nation, welche vor alten Zeiten den Fürſten dieſer Dynaſtie unterthänig war. Eine Reihe von Jahrhunderten — in Afghaniſtan wenigſtens — war die Autorität der Tadſchiks unterdrückt, und ſeit Menſchengedenken wurden die Eigenthumsrechte der Tadſchiks durch die Eingriffe der Afghanen weſentlich verletzt. Von dem Urſprung und Verfall ſeiner Herrſchaft hat der Tadſchik nur wenige Spuren, und als ein zum Islam Bekehrter gedenkt er bloß mit Abſcheu des Umſtandes, daß ſein Land einſt von Ungläubigen beherrſcht wurde, während er, wie in Bamian, in den Tempeln, in denen ſeine Vorfahren die Sonne und die andern Geſtirne des Himmels anbeteten, wohnt und die gewöhnlichen Beſchäftigungen des Lebens betreibt.

Sitten und Gebräuche in Northumberland.

Die Sitten und Gebräuche der Northumberlander Bauern haben ſich ſtets von deren der Bewohner der ſüdlichen Grafſchaften Englands unterſchieden. Die unerſchütterliche Anhänglichkeit der alten northumbriſchen Britannier an ihre eigene Sprache und ihre eigenen Gebräuche, ihre Vermiſchung mit ihren ſächſiſchen und däniſchen Eroberern, ihr Streben nach Unabhängigkeit, das die Bemühungen Wilhelms und ſeiner normanniſchen Nachfolger, große Diſtricte von Northumberland zu unterwerfen, vereitelte, und vor allem die langen und verzweifelten Gränzkriege, haben dazu beigetragen, den Charakter der Northumberländer intereſſant und ausgezeichnet zu machen. Vor wenigen Jahrhunderten noch waren die Gränzbewohner ſo wild und verwegen, daß ſie von ihren Nachbarn, den „guten Männern von Newcaſtle,“ als Ausländer betrachtet wurden, und kraft einer Gemeindeverordnung war es keinem Bürger erlaubt, einen jungen Menſchen aus den Thälern von Reed oder Tyne als Lehrling anzunehmen. Nach der Vereinigung der Kronen von England und Schottland hörten die Feindſeligkeiten zwiſchen den Gränzbewohnern größtentheils auf, und arteten in kleine Neckereien und Räubereien aus, und auch dieſe Zügelloſigkeiten waren bereits ſo ziemlich unterdrückt, als ſie durch die Bürgerkriege unter der Regierung Karls I wieder erwachten. Ungeachtet der ſtrengen Verbote, welche von Karl II und ſeinen Nachfolgern erlaſſen wurden, dauerten dieſe Gränzräubereien dennoch bis zur Unterdrückung der Rebellion von 1715 fort. Bis zum Jahr 1701 wurde die Polizei von Tynedale und Reedsdale von Beamten ausgeübt, die durch Erlegung einer gewiſſen Summe ihre eigenen Diſtricte gegen Raub und Diebſtahl verſicherten, und bei Vorfällen ſolcher Art den Verluſt zu erſetzen hatten. Während des vergangenen Jahrhunderts ſchliffen ſich die Sitten und Gebräuche der Gränzbewohner von Northumberland mehr und mehr ab, und wurden denen ihrer civiliſirteren Landsleute ähnlicher, von denen ſie ſich jetzt nur noch durch ihre unwandelbare Anhänglichkeit an gewiſſe Localgebräuche auszeichnen, von deren einigen hier eine kurze Schilderung folgt.

Bei dem Dingen von Dienſtboten auf dem Lande begeben ſich die Dienſtſuchenden in gewiſſe Marktſtädte oder auf Jahrmärkte, wo ſie ſich jedes Geſchlecht abgeſondert, mitten auf dem Marktplatz aufſtellen. Als Zeichen des Zwecks, zu welchem ſie ſich hier befinden, ſtecken die Männer einen grünen Zweig auf ihre Hüte, die weiblichen Dienſtboten aber halten eine Blume in der Hand. Sobald eine neue Miethe abgeſchloſſen iſt, gibt der Herr ſeinen neuen Dienſtboten das Handgeld, Corles genannt, das gewöhnlich von 2 Schilling 6 Pence bis zu 5 Schilling beträgt. Sobald der Markt vorüber iſt, ſetzen ſich Muſikanten dicht an die Fenſter der Wirthshäuſer, und die Mädchen defiliren nun langſamen Schrittes durch die Straßen, um ſich Anbeter zu gewinnen. Die jungen Burſche folgen ihnen, beſchauen die Mädchen, und ſuchen ſich jeder eine Tänzerin heraus, die ſie auf die Tanzſäle führen, und ſie mit Bier, Branntwein und Kuchen bewirthen. Nach halbſtündigem Tanz kehren beide Parteien auf die Straßen zurück, um neue Tänzer und Tänzerinnen zu ſuchen. Jedes Dorf ſetzt einen gewiſſen Tag feſt, der zur Feier der Kirchweih beſtimmt iſt, und an dem jeder Einwohner ſeine in der Umgegend wohnenden Freunde und Bekannten einladet und ſie bewirthet. Muſik, Tanz und Kartenſpiel bilden die Unterhaltungen des Tags, und reiſt

zufällig ein Fremder durch das Dorf, so wird er gaſtfreundlich aufgenommen und bewirthet.

Auch in Northumberland herrſcht der in Wallis übliche, Bundlug (Beiſammenſchlafen) genannte Gebrauch unter den auf Freiersfüßen gehenden jungen Leuten. So unvorſichtig eine ſolche Sitte erſcheint, ſo ſind die Folgen doch nicht ſo ernſt, als man vielleicht vermuthen möchte. Die Eltern oder Dienſtherren der Liebespaare geben ihre Einwilligung dazu, weil ſie natürlich einen Gebrauch nicht unterſagen wollen, den ſie und ihre Vorfahren ſelbſt geübt. — Bei der Geburt eines Kindes wird die Wöchnerin von allen ihren Bekannten beſucht, und dieſe werden mit Brod, Käſe und einem Schluck Branntwein bewirthet. Wird das Kind zur Taufe getragen, ſo beſchenkt die Wärterin, die den Zug anführt, die erſte ihr begegnende Perſon mit Brod, Käſe, einem Ei und Salz.

(Schluß folgt.)

Rechtspflege in Frankreich.

Der Mörder Rouſſel.

(Schluß.)

Jean Louis Lanard, Gärtner: „Ich kenne Rouſſel ſeit 1830, zu welcher Zeit er Bekanntſchaft mit meiner Schweſter machte; er erklärte, ſeine Geliebte, deren er müde ſey, verlaſſen, meine Schweſter heirathen zu wollen. Dieſe ging darauf ein, trotz meines Abmahnens. Eines Tages ſagte er, ſie ſolle ihre Papiere beiſchaffen, damit er das Aufgebot bewirken könne; beides geſchah, aber ſeine Papiere blieben aus. Da ſagte er eines Tages, er wolle ſie ſelber holen; einige Zeit darauf hatte er dieſelben, erklärte aber, daß aus der Heirath nichts würde, worauf denn meine Schweſter ſo zu ihm ſog." — Präſident: „Wart Ihr nicht Zeuge einer Scene zwiſchen Rouſſel und einem Weibe?" — „Wir waren eines Tags bei Rouſſel, als dieß Weib ihm ſeine Wäſche brachte. — Pack dich von dannen! rief er; jene entgegnete: Mein Freund, wenn ich nicht kommen ſollte, hätte ich dein Weißzeug behalten müſſen! Worauf Rouſſel ſie beim Arm nahm und mit der Fauſt ins Geſicht ſchlug." — „Eure Schweſter hat gleichfalls Mißhandlungen erdulden müſſen?" — „Ihre Schuld. Ich ſagte ihr damals, daß es ihr nicht beſſer ergehen würde."

Der Angeklagte räumt ein, daß er die Lanard zuweilen „ein wenig geknufft," doch will er ſeine guten Gründe dazu gehabt haben.

Die ledige Lanard, 26 Jahr alt, Gärtnerin, wird eingeführt. Sie hat über drei Jahre mit dem Angeklagten gehauſt, und ſich endlich von ihm getrennt, weil ſie nicht glücklich mit ihm lebte." Er pflegte ſie im Rauſche zu ſchlagen; nüchtern war er ſehr ſanft, und während ihres Wochenbettes pflegte er ſie treulich. Das aus dieſer Verbindung entſprungene Kind hat er anerkannt, doch ſonſt nichts für daſſelbe gethan. Ueber die von ihrem Bruder angeführte Scene mit der Wäſcherin ſucht ſie wegzuſchlüpfen, kann ſie aber nicht läugnen. — Dieſe Wäſcherin war die Levert.

Der junge Levert, 19 Jahr alt, Anſtreicher, gegenwärtig im Gefängniſſe wohnhaft, hatte ſeine Mutter, die ledige Levert, vor Jahren verlaſſen, und ward dazumal als ein Taugenichts eingeſperrt. Als er aus dem Gefängniß kam, erkundigte er ſich bei Rouſſel nach ſeiner Mutter, dieſer wollte nichts von ihr wiſſen, und ſeitdem hatte der Bube den Weg zum Kerker wiedergefunden. Als ihn der Präſident ſagt, daß ſeine Mutter noch lebe, antwortet er ein kaltes gleichgültiges „So . . ." und wird entfernt, worauf die ledige Levert vor den Schranken erſcheint; ein krankes Weib von etwa 40 Jahren, in Lumpen gehüllt, und ſo ſchwach, daß man ihr einen Stuhl geben muß. Sie hat längere Zeit hindurch mit Rouſſel gelebt, und während der Zeit iſt ihr ihr Sohn, der jedoch nicht des Angeklagten Kind war, entlaufen, ohne daß ſie wüßte, was aus ihm geworden; im Ganzen gibt ſie dem Rouſſel ein gutes Zeugniß, und ſagt, er habe ſie nur in der Trunkenheit geſchlagen (ein Verfahren, das in dem gebildeten Frankreich eben ſo häufig ſcheint, als bei den Barbaren an der Newa, da ſich die Weiber nicht ſonderlich viel daraus machen, wie man ſieht).

Der Präſident: „Meine Herren Geſchwornen, ich glaube, die Identität der Levert iſt genugſam hergeſtellt, und wir dürften ihr füglich die Confrontation mit den vorigen Zeugen ſchenken, da ein ſolcher Auftritt ſie in ihrem Zuſtand allzuſehr erſchüttern möchte." Der Vertheidiger erklärt darauf, er würde mit dem Präſidenten einverſtanden ſeyn, wenn nicht einer der Geſchwornen ein Zeichen gemacht hätte, als ſey er noch nicht ganz überzeugt. Da es nun ſehr im Intereſſe der Vertheidigung liegen müſſe, das Daſeyn jener Perſon nachzuweiſen, welche man während der Inſtruction des Proceſſes nicht hatte auffinden können, ſo befiehlt der Präſident, den jungen Levert wieder vorzuführen.

Präſident: „Wird es Euch freuen, Euren Sohn wiederzuſehen?" — „Ja, wenn er ein ordentlicher Menſch geworden." — „Werdet Ihr ihn wieder kennen?" — „Ich denke wohl."

Dieſe letzten Worte ſprach die Levert mit einer unbeſchreiblichen Kälte. Als der Sohn ſich näherte, verlangte ſie, daß er ihr ſeine Zähne zeige, worauf ſie ganz ruhig ſagte: „Er iſts in der That." Der Sohn behauptete dieſelbe Kaltblütigkeit, und als ihm geheißen worden, ſich zurückzuziehen, folgte er ganz gleichgültig.

Nachdem der Generaladvocat die Anklage nochmals wiederholt und auseinandergeſetzt, benutzte der Vertheidiger in der Schlußrede mit großer Geſchicklichkeit den Umſtand, daß die todtgeſagte Levert wieder aufgefunden worden, und rettete wenigſtens den Kopf des Angeklagten, wenn auch nur für die grüne Mütze des auf Lebenszeit verdammten Galeerenſklaven.

Der bekannte Geſchichtſchreiber Mignet, der in Raynouards Platz in der Akademie trat, ſoll gegenwärtig mit einem Werke über die Reformation, namentlich in Deutſchland, beſchäftigt ſeyn. Ein engliſches Blatt macht dazu die Bemerkung, dieſes ſey doch ein wenig keck für einen Mann, der nie in Deutſchland geweſen, und keinen Begriff von deutſcher Sprache habe.

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 99** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Memoiren des Teufels.** Von Frederic Soulié. — **Dogmatiſche Controverſen in England.** (Schluß.) —

Zu dem Museumwerke dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Abonnement des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 November 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Ueber den Einfluß des Klima's auf den Menschen.

Wäre auf der ganzen trockenen Erde kein Höhenunterschied, so würde auch die Vegetation unter gleichen Breitegraden allenthalben wesentlich dieselbe seyn, aber die große Verschiedenheit in der Höhe, welche bald die Temperatur tropischer Landstriche der der Polarländer nahe bringt, bald in sehr nördlich gelegenen Ländern, wenigstens für Monate, eine tropische Hitze erzeugt, bringt jene wunderbare Mannichfaltigkeit der Pflanzenwelt hervor, die wir anstaunen, und umsonst in allen ihren Einzelnheiten zu erforschen streben. Aehnlich, doch weit schwerer zu verfolgen, ist der Einfluß des Klima's auf die Geschlechter der Menschen. Kämen nicht in der Welt- und Menschengeschichte die großen Wanderungen und Verpflanzungen von Völkern vor, so könnte der aufmerksame Beobachter jeden Stamm, jede Race an ihrem eigenthümlichen Orte beobachten, und mit einer gewissen Sicherheit sagen: dieß ist der Einfluß dieses bestimmten Klima's nicht bloß auf den einzelnen menschlichen Körper, sondern auch auf den physisch-moralischen Zustand ganzer Geschlechter.

Aber der Mensch wurzelt nicht im Boden fest gleich der Pflanze: er wandert, und wir sehen oft im Laufe weniger Jahrhunderte in manchen Ländern eine gänzliche Umwandlung vor sich gehen, in andern Jahrtausende lang den Zustand im wesentlichen denselben bleiben. Westindien hat sich im Laufe der letzten dreihundert Jahre gänzlich umgewandelt, und seine jetzige Negerbevölkerung wird wohl in den nächsten Jahrhunderten wesentlich dieselbe bleiben; andere Theile Amerika's, namentlich Brasilien, sind noch in der stärksten Umwandlung begriffen, während es an einigen Stellen das Ansehen gewinnt, als wolle die alte Menschenvegetation, um sich dieses Ausdrucks zu bedienen, die neuen Eindringlinge wieder ausstoßen. Wie stabil ist dagegen Alles in vielen Theilen der alten Welt, in Arabien, in der großen Sahara! Der Mensch bleibt hier derselbe mit scharf gezeichneten Umrissen. Eine so gänzliche Umwandlung, als Amerika seit drei Jahrhunderten erfuhr, ist ein Ereigniß, wie die Geschichte wenigstens uns keines aufführt, und dessen Furchtbarkeit nur darum uns entgeht, weil wir es vor unsern Augen vorgehen sehen. Aber hier erhebt sich die große Frage, werden die Racen, die sich so verpflanzten, dieselben bleiben? Wird nicht der Einfluß des Bodens sie mit der Zeit umgestalten? Man sagt freilich: der Mensch kann unter allen Klimaten ausdauern, das ist aber nur für den einzelnen wahr, nicht für ganze Menschengeschlechter: der Neger verkümmert im Norden, der Nordeuropäer in der tropischen Zone, man hat die Feldarbeit in Westindien schon mehr als Einmal durch Weiße versehen lassen wollen, aber alle Versuche sind mißglückt. Im untern Mississippithal, in den Niederungen von Arkansas, Georgien, Florida, Carolina kann der Weiße nicht auf die Dauer der Feldarbeit sich unterziehen, während der Schwarze und, wie es scheint, noch besser der Mulatte gedeiht. Die Natur behauptet ihr Recht: die Pflanze der südlichen Zone blüht, wenn nach der nördlichen verpflanzt, im Winter, in der Zeit, in welcher sie in ihrer Heimath blühen würde. Ist der Mensch ganz frei von ähnlichen Gesetzen?

Es wäre eine sehr schwere, aber gewiß lohnende Untersuchung, was das Klima eines Landes auf einen eingewanderten Stamm für eine Wirkung äußert. Man bemerkt an den Bewohnern der pyrenäischen Halbinsel eine gewisse vornehme Trägheit, die allem Anschein nach den aus Afrika herüber gekommenen Arabern und Mauren nicht eigenthümlich war, und einigen ihrer unbezweifelbaren Nachkommen, wie z. B. den Bewohnern der Huerta und überhaupt eines großen Theils von Valencia, noch nicht eigen ist. Sollte diese Trägheit von den nordischen Einwanderern sich herschreiben, die in dem heißern Lande in eine gewisse Indolenz verfielen, während die Bewohner des noch heißern Afrika's in dem kältern Spanien sich rüstiger fühlten? Wenn, wie alle Umstände anzudeuten scheinen, die Kasten Indiens sich von successiven Einwanderungen nordischer Völker herschreiben, ist es zu verwundern, wenn die neuesten Eroberer vor den Europäern, die Radschputen und Moslems, noch jetzt über die andern Eingebornen einen Vorrang behaupten, wenn gleich sie selbst auch schon entartet sind?

Solche Ansichten, oder vielmehr die Aufmerksamkeit auf solche Erscheinungen, müssen das Studium der Völker- und Länderkunde leiten; aber um dieses Studium auf eine solide Grundlage stützen zu können, dazu gehört ein vorhergehendes Studium

der Sprachen und alten Denkmäler in einem Umfange, den wir bis jetzt noch gar nicht ermessen können. Jedes Senfkorn, das der Sprachenforscher und der Reisende zur Erkenntniß der Sprachen, ihrer Verwandtschaft und Vermischung, so wie zur Erläuterung der alten Denkmäler beibringt, verdient deßhalb aufbewahrt zu werden; man weiß nicht, wie es früher oder später über die Schicksale der Völker Aufschluß geben kann, über ihr Verhältniß zum Boden und der sie umgebenden Natur. Die Alten, deren Feld in dieser Beziehung doch in Vergleich mit dem unsrigen sehr beschränkt, und deren Ansicht darum oft ungemein irrig war, legten einen großen Werth darauf, ob ein Volk aus der Erde entsprossen, Autochthon, oder eingewandert sey, gewiß geleitet von einem richtigen Gefühle der Wichtigkeit des Umstands.

Ansichten von Pesth.

4. Der Donaustrand.

(Schluß.)

Bis zu 500 Personen, nebst einer nicht unbedeutenden Menge von Kaufmannsgütern, hat der Arpad schon von Wien nach Pesth in Einer Fahrt hergebracht. Die Berechnung, welchen Gewinn die Dampfschifffahrt, die doch erst seit drei Jahren auf der Donau geht, und erst seit einem Jahre zu dieser Ausdehnung gelangt ist, den Privaten und dem Allgemeinen schon eingetragen hat, gibt die erstaunenswerthesten Resultate. Sie wird auf Actien geführt, und wie hoch sich solche verzinsen müssen, das mögen wenige Notizen darthun. Die Personen bezahlt auf dem ersten Platze 12 fl. C. M. und auf dem zweiten 8 fl. C. M. Nehmen wir auf jedem die Hälfte, so gibt die Fraction 10 fl., und eine einzige Fracht bringt, wenn das Schiff so stark besetzt ist, 5000 fl. C. M. an Passagiergeld. Und dazu tritt noch die Fracht für Kaufmannsgüter, Wagen, Mobilien aller Art u. dgl. Wenige Unternehmungen dürften sich in ihrer Einträglichkeit dieser an die Seite stellen lassen. Aber neben dem pecuniären Privatgewinn ist der allgemeine, welcher dem mercantilischen und socialen Leben dadurch erwächst, kaum zu berechnen. Wien und Pesth sind sich dadurch näher gerückt, und ihre gegenseitige Wirkung auf einander zeigt sich jetzt schon und wird sich in der Folge noch mehr zeigen. Deutsche Cultur und Civilisation haben ohnehin seit Jahrhunderten schon ihren Einfluß auf Ungarn gezeigt, aber mit der Dampfschifffahrt nimmt dieß in einem erstaunenswerthen Grade zu. Und um dieß noch zu vermehren, trifft dieß gerade mit einem Zeitpunkte zusammen, in welchem das Licht mit Gewalt in diesem Lande hervorbricht, eine Folge des vielen Reisens und der hohen geistigen Ausbildung seiner Großen. Mit diesem Lichte gleichzeitig, oder vielleicht als Wirkung desselben, ist auch der Patriotismus derselben neu erwacht, und sie fangen an, ihr Vaterland neben der Liebe, die sie zu ihm haben, auch nach seinem Werthe zu schätzen. Eine größere und wärmere Anhänglichkeit an dasselbe gibt sich bereits mannichfach kund, und dieß wohl darin nicht am wenigsten, daß die Magnaten anfangen, sich in Pesth heimisch zu machen, wodurch denn diese Stadt einen hohen Glanz gewinnen muß. Doch ich verirre mich fast von meiner Bahn.

Kehren wir an den Strand zurück und wandern weiter. Unter der Brücke abwärts sehen wir das Dampfschiff, Kaiser Franz, welches erst von Semlin angekommen ist. Von da herauf sind jederzeit weniger Passagiere, wie von Wien herab, was wohl leicht zu erklären ist, dagegen aber kommen auf ihm jedesmal eine große Menge roher Producte an. Die Schnelligkeit der Beförderung, so wie die im Ganzen nicht viel höhere Fracht machen, daß man sich der Dampfschiffe gern bedient. Denn bei dem reißenden Laufe der Donau müssen alle Segelschiffe, die von unten herauf kommen, von Pferden gezogen werden. Davon aber bedarf man eine große Menge, und wenn sie gleich, bei dem wohlfeilen Futter, wohlfeil zu haben sind, so wird die Sache dennoch kostspielig. Dazu kommt aber noch die Länge der Zeit, was bei vielen Waaren so wesentlich ist, daß sie abgekürzt wird.

Verhältnißmäßig fast eine größere Anzahl von Pflastertretern, wie jede andere große Stadt, besitzt Pesth. Die Menge von Fremden, welche sich immerfort hier befindet, alsdann auch viele Handels- und Handwerksgenossen, die auf Anstellung warten, bilden oder vermehren wenigstens diesen Haufen. Ueberall stößt man auf denselben und namentlich auch, wenn man die Straße, welche von der Brücke her kommt, durchschneidet. Dort, nahe am Eingange zur Brücke, findet man stets auf beiden Seiten diese Classe, welche gafft und sich unterhält, wer wohl ankommt oder abgeht. Vom Stamme Israel ist dabei nicht der kleinste Theil.

Wenn wir nunmehr von der Brücke rechts den Donaustrand entlang weiter gehen, so gerathen wir in ein Gewühl, durch welches wir uns nur mit Mühe durchwinden. Wir wählen hiezu einen Vormittag. Ich kann das Gemälde, das wir hier zu schauen bekommen, nur mit wenig Pinselstrichen darstellen, und müßte, wenn ich es ganz ausführen sollte, einen ungleich größern Raum haben, als mir hier offen steht. Der Strand vom Wasserspiegel der Donau bis an die gegenüberstehenden Häuser mag etwa 10 Klafter breit seyn. In der Mitte desselben hat sich eine Wagenburg gebildet, welche undurchdringlich ist, und nur in gewissen Distanzen Durchgangspunkte bildet. Es sind die Bauern, welche ihre Producte zu Markte bringen, ihre Pferde loskuppeln und an die Wagen stellen, wo sie ihnen etwas Futter vorwerfen, oftmals Tag und Nacht hier bivouakiren und alle ihre Bedürfnisse aus ihrem Eigenen befriedigen. Alles, was ein Frucht-, Gemüse-, Federvieh- und sonstiger Markt bieten muß, das findet man hier beisammen. Einen Hauptartikel bilden vom August bis in den October die Melonen (Wasser- und süße Melonen). In großen pyramidalischen Haufen sind sie aufgeschichtet, deren ich bis zu 80 gezählt habe, gar nicht einmal die kleinen Partien mitgerechnet, welche einzeln und auf Wagen da und dort feil geboten werden. Frägt man, wo kommen diese Massen, die sich stets wieder erneuern und keiner Veränderung unterworfen zu seyn scheinen, denn hin, so ist die Antwort: sie werden alle von Menschen gegessen. Der unglaublich niedrige Preis, wofür sie verkauft werden (Stücke

von 4 bis 5 Pfd. zu 12 bis 15 kr. M. W. = 5 bis 6 kr. Conv. M.), macht, daß der Judenjunge sie eben so gut kaufen kann, wie der anständigste Mann, und daß man Bauerburschen in zerlumpten Kitteln süße Melonen essend überall begegnet. Auch die Soldaten verzehren deren nicht wenige. Gewohnheit und ein noch hintennach getrunkenes Glas Wein mögen den üblen Folgen begegnen, welche aus diesem übermäßigen Genusse sonst wohl entspringen dürften.

Drängen wir uns durch das Gewühl, welches dicht an den aufgefahrenen Wagen statt findet. Hier werden die Einkäufe aller Lebensbedürfnisse gemacht. Gemüse, Obst, Käse, Speck, Geflügel und eine Menge dergleichen Dinge sind ausgelegt und ringsum stehen Hausfrauen und Dienstmädchen, und zanken und feilschen um die dargebotenen Producte. In dreierlei Sprachen hört man handeln: da ist es die deutsche, dort die ungarische, und bald auch wieder die slavische, in welcher man redet. Zu bewundern ist die Ruhe und Geduld der an den Wagen stehenden Pferde und Ochsen, welche sich um das Drängen und Stoßen, welches fortwährend um sie herum statt findet, gar nicht zu bekümmern scheinen, und ihr vorgeworfenes Heu mit philosophischer Ruhe verzehren. Freilich sind sie eben nicht üppig und bestehen großentheils nur aus Haut und Knochen. Denn trotz des reichen und gesegneten Bodens, den Ungarn hat, gewinnt man ihm bei weitem das nicht ab, was er mit Leichtigkeit geben würde, wenn man ihn mit Verstand und Fleiß behandelte. Zur Seite, dicht an den Häusern hin, haben einige Kleinkrämer ihre Tische aufgeschlagen und bieten schreiend den Vorübergehenden ihre Waaren an.

Wer sich das erstemal in dieses Gewühl begibt, dem würde unheimlich werden, wenn er nicht hier Crethi und Plethi, d. h. Vornehm und Gering, gemischt sähe. Sehr anständige Damen mit ihren Dienstmädchen hinter sich winden sich durch das Gedränge und machen ungestört ihre Einkäufe; denn ich habe nie gesehen, daß einer von ihnen irgend etwas Unanständiges begegnet wäre. Wagen und Reiter arbeiten sich mit Mühe durch diese Massen, und so gefährlich die Sache auch zuweilen aussieht, so hat man doch noch höchst selten von einem Unfall gehört. Und doch sieht und merkt man nichts von Polizei. So gewiß ist es, daß der Ungar, als Feind aller polizeilichen Beaufsichtigung, dennoch die Nothwendigkeit derselben fühlend, sich selbst in Schranken hält, und also jene entbehrlich macht.

Um das Gemälde zu vervollständigen, muß ich noch anführen, daß nicht selten Zigeuner ihre Tische hier aufschlagen, und im Augenblicke mit ihren Marionetten eine Burleske aufführen, bei welcher nicht selten auch gebildete Personen verweilen.

Neben diesem Allem denke man sich die dicht dabei fließende Donau, welche stets von Fahrzeugen belebt ist, und die bald ankommen, um den Markt zu vermehren, bald mit einer Menge von Menschen abfahren, die ihre Geschäfte gemacht haben und nach Hause eilen.

Kommt man weiter hinab, so verliert sich allmählich das Gewühl, und man begegnet nur den ankommenden und abgehenden Wagen, so wie einzelnen den Strand hin abwandelnden Menschen. Hier haben wir Zeit, uns links in die Stadt zu ziehen und den Fischmarkt zu mustern. In Vergleich zum Pariser ist er freilich klein, aber dennoch hat er, wie jener, seine Poissarden, nur mit dem großen Unterschied, daß die hiesigen meistentheils recht hübsch sind, und durch Gestalt und Gesicht einnehmen, während die Pariser in Matrosen- und Eckensteher-Kleidung besser untergebracht wären, wie in weiblicher. Das Benehmen der Pesther entspricht ihrem körperlichen Aeußern, und gehören sie auch nicht zu den hochgebildeten Damen, so beobachtet man sie doch gern, weil das Originelle, was sie zeigen, bei weitem mehr anspricht, als abstößt. An Mannichfaltigkeit bietet übrigens die Donau eben so viel wie die Seine, so daß der Fischmarkt hier eben so reichlich versehen ist, wie dort. Die letzte Figur in diesem Gemälde mag die Salzniederlage seyn, denn sie bildet den Schlußstein des Pesther Donauufrandes. Eben kommt ein Zug von Wagen an, der von Szolnok an der Theis herkommt und Steinsalz geladen hat. Sämmtliche Fuhrwerke sind wie aus Einer Form hervorgegangen. Kleine, kurze, etwa 6 Fuß lange Wagen, mit niedrigen, kaum eine Elle hohen Leitern und mit niedrigen Rädern, ein jeder mit zwei oder drei Pferden bespannt; alle drängen sich heran, um bald befördert zu werden. In Szolnok wird ihnen das Salz zugewogen, worüber sie einen Ausweis bekommen, nach welchem sie es hier wieder abzuliefern haben. Eine im Freien aufgerichtete Waage dient zum Nachwägen. Fehlt an der Ladung, so wird es dem Bauer am Fuhrlohn abgezogen. Der Fall kommt jedoch nur höchst selten vor. Schlimm ist es für diese Fuhrleute, wenn sie von Regenwetter betroffen werden. In solchem Falle wird zwar bei der Uebernahme einige Rücksicht und Schonung angewandt, dennoch aber kommt es da vor, daß Defect bemerkt und Abzug gemacht wird. Sobald sie abgeliefert und den schriftlichen Vermerk darüber haben, bekommen sie ihre Bezahlung, nach welcher sie sich ebenfalls mit Eifer drängen, so daß ein stetes Gewühl und Gelärm stattfindet.

Der Nakru oder Guinea-Wurm.

Diese Krankheit, von den Aerzten dracunculus genannt, herrschte im verflossenen Jahre in dem Regimentshospital des ersten Grenadierregiments zu Dharwar in Indien, so wie in der Stadt und in den benachbarten Districten auf eine sehr heftige Weise. Während des heißen Wetters im April und Mai vertrockneten die Cisternen, und selbst die Brunnen lieferten das Wasser nicht in gehöriger Menge. Als am 21 Junius der Monsoon eintrat, vermehrten sich die Kranken im Spital. Der Boden westlich und nördlich von Dharwar ist röthlich und eisenhaltig, und gegen Osten ist eine weite Ebene von schwärzlichem Lehm. Das Wasser in allen Cisternen ist von einer rothen Ockerfarbe, und eben so in vielen Brunnen. Hr. Forbes sagt in dem Indian Journal, daß ein Mann in dem Spital 15 sichtbare Guinea-Würmer gehabt habe, und spricht von der unzählbaren Menge kleiner Thierchen, die ein solcher Guinea-Wurm in sich enthalte. „Ich untersuchte, sagte er, einen Nakru, den man ganz leicht aus seiner sehr wenig tiefen Lage ausgezogen hatte, und fand, daß er Myriaden von lebenden Jungen enthielt. Das Thier scheint in der That seiner

ganzen Länge nach, mit Ausnahme eines durchsichtigen Stücks von einem halben Zoll in der Länge an dem einen Ende, nichts als die Gebärmutter einer zahllosen Nachkommenschaft zu seyn."

Sitten und Gebräuche in Northumberland.

(Schluß.)

An vielen Orten ist es Sitte, nicht nur die Verwandten und Freunde eines Verstorbenen, sondern auch die Nachbarn zu dem Leichengepängniß einzuladen. Dieß geschieht durch Leichenbitter, die mit schwarzen seidenen Leibbinden angethan umhergehen. Früher bedienten sich diese Leichenbitter, um an die Thüre zu klopfen, eines Schlüssels, den sie zu diesem Zwecke bei sich führten. In der Stadt Hexham ging noch vor einigen Jahren der öffentliche Ausrufer umher, um zum Leichengepängniß eines Verstorbenen einzuladen. Während der Weihnachtstage gehen Knaben und Mädchen von Thür zu Thür, und singen Loblieder, wofür sie eine Kleinigkeit erhalten. Auch Schwerttänzer pflegen um diese Zeit mit Musik umherzuziehen, von denen zwei in einem seltsamen Costume erscheinen. Der eine, unter dem Namen Bessy bekannt, ist wie ein altes Weib angezogen, und der andere, der Narr, ganz mit Thierfellen bedeckt, während am Rücken hinab der Schweif irgend eines Thieres hängt. Das Amt dieser beiden ist, den Zudrang des Volks von den Tänzern abzuwehren, und mit einer zinnernen Büchse umherzugehen, und die Beisteuern einzusammeln. Am Fasching-Montag nimmt das Volk in dieser Grafschaft noch feierlichen Abschied vom Fleisch während der Fasten, indem es geräuchertes Rindfleisch und Eier ißt, und dieser Tag wird der Collop-Monday (Fleischschnitter-Montag) genannt. In der Stadt Alnwick herrscht am Fastnachtdienstag noch immer ein seltsamer Gebrauch. Gegen Mittag versammelt sich die Bürgerschaft und geht in Procession mit Musik bis an die Thore von Alnwick-Castle. Dort wird sie von dem Schloßvogt und den Wächtern empfangen, von denen einer einen großen Ball über die Mauer weg mitten unter die Bürger schlägt. Noch vor ungefähr fünf Jahren belustigten sich die Bürger damit, Ball in den Straßen zu schlagen, wobei natürlich die Fensterscheiben oft gewaltig litten, und der Herzog von Northumberland, als Gerichtsherr, den angerichteten Schaden vergüten mußte. Jetzt aber hat derselbe den Bürgern seinen Park zu diesem Spiel eingeräumt, und 5 Pfd. Sterling Prämie für die siegende Partei ausgesetzt. Ein anderer, ebenfalls in Alnwick herrschender Gebrauch ist, daß jedesmal am St. Marcustage vor den Hausthüren derer, die im Begriff stehen, Freemen oder Bürger zu werden, Morgens früh eine Stechpalme gepflanzt wird. Um 8 Uhr fliegen dann diese jungen Leute zu Pferde, und versammeln sich, mit Säbeln bewaffnet, auf dem Marktplatz, wo sich die Beamten des Herzogs von Northumberland bei ihnen einfinden. Die ganze Versammlung durchwandert dann das städtische Grundeigenthum, bis sie zu einer am Alnwick-Moor gelegenen Quelle kommt, die den Namen der „Bürgerquelle" führt. Diese Quelle, welche nichts als ein sumpfiger Pfuhl ist, müssen die jungen Freemen durchwaten. Zu diesem Zweck entledigen sie sich ihrer Kleider, ziehen ein ganz weißes Gewand an, und setzen eine Mütze mit bunten Bändern geschmückt auf. Sobald alle mit ihrer Toilette fertig sind, wird ein Zeichen gegeben, auf das alle sich in den Pfuhl stürzen, und ihn durchwaten, so gut es gehen will. Es fällt dabei mancher komische Auftritt vor, denn da man vorher in den Boden des Sumpfes Löcher gegraben, und Strohseile unter dem Wasser ausgespannt hat, so fällt jeder natürlich mehremale ganz ins Wasser, bevor es ihm gelingt, das jenseitige Ufer zu erreichen. Ist dieß endlich geschehen, so kleiden alle sich wieder um, besteigen ihre Pferde, und begeben sich nach einem gewissen Platz, von wo aus ein jeder sich bemüht, in einem allgemeinen Wettrennen die Mauern von Alnwick-Castle zuerst zu erreichen. Die Sage meldet, daß dieser seltsame Gebrauch von dem König Johann eingeführt worden, der einst auf der Jagd in jenen Pfuhl stürzte, und deßhalb geschworen habe, es solle keiner Bürger werden, der nicht eine ähnliche Gefahr bestanden. Das Ende der Ernte wird in Northumberland stets mit einem großen Fest gefeiert, das man das Kern- oder Churn-Supper nennt.

Die Colliers oder Pitmen (Kohlengräber), wie sie in den Kohlendistricten von Nordengland genannt werden, bilden eine eigene Zunft, die sich in Sprache und Kleidung so auszeichnet, daß man sie leicht erkennen kann. Sie lieben besonders helle, grelle Farben, und ihre Feiertagskleider, oder Posey-Jackets, bieten hinsichtlich des Colorits oft ein seltsames Gemisch. Sie halten viel auf gutes Essen und Trinken, und ihre Lieblingsunterhaltungen sind Hahnengefechte, und das in England gewöhnliche Kugelspiel auf Rasenplätzen. Von ihrer früheren Gewohnheit des starken Trinkens fangen sie jetzt an zurückzukommen. Auf den Tischen, an welchen sie in den Wirthshäusern zu sitzen pflegen, liegen Stücke weichen Holzes, aus denen sie zu ihrer Unterhaltung phantastische Figuren schnitzen. Sie besuchen die Pferderennen zu New-Castle fleißig, wo sie stets auf die Pferde der angesehensten Kohlengrubeneigenthümer wetten. Musik und Tanz lieben sie leidenschaftlich, und sie haben eine ganze Sammlung eigens für sie gedichteter Lieder, die sie gern singen und singen hören. Vielen dieser Gesänge fehlt es nicht an poetischem Schwung; nur sind sie für diejenigen, welche den Dialekt nicht kennen, ganz unverständlich. Gewöhnlich besingen sie Abenteuer in den Kohlengruben, Hunde- und Hahnengefechte, oder schildern die Eindrücke, die sie beim Besuche Londons oder anderer großer Städte empfanden. Für diese Kohlengräber ist New-Castle der Mittelpunkt der Civilisation, und der Localverkehr der wichtigste Zweig des Nationalhandels.

In einer Sitzung der numismatischen Gesellschaft in London vom 25 März d. J. las Sir W. Betham ein Memoire vor, worin er seine auf die Identität der hibernocelltischen Sprache und der der Phönicier, Pelasger, Etrusker und alten Gallier gegründeten Ansichten auf die Erklärung der Symbole und Auslegung der Inschriften der etruskischen und umbrischen Münzen anwandte, die er für die Prototypen der frühesten römischen Münzen hält, sowohl hinsichtlich der Inschriften, als des Gewichts und Werthes. Das Memoire zerfiel in drei Abtheilungen: 1) Oannes oder Janus, 2) die Asse und Uncien, 3) das Nadgeld. In dem ersten Abschnitt discutirte er deren Ursprung, die Bedeutung und das Alterthum des Hauptsymbols der fraglichen Münzen, des Janus mit dem Doppelgesicht, um zu beweisen, daß die erste Classe von Münzen orientalisch, die zweite commercielle sey, und die dritte ins höchste Alterthum hinaufreiche. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß der chaldäische Oannes, dessen Berosus gedenkt, derselbe gewesen mit dem etruskischen und römischen Janus oder Janus, so wie daß das römische As und seine Unterabtheilungen dasselbe mit dem etruskischen gewesen sey, in dem Maaße, daß man die frühesten römischen Münzen von den etruskischen gar nicht unterscheiden könnte, wenn nicht der Name Roma darauf stände.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.)

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1837.

Die Russen im Kaukasus.

(Mit einer Karte der kaukasischen Länder.)

Noch vor wenigen Jahren, wenn man von Tscherkessien und andern Völkern des Kaukasus sprach, dachte man sie sich kaum anders denn als Unterthanen Rußlands; dieses besaß ja weite Länder im Süden des Kaukasus und herrschte unumschränkt im Norden dieses Gebirgs, warum hätten kleine, schwache Völkerschaften, die dazwischen lagen, nicht die Herrschaft des mächtigen Reichs anerkennen sollen? Aber einzelne Umstände, wie die Juliusrevolution und der Aufstand Polens, welche in dem fernen Kaukasus wiederhallten, und der Haß der Feinde Rußlands zogen diese fortdauernd eiternde Wunde ans Licht, und Rußland macht selbst kaum mehr ein Geheimniß daraus, daß jährlich Heermassen in jenes Land eindringen, um dessen Unterwerfung, wie sie sagen, zu vervollständigen. Indeß sind im Laufe einiger Jahre allzu viele Einzelnheiten allgemein bekannt geworden, als daß man noch daran zweifeln könnte, daß die Herrschaft Rußlands auf dem ganzen Nordabhang des Kaukasus, in dessen Hochthälern und östlichen Ausläufern keineswegs befestigt sey. Denn wie im Westen die tapfern Tscherkessen die Angriffe der Russen abwehren und oft genug selbst Einfälle in das Land ihrer Feinde machen, so haben noch vor wenigen Jahren die Dagestaner, d. h. die mannichfachen, namentlich lesghischen Bewohner des östlichen Berglandes — dieß ist die Bedeutung des Worts Dagestan — das sich gegen das kaspische Meer hin öffnete, sämmtliche Russen in die beiden Hauptfestungen Tarku und Derbent zurückgetrieben, und wenig fehlte, daß auch diese in die Hände der fanatischen, erbitterten Volksstämme gefallen wären. *) Nur nach mörderischen Kämpfen, deren nähere Umstände wir bloß aus russischen Quellen kennen, gelang es, sie wieder einigermaßen zur Unterwerfung zu zwingen, es bedarf jedoch nur eines geringen Scepticismus in Betreff der russischen Angaben, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß sämmtliche Gebirgsstämme, *) vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Osseten, welche zu dem benachbarten Georgien lange Zeit in einem knechtischen Verhältniß standen, den Russen entweder völlig Trotz bieten oder doch nur einen sehr zweideutigen Gehorsam erzeigen.

Bei der Abgeschiedenheit dieser Völker und ihrer fast gänzlichen, durch die Russen unterhaltenen Isolirung muß uns nothwendig sehr Vieles in Betreff derselben dunkel bleiben, da wir fast nur aus russischen oder russisch gefärbten Berichten schöpfen können. Schon über die Größe der Bevölkerung sind wir völlig ungewiß: nach den unvollständigen Angaben Platon Subow's in seinem „Gemälde des kaukasischen Landes" müßte die gesammte Bevölkerung des Hochgebirges von einem Meere zum andern nicht einmal 1,000,000 Seelen betragen, **) während andere Berichte die Bevölkerung des ganzen Isthmus auf wenigstens 4,000,000 angeben, eine Angabe, die wohl kaum weit von der Wahrheit entfernt seyn kann, da eine so schwache Bevölkerung wie die von den Russen angegebene wohl kaum bei aller Tapferkeit sich so lange und mit solchem Erfolg gegen die Russen behauptet haben würde.

Aus was für Bestandtheilen die Bevölkerung des Gebirgsgürtels besteht, wissen wir immer noch nicht mit Genauigkeit anzugeben, indem unsere Kenntniß ihrer Sprachen, worauf es hier hauptsächlich ankommt, noch immer höchst mangelhaft ist.

*) Siehe die Briefe aus dem Kaukasus: Ausland Jahrgang 1832, und die umständlichere Mittheilung eines Theils dieser Begebenheiten aus denselben Quellen in Eichwalds Reisen auf dem kaspischen Meere und in den Kaukasus, 1ster Band 2te Abtheilung 2tes Capitel: über den Guerillaskrieg mit Kasi Mullah.

*) Gorzi, bei den Russen, von Gora, Berg.

**) Seine Angabe über die Bevölkerung des gesammten kaukasischen Landes ist folgende: Kaukasien (nämlich das Land zwischen Terek, Kuma und Manytsch nebst den Kosaken vom schwarzen Meer) 122,500 Seelen; Grusien 580,000; die Bergstämme, nämlich Tschetschenzen, Kabardiner, Kisten, Inguschen, Karabulaken, Kumpfen, Enderi, Kassacken, nogaische Tataren, Osseten, Suaneten, Ebewsuren, Ptawen, Tuschinen, Akuschen u. s. w. 750,000 S. Der Kreis Elisabethpol 55,000, Mingrelien 90,000; Imeretien 125,000, Abchasien 52,000, die Provinz Achalzik gegen 50,000. Der Militärkreis von Kuba, Baku und Derbent 40,000, die unter russischem Schutze stehenden Provinzen des nördlichen Dagestans gegen 200,000, Dschar und Belokan 40,000, Karabagh, Schirwan, Scheki und Talysch 260,000, die Provinzen Nachitschewan und Eriwan gegen 100,000, das Gebiet der unabhängigen Lesghier gegen 150,000; zusammen 2,278,500.

Doch ist die öffentliche Aufmerksamkeit jetzt auch auf diesen Punkt gerichtet, und wir können mit ziemlicher Zuversicht behaupten, daß mehrere Völker des Kaukasus, z. B. die Lesghier, die man mit zu den wildesten rechnet, ihre Literatur hatten, indem man kürzlich lesghische Bücher auffand, die aus dem Arabischen übersetzt waren. Rechnet man hiezu den Umstand, daß sich fast in allen Theilen des Kaukasus Trümmer christlicher Kirchen finden, so läßt sich mit ziemlichem Fuge behaupten, daß diese Völker einst auf einer höhern Culturstufe standen, und nur durch die unablässigen Kriege, die sie in den letzten Jahrhunderten, theils gegen die Türken, theils, als diese ihrer Herrschaft ein nominelles Uebergewicht verschafft hatten, unter sich oder gegen die Russen unterhielten, wieder in Rohheit zurücksanken.

Man kann, ohne besonders gegen die Wahrheit anzustoßen, wohl die Behauptung wagen, daß die Bevölkerung des eigentlichen Gebirgsgürtels niemals völlig unterworfen wurde. Was sollte ein roher Eroberer bei diesen zum Theil armen, und nirgends reichen Völkern suchen? Völkerstürmer, wie Dschengiskhan und Timur, suchten wohl einen Durchgang in die reichen Gefilde Vorderasiens, und ihre Eroberungszüge konnten einzelne Völkerstämme in die Schluchten des Gebirges versprengen; aber was konnten sie für einen Zweck haben, eine unmittelbare, auf eine eigene Administration gegründete Herrschaft über diese Völker auszuüben. Die Türken, anfänglich die Nebenbuhler und später die Nachfolger der Timuriden in der Herrschaft Westasiens und Osteuropa's, begnügten sich die Kaukasusstämme mehr und mehr zum Islam zu bekehren, sie durch die Macht der Religion an sich zu ketten, und als nützliche Verbündete und eine Art Vormauer gegen nördliche Feinde zu benützen. Alle diese fremden Herrscher griffen nicht das eigentliche Leben des Volkes an, sie gingen entweder vorüber gleich einem Orkane, oder sie begnügten sich mit einer mehr nominellen Oberherrschaft; die Russen aber brauchen mehr, sie müssen die stets offene Verbindung zwischen den im Norden und Süden des Kaukasus gelegenen Provinzen haben, die umwohnenden Völker sollen Dienste und Abgaben leisten zur Unterhaltung dieser Verbindung, und zu dem Ende sollen sie den Administrationsformen der übrigen Provinzen nach und nach unterworfen werden. Die neuere europäische Herrschaft verlangt auch bis zu einem gewissen Grade europäische Verwaltungsformen, und Russen und Franzosen erfahren es, die einen im Kaukasus, die andern in Nordafrika, jetzt zu ihrem schweren Schaden, daß nicht alle Völker diesen Verwaltungsformen sich so willig beugen, als die schwachen und schmiegsamen Hindus.

Das Vorrücken der Russen nach und über den Kaukasus hatte bis zu Peter dem Großen einen sehr unsichern, von Peter dem Großen an erst einen vorherrschend militärisch politischen und consequenten Charakter. Den ersten Schritt thaten die Russen von Osten her, indem sie sich im Verfolg der Abschüttelung des tatarischen Jochs Astrachans (J. 1551) bemächtigten, was sie auch alsbald zu dem Besitz von Terki führte, das früher den tatarischen Namen Tjumen hatte. Die Kabardiner, wahrscheinlich durch die unaufhörlichen Einfälle der streifenden Tataren aufgebracht, zogen den Russen zu Hülfe, und scheinen auch die Besetzung von Tjumen (im J. 1557), das alsbald unter dem Namen Tarki oder Terki, an einem der vielen Arme des Terek, neu aufgebaut und mit russischen Einwohnern besetzt wurde, begünstigt zu haben: zum mindesten standen sie in gutem Einvernehmen, denn einige Jahre zuvor schon (1555) marschirte eine Schaar Tscherkessen mit den russischen Truppen gegen Livland, im J. 1561 heurathete Iwan Wasiljewitsch eine tscherkessische Fürstin, und 20 Jahre später stellten sich die um den Beschtau (jetzt Pjätigorsk) wohnenden Tscherkessen, gedrängt durch die Einfälle der Tataren, unter russischen Schutz, so wie auch um dieselbe Zeit der König von Georgien, Alexander, Rußland um Hülfe gebeten und dem Czar sogar den Eid der Treue geleistet haben soll. Wie anders damals gegen jetzt die Verhältnisse gestaltet waren, kann man daraus ersehen, daß Schah Abbas, durch eine besondere russische Gesandtschaft hievon unterrichtet, in die Unterwerfung Kachetiens willigte, unter der Bedingung, wie Sukow sagt, „daß Rußland Maßregeln ergreife, um die Einfälle der Bergstämme in die persischen Provinzen zu hindern, was auch versprochen wurde. In Folge dessen rückten russische Truppen an den Terek, um die Bergstämme zu unterwerfen, von denen auch viele, dem Beispiele Kachetiens folgend, sich Rußland unterwarfen." Diese Stelle ist ziemlich bezeichnend für den dermaligen Zustand der Dinge. Schah Abbas (1587 bis 1629) erhob das persische Reich aus seinem tiefen Verfall: er nahm den Türken Irak Arabi, Mesopotamien, Tauris und Armenien wieder ab, eroberte von den Usbeken Khorasan, von den Portugiesen Ormus, von den Mongolen Kandahar, hatte also mächtige Feinde auf allen Seiten, und konnte erst gegen das Ende seiner Regierung sich gegen Norden wenden: darum war er es wohl zufrieden, wenn Rußland, das damals noch keineswegs für Persien furchtbar werden konnte, die Bergstämme im Zaume hielt, welche von der durch innere Unruhen zerrissenen Pforte zu Einfällen in das persische Gebiet aufgereizt wurde. Damals also spielte Rußland in den kaukasischen Angelegenheiten gegenüber den beiden Großmächten, der Pforte und Persiens, eine sehr kleine Rolle, obwohl ihm die Lust, eine größere zu spielen, nicht gefehlt zu haben scheint, und es namentlich einen Einfluß auf die christlichen Völker in Kaukasien schon damals suchte.

Um die Bergstämme besser im Zaume zu halten, baute es am Flusse Koisu eine Stadt dieses Namens (1591), und Boris Godunow wollte gegen den Schamchal von Tarku ziehen, dieser aber sammelte die nahe gelegenen Stämme, und schlug die Russen zurück, so daß sie wieder in ihre vormaligen Gränzen sich zurückzogen. Die darauf folgenden Unruhen in Rußland während der Zeit der falschen Dimitrius hinderten eine weitere Verfolgung dieser Sache, und die Heurathsplane des Czars Boris mit einer georgischen Prinzessin konnten der nicht von gehöriger Waffengewalt unterstützten Sache nicht mehr aufhelfen. Indeß bestand immer noch ein Bündniß zwischen den Russen und den Stämmen um den Beschtau, denn der Wojewode zu Terki dämpfte mit Hülfe derselben (im J. 1625) einen Aufstand, den die bekannte Marina, die Gattin des letzten falschen Dimitrius, unter einem Theile der Kosaken angestiftet hatte.

Freilich scheint die Wirkung einer vielleicht augenblicklich beigebrachten Niederlage nicht sonderlich groß zu seyn, denn die Kosaken blieben widerspänstig, hemmten den Handel auf dem Don und der Wolga durch ihre Räubereien, und plünderten sogar einst die persische Stadt Resch. Auch Terki scheint bei diesen Unruhen von ihnen genommen worden zu seyn, denn Subow bemerkt, daß man es im J. 1670 neu befestigt habe.

Nur mit Georgien dauerten die Verbindungen einigermaßen fort, oder erneuerten sich vielmehr wieder, als Georgien, das für seine Hinneigung zu Rußland von Schah Abbas gezüchtigt worden war, sich allmählich erholte, während Persien unter den letzten Sofis in neue Schwäche versank. Nach Subow soll der Herrscher von Mingrelien, Leo Dadian, im J. 1638, im folgenden Jahre der König von Kachetien, Theimuras, und im J. 1650 der König von Imeretien, Alexander, Rußland den Unterthaneneid geleistet haben; wie dem aber auch sey, namentlich Theimuras bat Rußland wiederholt um Hülfe, die ihm aber, bald wegen eines Kriegs mit Polen, bald wegen eines Kriegs mit der Türkei oder mit dem Khan der Krim, nicht gewährt wurde, mit Einem Worte, Rußland fühlte sich damals nicht stark genug, sich auf eine so weit aussehende Unternehmung einzulassen. Fassen wir somit die Verhältnisse Rußlands mit den kaukasischen Stämmen und Ländern in diesem Zeitraum zusammen, so werden sie sich auf Folgendes reduciren. Rußland steht anfangs noch weder mit der Türkei noch mit Persien in Verbindung, aber das Werk seiner Befreiung von tatarisch-mongolischen Joche wird fortgesetzt, und gibt ihm als ersten Platz am kaspischen Meere die Stadt Astrachan. Die Gefahr, welche den kaukasischen Völkern wie den Russen von den Tataren droht, bringt eine Verbindung der beiden ersten zu Stande, die aber, als Rußland um sich zu greifen die Absicht zeigt, schnell ein Ende nimmt, indem die Kaukasier mit Hülfe der Türken den russischen Bestrebungen ein Ende machen. Später wird die Westküste des kaspischen Meeres, welche auf kurze Zeit in die Hände der Türken gefallen war, wieder unter persische Hoheit zurückgebracht, ohne daß die Russen hiebei im mindesten einen Einfluß ausüben konnten, vielmehr das ihnen glaubensverwandte Georgien seinem Schicksal überlassen mußten. Rußland war um diese Zeit im Süden um so schwächer, als es nicht Einen Punkt am schwarzen Meere besaß, und selbst die donischen Kosaken theils in völligem Aufstand waren, theils überhaupt nur einen sehr unsichern Gehorsam zeigten. So standen die Sachen gegen Ende des 17ten Jahrhunderts.

(Fortsetzung folgt.)

Die chinesische Tatarei und Khoten. *)

Da ich mehrmals Gelegenheit fand, mich mit mehreren Eingebornen der chinesischen Tatarei zu besprechen, von denen einige sehr unterrichtete Männer waren, so konnte ich es wohl versuchen, nach den mir von ihnen gelieferten Documenten die Beschreibung dieses Landes zu unternehmen. Ich weiß wohl, daß mündliche Nachweisungen mit Vorsicht aufgenommen werden müssen, allein ich stand mit wenigstens zehn jener Eingebornen auf freundschaftlichem Fuß, als sie auf ihrer Pilgerfahrt nach Mekka durch Bombay kamen, und wenn mir der mindeste Zweifel hinsichtlich der Angaben des einen von ihnen aufstieg, so legte ich dieselbe Frage einem andern vor. Die Antworten beider dann vergleichend, gelang es mir, ihre Nachweisungen zu berichtigen. Mein einziger Wunsch hiebei war, unsere Kenntniß, die wir über ein so merkwürdiges und noch wenig bekanntes Land erlangt haben, selbst hinsichtlich der Gegenstände von secundärer Bedeutung, zu vermehren.

Die chinesische Tatarei. Diese Provinz enthält jetzt neun Städte von bedeutender Größe, nämlich: Yarkend, Kaschgar, Aksu, Ila, Yengi-hissar, Utsch Turfan und Koneh Turfan — das man zuweilen auch Hami nennt — Gummi und Lopp. Unter diesen Städten kann Yarkend, wegen der Größe ihrer Bevölkerung, als die Hauptstadt der Provinz angesehen werden, obschon in politischer Hinsicht die Gouverneure aller der genannten Städte eine unabhängige Autorität besitzen. Alle Berichte stimmen darin überein, Yarkend als eine blühende und volkreiche Stadt zu schildern. Sie hat zwei Festungen, von denen die eine sehr groß ist; da aber die Ringmauern nur von Thonerde sind, so ist sie nicht haltbar. Die zweite kleinere hat vier Thore und eine Besatzung. Sie wird von den Eingebornen für sehr fest gehalten; ihre Mauern bestehen aus Steinen und Mörtel, und sie ist mit einem Graben umgeben. Die Vorstädte von Yarkend breiten sich weit aus. Die Bevölkerung der gesammten Stadt beläuft sich auf ungefähr 50,000 Familien; jede chinesische Familie wird zu 5 bis 10 Personen gerechnet. Nur 200 chinesische Kaufleute wohnen bleibend in der Stadt, aber viele andere von derselben Nation versammeln sich da, und gehen nach besorgten Geschäften wieder weiter. Mehrere tunganesische Kaufleute wohnen ebenfalls in Yarkend, so wie auch eine bedeutende Anzahl von chinesischen Handwerkern. Eine beträchtliche Menge Eingeborner von Kaschmir hat sich ebenfalls in Yarkend niedergelassen, so wie auch mehrere Indier und einige Schiiten, die man auch Anbeter Ali's nennt; doch findet man nicht einen einzigen Juden oder nogaischen Tataren. Die Häuser sind nur ein Stockwerk hoch und von Thonerde gebaut, was in einem Lande wohl thunlich ist, wo es fast gar nicht regnet. Yarkend besitzt eine bedeutende Anzahl von Moscheen und Collegien, und hat zwei große Bazars, von denen der eine sich im Fort, der andere aber in einer der Vorstädte befindet; mehrere kleinere gibt es in den verschiedenen Stadttheilen. Das Pferdefleisch wird öffentlich in den Bänken der Metzger verkauft, und ist allgemein im Gebrauch. Es wird zu demselben Preis wie das Schöpsenfleisch abgegeben, und gilt durchaus nicht als eine ekelhafte Speise. Die Lehren des Islam werden in der chinesischen Tatarei nicht streng gehalten, und die Einwohner zeigen sich weit duldsamer, als die von Khokan oder die übrigen Stämme der unabhängigen Tatarei. Die chinesische Regierung unterhält ein stehendes Heer von 7000 Mann zu Yarkend, zum Theil aus Chinesen, zum Theil aus Mandschus oder Mongolen bestehend, von denen ein Theil die Forts besetzt hält, die übrigen aber, wie die englischen Truppen in Indien, außerhalb der Stadt lagern. Alle diese Soldaten stehen unter den Befehlen eines Officiers, der den Titel eines Amban führt. In der chinesischen Tatarei gibt es keine tunganesischen Soldaten, weil diese Moslems sind, und die Chinesen

*) Aus einem Schreiben des Hrn. Wathen, persischem Secretär der Regierung von Bombay.

fürchten, sie möchten sich im Fall eines Aufstandes den Usbeken anschließen, die von derselben Religion sind wie sie. Die Tunganis leben in diesem Lande; die bedeutendsten Städte, welche sie bewohnen, sind Salar und Serum. Man sagt, Alexander der Große sey bis Salar vorgedrungen, und habe daselbst eine Colonie von seinen Soldaten zurückgelassen, von denen die Tunganis die Abkömmlinge seyen. Sie leiten ihren Namen von einigen türkischen Worten ab, welche so viel bedeuten, als zurückgelassen. Es ist eine Sage, welche allgemein Glauben gefunden, daß Alexander seine Eroberungen bis zur Gränze des eigentlichen China ausgedehnt habe. Der Amban, der chinesische Repräsentant, ist das politische und militärische Oberhaupt jedes Districts.

Der gegenwärtige Gouverneur von Yarkend ist Abdal Rehman Bey Wang; er ist Usbek und nomineller Gouverneur des Landes, steht aber in jeder Hinsicht unter der Controle des Amban, der den ausschließlichen Oberbefehl über die in dem District stationirten chinesischen Truppen hat. Mehrere kleine Städte und Dörfer sind außerdem noch zu Yarkend gehörig; der District soll sehr volkreich seyn, und unter den Erzeugnissen des sehr fruchtbaren Bodens nennt man Weizen, Gerste, Reis, Futterkörner und mehrere Samenarten, aus denen Oel gewonnen wird. Melonen, Trauben, Aepfel und andere Früchte eines gemäßigten Klima's finden sich ebenfalls in Ueberfluß. Der größte Theil des Reichthums der Bevölkerung, welche in der Umgegend von Yarkend wohnt, besteht indeß in ihren großen Heerden von Kaschmirziegen, von ihnen Akhtschads genannt. Der Dumba, oder das Schaf mit dem Fettschwanz, ist sehr häufig. Eine bedeutende Anzahl von Maulbeerbaumpflanzungen gestattet den Bewohnern die Betreibung einer ausgedehnten Seidenzucht. Endlich beschäftigen sie sich auch viel mit Bewässerungsarbeiten, wozu sie die aus den Gebirgen herabkommenden Bäche benützen.

Die Stadt Kaschgar ist die vormalige Hauptstadt der Provinz, hat aber seit der Empörung Dschehangir Khodschads — eine Zeit, in welcher die Bewohner eben so viel von ihren Freunden als von ihren Feinden zu dulden hatten — viel von ihrer ehemaligen Bedeutung verloren. Kaschgar ist die Militärstation der Gränze und fünf Tagereisen von Yarkend gelegen. Diese Stadt zählt ungefähr 16,000 Einwohner; einige Städte und Dörfer mit einer bedeutenden Bevölkerung sind von ihr abhängig. Der Usbek von Kaschgar heißt Tahireddin Beg, und hat den Titel Wang nicht, ist aber von dem Commandanten von Yarkend unabhängig, obschon er im Rang unter diesen steht. Zu Kaschgar liegt beständig eine Besatzung von 8000 Mann regelmäßiger chinesischer Truppen, um den Khan von Khokan in Respect zu erhalten.

Auf der Straße, ungefähr halbwegs zwischen Kaschgar und Yarkend, liegt Yengi hissar, eine wegen ihrer Musiker und jungen Tänzerinnen berühmte Stadt. Es sind dieß Moslems, und haben viel Aehnliches mit den Musikern und Tänzern Indiens. Aksu liegt nordöstlich von Yarkend, von dem es ungefähr 20 Karawanentage, reisen entfernt ist. Sie gilt für eine blühende Stadt und als der große Marktplatz für die Erzeugnisse der russischen und chinesischen Tatarei. Sie ist die Residenz eines Hakim, oder Chefs, Namens Ahmed, Sohn Uzaks, dessen Autorität von der der übrigen Chefs ganz verschieden ist. Er ist ein Usbek-Häuptling von geringererm Range als der Wang von Yarkend, und steht, wie dieser, unter dem chinesischen Amban. Die Zahl der in Aksu und der Umgegend stationirten chinesischen Truppen beläuft sich auf ungefähr 2000. Das gemünzte Geld, welches man Tanka nennt, und das die in der Provinz curirende Münze ist, wird in Aksu geschlagen.

Ila oder Goldschah liegt nördlich von Aksu, 25 bis 30 Tagereisen entfernt. Von Yarkend nach Ila rechnet man ungefähr 40 Tagereisen. Hierher, so wie auch nach Yessik und Koutsche, verbannt der Kaiser von China angesehene Verbrecher auf 5, 4, 7 Jahre oder auf Lebenszeit. Der Fruchtbarkeit des Bodens wegen sind die Lebensmittel zu Ila zu sehr wohlfeilen Preisen zu haben. Derselbe Fall ist es mit Pferden, gemeinen und fettschwänzigen Schafen. Dieser Ort und das umliegende Land sind von der chinesischen Regierung mehreren Horden Kalmücken zum Aufenthalt angewiesen worden. Das Klima soll den Fremden nicht zusagen.

Kutsche liegt nordöstlich von Aksu und südlich von Ila, 40 Tagereisen von Yarkend und ungefähr 90 von der russischen Gränze. Der größte Theil der Bevölkerung dieser Stadt besteht aus Kalmücken, von denen die angesehenen in der Stadt, die übrigen aber unter Zelten auf der Ebene wohnen. Sie führen meist ein Hirtenleben und besitzen große Viehheerden.

Utsch Turfan und Koneh Turfan. Die erste dieser beiden Städte liegt nur zwei Tagereisen von Aksu und Yarkend; die andere aber, auch Hami genannt, ist 60 Tagereisen von jenen beiden Städten entfernt. Koneh Turfan ist eine sehr alte Stadt, und berühmt wegen der schönen Weintrauben, die man dort bekommt.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Zu Lund erschien kürzlich ein für die Architektur des Mittelalters sehr interessantes Werk: „Die älteste Metropolitankirche des Nordens, oder historische und architektonische Beschreibung der Kathedrale von Lund, von C. B. Brunius.“ Dieses alte und in seiner Art einzige Gebäude hat endlich einen würdigen Geschichtschreiber gefunden. Sein Grund wurde in der Mitte des 11ten Jahrhunderts gelegt, und im Jahr 1145 wurde sie als Metropolitankirche eingeweiht.

Ustrialow, Professor der Geschichte in Petersburg, hat kürzlich den ersten Band seiner Geschichte Rußlands in Druck gegeben. Er weicht im Plane seines Werkes wesentlich von seinen Vorgängern, selbst von Karamsin und Polewoi ab, indem er nicht bloß die Geschichte des jetzigen russischen Staats, sondern eine allgemeine Geschichte der russischen Nation schreiben will. Er gibt deßhalb nicht bloß die Geschichte des nordöstlichen Stammes, sondern auch die des südwestlichen, dessen Entwicklungspunkte Kiew und Wlodimir waren, bis lithauische und polnische Eroberungen bis auf die Zeit Katharinens II das südwestliche vom nordöstlichen Rußland trennten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 100** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Neugriechisches: Lieder von A. Christopulos. — Die Memoiren des Teufels.** (Fortsetzung.) — **Dogmatische Controversen in England.** (Schluß.) —

Für das Abonnement dieser dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 6 fl., halbjährlich 12 fl. und vierteljährlich 1 fl. für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Karte der kaukasischen Länder.)

Digitized by Google

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 November 1837.

Ansichten von Pesth.

5. Waarenlager und Ausstellungen.

Bekannt ist, daß Pesth den Mittelpunkt des sämmtlichen Handelsverkehrs von ganz Ungarn mit allen seinen zugehörigen Provinzen bildet. Die Eigenthümlichkeit der Verhältnisse dieses Landes würde an sich schon eine besondere Physiognomie des Handels hervorbringen, wenn es auch nicht die Verschiedenheit der Einwohner und der Reichthum seiner Producte thäten. In höher civilisirten Ländern, wie z. B. in Deutschland, Frankreich, England u. a. findet, wie in einem belebten Körper, ein innerer Umlauf im Handel und in den Gewerben statt, und nur das Fehlende wird herbeigezogen, und das Ueberflüssige nach außen abgesetzt. In Ungarn ist dieß anders. Dieß Land schickt den größten Theil seiner rohen Erzeugnisse ins Ausland, läßt sie dort verarbeiten und sich, so weit sein Bedarf es erheischt, sie wieder zuführen. Dadurch bilden sich denn seine Handelsverhältnisse ungleich anders aus, wie in den gedachten Ländern. Sie werden getheilter und einfacher. Ungeheure Niederlagen von rohen Stoffen müssen sich bilden, weil diese Stoffe fast alle ins Große producirt werden. Man nehme nur, statt aller andern, die Schafwolle. Die Menge und die damit leicht veranlaßte Ueberfüllung des Marktes drückt den Preis dieser Stoffe herab, was denn deren Käufern wiederum großen Gewinn trägt. So ist es denn leicht erklärlich, wie unternehmende Ausländer, vorzugsweise Deutsche, hier ein schnelles Glück gemacht haben und noch machen, es ist erklärlich, wie die Juden zum Theil als Mäkler und Zwischenhändler, zum Theil als emporgekommene Großhändler schnell Reichthümer sammeln, besonders da ihr natürliches Talent speculativ ist, und leicht die Vortheile der Verhältnisse auffaßt. Ebenso wie von den rohen Erzeugnissen des Landes sich ungeheure Niederlagen bilden, ebenso findet dieß mit den Producten des Kunstfleißes und der Gewerbe statt. Von hier aus versorgen sich fast alle Kaufleute und Krämer aller kleinen Städte Ungarns, deren Bedarf nicht gering ist, da, wie bekannt, dieselben fast überall weit von einander und inmitten sehr volkreicher Dörfer liegen. Haben letztere auch gewöhnlich mehrere Meilen nach einer solchen Landstadt, so müssen sie dieselbe dennoch besuchen, um ihre nothwendigen Bedürfnisse einzukaufen. Vorzugsweise geschieht dieß auf Jahrmärkten, weßhalb denn diese auch allemal mit einer Menschenmasse überfüllt sind. Aus allem dem geht hervor, daß der Großhandel von auswärts und nach außen in Pesth eine große Ausdehnung haben und bedeutenden Gewinn bringen müsse.

Außer den großen Wollendepots finden sich deren aber auch mehrere von andern Landeserzeugnissen. Wachs, Honig, Speck, Wein u. dgl. m. werden in großen Massen hieher gebracht und für den Handel ins Ausland niedergelegt. Ungarns Weine sind bekannt genug und werden zuweilen zu hoch, viel öfter aber zu gering geschätzt. Letzteres hat die große Sorglosigkeit, mit welcher man sie behandelt, und die ehemals vorgekommene Unredlichkeit, mit welcher man seine Kunden bediente, verschuldet. Um dieß zu sühnen, haben sich eine Menge von ungrischen Weinerzeugern vereinigt, in Pesth eine Niederlage ihres Productes gegründet, und sich dabei das Wort gegeben, nur ächte Waare und zu gemäßigten Preisen dahin zu geben. Leider trägt dieß Unternehmen keineswegs die Früchte, die man sich davon versprach, was aber lediglich an seiner Ausführung liegt. An einem der öffentlichen Plätze ist in einem Keller die Niederlage. Ein gedruckter Preiscourant, so wie eine an die Flasche geklebte Etikette setzen den Besuchenden schnell au fait, d. h. schnell, wenn er nicht zu früh, nämlich Vormittags nicht vor 10 Uhr kommt. Er kauft einige Flaschen, findet sich aber, wenn er zum Genusse kommt, stark getäuscht, und macht sofort den Beschluß, lieber die obscuren Keller zu besuchen, weil er dort etwas Besseres findet. Ich erzähle damit meine eigene Geschichte. So ist denn zu bedauern, daß dieser Weg so ganz fehl schlägt, die Ungarweine in den ihnen gebührenden Rang sowohl im In- als im Auslande einzusetzen.

Eine große Eleganz und vielen Geschmack findet man in der Auslegung der Waaren des Kunstfleißes und des Luxus. Es ist dieß eine sehr zu empfehlende und lobenswerthe Nachahmung von Wien, und sie ist hier so trefflich gelungen, daß man eben so viel Unterhaltung und Genuß hier wie dort findet, wenn man auch Stunden lang die Straßen auf und abgeht und

an den Läden verweilt, die des Schönen, Künstlichen und Prachtvollen so Vieles enthalten, was noch nebenbei mit einem wahren Kunstsinn und feinen Geschmack aufgestellt und geordnet ist. Wie viele Städte des nördlichen und östlichen Deutschlands stehen hierin weit, weit zurück.

Bedenkt man, daß der größte Theil aller dieser Waaren vom Auslande, vorzüglich viel von Wien hieher gebracht wird, daß also Transport und Zoll dafür zu zahlen ist, so muß man sich in der That wundern, wie sie für einen Preis verkauft werden, welcher den, den sie am Orte ihrer Verfertigung haben, nur wenig übersteigt. Man lernt dieß nur alsdann begreifen, wenn man bedenkt, wie groß und lebhaft der Absatz ist, und wie eine Menge auswärtiger Handlungshäuser hier ihre Commanditen haben, so daß sie sich nur gerade die gedachten beiden Mehrausgaben berechnen, und mit Zuschlagung dieser, die im Grunde genommen auf einzelne Stücke nicht gar bedeutend sind, für gleichen Preis wie zu Hause verkaufen.

Auch in den von der Fremde eingeführten Waaren haben schon eine Menge von Großhändlern glückliche Geschäfte gemacht und sind reich dabei geworden.

Schlüßlich führe ich bei dieser Ansicht noch das sogenannte französische Gäßchen an. Es ist dieß eine Nachahmung der Pariser sogenannten Passagen, d. h. der kleinen Gassen, welche, nur für Waarenladen bestimmt und nur den Fußgängern geöffnet, oben mit Glas eingedacht sind. Ein Cavalier ließ diese Nachahmung bauen, und hatte dabei die Absicht, hier die elegantesten Läden zu etabliren. Es sollte der Centralpunkt des Handels für alle Gegenstände des Luxus, der Mode und des Geschmacks werden. Seine Länge ist etwa 200 Fuß und seine Breite ungefähr 15 Fuß; es verbindet zwei lebhafte Straßen, und insofern konnte man die Idee und den Plan des Erbauers nicht als thöricht ansehen, so unglücklich sich auch beides realisirt hat. Denn kein einziger Putzladen ist hier, und das ganze Gäßchen wird von Schustern und Näherinnen bewohnt.

Die Russen im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Die Unternehmungen Peters des Großen sind bekannt, wir brauchen sie also nur kurz zu erwähnen: seine Entwürfe gingen dahin, sich an den Küsten der Meere festzusetzen, von denen Rußland damals noch gänzlich ausgeschlossen war, und seine Augen richteten sich zuerst auf das Schwarze Meer, aus zwei Gründen, erstens fühlte er sich noch nicht stark genug, den Schweden die Spitze zu bieten, und ihnen ihre Provinzen an der Ostsee zu entreißen, und zweitens führte ihn die sicherere Unterwerfung der Kosaken, welche in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts zu Stande kam, und der glückliche Seeraub, den diese auf dem schwarzen Meere trieben, auf diese Unternehmung. Asow bot sich hier zuerst dar, denn die Kosaken hatten sich sogar auf eine Zeit lang selbst dieser Festung bemächtigt, und Raubzüge bis nach Kleinasien und der europäisch-türkischen Küste gemacht. Peter errichtete eine Schiffswerfte zu Woronesh, belagerte und eroberte im J. 1696 mit den hier erbauten Schiffen Asow, und war eifrig bemüht, diesen, so wie den Hafen zu Taganrog ausbessern und in Woronesh eine bedeutende Flotte bauen zu lassen. Aber diese Bemühungen, so wie die ungewohnte Erscheinung einer russischen Fregatte vor Constantinopel (im Jahre 1699) regten auch die Besorgnisse der Türken auf, und der Krieg im J. 1710, wo Peter mit seiner Armee am Pruth eingeschlossen wurde, vernichtete fürs erste seine Entwürfe aufs schwarze Meer, und er wandte nun seine Blicke auf das kaspische, wo die Aussichten sich günstiger für ihn anließen. Dieser Entschluß ist entscheidend für eine lange Folgezeit, denn die Folge davon war, daß Rußland den Kaukasus und die im Norden und Süden gelegenen Provinzen von Osten her angriff.

Persien war damals in großer Zerrüttung, indem die Afghanen unter Mir Weis das Land verheerten, und die Lesghier die Schwäche des Schahs Hussein benützten, um in die benachbarten Provinzen einzubrechen, bei welcher Gelegenheit sie unter andern auch Schamachie, die Hauptstadt von Schirwan, eroberten und plünderten, wodurch die russischen Kaufleute bedeutende Verluste erlitten.*) Peter hatte den Plan, sich der ganzen Westküste des kaspischen Meeres wo möglich bis zur Südküste hin zu bemächtigen, dem Christenthum in Georgien einen neuen Aufschwung zu geben, und an der Mündung der Kur eine Stapelstadt anzulegen, in welcher der Handel von Georgien, Armenien und Persien sich wie in einem Mittelpunkte vereinigen und von da nach Astrachan fortgesetzt werden sollte. Peter sammelte eine Armee zu Astrachan, ließ die Reiterei den Landweg längs dem schwarzen Meere einschlagen, ging mit dem Fußvolk und der Artillerie zu Schiffe, und landete an der Mündung des Sulak oder Agrachan. Einige der lesghischen Stämme, worunter die Karakaidachen genannt werden, leisteten Widerstand, wurden aber von der ziemlich starken russischen Armee zurückgeworfen, und der Fürst von Tarku, **) so wie der Unterstatthalter von Derbent öffneten, wahrscheinlich in Folge geheimen Einverständnisses, die Thore.

Während Peter noch in Derbent war, traf ein Courier des russischen Consuls zu Resch mit der Nachricht ein, daß der dortige Wessir sich erbiete, russische Besatzung aufzunehmen, um die Stadt gegen die andringenden Rebellen, gegen welche Peter den Schah Hussein zu schützen versprochen hatte, zu vertheidigen. Augenblicklich gingen russische Truppen zur See nach dieser damals noch sehr bedeutenden Stadt ab, und zur nämlichen

*) Es befand sich eine russische Factorei daselbst; die russischen Kaufleute, die hier unter dem Schutze des Schahs Handel trieben, wurden niedergemacht, und ihre Waarenlager geplündert. Man berechnete den Verlust der Russen auf vier Millionen Rubel; Peter forderte Schadenersatz und Genugthuung für die Beleidigung des Völkerrechts, die der von allen Seiten bedrängte Schah Hussein nicht leisten konnte. Die Lesghier hatten nämlich den Einfall unternommen, weil man ihnen die gewöhnlichen Geschenke, womit man ihre Ruhe erkaufte, seit mehrern Jahren nicht ausbezahlt hatte.

**) Dieß ist nicht zu verwechseln mit dem nördlichen, am Terek gelegenen Terki, welches, beiläufig gesagt, im J. 1728 geschleift wurde, deßhalb nicht mehr auf den Karten erscheint.

Zeit, als dieſe dort eintrafen, langte auch ein perſiſcher Geſandter daſelbſt an, der den Auftrag von Schah Huſſein hatte, mit dem Kaiſer ein Bündniß gegen den perſiſchen Kronprätendenten Mir Mahmud abzuſchließen, und für die zu leiſtende Hülfe die Abtretung einiger Provinzen am kaſpiſchen Meere anzubieten. Als aber Ismael Bey, ſo hieß der Geſandte, — zu Reſcht ankam, ſaß Schah Huſſein ſchon im Gefängniß, und Mir Mahmud auf dem Throne; der Geſandte, der ein ſolches Ereigniß vorausgeſehen haben mochte, hatte die Vorſicht gebraucht, ſeine Vollmacht von Huſſeins Sohne, Thamasp, beſtätigen zu laſſen. Der Gouverneur von Reſcht mißtraute indeß dem Ismael Bey, und wirkte bei Schah Thamasp eine Zurücknahme der Vollmacht aus, der ruſſiſche Conſul aber, der ſich bei Schah Thamasp befand, wußte den Kourier aufzuhalten, und dem ruſſiſchen Befehlshaber zu Reſcht gelang es inzwiſchen, den Geſandten nach Aſtrachan abzufertigen. Zur Zeit als er dort ankam, belagerten die Ruſſen Baku, und Ismael Bey ſchrieb an die Einwohner dieſer Stadt und munterte ſie auf, ſich den Ruſſen zu übergeben, welche dem rechtmäßigen Schah zu Hülfe zögen. Dieſes Schreiben beſchleunigte ohne Zweifel den Fall der Stadt.

Wenn dieß Benehmen allein ſchon Zweifel an der Redlichkeit Ismael Bey's erwecken muß, ſo iſt dieß noch weit mehr bei dem Tractat der Fall, den derſelbe am 12 September 1727 zu Petersburg abſchloß, und in welchem er im Namen ſeines Herrn nicht nur Dageſtan und Ghilan, die ſchon großentheils im Beſitz Rußlands waren, ſondern auch Maſanderan und Aſtrabad, mit andern Worten, das ſüdliche Ufer des kaſpiſchen Meeres, und Schamachi, das im Beſitz der Türken war, auf ewige Zeit abtrat. Natürlicher Weiſe verweigerte Schah Thamasp dem Vertrag ſeine Anerkennung, denn von allen perſiſchen Provinzen waren ihm eigentlich nur dieſe noch übrig; die Türken hatten ſich aller öſtlichen Provinzen, die Afghanen der ſüdlichen und ſüdöſtlichen, Malik Mahmud, ein Abenteurer aus Sedſcheſtan, Khoraſſans, und Rußland Dageſtans und Ghilans bemächtigt, ſo daß er nur noch in Maſanderan und Aſtrabad Unterſtützung fand, wo Fateh Ali Khan Kadſchar, der Urgroßvater des verſtorbenen Fateh Ali Schah, ſeine Sache vertheidigte. Ismael Bey, der dieſe Provinz ohne Schwertſtreich für eine gänzlich unſichere Hülfe an Rußland abtrat, war alſo ein Verräther oder ein Thor. Die Ruſſen aber ſtützten ſich auf dieſen Vertrag und betrachteten ihn als eine gute Grundlage für die Zukunft. Baku war inzwiſchen in ihre Hände gefallen, die Kurmündung nebſt der Stadt Sallian beſetzt worden, und alle Anſtalten wurden getroffen, um eine Stapelſtadt an der Kurmündung anzulegen,*) während weitere Truppen nach Ghilan geſchickt wurden, um ſich dieſer Provinz zu vergewiſſern. Plötzlich aber machte der Tod des Kaiſers allen dieſen Entwürfen vorerſt ein Ende.

Die Bergſtämme ſpielen in dieſem ganzen Drama eine ſehr ſecundäre Rolle, und doch erkennt man die ganze Wichtigkeit ihres Landes, wiewohl ſich Alles im Kreiſe umher dreht. Die Lesghier, eine der bedeutendſten Völkerſchaften des Kaukaſus, gaben durch ihre Einfälle in Schamachie den Ruſſen einen Vorwand. Wie verändert iſt durch den überdachten Entſchluß Eines Mannes, den indiſchen Handel auf ſeinen alten Landweg und durch Rußland zu leiten, die ganze Stellung gegen früher! Unter Schah Abbas dem Großen achtete man die Ruſſen nicht, und der Streit lag ganz zwiſchen der Türkei und Perſien. Jetzt liegt letzteres darnieder, die Türken haben ſich ganz Georgiens, Aderbeidſchans und Kermanſchahs bemächtigt, zeigen aber bereits Eiferſucht gegen die um ſich greifenden Plane Rußlands, nur die Einſprache einiger europäiſchen Mächte hält ſie ab, Rußland den Krieg zu erklären, und dieſes bleibt ſomit fürs erſte im Beſitz von Tarku, Derbent, der Kurmündungen und Ghilans, auf welche letztere Provinz Peter ſein Augenmerk beſonders gerichtet hatte, weil dieſe die meiſte Seide lieferte, und er ſchon längere Zeit nach dem Monopol des Seidehandels ſtrebte, weßhalb er den Armeniern große Handelsprivilegien in Rußland gewährte, unter der Bedingung, daß ſie alle perſiſche Seide nach Rußland, und keine nach den levantiſchen Häfen bringen ſollten, eine Bedingung, die von den nur auf den vortheilhafteſten Handel bedachten Armeniern, wie zu erwarten war, nicht eingehalten wurde.

Hatte Peter einen großen Schritt auf der Bahn der Eroberung gegen Süden durch die Beſetzung des weſtlichen Ufers des kaſpiſchen Meeres gethan, ſo that er einen zweiten kaum geringern durch die Anfänge der kaukaſiſchen Linie, einer weitläufigen und ſehr zuſammengeſetzten Anſtalt, deren erſter Grund im J. 1711 gelegt wurde. Die erſte Veranlaſſung dazu gaben die Nachkommen der grebeniſchen Koſaken, welche in Folge ihrer Theilnahme an dem Koſakenaufſtande zur Zeit des falſchen Demetrius über die Sundſcha geflüchtet waren, jetzt aber von den Bergſtämmen, die ihnen vermuthlich mißtrauten, gedrängt, den Kaiſer um Gnade baten. Er nahm ſie auf, und beſchloß auch alsbald, ſie gegen die Bergſtämme zu benützen, deren feindſelige Stellung und Geſinnung er ſehr wohl erkannte. Sie wurden am nördlichen Ufer des Terek in fünf Staniţas angeſiedelt, welche die Namen Nowogladowskaja, Schabrinskaja, Staroglabowskaja, Kurdiukowskaja und Tſcherwlenskaja führen,*) und im Kreiſe von Kisljär liegen. Dieſe Koſaken gründeten die erſte ruſſiſche Niederlaſſung an der jetzigen kaukaſiſchen Linie, denn die Feſte Terki, im Lande der Kumyken, welche ſchon im J. 1559 von den ruſſiſchen Truppen beſetzt worden war, bildete nur eine temporäre Niederlaſſung, welche bei der Erbauung der Heiligkreuzfeſtung **) (krjepost swiętago kresta) im J. 1722 verlaſſen wurde, und wie dieſe letztere außerhalb der jetzigen kaukaſiſchen Linie liegt.

(Fortſetzung folgt.)

*) Fünftauſend Mann kaſanſcher Tataren, Tſcheremiſſen und Tſchuwaſchen waren bereits nach der Kurmündung übergeſchafft, um an dem Bau der neu anzulegenden Stadt zu arbeiten.

*) Die erſte, dritte und fünfte ſind auf unſerer Karte angezeigt.

**) Dieſe, weil geſchleift, auf unſerer Karte nicht angegebene Feſte lag nur 20 Werſte von der Mündung des Sulak, und iſt nicht mit einer gleichnamigen Feſtung an der Kuma zu verwechſeln.

Die kleine Poſt in London.

Seit 1852, wo die engliſche Regierung die Gränzen der kleinen Poſt erweiterte, und das Austrägerlohn herabſetzte, hat dieſer Zweig

der öffentlichen Verwaltung, allen Voraussagungen vieler Personen ungeachtet, fortwährend zugenommen, und zwar von 1835 bis 1837 in folgendem Maßstab:

Im Jahr	1833	mit dem 5 Januar	endigend	2,502,000	Pfd.	Sterl.
—	1834	— —	—	2,535,250	—	—
—	1835	— —	—	2,729,000	—	—
—	1836	— —	—	2,825,250	—	—
—	1837	— —	—	3,020,250	—	—

Im Jahr 1831, welches der Herabsetzung der Kosten und der Erweiterung der Geschäftsgränzen voranging, hatte der Fiscus nur 2,615,500 Pfd. Sterl. eingenommen.

Die chinesische Tatarei und Khoten.

(Fortsetzung.)

Lopp liegt in großer Entfernung von Yarkend, und wird größtentheils von Chinesen bewohnt; nur wenig Usbeken hatten sich da auf. Sie ist wegen des in ihrer Nähe befindlichen Salzsees berühmt.

Gummi, zwischen Yarkend und Iltschi (in Khoten), ist die Stadt, deren Chef während einer gewissen Zeit Kurban Beg war, der, wie es hieß, im Besitz des Yedeh Tasch, oder Regensteines, seyn sollte, der dem Volksglauben zufolge die Eigenschaft besitzt, daß er Regen fallen macht, so oft man ihn in süßes Wasser legt.

Khoten, in der Provinz Khoten. Man unterscheidet die Städte Karakasch, Iltschi und Kirrea und mehrere andere minder bedeutende. Iltschi wurde vormals Khoten genannt, jetzt aber gibt es keine Stadt dieses Namens, den die ganze Provinz trägt, deren Hauptstadt Karakasch ist. Sie ist 10 bis 20 Tagereisen von Yarkend entfernt. Dieser District wird von zwei chinesischen Ambans verwaltet, die zwei Hakim Usbeks unter sich haben, von denen der eine zu Iltschi, der andere zu Kirrea residirt. Zweitausend Mann regelmäßiger chinesischer Truppen sind im District stationirt. Die Zahl der Tribut entrichtenden Unterthanen wird auf 700,000 geschätzt. Die Bevölkerung ist größtentheils usbekisch; in einigen Theilen des Landes wohnen indeß auch viele Kalmücken. Die Moslems sind zahlreicher als die Buddhisten. Die chinesische Polizei duldet, wie man sagt, nicht, daß die übrigen dem Reich unterworfenen Nationen sich zum Islam bekehren.

Iltschi liegt 12 Tagereisen von Yarkend. In dieser Stadt, so wie überhaupt in ganz Khoten, gibt es viele buddhistische Tempel und Priester. Kirrea liegt 5 Tagereisen zu Pferde von Iltschi. In der Nähe dieser Stadt befindet sich eine Goldmine und der dort vorüberfließende Fluß führt in seinem Sand ebenfalls Körner von diesem kostbaren Metall. In den Minen sind gewöhnlich 200 bis 500 Arbeiter beschäftigt; die Ausbeute soll bedeutend seyn, und ist ein Monopol der Regierung.

Die Einkünfte von Khoten übersteigen, wie man sagt, die von Yarkend, und zwischen dieser Stadt und dem Districte findet ein bedeutender Handel auf Canälen statt. Khoten liefert nach Yarkend Seidenpapier, Goldstaub, Seide, Trauben und andere Luxusgegenstände, während es von Yarkend kupferne Gefäße, Leder, Stiefeln u. s. w. bezieht.

Handel der chinesischen Tatarei. Zwischen Yarkend und den bedeutendsten umliegenden Städten, wie Kaschmir, Badakschan, und selbst mit China und den nordwestlichen an China gränzenden Theilen Rußlands findet ein bedeutender Handel statt. Von Kaschmir gehen Shawls, weiße Zeuge und Leder nach Yarkend, das dagegen reines Silber, Felle von Kaschmirziegen, Tibbit genannt, und andere ähnliche Artikel liefert. Die Kaufleute von Feizabad, der Hauptstadt von Badakschan, bringen nach Yarkend Sklaven und Edelsteine, wofür sie baares Geld und Thee bekommen. Von Andedschan werden nach dem Khanat Khokan über Kaschgar Stoffe eingeführt, wogegen reines Silber, Porcellan, Thee, lackirte Schachteln und Thee in große viereckige Stücke zusammengepreßt gegeben werden. Dieser Thee ist von geringer Qualität, und wird nur von den ärmern Classen getrunken. Der Transport geschieht auf Pferden, Maulthieren und Kameelen. Die Karawanen kommen von der russischen Gränze über Ila, Aksu und Koutsche, und bringen Tücher, Brocate, Silber, Ducaten, Kupfer, Stahl, Pelzwerk u. s. w., wogegen sie Thee, Rhabarber, Salmiak u. s. w. nehmen.

Communicationen mit Peking. Von Yarkend nach Peking brauchen die Karawanen 4 bis 5 Monate; beschleunigen sie aber ihre Reise, so reichen 3 Monate hin. Es gibt nur einen einzigen gangbaren Weg, denn obschon noch ein anderer kürzerer da zu seyn scheint, so darf dieser dennoch nicht eingeschlagen werden, weil die chinesische Regierung es verboten hat. Auf dem Wege haben die Karawanen ein sehr beschwerliches Defilé zu passiren, wo zwanzig mit Flinten bewaffnete Soldaten eine ganze Armee aufhalten könnten. Dieser Posten ist von einem Piket Usbeken besetzt. Auf jeder Station befindet sich ein Ortang, oder Posten von 7 oder 8 Chinesen und 20 Usbeken. Pässe werden von den Reisenden nicht verlangt, wenn sie von Yarkend nach China gehen, und niemand hindert sie, sich so lange im Lande aufzuhalten, als sie wollen, da die Erlaubniß des Kaisers hierzu nicht nöthig ist. Zwischen Yarkend und China wird ein bedeutender Handel getrieben. In das letztere Land werden große Quantitäten Seide und viel Schlachtvieh eingeführt; die Ausfuhr nach Yarkend dagegen besteht in Manufacturartikeln, Porcellan, und besonders in Thee.

Straße nach Tübet. Von Yarkend nach Ladak (oder Klein-Tübet) sind 30 bis 40 Tagereisen. Das Land, durch welches man kommt, ist bewohnt bis zur zweiten Station, die ebenfalls von einem Ortang besetzt ist. Während der nun folgenden 20 Tagereisen aber hat man eine Wüste zu durchziehen, wo man nichts sieht als eine Reihe von Bergen und Ebenen ohne Bewohner. Der Ortang prüft die von dem Amban ausgegebenen Pässe, drückt sein Siegel darauf, und stellt sie den Reisenden zurück. Am letzten Posten aber werden sie zurückbehalten, und erst bei der Rückkehr zurückgegeben, wobei die Karawane Rechenschaft von denen geben muß, die etwa zurückgeblieben sind. Man sagt, es sey leicht, die Ortangs und ihre Inspection zu umgehen. In Eilmärschen kann man Tübet binnen 17 bis 18, und Kaschmir in 14 Tagen von Yarkend aus erreichen. Auf dem Wege findet man Holz, Wasser und Fourage in Ueberfluß.

Flüsse. Bei Yarkend befindet sich ein Fluß, der den Namen Zereffchan führt. Dieser ist drei Monat im Jahr zugefroren, so daß Kameele, Pferde und Menschen darüber gehen können. In dem Lande um Aksu gibt es 2 Flüsse, die sich in den Zereffchan ergießen.

Klima. Im Sommer, wenn die Melone reift, ist es sehr heiß, im Winter dagegen eben so kalt, und in den Gebirgen, ungefähr 20 Tagereisen von Yarkend, fällt dann Schnee in großen Massen, in der Stadt aber nur wenig. Es regnet nur selten, höchstens zwei- oder dreimal im Jahr, und dann immer nur etwa eine Stunde lang, wobei die Witterung merklich kälter wird.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

18 November 1837.

Der Ackerbau in Indien.

Lage der Ackerbauer.

Mit Unrecht betrachten ſo viele Leute Indien noch immer als ein Eldorado. Hinduſtan iſt keineswegs ſo, wie es uns in den Reiſeberichten und beſonders in jenen prunkenden Geſchichten des Orients geſchildert wird. Die Gewäſſer ſeiner Flüſſe ſtrömen über kein Gold, ſeine Blumen duften nicht alle balſamiſch, und ſeine Fürſten und Prieſter wohnen nicht alle in Paläſten, Tempeln und Minarets. Es finden ſich in Hinduſtan allerdings viele Spuren von Pracht: die Gräber von Ellora und Elephanta ſind gewiß Meiſterſtücke hinſichtlich der Zierlichkeit und Regelmäßigkeit; die Ruinen von dem Palaſte Aurengzeb's und das Fort Dauletabad verkünden freilich was das Land vor Zeiten war. Calcutta, wo europäiſcher Geſchmack ſich mit aſiatiſcher Größe paart, und Bombay, wo Tauſende von Nationen ſich durch einander treiben, ſtellen ſelbſt jetzt noch einen Luxus zur Schau, den man anderswo vergeblich ſuchen würde; allein wenn man die Städte verläßt, und ins Innere des Landes dringt, ſtößt der enttäuſchte Blick auf Elend und Lumpen, und auf niedere, unreinliche Hütten ohne Fenſter mit flachem Dache, in denen kaum ein Lappländer oder Eskimo wohnen könnte. Solche Hütten ſind die Wohnungen von neun Zehntheilen der hinduſchen Bevölkerung; die Thüre iſt ſo niedrig, daß man faſt hindurchkriechen muß, und das Innere mit einem ekelhaften Rauche erfüllt. Neben dem Herde ſtehen irdene Gefäße mit Salz, Zwiebeln und Gewürz; in einem Winkel ein großer Korb mit dem Getreide für die Familie, und auf dem Boden liegen ein Paar Steine, um den täglichen Bedarf zu zerquetſchen, von bleichen, halbnackten Kindern umgeben.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das unermeßliche Gebiet, das ſich vom Brahmaputra bis zum Indus, in einer Länge von ungefähr 1500 und einer durchſchnittlichen Breite von 350 engliſchen Meilen, ausdehnt. Die Präſidentſchaft Bengalen hält 328,000 engl. Quadratmeilen mit 57,000,000 Einwohner, die Präſidentſchaft Madras 151,000 Quadratmeilen mit 15,000,000 Menſchen und die Präſidentſchaft Bombay 11,000 Quadratmeilen mit 2,500,000 Einwohnern. Die ſeit 1815 im Dekkan gemachten Eroberungen umfaſſen 60,000 Quadratmeilen mit 8,000,000 Einwohner. Fügt man zu dieſen Zahlen die Bevölkerung der verbündeten und tributpflichtigen Staaten, die ſich auf 40,000,000 beläuft, ſo hat man eine Geſammtſumme von 123,000,000 Einwohnern, von denen 17/20ſtel ſich mit dem Anbau des Bodens beſchäftigen und von denen der Reichſte kaum 500 Pfd. beſitzt. Der indiſche Landbauer befindet ſich allenthalben in einer elenden Lage. Der Boden auf dem er geboren wurde, und an dem er eisern feſthält, liefert ihm, Dank ſeiner Unwiſſenheit und dem Drucke dem er unterworfen iſt, nur eine geringe Entſchädigung für ſeine Mühe und Arbeit. Während der letzten 30 Jahre gab es in einigen Theilen Indiens innerliche Kriege, in deren Folge mehrere Dörfer menſchenleer wurden. Die Einwohner zerſtreuten ſich in alle Theile des großen Reiches, vergaßen aber weder ihre alten Wohnſtätten, noch die Bande die ſie an dieſelben knüpften. Sie unterhielten Verbindungen unter ſich, verheuratheten ihre Söhne mit den Töchtern ihrer Freunde, und als die Ruhe wieder hergeſtellt war, und man ihnen erlaubt hatte, ihre Dörfer wieder zu betreten, zogen ſie mit dem Haupte der Gemeinde an der Spitze wieder dort ein. Jeder nahm ſein Haus und ſeine Grundſtücke wieder in Beſitz, ohne daß die mindeſte Streitigkeit entſtanden wäre, und bald war wieder Alles im alten Geleis, als ob nie etwas vorgefallen wäre. Die Felder bezahlen eine Steuer die ungefähr einem Sechszehntheil des Ertrags gleichkommt; dieſe Steuer wird dem Dorfrichter zugeſtellt, der ſie der Regierung abliefert. Der Preis der Handarbeit iſt in den meiſten Provinzen ſehr verſchieden; gewöhnlich erhält der Arbeiter einige Unzen Gerſte oder Mais und zwei Pice als Taglohn. Der Bauer darf ſich übrigens des Pflugs und der Ochſen ſeines Herrn bedienen, um den kleinen Acker, der ihm gehört, zu beſtellen. Zur Zeit des Schnitts hat er Anſpruch auf 1/16tel der Ernte, und ſeine Familie darf Aehren leſen. Wenn er ſich verheurathet, erhält er von ſeinem Herrn Unterſtützung; er arbeitet zehn Stunden des Tages für dieſen und die übrige Zeit darf er für ſich verwenden. Der Arbeiter in den Indigopflanzungen iſt etwas beſſer bezahlt, denn er erhält außer dem Eſſen vier Pice, der Zimmermann und der Schmied aber bekommen 2 Annas (9 kr.) des Tags. Die Ackerge-

räthe der Indier sind außerordentlich mangelhaft. Sie haben zwei Pflüge: einen leichten und einen schweren. Der erstere, dessen Schaar von hartem Holze ist, dringt nur 2 bis 3 Zoll, der zweite aber bis zu 15 Zoll tief in den Boden; man spannt fünf Paar Büffel davor. Auf dem Rücken des dritten Paares sitzt ein Knabe, mit einer langen ledernen Peitsche bewaffnet, mit der er das Gespann antreibt, und vor demselben geht ein Mann der mit jeder Hand ein Ohr des vordersten Büffels faßt, und ihn, rückwärts gehend, nach sich zieht. Die Egge und ein anderes Instrument, das die Indier Kolpec nennen, dient ihnen zum Jäten, eine Arbeit, die sie verrichten ehe die Pflanzen ausgewachsen sind. Räderfuhrwerk ist im Innern Indiens nicht im Gebrauch, sondern das Getreide wird auf Lastthieren transportirt, und das Stroh in Bündel zusammengebunden, die man von Büffeln fortschleifen läßt; der Mist wird von den Arbeitern in Körben auf den Köpfen auf das Feld getragen. Er besteht aus der Streu des Viehes, aus Holzasche, abgefallenem Laube und verfaulten Vegetabilien.

Die Russen im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Mit Peter dem Großen war Geist und Kraft aus dem großartigen Plane, durch den Besitz der westlichen Ufer des kaspischen Meeres den indischen Handel an sich zu ziehen, entwichen, und die nächsten 10 Jahre nach seinem Tode zeigen nur das allmähliche Aufgeben des ganzen Plans. Anfangs wurden noch Truppen hingeschickt, aber schon im J. 1729 gab man in einem Vertrage die Ansprüche auf Astrabad und Masanderan auf, im J. 1732 Ghilan und alles Land bis an die Mündung des Kur, wo die Truppen durch die Ungesundheit des Klima's in Masse dahinstarben, und das Projekt einer Niederlagsstadt am Kur ward der Vergessenheit übergeben. Im J. 1735 schloß Nadir Schah, der sich inzwischen auf den Thron Persiens geschwungen hatte, eine Offensivallianz mit Rußland gegen die Pforte, in Folge dessen das erstere im folgenden Jahre Schirwan und ganz Dagestan räumte, die von Peter erbaute Festung zum Heiligen-Kreuz schleifte, und deren Einwohner nach der neu erbauten Festung Kisljär, am Terek, überführte, welcher Fluß, und zwar der nördliche Arm des alten Terek, von nun an die Gränze blieb. Auch die Pforte mußte ihre Eroberungen an Persien abtreten, und in dem Friedensvertrag von 1738 wurde die Gränzlinie festgesetzt, welche noch jetzt zwischen beiden Reichen besteht: Georgien fiel dadurch wieder an Persien, das auch, unterstützt von einigen Engländern, auf dem kaspischen Meere die Oberherrschaft behauptete.

Die spätern russischen Regierungen fühlten sich zu schwach, weit aussehende Plane wieder aufzunehmen, und wandten daher ihr Augenmerk auf die Stämme, welche zwischen der ansäßigen Bevölkerung Südrußlands und dem Kaukasus wohnten, und je nachdem Rußlands oder der Türken Macht überwog, den nominellen Schutz der einen oder der andern anerkannten.

Unter diesen sind die Tscherkessen bei weitem die ausgezeichnetsten, und sie scheinen sich, obwohl ein kaukasisches Volk, in frühern Zeiten nach der Ukräne und selbst bis in die Krim ausgedehnt zu haben. Als Rußland mit ihnen in Berührung kam, waren sie schon mehr zusammengedrängt, und auf die niedern Vorberge des westlichen Kaukasus und die Ländereien vom Gebirge bis zum Kuban und Terek beschränkt. Sie waren der That nach unabhängig, erkannten aber die Khane der Krim als Oberherren an. Zum Theil mit ihnen vermischt, zum Theil besondere Genossenschaften bildend, wanderten Nogaier und Kalmücken in den gegen Norden sich ausbreitenden Steppen umher; sie waren mongolischen Stammes und von Osten her gezogen als die südliche Wolga noch nicht russisch war, und die tatarisch-mongolischen Reiche Kasan und Astrachan noch bestanden. Gleichheit der Sprache, Sitten und Religion verband die Nogaier mit den Khanen der Krim, durch welche sie unter den politischen und religiösen Einfluß der Pforte kamen, während die Kalmücken, ursprüngliche Unterthanen China's und Anhänger des Lamaismus, ihren Verkehr mit Tübet fortsetzten und von dort her von Zeit zu Zeit Religionslehrer erhielten.

Die nächsten 20 Jahre hindurch blieb der Zustand an der Südgränze Rußlands wesentlich derselbe, erst mit der Thronbesteigung Katharina's kam eine neue Bewegung in diese Länder. Katharina begriff Peters Plane gar wohl, hatte auch die Kraft sie auszuführen, aber ihre Aufmerksamkeit wandte sich mehr gegen Westen- und Südwesten, da sie eines Theils von dem nach Nadir Schahs Tode in neue Zerrüttung verfallenen Persien nichts zu fürchten hatte, und andrerseits erst das näher liegende südwestliche Rußland befestigen mußte, ehe ein Vordringen gegen Süden von Dauer seyn konnte. Daher ihre Bemühungen, eine militärische Ackerbaubevölkerung in Neurußland zu begründen,*) und was dort geschah, versuchte sie in noch strengerer, durch die Umstände gebotener Form gegen Kaukasien hin durch die Errichtung der kaukasischen Linie. Zu dem Ende wurden vorerst, theils mit List theils mit Gewalt, die Nogaier und Kalmücken überwältigt. Die Nogaier unterwarfen sich zum Theil, eine Abtheilung verband sich mit den Tscherkessen, die Mehrzahl aber suchte eine Zuflucht in dem Gebiet der Khane der Krim; die Kalmücken, welche sich einer andern als bloß nominellen Herrschaft Rußlands durchaus nicht unterwerfen wollten, flohen im J. 1771, etwa 500,000 Menschen an der Zahl, über die Wolga und den Ural, und begaben sich wieder unter chinesische Oberhoheit: kurz was nicht floh, mußte sich unterwerfen, und die Kaiserin begann die Errichtung der kaukasischen Linie.

Der Anfang mit der von Peter dem Großen beabsichtigten kaukasischen Linie wurde mit dem Bau von Mosdok gemacht, und dabei eine Anzahl Kaukasier, welche die Taufe empfangen und den Unterthaneneid geleistet hatten, benützt, zunächst aber auch 50 Familien donischer Kosaken dahin verpflanzt. Nun mußte auch der Raum zwischen Mosdok und den alten, von Peter dem Großen gestifteten Niederlassungen ausgefüllt werden, und zu dem Ende wurde ein Theil der nogaischen Kosaken dahin beordert; sie gründeten die Stanitzas: Kalinowskaja, Mekeni,

*) Siehe Ausl. v. d. J. Nr. 104 ff.

Naur, Ischtschorska und Kalingal.*) Sie erhielten den Namen des Mosdokischen Regiments, und bildeten den linken Flügel der Linie.

Potemkin, der auch die Militäransiedlungen in Neurußland lebhaft betrieben hatte, faßte den Plan, die Linie weiter gegen Westen fortzusetzen, und in den Steppen zwischen der Kuma und dem Kalaus russische Niederlassen zu gründen, und zwar in diagonaler Richtung gegen Tscherkask hin. Hieraus geht schon hervor, daß der ganze westliche Strich zwischen der Mündung des Don und dem Kaukasus noch ganz unabhängig war, und daß man die in der nördlichen Steppe zwischen Don und Wolga wandernden Nomaden gänzlich isoliren, und dem Einflusse der Pforte, der wenigstens auf die muhammedanischen Nogaier nicht gering war, entziehen wollte; die Kalmücken wurden dadurch mindestens abgehalten, mit den andern nomadischen Stämmen gemeinsame Sache zu machen. Rasch ward Hand ans Werk gelegt, im J. 1777 Jekaterinograd, Georgiewsk, Alexandrowsk und Stawropol gegründet, und zwischen diesen Festen Stanitzas angelegt, zu welchem Ende man abermals wolgaische Kosaken heranzog. Von hier aus rückte man gegen den Kuban vor, gründete im J. 1780 die Feste Konstantinogorsk, und eine Reihe Redouten längs dem Kuban. Um diese fortdauernd besetzen zu können, wurde eine Reihe Stanitzas angelegt, von Temnoljeskaja**) bis Kamkaskaja. Außer diesen zu eigentlichen kriegerischen Besatzungen dienenden Stanitzas und Redouten wurden auch weiter rückwärts Dörfer von Klein- und Großrussen angelegt, und die lange Linie zwischen Terek und Kuban allmählich durch immer weiter südwärts, namentlich an der Malka, angelegte Redouten verkürzt und verstärkt, bis sie endlich von Georgiewsk längs dem Podkumok hinauf und von da an den Kuban ging, so daß nur eine schmale Landenge übrig blieb, durch welche die Bergstämme einbrechen konnten.

Auf diese Art wurde der westlich vom Elbrus liegende Theil des Kaukasus von dem östlichen fast völlig getrennt, wenigstens sehr erschwert, und dieß war für die Russen um so nöthiger, als sich seitdem die Verbindungen mit Georgien sehr erweitert hatten, und sie darauf denken mußten, eine Straße über den Kaukasus zu gewinnen, welche den langen Umweg längs der Meeresküste über Derbent und die eben so unsichere See ersparen könnte. Heraklius, König von Georgien, hatte die Oberherrschaft Rußlands anerkannt, und Tottleben, der durch den Kaukasus gedrungen war, hatte die Türken im Kriege von 1769 bis 1774 aus Georgien, Imeretbien und Mingrelien verjagt. Um einen künftigen Truppenmarsch auf diesem Wege zu erleichtern, hatte man von Mosdok bis an die kaukasischen Pforte kleine Verschanzungen angelegt, auch die Feste Wladikawkas (deutsch: Zwingkaukasus) erbaut, um die Straße gegen die Einfälle der Bergstämme zu schützen. Im Jahr 1800 endlich, als Georgien ganz an Rußland fiel, wurde Wladikawkas erweitert und vergrößert, auch die Verschanzungen wieder hergestellt. Diese bilden die mittlere Linie, während die Festung von Jekaterinograd bis Stawropol und Kaukaskaja die rechte Flanke bilden, die im J. 1801 bis an die Gränze des Gebiets der Kosaken vom Meere fortgesetzt wurde, und in welcher man von Kosaken aus der Ukraine die Stanitzas Ladogskaja, Kasanskaja, Tiflisskaja und Woronesshskaja gründen ließ.

Noch war aber der Strich nordwärts vom untern Laufe des Kuban übrig, und diesen nahmen die Saporoger ein, nachdem sie aus der Ukraine entfernt worden waren. Nach dem Kriege von 1787 wieß man ihnen das Land am untern Kuban von diesem bis an den Lauf der Jeja (Jega auf unserer Karte) zum Wohnsitz an, unter der Bedingung, das Land hier gegen die Einfälle der Transkubaner zu schützen; sie erhielten den Namen „Kosaken vom schwarzen Meer," und unterhalten den Kordon längs dem untern Kuban. Dieser Kordon zerfällt in zwei Linien, wovon die eine hart am Kuban selbst, die andere längs der Poststraße steht; zwischen beiden im Gebüsche vertheilt sind die Sekrete, oder besondern Wachen. Alle fünf Werste sind Posten von etwa 10 Kosaken ausgestellt, und bei jedem dieser Posten ist eine kleine hölzerne Plattform auf vier hölzernen Säulen, von wo aus der wachstehende Kosak das ganze gegenüberliegende Ufer des Kuban auf eine bedeutende Strecke übersehen kann. Sobald er eine feindliche Bewegung bemerkt, zündet er ein Notbzeichen (russisch: majak) an, und auf dieses Zeichen sammeln sich die Kosaken an dem nahe gelegenen Posten auf dem bestimmten Punkte, um den Feind zurückzuschlagen; zugleich werden dadurch die innerhalb des Cordons wohnenden Familien von der Gefahr benachrichtigt und können ihre Maßregeln ergreifen.

Diese Anstalten beweisen hinreichend die Furcht, die man vor den Einfällen der Tscherkessen und andern Bergstämme hegt, und da sie noch bis auf den heutigen Tag in gleicher Weise unterhalten werden, so sprechen sie klarer als alles Andere dafür, daß die Stämme des Gebirgs im Ganzen noch immer unbezwungen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sie stehen auf unsrer Karte, nur sind die Namen nicht völlig genau der jetzigen russischen Schreibart gemäß.

**) Auf unsrer Karte Temnoljeskaja.

Gegenwärtiger Stand der Eisenbahnen in England.

Der Eisenbahnen, zu deren Erbauung das Parlament während seiner Session von 1836 die Ermächtigung definitiv ertheilte, sind 26, die nach den vorgelegten Anschlägen 15,584,200 Pfd. Sterl. kosten werden. Der Bahnen, für welche die Bewilligung während der Session von 1837 nachgesucht wurde, sind — die Seitenbahnen mit eingerechnet — 75, von denen 27 wieder aufgegeben wurden. Die noch übrigen 48 bleiben in Berathung, um später angenommen oder verworfen zu werden. Die Länge dieser 48 Bahnen — wofern sie zur Ausführung kommen — wird 1,285 Meilen (69⅓ auf den Grad) betragen, und ihre Kosten sind auf 19,552,726 Pfd. Sterling, oder 15 695 Pfd. für die Meile, angeschlagen. Die Gesammtlänge der zu grabenden Tunnels wird 25 Meilen, und die Zahl der Brücken — die Viadukte nicht mitbegriffen — 2825 betragen. Das Gewicht der erforderlichen eisernen Bahnschienen beläuft sich auf 195,500 Tonnen

und das der Steine zu den Grundlagen auf 2,670,000 Tonnen. Die Bodenfläche, welche zu den verschiedenen Bahnen erforderlich ist, wird 15,000 englische Morgen betragen. Zu den Erdarbeiten sind 5000 Taglöhner und 1500 Pferde nöthig. Der Bahnen, an denen jetzt gearbeitet wird, sind 19. Sie haben zusammen eine Länge von 842½ Meilen, und werden, den Anschlägen zufolge, 16,782,500 Pfd. Sterl. kosten. Die am weitesten vorgerückten sind die zwischen Birmingham und Newton, die von Greenwich, die von London nach Birmingham und die von Newcastle, Carlisle, North-Union und Southampton; binnen kurzem werden sie ihrer ganzen Länge nach fahrbar seyn. Der Bau der Great-Western-Bahn rückt schnell vorwärts, und die Bahn von Bristol nach Exeter ist von denen, welche während der Session von 1836 bewilligt wurden, am weitesten vorgeschritten. Die Bahn von New-Castle nach Carlisle ist auf zwei Strecken von zusammen 47 Meilen fahrbar; die ganze Länge wird 60 Meilen betragen. Seit dem Beginn des Baus von Eisenbahnen geht der Verbrauch an Backsteinen ins Unendliche. Die Fabrikation des Ziegels hat gleichfalls auf erstaunliche Weise zugenommen, seit man sich seiner für die Eisenbahnen bedient. Man schneidet ihn in viereckige Stücke von der Größe des Bahnstuhls, und legt ihn zwischen die Schiene und die steinerne Grundlage. Die Zahl der Ziegelstücke, die man für eine doppelte Bahnstrecke von einer Meile bedarf, beträgt 7040. Die Kohks, oder abgeschwefelten Steinkohlen, sind der Brennstoff, dessen man sich auf Eisenbahnen gewöhnlich bedient. Die Menge, welche man für die Tonne Last auf eine Meile braucht, beläuft sich auf ungefähr ⅝ Pfund, so daß ein Zug von 60 Tonnen auf einer Bahn von 100 Meilen ungefähr 2¼ Tonnen Kohks bedarf. Auf der Bahn von Clarence nach Leicester verwendet man Holzkohle, jedoch nur für den Waarentransport; für den Transport von Reisenden ist sie verboten.

Die chinesische Tatarei und Kholen.

(Schluß.)

Vulcane. Salmiak. Zehn Tagereisen von Aksu dehnen sich zwei Gebirgsketten aus, in deren Mitte sich ein großes Thal befindet, dessen Oberfläche bis zu bedeutender Tiefe mit Salmiak bedeckt ist. An dieser Stelle herrscht eine unerträgliche Hitze, die von einem Vulcane herrührt. Die Landesbewohner nennen diesen das Feuer Gottes. Diese Hitze macht, daß man den Ort im Sommer nicht besuchen kann. Der Salmiak soll, wie es heißt, von dem Vulcan ausgeworfen, und gleich einem Nebel bis in bedeutende Entfernung verbreitet werden. Er wird bald fest, und schießt in Krystallen an. Die Bewohner besuchen das Thal im Winter, und hauen den Salmiak in Stücken für den Handel aus. Bei Koneh Turfan soll es auch einen feuerspeienden Berg geben.

Einkünfte. Aldam oder Gränzzoll. Douanen. Die Einkünfte, welche das himmlische Reich von der chinesischen Tatarei bezieht, werden Aldam genannt, und bestehen in einer Kopfsteuer von einer Rupie, welche jeder Mann monatlich zu bezahlen hat, und in dem Zehnten von allen Erzeugnissen. Die Jakirs und mehrere andere Mönchsorden sind, den Gesetzen Dschingis Khans zufolge, hievon ausgenommen. Vormals wurde ein Transitzoll von den durch die Provinz gehenden Waaren erhoben, der sich auf 2½ Procent belief; seit 12 Jahren ward indeß dieser Zoll auf Befehl des Kaisers aufgehoben.

Bevölkerung und Sprache. Die Eingebornen sind Usbeken, und werden in 2 Classen, nämlich in die Ak Tak und Kara Tak eingetheilt. Die allgemeine Sprache ist das Dschagatai Turki, das auch die Kalmücken verstehen. Es ist dieß vielleicht der reinste Dialekt der türkischen Sprache, denn er hat weit weniger arabische und persische Wörter, als die übrigen Mundarten. Man will behaupten, daß wenn ein Europäer sich nach Landessitte kleide, seinen Bart wachsen lasse, und sich unter die Pilgrimme mische, die von Mekka zurückkehren, so könne er die chinesische Tatarei ohne Schwierigkeit besuchen; doch wäre der bequemste Weg der von Khokan und Kaschgar aus, weil die großen Karawanen diese Straße einhalten. Der Reisende müßte türkisch sprechen, weil nur wenig Eingeborne das Persische verstehen, während in Khokan (der unabhängigen Tatarei) die Bevölkerung der Städte nur diese letztere Sprache spricht. Es würde einem solchen Reisenden selbst nicht schwer werden, bis nach Peking zu kommen; nur ist es nöthig, daß er sich einen Paß der Regierung verschaffe, was gegen eine kleine Abgabe an die chinesischen Beamten und unter der Erklärung, daß er Handel treibe, nicht schwer hält. Man hat mich versichert, daß vor einigen Jahren ein Europäer, so wie die Eingebornen gekleidet, bis nach Yarkend gekommen sey. Ein zufälliger Umstand führte seine Entdeckung herbei; er ward vor dem Gouverneur geführt, der ihn mit der Tortur bedrohte, wenn er die Wahrheit verschweige, und gestand nun, daß er ein Fremder sey, worauf ihm der Gouverneur ohne weitere Strafe aus dem Lande bringen ließ.

Die obigen Nachweisungen habe ich, wie bereits erwähnt, von Mekkapilgrimmen gesammelt, die durch Bombay kamen. Einer von diesen war ein souveräner Fürst, und der andere ein Pirzadeh-Häuptling. Beide besaßen ausgebreitete Kenntnisse. Ihre Mittheilungen bestätigen das, was uns über jene noch wenig bekannten Gegenden von den HH. v. Humboldt, Klaproth und Burnes bereits mitgetheilt wurde.

Die Typographie ist in Schweden noch in ihrer Kindheit, und kaum Eine Druckerei ist in blühendem Zustande. Man braucht meist alte Typen, und erneuert sie selten; auch befolgt man noch die alten Methoden, die in andern Ländern längst aufgegeben sind. Da nur wenige Werke in größerer Anzahl gedruckt werden, so fühlte man kein Bedürfniß, Maschinenpressen aufzustellen; doch hat man neulich einige in Thätigkeit gesetzt. Im ganzen Königreiche finden sich nur 28 oder 30 Druckereien, wovon 10 in Stockholm, 3 in Gothenburg, 2 in Upsala und 2 in Norköping; auf 90,000 Seelen ungefähr kommt Eine Druckerei.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 101** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** A. Carrels schriftstellerische Eigenthümlichkeit. — Die Memoiren des Teufels. (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande dargebotenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 6—7 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 4 fl. Für Inländer, welche das Ausland nicht bereisen, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 November 1837.

Ansichten von Pesth.

6. Häusliches Leben.

Bei den deutschen Einwohnern von Pesth, deren Zahl die überwiegende ist, besteht ein sehr häuslicher Sinn und viele Gemüthlichkeit, und sie haben hierin viel Aehnlichkeit mit den Einwohnern von Wien und überhaupt von Oesterreich, was wohl um so weniger zu verwundern ist, als viele von dort eingewandert sind, und zwischen Ungarn und Oesterreich ein fortwährender lebhafter Verkehr besteht. Gastfreiheit vermehrt noch jene Tugend der Häuslichkeit. Ist man erst mit einer Familie bekannt, so wird man es auch bald mit mehrern, wobei man sich denn ungemein wohl befindet. Was das Gesellige und Gemüthliche im häuslichen Leben noch vermehrt, das ist die Verbindung von Pesth und Ofen, vermittelst deren eine Menge von Familienverwandtschaften und Bekanntschaften entstehen, die man aufs innigste unterhält, und mit denen man sich meistentheils begnügt, ohne dabei viel nach öffentlichen Vergnügungen zu jagen. Unter letztern steht das Theater oben an, welches, wie ich schon in der zweiten Ansicht bemerkte, meistentheils gefüllt ist, wenn nur einigermaßen erträgliche Stücke aufgeführt werden. Die Winterlustbarkeiten beschränken sich bei einer Menge wohlhabender und gebildeter Familien auf die gedachten Privatcirkel, und es kommen deßhalb hier verhältnißmäßig bei weitem weniger Soireen, Bälle u. dgl. vor, wie in ähnlichen großen Städten. Dieß schließt jedoch die glänzenden Assembleen der Noblesse, welche mit ungarischer Prachtliebe und Aufwande gegeben werden, nicht aus. — Bei allen öffentlichen und Privatbelustigungen bemerkt man einen hohen Grad von Decenz, welcher den Reiz des hiesigen, im vollsten Sinne des Wortes schönen Geschlechtes noch erhöht. Die Würde, welche im ungarischen Nationalcharakter liegt, hat sich auch auf die hiesigen Deutschen übergetragen, und sie gibt jeder Versammlung, sey sie zum Vergnügen, oder zu ernsten Zwecken, etwas Imponirendes, was man nicht überall findet. — Aber auch auf den religiösen Sinn wirkt sie günstig, was man deutlich genug in den Kirchen aller Glaubensbekenntnisse sehen kann, in welchen alle Frivolität, die sich leider in unserm Zeitalter besonders in großen Städten zeigt, verbannt ist. Dieß führt mich auf das äußere religiöse Leben.

Wie in ganz Ungarn, so findet man auch in dessen Hauptstadt fast alle christlichen Glaubensbekenntnisse. Die Katholiken bilden die Mehrzahl, und haben eine Menge Kirchen, welche mehr oder minder besucht werden, je nachdem an der einen oder der andern ein besserer Prediger ist. Denn man betrachtet hier die Predigt auch bei den Katholiken als einen integrirenden Theil des Gottesdienstes. Daher kommt es auch, daß einige sehr tüchtige Männer in diesem Fache glänzen. — Die Evangelischen haben eine Pfarrkirche, in welcher abwechselnd in deutscher und slavischer Sprache Gottesdienst gehalten wird. Dieß gibt bei dieser Gemeinde zuweilen zu Reibungen Veranlassung, welche schon manchmal so weit gegangen sind, daß sie fast öffentliches Aergerniß gegeben hätten. Fehlen kann es bei solchen Collisionen allerdings nicht, daß nicht zuweilen ein Prediger den Slaven gefällt, der bei den Deutschen weniger Beifall hat, und umgekehrt. Eben so müssen solche Spaltungen nachtheilig auf den guten, der Kirche günstigen, wohlthätigen Sinn der Mitglieder wirken, und doch bedarf sie dessen so sehr. Ich hatte Gelegenheit, einige recht gute Kanzelvorträge zu hören; auch war die Kirche sehr gefüllt, was ich dem Umstande mit beimaß, daß die Erzherzogin Palatinus am Gottesdienste Theil nahm, die sich überhaupt durch wahre Frömmigkeit auszeichnet, und diese in Wort und That kund gibt. Auch die Armenier (Arimed) haben hier ihr Gotteshaus, ihre Anzahl ist jedoch nicht bedeutend. Sehr angesprochen fand ich mich in der Juden-Synagoge, in welcher der Gottesdienst nach dem neuen, sogenannten gereinigten Ritus gehalten wird. Er nähert sich in vielen Stücken dem katholischen, wenigstens könnte ihn der Laie fast dafür halten. Ein ausgezeichneter Vorsänger leitete den Chor, welcher seinerseits ebenfalls wenig zu wünschen übrig ließ. Ehemals stand ein Rabbiner, wie es wenige gibt, der Synagoge vor, dessen Vorträge eben so geistreich als religiös waren, und mit Freude und Erbauung auch von christlichen Religionsgenossen gehört wurden. So viel ich vernommen, ist er in das Land des Friedens eingegangen.

Lobenswerth ist die in Pesth herrschende Toleranz, die sich

auf sämmtliche Religionsparteien ausdehnt. Als Beweis davon führe ich nur zwei Beispiele an. Die Geistlichkeit sämmtlicher christlichen Confessionen lebt in Eintracht, und selbst die Rabbiner der Juden schließen sich mit Innigkeit emsig an. Zweitens: in der evangelischen Kirche waren bei acht Aufgeboten, sechs von verschiedenen Religionsparteien, und nur zwei von derselben Confession, und daran schien Niemand auch nur im allerentferntesten Anstoß zu nehmen. — Wir könnten aus manchem für weit aufgeklärter geltenden Lande gegentheilige Beispiele anführen.

Die Russen im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Die kaukasische Linie wurde vom Jahre 1762 bis gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts gebildet, während dieser Zeit aber fiel eine Vormauer nach der andern vor der russischen Macht: die Krim, die Halbinsel Taman und das Land nordwärts vom Kuban wurden der Oberherrschaft der Pforte nach und nach entrissen, und die beiden Kabardas, eben das Land, wo die mittlere kaukasische Linie eingerichtet wurde, mußten die Herrschaft Rußlands anerkennen: sie hatten nämlich beim Ausbruch des Kriegs im J. 1767 sich mit den Türken verbunden, und den Russen großen Schaden zugefügt, worauf General von Medem mit einigen zusammengerafften russischen Truppen und 10,000 Kalmücken gegen sie marschirte und ihnen eine tüchtige Niederlage beibrachte. Während aber auf diese Weise Rußland im Norden immer näher und näher an den Kaukasus heranrückte, umging es ihn zugleich völlig durch die Besitznahme Georgiens.

Georgien war schon seit mehrern Jahrhunderten Persien zinsbar gewesen, und nur auf kurze Zeit hatte sich die Türkei desselben bemächtigt. Der Walli oder Vicekönig erhielt seine Belehnung von Ispahan, denn Persien hielt es seiner Politik gemäß, das christliche Volk durch die alte Herrscherfamilie regieren zu lassen; aber der Erbfürst mußte gewissermaßen als Geisel sich stets am persischen Hofe aufhalten, wo er indeß immer mit Auszeichnung behandelt, und manchmal mit wichtigen Geschäften beauftragt wurde. Als Persien zu schwach war, Georgien gegen die Bergstämme zu vertheidigen, unterwarf sich der Walli den Türken, kehrte jedoch, als die Siege Nadir Schahs ihm gestatteten, dieß mit Sicherheit zu thun, wieder zu seiner alten Verbindung mit Persien zurück, und Heraklius, der damalige Erbe und Sohn von Theimuras, begleitete Nadir auf seinem Zuge nach Indien, woselbst er ihm wichtige Dienste leistete. Theils um diese zu belohnen, theils um die Macht seiner Vasallen zu theilen, machte er aus Georgien zwei Vicekönigreiche, und übergab das eine dem Heraklius, während das andere dessen Vater verlieh.

Nach Nadirs Tode war Georgien der Schauplatz innerer Unruhen, und die beiden Wallis, den unaufhörlichen Angriffen der Lesghier und andern Bergstämmen ausgesetzt, wandten sich im J. 1752 an Rußland um Hülfe, wurden aber mit leeren Worten abgespeist. Acht Jahre später verjagte Heraklius seinen Vater Theimuras, und vereinigte Georgien wieder unter Einer Herrschaft. Als im J. 1769 General Tottleben über den Kaukasus drang, um die Türken von Imeretien her zu bekämpfen, stieß der Walli Heraklius mit einer bedeutenden Truppenzahl zu ihm, ohne daß er deßhalb schon völlig mit Persien gebrochen hätte. Indeß wurde sein Verhältniß zu den muhammedanischen Staaten immer unhaltbarer, und so schloß er endlich im J. 1785 mit Rußland einen Vertrag, worin er die Oberherrschaft, welche bisher Persien ausgeübt hatte, an Rußland übertrug. Dieses aber verstand seinen Vortheil besser, als das von innern Unruhen zerrissene, nur an eine Feudalherrschaft gewohnte Persien, und der Inhalt des Vertrags zeugt zur Genüge für den Umfang der Plane Rußlands. Nach demselben sollte Heraklius sich nicht mehr Walli, sondern König von Georgien nennen, und Rußland das Belehnungsrecht ausüben, alle ehemals zu Georgien gehörigen und jetzt im Besitz der Perser, Türken oder Lesghier gehörigen Ländereien, sollten bei guter Gelegenheit wieder erobert, und als integrirende Theile Georgiens betrachtet werden: alle diplomatischen Mittheilungen Persiens oder der Pforte sollten dem Kaiser von Rußland zur Einsicht vorgelegt und ein ständiger Resident des Königs am Hofe des Kaisers unterhalten werden: die Ernennung zu den ersten Stellen des Staats soll der Sanction der russischen Regierung unterliegen. Der georgische hohe und niedere Adel soll dem russischen gleich geachtet werden, und Freizügigkeit zwischen beiden Ländern statt finden.

Dieser Vertrag machte Georgien zu einen Vasallenstaat Rußlands, aber die Auslegung und Erweiterung, die man ihm gab, machten es zu einer Provinz. General Paul Potemkin, ein Verwandter des Fürsten Potemkin, brachte im J. 1785 die Ratification des Vertrags nach Tiflis, und hatte den Auftrag, eine Straße über den Kaukasus anzulegen, was in kurzer Zeit ausgeführt wurde. *) Zugleich erhielt der König von Karthli, wie er genannt wurde, eine Pension von 60,000 Silberrubel (etwa 120,000 fl.), um eine Armee unter Leitung des russischen Befehlshabers zu unterhalten. Doch noch einmal raffte sich Persien auf, um den Abfall Georgiens zu strafen. Aga Muhammed Khan Kadschar hatte endlich alle seine Gegner besiegt, den Thron Persiens bestiegen und wandte sich nun alsbald gegen Georgien. Im J. 1791 sammelte er zu Teheran eine bedeutende Armee, und marschirte gegen Tiflis, in dessen Nähe er Heraklius schlug und die Stadt eroberte, ehe General Gudowitsch, der die russischen Truppen an der kaukasischen Linie commandirte, herbei kommen konnte. Um die Georgier von künftigem Abfall abzuschrecken, gab er ihre Hauptstadt der Plünderung Preis, worauf die Kaiserin Katharina sogleich den Krieg gegen Persien erklärte. Im folgenden Jahre marschirte Graf Valerian Subow mit einer starken Truppenzahl gegen Derbent, nahm dieß mit Sturm, worauf Baku, Kuba und Schirwan sich unterwarfen. Im Herbst desselben Jahres zog er weiter gegen Süden, überwinterte in Moghan, und hatte bereits Enseli, Lenkoran, Gandscha und die Insel Sari eingenommen, als Katharina starb, und Kaiser Paul die Armee zurückrief. Aga Muhammed Khan

*) Siehe über diese Straße Ausl. J. 1836. Nr. 54 u. 57.

befand sich gerade damals in Khorassan, eilte auf die Nachricht von Subows Erfolgen herbei, ehe er aber den Schauplatz des Kriegs erreichen konnte, hatten die Russen bereits fast alle ihre Eroberungen geräumt und schlossen Frieden.

Das Jahr darauf (1798) starb der alte heldenmüthige Heraklius und ihm folgte sein schwacher Sohn Georg XI. Dessen Bruder Alexander verband sich mit den Lesghiern und machte ihm den Thron streitig, mußte aber endlich vor der Uebermacht der Russen weichen. Der innern Unruhen müde, wandten sich mehrere vornehme Georgier an Rußland, und baten um Hülfe. Rußland schritt ein, und gegen Ende des Jahres 1799 wurde ein neuer Vertrag abgeschlossen, in Folge dessen der Kaiser von Rußland den Titel eines Königs von Georgien annahm, und der Sohn des regierenden Königs, David, als Regent erklärt wurde; nach dem dritten Artikel dieses Vertrags sollten die Bewohner Georgiens, damit sie sich nach so vielen verheerenden Kriegen erholen könnten, 12 Jahre lang keine Taxen zahlen, und die königliche Familie jährlich 12,000 Tomans erhalten, wogegen den Russen einige Gold- und Silberminen überlassen wurden; die Münze sollte künftig auf der einen Seite das Wappen Rußlands, auf der andern das von Georgien tragen.

Auch dieser Schimmer von Unabhängigkeit konnte nicht lange dauern, denn die verschiedenen, früher von Georgien abhängigen Fürsten, denen man ihre Staaten gelassen hatte, beunruhigten unaufhörlich das Land, so daß sich die russische Regierung endlich genöthigt sah, einen Theil davon ins Innere Rußlands zu schicken, wohin auch der nach dem Tode seines Vaters Georg zum Regenten ernannte Prinz David im Anfang des Jahres 1804 wandern mußte. So wurde Georgien völlig eine russische Provinz, und Fürst Zizianow, der mit der georgischen Königsfamilie verwandt, aber längst in russischen Diensten war, wurde zum Generalgouverneur ernannt. Eingeweiht in die Plane der russischen Regierung, schritt er alsbald ans Werk, besetzte Mingrelien, und eroberte im folgenden Jahre die Festung Gandscha, das jetzige Jelisabetpol.

Im J. 1804 empörte sich Muhammed Khan Kadschar, Gouverneur von Eriwan, ein Verwandter von Fatteh Ali Schah gegen diesen, und rief die Russen zu seinem Beistand herbei, obwohl damals zwischen Rußland und Persien kein Krieg war. Seit sieben Jahren saß schon Fatteh Ali auf dem Thron, war aber nach andern Seiten hin so sehr beschäftigt gewesen, daß er die persischen Provinzen jenseits des Araxes völlig außer Acht gelassen hatte; jetzt wandte er sich dahin, um ein rebellisches Mitglied seiner eigenen Familie zu strafen, während die Russen heranzogen, um wo möglich Eriwan zu besetzen. Zizianow war schon bis auf wenige Meilen heran gerückt, als er auf die persische Armee stieß, welche jedoch geschlagen wurde, worauf er Eriwan belagerte. Aber der Mangel an Lebensmitteln, die unaufhörlichen, wenn auch unregelmäßigen Angriffe der Perser und einreißende Krankheiten nöthigten Zizianow zu einem schleunigen Rückzug. Hier waren Russen und Perser zuerst auf einander gestoßen, und der Krieg zwischen beiden um Georgien und die anstoßenden Länder hatte begonnen. Im Frühjahr 1801 unterwarf der unermüdliche Zizianow die Provinz Schekí, im Sommer Karabagh, und gegen Ende des Jahrs marschirte er gegen Baku, das sich empörte hatte, fand hier aber seinen Tod durch die Hand eines Meuchelmörders. Von jetzt wurde der Krieg, da Rußland in Europa zu sehr beschäftigt war, nur schläfrig geführt, und nur noch das wichtige Lenkoran in der Provinz Talysch genommen.

Der Friede von Gulistan, der endlich im J. 1813 abgeschlossen wurde, kostete Persien ungeheure Opfer. Es verlor Georgien, Imeretien, Mingrelien, Derbent, Baku, ganz persisch Dagestan, Schirwan, Scheki, Gandscha, Karabagh und einen Theil von Mogan und Talysch. Von diesen waren die drei ersten hauptsächlich von Christen der georgischen und armenischen Kirche, Karabagh theils von Christen theils von Muhammedanern bewohnt, die Bevölkerung der acht übrigen aber war hauptsächlich und von einigen fast ausschließlich muhammedanisch. Zudem war der ganze Kaukasus jetzt umgangen, die Bergvölker konnten nicht mehr wie sonst bei Persern und Türken Kriegsdienste nehmen, und so gänzlich umringt, scheint ihr Schicksal besiegelt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise durch die Moldau und Wallachei im Sommer 1837.

Ich erfuhr bei meiner Ankunft in Alt-Orsova, daß das Dampfboot in Galacz, auf welchem ich mich hatte einschiffen wollen, erst nach 10 Tagen abfahren würde, und beschloß, nachdem ich zuvor noch die, nur 2 kleine Meilen von Alt-Orsova entfernten, berühmten Herculesbäder besucht hatte, meine beabsichtigte Reise nach Bucarest durchaus zu Lande zurückzulegen.

In Gesellschaft eines gebildeten Landeseingebornen trat ich diese Reise auch in der That zu Anfang des Monats Junius an. Die seltsame, wahrhaft flugmäßige Art, auf welche man in der Wallachei mit Postpferden zu reisen pflegt, ist bekannt, und wir verschonen daher unsere Leser mit Wiederholungen. Uebrigens gibt es in der Moldau und Wallachei weder Landstraßen noch Brücken, und das Uebersetzen über Ströme ist nicht minder gefährlich als kostspielig. Das Gepäcke des Reisenden wird in kleinen Schiffchen, die aus einem einzigen ausgehöhlten Eichstamm (Einbaum) bestehen, ans jenseitige Ufer gebracht; die Reisewagen selbst müssen dagegen die Pferde schwimmend durch die Fluthen ziehen. Oefters weigern sich am Ende die Pferde, ins Wasser zu gehen, und sie werden alsdann durch die vereinte Kraft mehrerer vorgespannten Ochsen gezwungen, die gefährliche Fahrt dennoch anzutreten.

Unsers vielen Gepäckes halber wollten wir uns vorerst nicht der Postpferde bedienen, sondern wir bestiegen einen, mit Matten behängten, und mit 12 Pferden bespannten Bauerwagen. Die Construction solcher Wagen sowohl, als auch derjenigen, welcher sich die Post bedient, ist dauerhaft, aber durchaus nur von Holz; man findet daran nicht das kleinste Stückchen Eisen, was auch sehr entbehrlich ist, da man meistens auf Wiesgründen fährt. Das Ziel unserer Reise am ersten Tage war Tschernetz, ein kleiner, schmutziger Ort, in dessen über alle Begriffe erbärmlichem Gasthofe wir übernachteten. Es gab in den Zimmern dieses Gasthofes weder Betten, noch Tische oder

Stühle, sondern lediglich vier durchaus kahle Wände: an der Diehle allein war eine schmutzige Matte ausgebreitet, welche uns als Lager dienen mußte, allein eine ungeheure Menge Flöhe raubte uns den Schlaf ganz und gar. Diesem hier beschriebenen gleichen durchaus alle Gasthöfe der Wallachei, jenen in Bucharest kaum ausgenommen. Die Wirthshäuser der Moldau sind obendrein noch alle in den Händen der Juden.

Die Reise von Ischerney nach Krajowa raubte uns drei volle Tage. Wir zogen vor, Nachts im Freien zu campiren, konnten aber, außer Milch, nirgends Nahrungsmittel erhalten; für diese ihre schmackhafte Ladung aber wollten die Landeseingebornen, voll gemüthlicher Gastfreundschaft, durchaus keine Bezahlung nehmen. Der Boden in der Wallachei ist ungemein productiv, und bedarf keines Düngers, welcher letztere trocken gelegt und verbrannt wird. Es liefert das Land reiche Getreideernten, insbesondere viel Mais; es gibt Obst und Wein: auch trifft man große Gehölze, und besonders herrliche Eichenwaldungen. Aus dem Mineralreiche sind die unerschöpflichen Steinsalzwerke zu bemerken; allein die Gold-, Silber- und Kupferminen liegen unbenützt.

Wir trafen auf unzählige Schwärme Turteltauben und große, wilde Tauben, welche letztere uns einen köstlichen Braten lieferten. Diese Vögel waren so wenig scheu, daß wir sie beinahe mit unseren Stöcken zu erschlagen vermochten. Es gibt ferner viel anderes, zur niedern Jagd gehöriges Wildpret, und auch Wölfe; auch einen großen Bären bekamen wir zu Gesicht.

Die Wege waren größtentheils so schlecht und häufig von den ausgetretenen Gewässern dermaßen überschwemmt, daß wir oft an unserem Fortkommen verzweifelten. Nach vielen Mühen und Beschwerden erreichten wir endlich Krajowa, eine für die Wallachei ziemlich ansehnliche Stadt am Flusse Schiul. Die Stadt zählt 8000 Einwohner, und es befinden sich bei derselben nicht unbedeutende Salzwerke.

Die Reise von Krajowa nach Bucharest erforderte abermals 5 Tage. Wir durchzogen weite und fruchtbare Ebenen, welche aber mehr fette Weideplätze, als Ackerland darstellten; auf ersteren fanden zahlreiche Ochsen- und Schafheerden ihre Nahrung. Die Wege blieben gleich schlecht, und wir liefen in Mitte Sommers öfter Gefahr, im Kothe zu versinken. Endlich am siebenten Tage seit unserer Abreise von Alt-Orsova erreichten wir Abends gegen 9 Uhr die Capitale der Wallachei, und nach einem halbstündigem Herumfahren den Gasthof oder Hahn (in wallachischer Sprache), der für den besten der Stadt galt, aber diesem Ruf in der That wenig Ehre machte.

Bucharest (sprich: Bucharescht), die Hauptstadt der Wallachei und Residenz des Hospodars, in einer weiten, anmuthigen Thalebene an der Dumbrowitza belegen, hat ein Lyceum, eine öffentliche Bibliothek, eine literarische Gesellschaft, ein Cassino, 60 griechische Kirchen und Capellen, 50 griechische Klöster, bedeutenden Handel, 9500 Häuser und etwa 100,000 Einwohner, und ist ein weitläuftiger, aber im Allgemeinen schlecht gebauter Ort. Die Häuser haben alle nur eine Etage, und gleichen großentheils elenden Hütten; allein in Mitte dieser Häusermassen erheben sich die Paläste der Bojaren, die zwar auch nur von Backsteinen (anderes Baumaterial kennt man hier nicht) aufgeführt sind, allein von sehr hohen Mauern eingeschlossen werden.

Die Hauptstraßen der Stadt sind schlecht gepflastert, die Nebenstraßen aber nur mit eichenen Bohlen bedeckt. Die Straßen werden nie gekehrt, noch sucht man dem lästigen Staube durch Spritzen mit Wasser zu begegnen, und man kann daher leicht ermessen, wie es mit der Reinlichkeit dieser Straßen beschaffen seyn mag. Indessen muß bemerkt werden, daß nur Domestiken und die niedrigsten Stände in den Straßen zu Fuß erscheinen; Leute comme il faut fahren bei jeder Gelegenheit.

Ich hatte früher in München mehrere Söhne vornehmer Bojaren, welche im deutschen Athen den Studien oblagen, kennen gelernt, und eilte am nächsten Tage, mich diesen Herren vorzustellen; ich wurde von denselben, so wie von den erhabenen Bojarengeschlechtern überhaupt, mit jener feinen Aufmerksamkeit und gränzenlosen Gastfreundschaft aufgenommen, deren sich hier noch jeder gebildete Fremde zu erfreuen hatte.

Der liebenswürdige Prinz Panaiot Ghika nöthigte mich mit dringender Freundlichkeit, auf der Stelle den Gasthof zu verlassen, und seinen Palast zu beziehen. Des Prinzen seliger Vater, auch ehemals Hospodar, hatte auf die fürstliche Ausstattung dieses Palastes Millionen von Piastern verwendet, und aus allen Gemächern strahlten mir ein blendender Glanz und verschwenderische Pracht entgegen; es gehört dieser Palast zu den herrlichsten in Bucharest.

Dem regierenden Hospodaren, Alexander Demetrius Ghika, wurde ich durch dessen Hofmarschall, Vicomte de Grammont, vorgestellt. Der Hospodar ist ein starker Vierziger mit geistreicher Physiognomie, und von der einnehmendsten Freundlichkeit; er spricht, wie beinahe alle Bojaren, mehrere lebende Sprachen, insbesondere französisch und deutsch. Hr. v. Grammont überhäufte mich mit zuvorkommender Artigkeit; er ist ein sehr unterrichteter Mann, und selbst Verfasser eines geistreichen Buches.

Im Ton und in der Lebensweise des Adels beider Länder herrscht Ungezwungenheit und Comfort, allein Alles, die Uniformen wie die Formen der Gesellschaft, haben unverkennbar russischen Zuschnitt. Seit der neuen Gestaltung der Dinge erringt die Geistescultur, insbesondere in Bucharest, mächtige Fortschritte; unsere Allgemeine Zeitung wurde im Cassino so zu sagen verschlungen; vor etlichen Jahren noch kümmerte man sich in diesen Ländern um Zeitschriften fast gar nicht. Nur die Art, wie man Freunde und Fremde zu empfangen pflegt, hat noch einen starken türkischen Beigeschmack. Ueberall wird man sogleich beim Eintritt in die Salons der Großen mit köstlichen Confituren (Dulcuiettis) und mit gestopften Tabakspfeifen bewirthet; der gute Ton erfordert, selbst fortzurauchen, wenn man der Dame vom hause vorgestellt wird; selbst den Supplicanten in den Vorgemächern des Hospodars werden brennende Pfeifen präsentirt. Uebrigens lieben die Bojaren lange zu schlafen, und sich mit hohen Hazardspielen zu unterhalten; unter den Landwagen schenkt man den bequemen russischen Droschken, so wie den Wiener Wägen den Vorzug.

(Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 320 S. 1277 Sp. 2. Z. 10 v. u. in der Note ist das Wort Kassaken statt Kosaken stehen geblieben.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 November 1837.

Der Ackerbau in Indien.

Culturpflanzen.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß der Boden des unermeßlichen indiſchen Gebiets faſt allenthalben derſelbe iſt. In der Ebene des Ganges beſteht er aus einem fruchtbaren, ſchwarzen, fetten Alluvialerdreich; hier findet ſich aber eben ſo wenig Kies als im Delta. Der Boden der angränzenden Provinzen Malwah, des Pendſchab und eines Theils von Dekkan beſteht ebenfalls aus einem fetten Erdreich. In Malabar beſteht der Boden am Fuß der Gebirge aus einer dicken Schicht rother Thonerde; man findet dort auch Formationen von Quarz und Straß, in den öſtlichen Gebirgen Granit und in den weſtlichen Baſalt. Dieſer Boden iſt allenthalben angebaut, und die natürlichen Erzeugniſſe desſelben durch Pflanzen erſetzt worden, die den Bedürfniſſen des Menſchen angemeſſen ſind. Darunter gehören das Zuckerrohr, der Reis, die Baumwollenſtaude, der Mohn und der Indigo. Im Monate Dſchesht, der den letzten 11 Tagen des Mai und der erſten Hälfte des Junius entſpricht, beginnt die Ausſaat: man ſäet alsdann den Til (sesamum orientale), den Urid (phaseolus max.), den Malla (Mais), der nie reif wird, den Natſcheni (cynosurus coracanus) und Hirſe. Alle dieſe Pflanzen wachſen ſehr ſchnell und werden vor Ende der Regenzeit eingeerntet. Im Monat Aſchar, der auf den Monat Dſchesht folgt, wird der Reis ausgeſäet, den die Indier in ſo großer Menge verbrauchen, dann der Gearce von Guzerat (holcus sorgbum), der Badſchri (holcus spicatum), der Mut und der Mung (phascolus aconitifolius); ferner der Hutthi und der Papota (Dolichos biflorus), dann der Hanf und der Ambari (hibiscus cannabinus). Die übrige Ausſaat erfolgt im Monat Aswin, d. h. in den letzten 14 Tagen des Septembers und der erſten Hälfte des Octobers; ſie beſteht aus den Kupas von Guzerat (gossypium herbaceum), dem Tabak und dem Saffior (carthamus tinctorius). Die letztere Pflanze wird beſonders zu Guzerat angebaut, wo ſie ſchöne purpurrothe Blumen trägt. Der Ertrag aller der angeführten Ausſaaten iſt ſehr veränderlich; ſo trägt eine Aehre des Dſchoari (surgurum) zuweilen 400 bis 500 Körner, manchmal aber auch bis zu 1000. Der Anbau des Mohns, oder Opiums, bildet den Hauptzweig des hindu'ſchen Ackerbaues. Der größte Theil des fruchtbaren Bodens von Maſal iſt dieſem Anbau gewidmet. Um ihn zur Aufnahme des Samens zu bereiten, wird er in kleine, etwas vertiefte Beete von 6 bis 9 Quadratfuß eingetheilt, die man bewäſſert und mit gepulvertem Miſt bedeckt. Dann bildet man niedrige Beete von 4 bis 5 Fuß, in welche der Samen gelegt wird. Dieſe Arbeit wird im Monat December vorgenommen; zehn Tage ſpäter werden die Beete wieder ſtark bewäſſert und die Pflanzen ſo weit auseinander geſetzt, daß ſich zwiſchen jeder ein Raum von 4 bis 5 Zoll befindet. Die Blüthe erfolgt in den Monaten Februar, März und April; dann ſind die Samencapſeln reif genug, um das Opium mittelſt Einſchnitten in die Pflanze herauszuziehen. Nach dem Einſchnitt fließt ein weißer Saft heraus, welcher Abends, wenn er ſich verdickt hat, eingeſammelt wird, und den man dann der Wärme ausſetzt, um die noch darin enthaltenen wäſſerigen Theile verdunſten zu laſſen, worauf das Opium in kleine Fäßchen gepackt wird, indem man es noch mit etwas Oel befeuchtet, damit es ſich nicht zu ſehr verhärte. Obſchon der Ertrag dieſes Anbaues ſehr verſchieden iſt, ſo zieht doch die oſtindiſche Compagnie, die ſich das ausſchließliche Monopol in dieſem Artikel vorbehalten hat, jedes Jahr einen bedeutenden Gewinn, der ſich in einem Zeitraum von 20 Jahren faſt vervierfacht hat. Im J. 1810 warf dieſer Artikel nur 180,000 Pf. St. ab, 1830 aber 2 Millionen. Im J. 1817 betrug die Ausfuhr nach China 2135 Kiſten und 1830 16,305 Kiſten. Nach dem Mohn kommt das Zuckerrohr, deſſen Anbau jedoch ſehr ſchlecht betrieben wird. Der aus demſelben gewonnene Zucker kann durchaus keinen Vergleich mit dem weſtindiſchen aushalten, und doch beträgt die Ausfuhr im Durchſchnitt jährlich 5,590,760 Pfund, könnte aber leicht bis auf 450 Millionen Pfund — der gegenwärtige Verbrauch von ganz Europa — ſteigen, wenn man, ſtatt den indiſchen Zucker mit einem weit ſtärkern Zoll als den weſtindiſchen zu belegen, die Pflanzer unterſtützte, denn nirgends könnte, der wohlfeilen Handarbeit wegen, der Zucker zu billigerem Preiſe hergeſtellt werden. Nach dem Zuckerrohr kommt die Baumwolle. Die Arten, welchen ſich der Anbau vorzugsweiſe zuwendet, ſind

die Rebdeha, die Hawli und die Dscheitowa. Die Rebdeha, die schönste von allen, aus der vor Zeiten die reichen Musseline von Dekkan verfertigt wurden, wird im Herbstäquinoctium ausgesäet; jetzt führt man nur wenig davon aus. Die Hawli, etwas geringer an Qualität, wird im Monat Mai mit dem Mais ausgesäet; die Pflanze braucht nicht bewässert zu werden, und das Verhältniß des Ertrags zur Aussaat ist wie 3 : 1. Die Dscheitowa ist ebenfalls sehr gesucht, ob sie gleich den beiden vorgenannten Arten an Qualität nachsteht; das Verhältniß des Ertrags zur Saat ist wie 3 : 1. Der Baumwollenbau wird im Ganzen schlecht betrieben; die schmutzige, gelbe Baumwolle voller Samenkörner, wird auf den europäischen Märkten nicht sehr geschätzt, und dennoch könnte sie, mit Hülfe der Reinigungsmaschinen, deren die Amerikaner sich bedienen, leicht die Concurrenz mit den Baumwollen aller übrigen Länder aushalten. Nirgends stehen der Ackerbauindustrie so viele Thiere zu Gebote als in Indien, obschon die meisten derselben sehr schlecht gehalten werden, und deßhalb sich verschlechtern. So z. B. die Pferde, deren man sich indeß beim Ackerbau nicht bedient. Die einheimischen Pferde sind klein, schlecht gebaut und voller Fehler. Die Regierung macht ihre Cavallerie nur mit Pferden aus den Gebirgen von Nepal oder mit tatarischen und mahrattischen Rossen beritten, die auf den Märkten von Kabul gekauft werden. Die Büffel und Ochsen scheinen gleichfalls von der Ausartung gelitten zu haben, die auf dem ganzen Gebiet von Hindustan lastet. Büffel gibt es in allen südlichen Gegenden Indiens in Menge. Es gibt kein sanfteres und für den Ackerbau nützlicheres Thier als den Büffel; wenn er auch nicht so thätig als der Ochse ist, und die Hitze nicht so leicht als dieser erträgt, so ist er dagegen kräftiger und gelehriger. Der Büffel gehorcht der Stimme seines Herrn und läßt sich von einem Kinde leiten, das oft auf seinem Rücken schläft, während er wiederkäut; zuweilen schützt er es sogar gegen wilde Thiere. Der größere Theil ist zwar, wie bereits erwähnt, ausgeartet, doch bietet die Regierung Alles auf, um diesem Uebel zu steuern, und so findet man jetzt in den Districten Burneah und Sarun sehr schöne Büffel. Indien hat auch vorzüglich schöne Zebras, die mit Nutzen gezähmt werden könnten. Die Kühe geben wenig Milch, und auch hier hat die Regierung dadurch Abhülfe getroffen, daß sie Kreuzungen mit englischen Racen vornehmen ließ, die herrliche Milch und gute Butter geben. Indien besitzt endlich in seinen Schafen und Ziegen nützliche Thiere, die man vergebens in andern Gegenden zu akklimatisiren versucht hat. Ein indisches Schaf wiegt, wenn es fett ist, 20¼ Pfund; es wird zweimal im Jahr geschoren und sein Vließ wiegt ungefähr ½ Pfund. Diese Schafe und Ziegen tragen statt der Wolle ein seidenartiges Haar und nach unten gebogene Hörner. Die Ziegen von Tübet und Kaschmir werden jetzt in einigen Theilen Indiens sorgfältig gezüchtet. Die Kaschmirziege zeichnet sich durch ihre glatten Hörner mit einer einzigen Spiralwindung aus; dazwischen befindet sich ein kleiner Büschel weißer Haare; die Schnauze ist weiß, nur mit einem schwarzen Längstreifen gezeichnet.

Die Russen im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Die zahlreichen Berührungen, in welche die Russen durch diese Ausbreitung ihrer Herrschaft im Süden und Norden des Kaukasus mit den dieses Gebirge und seine Ausläufer bewohnenden Völkerschaften kamen, vermehrten allmählich die höchst ungenügende Kenntniß, die man bisher von ihnen hatte. Wir wollen zur bessern Uebersicht der einzelnen Ereignisse eine kurze Aufzählung der verschiedenen Völkerschaften voranschicken.

Subow zählt in seiner schon mehrfach erwähnten Schrift nachstehende Namen der verschiedenen Bergstämme auf. 1) Die Adeche oder transkubanischen Tscherkessen. 2) Die Kabardiner mit den ihnen unterworfenen Völkerschaften, 3) die Osseten, 4) die Tschetschenzen oder Kisten, 5) die Kumyken, 6) die Awaren und 7) die Lesghier. Klaproth in seinem bekannten Tableau du Caucase macht eine etwas andere Eintheilung, die von wissenschaftlichem Standpunkt aus betrachtet auch wohl die richtigere ist: 1) Tscherkessen, wozu auch die Kabardiner gehören. 2) Abasen, die zum Theil mit den Tscherkessen vermischt sind so daß man keineswegs genau anzugeben im Stande ist, welche einzelnen Stämme zu dem einen oder andern Haumptstamm zu rechnen sind. 3) Osseten, 4) Mitsdschegi, oder Kisten, wovon die Tschetschenzen nur ein Zweig sind. 5) Lesghier, 6) türkische und turkomanische Stämme, worunter die Kumyken, und endlich 7) georgische Stämme, wovon Pschawen, Chewsuren und Suanen die hohen Theile des Kaukasus bewohnen.

Schreiten wir, um uns zu orientiren, von Westen gegen Osten, so stoßen wir zuerst auf die Tscherkessen,*) deren Wohnsitze sich vom Ufer des schwarzen Meeres bis zum Elbrus ausdehnen (51° 10′ bis 60° 10′ O. L.); gegen Süden und Südwesten sind sie von Mingrelien und Großabchasien durch die Kaukasuskette getrennt; die Großabchasier aber gehören wohl zum tscherkessischen Stamm, während die Mingrelier georgischen Stammes sind. Die Tscherkessen auf dem Nordabhang des Kaukasus zerfallen in nachstehende Völkerschaften, deren Namen wir, weil sie vielleicht jetzt öfters genannt werden, nach der Schreibart der Russen in Kürze aufführen. **) 1) Die Natuchaier an beiden Ufern des Atakum bis zu dessen Einmündung in den Kuban und gegen das Meer hin; zu ihnen gehören am Liman des Kuban selbst und weiter südwärts gegen Abasien, oder richtiger Abchasien hin, die Guaie und Ubychen. 2) Die Schegaken in der Umgegend der Feste Anapa. 3) Die Schapsugen zwischen Atakum und Aphibs (oder Karakuban) gegen das Hochgebirg hin. 4) Die Shane auf dem rechten Ufer des Atakum bis zum Karakuban; näher am Kuban wohnen 5) die Gatukai, die mit den vorigen Einen Stamm ausmachen; 6) die Bseduchen zwischen Aphibs und Schagdascha; über ihnen gegen das Hochgebirg hin, 7) die

*) Dieser Name soll nogaisch seyn, und Kopfabschneider bedeuten. der Name Adeche aber Thalbäher (oder Thalbewohner) am Meere (che) bedeuten.

**) Unsere Karte gibt nicht alle Flußnamen, doch die wichtigsten, so daß man sich leicht zurecht finden kann.

Abedſechen, einer der mächtigſten Stämme. 8) Die Tſchemirgoi, an beiden Ufern der Schegdaſcha, 9) die Mochoſchen an beiden Ufern der Laba; 10) die Beßlinei zwiſchen der kleinen Laba und dem Chots, welche beide in die große Laba fallen. In dem Raume zwiſchen der Laba und dem obern Kuban wohnen zwei nogaiſche Stämme, die Nauros, von der Mündung der Laba bis zu der des Urup; die Manſuren an den obern Zuflüſſen des Kuban; die erſtern ſtehen unter der Oberherrſchaft der Mochoſchen, die letztern unter der der Beßlinei. Mit dieſen Angaben, namentlich den erſten, läßt ſich unſere Karte nicht gut vereinigen, und es ſind in dieſer Beziehung wohl noch eine Menge Berichtigungen vorzunehmen.

An die Tſcherkeſſen ſchließen ſich die mit ihnen aus gleichem Stamme entſproſſenen Kabardiner, welche als die vornehmſte Völkerſchaft im ganzen Kaukaſus gelten. Sie wohnen von 60° 20′ bis 62° O. L. oder vom Elbrus über Wladikawkas hinaus bis zur Sundſcha: ſie zerfallen in drei Stämme, die Ataſchuk, Miſſouſt und Dſchembulat; von dieſen letztern ſtammen alle tſcherkeſſiſchen Fürſten ab, die jetzt in Rußland leben, nämlich die Aleukow und die Bekowitſch.

Abaſiſche, mit den Tſcherkeſſen verwandte Stämme ſind die 1) Altykiſeken, von dem Urup bis zum Kuban, 2) die Baſchilbai am Quellland der Laba und des Urup, 3) die Midawi an der obern Laba, 4) die Barrakai am Khots, die Kazilbeg zwiſchen den Quellen der großen und kleinen Laba bis ans ſchwarze Meer, 6) die Tſchegreh und Bagh am linken Ufer der Laba, 7) die Tubi und Ubukh*) an der Schagwaſcha bis an die Schneegebirge und das ſchwarze Meer, 8) die Bſubbeh ſind weſtlich von den vorhergehenden bis ans ſchwarze Meer und Sukum Kaleh. Weiter hinauf am Ufer folgen außer den ſchon genannten Ubukh noch die Schaſchi, Bsyb, Kubikhan, Aratkowas, Bah und Malkupi Madſchawi, welche man insgeſammt unter dem Namen Kuſchhaſip Abaſi oder „Abaſen jenſeits der Berge" begreift.

Aus dieſer Ueberſicht geht hervor, daß die Tſcherkeſſen den nördlichen Abfall des Landes bis zum Kuban nordwärts und zur Sundſcha oſtwärts bewohnen, mit Ausnahme des Hochgebirgs, wo abaſiſche Stämme ſich feſtgeſetzt haben, und ſich bis an das ſchwarze Meer ausdehnen.

In die Nähe der Altykiſeken haben ſich einige nogaiſche Stämme verirrt. Auf dem rechten Ufer des obern Kuban hauſen die Karatſchaier, weiter gegen Oſten die Tſchegem, nach dem gleichnamigen Fluſſe ſo genannt, gerade nördlich von den Oſſeten die Balkaren oder Malkaren. Wie dieſe wenig zahlreichen Stämme, die eine nogaiſch-tatariſche Mundart ſprechen ſollen, dahin kamen, möchte ſchwer zu ſagen ſeyn.

Die Oſſeten hauſen um die höchſten Gipfel des Kaukaſus, zu einem Drittheil auf dem Südabhang gegen Georgien und Imeretien hin, und haben im Oſten und Nordoſten den Terek zur Gränze. Subow theilt ſie nicht nach Stämmen ab, Klaproth dagegen nennt die Dugor in den Thälern des Uruch und ſeiner Zuflüſſe, die Stämme von Sakha, Nar, Sramaghi, Walaghir und Kubat am Arbon, die Tſmitti im Thale des Fiag, die Tagate oder Tagauri am Kiſil und Gnaldon, die Tirſan an der Quelle und im obern Terekthale von Kobi bis Wladikawkas hin, als die Hauptſtämme auf dem Nordabhang. Sie zerfallen in abhängige und unabhängige.

Immer weiter oſtwärts gehend, ſtoßen wir nun auf die Kiſten oder Mitſchkis (Mitsdſcheghi), welcher letztere Name wohl der richtigere iſt, da eine beſondere Abtheilung derſelben Itſchari-Mitſchkis (Berg-Mitſchkis) genannt wird. Subow theilt ſie in Inguſchen, Kiſten, Karabulaken und Tſchetſchenzen. Eine andere Abtheilung, die er macht, iſt die in ruſſiſche Unterthanen, unter unabhängigen Fürſten und unter Volksälteſten ſtehende Tſchetſchenzen; der letztere Name, welcher eigentlich nur Anwohner des Tſchetſchen bedeutet, wird wegen ihrer großen Zahl — ſie ſind allein mehr als doppelt ſo ſtark, wie die übrigen zuſammen — allmählich zum allgemeinen Namen; ſie dehnen ſich vom obern Terek bis zum Alſai und nordwärts bis zur Sundſcha aus.

Von hier aus oſtwärts haben wir nur noch zwei große Völkerſtämme: die lesghiſchen und die türkiſchen; die erſtern nehmen das ganze öſtliche Gebirgsland von der Sundſcha an der Nordſeite des Kaukaſus bis zum Alazani und dem Kur an der Südſeite ein, während die letztern längs dem Uferſtrich des kaſpiſchen Meeres wohnen, und nur hie und da in die Berge eingedrungen ſind, wie z. B. die ſchon genannten Kumyken.

Die Lesghier ſind gewiß uralte Bewohner des Kaukaſus, und man hält ſie für Nachkömmlinge der in der vorderaſiatiſchen Geſchichte ſo oft erwähnten Alanen. Sie zerfallen in die Provinz Tſcharo-Belokan an der obern Alazani, das Chanat der Awaren oder Chandſakh am Koiſu und der Atala; das Chanat der Kaſikumyken am obern Koiſu, das Gebiet des Sultans von Eliſſui, unterhalb Tſcharobelakan an der Alazani; die Provinz Kurak am Samur, und endlich die freien Genoſſenſchaften Achti, Rutul, Sergi und Dartſchi oder Derki vom Samur an oſtwärts längs den höchſten Ketten dieſes Theils des Kaukaſus. Klaproth zählt 35 verſchiedene Stämme mit einer Geſammtzahl von 138,700 Seelen auf, wovon nachfolgende die bedeutendſten ſind: Awar oder Chandſakh 14,700, die Antſukh mit den Thebeli, Tumurghi und Tſchilik 2500 S., zwiſchen Koiſu und Atala, *) die Tſchari und Belokan an der Alazani, 8000 S., die Republiken Dido und Unſo an den Quellen des Samur 4500, die Akuſcha am Koiſu 18,000, die Kaſikumyken, weiter oberhalb an demſelben Fluſſe, 15,000 S., die Dſchengutai, öſtlich vom Koiſu an der Quelle des Manas 6500, die Kaitak (Karakaidacheu) 25,000 **), Tabaſſeran 10,000), Kurali 5000 S., Scheki 10,000 Seelen.

*) So Klaproth, vielleicht ſind dieſe aber einerlei mit den oben genannten Ubychen.

*) Klaproth ſagt zwar an der Samura; dieß kann aber nicht der Samur ſeyn, den die Karten aufführen, in dem eine Völkerſchaft Antſukh oder Untſuck auf den beſſern Karten zwiſchen den zwei oben genannten Flüſſen genannt wird.

**) Subow zählt dieſe zu den Dageſtanern, und rechnet von den erſten 6000 S., von den zweiten 50,000; auch die oben genannten Akuſchen zählt er zu den Dageſtanern, wenn ſie gleich aller Wahrſcheinlichkeit nach lesghiſchen Stammes ſind.

Als eigentlich türkische Stämme am Ufer des kaspischen Meeres rechnet Klaproth die Unterthanen des Schamkhal von Tarku, die Kumyken von Alsai, Enderi und Kostek, die Bewohner des Districts von Derbent, Kuba, Schamakhi, Baku, Sallian, Karabagh, Gándsha und Schamkhor, Somkheti und Schuragheli.

Vom georgischen Stamme wohnen im Gebirg die Pschawen, Chewsuren und Suanen oder Suanethi, nordwärts von Imerethien und Georgien.

Aus dieser gedrängten Uebersicht geht hervor, daß die tscherkessisch-abasischen Stämme, die jedoch von einander sehr abweichende Mundarten reden, den Westen des Kaukasus, die Osseten, nebst den wenig zahlreichen georgischen Stämmen der Pschawen, Chewsuren und Suanen, die Mitte, und die lesghischen Stämme den östlichen Kaukasus bewohnen, während die türkischen oder turkomanischen Stämme den Meeressaum eingenommen, und nur südwärts vom Kur sich weiter ins innere Land verbreitet haben. Die Turkomanen und Tataren bezwangen somit die eigentlichen Bergstämme keineswegs, verhinderten aber wohl ihre sonst unvermeidliche, und früher jedenfalls größere Ausbreitung ins Flachland, die der Tscherkessen gegen Norden, die der Lesghier gegen Süden.

(Fortsetzung folgt.)

Temperatur der Erde in Sibirien.

Das gegenwärtige Sibirien zeigt das seltsame Phänomen, daß der Boden selbst in der heißesten Jahreszeit bis in eine gewisse Tiefe gefroren bleibt, freilich verschieden, je nach der Breite und anderen localen Umständen, und daß die Dicke der gefrornen Schicht, namentlich in den östlichen Gegenden, z. B. in Irkutsk, so bedeutend ist, daß man ihren Grund noch nicht erreichte. Gmelin erzählt, daß ein Einwohner von Irkutsk im Anfange des vorigen Jahrhunderts einen Brunnen zu graben unternahm, die Sache aber aufgab, als er 90 Fuß tief gekommen war, und die Erde immer noch gefroren fand. Mehrere Naturforscher waren der Ansicht, diese Erscheinung spreche gegen die Ansicht einer großen Hitze im Innern der Erde. Jetzt hat man indeß seit dem Jahr 1830 in der Nähe von Irkutsk einen Brunnen zu graben angefangen; man kam noch in demselben Jahr auf 78 Fuß unter die Oberfläche, fand aber kein Wasser, im J. 1831 kam man bis auf 90 Fuß, und immer noch war der Boden gefroren. Die Arbeit wird noch fortgesetzt, und es ist wohl kaum zu zweifeln, daß man am Ende den Zweck erreichen werde, denn der Thermometer, der wenig Fuß unter der Oberfläche 18°,5 F. (— 6° R.) zeigte, stieg, als man ihn bis auf den Boden hinabließ, bis auf 29°,75 F. (— 1° R.) (Edinb. Philos. Journ.)

Chronik der Reisen.

Reise durch die Moldau und Wallachei im Sommer 1837.

(Fortsetzung.)

Die Damen sind in der Regel ungemein reizend und geistreich; aber das Cicisbeat hat hier eine größere Ausdehnung erhalten, als selbst in Italien, denn eine vornehme wallachische oder moldauer Dame erfreut sich zweier oder gar dreier Liebhaber zugleich, ohne daß dadurch ihr guter Ruf gefährdet würde. In der neuesten Zeit ist bei Herren sowohl als Damen das moderne französische Costume das herrschende geworden, und nur einige wenige Greise vermögen es nicht, sich von ihrer alten, reichen Bojarentracht zu trennen. Die Hospodare beider Länder erscheinen nie anders als in Militäruniform; das Französische ist ausschließlich Sprache der Conversation in den Cirkeln der Vornehmen. Es wurde mir die Ehre zu Theil, zu einem großen Feste geladen zu werden, welches Prinz Constantin Ghika, Bruder des Hospodars und General en Chef der Landestruppen (sie sind etwa 6000 Mann stark), auf seinem Landgut in der Banaßa (ein großer Eichenwald) gab, und bei welchem sich die ganze große und schöne Welt der Hauptstadt einfand. Die Zahl der eingetroffenen Equipagen war bei weitem größer, als bei ähnlichen Gelegenheiten in den bedeutendsten Hauptstädten Europa's, denn hier hält jedes Glied, selbst der zahlreichsten Familie, seine eigene Equipage. Das Fest in der Banaßa begann mit einer französischen Komödie, welche im Freien aufgeführt wurde; dann fand unter einem aufgeschlagenen ungeheuren Zelt ein glänzender Ball statt; in mehreren Nebenzelten befanden sich die Küchen, die Buffets und die Weinvorräthe. Prinz Constantin bewies mir große Aufmerksamkeit, ließ mich fortwährend durch seine Pagen mit den feinsten Erfrischungen bedienen, und forderte mich wiederholt auf, am Tanze Theil zu nehmen. Ziemlich spät erst erschienen der kaiserlich russische Generalconsul, Hr. Baron v. Rückmann, und der k. k. österreichische Agent, Hr. v. Timoni. Diese beiden Herren wurden insbesondere ausgezeichnet, und von dem Hospodaren selbst unter dem Eingange ins Zelt empfangen. Es war dieser Zeltball überhaupt der originellsten und prachtvollsten einer, die ich je gesehen, und die vielen glänzenden Officersuniformen trugen viel dazu bei, den Schimmer des Festes zu vermehren. Anfangs hielt ich der reichen Stickerei der Uniform halber jeden Subalternofficier für einen General. Uebrigens ist das Officierscorps in Bucharest so zahlreich, daß ich glaube, es wäre dieses Corps hinlänglich für ein Heer von 20,000 Mann, denn der Ton erfordert, daß jeder Bojarensohn einige Jahre lang die Officersuniform trägt.

Endlich nach vierzehntägigem Aufenthalte meine Reise fortsetzend, gelangte ich innerhalb dreier Tage von Bucharest nach Fokschan. Der Fluß Milkow trennt Fokschan in zwei Theile, von welchen der eine noch zur Wallachei, der andere aber bereits zur Moldau gehört. Die Stadt treibt Handel und starken Weinbau, und zählt 4000 Einwohner. Ich wohnte in Fokschan bei dem moldauer Präsidenten, Hrn. Georges Razo, an den ich von Bucharest aus empfohlen worden war, und wurde auch von diesem hohen Staatsbeamten in herzlicher und gastfreundlicher Weise aufgenommen. Gegen meinen Reiseplan mußte ich bei Hrn. Razo zwei Tage verweilen, und sein bei Fokschan gelegenes großes Landgut in Augenschein nehmen. Der Flächeninhalt der zu diesem Landgute gehörigen Ländereien beträgt nicht weniger als 6 deutsche Meilen. Die bereits vollendete Ernte hatte Hrn. Razo unter anderm in den Besitz so vielen Heues und Strohes versetzt, daß er, um dasselbe unterzubringen, seine ältern ansehnlichen Vorräthe wegen Mangels an Absatz verbrennen lassen mußte. Hr. Razo forderte mich auch auf, ein paar hundert deutsche Colonisten zu senden, welchen er gegen geringen Handdienst hinlänglichen Grundbesitz verleihen, und bequeme Häuser bauen lassen wollte. Aehnliche Aufforderungen ergingen an mich von mehreren großen wallachischen und moldauer Gutsbesitzern, und ich glaube auch, es würden auswanderungslustige Deutsche besser thun, hierher, statt nach Amerika oder Algier zu ziehen.

(Schluß.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1837.

Ansichten von Pesth.

7 Gewerbthätigkeit.

Fleiß und Thätigkeit kann man hier überall bemerken. Ein großer Theil der Gewerbsleute sind vom Auslande hier angekommen; denn es lockt der Lohn und Gewinn, welcher hier ungleich leichter und größer zu machen ist, wie in Deutschland. Viele, hier zu bleiben. Ein Gleiches gilt vom Handel im Großen und im Kleinen. Da Ungarn in der Gewerbthätigkeit gegen Deutschland zurücksteht, und da Pesth den Centralpunkt für das ganze Land bildet, so läßt sich die Sache leicht erklären, zumal den Gewerben der Ueberfluß und die Wohlfeilheit der rohen Producte vorzüglich zu statten kommt. Handel und Gewerbe würden jedoch ungleich schneller und freudiger erblühen, wenn nicht der hierauf Bezug habende gesetzliche Zustand des Landes noch so mangelhaft wäre. In der zeitherigen ungarischen Verfassung liegt hiervon die Ursache. Die Cavaliere, und an deren Spitze die Magnaten, sind Souveräns, welche sich über das bindende Gesetz erhaben glauben, oder doch leicht sich über dasselbe stellen können, und nur der Areopag ihrer Standesgenossen darf und kann sie richten. Derselbe ist in dem Septemvirat (dem höchsten Landesgericht) repräsentirt. An dieses gehen alle Rechtshändel des Adels in letzter Instanz, dabei aber findet ein so vielfach verschlungenes formelles Verfahren, und eine solche Langsamkeit statt, daß Menschenalter vergehen, ehe eine Sache geschlichtet, ja ehe sie zuweilen nur vor dieses höchste Gericht gebracht wird. Im Handel und Gewerbe ist das Wechselrecht das thätigste Agens, welches den Credit schafft und stützt. Von einem solchen kann in Ungarn, besonders aber in Beziehung auf dessen Adel, wenig die Rede seyn, weil man von persönlicher Freiheit überspannte Begriffe hat, und sie so weit ausdehnt, daß sie, wie im vorliegenden Falle, bis auf die Hemmung des Handelsverkehrs geht. Der Geist und die moralischen Begriffe der gegenwärtigen Zeit führen in dieses ungarische Wesen eine Menge von Inconsequenzen. Ehemals war die Vorstellung von Ehre bei den höher gestellten und erimirten Classen des Volkes so zart und streng, daß diese mehr that und werth war, als ein strenges Wechselrecht. Das aber hat sich in neuerer Zeit in vielen Stücken geändert; wenigstens fehlt es nicht an einer Menge von Beispielen, die da beweisen, daß jene Zartheit großentheils verschwunden und die Strenge gemildert ist. Wenn es nun vorkommt, daß man versprochene Zahlungen nicht leistet, und daß der Gläubiger sie auch nicht einziehen kann, wenigstens auf lange Zeit hinaus warten und am Ende froh seyn muß, wenn er sich in Güte mit dem Schuldner einigen kann, so folgt daraus ganz natürlich, daß der Credit in seinen Grundfesten erschüttert ist, und man fast überall nur gegen Baarzahlung handelt. Wem aber wäre es unbekannt, daß damit sofort aller Handel gleichsam in seinen Arterien unterbunden wird, und sich nur krankhaft bewegen kan? — Bei dem letzten Landtage ist viel über eine zu revidirende und zu verbessernde Gesetzgebung unterhandelt, und insbesondere auch der fragliche Gegenstand zur Sprache gebracht worden. Noch aber fehlen die definitiven Beschlüsse, die endlich wohl das Bedürfniß der Zeit erpressen wird.

Bei dem prekären und verwickelten Gesetzeszustande des Landes kann es nicht fehlen, daß nicht eine Menge Advocaten in Pesth leben und sich nähren sollten. Man könnte hier einen Ausspruch der Bibel, den aber lieber ein Jeder selbst suchen mag, recht passend anwenden. Jemand, den ich aber nicht gleich nennen kann, hat einmal bemerkt, man könne nach der größern oder geringern Zahl der Advocaten in einem Lande den besten Maßstab haben, wie nahe oder fern dasselbe dem goldenen Zeitalter stehe.

Die Russen im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Erwägt man, daß es schon fünfzig Jahre ist, daß die Kosaken am schwarzen Meere die Linie am Kuban unterhalten, und die Russen die kaukasische Linie besetzen und verstärken, daß die russische Regierung schon seit mehr als 30 Jahre im Besitz von Tarku, Derbent, Baku und Sallian, so wie Georgiens und der davon abhängenden Provinzen ist, so darf man billig erstaunen, daß die Bergstämme dem mächtigen Kaiserreiche noch immer el-

nen so heftigen Widerstand entgegensetzen. Diesen Widerstand erfuhren die Russen hauptsächlich im Osten im Laufe ihrer Kriege mit Persien.

Lesghier waren es, welche sich zuerst dem Marsch Peters des Großen widersetzten, und dieselben Stämme belagerten noch im Jahre 1831 die Festungen Tarku und Derbent. Früher war das ganze linke Ufer des Kur ihren Einfällen ausgesetzt, was jetzt natürlich viel seltener geschieht. Einzelne Leute bringen ins Land und schleppen Menschen fort, wofür sie, wenn es ein Georgier oder Armenier ist, 400 bis 1200 Silberrubel erhalten; russische Soldaten werden selten fortgeschleppt, weil sie für diese kein Lösegeld erhalten. Früher stiegen sie in ganzen Schaaren von ihren Gebirgen herab, um irgend eine Stadt Persiens oder Georgiens zu plündern, so im J. 1711 Schamakhi, wo sie auch die russischen Kaufleute ermordeten, was den Vorwand zu dem Kriege Rußlands gegen Persien gab, und später Ardebil. Bei diesem kriegerischen Charakter suchten die Nachbarn sie stets in ihrem Dienste zu haben, und sie lieferten zu verschiedenen Zeiten den Türken, Persern und Georgiern Truppencorps; Heraklius hatte immer lesghische Truppen um sich. Die letzten Zeiten des georgischen Reichs waren den Lesghiern namentlich vortheilhaft, da sie während der langen Unruhen bald dieser, bald jener Partei dienten und ziemlich ungestraft ganz Georgien plünderten. *) Die Paschas von Achalzik, welche sich unter der unruhigen Bevölkerung ihres Paschaliks nur mit Mühe behaupteten, unterhielten stets lesghische Miethstruppen, welche in Augenblicken von Unthätigkeit das benachbarte Kartalinien mit Plünderungen heimsuchten, und Schrecken bis an die Thore von Tiflis verbreiteten.

Als Georgien unter russische Herrschaft gekommen war, zwang der Generalcommandant Fürst Zizianow **) im J. 1803 die benachbarten Lesghier mit gewaffneter Hand zur Unterwerfung, zur Stellung von Geiseln und zur Bezahlung eines jährlichen Tributs von 220 Pud Seide; sie hielten sich aber nicht lange ruhig, denn im ganzen Laufe des kurz darauf ausbrechenden Kriegs zwischen Russen und Persern standen die Lesghier den erstern gegenüber. In der Schlacht bei Manawi in der Provinz Kakhetien am 21 Nov. 1812 stürzten sie sich mit dem Dolch in der Faust auf die russischen Colonnen, und wenig fehlte, so wäre damals die ganze aus 8000 Mann bestehende russische Armee niedergemacht worden, was unfehlbar den Verlust sämmtlicher kaukasischer Länder nach sich gezogen hätte. Von dieser Zeit an bis zum J. 1826 hörte man nichts von größern Aufständen, wenigstens von den südlichen Lesghiern, denn die nördlichen zeigten sich fortdauernd unruhig. Nur wenige Stunden von Tarku geht es gleich in steile Gebirge hinein, man betrachtet letztere, obgleich am Meer gelegene Stadt als den Hauptsitz der kaukasischen Linie, und legte darin im J. 1825 die Veste Burnaja an, worüber Eichwald in seiner Reise (Th. I. S. 80.) bemerkt: „im October soll die Festung fertig werden, wenn ihr Bau nicht durch einen Ueberfall der nahewohnenden Tschetschenzen gestört wird." Im ganzen nördlichen Dagestan zieht sich eine hohe mit Schluchten angefüllte Bergkette längs dem Meere zwischen diesem und dem Laufe des Koisu hin, eine Bergkette, welche von den Russen, obgleich sie nur wenige Meilen vom Meere entfernt liegt, doch noch nie auf die Dauer überstiegen wurde. Die lesghischen Stämme, welche hier wohnen, machen unaufhörliche Einfälle in das russische Gebiet, und in der Zeit, wo Eichwald sich in Tarku befand (im J. 1825), wurde eine der Gränzfestungen überfallen und die Besatzung niedergemacht; eine andere wäre gleichfalls beinahe von ihnen genommen worden, indem ein fanatischer Mullah, der angeblich als Haupt einer Gesandtschaft an der Spitze von 200 Mann unklugerweise in die Festung gelassen wurde, zwei Generale mit dem Dolch niederstieß, und mehrere Officiere schwer verwundete, ehe es nur gelang ihn selbst niederzumachen; sein Gefolge rettete sich dennoch.

Als im folgenden Jahre der persische Krieg unerwartet ausbrach und ein unregelmäßiges Truppencorps unter Ali Mirza, einem Bruder von Abbas Mirza, von Ghilan hereinbrach, Lenkoran und Sallian wegnahm, Baku belagerte und bis gegen Kuba vordrang, da rührten sich alle Gebirgsstämme und brachten Köpfe von Russen zu Hunderten ins persische Lager, die Stämme von Tschar und Belokan erhoben sich, und wäre nicht die persische Armee schnell bei Jelisabetpol geschlagen worden, so hätte der überall ausbrechende Aufstand der muhammedanischen Völker, namentlich der Gebirgsstämme, die zerstreuten Russen genöthigt, alles Land südlich vom Kaukasus zu räumen. Nur mit Mühe wurden die Stämme von Tschar und Belokan wieder zur Ruhe gebracht, sie hefteten noch immer ihre Blicke auf die Türkei, namentlich auf Achalzik, und erst als in dem mit der Türkei ausgebrochenen Kriege im Jahre 1828 auch diese Festung fiel, unterwarfen sie sich allmählich den Russen, die gleich darauf im J. 1829 eine Festung in ihrem Lande erbauten und mit einer hinreichenden Besatzung versahen.

Bei den nördlichern Lesghiern aber war der Funken des Aufstandes nicht so schnell erloschen. Unabhängiger in ihrem weiten Gebiet und ihren unzugänglichen Schluchten, erbitterte sie die schreckliche Rache, welche Yermolow *) für den oben erwähnten Ueberfall einer Festung und den Mord zweier Generale nahm, aufs tiefste, und die Gräuel, die er verübte, erklären es allein, weßhalb Khasi Mullah, ein fanatisch begeisterter Religionslehrer, einen so

*) Dabei muß freilich erwähnt werden, daß Heraklius ihnen gewissermaßen das Recht dazu gab, denn da er häufig nicht im Stande war sie zu bezahlen, und der hohe Adel ihm hiezu kein Geld geben wollte, so legte er ihnen eine Anzahl Lesghier ins Quartier, bis die Steuer abgetragen war.

**) Er sah sich zu den strengsten Maßregeln gegen die Lesghier genöthigt, da bei ihrer verzweifelten Tapferkeit jeder Sieg mit schweren Opfern erkauft werden mußte. Am 5 (15) Januar 1805 wurde, wie oben schon erwähnt, die Feste Gändscha von den Russen erstürmt. Der Befehlshaber fiel auf den Wällen mit den Waffen in der Hand; der Widerstand war fürchterlich. Als man nach dem Siege die Leichen von 4 bis 500 erschlagenen Lesghiern erblickte, war man über die Ursachen der langen und glänzenden Vertheidigung nicht mehr in Zweifel.

*) Yermolow drang von der Sundscha her in ihr Land ein, weil er nicht Lust hatte, die Gebirge am Meeresufer zu übersteigen.

allmächtigen Einfluß auf sie ausübt. Im Jahr 1830 zeigten sich die ersten Spuren von Bewegungen, aber im Frühjahr 1831 wurde der Aufstand allgemeiner. Khasi Mullah befand sich bald in Dagestan, bald in der Nähe von Wladikawkas, welches er unfehlbar angegriffen, und damals wahrscheinlich genommen hätte, wenn er die benachbarten Inguschen für sich gewonnen hätte; aber diese, so wie die Osseten, blieben den Russen treu. Fürst Bekowitsch Tscherkaski zog bei Mosdok ein Corps gegen Khasi Mullah zusammen, scheint aber, wahrscheinlich weil das ganze Land zwischen dem Terek und Koisu in unruhiger Bewegung war, vorerst nichts unternommen zu haben. Khasi Mullah rückte jetzt selbst aus den Bergen vor und belagerte die Citadelle von Tarki, die dem Falle nahe war, als ein russisches Corps herbeikam, und nach wüthendem Kampfe den Feind aus der schon besetzten Stadt hinauswarf. Wenige Wochen darauf stand Khasi Mullah mit einem neu gesammelten Heere vor der Festung Grosnaja an der Sundscha, aber die festen Plätze widerstanden allenthalben dem wilden Muthe der Lesghier.

Indeß breitete sich der Aufstand immer weiter aus, ganz Tabasseran erhob sich, und Khasi Mullah schien sich zu vervielfältigen: im Mai hatte er Tarku belagert, im Junius erschien er vor Grosnaja, und in der Mitte Augusts marschirte er gegen Derbent, dessen Bewohner, mit Ausnahme der wohlhabenden Kaufleute, ihm eifrig ergeben waren, zog sich aber nach achttägiger fruchtloser Belagerung in die Gebirge zurück. Allmählich indeß gelang es den Russen größere Truppenmassen zu sammeln. Das feste Dübek im südlichen Dagestan ward nach blutigem Kampfe erstürmt, und dort große Beute gemacht, worauf die Tabasseranen sich wieder unterwarfen, und der Aufstand sich nun im nördlichen Dagestan zusammendrängte. In der Nähe des Dorfes Erpeli, gerade westlich von Tarku, hatten sich 10,000 Mann unter Khasi Mullah und Ammalat Beg, einem alten und unversöhnlichen Feinde der Russen, gesammelt; aber auch dieß ward erstürmt, so wie bald darauf das Dorf Tschirkei, eines der unersteiglichsten des ganzen kaukasischen Hochgebirgs.*)

Khasi Mullah war indeß noch keineswegs entmuthigt, und fand auch in dem Hasse der Bergstämme einen hinreichend starken Bundesgenossen, denn er begab sich jetzt wieder an die Sundscha, wo er den General Weljaminoff beschäftigte, sogar über den Terek setzte und Kisljär überfiel und ausplünderte. Den Winter über hielt er sich in einer unersteiglichen Gegend am Sfalatau, Tschumkessen genannt, auf, wo ihn die Russen angriffen, aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen wurden; ein zweiter Angriff gelang besser, allein Khasi Mullah schlug sich durch, und begab sich nach Himri, einem Dorf am Koisu, wo er seine Jugendjahre zugebracht hatte. Im Frühjahr 1832 brach er wieder auf, zog gegen Wladikawkas, gegen Grosnaja, konnte aber keines bezwingen; indeß war sein Muth nicht gebrochen, die Rachezüge der Russen hatten wenig gefruchtet, denn wo sie nicht anwesend waren, reihte sich Alles sogleich wieder um ihn, und seine Plane gewannen an Ausdehnung, denn er begann Unterhandlungen anzuknüpfen mit den turkommanischen Völkerschaften von Dagestan und mit den Tscherkessen im Westen. Jetzt war es Zeit, ihn mit Macht zu unterdrücken, neue Truppencorps wurden gegen ihn gesendet, und am 17 Oct. 1832 das Dorf Himri, wo Khasi Mullah sich festgesetzt hatte, erstürmt. Khasi fand männlich fechtend seinen Tod durch die russischen Bajonnette.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei der Capitulation von Tschirkei kommt die Bedingung vor, daß die Kanonen zurückgegeben werden sollten, die Khasi Mullah dem General Emanuel abgenommen habe. Es mußte also ein für die Russen sehr unglückliches Gefecht früher vorgefallen seyn.

Indianische Galanterie.

Es befindet sich gegenwärtig eine zahlreiche Gesandtschaft von Indianern in Washington, welche unter andern auch das Theater besuchten; man gab „das tiefe Meer.“ Als Demoiselle Nelson erschien, erstaunten alle Indianer über ihre Schönheit; einer derselben stand schnell auf, und warf seinen Kopfputz aus Federn zu den Füßen der schönen Actrice; als sie in der darauf folgenden Scene geschmückt mit diesen in Flügelform angebrachten Federn erschien, kannte der Enthusiasmus der Indianer keine Gränzen. Im dritten Acte schwang sich ein Häuptling auf die Scene, und legte zu den Füßen der Actrice seinen prächtigen Büffelmantel nieder, worauf Demoiselle Nelson ihren Dank ausdrückte, und jedem ihrer Bewunderer eine weiße Straußenfeder überreichte, womit diese augenblicklich ihren Kopf schmückten. Als der Dolmetscher ihnen die Worte der Actrice übersetzte, erhoben alle Indianer ein Beifallgeschrei, von dem der Saal erdröhnte. Alsbald regnete es auf die Scene Büffelmäntel, Schlangenhäute, Keulen, Waffen aller Art, und wenn man sie hätte machen lassen, so wären bald die wilden Bewunderer der schönen Actrice völlig nackt dagestanden. Zum Glück hob in dieser letzten Scene eine Wolke Demoiselle Nelson auf, und sie verschwand unter dem lärmendsten Beifallgeschrei und dem grotesksten Enthusiasmus, den man je gesehen.

Chronik der Reisen.

Reise durch die Moldau und Wallachei im Sommer 1837.

(Schluß.)

Da man von Jassy nach Galacz (sprich Galatsch) nur eine Tagereise rechnet, machte ich in des Hrn. Präsidenten Wagen, und mit raschen Postpferden einen Abstecher dahin.

Galacz ist eine offene, schmutzige und schlecht gebaute moldauer Handelsstadt mit einem Flußhafen, einem Bazar, 1000 Häusern und 7000 Einwohnern, an der Donau, welche in dieser Gegend die Flüsse Sereth und Pruth aufnimmt, und es befinden sich bei der Stadt auch Schiffswerften zur Erbauung von Donauschiffen, doch fehlt es — in der That ein großer Uebelstand — an Magazingebäuden. Selbst größere Kriegsfahrzeuge können die Donau bis hierher aufwärts beschiffen. Bekanntlich gehen in neuester Zeit bis hierher von Wien Dampfschiffe. Man gab die Zahl sämmtlicher im Laufe des Jahres im Hafen von Galacz eingetroffenen Schiffe auf mehrere Hundert an. (?)

Von Galacz wieder nach Fokschan zurückgekehrt, nahm ich dankbaren Abschied von dem wackern Hrn. Präsidenten, und trat sofort unter Escorte eines bis an die Zähne bewaffneten moldauer Kosacken, denn es sollte die Gegend sehr unsicher seyn, meine Weiterreise nach Jassy an, wo ich auch nach Verlauf zweier Tage wohlbehalten anlangte.

Jassy (sprich Jaschy), die Hauptstadt der Moldau und Residenz des Hospodars, am Flusse Bachlui und an dem sanften Abhang eines Berges, hat eine viel schönere Lage als Bucharest, ist aber ein ganz offener, schlecht gebauter Ort, mit 6000 Häusern, worunter 500 von Mauerwerk, die übrigen aber nur elende Hütten sind. Jassy hat ferner 45 Kirchen und Capellen, 26 Klöster, worunter das Kloster St. Nicolaus, in welchem alle neu ernannten Fürsten vom Metropolitan eingesegnet werden, ein Lyceum, ziemlich lebhaften Handel und nur 50,000 Einwohner. Im Jahr 1822 wurde ein großer Theil der Stadt verbrannt. Hinsichtlich des Vorwärtsschreitens überhaupt ist Jassy noch weit hinter Bucharest zurückgeblieben, und selbst die Hauptstraße der Stadt ist immer noch mit Holzbohlen belegt. Auch von dem hier regierenden Hospodaren, Michael Stourdza, wurde ich sehr gütig aufgenommen. Er ist ein freundlicher, viel erfahrner Mann, mit sehr schlauem Blick, und zählt etwa 40 Lebensjahre. Die Landeseinkünfte betragen jährlich ungefähr 57,000 Ducaten, allein der Hospodar soll ein unermeßliches Privatvermögen besitzen, und es wäre sehr zu wünschen, er möchte einen Theil desselben zur Verschönerung und Emporbringung seiner Hauptstadt verwenden; vor der Hand legt der Hospodar wenigstens einen schönen und weitläuftigen Lustgarten in Sokola an, welcher, dem Vernehmen nach, einst nach seinem Ableben der Hauptstadt als Eigenthum zufallen soll. Jassy's nächste Umgebung ist keineswegs reizlos; man findet aber in des Sommers drückender Hitze keinen Schatten, da nirgends Bäume anzutreffen sind. Die Militärmacht der Moldau besteht nur aus 900 Mann, welche ganz in russischem Geschmack armirt und uniformirt sind. Außerdem gibt es noch Kosacken, welche zum Polizeidienst verwendet werden. In Jassy traf ich endlich wieder einen guten und reinlichen, ganz nach deutscher Art eingerichteten Gasthof, welcher zur Stadt Petersburg genannt wird. Hr. Regensburger, der Besitzer dieses Hôtels, ist ein Bayer und im Bambergischen zu Hause. Auch unterhält Hr. Regensburger einen Sommerunterhaltungsplatz in Koppau, dem täglichen Vergnügungsorte der vornehmen Welt.

Es leben in Jassy ebenfalls mehrere Bojarensöhne, welche ich von München aus kannte, und von denen ich nicht minder herzlich und gastfreundlich aufgenommen wurde, als ehevor in Bucharest. Insbesondere aber große Theilnahme und Freundschaft erzeigte mir der k. k. österreichische Agent, Hr. Baron v. Wallenburg, ein in jeder Beziehung höchst trefflicher und feingebildeter Mann und großer Kunstfreund, bei dem ich auch zu meinem großen Vergnügen die für mich in solcher weiten Entfernung neueste Nummer der Allgemeinen Zeitung wieder vorfand.

Von Jassy wandte ich mich nach Bottoschain, welche Stadt am Flusse gleichen Namens, von der Capitale 56 deutsche Meilen entfernt ist, und in 1000 Häusern 4000 Einwohner zählt, die einen nicht unbedeutenden Handel treiben. Eine weitere halbe Tagereise brachte mich nach der österreichischen Gränze, und ich sah mich gezwungen, in der k. k. Contumazanstalt eine zehntägige Quarantäne auszuhalten. Von Glück durfte ich sagen, eines jener eigenen vier Zimmer zu erhalten, welche diese Contumazanstalt lediglich enthält, denn ein zehntägiger Aufenthalt im Communsaal unter allerlei unreinem Gesindel wäre eine zu harte Schicksalsprobe gewesen. Ich kann hier nicht umhin, der freundlichen Behandlung des Contumaz-Directors, Hrn. Langer, alle Ehre widerfahren zu lassen.

Hier nun war meine Reise durch die beiden Fürstenthümer Moldau und Wallachei beendigt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und wird demnächst versandt werden:

Astoria

oder

Geschichte einer Handelsexpedition jenseits der Rocky Mountains.
Aus dem Englischen des Washington Irving.

Preis 1 Rthlr. 16 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Gewiß bieten wenige der Länder- und Völkerkunde gewidmeten Werke eine so lehrreiche und unterhaltende Lecture dar, wie diese Schrift Washington Irvings. Sie schildert die Schicksale einer der großartigsten Handelsunternehmungen, welche Johann Jakob Astor, ein geborner Deutscher, in New-York entwarf, und deren Nichtgelingen nicht ihm, sondern einem Zusammenstoß ungünstiger Verhältnisse, und namentlich dem im Jahre 1812 zwischen England und Amerika ausgebrochenen Kriege zuzuschreiben ist. Erwägt man, wie wenig damals noch die Länder westlich von den Rocky Mountains, ja die mannichfaltigen Ketten dieses Gebirges selbst bekannt waren, so muß man in der That erstaunen, daß es dem Unternehmungsgeist eines Kaufmanns und der Ausdauer und dem Muthe seiner Handelsgenossen und Untergebenen gelang, eine Seeexpedition, welche ums Cap Horn herum nach der Mündung des Columbiastroms ging, mit einer Landexpedition über die Rocky Mountains nach demselben Punkte hin zu vereinigen. Namentlich sind es die Abenteuer und Mühseligkeiten der Landexpedition, welche das Material zur Ausfüllung des Gemäldes liefern, dessen Rahmen die großartige Handelsunternehmung bildet, die wir eben genannt haben. Dieß Werk, nebst den Abenteuern Bonneville's, von dem in den Blättern des Auslandes (Monat Julius) ein weitläufiger Auszug mitgetheilt wurde, ist wohl das vollständigste, was wir bis jetzt über die Länder und Völker ost- und westwärts der Rocky Mountains besitzen.

Stuttgart, 14 November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1837.

Erinnerungsblicke auf Südamerika.

(Von Karl Seidler.)

Eine im höchsten Grade scandalöse Leichenbestattung, welcher ich vor wenig Tagen in H . . . . . g beiwohnte, ruft mir die Erinnerung an den größten Kirchhof in Rio de Janeiro, den der Misericordia (Armenhospitals), unter so schmerzlichen Gefühlen zurück, daß mich noch immer ein kalter Schauer überläuft, wenn ich an die Zeiten Don Pedro's I denke, und über die Art und Weise nachsinne, wie man noch vor wenig Monden in Brasiliens Kaiserstadt die Todten zur Grube schleifte. — Es ist freilich ziemlich einerlei, wo dermaleinst unser Leichnam ruht, ob ihn die Haifische oder die Würmer fressen; der Todte empfindet nichts davon. Anders verhält es sich aber mit den zurückbleibenden Lieben; diesen muß es schrecklich seyn, wenn sie einen Verwandten oder Freund auf eine Manier zur Erde bestattet wissen, die selbst bei den unbetheiligten Vorübergehenden Grauen erregt. Ohne Sarg, ja oftmals ohne die geringste Bekleidung, in ihrer scheußlichen Nacktheit werden die in diesem Armenkrankenhause Verstorbenen in eine Grube geworfen, die oft nicht zwei Fuß tief ist. Halblahme Neger tragen den Verblichenen in einer, über eine lange Stange gezogenen Hängematte zur Grabstätte, werfen ihn hier, wie einen todten Hund, in die Gruft, streuen nur lose etwas Erde darüber, und wenn alsdann wegen der allzu geringen Tiefe des Grabes der Leichnam noch auf der Oberfläche des Begräbnißplatzes sichtbar seyn sollte, so stampfen sie ihn mit schweren Holzklötzen dermaßen in die Erde, daß nicht selten aus Blut, Erde und Excrementen ein scheußlicher, unsäthiger Brei entsteht. Erfolgt dann vielleicht einige Tage nachher ein heftiger Regenguß, der sich in den tropischen Ländern immer durch größere Kraft und stärkere Tropfen von den Wolkenentladungen unserer heimathlichen Zonen unterscheidet, so wird häufig das lockere Erdreich weggespült, und ein zerquetschtes Bein oder ein Arm, der scheinbar dräuend ob dieses verruchten Frevels die Hand aus dem Grabe hervorstreckt, verscheucht die armen Unglücklichen, die auf dieser Gott geweihten Stätte vielleicht ein Glied ihrer Familie beweinen.

Man glaube nicht, daß Alle, die man hier der Staubmetamorphose übergab, aus der niedern Volksclasse, oder gar aus afrikanischem Geblüt entsprangen; auch einen deutschen Edelmann aus großer Familie, einen ehemaligen Officier, sah ich hier einscharren. Der unglückliche Mann, den seines guten Charakters wegen alle seine Cameraden liebten, hatte sich von Jugend auf nur dem Soldatenhandwerk gewidmet, und war, wie so viele Andere, in der thörichten Hoffnung, in Brasilien ein rascheres Glück zu machen, auf den Gedanken gekommen, nach Rio de Janeiro zu gehen, wo ihm auch sein, dem Conde de Rio Pardo, damaligen Kriegsminister, wohlbekannter Name augenblicklich eine Anstellung verschaffte, die alle seine leichtsinnigen Hoffnungen übertraf. Nach der unglücklichen Epoche, der Vertreibung des Kaisers (den 7 April 1831), welche der Auflösung aller ausländischen Truppen voranging, stand er leider ganz allein und verlassen; seine ehemaligen Collegen konnten ihm nicht helfen, da sie selbst in großer Verlegenheit schwebten, und die deutschen Kaufleute in Rio de Janeiro, — unter denen es zwar einige recht wackere Individuen gab — wollten nichts für ihn thun.

Zwar versuchte er durch Etablirung eines kleinen Handels so gut als möglich sich durchzuschlagen, aber auch hierin unglücklich, und durch die schändliche Betrügerei eines Landsmannes um den letzten Rest seiner unbedeutenden Baarschaft gebracht, war er endlich dem schrecklichsten Elende preisgegeben. In dieser Situation fehlte ihm der Muth, standhaft dem Schicksale die Stirn zu bieten; Verzweiflung bemächtigte sich seiner, und, um alle Leiden zu vergessen, suchte er Trost bei der Schnapsflasche, dem besten Mittel, sich rasch in die andere Welt zu expediren. Das Gift, welches schon so Manchen auf die Bahre streckte, das oft aus Feiglingen Helden, aus vernünftigen Leuten Wahnsinnige machte, und selbst den rohen Wilden in den brasilianischen Urwäldern bezähmt, verfehlte seine Wirkung auch dießmal nicht; der durch Sorgen und Kummer ohnehin sehr geschwächte Körper konnte die im Uebermaß genossenen Portionen jungen Rums nicht lange ertragen; er welkte langsam dahin, und mußte endlich in das Hospital der Misericordia geschafft werden, wodurch man wenigstens verhinderte, daß ein deutscher Officier und Edelmann, gleich einem räudigen Schafe,

vor Hunger und Jammer auf den Straßen von Rio de Janeiro elendiglich umkam.

Welch ſchmerzhafter Anblick, welche Ironie des Erdendaſeyns, das die ehemaligen Cameraden empfinden mußten, als ſie dieſen Menſchen hier zwiſchen zwei, an der ekelhafteſten Krankheit leidenden Negern in einem engen, dumpfen, peſterfüllten Gemache wieder fanden!

Glücklicherweiſe hielten die phyſiſchen Leiden des Unglücklichen nicht lange an; als ich ihn das zweitemal beſuchen wollte, war er bereits in das Reich der Schatten gewandert, und der Leichnam etwa zehn Minuten nach ſeinem Ableben auf dem Kirchhofe des Hoſpitals ohne Einſegnung und Glockenklang, ohne Gefolge, ja ohne Sarg, auf die beſchriebene Weiſe eingeſcharrt!

Die Ruſſen im Kaukaſus.

(Fortſetzung.)

Nicht ruhiger als im Oſten, ſieht es im Norden und Weſten aus: hier herrſcht noch mehr als auf der Süd- und Oſtſeite ein ewiger Krieg. Von den Stanitzas an der Malka ſagt Eichwald (Thl. II. S. 773): „Die Stanitza Jekaterinograd befand ſich auf dem linken (nördlichen) ſteilen Malka-Ufer, während auf dem rechten viele Landhäuſer der Koſaken bemerkt werden; ſie treiben auch mit dieſen Gartenfrüchten den meiſten Handel, kleiden ſich in Tſcherkeſſentracht, und geben dieſem Bergvolk in nichts an Tapferkeit, noch an Geſchicklichkeit, das Schwert und ihr Pferd zu regieren, nach. Die reißende Malka fällt nicht weit von da in den Terek, an deſſen linkem Ufer weiterhin die durch ihre Tapferkeit berühmten Linienkoſaken die Militärkette des Kaukaſus bilden; ſie ſind die Nachkommen der alten Saporoger, und unter ihren Stanitzas gibt es hin und wieder auch Bauerndörfer; ſie führen dieſelben Waffen, dasſelbe Pferdegeſchirr und haben dieſelbe Kleidung wie die Bergvölker. Es iſt ein Vergnügen ſie mit dieſen im Kampfe zu ſehen: dieß iſt keine Schlacht, ſondern ein Zweikampf, wo ein jeder den Vorzug ſeiner Tapferkeit und ſeine Ueberlegenheit in der Kriegskunſt beweiſen will. Zwei Koſaken fürchten nicht vier Kaukaſier, und ſind in gleicher Anzahl immer Sieger; faſt alle ſprechen tatariſch, leben in Freundſchaft mit den Bergvölkern und oft in Verwandtſchaft nach den gegenſeitig geſtohlenen Frauen, aber im Felde ſind ſie Feinde. Es iſt zwar ſehr ſtreng verboten, an das jenſeitige Ufer der Terek hinüber zu ſchwimmen, aber dennoch thun ſie es, um dort Wild zu jagen; ebenſo kommen auch die Gebirgsſtämme oft des Nachts auf mit Luft gefüllten Thierfellen (Burdak) an das linke Terekufer hinüber geſchwommen, um Gefangene zu machen oder Weiber zu ſtehlen. Oft bleiben ſie zwei bis drei Tage in Weingärten auf der Lauer, bis ſie ihrer Beute habhaft werden, daher geht auch der Linienkoſak nie ohne Dolch und Flinte aus, er mäht ſein Gras, ſchneidet ſein Getreide und ackert — bewaffnet.“ Daß dieß von der ganzen Linie gilt, bedarf wohl keines Beweiſes, und geht auch ſchon aus der ganzen, ſtreng unterhaltenen Anſtalt hervor. Ueberdieß beſtätigt es Eichwald ausdrücklich, indem er ſagt, daß die Ruſſen am Terek ſowohl als am Kuban unaufhörlich gegen die Tſcherkeſſen und die ihnen ſtammverwandten Völker unter den Waffen ſtehen, und alle Jahre genöthigt ſind, mit den Waffen in der Hand ſie in ihren Gränzen heimzuſuchen, um ſie dadurch in Schrecken zu ſetzen, und von ihren Gränzen abzuhalten. „Vielfache Verſuche,“ fährt er fort, „dieſe wilden Bergbewohner durch Güte zu zähmen, mißlangen; vergebens ſuchte die Regierung ihre Aelteſten, zu denen das Volk großes Vertrauen zeigt, zu gewinnen, machte ihnen Geſchenke an Geld, ſetzte ihnen einen Jahrgehalt aus, ſuchte das Volk ſelbſt durch einen Handel anzuziehen, der nur für ſie, durchaus nicht für die Ruſſen von Vortheil war, da ſie nur ſchlechte Thierfelle, Honig, Wachs und Kleinholz zum Verkauf brachten; alle dieſe Verſuche waren vergebens, nur der Schrecken iſt im Stande, die Tſcherkeſſen von dem angebornen Triebe zur Raubſucht abzuhalten.“

Die Vortheile einer geordneten Regierung, welche Rußland ihnen bringen wollte, weiſen ſie zurück; dieſe Vortheile ſind für ſie nicht vorhanden, ſie wollen ihre wilde Freiheit behaupten, und in dieſen Bemühungen wurden ſie lange Zeit von den Türken unterſtützt. Am Ende des 16ten, im Laufe des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts ſtanden die Tſcherkeſſen und ihre Stammverwandten im Bunde mit Rußland gegen die Khane der Krim, und mehr als Einmal ſchlugen und vernichteten ſie die tatariſchen Heere; jetzt drohen die Ruſſen ihrer Freiheit, und mit dem gleichen unbezwinglichen Muthe, wenn auch nicht immer mit gleichem Glücke vertheidigen ſie gegen dieſe ihre Freiheit. Früher dehnten ſich die Tſcherkeſſen viel weiter gegen Norden aus, und ſie hatten Weiden an der Kuma; noch vor kaum fünfzig Jahren holten die Nagaier, die Kumuken, die Tſcherkeſſen und Abaſen alle Jahre Salz in dem Salz-See von Dſchanſeit, nördlich von der Mündung des Kuma, ſo wie aus einem kleinern See in der Nähe der Quelle des Manotſch, aber ſeit dem Vordringen der Ruſſen, und namentlich ſeit der Errichtung der kaukaſiſchen Linie ſind ſie auf das ſüdliche Ufer des Terek, der Malka und des Kuban beſchränkt. Im J. 1770 erlitten die Kabardiner zum erſtenmal eine Niederlage von den Ruſſen, als ſie dieſe in Verbindung mit den Türken angefallen hatten, und ſie mußten die ruſſiſche Oberherrſchaft anerkennen; „aber,“ ſagt Klaproth, „dieſe Herrſchaft iſt nur nominell: ſie zahlen keine Abgaben, geben niemand Rechenſchaft von ihrem Thun und Laſſen, vielmehr machen ſie Jahr aus Jahr ein häufig Einfälle auf das ruſſiſche Gebiet und führen Menſchen und Pferde fort. Die Repreſſalien, die man anwendet, um ſie zu ſtrafen, unterhalten einen beinahe unabläſſigen Krieg auf der Gränze.“ Seit dem J. 1770 haben die Ruſſen auf der ganzen Gränze von der Mündung des Kuban bis nach Kisljär keine irgend bedeutenden Fortſchritte gemacht, und das Verhältniß des Kampfs iſt weſentlich dasſelbe geblieben, denn ſelbſt von den Kabardinern, welche doch, wie oben erwähnt, ſeit dem Jahr 1770 die ruſſiſche Oberherrſchaft anerkennen, ſagt Eichwald (II. 809) ausdrücklich, daß auch ſie ſich eben ſo wenig als die andern dem Scepter Rußlands beugen wollen, und man möchte, aus der Angabe Eichwalds (II. 767) in Vergleich mit einer andern

von Subow (III. 87), welcher letztern zufolge man im J. 1793 zu Mosdok ein Gränzgericht zur Schlichtung der Streitigkeiten unter den Kabardinern niedergesetzt, nach Eichwald aber gar kein besonderer Vorstand für die Kabardiner mehr besteht, eher schließen, daß die specielle Einwirkung der russischen Regierung abgenommen habe. Der Oberst des kabardinischen Regiments ist jetzt mit Schlichtung solcher Streitigkeiten beauftragt, an eine bürgerliche Regierung ist demnach nicht zu denken. Welchen Ursachen eine weitgreifende Verschwörung und ein ziemlich zahlreicher Aufstand der Kabardiner im J. 1822 zuzuschreiben ist, wissen wir nicht; doch muß er mit Waffengewalt gedämpft worden seyn, denn eine Anzahl Tscherkessen aus der großen Kabarda verließ in dem genannten Jahre ihre Heimath, und siedelte sich an beiden Ufern des Urup an, der an der Gränze der Suanen von dem kaukasischen Hochgebirg herab kommt.

Von Anapa aus unterhielten die Türken auf zweierlei Weise stets das Feuer des Kriegs gegen die Russen: erstens dadurch, daß man ihnen hier die gefangenen Russen willig abkaufte, was natürlich den kleinen Krieg ungemein nährte, und zweitens durch die Sendung von Glaubensboten, welche den Islam unter den Tscherkessenstämmen ausbreiteten, wiewohl sich immer noch einzelne christliche und in den unzugänglichern Thälern sogar viele heidnische Gebräuche erhalten haben. Einer der berühmtesten dieser Glaubensboten war Scheich Mansur, der im Jahr 1785 namentlich die Tschetschenzen zum Aufstand ermunterte, und den Islam im ganzen Lande jenseits der Sundscha verbreitete, so daß z. B. diejenigen, welche sich unter den Kabardinern und westlichen Tscherkessen dem Lehreramte widmen wollen, zu den lesghischen Tabasseranen und Tschetschenzen gehen, wo sie bei gelehrten Mollahs Unterricht erhalten. So ward stets die Flamme des Aufstands und des Hasses gegen Rußland genährt, und was man diesem letztern Schuld gibt, in Bezug auf die christlichen Unterthanen der Pforte zu thun, das that die Pforte in reichlichem Maße auch gegen Rußland.

Erwägt man diesen Umstand, so ist es wohl kaum zufällig, daß seit dem J. 1820 die Bergstämme auffallend unruhiger werden. Der Verschwörung unter den Kabadinern, die im J. 1822 zum Ausbruch kam, haben wir oben schon gedacht, und seit dieser Zeit waren alljährlich größere Kriegszüge nöthig, von denen wir freilich nur sehr unvollkommen unterrichtet sind, die jedoch über den Stand der Verhältnisse keinen Zweifel lassen. Am 10 Januar 1821 zog Kotzarew auf die Nachricht, daß die Tscherkessen sich am Fluß Ust *) in großer Anzahl versammelten, mit nahe an 4000 Mann bei L'abinsk über dem Kuban: die Nachricht war falsch, er überfiel nichtsdestoweniger ein Dorf, aber die schnell benachrichtigten Tscherkessen sammelten sich und verfolgten, 2000 Mann stark, den Feind, der schon am 14 Januar über den Kuban zurückging. Ein gleich nutzloser Zug fand am 2 Febr. statt: ein Aul oder Dorf wurde umstellt, Alles darin ermordet, denn der russische Bericht sagt selbst, „Alle, die sich widersetzt, seyen niedergemacht und die Fliehenden von den außerhalb des Dorfs aufgestellten Kosaken aufgehalten (also gefangen genommen oder gleichfalls getödtet) und das Dorf verbrannt worden. Nach diesem Ueberfall eines Dorfes, das, wie es scheint, gar keine Vertheidigungsanstalt getroffen hatte, waren die Russen am 7 Febr., abermals von den inzwischen herbeiströmenden Tscherkessen verfolgt, schon wieder über den Kuban zurück. *) Diese beiden Züge dauerten nicht über vier Tage, und waren im eigentlichen Sinne nichts als Raubzüge, wahrscheinlich zur Vergeltung eines ähnlichen von den Tscherkessen verübten, aber doch nur Raubzüge, ganz ähnlich dem barbarischen Systeme, das die Engländer an der Kaffergränze befolgen, wo, wenn von räuberischen Kaffern irgend ein Diebstahl verübt wird, das nächste beste Kafferndorf mit Leib und Leben und Habe büßen muß. Daß ein solches System nie zum Frieden, sondern nur zu Haß und Rache führen kann, braucht wohl keines Beweises, und es hat auch schon den Erfolg gehabt, die Gränzbewohner, wovon einige alle Ueberläufer aufnehmen, großentheils in ein wirkliches Raubgesindel zu verwandeln. Zudem konnte der Erfolg solcher Züge unmöglich groß seyn, ja er ist, wenn man erwägt, daß nahe an 4000 Mann ausmarschiren, ein Dorf umzingeln, eine Anzahl Menschen niederstoßen, einige hundert Gefangene — gewiß nicht lauter Männer — fortführen, und einige hundert Stück Vieh erbeuten, sehr gering zu nennen. Im Monat März hatte Oberst Kotzarew abermals einen ähnlichen Zug mit, wie es scheint, noch schlechterm Erfolge gemacht, und darauf heißt es in dem oben genannten Bericht: „im April kamen zum Obersten die Fürsten und Aeltesten fast aller transkubanischen Völkerstämme, von dem Ursprung des Kuban an bis zur Schagwascha, so wie einige Abgeordnete der Völker, die dem Lande der Kosaken des schwarzen Meeres gegenüber wohnen. Sie waren begierig einen Mann kennen zu lernen, der ihre Art, Einfälle zu machen, ihnen abgelernt, und sich diesseits des Kuban so furchtbar gemacht hatte, daß sein Name allein sie Alle zittern machte." Hierauf sollen sie um Schutz für alle transkubanischen Völker gebeten haben. Frühere und spätere Ereignisse sprechen aber zu sehr dagegen, daß einige rasche, nur vier Tage andauernde Züge in das Land der trotzigen Tscherkessen einen solchen Erfolg hätten haben können, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß die nächsten Jahre ruhiger blieben, wenigstens von Seite der Russen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Wahrscheinlich einer der Zuflüsse der Laba.

*) Diese Angaben sind nach Eichwald (II. 825 ff.), der sie aus der „Tiflisser Zeitung entnahm, welcher die genaue Schilderung nach öffentlichen Berichten von dem Artillerieoberstlieutenant Radoshizki mitgetheilt wurde.

Ein Besuch in den Pariser Katakomben.

Paris bezog ehemals den größten Bedarf seiner Baumaterialien aus den unermeßlichen Steinbrüchen, welche in der Vorstadt Saint-Marcel, am Mont Parnasse, unter dem Faubourg Saint Jacques und in den Ebenen des Mont Souris und von Gentilly eröffnet waren. Die öffentlichen Bauunternehmer, welche damals unter keiner polizeilichen Aufsicht standen, betrieben die Ausbeute dieser Steinbrüche lange Zeit hindurch mit einer strafbaren Sorglosigkeit. Sie durchwühlten und unterminirten das Terrain nach allen Richtungen und bis in die Stadt hinein, so daß das Luxembourg, das Odeon, das

Pantheon, das Val de Grace und die meisten Straßen der südlichen Stadttheile, über Abgründen schwebend, Gefahr liefen, verschüttet zu werden. Häufige Versenkungen verbreiteten Angst und Schrecken unter einer Bevölkerung von 100,000 Bürgern, welche Abends beim Schlafengehen nicht sicher waren, ob sie nicht am folgenden Morgen 80 Fuß tief unter der Erde aufwachten. Häuser und Mauern stürzten ein. Erschrocken reichten die Einwohner mehrere Beschwerdeschriften an die oberste Stadtbehörde ein; ihre Gesuche blieben unbeachtet; erst im Jahr 1777 öffnete die französische Regierung die Augen, und ernannte einen Ausschuß von Ingenieuren, die speciell damit beauftragt wurden, die begangenen Fehler wieder gut zu machen, und durch alle möglichen Vorkehrungen die Decke dieser gefährlichen unterirdischen Gänge zu stützen, welche sich von der Ebene von Gentilly bis zu der rue de l'école de médecine und der rue du vieux Colombier ausdehnen.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier die zahlreichen und nützlichen Arbeiten beschreiben wollten, welche die Verwaltungsbehörde der Steinbrüche seitdem vollendet hat; wir bemerken bloß, daß jeder unterirdische Gang mit einer Straße auf der Oberfläche des Bodens correspondirt, und daß die Häusernummern darin ganz genau verzeichnet sind. Wenn also eine Versenkung entsteht, so weiß man im Augenblick, wo Ausbesserungen vorgenommen werden müssen. Dem rastlosen, unermüdlichen Eifer des Hrn. Trimery verdanken die Bewohner des linken Seineufers, daß sie nunmehr ruhig schlafen können. Es ereignen sich zwar noch hie und da einzelne Unfälle, aber sie werden immer seltener. Vor zwei Jahren stürzte plötzlich ein Theil der rue de Madame hinter dem Luxembourg ein. Diesen Sommer erlebten wir einen ähnlichen Vorfall in der rue de Fleurus. Eine arme alte Höckerfrau, welche in jener Straße unter einer großen Platane auszustehen pflegte, entdeckte eines Tages in dem Gipfel dieses schönen Baumes ein Turteltaubennest, und versank darauf in tiefen Schlaf, ganz glücklich über ihren Fund, von dem sie vielleicht träumen mochte. Plötzlich erweckt sie ein großes Geräusch; Baumzweige fahren ihr übers Gesicht, und die gute Alte verliert beinahe die Besinnung, indem sie das Nest und die Turteltauben so nahe bei sich erblickt, daß sie beide mit der Hand reichen kann; die Platane war in die Erde gesunken.

In einem Theile der aufgebesserten Steinbrüche hat man die Pariser Katakomben angelegt. Der Kirchhof des Innocens, welcher sonst den Platz einnahm, wo heutzutage der Markt desselben Namens befindlich, diente seit länger als 1000 Jahren zwanzig Kirchsprengeln der Hauptstadt als Gottesacker, und enthielt nach den Berechnungen des Hrn. Héricourt de Thury 1,200,000 Leichname. Die ganze Nachbarschaft wurde davon verpestet; die Gestorbenen empörten sich gegen die Lebenden, und schlugen sie in die Flucht. Nachdem ein Decret des Erzbischofs erlaubt hatte, diese Begräbnißstätte zu säcularisiren, befahl der Staatsrath, den ganzen Friedhof 15 Fuß tief auszugraben und die Gebeine nach den Steinbrüchen der Ebene des Mont Souris zu schaffen. Später brachte man die Knochen der in Saint Eustache und Saint-Etienne-des-Grés begrabenen Todten eben dahin, und zuletzt auch die irdischen Ueberreste derer, welche in den verschiedenen Volksaufläufen während der ersten französischen Revolution ums Leben gekommen waren.

Bis zum Jahr 1811 blieben alle diese traurigen Ueberreste dort ohne Ordnung pêle-mêle auf einander gehäuft, wie man sie hinuntergeworfen hatte. Der Seinepräfect Frochot kam zuerst auf den glücklichen Gedanken, den Anblick des neuen Beinhauses weniger abschreckend zu machen. Er ließ die versunkten Knochen von denen, die noch gesund geblieben waren und ihre ursprünglichen Formen behalten hatten, absondern; die einen wurden vergraben, die andern aufbewahrt und symmetrisch geordnet.

Der Haupteingang zu den Katakomben liegt außerhalb der Stadtmauern, einige hundert Schritte von dem östlichen Pavillon der Barrière d'Enfer, gerade da, wohin die alten Chroniken das Grab des Riesen und Räubers Isoire versetzen, welcher in einzelnen Ritterromanen eine große Rolle spielt. Sobald man an der Thür angelangt ist, zählt der Führer seine Begleiter, wie ein Capitän seine Soldaten, bevor er das Signal zum Angriff gibt, reicht sodann jedem eine brennende Wachskerze, und steigt an der Spitze seiner Karawane eine dunkle Wendeltreppe hinab, welche nicht weniger als 90 Stufen hat. Von dem Fuß dieser Treppe an durchschneidet man hinter einander mehrere winkelige, unbedeutende Gänge, und stößt bald auf einen minder beträchtlichen Gang, den im Jahr 1777 ein alter Veteran Décure entdeckte, welcher von der Inspection als Ouvrier angestellt war. Dieser arme Teufel ging alle Abende hierher, um sich von seinen Tagesarbeiten zu erholen. Ohne Zweifel von der Oede und Traurigkeit dieses Ortes angezogen, erinnerte er sich hier seiner Leiden, einer langwierigen Gefangenschaft, welche er in den Casematten von Port-Mahon erduldet hatte, und 5 Jahre lang verwandte er seine Freistunden darauf, in den Felsen einen reliefartigen Plan dieser Citadelle auszumeißeln, welcher ganz genau seyn soll, wie unser Cicerone versicherte. Eines Abends wollte Décure nach seiner Gewohnheit einige glückliche Augenblicke bei seinem vollendeten Werke zubringen; heimlich steigt er den verborgenen Weg hinab, welchen er sich selbst gebahnt hatte. Als er fast unten angekommen ist, lösen sich einige locker gewordene Steine vom Boden ab, und ziehen ihn mit in ihren Fall hin. Tödtlich verwundet und halb unter Trümmern begraben, wurde er hier am folgenden Morgen von seinen Mitgesellen entdeckt, welche ihn endlich nach langem Suchen gefunden hatten. Seine erste Bewegung, als man ihn vom Boden aufhob, war kein Ausdruck des Schmerzes. Décure war Künstler. Unverwandten Auges betrachtete er seine Cameraden, um zu sehen, welche Wirkung der Anblick seiner Arbeit auf sie hervorbringen werde. Da er ihre Verwunderung sah, drückte er ihnen die Hände, empfahl ihnen seine kleine Festung und starb frohen Muthes, wie Michel Angelo gestorben wäre, wenn er die Florentiner vor seiner Statue des Moses hätte knien sehen.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 102** und **103** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** in einem Bogen ausgegeben. **Inhalt: A. Carrels schriftstellerische Eigenthümlichkeit.** (Schluß) — **Die Memoiren des Teufels.** (Schluß.)

Im Abonnement dieses dem Morgenblatte beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Morgenblatts jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährig 1½ fl. Für Diejenigen, welche das Morgenblatt nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1837.

Ansichten von Pesth.

8. Das Stadtwäldchen.

Was für Wien der Prater, das ist für Pesth das Stadtwäldchen. Freilich gewährt letzteres nur ein Miniaturgemälde vom ersteren. Wenn im Frühlinge die ersten schönen Tage kommen, die Bäume treiben, der Rasen zu grünen beginnt und die Nachtigall ihre ersten süßen Töne hören läßt, dann ziehen, besonders an Sonn- und Festtagen, Schaaren von Pesths Bevölkerung dem Stadtwäldchen zu, um sich dort ein Jeder nach seiner Art zu vergnügen. Diese Wanderungen wiederholen sich den Sommer hindurch bis tief in den Herbst hinein. Neu und in einem andern Lichte wie dem Einheimischen erscheint diese Lustpartie dem Fremden. Ueberall habe ich es gern gethan, mich nicht genau nach diesem oder jenem zu erkundigen, sondern aufs Gerathewohl gleichsam auf Entdeckungen auszugehen. Das that ich auch mit dem fraglichen Lustorte. Wohl hatte ich vom Stadtwäldchen, als einem Vergnügungsplatze der Pesther Welt gehört, aber immer war mir nicht Zeit genug geblieben, dahin zu wallfahrten. Jetzt aber ward mir die Sache dringend, zumal man das Volksleben auf solchen Plätzen am besten sehen und beurtheilen kann. — Am 21 Sept. d. J. an einem Sonntage ging ich hinaus. Ein großes Feuerwerk, welches einer der vorzüglichsten Feuerwerker aus Wien des Abends dort abbrennen wollte, verursachte ein überaus starkes Strömen von Menschen dahin, und ich durfte nur diesem folgen, um nicht irre zu gehen. Dabei ward mir die Genugthuung, den Ort in seinem schönsten Glanze zu sehen, was um so mehr der Fall war, als auch der Himmel die Sache begünstigte. An allen Straßenecken und großen Gebäuden der Stadt waren die pomphaft ankündigenden Zettel angeklebt, wobei der schlaue Feuerwerker den Kunstgriff gebraucht hatte, oben über mit den größten Lettern den Ausruf drucken zu lassen: „Heil den edlen Magyaren!“ gleichsam als sollte da draußen ihr Ruhm flatternd zum Himmel getragen werden, obgleich nichts anders dort vorkam, als was er im Wiener Prater oft genug zum Besten gegeben hatte.

Der Weg aus der Stadt zum Wäldchen führt durch die sehr lange Königsstraße. Sie war im eigentlichen Sinne des Wortes mit Fußgängern, Reitern und Kutschen bedeckt. Unterhaltend ist sie übrigens selbst auch dann, wenn sie nur vom gewöhnlichen Verkehr belebt wird, weil eine Menge von Gasthäusern in ihr sind, und weil mehrere wohlhabende Leute sich in ihr Häuser mit schönen und geschmackvollen Gartenanlagen errichtet haben, und endlich weil in ihr da und dort schwarze feurige Augen hinter den Jalousien der Erdgeschoße hervorfunkeln. Pesth ist dafür bekannt, daß man in ihm der paphischen Göttin huldigt, und man hat ihr grade in dieser Straße mehrere Tempel errichtet. Ihre Priesterinnen zeigen sich übrigens auch an den Pforten, und nehmen dankbar den Arm, der ihnen da und dort geboten wird, um an ihm ins Wäldchen zu wallen.

Von fern her erschallt, wenn man sich ihm naht, Musik, und wessen Ohren nur nicht zu zart sind, der erträgt sie schon.— Parkartig ist das Ganze angelegt. Zur Rechten trifft man auf eine Restauration, zur Linken grünt eine Insel, die von einer Menge von Kähnen umschwärmt wird; denn es gehört zu den an den Geliebten gestellten Forderungen, daß er sein Liebchen hier im Kahne fährt und mit ihr auf der glücklichen Insel landet. An dem Eingang einer Hängebrücke werden die Darübergehenden gebeten, langsam zu gehen, weil sie schwankt, und manchem guten Kinde einen Angstschrei auspreßt. — Eine Schaukel an einem solchen Orte ist ein nothwendiges Requisit und sie wird hier fleißig benützt, auch sind die Damen, welche an diesem Vergnügen Theil nehmen, weder so ängstlich, noch so blöde, daß sie sich derselben nicht anvertrauen und sich in die Luft schleudern lassen sollten, wobei denn manche schöne Wade ans Tageslicht kommt. — Weniger als wie die Schaukel wird die Rollbahn benutzt, obgleich man glauben sollte, es müsse diese dem betreffenden Publicum eine noch größere Freude gewähren. Die vornehme Welt kommt nur zu Wagen hieher, umkreist in demselben die Vergnügungsplätze, wobei sie nur selten aussteigt, und fährt alsdann wieder zurück. An dem Tage, wovon ich schreibe, blieb dieselbe zum größten Theile draußen, weil sie sich den Genuß des Feuerwerks nicht entgehen lassen wollte, den jedoch ein Strichregen ein wenig verhinderte. Für den Sentimentalen bietet die Fernsicht nach den Gebirgen bei Ofen Unterhaltung; auch selbst in der Beschauung der menschlichen Tableaus,

die hier jede Minute wechseln, kann er sich ergötzen. Jedenfalls gehört das Wäldchen zu den Lichtpunkten der Vergnügungen im Freien, da Pesth zwar dicht an den Gränzen einer schönen und großartigen Natur, aber selbst nichts weniger als darin liegt. Denn außer dem Donaustrande wird es ringsum in seinen zunächstigen Umgebungen von Haiden und Steppen umschlossen.

Die Russen im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Ueberliest man einige Zeit lang die Schilderungen der Russen von ihren Zügen gegen die Bergstämme, so kann man nicht umhin, zur Ansicht zu gelangen, daß wenn man auch an den absoluten Raubcharakter der Tschetschenzen glauben will, *) doch auf der westlichen Seite mehr Neigung zu friedlichem Ackerbau vorherrscht, denn Eichwald bemerkt z. B. von dem Jekaterinodar gegenüberliegenden Strich, daß er sehr gut bebaut sey, daß man aber bei jeder Fouragirung sich schlagen müße, indem die Leute weder Heu, noch Hirse umsonst geben wollten. Hier in der Ebene, näher am Flusse, möchte es also nicht so schwer seyn, Ruhe zu erhalten, wenn man nicht von Seite der Russen immer den einen für den andern verantwortlich machen wollte, was bei dem mangelnden gesellschaftlichen Verbande zu einer schreienden Ungerechtigkeit werden muß.

Unter solchen Verhältnissen konnte die mindeste Aufreizung einen großen Brand erzeugen, und jeder Feind der Russen fand natürlich bei den Tscherkessen eine willkommene Aufnahme. In der Familie der Fürsten von Abchasien, die jedoch nur einen, und zwar nicht den zahlreichsten Stamm dieses Volks beherrscht, bestand schon seit geraumer Zeit ein Erbstreit, und die Russen hatten einen gewissen Safar Bei, der sich zum Christenthum bekehrte, auf den Thron gesetzt. Als aber dieser im J. 1821 starb, empörten sich die Abchasen, angeregt von der Pforte und dem alten Kronprätendenten Aslan Bei, und schlossen den jüngern Fürsten in einer Feste ein; die Russen schickten Truppen hin und befreiten denselben, konnten aber nur auf kurze Zeit die Ruhe herstellen, denn im J. 1825 brach der Aufstand von Neuem aus, die Russen selbst kamen in große Noth, mehrere ihrer kleinen Corps erlitten Niederlagen, bis man endlich einige tausend Mann schickte, die nicht ohne großen Verlust den Aslan Bei nöthigten, aus dem Lande und wieder zu den Tscherkessen zu fliehen. Indeß konnten sich auch die Russen gegen das empörte Land auf die Länge nicht halten, und mußten wieder abziehen, was zur See geschah, da sie sich den ewigen Angriffen zu Lande nicht aussetzen wollten.

Inzwischen kam der letzte türkisch-russische Krieg herbei, und Anapa fiel in die Gewalt der Russen, ein harter Schlag für die Bergvölker, die gleich im Anfang des Kriegs Streifzüge über den Kuban gemacht, und dadurch die Rache der Russen wieder auf sich geladen hatten. Indeß war der Erfolg der Russen gering. Ein am 9 August mit mehr als 6000 Mann unternommener Zug gab nachstehendes von Eichwald (II. 850) mitgetheiltes Resultat: „Auf diesem Zuge wurden mehr als 270 Häuser, 700 Getreide-, und 1200 Heuschober eingeäschert, 104 Zugochsen, 25 Pferde erbeutet und einige Feldstücke erobert; an 16 Mann wurden gefangen und über 100 getödtet.“ Es ist wenig aus solchen Berichten zu entnehmen, als das allgemeine Resultat, daß auf solche Weise wohl kein Erfolg von Seite der Russen zu erreichen sey. Mehrere Züge ähnlicher Art wurden noch in demselben und dem folgenden Jahre unternommen, auf einen bleibenden Erfolg war aber immer noch nicht zu zählen, denn kaum waren die Russen wieder abgezogen, so brachen die Tscherkessen wieder in das russische Gebiet ein, wie namentlich im Jahr 1830 und 31 die Schapsugen und Abasechen, und wie es mit dem Erfolge des Zugs gegen die Schapsugen stand, mag man daraus abnehmen, daß von keinen Gefangenen die Rede ist, und daß im Ganzen 200 Häuser mit allen Getreidevorräthen verbrannt worden waren. Eichwald fügt noch hinzu: „Die Russen hatten etwa 200 Mann Verwundete oder Getödtete, ein geringer Verlust gegen frühere Expeditionen, die, viel geringer an Umfang, dreifachen Verlust verursacht hatten.“

In Ländern, wo jeder Mann die Waffen führt, wo die Localität die Landeseingebornen begünstigt, und allgemeine Volksansicht kriegerische Tugenden und eine rohe Ehrenhaftigkeit über Alles setzt, werden gewöhnliche Heere immer ein schlimmes Spiel haben. So nutzlos in der Ebene ein wilder ungeregelter Muth an den festen Massen wohlgeübter Truppen zerschellt, so furchtbar wird er im Gebirgskrieg. Man würde indeß sehr irren, wenn man diesem Kriege für Rußland eine so ungemeine Wichtigkeit wegen seiner selbst beilegen wollte; die Wichtigkeit liegt für Rußland nur in der Lage, weil diese kaukasischen Völker *) ihm den Durchgang über den Kaukasus sperren können. So wie jetzt die Sachen stehen, hat Rußland nur zwei Straßen über den Kaukasus, die am Terek aufwärts durch den Engpaß von Dariel, die alte kaukasische Pforte, und die am östlichen Meeresufer von Tarku über Derbent nach Baku. Beide aber sind höchst unsicher.

Der Weg von Baku nach Tarku ist so unsicher, daß man nicht ohne große Begleitung reisen kann. **) Anfangs gaben in allen Gegenden, wo die russische Post ging, die Khane ihre Leute zur Bedeckung und erhielten dafür jährlich eine große Pension, doch hat General Yermolow dieselbe vielen genommen. Auf der ganz nah am Meere hinführenden Poststraße sind in gewöhnlichen Zeiten einige Kosaken hinreichend zur Bedeckung, ***) aber ohne große Begleitung darf man sich auch nicht eine Stunde von dieser Poststraße entfernen. Noch vor wenig Jahren war diese Strecke so gefahrvoll, daß wenn mehrere Abtheilungen Militär in dieser Gegend beisammenstanden, immer eine des Nachts unter dem Gewehre stehen mußte. Eine solche Unsicherheit kann auch hier jeden Augenblick wieder kommen, wenn irgend etwas die Bergstämme aufs neue in Bewegung bringt.

*) Graf Potocki erzählt eine Anekdote von einer tschetschenzischen Prinzessin, die es für unehrlich ansah, einen Mann zu heurathen, der nicht vom Raube lebe.

*) Eichwald zählt z. B. bei den Temirgoi 50,000, bei den Schapsugen 10,000 Mann auf, welche die Waffen tragen.

**) Siehe Eichwald I. 405.

***) Auch von Baku nach Tiflis sind sie nöthig.

Noch ſchlimmer ſieht es auf der Straße durch die kaukaſiſche Pforte aus. Als der Krieg mit den Perſern den Abmarſch eines Theils des dort ſtationirten Militärs nothwendig gemacht hatte, fürchtete man jeden Augenblick, es möchten Unruhen ausbrechen, was die ſchlimmſten Folgen für die Ruſſen hätte, da eine geringe Anzahl Menſchen den Engpaß völlig ſchließen kann. Man iſt der umliegenden Völker ſo wenig ſicher, daß jetzt noch die ruſſiſchen Kaufleute den Aelteſten der Tagauri eine Abgabe von 10 Silberrubeln (nahe an 20 fl.) für die Perſon zahlen müſſen, was gewiß nicht geſchehen würde, wenn man es wagte, dieſe Völkerſchaft vor den Kopf zu ſtoßen. Und nicht nur von der Schlucht von Dariel an bis Wladikawkas, ſondern ſelbſt von dieſer Veſte an bis Jekaterinograd darf niemand ohne Bedeckung reiſen; ſelbſt in den ruhigſten Zeiten bilden fünfzig Mann Fußvolk, eben ſo viele Koſaken und zwei Kanonen die Escorte einer Karawane, denn immer muß man warten, bis eine gewiſſe Anzahl Reiſender beiſammen iſt. Eichwald gibt von ſeiner eigenen Fahrt auf dieſer Reiſe nachſtehenden Bericht: „Alles zog in der größten Stille in ſich gekehrt vorüber, wandte zuweilen, wenn die Koſaken an den Seiten in flüchtiger Eile vorüber ritten, den Blick auf die Seite, um etwa einen herannahenden Feind zu erſpähen, und hielt die geladenen Gewehre bereit, um ſich bei etwanigem Ueberfall zur Gegenwehr ſetzen zu können. Der Zug mied abſichtlich jedes Gebüſch, jede Waldgegend, wo man um ſo leichter einen Hinterhalt fürchten konnte, und durchzog mit der größten Langſamkeit Schritt vor Schritt die Ebene, in der man nach allen Seiten eine freie ungeſtörte Ausſicht hatte. Die Nächte brachten wir in den kleinen Redouten zu, die auf dem Wege von Wladikawkas nach Jekaterinograd, etwa alle 30 Werſte zum Ausruhen der Reiſenden angelegt ſind. Hier wird die Escorte gewechſelt, die alte geht zurück, und eine andere tritt an ihre Stelle. Der Weg iſt durchaus ebene Steppe, oft vom ſchönſten Graswuchs bedeckt und ſehr fruchtbar, nur wegen der Nähe der Tſcherkeſſen, die zu beiden Seiten der Straße wohnen, ſehr unſicher und gefährlich, und alſo unbewohnbar. Es hat nicht ſelten in frühern Jahren Fälle gegeben, wo die Tſcherkeſſen trotz der Kanonen und der Militärbedeckung den Zug angriffen, und bei geſchickten Ueberfällen ihren Raub in Sicherheit brachten, ehe das zu weit zerſtreute Militär den Nothleidenden zu Hülfe kommen konnte."

Gewiß, dieß iſt, auch abgeſehen von allen Naturſchwierigkeiten, keine Straße, welche eine leichte und ſichere Verbindung des eigentlichen Rußlands mit den Provinzen im Süden des Kaukaſus zuläßt, und erwägt man, daß dieſe, und die kaum minder unſichere Straße von Tarku nach Baku die einzigen Verbindungsſtraßen *) über den ganzen Iſthmus, wenigſtens die einzigen, die den Ruſſen überhaupt zugänglich ſind, ſo iſt es leicht begreiflich, weßhalb die Ruſſen ihre Herrſchaft über die Bergſtämme mit Macht auszudehnen ſtreben, um die zur Sicherheit ihrer transkaukaſiſchen Provinzen und ihres ganzen Einfluſſes in Aſien ſo nöthige Verbindung über den Kaukaſus auf eine ſicherere Grundlage als bisher zu ſtellen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Es gibt ihrer mehrere, die jedoch meiſt nur für Fußgänger betretbar ſind. Subow ſchlägt die Anlegung einer neuen vor, die von Paſſanaur gerade nach der Ebene von Wladikawkas durch das Thal des ſogenannten ſchwarzen Fluſſes führen ſoll. Dieſes Thal ſey ziemlich weit, habe keine Durchriſſe, und ſey auch nicht, wie das von Dariel, Erdfällen und Lawinen unterworfen. Subow beruft ſich in dieſer Beziehung auf das Zeugniß der Eingebornen, woraus hervorzugehen ſcheint, daß die Ruſſen ſelbſt das Thal noch nicht kennen.

Einfluſs des Mondes auf das Holz.

Ein ſchottiſches Blatt enthält hierüber Folgendes: Ein ſehr verſtändiger Mann, Namens Edmonſtone, der ſich faſt 20 Jahre lang mit Holzhandel in Demerary beſchäftigte, und während dieſer Zeit eine Menge Beobachtungen über Bäume anſtellte, macht die Bemerkung, daß der Einfluß des Mondes auf Bäume ſehr groß ſey. So auffallend iſt dieß, daß wenn ein Baum im Vollmond gefällt wird, er augenblicklich ſich ſpaltet, als wäre er durch die Einwirkung einer großen äußern Kraft von einander zerriſſen. „Dieſe Loslöſung der Theile, ſagt Hr. Edmonſtone, hat, wie ich vermuthe, ihren Grund in der ungeheuren Menge Saft, welche der Baum um dieſe Zeit enthält." Darum haben Bäume, die im Vollmond gefällt werden, vergleichungsweiſe wenig Werth, und werden kurze Zeit danach von Motten und Würmern angefreſſen, ähnlich denen, die man manchmal in amerikaniſchem Mehl findet. Auch leiden ſie viel früher durch die Fäulniß, als wenn man ſie bis zu einer andern Periode des Mondes ſtehen läßt. Bäume, die man zu Bauten verwenden will, welche Dauer haben ſollen, werden deßhalb im erſten und letzten Viertel des Mondes geſchlagen, denn der Saft ſteigt im Vollmond bis in den Gipfel des Baumes, und fällt im Verhältniß zur Abnahme des Mondes. „Dieſer Einfluß, bemerkt Hr. Edmonſtone, iſt allen Baumarten gemein, womit ich bekannt wurde, und ich hatte Gelegenheit, die Sache 30 Jahre lang unter den verſchiedenen Holzarten zu betrachten, an denen die Colonien in Südamerika ſo reich ſind."

Ein Beſuch in den Pariſer Katakomben.

(Schluß.)

Memoria majorum! ſo lautet die Inſchrift, welche man über dem Portal eines Veſtibuls lieſt, der unmittelbar an die Grotte von Port Mahon ſtößt. Etwas weiter unten ſteht rechts in großen, ſchwarzen Lettern angeſchrieben: Has ultra metas requiescunt beatam opem expectantes! Links auf einem ſchwarzen Steine ſind mit goldenen Buchſtaben die Worte eingegraben: Arrête, c'est ici l'empire de la mort! Wenn man in dieſem Vorſaale, den man höchſt poetiſcher Weiſe „Thränenthal" benannt hat, einige Augenblicke verweilt, muß man Acht geben, daß die Lichter nicht ausgehen, denn ein feiner, eiſiger Regen tröpfelt ohne Unterlaß von den Steinen der Decke. So wie der Führer die Thür aufgeſchloſſen hat, geht man beſtändig zwiſchen zwei Wänden von Knochen, welche gerade ſo aufgeſtapelt ſind, wie das Holz im Holzhofe. Guirlanden von grinſenden Schädeln, welche als Frieſe oder als Karnieße verwandt ſind, und einige weiße Schienbeine, bilden die einzigen Zierrathen dieſer unheimlichen Knochenſtapel. Wohin man auch ſeine Blicke wenden mag, man erblickt nichts weiter um ſich herum, als hohle Augen und klaffende Kinn-

backen, Augen, die nicht sehen, und Munde, die nicht sprechen. Etwa 30 Gänge sind auf diese Weise austapezirt, und wir wüßten zu dieser Beschreibung nichts hinzuzufügen, wenn man nicht von Zeit zu Zeit irgend ein frommes Denkmal von rührender Einfachheit errichtet hätte. Hier erhebt sich der „Altar der Obelisken" im antiken Geschmack und mit zwei Candelabern geschmückt, welche höchst elegant aus Menschenknochen zusammengesetzt sind; dort begegnen wir dem Sarkophag zum Andenken des unglücklichen Gilbert; er hat folgende Verse als Grabschrift:

Au banquet de la vie, infortuné convive,
J'apparus un jour et je meurs;
Je meurs et sur ma tombe où lentement j'arrive,
Nul ne viendra verser des pleurs.

Weiterhin folgen das „Piedestal der Grablampe," der Pfeiler der clementinischen Nächte, also genannt nach den vier darauf eingegrabenen Stanzen, welche ein italienischer Dichter beim Tode des Papstes Ganganelli gedichtet; endlich kommt man zum Memento, einer Art Tumulus, dessen Stein uns jene unheimliche Mahnung gibt: Memento homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris.

Der Brunnen der Samaritanerin ist auch noch eine von den Episoden unserer unterirdischen Reise. An verschiedenen Orten eingesammeltes Wasser von einer seltenen Klarheit und bewundernswürdigen Durchsichtigkeit ist hier in einem tiefen Behälter verschlossen, den man sonst die Lethequelle nannte, und der gegenwärtig die Samaritaine heißt, von einem Bibelspruch, welcher auf dem Rande des Brunnens geschrieben steht. Im Vorbeigehen bemerken wir, daß die Inschriften aus der Bibel in den Pariser Katakomben mit einer Verschwendung angebracht sind, welche die Wirkung derselben sicherlich vermindert. Auf jedem Gang eine lateinische Sentenz und ein Vers aus den Psalmen wäre hinlänglich genug; aber zehn Stellen aus den alten Dichtern, zwanzig Sprüche aus den Evangelisten hinter einander sind zu viel: man wird zuletzt des Uebersetzens müde, und man liest gar nichts mehr. Die Neugierde schadet der ernsten Stimmung.

Einen langen Gang kann man jedoch nicht ohne lebhafte Rührung durchwandern; unwillkürlich greift man nach dem Hut, um sich vor den hier aufgereiheten zerschmetterten Schädeln und Knochen zu entblößen, über denen man folgende einfache lakonische Inschriften lieset:

Combats de la place de Grève, de l'hôtel de Brienne et de la rue Mesley, chez le commandant Duguet, les 28 et 29 août 1788.

Combat de la manufacture des papiers peints du citoyen Reveillon, Faubourg Saint-Antoine, le 28 avril 1789.

Combat du château des Tuileries, le 10 août 1792.

Journées des 2 et 3 septembre 1792.

Gegenwärtig sind uns noch zwei wissenschaftliche Cabinette zu besuchen übrig, welche Hr. Héricart v. Thury vor einigen Jahren hier angelegt hat, als er die Oberaufsicht über die Katakomben führte. Das eine enthält eine pathologische Sammlung, worin alle Arten von Knochen, welche eine Krankheit oder eine gewaltsame Verletzung verunstaltet hat, methodisch geordnet sind. Ein Physiologist und ein Anhänger von Gall können nirgends ein vollständigeres Museum finden, welches ihnen reichlicheren Stoff zu Untersuchungen und Beobachtungen böte. Das zweite, ein mineralogisches Cabinet, enthält eine Reihe von allen Erdproben, welche den Boden der Ebenen des Mont Souris zusammensetzen. Auf einander folgende Lagen von Pflanzenerde, gypshaltender Mergelerde, Thonerde, kohlensaurer Kalkerde u. s. w., sind hier nach ihrer natürlichen Ordnung zusammengestellt.

Beim Heraustreten aus den Katakomben legte uns der Führer ein Fremdenbuch vor, indem er uns aufforderte, unsere Gefühle und Namen darin einzuschreiben. Man kann sich nicht leicht etwas Barocheres vorstellen, als die Empfindungen und Gedanken, womit die Seiten dieses voluminösen Albums angefüllt sind. Man findet darin Alles, Prosa und Verse, prosaische Verse und poetische Prosa; im Ganzen sehr wenig Geist, obschon man gewöhnlich sagt, daß die Franzosen das geistreichste Volk Europa's sind. Nach einer pompösen Declamation über die Vergänglichkeit irdischer Dinge liest man auf der folgenden Seite ein Trinklied; man schlage das Blatt um, und man findet eine Elegie; man lese weiter, und man stößt auf eine Zote oder ein Epigramm. Der Eine bittet die Seelen der Hingeschiedenen, deren irdische Ueberreste er gesegnet hat, beim Vater im Himmel Gnade für ihn zu erflehen; der Andere hat geglaubt, daß seine Gläubiger ihn aus allen Ecken angrinseten. Ah! pendarts! schreibt ein Schuldenmacher, vous aviez donc aussi des comptes à régler; reposez en paix, juifs, que vous êtes; Sainte Pélagie se charge de votre salut! Die in dieses Buch eingetragenen Ideen harmoniren unter sich, wie die Farben einer Harlekinsjacke. Der bekannte Dulaure hat sich hier durch folgende Zeilen verewigt: „Si l'on sort sans regret de ces souterrains funèbres, ce n'est pas sans avoir éprouvé des émotions inconnues, reçu des leçons salutaires sur le pouvoir invincible de la mort qui met au même niveau et la tête de celui qui commande le plus absolument et celle de l'esclave le plus soumis; celle du noble, du riche et de l'utile citoyen. Les têtes des assassins aux gages de Charles IX, de Cathérine de Médicis et du cardinal de Lorraine restent en paix à côté de celles des leurs nombreuses victimes; les têtes qui furent animées par une aveugle intolérance, par un fanatisme sanguinaire reposent tranquillement auprès de celles des hommes éclairés par le savoir, conduits par la raison."

Was mag der ernste Geschichtschreiber von Paris gedacht haben, als er, seinem Reisegefährten die Feder reichend, nachstehende Verse aufzeichnen sah:

Disciples de Rancé, ces lieux sauront vous plaire;
Un silence éternel et la nuit en plein jour
Y favorisent la prière;
Venez y; quant à moi, je le dis sans détour,
J'aime mieux en plein vent admirer la lumière,
Et fêter tour à tour,
Bacchus et la gaité, mes amis et l'amour.

Er war gewiß außer sich vor Wuth. Ohne gerade seinen heftigen Unwillen zu theilen, sind wir doch erstaunt, daß ein Besuch in den Katakomben Jemanden zu so albernen Reimen veranlassen konnte. Was uns anbelangt, so hat uns diese unterirdische Promenade an die Verse Andrieux erinnert:

De ces demeures rédoutables
Les froids et mornes habitans
Sont devenus fort bonnes gens,
Point ennemis de leurs semblables,
Point serviles, point arrogans,
Point envieux, point irritables,
Point menteurs et point médisans,
Et point bavards insupportables . . . .
Ma foi quand je songe aux vivans,
Je trouve les morts bien aimables.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

24 November 1837.

Ueber den alten Handel zwiſchen Indien und Arabien. *)

Bughalah nennt man eine beſondere Art Fahrzeuge, die von Arabern bemannt ſind, und in denen der hauptſächliche Handel zwiſchen Indien und den perſiſchen und arabiſchen Golfs gegenwärtig betrieben wird. Sie werden in den Häfen der genannten Golfs oder zu Cotſchin und Deman an der weſtlichen Küſte Indiens gebaut, führen 200 bis 300 Tonnen, und ſcheinen eine andere und beſſere Bauart zu haben, als die übrigen Arten von Schiffen, welche in den öſtlichen Meeren von den Anwohnern der umliegenden Küſten gebraucht werden. Zwei andere Arten von Booten, Trankey und Batilla genannt, beſuchen gelegentlich von Arabien aus die indiſchen Küſten. Bei der Zuſammenfügung ihrer Planken und Rippen wird wenig oder kein Eiſen gebraucht, an deſſen Stelle Coirſtricke, **) treten; ſo gebaute Fahrzeuge ſind ausnehmend biegſam und elaſtiſch, und beſitzen manche Vortheile über diejenigen, welche bloß mit Nägeln und Bolzen befeſtigt ſind, eine Ueberlegenheit, die man bei den Kriegsbooten der Araber auf dem perſiſchen Golf ſehr mannichfach bemerkt. Im Gegenſatz mit der europäiſchen Art, Boote zu bauen, werden hier drei Planken zuſammengebunden, ehe die Rippen eingelegt werden, was zu allerletzt geſchieht. Die Zahl der Bughalahs, welche die beiden Golfs und das arabiſche Meer befahren, ſo wie die der kleinern Fahrzeuge, iſt ſehr bedeutend, da mehr als 1000 jährlich zwiſchen der Zeit der Monſuns ankommen. So wird ein unermeßlicher Handel auf eine ſtille unbemerkbare Weiſe unterhalten, und viele tauſend Tonnen engliſcher Waaren finden ihren Weg bis ins Innere der unbekannteſten Länder der Erde.

Die Handelsfahrzeuge der Eingebornen von Indien ſind in ihrem Bau von der Bughala, dem Trankey und der Batilla verſchieden. Zwei Arten von Schiffen, nämlich die Dindſchis (Dingee) und Pattamar ſind an der weſtlichen Küſte von Indien gewöhnlich, und die erſtern werden von den Hindus zu Mandavi und andern kleinen Häfen von Cutſch und Cattanar gebaut. Ihre Form iſt ſehr merkwürdig, ſie blieb wahrſcheinlich ſeit Jahrhunderten unverändert, und ſie gleichen ſicherlich den Barken, welche einſt Indiens Reichthum nach Arabiens Küſte brachten, und die beladen waren „mit allen Arten von Dingen, mit blauem Tuch und Stickwerk, und mit Kiſten voll reicher Kleider, umbunden mit Stricken und gefertigt aus Cedernholz.“ (Ezechiel.) Hier waren auch „die Ismaeliten und ihre Kamele, und die Kaufleute von Saba und Rama“ bereit am Ufer, ihre Gefäße von Erz, ihr glänzendes Zinn und Eiſen“ gegen köſtliche Gewürze, gegen koſtbare Steine und Gold auszutauſchen. Obgleich ſeit den Tagen Ezechiels die Schickſale der Nationen, ihre Unterjochung oder Erlöſchung in großem Maaße dieſen werthvollen Handel in andere Canäle leiteten, ſcheint er doch nie ganz aufgehört zu haben. Jetzt zwar beſteht ein großer Theil des Handels zwiſchen Indien und den beiden Golfs in Producten der engliſchen Induſtrie, immer aber findet noch ein Theil der reichen und mannichfachen Producte, wodurch Indien in allen Zeiten ſo berühmt war, nach der alten Weiſe ſeinen Weg nach Europa. Der Handelsverkehr zwiſchen Cutſch und Arabien kann als der letzte Reſt des uralten Tauſchhandels gelten, der einſt in der öſtlichen Welt ſo gewöhnlich war. Zu dieſem Endzweck beſuchen die Dindſchis die Häfen von Berbera, nahe am Eingang des rothen Meeres, die Inſel Socotra und den Hafen von Mascat. Sie kommen beladen mit weißen und blauen Kattunwaaren, Töpfergeſchirren, Schmuck, Gewürzen ꝛc., die gegen Elfenbein, Butter, Aloë, Drachenblut, Gummi und Goldſtaub eingetauſcht werden. Die Mannſchaft dieſer Boote beſteht aus den friedlichen Hindus, welche noch in dieſelben baumwollenen Zeuge gekleidet ſind, und ihr Geſchäft mit derſelben geduldigen Ausdauer betreiben, wie zur Zeit, wo Alexander Indien mit Krieg überzog.

Dieſe Bemerkungen werden hinreichen, um einen ziemlich richtigen Begriff von der Art der Schiffe zu geben, die den Handel zwiſchen Indien und der arabiſchen Küſte treiben, und um die Ueberzeugung zu erwecken, daß die alten Hindus ein ſeefahrendes Volk waren, und eine Handelsmarine beſaßen. Sie beſaßen ein von großen ſchiffbaren Strömen durchzogenes Land-

*) Von Lieutenant Wensby im Asiatic Journal mitgetheilt.

**) Stricke aus Kokosfaſern.

ihre Wälder enthielten eine unendliche Mannichfaltigkeit des schönsten Schiffbauholzes, worunter sich namentlich der riesenhafte Teakbaum auszeichnet, und somit wäre es allem Herkommen der Nationen, die ähnliche Vortheile besitzen, völlig zuwider, wenn sie kein seefahrendes Volk gewesen wären. Man hat behauptet, die Trennung der Hindus in Kasten habe seit uralten Zeiten bestanden, und unter diesen finde sich keine Schifferkaste. Dieß ist wahr, aber die auri sacra fames hat hier wie anderswo ihre Wirkung gethan. Die Dindschis von Cutsch sind ganz von Hindus bemannt, die Schiffer der malabarischen Küste sind die erfahrensten und muthigsten Seeleute, die ich im Orient traf, und bei Diu sind manche Dörfer, deren männliche Bewohner durchaus Matrosen sind, und den Ruf von Kühnheit und Geschicklichkeit in ihrem Geschäfte haben.

Die Thatsache also, daß die Hindus Seefahrer sind und waren, bestätigt die Annahme, daß sie meist den Handel zwischen Indien und Arabien führten, bis sie von ihren schlauern Nachbarn beraubt wurden. Als Salomo eine Flotte baute, um längs der arabischen Küste hinzufahren, nahm er dazu Phönicier; als Necho, König von Aegypten, Afrika umschiffen ließ, geschah es wiederum durch Phönicier, die ersten Seeleute jener Zeit. Wenn diese Umstände klar zeigen, daß es den Arabern am rothen Meere an nautischer Geschicklichkeit fehlte, so läßt sich auch leicht aus physischen Ursachen beweisen, daß sie nie Schiffe bauen konnten, welche die Reise nach Indien machen konnten, denn das ganze Ufer der Halbinsel ist ein dürres Land, das auch nicht Einen Baum erzeugt, um das kleinste Boot daraus zu zimmern. *) Das jetzige Geschlecht der Araber hängt für sein Schiffbauholz ganz von Indien ab, selbst bis Bagdad und Dschidda hinauf.

Dagegen waren die Araber die Landfrachtführer des indischen und chinesischen Handels, und erst im Laufe der Zeit brachte sie ihre größere Kühnheit und ihr Unternehmungsgeist dahin, die schwächern Hindus zu überholen, und endlich den größern Antheil des indischen Handels an sich zu bringen. Als die Europäer die Fahrt ums Cap entdeckten, fanden sie viele arabische Niederlassungen an der Küste, und als die Portugiesen zuerst einen Handel nach Calicut eröffneten, erfuhren sie von den Arabern, die sich dort niedergelassen hatten, einen sehr entschlossenen Widerstand.

*) Palmen gibt es freilich genug, aber das Holz ist nicht hart genug.

Die Russen im Kaukasus.

(Fortsetzung.)

Jeden Augenblick müssen die Russen befürchten, daß aus dem steten Kampfe, der sich auf einer so weiten Gränze ausdehnt, endlich ein Mann von umfassenderem Geiste hervorgehe, und die zerstreuten Kräfte vereinige. Khasi Mullah hatte bereits solche Ideen, Aslan Bey, der Abchasenfürst, baute nur auf tscherkessische Hülfe, als er von den Russen gezwungen wurde, das Land zu räumen, und sich unter den Tscherkessen niederließ, um dort sich zu verheurathen. Bei den Lesghiern sind schon solche Männer auf den Schauplatz getreten, wie z. B. Omar, Khan der Avaren. Die Zahl seiner eigenen Unterthanen war klein, aber durch Tapferkeit und Muth hatte er sich einen solchen Namen gemacht, daß ganz Dagestan ihm huldigte und seinem Aufruf zum Krieg folgte. Es war im J. 1800, als der georgische Fürst Alexander, der unruhige Sohn des alten Heraklius, sich anstatt seines Bruders auf den Thron schwingen wollte. Omar Khan hatte schon im J. 1785 mit 20,000 Mann einen Einfall in Georgien unternommen; dießmal brach er mit 18,000 Mann Fußvolk und Reiterei auf, und mehrere dagestanische Fürsten nahmen mit eigener Heeresmacht an dem Zuge Theil. Am 31 October des genannten Jahres setzte Omar Khan über die Alazani, und den 7 Abends stieß er an der Jora auf die vereinten Schaaren der Russen und Georgier: ein blutiges Treffen begann alsbald, das jedoch, trotz aller Tapferkeit der Lesghier, mit ihrer Niederlage endigte. Omar Khan starb bald darauf vor Gram.

Solche Ereignisse und solche Männer können wiederkehren, und wenn einmal zu gleicher Zeit am Kuban, am Terek, vom Koisu und dem Alazani her, Heere von 20,000 Mann einbrechen, so kann in kurzer Frist die Arbeit und der Erwerb vieler Jahre für die Russen verloren seyn. *) Aus solchen Befürchtungen entsprangen wohl in den letzten Jahren die Bestrebungen Rußlands, sich zum Meister der Ostküste des schwarzen Meeres zwischen Anapa und Redoute Kaleh zu machen, dadurch die Bergstämme immer mehr zu isoliren, und so endlich ihre Unterwerfung herbeizuführen; denn was auch die Tapferkeit dieser Bergstämme seyn mag, so müssen sie doch endlich vor dem Gewicht Rußlands unterliegen, und wenn nicht eine fremde Macht sie unterstützt, und sich ihrer zur Ausführung feindseliger Plane gegen Rußland bedient, so wird nach einigen Jahrzehnten der Kaukasus für Rußland gewesen seyn, was das ligurische Gebirg für die Römer war, eine Pflanzschule vortrefflicher Soldaten. Damit aber der Kaukasus nicht etwas mehr werde, muß sich Rußland der ganzen Küstenlinie bemeistern, was bis jetzt nicht geschehen, vielleicht wohl auch darum, weil die Küsten von Mingrelien an wahre Gräber für die Russen sind. Suchumkale oder Soghumkale mußten sie zwar verlassen, weil sie sich gegen die empörten Abchasen nicht mehr halten konnten, doch war auch hier das Klima nicht besser, als in Anaklea, Redoute Kaleh und Mezgalebi, an welchen Orten zusammen ein Regiment von 3000 Mann steht, das aber jährlich 6 bis 800 Todte hat. **)

Im J. 1825 soll ein umfassender Plan entworfen worden

*) Man erwäge wohl, daß noch im J. 1832, namentlich von dem obgenannten georgischen Prinzen angestiftet, zu Tiflis eine sehr weit verzweigte Verschwörung bestand (S. Eichwald II. 416 Note), worauf das Martialgesetz in Georgien eingeführt werden mußte.

**) S. Eichwald II. 254. Die Ungesundheit geht hinauf bis an die äußerste Spitze des Kaukasus bei Gagra, wo auch ein kleiner Fluß, der Gagrysch, ins Meer fällt und die Gränze Abchasiens und Tscherkessiens ausmacht. Die Russen haben ein kleines Fort zu Gagra, dessen Mannschaft aber theils durch die Kugeln der benachbarten Tscherkessen, deren Berge das Fort überragen, theils durch die ungesunde Luft fortdauernd decimirt wird.

seyn, von dem Dreieck zwischen dem Kuban und der Küste des schwarzen Meeres so viel zu unterwerfen als möglich, und man wollte vom Kuban her in fünf Colonnen zumal einbrechen. Ausgeführt wurde aber dieser Plan jedenfalls nicht, wahrscheinlich weil er die Vereinigung einer zu großen Truppenzahl erfordert hätte, und statt desselben versuchte man nur sich in dem nordwestlichsten Theile, weil dieser zugänglicher war, festzusetzen, und die Seeküste durch Errichtung zahlreicher Forts besser zu blockiren. Zu dem Ende sollte von dem Fort Olghinski am Kuban ein Corps vordringen bis zur Bai von Ghelendschik, wo die Russen ein Fort besitzen, und von da längs der Seeküste nach Anapa marschiren. Dieser Zug galt, wie man sieht, den Schegaken und den Natuchaiern, so wie deren Nebenstämmen den Guaie und Ubychen. General Weljaminow, der den Gebirgskrieg schon im Kampfe gegen die Tschetschenzen gelernt hatte, marschirte im Monat Mai 1835 mit einem Corps von 12 bis 15,000 Mann von Olghinski aus, und gelangte nach hitzigen Gefechten an einen, vom Kuban etwa 10 Stunden entfernten Punkt, der zur Erbauung eines Forts tauglich war; ein Fort wurde demgemäß angelegt, und erhielt den Namen Abun und eine angemessene Besatzung. Von hier aus rückte er einige Stunden weiter, und legte ein zweites Fort an, das er dem Kaiser zu Ehren Nicolajewsky nannte. Hierauf zog er an den Kuban zurück; der Plan also, bis ans Meer nach Ghelendschik vorzudringen, muß, sey es durch den Widerstand der Tscherkessen, oder durch den einreißenden Mangel an Kriegsbedürfnissen gescheitert seyn. Was die Absicht der Russen mit solchen Zügen ist, kann keinem Zweifel unterliegen: man will mehr und mehr Forts im innern Lande anlegen, um, wenn man auch das Volk nicht zur Unterwürfigkeit bringen kann, wenigstens die Zusammenrottungen zu hindern oder zu erschweren.

Solche Plane aber, deren Folgen auch dem Einfältigsten ins Auge fallen mußten, scheinen das Volk aufs heftigste aufgeregt zu haben, denn als im folgenden Jahre Weljaminow mit stärkerer Truppenzahl seinen Zug erneuerte, fand er die Garnisonen der Forts Abun und Nicolajewsky in der kläglichsten Lage: es fehlte an Lebensmitteln, und der größere Theil der Mannschaft war mit einer Krankheit behaftet, die fast unfehlbar mit Wassersucht endete. Augenscheinlich hatte man ihnen die ganze Zeit über keinen Augenblick Ruhe gelassen und keiner hatte den Fuß vor das enge Fort, das meist aus nichts als starken Verschanzungen besteht, hinaussetzen dürfen. Dadurch waren die Krankheiten eingerissen, wie sie auch an der abchasischen Küste die russischen Besatzungen lichten, nämlich kalte Fieber, die sehr lange andauern, endlich in hitzige übergehen, und dann meist mit Wassersucht endigen. *) Während Weljaminow sich im innern Lande aufhielt, zog ein zweites Corps von Anapa aus ins Land, um ihn zu unterstützen, und eine Escadre von einem Linienschiff und 10 oder 12 kleinern Schiffen sammelte sich in der Bai von Sudschuk Kale. Glücklich erreichte dießmal Weljaminow seinen Zweck, bis nach Ghelendschik zu gelangen, und zog von da längs der Bai hin nach Sudschuk Kale, in dessen Nähe er ein verschanztes Fort aufwarf, das er Doba benannte. Seinen letzten Zweck aber, von hier aus längs der Seeküste oder wenigstens in ihrer Nähe fort bis Anapa zu ziehen, eine Strecke von etwa fünfzehn bis achtzehn Stunden, diesen Zweck erreichte er nicht, denn hier stellten sich ihm die Tscherkessen mit solcher Hartnäckigkeit entgegen, daß er nach mehrwöchentlichen Gefechten endlich nach Doba zurückweichen, und von da nach dem Kuban ziehen mußte, was nicht ohne großen Verlust abgegangen seyn kann. Die Russen scheinen indeß entschlossen, nicht abzulassen, und im Frühling dieses Jahrs wurden die Anstrengungen erneuert. Weljaminow brach im April auf, dießmal mit noch größern Planen als das vorigemal, denn er wollte Pschat*) erreichen, mußte jedoch nach wiederholten Anstrengungen von seinen Bemühungen abstehen. Da indeß der Handel zwischen der türkischen und tscherkessischen Küste nicht zu hindern ist **), als indem man eine Reihe von Forts von Ghelendschik an bis Gagra anlegt, welche Strecke bis jetzt gar nicht besetzt ist, so wird wohl Rußland Alles aufbieten, um diesen Zweck, von dem erst alles Andere abhängt zu erreichen.

(Schluß folgt.)

*) S. Eichwald II. 254.

*) Auf der Karte fälschlich Bebiate.

**) Es geht eine heftige Strömung längs dem östlichen Ufer des schwarzen Meeres gegen Nordwesten, das Meer ist sehr unruhig, und die Ruderboote, deren sich die türkischen und tscherkessischen Kaufleute bedienen, entkommen deßhalb leicht den russischen Kreuzern, die der gefahrvollen Küste nicht allzu nahe kommen dürfen.

Etwas über die Vendée.

Jener Landstrich, welcher schon seit uralten Zeiten mit dem Namen Buschland (Bocage) bezeichnet wird, begreift einen Theil von Anjou, Poitou und der alten Grafschaft Nantes, oder von den jetzigen Departementen Unter-Loire, Maine und Loire, beide Sevres und Vendée. Seine Gränzen bilden im Norden die Loire von Nantes bis Angers, im Westen das Bruchland der Küste, im Süden und Osten die Linie, welche sich von Sables zwischen Lucas und Rech an den Hon, zwischen Fontenay und Chatelaigner Air nach Perthenay, Thouarsée, Brissac und zur Loire, oberhalb der Brücken von Cé hinzieht. Das so umgebene Land bildet die Vendée, und führt seinen Namen von dem gleichnamigen Flusse, welcher es von Nordwest nach Südwest durchschneidet. Das Panorama der Vendée zeigt eine große, wellenförmige Ebene, worin sich Hügel an Hügel reihen, ohne eigentliche Verbindung mit irgend einer Gebirgskette, und ohne unter sich eine beträchtliche Höhe zu haben, wovon sich das Land weiter als zwei bis drei Stunden übersehen läßt. Nur 2 dieser Hügel, welche bei dem Ursprung des großen Lay, zunächst St. Pierre du Chemin sich erheben, und durch ein eine halbe Stunde breites Thal getrennt sind, erreichen die Höhe von 450 Fuß, während die übrigen alle kaum 300 Fuß Höhe haben. Ganz eben und flach, ja zuweilen sumpfig, ist das Land gegen die Meeresküste hin, daher auch jene Gegend das Marschland genannt wird; dasselbe ist jedoch größtentheils durch künstliche Canäle vom Wasser befreit, durch Dämme gesichert, und dadurch zu fruchtbaren Feldern und Wiesen umgeschaffen. Die Thäler, welche die Vendée durchfurchen, sind ebenfalls größtentheils flach, enge, und mit Ausnahme der Flüsse Vendée und des großen Lay, gewöhnlich

bloß durch kleine Bäche (Yon, Sanagne, Grave, Mère, Vie, Jaunay, Autise, Pairay u. a. m.) bewässert, die theils der Loire, theils dem Meere zufließen. Hier und da sieht man aus den Hügeln Granitstöcke, die aus Quarz, Feldspath und Glimmer zusammengesetzt sind, hervordicken, welche anderwärts, wie z. B. an den steilen Ufern der Sevre, zu furchtbaren, schroffen Massen sich aufthürmen, und diesen Strom in seinem reißenden Laufe hemmen zu wollen scheinen. Die Vendée, sonst einem Irrgarten ähnlich, verliert hier zumal ihren idyllischen Charakter, und wird ernst und elegisch. Offener, freundlicher jedoch wird sie bald wieder, je näher man dem Ufer der Loire rückt; wogegen aber hier, so wie in der Plaine und Marsch auch das Klima weniger gemäßigt, vielmehr die Hitze brennender und anhaltender, die Sommer sehr trocken und die Winter sehr feucht und mit fettem Schnee sind. Waldungen gibt es selten, aber desto mehr Haiden und Buschwerk; jedes Feld, jede Wiese ist mit einer natürlichen Hecke umgeben, woran Baumgruppen verschiedener Gattung sich reihen, die gewöhnlich alle fünf Jahre 12 bis 15 Fuß über der Erde geköpft werden. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist namentlich in der Plaine sehr groß; allein beinahe zwei Drittel der Ländereien, so wie jeder Thalgrund und Abhang der Hügel und Höhen sind zur Ernährung des Viehs bestimmt, und nur ein Drittel wird mit Weizen und Gerste bestellt, woraus der Vendéer sein Brod sich bereitet. Uebrigens ist der Ackerbau, der nebst Viehzucht den Hauptnahrungszweig der Einwohner abgibt, immer noch weit entfernt von der Vollkommenheit, die er bei einigem Fleiß erhalten könnte. Fast allgemein ist das System der Brache in Anwendung. Ein Theil der Ländereien bleibt gewöhnlich 6 bis 8 Jahre als Weide fürs Vieh (dergleichen Aecker werden hier pâtis genannt) wüste liegen, wonach es erst wieder umgerissen und bestellt wird. Sie bedecken sich dann häufig mit zackigen Meerdinsen und Ginster, welch letzteren man selbst in einigen Gegenden mit Fleiß anbaut, hernach verbrennt, und mit seiner Asche das Land düngt. Indessen werden auch die besten Ländereien in der Regel nur ein Jahr um das andere bestellt.

Von einer Anhöhe herab erscheint das ganze Land grün, einzeln ragt daraus wohl die Spitze eines Thurmes oder eines rothen Daches hervor, und nur in der Zeit der Ernte schimmern hin und wieder gelbliche Flächen aus der Mitte des aus Laubwerk geflochtenen Teppichs. Mehr Abwechselung ist in dem Theile des Buschlandes, der sonst zu Anjou gehörte; dort sind auch die Ernten mannichfaltiger, Städte und Dörfer näher an einander gerückt, als in Poitou. An Landstraßen ist hier großer Mangel, nur eine einzige Heerstraße durchschneidet das Buschland von Nantes nach Rochelles; zwischen diesem und der Straße von Tours nach Bordeaux gibt es auf einer Strecke von 30 Stunden bloß gewöhnliche Landwege, die meist schlecht beschaffen und fast nirgends mit sogenannten Wegzeigern versehen sind. Verirrungen sind daher unvermeidlich, da sich die Wege alle gleich sehen, und am Ende jedes Feldes, jedes Hügels, sich so durchkreuzen, daß die Einwohner selbst gar häufig in der Irre umhergehen, wenn sie nur ein paar Stunden Weges von ihrem Wohnort entfernt sind. Um so mehr erleichtern dagegen die Communikation im Innern die zahlreichen Wasserstraßen, welche das Land nach allen Richtungen durchfurchen. Die Vendée, zwar ein mittelmäßiger Fluß, der in seiner größten Breite kaum 140 Fuß hat, trägt gleichwohl schon von seiner Mündung bis Vörsse, eine halbe Stunde von Fontenay, Barken von 15 bis 20 Tonnen auf ihrem Rücken. Eben so ist die Sevre auf ihrem ganzen Laufe durch dieses Land schiffbar. Der große Lay, welcher bei St. Pierre du Chemin, dem höchsten Punkte der Scheidung zwischen den zwei Hauptketten des Departements, ihren Ursprung nimmt, und bei Pertuis Breton ins Meer fällt, ist von Claye bis zu seiner Mündung für Barken von 25 bis 30 Tonnen fahrbar, der zahlreichen Canäle nicht zu gedenken, die das Land durchkreuzen, und worunter der von Luçon allein, besonders zur Beförderung der innern Schifffahrt, bestimmt ist.

Die Einwohner dieses Landes bekennen sich größtentheils zur römisch-katholischen Kirche, und sind ein eigenthümliches Volk, das sich sowohl durch körperliche Gestalt, als durch Sitten, Gebräuche und Tracht von seinen Nachbarn unterscheidet. Ihre Gesichtsbildung zeigt eine seltsame Mischung von Kraft und Trägheit, obschon ihnen letztere nicht im Allgemeinen vorgeworfen werden kann. Ihr Körperbau ist derb und kräftig, meist mittlerer Statur. Ihr Charakter ist überaus gutmüthig und offen; sie sind sehr hospital, treu in ihren Versprechungen, selbst gegen Fremde, besitzen eine große Vorliebe für den heimischen Boden und das Vaterland, und hängen fest ihrem Religionsglauben an, so daß sie der heldenmäßigsten Vertheidigung ihres Glaubens fähig sind, dabei von einfachen patriarchalischen Sitten, abergläubig, Feinde jeder Neuerung und ohne wenige Neigung zu den Wissenschaften und Künsten, wiewohl es ihnen nicht an einem gewissen natürlichen Scharfsinn fehlt. Ungleich größere Munterkeit und Lebhaftigkeit findet man bei den Bewohnern des Buschlandes und der Plaine, als bei denen der Marschgegenden. Sie leben meistens auf zerstreut liegenden Pachthöfen, seltener in Dörfern; bedeutende Städte gibt es im ganzen Lande nicht; hingegen zählen nicht selten die volkreichsten Flecken 3000 bis 4000 Einwohner. Ihre Wohnungen anbelangend gleichen diese eher Hütten, als eigentlichen Häusern, und sind im Innern zum Theil sehr unreinlich, häufig ohne Glasfenster, ohne Oefen und Schornsteine. Ein Tisch, ein paar Bänke und ein sehr schlechtes Bett, worin nicht selten die ganze Familie schläft, begreifen das ganze Hausgeräthe. Wäsche sieht man selten bei ihnen, und in ihrem Anzuge herrscht viel Unreinlichkeit. Nur die Besitzer der größeren Landgüter, hier Cadaniers genannt, zeichnen sich durch eine größere Sorgfalt und Reinlichkeit in ihren Wohnungen, wie auch durch bessere Kleidung und Nahrung aus. Die Landgüter theilen sich in dem Bauye und in der Plaine in Metairies und Borderies, und werden selten von den Eigenthümern selbst, sondern von sogenannten Metayers oder Colonisten bearbeitet, welche die Unkosten tragen, und mit dem Eigenthumer die Früchte theilen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Paris soll in kurzem die erste Nummer eines Werks unter dem Titel: „La armeria real de Madrid“ erscheinen, welches 80 Platten Kupfer- oder Stahlstiche und Lithographien enthalten und die Wappen von Pelayo, Cid, Pizarro, Hernan Cortes und anderer berühmter Spanier darstellen soll; die Zeichnungen sind von Gaspard Sensi; der Text, wovon zu 4 oder 5 Platten je ein Bogen in Folio kommen soll, ist von Achille Jubinal. Ein Ähnliches Werk wird über das Musée d'Artillerie de Paris beabsichtigt.

*

Die Kunst, in Mosaik zu arbeiten, welche sehr in Verfall kam, scheint in Rußland wieder aufzuleben, indem dort auf Kosten der Regierung eine Schule gegründet wurde, worin sie ausschließlich gelehrt wird. Ein gewandter Künstler, der seine Studien in Rom gemacht hatte, hat Raphaels Verklärung nachgebildet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ob. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.)

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

25 November 1837.

Schweden.

(Aus den: Cartons aus der Reiſemappe eines deutſchen Touriſten. Von C. v. Haltenrunner.)

Der Oreſund, welcher Dänemark von Schweden trennt, bildet eines der ſchönſten Panoramas der Welt, und fordert kaum eine halbe Stunde zur Ueberfahrt von Helſingör nach Helſingborg. Die däniſche Seite iſt hier noch weit reicher, und die üppige Vegetation ihrer Ufer, das niedliche holländiſch-reinliche Helſingör, dieſe Hauptſtadt aller Conſuln der vier Welttheile, die noble und dramatiſche Architektur der ſtolzen Veſte Kronenburg, mit ihren den ganzen ſpiegelklaren Sund beſtreichenden ſchweren Kanonen, ſeinen ſtolzen Wällen und der auf ſeinen hohen Thürmen wehenden däniſchen Fahne, dieſer ſtumme Zeuge der Wuth Hamlets, der Gefangenſchaft der unglücklichen Mathilde und ſo vieler gewaltigen Thaten der ſkandinaviſchen Geſchichte, überbieten an pittoreskem Werth die ſchwediſchen Ufer, und das arme Helſingborg hat ſeinem mächtigen, von allen Potentaten tributfordernden Nachbar nichts entgegenzuſetzen, als den Muth und freien Sinn der hochherzigen ſchwediſchen Nation.

Die erſte Schwierigkeit, auf welche der Reiſende in Schweden ſtößt, iſt das ganz fremde Papiergeld. Mit Gold kommt man nicht fort, und es geſchah mir ſogar in Stockholm, daß man Goldſtücke, die ich umſetzen wollte, zum Goldſchmied trug, um ſie nach der Wage zu tariren. Ich möchte daher jedem nach Schweden Gehenden rathen, ſich eine Proviſion von ſchwediſchen Bankbillets in Kopenhagen oder Hamburg zu verſchaffen, oder in der erſten ſchwediſchen Hafenſtadt auf Creditbrief zu empfangen. Der Eindruck, den dieſe Papiere beim erſten Anblick machen, iſt nicht ſehr erfreulich, und dieſe ſchwere Nationalmünze beſteht aus beſchmutzten, zerriſſenen und oft unleſerlichen Papierfragmenten, die bis zu ihrer äußerſten Abnützung im Gebrauch bleiben und häufig zuſammengenäht und gepappt circuliren. Die Bauern zeigen große Vorliebe für die ganz abgetragenen Bankzettel und bringen ſie ſelten zur Bank, um neue dafür entgegenzunehmen, für welche begreiflich ihre Vernichtung ein Gewinn iſt. Auch werden ſie bei allen Zahlungen ohne Anſtand angenommen, wenn nur die Unterſchrift erhalten iſt. Da ſie ſich bis zu der kleinſten Summe, ſelbſt von acht Schillingen, vorfinden, welches ungefähr äquivalent von ſechs Kreuzern leichten Geldes iſt, ſo kann man ſich vorſtellen, durch welche Hände ſie bereits paſſirt ſind, und welche Spuren ſich ihnen davon eingeprägt haben. Neben dem überaus ſchlechten Papier ſind dieſe Zettel auch ſehr ſchlecht gedruckt, mit gothiſchen Charakteren, ohne allen Schmuck der Ausſtattung. Indeſſen verſicherte man mich, daß ihre Nachmachung ſehr ſchwierig ſey. Ein Haupthinderniß für die Kenntniß dieſes Geldes beſteht in der Verſchiedenheit ihres Curſes, der erſt durch den Landtag 1800 feſtgeſetzt worden iſt. Es gibt nun zwei Gattungen Papiergeld, die eine in Rixdalers Banco und die andere in Rixdalers Kirgelt, wovon jeder Thaler ſich in 48 Schillinge abſcheidet, während drei Reichsthaler Reichsgeld auf zwei Reichsthaler Banco kommen. Dieſe Differenz ſetzt jeden Fremden Anfangs in Verlegenheit, und würde manchen viel mehr Lehrgeld bezahlen machen, wenn die Schweden nicht durchgehends von unerſchütterlicher Redlichkeit beſeelt wären. Es gibt übrigens Kupfermünzen von einem Viertel- bis zu einem ganzen Schilling, ja ſelbſt kleine Münzen vom Zwölftheil eines Schillings, welches wohl der kleinſte Geldwerth der Welt ſeyn mag. Die Schillinge ſind von ſchönem Gepräge, Gold- und Silberſtücke ſucht man aber vergebens, obſchon auf der Münze unausgeſetzt Silberthaler in vorzüglicher Schönheit und Güte ausgeprägt werden. Die Nation iſt ſo ſehr an das abominable Papiergeld gewöhnt, daß man dieß neue Silbergeld nicht in Umlauf bringen kann, was übrigens zufolge Beſchluß der Stände binnen wenigen Jahren geſchehen muß. Ich hatte, wie jeder Fremde, anfangs unüberwindlichen Abſcheu gegen dieſen ſchmutzigen Papierſchwulſt, ſah aber bald die Annehmlichkeit davon ein, da man für die kleinſten Ausgaben Zettel beſitzt, und daher nie baare Münze bei ſich zu tragen braucht. Doch möchte ich immer rathen, Kupfergeld in der Taſche zu führen, da die Schweden, ſo ehrlich ſie auch ſind, und ſo wenig man fürchten darf, von ihnen betrogen zu werden, doch an nichts ſchwerer kommen, als Münze herauszugeben, und es mir ſehr oft geſchah, bei kleinen Ueberfahrten oder Trinkgeldern das Sechs- und Zehnfache bezahlen zu müſſen, weil mir durchaus niemand

Münze gegen höhere Zettel zurückgeben wollte. Einstweilen, bis nämlich das Silbergeld in größerer Anzahl geprägt ist, bemüht man sich, das sogenannte Reichsgeld, welches so niedrig steht, daß der Reichsgeldthaler gleich einem englischen Schilling gilt, gegen das höherstehende Reichsbankgeld einzulösen, dessen Thaler einem Gulden leichten Geldes gerade gleich steht. — Die ganze Schuld Schwedens besteht in vier Millionen Thalern, und diese Summe schuldet es seiner Bank, obgleich das Institut der öffentlichen Schuld, mit einem Sinkingfund verbunden, diesem Lande noch fremd ist. Das in Circulation befindliche Papiergeld rechnet man auf etwa dreißig Millionen Reichsbancothaler, welche etwa eilf Millionen Bancothaler im Silberwerthe gleich sind. Die Bank besitzt über sieben Millionen in baarem Geld, und hat mehr als das Doppelte an Privaten zu fordern. Betrachtet man nun, daß die Bankzettel über eine immense Fläche Landes verbreitet sind, daß die Ausfuhr in der Regel der Einfuhr gleichsteht, und sie zuweilen numerisch übersteigt, so wird man finden, daß das Vermögen in Geld, welches die Bank besitzt, mehr als hinlänglich ist, um allen Anforderungen von innen und außen Genüge zu leisten, und daß der Zeitpunkt nicht fern seyn kann, wo Schweden für das horribelste Papiergeld die schönste geprägte Metallmünze Europa's erhalten wird. Mit Erstaunen sah man einen Prinzen, der unter dem Waffengetöse Europa's und in der blutigsten Revolution aufgewachsen war, dieselbe Rechtlichkeit des Urtheils und Klarheit der Ansichten in die Finanzberechnungen seines neuen Staates übertragen, die er früher an der Spitze seiner siegreichen Heere gezeigt, und welche man bei dem im Feldlager erzogenen Krieger nicht hätte erwarten sollen. Und gerade in diesen ermüdenden Details, in diesem Zahlen-Chaos glänzte sein fester Geist, seine Weisheit und sein für Ordnung und Oekonomie vorherrschender Sinn am hervorragendsten. In einem armen Lande sind diese Tugenden um so verdienstlicher, als sie dem Volk als Vorbild dienen, und sie gewinnen an Glanz, wenn der Souverän seinen Unterthanen darin zum Beispiele dient. Und hier ist keine Ostentation, kein Schein. Karl Johann darf stolz seyn auf die großen Werke, welche er durch die geringen Mittel Schwedens ausgeführt hat, und noch viel mehr auf die allgemeine Wohlfahrt, die er über sein Land zu verbreiten wußte. Das Bestreben, die Auflagen zu vermindern, geht bei ihm vor allem Andern, und die schwedische Nation zahlt bereits die wenigsten Abgaben in Europa. Es ist eine große Satisfaction für dieses Volk, sich in dem Manne nicht getäuscht zu haben, dem es sein Schicksal anvertraute; allein wenn ein Volk auch verdient, glücklich zu seyn, so ist es gewiß das schwedische, das an Sanftmuth, Moralität und Treue von keinem andern überboten wird. Binnen einigen zwanzig Jahren hat Schweden durch weise Sparsamkeit und Schwung des Handels über hundert Millionen Bancothaler gewonnen, was so viel heißt, als wenn Frankreich, statt seine Schuld bis zu vier Milliarden zu erhöhen, sie getilgt und dagegen acht oder zehn Milliarden erspart hätte. Und mitten unter diesen für so geringe Ressourcen wirklich unbegreiflichen Ersparungen hat das Gouvernement dem Lande noch unendlich viel Gutes gethan, worunter ich vor Allem die erstaunliche Verbesserung des Landbaues und des wechselseitigen Unterrichts anführe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Russen im Kaukasus.

(Schluß.)

Wenn es nach dem Obigen Rußlands ernstestes Bestreben seyn muß, sich der wichtigsten Küstenpunkte von Anapa südwärts bis Gagra und Poti zu versichern, weil ohne dieß an eine Unterwerfung des kaukasischen Landes nicht zu denken ist, so wenig als man eine Seestadt ohne Blocade von der Seeseite her einnehmen kann, so unterliegt doch ein solches Unternehmen großen Schwierigkeiten. Fürs erste ist die heftige, nordwestliche Strömung an der Ostküste des schwarzen Meeres den großen Segelschiffen sehr hinderlich, und die Schifffahrt auf dieser Seite des kaspischen Meeres überhaupt sehr gefährlich, und zweitens scheint die russische Blocade die Küstenanwohner zu Seeräubern zu bilden: die Abasen haben ohnehin immer etwas Seeraub getrieben, und die Bemühung, den Tscherkessen die Zufuhr von Salz *) und Kriegsbedürfnissen abzuschneiden, muß eine Menge Anwohner der türkischen Küste verlocken, solche Waaren nach der tscherkessischen Küste zu schaffen, was nicht leicht zu verhindern ist, **) da die Fahrt von der türkischen Küste aus auf Ruderbooten in wenigen Tagen gemacht werden kann. Auch scheint es bereits, als ob man russische Fahrzeuge auf dem Meere angegriffen habe, indem die russische Regierung im Laufe dieses Jahres den Befehl gegeben hat, ihre Transportschiffe auf dem schwarzen Meere zu bewaffnen.

So lange Anapa in den Händen der Türken war, wollte Rußland keine Blocade der tscherkessischen Küste, sondern suchte selbst einen Handel mit denselben zu etabliren. Ein Genueser, Namens Scassi, machte im Jahre 1813 der russischen Regierung den Vorschlag, durch den Handel auf die Civilisirung der Tscherkessen einzuwirken. Gamba in seiner „Reise im südlichen Rußland" sagt darüber Folgendes: „Dieses Project wurde mit Enthusiasmus von einem Manne wie Richelieu aufgenommen, der, wenn auch voll Muth und den Gefahren trotzend, doch die von einem Kriegszustand unzertrennlichen Uebel fühlte. Lange Zeit Generalgouverneur des südlichen Rußlands und stets mit den Bergstämmen im Kampfe, erkannte er doch in ihnen trotz ihrer Raubsucht hochherzige Gesinnungen, und fand, daß ihre unaufhörlichen Einbrüche weniger eine Folge ihres kriegerischen Geistes und der Leichtigkeit seyen, sich in ihre unzugänglichen Berge zurückzuziehen, als des Elends, das sie erduldeten, seit man sie in ihr Gebiet eingeschlossen hatte, und sie die Erzeugnisse ihrer Jagd und ihrer Wälder nicht mehr absetzen konnten.

*) Es ist oben schon erwähnt worden, daß die Tscherkessen in früherer Zeit ihr Salz in den Salzseen der nördlichen Steppen holten; als ihnen diese durch die Russen verschlossen wurden, mußten sie es vom Meere her oder durch den Tausch von den Kosaken beziehen, was in neuerer Zeit verboten worden zu seyn scheint.

**) Nur allein von Trapezunt aus sollen 40 kleine Schiffe einen Handel mit der tscherkessischen Küste unterhalten, und die Fahrt wenigstens zwei- oder dreimal im Jahre machen.

Er so wie sein Nachfolger, Graf von Langeron, unterstützten deßhalb die Plane Scassi's, und ein Schiff der Krone wurde zu seiner Verfügung gestellt, um den Handel zu betreiben; ein Geschenk von 100,000 Pud Salz wurde hinzugefügt. *) Er bekam mehrere Orden, ein schnelles Avancement im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, und erhielt den Auftrag zu Pschat ein Etablissement zu begründen, um Schiffbauholz für die Werften von Nicolajew und Cherson zu verschaffen; endlich trug man ihm noch auf, Schiffe zu kaufen und eine kleine Flotille zu organisiren, welche die russischen Truppen in Mingrelien versorgen sollten. Durch besondere Gunst lieferte die Administration der Salinen von Kertsch das Salz, welches für den Verbrauch der Tscherkessen und Abasen bestimmt war, zum Erzeugungspreise. Ich landete zu Kertsch im Junius 1821, und fand damals noch die Handelsverhältnisse in jener Stadt mit Europa, mit Taganrog und der tscherkessischen Küste äußerst schwach. Doch wie dem auch seyn mag, wenn, wie Alles vermuthen läßt, die Absichten Se. k. Maj. immer noch auf friedliche Maßregeln und Versöhnung gerichtet sind, so kann gewiß diese Absichten nichts besser unterstützen, als die Handelsverbindungen, welche die auf der abasischen und mingrelischen Küste sich aufhaltenden Europäer mit den Tscherkessen anknüpfen."

In gleicherweise äußert sich Chevalier Taitbout de Marigny, der in den Jahren 1818 bis 1824 vier Reisen von der Krim nach Anapa und an die tscherkessische Küste machte. Er handelte in Uebereinstimmung mit der russischen Regierung, die, weil der Sultan seinen Unterthanen jeden Handel mit der tscherkessischen Küste untersagt hatte, um Anapa das Monopol desselben zu sichern, Commissäre nach Gbelendschik und Pschat sandte, um mit den unabhängigen tscherkessischen Häuptlingen Handelsverbindungen anzuknüpfen. Diese zeigten sich sehr mißtrauisch gegen die Russen, „die sie nie anders als mit den Waffen in der Hand gekannt hätten," und forderten einen Zoll, was außerdem und namentlich jetzt von keinem Handelsmann gefordert worden zu seyn scheint. Indeß waren die Versuche der russischen Regierung umsonst, wahrscheinlich wegen des Mißtrauens der Tscherkessen, und Taitbout de Marigny sagt deßhalb ausdrücklich, es sey nicht möglich gewesen, den seit mehr als einem halben Jahrhundert nach Anapa geleiteten Handel auf einen andern Punkt hinzuleiten, als etwa nach dem nur wenige Stunden von Anapa entfernten Sudschuk Kale, von welchem aus ein Thal mit der Ebenen des innern Landes in Verbindung steht.

Als Anapa von den Russen mehr durch Verrätherei des Pascha's, als wegen Mangels an Vertheidigungsmitteln **) genommen worden war, sprach Rußland alsbald auch die tscherkessische Küste bis Abchasien an, und da es durch Anknüpfung von Handelsverhältnissen nicht dazu gelangte, Einfluß im Innern des Landes zu erhalten, so suchte es auch alle andern vom Handel auszuschließen, um die Tscherkessen durch Noth zur Unterwerfung zu bringen. Diese Lage der Dinge hat die Versuche einiger Engländer veranlaßt, wider den ausgesprochenen Willen der russischen Regierung einen Handel mit der tscherkessischen Küste anzuknüpfen, was die Wegnahme eines Fahrzeugs zur Folge hatte. Es ist hier nicht der Ort, die Rechtsfrage zu untersuchen und noch weniger, zu entscheiden, und wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß die Bestrebungen jener englischen Partei noch keineswegs aufgehört haben, sondern auch in diesem Jahre mit erneuertem Eifer fortgesetzt wurden.

Diejenige Partei in England, welche zu einem Kriege mit Rußland treibt, um dessen Umsichgreifen in Asien eine Schranke zu setzen, beobachtet alle Schritte, die Rußland im Kaukasus macht, mit spähenden Augen, und setzt Alles in Bewegung, um in den Widerstand der Tscherkessen diejenige Einheit zu bringen, die ihm bisher so sehr gefehlt hat, wie denn z. B. der Zug der Russen gegen die Karatschaier im J. 1829 mit Zustimmung der umwohnenden Tscherkessen statt fand. Die Stellung der Engländer in Asien ist defensiv, die der Russen offensiv geworden, und um diesen ungünstigen Stand der Dinge zu ändern, muntert man die kaukasischen Völker zum Widerstand auf, in der ganz richtigen Berechnung, daß wenn diese mehr und mehr den Russen den Weg über den Kaukasus versperren, die Macht derselben jenseits des Kaukasus in ganz Vorderasien nothwendig abnehmen muß.

Für denjenigen, der den Charakter der Asiaten kennt, muß ein solcher Widerstand von Seite der kaukasischen Stämme von der höchsten Bedeutung seyn: wer im Glück ist, und als stolzer Sieger daher zieht, dem unterwirft sich Alles blind, das Glück der Schlachten ist das Urtheil Gottes; so führte Rußland dieselben Schaaren, die im persischen Kriege gegen die Russen fochten, zwei Jahre später mit entschiedenem Erfolge gegen die Türken: mit den Russen war der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit, und dieser Glaube that für sie zum Mindesten so viel als ihre Waffen. Wie aber, wenn der Widerstand der kaukasischen Stämme mit Glück fortgesetzt wird, und die Nachricht davon unter allen Stämmen südlich vom Kaukasus sich verbreitet? dann erwachen wiederum die natürlichen Sympathien, und diese sind nicht für die Russen, nicht einmal bei dem christlichen Volke der Georgier, gegen dessen asiatische Sitten sie mannichfach verletzend anstießen, und noch viel weniger bei den muhammedanischen Stämmen. Man glaube ja nicht, die Mehrzahl des Volks sey für Rußland, weil dessen Herrschaft Ruhe und Frieden gebiete; dieß ist nur wahr von einer geringen Anzahl Kaufleute, auch in manchen Districten Georgiens von dem größern Theile des Landvolks, aber diese friedlichen Leute sind es nicht, welche die Meinung bestimmen und die Gemüther beherrschen.

Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist Rußland fortdauernd mit Glück bemüht, sich südlich vom Kaukasus festzusetzen, es hat, nachdem es sich in Besitz Georgiens gesetzt, all

*) Wie wichtig dieß für den Handel mit der tscherkessischen Küste ist, haben wir oben gesehen.

**) Nicht nur verweigerte der Pascha den Tscherkessen einige Kanonen und Pulver, um welche sie baten, sondern hielt auch einen ihrer tüchtigsten Führer, Seser Bei, mit Gewalt in der Festung zurück. Als die Uebergabe an die Russen schon geschehen war, vertheidigte sich dieser mit den wenigen Leuten, die er zufällig bei sich hatte, noch drei Tage in einem Theil der schon besetzten Feste, mußte sich aber endlich ergeben, und wurde nach Rußland abgeführt, von wo er jedoch entkam. Es ist dieß derselbe Tscherkessenfürst, dessen Entfernung aus Constantinopel vor etwa einem Jahre der russische Minister so kategorisch forderte.

mählich alle ehemals davon abhängenden Provinzen unter seiner Herrschaft vereinigt, es hat gegen Persien eine Stellung eingenommen, die ihm den Eingang in dessen wichtigste Provinzen sichert, sobald es eine Politik befolgen wollte, welche nicht in Rußlands Interesse liegt; es hat gegen die Türkei hin Eroberungen gemacht, welche ihm ganz Kleinasien öffnen, so daß es in Rußlands Willkür steht, im Fall eines Kriegs mit der Türkei nicht nur deren Hülfsquellen in Kleinasien zu lähmen, sondern auch dieselbe ganz von den übrigen muhammedanischen Staaten zu isoliren; es ist im Besitz der Quellen des Euphrat, und kann, sobald es ihm beliebt, auf diesem Hochplateau so weit vorrücken, daß es die Ebenen von Mesopotamien bedroht; kurz seine Stellung im Süden des Kaukasus ist die günstigste geworden, die es sich wünschen kann, — aber alle diese Macht ist nur ein Schatten, und kann entschwinden wie dieser, so lange es in seinem Rücken nicht sicher ist, d. h. so lange der Kaukasus seinen Befehlen nicht gehorcht.

Theeöl.

Nach den Versicherungen mehrerer Reisenden gebraucht man in China eine Art feines Oel zu denselben ökonomischen Zwecken, wie das Olivenöl in Europa, und dasselbe soll aus derselben Pflanze gewonnen werden, welche den Thee liefert, oder wenigstens aus einer Art derselben Familie. Ein Hr. Thompson, der es untersuchte, glaubt, es könne aus den Samen der beiden Gattungen Thea und Camellia gezogen seyn. Dieses Oel blieb bisher in Europa unbekannt. Wenn es frisch ist, hat es keinen Geruch, eine strohgelbe Farbe, bildet keinen Niederschlag, ist im Alcohol gar nicht, im Aether nur sehr wenig auflösbar, brennt mit einer klaren, weißen Flamme, und widersteht einer Kälte von 10° F. (nicht ganz 4° R.) ohne fest zu werden. Mit 39° F. gleicht es einer Emulsion, und sein specifisches Gewicht ist 927. Hr. Thompson glaubt, dieß Oel könnte ein wichtiger Handelszweig mit dem Orient werden, weil es dem Kokosöl, so wie den andern Oelarten, die man gewöhnlich in Asien braucht, sowohl als Nahrungsmittel, wie zur Beleuchtung vorzuziehen ist.

Etwas über die Vendée.

(Schluß.)

Ein Pachthof von gewöhnlicher Größe bringt jedoch dem Grundherrn selten über sechshundert Francs ein, obgleich ziemlich viel Land dazu gehört. Die Wirthschaft darauf ist vorzüglich auf Rindviehzucht gerichtet, die zwar während der Vendéer Kriege große Verminderung erlitten, allein sich bereits wieder so gehoben hat, daß deren Erlös den Haupttheil ausmacht. Das Vendéer Vieh ist als das vorzüglichste Frankreichs bekannt, namentlich werden in den fetten Marschgegenden Ochsen von erstaunlicher Größe gezogen, die, 1500 bis 1800 und mehr Pfund schwer, mit 600 bis 800 Francs bezahlt werden. Eine gemästete Kuh wird nicht selten zu 400 Fr. verkauft. Man nimmt an, daß alljährlich über 100,000 Stück gemästetes Rindvieh den Viehhändlern von Poissy zugeführt, und von diesen nach Paris verkauft werden. Neben der Viehzucht und dem Feldbau gibt auch die Fluß- und Seefischerei, wie auch die Salzbereitung, einen nicht unerheblichen Erwerbszweig ab. Dagegen ist die Industrie in der Vendée höchst unbedeutend, und beschränkt sich fast einzig auf die Verfertigung grober Linnen- und Wollenzeuge, wovon jedoch selten etwas zur Ausfuhr gelangt, da es manchmal den eigenen Bedarf kaum deckt.

Die Lebensart des Adels ist noch ganz nach der uralten Väter Weise und einfach. Seine Schlösser sind ohne allen Prunk gebaut, auch im Innern einfach und schmucklos, und weder mit weitläuftigen Parks, noch mit geschmackvollen Lustgärten umgeben. Die Edelleute, welche durch Stand und Vermögen nach Paris gezogen wurden, haben doch Ton und Sitten von dort niemals in ihre Heimath zurückgebracht, sondern stets wieder die Weise ihrer Nachbarn angenommen, wonach auf guten Tisch und gute Jagd besonders viel gehalten wird; wie denn von jeher die Jäger aus Poitou berühmt gewesen. Außerdem gibt der Gutshaushalt hier ungleich mehr Beschäftigung, als in anderen französischen Landschaften. Ein Gutsbesitzer kann ohne genaue Kenntniß des Hauswesens der Hintersassen nicht wohl bestehen, da, wie gesagt, diese dem Gutsherrn gewöhnlich kein Pachtgeld, sondern einen Theil ihres Ernteertrags zu entrichten haben. Diese Einrichtung beruht auf Treu und Glauben und gegenseitigem Vertrauen; zugleich erfordert sie einen tüchtigen Verkehr zwischen Gutsherrn und Pächtern, welche jedes Ereigniß gemeinschaftlich trifft, und die Glück und Unglück mit einander tragen. Der Herr fehlt nicht, wenn bei seinen zwanzig bis dreißig Pächtern eine Hochzeit zu feiern ist, und die Seinigen folgen ihm auf einem Wagen, von Ochsen gezogen. Sonntags versammeln sich die Gutsleute zum Tanz auf dem Schloß, und nach der Predigt verkündigt der Pfarrer den Tag, an welchem die Jagden nach Wölfen oder wilden Schweinen angesetzt werden. Dahin begibt sich dann jeder, die Flinte unterm Arm, und läßt sich von seinem Herrn den Platz anweisen. Wie diese Jagden, so ward nachher der Krieg geführt; sie waren die Schule für ihn, für seine Beschwerden und Entbehrungen gewesen. Das ganze Völkchen kannte und vertraute sich; es hatte an seinen Sitten fest gehalten, und selbst in den Städten schadete die Verschiedenheit der Meinung dem Umgang und Betragen mit dem Adel nicht. Dieses so stille, sanfte, friedliche Völkchen hat in den ersten Jahren der Revolution gegen die Republicaner den Krieg, der unter dem Namen des Vendéekriegs bekannt ist, und alle Gräuel eines Bürgerkriegs im Gefolge hatte, mit der leidenschaftlichsten Erbitterung geführt, und durch seine Thätigkeit und seinen Muth die Bewunderung Europa's erregt.

Die Sydney Gazette vom 15 April d. J. zählt eine nicht unbedeutende Anzahl von Schiffen auf, deren Mannschaft ganz oder zum Theil von den Bewohnern der Südseeinseln ermordet wurde.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 104** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Eine Caprice.** Von Alfred de Musset. — **Die Prinzessin.** Von Lady Morgan.

Das Abonnement dieses dem Auslande hergegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 3—4 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

26 November 1837.

Anſichten von Peſth.

9. Die Brücke.

Als Abſchiedsſcene von Peſth führe ich die Brücke auf. Was kann aber eine Brücke für eine ſonderliche Anſicht bieten, da ſie weder ein großartiger und kunſtmäßiger Bau, wie z. B. die in Dresden und Prag iſt, noch ſonſt etwa eine Merkwürdigkeit enthält? Geduld! es wird ſich hier manches, der Beobachtung Werthes finden. In Einem Bette iſt hier die ſonſt auf ihrem Laufe ſo vielfach geſpaltene Donau vereinigt. Ober- und unterhalb haben ſich Inſeln in ihr gebildet. In einer Breite von nahe an 200 Klaftern wälzt ſich der mächtige Strom raſch dahin, auf deſſen Rücken die Kähne, auf denen die Brücke errichtet iſt, ruhen. Den ganzen Tag hindurch iſt ſie mit Menſchen bedeckt. Beim Eingange auf dieſelbe ſoll jeder, der nicht vom Adel oder aus der Bürgerſchaft der beiden durch ſie verbundenen Städte iſt, Zoll bezahlen, was aber bei weitem nicht von Allen geſchieht. Denn nur der Schlechtgekleidete und Fremdausſehende wird dazu angehalten, weil man jeden andern für einen Bevorrechteten hält, und es rein unmöglich wäre, jedesmal erſt nach einer Legitimation zu fragen. Der Betrag iſt für einen Wagen 3 kr., und für eine Perſon 2 kr. W. W. So gering dieß aber auch ſcheinen mag, ſo entrichtet der Pächter der Brücke dennoch jährlich 20,000 fl. Pachtgeld und macht dennoch ein für ihn einträgliches Geſchäft. Bekannt iſt es, daß man ſeit mehrern Jahren das Project hat, eine feſte Brücke hier über die Donau zu bauen. Eben jetzt iſt man mit der Ausführung derſelben ernſtlich beſchäftigt, und unterſucht bereits das Bett des Stromes, um den geeignetſten Punkt dazu zu finden. Kommt dieſe Brücke noch zu Stande, die man auf Actien zu erbauen gedenkt, ſo wird ſich das darauf verwandte Capital ſehr hoch verzinſen, weil alsdann keine Befreiungen irgend einer Art vom Zollbezahlen ſtatt finden werden, und folglich die Einnahme ſich wohl wenigſtens viermal ſo hoch wie gegenwärtig ſtellen wird. Geſetzt nun, es würde auch der vorläufige Anſchlag von einer Million Gulden Conv. M. um Vieles überſchritten, ſo würde ſich dennoch das Anlagecapital gut verzinſen.

Hat man die Zeit darauf zu verwenden, um einige Stunden am Eingange zur Brücke zu verweilen, ſo ſieht man nicht allein einen großen Theil der gegenſeitigen Bevölkerung von Peſth und Ofen an ſich vorbei paſſiren, ſondern es miſchen ſich unter dieſelbe auch eine Menge von Individuen aus verſchiedenen Nationen. Insbeſondere iſt dieß zur Zeit der Märkte der Fall. Fußgänger, Reiter und Wagen geben eine Stufenleiter der ſämmtlichen europäiſchen Nationen und ihres Civiliſationsgrades ab. Hier begegnet der gravitätiſch einherſchreitende Türke dem hüpfenden Franzoſen; dort geht der ernſte Magyar am devoten Slaven vorüber; hier geht in tiefen Gedanken der Deutſche, dort mit heiterm Geſicht in die Natur ſchauend der Italiener. Aber vor allen ſind die Frauen und Mädchen, welche man darüber ſchweben ſieht, der Beachtung werth: denn ſo viel Schönheit, Unbefangenheit und Grazie trifft man nur ſelten in dem Maße vereint, wie hier. Ja ſelbſt die von zweideutigem Rufe ſtrafen dieſe Behauptung nicht Lügen, weil entweder hier die Natur einer ſchnellen Zerrüttung vorbeugt, und ihnen den Stempel ihres Gewerbes nicht ſo bald wie anderwärts aufdrückt, oder weil deren Zahl ſo groß iſt, daß die an ſie geſtellten Anſprüche ſich theilen. Die auf der Mitte der Brücke errichtete Capelle mit einem Altare iſt wie wohl auch anderwärts eine Art von Probirſtein und Erkennungsmittel für eifrige Katholiken. Indeß bemerkte ich wenig genug Devotion, was entweder den vielen verſchiedenen Glaubensbekenntniſſen oder auch der Aufklärung beizumeſſen iſt. Denn daß es bei den Einwohnern von Peſth nicht an Religioſität fehlt, habe ich ſchon angegeben.

Eine große Störung im Verkehr tritt ein, wenn die Donau im Winter anfängt mit Eis zu gehen, wo dann die Brücke heraus genommen werden muß. Zur Vermehrung derſelben lagert ſich in der Regel gleichzeitig ein dichter Nebel über den Strom, ſo daß man nicht von einem Ufer bis an das andere ſehen kann. Am allerſchlimmſten iſt dieß, wenn es ſo früh eintritt, daß der letzte Markt (Anfang Novembers) noch nicht vorüber iſt. Da geht denn die Ernte der Schifferknechte an. Eine Unzahl von Kähnen ſind in ſtetem Fahren in der Nähe der Stelle, wo die Brücke geſchlagen iſt. So lange das Waſſer nur noch ziemlich frei vom Eiſe bleibt, geht es noch, und die Fahrt

hinüber und herüber hat ihren regelmäßigen Gang. Gegen 30 bis 40 Personen können in jedem Kahne übergeschifft werden. Bedenkt man nun, daß von Früh bis Abend wenigstens alle zehn Minuten ein Kahn abgeht und einer zurückkommt, so kann man die Menge der Ueberfahrenden leicht berechnen. Eine Strecke von etwa 500 Klaftern weiter aufwärts werden Wagen und Reiter übergeschifft. Dieß geht ziemlich langweilig und erfordert jedesmal wenigstens eine halbe Stunde. Wenn nun aber erst der Strom stark mit Eis geht, alsdann ist diese Fähre gar nicht im Gange, und die Kähne für Personen gehen nur mit Mühe und oftmals mit nicht geringer Gefahr. Dabei ist der Fall schon öfters vorgekommen, daß man Stunden lang auf dem Wasser zubrachte und am Ende dennoch wieder umkehren mußte, weil es durchaus unmöglich war, ans andere Ufer zu gelangen. In solchen Fällen fordern die Schiffer ganz nach Belieben, und es kommt vor, daß man bis zu einem Gulden Conv. M. für eine einzige Ueberfahrt zahlen muß, wo sonst die Taxe nur 2 kr. C. M. beträgt. Die Wagen müssen in solchen Fällen auf dem linken Donauufer ihre Straße suchen, und wo sich ihnen keine nach ihrem Ziele bietet, warten, bis der Strom eine feste Eisdecke hat. Nur die Gewohnheit und die getroffenen Vorbereitungen können einen solchen Uebelstand erträglich machen, dem die neue Brücke auf immer ein Ende machen wird.

Schweden.

(Fortsetzung.)

Karl Johann übernahm die Finanzen in der traurigsten Verfassung, und man muß den jetzigen blühenden Zustand aller Zweige der Verwaltung betrachten, um sich zu überzeugen, was dieser Mann zu thun vermochte, der als trauriges Vermächtniß der Regierung Gustavs IV die Last einer unermeßlichen Schuld übernehmen mußte, und in einem so kurzen Zeitraume sie beinahe getilgt hat. Mit großer Geschicklichkeit bediente sich Karl Johann des vortrefflichen Instituts der schwedischen Bank, die bereits unter Karl XI im sechszehnten Jahrhundert errichtet worden, und durch deren Hülfe es gelang, die nach dem Kriege von 1809 außerordentlich angewachsene Schuld abzutragen. Die Bank ist ganz unabhängig von der königlichen Gewalt. Bei ihr werden alle Einnahmen des Staates, die man auf 17 Millionen Banecothaler anschlagen darf, hinterlegt, und das ganze öffentliche Wohl ruht in ihren Händen. Sie ernennt nach Gutdünken ihre Beamten, und gibt auf ihren Namen das Papiergeld aus, während die numerischen Depots ihr als Garantie dienen. Sie steht direct unter der Controle einer durch die Stände ernannten Commission, ist aber in ihren Operationen nicht gehemmt, und man nimmt gegen sechs Millionen an, die sie allein jährlich dem Ackerbau gegen Hypotheken zuwendet, welche nur mit drei für Hundert verzinst werden. Man rechnet im Durchschnitt in Schweden auf den Kopf etwa fünf Banecothaler Steuer. Allein diese ganze Finanzverwaltung, Steuerherabsetzung und Schuldabtragung verdankt Schweden entschieden bloß seinem selbstgewählten König.

Schweden hatte eine repräsentative Verfassung, bevor noch ein anderer Staat Europa's daran dachte, und die Form der gegenwärtigen Regierung ist vom höchsten Alterthum. Indessen wurde der Bauernstand erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts als vierter Theil der Nationalvertretung zugelassen. Man weiß, daß die Stände jetzt in vier Kammern getheilt sind, nämlich den Adel, den Clerus, die Bürger und die Bauern; allein die gegenwärtige in Schweden herrschende Constitution wurde erst 1809 in Folge der Revolution eingeführt, die den vierten Gustav vom Throne stürzte. Diese Charte gibt uns den besten Maßstab zur Beurtheilung des schwedischen Charakters und der verschiedenen Revolutionen, welche dieses Land erschüttert haben. Sie trägt ganz das Gepräge des Mißtrauens einer auf ihre nur zu oft verletzten Rechte eifersüchtigen Nation, obgleich der rein monarchische Geist die Oberhand erreichte, und kein constitutioneller Fürst solche ausgedehnte Gewalt behalten hat, wie der König von Schweden. Er ist zwar von Räthen umgeben, welche er in allen Gegenständen, die nicht in die Verwaltung oder Diplomatie einschlagen, vernehmen muß, allein er besitzt auch zugleich das Recht, selbst die Uebereinstimmung dieses geheimen Rathes zu umgehen, und die Minister bleiben nur dann verantwortlich, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß sie ihre Verwahrung gegen eine unpopuläre Maßregel nicht ausgesprochen hatten. Die Presse ist frei, und dennoch kann ein Journal ohne Urtheilsspruch unterdrückt werden. In diesem Fall braucht das Blatt nur Titel und Redacteur zu ändern, denn das Recht, ein Journal herauszugeben, steht jedem Bürger zu.

Ungeachtet aller Vorzüge hat die schwedische Charte große Gebrechen, und schon in den vier Ordnungen der Repräsentation liegt ein Widerspruch. Die Bürgerschaft ist rein industriell; die Geistlichkeit hat keinen Besitz, der Adel zählt eben so viele Angestellte als Eigenthümer, und der Bauernstand allein ist der durchaus grundbesitzende. Die so zahlreichen Besitzer von Eisenwerken und Maschinerien, welche Millionen erwerben, Tausenden Nahrung geben und ihr Land bereichern, können nicht in die Volksvertretungen gewählt werden. Erst seit wenigen Jahren werden große Hütten- und Minenbesitzer am Landtage aufgenommen, dürfen aber über nichts deliberiren und abstimmen, als über die Gegenstände ihrer Fabricationen. Ein hoher Verwaltungsbeamter, ein durch seine Meisterschöpfungen berühmter Künstler, ein Gelehrter, dessen Name durch glänzende Werke unsterblich geworden, sind nicht wählbar, wenn sie sich nicht zugleich zum Adel oder zum Bürgerstande zählen. Der berühmte Berzelius mußte sich erst in den Adelstand erheben lassen, um Deputirter zu werden, und Linné würde es nie geworden seyn, wenn er bloß Präsident der Akademie gewesen wäre. Man beschäftigt sich unausgesetzt mit der Möglichkeit, diesen Gebrechen abzuhelfen, und die Wirren, welche der letzte Storthing in Norwegen erzeugt, haben das Bedürfniß einer Gleichstellung oder Annäherung der Formen lebendiger als je hervorgerufen. Es war sogar schon die Rede, die schwedische Vertretung der norwegischen nachzubilden, die bekannter Weise nur zwei Kammern besitzt, welche in sich selbst in einer Art verschmolzen sind, die selbst über dem demokratischen Princip Nordamerika's steht.

Doch iſt es höchſt unwahrſcheinlich, daß irgend eine bedeutende Veränderung ſo bald wird vorgenommen werden, da der König, wenn er ſchon alle dieſe Gebrechen einſieht, ſicher nicht die Initiative zur Reorganiſation der Fundamentalgeſtalt der ſchwediſchen Verfaſſung ergreifen wird, ohne durch außerordentliche Umſtände dazu genöthigt zu ſeyn. Er iſt nicht nach Schweden gekommen, um den Reformator zu ſpielen, ſondern um das Beſtehende zu ſchützen. Es gibt Vorurtheile, gegen die man nicht kämpfen darf, und Mißbräuche, die durch ihr Alter erträglich geworden ſind. Sein Grundſatz ſcheint, jede Neuerung nur durch Klugheit und nicht mit Uebereilung herbeizuführen, und es der Zeit zu überlaſſen, ihre Nothwendigkeit herauszuſtellen, wo dann Verbeſſerungen ſich von ſelbſt einführen. Und endlich, wo iſt das Land, das nicht über Mißbräuche zu klagen hätte? Sind ſie nicht, unſerer armſeligen menſchlichen Natur anklebend, eine traurige Ausgleichung für das wenige Gute, deſſen wir uns zu erfreuen haben? Irrthümer, die nicht nachtheilig einwirken, ſind vielleicht für die Völker, was die Vorurtheile beim einzelnen Menſchen werden; die geſellſchaftliche Ordnung könnte ohne beide nicht beſtehen.

Man hat Schweden zu lange für ein Land angeſehen, das keine Litteratur beſitze, ohne Unterricht, und weit hinter der Bildung des übrigen Europa's zurück ſey. Das Vaterland des Tychobrahe, Linné, Bergmann, Puffendorf, Pohlheim bedarf keiner weitern Rechtfertigung, und die letzten Jahre ſahen wir Werke des erſten Ranges aus der ſchwediſchen Litteratur hervorgehen. Unter den Männern, welche ſich auf dieſer Bahn verherrlichten, ſteht der große Dichter Tegnér, Biſchof zu Werió, oben an. Sein Gedicht, Frithiofs-Saga, iſt bewundernswürdig. Der Stoff iſt einer alten Legende entnommen, über welche der Dichter den Hauch einer edlen Schwärmerei, vereint mit den erhabenſten Ideen und den rieſenhafteſten Bildern, auszubreiten wußte. Dieſes Gedicht iſt gleich Axel bereits öfters ins Deutſche übertragen und uns zugänglich gemacht. Es herrſcht in Schweden ein edles Beſtreben, das Reich der Wiſſenſchaft und Belletriſtik zu vergrößern, und das Monument des unſterblichen Vollmann beweiſt die Dankbarkeit der Schweden für ihre Dichter. Der Unterricht iſt in dieſem Lande völlig frei, und jeder kann nach Belieben eine Schule für die Jugend errichten. Die Lancaſter'ſche Methode hat hier Wunder gethan, und ich habe in ganz Schweden keinen Menſchen gefunden, der nicht leſen, und ſehr wenige, die nicht auch ſchreiben und rechnen konnten. Die ſchwediſche Sprache iſt ein Dialekt des Altgothiſchen, das vormals in ganz Skandinavien im Gebrauch war. Ihre Aehnlichkeit mit dem Deutſchen und noch mehr mit dem Engliſchen iſt auffallend, und ſtammt vermuthlich von den Eroberungskriegen der Skandinavier in England und der Schweden in Deutſchland. Das Landvolk hat mehrere Dialekte, das hauptſächlichſte Patois aber, eine Vermengung des Däniſchen, findet man in Schonen. Dalecarlien hat ſeine eigene Sprache, wie ſeine eigenen Sitten. Das Schwediſche klingt ungemein weich, und hat im Munde der Frauen eine graciöſe Anmuth.

(Fortſetzung folgt.)

Ein Tag zu Malacca.

Nur wenige Perſonen, ſo abgehärtet gegen die Hitze eines tropiſchen Klima's ſie auch immer ſeyn mögen, können mehrere Jahre hintereinander in irgend einem Theile der drittiſchen Beſitzungen in Aſien ſich aufhalten, ohne gelegentlich von den an ihrem Wohnorte vorkommenden Krankheiten befallen zu werden. Ich wenigſtens war nicht ſo glücklich, vom Fieber verſchont zu bleiben, und nach einer unruhigen, beſchwerlichen Reiſe in dem wilden Theile des indiſchen Archipels wurde ich von einer ſchweren, mehrere Wochen anhaltenden Krankheit heimgeſucht. Da man mir eine oft ſo erſprießlich ſich erweiſende Veränderung des Klima's empfohlen hatte, ſo benutzte ich das gütige Anerbieten eines Freundes, ihn auf einer Fahrt nach Malacca und Penang zu begleiten, die er auf einem von ihm ſelbſt commandirten Schooner unternahm. Da die Paſſage gegen Weſten aus der Rhede von Singapur hinaus eng und ſchwierig iſt, ſo pflegen die Schiffe, welche nach Häfen in jener Richtung beſtimmt ſind, ſehr früh ſchon die Anker zu lichten, damit ſie, im Fall der Wind widrig werden ſollte, den ganzen Tag vor ſich haben, um die Engen zu paſſiren. Wir gingen daher am Abend ſchon an Bord des Schooners, und als der Tag im Oſten zu grauen begann, wurde der Anker gelichtet, die Segel aufgezogen, und mit friſchem Südoſtwind fuhr das kleine Schiff an der Reihe von Inſeln und Riffen hin, welche den Hafen diſſeits begränzen, ſo daß wir uns nach einer halben Stunde ſchon in der offenen Straße des Canals befanden. Die enge Paſſage, durch die wir jetzt fahren mußten, iſt der ſchmalſte Theil der Straße von Malacca, da der Canal durch Riffe, die auf der einen Seite von der Inſel Singapur und auf der andern von den Ballam-Inſeln auftauchen, bis auf ungefähr eine halbe Meile Breite eingeengt wird. Wir liefen bald in die ſchmale Stelle ein, wo die uns günſtige Fluth uns mit einer Schnelligkeit fortriß, die Allen denen, welche die Fahrt in dieſer Straße noch nicht mitgemacht hatten, fürchterlich vorkommen mußte.

Bei aller Erfahrung, welche uns dieſe ſchwierige Fahrt jetzt erleichtert, kann man nicht umhin, die Kühnheit früherer Seefahrer zu bewundern, die ſich ohne alle die Hülfsmittel, die uns jetzt zu Gebote ſtehen, zu allen Jahreszeiten in dieſe gefährliche Straße wagten. Unſer kleines Schiff wurde mit einer ſo entſetzlichen Schnelligkeit fortgetrieben, daß der Wind keine Wirkung mehr auf die Segel üben konnte, ſondern dieſe regellos hin und her flatterten, ſo daß wir oft bis auf eine Entfernung von wenigen Schritten gegen die Klippen getrieben wurden, wo uns aber immer eine Gegenſtrömung in die Mitte des Canals zurückwies. Dieſe Fahrt ſcheint dem, der damit nicht vertraut iſt, höchſt gefährlich, iſt es aber in der That nicht, denn die Strömung hält das Schiff ſtets von den Klippen zurück, wenn anders hier ſehr zur Unzeit angewendete menſchliche Kraft ihrem Einfluſſe nicht entgegenarbeitet. Wir gelangten bald aus dem engen Canal in freieres Waſſer, und da der Schooner nun von einem leichten Winde getrieben wurde, ſo ſetzte ich mich auf die Zeltreepstreppe, und verlieſte mich eine Zeitlang in den Anblick der bezaubernden Scenerie der Straße. Das Waſſer war jetzt ſo glatt, als der Spiegel eines Binnenſees an einem heitern Sommertag; kleine, niedere, mit üppigem Grün bedeckte Inſeln — die glänzenden Smaragden auf dieſer Silberfläche — tauchten nach allen Seiten hin auf, und faſt gerade vor uns lag der hohe Cariman wie ein ſchlafender

Riese, seine tiefen Waldungen im Sonnenschein ruhend, und sein himmelan sich thürmender Gipfel hoch emporragend über seine ringsum gruppirten Satelliten.

Zwei große Schiffe, nach Singapur bestimmt, durchfurchten windwärts den glatten Meeresspiegel, und belebten die Scenerie, während mehrere Fahrzeuge der Eingebornen nahe am Lande gleich wilden Schwänen auf den Wogen sich schaukelten. Ihre Matrosen, sämmtlich Javanesen, waren eben unter Aufsicht des Commandanten und seiner Officiere beschäftigt, theils ihre großen Coir-Matten an den Segelstangen zu befestigen, damit sie nicht am Takelwerk sich reiben sollten, theils auf dem Hinterdeck alte Segel auszubessern. Mein Freund, der Capitän des Schooners, war ein junger Mann, der sich von den Vorurtheilen gegen die Eingebornen frei gehalten hatte, von denen Europäer reiferen Alters nur zu oft befangen zu seyn pflegen; denn leider haben nur zu viele Reisende im indischen Archipel die Gelegenheit nicht benutzt, sich Kenntniß von dem wahren Charakter der Malayen zu verschaffen, und auch nie den geringsten Versuch gemacht, den ersten üblen Eindruck zu überwinden. Sie begnügten sich damit, ihren Vorgängern nachzuschwatzen, und das ganze Volk als Meuchelmörder und Seeräuber zu schildern. Abends, nachdem ich noch die Sonne in den alten Ocean hatte hinabtauchen sehen, verließ ich das Verdeck, und begleitete den Capitän in die Cajüte. Unter zeitverkürzendem Gespräche war eine Stunde schnell verstrichen, als unsere Unterredung plötzlich durch einen gewaltigen Stoß unterbrochen wurde, der den Schooner fast ganz auf die Seite legte. Wir würden den Gläsern und Flaschen in die Speigaten*) nachgefolgt seyn, hätten wir uns nicht an den Tisch geklammert, der zu unserm Glück an den Boden befestigt war. Dieser lästigen Störung folgte ein Krachen auf dem Verdeck und ein Flattern der Segel, worauf das Schiff sich wieder aufrichtete. Mein Freund eilte die Treppe hinan, und ich folgte ihm, so schnell meine Kräfte es gestatteten; kaum hatte ich aber den Kopf zur Lucke hinausgesteckt, als mir ein Windstoß den Hut entriß, und ihn weit windwärts davon führte. Der vor kurzem noch so klare Himmel war jetzt schwarz wie Dinte, und der Sturmwind peitschte die Wogen, daß der weiße Schaum hoch emporspritzte. Diese Katastrophe war von einem jener Windstöße herbeigeführt worden, die unter dem Namen der Sumatra Squalls bekannt sind, und der das Schiff mit einer Schnelligkeit überfallen hatte, die alle Berechnungen des Steuermannes zu Schande machte. Glücklicherweise befand sich nur ein einziger Mann in der Höhe, der eben das Bramsegel einzog, sich aber fest an den fallenden Mast klammerte, und glücklich wieder an Bord kam. Nach ungefähr einer Viertelstunde hatte die Heftigkeit des Windes nachgelassen, und nun folgte ein Platzregen, der das Verdeck durchweichte, und der eben da beschäftigten Mannschaft sehr beschwerlich fiel. Nach Verlauf einer Viertelstunde hörte auch der Regen auf; der Mond beleuchtete das Firmament mit seinem Silberglanze, und der Sturm setzte in einen frischen Wind um. Da die Zeit in diesen Seestrichen sehr kostbar ist, so beeilte sich die Mannschaft, einen neuen Topmast aufzusetzen, und ein anderes großes Segel aufzuziehen. Alle zeigten guten Willen bei der Arbeit, und so fand ich denn am andern Morgen beim Erwachen den Schooner unter vollen Segeln, und ganz so aussehend, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Wind war nicht mehr frisch, und die Fahrt ging langsam, so daß wir erst um die Mitte der zweiten Nacht, von dem Leuchtthurm von Malacca geleitet, der auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe liegt, um die Wasserinseln segelten, und kurz vor Tagesanbruch auf der Rhede vor Anker gingen.

Da dieß mein erster Besuch in Malacca war, so eilte ich gleich nach Tagesanbruch aufs Verdeck, um mir eine Ansicht von der Stadt zu verschaffen, fand mich aber sehr getäuscht, da alles in dichten Nebel gehüllt war. Gegen 7 Uhr trat jedoch eine günstige Veränderung ein, und da ich beschlossen hatte, den Capitän bei seinem Versuch am Lande zu begleiten, so stieg ich gerade in dem Augenblick mit ihm in das Boot, wo die Sonne den Nebelschleier lüftete, und uns eine Aussicht über die kleinen stillen Villa's eröffnete, die hier und da zwischen den Bäumen durchguckten. Der Contrast zwischen diesen modernen Wohnungen und der alterthümlichen Stadt ist höchst überraschend. Die alte portugiesische Kirche auf dem Gipfel des Hügels, jetzt in einen Leuchtthurm verwandelt, und mehrere andere Gebäude aus derselben Zeit, nebst demjenigen Theile der Mauern dieser einst großen und starken Festung, welcher unzerstört blieb, als dieselbe letzte Ueberbleibsel portugiesischer Macht und Größe von den neuen Besitzern gesprengt und zerstört wurde — alles dieß verleiht der Stadt einen Charakter von Alterthümlichkeit, den Singapur mit seinen Gebäuden aus neuerer Zeit nicht bietet. Die Wandelbarkeit irdischer Macht und Größe, welche die mit Malacca — einst die Hauptstadt Ostasiens — vorgegangene Veränderung so augenfällig verkündet, machte einen tiefen Eindruck auf mich. Jetzt zu einer Stadt ohne Bedeutung herabgesunken, lag die Rhede nicht mehr wie früher gedrängt voll von Fahrzeugen aller Art — eine kleine Brigg und einige Prahus der Eingebornen waren, nebst unserm Schooner, alles, was man da sah. Als ich mich einer an historischen Erinnerungen reichen Stelle näherte, wo einst der heil. Franciscus Xaverius — der Apostel Indiens — wohnte, und einen Rückblick auf den blinden Religionseifer und die übelverstandene Politik der früheren Colonisten in Asien warf, wurde das wehmüthige Gefühl, das uns bei solchen Erinnerungen zu beschleichen pflegt, von der Hoffnung verscheucht, daß die reichen und fruchtbaren Länder des östlichen Archipels unter brittischer Herrschaft aller der Segnungen theilhaft werden würden, welche die Verbreitung der Civilisation und nützlicher Kenntnisse zu begleiten pflegen. Nachdem wir etwa eine Stunde gefahren waren, liefen wir in den schmalen und seichten Kriek ein, der die Stadt in zwei Hälften theilt, und landeten in der Nähe eines kleinen Gebäudes am linken Ufer — jetzt das Amtslocal des Hafenaufsehers. Hier trafen wir eine Menge Europäer, Chinesen und Malayen, die sich, wie es schien, hier versammelt hatten, um Neuigkeiten zu hören. Unter ihnen fand ich einen Freund, einen jüngern Holländer, in Malacca geboren, der meine Ankunft erwartet hatte. Der Capitän und ich wurden von ihm eingeladen, während unseres Aufenthaltes in der Stadt sein Haus als das unserige zu betrachten, was wir um so bereitwilliger annahmen, als in Malacca kein erträgliches Gasthaus zu finden ist. Wir ließen den Capitän seine Geschäfte mit dem Hafenmeister abmachen, und ich folgte meinem Freund in seine Wohnung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Viereckige Löcher in den Seiten des Schiffes zum Ablaufen des Wassers.

Ein Hr. Gaillard will zu Brüssel ein kürzlich aufgefundenes Manuscript über die unter Karl V in Gent vorgefallenen Unruhen durch den Druck bekannt machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1837.

Erinnerungsblicke auf Südamerika. 2.

Als ich einst die Wache in der Caserne der Cidade do Desterro hatte, worin damals das 8te, 11te und 27ste Jägerbataillon einquartirt lagen, waren mehrere meiner Bekannten, worunter beide Officiere der Ronde, bei mir versammelt; es wurde, wie dieß in den Wachstuben gewöhnlich der Fall ist, getrunken und gesprochen; da entstand plötzlich auf der Straße ein wirres Geschrei von vielen Stimmen, aus dem man deutlich die Worte Assassino (Meuchelmord) und Facada (Messerstich) vernahm. Bestürzt sprang ich zur Thüre hinaus und gewahrte zu meinem Entsetzen einen Soldaten des 11ten Bataillons, einen gebornen Bahianer, der, mit einem blutigen Messer bewaffnet, sich eiligst in die nahe gelegene Caserne flüchtete; ich verfolgte ihn heftig, doch hatte er mir bereits einen zu großen Vorsprung abgewonnen, als daß es mir möglich gewesen, ihn erreichen zu können, und schnell mischte er sich unter seine schaarenweise herbeigeströmten Landsleute, von denen ihn, trotz aller Drohungen, keiner verrathen wollte. Nach einer vergeblich angestellten Untersuchung kehrten wir sämmtlich in die Wache zurück; aber kaum hier angelangt, ertönte abermals aus der Ferne dasselbe entsetzliche Mordgeschrei. Wie durch einen Zauberschlag herbeigeführt, wimmelte auf einmal die ganze Straße von Soldaten; Bajonnette und Säbel blinkten durch die mondhelle Nacht, und mitten durch diese Menschenmasse arbeitete sich ein großer, stämmiger Mulatte, wiederum ein Bahianer, wie ein brüllender Löwe hervor, mit Riesenkraft jeden zu Boden schleudernd, der ihm den Weg verrennen zu wollen wagte.

Während ich indeß meine Wache eiligst unters Gewehr treten ließ, waren die beiden Officiere der Ronde hinzugesprungen und suchten mit gezogenen Klingen den Wüthenden in seinem mörderischen Laufe zu hemmen; aber bald sah ich einen derselben mit solcher Gewalt gegen die Mauer fliegen, daß er fast bewußtlos zu Boden taumelte. Jetzt war es hohe Zeit mit Nachdruck einzuschreiten; den Säbel in der Hand, warf ich mich dem frechen Mörder entgegen, der, ohne meine Klinge zu achten, mit einem langen, spitzigen Messer auf mich eindrang; die Pflicht und die Erhaltung des eigenen Lebens ließen mir hier keine andere Wahl, ich hieb scharf auf meinen tollkühnen Gegner ein. Aus drei tiefen Kopfwunden strömte bereits das Blut, bei jedem Hiebe taumelte der Bahianer zurück, aber immer wiederholte er, mit den fürchterlichsten Flüchen, dabei den Versuch, mir seine dolchartige Waffe in die Rippen zu stoßen; da endlich traf ich seinen entblößten Hals so glücklich, daß er zu Boden sank, das Messer fallen ließ und röchelnd um Gnade flehte. Als Arrestant mußte er in das Hospital wandern, und ich kehrte mit dem ruhigen Bewußtseyn, nichts als meine Schuldigkeit gethan zu haben, in meine Wache zurück.

Ein jeder, der den Hergang der Sache kannte, gab mir dabei vollkommen Recht, auch wurde sie, wenigstens dem Anscheine nach, nicht einmal weiter untersucht; nur mein hinterlistiger Bataillonschef, ein gewisser Luiz Manoel de Jesus, der hier die beste Gelegenheit gefunden zu haben glaubte, wegen früherer Zwistigkeiten seiner Rachsucht freien Lauf zu lassen, fand mein Benehmen bei diesem Militärexceß tadelnswerth, bediente sich daher aller nur erdenklichen List und Ränke, um den commandirenden General dahin zu vermögen, heimlich ein Kriegsgericht über mich halten zu lassen, und dieser, ein schwacher, kränklicher Mann, gab seinen Einflüsterungen willig Gehör. Ohne daß ich öffentlich verhört, daß ich angeklagt, oder wenigstens vernommen worden wäre, machte man mir eines Tages „höhern Ortes" bekannt, daß ich zu fünfzehntägigem Arrest auf der Hauptwache verurtheilt sey. Meine schriftliche Vertheidigung, meine mündliche Bitte um ein Kriegsgericht, meine bittern Klagen und Vorwürfe blieben unbeachtet; gleich viel, ob mit Recht oder Unrecht, ich mußte mich in die mir zuerkannte Strafe fügen.

Schweden.

(Fortsetzung.)

In Schweden reist alles im Wagen, es gibt wenige seiner Bewohner, die nicht mindestens einen Karren und ein Pferd hätten, und ich entsinne mich kaum, Menschen zu Fuß auf den Landstraßen begegnet zu haben. Die Wägelchen, deren sich die Bauern bedienen, sind klein und nieder, und einer der hohen

zweiräderigen Karren, wie sie am Rhein und in den Niederlanden gehen, würden hier viel Aufsehen machen. Der Waarenhandel geht hier nicht auf der Achse, da die Wasserverbindungen sehr vielfältig sind, und daher kommt auch der vortreffliche Zustand der Straßen, welche ich unbedingt selbst den englischen vorziehe, da sie sich leichter erhalten lassen, und das Material, dieser unverwüstliche schwedische Granit, überall zur Hand ist. Wie Schweden überhaupt noch viele aus frühester Zeit überlieferte Einrichtungen besitzt, so muß auch jetzt noch jeder Bauer die Strecke der Straße, welche an seinem Gute hinzieht, im Stand erhalten; eine Art Frohndienst, der weit besser ausgeführt wird, als die ähnliche den Städtebewohnern auferlegte Verbindlichkeit das Pflaster vor ihren Häusern zu besorgen, woraus aber, da dieses Geschäft ohne Kenntniß und Interesse betrieben wird, der Nachtheil entspringt, daß man in den schwedischen Städten, ja selbst in mehrern Straßen Stockholms, am hellen Tage die Beine brechen kann. Dieß ist schwer zu verantworten in einem Lande, dessen Städte auf Granitlagern ruhen, und wo es sich nur darum handelt, diese Steine zu behauen, um Quaderpflaster wie in Neapel zu erhalten. Mit desto mehr Sorgfalt werden nun aber die Landstraßen behandelt, und wenn man auf den schwedischen Bauernkarren in unserm Lande, oder gar auf den französischen Steinchausseen fahren sollte, so würde man buchstäblich gerädert werden. Hier rollt aber das Carriol auf Achse und niedern hölzernen Rädern, gleich einem Kinderwagen auf dem Bretterboden fort, und man fährt tagelang, ohne einen Stoß zu empfinden. Die Straßen trocknen sehr geschwind, und weder der Winter noch anhaltender Regen machen auf sie besondern Eindruck.

Man hatte die Absicht, in Schweden die Posteinrichtung des übrigen Europa's einzuführen, allein die darüber gepflogenen Verhandlungen in der Ständeversammlung zeigten, daß die herrschende Methode nicht so lästig sey, als man sich einbildete, und die Bauern waren die eifrigsten in Verwerfung jeder Neuerung. Postrelais sind auf allen Straßen in Entfernungen von fünf bis sechs Stunden angebracht. Der Postmeister muß eine bestimmte Anzahl Pferde eigen halten, deren Zahl sich jedoch nie über acht erstreckt, je nachdem die Route frequent ist. Den eigentlichen Dienst aber versehen die durch das Loos bestimmten Grundbesitzer, und die Reserve bildet sich durch Grundholden der Nachbarschaft. Die Pferde der Bereitschaft bleiben immer 24 Stunden im Posthause, und werden sogleich ergänzt, wenn die fertigstehenden verbraucht wurden. Diese Einrichtung gilt für die Hauptstraßen, wo es deßhalb nicht nöthig ist sich voraus ansagen zu lassen. Reist man aber in Provinzen, welche keine so häufige Circulation haben, so sendet man einige Stunden vor seiner Abreise einen Vorboten voraus, der gedruckte Billets auf die Relais bringt, welche die Ankunft und benöthigte Pferdezahl ausweisen, und die der Vorbote dem Hollkarl übergibt. Kein Bauer, der zu dieser Fahrt bestimmt ist, braucht länger als zwei Stunden über die auf dem Billet bestimmte Zeit zu warten. Er reitet dann nach Hause, und man ist genöthigt einen andern Vorboten abzuschicken, während auf der ganzen Route das doppelte Postgeld zu entrichten kommt. Dagegen muß der consignirte Bauer auch den Reisenden schadlos halten, falls er mit seinen Pferden nicht zur angezeigten Stunde bereit steht, und die ganzen durch die Verzögerung verursachten Kosten tragen. Indessen macht man selten mehr Gebrauch von Vorboten, und nur große Herrschaften, die viele Pferde benöthigen, bedienen sich ihrer noch zuweilen. Diese Art zu reisen, ist eine der schnellsten, die ich kenne; allein ihr Hauptnachtheil ist, daß man durch die Bestellung gleichsam fortgerissen wird, um die Zeit einzuhalten, die sonst sehr theuer zu stehen kommt, weßhalb ich jedem Reisenden in Schweden rathe, sich nie durch Vorboten zu binden, wenn er nicht ganz auf Betrachtung der Gegend Verzicht leisten will. Die Bauern, welche ihre Pferde oft auf zehn Stunden weit hereinbringen, fahren in der Regel selbst, und die Preise sind äußerst mäßig. Man zahlt die Meile für ein Pferd 16 Schillinge, das man noch vor wenigen Jahren nur mit acht Schillingen bezahlt haben soll. Die Regel ist, daß die schwedische Meile, die anderthalb deutsche beträgt, in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurückgelegt werden muß, allein man fährt meistens viel geschwinder. Die kleinen Pferde sind feurigen Temperaments und von niedlicher Taille, und man kann sich nichts Ausdauernderes denken, als diese unermüdlichen Thiere. Die Wagen rollen unaufhaltsam fort, die Umspannung erfordert kaum eine Minute, und das Glas Branntwein, das man dabei dem Postillon reicht, trägt reiche Zinsen. Die Pferde gehen bergauf und bergab stets Trab und Galopp, und da man fast nie einsperrt, so kann man sich hierbei eines ängstlichen Gefühles nicht erwehren, wenn man die schnaubenden Pferde über eine steile Anhöhe hinabrennen sieht, bis man sich von ihrer Sicherheit überzeugt hat. Man fährt auch selbst, und läßt dann den Bauer hinten aufsitzen, dem man kein Trinkgeld schuldig ist. Gibt man ihm aber eine Kleinigkeit, und läßt ihn selbst fahren, so macht man die schwedische Meile in einer, auch in drei Viertelstunden. Nur zum Beispiel die Wohlfeilheit einer Reise: von Stockholm nach Ystadt sind $66\frac{1}{3}$ schwedische, also $99\frac{2}{3}$ deutsche Meilen. Die schwedische Meile zahlt 16 Schillinge Banco, welche gleich sind mit $\frac{1}{3}$ Gulden rheinisch. Man reist also in diesem Lande 100 Meilen Extrapost um zwei Karolins. Um sich die Sache leichter zu machen, kauft man sich einen Wagen in Federn, offen, klein, aber bequem. Jeder Wagen, der vom Auslande kommt, muß, wenn der Reisende nicht vorzieht, den durch Schiedsrichter taxirten Werth zu hinterlegen, auf die Douane gebracht werden, in welchem Fall eine Quittung für die erlegte Summe gegeben wird, die man zurückerhält, wenn man das Reich wieder verläßt. Geschieht dieß nicht binnen 1 Jahr und 1 Tag, so ist die Summe verloren. Man kann daher Reisende nicht genug davor warnen, mit eigenem Wagen nach Schweden zu kommen, da sie über 30 Procent dafür bezahlen müssen, und mit schweren Equipagen in dem Gebirgslande doch nicht weiter kommen. Diese Prohibitivmaßregel erreicht gleich allen ihren Schwestern den damit verbundenen Zweck keineswegs, und das daraus entspringende Monopol der schwedischen Fabricanten hindert jede Verbesserung. Die Gastwirthe befinden sich am besten bei dieser Einrichtung, da sie immer eine Menge Fuhrwerke zum Verkaufe beisammen haben.

Man führte mich in einen großen mit Schupfen und Remiſen eingefaßten Hofraum, wo ich eine Unzahl Vehikel aller Formen und aller Zeiten verſammelt fand, und wo die abenteuerlichſten Landaus, Coupés, Cabriolets, Glaswagen, Chars à banc, im ehrwürdig alterthümlichen Kreiſe vertraulich beiſammenſtanden. Man machte mir eine glänzende Schilderung der hohen Perſonen, welche ſich dieſer reſpectablen Ueberlieferungen in frühern Zeiten bedient, und ich mußte die beredte Enumeration durch den übrigens ſehr billigen Ankauf eines beſcheidenen Wägelchens gewaltſam beendigen. Um 50 Thaler bekommt man ſchon etwas Gutes, und verkauft man den Wagen am Ende der Reiſe nur um die Hälfte des Ankaufspreiſes, ſo bleibt eine ſolche Reiſe doch immer ſehr wohlfeil. Hierin liegt auch der Grund, weßhalb die Diligencen, welche ſeit drei Jahren eingeführt wurden, in Schweden nicht gedeihen. Die Eilfahrt nach Yſtadt mußte bereits eingeſtellt werden, und dieſes Jahr beſteht nur noch eine Poſtkutſchenverbindung: nämlich von Stockholm über Helſingborg nach Gothenburg oder direct dahin. Einer dieſer Eilwagen bleibt dreimal über Nacht, der andere geht Tag und Nacht. Uebrigens fährt beinahe Niemand damit, und ſo werden ſie wohl aufhören müſſen.

Die Straßen ſind in ganz Schweden von Zeit zu Zeit mit Gatterthüren verſperrt, um das Vieh zu verſchließen. Gewöhnlich halten ſich kleine Kinder in der Nähe auf, um dem Poſtillon die Mühe des Abſteigens zu erſparen, und man macht ſie überſelig, wenn man ihnen ein Kupferſtück zuwirft. Ich ſah immer mit wahrem Entzücken dieſe reizenden blonden Engelsköpfe mit den friſchen rothen Wangen und den ſanften, milden Augen, wie ſie eiligſt auf die Fallthore zuſprangen, und dann mit zierlicher Dankrede die kleine Belohnung hinnahmen, denn das ſchöne Geſetz der Höflichkeit iſt allen Claſſen der Geſellſchaft in dem geſitteten Schweden von Jugend auf tief eingeprägt.

Das ſchwediſche Wirthshaus erinnert an die ländlichen und gaſtfreundlichen Sitten dieſes Landes, und es liegt etwas Rührendes in dem anſpruchloſen Luxus dieſer guten Menſchen. Man wird in einen kleinen Salon geführt, und das Frühſtück beſteht aus Kaffee, Butter und friſchen Eiern, während der friſch geſcheuerte Stubenboden mit Blumen und Tannenreiſern gleich einem Teppich überlegt iſt. Von der ſchwediſchen Gaſtfreundſchaft habe ich die ſchönſten Erfahrungen geſammelt, und ſie verdient ihren in ſo vielen alten Sagen überlieferten Ruhm mit vollem Rechte. Von den fernen Lappen bis zur baltiſchen See unterläßt der ärmſte Bauer niemals, den Boden ſeiner Hütte mit Blumen und Geſträuch während der ganzen ſchönen Jahreszeit und beſonders an Feſttagen zu bedecken — eine uralte Sitte, die ſelbſt vor Zeiten im Palaſte des Königs eingeführt geweſen ſeyn ſoll. Das Mittageſſen wird in den ſchwediſchen Wirthshäuſern ſehr kurz gefaßt, allein man ſervirt es mit der äußerſten Reinlichkeit. Die Schlafgemächer gewähren einen freundlichen Anblick, und weiße Fenſterdraperien, elegante Meubles, hübſche Tapeten, findet man in den unſcheinbarſten Häuſern. Leider kann man dasſelbe nicht von den Betten ſagen, die aus ſchmalen, ſophaähnlichen Lagerſtätten beſtehen und unbequem ſind. Es iſt ganz unmöglich, daß zwei Perſonen darin ſchlafen können, und wie es Eheleute machen, weiß ich nicht anzugeben, da ich nie in das Heiligthum des Matrimoniums gedrungen bin.

(Fortſetzung folgt.)

Unterrichtsanſtalten in Algier.

Der Unterricht in dem Collége von Algier umfaßt jetzt die franzöſiſche, arabiſche, griechiſche und tatariſche Sprache, Geographie, Geſchichte und Mathematik. Die Primärſchulen erhalten ſich fortwährend in der Blüthe. Darunter muß man vor allen diejenige anführen, welche Madame Bialard, Superiorin von St. Joſeph, für die Erziehung junger Mädchen eröffnet hat, welche daſelbſt Leſen, Schreiben, franzöſiſche Grammatik, die Geſchichte des alten und neuen Teſtaments und Geographie lernen, und in weiblichen Arbeiten Unterricht erhalten. Im Laufe des Jahres wurde eine franzöſiſche Schule für erwachſene Männer eröffnet, und zählt bereits 27 Schüler; man lehrt ſie Schreiben, Leſen und Rechnen, und ſucht ihnen namentlich Geſchmack an europäiſchen Kenntniſſen beizubringen, indem man ihnen Texte vorlegt, welche klare und beſtimmte Anſichten über die wichtigſten Entdeckungen in den Wiſſenſchaften, den Zuſtand Europa's, die Macht Frankreichs u. ſ. w. enthalten. Der Unterricht zu Bona und Oran iſt bis jetzt immer noch auf Primärſchulen beſchränkt. Um einen Begriff von der Ausdehnung des Unterrichts in Afrika zu geben, braucht man nur zu bemerken, daß die Zahl der Schüler im Jahr 1832 aus 174, und am 31 Aug. 1837 aus 1104 Perſonen beſtand.

Ein Tag zu Malacca.

(Fortſetzung.)

Auf einer kleinen Fähre ſetzten wir über den Krihk, und kamen in eine geräumige, längs dem Meere hinlaufende Straße; der dem Fluß zunächſt gelegene Theil der Stadt wird von einheimiſchen Kaufleuten bewohnt, der entferntere aber von den Europäern und einigen der reichern chineſiſchen Anſiedler. Kaum hatten wir das Land betreten, als unſere Naſen auch ſchon von dem Geruch des Balatſchong angegriffen wurden; es iſt dieß ein von den Malayen ſehr geſchätztes Gemiſch von dem Fleiſch der Garneelen (eine Art Krabbe) und dem kleiner Fiſche. Dieſe Lieblingsſpeiſe hat in Ausſehen und Geruch viele Aehnlichkeit mit dem Caviar, und da die Einwohner von Malacca in dem Rufe ſtehen, ſie vorzüglich gut zu bereiten, ſo iſt ſie zugleich einer der bedeutendſten Ausfuhrartikel nach den umliegenden malayiſchen Diſtricten. Es gibt zwei Arten Balatſchong; der ſchwarze, welcher der gewöhnlichſte iſt, bekommt hauptſächlich ſeines ekelhaften Geruches wegen, den Europäern nicht gut. Die beſſere Sorte, der rothe, wird entweder aus dem Laich der Garneelen oder deren Fleiſch bereitet, das man ſiedet, und es, nachdem man es in der Sonne getrocknet hat, mit Salz und etwas Waſſer in einem Mörſer zerſtößt, um die Maſſe ſo feucht zu machen, daß ſie ſich in kleine Kuchen bilden läßt. Dieſelbe Form wird auch den ſchwarzen oder geringern gegeben.

Die Malayen und Chineſen, denen ich begegnete, waren gut gekleidet, und ſchienen eben ſo gut genährt zu ſeyn. Der Mangel an aller Handelsthätigkeit, der in Singapur ſo augenfällig iſt, fiel mir

sehr auf. Mehrere der chinesischen Kleinhändler tauschten freundliche Grüße mit meinem Freund, als wir an ihren Läden vorübergingen. Auch begegneten wir mehreren malayischen Kaufleuten, die mit verschiedenen Artikeln der Rhede zueilten, in der Hoffnung, mit der Mannschaft unseres Schiffes ein kleines Geschäft zu machen. Einige redeten mich an, indem sie mir Muster von Reis, Früchten und anderen Lebensbedürfnissen zeigten, mit denen sie das Schiff zu versorgen wünschten. Alle diese Leute schienen sehr begierig zu verkaufen, waren aber keineswegs so lästig zudringlich, wie die Verkäufer am Strand von Madras oder an den Ghauts von Calcutta. Nach einem kurzen und angenehmen Spaziergang gelangten wir zu dem Hause meines Freundes B, dessen nettes und reinliches Aeußere schon es als eine ächt holländische Wohnung ankündigte. Das niedliche Gebäude hatte zwei Stockwerke, und lag auf einem mit Blumen und Gesträuchen geschmackvoll verzierten Platze. Beim Eintritt befand ich mich in einer geräumigen Halle, welche durch die ganze Tiefe des Gebäudes hinlief, und an deren äußerstem Ende die Mutter meines Freundes nebst seinen drei Schwestern beim Frühstück saßen; der Herr des Hauses, ihr Vater, war früh am Morgen schon nach einer ihm gehörigen, mehrere Meilen entfernten Pflanzung abgereitet. Die Tafel war mit all den Leckerbissen besetzt, die man bei einem indischen Frühstück aufzutischen pflegt, und ich ließ es mir nach erfolgter Einladung trefflich schmecken. Nach aufgehobenem Frühstück trug ich meinen Stuhl in die Veranda hinter dem Hause, die in einen Garten nach holländischem Geschmack ging, der sich besonders durch die Schönheit seiner Blumen auszeichnete. Die jungen Damen versetzten ihre Arbeitstische an denselben Ort, wo wir jene erquickende Kühle genossen, welche die Morgen und Abende in Malacca so angenehm macht. Die Schwestern meines Freundes waren in einer englischen Schule zu Penang erzogen worden; ihre Unterhaltung war sehr belebt, und es fehlte uns nie an Stoff. Um fünf Uhr setzten wir uns zu einem verschwenderisch aufgetragenen Diner, unter dessen zahlreichen Schüsseln mehrere mit Leckerbissen aus dem Thier- und Pflanzenreich sich befanden, die man, wegen der Gleichgültigkeit der Britten gegen solche Dinge, zu Singapur nicht findet.

Malacca ist seiner aufgezeichnet köstlichen Früchte wegen berühmt, und man macht von der Stadt aus oft Partien, um eine, Dukkus genannte Frucht zu speisen. Man begibt sich dann bis auf eine Entfernung von 10 oder 12 Meilen ins Innere des Landes, und nachdem man tüchtig gegessen, gelacht, gescherzt und getanzt hat, kehrt man Nachts herzlich vergnügt wieder nach Hause zurück. Am Abend begleitete ich Hrn. B in seinem Wagen aufs Land. Unser Weg führte uns eine Zeitlang längs dem Strande hin, und nachdem wir das anglo-chinesische Collegium — ein großes, hölzernes Gebäude — rechts hatten liegen lassen, wendeten wir uns dem Innern des Landes zu. Die merkwürdigsten Gegenstände, welche uns auf dieser Fahrt aufstießen, waren zwei kleine Hügel hinter der Stadt, welche der Begräbnißplatz der Chinesen sind. Dieser Friedhof war mit Denkmälern aller Art besetzt, von denen mehrere hinter Gebüsch verborgen lagen, dem man jedoch nicht gestattete, sich bis auf den Grabhügel selbst auszubreiten. Die Sorgfalt für die Erhaltung dieser Gräber gab sich uns durch die Anwesenheit mehrerer Chinesen kund, die wir emsig beschäftigt fanden, das Unkraut von den Ruhestätten ihrer Angehörigen zu vertilgen. Wir kehrten auf einem andern Wege nach der Stadt zurück, und als wir an einem kleinen geschmackvollen chinesischen Gebäude vorüberfuhren, war ich nicht wenig überrascht, mich bei Namen rufen zu hören. Wir machten augenblicklich Halt, und ich erkannte nun in dem Rufenden einen alten Bekannten, einen chinesischen Kaufmann, mit dem ich etwa ein Jahr zuvor die Reise von Batavia nach Singapur gemacht hatte. Er rief sogleich einen Knaben herbei, der unser Pferd halten mußte, und wir stiegen aus, um dem Chinesen in sein Haus zu folgen. Beim Eintritt fanden wir die Frau unseres Wirthes, eine gut aussehende malayische Chinesin, viel jünger als ihr Mann, die uns mit Thee bewirthete. Während wir tranken, umstellte mich ein halbes Dutzend dicke chinesische Kinder mit sorgfältig, bis auf eine Haarlocke über jedem Ohr, geschorenen Köpfen, die sich wahrscheinlich von den Leckereien angezogen fühlten, mit denen ich meine Taschen auf solche Fälle hin gefüllt hatte. Mein chinesischer Freund war vor etwa 25 Jahren aus seinem Vaterland ausgewandert. Da er sich damals in ziemlich ärmlichen Umständen befand, so arbeitete er mehrere Jahre hinter einander in den Zinnbergwerken von Sulut, nördlich von Malacca, und ließ es sich sauer werden, bis er eine bedeutende Summe zusammengebracht hatte, mit der er in Singapur einen Handel anfing, der ihm reichen Gewinn brachte. Da er sich indeß noch nicht für reich genug hielt, um mit Ehren in sein Vaterland zurückkehren, und dort die Segnungen des häuslichen Lebens genießen zu können, so ging er nach Malacca, wo er sich verheirathete, und die Pflanzung kaufte, auf der wir ihn fanden. Er pflegte früher von hier aus jedes Jahr in Handelsgeschäften nach Java zu reisen, als aber seine Familie zahlreicher wurde, so stellte er auch diese Ausflüge ein, und schien nun, seiner Sehnsucht nach den Gräbern seiner Väter ungeachtet, auf dieser Pflanzung bleiben zu wollen, die ihm einen bedeutenden Nutzen abwarf. Er hatte eine Menge von Gegenständen um sich versammelt, die ihn an die ferne, geliebte Heimath erinnerten, nach der seine Gedanken so oft hinüberschweiften. Wir nahmen nach ziemlich langem Aufenthalt Abschied von dem wackern Chinesen, und kamen glücklich wieder nach der Wohnung meines Freundes zurück, wo wir eine große Versammlung, meist aus Verwandten der Familie bestehend, antrafen. Ich bemerkte unter diesen zwei portugiesische Priester, deren geschorene Köpfe und düstere Kleidung nicht recht in den heitern Cirkel passen wollten. Obschon gewiß nur wenige, ja vielleicht gar keine der Anwesenden, sich zur katholischen Religion bekannten, so wurden die beiden ehrwürdigen Herren dennoch mit großer Zuvorkommenheit behandelt, was ein erfreuliches Zeugniß war, daß hier nicht jener finstere Bigottismus und Parteigeist herrschte, der an kleinen Orten nur zu oft eine wahre Geißel für alle gesellschaftlichen Verhältnisse ist. Einer dieser Geistlichen, der sich ans Clavier setzte, zog meine Aufmerksamkeit besonders auf sich; er sang einige italienische Arien mit vielem Geschmack, die mir, der ich so lange schon dergleichen nicht mehr gehört hatte, besonderes Vergnügen machten. Der Pater rämmte indeß seinen Sitz bald einer der Damen ein, die eine Quadrille anfing, die den Raum sogleich mit tanzlustigen Paaren füllte.

(Schluß folgt.)

Zu Washington soll eine neue Art Ofen erfunden worden seyn, um das Innere der Fuhrwerke zu heizen. Dieser Ofen nimmt sehr wenig Platz ein, und bedarf nur geringes Brennmaterial, ohne Rauch zu verbreiten. Man hat diesen Apparat schon an mehreren Fuhrwerken auf den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten angebracht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

28 November 1837.

Aphorismen aus dem Völkerleben.

Ueber den Einfluß europäiſcher Civiliſation auf Aſien.

Die europäiſche Civiliſation hat ſich zu einer gewiſſen Selbſterkenntniß durchgearbeitet, die ihre Stärke ausmacht, und mit Hülfe des demokratiſchen Geiſtes, der in ihr wohnt, ihre Dauer verbürgt, wenn gleich eben dieſer demokratiſche Geiſt ſehr oft die jeweiligen Formen zerbrechen, und ſie gleich der alten Schlange, die nicht mit Unrecht das Symbol des raffinirenden Verſtandes wurde, ihre Haut abſtreifen, und dann wieder „neu belebt und jung" hervortreten wird. Ein wunderbares Schauſpiel iſt der Kampf dieſer Civiliſation mit dem geſellſchaftlichen und politiſchen Zuſtande anderer Völker. Hier ſehen wir China mit Schlauheit und Conſequenz ſich dem gefürchteten Einfluß der Europäer und den nachtheiligen Einwirkungen ihrer Grundſätze auf die Staatsverfaſſung China's widerſetzen, aber während es in ſeinen diplomatiſchen Verhandlungen mit ſtudirter Feindſeligkeit jede innigere Berührung zurückweiſt, und auf europäiſche Religionslehrer ein ſcharfes Auge hält, drängen ſich dem alten Reiche durch die Macht der Handelsverhältniſſe zahlloſe und ſehr weitgreifende Veränderungen auf, und es wird ſich genöthigt ſehen, ſogar die Beſchränkung des auswärtigen Handels auf Canton aufzugeben, ſo ſtarr es daran auch jetzt noch feſthält.

Während ſo China dem Eindringen des europäiſchen Geiſtes einen bewußten Widerſtand entgegenſetzt, ſteht die Maſſe der Hindus mit ihrer Indolenz, mit ihrer ans Unglaubliche gränzenden Anhänglichkeit an alte Gewohnheiten bei wenig ausgebildetem Verſtande wie ein undurchbrechlicher Phalanx da, an dem alle europäiſchen Einwirkungen ſeit drei Jahrhunderten machtlos abgeprallt ſind. Wirkt hier allein das Gewicht der Maſſe dieſes Volks in Vergleich mit den wenig zahlreichen Europäern, oder iſt es auch mit der Einfluß einer alten in alle Lebensgewohnheiten eingedrungenen Religion, die ſelbſt an dem Hauptſitze europäiſcher Macht und europäiſcher Civiliſation, in Calcutta, Scenen erzeugt,*) daß man gar nicht glauben ſollte, man habe hier je von einem Ding wie europäiſche Humanität und Bildung gehört? Iſt dieß in Calcutta der Fall, ſo muß man im Innern des Landes das Gebäude der Hindu-Religion und Braminenherrſchaft für gänzlich unangetaſtet betrachten.

Wie China und Indien, ſo ſetzt im weſentlichen ganz Aſien der europäiſchen Beweglichkeit ein Element des Beharrens entgegen, das durch ſeine Allgemeinheit unter ſonſt ſo verſchiedenen Völkern unſerer Beachtung in hohem Grade werth iſt. Bei unſrer beſchränkten Kenntniß des Innern von Aſien können wir nur wenige Ausnahmen von der Regel anführen; die wichtigſten ſcheinen indeß die Gebirgsvölker des nordöſtlichen Indiens, ſo wie ein Theil der indochineſiſchen Nationen. In dieſen Völkern iſt bei viel Rohheit noch eine gewiſſe jugendliche Friſche, die wir bei Chineſen und bei Hindus vermiſſen. Sollte vielleicht der Zuſtand dieſer Völker die Erklärung der Stabilität der andern aſiatiſchen Nationen abgeben? Wir kennen die Einwirkung der Hindus auf die Stämme des öſtlichen Himalayagebirgs, beſonders auf die Nepaleſen ziemlich genau; auch die der Chineſen und Tübetaner auf die indochineſiſchen Nationen iſt uns in den allgemeinen Umriſſen recht wohl bekannt, und alle dieſe Civiliſationsverſuche von China, Indien und Tübet her ſind vergleichungsweiſe neu. Man ſieht, wie dieſe Civiliſationseroberungen ſich geſtalteten, ſie ſind keine Regeneration, ſondern es iſt eine Bildung, die einem rohen Volke gebracht wird. Da nun aber dieſe Völker auch jetzt noch weit mehr Empfänglichkeit zeigen, als Chineſen und Hindus, ſo ſcheint es hauptſächlich der Geiſt einer abgeſtorbenen Civiliſation zu ſeyn, welche ſich dem europäiſchen Neuerungsgeiſte widerſetzt, und gegen den derſelbe bisher umſonſt angekämpft hat.

*) Es kamen auch dieſes Jahr wieder in Calcutta bei dem Feſte Siwa's Scenen von Selbſtquälerei, von Unſittlichkeit und Unſinn vor, die man für unmöglich halten ſollte.

Schweden.

(Fortſetzung.)

Die Prophezeyung der däniſchen Paßbeamten hatte ſich realiſirt. Mit einem regelmäßigen Paſſe von Hauſe verſehen, der in London von allen Geſandten, alſo auch dem ſchwediſchen viſirt worden war, und mit dreimal in Dänemark erneutem und dreimal

bezahltem Paß in der Tasche, mußte ich doch auf schwedischem Boden abermals einen neuen Paß mit etwa drei Thalern bezahlen, um ihn in Stockholm wieder mit einem neuen Paß eben so theuer zu vertauschen. Man ist in Schweden sehr aufmerksam auf die Fremden, welches bis jetzt der Polizei eben nicht schwer gemacht wird. Man findet übrigens diese scrupulöse Activität der Polizei im ganzen Norden, obgleich Rußland in den Drangsalen der Inquisition den Vorrang vor allen europäischen Staaten behauptet. Allein abgesehen von den Vexationen der Polizei und Douane, kann der Fremde nicht umhin eine günstige Meinung von einer Nation zu fassen, die ihm so sanft, friedlich und gastlich entgegenkommt. Die Verbrechen, welche Schrecken und Verwirrung in die menschliche Gesellschaft bringen, sind in Schweden beinahe unbekannt: von Straßenraub und Mord gibt es kaum ein Beispiel, und man kann zu allen Zeiten reisen, ohne durch Unsicherheit beunruhigt zu werden. Das Eigenthum ist heilig, und die Nation ist eben so energisch als gesittet. Jene außerordentliche Oekonomie der äußern Höflichkeit, welche die Engländer mit Geringschätzung auf unser complimentenreiches Vaterland herabsehen läßt, und die sich immer mehr in französische Sitte einmengt, hat glücklicherweise in dem patriarchalischen Schweden noch keine Wurzel gefaßt. In Gesellschaft oder während man mit Damen und höhern Personen spricht, nimmt man hier noch den Hut ab; allein dessen ungeachtet zeigt das ganze Benehmen dieses noblen Volkes seinen Stolz auf seine großen Erinnerungen und das tiefe Gefühl innerer Würde.

Der Reichthum Schwedens besteht in seinen Minen, und sie müssen für die geringe Productivität seines Bodens entschädigen. Durch Jahrhunderte befanden sich diese Mineralschätze in den Händen der Geistlichkeit, die ihren Werth nicht zu würdigen wußte. Auch der Regierung gelang es nicht, sie besser zu benützen, nachdem sie sich ihrer Ausbeutung angenommen hatte, und sie gingen in den Besitz von Privaten über. Allein erst seit dem vierzehnten Jahrhundert ist die Wichtigkeit der Minen anerkannt, und mit Hülfe deutscher und belgischer Minengräber und mit Capitalien, welche die Hansestädte vorschossen, gab die Ausbeutung dieses kostbaren Industriezweiges dem Lande plötzlich eine andere Gestalt, und man erkannte in Schweden, welchen Lohn die Erde ihren Bebauern bietet. Die Geschichte des Eisens ist die des Menschengeschlechtes, ohne Eisen können wir keinen Industriezweig cultiviren, und in der ganzen gegenwärtigen Epoche, die das Emblem aller mechanischen Entwicklung und Vervollkommnung trägt, steigt das Eisen mit seinem Bedarf der Art im Preise, daß man Schweden jetzt schon für dreimal reicher ansehen darf, als es vor zwanzig Jahren war. Wenn wir England betrachten, dessen eigenes Eisen das schlechteste in Europa ist, und nur durch chemische Behandlung verbessert werden kann, so sehen wir, daß Schweden immer noch nicht zur wahren Erkenntniß seines Reichthums gekommen ist, und daß es, bei gehöriger Behandlung seiner unterirdischen Schatzkammern, und namentlich bei zweckmäßigerer Regulirung der Ausfuhr schon jetzt das Doppelte seines gegenwärtigen Einkommens erwerben könnte.

Die größte und beste Eisenmine Schwedens ist Danemora, das einige Meilen von Upsala entfernt ist. Sie hat mehrere Eingänge, und so viele Minen ich schon gesehen, so habe ich doch bei keiner einen solchen malerischen Anblick gefunden. Die Oeffnungen sind weiter, als mir irgend anderswo vorgekommen, und man erkennt in einer Tiefe von 500 Fuß die Arbeiter beim Fackelscheine deutlich, aber in unendlich verkleinertem Maßstabe. Pferde setzen die großen Räder in Bewegung, womit die Kübel heraufgezogen werden. Das Sprengen der Minen, welches in der Regel zur Mittagsstunde vorgenommen wird, macht eine imposante Wirkung durch wiederholte Echos. Falun ist die größte Kupfermine, allein wie Danemora jährlich an Ergiebigkeit abnimmt, so ist auch Falun auf dem Punkte der Erschöpfung. In diesen gefährlichen Schachten ist schon viel Unglück geschehen, da sie an mehreren Stellen zu stark ausgehöhlt waren. Beim Oeffnen einer Galerie zwischen zwei Minengängen fanden einige Schachtgräber an einer Stelle, die seit Menschenerinnerung nicht gegraben worden war, und in der Tiefe von 100 Fuß, den Leichnam eines jungen Menschen, den Vitriolwasser und Alkali versteinert hatten, ohne ihm eine seiner Jugendformen zu rauben. Alles betrachtete mit Erstaunen diese seltene Mumie, als plötzlich ein altes Mütterchen herbeikam und in bittere Thränen ausbrach, indem sie die Züge ihres vor fünfzig Jahren verschwundenen Bräutigams erkannte. Vermuthlich war er in die Tiefe gestiegen und ertrunken. Ein Erdsturz mochte später den Ort, wo er lag, verschüttet haben. Die Jahre hatten das Antlitz der alten Frau mit Runzeln bedeckt, während ihr Geliebter, dem Grabe entstiegen, mit den schönen Zügen der Jugend vor ihre Augen trat. — Ein großer Nachtheil für dieses Land ist, daß man bis jetzt nur Eine Steinkohlengrube in Schonen entdeckt hat. Die Maschinenfabrik des Hrn. Fraser in Motala kann nicht genug liefern, und die Werkstätte dieses kleinen John Cockerill übertrifft an Schönheit und Solidität, besonders aber durch das zur Auswahl stehende vortreffliche Eisen, die Arbeiten vieler seiner englischen Landsleute. Die Metalle steigen in Schweden in demselben Grade im Preise, als die enorme Nachfrage sich von außen erhöht. Die Silberminen zu Sala haben neue Galerien eröffnet, und sind ergiebiger geworden als je; allein die wahre Schatzkammer Schwedens bleiben immer seine reichen Eisenschachten. Die Kanonengießereien des Grafen Ridderstolpe in Strafoje, und des Grafen Wetterstädt in Finspäng sind mit Bestellungen überhäuft, und Officiere der meisten europäischen Armeen befinden sich in diesen Stückbohrereien (unter denen die des Hofmarschalls Warrendorff in Aker den ersten Rang behauptet), um dem Gießen und Bohren der Geschütze beizuwohnen, und sie an Ort und Stelle zu probiren.

Aus Mangel an Steinkohlen werden die meisten Dampfschiffe, die im Innern gehen, mit Holz gefeuert, welches bei der stets wachsenden Zahl derselben auf die Dauer nachtheilig wirken muß. Es ist außerordentlich, wie seit drei Jahren sich die Dampfschifffahrt in Schweden ausgebreitet hat. Auf den großen Seen im Innern, und auf den sie verbindenden und ihre Producte in die fernen Meere verführenden herrlichen Canälen wimmelt es von Dampfschiffen aller Art, und Stockholm besitzt ihrer bereits 28 für seinen eigenen Dienst. Allein in diesem Jahre wird

dieſe Einrichtung auf einem größern Fuße zur Verbindung mit dem Auslande betrieben, wozu ſich mehrere Actiengeſellſchaften vereinigt haben. Namentlich ſcheint die directe Verbindung mit England von Gothenburg nach Hull durch die Theilnahme beider Regierungen und Uebernahme der Poſten geſichert zu ſeyn, und man wird von London nach Stockholm in 6 bis 7 Tagen reiſen können. Ferner tritt die unmittelbare Communication mit Petersburg ins Leben, während bisher nur ein Vapor nach Abo ging. Nach Tornea wird im Junius auch ein Dampfſchiff gehen, und wer dort einen Tag ohne Nacht ſehen, oder den Lappen einen Beſuch abſtatten will, kann dieß auf die bequemſte Art abmachen. Außer dem Göthacanal kann man nun von Stockholm aus durch den Mälarſee, durch den Arboga- und Hjelmarencanal in den Hjelmarenſee und nach Oerebro auf Dampfbooten fahren. Ebenſo führt ein Canal durch den Fyriſán nach Upſala, ein anderer nach Gara; ferner beſtehen die Canäle von Wäto und Weddö, welche die Verbindung mit dem bothniſchen Meerbuſen und der Inſel Aland erleichtern. Dieſes Jahr werden alle dieſe Dampfſchiffverbindungen auf allen künſtlichen Waſſerſtraßen der Art regulirt und vervielfacht, daß Reiſende ohne Aufenthalt Schweden in allen Richtungen durchziehen können, ſie mögen nun von England, Deutſchland oder Rußland dahinkommen. Man findet nunmehr regelmäßige Dampfſchiffcurſe von Petersburg, Greifswalde, Travemünde, Kopenhagen, Havre und Hull nach Schweden, und kein Reiſefreund wird es bereuen, ſich nach dieſen bisher ſo wenig bekannten nördlichen Zonen zu wenden, wenn er die hiezu günſtige Jahreszeit, nämlich die Monate Junius, Julius und Auguſt, dazu verwenden will.

(Schluß folgt.)

Bisherige Reſultate der Reiſe des Schiffes Bonite.

In der Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 13 Nov. verlas Hr. Blainville ein Schreiben, welches Hr. Eydoux, einer der Naturforſcher, welche mit der Corvette **Bonite** abgegangen ſind, um die Erde zu umſegeln, von der Rhede von Bourbon, unterm 13 Julius, an ihn gerichtet hatte. Es enthält eine Ueberſicht der bis jetzt gewonnenen wiſſenſchaftlichen Reſultate, die ungefähr Folgendes umfaſſen.

Hr. Eydoux und ſein Mitarbeiter, Hr. Soulayet, haben folgende Gegenſtände geſammelt: das vollkommen gut erhaltene Skelet eines Indianers, mehrere chineſiſche und indianiſche Schädel, und mehr als 50 Arten von Säugethieren, größtentheils zu den beiden Familien der Vierhändigen, zu den beiden Tribus der erſten Abtheilung der reißenden Thiere, der Inſectenfreſſer, der fleiſchfreſſenden Zehengänger derſelben Ordnung, den Nagethieren, den gewöhnlichen Wiederkäuern, den Vielhufigen, den unbewehrten Wiederkäuern und den Vielhörnigen gehörig. Einige dieſer Säugethiere ſind lebendig, und befinden ſich ſo wohl, daß man ſie in die Menagerie des Muſeums abliefern zu können hofft. Es ſind dieß zwei Affen von der Halbinſel Malacca, ein Maki von Madagascar, ein Lory aus Bengalen, ein Hund nebſt Hündin aus China, eine Genettkatze von der Halbinſel Malacca, ein Hirſch aus Java, und ein bengaliſcher Damhirſch, Männchen und Weibchen. Sonſt haben die Naturforſcher noch geſammelt: mehr als 1000 Vögel von allen Ordnungen, 40 bis 50 Arten von Reptilien, worunter eine große lebendige Landſchildkröte, 200 Arten von Fiſchen, wovon mindeſtens zwei Drittheile von den Sandwichsinſeln und aus dem chineſiſchen Meer, eine bedeutende Anzahl Cruſtaceen aus allen Ländern, Myriapoden aus verſchiedenen Gegenden, und ungefähr 100 Arten von Inſecten von den Philippinen. Auch die Claſſe der Mollusken hat eine bedeutende Ausbeute geliefert: 50 Arten von Seemuſchen mit dem Thier ſind gezeichnet worden. Ein für eine ganz nautiſche Reiſe ſehr bemerkenswerther Umſtand iſt es, daß eine verhältnißmäßig viel größere Anzahl von Land- und Fluß- als von Seemollusken geſammelt wurde. Während ihrer langen Fahrt hatten die Naturforſcher beſonders Gelegenheit, ihre Aufmerkſamkeit auf die Seethiere zu wenden, und konnten, außer der Hoffnung zu einigen Reſultaten der zoologiſchen Geographie gelangt zu ſeyn, auch noch eine große Anzahl dieſer Thiere ſammeln, die Zahl der ſchon beſchriebenen Arten vermehren, und einige noch wenig bekannte Punkte in ihrer Geſchichte aufhellen. Sie waren beſonders darauf bedacht, die Organiſation dieſer Thiere zu ſtudiren, ſo lange ſie noch am Leben waren, und wenn ſie auch nicht wagen dürfen zu hoffen, die anatomiſche Geſchichte dieſer Thiere vervollſtändigt zu haben, ſo können ſie doch eine gewiſſe Anzahl neuer Thatſachen veröffentlichen, die ſich auf die Athmungs- und Zeugungswerkzeuge mehrerer Pteropoden, ihr Nervenſyſtem überhaupt, und beſonders das der Atlanten und Firoliden, die Circulation in den Biphoren oder leuchtenden Meerwürmern u. ſ. w. beziehen. Ferner konnten ſie nach den über dieſe Geſchöpfe angeſtellten Beobachtungen zu einigen allgemeinen Ideen über ihre Organiſation gelangen, und haben mit beſonderer Sorgfalt die mikroſkopiſchen Seemuſcheln ſtudirt, die den Forſchungen der Naturhiſtoriker bis jetzt entgangen waren. Die Zahl der von ihnen mit den Thieren gezeichneten Muſcheln beläuft ſich auf mehr als 60, und dann haben ſie auch jene kleinen Mollusken beobachtet, deren anatomiſche Charaktere ſich bedeutend von denen der übrigen Thiere derſelben Claſſe unterſcheiden, da ſie ſich in dem erſten Bildungszuſtande befinden, der weitere Verwandlungen durchzumachen beſtimmt iſt. Von den unzähligen von ihnen geſammelten Meercruſtaceen haben ſie vor der Hand nur die merkwürdigſten unterſucht. Beſonders führen ſie eine kleine zweiſchalige Art an, von der ſie am Cap Horn viele Exemplare gefangen haben. Da ſie ſich von der Vermuthung des Hrn. Gaudichaud überzeugen wollten, der auf ſeinen früheren Reiſen bemerkt zu haben glaubte, daß dieſe Cruſtaceen ſich in Entenmuſcheln verwandelten, ſo ſtellten ſie Beobachtungen an, welche ihnen hinlänglichen Aufſchluß über dieſe merkwürdige Verwandlung gaben. Da ſie ferner ſpäter im großen Ocean, im chineſiſchen und indiſchen Meere verſchiedene Arten dieſer Cruſtaceen entdeckten, welche nothwendig den verſchiedenen Arten von Entenmuſcheln entſprechen werden, ſo glauben ſie, daß dieſer Umſtand die zoologiſchen Philoſophie lebhaft intereſſiren müſſe. Die Phosphorescenz des Meeres nahm ihre Aufmerkſamkeit ebenfalls ſehr in Anſpruch, doch werden ſie das Reſultat ihre Beobachtungen hierüber erſt nach ihrer Rückkehr bekannt machen. Endlich haben ſie auch an jeden Mann der Equipage Beobachtungen über die menſchliche Temperatur angeſtellt, und ſie ſeit der Abfahrt von Rio Janeiro täglich fortgeſetzt, unter ei-

nem Temperaturwechsel von 0° der hundertgradige Thermometer bis + 40°, wobei die Uebergänge oft sehr plötzlich eintraten. Sie haben diese Versuche auch auf mehrere Arten See- und andere Thiere ausgedehnt. Bei den meisten der früheren Expeditionen war die Geologie etwas vernachlässigt worden, allein diesmal darf sie sich — Dank den Kenntnissen und der Thätigkeit des Hrn. Fregatten-lieutenants Chevalier, dem dieses Fach übertragen wurde — reicher Resultate erfreuen. Hr. Chevalier hat ungefähr 1200 Muster von Felsen gesammelt und deren verschiedene Höhe, die Mächtigkeit und Richtung der Schichten an Ort und Stelle bestimmt. Die Expedition wird auch, wie Hr. Cydoux glaubt, reich an magnetischen Beobachtungen zurückkehren. Die HH. Darondeau und Chevalier sind mit dieser Arbeit beauftragt. Während der ganzen Fahrt haben die Seecadetten unter Aufsicht die von der Akademie empfohlenen meteorologischen Beobachtungen von Stunde zu Stunde angestellt. Hr. Laurenzane, der Zeichner der Expedition, hat eine schöne Sammlung von Landschaften, Seestücken, Baudenkmalen, Trachten u. s. w. beisammen, die sich jetzt schon auf 500 Stück beläuft.

Ein Tag zu Malacca.

(Schluß.)

Der andere der beiden geistlichen Herren knüpfte ein Gespräch mit mir an. Er war aus Macao gebürtig, wo er seine Erziehung in einem der dortigen Collegien erhalten hatte, und zeigte sich als einen sehr angenehmen Gesellschafter, der sich eben so gern belehren ließ, als Belehrung mittheilte. Er richtete indeß manche Frage an mich, die deutlich bewies, daß man bei der mönchischen Erziehung, die er genossen, eine umfassende Bildung nicht für nothwendig erachtet hatte. Je unvorbereiteter mich diese liebenswürdige Gesellschaft überraschte, um so stärker fühlte ich auch den Contrast zwischen dem Leben in Malacca und manchem weit bedeutenderen Orte, wo man mehr Bildung hätte erwarten sollen. Auf vielen Pflanzungen in holländisch Indien versammeln sich beide Geschlechter nur äußerst selten zu geselliger Unterhaltung. Die Männer besuchen ihre Clubs und die Frauen unterhalten sich zu Hause so gut sie können. Wie ganz anders war es in Malacca! — Hier fand ich gebildete Frauenzimmer, deren männliche Verwandtschaft sich lebhaftest bemühte, ihnen all das Vergnügen zu verschaffen, das in diesem entlegenen Theile der Welt nur immer aufgeboten werden konnte. Die Bildung dieser jungen Damen hatte freilich nicht jenen Höhepunkt erreicht, der uns in England und Frankreich oft Erstaunen abnöthigt; allein sie reichte doch immer hin, sie zu höchst angenehmen und liebenswürdigen Lebensgefährtinnen zu machen. Kleidung, Unterhaltung und Gesinnung der Damen in Malacca sind ganz europäisch, und nur das Fremdartige in der Einrichtung des Hauses und in Manchem, was mich umgab, erinnerte mich daran, daß ich mich in einem fremden Welttheile befand.

Der indische Archipel, der an Hollands Eroberungen und Seeunternehmungen erinnert, ist mit dem Verfall Hollands als Colonialmacht, dem Gesichtskreis des Publicums fast entschwunden, und nur jene Kaufleute, welche ihre Handelsspeculationen bis dahin ausdehnten, so wie auch die Werke Sir Stamford Raffles und anderer, haben in neuerer Zeit einiges Interesse für diese Gegenden erweckt; allein dieß war nicht hinreichend, um einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen, da der Leser im Allgemeinen mit der Belehrung, die er aus diesen Schriften schöpft, sich begnügt, und sich sonst nicht weiter um einen der schönsten und fruchtbarsten Theile der Erde bekümmert. Für den Bewohner von Malacca ist die beschränkte Natur der geselligen Verhältnisse eine höchst unangenehme Sache, denn es ist nicht wohl möglich, das gute Einverständniß, das zur Zeit meiner Anwesenheit bestand, stets aufrecht zu erhalten, und wenn in den dortigen Cirkeln irgend eine Animosität zum Ausbruch kommen sollte, so würde es natürlich mit allen gesellschaftlichen Verhältnissen zu Ende seyn. Der Plan, ein Dampfboot zwischen Penang und Singapur hin und her gehen und zu Malacca anlegen zu lassen, wird einen günstigen Einfluß auf das gesellige Leben in diesen Orten üben, und zugleich die Aufmerksamkeit der dabei interessirten Personen auf die Producte der benachbarten Länder lenken. So wurde, da der Ankauf von Kohlen für die Dampfschiffahrt auf dem Wege große Kosten verursacht, vorgeschlagen, sich das nöthige Brennmaterial von Borneo zu verschaffen, da auf dieser fruchtbaren Insel ergiebige Kohlengruben nicht weit vom Meere entdeckt worden sind. Das Paketboot würde sehr vortheilhaft für Versendungen von Opium nach Sambas und der Ostküste der Halbinsel seyn, und zwar hauptsächlich während jener Jahreszeit, wo die Reise von den kleinen offenen Booten nicht unternommen werden kann, die man gewöhnlich zu diesem Handel verwendet. Setzte man aber auch alle großen Handelszwecke bei Seite, so kann die Herstellung einer Verbindung zwischen den Ansiedelungen an den Straßen zu Beförderung von Briefen, Reisenden und Waaren nicht anders als vom größten Vortheil seyn. In Malacca, wo die düstere Einförmigkeit des Lebens nur dann und wann durch ein ankommendes Schiff unterbrochen wird, dürfte die Ankunft von ganzen Gesellschaften aus den benachbarten Colonien und die raschere Circulation von Neuigkeiten dem geselligen Verkehr einen neuen Impuls geben.

Mit Tagesanbruch weckte mich die Stimme meines Freundes aus angenehmen Träumen; unser Schiff war segelfertig, der Wind günstig, und er hoffte, wie er sagte, vor Nacht schon viele Meilen von Malacca entfernt zu seyn. Mit schwerem Herzen entwand ich mich den Armen eines nur zu kurzen Schlafes, und blickte wehmüthig auf die am vergangenen Tage genossenen Freuden zurück. Seit vielen Jahren hatte ich mich nicht so von Herzen wohl gefühlt, als während dieses kurzen Besuchs, und gern wäre ich länger bei den wackern Leuten geblieben, die den Fremdling mit so vieler Herzlichkeit aufgenommen hatten. Leider konnte dieß aber nicht seyn, und so tröstete ich mich denn mit dem Gedanken, daß bei längerem Verweilen der Abschied mir nur noch schwerer fallen müsse, und daß, da ich nun einmal bestimmt sey, mein Glück in der weiten Welt zu suchen, ich der ersten Versuchung, die mir aufstieß, nicht erliegen dürfe. Noch oft während meiner Wanderungen verweilte ich indeß in wehmüthig freudiger Erinnerung bei dem glücklichen Tag, den ich in dem gastfreundlichen Malacca zugebracht hatte.

Zu Jampol am Dniester in Podolien hat man in den Kellern eines vormals von Ladislaus Zagorski und jetzt von einem Regierungsassessor bewohnten Hauses eine zahlreiche Sammlung von Handschriften in lateinischer, französischer, polnischer, russischer und türkischer Sprache gefunden, welche sich auf die erste Theilung Polens beziehen. Man versichert, daß sich eigenhändige Briefe von der Kaiserin Katharine II, Friedrich dem Großen, dem Herzog von Choiseul, Minister Ludwigs XV, dem Sultan Mustapha, dem Khan der Tataren und anderer Personen dabei befinden, welche zu jener Zeit eine Rolle gespielt haben. Nachdem die Localbehörde dem Minister des öffentlichen Unterrichts, dem Grafen Uwaroff, Nachricht von diesem Fund gegeben, befahl der Kaiser, die fraglichen Handschriften sogleich an die kaiserlichen Archive nach St. Petersburg zu senden, und auf dem Wege die größte Sorge für die Erhaltung dieser für die Geschichte Polens so merkwürdigen Documente zu tragen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1837.

Der ugrische Volksstamm,

oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus, von Ferdinand Heinrich Müller.

Erster Band. Erste Abtheilung.

Seit Herder seine Ideen zur Geschichte der Menschheit niederschrieb, sind wir über viele darin berührte Gegenstände weit besser belehrt worden; wir würden aber sehr Unrecht thun, wenn wir deßhalb den Mann, von dem der Anstoß zu so zahlreichen Studien ausging, geringer achten wollten. Eben so wird vielleicht Ritter, den wir jetzt als einen der größten Meister der Geographie verehren, nach wenigen Jahrzehnten in manchen Einzelnheiten überholt seyn, und darin liegt, so paradox dieß auch klingen mag, sein Ruhm. Der Anstoß, den er den geographischen Studien gab, wird nachhaltig wirken, und noch manchen gründlichen Werken, wie das vorliegende, das Entstehen geben, wenn er selbst lange dahin seyn wird. Das ist der Vortheil und das Gepräge einer lebendigen, geistvollen Auffassung, der zugleich ein eiserner Fleiß zur Seite steht, welcher nicht vor der Aufgabe erschrickt, die allgemeine Idee in allen ihren einzelnen Theilen, so weit es das mangelhafte Material zuläßt, zu verfolgen. Erst nach Werken, wie die von Ritter und der von ihm ausgegangenen Schule, empfindet man den vollen Ekel, den die dürren geographischen Lehrbücher *) gewöhnlichen Schlags jedem einflößen müssen, der wirklich eine Einsicht in die Kunde der Länder und Völker sucht, und man empfindet die Wahrheit dessen, was unser Verfasser in seiner Vorrede sagt: „Leider ist es ein nur allzu häufiges Vorurtheil, daß in der Geographie schon längst Alles abgemacht und fertig sey, wo doch die Kenntniß kaum erst ihren Anfang nimmt, und wo von einer Erkenntniß kaum die Rede seyn kann."

Dieser Eingang und die Erwähnung Ritters ist keineswegs überflüssig, denn das vorliegende Werk reiht sich an dessen „Erdkunde von Asien" an, und behandelt einen bis jetzt noch in der Völkerkunde sehr wenig beachteten Gegenstand, nämlich die Wanderungen aus dem Nordwesten Asiens nach Europa. In dieser Abtheilung sind hauptsächlich nur die eigentlichen uralischen Stämme, die Baschkiren, Wogulen, die Kirgiskaisaken und die Finnen behandelt, mit Einem Worte, mehr diejenigen, welche gegen Norden hausen oder dahin vordringen; die zweite Abtheilung muß erst auf diejenigen kommen, welche nach Süden und Westen theils in Masse, theils in einzelnen Stämmen gedrängt und versprengt wurden. Ueber den Umfang seines Werks drückt sich der Verfasser folgendermaßen aus: „was den Umfang der historisch-ethnographischen Untersuchungen der Zeit nach anbetrifft, so glaubte ich mit Ausschließung der unsichern Scythengeschichten nur erst da den Anfang machen zu können, wo die bestimmten Volksnamen mit einem gewissen ethnographischen Gepräge uns entgegen treten, und deßhalb habe ich mit den Untersuchungen über Alanen und Hunnen begonnen, von welchen erstere schon in der bestimmtesten Beziehung zu der hier zu behandelnden Völkergruppe stehen, und auf deren ethnographische Wichtigkeit zum erstenmal schon von Ritter hingewiesen ist. Von den Zeiten der Völkerwanderung an sollten dann diese Untersuchungen bis zu dem Zeitpunkt hindurch geführt werden, wo im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die russische Herrschaft auf den asiatisch-europäischen Gränzmarken fest begründet wurde. Aber bei allen den mannichfaltigen Völkerstämmen und Völkergruppen, welche in dem Verlauf der Jahrhunderte in jenem Gebiete nach und nach aufgetreten sind, wird immer jener Volksstamm, von welchem der erste Anlaß zur sogenannten Völkerwanderung ausgegangen ist, den Mittelpunkt der Untersuchungen abgeben, an welchen sich die über alle andern mit ihm näher oder ferner in Berührung stehenden anschließen sollen, so daß dessen Schicksale in seinem Verhältnisse zu den slavischen, türkischen, mongolischen und tatarischen Völkern durch die Zeiten der Wanderungen der Mongolen und durch die des Reiches Kaptschak bis auf die Zertrümmerung der tatarischen Herrschaft in den asiatisch-europäischen Gränzgebieten zu verfolgen wären. Uebrigens wird der Grund davon, daß ich

*) Auch in die Schullehrbücher dringt allmählich ein neues besseres Licht; man vergleiche nur z. B. Schachts Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit, mit den dürren geographischen Nomenklaturen, wie man sie vor noch nicht zehn Jahren gewöhnlich hatte.

jenen Volksstamm mit dem Namen des ugrischen am besten und richtigsten bezeichnen zu müssen glaubte, schon aus dieser geographischen Grundlage gerechtfertigt erscheinen." Ueber diese allgemeine Bezeichnung, die, wie alle ähnlichen, etwas Willkürliches hat, wollen wir mit dem Verfasser nicht streiten, denn wenn sie auch nicht ganz richtig ist, so hat sie doch für den Verfasser den Werth, einen ganzen Völkercomplex zu bezeichnen, der sonst keinen gemeinsamen Namen hat und haben kann.

Da bis jetzt bloß die erste Abtheilung des geographischen Theils erschienen ist, so daß man den ganzen Plan des Werkes, das einen wenigstens in diesem Umfang noch gar nicht bearbeiteten Gegenstand behandelt, noch nicht übersehen kann, so heben wir nur einige der wichtigern Untersuchungen heraus, welche auch abgesondertes Interesse darbieten. Dazu gehört nun namentlich, was er über das große uralische Völkerthor sagt, d. h. über die eigenthümliche große Lücke vom Südfuße des Ural bis zum kaspischen Meere. Auf diesem Wege, der nur eine Breite von 50 bis 60 Meilen hat, sind die größten und mächtigsten Völker von Asien nach Europa gegangen, und ehe noch diese Wanderungen den Verkehr hemmten, hatte sich hier ein wichtiger Handel festgesetzt, der Europa mit dem fernsten Asien verband. Dieser öde Landstrich, den die Kalmücken nur schlechtweg Ghasen, d. h. die Wüste nennen, wegen seiner großen Unfruchtbarkeit, war doch nicht immer unbewohnt und unbebaut, denn nicht nur stehen noch die Trümmer der an der innern Spitze des Jaikdeltas gelegenen Stadt Saratschik, die, wenn auch nicht mehr in der alten Blüthe, doch noch in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts sich als Handelsstadt behauptete, sondern zahlreiche alte Bauwerke, Grabgewölbe und lange, über die salzige, dürre und hohe Steppe hingeführte Wasserleitungen liefern den augenscheinlichen Beweis, daß diese jetzt so öde Gegend ehemals stark bevölkert war.

Kaum kann es einem Zweifel unterliegen, daß die germanischen und slavischen Völker auf diesem Wege aus Asien nach Europa herübergezogen sind, und diesen Wanderungen mußte ein Handelsverkehr folgen; wir können auch die alten Karawanenstraßen noch bezeichnen, welche außer der Verbindung der nordischen Völker mit ihrer alten Heimath auch die griechischen Colonien am Pontus mit Indien verknüpften. Schon Herodot kennt diese Straße, und fast ein halbes Jahrtausend später schildert sie Strabo auf ganz ähnliche Weise, und nennt als diejenigen, welche den Handel namentlich betrieben hätten, die Seren, oder Sarten, unter denen wir gewöhnlich die Chinesen zu verstehen pflegen, und nicht ganz mit Unrecht, insofern das Wort Ser in der chinesischen Volkssprache*) den Seidenwurm bezeichnet, und die Seren es waren, welche die seidenen Waaren nach dem Abendlande brachten. Es läßt sich unschwer erklären, wie hier eine Verwechslung vorgehen konnte, denn vom J. 202 vor bis 220 nach Christo herrschten die Chinesen unter der Dynastie der Han über das ganze westliche Mittelasien, und drangen, nach mehreren Umständen zu schließen, bis ans kaspische Meer vor; sie standen mit Rom in freundschaftlichem Verkehr gegen die feindlich in der Mitte gelegene Macht der Arsaciden in Persien, und schützten den Handelsverkehr der ihrem Scepter unterworfenen, nun auch Seren genannten, westlicheren Völker mit dem fernen Abendlande. Zwar löste sich seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts mit dem Fall der Han die große chinesische Weltherrschaft in ganz Mittelasien auf; aber sie wurde später noch unter den Tang erneuert, was den Namen der Seren für die den Seidenhandel dort betreibenden Völkerstämme, auch wenn sie nicht chinesischen Ursprungs waren, in jenen Gegenden Centralasiens erhalten mußte. Freilich trennte später die Ausbreitung der deutschen Völker um das schwarze Meer her und die um sich greifende Macht der Sassaniden die Römer von dem directen Verkehr mit den Seren, weßhalb man weniger von ihnen hörte, aber der Mönch Rubruquis und Jean de Plan Carpin erwähnen den Namen der Seren oder Sarten noch im dreizehnten Jahrhundert. Sie sind aber der Ansicht unsers Verfassers zufolge nichts Anderes als die von uns sogenannten Bucharen — persischen Stammes, denn sie sprechen einen reinen persischen Dialekt — die, wenigstens in den Städten, sich Tadschiks nennen und die Urbewohner des Landes sind, obwohl türkische Stämme die Herrschaft an sich gerissen haben und das Land den Namen Turcomania führt. Mit dem Namen Seren hängt wohl auch der im Umkreise des uralischen Völkerthors öfters vorkommende Name Sarai oder Serai und das oben angeführte Saratschik zusammen.

Der friedliche Verkehr ward, wenn auch nicht ganz unterbrochen, doch gewiß verkümmert durch die Einbrüche der Hunnen und noch mehr seit dem zehnten Jahrhundert, als durch die in Asien immer heftiger werdende Bewegung die Petschanegen und Kumanen, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert die mongolischen und turkomanischen Schaaren durch eben dieses Völkerthor den Eingang nach Europa fanden. Nochmals ergoß sich die Völkerfluth unter Timurleng, und die letzten Eindringlinge sind die mongolischen Kalmückenhorden im siebzehnten Jahrhundert. Inzwischen aber hatte sich Rußland aus der erniedrigenden Tatarenherrschaft erhoben, das Reich Kaptschak zerfiel, und der Handelsverkehr gerieth an dieser Gränze um so mehr in Verfall, als die Eröffnung des Handels mit China und Indien zur See mit diesen Erschütterungen zusammenfiel, und die russische Regierung zuerst durch die Errichtung der orenburgischen Linie sich gegen neue Einbrüche sichern mußte, ehe sie daran denken konnte, den Handel mit Mittelasien aufs neue zu beleben.

(Schluß folgt.)

*) Die gebildete Mandarinensprache kennt bekanntlich das r nicht.

Schweden.

(Schluß.)

Gothenburg ist die zweite Stadt des schwedischen Reiches. Ihr Anblick bietet ein außerordentliches Schauspiel. So weit das Auge reicht, umringen kahle, malerisch gruppirte Felsen die schöne Stadt, und die schöne Basaltformation, welche in einem verwirrten Uebereinanderhängen von Felsenblöcken besteht, ruft uns die Idee des Ur-Chaos vor die Phantasie. Man sollte

beim Anblick dieſer wilden Gegend glauben, daß ſie durch irgend eine neue Kataſtrophe zerſtört worden, und die von zahlloſen tiefeingeſchnittenen Krümmungen und ſteilen Inſeln eingefaßte Küſte, deren entſetzliche Nacktheit nur überhängende drohende Felſenmaſſen zeigt, bildet eine eben ſo bizarre als erhabene Scene. Unwillkürlich iſt man von dem Anblick dieſer troſtloſen öden Berge, von der nur durch Ruderſchläge oder dem Brauſen der Wellen ununterbrochenen Einſamkeit und Stille der See, zur Bewunderung hingeriſſen, und dieſes erhabene Naturbild, über das ſich die ſchauerliche Beleuchtung eines Herbſtabends ausbreitete, hinterließ in meiner Seele einen unverlöſchlichen Eindruck. Es iſt kaum möglich, eine wildere und phantaſtiſchere Umgebung zu ſehen, und der Boden ringsum auf drei Stunden in die Runde und noch weiter längs der Küſten behält überall denſelben Charakter. Die Lage Gothenburgs iſt ganz außerordentlich, es iſt mitten unter kahlen Felſen am Ausfluß des Göthaelfs erbaut. Allein aus der Zerſtörung der Urwelt tritt man in das rege Leben eines bevölkerten Seeplatzes, und die ſchönen breiten rechtwinklichten Straßen, die prächtigen Gebäude, die breiten, mit Bäumen gezierten Canäle und Brücken, verſetzen uns plötzlich in das Gewirr einer der ſchönſten Städte, deren Phyſiognomie ihren bataviſchen Urſprung nur zu deutlich anzeigt. Der weite Hafen iſt durch das auf einem Felſen ſtehende Caſtell Elfsberg beherrſcht, deſſen Batterien den Eingang in den Fluß beſtreichen. Dieſer Hafen und die Lage Gothenburgs müſſen ihm den Glanz einſt wiedergeben, den es während der Continentalſperre beſeſſen, und deſſen Spur wir noch in dem großartigen Anſehen ſeiner ſchönen Häuſer, und der überall vorherrſchenden Opulenz finden, die man in keiner Stadt Schwedens ſo ausgeprägt ſieht. Die Gaſthöfe Gothenburgs ſind die beſten im Lande, und der Luxus und die Einrichtung der Privatleute iſt ganz in engliſchem Style. Die Gaſtfreundſchaft wird hier auf dem ausgedehnteſten Fuße geübt, und ich wurde in Häuſer eingeladen, die ich ſelbſt nicht dem Namen nach kannte. Allein dieſer Stapelplatz der engliſchen Waaren, welche von hier aus Europa überſchwemmten, ſank nach Aufhebung der Sperre ſehr herab, und es iſt ihm beinahe nichts geblieben als die Erinnerung ſeiner vergangenen Größe. Die traurige Neigung zum Aufſehenerregen, zu Luxus und Prahlerei, dieſe ungemeſſene Speculationswuth und der mercantiliſche Schwindel, welcher alles Reelle des Handels ausſchließt und allen Credit vernichtet, ſcheint leider hier an die Stelle weiſer Berechnung und Oekonomie getreten zu ſeyn, und die zahlloſen ſchmählichen Bankerotte dieſes Platzes müſſen dem rechtlichen Theile ſeiner Handelswelt ſchaden und ihr Anſehen untergraben. Indeſſen wird dieſe Kriſis vorübergehen, und die Solidität ihrer großen Häuſer, wie Wyk, Carnegie, Ungewitter, ſind Bürge für beſſere Zeiten, denen die Lage des Hafens und der nun vollendete Göthacanal ſo günſtig ſind. Unendlich maleriſch ſchlängelt ſich der Göthaelf zwiſchen den Felſen durch das ſchöne Thal, in welchem der Trollhättacanal beginnt. Alte Wälle und feſte auf Bergen ſtehende uralte Thürme vollenden den Zauber eines der ſchönſten Bilder wilder Landſchaft; die Einwohner ſind äußerſt zuvorkommend. Die Mädchen tragen Tücher oder weiße Hauben mit ſchwarzen Schleiern um den Kopf, und ſelbſt Frauenzimmer von Stande ſieht man mit ſeidenen Tüchern oder Schleiern über den Hüten, welches ſehr gut kleidet. Die Dienſtmädchen ſcheidet in Schweden eine ſcharfe Anzugslinie, und ſie dürfen nirgends Hüte tragen Die Schwedinnen ſind größtentheils voll, ſchlank und üppig gewachſen. — Die Zuvorkommenheit der ſchwediſchen Officiere kann ich nicht genug loben. Ich lernte hier bei einem Souper auf dem Lande zwei Majore von Götha Artillerie kennen, die mit zu den inſtruirteſten Officieren ihrer Waffe gehören.

Wenn man von Stockholm aus über den reizenden Mälarſee und durch die Felſenbrücken bei Drottningholm gefahren, die Caligula's ſo berühmte Brücke über den Meerbuſen von Bajä an Kühnheit ſehr weit übertreffen, und die Paſſage der Dampfſchiffe ſo ſchwierig machen, gelangt man bald zu den ſchönen Ruinen des fabelreichen Sigtuna, dieſem Schauplatze der großen Ereigniſſe, welche die ſchwediſche Monarchie ſchufen, dieſem Heiligthume der Theogonie, das uns das wunderbare Schauſpiel des ſkandinaviſchen Olympos zeigt, bevölkert mit barbariſchen, aber grandioſen Gottheiten. Die Erzählungen der Edda haben uns dieſe geheimnißvolle Welt aufgeſchloſſen, wo die Thaten der Geſchichte ſich mit allegoriſchen Dichtungen und religiöſen Dogmen vermählen, eine wunderliche Miſchung heroiſcher Thatkraft und niederen Aberglaubens, grober Irrthümer und erhabener Gedanken, graciöſer, verführeriſcher Darſtellungen neben rauhen und Schrecken erzeugenden Bildern. Hier herrſchte Odin, das Haupt dieſer Kosmogonie, der furchtbare Anführer der wilden Gothen, der Mahomed des Nordens, der ſeine Geſetze mit magiſchen Lettern in Runenſteine grub, und der mit dem Griffel Clio's ſeine Thaten in die Geſchichtbücher der Unſterblichkeit eintrug. Von den blühenden Ufern des ſchwarzen Meeres führte er die ſieggewohnten Gothen nach dem kalten Norden, zog erobernd durch Rußland, Sarmatien, Nordgermanien nach Skandinavien, und hinterließ auf dieſem Zuge ſeine Geſetze, baute Städte und vertheilte Kronen an ſeine Söhne. König und Hoherprieſter zugleich, wußte er den Aberglauben der Völker zu ſeinem Vortheil zu benützen, denn große Geiſter finden zu jeder Zeit die rechten Mittel. Er ſtarb als Gott verehrt in Sigtuna, ſeiner Hauptſtadt, und lange noch betete ihn die Nation als ihre höchſte Gottheit an, und als herrſchendes Symbol des ſkandinaviſchen Glaubens.

Wie man nun dem Laufe des Fyris Aen folgt, verliert ſich immer mehr der Charakter wilder Größe, der ſich im größten Theile Schwedens ausſpricht; die Gebirge entfernen ſich, die Landſchaft verflacht und eine weite fruchtbare Ebene entfaltet ſich vor unſern Augen — die Ebene von Upland, berühmt in Schwedens Geſchichte, ſelbſt zu den Zeiten Odins, unter dem blutgetränkten Namen Fyris veld. Beim Umbuge des Fluſſes erblickt man plötzlich auf hohem Hügel zur Linken die alte Burg Guſtav Waſa's, und neben ihr auf getrennter Höhe die neue Univerſität, ein Prachtgebäude, beinahe zu prächtig für das arme Schweden. Kaum dem Schiff entſtiegen, eilten wir auf dieſes neue Gebäude, das eine unbeſchreibliche Fernſicht über die unabſehbare Schlachtenebene gebietet, von wo die phantaſtiſchen

Grabhügel des alten Upsala so rührend herüberschauen. Das Vestibul, das Stiegenhaus und der obere große Saal der neuen Bibliothek machen sie eines Kaiserschlosses würdig, und das Ganze ist mit einer ewige Dauer versprechenden Solidität gebaut. Das alte Schloß ist mit seinen zwei hintern Thürmen abgebrannt, und nur der vordere Theil erhalten, den der Gouverneur bewohnt, aber nur Gefangene, keine Garnison darin commandirt. Hinten steht die Büste Gustav Wasa's auf Kanonenläufen, und rings auf dem steilen Hügel sind alte Geschütze aufgepflanzt, welche das Pittoreske der ganzen Gruppe noch erhöhen. Hinter diesen so reizend gekrönten Hügeln liegt der kleine, aber reiche botanische Garten des unsterblichen Linné. Upsala ist eine freundliche, reinliche, mit Gärten durchzogene Stadt, und die hier studirenden jungen Leute werden zu tüchtigen Männern und nicht zu Raufbolden erzogen. Auf der alten Bibliothek stehen die eisernen geheimnißvollen Kisten, welche Gustav der Dritte hinterlassen hat. Der Zeitpunkt ihrer in des Königs Testamente bestimmten Eröffnung trifft auf dieses Jahr, und man erwartet von ihrem Inhalte wichtige Aufschlüsse über die damaligen noch mit einem Schleier bedeckten Ereignisse.

Das Alter Upsala's steigt bis zum Ursprunge der schwedischen Monarchie hinauf, deren Hauptstadt sie nach Sigtuna wurde, bis die Vortheile der Seeverbindungen die Souveräne bestimmten, den Sitz ihres Regimentes nach Stockholm zu verlegen. Die jetzige Stadt liegt aber nicht auf der Stelle der alten, deren Spuren eine Stunde entfernt in der Ebene zu sehen sind. Hier stand der alte Heidentempel, den Odins Sohn errichtet, wovon wir noch die festen Grundmauern finden. Die Lage des alten Upsala muß sehr malerisch gewesen seyn. Auf einem Halbkreise äußerst reizend gebildeter Hügel zog sich die Stadt in einer weiten fruchtbaren Ebene hin. Die Eingeweide der Hügel bergen die Ueberreste der Könige und Edlen des Landes, und die auf den höchsten Spitzen noch stehenden Granitblöcke zeigen die Stellen an, wo die Herrscher und ihre Räthe Gericht hielten über das unter freier Gottessonne sie umlagernde Volk. Hinter diesen Hügeln steht nun die berühmte Odinskirche, und die byzantinischen Basreliefs und heidnischen Götzenbilder sind hier mit neuchristlichen Emblemen bizarr genug vermengt. Die Vorhalle, wo die Waffen von den Eintretenden abgelegt werden mußten, ist noch erhalten. Die Steine sind roh und ohne Cement zusammengefügt. Zunächst dieser Kirche liegt eine niedliche Gartenschenke, worin in einem kolossalen Horn ein Getränk kredenzt wird, das sich unter dem Namen des schwedischen Nektars bis auf unsere Zeit erhalten hat, und im Schwedischen Mjöd heißt. Es trinkt sich äußerst angenehm, ist aber sehr berauschend, und wird ausschließlich nur hier, gleichsam als heidnische Tradition, gefertigt. Es war ein herrlicher Abend, und wir blieben bis tief in die Nacht in der Nähe dieser Heiligthümer einer großen Vergangenheit beisammen. Ich hatte einige der Studirenden der Universität und Dragonerofficiere dieser Station kennen gelernt, und die rührenden schwedischen Gesangsweisen wechselten mit dem stets die Runde gehenden Trinkhorn in Ausfüllung unserer ländlichen Soirée, umweht von den Schauern des mächtigen Odin.

Ein Frankenharem in Constantinopel.

Spencer in seinen Travels in Circassia and Krim Tartary erzählt Folgendes: „Seltsam genug gehörte das Harem zu Stambul, welches das vollständigste Gemälde von orientalischem Luxus bildet, einem reichen Franken, den ich höflichkeitshalber nicht nennen will. Er hat ganz türkische Sitten angenommen, und besucht sogar die Moscheen, obwohl seine Freunde recht gut wissen, daß dabei mehr Heuchelei als Glaube ist, da er sich kein Gewissen daraus macht, Meinungen auszusprechen, welche mit den Lehrsätzen des Korans völlig im Widerspruche stehen. Sein unermeßlicher Reichthum gestattet ihm in großem Glanze zu leben, und er gibt häufig glänzende Gesellschaften. Seit ihm indeß ein Reisender ein Stück aus seiner schönen Heerde zu rauben suchte, scheut er im Allgemeinen die Gesellschaft von Franken, und ladet jetzt meist nur Türken zu sich ein. Das Erstemal, wo ich in seinem Harem, oder richtiger zu sprechen, in seinem Empfangsaal eingeführt wurde, fand ich ihn, da es außerordentlich heiß war, auf einem Divan liegen, wobei er sich von seinen Frauen bedienen ließ, die alle darin wetteiferten, seinen Beifall sich zu verdienen. Die eine parfümirte seinen Bart mit Rosenwasser, die andere fächelte ihm die Fliegen hinweg, und eine dritte rieb ihm mit ihren weichen Händen die Füße; hier spielte eine schöne Circassierin auf einer Art Leyer, dort entfaltete eine andere ihre zierlichen Formen in den wollüstigen Wendungen des Tanzes, während mehrere, mit Stricken beschäftigt, in einiger Entfernung saßen; schließlich saß hier eine keck aussehende Georgierin, die bei ihrem zuversichtlichen Benehmen und ihrer großen Schönheit wohl zu wissen schien, daß sie die Günstlingin sey, und zeigte, indem sie sich auf einen persischen Teppich zurücklehnte, ihre wohlgerundeten Arme, indem sie anscheinend mit viel Gusto ihren Tschibuk zu rauchte. Höchst aromatische Parfümerien brannten im Zimmer, und das Murmeln des Wassers aus einem Marmorbecken in der Mitte schien darauf berechnet, die Luft zu erfrischen, den Trägen in Schlaf zu wiegen, und den unbeschäftigten Geist mit Gedanken zu füllen. Das Zimmer ging auf einen mit Blumen reich versehenen Garten, kostbare Teppiche bedeckten den Boden, und Kissen von Purpursammt, mit Gold gestickt, lagen auf dem Divan; der Plafond war al fresco bemalt, und auf den Feldern mit Perlmutter oder Spiegelglas aufgelegt. Die im Allgemeinen liebenswürdigen Frauen schienen munter und vergnügt, und waren, vermuthlich um sich den türkischen Geschmack ganz anzubequemen, schön fett. Ihr mit Perlen und kostbaren Steinen geschmücktes Haar fiel entweder in langen Flechten bis auf die Lenden herab, oder war mit einem Tuche von gestickter Gaze zusammengehalten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 105** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Alessandro Manzoni.** Zweiter Artikel. — **Die Prinzessin.** (Fortsetzung.)

Das Abonnement dieses dem Auslande hergegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 8 fl. und vierteljährlich 1 fl. Alle diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1837.

Dalecarlien.

(Aus den: Cartons aus der Reisemappe eines deutschen Touristen. Von C. v. Haltbronner.)

In dem herrlichen Flachlande von Mora, dessen Horizont von den Spitzen dunkelblaugefärbter Gebirge und von den bezaubernden Ufern des krystallhellen Siljansees eingefaßt wird, und in den reizenden Ebenen von Elfdal und Orsa ist der Sitz der wahren dalecarlischen Originalität, und das Charakteristische der Tugend und Redlichkeit uralter Zeiten ist ihren Einwohnern aufgeprägt. Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist hier ganz frei, und dennoch findet man nicht, daß die Sitten durch diese Vertraulichkeit Abbruch leiden. Die sogenannten Ehrennächte sind hier noch im Gebrauch, aber keine Ausschweifung ist ihre Folge. Mehrmals die Woche versammeln sich Jünglinge und Mädchen, ohne daß die Eltern diesen Soireen beiwohnten. Diese Vereinigungen dauern meistens bis tief in die Nacht, und der ländliche Salon, der aus einer Scheune improvisirt wird, erhält seine Beleuchtung durch brennende Tannenspäne. Die Mädchen stricken oder sticken Bänder für ihre Liebhaber, während diese sie dagegen durch ihre Plaudereien und ihre Munterkeit zu ergötzen trachten. Die Wache der Heerden ist jungen Mädchen anvertraut, welche durch die öden steilen Gebirge schweifen, und auf ihren aus Ochsenhörnern geschnitzten Schalmeyen einfache melancholische Melodien blasen, welche die Dalecarlier von den alten nordischen Gesängen beibehalten haben. Obschon die schwedische Sprache ziemlich bekannt ist, so ist doch die Runenschrift hier noch allgemein, und diese Runensprache war früher allen skandinavischen Völkerstämmen eigen.

Es gibt wenige Länder, die eine genaue Erforschung mehr verdienten, als Dalecarlien. Seine Bewohner vereinigen Offenheit, Biedersinn und Verstand mit der ernsten Würde, welche den unabhängigen Menschen charakterisirt. Sie sind von kräftigem Körperbau, und ihr offener sicherer Blik, ihre hohe schöne Stirne, ihr fester Gang bezeichnen starke Seelen. Der Boden, den sie bauen, gehört ihnen, und sie verkaufen oder verlassen ihn nur dann auf kurze Zeit, wenn Mißernte sie zwingt, in fernen Provinzen ihren Unterhalt zu suchen, worauf sie stets wieder zurückkehren. Gleich dem Tyroler duzt der Dalecarlier Jedermann, und dennoch ist die Obrigkeit in keinem Lande mehr geachtet und respectirt. An den Kampf mit einem rauhen Klima und einem undankbaren Boden gewöhnt, weiß der Dalecarlier frühe schon seiner Thätigkeit eine praktische Richtung zu geben, und er verfertigt selbst alle Geräthschaften seines Haushalts und des Feldbaues, nicht nur zum eigenen Gebrauche, sondern auch um vom Verkaufe Nutzen zu ziehen. Die Mädchen machen selbst Pendel- und Sonnenuhren mit zierlichen Zifferblättern und niedlich bemalt, und die Webspulen aus Elfdal sind eben so gesucht, als die dortigen Bauern für die Bearbeitung der Porphyrbrüche. So kann man annehmen, daß in einem dalecarlischen Dorfe alle Bauern zugleich Schuhmacher, Zimmerleute, Grobschmiede, Maurer, Schreiner, Schneider sind, und dieses kluge Volk hat die Nachtheile seiner Lage und seines Bodens durch Thätigkeit und Industrie ziemlich aufzuheben gewußt. Allein bei der Uebervölkerung eines nur zu oft unfruchtbaren Bodens sehen sich die armen Dalecarlier dennoch oft in das furchtbarste Elend versetzt, und man sieht sie Monate lang ihr Leben mit Brod fristen, das aus Baumrinden bereitet ist. In solchen Jahren des entsetzlichsten Mangels wandern sie gewöhnlich im Frühjahr in großen Massen in die südlichen Theile des Landes, um dort Arbeit zu suchen, kehren aber immer im Herbste wieder zurück.

In Dalecarlien hat sich die ganze alte nordische Gastfreundschaft erhalten, und die Einwohner theilen ihr Weniges von Herzen mit dem Fremden; allein man muß sich sehr in Acht nehmen sie nicht vor der Mahlzeit nach ihrem Namen zu fragen, weil man dieß für einen Verstoß gegen die Höflichkeit ansieht. Dieser Gebrauch stammt noch von der Zeit her, wo jedes Haus, in das ein Mensch getreten war, für sein Asyl galt, und wo man in der Besorgniß, ein Mitglied eines feindlichen Stammes beschützen zu müssen, lieber gar nicht nach seinem Namen fragte. In einigen dalecarlischen Bezirken ging die Gastfreundschaft so weit, daß die Einwohner, wenn sie den Sommer über ihre Häuser verließen, um die Waldhütten zu bewohnen, an der Thüre auf eine Tafel schrieben, wo sie den Schlüssel zur Speisekammer verborgen halten, damit der Reisende sich Erfrischung

verſchaffen konnte. Da übrigens der Dalecarlier ſehr frugal iſt und Haferbrod und Grütze ſeine Hauptnahrung ausmachen, ſo war dabei eben nicht viel zu opfern. Branntwein und Butter findet man nur in den Häuſern der Reichen.

So frugal nun die Küche des Dalecarliers beſtellt iſt, ſo koſtſpielig iſt ihre Garderobe, denn jede Gemeinde hat ihr eigenes Coſtume, und jede Feier erheiſcht eine andere Tracht. Die Stoffe werden alle von den Dalecarlierinnen ſelbſt gefertigt, und die Grundfarben ſind weiß und ſchwarz. In einigen Gegenden ſind die Frauentrachten ungemein reizend und elegant, theils durch ihren ſchönen Schnitt, theils durch reiche Verzierungen. Die Frauen tragen als Zeichen der Trauer eine gelbe Schärpe vor, wie die Chineſinnen. Ihr Kopfputz beſteht in einem flachen weißen Häubchen, welches bloß den obern Theil des Kopfes bedeckt, und etwas Aehnlichkeit mit den holländiſchen hat. Junge Mädchen tragen die Häubchen hinten offen, und die ſchönen, langen, dichten Flechten ihrer blonden Haare hängen tief herab. Dieſe Tracht verſchwindet, ſobald ſie heirathen, wo ſodann die Haare aufgewickelt werden müſſen. Der ſchönſte Schlag der Dalecarlierinnen iſt in Rättvick, und man ſieht dort faſt nur reizende edle Phyſiognomien. Sie tragen Hauben von ſchwarzem, mit rothen Bändern garnirtem Zeug. Die Männer haben die langen Strümpfe beibehalten, die etwas über die Schuhe zurückfallen, in welcher Tracht ſich ein hohes Alterthum ausſpricht, da wir dieſelbe Kleidung an den alten Gothen auf der trajaniſchen Säule finden. Ihre gewöhnliche Tracht iſt ſchwarz, mit ledernem Gürtel. Die allgemeine Tracht der Dalecarlierinnen aber, die man in Stockholm ſo häufig ſieht, iſt die pittoreskeſte von allen. Sie tragen Schuhe mit Steigeiſen, rothe Strümpfe, ganz ſchwarze kurze Röckchen und Tunicas von weißem Zeug, vorne offen, knapp um die Hüften, und wenig über ſie hinabreichend. Die Tücher wiſſen ſie etwas kokett um die feinen Geſichtchen zu binden, und überhaupt unterſcheidet man die Dalecarlierin ſogleich von andern ſchwediſchen Mädchen durch ihre Lebhaftigkeit, ihr geiſtvolles Mienenſpiel und ihre kluge Haltung.

Der ugriſche Volksſtamm,

oder Unterſuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukaſus, von Ferdinand Heinrich Müller.

(Schluß.)

Von dem großen uraliſchen Völkerthor, deſſen wir oben gedachten, ging der Handel vor alten Zeiten nicht nur ſüdweſtlich nach den Ufern des Pontus Eurinus, ſondern auch nordöſtlich nach den Ufern der Oſtſee und des weißen Meeres, wo Holmgard oder Cholmogory an der untern Dwina der Stapelplatz war. Dort holten die Normannen *) die indiſchen Waaren und ein lebhafter, lange andauernder Verkehr wurde dort unterhalten, zwiſchen den Skandinaviern und Biarmiern. **) Der normegiſche Geſchichtſchreiber Torfäus zählt eine lange Reihe Seefahrten nach der Dwina auf, die mit dem dritten Jahrhundert anfängt und bis ins dreizehnte fortgeht, alſo ein Jahrtauſend lang. Wahrſcheinlich geht aber dieſer Handel in noch ein früheres Alterthum zurück bis zu den Aorſen des Strabo, welche, wenn auch nicht die Stammväter, doch die Stammgenoſſen der ſpäter an der untern Wolga auftretenden Chaſaren ſind die mit den Bulgaren und Biarmiern von dem uraliſchen Völkerthor die Wolga aufwärts, bis an die Dwina, die indiſchen Waaren brachten. Die Biarmier ſcheinen ihren Hauptſitz in dem jetzt noch nach ihnen genannten Perm gehabt zu haben, denn nach den Schilderungen der nordiſchen Handels- und Kriegsfahrten ſind es namentlich die Biarmier, welche den Verkehr mit den Skandinaviern unterhielten, denen übrigens die Handelsvölker an der untern Wolga keineswegs unbekannt waren, wie aus manchen abenteuerlichen Reiſen hervorgeht, z. B. der Rolfs des Fußgängers, der von Norwegen aus um Schottland und Irland herum nach dem Norvaſund (der Straße von Gibraltar) fährt, von da ſich nach Myklagaard (große Stadt, Conſtantinopel) begiebt, in den Don einläuft, und von dieſem und der Wolga aufwärts zu den Biarmiern und ſo in ſeine Heimath gelangt.

Dieß führt uns auf die alte Bekanntſchaft der Skandinavier mit den Finnen, jetzt im Allgemeinen von den Ruſſen Tſchuden, Fremde genannt, mit welchem Namen die nördlich und öſtlich wohnenden fremden Völker bezeichnet werden, und da dieß hauptſächlich Völker finniſchen Stammes ſind, ſo iſt der Name ſo unrichtig nicht. Was am meiſten unſere Aufmerkſamkeit erregt, iſt der uralte Bergbau im Ural und Altai, von dem ſich zahlloſe Spuren in den ſogenannten Tſchudenſchürfen finden. Ob dieſe wirklich von finniſchen Völkern herrühren, wird wohl nie mehr ausgemacht werden, und auch unſer Verfaſſer wagt keine beſtimmte Meinung darüber auszuſprechen, obwohl es allerdings merkwürdig iſt, daß die Finnen bei den Skandinaviern in Verfertigung von Schmiedearbeiten beſonders berühmt waren, und der Sage nach die wichtigſten Bergwerke in Schweden von Finnen entdeckt worden ſeyn ſollen. Unter den öſtlichen Finnenſtämmen hatte ſich aber ſelbſt die Tradition des Bergbaus verloren, und ob unſers Verfaſſers Anſicht, daß die furchtbaren Völkerſtürme vom dritten bis ſechzehnten Jahrhundert dieſe Stämme aus ihren alten Wohnſitzen verdrängt, und ſelbſt das Andenken an ihren alten Zuſtand vertilgt haben, zur Erklärung der Sache ausreicht, das mag jeder für ſich ſelbſt entſcheiden. Jedenfalls iſt zu bemerken, daß die ſogenannten Tſchudenſchürfe ſich vom Ural bis ins tiefſte Aſien zum Amurſtrom hin erſtrecken, wo gewiß ein tunguſiſches Volk, die Dauren, den Bergbau trieb, und daß durchaus nur auf Kupfer, nicht auf Eiſen gebaut wurde, was auf ein ſehr hohes Alterthum zurückweiſt, und an

*) Daher nennen die Ruſſen jetzt noch das weiße Meer das murmaniſche oder normanniſche.

**) Biarmiern iſt Perm, welcher Name freilich jetzt auf engere Gränzen beſchränkt iſt. Die Biarmier ſind Finnen, Tſchuden, und die Beſchränkung des Namens hat ihren Grund darin, daß zwiſchen die von jenſeits des Ural bis an das Nordcap ſich ausdehnenden Finnen ſlaviſche Colonien von Nowgorod her ſich anſiedelten, und allmählich auf dem ganzen Striche gegen das weiße Meer hin die Finnen verdrängten, ſo daß der Stamm der Finnen jetzt in zwei Theile, in die uraliſchen und baltiſchen zerfällt.

die Nachricht Herodots von den Massageten *) erinnert, die Gold und Kupfer, aber kein Eisen oder Silber gehabt hätten. Was es indeß auch mit den Tschudenschürfen für eine Bewandtniß haben mag, so viel ist gewiß, daß der Bergbau im Ural Jahrhunderte hindurch geruht haben muß, indem auch die Sage davon verschollen war, und die in den verschütteten Schürfen gefundenen Baumstämme einen metallinischen Charakter angenommen hatten.

Eben so wenig bestimmtes, als aus den Tschudenschürfen läßt sich aus den Tschudengräbern entnehmen, die von den Waldaihöhen in der Nähe von Petersburg bis zum Altai an der chinesischen Gränze und nach Daurien hinein sich erstrecken; sie sind noch viel zu wenig untersucht, um die verschiedenen Zeiten und Völker, denen sie angehören, zu bestimmen. Doch kann man die westlichen, nämlich etwa vom Obi an in tschudische und tatarische abtheilen, was aber nur so viel heißen will, als daß die erstern mehr den Ursassen des Ural- und Wolgagebiets angehören, die letztern mehr den tatarisch-mongolischen Völkern. Der merkwürdige Todtencultus, der sich in der Aufhäufung mächtiger Grabhügel kund gibt, und auch jetzt noch weit im Norden hinauf bei den Ostjaken herrschend ist, gibt keinen sichern Anhaltspunkt, indem die Sitte nicht nur im Morgenlande, sondern auch bei manchen Völkern des Abendlands, auch bei den nordgermanischen, im Gebrauch war.

Wenn aber bis jetzt noch die eigenen Denkmäler des Landes uns im Stiche lassen, und keine historischen Nachrichten von den Finnenstämmen selbst uns in dieser Nacht leuchten können, so müssen wir in den Geschichten der Nachbarvölker forschen, und das jetzt noch vorhandene mit den alten Nachrichten vergleichen. Am reichsten sind in dieser Beziehung die Geschichtsbücher und Sagen der Skandinavier, denn die frühesten Eroberungszüge sowohl der Schweden zu Lande, als der Norweger zur See gehen nach den Ländern der Finnen zwischen dem finnischen und bottnischen Meerbusen und um das weiße Meer herum. Erobert ward von den Skandinaviern das Land bis an den Strich, den die nowgorodischen Eroberungen nach dem weißen Meere hin einnehmen, und wenn wir hier auf zwei sehr bekannte Namen, Finnen und Lappen, stoßen, so ist doch zu bemerken, daß weder die einen noch die andern sich selbst so nennen, und daß beide Völker, obgleich jetzt in Lebensart und Sprache sehr verschieden, doch ursprünglich zu Einem Stamme gehörten.

Wie im Norden sich Finnen und Lappen geschieden haben, so schon in älterer Zeit die Uralbewohner, deren Ueberreste nur die Baschkiren, Permier und Wogulen sind. Die ersten und letzten sind noch reine Naturvölker, die sich von den Russen möglichst getrennt gehalten und darum in die Berge zurückgezogen haben, während die Permier in der Mitte zwischen beiden sich in den Thallandschaften der Kama ausbreiteten, vielfach sich den Russen anschlossen, und auf vielen russischen Berg- und Hüttenwerken ihres Gebiets den bedeutendsten Theil der Arbeiter bilden. Wie sie früher den Waffen der Skandinavier sich beugten, so auch jetzt zuerst der Herrschaft der Russen, während Baschkiren und Wogulen sich nach Süden und Norden zurückzogen, um sich fern von dem gesellschaftlich-civilisirten Leben in ihrer natürlichen Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu behaupten. Alles weist darauf hin, daß diese beiden Völker, die Baschkiren und Wogulen, die Ursassen des südlichen und nördlichen Urals sind.

Außer diesen Völkern behandelt der Verfasser noch in diesem Bande die Kirgiskaisaken im Süden und die Völker gegen das Eismeer hin auf beiden Seiten des Ural, aber noch hat er eine große Bahn vor sich: die Geschichte der beiden merkwürdigen Culturvölker, der Bulgharen und Chasaren und ihre Zersprengung durch das Eindringen der mittelasiatischen Horden steht noch aus, und wie überhaupt der Völkerzug aus Mittelasien von den Hunnen an bis zu den Kalmücken im 16ten Jahrhundert noch manches Dunkle darbietet, so namentlich auch die Stellung der Bulgharen und Chasaren zu den Russen auf der einen, den Kaukasusvölkern auf der andern Seite. Es ist ein mühsames, aber verdienstliches Werk, endlich diesen Theil der Ethnographie und Geschichte zu behandeln, die man gewöhnlich aus Unwissenheit mit einigen nichtssagenden Phrasen von Völkerwanderungen abmacht. Wenn aber diese Wanderungen und die zahllosen Schicksalswechsel der Völker vom dritten bis sechzehnten Jahrhundert, also dreizehn Jahrhunderte, und wenn man die Bewegungen der Chinesen nach Westen dazu rechnet, nahe an zwei Jahrtausende dauerten, so wird man gestehen müssen, daß solche Erscheinungen einer nähern und gründlichern Untersuchung werth sind. Das Verdienst, die Materialien zu einer solchen Geschichte geliefert zu haben, gehört außer einigen ältern Schriftstellern, wie Schlözer u. dgl., namentlich den russischen Gelehrten, welche besonders unter Katharina II das weite Reich in fast allen seinen Theilen durchwanderten.

*) Zu Herodots Zeit wohl eine indogermanische Völkerschaft in dem weiten Flachfeld zwischen Ural und Altai, wenn auch in späterer Zeit zur Bezeichnung hunnischer oder finnischer Stämme gebraucht.

Chronik der Reisen.

Schreiben des Professors Sjögren über seine Reise unter den kaukasischen Völkern.

Tiflis, den 3 Junius 1837.

Durch einen glücklichen Zufall bin ich in den Stand gesetzt worden, auch über die tscherkessische Sprache genauere Nachrichten einzuziehen, und einen guten Grund zur Kenntniß des grammatischen Gebäudes derselben zu legen. Das Frühjahr verwendete ich in Wladikaukas wieder auf das Studium des Ossetischen — wegen dessen Zusammenhanges mit den Hauptsprachen Europa's und den verwandten asiatischen, von allen Sprachen im kaukasischen Gebirge ohne Zweifel der wichtigsten — und es gelang mir endlich, die Materialien zur genaueren Kenntniß ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zusammenzubringen, und zwar nach dem dort gebräuchlichen tagaurischen Dialekte, überhaupt dem reichsten und am meisten ausgebildeten. Für das südliche Ossetinische hatte ich bereits früher mehrere, theils gedruckte, theils schriftliche Hülfsmittel durch den hiesigen würdigen Exarchen von Grusien erhalten; es blieb also nur noch der westliche Dialekt in Digorien übrig, der am meisten abweichende, dabei aber der

am wenigſten bekannte, da man darüber nichts weiter hatte, als einige wenige unzuverläſſige Worte in Klaproths Reiſebeſchreibung. Es ſchien mir alſo unumgänglich nothwendig, ſelbſt eine Reiſe nach Digorien — von Klaproth und Sudow immer Dugor genannt — zu unternehmen, um zugleich, außer der Kenntniß der Sprache, auch das häusliche Leben der Oſſeten, gerade in dem abgelegenſten Theile, mit eigenen Augen zu ſehen, und die vorgeblich ebenfalls auf Autopſie gegründeten Klaproth'ſchen Nachrichten auch darüber an Ort und Stelle ſelbſt prüfen zu können. Von Digorien hatte ich außerdem über das Schneegebirge den geradeſten Weg nach Radſha und Imerethien, wo ich hauptſächlich das alte Kloſter zu Gelathi und deſſen an alten Handſchriften vermeintlich reiche Bibliothek zu ſehen wünſchte. Zwar hätte der Zuſtand meiner Augen ſchon damals gefordert, daß ich eher nach Pätigorsk zurückkehrte, um den zweiten und letzten Sommer zu einer durchgreifenden Cur zu verwenden, die man dort mit mir noch verſuchen wollte, und dazu eine längere Zeit für durchaus nöthig erachtete; allein ich konnte es nicht über mich bringen, jene gedachte weitere Excurſion aufzugeben, wodurch ich eben hoffte, meinen oſſetiſchen und grusiniſchen Studien gleichſam die Krone aufſetzen zu können. Der Ausführung meines Planes ſtellten ſich indeſſen mehrere Schwierigkeiten entgegen, und darunter die bedenklichſte, daß man ſich weigerte, mir einen Dolmetſcher und Begleiter weiter als höchſtens bis zum erſten digoriſchen Dorfe zu geben, weil Digorien nicht unter der Jurisdiction von Wladikaukas, ſondern unter der Feſtung Nalſchik in der Kabarda ſteht. Ueberhaupt ſuchte mir der Commandant von dem ganzen Vorhaben abzurathen; ich blieb jedoch bei meinem Vorſatz und reiſte, mich auf mein Schickſal verlaſſend. Dieſes begünſtigte mich auch wenigſtens inſofern, daß ſchon in dem erſten Dorf ein mir von früher her bekannter grusiniſcher Mönch, der Vorgeſetzter über die getaufte Bevölkerung von Digorien iſt, zufälliger Weiſe zu mir ſtieß, ebenfalls im Begriffe, Digorien zu durchreiſen. In ſeiner Geſellſchaft kam ich alſo unbehindert durch das ganze Gebiet bis zum letzten Dorf am Fuße des ſchneebedeckten Hauptrückens, über welchen ich denn unter den größten Mühſeligkeiten zu Fuße wandern mußte, begleitet nur von drei Oſſetinen, die mein Gepäck auf dem Rücken trugen.

So erreichte ich endlich glücklich Radſcha, den nördlichſten Kreis von Imerethien, und kann freilich ſagen: „veni, vidi," leider aber nicht das „vici" hinzufügen, da einer der Hauptzwecke meiner Reiſe, die Kenntniß des Dialekts verfehlt wurde, oder nur höchſt unvollkommen erreicht werden konnte. Von den zwei örtlichen ruſſiſchen Dolmetſchern, auf die man mich in Wladikaukas vertröſtet hatte, war der eine abweſend, und den andern ſchlug mir der Starſchina, bei dem er ſich aufhält, unter allerlei Vorwänden ab. Meine geiſtlichen Begleiter, der Mönch und ſein Diatſchok, konnten nur zur höchſten Nothdurft ruſſiſch und noch weniger digoriſch, da ſie nicht lange dort angeſtellt, und gar nicht am Orte ſelbſt wohnhaft ſind. Ich war alſo auf meine eigenen, noch immer in praktiſcher Hinſicht geringen Kenntniſſe des tagauriſchen und grusiniſchen beſchränkt, die nicht hinreichte, um den Dialekt in ſeinen Abweichungen, zumal in den grammatiſchen Formen, aufzumitteln, und alles, was ich ſo erfahren konnte, diente nur dazu, den Mangel eines verſtändigen Dolmetſchers, wie mein Hauptgehülfe in Wladikaukas geweſen wäre, nur noch fühlbarer und ſchmerzlicher zu machen. Der digoriſche Dialekt weicht nämlich ſo ſehr von dem tagauriſchen ab, daß beide Stämme einander nicht gut verſtehen können, und obzwar roher und dürftiger als das Tagauriſche, bietet das Digoriſche doch viele Eigenthümlichkeiten, nicht allein in einzelnen Wörtern, ſondern ſelbſt in den grammatiſchen Formen, und unter beiden zum Theil noch nähere Berührungen mit anderen verwandten Sprachen des indo-germaniſchen Stammes dar.

Auch in Imerethien fand ich mich in allen meinen großen Erwartungen in Hinſicht des gelathiſchen Kloſters gänzlich getäuſcht. Es ſollen dort allerdings, und noch vor nicht langer Zeit, viele Manuſcripte, zum Theil auch hiſtoriſchen Inhalts, geweſen ſeyn, wenn auch nicht ſo viel, als man dem Gerüchte nach bisher vermuthet hat; ich kam jedoch zu ſpät, und fand nur eine geringe Anzahl übrig zur kirchlichen oder geiſtlichen Literatur gehörig. Doch bin ich nicht ohne alle Hoffnung, durch angeknüpfte Bekanntſchaften vielleicht mit der Zeit, doch auch in Hinſicht alter grusiniſcher Denkmäler, der Akademie und den Wiſſenſchaften nützlich werden zu können. Des Intereſſes beider ſtets eingedenk, habe ich überall, wo nichts Anderes zur Zeit für mich zu thun war, es wenigſtens nicht an Aufmunterungen und Inſtructionen fehlen laſſen. Nach einem kurzen Aufenthalt in Kuthaiſi langte ich endlich am letzten Mal, nach dreiwöchentlicher äußerſt mühevoller Reiſe, zu Fuß oder meiſtens zu Pferde hier in Tiflis ganz erſchöpft und halb krank an, und beſonders meine armen Augen ſind durch die vielen ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten und zuletzt die große Hitze wiederum ſo ſehr angegriffen, daß auch jede geringere Beſchäftigung, ſo wie das Schreiben dieſes Briefes, läſtig iſt, und die Reizbarkeit vermehrt wird. Zur Zeit iſt alſo für mich an keine weiteren Studien zu denken, und ich muß eilen, nach Pätigorsk zu kommen, und noch das letzte Mittel zu der Wiederherſtellung des Geſichts oder wenigſtens zur Linderung des Uebels und Erhaltung des anderen Auges zu verſuchen. Aus höheren Rückſichten habe ich ſchon ſo einen bedeutenden Theil von der gewöhnlichen Curzeit geopfert; Ew. Excellenz werden ſicherlich darin einen Beweis meines redlichen Eifers zur Erreichung des wiſſenſchaftlichen Zweckes meiner Sendung nicht verkennen. Daß ſelbſt das letzt dargebrachte Opfer, gegen meine Erwartungen, durch ſo geringen Erfolg entſchädigt worden, kann Niemand ſchmerzlicher fühlen, als ich ſelbſt; beſonders bedaure ich, daß ſelbſt in meinen oſſetiniſchen Studien eine ſo weſentliche Lücke geblieben iſt, und für die vergleichende Sprachforſchung ein wichtiges Glied noch fehlen ſoll. Dieſem Mangel wäre indeſſen doch noch abzuhelfen, und es hängt von Ew. Excellenz ab, mich in den Stand zu ſetzen, es thun zu können, und ſo auch mit größerer eigener Befriedigung von meiner Reiſe zurückzukehren. Wie ich nämlich ſelbſt erſt in Digorien erfahren habe, ſoll ein großer Theil der oſſetiniſchen Bewohner von Mosdok an der Linie namentlich aus zu verſchiedenen Zeiten ausgewanderten Digoren beſtehen, und man könnte alſo eben dort viel leichter und mit größerer Bequemlichkeit zur gründlichen Kenntniß ihrer Sprache gelangen, als in Digorien ſelbſt. Da auch die erſte oſſetiniſche Miſſion dort eine lange Zeit ihren Sitz hatte, und ſelbſt einen oſſetiniſchen Katechismus drucken ließ, ſo wäre es nicht unmöglich, daß man vielleicht eben dort auch noch ſchriftliche ältere Nachrichten finden könnte, dazu dienlich, die Geſchichte der Oſſetinen und anderer benachbarter Gebirgsvölker einigermaßen aufzuklären, wie ich ſelbſt hier im Anfange meines erſten Aufenthaltes einen Stoß alter Urkunden eben von dort her in den Händen gehabt und benutzt habe. Außerdem hätte ich ebenfalls dort gute Gelegenheit, mich auch im Tſcherkeſſiſchen noch zu vervollkommnen, und in den Stand geſetzt zu werden, auch darüber eine vollſtändigere Grammatik zu ſchreiben, ein Werk, das außer dem wiſſenſchaftlichen Intereſſe, uns vielleicht auch in politiſcher Hinſicht von großem Nutzen ſeyn würde. *)

*) Ein weiterer Urlaub zur Fortſetzung ſeiner Studien wurde Hrn. Sjögren gewährt, wie das Bulletin scientifique anzeigt, aus dem das Obige entnommen iſt.

München, in der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umſchlag zum Monat November.)

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

1 December 1837.

Skizzen aus Südamerika.

(Nach niederländiſchen Berichten von Tieck.)

1. Valparaiſo, Haupthafenſtadt der Republik Chili.

Valparaiſo, oder das paradieſiſche Thal, hat vermuthlich ſeinen Namen dem entzückenden Anblick zu verdanken, den das Land den Spaniern, die zuerſt dieſe Bai beſuchten, darbot. Es läßt ſich denken, daß die liebliche Schattirung des Grüns in den üppigen Thälern, das Gebirge mit ſeinen Matten und Wieſengeländen, jene Leute aufs angenehmſte überraſchte, die nach einer langen, beſchwerlichen Seereiſe auf dem unfreundlichen ſüdlichen Ocean ſich plötzlich Angeſichts dieſer reizenden Landſtriche des vormaligen Vicekönigreichs Chili befanden, und nun hier das Thal des Paradieſes, valle del paraiſo, zu finden glaubten. Dennoch dürfte dieſe freundliche Täuſchung auch nur dem erſten Eindruck gegolten haben, den die Bai von Valparaiſo hervorbrachte, da dieſer Hafen hinſichtlich ſeiner Schönheit vielen andern, namentlich dem von Rio de Janeiro, nachſteht. So dürfte dann auch die von einigen aufgeſtellte Namenserklärung nicht unrichtig ſeyn, nach welcher die Spanier, als ſie ſich das paradieſiſche Land erſt näher betrachtet hatten, und ſich in ihren Erwartungen getäuſcht fanden, ausriefen: „Valde Paraiſo!“ Täuſchendes Paradies!

Was die Beſchaffenheit des Bodens und des Klima's von Valparaiſo betrifft, ſcheint die Natur Alles vereinigt zu haben, was das Wohlbefinden der Bewohner in dieſer Hinſicht befördern könnte. Beinahe das ganze Jahr hindurch iſt die Temperatur gemäßigt. Im Sommer wird die Hitze durch Südweſtwinde gemildert, die Luft iſt klar, der Regen ſelten, wogegen gewöhnlich in den Morgenſtunden ein feuchter Nebel ſich über die ganze Bai breitet. Die rauhen Winde, die während dieſer Jahreszeit von 12 bis 4 Uhr Nachmittags wehen, legen ſich mit Sonnenuntergang, und es bleibt dann ſtill bis zu den Morgenſtunden, wo gewöhnlich ein ſanfter angenehmer Landwind aus Nordoſt ſich erhebt, den man „el concon“ nennt, weil er aus der Richtung von Punta de Concon, dem äußerſten Vorgebirge der Bai von Valparaiſo kommt. In den Winter- oder Regenmonaten, vom Mai bis September, iſt es wohl kalt, feucht und neblicht, mit nördlichen, bisweilen bis zum Sturm anwachſenden Winden, doch ſteigt die Kälte nie bis zum wirklichen Froſt. Starke Regen, auch Wolkenbrüche ſind in dieſer Jahreszeit nicht ſelten, und können durch die Maſſe Waſſer, die dann von den Gebirgen niederſtürzt, manche Verwüſtung zu Wege bringen.

Die Stadt Valparaiſo, an der Weſtſeite der Bai, iſt wegen des unebenen Grundes an dem Gebirg unregelmäßig gebaut. Man findet viele gute Häuſer, größtentheils nur mit Einem Stockwerk, wogegen die den vornehmern Einwohnern gehörigen ſtets zwei Stockwerke hoch ſind. Balcons auf Säulen ruhend an der Vorderſeite der Häuſer ſind ſehr beliebt. Einige Wohnungen ſind ſehr comfortabel eingerichtet, beſonders die des Gouverneurs und der fremden hier anſäſſigen Kaufleute. Das neue Kaffeehaus auf dem Markte, deſſen innere Einrichtung ſehr ſchön und zweckmäßig iſt, bietet von ſeinem längs der ganzen Vorderſeite des Hauſes fortlaufenden Balcon eine weite und herrliche Ausſicht über die ganze Bai und die Stadt dar.

Der Berg, auf dem ſich das Caſtell de Roſario (vom Roſenkranz) über die Vorſtadt erhebt, zeigt den in die Bai ſegelnden Ankömmlingen einen zierlichen Anblick, durch die auf demſelben ſtehenden, weiß angeſtrichenen Häuſer, die alle unter Einem Dach gebaut ſind, und eine fortlaufende Veranda oder Galerie haben. Es wohnen in demſelben der engliſche Conſul und mehrere Kaufleute dieſer Nation. Nördlicher, wo das Gebirge längs der Bai eine mehr ſteile Abdachung hat, befindet ſich ein Theil der Stadt, den man die „Oberſtadt“ nennt, weil die Häuſer, von einer anſehnlichen Höhe des Berges amphitheatraliſch nach unten hinab gebaut ſind, ſelbſt bis in die Spalten hinein, welche drei Berge von einander ſcheiden. Es ſenken ſich dieſe Gebäude auf ſolche Weiſe bis zum Strand hinab, daß man aus den obern Etagen der hinten ſtehenden Häuſer über die Dächer der vorſtehenden eine freie Ausſicht auf die Rhede hat. Die Spitzen der erwähnten drei Berge, die ſich aus den Thälern San Franciſco und San Auguſtin emporheben, haben von den hier ſo häufigen engliſchen und nordamerikaniſchen Matroſen die Namen: „the main top“ (Großes Marsſegel), „the fore mars“ (Vormarsſegel) und „the mizen top“ (Bezaansmarsſegel) erhalten, weil ſie ver-

muthlich dieſe Höhen, auf welchen ſich ihre Hauptvergnügungsanſtalten, Wein und Mädchen, befinden, nicht paſſender zu ehren wußten, als durch Beilegung dieſer, nach ihrer Meinung ſo erhabenen und wohlklingenden Benennungen. Wirklich ſind auch die meiſten der dort oben liegenden Häuſer Tempel des Bacchus und der Venus, die bei einbrechender Nacht durch ihre ſplendide Beleuchtung, wozu noch die der ganzen übrigen Oberſtadt dazu kommt, von der Bay aus geſehen, ein in der That intereſſantes Lichtſchauſpiel darbieten. Dazwiſchen tönt der leiſe Klang der Guitarren, der Geſang der fröhlichen Einwohner, das Schwirren und Klingen anderer muſikaliſchen Inſtrumente, die den luſtigen Janhagel zum Tanze auffordern, und all die lauten Aeußerungen des lebensfrohen, ſüdlichen Volks.

Während des Tages bietet dieſer „Olymp der Seeleute," wie man dieſe Bergſpitzen nennen könnte, ein anderes buntes Schauſpiel dar, in dem von den vorzüglichſten Häuſern als Gruß für die in den Hafen einlaufenden Schiffe, die Flaggen der verſchiedenſten Nationen luſtig in der bewegten Luft herabwinken.

In der Regenzeit iſt dieſer Theil der Stadt beſonders den nachtheiligen Folgen der Wolkenbrüche ausgeſetzt, die durch den ſtarken Fall des Waſſers von dem Gebirge herab große Verwüſtungen anrichten, die Straßen zu gähnenden Klüften umwandeln, und ſogar Häuſer mit allem, was ſich darin befindet, fortreißen.

An der Seite des Berges Reſguardo, bei dem Caſtel San José, findet man ein Waſſer, welches auf einigen Karten als Fluß bezeichnet worden. Es iſt dieſer Fluß aber eigentlich nichts weiter als eine Bergkluft, Quebrada, die mitten im Winter einen ſtarken Strom Waſſers enthält, im Sommer aber meiſtentheils trocken liegt. Neben dieſer Quebrada befindet ſich eine kleine Ebene, auf welcher das Theater ſteht; rechts von demſelben führt eine Brücke zu einem Kai, beſetzt mit gut gebauten Häuſern. Weſtlich von der genannten Quebrada gelangt man zum Douanenbureau, von wo die Straße zwiſchen dem ſteilen Gebirge und dem Ufer der Bai ſehr ſchmal durch die Felſen gehauen iſt. In der hiedurch entſtandenen Bergmauer befinden ſich einige Magazine und Wohnungen. An der Waſſerſeite dieſer Straße liegen die Vorgebirgsſpitzen „la Cruz de Reyes" und „San Juan de Dios" worauf man an den Eingang zur „niedern Stadt" kommt, und hier ein großes Gebäude erblickt, das die Regierung den Waiſen der Brüder Carera ſchenkte, welche während der Umwälzungsperiode als politiſche Schlachtopfer fielen. Bei dieſem Hauſe befindet ſich ein großer freier Platz; von dieſem laufen zwei Straßen zwiſchen dem Abhange des naheliegenden Gebirgs und dem ſandigen Strande wohl eine engliſche Meile weit, und bilden den ſogenannten Almendral (Mandelgarten), eine Promenade, die früher von der See bedeckt war, nach einem Erdbeben aber ſich aus derſelben erhob. Der Almendral endigt bei einer ſandigen Fläche, am Fuße des Berges las ſiete Hermanas, die zur Winterzeit gewöhnlich unter Waſſer zu ſtehen pflegt.

Auf der andern Seite dieſer Sandfläche beginnt eine liebliche, grüne Ebene, von Bäumen beſchattet, und durchſtrömt von zwei Armen eines kleinen, rauſchenden Fluſſes, an deſſen Ufer ſehr angenehm ein von der beſſern Geſellſchaft ſtark beſuchtes Gaſthaus liegt, wo man ſich mit herrlichen Melonen, Trauben, Orangen und andern Früchten, außerdem auch durch ein treffliches Bier erfriſchen kann. Aus ſchattigen, dichten Weinlauben hat man von hier eine reizende Ausſicht über das Meer, Gebirg und die Stadt.

In dem Stadttheile des Almendral haben die Häuſer durchaus nur die Höhe von Einer Etage, wegen der Erdbeben, wodurch dieſe Gegenden öfters heimgeſucht werden. Eines der bedeutendſten fand in der Nacht des 19 Novembers 1822 ſtatt und weckte die ſchlafende Bevölkerung auf eine fürchterliche Weiſe. Was dem Verderben in den einſtürzenden Häuſern entging, floh hinaus. Auf der bebenden, erſchütterten Erde konnte man nicht aufrecht ſtehen; die Häuſer krachten, barſten aus einander und ſtürzten zuſammen. Die Verwüſtung war furchtbar. Das grauſige Schauſpiel wurde noch dadurch vermehrt, daß auch das Meer an der furchtbaren Naturerſcheinung Theil zu nehmen ſchien. Die See trat vom Ufer zurück, ſtürzte dann aber plötzlich in haushohen Wellen wieder aufs Land und riß Alles, was ſie erreichen konnte, in den grollenden und tobenden Ocean hinab. Länger als einen Monat blieb der Theil der Bevölkerung, der dem Verderben entgangen, auf der Höhe des Gebirgs; nur Wenige wagten ſich in die zerſtörte Stadt hinab, um das Nothdürftigſte zu retten. Dabei ſtieg die Hungersnoth auf eine furchtbare Weiſe. Eine in der Oberſtadt ſtehen gebliebene, einem Franzoſen gehörige Bäckerei mußte für die ganze Bevölkerung das Brod liefern und wurde von ſtarker Militärmacht vor der andringenden hungrigen Menge beſchützt. Das Unglück war des Franzoſen Glück, der bald darauf als reicher Mann in ſein Vaterland heimkehrte. Die Gewalt dieſes Erdbebens hatte ſich auf furchtbare Art geäußert, wie man an der Kathedralkirche des Almendrals ſehen konnte, die von ihrer Grundlage eine Strecke weggeſchleudert und dann zu einem Schutthaufe zuſammen geſtürzt war.

Die Stadt Valparaiſo beſitzt einen großen, ſchönen Marktplatz, der täglich mit vielen Sorten Gemüſe, Baumfrüchten, Geflügel u. ſ. w. reichlich verſehen wird. Das Obſt von Valparaiſo gehört zum beſten, das man nur irgendwo findet. Beſonders ſind die Waſſer- und andere Melonen, dann eine Sorte von Aepfeln, Menzanas de Quillota genannt, die Orangen und Trauben berühmt, ſo wie man auch die europäiſchen Früchte in Chili in voller Kraft und höchſt wohlſchmeckend vorfindet. Nicht minder zeichnen ſich die hieſigen Gemüſe aus, beſonders gute Erdäpfel, die braunen Bohnen, Frijoles genannt, und eine Art Erbſen, Garbanzos, die hauptſächlich gut als Schiffkoſt zu gebrauchen ſind, da ſie ſich länger als ein Jahr ſchmackhaft erhalten. Man muß überhaupt geſtehen, daß die Natur ihre Gaben mit milder, freigebiger Hand über Chili ausgeſchüttet hat, und der fruchtbare Boden, begünſtigt durch die klimatiſchen Einflüſſe, Früchte, Pflanzen und Kräuter in ſeltener Fülle und Ueppigkeit aufſchießen läßt. Der Markt bietet auch einen Ueberfluß an Geflügel dar, wie Gänſe, Puter, Enten, Hühner und Capaunen, die außerordentlich groß und fett ſind. Eine Art großer Hähne

werden, als ein bedeutender Handelsartikel nach den Küſten von Peru und Columbia, vorzüglich aber nach Lima verſandt, wo ſie als Kampfhähne den Preis in dieſen Spielen davonzutragen pflegen. Unter dem Wild nehmen die erſte Stelle die Rebhühner ein, deren es eine ſolche Menge gibt, daß die Maulthiertreiber auf ihrem Wege dieſelben nicht ſelten mit den Stöcken todtſchlagen.

Das Fleiſch in Valparaiſo iſt vortrefflich zur Verproviantirung der Schiffe. Am Landungsplatze hat ſchon ſeit vielen Jahren ein gewiſſer Mac Farlane ein Haus, wo man täglich friſches Fleiſch für die Schiffsequipage bekommen kann, ſo wie er auch Fäſſer voll eingeſalzenes Fleiſch, Gemüſe, Kartoffeln und Schiffszwieback liefert. Auf dem Almendral beſaß dieſer Mann eine trefflich eingerichtete Bäckerei und Schlächterei, von wo er dann jeden Tag ſeine Verkaufsartikel nach dem Verkaufslocal am Landungsplatz bringen ließ.

Die Kirchen Valparaiſo's ſind die von der Brüderſchaft San Francisco, San Auguſtin, de la Merced (an dem Almendral), dann die von San Domingo und die Kapelle des Hoſpitals de San Juan. Dieſe letztere iſt jetzt von dem Mittelpunkt der Stadt nach der Vorſtadt verlegt, in dem alten Gebäude aber eine Schule nach Lancaſter'ſcher Methode eingerichtet.

Die Stadt würde an der Seeſeite durch die angelegten Forts, die eine Menge Feuerſchlünde beſaſſen könnten, gut vertheidigt ſeyn; allein die Batterien ſind im Ganzen ſchlecht montirt, und das Geſchütz iſt nicht gehörig mit Material verſehen. Die bedeutendſten Feſtungswerke ſind: das im Süden der Stadt gelegene Fort Caſtillo de la Conception, das in ihrer Mitte befindliche Caſtillo de San José, welches zugleich die Reſidenz des Gouverneurs iſt, jetzt aber nicht von ihm bewohnt wird. Auf der Höhe hinter dem Reſguardo liegt eine Citadelle: Caſtello del Roſario, die noch nicht ganz ausgebaut iſt. Das letzte Fort, Caſtillo Viejo de San Antonio, oder auch Caſtillo Blanco genannt, liegt nördlich von der Stadt auf einem Berge, ſteil wie eine Mauer, der von der Stadtſeite nur einen ſchmalen, beſchwerlichen Zugang hat. Um dieſes Caſtell zu bewaffnen, hat man das dazu nöthige Geſchütz von der Spitze der ſenkrechten Felſenhöhen hinablaſſen müſſen, weil ſich, wegen der Klippen und Brandung am Fuße des Forts, kein Fahrzeug zum Ausladen nähern kann. Uebrigens ſind im ganzen Caſtell nicht mehr als ungefähr acht bis zehn Kanonen in brauchbaren Stande.

(Fortſetzung folgt.)

Chronik der Reiſen.

Bruchſtücke aus dem noch ungedruckten Tagebuch Ed. Ludecus über deſſen Reiſe von der mexicaniſchen Küſte durch Louiſiana, Arkanſas, Miſſiſippi, Ohio nach Penſylvanien, im Jahr 1835 und 1836.

Fahrt auf dem mexicaniſchen Golf.

Obgleich Wind und Wetter eben nicht zum Schreiben einladen, ſo ergreife ich dennoch die Feder, um das Tagebuch meiner Reiſe fortzuſetzen, nachdem ich Mexico, das Land, welches ich unter Gefahren betreten, unter großen Schwierigkeiten durchzogen, unter vielen Entbehrungen und Gefahren bewohnt, endlich mißmuthig und mit getäuſchten Hoffnungen wieder verlaſſen hatte.*) Wer mir im vorigen Jahre den unglücklichen Ausgang, welchen die Anlegung einer Colonie am Rio grande del Norte für ſämmtliche Unternehmer und Anſiedler haben könne, vorausgeſagt hätte, dem würde ich wohl mitleidig belächelt haben. In Schwaben ſoll es Menſchen geben, welche auch bei ſchlafenden Augen ſehen, und die Zukunft prophezeihen können; leider war niemand von dieſen Menſchen bei der Hand, als ich 1835 in New-York den Entſchluß faßte, nach Texas zu ziehen, und ich muß mich nun der Hoffnung hingeben, daß ich das Glück, welches mich auf mexicaniſchem Boden geflohen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, vielleicht am Miſſouri, finden werde.

Der mexicaniſche Meerbuſen gehört zu Mexico; es durfte mich alſo nicht ſehr befremden, wenn das Mißgeſchick, welches mich in jenem Lande begleitet hatte, mich auch auf das Waſſer verfolgte, denn ſeit meiner Abreiſe von Matamoros und unſerm Auslaufen aus Boca del Rio hatten wir ganz ſchlechtes Wetter und widrigen Wind.

Statt drei bis fünf Tage, welche man in der Regel zur Reiſe von Boca del Rio nach New-Orleans braucht, befinde ich mich nun ſchon zehn Tage im Golf von Mexico auf einem Schooner; wenn dieß auch noch ſo bequem geſchieht, ſo heißt es doch die Qualen des Tantalus und der Danaiden ausſtehen. Eine Sonne in der Tropenbreite, ein wolkenloſer Himmel, eine See von Kryſtall mit einem Zwillingshimmel, der die Hitze zu verdoppeln ſcheint, eine trockene Luft und ein Verdeck, heiß wie unerwiederte Liebe, das iſt, glaube ich, ein Zuſtand, der nicht zu den einladendſten gerechnet werden kann; nun bedenke man noch, daß dieſer Zuſtand nach den erſten Tagen des in Seegehens, wo alle Neuheit verſchwunden, permanent wird, was bleibt dem Paſſagier an Bord weiter übrig, als Gebete zum Himmel zu ſchicken, ihn ſobald als möglich aus dieſem Fegfeuer zu erlöſen.

Das Seeleben, wenn man es ein Leben nennen will, iſt für jeden Nichtſeemann eine traurige Exiſtenz, ein Seyn zwiſchen Leben und Tod, eine Unthätigkeit geiſtig und körperlich, ohne dabei eigentlich Ruhe zu genießen. Nichts kann einen guten Humor mehr verderben, als eine lange Seefahrt, und die Saaten der Ungeduld, Unempfindlichkeit und Trägheit wuchern oft lange nach der Erlöſung fort.

Ich würde nicht erſtaunt ſeyn, das ſüßeſte, zarteſte aller Turteltaubenfrauenzimmer nach einer langen Seefahrt in eine wüthende Xantippe verwandelt, oder den Geſchäftsrabuliſten Yankee 24 Stunden am Lande zu ſehen, ohne ſich ſeinem einzigen großen Berufe, Geld zu verdienen, zu überlaſſen. Die thätigſte Landratte, wie uns die Theeriacken nennen, iſt am Bord, wenn ſie es ja wagt, ihren kleinen Globus zu umwallfahrten, um nicht die Glieder aneinanderwachſen zu laſſen, den Matroſen ein „Ueberall im Wege," der zu

*) Für diejenigen, welche die bei Hartknoch in Leipzig in dieſem Jahr erſchienene Reiſe des Verf. durch die mexicaniſchen Provinzen Tamaulipas, Cohahuila und Texas nicht kennen, ſoll hier kürzlich bemerkt werden, daß derſelbe Verf. ſich im Herbſt 1833 einer in New-York eben im Abgang begriffenen Expedition, um an der Gränze von Cohahuila und Texas am Rio grande die Stadt Dolores anzulegen, anſchloß, daß nach einer ſtürmiſchen Seefahrt die Landung an der mexicaniſchen Küſte ſehr gefährlich, die drittehalb monatliche Landreiſe überaus beſchwerlich, den Aufenthalt in der Colonie durch Mißgriffe der Entrepreneurs ſowohl, als durch die Nähe wilder Indianerſtämme unangenehm und gefährlich war, und die Veranlaſſung gab, daß dieſe Colonie von ſämmtlichen Anſiedlern wieder verlaſſen wurde.

weiter nichts taugt, als sich in den Hühnerstall zu retten, in der Sonne zu wärmen, den Steuermann durch unnütze Fragen, statt nach Westen nach Osten steuern zu machen, aus Desperation 500 Meilen von der Küste auf einer Land-Entdeckungsreise den Mast zu besteigen, oder Sail aboi zu schreien, wenn er die Spitze einer Welle oder eines Wölkchens von gleicher Farbe am Horizont sieht. Beschäftigung soll uns vor Langeweile schützen, aber wo ist sie am Bord eines Schiffes zu finden? Gesetzt auch, der Passagier ist gesund, und führt Bücher mit sich, Lesen ekelt ihn an, so daß es zur Nothwendigkeit geworden ist, Schach, Dame und Domino zu spielen: Tagebuch- und Briefschreiben, Essen, Trinken und Schlafen, sind Mittel, welche eine Zeitlang dem, welcher die Meere mit dünnen Sohlen an den Schuhen bewandert, gefällig die Hände darbieten, um die Zeit todtzuschlagen. Und Dank den letztern drei Kämpfern; sie halten meist bis zuletzt aus.

Sympathie ist eine Eigenschaft des Herzens, das ist eine ganz bekannte Sache: daß sie es aber auch des Magens ist, habe ich zu gleicher Zeit erfahren müssen, denn als ich den ersten Tag nach unserem Auslaufen von Boca del Rio kurz nach dem Mittagsessen gewisse Mund-, Gurgel- und Magentöne hörte, vervielfacht durch Echo's aus verschiedenen Theilen unserer Arche, überfiel mich plötzlich eine solche Magensympathie, daß ich herzhaft in das Concert einstimmte, bis ein Blick auf den Mann am Steuer fiel, der allein dastand, wie der einzige Ueberlebende eines Schlachtfeldes. Seine Physiognomie zeigte so ganz das Entgegengesetzte der meinigen; die seinige glich dem innern, die meinige dagegen dem äußern Theile einer Citrone, sauer, bitter. Reinige das Verdeck, rief er dem Schwarzen zu, der die Stelle des valet de chambre, Aufwärter, Kammermädchen, Schuhputzer, Kochmagd, Fluchableiter für launige Capitäns bei conträrem Wind und auch Geschäftsführer mit nothwendigen Besorgungen nach hier und dort und nirgends, wenn man sie am meisten nöthig hat, an Bord eines Schiffes vertritt.

Nach dem Schlafen ist das Essen das angenehmste und am meisten zeitvertreibende Geschäft; glücklich ist der, welcher eine durstige Leber und einen starken Magen mit an Bord bringt, besonders die ersten Tage, wo der größte Theil seiner Gefährten als Invaliden außer Gefecht gesetzt ist; dieß sage ich aber nur in Bezug auf amerikanische Schiffe, wo alles vollauf ist, bei Leibe aber nicht von einem deutschen, wo alles fehlt, außer Mangel an allem.

Der Anblick vom Bug elektrisirte uns mit dem Ausruf: ein Schiff vor uns, Sir; der Mate oder Steuermann, das Sprachrohr in der Hand, sprang aufs Deck, und wir ihm nach. Ein einzelnes Licht unter einer thurmhohen, schwarzen Pyramide war alles, was wir sehen konnten; ich nahm das Fernrohr, ein Tag- und Nachtglas, zur Hand, legte es aber gleich wieder weg, die Entdeckung machend, daß Tag und Nacht, welche Worte in das Messing eingravirt waren, nichts anderes bedeuteten, als, gebrauche es am Tage, und stecke es bei Nacht in das Futteral. Wir hatten uns auf dem Bugspritt versammelt, in Ruhe den dunkeln beweglichen Thurm im Wasser vor uns betrachtend, als uns der plötzliche Ruf des sich nähernden Fremden aufscheuchte: Ship a hoy! — Ahoy! bellte unser Mate durch die grobe Gurgel seiner Trompete zurück. Was für ein Schiff ist das? Ein zweiter Bell brachte die Antwort, und noch eine Weile später. Wohin bestimmt? Antwort: New-Orleans. Nun kam die Reihe des Fragens an uns. Ja, ja, Sir! etwas Neues? Nichts Besonderes. Hiermit war der Neugierde genug gethan; jedes der Schiffe schob sich sachte durch die Dunkelheit fort, eines in das andern Gesellschaft, wenn man anders etwas Gesellschaft nennen kann, was man weder hört noch sieht, schmeckt, riecht oder fühlt. Ein in einer sternenlosen Nacht an uns vorüberfliegendes Schiff machte immer einen sonderbaren Eindruck auf mich, es ist so etwas gespensterähnliches in seiner Erscheinung; ich fühlte, wie das Kind im Erlkönig, die dunkeln, grauen Massen sich aufrichtend und neigend in der noch dunkleren, gränzenlosen Ebene. Dieß unklare Etwas in Nichts lehrte mich Miltons Leviathan verstehen:

„Hier Leviathan,
Größtes aller lebendigen Creaturen der Tiefe,
Ausgestreckt wie ein Vorgebirge schläft oder schwirgt."

Dieses Gefühl scheint sich auch bei Andern in demselben Grade und in derselben Art zu zeigen; nie habe ich ein einziges Wort oder ein Geräusch, auch nur Minuten lang, vor und nach dem Vorüberfegeln eines Schiffes in der Dunkelheit auf dem Verdecke vernommen. Alles blieb todtenstill, und starrte nach der Erscheinung. Ein ganz Anderes ist es am Tage; es gibt der müßigen Menge Gelegenheiten, Seh- und Urtheilskraft in Bewegung zu setzen. Das Auge des müßigen Seefahrers, keinen andern festen Gegenstand findend, ruht gewöhnlich auf der fernen schwarzen Linie, welche die Luft vom Wasser scheidet, von Zeit zu Zeit an ihr herumlaufend, um das Vergnügen und die Ehre zu haben, der Erste zu seyn, ein aufsteigendes Schiff zu bemerken und anzeigen zu können, was unter die Schiffsehren gehört. Zwanzigmal hat das Auge des Ehrsüchtigen die große Volte vergebens gemacht, ohne zu ermüden; das rastlose Auge beginnt die einförmige Reise zum Zweitenmal, wird aber gestört; er sieht nichts, doch ist nicht alles richtig; wie ein Schüler beim Hersagen seines auswendig gelernten Liedes stockt und wieder von vorn anfängt, so kehrt das Auge des Forschers auf den alten Standpunkt zurück, die Bahn noch Einmal zu durchfliegen, aber jeden Augenblick findet er ein Hinderniß, die Runde zu passiren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Glocke des Klosters von Etschmiadzin.

Auf dem äußern Rand dieser sehr alten Glocke steht eine Inschrift in tübetanischen Charakteren, welche der russische Akademiker Schmidt om a hum liest, und nachfolgende Erklärung darüber mittheilt: „In der tübetanischen Grammatik von Csoma de Körös findet man unter den Interjectionen die drei angeführten Charaktere;*) der erste ist das Symbol der Substanz oder der Person Buddha's, oder einer Gottheit im Allgemeinen; der zweite ist das Symbol des Worts Buddha's, und der dritte das Symbol seiner Gnade und Milde. Alles dieß zusammen bildet das Symbol der buddhistischen Dreifaltigkeit, gewöhnlich die „drei Kostbaren" genannt, deren Repräsentant Buddha, oder sein Bild, die heiligen Bücher und die Geistlichkeit sind." Der bekannte Reisende Dubois de Neuschatel von dem wir früher Mehreres über die transkaukasischen Länder mittheilten (s. Jahrgang 1835. Nr. 63, 64, 68), hat im Jahr 1831 diese Inschrift abgeschrieben und nach Petersburg gebracht. Die Mönche von Etschmiadzin wissen selbst nicht, wann und auf welchem Wege diese Glocke in ihr Kloster kam. Man kann kaum zweifeln, daß sie in die Zeit der Mongolen hinaufreicht.

*) Diese drei Charaktere, welche wir natürlich hier nicht in Figuren mittheilen können, sind, wenn wir uns eines tübetanischen Alphabets recht erinnern, Abbreviaturen einzelner Worte.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.)

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

2 December 1837.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Der große Süßwaſſerſee im ſüdlichen Afrika.

Kein Welttheil hat noch den Geographen ſolche Mühe gemacht als Afrika, und ſo viel auch ſchon zur Kenntniß und Erforſchung desſelben geſchehen iſt, ſo bleibt doch noch unendlich viel übrig. Man wird ſich davon leicht überzeugen, wenn man erwägt, daß von der Linie an, wo das Land von der Sahara aus aufwärts ſteigt mit Ausnahme weniger Küſtenpunkte und ſeit einigen Jahren des Nigerlaufs, der ganze Erdkörper noch ein rein unbekanntes Land iſt. Der Nigerlauf iſt nach ungeheuren Anſtrengungen endlich entdeckt worden, aber die Quellen des Zaire und Zambeze und ihren obern Lauf kennen wir noch eben ſo wenig als die Quelle des Nil, und der große Süßwaſſerſee im ſüdlichen Afrika iſt auch ein Gegenſtand, der den geographiſchen Forſchern bisher noch wie ein Nebel entſchwand. Die Entdeckung dieſes Süßwaſſerſees muß aber einen großen Aufſchluß über das Innere von Südafrika geben.

Wir kennen jetzt den Strich vom Cap bis zum Zambeze wenigſtens in ſo weit, daß kein bedeutender Zweifel über die Geſtaltung des Landes mehr erhoben werden kann; die Reiſen einiger Miſſionäre und die letzte Unternehmung des Dr. Smith im Innern des Landes haben unſere Kenntniß über das Gebirge, dem der Gariep oder Oranje-Fluß entſtrömt, und das auf der Oſtſeite andere Flüſſe ins indiſche Meer entſendet, ziemlich ausgedehnt, aber vom Wendekreis des Steinbocks gegen Norden und von den portugieſiſchen Beſitzungen von Mozambique gegen Weſten wiſſen wir noch ſo gut wie gar nichts. Dem Capitän Alexander kam die Nachricht zu, daß ſich gegen Norden ein Süßwaſſerſee befinde, der ſechs Tagreiſen lang und zwei Tagreiſen breit ſey, eine ähnliche Nachricht kam auch dem Dr. Smith zu, als er nahe am Wendekreis war, man ſagte ihm aber, er ſey von dem See noch viel weiter entfernt, als von Litaku, was etwa 20 Meilen in gerader Richtung betragen möchte. Iſt dieſe Nachricht gegründet, ſo trifft die Stelle des Sees wohl freilich ungefähr mit dem Orte zuſammen, wo Berghaus in ſeiner Karte von Afrika ſeinen problematiſchen See hinſetzt, nämlich zwiſchen 5° und 10° S. B. Iſt aber dieſe Nachricht übertrieben, ſo müßte der See nur in nordweſtlicher Richtung gegen Benguela hin liegen, wo der Cunene und einige andere Flüſſe dem innern Lande zu, alſo öſtlich oder ſüdöſtlich, ſtrömen ſollen.

Capitän Alexander iſt gegenwärtig bekanntlich auf einer Reiſe zu den Damaras begriffen, die auf der Weſtküſte jenſeits der großen Namaquas gegen Benguela hin wohnen. Dieſe Reiſe, wenn ſie glücklich ausfällt, muß den letztern nicht unwahrſcheinlichen Fall außer Zweifel ſetzen, denn wenn er auch jene Gegend, wo man den See vermuthet, nicht ſelbſt erreicht, ſo muß er doch jedenfalls durch eigenen Anſchein ſich überzeugen, ob das Küſtengebirge ſich nach dem Innern zu verflacht oder höher anſteigt. Wir ſind geneigt, das Erſtere zu glauben, und zwar darum, weil das Küſtengebirge vom Gariep unter 28° S. B. in einer ſchauerlichen Felſengegend, wo die Ufer oft 400 bis 500 Fuß hoch ſind, und die Felſenrippen ſich weit rechts und links in das Land hineinziehen, durchbrochen wird, von dieſem Punkte an aber bis zum Cap Negro ſich durchaus kein irgend bedeutender Fluß mehr an der Küſte zeigt: das Gebirge muß alſo gegen das Meer zu ſo gut als geſchloſſen ſeyn, und zwar auf einer Strecke von 13 Graden. Die Sendung Alexanders zu den Damaras iſt demnach wohl überdacht, denn ſie muß die Zweifel über das Gebirge löſen, und dann folgt die Erklärung des Laufs der Gewäſſer, und wahrſcheinlich auch des großen Süßwaſſerſees von ſelbſt.

Nehmen wir nämlich an, daß der See wirklich näher an der Weſtküſte in der Richtung nach Benguela hin liege, ſo war die Unternehmung Dr. Smiths nicht geeignet, denſelben aufzufinden. Freilich ſollte Dr. Smith vor Allem das Land unterſuchen, in welchem die Waſſerſcheide zwiſchen den Flüſſen der Oſtküſte und dem Gariep und ſeinen Zuflüſſen liegt. Darum hielt er ſich näher an der Oſtküſte, und die Nachricht, daß er von dem großen See noch viel weiter entfernt ſey, als von Litaku, kann richtig ſeyn, wenn man annimmt, daß er dann ſich hätte weſtwärts wenden müſſen. Hier liegt aber eben die Schwierigkeit, denn das Land gegen Weſten ſcheint unter einer furchtbaren Dürre zu leiden. Wir kennen ſchon ſeit mehr als 50 Jahren die Flüſſe Moloppo, Moſchowa u. dgl., aber alle dieſe

Flüſſe, die zum Gebiet des Gariep gehören, ſind zwar im Oſten ſehr waſſerreich, weiter gegen Weſten aber findet man in der dürren Jahreszeit ihr Bette trocken, wo noch vor 30 Jahren Seekühe zu finden waren. Unbegreiflicher Weiſe rückt die Dürre von Norden oder eigentlich von Nordweſten her, und es ſcheint, daß die ehemaligen nördlichen Zuflüſſe des Gariep, der Moloppo, Moſchowa, Kuruman u. dgl. ſelten oder gar nicht mehr in den Gariep ausmünden. Woher dieſes Umſichgreifen der Dürre kommt, iſt uns ein Räthſel, das ſobald nicht gelöst werden wird, es müßte denn gelingen von Weſten her, etwa von Benguela aus, oder von den Damaras ins Innere des Landes vorzudringen. So gruppirt ſich um die Frage über den großen Süßwaſſerſee eine Menge anderer Fragen über das Innere Südafrika's, deren Löſung ſo wichtig werden kann, als die Frage über den Nigerlauf.

Skizzen aus Südamerika.

1. Valparaiſo, Haupthafenſtadt der Republik Chili.

(Fortſetzung.)

Valparaiſo hat auch ein Theater, welches wegen der Geſellſchaft des ſchönen Geſchlechts, das ſich dort zu verſammeln pflegt, ſtark beſucht wird. Die Schauſpieler, ſo wie auch die Decorationen laſſen gewaltig viel zu wünſchen übrig. Der Verfaſſer ſah dort ein Stück: „Die Sündfluth" betitelt, bei dem die Direction und die Schauſpieler alle ihre Kunſt erſchöpft zu haben ſchienen, um alles Furchtbare der vier Elemente: Waſſer, Feuer, Luft und Erde, mit dazu gehörigem Spektakel vor Augen zu führen. Die Decoration zeigte graue, ſteile Felſen, die von dem Maler ſo ſtiefmütterlich bedacht waren, daß ſich auf denſelben auch nicht ein grünes Blättchen finden ließ. Dafür war das Waſſer deſto grüner, mit weißen runden Flecken, die den Schaum vorſtellen ſollten, auf eine große Leinwand gemalt, die über das ganze Theater ausgebreitet und in den Couliſſen von mehrern Männern in einer ſolchen Bewegung gehalten wurde, daß durch dieſe ſtarke Erſchütterung die Farben ſich ablösten, und wunderſam genug, als Staub über dem Waſſer ſchwebten. So hoch auch die leinenen Wellen ſich aufthürmten, ſo bekam doch keiner der Anweſenden dadurch die Seekrankheit. Die Luft hatte eine frappante Aehnlichkeit mit ſchwarzem Flanell: die ſcharlachrothen Wolken wurden durch ſehr helle Lampen erhellt, die vermuthlich das, aus dunklem Gewölk hervorbrechende Sonnenlicht vorſtellen ſollten. Ein Glück war es, daß der zum Stück gehörige Regen nicht lange anhielt, da die damit beauftragten Leute aus verſchiedenen Stellen der über der Scene liegenden Maſchinerie das Waſſer in ſolchem Ueberfluß herabſchüttelten, daß die Muſiker im Orcheſter bis zum Knie im Waſſer ſaßen und ihnen der Tod des Ertrinkens drohte. Die Blitze, aus angezündetem Schießpulver beſtehend, ließen freilich das fürchterliche Schauſpiel in voller Klarheit auf Augenblicke ſehen, der nachfolgende Dampf verhüllte dann aber auch wieder mitleidig den Garaus der Theaternatur. Das Blaſen auf verſchiedenen Kuhhörnern ſtellte das Geheul des Sturms vor, und war ſo abſcheulich, wie man es nur verlangen konnte. Der Donner ſpielte eine Hauptrolle, und klang ſo wunderbar, daß ihn der liebe Gott ſelbſt nicht hätte beſſer machen können. Alle dieſe Elemente bildeten ein tief-ernſtes Ganze, zu dem das wiehernde Gelächter der Zuſchauer gar nicht ſo recht paſſen wollte. Die bereits erwähnte Leinwand, welche die See vorſtellte, war mit mehreren Löchern verſehen, durch welche die, im Ertrinken begriffenen Unglücklichen bald den Kopf, dann ein Bein, oder auch die nach Rettung greifenden Hände hervorſtreckten, und ſo ein ſchauerliches Gefühl im Herzen der Zuſchauer hervorbrachten. Da die Leinwand-See vorne auf dem Theater durch kein Verſetzſtück abgeſchloſſen war, ſo hatte man einen freien Einblick unter die Oberfläche des Waſſers und ſah ſo deutlich die Bewegungen der Schauſpieler, die da unten als wohlerhaltene Menſchen umherwandelten, und nur den Kopf über der Leinwand in Todesangſt agiren ließen, oder ſich auch ſehr bequem auf den Rücken legten, um ihre Beine durch die Löcher hindurchzuſtrecken.

Die Bälle gehören zu den, in Chili ſehr beliebten Vergnügungen, und da auf ihnen ein ſehr geſelliger und anſtändiger Ton herrſcht, ſo bieten ſie dem Fremden viel Angenehmes dar. Eine Hauptzierde derſelben iſt die Schönheit der Damen, die in den ſpaniſchen Tänzen die ganze Fülle von Reizen zu entwickeln verſtehen, mit denen die Natur ſie ſo reichlich geſchmückt hat.

Zu den Volksbeluſtigungen und Leibesübungen in ganz Chili gehören die Wettrennen, die ſich durch die Behendigkeit und Geübtheit der Reiter ſowohl, als auch durch die Flüchtigkeit und die gute Dreſſur der Pferde auszeichnen. In dieſer Hinſicht dürfte es ſchwer ſeyn, den Südamerikanern die Meiſterſchaft abzuſprechen. Es kommt häufig vor, daß ein eben in der Wildniß gefangenes Pferd durch einen kleinen Jungen beſtiegen wird, der es dann auf eine ſehr einfache Weiſe dreſſirt. Das Thier hat weder Sattel noch Zaum; der Burſche hält ſich nur an einem dem Pferde um den Hals geſchlungenen Strick, und läßt es dann unbekümmert fortrennen. Will er es zum Stillſtehn bringen, ſo dreht er den Strick ſo feſt zu, daß dem Thiere das Athemholen benommen wird und es ſtehen bleiben muß. Dieſe Folter wird ſo lange und ſo oft wiederholt, bis man es für ſicher hält, das Pferd mit Sporen zu beſteigen. Etwas ſpäter wird ihm dann ein Zaum angelegt, der nur ein ganz einfaches Gebiß hat, woher es auch wohl kommt, daß die chili'ſchen Pferde eine ſo weiche Führung im Maul behalten. Bei den meiſten Wettrennen, wobei kleine Knaben reiten, werden die Pferde gar nicht gezäumt, ſondern erhalten nur einen Strick um den Hals und eine Decke auf dem Rücken, worauf der Junge dann ſehr bequem ſitzt.

Es wird ein bedeutender Handel mit Pferden und Maulthieren über Valparaiſo nach der Küſte von Peru und der Weſtküſte von Columbia getrieben; die dreſſirten Pferde ſtehen in hohem Preiſe, und man liebt beſonders die, welche vorn hoch aufgeſetzt ſind. Eine ſtarke Ausfuhr dieſer Thiere findet auch nach Neu-Holland ſtatt, ſo daß Schiffsladungen von 100 bis 200 Stück von Valparaiſo dorthin abgehen.

Zum Fahren bedient man ſich in Chili zweirädriger, gewöhnlich durch Ochſen gezogener Karren. Es gibt dort nur Einen Poſtwagen, der zweimal wöchentlich von Valparaiſo nach Santiago und zurück geht. Es iſt dieß das Unternehmen eines nordamerikaniſchen Juden, der aus Furcht vor dem Haß, den man hier gegen die Iſraeliten hegt, ſeinen altteſtamentariſchen Namen Moſes in Moß verändert hat.

Der Weg von Valparaiſo nach Santiago, Chili's Hauptſtadt, beträgt ungefähr 22 deutſche Meilen, beginnt auf dem bereits erwähnten Almendral der erſtgenannten Stadt und zieht ſich dann über die erſte Bergkette nach der Ebene von Caſa Blanca, wo die Reiſenden übernachten. Caſa Blanca war früher eine ziemlich bedeutende Stadt, die aber, durch ein Erdbeben im J. 1823 zerſtört, nur wenig wieder aufgebaut iſt. Von hier geht die Reiſe über das am gleichnamigen Fluſſe liegende Städtchen Curucave nach der Poſtſtation Buſtamante, dem zweiten Nachtquartier, von wo man den dritten Tag gegen Mittag in Santiago anlangt. Es beſteht von hier eine noch weiter gehende Poſtſtraße, nämlich öſtlich über die Cordilleras nach Mendoza; von da durch einen großen Wald und über den Fluß Rio de Mendoza, längs dem Fluſſe Rio del Tunuyan, nach dem Fort Bebedero, dann nach San Luis über die Flüſſe Rio Quinto und Rio Quarto, nach Rio Tercero, von wo nordweſtlich die Route nach der Stadt Cordova, und endlich ſüdöſtlich über Sanjon, Jsquina und andere Stationen in den Pampas, nach Buenos-Ayres läuft.

(Fortſetzung folgt.)

Alterthümer auf Corſica.

Im Gemeindebezirke von Nonza ſieht man die Trümmer eines alten Schloſſes, das nach Titus Livius zuerſt die Karthagenienſer um das Jahr der Welt 5700 erbaut haben ſollen; ſie nannten es nach einer ihrer afrikaniſchen Städte Nonza. Dieſer Gemeindebezirk iſt berühmt, weil er, einigen Kirchenautoren zufolge, der Geburts- und Sterbeort der heiligen Jungfrau Julia ſeyn ſoll. In der Nähe jenes Schloſſes wurde um das Jahr 300 dieſe Heilige gekreuzigt, und verdiente ſich die Märtyrerkrone. An derſelben Stelle, wohin, der Legende zufolge, die Brüſte der Heiligen geworfen wurden, entſprangen zwei noch jetzt vorhandene Quellen. Auf dem Monte Verde, in der Gemeinde Siſco, ſieht man die Ruinen eines großen Schloſſes, das die Mauren im Jahr 500*) nach chriſtlicher Zeitrechnung bauten, und das, nach Ptolomäus, der alten Stadt Clunio, von der jetzt keine Spur mehr vorhanden, zum Schutz diente. Canari, das jetzt nichts weiter als ein großes Dorf iſt, war, nach Ptolomäus, vor Alters eine Seeſtadt, die den Namen Carmelate führte, und von der noch ein Tempel vorhanden iſt, aus dem die Bewohner jetzt eine Pfarrkirche zur heil. Maria gemacht haben. Dieſes Gebäude zeichnet ſich durch die großen, weißen Quadern, aus denen es errichtet iſt, und durch Basreliefs aus, welche Köpfe von Menſchen, Stieren u. ſ. w. vorſtellen. Den Grabſteinen zufolge iſt dieſer Tempel im Jahr 928 erbaut worden. In dem Gemeindebezirke Luri findet ſich eine alte Ruine, der man den Namen Seneca gegeben hat. Hierher wurde jener Philoſoph im Jahr 48 unſerer Zeitrechnung verbannt. Man glaubt, daß er hier ſeinem galligen Humor durch die beiden Epigramme Luft machte, die man ihm in ſeinem Buche de consolatione zuſchreibt. Auf den Gebirgen von Tenda ſieht man die Spuren des berühmten Tempels des heiligen Auguſtin di Lecchi. Hier brachten Bianco und der Graf Barcelloni in den Jahren 830 und 854 den Mauren eine Niederlage bei, tödteten deren 4000, und raubten ihnen für immer die Macht, Corſica ferner zu ſchaden. Faſt zu derſelben Zeit wurden die beiden gothiſchen Kirchen St. Marcel und St. Nicolas verwüſtet, von denen man die Ruinen jetzt noch zwiſchen den beiden Gemeinden Olmeta und Vallecalle ſieht. Zu Campocarbeto, Gemeinde von Santo Pietro, Bezirk Tenda, ſieht man die Trümmer der alten Bäder von Nebbio, deren Waſſer vor Alters wunderbare Heilungen verrichtete. Die Geſchichtſchreiber melden, daß man einem Biſchof der Diöceſe Nebbio die Entdeckung dieſer Bäder verdankt, die gegen das Jahr 1596 verwüſtet wurden.

*) Dieſe Angabe iſt entſchieden unrichtig, da Ptolemäus im zweiten Jahrhundert nach Chriſto lebte, und alſo von einer im fünften Jahrhundert vorgefallenen Thatſache kein Zeugniß ablegen kann. A. d. R.

Chronik der Reiſen.

Bruchſtücke aus dem noch ungedruckten Tagebuch Ed. Ludecus über deſſen Reiſe von der mexicaniſchen Küſte durch Louiſiana, Arkanſas, Miſſiſippi, Ohio nach Penſylvanien, im Jahr 1835 und 1836.

(Fortſetzung.)

Fahrt auf dem Miſſiſippi nach Neu-Orleans.

Nachdem, wie ich ſchon früher gemeldet, wir durch widrige Winde und ſuperlative Stürme 19 Tage im mittelländiſchen Meere des Weſtens herumvagabondirt hatten; fiel es endlich Hrn. Aeolus ein, uns in den Bereich des Wirthshauſes le Balize zu bringen, deſſen Aushängeſchild ein ſchöner hoher Leuchtthurm iſt, der Südweſt-Paß oder Mündung des Miſſiſippi. Es ſind drei Hauptausflüſſe nebſt mehreren kleineren, die nur für Crafts (kleine Fahrzeuge) fahrbar ſind: der Main oder Hauptpaß, Südpaß und Südweſtpaß. Den letzten paſſirten wir Nachts um 11 Uhr bei herrlichem Mondſchein, und warfen der Wohnung des Lootſen dieſes Paſſes gegenüber Anker. Nie habe ich Gelegenheit gehabt, mein Leben mehr mit einem Traum zu vergleichen, als in jener Nacht; ich wurde zurückgeführt zu den Jahren meiner Kindheit, den erſten meines Schullebens, und zu den Gefühlen, welche mich ergriffen, als ich zum Erſtenmale von dem Miſſiſippi und den Cordilleras, des erſten Länge, Breite und Waſſerreichthum, und der letztern Größe und Höhe hörte, ich glaubte ſie immer unter die fabelhaften Gegenſtände rechnen zu müſſen; wie oft hatte ich auf der Karte den Chimboraſſo aufgeſucht, wie oft dem Lauf des Miſſiſippi mit den Fingern verfolgt; mein ungeheuerſter Wunſch war, den erſten beſteigen, und den letzten in einem Canoe vom hohen eiſigen Norden an durch alle Klima's hinab in den warmen grünen Golf befahren zu können. Zwei Jahrzehente ſind ſeitdem verfloſſen, der Knabe wuchs zum Manne heran und — ſah die ſtolzen Andes, und ſchwamm auf dem Könige der Ströme. Der nächſte Morgen, klar und ſchön, gab uns Gelegenheit, die Scene näher zu beſichtigen; rings um uns her nichts als Meer, nur die beiden Streifen ange-

schwemmten Landes oder Moraſtes, aus denen die Ufer des Stromes beſtehen, erinnerten uns daran, daß wir uns nicht mehr auf der hohen See befänden. Zu unſerer rechten Seite, oder auf der linken des Stromes, ſahen wir eine kleine Villa und 8 bis 10 Häuſer, die Station der Lootſen, wenige Meilen von der Mündung entfernt; die Häuſer ſind auf Pfähle in die Mitte der Moräſte — der einzige Ausdruck, der für das Land bis zu 60 Meilen aufwärts paßt — erbaut. Einige derſelben ſind Wohnhäuſer, durch Brücken mit einander verbunden, wozu angeſchwemmte Wracks die Materialien lieferten. Wer hier den rechten Weg verfehlt, hat das Vergnügen nicht, den Hals zu brechen, ſondern leicht und graciös in dem dunkeln Schlamm wie in einem Faſſe Syrup zu verſinken, und von einem Krokodil verſchlungen zu werden.

Zu unſerem Mißvergnügen fanden wir kein Ziehdampfboot, um uns den Fluß hinaufzuſchleppen, doch ſahen wir gegen 8 Uhr eines und dann mehrere in weiter Ferne, mit kleinen Flotten umgeben, heranſchwimmen; das erſte, die Porpoiſe (ein Fiſchnachen), ſchoß an uns bald vorbei, ihre Ladung, ein halbes Dutzend Schiffe, über die Barre bringend, kehrte jedoch zu uns zurück, und ertheilte die Ordre, Segel zu ſetzen und aufzuziehen, ſo weit es der Wind und die Krümmungen des Fluſſes erlauben wollten, es werde uns einholen; worauf es, ein Packet Zeitungen an Bord werfend, davon ſchnob. Bald ſahen wir es einem heranſegelnden Schiffe entgegeneilen; wir zeigten dem ſanftblaſenden Südweſt ſo viel Leinwand, als aufgepackt werden konnte, und ſtiegen langſam den Fluß hinauf. Das Wegſterben des Windes machte aber der Fahrt an dem Theilungsplatze des Miſſiſippi, wo er in drei Arme zerfällt, ein Ende. Es war Abend, der Anker fiel, um die Porpoiſe zu erwarten, deren fernes Puffen wir bei eintretender Dunkelheit hören konnten. Bei ihrer Annäherung wurden alle Anſtalten gemacht, nicht ungeſehen zu bleiben, die Anker gehoben, und Laternen ausgehangen; als aber trotz dem das Boot uns zu ignoriren ſchien, ſetzten wir unſer Sprachrohr, und, da auch dieſes keine Antwort erhielt, ein Gewehr in Bewegung, aber eines blieb ſo unbeachtet, wie das andere. Das Boot, welches eine volle Ladung an der Mündung des Miſſiſippi ſchon gefunden hatte, ließ uns gegen alles Recht und Billigkeit im Stiche, obgleich unſer Schiff mit der Fiſchline Contract hatte. Fiſchline und Bearline ſind namentlich zwei Towboat-Compagnien, und in Oppoſition gegen einander; Schiffeigener machen Contracte mit einer oder der andern, worin ſie ſich verpflichten, ſich vorzüglich an ſie zu halten, wogegen die Eine verſpricht, deſſen Schiffe im Vorzug vor andern ins Schlepptau zu nehmen, um es zuweilen, wie wir die Erfahrung machten, nicht zu thun. Unſer Capitän war über dieſes Benehmen nicht wenig in Verlegenheit, ſchwur zur Bearline überzugehen, und die wortbrüchigen Fiſche vor Gericht zu belangen, um Schadenerſatz zu bekommen. Ein derber Fluch der Matroſen begleitete den Anker wieder auf den Grund, und jeder ſuchte den Aerger, ſo gut er konnte, zu verſchlafen. Um 9 Uhr des nächſten Tages zeigte ſich wieder etwas Wind, der nach und nach ſtärker wurde, und uns etwas vor ſich ſchob. Die Scene glich der des vorigen Tages; beide dreiviertel Stunden von einander entfernte Ufer waren mit zahlloſen ungeheuern Baumſtämmen verunglückter Flatbötten-Canoe's u. ſ. w. eingefaßt, auf welchen Krokodile ſich in der Sonne wärmten, nur nach hinten begann das Land grün, auch waldig zu werden; Sycomoren und Cypreſſen ſchienen mir die einzigen Bäume zu ſeyn, die des Miſſiſippi langweilige ſumpfige Ufer zu beleben ſuchen. So erreichten wir Fort Jackſon, wo eine Biegung des Stromes nach Südweſt es uns möglich machte, weiter zu ſegeln; unſere Verſuche aber, dieſe Stellen durch Laviren zu paſſiren, ſchlugen fehl, und wir ließen darum die Anker fallen. Bald darauf ſchwamm der Léon, eine Flotte von 5 Schiffen erſten, zweiten, dritten und vierten Ranges zur See bringend, heran, und verſprach, zurückkommend uns mitzunehmen, was er auch that. Nachts 12 Uhr, nachdem wir ſchon zwei Stunden vorher ſein dumpfes Brüllen und Aechzen gehört hatten, lief er an uns vorüber, drei Dreimaſter und zwei Briggs am Schlepptau; hinter beiden letzten knüpften wir uns nebſt einem andern Schooner feſt, ſo daß nun die Flottille aus ſieben Schiffen und dem Dampfboote beſtand. Die Nacht war ſehr finſter, und der Anblick des Dampfbootes vor uns hatte etwas Grauſenerregendes. Die zwei ſchwarzen eiſernen Oefen gleichen zwei Säulen, 50 Fuß hoch in die Luft ragend, ſchwarzen Dampf und Tauſende von Funken unter entſetzlichem Getöſe ausſprühend, — am Hintertheil eine Reihe ſchwarzer, großer, eiſerner Oefen, vollgeſtopft von brennendem Scheitholz, eine Anzahl Neger, gleich böſen Dämonen und Cyclopen, vor ihren weiten Oeffnungen erſcheinend und verſchwindend; die barſche Stimme des Capitäns, Ordre ertheilend — dieß Alles machte uns glauben, die Werkſtätte Vulcans zu ſehen. Endlich war alles feſt, und „Vorwärts" donnerte es laut durch die geiſterbleiche Nacht, ſchweres Aechzen des unter ſeiner Laſt gekrümmten Löwen folgte; faſt ſchien ſie ihn zu erdrücken, doch überwand die ungeheure Stärke ſeiner Sehnen die heftige Strömung, und ſtieg mit langſamem aber feſtem Tritt den Fluß hinauf.

Den nächſten Morgen war es ſchlechtes Wetter; wir ſahen die erſten Plantagen, und bemerkten den Anfang der Erhöhung, Levée genannt, welche an beiden Seiten des Stromes bis zu 150 Meilen über New-Orleans hinaus ſich ausdehnt. Dieſe Levée iſt ein an dem Saum des Ufers aufgeworfener Damm, 25 bis 30 Fuß höher als der höchſte Waſſerſtand; ein Graben an der innern Seite iſt von gleicher Breite.

So erreichten wir kurz vor Dunkelwerden das für die Amerikaner ſo berühmte Schlachtfeld von New-Orleans, in welchem General Jackſon, Anführer der Amerikaner, den Engländern unter dem engliſchen General Ed. Packenham einen unvorſichtigen Angriff auf eine Art abwies, daß dem letzten Krieg zwiſchen beiden Nationen ein Ende gemacht wurde. Packenham bezahlte ſeine Unklugheit mit dem Leben.

(Fortſetzung folgt.)

☞ Mit dieſem Blatte wird **Nr. 106** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Aleſſandro Manzoni. (Fortſetzung.) — Die Prinzeſſin. (Fortſetzung.)

In das Abonnement dieſes dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2—3 Blätter erſcheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für das Vierteljahr des Auslandes 1 fl. 45 kr., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht beziehen, jährlich 3 fl.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1837.

Frankreichs Stellung im Mittelmeere.

Wie in allen Dingen dieser Welt, so machen auch hier die natürlichen Verhältnisse ihr Recht geltend, und die unnatürliche Stellung Englands, eines entlegenen Staats, welcher die wichtigsten militärischen Punkte des Mittelmeers, Gibraltar, Malta und die jonischen Inseln besetzt hält, thut sich nach und nach in ihrer Unhaltbarkeit kund. England bemächtigte sich während des fünf und zwanzigjährigen Revolutionskriegs Malta's und der Sieben-Inseln-Republik, seine Flotten herrschen unumschränkt in diesem Meere, kein französisches Kriegsschiff erscheint, und der Handel der Nordküsten des Mittelmeers sinkt zur Kaperei und zum Schmuggelhandel herab. Da endlich wird Friede: französische, italienische und spanische Kauffahrer erscheinen wiederum, die letzten aber nur schüchtern aus Furcht vor den Barbaresken, und der französische Handel hebt sich nur langsam, weil allerlei Auflagen die Frachtfahrt so vertheuern, daß sie die Concurrenz mit den mäßigen Italienern, Griechen und Spaniern nicht aushalten kann. D entschließt sich die französische Regierung zu dem Zuge gegen Algier, den die englische Regierung gleich anfangs mit eifersüchtigen Augen betrachtet, aber doch keinen Grund hat, ihn zu hindern. Algier wird erobert, aber die Fehler, die man nach der Eroberung begeht, machen den Besitz so kostspielig, daß viele Franzosen selbst daran denken, denselben wieder aufzugeben, und die Engländer sehen höhnisch zu, wie Frankreich Niederlagen in Afrika erleidet. Nun fällt aber Constantine, und Frankreich erhält dadurch eine militärisch gesicherte Stellung in Afrika, die zwar immer noch ungeheure Kosten verursachen wird, aber doch die Aussicht gibt, durch den Handel, der sich in Constantine concentriren kann, allmählich sich für die Opfer zu entschädigen.

Constantine ist nämlich einer der Hauptpunkte für den Handel des Sudan (s. den Aufsatz: über die Handelswege im nördlichen Afrika Nro. 108. 109), hieher kommen einige der zahlreichsten Karawanen aus dem Innern, und vertheilen sich erst hier in die Küstenstädte. Es ist kein chimärischer Traum, den Handel am Senegal aufwärts nach Timbuktu mit dem Handel durch die Wüste, von Timbuktu nach Constantine, in Verbindung und dadurch allmählich den Gesammthandel des westlichen Nordafrika's, des eigentlichen Megreb, mit dem Innern unter den Einfluß Frankreichs zu bringen. Und diese enge Verbindung beider Küsten durch den Handel, so wie die Festsetzung der Franzosen an den bedeutendsten Punkten, muß nicht nur Tunis und Marokko nach und nach zu Vasallen Frankreichs machen, sondern auch dem französischen Handel und dadurch mittelbar der französischen Marine auf dem Mittelmeere einen bisher unbekannten Schwung geben. Dieß ist's, was England fürchtet, was die heftigen Diatriben in manchen englischen Journalen veranlaßt, und Frankreich zu einem engern Verband mit der neu aufstrebenden ägyptischen Macht bringt, die für Englands Herrschaft im Mittelmeere unbequem, Frankreich aber keinen Nachtheil bringen kann, da sie wohl in der östlichen Hälfte des Mittelmeeres, nie aber in der westlichen einen Einfluß auszuüben im Stande ist, und auf keinen Fall einer europäischen Macht gefährlich werden kann.

Der Unmuth vieler Engländer über die wachsende Macht Frankreichs in Nordafrika kommt indeß zu spät, denn der Schlag, der Englands Handel und Englands Macht im Mittelmeere langsam, aber sicher vernichtet, ist schon vor 7 Jahren gefallen, und dieser Schlag ist die Eroberung von Algier selbst, und die dadurch herbeigeführte gänzliche Freiheit des Meeres von Corsaren, ein ungeheurer Vortheil, indem auch schon das bloße Zusammentreffen mit einem solchen Schiffseigenthümer ungeheure Kosten verursachte, da ein solches Schiff, als mit Pestverdächtigen in Berührung gekommen, alsbald in dem Hafen, wo es anlegen wollte, Quarantäne halten mußte. Französische Schiffe hatten freilich auch vor der Eroberung Algiers wenig mehr von Corsaren zu fürchten, aber die kleinen spanischen und italienischen Kauffahrer desto mehr, und diese durchschneiden jetzt das Meer frei und unbesorgt, und da ihre Fracht kaum den dritten Theil dessen kostet, was sie bei englischen Schiffen ist, so kann es unmöglich fehlen, daß sie mehr und mehr den Frachthandel an sich ziehen werden, und daß sie nach und nach auch die Erzeugnisse anderer Länder mehr in Umlauf setzen, so daß nicht bloß die englische Rhederei, sondern auch die englischen Fabriken darunter leiden müssen.

Die letzten großen Kriege haben den Orient mit in den

Kreis der politischen Berechnungen gezogen, der darauf folgende Frieden mußte nothwendig die daraus entstandene engere Verbindung befestigen, und so sehen wir seit dem Friedensschlusse eine Verbindung mit dem Orient und Nordafrika eröffnet, wie man sie früher nicht kannte; Nordafrika namentlich war vor den letzten Kriegen ein den Europäern so gut wie gänzlich verschlossenes Land. Mit reißender Schnelligkeit mehrt sich seit der Eroberung Algiers dieser Verkehr, mit jedem Jahre gewinnt er an Ausdehnung, und wenn auch die französischen Kammern über die ungeheuren, durch die französischen Besitzungen in Afrika erzeugten Ausgaben bitter klagen und mit Recht klagen, so ist es auf der andern Seite doch auch einleuchtend, daß Frankreich den neubelebten Handel seines Südens, der ohnehin durch die exclusive Bevorzugung der Industrie gegen den Norden und Osten Frankreichs in Nachtheil gestellt ist, nicht mehr aufopfern kann. Der Anstoß zu einer engern Verbindung mit dem Orient und Nordafrika ist durch die Kriege gegeben worden, und hat durch die Festsetzung Frankreichs auf der nordafrikanischen Küste einen Anhaltspunkt erhalten, so daß er auf eine lange Reihe von Jahren nachhalten, und auf die Entwicklung aller Länder ums Mittelmeer, namentlich auf die Italiens, einen wesentlichen Einfluß ausüben wird.

Skizzen aus Südamerika.

1. Valparaiso, Hauptstadt der Republik Chili.

(Fortsetzung.)

Gewöhnlich braucht man zu einer Reise nach Buenos-Ayres drei Wochen, und macht sie zu Pferde oder auf Maulthieren, das beste Beförderungsmittel in diesen Gebirgen. Der Weg ist nicht ohne Gefahr, besonders zwischen Santiago und Mendoza, dem Haupttummelplatz der Berg- und Pampasräuber, weßhalb es auch sehr zu rathen, in größerer Gesellschaft und mit gutem Schießgewehr bewaffnet, zu reisen, wovor diese „Guerillas" noch den meisten Respect haben. Oft hat man bei dem Uebergang über die Cordilleras auch viel von dem angehäuften Schnee und der Kälte zu leiden, und es ist, hinsichtlich dieser Postroute wirklich zu beklagen, daß die Regierungen von Chili und Buenos-Ayres noch so wenig dafür gethan haben, um die Straße von den Gefahren für die Reisenden zu säubern, zumal da es doch von großer Bedeutung und vielem Vortheil seyn dürfte, mittelst derselben eine nähere Verbindung zwischen den Städten an dem stillen Ocean und an der Westseite der Cordilleras einerseits, und über Buenos-Ayres, von da aber mit den monatlichen Paketbooten nach Falmouth andrerseits herzustellen, und die weite Umfahrt um das Cap Horn zu vermeiden.

Was die Handels- und andern Verhältnisse Chili's betrifft, so dürfte darüber weiter zu bemerken seyn. Seit der Entdeckung Amerika's bis zum J. 1810 war die Schifffahrt nach dieser ganzen Westküste der neuen Welt ausschließlich in den Händen der Spanier. Von Europa sandten sie die Handelsartikel direct nach Lima, von wo dieselben nach den andern Häfen verführt wurden. Außer spanischen Tüchern, bestanden die eingeführten Fabricate größtentheils aus holländischen Leinenwaaren, Nürnberger Waaren, böhmischem Glas, dann Elberfelder, Crefelder und Schweizer Manufacturwaaren, die sämmtlich durch holländische Schiffe nach Spanien gebracht wurden. Valparaiso insbesondere empfing von Lima noch Zucker, Tabak und Salz, wofür es nach Peru ausführte: Getreide, getrocknete Früchte, „charqui" d. i. getrocknetes Fleisch, und andere Producte von Chili. Die Bevölkerung von Valparaiso bestand damals nur aus 5000 Seelen, und vier oder fünf Spanier hatten dort den ganzen Handel allein in Händen. Nach der Niederlage der Spanier bei Chacabuco schien es, als wollte sich diese Bevölkerung ganz zerstreuen, zwei Drittel derselben verließen ihre Häuser oder wurden mit Gewalt gezwungen, sich nach Peru einzuschiffen. Doch seit der Revolution hat dieselbe wieder ansehnlich zugenommen, so daß Valparaiso im J. 1830 schon gegen 30,000 Einwohner zählte, unter welchen über 3000 Ausländer waren. Seit 1817 hat man ungefähr 300 Häuser erbaut, und es bestehen dort vierzig große Handlungshäuser, nebst einer ziemlichen Anzahl kleiner Etablissements.

Der brittische Handel auf Valparaiso ist gegenwärtig durch die Ueberfuhr von Gütern, welche hier von den Schiffen aller Nationen zu Markt gebracht werden, besonders veränderlich. Der „estanco", d. h. der von dem Gouvernement sich vorbehaltene Alleinhandel mit allen Sorten von starken Getränken und Tabak, bewirkt, daß diese Artikel selten hier mit Vortheil abgesetzt werden können. Weine sind schwer zu verkaufen; Messer sind gesucht, auch viele Seidenstoffe, Sammet, Sammetband, Seidenborden, Tücher, Linnen, Manufactur- und Eisenwaaren, von diesen letztern besonders die Geräthschaften, die man beim Bergbau braucht.

Dagegen besitzt Chili einen Ueberfluß an Producten, die nach der Ost- und Westküste Südamerika's verschifft werden. Selbst nach Rio de Janeiro geht das Getreide, wofür dann meistens aus Paraguay das bekannte getrocknete Blatt zurückgesandt wird, das man „yerba" nennt, in Kuhhäuten verpackt transportirt und sowohl in Chili als auch in Buenos-Ayres zu einem angenehm schmeckenden, den Thee vertretenden Getränk verbraucht wird. In jedem guten Hause Südamerika's bereitet man diesen Trank in runden silbernen, auf eben solchem Untersatze stehenden Kannen. Man schüttet einen Theelöffel voll von dieser „Yerba", mit einem Stückchen geröstetem Zucker in die Tasse, fügt einige Tropfen Citronensaft, ein Stückchen Zimmt und Gewürznelken hiezu, und gießt heißes Wasser darauf, wo dann der Trank „mate" genannt, fertig ist. Die Tasse mit „mate" auf eine silberne, schön gearbeitete Untersatzschale gestellt, geht dann in der Gesellschaft von Hand zu Hand, und Jeder saugt durch ein kleines, sechs Zoll langes silbernes Rohr einen Schluck des Getränkes ein. Es würde für beleidigend gehalten werden, wollte man sich von dieser Saugerei ausschließen.

Nach der ganzen Küste von Brasilien und Buenos-Ayres kann von Chili ausgeführt werden: Korn, Frigoles (Bohnen), Garbanzos (Erbsen), spanischer Pfeffer, Lentejas (Linsen), getrocknete Früchte, worunter hauptsächlich Pfirsiche, Mandeln und Wallnüsse. Diese Artikel gehen auch nach den Küsten von Peru

und Columbia, wozu noch die Ausfuhr von Pferden, Maulthieren und anderm großen und kleinen Vieh kommt. Nach Europa werden Häute und Kuhhörner versandt. Der Ueberfluß an dergleichen Artikel macht, daß die Seefahrer, die aus dem südlichen atlantischen Ocean kommen, oder die Westküste Südamerika's entlang fahren, gewöhnlich bei Valparaiso anlegen, um sich daselbst mit Lebensmitteln zu versehen. Ebenso finden sich auch zu einer gewissen Zeit des Jahres die Wallfischfänger aus der Südsee hier ein.

Die römisch-katholische Religion ist in der Republik Chili noch immer die herrschende und am meisten angesehene. Die Protestanten können zwar ungehindert ihren Gottesdienst ausüben, doch der Einfluß der Priester und Mönche auf das Volk, und besonders auf die geringere Classe, macht es für Jeden rathsam, der nicht zur katholischen Kirche gehört, sich in dieser Hinsicht behutsam zu betragen, und vor allem bei den hier häufig stattfindenden Processionen die nöthige Ehrerbietung gegen diesen religiösen Gebrauch nicht aus den Augen zu setzen. Die Aufklärung ist in Chili noch nicht sehr vorgeschritten. Die Geistlichkeit bemüht sich übrigens auch nicht, ein gutes Beispiel für den Lebenswandel zu geben. Der Verfasser traf bei einer vornehmen Familie in der Gesellschaft mit einem Priester zusammen, der sich nicht genirte, in Gegenwart von jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die Unanständigkeit in der Unterhaltung so weit zu treiben, daß es wahrlich nicht nur für seinen Stand, sondern überhaupt für den Cirkel, in dem er sich befand, eine Schande war. Der Verfasser konnte sich nicht enthalten, sein Befremden darüber laut werden zu lassen, wurde aber bedeutet, daß man einen Scherz nicht zu genau nehmen müsse.

Die Engländer und die andern dem Protestantismus zugethanen Ausländer haben es bei der Regierung von Chili zu erwirken gewußt, daß sie auf eigene Kosten einen Begräbnißplatz anlegen durften. Später hat man aber dieses sogenannte „Pantheon" wieder mit zu dem katholischen Gottesacker gezogen, so daß beide Kirchhöfe innerhalb einer Mauer liegen, und nur durch einen Gang von einander geschieden sind.

Abends spät allein auf den Straßen zu gehen, ist nicht rathsam, da Raub und Mord öfter vorkommt. Nach zehn Uhr gibt es Nachtwächter, die ihre Wachsamkeit durch Pfeifen bekunden, sehr oft aber selbst mit den Spitzbuben gemeinschaftliche Sache machen. Den meisten Skandal mit dem Pöbel von Valparaiso haben die englischen Seefahrer, die sich auch hier, wie überall, durch Trunkenheit und anmaßendes Betragen auszeichnen, gewöhnlich aber mit tüchtigen Schlägen und blutigen Köpfen, wie recht und billig, abziehen müssen.

Was die Land- und Seemacht von Chili betrifft, so besitzt die Republik einen Ueberfluß an Officieren, hauptsächlich französische und deutsche, im Verhältniß zu viele für die 10,000 Mann Soldaten, die sie ins Feld stellen kann. Die Flotte bestand vor wenigen Jahren aus nicht mehr als zwei Briggs und drei Schoonern, sämmtlich nicht vollständig mit Geschütz versehen.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Bruchstücke aus dem noch ungedruckten Tagebuch Ed. Ludecus über dessen Reise von der mexicanischen Küste durch Louisiana, Arkansas, Mississippi, Ohio nach Pennsylvanien, im Jahr 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Reise den Mississippi aufwärts.

Auf die Nachricht, daß zwei Bremer Schiffe mit Auswanderern angekommen, eilte ich auf die Levée, um zu erfahren, ob vielleicht auch Sachen für mich angelangt wären. Zufällig bemerkte ich ein mir bekanntes Gesicht unter den Ankömmlingen, ich trat ihm entgegen, und erkannte einen pr. Officier, mit welchem ich, als er in W. Page war, recht gut bekannt gewesen. — Wir freuten uns natürlich sehr, uns wieder zu sehen, und setzten einander sogleich über unsere beiderseitige Lage in Kenntniß. Er reiste in Begleitung eines Verwandten, eines vormaligen s. Capitäns, welcher seine Frau und Güter im Voigtland verlassen, und mit zwanzig Personen hier angekommen war, um sich im Gebiet Arkansas anzusiedeln, machte mich mit diesem sogleich bekannt, und schilderte mir die Verlegenheit, in welcher sie sich jetzt befänden, wie sie bei Unkenntniß der Sprache und Verhältnisse über die Mittel, mit einem bedeutenden Material und vielen Menschen die Reise nach der Gegend ihrer Bestimmung ausführen wollten. Der Capitän hatte kaum erfahren, daß ich mich schon einige Zeit hier aufhalte, als er auch schon mir die Proposition machte, ihn nach Arkansas zu begleiten. Da ich mir bereits vorgenommen hatte, meinen schon in Europa gefaßten Plan, nach dem Missouri zu gehen, in einigen Tagen auszuführen, um dort bei einem Farmer Gelegenheit zu erhalten, mich in der Landwirthschaft zu unterrichten, und mir einen zu einer Niederlassung günstigen Platz aufzusuchen, so bedurfte es um so weniger einer großen Ueberredung, mich der Unternehmung anzuschließen, als ich meinen Zweck in Arkansas, wohin sich jetzt viele Einwanderer hinzogen, eben so gut erreichen konnte. Ich erklärte mich daher bereit, mitzuziehen, ohne mich jedoch auf eine gewisse Zeit verbindlich zu machen.

Ohne alle Mühe fand ich von den in Ladung begriffenen Dampfbooten zwei, und schloß noch denselben Nachmittag mit dem Capitän des einen den Contract ab, wonach er die Cajütspassagiere für 15 D., die Deckspassagiere aber mit 100 Pfd. Gepäck für 4 D. mitnehmen mußte; für Ueberfracht war ½ Shil. per 100 Pfd. zu entrichten, worauf wir dann sogleich daran gingen, um das Gepäck, circa 120 Centner, welches der Capitän ihres Schiffes, mir nichts dir nichts, auf die Levée schaffen ließ, nach dem Dampfboote zu befördern. Die Zollofficianten machten zum Glück keine Umstände, und ließen das ganze als „Einwanderungseffecten zu eigenem Gebrauch" ohne weitere Visitation passiren, was im entgegengesetzten Falle, da eine große Menge Handelsartikel dabei war, große Anstöße und Zeitverlust nebst Zollbezahlen veranlaßt haben würde. So sehr ich mich auch beeilte, dieses Geschäft bis zur einbrechenden Nacht zu beendigen, so war es mir doch unmöglich, da Alles auf mir beruhte, und ich fortwährend vom Dampfboot zum Schiff hin- und zurückkehren mußte, welches eine kleine halbe Stunde entfernt war. Als wir noch beschäftigt waren, den letzten Karren zu laden, brach die Nacht mit der in diesen

Gegenden eigenthümlichen Plötzlichkeit ein, und der schwarze Karrenführer verweigerte im Aufladen fortzufahren, weil die Sklaven, werden sie zur Nachtzeit auf der Straße betroffen, arretirt und gepeitscht werden.

Alles Zureden, selbst Versprechungen von doppelter Bezahlung, waren vergeblich; der Neger lief zu seinem Karren zurück, warf alle die hundert Dinge, groß und klein, mitten auf die Straße, und fuhr davon; ein Beweis, daß sein Herr die Peitsche ziemlich geschickt zu handhaben verstand. Eben im Begriff, mich nach einem andern Karren umzusehn, höre ich von weitem ein Geschrei, und erblicke, mich umdrehend, Madame . . . . . , des Lieutenants zukünftige Schwiegermutter, eine kleine corpulente Frau, mit so viel Quecksilber im Leibe, um eines der größten Gesichter um und um zu werfen, die, was ich damals noch nicht wußte, als Haushälterin figuriren sollte, angesaust. Unwillkürlich brach ich in die Worte: Mercatius a sail — a sail — a sail aus, und des Bastard Philipp Faulconbridge's Worte: „Aber wer kommt dort in solcher Eile, in Reitkleidern. Was für eine Frauenpost ist dies, hat sie keinen Mann, der die Mühe übernehmen will, ein Horn vor ihr her zu blasen?" traten mir lebhaft ins Gedächtniß.

Ein paar Worte hatten sie von der Sache in Kenntniß gesetzt, worauf ein solches Hagelwetter von Vorwürfen, Schimpfreden, Jammerausdrücken, Gotterbarmen, Schwüren, Gelübden und Verwünschungen auf die Leute losbrach, daß ich mich, um nicht gar zuletzt mit erschlagen zu werden, aus dem Staube machte, und bald das Glück hatte, einen Karrenführer zu bewegen, der gegen dreifachen Lohn noch eine Fuhre aufnehmen wollte; bei meinem Zurückkommen sah ich Madame einen großen, kohlschwarzen Neger am Arme zerren, in Thränen ausbrechend, und ihn in einer pathetischen Rede, von der er natürlich kein Wort verstand, auffordern, ein christliches Werk zu begehen, und die abgeworfenen Geräthe nach dem Dampfboote zu fahren. Die Scene erinnerte mich etwas an Josephs Versuchung durch Madame Petiphar, obgleich unser Joseph kein Adonis war. Ich kann ertragen, was zu ertragen ist; hier aber waren alle meine Anstrengungen vergebens, ich brach in ein donnerndes Gelächter aus, in welches die übrigen mit einstimmten. Kaum war sie meiner ansichtig geworden, so lief sie auf mich zu, drehte aber unterwegs um, packte den Neger, welcher entfliehen wollte, wieder fest, und schrie ihm einmal über das andere zu: ich, auf mich weisend, sey die Person, welche mit ihm sprechen könne, was er natürlich eben so wenig verstand, als das früher Gesagte; ein Dutzend: Herjemine, daß Gott erbarm, du lieber Gott und andere Ausrufungen folgten. Endlich hatte sich mein Lachkrampf gelegt, und mein Versuch, die erschreckene Schwarzdrossel aus den Händen dieses weißen Geyers zu erretten, glückte, sobald ich sie nur erst überzeugt hatte, daß ich einen Karren habe, und der gute Mann unnöthig sey. Nun kam die Reihe an mich, einer Umarmung wich ich glücklich, ihr unter dem linken Arme wegschlüpfend, aus; aber mich einen Heiser in der Noth, Rettungsengel und Gott weiß mit was sonst noch für Namen titulliren zu hören, das konnte ich nicht verhindern. Kurz die Sachen wurden aufgeladen, nachdem ich ärgerlich über die vielen Einwendungen und Schwierigkeiten und Erlaubnißholungen von dem gnädigen Herrn (welcher Ausdruck wohl nur zu bald hinwegfallen wird), um die Sachen nicht die ganze Nacht auf der Straße liegen zu lassen, und den nächsten Tag Alles gestohlen zu sehen, die Verantwortungen auf mich genommen hatte und glücklich nach dem Dampfboote brachte.

Ich hatte bisher nicht geglaubt, daß Texas sogar schon Ansiedler direct aus Deutschland angezogen habe, und war daher nicht wenig überrascht, als ich erfuhr, daß 40 bis 50 Personen unter der Direction eines Hrn. v. S., eines Preußen, angelangt seyen. Ich eilte auf die Nachricht, daß es Einwanderer für Texas wären, sogleich an Bord, indem ich besorgte, sie möchten von Agenten der Rio Grande Compagnie überredet worden seyn, deren Geschichte und Schicksal ich ihnen kund thun wollte. Nach eingezogener Erkundigung erfuhr ich aber, daß die de Witt'sche Colonie, an die Austin'sche gränzend, ihr wahrscheinliches Ziel sey, doch waren sie dessen nicht gewiß. Verwandte, die ihnen vorausgeeilt waren, erwarteten sie in Stephen-Philips-Austins-Colonie. Hr. v. S. schien mir nichts weiter, als ein Bauer, der es dem König von Preußen übel genommen, daß er ihn nicht zum Premierminister gemacht hatte; er schien unter dem Pantoffel seiner Söhne zu stehn; seine Frau war eine artige, feine, herzhafte Dame, die mit vielem Muthe, Vertrauen und Entschlossenheit ihrem ungewissen Schicksal entgegenging; die Söhne waren ein paar derbe, handfeste, schlank gewachsene Bursche, mit gewaltigen Bärten über das ganze Gesicht, renommirten mit Sauereien, die sie den Tag vorher gehabt hatten, und wie sie die Indianer in die Pfanne hauen wollten, wenn sie nur erst dort wären. Ihre Bräute hatten sie schon fix und fertig bei sich, woran sie wohlgethan! derbe, handfeste Mädel, mit rothen Pausbacken. Die Töchter, die ich nicht näher kennen lernte, hatten auch die Bräutigams nicht vergessen, und nach allem Voraussehen wird sich die neue Colonie bald über und über multiplicirt. Als ich, wahrnehmend, welche sonderbaren Vorstellungen sie von Texas und dem dortigen Leben hatten, ihnen eine sehr moderirte Schilderung des dortigen Lebens und der Verhältnisse machte, wußten sie doch alles besser, und ich war noch froh, für meine gute Absicht nicht ein halbes Dutzend Grobheiten für die Wahrheit in Tausch zu erhalten. Erfahrung wird ihnen bald lehren, ob ich Recht oder Unrecht hatte.

Doch es ist Zeit, daß ich von New-Orleans, *) seinen Orangen- und Feigenbäumen und der hohen Palme, die nur hundert Schritte von meiner Wohnung stand, und die einzige ist, die ich hier gesehen habe, Abschied nehme.

Zum Schluß muß ich noch bemerken, daß ich glaube, mit Recht behaupten zu können, New-Orleans ist besser, als sein Ruf, und wird sicher rasche Fortschritte zur Civilisation machen. Für Statistiker füge ich noch hinzu, daß es jetzt circa 55,000 permanente Bewohner hat; es sind solche, welche das ganze Jahr hier residiren, darunter sind 50,000 Farbige. In den Winter-, den gesunden Monaten, mag sich die Anzahl wohl auf 90,000 belaufen. Fremde, welche hier ankommen, dürfen es durchaus nicht riskiren, den ersten Sommer hier zu bleiben; denn obgleich die Stadt und Umgegend nicht mehr so ungesund ist, als sie es früher gewesen, würde man doch eines gegen zwei wagen, das Leben zu verlieren.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den Aufenthalt des Verfassers in New-Orleans haben wir überschrungen, da derselbe zufälligerweise schon in einem andern Blatte erschienen ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

4 December 1837.

Grenada.

Schon ſo oft iſt dieſer Ort beſchrieben worden, und immer lieſt man wieder mit Vergnügen davon. Warum wohl? eine trockene Beſchreibung aller Merkwürdigkeiten dieſes Orts würde ermüden, aber auch der Nüchternſte wird von dem Eindruck ergriffen, den die Lieblichkeit desſelben und die Macht hiſtoriſcher Erinnerungen ausüben; von dem Zauber der dem Orte ſelbſt inwohnenden Poeſie ergriffen, drückt jeder ſeiner Schilderung wieder mehr oder minder den Stempel ſeiner Individualität auf, und ſo enthält ſie immer wieder etwas Neues. Die Beſchreibung, welche wir hier mittheilen, rührt von Roſſeeuw St. Hilaire her, und iſt in einem Schreiben enthalten, das derſelbe unter dem 19 September d. J. an die Revue de Paris richtete.

Alhambra.

Es muß etwas wahrhaft Magiſches in den Worten „Alhambra und Grenada“ liegen, daß Madame de Staël ſie nie ausſprechen konnte, ohne zu Thränen gerührt zu werden, da ich ſelbſt nicht ohne eine gewiſſe Bewegung gegenwärtigen Brief aus dieſer poetiſchen Stadt an Sie richte. Gewiß haben die Araber, von jeher große Nekromanten, unter dieſen Buchſtaben irgend eine kabbaliſtiſche Formel verborgen, welche die Macht hat, vor dem, der ſie ausſpricht, mit Einemmal acht Jahrhunderte voll Ruhm und Poeſie erſcheinen zu laſſen, denn während dieſes ganzen Morgens, den ich gegen keinen andern meines Lebens vertauſchen möchte, hing es nur von mir ab, mich um einige Jahrhunderte zurückzuverſetzen, in die Tage des letzten Herrſchers von Grenada, jenes Boabdil, el rey chico (der kleine König) genannt, deſſen Bild ich dieſen Morgen ſah, und in die ſeiner geſchickten und glücklichen Sieger, Ferdinand und Iſabella.

Auf dieſer mühſeligen Reiſe, die ich närriſcher Weiſe in den Hundstagen unternahm, unter dem glühenden Himmel Andaluſiens, war es hauptſächlich Grenada, was ich ſehen wollte, und hätte ich nur einen einzigen Tag in einer einzigen Stadt Spaniens verweilen dürfen, ſo hätte ich dieſen einzigen Tag in Grenada zugebracht. Endlich habe ich die Alhambra geſehen, und — etwas Seltenes in meinen Reiſeerinnerungen — meine Erwartungen wurden nicht getäuſcht: ich fand etwas Anderes, aber Mehr und Beſſeres, als ich erwartete. Die Vollendung der Einzelnheiten und ihr harmoniſcher Effect ließen mich die Kleinlichkeit des Ganzen vergeſſen, und wer immer ſich entſchließen kann, in dieſem niedlichen Marmorbau keine grandioſe Sophienmoſchee und keinen großherrlichen Palaſt zu ſuchen, wird eben ſo wenig als ich Gefahr laufen, ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht zu finden. In dieſer Beziehung muß man auch allen Künſtlern, welche die Alhambra gezeichnet haben, einen Vorwurf machen, denn ſie ſind doppelte Lügner, als Künſtler und als Reiſende, da ſie ſtets die kleinen, aber zugleich ſehr zierlichen Verhältniſſe ins Große gezeichnet haben: ſelbſt der Wirklichkeit gegenüber ſcheinen ſie alle nur das rieſenhafte Ideal geſehen zu haben, das ſie ſchon ganz gezeichnet in ihrem Kopfe mit ſich brachten, als ob die Wahrheit hier nicht zum mindeſten eben ſo poetiſch wäre, als die Lüge.

Dieſen Morgen um 6 Uhr war ich auf den Beinen, um meine Pilgerfahrt nach der Sierra de Moros, wie die alten Chroniken ſagen, zu beginnen, ehe noch die glühende Sonne von Grenada bis unter das dichte Blätterwerk der Huerta Boabdils eindränge. Kaum aber war ich ausgegangen, ſo erinnerte mich ein friſcher und durchdringender Luftzug, mit dem meine Lunge ſich ſo ſchlecht vertrug, wie mit dem von Madrid, alsbald daran, daß ich mich mit der Stadt Grenada um einige tauſend Fuß über der Meeresfläche befand, und daß ich zwar den Tag über mich nach Afrika, die Nacht und den Morgen aber nach der Schweiz oder in die Pyrenäen verſetzt halten konnte. Zwei Dinge hatte ich ſeit den zwei Monaten, daß ich in Andaluſien reiſte, ganz vergeſſen, die Kälte und den Regen, und obwohl ich mich manchmal darauf ertappte, die eine oder den andern herbei zu wünſchen, gleich einem verzogenen Kinde, das, der Kuchen müde, ſchwarzes Brod haben will, ſo geſtehe ich doch, daß dieß durchdringende Gefühl von Kälte für eine an die laue Luft von Cadiz und Malaga gewöhnte Bruſt nichts weniger als angenehm war. Bald aber ließ mich die Sonne, welche über die röthlichen Thürme der mauriſchen Veſte emporſtieg, dieſes ſchmerzliche Gefühl vergeſſen, und ich ſtieg muthig

den langen, gewundenen Weg hinan, der von Grenada nach der Alhambra hinaufführt.

Plötzlich versperrte mir eine große, auf der einen Seite chriſtliche, auf der andern arabiſche, in eine dichte Maſſe von Quaderſteinen ausgehauene Pforte den Weg, und eine ſpaniſche Inſchrift belehrte mich, daß ich in den Bereich der Veſte von Alhambra getreten ſey. Die Wahrheit zu ſagen, der Styl dieſes Thors, der weder mauriſch, noch gothiſch, noch römiſch iſt, hat nichts ſehr Zierliches: der elegante arabiſche Bogen iſt kaum angedeutet, aber dieß war der erſte Schritt, den ich auf mauriſchem Gebiet that, und ſchwerlich hat wohl je ein Bekenner des Islam die Pforte des Paradieſes mit mehr Ehrfurcht betreten, als ich beim Eintritt in dieſen heiligen Ort fühlte.

Schon hatte ſich die Sonne über den Horizont erhoben, mit ihren ſtechenden Strahlen die gewundenen Gaſſen von Grenada und den Fußſteig, der nach der Alhambra hinaufführt, erhitzt, und mich in Schweiß verſetzt, aber kaum hatte ich das Thor der Citadelle betreten, als eine köſtliche Friſche mich unter dem dichten Blättergewölbe empfing, das den Weg auf beiden Seiten bedeckte. Man muß dieß dürre und traurige Andaluſien während eines Sommers von einem Ende zum andern durchreiſt haben, man muß Meilen und Tagereiſen weit über dieſe verbrannten Hochflächen und ſtaubigen Ebenen gezogen ſeyn, wo das Auge auf viele Meilen in der Runde keinen Baum trifft, um die ganze Wolluſt zu empfinden, wenn man ſich plötzlich unter ein dichtes Gebüſch verſetzt und in die Friſche, die es aushaucht, gleichſam eingewickelt ſieht, wenn man durch die lichten Zweige hindurch die Sonnenſtrahlen fühlt, ohne ſie zu ſehen, wenn man von allen Seiten unter dem feuchten Blätterwerk das Waſſer rauſchen hört, und in langen Zügen den friſchen und balſamiſchen Duft einſaugt. Ich, der ich in Cadiz ins Theater ging, um wenn auch nur gemalte Bäume zu ſehen, hatte endlich wirkliche Bäume vor mir; unter einem guten, wirklichen und friſchen Schatten konnte ich mich behaglich ausſtrecken, ohne, wie auf der Straße von Malaga, mich mit den Ziegen um ein Fleckchen Schatten ſtreiten zu müſſen.

Ich geſtehe gerne, daß mir vielleicht in der Schweiz oder in der Normandie dieſes Gewölbe von Buchen und Ulmen, unter welchem ich mich erging, als etwas ſehr Gewöhnliches erſchienen wäre, aber der Boden, wo ſie wuchſen, nannte ſich Grenada, und dieſe großen röthlichen Thürme, die ich durch das Blätterwerk hindurch erblickte, trugen den Namen Alhambra; dieß war genug, um alle Gegenſtände um mich her mit einem Zauber von Poeſie zu bekleiden. Und mitten unter dieſer ganz nördlichen Vegetation, die mich umgab, hatte es einen eigenen Reiz da oder dort den dornichten Stamm eines Nopal, oder die lanzenartige Spitze einer Agave durchblicken zu ſehen, die mich von Zeit zu Zeit daran erinnerten, daß ich in Andaluſien ſey. Uebrigens hatte das kokette Grenada, das ſchon daran gewöhnt war, Morgens von Fremden beſucht zu werden, bereits ſeine Alhambra geſchmückt: Züge von Galeerenſklaven, in Gärtner umgewandelt, machten die Toilette, ſtellten den Weg her, und ſäuberten die Plattformen von Blumen. Ueberall war eine bizarre, wunderliche Miſchung von wilder und cultivirter Natur, von alten Ruinen und neuen Bauten, elenden Schuppen, die gleich einem Bettler an der Pforte eines Palaſtes ganz erſtaunt waren, ſich auf dem Boden zu finden, den die Füße der Khalifen ſo oft betreten hatten.

Endlich entſchloß ich mich, dieſen prächtigen Bogengang zu verlaſſen, um durch das enge und zierliche Thor in die Citadelle zu gelangen. Dießmal war es wirklich ein arabiſches Thor, mit ſeinem Bogengewölbe, das den zwei Enden eines Halbmonds glich, redende Wappen, womit der Islam ſeine Architektur allenthalben ausgeſtattet hat. Uebrigens war hier kein Zierrath, keine Skulptur, nichts als das hohe, ſchlanke, ſelbſt durch ſeine Einfachheit ſchöne Thor, das glücklich contraſtirte mit dem dicken, viereckigen Mauerwerk von rothen Backſteinen, worein es eingefügt war, wie die Niſche eines Heiligen in eine Kirchenmauer. Zwei oder drei ſpaniſche Soldaten mit Einſchluß des Wachpoſtens, der ſeine Wache ſitzend bezog, ließen mich paſſiren, ohne ein Wort zu ſagen, ohne mich zu fragen, ob ich ein Chriſt oder ein Maure ſey, und ich befand mich nun im Umkreiſe der Alhambra, bereit allen den ehrwürdigen Geiſtern der beturbanten Könige, deren Staub ich aufſtörte, einen Beſuch abzuſtatten.

Wenn ich von der Kleinheit der Alhambra ſpreche, ſo bedarf dieß einer Erklärung. Die Alhambra, im Ganzen genommen, iſt eine mauriſche Feſtung, und gewiß gibt es wenig größere und impoſantere auf der Welt. Ihre Mauer umſchließt gewiſſermaßen eine zweite Stadt über der Stadt von Grenada, und man kann ſich davon eine Vorſtellung machen, wenn man erfährt, daß ſie außer den ungeheuren, noch vorhandenen Thürmen einen mauriſchen Palaſt, eine Kirche, einen chriſtlichen Palaſt, eine Esplanade, groß genug, um darauf ein Regiment manövriren zu laſſen, und eine halbe Lieue Gärten enthält. Aber die eigentliche Alhambra, d. h. der Palaſt der mauriſchen Könige, iſt ein kleines, niedliches Gebäude, das einen beſſern Begriff von dem Reichthum und dem Geſchmack der Fürſten von Grenada, als von ihrer Macht geben kann. Dieſer Diminutivpalaſt heißt im Spaniſchen nicht Alhambra, ſondern Caſa real, und man bedarf, um ihn beſuchen zu dürfen, einer Erlaubniß, die man jedermann gibt, und für die man, — in Spanien etwas Seltenes, — nicht einmal etwas zu bezahlen braucht.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

1. Valparaiſo, Haupthafenſtadt der Republik Chili.

(Schluß.)

Die gegenwärtige Republik von Chili erſtreckt ſich von Patagonien bis zu dem ſüdlichen Wendekreis, wo ſie unmittelbar an Peru gränzt. Die ganze Oſtſeite dieſes vormaligen Vicekönigreichs oder Generalcapitänſchaft wird durch die unzugänglichen Andesgebirge, wie durch eine Mauer von den Provinzen von la Plata abgeſchloſſen, und beſchränkt ſich eigentlich nur auf die ſchmale Strecke Land zwiſchen dem ſtillen ſüdlichen Ocean

und dem genannten Gebirge, und den dazu gehörigen mannichfachen, größtentheils felsigen, doch auch bewohnbaren Inseln. Die Länge des Grundgebiets der Republik auf dem festen Lande schätzt man auf 575, die Breite auf 37½ deutsche Meile. Die Uferseite, unmittelbar an der See, ist im Ganzen hoch und steil, und läuft an einigen Stellen mit dem Andesgebirge zusammen. Die Minen des Landes sind sehr ergiebig in Gold und Silber, liegen größtentheils aber auf den Berghöhen über der Schneeregion, so daß das Herausarbeiten dieser edeln Metalle nur mit großer Arbeit und Mühe vollführt werden kann. Die irdischen Schätze waren es auch wieder, welche die Europäer verlockten, sich zu Herren dieses schönen Landes zu machen. Diego Almagro, der würdige Gefährte Pizarro's, unternahm dieß im J. 1535 von Peru aus, indem er mit einem bedeutenden Heerhaufen von Spaniern und peruanischen Hülfstruppen von Cuéco aus gegen das Land der Promaucianen zog. Die Häupter der peruanischen Hülfsbanden hatten ihm den Rath gegeben, nicht über die Cordilleras in dieser Jahreszeit zu gehen, wo dort die gewaltigen Schneestürme wüthen, sondern lieber seinen Weg längs der Küste und durch die Wüste von Atacama zu nehmen. Diesem Rath nicht folgend, wählte er die Straße über das Gebirge, langte aber gerade auf der Höhe an, als die Stürme den Schnee zu Wolken emporrüttelten und seine Mannschaft verschütteten, wodurch etliche Tausend Peruaner und eine bedeutende Anzahl Spanier umkamen. Mit dem Ueberrest kam Almagro nach Copiapo, das bereits mit den Spaniern im freundlichen Verkehr stand. Trotz dieses freundschaftlichen Verhältnisses erhob Paulac, das Oberhaupt der inländischen Hülfstruppen, hier dennoch eine Brandschatzung von 500,000 Dukaten in Gold und Silber, die er an Almagro abstand, welcher, dadurch heißhungriger auf Chili's Reichthümer geworden, seinen angefangenen Eroberungszug fortsetzte und sich alle die Gräuel dabei erlaubte, durch welche die Unternehmungen der Spanier in diesem Welttheil so berüchtigt worden sind. Mit der Unternehmung gegen das Land der Promaucianen war man nicht glücklich; Almagro wurde in einer Schlacht von diesem Volke, ungeachtet es noch kein Feuergewehr kannte, völlig geschlagen, und kehrte nach Peru zurück. Dessen ungeachtet blieb Chili das Land der Sehnsucht der Spanier, die dann noch einmal unter Pedro de Valdivia sich rüsteten, durch das fruchtbare Thal von Mappa vordrangen und am Flusse Mapocho die Stadt Santiago gründeten. Die Promaucianen widerstanden noch immer hartnäckig, bis dieser Volksstamm durch die unaufhörlichen Kämpfe mit den Spaniern endlich ganz ausgerottet wurde. Die Eingebornen von Chili, für ihre Unabhängigkeit streitend, konnten doch zuletzt nicht verhindern, daß die Spanier, die fortwährend Verstärkungen aus Peru erhielten, einige Forts, selbst auf dem Gebiet der Araucanen anlegten. Der Kampf zwischen den Spaniern und den Araucanen dauerte mit abwechselndem Erfolg fort, bis die erstern sich bewogen fühlten, mit den Araucanen einen Vertrag abzuschließen, in welchem der Biobio als Gränze beider Gebiete bestimmt wurde, wo man noch heutigen Tages das Fort San Pedro findet. Seitdem ist aus der Vermischung der Europäer und der Eingebornen die Menschenrace entstanden, die man als die gegenwärtige, eigentliche chili'sche Bevölkerung betrachten kann, und die in dem letzten Revolutionskrieg deutliche Proben gegeben hat, daß die Unerschrockenheit und der Muth der ursprünglichen Bewohner noch nicht erstorben ist.

Der Chilene ist im Ganzen genommen abgehärtet und stark. Die Küstenbewohner baden sich das ganze Jahr, Sommer und Winter, in der See; der männliche Theil arbeitet ohnedem den ganzen Tag im Wasser und macht sich nichts daraus, daß ihn die Brandung oft ganz bedeckt. An das Heben und Tragen schwerer Lasten sind sie wie die türkischen Lastträger von Jugend auf gewöhnt. Die Frauenzimmer sind durchgehends von schöner Gestalt und angenehmen Gesichtszügen; ihr Aussehen ist gesund und frisch, der Teint zwischen gelb und braun. Die eigentlichen spanischen Kreolen haben jedoch eine hellere Hautfarbe und unterscheiden sich dadurch auf den ersten Blick von den andern Einwohnern. Die Chilenas (wie man das weibliche Geschlecht in Chili nennt) der höhern Stände, die größtentheils auch eine sehr sorgfältige Erziehung genießen, können sich wenigstens hinsichtlich der Schönheit und der angenehmen Manieren recht gut mit den Schönen Europa's messen. Die Damen der vornehmern Familien sind, da sie sich auf jede mögliche Weise gegen den Einfluß der Sonne zu schützen suchen, größtentheils sehr weiß, haben ein zartes Roth auf den Wangen und oft blaue Augen und blondes Haar.

Nachrichten von Capitän Alexander. *)

Capitän Alexander ist von seiner Reise in Südafrika, nordwärts längs der westlichen Küste, glücklich wieder in der Capcolonie angekommen. Seit vergangenem Februar hatte man nichts von ihm gehört, bis endlich Briefe von ihm eintrafen, welche die Besorgnisse seiner Freunde durch die Ankündigung seiner Rückkehr verscheuchten. Capitän Alexander hat bis jetzt nur einen sehr unvollkommenen Ueberblick seiner Reise mitgetheilt. Sein Weg beschreibt, wie er sagt, die Figur einer S, und dürfte sich folgendermaßen bezeichnen lassen: Von den heißen Quellen, die „warmen Bäder" genannt, ungefähr 40 Meilen nördlich vom Oranjefluß, ging er nordöstlich gegen das bergige Land, von dem aus nach der Regenzeit mehrere Ströme sich in den Konup oder Fischfluß ergossen, und hielt sich dann nördlich und nordwestlich, bis er die Wallfischbay erreichte, wo er die Mündung des Swakop — des Sommerset-River unserer Karten — sah. Der Lauf dieses Flusses wurde vor einigen Jahren von van Reenen einige Meilen weit aufwärts verfolgt; das Tagebuch dieses Reisenden über seinen Weg bis zur Wallfischbay ist nie im Druck erschienen. Da Capitän Alexander keine Führer bis jenseits des Swakop finden konnte, so wendete er sich ostwärts, in welcher Richtung er, seiner Angabe zufolge, 300 Meilen bis an den Saum der „undurchdringlichen Wüste" Kallihari zurücklegte. Obschon Capitän Alexander den Ebenen im Innern des Landes einen so wenig ermuthigenden Namen gibt, der von den Betschuanas unter einem höheren Breitegrad, und 500 Meilen weiter gegen Osten, entlehnt ist, so muß man deßhalb nicht glauben, daß er das Land, das er im Innern vor sich hatte, unfruchtbarer

*) Aus dem Londoner Athenäum.

oder schwieriger zu bereisen sind, als das, welches er in der Nähe der Küste bereits besucht hatte, denn er selbst sagt: „Ich wiederhole es, wenn Dr. Smith nicht schon bei den Maquainas (ein Stamm der Betschuanas) gewesen wäre, so würde ich sie sicher besucht haben;" das heißt, er würde das Innere dennoch durchreist haben, und diese Erklärung läßt sich nicht wohl mit dem Gedanken an eine „undurchdringliche Wüste" zusammenreimen. Von den Eingebornen in der Nähe der Wallfischbay gibt er folgende kurze Nachricht: „Die Damaras zerfallen in drei Stämme, nämlich in die Berg-, die Sand- und die Vieh-Damaras, d. h. solche, welche große Heerden besitzen. Ich fand es unmöglich, zu den letztern von Süden aus zu gelangen, weil sie in beständigem Krieg unter sich selbst und mit den Namaquas liegen. Ich traf mehrere Kriegsgefangene von ihnen, und habe ein kleines Wörterverzeichniß von ihrer Sprache gesammelt." Aus den vom Capitän Alexander eingezogenen Erkundigungen ergibt sich, daß ein Hottentottenstamm sich längs der westlichen Küste weiter ausgebreitet hat, als man bisher vermuthet hatte, so wie auch Dr. Smith die Entdeckung gemacht hat, daß auf einer bedeutenden Strecke nördlich vom Wendekreise, auf der Ostseite des Continents, ebenfalls Hottentottengemeinden existiren. „An der Wallfischbay, sagt der Capitän, sagten mir die rothen Männer (die Namaquas), daß jenseits der Damaras gegen Norden ebenfalls rothe Männer, Nubis oder das Many-Volk genannt, lebten. Ich konnte indeß meinen Führer nicht zu einen Versuch bewegen, die Damaras seitwärts zu umgehen, und bis zu den Nubis vorzudringen. Seltsam erscheint es, daß rothe Leute der Linie näher wohnen sollten, als die schwarzen Damaras." Capitän Alexander ist 200 Meilen weiter nördlich gekommen, als die im Jahr 1761 von den Holländern aufgeschickte Expedition, die bis 26° 18′ Breite gegen Norden kam. Seit jener Zeit ist indeß das Land der Namaquas häufig bis in der Nähe der Wallfischbay durchreist worden, und zwar von den Missionären, von Schmelen und Andern. So große Beschwerden Capitän Alexander auch zu erdulden hatte, so sank sein Muth dennoch nicht, und er behauptet die Möglichkeit, den afrikanischen Continent von Benguela bis Mozambique zu durchkreuzen.

Chronik der Reisen.

Bruchstücke aus dem noch ungedruckten Tagebuch Ed. Ludecus über dessen Reise von der mexicanischen Küste durch Louisiana, Arkansas, Mississippi, Ohio nach Pennsylvanien, im Jahr 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Reise nach Arkansas.

Den stolzen Mississippi rasch hinaufsteigend, entschwand der herrliche Anblick New-Orleans, der Schlüssel des größten Thales der Erde, bald aus unsern Augen. Die Ufer, ich möchte fast sagen, die Küste des Stromes, in der Nähe von New-Orleans sind reizend genug, um sie selbst uns verwöhnten Europäern interessant zu machen; die schönsten Zuckerplantagen, von hübschen Orangewäldchen umgeben, beleben die Scene; wir brachten den ganzen Tag auf dem Deck zu. — Ueber die Außenwelt kann ich nichts mittheilen; ich muß Euch sämmtlich bitten, mir in das Innere unserer Arche zu folgen, um Euch unsere Reisegefährten sammt und sonders, wie es hier Sitte ist, vorzustellen. Gimpel, Staare, Papageien, Spott-Vögel, Dompfaffen, Gänse, Enten, Stinkthiere, Turteltauben u. s. w., alles durch einander.

Ich fange mit dem Capitän an, der, kurz gesagt, ein charmanter Gesellschafter ist, freien und ungenirten Umgang liebt, der auch, trotz seines Steifzußes — er hat ein Bein in der Schlacht bei Leipzig verloren — noch munterer auf Einem Bein ist, als mancher Andere seines Alters mit zwei Füßen; er scheint ein sehr lebhafter und vielleicht etwas zu speculativer Kopf zu seyn, welches letztere wenigstens für das erste Jahr eine böse Eigenschaft an einem Einwanderer ist; ich weiß noch nicht recht, was ihn aus Deutschland weggetrieben hat, ich sollte aber denken, ein Mann in seinen Verhältnissen hätte besser gethan, das Wandern denen zu überlassen, welche gesunde und vollzählige Gliedmaßen haben. Der Lieutenant ist ohne Zweifel jetzt in Gegenwart seiner Braut beschäftigt, einer jungen Amerikanerin, von der ich nachher reden will, die Cour, das große und einzige Geschäft aller Lieutenants und jüngern Kammerjunker, zu machen. Mademoiselle N., die Braut des Letztern, scheint ein sehr geduldiges und genügsames Mädchen zu seyn, welche, da sie keine Ansprüche auf Schönheit machen kann, vielleicht auf die Aufmerksamkeit ihres Bräutigams Verzicht zu leisten scheint. Madame, von der ich schon eine kleine Skizze gegeben, ist, wenn sie will, des T—s Großmutter, und doch eine herzensgute Frau. Man nehme folgende Eigenschaften, als: gefällig, zänkisch, mitleidig, genau, ordentlich, zerstreut, thätig, hitzig wie Braunschweiger Mumme, gutmüthig, rasend, treu, geschwätzig; dieses zusammen multiplicirt mit sich selbst, und das Facit ist: Madame. Miß Cara Short, ihrer Angabe nach vierzehn Jahr alt, geht nach Cincinnati zurück, nachdem sie ihre Erziehung in einer Kostschule in Baltimore vollendet, und einen Besuch bei ihrem Bruder in Neu Orleans abgestattet hat. Sie ist hübsch, hat eine kleine zierliche Figur, schönes dunkles braunes Haar, eben solche Augen, die vielleicht noch schöner sind, als sie selbst glaubt, einen etwas mailcidösen Mund unter einer kleinen, ziemlich aufwärtsstehenden Nase, und einen, wie alle Amerikanerinnen, etwas bleichen Teint, dem aber durch Schminken nachgeholfen wird. Sobald sie bei Tisch erscheint, geht sie steif und gravitätisch, spricht selten oder nie, ißt nur wenig, und entfernt sich in derselben Art, wie sie gekommen, keinen Blick weder rechts, noch links werfend. Wenn sie aber in der Damencajüte ist, wo wir uns den größten Theil des Tages aufhalten, glaubt man kaum, dieselbe Person zu sehen; sie tanzt, springt, lacht, coquettirt und commandirt, kurz sie ist ein wahrer Unband, und ich kann zuweilen einen gewissen Verdacht über ihren Charakter nicht unterdrücken; wenigstens würde ich in Deutschland alle Ursache dazu haben, wenn ich ein junges Mädchen dort in gleicher Art sich benehmen sähe. Sie reist unter Protection des Steuermannes am Bord.

Nebst diesen drei Damen gibt es noch eine vierte Bewohnerin der Ladies-Cajüte, wie mir scheint, eine Farmersfrau; sie reist nach einer am Mississippi gelegenen Plantage, früheres Eigenthum ihres Sohnes, welcher vor acht Monaten von einigen Sklaven überfallen, ermordet, und in den Mississippi geworfen worden war. Dieß wäre nun ein so gar großes Unglück nicht gewesen, wenn nur der dumme Sohn seine Uhr nicht bei sich getragen hätte, welche, nachdem der Leichnam erst einige Wochen später gefunden worden, durch das Wasser ganz und gar verdorben war.

Die Gentleman-Cajüte ist außer den erwähnten Personen noch von mir, dessen Charakteristik zu geben Bescheidenheit mir verbietet, so wie von Advocaten, Kaufleuten, Pflanzern und Schwarzfüßen (Glücksrittern) bevölkert.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

5 December 1837.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber einige Franken im Orient.

Noch vor fünfzig Jahren betrachtete man einen Renegaten mit Abſcheu, jetzt zuckt man bloß die Achſeln, und meint, es ſey doch unanſtändig, ſeines Auskommens wegen auch ſeinen Glauben zu ändern. In den letzten Jahrhunderten war die Zahl derjenigen, die nach dem Orient gingen, gering: ſie beſtanden meiſt aus Handelsleuten, die ihrem Glauben treu blieben, aus einigen militäriſchen Abenteurern, die nur dadurch ihr Glück machen konnten, daß ſie ihren Glauben änderten, und einigen unglücklichen Sklaven, welche noch weit entſchuldbarer waren, wenn ſie, um ihrem elenden Zuſtande zu entgehen, den Islam annahmen. Dieſe letztere Kategorie beſteht wohl jetzt gar nicht mehr, die Zahl der militäriſchen Abenteurer hat ſich, man kann wohl ſagen, verhundertfacht, und die meiſten haben ſogar nicht mehr nöthig, ihren Glauben zu ändern, um eine Anſtellung zu erhalten, während die erſte Claſſe, die der Handelsleute, an einzelnen Orten zu-, an andern abgenommen hat, im Ganzen aber wohl ſich gleich blieb. Dagegen hat ſich eine neue Gattung beinahe erſt gebildet, denn ſie iſt eigentlich nur durch die Vermehrung anderer Claſſen möglich geworden, nämlich die Claſſe armer Induſtrieritter, die meiſt von den übrigen Europäern, namentlich von den Reiſenden leben, welche letztere Claſſe ſich eben ſo wie die der militäriſchen Abenteurer verhundertfacht hat. Sonſt war eine Reiſe durch Kleinaſien, durch Syrien, nach Bagdad, in Aegypten u. ſ. w. ein wahres Ereigniß, jetzt wäre es keine kleine Sache, die Zahl und die Namen dieſer Reiſenden anzugeben, von denen die Wenigſten mehr daran denken, ein Buch zu ſchreiben oder auch nur Reiſenotizen aufzunehmen.

Aus allem dieſem leuchtet eine Verbindung mit dem Orient hervor, wie man ſie ſich vor fünfzig Jahren noch nicht träumen ließ. Leider aber ſind es gewöhnlich nicht die Tugenden, welche verſchiedene Völker bei ihrer erſten Bekanntſchaft einander mittheilen. Es iſt eine alt bekannte Bemerkung, daß rohe und geiſtigſchwache Völker, wie die amerikaniſchen und auſtraliſchen Indianer, ſo wie die Negervölker Afrika's, durch den Verkehr mit den Europäern moraliſch ſchlechter geworden ſind. Treffen aber verſchiedene Völker und Völkercomplexe zuſammen, welche beide auf eine alte Civiliſation fußen, ſo werden wohl beide vor allem ihre Fehler und Laſter austauſchen. Dieß trat auch bei dem Verkehr der Orientalen und Occidentalen ein; die erſten lernten die Unmäßigkeit in geiſtigen Getränken, oder fingen wenigſtens an, ſie allgemeiner und ungeſcheuter zu üben, die andern ſchwelgten in orientaliſchen Wolluſten. Hier richtet ſich ein reicher Franke ein ziemlich wohlverſehenes Harem in Conſtantinopel ein, und äfft die Religionsgebräuche des Islams nach, dort treten St. Simonianer in die Dienſte des Paſcha's von Aegypten, und werden Moslems, bloß um ſich nach Gefallen und ohne Unterhändler Sklavinnen kaufen zu dürfen. Dieß iſt eine Folge des religiöſen Indifferentismus, der ſich der ſogenannten gebildeten Geſellſchaft des Occidents bemächtigt hat, und großentheils darin ihren Grund hat, daß die Formen der Religion mit dem Geiſte der Zeit nicht gehörig Schritt gehalten haben. Allein die Erſcheinung ſelbſt deutet auch auf die Erſchlaffung des religiöſen Glaubens im Orient hin, wie wir bei einer frühern Gelegenheit bemerkt haben. (S. Nr. 288.)

Allerdings hat außer dem völkerverbindenden Handel auch die Wiſſenſchaft einen Vereinigungspunkt gefunden. Das Studium der orientaliſchen Sprachen, namentlich des Arabiſchen iſt, nachdem es einen mühſeligen Proceß erſt als Dienerin des Bibelſtudiums, dann als eine ziemlich müßige philologiſche Spielerei durchgemacht, endlich auf einen Punkt gediehen, wo es wahrhaft ſegenbringend für die Kenntniß der Länder und Völker und ihrer Geſchichte, ſo wie für den Verkehr zwiſchen den chriſtlichen und muhammedaniſchen Völkern geworden iſt, und wir haben kürzlich ein Beiſpiel mitgetheilt *), wie Europäer ihren Eifer für arabiſche Literatur auch in einzelnen Eingebornen wieder anfachten. Leider aber ſind dieſe Berührungspunkte noch ſehr ſchwach. **)

In Laſtern dagegen haben ſich Orientalen und Occidentalen ſchnell zuſammengefunden; ſchon oben haben wir der Völlerei

*) Siehe den Artikel: über gelehrte Geſellſchaften in Aegypten. Nr. 315.

**) Wir ſprechen hier abſichtlich nicht von Indien, ſondern nur von Vorderaſien und Nordafrika.

auf der einen, der Ausſchweifungen in der Wolluſt auf der andern Seite erwähnt, können aber nicht umhin hier noch einen verwerflichen Genuß anzuführen, den man gewöhnlich für ganz verſchollen, ja faſt für fabelhaft hält, den Genuß des Haſchiſch. Dieſer Haſchiſch iſt nach Einigen Bilſenkraut (hyoscyamus) nach Andern aber nichts Anderes als eine Infuſion von Hanfkörnern und Hanfwurzeln,*) die man mit Butter aufkochen läßt, und dann mit Zucker und geſtoßenen Mandeln oder Piſtaciennüſſen vermiſcht, aus welcher Miſchung dann gewöhnlich Tafeln gemacht werden. Dieß iſt wenigſtens die Art, wie er in Cairo meiſtens verkauft wird. Der Genuß davon erzeugt eine tolle Luſtigkeit, und regt auch die Geſchlechtsluſt heftig an. Wer Haſchiſch nimmt, gilt auch im Orient zum Mindeſten für einen Bruder Liederlich; ziehen Haſchiſcheſſer durch die Straßen, ſo geht es nicht ohne Skandale ab, die Frauen verhüllen ſich ſogar die Augen, und die friedlichen Leute kehren um, damit ſie nicht mit den Haſchiſcheſſern zuſammentreffen; befinden ſich dieſe in einem Garten, ſo hört man nichts als ihr tolles Gelächter und ihre ſinnloſen Reden, denn es iſt eine bemerkenswerthe Folge des Haſchiſcheſſens, daß die Leute dann im höchſten Grade geſellig werden, und ihrer tollen Luſtigkeit, namentlich unter ihren Cumpanen, den Lauf laſſen, während das Opium in einen wolluſtigen Halbſchlaf verſenkt. Die Franken im Orient haben nicht ermangelt, auch dieſen Genuß ſich zu verſchaffen, und Geſellſchaften gebildet, wo ſie den Haſchiſch mit einander eſſen, und dann mit einander tollen. Wir können keine beſſere Schilderung davon geben, als die Worte eines Eingeweihten ſelbſt: „ich erinnere mich eines in den Annalen des Haſchiſch berühmten Tages: es war der 8 Februar 1836. Welche Orgie! Welches Durcheinander! wir Alle hatten rothe blutunterlaufene Augen. Wir waren zu dreißig in einem Hauſe von Alt-Cairo, nahe am Ufer des Nil, verſammelt. Nach einem prächtigen mit reichlichen Libationen eingenommenen Mahle brachte man den Haſchiſch mitten in der Nacht! Man fiel darüber her, und aß mit Begierde; aber nun folgte auch ein Getobe, ein wahres Pandämonium that ſich auf! Man tanzte, aber welcher Tanz! Es war eine Sündfluth von Worten, von Muſik, von Tollheit; ich glaube nicht, daß je ein Narrenhaus eine ſolche Scene darbot. Endlich fielen wir alle vor Ermattung nieder, und wälzten uns auf Kiſſen und Teppichen. Einer von uns, weniger berauſcht als die andern, bewachte die im todähnlichen Schlummer Daliegenden. Dieſes Schauſpiel muß etwas Schauerliches gehabt haben! Am andern Morgen kehrte jeder mehr oder minder ſtumpfſinnig nach Hauſe zurück. Drei Tage lang blieb ich völlig dumm!" Dieſen edeln Genuß hat man auch ſchon nach Marſeille zu verpflanzen geſucht, von wo er gewiß bald nach Paris gelangt. Man ſieht, Orient und Occident wollen ſich nichts ſchuldig bleiben. In andern Beziehungen ſtehen ſie ſich ſo ſchroff gegenüber, aber Laſter nehmen ſie ſo leicht von einander an; nem fallen hier nicht Heine's Verſe ein:

Niemals habt ihr mich verſtanden,
Niemals auch verſtand ich euch.
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
Da verſtanden wir uns gleich.

*) Zu erwähnen möchte hier ſeyn, daß man auch in Indien aus den Wurzeln des Hanfes ein berauſchendes Getränk, Bang genannt, bereitet, und daß man den Bang auch auf eine Art einkocht, daß man ihn wie Opium raucht.

Grenada.

(Fortſetzung.)

Der erſte Eindruck beim Eintritt in die Veſte iſt Trauer erregend: rechts liegen die Trümmer von fünf oder ſechs mauriſchen Thürmen, deren höchſter noch als Glockenthurm dient, und den eine chriſtliche Glocke gegen die Beſchädigungen der Menſchen ſichert, wie das Kreuz das römiſche Coloſeum, links ſtehen die viel jüngern Ruinen eines Palaſts, den Karl V baute, welcher nach Ferdinand und Iſabella auch ein Andenken in der Alhambra zurücklaſſen wollte; dieſer Palaſt war nie etwas Anderes, und wird nie etwas Anderes ſeyn, als eine Ruine, denn er wurde nie ausgebaut, und ſeine ſchöne Façade im Style der Epoche, worin die Kunſt aufs neue ſich erhob, ohne Dach, und durch ſeine großen Fenſter ganz durchſichtig, trotzt keck den Unbilden der Witterung ſchon ſeit drei Jahrhunderten, ohne auch nur einen Stein verloren zu haben. Dieſer Palaſt, ein Werk von Berruguete, dem berühmteſten Architekten der Epoche Karls V, ſcheint von dem mächtigen Kaiſer in einer jugendlichen Nachahmungsſucht gebaut worden zu ſeyn, gleichſam um neben dem Palaſt der mauriſchen Könige zu zeigen, was die Kunſt der Sieger, die damals in ihrem höchſten Glanze ſtehende ſpaniſche und chriſtliche Kunſt vermöchten. Aber die Architekten Spaniens ſiegten nicht, wie ſeine Feldherren. Der koſtſpielige, auf einem Theile der Alhambra ſelbſt aufgeführte Bau, der mit ſeinen ſchweren ſteinernen Grundlagen das luſtige auf ihm ruhende Gebäude ſtützt, iſt unvollendet geblieben. Eine dreifache Façade in dem imponirenden, aber baſtardartigen Style der wieder auflebenden Kunſt (la renaissance) mit ſeinen gedrückten Bogen, und ſeinen reichen, ſchweren, unter dem Gewicht der Skulpturen erliegenden Fenſtern bildet keinen ſehr glücklichen Contraſt mit den ſchlanken Säulchen, und den zierlichen Arabesken der Patios der Alhambra, welche nur durch eine einfache Mauer davon geſchieden iſt. Das Auge, das auf allen Seiten mauriſche Denkmäler ſucht, ſieht ungern von den ſchönen mauriſchen Thürmen, deren röthliche Baſtionen unter der Laſt der Jahren zuſammenbrechen, gleich einer Theaterdecoration dieſe große durchbrochene Mauer ſich erheben, ein ächtes Emblem dieſer ganzen zerfallenen Größe und des unerreichten Ruhms, welcher Spanien ſeit den Tagen Karls V ausgezeichnet.

Ich ließ das entfleiſchte Skelett von Berruguete's Werk bei Seite liegen, und betrat die Caſa Real, die ich ſtatt mit dieſem traurigen modernen Namen mit dem alten und ächten Namen Alhambra bezeichnen will; mit Einemmal befand ich mich in dem herrlichen Vorgemach des Palaſts der Könige von Grenada, bekannt unter dem Namen des Patio de los Arrayanes, oder Myrtenhof. Man erwarte hier keine ins Einzelne

gehende Beſchreibung dieſes zauberhaften Orts, keine genaue Meſſung der ſchlanken Säulen und der langen Galerien mit Blumengewinden aus Stuck und Marmor. Der wahre Enthuſiasmus, — eine ſeltene Sache in unſern Zeiten und bei unſern Touriſten, — fühlt, und legt nicht den Maßſtab an, und die Wahrheit zu ſagen, — ich ſehe nicht ein, was einige Fuß Länge mehr dem wahrhaft religiöſen Gefühl von Bewunderung hinzufügen können, von dem ich mich bei dem Eintritt in dieſen Raum ergriffen fühlte. Was übrigens ſolche Details betrifft, ſo haben mir der Verfaſſer der Paseos artisticos de Granada und Hr. de Laborde in ſeiner vortrefflichen Beſchreibung der Alhambra nichts zu thun übrig gelaſſen, und auf dieſe Werke verweiſe ich den, der neugierig iſt zu wiſſen, in wie viele Kubikfuß man eines der erſten Wunder der Welt einzuſchließen vermochte.

Der Patio de los Arrayanes iſt ein offener Hof in länglich viereckiger Form, in deſſen Mitte ein ſchmales Waſſerbecken ſich ausdehnt, das mit Streifen von Blumen und unter der Scheere gehaltenen Zwergcypreſſen umgeben iſt, deren coſette Symmetrie vollkommen mit dem ſymmetriſchen und blumenreichen Style der arabiſchen Architektur harmonirt. Lange weiße Mauern, hie und da von zierlich gemeiſelten Thüren unterbrochen, erſtrecken ſich auf beiden Seiten, aber an beiden Enden iſt eine doppelte Galerie, wo die unerſchöpflichen Schätze jener phantaſtiſchen Kunſt, die unter den Händen von Feen hervorgeſproßt zu ſeyn ſcheint, ſich in ihrem vollen Glanze entfalten. Der reiche Saal der Geſandten, den man im Hintergrund des Patio erblickt, öffnet ſich wie eine verſtohlene Ausſicht auf dieſe Feenwelt, dieſes irdiſche Paradies, dem nichts mangelt, als Frauen und arabiſche Wohlgerüche. Aber durch die erſte Galerie, durch die man eingetreten iſt, hindurch erblickt man bald den Patio de los Leones mit der berühmten Löwenquelle, und den Patio de los Arrayanes, den Vorhof des Tempels, verläßt man bald, um in dieß Heiligthum zu treten.

Die Empfindung, die beim Anblick berühmter Ruinen, namentlich des Südens, die ſelbſt in ihrem Verfall noch ſo geſchminkt, noch ſo ſchön ſind, mich vor allen andern beherrſcht, iſt eine Art ſtupider Ungläubigkeit, indem ich mir nicht alſobald vorſtellen kann, daß die Mauern, die ich vor mir habe, ſo alt ſeyn ſollen als man ſagt. Niemals aber war dieſe wunderliche Empfindung ſo lebhaft vor mir, als hier in der Alhambra, der freundlichſten und am beſten erhaltenen von allen Ruinen, wenn man dieſen Namen einer Wohnung geben kann, die von ihren Beſitzern geſtern verlaſſen worden zu ſeyn ſcheint, um morgen dahin zurückzukehren. Die Schminke findet ſich leider auch hier, wie auf der Wange einer alten Coſette, denn die barbariſchen Beſitzer dieſes Kleinods aus Stuck und Marmor haben vor etwa 40 Jahren alle die zierlichen Skulpturen mit Kalk aufgefriſcht, und die Runzeln, welche die unerbittliche Zeit darin zurückließ, mit einem unedeln Mörtel verſtrichen.

Aber trotz allem dem, was die Eroberer von Grenada ſeit drei Jahrhunderten thun konnten, die Alhambra zu verderben, obgleich ſie ſolche ganz ließen, wäre doch der Patio de los Leones für ſich allein hinreichend, eine ganze Civiliſation, ein ganzes Volk, eine ganze Epoche vor uns aufzuſchließen. Während mehr als einer Viertelſtunde hatte ich Mühe mich zu überzeugen, daß die trägen Herrſcher des in ſeiner Macht zerfallenden Grenada's wirklich dieſen lieblichen Ort verlaſſen hätten, wo ſie Alles vergaßen, ſelbſt den Thron, den ſie verlieren ſollten. Ich mußte von Zeit zu Zeit das unbewegliche Geſicht des Hüters der Alhambra, den vollſtändigſten ſpaniſchen Typus den ich je traf, betrachten, um mich zu überzeugen, daß ich einen Viejo Chriſtiano, einen alten Chriſten mit grauem Bart neben mir habe, und nicht einen Stummen aus dem Harem Boabdils.

Der gute Mann, meines hartnäckigen Schweigens endlich müde, entſchloß ſich mich allein zu laſſen mit den phantaſtiſchen Bewohnern dieſes Zauberorts, und ich konnte nun ganz nach Herzensluſt mich um drei oder vier Jahrhunderte zurückverſetzen, und, an eine Säule gelehnt, mir eine Geſchichte Spaniens zuſammenſetzen, wie man ſie in Büchern nicht niederſchreibt. Ich weiß nicht, täuſche ich mich, aber mir ſchien, als ob die zwei Stunden, die ich in der Alhambra zubrachte, mich tiefer in den Geiſt dieſes noch immer geheimnißvollen Volks eingeweiht hätten, als alle wiſſenſchaftlichen Studien. Vor dieſem Miniaturbild des orientaliſchen Lebens, das ich vor Augen hatte, mit ſeinen kleinen Verhältniſſen, ſeiner etwas manierirten Eleganz und ſeiner Architektur, die wie ſeine Poeſie unter der Laſt der Zierrathen ſich beugt, begriff ich mit Einemmal durch eine jener lebendigen Anſchauungen, welche das Studium allein nicht gibt, wie dieſe arabiſche Eroberung, der kaum zuvor Spanien noch zu eng war, endlich nur noch an den Mauern der Alhambra hing, und gleich einer Schlange hier ſich in ſich ſelbſt zuſammenringelte, nachdem ſie zuvor den Erdkreis umſpannt hatte. Dieſes lachende Harem ähnlicher einem Boudoir als einem königlichen Palaſt, dieſe friſchen Schatten mit dem murmelnden Waſſer, dieſe unterirdiſchen Bäder, wo das ſternenartig durchbrochene Gewölbe auf die Marmorkuſen nur ein mildes Halblicht durchſchimmern ließ, dieſe Luft, die noch warm ſchien von den Wohlgerüchen des Orients, dieſe Bäume mit dem ewigen Jugendgrün mitten unter ſo viel Ruinen, ihren Zeitgenoſſen, alles dieß belehrte mich ſchnell, wie der wilde Muth der Bezwinger der Halbinſel in den Wollüſten dieſes andaluſiſchen Capuas erſchlafft war. Mit Einem Blick durchlief ich die ganze Geſchichte des ſpaniſchen Arabiens, ich ſah dieſe Eroberung, wie ſie in den Schranken der Halbinſel ſich zu eng fühlend über Gallien hinfluthete, dann allmählich auf ſich ſelbſt zurückwich, und nach und nach von allen ihren Anhaltepunkten verjagt, und durch den Strom der chriſtlichen Eroberung zurückgeworfen, endlich zum Letztenmal vor ihrer Rückkehr über die Meerenge in dieſer Huerta von Grenada anhielt, der letzten und ſchönſten Provinz von allen, die ſie beſeſſen hatte.

Als beredtes Emblem der Geſchicke des moslemitiſchen Spaniens, bis zur letzten Stunde voller Kämpfe und Wolluſt, bot mir die Alhambra, Veſte und Harem zugleich, mit ihren hohen halbzerfallenen Thürmen und ihren wie zum Empfang der Gäſte noch aufrechtſtehenden Marmorſälen, den Anblick eines Lagers neben dem Palaſt, des Beduinenzeltes neben dem Harem des Khalifen. Auf der einen Seite die ungeheuren Mauern, roth wie der blutige Boden, der ſie trägt, die torres vermejas

(rothen Thürme) gespalten durch die Länge der Zeit und die Kugeln Ferdinands; auf der andern Seite der enge Raum, wo diese zu Königen gewordene Beduinen in ihren Marmorzelten von dem Kriege ausruhten, und wo der sorglose Boabdil in der Alhambra sein ganzes Königreich einschloß. Man muß sich indeß erinnern, daß das arabische Spanien mit den Ommiaden durch die Eroberung der Afrikaner fiel, fast drei Jahrhunderte ehe nur die Alhambra aus dem Boden emporstieg. Diese rohen Barbaren, aus ihrer Wüste mit Einemmal in diese weichliche Civilisation des arabischen Spaniens verpflanzt, entnervten schnell unter dieser für sie allzu sehr mit Wohlgerüchen erfüllten Luft. Seit dem Ende des Khalifats von Cordova ist die Geschichte des moslemitischen Spaniens nur noch ein fortwährendes Sinken, und da es einmal untergehen sollte, so ward wenigstens nie eine Monarchie und ein Volk, welche beide mit einander erloschen, in einem zierlichern Grab verschlossen, als die Alhambra ist.

(Fortsetzung folgt.)

Musik der Hindus.

An keiner Unterhaltung finden die Muhammedaner und Hindus so viel Gefallen als an der Musik. Alle Feste der letztern werden von derselben begleitet, und nicht nur bei allen feierlichen oder sonstigen Aufzügen und vielen ihrer religiösen Ceremonien spielt sie eine Hauptrolle, sondern sie bildet auch in den meisten häuslichen Cirkeln die Abendunterhaltung. Man mag sich in Indien befinden, wo man immer will, in der Nähe eines einsamen Weilers oder einer einzelnen Hütte, stets wird man den Klang der Cymbeln, den Schall der Trommeln oder der Trompeten, und den Ton anderer Instrumente hören. Der größte Reiz scheint dem fröhlichen Indier nicht in der Qualität, sondern in der Quantität der Töne zu liegen. Ueberraschend ist es, zu sehen, welche Aufregung bei dem sonst so phlegmatischen Hindu die Musik einer jener Banden hervorbringt, die er gewohnt ist, für Meister ihrer Kunst zu halten. Die Wirkung ist elektrisch. Seine Augen, die kurz zuvor noch gleichsam bewußtlos vor sich hinstarrten, glänzen, von einem ungewöhnlichen Feuer belebt. (Oriental Annal for 1838.)

Chronik der Reisen.

Bruchstücke aus dem noch ungedruckten Tagebuch Ed. Ludecus über dessen Reise von der mexicanischen Küste durch Louisiana, Arkansas, Mississippi, Ohio nach Pennsylvanien, im Jahr 1835 und 1836.

(Fortsetzung.)

Reise nach Arkansas.

Unsere kleine kokette Miß, gewohnt, uns fortwährend bemüht zu sehen, sie zu unterhalten, war gestern sehr ungehalten darüber, uns drei mit dem Schreiber und Geschäftsführer am Dampfboot einen Whistisch arrangiren zu sehen; sie fing erst leise, dann laut an, Bemerkungen darüber zu machen; wir beachteten es nicht, die ungemessene Prätension der amerikanischen Ladies wohl kennend, allein unser Stillschweigen schien ihr eine Anerkennung unserer Schuld zu seyn; sie wurde dreister, und äußerte Dinge, die einige scherzhafte, doch a tige Erwiederungen von unserer Seite zur Folge hatten; sie wurde nun heftiger, der Geschäftsführer und ich fingen an zu lachen, und unsere Kleine gerieth so in Harnisch, daß sie ausrief, sie sey nicht gewöhnt, solche Ziegels in der Damencajüte Karte spielen zu sehen. Diese Grob- oder vielmehr Gemeinheit versetzte mich in ein helles Gelächter, aber der Geschäftsführer warf die Karten auf den Tisch, sagte ihr einige derbe Sachen, und verließ die Cajüte, um dem Steuermann, ihrem Mentor, das Benehmen seines Zöglings kund zu thun. Der Capitän und der Lieutenant, die nicht wußten, was vorging, sahen mich an, und ich ermahnte sie, sich bei der jungen Prinzeß für den Ziegel zu bedanken, was ich selbst so weit that, daß ich gestand, ich sey nicht wenig erstaunt, ein junges Mädchen von 16 Jahren sich so ungezogen aufführen zu sehen; ihre einzige Antwort hierauf war, sie sey erst 14 Jahr alt. Der ältern Dame, deren ich oben erwähnte und die ihr Vorstellungen machte, verbot sie mit den Worten: „halt dein Maul," fortzufahren; dagegen ertrug sie zu meinem größten Erstaunen die Vorwürfe der Stuarts oder Cajütaufwärterinnen, beide Schwarze, welche die Sache erfahren, und zuletzt mußte sie noch eine Strafpredigt von dem Steuermann, die eine ganze Stunde dauerte, mit anhören.

Nachdem die Baton Rouge, wo die ersten Hügel zu erblicken sind, ein kleiner Platz auf dem linken Ufer des Mississippi, vorüber waren, verminderten sich die Plantagen zusehends; Zuckerrohr war gänzlich verschwunden, und an dessen Stelle die Baumwollenstaude getreten. In Natchez wurde eine Stunde angehalten, welche Zeit wir benutzten, diese Stadt zu besuchen. Sie liegt auf der Spitze einer Reihe Hügel, die in den Mississippi auslaufen, und in zwei Abtheilungen erbaut ist. Natchez unter den Hügeln besteht aus wenigen Straßen, welche sehr in Verruf stehen; sie wird von Tanz-, Trink-, Spiel- und andern schlechten Häusern gebildet, zwischen denen einige kleine Kauf- und Waarenhäuser zerstreut stehen. Eine breite Straße führt nach der eigentlichen Stadt Natchez auf den Hügeln hinauf; hier findet man sich angenehm überrascht — denn der untere Theil der Stadt ließ mich wenig erwarten — eines der reizendsten Städtchen, was mir jemals begegnet, zu erblicken; zwischen dem Abhang des Hügels und den ersten Häusern ist ein großer Platz mit Rasen bewachsen. Die Stadt selbst besteht jetzt aus sechs Straßen, die etwas bergauf laufen, und aus sieben andern, welche jene rechtwinkelig durchschneiden, und so regelmäßige Vierecke bilden; doch sind sie nur theilweis ausgebaut, einige glänzend rothe Backsteintrottoirs laufen auf beiden Seiten derselben, und der schöne Pride of China (China's Stolz) wirft seine breiten Schatten weit umher. Die Stadt hat ein Theater, mehrere Kirchen und Banken.

Vicksberg, ein anderes kleines Städtchen, das sich aber aller Wahrscheinlichkeit nach gleich Natchez rasch heben wird, passirten wir in der Nacht; ich weiß deßhalb darüber nichts zu sagen.

So oft das Dampfboot hält, machen wir einen Besuch auf dem festen Lande, dann und wann den Pflanzer in seiner Blockhütte aufsuchend, um ihn mit hundert und tausend Fragen zu quälen, worin der Capitän besonders sehr stark ist; ich sah mich oft gedrungen, um nicht gar zu zudringlich zu seyn, mir kleine Abänderungen bei der Uebersetzung zu erlauben. Er, der ein sehr lebhafter Mann ist, und die steilen Ufer, trotz seines hölzernen Fußes, mit Leichtigkeit auf- und absteigt, setzt die Bewohner dieser Wildnisse in nicht geringes Erstaunen, wenn er, da er wegen Unkenntniß der Sprache keine Unterhaltung finden kann, seiner Lebhaftigkeit durch einen trillernden Gesang oder ein munteres Stückchen pfeifend, freien Lauf läßt; ich habe mich schon mehreremale genöthigt gesehen, einen kleinen Commentar über die deutschen Soldaten zu liefern, um die Ursache davon auseinander zu setzen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1837.

Copenhagen.

(Aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.)

Copenhagen liegt flach, und macht deßhalb nicht den großen Eindruck, welchen es bei späterer Kenntniß seiner innern Schönheit, und vorzüglich seines herrlichen Hafens hervorbringt. Die zwei Forts im Meere, welche auf Sandhügeln gebaut sind, die malerische Citadelle und der sogenannte lange Weg, eine Promenade, die sich längs der Meeresufer hinzieht, nehmen sich sehr reizend aus, und dieser Anblick wurde noch durch eine Unzahl von Spaziergängern verschönert, die auf diesen schattenreichen Quais und den Hafendämmen auf- und abwogten. Die Eintheilung der großen Marine-Etablissements im Hafen zu Copenhagen darf als Muster aufgestellt werden, und die Schiffswerften, Magazine, Canäle und Werkstätten sind in kolossalen Dimensionen ausgeführt. Der Kriegshafen, welcher mit der Rhede in Verbindung steht, ist vollständig gegen die Brandung gesichert, und von dem Hafen der Kauffahrer durch eine Floßbrücke geschieden. Von der schönen Insel, dem neuen Holm, gehen die neugebauten Kriegsschiffe in die See; allein die Zeit ist für Dänemark vorüber, wo es neue Schiffe baute, und trauernd und entkleidet steht der Ueberrest seiner Flotte, sieben schöne Fregatten, in dem lebensarmen Hafenbassin. Auf den beiden Inseln des Christiansholm sieht man das Arsenal und die vortreffliche Marineschule, und auf der Insel Amak, die zu Copenhagen gehört und doch durch Sitte und Tracht so fremd geblieben, stehen die Schiffsdocks, berühmter als sie es verdienen.

Noch sieht man die Zerstörung, welche Nelsons Flotte angerichtet, und die so blendend in die Augen fallenden Vertheidigungswerke Copenhagens haben sich zu unzulänglich bewiesen, um an ihrer Mannichfaltigkeit zweifeln zu können. Stadt und Hafen können von einer auf die Rhede gehenden feindlichen Flotte beschossen werden, und hier scheint kein anderes Mittel zu helfen, als zwei neue Forts isolirt ins Meer zu bauen, um die Rhede und die schon bestehenden Werke zu schützen. Diese Etagenforts müßten etwa wie die Thürme zu Ingolstadt oder die großen Batterien zu Portsmouth mit einer hinlänglichen Anzahl schweren Geschützes bekleidet seyn, um dem Feuer der fremden Linienschiffe zu begegnen. Schon längst ist diese Nothwendigkeit in Copenhagen erkannt, und man sprach gerade jetzt mehr als jemals von der Ausführung obenberührten Planes.

Die Ankunft eines Dampfschiffes ist in Copenhagen ein Fest, und unzählige Menschen erwarten es an den Ufern. Die Einrichtung der Douanen ist sehr bequem, da man aus dem Schiffe in den mit Barrieren umgebenen großen Hofraum tritt, der von neugierigen Zuschauern umstellt ist. Das Ganze gleicht hierdurch einem Schauspiele, das in einer Arena zum Besten gegeben wird. Hier erwarten zierliche Equipagen und freundliche Gastwirthe die Ankommenden, und wie man nur ein Hotel ausgesprochen, wird man auch schon im sausenden Galopp entführt. Ich hatte mich eben erst nach einem Absteigquartier erkundigt und den Namen Hôtel royal etwas laut fragend nachgesprochen, als ich gleich in einem englischen Gig saß, und durch meinen Führer erfuhr, daß er der vortreffliche, obschon etwas taube Wirth sey, der mich beherbergen wolle. Raschen Laufs fuhren wir durch die schönen breiten, meistens rechtwinkeligen Straßen, und ich war aufs angenehmste überrascht, in einen räumlichen Gasthof einzufahren, welcher der hohen stolzen Christiansburg gerade gegenüber liegt, und nur durch den schönen, vom großen schiffbedeckten Canal in Diagonale durchschnittenen Schloßplatz davon getrennt wird. Die Christiansburg ist ein sehr großes Schloß, das auf den Trümmern des abgebrannten erbaut wurde und beinahe vollendet ist. Es wird umflossen von dem Canale, der die ganze Stadt durchschneidet, und liegt auf einer dadurch gebildeten Insel oder Holm. Das Gebäude ist in seiner ersten Etage zu hoch von der Erde und außer Proportion, der Hof und die Seitenflügel aber sind sehr schön. Das Vestibul hat zu wenig Licht, die doppelte Haupttreppe aber ist einfach und edel. Die Gemälde aus der dänischen Kirchen- und Staatsgeschichte von Londt und Eckersberg sind durchgehends gelungen. Die gemalten Basreliefs sind matt und unbedeutend, dagegen die eingelegte Holzschnitzarbeit auf Mahoganygetäfel und die geblumten Seidenmeubels superb. Eiserne Oefen, die von innen geheizt werden, scheinen mir für königliche Appartements nicht zu passen. Porphyrvasen sind

hier, aus Schweden geſchenkt, die wohl zu den ſchönſten der Welt gehören. Der Rittersaal, weiß mit Gold, die Galerie mit den Basreliefs von Biſſen und korinthiſchen Säulen, die Rotunda, die Marſchallstafel, die pompejiſchen Fresken, der höchſte Gerichtsſaal mit den drei ſilbernen Löwen, die Schloßkirche mit den herrlichen Roſetten und Basreliefs von Thorwaldſen, alles das iſt groß, erhaben und geſchmackvoll, und wird die Chriſtiansburg unter die erſten Schlöſſer Europa's ſtellen.

Die Frauenkirche iſt auf den Trümmern der im J. 1807 zuſammengeſchoſſenen von Hanſen wieder aufgebaut, der auch der Schöpfer der Chriſtiansburg iſt. Sie iſt einfach und ſchmucklos. Die breite, ringsumlaufende Galerie iſt von Säulen getragen, und unten in großer Marmornische über dem Altare ſteht der Erlöſer, umgeben an den beiden langen Seiten von den Apoſteln. Die Kirche ſelbſt iſt ſchlecht in Akuſtik, die noch immer eine Hauptſchwierigkeit der Architektur bildet, und ſtets faſt nur zufällig errathen wird. Auf der Galerie des viereckigen Thurmes überſieht man am beſten die Poſition der Engländer, als ſie ohne Schwertſchlag bis zu den die ganze Stadt beherrſchenden Höhen von der langen Linie an, über das Weſternthor, Fredriksberg zum Meere vordringen konnten und recht con amore die geängſtigte Stadt zuſammenſchoſſen. Nelſon hatte 1801 ſeinen famoſen Angriff hinter dem Dreikronenfort gemacht, und 1807 landeten die Engländer, ohne nur bemerkt zu werden, hinter dem Thiergarten, nur drei Meilen von der Stadt. Wäre nur die Hälfte der Vedetten dort geſtanden, die jetzt einen wahren Schildwachencongreß auf dem Amalienplatz bilden, ſo wäre das kühne Beginnen bekannt und wahrſcheinlich vereitelt worden. Der Exercirplatz hinter dem Canale iſt ſo ſchön, als das Marsfeld bei Paris, und die Lage des Schloſſes Fredriksberg, gleich über der Stadt, ungemein reizend. Einige Freunde gaben mir in dem lieblichen Charlottenlund ein Diner, das zu den ſchönſten Erinnerungen meiner Reiſen gehört. Die Dänen ſind fein, geiſtreich, gebildet, und verbinden mit dieſen Eigenſchaften eine Gutmüthigkeit und Gaſtfreundſchaft, die dem Fremden ſelten in ähnlichem Maße vorkommt. Ich habe ſtets gefunden, daß beide Tugenden in den Städten am vorherrſchendſten ſind, wo die wenigſten Fremden hinkommen, und Copenhagen wird eigentlich erſt ſeit ein paar Jahren durch die Dampfſchifffahrt regelmäßig beſucht. Die Stadt ſelbſt iſt ſehr ausgedehnt und ſehr ſchön. Man darf ſeinen Aufenthalt nicht zu kurz anſetzen, beſonders da die überaus reizenden Umgebungen viele Zeit in Anſpruch nehmen. Der Thiergarten mit ſeinem unzähligen Wild liegt längs des Meeres über ſanfte Anhöhen hinaus, und das ehemalige Jagdſchloß, die Eremitage, bietet einen zauberiſchen Blick über Park und See. Die Bellevue, Ermelundshaus und Fortunen liegen reizend längs der Strandflächen, und von den auf den Höhen darüber hinlaufenden Alleen präſentirt ſich die ſtolze Königsſtadt am vortheilhafteſten. Allein eine der ſchönſten Promenaden der Erde, die ich nur mit der Villa reale in Neapel vergleichen kann, bieten die hochliegenden Citadellewälle, welche den ganzen Golf und Hafen Copenhagens mit ſeinen prächtigen, drohend mitten im Meer liegenden Forts und den ſieben Kriegsſchiffen beherrſchen, die leider nichts geſehen und bekriegt, als ihren Geburtsort. Auf der langen Linie begegnet man immer einer Unzahl ſchöner Frauen, die mich viel an die engliſchen feinen Geſichter erinnern.

Grenada.

(Fortſetzung.)

Viele Reiſende beklagen ſich, durch die Kleinheit der Alhambra getäuſcht worden zu ſeyn, und dennoch iſt es, meiner Meinung nach, eben dieſe Kleinheit, in welcher der Reiz des Palaſtes beruht. In den Einzelnheiten dieſer kleinlichen, mit ſeltſamen, durchbrochenen Verzierungen ausgeſtatteten Architektur liegt eine Zartheit und eine Vollendung, die mit großartigen Verhältniſſen durchaus nicht verträglich iſt. Hier iſt Alles harmoniſch, Alles vollſtändig, weil Alles das Werk eines und desſelben Gedankens iſt. Sinnlich und gekünſtelt wie ſeine Religion und ſeine Poeſie, neigt ſich hier der Menſch der Erde zu, wo er Wurzel faßte, und die Architektur hat nicht nöthig, ſich mit ihren ganz materiellen Gedanken ins Unendliche zu verſteigen. Die ſchlanken Säulchen, dem Stamm der Zwergpalme ähnlich, breiten einige Fuß vom Boden ihr üppiges Blätterdach aus, und laſſen von einer Höhe, die man mit ausgeſtreckter Hand erreichen kann, ihre aus Stein gehauenen Trauben herabhängen. Die Dächer ſind niedrig, denn der Bewohner liegt mehr, als er aufrecht ſteht. Es gibt Blumen, Springbrunnen, Wohlgerüche und Weiber; was bedarf er mehr als etwa noch ſo viel Raum, als man für ein Bett und ein Grab braucht?

Mitten in dieſen Blumenbüſchen, die ihre friſche Vegetation im Innern des Patio ausbreiten, erhebt ſich der berühmte, von zwölf marmornen Löwen getragene Brunnen. Die Löwen ſind ohne alle Frage ſehr häßlich und ſchwerfällig, allein ſie tragen ihre Marmormuſchel ſchon ſo lange, daß man ihnen ihre widerwärtige Haltung um ihres Alterthums willen verzeiht. Ueberdieß verbot der Islam bekanntlich ſeinen Anhängern, Menſchen oder Thiere auf der Leinwand oder in Stein nachzubilden, ſo daß ſich mithin die Linkheit des Künſtlers durch ſeinen Mangel an Uebung entſchuldigen läßt. Dieſe Verletzung der Geſetze Muhammeds iſt indeß nicht die einzige, der man in Alhambra begegnet; im Hintergrunde des Patio, in dem ſogenannten Saale des Tribunals, finden ſich unter drei kleinen, halb dunkeln Gewölben drei köſtliche Fresken, von denen Hr. Laborde eine Zeichnung nebſt Commentar gegeben hat. Ich werde mich wohl hüten, ſie nach ihm zu beſchreiben, allein ich theile ganz ſeine Meinung, daß ſie von einigen gefangenen Chriſten herrühren, die von den Mauren als außer dem Geſetz Mohammeds betrachtet wurden. Die Malereien ſind trotz ihrer Kälte und Unvollkommenheit doch ſo wahr und naiv, daß man, ungeachtet der jämmerlichen Zeichnung und des gänzlichen Mangels an Helldunkel und Perſpective, dennoch um des reinen, heitern Ausdrucks in den Geſichtern und um des ſeltſamen Coſtume's willen den Künſtler bei all ſeiner Linkheit lieb gewinnt. Unter

diesen Fresken hat eine mich besonders angesprochen: zehn Personen, sämmtlich mit dem langen arabischen Mantel bekleidet, und den unter dem Kinn kreuzweise gebundenen Turban auf dem Kopf, sitzen nun schon seit vier Jahrunderten um das Gewölbe herum; es sind ohne Zweifel Richter, die, nach ihrer aufmerksamen Miene zu schließen, den Vortrag eines Rechtsfalls anhören; Alle haben aber die Hand an kurze und breite Degen gelegt, denn nach dem Gesetze des Islams muß die Gerechtigkeit bewaffnet seyn, da sie weit eher verdammt, als lossprícht. Die Größe, Ruhe und Einfachheit in mehrern dieser Köpfe ist bewundernswerth. Unter dieser fürchterlichen Wasserwage des religiösen, militärischen und bürgerlichen Despotismus, wo Alle in der Knechtschaft gleich stehen, muß die natürliche Billigkeit des Richters dem stummen Gesetz zu Hülfe kommen; die Gerechtigkeit, wenn sie anders nicht durch die Launen des Despoten verfälscht wird, ist die schöne Seite der orientalischen Civilisation, und wenn das Tableau nur Ein Gesicht hat, so muß man es der Alhambra Dank wissen, daß es uns dieses zeigt.

In der berüchtigten Marmorwanne zeigt man noch die drei- oder vierhundertjährigen Blutflecken, die von den Abencerragen herrühren sollen, die durch den Haß der Zegris verrathen und in jener Wanne enthaupter wurden. Eine rothe Ader im Marmor kommt hier der Tradition glücklich zu Hülfe, doch muß ich zur Ehre meines graubärtigen Cicerone beifügen, daß er mir die Geschichte erzählte, ohne sie zu verbürgen, ja daß er sie sogar etwas unglaublich zu finden schien. Diese Volksfabel ganz bei Seite, die indeß nicht ganz ohne Poesie ist, so liegt in dieser Sage von Mord und Blut doch immer etwas Rührendes, das sich, wie die von Rizzio und von Guise, selbst mit Erinnerungen von Liebe und Wollust mischt. Blois und Holyrood haben auch ihre Blutflecken, die nie verlöschen, wie die an den Händen der Lady Macbeth. Doch ich bemerke so eben, daß ich Alhambra beschreiben sollte, statt die Träumereien nach einander zu erzählen, die mir auf meinen langen einsamen Wanderungen unter diesen Marmorbögen durch den Kopf gingen; ich gehe demnach ohne weitern Aufenthalt zu seinem Nachbar, dem Generalife, über, eine bescheidene Wohnung, die, wie La Brupere sagt, ein Hirt, der Pächter der Zölle der Königin Zenobia geworden, sich und seines Reichthums nicht würdig achten würde. Minder ausgeschmückt und weniger graciös, hat das Generalife einen Reiz ländlicher Einfachheit, den man in Alhambra nicht findet. Die Portiken sind minder reich und die Bäume minder zierlich, aber auch seine herrliche, sich selbst überlassene, von der Kunst nicht symmetrisch geordnete Huerta prangt in einer ganz südlichen Vegetation. Ungeheure Orangen- und Feigenbäume pflanzen sich von selbst an den Mauern fest und wuchern in üppigen Schößlingen fort. Granadenbäume beugen sich unter der Last ihrer Früchte, deren aufplatzende Rinde die rothen Kerne, die man für Blutétropfen halten könnte, zu Tage legt. Zwei ungeheure Cypressen, älter vielleicht als Generalife, lehnen ihre hohlen, kaum noch von einigen Blättern bekränzten Stämme an die Mauer. Unter diesen Bäumen wurde, wie man sagt, die Sultanin Zobeirah — deren Geschichte Florian erzählt — von ihrem Gemahl auf ehebrecherischer Zusammenkunft betreten.

Wahr oder falsch, verleihen alle die Sagen, die man in unsrer Kindheit uns erzählte, den Orten, wo sie sich ereigneten, einen eigenen Reiz. Das spanische Volk, bei welchem Rauhheit der Sitten ein lebhaftes poetisches Gefühl nicht ausschließt — dieses Volk, das unter ritterlichen Romanzen, die es noch immer in Mußestunden singt, aufwächst, nimmt das lebhafteste Interesse an dem Schicksal der verliebten Sultanin und an dem traurigen Loos der Abencerragen. Um sich aber in seinen eigenen Augen der Theilnahme wegen zu rechtfertigen, die es für Heiden hegt, hat es seine christliche Legende der maurischen aufgepfropft und glaubt fest, daß die Abencerragen im Augenblick des Todes sich zum Christenthum bekehrten, wahrscheinlich um in einer andern Welt ihren Todfeinden, den Zegris, nicht mehr zu begegnen.

Ich kann Alhambra nicht verlassen, ohne einige Worte von einer herrlichen kleinen Moschee zu sagen, die man in der Wohnung des Gouverneurs sieht, und die auf einem der fünf Patios steht, aus denen Alhambra vormals bestand. Dieses kleine, schöne, unter Karl V restaurirte Gebäude, ist dem christlichen Gottesdienst gewidmet worden, und die Thürme von Castilien und die Löwen von Leon mischen sich auf den Mauern allenthalben mit den zarten Verzierungen der arabischen Kunst. Niedliche Marmorsäulen tragen das Gewölbe des kleinen viereckigen Tempels. Noch nie hat ein Volk seinem Gott eine so enge Wohnung gegeben, aber auch noch nie war diese koketter und geschmückter. Die Malereien und Verzierungen haben sich, da sie gegen Einwirkung der Luft geschützt sind, in ihrer ganzen Frische erhalten, und der schwerfällige christliche Altar, der sich im Hintergrund erhebt, sieht fast älter und verlassener aus als die Moschee, die er verunziert.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Bruchstücke aus dem noch ungedruckten Tagebuch Ed. Ludecus über dessen Reise von der mexicanischen Küste durch Louisiana, Arkansas, Mississippi, Ohio nach Pennsylvanien, im Jahr 1835 und 1836.

(Schluß.)

Reise nach Arkansas.

Unsere Damen überfiel ein nicht geringer Schreck, als sie das Erstemal in eines dieser Loghäuser (Häuser von quer übereinander gelegten Baumstämmen) betraten, in der Erwartung, eines derselben wenigstens für einige Zeit bewohnen zu müssen. Besonders brach Madame in ein entsetzliches Lamento aus, während unsere ungezogene kleine hübsche Miß mit ihrer vollendeten Erziehung bei einer Frage, wie es ihr bei den Pflanzern gefiele, mit einem sehr verständigen „außerordentlich schlecht" antwortete. Die Gleichgültigkeit der Bewohner dieser Gegenden gegen die ersten Bequemlichkeiten des Lebens ist und bleibt uns Europäern unbegreiflich, um so mehr, da diese Menschen durchaus nicht unbekannt mit den Bequemlichkeiten der Städte sind, und oft Geld genug besitzen, sich, wenn auch nicht Backsteinhäuser, doch luft- und wasserdichte, im Innern reinliche Wohnun-

gen einzurichten, anstatt in einer Barracke zu leben, wo wir im Winter keinen Hund einsperren würden. Das Klima freilich macht ihnen einen Theil unserer Bedürfnisse entbehrlich, und Holz ist nicht rar; ein Feuer, woran man einen Ochsen rösten könnte, brennt Tag und Nacht im Kamin, und pfiffe der Wind nicht in Strömen durch das Haus, oder vielmehr Stall, so müßten die armen Bewohner sicher darin umkommen.

Den 10 des Morgens — es war ziemlich kalt und hatte in der Nacht etwas Eis gehabt — erreichten wir Montgomery Point, am Ausflusse des weißen Flusses, landeten rasch, nahmen Abschied von unseren beiden Reisegefährtinnen, die einen solchen Strom von Thränen vergossen, daß beinahe die Pumpen hätten in Bewegung gesetzt werden müssen, um das Boot vor dem Sinken zu bewahren. Aber Scherz bei Seite; sie weinten wirklich, und feuchte, trauerschwangere Perlen rieselten wirklich über ihre Wangen; ja die Thränen unserer kleinen Miß S. waren röther als Korallen, röther noch als Blut, aber nicht so roth, wie die Schminke auf ihren Wangen. Frauenzimmer sollten nie weinen, denn es verträgt sich nicht mit der Schminke. Ich konnte den Jammer nicht länger mit ansehen, und lief so geschwind, als ich konnte, davon. Der Lieutenant blieb länger, aber er ist Soldat gewesen, und hat vielleicht mehr Blut fließen sehen als ich. Bald wehten unsere und ihre Taschentücher als Fahnen ewiger Liebe und Vergessenheit vom Ufer und dem davon rasselnden Dampfboote. Die unglückliche alte Dame, glaube ich, hatte sogar den dummen Sohn, der sich mit der Uhr hatte in den Mississippi werfen lassen, vergessen; Gott habe sie selig, die Uhr, den Sohn und die Mutter!

Der Besitzer der Plantage, General Montgomery, war nicht zu Hause, und wurde mir als ein ehrlicher und gutmüthiger unternehmender Mann, der aber nebenbei dem Trunk und Spiel sehr ergeben sey, geschildert. Er hat mit Wenigem oder Nichts angefangen; glückliche Speculationen in Ländereien aber haben ihn schnell zum reichen Manne gemacht. In Lady Montgomery fand ich eine sehr freundliche, achtungswerthe Dame, die durch ihren ausgezeichneten Charakter sich der Liebe ihrer Umgebungen zu versichern weiß. Sie ist erst 40 Jahr alt, doch scheint sie, wie alle Bewohner dieser Gegenden, weit älter zu seyn. Von niedrigem Herkommen, hat sie auch die Sitten, in denen sie aufgezogen worden, beibehalten; so kömmt ein kleines, thönernes Pfeifchen, in welchem sich halb Tabak, halb Holzasche und Kohle befindet, den ganzen Tag nicht aus ihrem Munde.

Miß Narcisse, ihre zweite Tochter, obgleich erst 13 Jahr alt, ist schon förmlich ausgebildet, und soll nächsten Herbst an einen Mann verheirathet werden, den sie nicht weiß, und also auch nicht selbst gewählt hat. Sie ist hübsch, wie alle jungen Mädchen ihres Alters, die nicht häßlich sind, und schien mir eine neue Auflage der Königin Christine von Schweden in ihren jüngern Jahren zu seyn. Auch das Rauchen war der jungen Miß nicht fremd; denn als ich Lady Montgomery eine lange Tabakspfeife geschenkt hatte, erschien bald Miß Narcisse, die Pfeife im Munde, wie ein ungarischer Husar qualmend. Sie eilte sogleich rasch nach einem Sklavenhaus, und jeder der dunkeln Bewohner mußte einige Züge aus der Pfeife thun, worauf diese wieder in die Hände der jungen Herrin zurückging.

Unser Aufenthalt auf Montgomery Point zog sich mehr in die Länge, als wir erwarteten und wünschten, der Capitän sehnte sich nach Ruhe; noch war nichts Bestimmtes über ein Dampfboot, welches uns den Arkansas hinaufbringen sollte, zu vernehmen. Die Zeit verging uns indeß bei aller Ungeduld noch ziemlich rasch genug: Unterhaltung, Tanz und Spiel, kleine Excursionen in den Wald und an dem Ufer des Mississippi nahmen einen Theil des Tages hinweg; Unterhaltung, Tanz und Spiel den übrigen Theil und den Abend; hin und wieder waren auch Streitigkeiten zwischen den Leuten zu schlichten und die Klagen von Madame anzuhören, welche die deutsche Zuchtknute noch in gutem Andenken und wenigstens den allerbesten Willen in der Welt dazu hatte. Unter den übrigen im Hause befindlichen Reisenden befand sich auch ein junger Virginier, der mit 40 Sklaven, die im Walde unter Zelten campirten, auf seiner Durchreise nach dem rothen Flusse begriffen war, wo er sich anbauen wollte und ebenfalls auf ein Dampfboot wartete. Zwei Tage früher, an einem Sonnabend, hatten wir das Vergnügen, einen der Negerbälle mit anzusehen, die regelmäßig in jeder Woche den Sklaven auf dieser Plantage gegeben werden. Er war an jenem Tage durch die Sklaven des Virginiers und andere aus der Nachbarschaft besonders zahlreich und belebt; einer der Schwarzen spielte die Violine, wozu die andern den im Westen von Amerika üblichen Tanz, eine Art Eccossaise, tanzten; in den Pausen wurde ihnen Punsch und Wein, dessen sie sich aber sehr mäßig bedienten, gereicht: die Familie Montgomery saß an einem Ende des von unbehauenen Baumstämmen aufgeführten Hauses, von den alten Sklaven umgeben, rauchend dem Amusement zusehend.

Müde, die Zeit auf diese Art nutzlos hingehen zu lassen, beschloß ich dem Capitän den Vorschlag zu machen, nach Little Rock, Hauptort des Gebiets Arkansas, vorauszugehen, um, seinen Wünschen gemäß, in der Nähe dieses Städtchens und des Flusses eine Farm zu pachten und zu unserer Aufnahme vorzubereiten, welches ihm um so wünschenswerther war, als dadurch ein wahrscheinlich nicht unbedeutender Aufwand an Zeit und Geld erspart werden könnte, den das Ausladen und Verweilen mit so viel Gepäck und Menschen in Little Rock verursacht haben würde. Er gab mir daher seine Wünsche hinsichtlich Lage, Größe u. s. w. zu erkennen, und der nächste Morgen fand mich auf einem von Lady Montgomery gemietheten Pferde und mit einem Neger, als Führer dienend, unterwegs.

Am 31 October wurde zu Murcia ein heftiger Erdstoß gefühlt. Die Erschütterung ging von Norden nach Süden; die Luft war erstickend schwül. Der Stoß hielt acht bis zehn Secunden an. Eine ähnliche Erscheinung wurde an demselben Tage zu Torrevieja gefühlt. Von 2 Uhr Morgens bis 9 Uhr zählte man 400 Stöße, die jedesmal nur einige Minuten aussetzten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 107** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Lieder von Thomas Moore. — Alessandro Manzoni. (Forts.) — Die Prinzessin. (Forts.)**

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich drei Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1837.

Grenada.

(Schluß.)

Die Stadt und ihre Umgebungen.

Die meisten Fremden, zu denen auch ich gehöre, kommen mit der festen Ueberzeugung hieher, daß wenn sie die Alhambra einmal gesehen, in Grenada nichts mehr zu schauen übrig bleibe. Ich kann ihnen jedoch aus eigener Erfahrung versichern, daß, selbst wenn es gar kein Alhambra gäbe, Grenada allein schon mit seiner Vega die mühsame Reise lohnen würde, die ich von Malaga aus gemacht habe, um es zu sehen. Nichts läßt sich mit dem Panorama vergleichen, das diese edle Stadt von der Höhe der Sierra d'Alhama herab dem Beschauenden bietet: ausgebreitet wie sie daliegt am Abhang der Sierra und dem Ufer ihrer beiden Flüsse, gleich der Frucht, deren Namen sie führt, und in der vegetationsfrischen und üppigen Vega, in der sie als Herrscherin sich erhebt. Selbst in der Nähe verliert Grenada nichts, und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den meisten spanischen und italienischen Städten, die von fern so malerisch, näher beschaut aber so kahl und ärmlich aussehen. Um aber Grenada von seiner vortheilhaftesten Seite zu schauen, muß man es auf der Straße von Alhama her betreten. Der Weg führt, nachdem er sich fast eine Stunde unter Landdächern hingeschlängelt hat, endlich an die Thore von Grenada und die Ufer des Xenil, an dieselbe Stelle, wo der Darro, nachdem er die ganze Stadt durchschnitten hat, seine Gewässer mit denen des Königs des Thales vereinigt.

Wohl zu merken ist, daß wenn man in Spanien von Wasser spricht, dieß nur während drei oder vier Monaten im Jahr zu verstehen ist. In diesem Jahr besonders, wo seit sechs Monaten kein Tropfen Regen gefallen war, bot den der Darro und der Xenil sich in einem fast gleich wasserarmen Zustande. Das breite Bassin, wo beide am Eingang der Stadt unter einer Brücke zusammenfließen, und welches wenigstens die Hälfte des Jahrs hindurch ganz unnütz ist, war in jenem Augenblick, wie alle Flüsse in Spanien, ein Bett von Kies und Staub, in dessen Sand sich ein magerer Wasserstreif verlor. Kömmt aber ein Gewitter, dann ist dieses vielleicht zwei- bis dreihundert Fuß breite Bett nicht mehr geräumig genug, um die ungeheuren Wassermassen zu fassen, die von den hohen Granitwänden herabstürzen, welche Grenada von allen Seiten umgeben. Bei dem letzten Austritt des Darro waren die ihm zunächst gelegenen Straßen der Stadt so sehr überschwemmt, daß an manchen Orten das Wasser bis zum ersten Stockwerk der Häuser emporstieg. Gräßliches Unglück richtete das empörte Element in dem verfallenen Gemäuer an, in welchem eine abgemagerte, unsaubere und elende Bevölkerung wohnt. Der Spanier ist indeß von seinem Geburts- bis zu seinem Sterbetag so sehr an Leiden gewöhnt, daß er das Unglück mit dem Fatalismus der Araber und der ihm eigenen stoischen Unempfindlichkeit hinnimmt, und Grenada ist, nach allem ausgestandenen Elend und nach der Cholera, die fast ein ganzes Jahr hier wüthete, um nichts geräuschvoller und sorgloser als zuvor.

Es gibt wenig Städte, die sich einer schönern Einfahrt rühmen könnten, als Grenada von der Seite, wo ich es betrat. Rechts und links der Brücke, über die man kommt, dehnen sich an beiden Ufern prachtvolle Promenaden aus, von deren dichtbelaubten Bäumen Grenada ganz eingehüllt erscheint. Im Schatten dieser herrlichen, mit imposanten Springbrunnen gezierten Alameda, breiten sich längs des Xenil breite Rabatten von blühendem Gesträuch aus, wo die südliche Flora ihre ganze üppige Vegetation entfaltet, und im Hintergrunde dieser Alameda schließt sich die Scenerie mit den röthlichen Gebirgsrücken der Sierra Colorada ab.

Selbst wenn man sich schon in der Stadt befindet, scheint die Promenade noch immer fortzudauern. Eine breite, von Häusern begränzte und mit Bäumen besetzte Allee führt nach dem Theaterplatz, dem einzigen in ganz Grenada, der einigen Anspruch auf Regelmäßigkeit machen kann. Dann kommt ein Quai längs dem Darro, zu beiden Seiten mit ziemlich schönen Häusern besetzt, und dann ist man fertig, denn man hat Alles gesehen, was Grenada an Wohnungen und Straßen nur immer Erträgliches aufzuweisen hat. Das Uebrige ist nichts als eine Masse von Häusern, halb aus Holz, halb aus Backsteinen bestehend, die nach allen Richtungen von einem Labyrinth von krummen Gäßchen durchschnitten wird, wo man vergebens ver-

sucht sich zurecht zu finden. In diesen Gassen treibt sich eine zahlreiche und ziemlich wohl gekleidete Bevölkerung umher, der die Capas nicht fehlen, obschon sie ohne Zweifel manches Loch und viel Elend verhüllen. Der einzige Platz im Innern der Stadt, der bei allem Mangel an Regelmäßigkeit doch ziemlich groß ist, ist der der Capitania-General, ein weitläufiges viereckiges Gebäude aus dem Ende des 16ten Jahrhunderts in einem verdorbenen Styl, der die Mitte zwischen dem Styl aus der Zeit der Wiedergeburt der Architektur und dem Bastardstyl hält, der ihr folgte.

Hat man die volkreichen und unsaubern Straßen verlassen, welche gleichsam den Kern der Stadt bilden, so kommt man in große verödete Straßen mit großen Palästen, die durch ihre Masse und die schönen Portale imponiren, mit denen fast alle versehen sind. Was in Grenada sich nicht aus den Zeiten der Mauren herschreibt, ist aus dem Zeitalter Karls V. Die Wiedergeburt ist hier allenthalben sichtbar, und es gibt nicht ein einziges Haus von einiger Bedeutung, wo man nicht wenigstens eine schöne Treppe oder einen jener reichen Plafonds in Holzschnitzwerk fände. In diesem Theile der Stadt stößt man fast an jeder Ecke auf ein Kloster, das bald in eine Caserne, bald in ein Archiv verwandelt, öfter aber noch wie ein zu vermiethendes Haus geschlossen worden ist. Grenada, das andächtige Grenada, ist seiner Mönche und seiner religiösen Miliz beraubt, wie Alhambra seiner maurischen Besatzung. Diese langen verödeten Façaden mit den geschlossenen Fenstern, diese den Einsturz drohenden Mauern, diese fast bis zur Höhe der Gewölbe, welche sie einst bildeten, anwachsenden Schutthaufen, machen einen melancholischen Eindruck, und verleihen Grenada das Aussehen einer Stadt, die eben eine Belagerung überstanden. Will man den düstern Gefühlen, die einen dabei beschleichen, entfliehen, so muß man zu den Hügeln von Canada wandern, um dort eine reine balsamische Luft zu athmen. Man darf seine Spaziergänge nur wählen; nach welcher Seite hin man sich auch immer wendet, befindet man sich, sobald man aus der Stadt hinaus ist, mitten unter den schönsten Aussichten der Welt, die ein Bergsteig von kaum 500 Fuß dem Blick eröffnet. Eine der umfassendsten von allen, die zugleich die meiste Aehnlichkeit mit einem Panorama hat, ist die vom Thurme la Vela; von da aus überblickt man die ganze üppige Vega, und schaut tief in die Thäler des Xenil und des Darro hinein, der, wie der Tajo, Gold in seinen Wellen führt. Eine schöne Stellung ist ferner die am Ende der Alameda, hinter einer schönen Brücke, bei einer einzelnen, auf einer Anhöhe am linken Ufer des Xenil stehenden Capelle. Hier hat man bei Sonnenuntergang eine herrliche Ansicht von Grenada, dessen fünfzig Kirchthürme aus einem Hintergrunde von Gold und Licht hervortreten, während das duftige Thal in einem warmen, rosigen Nebel zu schimmern scheint, der alle Formen verschmelzt.

Eine noch weitere und ergreifendere Aussicht hat man von der Esplanade de los Martyres, ein Kloster, welches ein paar hundert Schritt höher am rechten Ufer neben der Alhambra liegt. Hier bringen die Strahlen der untergehenden Sonne, wenn sie auf die röthlichen Mauern der Alhambra fallen, eine magische Wirkung hervor, und die Torres vermejas, ungeheure Backsteinmassen auf einem röthlichen Boden stehend, leuchten dann, als ob sie von einem an den Ringmauern der Alhambra hinzüngelnden Feuer ergriffen worden wären. Der Palast Karls V mit seinen durchbrochenen steinernen Fenstern ragte hinter den Mauern empor, als ob das Feuer alles Holzwerk schon verzehrt hätte, und nun das Mauerwerk nahe daran stünde, auf das in der Ebene am Fuße der Alhambra liegende Grenada hinabzustürzen. Hinter der Stadt, weit gegen Westen entrollt sich die unermeßliche Vega, von zwei Seiten von hohen lichten Bergen begränzt, die ein schmales Thor bilden, hinter dem die scheidende Sonne entschwindet. Eine ähnliche schöne Aussicht findet man auch am rechten Ufer des Darro, bei einer kleinen einzeln stehenden Kirche der heil. Jungfrau, wo man tief in das grüne malerische Thal des Darro hineinblickt, das von dem großen Seminar der Stiftsherren beherrscht wird, das einzige noch bewohnte Kloster, das ich in Spanien gefunden habe. Auf der andern Seite des Thals steigen am senkrechten Abgrund die hohen Thürme der Alhambra empor, und aus Orangengebüsch und dunkeln Cypressen erheben sich die weißen Portale des Generalife. Da ich aber wieder auf Generalife zurückgekommen bin, dessen ländliche Schönheit ich nicht genug gerühmt habe, so muß ich noch bemerken, daß man dort aus den Fenstern derjenigen Zimmer die schönste Aussicht hat, in denen sich die Portraits Boabdils, der katholischen Könige und der Infanten von Grenada befinden.

Man vergißt über den Schönheiten der Umgebungen von Grenada nur zu leicht das Innere der Stadt. Die beiden Hauptstraßen derselben, wo das ganze Geschäftsleben sich bewegt, die Calle Mesones und die Calle Zacatin, sind enge, krumme, aus hohen hölzernen Barraken bestehende Gassen. Die Zahl der mehr oder minder entstellten arabischen Gebäude, die man in Grenada findet, läßt sich nicht angeben. Die meisten sieht man am Darro, der allenthalben noch die Spuren der Maurenherrschaft trägt. Hier findet man in einer modernen Mauer ein schönes arabisches Thor, mit zierlichen Bogen und Arabesken, die man mit zwei Finger dickem Mörtel bedeckt hat; weiter weg die Ruinen einer Brücke, deren Bogen sich wenigstens 50 Fuß über den Strom erhoben haben muß, und endlich eine arabische Moschee in eine christliche Kirche verwandelt. Neue Bauwerke habe ich in Grenada nur wenige gefunden, doch gibt es deren einige, die sich neben der Alhambra noch immer ansehen lassen. Das Irrenhaus, ein großes viereckiges Gebäude, das mehr einer Festung als einem Hospital gleicht, verdient besondere Erwähnung. Zwei Façaden und besonders die bewundernswerthe bedeckte Galerie machen einen großen und ernsten Eindruck. Die Bewohner von Grenada sind friedliche, ruhige Leute, die sich sehr zu ihren Gunsten von den Einwohnern von Malaga und ihren rauhen Sitten unterscheiden. Malaga steht deßhalb auch in ganz Spanien in schlechtem Ruf; ob dieses verdient ist, weiß ich nicht. Das Einzige, was ich Malaga vorzuwerfen habe, ist, daß man mir dort zweimal mein Schnupftuch stahl, allein das reicht nicht hin, um das spanische Sprüchwort zu rechtfertigen, welches sagt: „Hast du

deinen Vater gemordet und deine Mutter mißhandelt, so gehe nach Malaga.“ Grenada steht in weit besserm Ruf und verdient ihn auch.

Die Kafferkriege.

Ein französisches Blatt, der Semeur, beschäftigt sich in einem eigenen Artikel damit, die Ursachen der vierjährigen, ohne Unterlaß sich erneuernden Kriege zwischen der Capcolonie und den Kafferstämmen nachzuweisen, und seine Auseinandersetzung, wenn gleich entschieden feindselig gegen die europäischen Ansiedler, bietet doch des Interessanten vieles dar. Der südliche Theil von Africa, heißt es in demselben, wurde gegen Ende des 15ten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt, die dem großen Vorgebirge des afrikanischen Continents den Namen des Vorgebirgs der guten Hoffnung beilegten. Da auf diese Weise eine Straße nach Ostindien entdeckt worden war, so legten von da an die portugiesischen, englischen und holländischen Schiffe, welche diese Reise machten, gewöhnlich am Cap an. Im Jahr 1620 versuchte England eine Niederlassung dort anzulegen, und 1652 gelang es Holland sich desselben zu bemächtigen, des kräftigen Widerstandes der Bewohner ungeachtet, die jeden frühern Einfall glücklich abgewehrt hatten. Diese Bewohner waren die Quaiquas, die von den Europäern Hottentotten genannt worden sind. Sie bildeten ein zahlreiches Volk, und zeigten, obschon sonst von friedlicher Gemüthsart, dennoch vielen Muth, sobald man sie zum Kriege nöthigte. Durch einen Vertrag traten sie den Holländern den Landstrich ab, den diese sich genommen hatten, und obschon gezwungen, denselben zu räumen, scheinen sie doch noch eine Zeit lang ihre Unabhängigkeit in dem Landesgebiete behauptet zu haben, von dem sie noch Meister geblieben waren. Diese Lage der Dinge war indeß von keiner langen Dauer. Die Hottentotten besaßen unermeßliche Viehheerden, die ihnen die Holländer wegzunehmen suchten; um das genommene Vieh zu erhalten, bedurften sie größerer Weiden, und, um es zu tränken, mehr Gewässer, als bis dahin sich in ihrem Besitz befanden. Die Colonisten bemächtigten sich daher neuer Ländereien, verjagten die Eingebornen, tödteten sie theils in ihren Kraals, theils machten sie sie zu Sklaven, da der Ackerbau Arbeiter erforderte. Jene Hottentotten, denen es gelungen war, zu entkommen, irrten in den Wäldern und auf den Bergen umher; aus ihren Wohnorten vertrieben, von Hunger gepeinigt, versuchten sie ihren Unterdrückern mit List einen Theil der Heerden abzunehmen, die einst ihnen gehört hatten. Man verfolgte sie nun als Räuber, und so blieb ihnen denn keine Wahl, als die zwischen Knechtschaft und Tod. Im Jahr 1774 ergriff die holländische Regierung eine Maßregel, die den Zweck hatte, die Ausrottung eines ohnehin schon bedeutend geschmolzenen Menschenschlags zu beschleunigen. Es war dieselbe gegen die umherschweifenden Hottentotten, oder die sogenannten Buschmänner, gerichtet, und bezweckte nichts geringeres, als das Land gänzlich von ihnen zu reinigen. Die zu diesem Ende gegen sie ausgesandten Expeditionen sind unter dem Namen der Commandos bekannt, und waren folgendermaßen organisirt: Die Boers oder Landwirthe eines Districts griffen zu den Waffen, und suchten, vom Militär unterstützt und den Behörden dazu ermächtigt, die Buschmänner zu überfallen. Die Männer wurden getödtet, Weiber und Kinder entführt, und die Heerden fortgetrieben. Um sich einen Begriff von diesen Expeditionen zu machen, genügt es, ein von zwei Officieren, welche eine solche befehligten, im Jahr 1774 an die holländische Regierung gerichtetes Schreiben zu lesen. Nachdem sie berichtet haben, daß 67 Buschmänner getödtet worden, fügen sie bei, daß sie weitere Operationen aus Mangel an Munition einstellen müßten. „Die Buschmänner, sagen sie, wohnen in den Bergen, wie die Affen; wir müssen 50, ja wohl 100 Mal feuern, ehe es uns gelingt, einen zu tödten; wir bitten demnach uns 600 Pfd. Pulver und 1200 Pfd. Blei zu senden.“ Die Holländer haben sich indeß nicht allein dieses barbarischen Systems schuldig gemacht. Als die Colonie den Engländern in die Hände fiel, wurden die armen Buschmänner auf eine nicht minder grausame Weise verfolgt. Dieser Theil der Bevölkerung ist nun auch fast gänzlich verschwunden. Einer der Männer, welche Südafrika am genauesten kennen, und die Sache der eingebornen Stämme am beharrlichsten verfochten haben — der Doctor Philip — drückte sich im vergangenen Jahr, als er von der furchtbaren Abnahme der Einwohner sprach, folgendermaßen aus: „Wenn ein Reisender, der Südafrika vor 25 Jahren besuchte, sich jetzt wieder an die Ufer des Sonntagsflusses begeben und fragen wollte, was aus den Eingebornen geworden sey, die er bei seiner ersten Anwesenheit da getroffen, wenn er dann bis zum Fischfluß gehen, und da seine Frage wiederholen würde; wenn er dann, das Schneegebirge besteigend, das Graaf-Reynet beherrscht, und wo sich eine Fläche von 40,000 (engl.) Quadratmeilen vor seinen Blicken ausdehnt, auch hier fragen sollte, wo die Stämme seyen, die vor einem Vierteljahrhundert da wohnten, so müßte man ihm auf alle diese Fragen die Antwort ertheilen, daß kein Mensch es wisse.“ Der Gamtus, ein Fluß, der sich ungefähr 250 Meilen östlich von der Capstadt ins Meer ergießt, trennte die Hottentotten und Kaffern von einander; man betrachtete ihn auch als die Gränze der Colonie, und es bestehen mehrere Proclamationen der Regierung, in denen den Boers verboten wird, sich jenseits dieses Flusses anzubauen, oder ihre Heerden da zu weiden. Die Boers kehrten sich jedoch nicht daran; sie ließen sich in immer größerer Anzahl mitten unter den Kaffern nieder, welche am andern Ufer des Gamtus wohnten, und statt friedlich mit ihnen zu leben, plünderten sie sie, so oft es sich nur thun ließ, aus, und trieben ihnen ihre Heerden weg. Die Regierung, die anfangs gegen diese Erweiterung der Colonie war, genehmigte sie endlich im Jahr 1780 dadurch, daß sie von da an den Fischfluß als Gränze erklärte. Dschalumpa, Häuptling der Amadankas, weigerte sich, diese Besitznahme anzuerkennen. Die Boers griffen ihn an, erschlugen ihn, und nahmen ihm und seinem Stamm 5200 Stück Vieh.

Im Jahr 1798 bezeichnete Lord Macartney, damals Gouverneur der Colonie, den Fischfluß aufs neue als deren Gränze, aber erst im Jahr 1812 wagte man die diesseits wohnenden Kaffern, mehr als 20,000 an der Zahl, auszutreiben. Ihre vornehmsten Häuptlinge waren Sambi und Congo; der erstere zog sich mit seinem Stamm zurück; der zweite war todtkrank, und da er nicht vermochte, sich von seinem Lager zu erheben, so wurde er von den Boers ermordet. Von dieser Zeit schreibt sich das sogenannte Militärsystem her; man errichtete Posten längs des Fischflusses, deren Mannschaft Befehl hatte, jeden Kaffern zu tödten, der sich am westlichen Ufer des Flusses blicken lassen würde. Im Monat Junius desselben Jahres forderte

eine Proclamation des Gouverneurs die Colonisten auf, sich in der Nähe der Gränze anzubauen; diese Einladung wurde 1814 und 1817 wiederholt, aber ohne Erfolg, den man sich übrigens auch nicht versprochen hatte. Die Boers fanden keinen zureichenden militärischen Schutz, um sich den Kaffern so sehr nähern zu können, die man so widerrechtlicher Weise aus ihrem Eigenthum vertrieben hatte, und die, wie sich erwarten ließ, wiederholte Einfälle auf ihr vormaliges Gebiet versuchen würden, um sich durch Räubereien für den erlittenen Verlust schadlos zu halten.

Im Jahr 1817 besuchte der damalige Gouverneur, Lord Somerset, das Kafferland, und nahm zu einem ganz eigenen Auskunftsmittel seine Zuflucht, um seine Macht um so besser zu befestigen. Ohne das geringste Recht dazu zu haben, belehnte er den Häuptling eines Kaffenstammes, Namens Gaika, mit dem Titel eines Souveräns der ganzen Nation, indem er ihn über alle übrigen Häuptlinge setzte, und lud ihn zugleich zu einer Zusammenkunft an den Ufern des Katzenflusses ein, um die zwischen den Kaffern und den Colonisten herzustellende Verbindung zu berathen. Gaika wollte von einer solchen Zusammenkunft nichts wissen, mußte aber dennoch nachgeben. Als er sich dem von Soldaten und Kanonen umringten Gouverneur gegenüber befand, verweigerte er den Titel eines obersten Häuptlings, den man ihm nur deßhalb verleihen wollte, um ihn für alles das verantwortlich zu machen, was es den Colonisten etwa belieben möchte, ihm zur Last zu legen, indem er sagte: „Unsere Gebräuche sind von den Eurigen verschieden. Ihr habt nur ein einziges Oberhaupt, allein so ist es unter uns nicht: obschon ich ein bedeutender Mann und König eines Kaffernstammes bin, so herrscht doch jeder der übrigen Häuptlinge über sein Volk, wie ich über das meinige." Der Gouverneur wollte diese Erklärung nicht gelten lassen, und so sah Gaika, der die Musketen der Soldaten fürchtete, sich genöthigt, nachzugeben, und die unermeßliche Verantwortung zu übernehmen, die man ihm aufzulegen wünschte. So sehr sich Gaika anfangs vor seinen neuen Titel gescheut hatte, so stolz war er später darauf. Er wollte eine Art souveräner Macht ausüben, und den übrigen Häuptlingen fühlen lassen, daß er ihr Herr sey. Diese weigerten sich natürlich, seine Oberherrlichkeit anzuerkennen, ergriffen die Waffen gegen ihn, und schlugen ihn 1818, ein Jahr nach dem Antritt seiner neuen Würde, in die Flucht. Der unglückliche Fürst forderte die Engländer zum Beistand auf, und diese schickten Truppen zu seiner Unterstützung ab. Slambi, der Oheim Gaika's, und die übrigen Häuptlinge protestirten gegen diese Intervention. Sie sagten, daß es sich hier um einen nationalen Zwist handle, der die Colonie, mit der sie in Frieden zu leben wünschten, gar nichts anginge, und da sie die Gränze nicht überschritten hätten, so habe man kein Recht, sie zu beunruhigen. Die Engländer drangen dennoch bis in die Gegend vor, aus der die Kaffern vertrieben worden waren, und unter dem Vorwande, Gaika für seinen Verlust zu entschädigen, nahmen sie den verbündeten Häuptlingen 25,000 Stück Vieh weg, wovon Gaika jedoch nur wenig bekam, da die Engländer den größten Theil für sich behielten.

In Folge dieser Expedition beschlossen die gedemüthigten Kaffern einen Einfall auf das Gebiet der Colonie, zu dem sie hauptsächlich durch Makanna, einen berühmten Prophet des Stammes der Amakosas, angefeuert wurden. Dieser merkwürdige, aus der niedern Volksclasse hervorgegangene Mann, hatte sich durch Talente und Beredsamkeit über die Häuptlinge selbst zu erheben gewußt. Die Reden, die er an seine Landsleute richtete, brachten eine wunderbare Wirkung hervor. Er war zugleich Reformator in religiösen Sachen, Patriot und Krieger, und seine Beredsamkeit trug den Stempel dieses dreifachen Charakters. Oft mischte er die feierlichsten Wahrheiten der heiligen Schrift mit dem crassesten Aberglauben seines Stammes, und dann tadelte er wieder die Häuptlinge ihrer Laster wegen auf das strengste, so daß es schien, als wolle er sie zu einem sittlichen Lebenswandel anhalten; bald gab er wieder vor, mit dem „Großen Geist" in geheimnißvollen Verbindungen zu stehen, um sich des Vertrauens der Seinigen zu versichern. Makanna stand an der Spitze des Bündnisses gegen Gaika, und auf seinen Aufruf wurden die Waffen gegen die Colonie erhoben; allein die Kaffern wurden geschlagen, und die Engländer nahmen ihnen abermals 50,000 Stück Vieh. Auf den Kopf Makanna's ward ein Preis gesetzt, und er lieferte sich später selbst seinen Feinden aus, die ihn nach der Robbeninsel, dem Botany-Bay der Colonie, deportirten. Es gelang ihm nebst noch einigen Gefangenen von der Insel zu entfliehen; allein das Fahrzeug, das die Flüchtigen nach dem Festlande bringen sollte, scheiterte, und Makanna kam ums Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Eine neue Idee, welche mit der Zeit vielleicht zu nützlichen Resultaten führen könnte, wird, wie das Echo de Bessone meldet, nächstens ausgeführt werden. Es ist dieß die Verwendung von Wahnsinnigen zu Ackerbauarbeiten. Eine große medico-agricole Anstalt wird jetzt in der Gemeinde von Cyrue, Arrondissement Zigeac, errichtet, wo seit zwei Jahren bereits die Irrenanstalt des Dr. Tiffot besteht. Ein großer Antheil von Feldern, Wiesen und Gehölz, eine geräumige Wohnung, ein gemäßigtes Klima und eine gesunde Luft machen die Anstalt sehr geeignet zu ihrer künftigen Bestimmung. Geschickte Aerzte sollen dabei angestellt werden.

Hr. Gaudichaud, der mit der Bonite von einer Reise um die Erde zurückgekehrt ist, hat, wie es heißt, aus Cochinchina die Eier von mehrern Arten von Seidenwürmern mitgebracht, die in China gezüchtet worden sind. Diese Eier, die noch auf den Papierbögen befestigt sind, auf die sie gelegt wurden, sind während der Ueberfahrt glücklicher Weise nicht ausgekrochen, so daß man Hoffnung hegt, bald die vorzüglichsten Arten von Seidenwürmern der genannten Länder zu besitzen. Hr. G. hat auch Samen von verschiedenen Arten von Maulbeerbäumen mitgebracht, so daß nun der Auftrag, den der Minister der öffentlichen Arbeiten Hrn. Hebert ertheilte, vollkommen erfüllt ist, während der letztere zu Manilla noch die Instructionen der Akademie der Wissenschaften erwartet, wie das Auskriechen der Eier während der Ueberfahrt zu verhüten sey.

Nachrichten von Hrn. Schomburgk aus Demerara bestätigen, daß er von seiner Reise am Fluß Berbice aufwärts, den er bis zu 5° 50' nördlicher Breite erforscht hatte, von wo er zu Land bis zum Fluß Essequibo — eine Entfernung von nur 10 Meilen unter jener Parallele — gegangen war, glücklich zurückgekehrt ist. Er fand dieselbe üppige Vegetation, wie an den übrigen Flüssen von Brittisch-Guiana. Den jüngsten Nachrichten aus Demerara vom 12 September 1841 zufolge, stand Hr. Schomburgk im Begriff, am folgenden Tage nach dem Katarakt Wilhelms IV am Essequibo, unter 5° 4' der Breite aufzubrechen, in der Absicht, diesen Fluß bis zu seinen Quellen zu verfolgen, und dann die Untersuchung der Gebirgskette (Sierra) Acaray fortzusetzen, von der man glaubt, daß sie die Wasserscheide zwischen dem Essequibo und dem Amazonenfluß bilde. Es steht zu hoffen, daß es ihm gelingen werde, die Positionen der Franzosen im Osten mit den Beobachtungen Humboldts bei Esmeralda im Westen in Verbindung zu bringen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1837.

Skizzen aus Südamerika.

2. Reise von Arica durch die Wüsteneien nach Tacna.

Haupthafenplatz der Republik Bolivia ist Arica, wo aber die Kaufleute dieses Landestheils nur ihre Hauptagenten halten, während sie selbst in Tacna, einer Stadt weiter in den Wüsteneien nach der Seite der Cordilleras-Gebirge zu, wohnen, und daselbst auch ihre Comptoirs haben. Gewöhnlich machen darum auch die Schiffscapitäne, die in Handelsgeschäften in den Hafen von Arica einlaufen, auch einen Ausflug nach Tacna, was der Verfasser dieser Reiseskizzen auch that, und zwar zu Pferd und in der Gesellschaft eines hiesigen Wegweisers, wie es hier der Brauch ist.

Gleich außerhalb der Stadt Arica führt die Spur der Maulthiere durch das Thal von Zapa, dann über ein leicht zu durchwatendes Flüßchen, das auf den Karten als Fluß Arica zu finden ist. Von da kommt man an mehrern, noch zu dem Gebiete von Arica gehörigen Landgütern vorbei, wo in Gärten, mit Aloëpflanzen eingezäunt, der ganze Bedarf an Gemüse für die Stadt angebaut wird. Etwas weiter nördlich ist die Ebene mit Gesträuch und Krüppelholz bewachsen, in welchem Vögel und kriechende so wie geflügelte Insecten in großer Anzahl ihre Residenz aufgeschlagen haben, und den Reisenden mit unaufhörlichem Gesang und Gesumme begrüßen. Von hier aus, rechts nach Osten zu, schweift der Blick, während der Brust sich wohl mancher Seufzer entringt, in die Wüste hinüber, die weiter keine Abwechselung darbietet, als einförmige, hin und wieder verstreute Sandhügel. Der Reisende waffnet sich mit Muth und treibt sein Roß an, die Spur des Weges zu verfolgen, auf welchem der Wegweiser voraustrabt.

Jetzt entschwindet dem Auge Alles, was den Schein der Fruchtbarkeit haben könnte, und man gelangt in kurzem zu den beiden Quebradas, oder Klüften, die sich von dem Gebirge herab nach der Seeküste ziehen, und deren Anfang und Ende der Blick nicht entdecken kann. Diese Quebradas sind geborstene Spalten im Boden, den vermuthlich Erdbeben gewaltsam auseinanderrissen. Die felsigen Seitenabhänge dieser Klüfte zeigen verschiedene Lagen von Gestein übereinander. Gangbar gemachte schmale Pfade führen in die Spalte hinab, wo man einen Wasserstrom mit dem Pferde durchwaten und auf der andern Seite mühsam hinaufklimmen muß, um auf die jenseitige Ebene zu gelangen. Aehnlich ist die zweite Quebrada, die dritte aber ohne Mühe zu passiren, weil der Wind von Sand eine Brücke hinüber gewebt hat. Endlich steigt man von der Hochebene in ein Thal hinab, wo man nach der so eben verlassenen Wüstenei sich doppelt an dem Grün der Felder und den frischen Weideplätzen erfreut. Mehrere Wegspuren durchschneiden das Thal, und der Reisende wählt dann gewöhnlich die nach dem Rio de Salado, dessen krystallhelles Wasser über ein kiesiges Bett durch freundliches Gebüsch und üppige grüne Felder nach dem Meere hinabströmt. Auf diesem glücklichen, von der Natur so reich begünstigten Ort hat sich eine indianische Familie ein freundliches Landgütchen erbaut. Die Reisenden machen hier gewöhnlich einen Halt, um sich und ihre Thiere zu erfrischen, dann, nachdem man drei Arme des Flusses durchwatet hat, gelangt man aus dem Thal auf die Hochebene, wo sich aufs neue, so weit das Auge reicht, die Wüste ausbreitet, an deren Eingang einige Indianer ihre kleinen Wohnungen aufgeschlagen haben. Meilenweit zieht sich die Straße durch diese todte Sandstrecke, auf welche im Südost die kahlen Schneehäupter der Cordilleras, den unfreundlichen Eindruck noch vermehrend, herabschauen, während in Südwest, in weiter, weiter Ferne, der blaue Ocean sich mit dem Blau des Horizonts zu vereinigen scheint. Rechts erhebt sich nun ein hoher, ganz kahler Sandberg, bei welchem der Weg sich östlich dreht, und allmählich aufsteigt, bis man das Sandthal von Tacna, nordwestlich bis gegen das Gebirge Morro de Juan de Dios ausgedehnt, vor sich erblickt. Der Reisende begegnet hier nicht selten Arrieros, die mit ihren beladenen Maulthieren von Tacna nach Zapa oder Arica reisen. Einen widerlichen Anblick gewähren die in der Wüste verstreuten Ueberbleibsel und Gerippe von gefallenen Maulthieren und Eseln, die, wenn sie durch irgend eine Krankheit oder Gebrechen nicht mehr weiter können, und man ihre Last den überzähligen mitgehenden Thieren aufgeladen hat, in der Wüste ihrem Geschick überlassen werden. Erholen sich die verlassenen Thiere etwas, so strengen sie wohl noch ihre letzten Kräfte an, und suchen auf der vor-

gefundenen Wegſpur wieder bewohnte Gegenden zu erreichen. Größtentheils werden ſie aber eine Beute der Condor-Geyer, die mit ihrem aus Wunderbare gränzenden ſcharfen Auge von den Schneehäuptern der Cordilleras herab ihren Raub zu erſpähen wiſſen. Mit Blitzesſchnelle ſtürzt der Condor dann auf das Thier hinunter, hackt ihm mit ſeinem Schnabel erſt die Augen aus, reißt ihm den Leib auf und überläßt ſich dann dermaßen ſeiner Gefräßigkeit, daß er ſich danach kaum mehr von der Stelle bewegen kann, und in dieſem Zuſtande oft von den Indianern mit Knitteln todtgeſchlagen wird. Iſt der Raub nicht zu groß, ſo erfaßt ihn dieſer Vogel mit ſeinen Krallen und führt ihn mit ſich nach ſeinem Neſte auf der Spitze der Gebirge.

Es gibt in dieſen Gegenden drei Arten von Condor-Geyern. Die größte wird Morro-morro genannt, und iſt, wie auch die beiden andern Arten, am ganzen Körper mit ſchwarzen, glänzenden Federn bedeckt, und hat einen dunkelgrauen, ungefähr vier Zoll breiten, nach rückwärts fallenden Federkragen um den Hals. Von eben der Farbe ſind auch die äußern Seiten der Flügel, ſo daß er ſitzend und die Fittige angeſchloſſen, wie mit einem grauen Mantel bedeckt iſt. Das Männchen unterſcheidet ſich von dem Weibchen durch ſeine Größe, und durch einen ſchönen blauen Kamm auf dem Kopfe. Der Hals aufwärts vom Federkragen iſt kahl, nur mit einzelnen ſchwarzen, kurzen Haaren beſetzt, der Kopf ſchwarz und der Schnabel weiß. Die Krallen, dicker und ſtärker als die des Adlers, meſſen in der Länge 11 bis 12 Zoll. Bei ausgebreiteten Flügeln beträgt die Breite des Morro-morro, 15 Fuß, und er hat in denſelben eine ſolche Kraft, daß er ſich zu unglaublicher Höhe, man ſagt 19,000 Fuß über dem Meere, emporſchwingen kann. Sein Neſt hat er auf den höchſten Felſenſpitzen des Gebirgs, und er legt jedesmal zwei Eier. Es kommt öfters vor, daß ſie ſich auf einzelne, dieſe Wüſte durchwandernde Indianer ſtürzen, und nur nach ſtarkem Widerſtande in die Flucht geſchlagen werden können.

Schon in weiter Ferne erblickt man von einer Höhe die Stadt Tacna in einer Fläche, die noch zu der Wüſte gehört. Aus der öden Gegend, von welcher man nicht begreifen kann, wie ſie irgend etwas zum Lebensunterhalt hervorbringt, zeigen ſich die mit grellem Weiß angeſtrichenen Häuſer der Stadt. In der Nähe derſelben verſchwinden die Spuren einer Straße in dieſem Sandmeere ganz, und der Wegweiſer führt die Reiſenden auf dem nächſten Wege der Stadt entgegen, oder richtet ſich in dunkler Nacht nach dem weitſchallenden Hundegebell. Den Eingang in Tacna bilden einige zerſtreute, unanſehnliche Hütten, man muß durch kleine, die Straße durchſchneidende Bäche waten, und befindet ſich endlich mitten in dem Orte, ohne daß irgend etwas ſonderlich die Aufmerkſamkeit der Ankommenden gefeſſelt hätte.

Tacna iſt größer als der Hafenort Arica; die Häuſer ſtehen größtentheils zerſtreut, und die mehr an einander liegenden bilden drei, einigermaßen bedeutende Straßen, die man als die eigentliche Stadt betrachten kann. Wegen der Erdbeben haben die Häuſer auch hier größtentheils nur Ein Stockwerk. Der Rio de Juan de Dios oder auch Tacnafluß genannt, fließt durch die Stadt, und iſt eigentlich nur ein breites, trocknes Flußbett, durch welches ſich ein ſeichter Bach ſchlängelt, der aber, wenn im Winter das Waſſer vom Gebirge herabſtrömt, zu einer Tiefe von 4 bis 7, und zu einer Breite von 200 Fuß anſchwillt. Der größte Theil der Stadt liegt an der Nordſeite dieſes Flußbettes, während die Südſeite zu Gärten benützt iſt, die fleißig mit Gemüſe angebaut ſind, und einen ergiebigen Ertrag an Kohl, Wurzeln, Rüben u. dgl. m. liefern. Zu den Haupterzeugniſſen dieſer Art gehören vorzügliche Kartoffeln, dann eine Sorte ſpaniſcher Pfeffer, „Agi" genannt, der bei der Bereitung aller Speiſen benützt wird, und die „Yucas", eine Melonenart, gut auf Seereiſen zu gebrauchen, wenn man ſie frei in der Luft aufhängt. Die hieſigen Köche verſtehen aus dem fleiſchigen Theil dieſer „Yucas" Torten, Kuchen, Paſteten und mehrere Speiſen zu bereiten. Camotes oder James (in Oſtindien „Obi" genannt) ſind ſüßſchmeckende Erdäpfel, die zu einer ſolchen Größe anwachſen, daß es einige von 12 bis 14 Pfund ſchwere gibt. Ob dieſe Frucht, wie die Eingebornen verſichern, eine ſolche Größe erlangt, daß ein Menſch darin Platz finden kann, wäre als zu mährchenhaft wohl zu bezweifeln. Beliebte Früchte ſind außerdem noch die Oliven und die Platanen; die letzteren ſind dieſelben, die man in Oſtindien „Piſang" nennt.

An der Südſeite der Stadt, wo ſich mehrere Maiereien und Landgüter befinden, hat man einige ſchöne Spaziergänge in engliſchem Geſchmack angelegt, durchſtrömt von einigen kleinen Armen des Fluſſes. Die Bäume und das Gebüſch daſelbſt ſind von einer Menge Singvögel bevölkert. Der Kolibri (picaflor) ſchwärmt in Menge um die Blumen und Pflanzen, und läßt ſich leicht mit einem Schmetterlingsnetz oder auch nur mit dem Hute fangen. In den bald hinter Tacna beginnenden fruchtbaren Thälern gibt es eine Menge anderer Vögel, als Amſeln, Droſſeln, eine Art ſchön ſingender Finken, „Cilguero" genannt, dann Buſchtauben (cou-cou-lie), die man zahm macht, wie die europäiſchen. Weiter an der Seeküſte, bei Arica, halten ſich die „Pajaros-Gallinaſos" eine Art großer Habichte auf, die man als ſehr nützlich ſchont, weil ſie weggeworfene Eingeweide der Fiſche und andere dergleichen Sachen verſchlingen, durch welche die Luft verdorben werden könnte. Wilde Enten und Waldſchnepfen bieten dem Jagdliebhaber ergiebige Beute dar.

Lama's hält man bei Tacna in großer Menge, da die Indianer Südamerika's ſie zu Laſtthieren benützen, wie die Orientalen das Kamel. Es gewährt einen hübſchen Anblick, Karawanen von 100 bis 200 Stück dieſer freundlichen Thiere mit ſtattlich auf dem langen Hals emporgehobenen Haupte dahinziehen zu ſehen. Voran geht ſtets ein unbeladenes Geleit-Lama, auf deſſen Kopfe ein großer, bunter Federbuſch prangt, und deſſen Hals mit Zierrathen und Glöckchen geſchmückt iſt. Jedes dieſer Thiere trägt gewöhnlich eine Laſt von 50 Pfund, und ſind die meiſten dieſer Karawanen mit Zinn in Blöcken beladen, das ſie von der Oſtſeite der Cordilleras bringen. Sehr leicht nehmen die Lamas Zähmung an, und gewöhnen ſich dann mit ſolcher Neigung an den Menſchen, wie etwa die Hunde. Beim Belaſten knien ſie ſich nieder, wie die Kamele; fühlen ſie aber, daß man ihnen zu viel aufladet, ſo verweigern ſie das Auf-

ſtehen, und ſtoßen dabei ein klagendes Geſchrei aus. Dieß Thier iſt überhaupt ein Bild der Sanftmuth, und man kann es durch ſanfte Behandlung auch zu allem bewegen. Sein einziges Vertheidigungsmittel beſteht darin, daß es gegen ſeinen Beleidiger oder Feind den Speichel ausſpritzt. Zu ähnlichem Gebrauch, wie das Lama, benützt man noch andere zu dem Geſchlecht der Lamas gehörige Thiere, nämlich den Paco, den Carnero, den Guanaco und den Vigogne, die zugleich mit dem Lama, dem Schaf und der Ziege Aehnlichkeit haben. Die Nahrung derſelben beſteht aus einer in jenen Gegenden häufig vorkommenden Binſenart, „Ichu" genannt, das ſonſt gar nicht in den warmen Thälern, aber in großer Menge auf den kältern Höhen, bis 14,000 Fuß über der Meeresfläche, gefunden wird.

Eben ſo mäßig wie dieſe Thiere ſind es auch die gutartigen, geduldigen Indianer, die, wenn ſie ihre Karawanen begleiten, ſich größtentheils mit dem Kauen eines gewiſſen Blatts „Coca" genannt, begnügen, womit ſie wohl vier Tage hindurch Hunger und Durſt überwältigen können. Eine andere ſeltſame Eigenſchaft dieſes Coca-Blatts iſt, daß es die Müdigkeit und den Schlaf, ohne Nachtheil für die Geſundheit, vertreibt. Die Coca iſt ein hellgrünes Blatt, ähnlich dem von dem Orangenbaum, und wächst auf einem kleinen Baume, von dem es zweimal jährlich gepflückt, dann im Schatten getrocknet wird, worauf die Blätter in Päckchen gebunden und in Körbchen aufbewahrt werden. Wenn ſich die Indianer auf die Reiſe begeben, führen ſie einige dieſer Päckchen, nebſt einem Fläſchchen voll Citronenſaft, oder etwas Aſche vom peruaniſchen Maſtixbaum, „Molle" genannt, in einem ledernen Sack auf dem Rücken mit ſich. An und für ſich hat die Coca keinen Geſchmack, erhält aber eine angenehme Süße, wenn man ein klein wenig Citronenſaft darauftröpfelt. Die Indianer legen das Blatt auf die Zunge, und bringen, wenn es vom Speichel durchweicht iſt, mittelſt eines kleinen Stöckchens ein Paar Tropfen Citronenſaft oder ein wenig von der Molle-Aſche darauf, wobei ſie jedoch vermeiden, damit die Zähne oder Lippen zu berühren. Dann kauen ſie es, bis es den Geſchmack verloren hat und verwechſeln es dann mit friſchen Blättern. So ſehr durch den Gebrauch dieſes Mittels die Indianer aller Nahrungsmittel entbehren können, ſo leicht wird es ihnen aber dagegen auch, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht auf das unmäßigſte und unglaublichſte zu eſſen.

Wenn dieſe Leute ſich mit ihren Karawanen auf der Reiſe befinden, ſo benutzen ſie jeden Ort, wo ſie ſich zufällig Abends befinden, zum Nachtquartier. Daß dieß gerade eine geſchloſſene Wohnung ſey, iſt nicht nöthig, und ſie nehmen vorlieb mit einem Schneeberge auf der Spitze des Gebirgs, mit einer Felſenſpalte oder unter einer überhängenden Klippe. In ihren Ponchon gewickelt, legen ſie ſich ruhig zum Schlafe nieder, und erwachen ſo erfriſcht und geſtärkt, als hätten ſie im beſten Bett geruht.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reiſen.

Reiſe der Bonite um die Welt.

Die Corvette Bonite iſt zu Breſt angekommen. Der Armoricain, ein Breſter Blatt, theilt Folgendes über die Reiſe derſelben mit.

Die Corvette Bonite von 22 24pfündigen Caronaden, 2 12pfündigen Kanonen und mit 151 Mann Beſatzung, von dem Corvettencapitän Hrn. Auguſt Vaillant befehligt, fuhr am 8 Februar 1836 von Toulon ab. Sie hatte die Conſuln für Chili, den Staat Ecuador und die Philippinen an Bord, ſo daß die Zahl der eingeſchifften Perſonen ſich bei der Abfahrt auf 162 belief. Um von der Reiſe dieſes Kriegsſchiffs auch für die Wiſſenſchaften Nutzen zu ziehen, beſchloß die Regierung, noch zwei Gelehrte die Reiſe mitmachen zu laſſen. Zu dieſem Ende erhielten Hr. Gaudichaud, der auf der Uranie bereits eine Reiſe um die Erde gemacht hatte, und Hr. Darondeau den Auftrag, ſich an Bord der Corvette zu begeben; der erſtere, um ſich mit botaniſchen Forſchungen zu beſchäftigen, und der zweite, um mit den Officieren der Corvette die hydrographiſchen Arbeiten und die Beobachtungen über den Erdmagnetismus zu theilen. Ferner hatte Capitän Vaillant dem Hrn. Eydoux, Chirurgen erſter Claſſe, der auf der Favorite ſchon die Reiſe um die Erde mitgemacht hatte, die zoologiſche, dem Schiffsfähndrich Hrn. Chevalier die geologiſche, und dem Officier desſelben Grades, Hrn. Toudhard, die aſtronomiſche Section zugewieſen. Hr. Lauvergne, der auf dem Aſtrolobe und der Favorite bereits zwei Reiſen um die Erde gemacht hatte, war als Zeichner aufgeſtellt. Die Bonite ſegelte, als ſie die franzöſiſche Küſte verließ, nach Cadix, von wo aus ſie ihren Lauf nach Braſilien richtete. Nach einigem Aufenthalte zu Rio Janeiro beſuchte ſie Monte Video auf dem La Plata, und wendete ſich dann von dieſem Fluß aus gegen die Küſten von Patagonien und das Feuerland, und kam, nachdem ſie mitten im Winter das Cap Horn umſchifft hatte, nach Valparaiſo. Von dieſem chileſiſchen Hafen aus beſuchte die Bonite nach einander die Küſten von Peru, wo ſie zu Cobija, Lima, Payta anlegte, und endlich zu Puna in den Guadalquil kam. Von dieſem Hafen aus fuhr der Capitän Vaillant nach den Sandwichsinſeln ab. Man hat verſichert, er habe die Abſicht gehabt, den Archipel der Galapagos zu berühren, um die Hydrographie des äußeren Umriſſes dieſer Inſeln aufzunehmen, allein anhaltende Süd- und Südweſtwinde hätten die Ausführung eines Unternehmens verhindert, das für die Schifffahrt von großem Nutzen geweſen wäre, da die Lage dieſer Inſeln bis jetzt nur höchſt unvollkommen beſtimmt iſt. Die Expedition ſetzte demnach ihre Fahrt nach den Sandwichsinſeln fort. Nachdem ſie die Häfen von Karakakoa und Kailona an der Inſel Owaihi beſucht hatte, begab ſie ſich nach Honoluru, Hauptſtadt des Königreiches auf der Inſel Wahou. Von den Sandwichsinſeln ſegelte die Corvette nach den Philippinen, indem ſie durch den Canal Aſſumption fuhr, und die Marianen durchkreuzte. Capitän Vaillant hat ſich vergewiſſert, daß die Mangsfelſen ſich dort nicht befinden, wie einige Seefahrer geglaubt haben. Im December 1836 kam der Capitän nach Manilla, wo er den für dieſe Stadt beſtimmten Conſul zurückließ, und ſeinen Lauf nach China richtete. Zu Macao langte er am 1 Januar 1837 an. Nach einem kurzen Aufenthalt in China richtete die Bonite ihren Lauf nach Cochinchina; ſie blieb einige Zeit im Hafen von Touranne liegen, um dann an der malayiſchen Küſte nach der Meerenge von Malacca zu ſegeln. Die Bonite legte zuvor:

derst zu Singapur an; von da ging sie nach Malacca, und von dieser letztern Stadt nach der Prinz Wallisinsel (Pulo Pinang). Von da aus setzte die Corvette ihre Fahrt nach Bengalen fort, und lief da in den Ganges ein, wo sie bis auf 30 Meilen weit von Calcutta hinauffuhr. Zu seinem großen Bedauern durfte Capitän Vaillant nicht bis zu dieser Hauptstadt Indiens fahren, weil seine Instructionen ihm dieß verboten. Nachdem die Bonite wieder aus dem Ganges ausgelaufen war, wo sie vorher noch sehr interessante Beobachtungen über den Erdmagnetismus angestellt hatte, segelte sie an den Küsten von Orixa, Golconda und Coromandel nach Pondichery, und gelangte endlich an diese ihre Bestimmung, den Hauptort der indischen Niederlassungen. Hier ließ Capitän Vaillant alle die wissenschaftlichen Arbeiten in Ordnung bringen, die seit einer Abfahrt aus Europa an jedem Punkt ausgeführt worden waren, wo man angelegt hatte, und ging dann nach Bourbon unter Segel, wo er am 11 Julius 1837 ankam.

Nach einer achtzehnmonatlichen Fahrt hatte demnach die Corvette die Reise um die Erde fast zurückgelegt, die sie durch ihre Rückkehr nach Frankreich um das Vorgebirge der guten Hoffnung beendete. Ungeachtet der so ungesunden Klimate, unter denen die Bonite so oft verweilte, trotz der schnellen Temperaturwechsel, und ungeachtet der fast unausgesetzten Fahrt, die oft durch Windstöße und dergl. sehr peinlich wurde, hat man dennoch keine einzige der an Bord befindlichen Personen durch den Tod verloren, und keine bedeutende Krankheit riß auf dem Schiff ein, den Scorbut ausgenommen, der sich während des letzten Theils der Fahrt zeigte, die der beständigen Stürme wegen sehr mühsam war. Diese wahrhaft erstaunlichen Resultate dankt man hauptsächlich der Sorgfalt des Oberschiffsarzt. Hrn. Sybour und seines Gehülfen, Hrn. Soulevet, so wie den trefflichen an Bord des Schiffes getroffenen Gesundheitsmaßregeln. Auf strengste Reinlichkeit wurde gesehen, und die Mannschaft mußte ihre Kleidung den thermometrischen Veränderungen gemäß einrichten. Noch muß bemerkt werden, daß auch dem Schiffe selbst während seiner Fahrt von 21 Monaten nicht der geringste Unfall zustieß.

Die Kaffernkriege.

(Fortsetzung.)

Lord Somerset benützte die Niederlage der Kaffern, um sich neue Vortheile zu versichern. Im Jahr 1819 hatte er eine weitere Zusammenkunft mit Gaika, deren Zweck war, einen großen Strich Landes als neutrales Gebiet zu erklären, auf dem weder Kaffern noch Colonisten sich ansiedeln durften, damit, durch einen weiten Zwischenraum getrennt, die Feindseligkeiten vermindert würden. Gaika hatte kein Recht, einen solchen Vertrag zu schließen, weil der Landstrich, um den es sich handelte, größtentheils anderen Stämmen gehörte. Man nöthigte ihn dessen ungeachtet zum Abschluß, und als Gaika nachgegeben hatte, wurden die auf dem neutralen Gebiete — das sich vom Fischfluße bis zum Keifluß erstrecken sollte — wohnenden Stämme über den letztern Fluß hinübergetrieben. Kaum ein Jahr später, als diese Vertreibung beendet war, hatte Sir Rufane Donkin, der Vicegouverneur des Caps, eine Unterredung mit Gaika, in deren Folge er ihn dahin vermochte, das neutrale Gebiet der Colonie als Eigenthum abzutreten, so daß der angebliche Zweck, den man bei Bestimmung jenes Gebiets im Auge hatte, als ganz beseitigt, und die ganze Unterhandlung nur darum angeknüpft erschien, die Colonie zu vergrößern. Gaika, der durch seine Schwäche seinem Vaterlande so vielen Schaden gethan hatte, versuchte später, ihm zu dienen. Müde, stets den Anforderungen der Colonisten ausgesetzt zu seyn, die sich jedesmal an ihn wendeten, wenn sie Ursache zu Beschwerden zu haben glaubten, bereute er jetzt ein Bündniß, auf das er früher so stolz gewesen war. Er knüpfte die Bande wieder an, die ihn an seine Landsleute fesselten, und da er von nun an den Plackereien der Colonisten ausgesetzt war, die sich sogar einmal seiner Person bemächtigen wollten, so lebte er bis 1829, wo er starb, im Verborgenen.

Macomo, der älteste Sohn Gaika's, hat in der Geschichte seines Vaterlandes eine ruhmwürdigere Rolle gespielt, als sein Vater. Durch schmachvolle Verträge, zu denen man diesen gezwungen hatte, seines Erbes beraubt, setzte sich Macomo im Thale des Katzenflusses fest. Unter verschiedenen Vorwänden, hinter denen man die Absicht, die Colonie zu vergrößern, verbarg, wurde die Vertreibung Macomo's beschlossen, und noch in demselben Jahr ausgeführt, in welchem sein Vater gestorben war. Ein brittischer Reisender, Hr. Sieborne, der Südafrika zu jener Zeit besuchte, hat über jenes Ereigniß Folgendes mitgetheilt: „Das Gebiet Macomo's ist mit bewaffneter Hand genommen worden. Ich kenne den Umfang desselben nicht, allein es muß sich auf viele Meilen weit nach allen Richtungen hin erstreckt haben. Ich habe eines der mit der Besitznahme beauftragten Corps begleitet, deren, wie ich glaube, 5 oder 6 waren, die das Land zwei Tage lang durchziehen und die Dörfer zerstören mußten. Wir bemerkten die Nähe der übrigen Truppen nur aus dem Rauch, der von den Kraals emporstieg, die sie in Brand steckten. Die Soldaten, bei denen ich mich befand, stießen auf keinen Widerstand; alle Kaffern, die ihnen begegneten, eilten den Wäldern zu. Unsere Leute trieben das Vieh fort, und brannten auch die einzeln stehenden Hütten nieder. Nur ein einziger Kaffer stand uns Rede; auf einem Felsen stehend, durch eine Schlucht von dem brennenden Dorfe getrennt, fragte er, warum wir seine Wohnung niederbrannten? Keiner von uns wußte zu antworten, und es trat eine allgemeine Stille ein." Macomo fand indeß doch einen Freund in seiner trostlosen Lage, und dieß war der Missionär Roß, der damals unter seinem Stamme lebte, und der an die Colonialbehörden mehrere Schreiben richtete, in denen er die von denselben getroffenen grausamen Maßregeln auf das Bitterste tadelte. Macomo, von den Ufern des Kayenflusses vertrieben, zog sich an die Gestade des Tschumie und Mankuyana zurück, ließ sich mithin in einer Gegend nieder, auf welche die Engländer niemals den geringsten Anspruch erhoben hatten. Im Novbr. 1835 wurde er indeß auch aus diesem Zufluchtsort vertrieben. Der Officier, der in seiner Nachbarschaft befehligte, und mit Austreibung des Stammes beauftragt war, schrieb nach dem Cap um die Erlaubniß, erst einige Monate später einschreiten zu dürfen; er stellte dem Gouverneur vor, daß gerade die Zeit der Ernte sey, und daß die Menschlichkeit erheische, den Kaffern erst ihre Feldfrüchte einheimsen zu lassen. Dieses billige Gesuchen wurde abgeschlagen; die Austreibung sollte unverzüglich vor sich gehen.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 December 1837.

Portsmouth.

(Aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.)

Portsmouth liegt auf der großen Insel Portsea, und besteht eigentlich aus zwei für sich befestigten Städten, Portsmouth und Portsea. Oestlich von Portsmouth dehnen sich mehrere unendliche Reihen prachtvoller Gebäude aus, welche unter dem Namen Southsea begriffen werden. Ungefähr eine halbe Stunde westlich von der Insel Portsea liegt jenseits des ungeheuern Hafens von Portsmouth die Stadt Gosport, in deren Nähe das reizende Anglesey liegt, eine der fashionablen Residenzen Englands. Der Freihafen von Portsmouth ist neun Meilen lang und fünf breit. Der Handel, der hier mit Victualien getrieben wird, ist unermeßlich; von Frankreich wurden allein im letzten Jahr über 30 Millionen Eier eingebracht. Der Boden von Portsea ist ungemein fruchtbar, und die edelsten Gartenfrüchte, die wir auf dem berühmten Coventgarden-Mark in London bewundern, werden hier gezogen. Besonders groß und fein sind die hiesigen Trauben und Broccoli.

Was verständige Behandlung aus sumpfigem Boden machen kann, sieht man hier. Die Marschgegenden der Insel Portsea waren sonst sehr verrufen wegen ihrer Ungesundheit, und im J. 1810 zählte man 1 Todten auf 28 Menschen, während im J. 1836 nur 1 auf 60 gerechnet wurde. Tiefe Moräste sind in blühende Wiesen verwandelt, eigene Maschinen sind stets in Bewegung, um den Unrath in die See zu bringen, und zwei immense Wasserwerke versehen die Bevölkerung mit frischem Wasser, und überschwemmen und reinigen die Straßen der Städte.

Gegenüber dem Glacis von Portsmouth erhebt sich eine Kreislinie schöner Gebäude, gleich den Terrassen des Regentpark. Das Glacis mit seinen Ulmen-Alleen und den frei dort Nahrung suchenden Kühen, bietet eher den Anblick offener, zu Wohnhäusern reicher Männer gehörigen Parkanlagen, und von hier aus genießt man des einzigen Anblicks des ganzen Hafenlebens und der unausgesetzten Verbindung der Schiffe mit der Rhede von Spithead, des Landes auf der Westseite, der lieblichen Hügelkette auf der Insel Wight und der so malerisch gelegenen Stadt Ryde. Oestlich von diesen Terrassen findet man die reizenden Squares, Straßen und Haine, welche den kurz erst entstandenen Badeort Southsea bilden, und knapp am Meeresstrande, etwa fünf Minuten von Portsmouth und den Terrassen, nur durch das Glacis getrennt, erheben sich die berühmten Kingsrooms, eines der vorzüglichsten Seebäder Englands, wo Pracht, Geschmack, zweckmäßige Einrichtung und die raffinirteste Auswahl aller Gattungen von Bädern sich in seltenem Vereine die Hand bieten. Die in den Zimmern zum Baden bestimmten Wasser werden durch eine Maschine bis zur Krystallklarheit purificirt, und erhalten durch eine Vorrichtung, die mir fremd geblieben, einen weit stärkern Salzgehalt als das Meerwasser selbst. Eine Dampfmaschine bereitet die Bäder und hitzt zugleich das Wasser. Der Boden des Ufers ist vielleicht der angenehmste in ganz England für das Baden in der See selbst, und das Wasser fand ich in keinem andern Seebade so durchsichtig. Von der Spitze der schönen Galerie, welche als bedeckter Spaziergang gegen das Meer zu dient, übersieht man das Innere des Hafens, die erhabenen Strandbatterien, die Häuser der Stadt und die Kanonengießereien und Schiffswerften. Als ich oben auf dieser bezaubernden Höhe stand, zog ein englisches Regiment hinter den Terrassen mit seiner Musikbande herüber, und seine Evolutionen bildeten einen martialischen Hintergrund zu der prächtigen Staffage des grandiosen Bildes.

Königin Elisabeth befestigte Portsmouth vom Gewinn der ersten Staatslotterie, die in diesem Lande eingeführt wurde: allein erst seit wenigen Jahren sind die formidablen Linien von Portsea beendet, die den Eingang in den Hafen schwerer machen dürften als die Passage der Dardanellen. Aeußerst reizend ist die Promenade auf den hohen Ramparts, die dem Publicum offen stehen. Die Plattform, wo die großen eisernen Batterien zum Salutiren stehen, dann die Königs- und Pembroke's-Bastionen sind eben so furchtbare Verschanzungen, als sie reizende Panoramas überblicken lassen. Die Stadt Portsmouth selbst ist eng und winkelig, und hat nur Eine lange, hübsche Straße, die Highstreet. Hier steht ein altes schwarzes Haus, in dem der Herzog von Buckingham ermordet wurde, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten aus der Geschichte Englands

im 17ten Jahrhundert. Die Fortificationen von Portsmouth sind mit denen von Portsea durch einen Damm verbunden, und die Wälle der letztern bieten einen tiefern Blick in den Hafen selbst: von hier dehnen sie sich nun über den weitläufigen District von Landport aus, wo die Genie-Anstalten sind, und wovon sich Straßen auf meilenweite Entfernung ausdehnen, unter denen einige Croiscents durch ihre Schönheit hervorragen.

Allein die wahre Herrlichkeit von Portsmouth, der Stolz Englands, besteht in seinem Arsenal. Hier erst versteht man die Macht Britanniens. Der ganze Hafen ist umringt und beherrscht von furchtbar mit Felsen aufgedämmten Batterien, aus denen die Riesenschlünde der kolossalsten Geschütze Verderben hauchend hinausgähnen. In dem unermeßlichen Hafen liegen über 40 Kriegsschiffe ersten Ranges, mehr als ganz Frankreich besitzt, und ein großer Theil ist stets zum Auslaufen bereit. Die Thätigkeit in der Ausrüstung in allen ihren unzähligen Verzweigungen gränzt ans Fabelhafte, und man muß dieß Alles in den innersten Details gesehen haben, um zu begreifen, wie England in tiefster scheinbarer Friedensruhe urplötzlich Flotten aussenden kann, die alle Welttheile zittern machen. Ein Empfehlungsschreiben, das ich dem Admiral Sir Frederik Maitland von einem seiner besten Freunde vom Continent mitbrachte, sicherte mir den gastfreundlichsten Empfang von Seite dieses tapfern Seeofficiers, und gab mir Gelegenheit, die Riesenwerke der dortigen Dockyards in ihrem tiefsten innern Wesen kennen zu lernen. Man machte mir unzählige Proben, in welcher Schnelligkeit rohe Holz-, Eisen- und Kupfermassen in alle beliebigen Formen bis zur äußersten Politur und Vollendung ausgearbeitet werden können, und hier begriff ich erst, wie es England möglich ist, Ausrüstungen des erstaunlichsten Umfangs in solcher Geschwindigkeit zu bewerkstelligen. Maschinen und Menschenhände sind im steten Einklang, und schweigend und ruhig werden in den endlosen Werkstätten die ungeheuersten Arbeiten verrichtet. Mit Erstaunen sieht man, auf welche Art die Schiffsmasten, die Segelstangen, die Bugspriets und andere gewichtige Marinegegenstände vollendet werden, und wovon unter andern der Hauptmast eines Linienschiffes ersten Ranges, wenn es im Gange ist, nebst dem damit verbundenen Topmast und Bramsegel ungefähr die Höhe von 212 Fuß, gleich dem großen Monument in London, hat. Wenn man diese Höhe betrachtet und die Gefahren bedenkt, welche der über dieser schwindelnden Spitze hängende Seemann unter dem Rollen der Wogen und dem Brausen des Sturmes auszustehen hat, so kann man sich einen Begriff von der unerläßlichen Kühnheit und Sorglosigkeit dieser Menschen bilden. Auch ist die Erziehung, welche junge Leute für den Marinedienst erhalten, vortrefflich, und die Verwegenheit, womit die Eleven des königlichen Schiffscollegiums alle Gefahren in körperlichen Uebungen verachten, wird durch ihre glänzende wissenschaftliche Ausbildung besonders in den neuen astronomischen Beobachtungen für die Regulirung des Chronometers sehr zweckmäßig unterstützt. Einen stupenden Anblick gewährt der Saal, wo die Taue gefertigt werden. Er ist 1200 Fuß lang, und die Arbeiter am andern Ende erscheinen gleich kleinen Kindern. Hier werden die enormen Ankertaue gefertigt, deren manches 140 Centner Hanf und beständig 80 Mann zur Arbeit erfordert, und wobei die Arbeit so hart ist, daß der stärkste Mann ihr nur wenige Stunden des Tags vorstehen kann.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

2. Reise von Arica durch die Wüsteneien nach Tacna.

(Schluß.)

Die Karawanen mit Lamas, Pacos, Carneros und Maulthieren geben Tacna ein solch reges Geschäftsleben, daß diese Stadt durch den großen Umsatz in Kaufwaaren nach und von den Städten im Innern des Landes und Arica eine Wohlhabenheit genießt, die mehr und mehr zunimmt, und früher, unter spanischer Herrschaft so nicht stattfand. Das Vermögen der Eingebornen besteht denn auch hauptsächlich aus Lastthieren. Die Commissionnäre der Kaufleute in den Städten jenseits der Cordilleras-Gebirge und Hoch-Peru, sind größtentheils Fremde, die sich hier nach und nach niederlassen. Die Bevölkerung nimmt dadurch bemerklich zu, und Tacna, das früher großentheils nur von Tampos, Maulthiervermiethern, bevölkert wurde, zählt jetzt schon mehrere reiche Familien, die große und schöne, ganz im europäischen Geschmack eingerichtete Häuser bewohnen.

Jedem Fremden, der in diesem Lande reist, ist anzurathen, dieß al uso de pais, nach Landesgebrauch, zu thun, weil er sich dabei am besten befinden wird. Die gewöhnlich zum Reiten hier gebrauchten Thiere sind Maulthiere. Die Sättel haben die tiefe Form der türkischen, mit hoher Vorder- und Rücklehne; darüber wird der Pellon, d. i. eine rothe oder blaue Wollendecke gelegt, und mit einem unter dem Bauch des Pferdes durchgehenden breiten Gürtel befestigt. Der Pellon ist, wie gesagt, eine aus Wolle gewebte Decke, die auf einer Seite sehr lange und feine Haare hat; ohne diesen längere Reisen zu machen, hält man in jenem Lande für der Gesundheit sehr nachtheilig, und glaubt, daß man ohne denselben auf dem Sattel den Körper zu stark erhitze. Will man sich eines gewöhnlichen, englischen Sattels bedienen, so sorge man dafür, daß derselbe vermittelst eines Schwanzriemens und eines Brustriemens fest auf dem Pferde sitze, weil man sonst beim Hinauf- und Hinabklimmen der steilen Höhen (Cuestas) leicht mit dem Sattel vom Pferde heruntergleitet. *) Die zu dem hier gebräuchlichen Reitzeug gehörenden Steigbügel bestehen aus einer Art hölzerner Schuhe, meistentheils mit Silber beschlagen, in welche man die Füße hineinsteckt, die darin nicht erhitzt werden. Man bedient sich ferner ungewöhnlich langer Sporen, weil man mit diesen,

*) Die Sache verhält sich wirklich so. Aehnliches ist mir bei dem Ritte über den Balkan, wo ich mich auch eines englischen Sattels ohne diese Vorsichtsmaßregeln anfangs bediente, passirt, und konnte ich mich einst in der Nacht nur vor dem Hinabstürzen in einen Abgrund dadurch retten, daß ich während des Falls mich an dem Schweif des Pferdes festhielt, und mich so einige Schritte weit fortschleppen ließ. Lieb.

beim Andrücken an das Pferd nicht so leicht die Beine und Waden ermüdet, wie mit kurzen Sporen. Der Zaum besteht aus ganz einfachem Gebiß und Lederriemen, dessen Ende in eine ungefähr vier Fuß lange Reitpeitsche ausläuft. Endlich gehören noch zu einer solchen Reiseausrüstung vorn auf beiden Seiten des Sattels ein Paar lederne oder leinene Säcke (Alforgas) zur Aufbewahrung von Provision und andern Kleinigkeiten.

Zur Reisekleidung gehören: ein Poncho, ein Paar Polaynas und ein Sombrero de Guayaquil. Der Poncho ist eine viereckige große, von Wolle, feiner oder gröber gewebte Decke, die wohl 100 bis 150 Piaster kostet. Die groben sind einfach schwarz, die feinen buntfarbig, oft mit Figuren von Vögeln oder mit Blumen und Arabesken durchwebt. Die Indianer sind die Erfinder dieses Kleidungsstücks und verfertigen es auf folgende Weise. Die gereinigte Wolle wird gesponnen und nach Belieben gefärbt. Dann webt man das Kleid so, daß gerade in der Mitte ein rundes Loch bleibt, das rundum mit einer zierlichen Bordüre, oder auch nur mit darum gesetztem buntem Bande geschmückt wird. Durch dieses Loch steckt man den Kopf, so daß man von der Decke rund umher wie von einem Mantel umgeben ist, der bei den Männern so lang wie die Arme, bei den Frauen aber bis über das Knie hinabfällt. Beim Ritt in heißer Sonnenhitze kühlt dieses Gewand, indem es durch das lose Umflattern des Körpers demselben stets einen Luftzug zuweht, wogegen es des Nachts wieder als Decke gebraucht erwärmt. Die Polaynas sind schwarze, weite Stiefeletten, die, über dem Knie und unter der Wade befestigt, den Fuß umgeben, und gleiche Wirkung wie der Poncho bei der Hitze und Kälte hervorbringen. Der Sombrero de Guayaquil, ein Hut, ist eine sehr nützliche Kopfbedeckung, und so eingerichtet, daß man ihn bei brennender Sonne, zwei Fuß hoch auseinanderziehen, des Nachts gegen die Kälte aber fest an den Kopf schließend und wärmend zusammendrücken kann. Dabei ist der Rand ungefähr 15 Zoll breit, und so biegsam, daß man ihm alle mögliche Formen geben kann und dadurch das Gesicht so viel als möglich gegen die Hitze geschützt ist, die von dem Sand der Wüste mit doppelter Kraft zurückprallt. Man leidet dadurch besonders an den Augen und Lippen, weßhalb diejenigen, die an solche Reisen noch nicht gewöhnt sind, sich gewöhnlich ein breites Tuch bis über den Mund binden. Die Frauen hüllen sich dabei von oben bis unten in weiße dichte Schleier, in welchen nur Oeffnungen für die Augen gelassen sind. Fühlt man das Gesicht oder die Hände durch den Sonnenbrand verletzt, so hüte man sich in den ersten 24 Stunden dieselben zu waschen, da das Wasser das Uebel nur vermehrt. Man gebrauche gar kein Heilmittel, da sich in wenigen Stunden die Schmerzen von selbst verlieren.

Die Kleidung der Sträflinge in Neusüdwallis.

Die Sydney Gazette sagt über diesen Gegenstand: „Wir haben das Publicum wiederholt darauf aufmerksam gemacht, wie sehr unangemessen es sey, Sträflingen eine so unpassende Kleidung zu gestatten, wie wir sie an ihnen sehen, ohne bis jetzt eine Aenderung in diesem Pönalsystem erwirkt zu haben, die wir doch für höchst wichtig halten.

In England wird der Sträfling mit einer eigenen Kleidung versehen, welche sogleich kund gibt, weß Geistes Kind der ist, der sie trägt. Kaum aber setzt der Verurtheilte seinen Fuß auf den gesegneten Boden von Neusüdwallis, so verwandelt er sich auch schon — wenigstens dem Aeußern nach — aus einem Sträfling in einen Gentlemen, gleichsam als ob das Land, wohin er seiner Verbrechen wegen verwiesen wird, statt eines Straforts, ein wünschenswerther Aufenthalt für ihn wäre. Hundert Beispiele liefern den unwiderleglichen Beweis hiefür, und dieß ist gerade der rechte Weg, die Deportation „schlimmer als Todesstrafe" zu machen. Doppelt und dreifach strafbare Schurken dürfen in langen Oberröcken und Wellingtonstiefeln in unsern Straßen einhergehen, und dieß eben ist es, was die dringende Nothwendigkeit herbeigeführt hat, die Constabler zu ermächtigen, freie Menschen zu ergreifen, wenn sie sie als Ausreißer in Verdacht haben, weil es außerordentlich schwer ist, dem äußern Aussehen nach den Einen von dem Andern zu unterscheiden. Einige neuere Beispiele haben uns überzeugt, daß die Putzsucht unter den männlichen Sträflingen eben so weit getrieben wird, als unter den weiblichen. Wir haben deren sehr modisch gekleidete gesehen. Dieß beweist, daß unter der jetzigen milden Localregierung das Leben eines Sträflings ein beneidenswerthes ist, und daß in neun Fällen unter zehn ihre Lage durch die Deportation nach Botany Bay verbessert wird; ja wir behaupten ohne Anstand, daß sie sich, im Ganzen genommen, weit besser befinden, als die arbeitende Classe im Mutterlande.

Die Kafferkriege.

(Schluß.)

Ein ganzes Jahr lang versuchte es der Stamm Macomo's zu wiederholtenmalen sich auf dem Gebiet festzusetzen, von dem man ihn stets vertrieb. Die Bevölkerung der angränzenden Ländereien war zu zahlreich, es mangelte an Futter, und da das Zuchtvieh keine Nahrung mehr fand, so waren die Kaffern, die keinen andern Reichthum als ihre Heerden besitzen, selbst in Gefahr, Hungers zu sterben; die Noth zwang sie mithin, ihre stets fruchtlosen Versuche unablässig zu erneuern. Inzwischen war Sir Benjamin Urban Gouverneur geworden. Die Colonisten hatten sich in größerer Anzahl auf dem Gebiet angebaut, das die Kaffern unter dem Vorwande der Neutralität räumen mußten, und es hatte ganz das Ansehen, daß sie sich damit nicht zu begnügen Willens waren, sondern nach neuen Gebietsvergrößerungen lüstern waren, denn sie suchten die Kaffern unablässig zum Kriege zu reizen, um dadurch einen Vorwand zu haben, sie auch aus den an das sogenannte neutrale Gebiet gränzenden Ländereien zu vertreiben.

Doctor Philip war Zeuge der gegen die Unterthanen Macomo's im Jahr 1834 verübten Gewaltthätigkeiten, die er folgendermaßen schildert: „Die Ufer des Mankaia a verlassend, verfolgte ich die westliche Kette des Bassins des Tschumie, und fand auf einem Wege von 20 Meilen alle Kraals und alle einzelnen Hütten von den Soldaten verbrannt, oder auf andere Weise zerstört. In der Nähe des Forts Willshire und oberhalb der Vereinigung des Tschumie und des Keiskamma standen die Wohnungen noch in Flammen. Dieß war auf

der Gränze des neutralen Gebiets, in einer von den Colonisten sehr entfernten Gegend, die für uns von keinem Nutzen seyn kann. Die Kaffern saßen in kleinen Gruppen auf der Erde, und sahen dem Feuer zu. Ich fragte sie, warum sie nicht über den Fluß gingen, und erhielt zur Antwort, daß es am jenseitigen Ufer keine Weide gebe, und es ihnen gleichviel sey, ob sie von den Soldaten erschlagen würden oder Hungers sterben müßten. Macomo sagte mir, was er durch das Militärsystem gelitten, übersteige menschliche Kräfte." Macomo hatte mehrere Brüder, unter denen Tyali und Xo-Xo die ausgezeichnetsten waren. Gegen Ende Decembers 1834 wollte eine Abtheilung englischer Soldaten aus dem Kraal Tyali's das Vieh wegtreiben. Der Häuptling war eben abwesend, Xo-Xo fragte den Officier, warum sein Bruder beraubt werden solle; statt der Antwort ließ der Engländer Feuer auf ihn geben, und der junge Mensch stürzte schwer verwundet zu Boden. Die Kaffern sammelten sich in Masse um Xo-Xo. „Lieber sterben, als sich so behandeln lassen," sagten sie; „was nützt uns das Leben, wenn man unsere Häuptlinge umbringt?" Dieß war der Anfang des letzten Kaffernkrieges. Vergeblich bemühten sich die Häuptlinge, ihre Leute zu beruhigen; die Erbitterung war allgemein, und sicher wäre die Colonie zerstört worden, wenn nicht die Stämme sich gegenseitig hätten verständigen müssen, und wenn nicht das Widerstreben Hinza's, der den Krieg zu vermeiden wünschte, den Boers Zeit gelassen hätte, sich zum Kampfe vorzubereiten.

Am 21 December rückten 10,000 Mann Kaffern auf das neutrale Gebiet vor, und nahmen den Colonisten, wie diese selbst ausgesagt haben, 51,000 Stück Hornvieh, 2339 Pferde und 118,195 Schafe nebst einer Menge von Lebensmitteln und sonstigen Vorräthen weg; dabei wurden 539 Häuser niedergebrannt und 261 geplündert. Erst im Februar 1835 gelang es den Engländern, die Kaffern über den Ilschfluß hinüberzutreiben, und mehr als 6 Monate verflossen, ehe die Ruhe im Lande wiederhergestellt werden konnte. Die Engländer übten furchtbare Repressalien. Da sie dem Häuptling Hinza die Rolle übertragen hatten, die Galka so lange spielen mußte, so forderten sie von ihm Ersatz des geraubten Viehes, und als der unglückliche König, der mit einer Abtheilung englischer Truppen ins Innere des Kafferlandes geschickt worden war, um seinen Einfluß hinsichtlich der Wiedererstattung geltend zu machen, unterwegs zu fliehen versuchte, so wurde er von den ihn begleitenden Officier eingeholt, getödtet, und sein Leichnam auf die unwürdigste Weise verstümmelt. Sir Benjamin Urban erließ am 10 Mai 1835 eine Proclamation, in welcher der Fluß Key als Gränze der Colonie festgesetzt wurde. Der Krieg dauerte inzwischen immer fort, und erst vier Monate später gelang es dem Gouverneur, Frieden zu schließen. Die Häuptlinge erkannten in dem Vertrage den König von England als ihren Herren an, und man überwieß ihnen einen Strich Landes zu ihrem Aufenthalt.

Dieß sind die Eroberungskriege der Engländer in Südafrika. Das dabei befolgte System war stets dasselbe: man erlaubte den Boers — Menschen ohne Sitten und Grundsätze — über die Gränze zu gehen, und dort zu rauben; einige Jahre später ward dann behauptet, daß den Unordnungen, die man doch geduldet hatte, nicht anders zu steuern sey, als wenn man eine neue Gränzlinie ziehe, die alle von den Boers in Besitz genommenen Ländereien in sich begreife. Die Colonie, welche das Bedürfniß fühlt, sich so zu vergrößern, hat indeß nicht mehr als 50,000 Einwohner. Diese Gewaltthaten und die dadurch fortwährend bei den Kaffern unterhaltene Erbitterung sind Ursache der großen Hindernisse, auf welche die christlichen Missionen in diesem Lande stoßen. Die Boers führen Krieg bis zu dem Gebiete, welches dem Häuptling Mosolekatzi gehört, und sie haben die amerikanischen Missionärs, die sich dort niedergelassen hatten, bereits gezwungen, ihre kaum gegründeten Stationen zu verlassen. Bemerkenswerth ist das von der brittischen Regierung bei Gelegenheit des letzten Kaffernkrieges eingehaltene Benehmen. Die von dem Lord Glenelg unterm 26 December 1835 an Sir Benjamin Urban gerichtete Depesche ist indeß so ehrenvoll für den Minister, der sie unterzeichnete, als für die Verwaltung, deren Mitglied er ist. Da der Raum nicht gestattet, sie hier ganz zu wiederholen, so möge mindestens eine Stelle Platz finden, nach welcher die neuerlich von England in Afrika angenommene Politik sich würdigen läßt.

„England, heißt es, muß auf die Oberherrschaft über die neue vom Kaiskamma und dem Key begränzte Provinz verzichten, denn diese Herrschaft ist das Resultat einer Eroberung, welche Folge eines Krieges war, bei dem, so viel ich jetzt zu beurtheilen vermag, sich das Recht nicht auf Seite der Ueberwinder, sondern der Ueberwundenen befindet. Selbst wenn die wichtigsten politischen Gründe es erforderten, diese Erweiterung des Gebiets Sr. brittischen Majestät gut zu heißen, so würde der König doch niemals der Politik die Gerechtigkeit aufopfern. Ich bitte Sie daher, die Gemüther in der Capcolonie auf das Aufgeben der neuerlich erworbenen Provinz vorzubereiten, indem Sie bekannt machen, daß unsere Besitznahme derselben nur provisorisch sey, und mit Ende 1836 aufhören werde."

Gewiß eine edle Sprache und ein edles Benehmen. Nicht minder Lob gebührt dem Doctor Philip, der muthig vorbereitete, was Lord Glenelg so edel vollendete. Er verließ das Cap und ging nach seinem Vaterland, um dort eine Sache zu führen, die ohne ihn nie gewonnen worden wäre. Die Namen beider Männer verdienen gleiche Hochachtung. Vielleicht gilt es einst, die Stimme auch zu Vertheidigung der nordafrikanischen Stämme zu erheben, möge dann ihr edles Beispiel Nachahmer finden.

Hr. Brosset theilte vor einiger Zeit der asiatischen Gesellschaft in Paris eine Notiz über einige in lesghischer Sprache aufgefundenem Werke theologischen Inhalts mit. Das eine ist das Buch des Imams Schafei, des Chefs einer der vier rechtgläubigen Secten der Sunniten, das zweite behandelt die Fragen des mosleimitischen Rechts nach demselben Ritus, und ist wohl dasselbe, wovon Reineggs und andere Ethnographen des Kaukasus als von einem alten arabischen Codex sprechen, nach welchem in besonderen Fällen Recht gesprochen werde. Merkwürdig ist der Fund namentlich dadurch, daß die Uebersetzungen schon einige Jahrhunderte alt seyn müssen, was also auf eine frühere wissenschaftliche Bildung unter diesem als ganz roh verschrienen Volke hindeutet.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 108** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Lieder von Thomas Moore. — Die Prinzessin. (Fortsetzung.) — Die Irrlichter.

Im Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 8 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

10 December 1837.

Skizzen aus Südamerika.

3. Hafen- und Handelsſtadt Guayaquil am Fluſſe Guayaquil.

Nach den Angaben des Hiſtoriographen Ulloa iſt Guayaquil die zweite in Peru gegründete Stadt, und zwar bald nach dem Jahre 1532. Jedoch ſcheint es, daß das alte Guayaquil nicht lange in ſeinem erſten Zuſtande geblieben, ſondern durch die Indianer erobert und verwüſtet wurde, wonach es aber im J. 1537 Francisco de Orrealiana wieder von neuem aufbaute. Das jetzige Guayaquil liegt nicht mehr auf demſelben Platze, wie das frühere, welches an dem Golf von Charapota, unfern von dem jetzigen Dorfe Monte Chriſti zu ſuchen wäre. Den Namen ſoll die Stadt von dem Cazikn Gayas, der in dieſer Gegend herrſchte, erhalten haben.

Die gegenwärtige Stadt zerfällt in zwei Haupttheile, geſchieden von einander durch eine ſehr lange hölzerne Brücke, die über den mit der Stadt gleichnamigen Fluß und die ſumpfigen und ſchlammigen Umgebungen desſelben führt. Die neue Stadt oder der Theil, der eigentlich den Namen Guayaquil trägt, erſtreckt ſich in einer Länge von drei Achtelmeilen längs dem Fluſſe über eine Ebene, an deren ſüdlichem Ende das Arſenal ſteht. Die alte Stadt, an dem nördlichen Ufer des Fluſſes gelegen, iſt theils auf der Spitze, theils am Abhange eines felſigen Hügels gebaut, und begreift auch das weitläufige Kloſter von Santo Domingo in ſich. Die bedeutendſte Straße, Calle de Malecon, läuft parallel mit dem Fluſſe, und es befindet ſich in ihr das Douanengebäude. Hinter dieſer befindet ſich eine andere, noch breitere Straße, ausgezeichnet durch große und ſchöne Gebäude. In der Mitte derſelben wird der Markt gehalten, auf dem man alle Arten von Gemüſe, Früchten und Fleiſch erhält und der ſehr zahlreich beſucht wird.

Von dem Kai des Fluſſes kreuzt wieder eine breite Straße die beiden ſo eben angeführten. Auf der linken Seite derſelben führt ein Thor auf einen anſehnlichen Platz, der an zwei Seiten von einer Colonnade umringt iſt, auf deren Säulen die Balcons der Häuſer ruhen, und unter welcher ſich eine große Anzahl Kaufläden und Magazine befinden. Am Ende der letztgenannten Straße gelangt man wieder auf einen Platz, auf dem die Soldaten exercirt werden, und der übrigens nicht von Häuſern umgeben, ſondern frei und offen iſt. Rechts an ihn ſtößt ein in ganz Südamerika durch ſeine Pracht berühmter Kirchhof, Pantheon genannt, deſſen Mauer, entfernt von der ſonſt gewöhnlichen Einfachheit, eine ſehr geſchmackvolle Bauart zeigt.

Unter der ſpaniſchen Herrſchaft wurde Guayaquil, jetzt noch die Hauptſtadt der gleichnamigen Provinz, durch einen Gouverneur verwaltet; die ſtädtiſchen Angelegenheiten befanden ſich in den Händen von zwei Alcalden und einigen Adjuncten. Die Aduana (Zollweſen) ſtand unter einem Buchhalter, der einen Caſſier und mehrere niedere Beamte hatte. Das militäriſche Gouvernement war von dem Unterkönig von Peru, das bürgerliche Gerichtsgebiet von dem von Quito, ſo wie die kirchliche Jurisdiction von dem in Cuenca reſidirenden Biſchof abhängig. Jetzt dagegen hat Guayaquil ſeine eigene provinciellen und ſtädtiſche ausübende Regierung, dann Abgeordnete zum allgemeinen Congreß der Republik, ſo wie die Aduana durch einen Geſe-Adminiſtrator, einen Resguardo, einen Taſador und einen Teſorero verwaltet wird, welchen die Douanen von Puna und andern kleinen Orten verantwortlich ſind. In kirchlichen Angelegenheiten hängt man von Quito ab.

Guayaquil hat zwei Parochialkirchen, eine in der alten, die andere in der neuen Stadt; beide ſind dem Sant Jago, dem Staatspatron, geweiht. Dann zählt die Stadt drei Klöſter, Auguſtiner, Franciscaner und Dominicaner, nebſt einem unter der Aufſicht des Ordens von San Juan de Dios ſtehenden Hoſpital. Die Haupt-, ſo wie die andern Kirchen ſind nur von Holz gebaut.

In den Hauptſtraßen der Stadt haben die meiſten Häuſer außer dem Erdgeſchoß noch ein Stockwerk mit einem Balcon, der am Tage gegen die Sonnenhitze mit leinenen Vorhängen geſchützt iſt, die durch den Wind bewegt, ſelbſt bis in die Zimmer eine angenehme Kühle hineinwehen. Die obern Etagen ſind zur Bewohnung eingerichtet und enthalten gewöhnlich große ſchöne Säle. Obgleich Guayaquil kein für den Fremden ſehr auffallendes Gebäude beſitzt, ſo bietet doch die äußere und innere Bauart der Häuſer ein neues und gefälliges Anſehen dar. Die

Erdgeschosse werden selten oder nie bewohnt, sondern dienen meistentheils zu Comptoirs, Bureaux, Kaufläden und Magazinen, die aber alle mit viel Ordnung und Geschmack eingerichtet sind. Größtentheils sind die Häuser und die daran befindlichen Balcons von gleicher Höhe, und die durch die letztere und durch die Säulen, auf welchen sie ruhen, gebildeten Arkaden, bieten in den heißen Stunden des Tages einen schattigen, kühlen Spaziergang dar. Obgleich man hier durchweg von Holz baut, und Feuersbrünste, namentlich in den Jahren 1692, 1707 und 1764 fürchterliche Verwüstungen angerichtet und einen unermeßlichen Verlust an Waaren u. dgl. m. bewirkt haben, so lebt man doch mit solcher Sorglosigkeit, daß man nicht einmal auf die gewöhnlichen Rettungsmittel, z. B. Spritzen u. s. w., denkt.

Früher bestand das Ameublement in den Häusern zu Guayaquil, was das Wohnzimmer betraf, nur aus einem Tisch, einigen roh gearbeiteten Stühlen und von Bambusrohr verfertigten Sophas, nebst den den Fremden so gefallenden Hängmatten, die bequem zum Wiegen und Liegen rundum in den Zimmern hängen. Jetzt dagegen sind die Zimmer und Säle dermaßen mit Hausrath angefüllt, daß man sie eher für Meubelmagazine als für bewohnte Appartements ansehen sollte. Besonders sind es die Spiegel, die von den Guayaquilenern sehr geliebt und in großer Menge angeschafft werden. Etwas Angenehmes haben diese für den Fremden, nämlich daß man in den Zimmern der schönen Damen Guayaquils diese auf solche Art wohl zehnfach zu sehen bekommt. Von der alten Zeit her haben sich aber in den Zimmern noch die Hängmatten erhalten, die von Pita, einer faserartigen Pflanze geflochten und so eingerichtet sind, daß man sie zu einer für zwei bis drei Personen bequemen Breite ausdehnen kann.

Alt und jung, Männer und Frauen benutzen dieses hängende Meubel, und für den Fremden bleibt es immer ein seltsamer Anblick, wenn er in den Saal tritt und die ganze Gesellschaft, Herren und Damen, in den Hamacs schweben und sich wiegen sieht. Nicht allein der Gewohnheit und Bequemlichkeit wegen ziehen die Einwohner diese Weise zu sitzen allen andern vor, sondern auch, weil sie in solcher schaukelnder Stellung durch den davon entstehenden Luftzug die Muskitos abwehren, welche, namentlich Abends, eine Plage aller Gesellschaften sind. Besonders Guayaquil hat davon zu leiden, weil das Klima ohnehin schon sehr heiß und die Stadt dazu noch in einer niedern, sumpfigen Fläche liegt, die ganze Wolken der Muskitos hervorbringt. Die schwebende Bewegung der Hängmatten bringt man dadurch hervor, daß man von Zeit zu Zeit mit dem Fuße auf den Boden stößt, und dieß Manöuvre wissen besonders die hiesigen Damen auf eine zierliche Art zu exerciren, da sie selbst recht gut wissen, daß sie ihrer kleinen Füße wegen in ganz Südamerika berühmt sind.

Durch die von Jugend auf gewöhnte Abkühlung in der großen Hitze hört man selten, daß die hiesigen Einwohner an den Folgen eines Erkältungsübels leiden. Auf alle mögliche Weise sucht man den Luftzug in den Wohnungen zu vermehren. Wenn die Damen auf einem Balle sich durch einen Tanz recht erhitzt haben, eilen sie in die Nebenzimmer, werfen sich in die Hängmatten, und suchen sich durch das Schaukeln derselben abzukühlen. Es ist ein hübsches Schauspiel, diese schönen Frauen und Mädchen im zierlichen Ballstaat wie zarte Nymphe umherschweben zu sehen.

Die hiesigen Damen zeichnen sich durch lebendige und geistreiche Unterhaltung aus, so wie ihre körperliche Schönheit mit Recht berühmt ist. Sie haben feurige, große, meistentheils blaue Augen, castanienbraunes Haar, das gewöhnlich hinten in zwei langen Zöpfen herabhängt, und, was den Fremden sonderbar vorkommt, einen oft eben so zarten Teint, wie die europäischen Nordländer. Besonders zeichnen sich die Damen durch eine lilienweiße, mit dem zartesten Roth gemischte Haut aus, und rechtfertigen in jeder Hinsicht das Lob, das man in ganz Südamerika den „Guayaquileñas" (Guayaquil'schen Damen) spendet.

(Fortsetzung folgt.)

Portsmouth.

(Schluß.)

In der Ankerschmiede scheint sich die Fabel von den Eingeweiden des Aetna zu verwirklichen, und die Feueröffen, wo Vulcan die Donnerkeile Jupiters schmiedete, gehören fürder nicht mehr in das Reich poetischer Träume. Die dunkeln Gestalten der von glühender Hitze geschwärzten Männer, der dumpfwiderhallende Schall der Riesenhämmer, das furchtbare Gedröhn der ewig brausenden gigantischen Blasbälge, das entsetzliche Krachen der unermeßlichen Feuerbrände, die glühenden Schlacken des schmelzenden Metalls, die Milliarden Funken, die von den ewig gepeitschten Amboßen alle Räume durchzischen: alle diese grandiosen Effecte fallen auf einmal gleich Blitzstrahlen in die Seele, und geben ein Bild, das dem Dichter die Farben zum Tartarus leihen könnte, und das die Sinne des Zuschauers verwirrt und entzückt. Und doch wächst sein Erstaunen, wenn er zu den furchtbaren Kupfergießereien tritt, und die immensen Kessel mit glühend flüssigem Metall gefüllt sieht, das, in Stücke gegossen, durch Dampfkraft zu Platten gewalzt wird. Stumm vor Bewunderung betrachtet man diese Höllenoperationen und das unbegreiflichste der Wunder, daß menschliche Wesen eine solche Hitze und die versengenden Ausströmungen des nach allen Richtungen sich ergießenden Kupfers aushalten können, wo ich wenigstens nach wenigen Minuten und in mäßiger Entfernung in gewaltsame Transpiration versetzt wurde. Ueber dem Gebäude der Tackelwerke erhebt sich ein hoher kreisförmiger Thurm, auf dem ein Semaphor angebracht ist, von wo die Nachrichten so schnell nach London und von dort zurückgehen, daß man nicht selten in zwei Minuten Antwort aus der Hauptstadt im Hafen erhält. Eine ingeniöse Erfindung des Amerikaners Brunel ist die Bearbeitung der Rollen zu den Schiffstauen. Das rohe Material des Holzes und Metalls wird hier ohne alle andere Arbeit, als daß man die rohe Masse in die Werkstätten gibt, und nur die Rollen nach Umständen und Verhältnissen der stets arbeitenden Maschinen dreht und wendet, in eine polirte Rolle verwandelt. Ein Linienschiff bedarf ungefähr 1500 dieser Rollen,

welche alle mittelst dieses bewundernswürdigen Mechanismus, und bloß mit Beihülfe von vier Männern, in Einem Tag gefertigt werden können. Diese in einander greifenden Werke enthalten 44 Maschinen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes durch Dampfkraft bewegt und durch den einfachsten Mechanismus zum Stehen und Gehen gebracht werden. In dieser Maschinerie sind Hämmer, Cirkelsägen und andere Formen, Drehspieße, Fugen, Hohlmeißel, Stemmeisen, Kerdhölzer und alle Meißelgattungen angebracht, die, je nachdem es die Arbeit erfordert, sich zu allen nöthigen Operationen hingeben, bis die Rolle vollendet ist. Die wunderbarste Wirkung aber, welche von dieser complicirten, vielfältigen Maschinerie hervorgebracht wird, besteht darin, daß wenn das Werkzeug auf den metallenen oder hölzernen Theil der Rolle drückt, die Maschinerie selbst verschiedene Abstufungen von Gewalt besitzt, um auf jeden Theil nach dem erforderten Maaße einzuwirken. In allen diesen Vorrichtungen sehen wir den Triumph der Mechanik und Technik unserer Zeit. Allein nichts ist zu vergleichen mit den Dockyards selbst, wo die größten Schiffe unter Dach erbaut werden. Um zu verhindern, daß nicht mehr Wasser in diese Chantiers einströmt, als das Schiff bedarf, sind eigene Fluth-Thore angebracht, auf deren oberm Rande Verbindungsbrücken auf die andere Seite führen. Ungeachtet der Stärke dieser Schließbrücken durchbrach das Meer die Süddocke in dem Augenblick, als die majestätische Prinzessin Charlotte von 110 Kanonen von den Blöcken gelassen werden sollte, wodurch alle Menschen, die auf der Fallbrücke standen, ins Wasser geschleudert wurden, und viele das Leben verloren. Ich sah hier das größte Linienschiff, das England jemals besessen, und das selbst den Neptun übertrifft, den Royal Frederik, in der Arbeit begriffen. Es ist ein eignes Gefühl, auf diesem ungeheuern Gerippe herumzusteigen, das einstens bestimmt ist, über tausend Menschen auf den trügerischen Wellen des Oceans zu tragen, und den Tod in tausend Gestalten von sich auszusenden, eine schwimmende Welt, eine schwimmende Hölle.

Welches Leben ist in den Hallen, die den zu beständigem Gebrauch bereit stehenden unzähligen Booten zum Aufenthalt dienen, und wer zählte noch die zahlreichen andern Werkstätten, die zu dem Wunder-Arsenale gehören; diese Riesenböden für Seilerei, vielleicht die größten der Welt, diese Bildschnitzerei und Modellirung, wo Figuren für die Schiffe und Modelle und Zeichnungen gefertigt werden! Hinter diesen unübersehbaren Werkstätten steht eine Reihe der schönsten Gebäude für die Chefs der verschiedenen Departements und der Palast des Hafenadmirals.

Nachdem ich nun alle diese Riesenanstalten gesehen, setzte ich mich mit dem mich begleitenden Officier in einen Nachen, und ruderte zu dem Schiffe des Portadmirals, der ruhmerfüllten Victory, auf der Nelson fiel und starb. Gleich einem Heiligthum wird dieses ehrwürdige Schiff bewahrt, und ein Seeofficier, dem eine türkische Kugel bei Navarin den Arm abschlug, empfing uns als sein Commandant an Bord. Der Anblick eines Linienschiffes von 120 Kanonen macht einen unauslöschlichen Eindruck, und mit Stolz betrachtet man das Höchste, was menschlicher Genius erschaffen, um dem unbändigsten Elemente zu trotzen. Wenn das Aeußere mit Staunen und Bewunderung erfüllt, so bietet dagegen das Innere ein Bild der vollkommensten Ordnung und Zweckmäßigkeit dar; die endlose Aussicht in den Verdecken, die Geschütze auf ihren Lafetten, die Eßtafeln der Matrosen, die mannichfaltigen bequemen Verbindungen der Decke, die massiven Schiffswinden, die enormen durch das Ganze ziehenden Mastbäume, die Durchsichten von den untersten Räumen in den blauen Aether, die ewigen Schiffssignale, die unendliche, lautlos gehorchende Regsamkeit, die schrillende Pfeife des Hochbootsmanns — alle diese Erscheinungen tragen einen hinreißenden Reiz von Neuheit und Mannichfaltigkeit in sich. Von diesem Flaggenschiff wendeten wir uns in das Innere des Hafens, und ruderten, begünstigt vom herrlichsten Abend, an all diesen Seekolossen vorüber, die hehr und majestätisch hier gruppirt sind, und ruhig auf das Gewühl unter sich herabsehen, bis das Vaterland sie hinausruft zum Schrecken und zur Vernichtung der Feinde. Allein auch der Luxus hat seinen Tribut nicht vergessen, und wenn schon die Officierswohnungen auf den Kriegsschiffen wahren Boudoirs gleichen, die außen mit Balcons und zierlichen Gittern versehen sind, so ist die königliche Yacht Fanny an Eleganz und Pracht mit allem zu vergleichen, was auf einem Landschlosse nur vereinigt gedacht werden kann. Hier ist orientalischer Luxus, und das Gold, welches im Ueberflusse verschwendet ist, scheint weit weniger Werth in sich zu fassen, als die unzähligen kostbaren Meubles der edelsten Holzarten, von denen es umringt ist. Auch kostet dieses durch Form und Ausstattung bezaubernde Schiff über eine Million — dasselbe, was ein Kriegsschiff ersten Ranges zur Ausrüstung erfordert. Den würdigen Schlußstein dieses Arsenals bildet die Rüstkammer, die an Zahl der Gewehre und Geschütze nur vom Tower und Woolwich überboten wird, und worin Waffen, Kanonen und Kugeln für die Bemannung aller im Hafen befindlichen Schiffe aufgespeichert und in malerischer Ordnung ausgelegt sind.

Von diesen Schmiedöfen des Vulcans, von diesen Vernichtung drohenden Feuerschlünden wendete ich mich nach der [illegible]
of Wight, die man auf dem stündlich hin- und herg[illegible] der Dampfschiff in 30 Minuten erreicht, und wo man Alles findet, was die italienischen Inseln nur einzeln darbieten, fast Reisender, der nach England kommt, versäume es, ihr zu besuchen, über welches der Zauber der Schönheit ausgegossen ist. Das terrassenförmig [illegible] Ryde, das herrliche Brading-Harbour, desselben zu entdecken und Bambridge, das prächtige Yarmouth und Rubruquis, lich Cowes, und endlich die hohen Nadeln Land des Priesters Jo- Needles, die an kühner Felsenbildheit der frühern Nachrichten Schauern der Fingalshöhle wetteifern. Quelle des Irrthums nur in Gärten und Parks übersäeten finden. Nach dem Occident kam die Insel Wight zu einem [illegible]ster Johannes zuerst durch die ar-

Zwei Meilen westlich [illegible] welche 1145 den Papst Eugenius III ist die weltberühmte [illegible] Monophysiten. Obgleich dem Anschein Sandbank ableitet,

Meilen südöstlich [illegible] Kaper.

spit genannt,

Strömung der Fluth gebildet, und durch mehrere sehr starke Forts beschützt. Als ich, von so vielen großen Eindrücken und Umgebungen fast betäubt, mich über die Balustrade der beherrschenden Plattform der Königsbastion lehnte, und der scheidenden Sonne nachsah, und wie unzählige Schiffe sich auf den weiten Höhen von Spithead ihr Nachtlager suchten, und Ruhe und Stille sich über das endlose Treiben und Toben des gährenden Hafens herabsenkte, da brach der Donner der schweren eisernen Carthaunen auf der Saluting Battery neben mir los, und ein Linienschiff ersten Ranges schwellte die wolkenähnlichen Segel, und verließ, in Rauch und Blitz der Batterien gehüllt, majestätischen Laufs seine gigantischen Brüder, um sich auf der Höhe von Spithead für die morgige Abfahrt aufzustellen. Es war der Bellerophon, der die französische Revolution mit dem ersten Kanonenschuß begrüßt, und der ihr ein Ende gemacht, indem er den großen Mann in sein Grab trug.

Der Muski in Cairo, im Jahr 1836. *)

Der Muski ist eines der schönsten Quartiere von Cairo, dem die Anwesenheit der Europäer, die sich da eingebürgert haben, einen ganz eigenen Charakter aufgedrückt hat. In den vier oder fünf Hauptstraßen, aus denen es besteht, sieht man mitten unter dem Gewühl von weißen, rothen und grünen Turbans und den in Schnitt und Farbe so verschiedenen Trachten, und mitten unter den Pferden, Kameelen und Eseln hie und da unsern engen Frack, unsere unbequemen Pantalons und unsern lächerlichen Hut; indeß kann man zuversichtlich annehmen, daß der so gekleidete Franke nur erst seit kurzem in Aegypten sich befindet, denn alle diejenigen, welche sich länger aufzuhalten gedenken, beeilen sich, theils die ägyptische Tracht anzunehmen, theils wenigstens ein Justemilieu zwischen dem Orient und Occident herzustellen, indem sie die Schöße ihres Fracks abschneiden, und ihn als Spencer tragen, die Beinkleider bedeutend erweitern, einen Gürtel um den Leib befestigen, und eine rothe, wollene Mütze schräg auf das eine Ohr drücken. Dabei lassen sie den Bart wachsen, und einige schnallen sogar einen alten Cavalleriesäbel um, so daß der Erste, der mir auf diese Art herausstaffirt begegnete, mich unwillkürlich an Ali Baba oder die vierzig Räuber in Tausend und Einer Nacht erinnerte.

Auch die kleinste europäische Nation findet im Muski ihre Vertreter. Zuerst kommen die Italiener; diese sind die Senioren des Quartiers, ihre Sprache wird allgemein gesprochen, und sie haben vor andern Nationen den Vortheil voraus, sich von den kleinen Arabern, die ihnen einen Bourico bono anbieten, Signor nennen zu hören. Sie sind sehr zahlreich, und im Besitz eines Theils des Handels des fränkischen Quartiers. Die Einen sind Apotheker und Specereihändler, die Andern Gahrköche. Fast alle geben sich für politische Flüchtlinge und Republicaner aus; sie zerreißen sich unter einander, theilen aber den gemeinschaftlichen Haß gegen alle Fremden. Diejenigen, welche im Dienst des Pascha's stehen, behaupten sich länger in ihren Posten, als andere Europäer. Sie sind gewandt und geschmeidig, und besitzen alle Eigenschaften, welche erforderlich sind, um unter einer Regierung Glück zu machen, wo man nur durch Zudringlichkeit, List und Schmeichelei zu etwas gelangt.

Die Italiener sind es auch, welche im Muski eine so originelle Figur machen, wie man sie sonst nirgends sieht, und die sich dem Gedächtniß unvertilgbar einprägen. Jener Mann mit dem spitzigen, grauen Filzhut mit breitem Rand, und der großen Weste von bouteillengrünem Sammet, ist ein Trasteveriner, ein alter Carbonaro, ein Flüchtling, der hier als Zimmermaler arbeitet. Jener junge, schöne Mann, der von der Pharmacia del Crocodilo vor einem Kreis von Menschen vervorirt, der sich um ihn gesammelt hat, trägt einen der schönsten Namen des alten venetianischen Adels; er ist Commis in einem armseligen Handelshause. Unter denen, die ihm zuhören, befindet sich ein nicht zu verachtender Sicilianer; er ist schon von einem gewissen Alter, sein buschiger Backen- und Schnurrbart spielt schon ziemlich ins Graue, und seine Toilette ist sehr gewählt. Er trägt eine mit seidenen Schnüren verbrämte Weste nach polnischer Art; sein Pantalon von Nanquin ist sehr weit, und seine Schuhe sind von rothem Maroquin; eine schwere goldene Kette spielt auf seiner Brust, die bis zur Uhrtasche herabreicht, aus der eine andere goldene Kette mit einem ungeheuren Bündel von Berlocken hervorragt. Die Finger sind voller Ringe, und um seinen Jabot in die Höhe zu halten, bedient er sich einer Busennadel in Diamenten, in Gestalt einer kleinen Pistole. Sein, der Hitze wegen, zurückgeschlagener Hemdkragen läßt schöne Ohrringe sehen, die sonst gewöhnlich in der weiten Halsbinde stecken, und seine schräg auf Einem Ohr ruhende Mütze — ein Zeichen von Zufriedenheit — beweist, daß die Nacht gut war. Dieser ehrenwerthe Industrieritter hält nämlich eine Pharaobank.

Die Franzosen machen sich in Muski durch die Art bemerkbar, wie sie sich in allen Verhältnissen zu helfen wissen, und aus Allem etwas machen können. Zuvörderst sind fast alle ohne Ausnahme Sprachlehrer; dann kommen die Pferdehändler, die Fechtmeister, die Apotheker, die Strohflechter, die Fabricanten chemischer Producte, die Pappardeiter, die Magnetiseurs und die Giraffenjäger. Die meisten unter ihnen sind große Projectenmacher, die allerhand Steckenpferde reiten. Lahore, Kabul und Tübet beschäftigen ihre Phantasie; die goldenen Lorbeeren General Allards rauben ihnen die Ruhe, und Cairo ist meist nur der erste Etappenplatz für die abenteuerliche Reise. Hört man sie, so reisen sie beständig, bleiben aber immer da, um, wie sie sagen, eine gute Gelegenheit zu erwarten. Ich kenne deren, die seit zehn Jahren in Cairo leben, und seit dieser Zeit sich täglich zur Abreise rüsten. Man hört auch von Reisen nach Abyssinien und Indien, doch sind diese minder im Schwunge, oder vielleicht zu sehr verbraucht. Man darf sich nicht wundern über diese Menge von Menschen, welche täglich abreist, und dennoch nicht geht; das Reisen ist in Cairo gleichsam ein Handwerk, es verschafft Aufnahme in guten Häusern und Einladungen zum Essen; es verbreitet einen gewissen Nimbus, es verleiht Interesse, ja wohl gar Credit; kurz es ist ein Stand, und Viele im Muski lebende Franzosen haben keinen andern.

(Schluß folgt.)

---

*) Nach einem mit Jeannin P. unterzeichneten Artikel im Tempé.

Die von der Stadt Paris selbst erhobenen Abgaben betrugen im Jahr 1836 die Summe von 1,959,865 Fr. 81 Ct.; darunter wären die bedeutendsten: für Seefische, Austern und Süßwasserfische 412,519 Fr. 56 Ct., für Geflügel und Wildpret 754,854 Fr. 62 Ct., für Butter und Eier 252,939 Fr. 57 Ct., für die Vermiethung der öffentlichen Plätze an Fiaker u. dgl. 294,057 Fr. 8 Ct.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

11 December 1837.

Der Prieſter Johannes.

Die „Theologiſchen Studien von Ullmann und Umbreit" enthalten die nachſtehende Erklärung über den fabelhaften Prieſter Johannes, eine Erklärung, die zwar Ritter in ſeiner hiſtoriſchen Unterſuchung hierüber (ſ. Aſien [2te Ausgabe] Th. I. S. 283 ff.) auch ſchon vermuthete, aber nicht ganz durchzuführen vermochte. Dieſe Erklärung erläutert Manches, was bisher über dieſen Gegenſtand dunkel geblieben iſt.

In einigen unſerer geographiſchen Bücher ſpukt der Prieſter Johannes gar gewaltig; was es eigentlich mit demſelben für eine Bewandtniß gehabt habe, iſt nach den Forſchungen über die Geſchichte des öſtlichen Aſiens, die man beſonders dem Petersburger Gelehrten J. J. Schmidt und dem Pariſer Sinologen Abel Rémuſat verdankt, ziemlich deutlich; dagegen iſt das Räthſel noch ungelöst, wie ſich ein Wang-Khan*) in einen Prieſter Johannes verwandeln konnte. Gieſeler hat es verſucht, Andeutungen dazu zu geben. Nördlich von China, ſo beginnt er, ſüdlich vom Baikal-See, wohnte der tatariſche Stamm der Kerait, deren Fürſt im Anfange des eilften Jahrhunderts von einem neſtorianiſchen Miſſionär bekehrt worden ſeyn, und einen großen Theil ſeines Volkes nach ſich gezogen haben ſoll. Wie es ſich mit dieſer Bekehrung verhalten habe, ob der Tartarfürſt nur neben andern Göttern auch den Chriſtengott zu verehren angefangen habe, wie dieß bei mehreren der ſpäteren Mongolenkhane der Fall war, darüber läßt ſich nichts ſagen. Indeß erhielt ſich das Chriſtenthum, oder was als ſolches dort Eingang fand, in jener Fürſtenfamilie und deren Gebiete. Einer dieſer Fürſten im zwölften Jahrhundert empfing von dem chineſiſchen Kaiſer den Titel Wang, d. i. König, und verband ihn mit dem gleichbedeutenden tatariſchen Khan. Daß aus dieſem Wang-Khan durch Mißverſtand Johannes Presbyter geworden iſt, darüber iſt man einig; dagegen ſind ſehr verſchiedene Vermuthungen gewagt, um zu erklären, wie dieſe Umwandlung erfolgt ſeyn möge. Um hier richtig zu verfahren, wird man davon ausgehen müſſen, daß die Nachrichten von jenen chriſtlichen Fürſten in Oſt-Aſien zunächſt durch die Neſtorianer nach Weſt Aſien kamen, und von da aus ſich weiter verbreiteten, daß alſo der Mißverſtand in den durch dieſen Gang der Sagen bedingten Sprachverhältniſſen wurzeln wird. Die Kirchenſprache der Neſtorianer war die chaldäiſche, die Sprache des gemeinen Lebens war die damals allgemein im weſtlichen Aſien verbreitete arabiſche: beide mit einander verwandte ſemitiſche Dialekte. Aus Wang wurde Juchanan, Johann. Es läßt ſich darüber nichts weiter ſagen, als daß die Orientalen ſehr oft einen fremden Namen auf dieſe Weiſe in ihre Sprache übertragen, daß ſie ihn mit dem, demſelben am ähnlichſten klingenden Namen ihrer Sprache vertauſchen. Hier war zu einer ſolchen Vertauſchung dadurch noch eine beſondere Aufforderung gegeben, daß bei dem neuen chriſtlichen Könige doch ein chriſtlicher Name vorausgeſetzt werden konnte. In dem Namensvorrathe der Neſtorianer lag aber Juchanan, vielleicht Juan abgekürzt, dem fremden Wang am nächſten. Khan, als mongoliſcher Fürſtentitel, war im zwölften Jahrhundert in Weſt-Aſien noch eben ſo unbekannt, als er nach dem Vordringen der Mongolen im dreizehnten Jahrhundert bekannt wurde. Dagegen lag in allen ſemitiſchen Dialecten das Wort für Prieſter *) im Klange dem mongoliſchen Khan ſehr nahe, und ſo erzeugte ſich bei der Verbreitung der Erzählung in ſemitiſchen Dialekten das Mißverſtändniß, daß der neu bekehrte Juan Khan ein Prieſter Johannes ſey, faſt mit Nothwendigkeit. Nachdem im dreizehnten Jahrhundert der mongoliſche Titel Khan bekannt genug geworden war, hatte ſich das Mißverſtändniß ſchon in eine Menge anderer Sprachen verpflanzt, in denen die eigentliche Quelle desſelben zu entdecken unmöglich war. Obgleich daher Marco Polo und Rubruquis, welche im dreizehnten Jahrhundert das Land des Prieſters Johannes beſuchten, wohl die Falſchheit der frühern Nachrichten erkannten, ſo wußten ſie doch die Quelle des Irrthums nur in den Lügen der Neſtorianer zu finden. Nach dem Occident kam die Nachricht von dem Prieſter Johannes zuerſt durch die armeniſche Geſandtſchaft, welche 1145 den Papſt Eugenius III aufſuchte, alſo durch Monophyſiten. Obgleich dem Anſchein

*) Dieß iſt nämlich der chineſiſch-mongoliſche Titel einer Fürſtenfamilie in Nordaſien.

*) Kohen oder Kahen.

nach dieſe gerade nicht Urſache hatten, ſich der Eroberung der Neſtorianer zu freuen, ſo wird dieſelbe dennoch von ihnen mannichfach ausgeſchmückt. Prieſter Johannes ſoll von den Magern abſtammen, welche ſchon das Chriſtuskind zu verehren kamen; ſeine Macht und Reichthümer überſteigen allen Glauben; er ſoll ſchon einmal mit großer Heeresmacht ausgezogen ſeyn, um Jeruſalem zu erobern, und nur durch den reißenden Tigris aufgehalten ſeyn..... Die armeniſche Geſandtſchaft hatte noch einen beſondern Grund, auf den Prieſter Johannes Gewicht zu legen. Sie kam, um im Abendlande Beiſtand gegen die Sarazenen zu erbitten. Die Ausſicht auf endliche Vernichtung dieſer Feinde des Kreuzes, und ſomit die Bereitwilligkeit der Abendländer, fortwährend ihre Macht gegen dieſelben aufzubieten, wurde aber nicht wenig durch die Verſicherung geſtärkt, daß im fernſten Oſten eine chriſtliche Macht, der des Abendlandes gleich, bereit ſey, die Ungläubigen auch von der andern Seite anzugreifen. So wetteiferten alſo die orientaliſchen Chriſten mit einander, den Prieſter Johannes zu erheben. Bei den Abendländern fehlte es aber nicht an Empfänglichkeit für dieſe Sage. Zuerſt war es die dieſer Zeit überhaupt eigenthümliche Vorliebe für Abenteuerliches, welche durch dieſelbe angezogen wurde. Im dreizehnten Jahrhundert bemächtigte ſich aber auch die Unzufriedenheit mit den eigenen Verhältniſſen dieſes Gegenſtandes, um in dem Prieſter Johann das Ideal eines Königs und Prieſters in Einer Perſon, unter deſſen Scepter Friede und Gerechtigkeit blühe, im Gegenſatz zu dem unheilvollen Kampfe des Prieſterthums und Königthums im Abendlande darzuſtellen. Dieſe Abſicht ſcheint beſonders im Titurel durch. Für den heiligen Graal gibt es im Abendlande keine würdige Wohnung mehr: er zieht in das reine, heilige Land des Prieſters Johann.

Skizzen aus Südamerika.

3. Hafen- und Handelsſtadt Guayaquil am Fluſſe Guayaquil.

(Fortſetzung.)

Zu den hieſigen Vergnügungen gehören die Stier- und Hahnengefechte. Da ſchon an und für ſich die Südamerikaner gute Reiter ſind, ſo findet man auch hier ausgezeichnete Kunſtreitergeſellſchaften. Die Waſſerfahrten auf Spazierbooten und Balſas, den Fluß hinauf und hinab, gehören zu den Amuſements der Vornehmen, die hiezu gewöhnlich ſehr hübſche, gut eingerichtete und nach nordamerikaniſchen Modellen gebaute Schoner haben. Außerdem lieben alle Claſſen der hieſigen Einwohner ſehr den Tanz; die höhern Stände folgen hiebei den ſpaniſchen, die niedern den inländiſchen Gewohnheiten, die Neger aber ihren nationellen, vaterländiſchen Tanzgebräuchen. Des Abends hört man in Guayaquil überall Guitarren- und Harfenklang und luſtigen Geſang.

Die Bevölkerung Guayaquils, ungefähr 22,000 Seelen, beſteht aus den Nationen und Stämmen, die über ganz Südamerika verbreitet ſind. Den größten Theil bilden die Mulatten oder Meſtizen, auf welche die Neger, größtentheils alle Sklaven, folgen. Dieſe letztern verrichten gewöhnlich alle häuslichen Arbeiten, dann die in den Magazinen u. ſ. w. Die Schifffahrt auf dem Fluſſe und hauptſächlich das Fahren mit den Flößen oder Balſas, betreiben größtentheils die Indianer des Landes. Sie holen und bringen mit denſelben die Ladungen von und an Bord der Schiffe. Die Sicherheit und Geſchicklichkeit dieſer Leute iſt zu bewundern, womit ſie die vollgeladnen Balſas bei Ebbe und Fluth in dem ſtärkſten Strome zu regieren verſtehen und ſich durch die gedrängt vor der Stadt liegenden Schiffe durchzuwinden wiſſen. Die Indianer machen übrigens mit dieſen unſichern Fahrzeugen ſogar Reiſen bis nach Payta, Sechura, Pacasmayo und Guanchaco übers Meer, mit einer Ladung von 500 bis 600 Ctrn., ungerechnet noch die für das indianiſche Schiffsvolk benöthigten Victualien und das Trinkwaſſer. Dieß letztere wird in großen, mit Zweigen umflochtenen irdenen Töpfen aufbewahrt, die man zwiſchen die Balken, woraus der Floß beſteht, ſtellt, ſo daß ſie kühl im Meerwaſſer ſtehen. Auch benutzt man hohle Bambus zu Waſſergefäßen, welchen Gebrauch man auch bei den Eingebornen von Oſtindien findet. Der genannte Küſtenort Guanchaco liegt über 60 holländiſche Seemeilen von Guayaquil, und es bleibt alſo dieſe Fahrt mit beladenen Flößen über den Ocean gegen Wind und Wetter immer ein kühnes Unternehmen.

Dieſe in Guayaquil in Gebrauch befindlichen Balſas oder Flöße, bei den Indianern auch Jangados genannt, werden von den Stämmen des Ceibobaums zuſammengefügt, die man deßwegen auch Palos de Balſo, Balſemaſten, nennt. Das Holz iſt weiß und zäh und hat ſo wenig ſpecifiſche Schwere, daß man einen Ceibo-Balken von 9 bis 10 Ellen Länge und einen bis 1½ Fuß im Durchmeſſer leicht heben und wegtragen kann. Die davon verfertigten Jangados haben gewöhnlich eine länglich viereckige Form und verſchiedene Größe, ſo daß die bedeutendſten eine Länge von 130, und eine Breite von 20 bis 25 Fuß in ſich begreifen. Der mittelſte der Balken, gewöhnlich auch der längſte und dickſte, bildet gleichſam den Kiel des Fahrzeugs, und an ihn ſchließen ſich auf beiden Seiten drei andere, immer kleinere Balken. Aneinander befeſtigt werden ſie durch eine faſrige Schlingpflanze, Bejuco, die ungemein zäh und biegſam iſt, und deren ſich die amerikaniſchen Indianer auch beim Bau ihrer Wohnungen bedienen. Dieſes Bindemittel iſt ſo feſt, daß die Flöße lange Zeit der Gewalt der Meereswogen widerſtehen können. Außerdem verbindet man auch noch die Balken durch die harten und zähen Stacheln des Mangelbaums. Dieſe Flöße von Ceibo-Stämmen werden dann noch querüber mit Brettern des Cedernbaums gedeckt, die wieder mit der oben genannten Bejuco an die Balken befeſtigt werden, worüber noch eine Lage geſpaltenes Bambusrohr kommt, ſo daß der Boden des Floßes dicht iſt, und die Ladung von unten her nicht durch die Näſſe leiden kann. Die indianiſchen Schiffer bauen ſich dann auf dem Fahrzeug noch eine kleine Hütte, deren Dach aus großen Bijahua-Blättern beſteht; für Paſſagiere wird aber auch ſchon ein beſſeres Häuschen erbaut, das durch leinene Tapeten in mehrere Gemächer vertheilt und mit Hängmatten und anderm Hausrath verſehen iſt.

Hauptſächlich werden die Balſas oder Jangados durch Segel

regiert, die man an einen vorne etwas überhängenden sogenannten Bock aufzieht, der aus zwei gegeneinander gelehnten, oben zusammengebundenen Mangelbäumen besteht, die unten weit von einander stehen, und durch hölzerne Stützen und Taue befestigt sind. Das an diesem Bock aufgehißte Segel hat die Form eines Bramsegels; vorn am Floße befindet sich dann noch eine Art von Vogspriet, an welchem die Brassen und die Seitentaue hin- und herfahren. Das Steuer, in der Form eines breiten, schweren Ruders, hängt am Mittelbalken, der als der längste von allen hinten einige Fuß hervorragt, und ist zum Lenken des Fahrzeugs hinreichend und sehr brauchbar.

Die Indianer bringen mit jedem Winde ihre Balsas den Fluß hinauf und hinab, und was noch mehr sagen will, sie laviren mit denselben wie mit einem Schiffe gegen den Wind auf, wobei ihnen ihre Schwerter (eine Vorrichtung an den Seiten des Schiffs) sehr zu gute kommen, die man Guaras nennt, und welche aus dicken, starken Planken von 12 Fuß Länge und 3 Fuß Breite bestehen, die sie zwischen die Balken durch sowohl in der Mitte, als am Vorder- und Hintertheil des Floßes in das Wasser hinablassen. Bei Windstille benutzen die Indianer diese Guaras, um ihre Flöße vorwärts zu bringen, indem sie sie am Hintertheil ins Wasser hinablassen und sich derselben dann wie Hebebäume bedienen.

Der Fluß Guayaquil hat eine Menge Arme und Mündungen, Esteros genannt, die sämmtlich sehr fischreich sind. Die Ufer dieser einzelnen Gewässer werden größtentheils von Indianern und Mulatten bewohnt, die eben so wie die Bewohner der am Ausflusse des Guayaquils liegenden bedeutenden Insel la Puna einen Theil des Jahres sich mit dem Ackerbau beschäftigen und dann nach der Ernte das Hinunterbringen von Holz, Kaufmannswaaren u. s. w., so wie die Fischerei auf dem Flusse betreiben. Zu dieser letzten Beschäftigung begibt sich gewöhnlich eine ganze Gemeinde Eingeborne auf ihre Balsas, auf welchen sie nach einer Estero-Mündung fahren, sich dort vor Anker legen, und nun in ihren Kanoes auf den Fischfang ausgehen, wozu sie Bogen und Pfeile und Harpunen gebrauchen. Außerdem verstehen sie auch wie die Insulaner der stillen Südsee, den Fisch im Wasser zu betäuben, wozu sie ein Kraut, Barbasco genannt, gebrauchen. Sie kauen dieses Kraut, vermengen es dann mit Teig und werfen es an den Stellen ins Wasser, wo die Fische sich versammeln. Diese, davon fressend, schwimmen dann wie todt auf der Oberfläche, werden aber rasch in die Kanoes gebracht, da sie sich bald wieder von ihrer Betäubung erholen. Kleinere Fische aber sterben wirklich von diesem Barbasco-Kraut.

Die Balsas die mit Ladungen fahren, haben aus diesem Grunde Magazine von Brettern errichtet, worin die Waaren liegen. Andere, die zum Markte nach Guayaquil mit Gemüße, Früchten, Fleisch und andern Lebensmitteln kommen, sind gewöhnlich unbedeckt. Zu den Hauptnahrungsmitteln, die die Märkte hier ausliefern, gehören vor Allem die Wassermelonen, Sandias, die eine enorme Größe erreichen. Dann die Maranonen, die Cabeza de Negro, der Mameis, so wie die Orangeäpfel, die Kokosnüsse nebst andern Früchten der heißen Zone. Hauptsächlich ist aber die Platane wieder die beliebteste Frucht bei allen Ständen, und das Hauptnahrungsmittel der Neger. Man backt, kocht oder bratet diese Frucht in heißer Asche und gebraucht sie dann als Brod. Andere Sorten werden mit Fett gebacken oder Torten daraus bereitet, so daß mit einem Wort die Banane oder Platane den Guayaquilenern so unentbehrlich ist wie bei uns das Brod. Große Kanoes, Balsas und andere Fahrzeuge kommen täglich von dem obern Flusse nach der Stadt und versehen reichlich den Markt mit dieser Frucht. Das hiesige Brod ist wie in ganz Südamerika nicht sehr zu loben, sondern gewöhnlich hart und sandig. Reiß, Garbanzos von Lambayeque, die Frigoles und Lentillas, alles hiesige Früchte, sind sehr wohlfeil. Die süßen Erdäpfel, Yucas genannt, die Camotes und die Citrionillen, eine Art Kürbisse, sind in Ueberfluß vorhanden, aber bei den Inländern nicht so beliebt, wie die Bananen. Das an Markt gebrachte Fleisch taugt wenig, obgleich das Hornvieh in den nahen Gebirgen gute Weiden hat. Man sondert von dem Fleisch alles Fett ab, schmilzt es und verkauft es dann unter dem Namen Manteca besonders zur Bereitung der Speisen anstatt der Butter. Die Butter heißt hier Mantequilla. Das Fleisch zur Verproviantirung der Schiffe kommt von Monte Christi, nördlich von Guayaquil gelegen, wo man sich viel mit dem Einsalzen und Räuchern desselben beschäftigt; berühmt sind die so zubereiteten Ochsenrippen, Chalones genannt. Das Schafsfleisch ist schlecht, das der Schweine dagegen sehr gut, so wie auch das Geflügel, das aber sehr theuer ist. Die Gebüsche und Wälder am Guayaquil wimmeln von Wild. Die in Ueberfluß gefangenen Fische werden von dem höhern Stande wenig gegessen, besonders weil man einige Sorten für ungesund hält. Die Austern, die man an den Klippen und Felsen sammelt, sind vortrefflich; unschmackhaft und schädlich sind die, welche sich an den Pfählen und Bollwerken des Flusses ansetzen. Der Markt und der dicht dabei strömende Fluß bietet überhaupt ein lebendiges, buntes Schauspiel dar.

(Fortsetzung folgt.)

Merkwürdiges altes Manuscript.

Vor mehr als 1000 Jahren verehrte Theodulph, Bischof von Orleans, der Kirche zu Unserer lieben Frau zu Puy-en-Velay ein schönes Manuscript, das alte Testament, die Chronographie des heiligen Isidor und noch einiges Andere enthaltend, das Ganze in 158 Artikel eingetheilt. Dieses kostbare, vortrefflich erhaltene Manuscript befindet sich jetzt im Archiv des Bisthums von Puy-en-Velay, Departement der obern Loire. Ein Theil desselben ist auf gewöhnliches Pergament mit schwarzen, rothen und einigen goldenen Buchstaben geschrieben. Der andere Theil besteht aus purpurrothem Pergament mit goldenen und silbernen Buchstaben, über denen sich mannichfaltige Verzierungen in verschiedenen Farben im byzantinischen Style befinden. Dieses schon durch seine Schönheit und gute Erhaltung merkwürdige Manuscript wird dieß noch mehr durch die mannichfaltigen gewebten Zeuge, die sich darin befinden. Als Theodulph sein Manuscript verfertigte, legte er, um die Reibung der goldenen und silbernen Buchstaben zu verhüten, zwischen jedes Blatt ein Stück Zeug,

aus der Zeit, in der er lebte. Bis jetzt hatte noch Niemand diesen Geweben Aufmerksamkeit geschenkt, die fast alle indischen Ursprungs sind und mit unseren modernen Zeugen keine Aehnlichkeit haben; denn die einen sind broschirte Kaschmirschawls und nach indischer Art gewebte Zeuge, mit dem Unterschied, daß sie nur vier Farben haben und dadurch ihren Ursprung aus der Zeit der Kindheit der Weberei beurkunden, während man in den Andern Gaze und Krepps erkennt — jene leichten und durchsichtigen Stoffe, gegen welche die Kirchenväter der ersten Jahrhunderte so lange eiferten. Endlich finden sich auch Musseline aus Ziegenhaar und chinesische Krepps von der größten Schönheit darunter. Die meisten dieser Gewebe bestehen aus Seide, Ziegen- oder Kamelhaar von der größten Feinheit.

Der Muski in Cairo, im Jahr 1836.

(Schluß.)

Die Engländer sind fast alle in den Manufacturen angestellt, und lassen sich nur selten im fränkischen Quartier sehen. Am Freitag aber — dem Ruhetag der Moslems — wo die Fabriken geschlossen sind, fährt John Bull, geschwärzt von Kohlen und geröthet vom Whiskey in Barken nach Muski, und fordert die ausgelichtetsten Trinker aller Nationen zu einem Wettkampf heraus, bei dem er fast immer den Sieg davon trägt. Solche Gelage enden meist mit einem allgemeinen Boxen zu Ehren Altenglands.

Auch polnische Flüchtlinge findet man im Muski. Unter ihnen recrutirt der Pascha die Instructoren für seine Cavallerieregimenter. Andere sind Apotheker und Aerzte. Die bewundernswerthe Leichtigkeit, mit der die Polen sich alle Sprachen aneignen, kommt ihnen hier sehr gut zu statten; deßhalb dienen sie auch allen wohlhabenden Reisenden als Dolmetscher, während andere als Schuhmacher sich zu ernähren suchen.

Alle Europäer von einigem Vermögen stürzen sich mit innigem Behagen in die materiellen Genüsse des Orients. Ihrer Haushaltung steht gewöhnlich eine Kophtin vor, eine Weiße und Christin, mit der sie durch einen Contract verbunden sind, der sich jeden Augenblick durch Geld lösen läßt. Diese Kophtin vertritt die Stelle der Hausfrau; sie muß ihrem Gatten die Füße waschen, wenn er nach Hause kommt, ihn bei Tische bedienen, und ihm den Kaffee nebst der Pfeife reichen. Dann werden noch zwei oder drei farbige Frauen im Hause gehalten, die unter der Weißen stehen. Alle haben indeß gleichen Theil an der Gunst des Herren, der seinen Harem oft gern noch vergrößern möchte, wenn die Sache nicht so kostspielig wäre. Die Weiber verkauft man in Cairo auf dem Markt, und zwar sehr theuer, weßhalb auch die große Mehrheit der fränkischen Bewohner von Muski einer so üppigen Haushaltung entbehrt.

Europäische Frauen giebt es nur wenige in Kairo, und diese kann man noch dazu in den langen schwarzen Kleidern, die sie vom Kopf bis zu den Füßen umhüllen, von den eingebornen kaum unterscheiden. Es giebt deren indeß, die dem moslemitischen Vorurtheil trotzen, und zu großem Vergnügen der Pflastertreter von Muski ohne Schleier gehen. Die berühmteste Schönheit des Quartiers ist die Wittwe eines Piemontesen, der einen wunderbar abgerichteten Pudel für Geld sehen ließ; dem armen Mann verbrannte der Alkohol die Gedärme, nachdem sein getreuer Munito ihm ins Grab vorausgegangen war. Die trostlose Wittwe konnte den Lockungen Thaliens nicht widerstehen, die sich bis zu dem Fuß der Pyramiden verirrt hatte; sie versetzte sich mit einem raschen Sprung von ihrem obscuren Divan auf die beleuchtete Scene des italienischen Theaters von Cairo, und jetzt steht ihr Künstlerruf fest von der Peststraße bis zu Rosetti's Garten. Das Theater im Muski gleicht unsern europäischen Bühnen fast gar nicht; es trägt seinen eignen Stempel. Die Damen gehen im größten Putz dahin, und zwar in der zierlichen und reizenden levantischen Tracht. Man spielt Confetti, Pistazien und Wassermelonen; die Damen nehmen überraschend große Quantitäten von Liqueuren zu sich, und dabei wird so stark geraucht, daß man vor lauter Dampf kaum sieht, was auf der Bühne vorgeht. Bei einer Vorstellung des Regulus von Metastasio z. B. gewahrte ich erst am Ende des Stückes, daß der Darsteller des römischen Helden einäugig war, und daß seine Tochter einen Backenbart à la Bergami trug.

Die Franken wechseln mit ihren Vergnügungen so oft als möglich; sie schlafen häufig am Tage, und am Abend gehen sie unter den Orangebäumen in Rosetti's Garten spazieren, oder spielen auf dem Kaffeehaus Carenti Billard. Schach-, Damen- und Trictrac-Spieler sieht man bei dem Griechen Giorgio, wo man den herrlichen Tabak von Latakia raucht, und den köstlichen Moccakaffee dazu schlürft. Mit Dattelbranntwein begeistert man sich, und wer dieß verschmäht, trinkt Tamarindensyrup. Der Abend ist die Zeit, wo die Verliebten, die Künstler u. s. w. auf den Straßen umherschwärmen; hier sieht man einige Deutsche, kleine Mützen auf den ungeheuren Köpfen, einer die Arme auf des andern Schultern gelegt, und ihre schönen Nationallieder singend, gemessenen Schritts umhergehen. Weiter weg hat fast jede Provinz Italiens ihren Beitrag geliefert, um die Serenade vollständig zu machen, während ein französischer Apotheker, der eben seinen Laden schließt, die berühmte Romanze aus der Oper la Folle singt.

Eins hat mich in Muski unangenehm berührt, und dieß ist, daß die Europäer nur zu oft unter dem unbedeutendsten Vorwand die Araber aufs grausamste mißhandeln. Daß die Türken, als die vormaligen Eroberer des Landes, das sie als ihr Eigenthum betrachten, sich gegen diese Unglücklichen so benehmen, begreift man, ohne es zu entschuldigen, daß aber Leute, die sich civilisirt nennen, so etwas thun, ist eine Schmach, die sich mit nichts rechtfertigen läßt.

Schon lange spricht man von dem Einfluß, den Europa auf den Orient übe; leider befinden wir uns aber in einem Lande, wo den Worten nur selten die That folgt. Wer könnte zweifeln, daß Europa eine große Mission bei allen Völkern zu erfüllen hat, welche seit Jahrhunderten unter dem Druck der Osmanlis seufzen? Das arabische Volk bedarf des Schutzes am meisten, denn nur kurze Zeit noch, und es ist ganz um die Bevölkerung Aegyptens geschehen. Vor allem muß man dem Araber Kleidung und Brod geben, und dann dahin arbeiten, daß er unsere Sitten liebgewinne, an unserer Civilisation Geschmack finden lerne, und das sich zu eigen mache, was in den Wissenschaften Gutes ist. Um diesen Zweck zu erreichen, muß aber jeder Europäer, welcher Aegypten besucht, von der Größe der Aufgabe, die ihm obliegt, durchdrungen seyn, was aber nimmermehr der Fall seyn wird, so lange der Wunsch, nur sein Glück zu machen, oder andere, noch minder edle Beweggründe ihn in diese Länder treiben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.)

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1837.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Vernichtung der Indianer in Nordamerika durch den Pelzhandel.

Schon oft ist in diesen Blättern von dem Schicksale der nordamerikanischen Indianer und der allmählichen Vernichtung, der sie entgegengehen, die Rede gewesen, und immer kommen wir wieder auf diesen traurigen Gegenstand zurück. Es scheint eine Art Naturgesetz, daß der europäische, durch Cultur erstarkte Menschenstamm und der indianische nicht gut neben einander ausdauern können; aber es ist eine Schande für diese Cultur, daß sie grausamer ist, als die Rohheit wilder Stämme, welche den Feind zwar auch vom Angesicht der Erde vertilgt, aber ihn doch nicht an einem langsamen Siechthum hinsterben läßt. Das Gefühl empört sich, wenn der General der Nordamerikaner zu einer feigen Hinterlist seine Zuflucht nimmt, um eines Feindes sich zu entledigen, den er im ehrlichen Kampfe zu bezwingen nicht im Stande ist, wenn der aller Kriegsdisciplin widerstrebende Nordamerikaner Deutsche und Franzosen als Freiwillige anwerben will und Indianer miethet, um gegen die Indianer einen Kampf fortzusetzen, dessen er selbst herzlich müde geworden. Doch sind dieß einzelne Züge, die, so widrig sie uns auch erscheinen, doch nur vorübergehender Art sind. Was sollen wir aber zu dem schrecklichen Elend sagen, das der Pelzhandel über die Indianer, hauptsächlich des nördlichsten Amerika's gebracht hat, das jetzt mehr und mehr gegen Süden sich ausdehnt, und bald von Westen wie von Osten her gegen die letzten Zufluchtsorte des indianischen Stammes, die unwegsamen Felsengebirge und die daran stoßenden vulcanischen Plateaus herandringen wird! Seit mehr als anderthalb Jahrhunderten beutet die Hudsonsbaygesellschaft und die nach ihrem Vorbild gestifteten amerikanischen Pelzhandelscompagnien den Lebenssaft der Indianerstämme aus — in welcher Weise und in welchem Grade, das wird erst dann deutlich, wenn wir den Zustand der nördlichern Indianer betrachten, die mit ihrem Unterhalt allein auf Jagd und Fischfang angewiesen sind, und die keine Viehzucht und keinen Ackerbau treiben, eine Lage, zu der die Indianerstämme mehr und mehr herabgebracht werden; denn es ist ein Irrthum zu glauben, daß sie auch im Süden bloße Jägervölker gewesen seyen.

King, der Begleiter Backs, sagt in seiner Reisebeschreibung: „Durch verschiedene Mittel ist es der Hudsonsbay-Compagnie gelungen, die Eingebornen ganz von sich abhängig zu machen, und sie fühlen tief ihre Erniedrigung; der Preis, den sie für die Felle bezahlt, ist so niedrig, daß nur die thätigsten und kräftigsten Jäger ihren Unterhalt dabei finden, die Alten und Schwachen aber vor Hunger und Elend umkommen, weil man ihnen, die nicht mehr mit Fellen zahlen können, keine Gewehre und Munition mehr zukommen läßt, und sie dem Gebrauch ihrer alten Waffen, der Pfeile, Wurfspieße und der Felle, sich ganz entwöhnt haben." Rechnet man hiezu die entsetzlichen Wirkungen des Branntweins, womit die Compagnie großentheils die Felle bezahlt, und die furchtbare Verbreitung venerischer Uebel, *) so kann man sich einigermaßen einen Begriff von dem Umfang des Elends machen, das die Hudsonsbaycompagnie um sich her verbreitet hat.

Da im hohen Norden nicht, wie weiter gegen Süden, Schaaren von Jägern europäischer Abstammung die Jagd pelztragender Thiere betreiben, sondern nur die an einen unglaublichen Grad von Entbehrungen gewöhnten Indianer, die Zahl der meisten Stämme aber auffallend abgenommen hat **) und andere völlig ausgestorben sind, so hat natürlich auch, abgesehen von der Erschöpfung einzelner Striche an jagbaren Thieren, der Ertrag an Pelzwerk abgenommen, und die Compagnie sah sich genöthigt, immer weiter nach Westen und Süden vorzudringen; im Westen wird sie bald mit den Russen zusammen stoßen, im

*) King sagt hierüber Vol. II. pag. 54. ausdrücklich: „Sie haben in der letzten Zeit so entsetzlich unter den Indianern um sich gegriffen, daß ich auf meiner Wanderung durch das ungeheure Gebiet kaum eine Familie traf, die nicht mehr oder minder damit behaftet gewesen wäre, und die Kupferindianer sind durch diese Geißel in einen so furchtbaren Zustand versunken, daß wenn man ihnen nicht zu Hülfe kommt, sie in wenigen Jahren nicht mehr existiren werden."

**) Nur die Tschippewäer im Norden von Cumberland-House trinken keinen Branntwein, und diesem Umstand ist nicht nur ihre numerische Ueberlegenheit, sondern auch ihre höhere moralische Energie zuzuschreiben.

Süden aber hat sie bereits das Gebiet der Vereinigten Staaten überschritten: es handelt sich hier um das Schicksal der Nezperc'e, der Flachköpfe, der Schwarzfüße und der Krähenindianer. Manche Andeutungen in den Erzählungen von Jagden und Handelszügen zwischen den obern Zuflüssen des Missouri und des westlichen Colorado und Columbia deuten darauf hin, daß einige dieser Stämme von den Ebenen im Westen und Norden nach dem Gebirge versprengt worden waren, wo sie jetzt, mehr und mehr auf einem unfruchtbaren Boden zusammen gedrängt, über die Büffeljagd unter einander blutige Kriege führen, durch die ihre Zahl sich fortdauernd mindert, um so schneller, als sie mehr und mehr von den Europäern mit Feuergewehr versehen werden. Im Allgemeinen bemerkt man indeß, daß die Stämme auf der Ostseite des Gebirgs und in der Nähe desselben kriegerischer und blutgieriger sind, als die weiter im Westen wohnenden, was wohl nur dem Umstand zuzuschreiben ist, daß sie weniger mit den Weißen in Verkehr kamen. Alle Stämme auf viele Meilen östlich und westlich von den Felsengebirgen sind auf Jagd und Fischfang beschränkt, und ihre jetzige Anzahl kann sich um so weniger erhalten, als die Büffelheerden, so unermeßlich sie auch sind, durch die fortdauernden Jagden nothwendig immer mehr abnehmen müssen. Die „Abenteuer des Capitäns Bonneville" liefern uns mehr als Ein Beispiel, daß nicht nur die Trapperschaaren, sondern auch ganze Stämme den bittersten Hunger litten, und diese Beispiele müssen nothwendig immer häufiger werden, die Zahl dieser Stämme somit abnehmen, und die Stämme selbst, in welche mehr und mehr europäisches Blut mit eindringt, werden sich in einzelne Räuberschaaren auflösen, denen das Gebirge und die höher gelegenen Prairien, auf denen an keinen Ackerbau zu denken ist, einen dürftigen Unterhalt gewähren werden.

Welchen Gelichters die Creolen sind, die sich unter die Indianer mengen, läßt sich ohne Mühe errathen: es sind die Renegaten der Civilisation, welche mit der Rohheit und oft der Grausamkeit der Indianer die Abgefeimtheit der civilisirten Menschen verbinden, und von denen schon vor 40 Jahren Bülow auf seiner Reise nach Nordamerika ein abschreckendes, aber wahres Gemälde entworfen hat. Das Geschlecht ist dasselbe geblieben, sie sind nur weiter gegen Westen gezogen, als Bülow sie fand. Diese Beimischung europäischen Bluts kann indeß nicht verfehlen, die Kraft und die Wildheit dieser Stämme zu vermehren, ja sie nach und nach in ihrem innersten Wesen umzugestalten.

Was das Loos der westlichern Stämme seyn wird, die in den fruchtbaren Thälern des Columbia, des Wallamut und ihrer Zuflüsse leben, so ist dieß aus dem Beispiel aller Landstriche, wo einmal Weiße sich ansiedelten, zum voraus entschieden und besiegelt. Nur die eigentlichen Prairie- und Gebirgsstämme von den Flachköpfen in der Nähe des 50sten bis zu den Comanches gegen den 30sten Grad hin werden ihr Daseyn noch länger fristen.

Skizzen aus Südamerika.

3. Hafen- und Handelsstadt Guayaquil am Flusse Guayaquil.

(Fortsetzung.)

Die Schifffahrt verschafft auf den Werften zu Guayaquil vielen Handwerkern reichliche Beschäftigung und belebt sehr den Handel durch das Anbringen und Ausführen von Baustoffen und andern zur Ausrüstung der Schiffe benöthigten Gegenständen. Obgleich die Schiffszimmerleute größtentheils Eingeborne sind, so wetteifern sie doch mit den besten ihres Fachs in Europa. Das zum Schiffbau benutzte Holz ist die Ceder und der Huachapeli oder Ceibo-Baum. Mit Ausnahme dieses Zimmer- und Mastholzes werden alle übrigen Schiffsartikel aus Europa und anderwärts her bezogen; das Tauwerk kommt meistens von Manilla. Eisenwaaren bezieht man aus den Fabriken von Solingen und Remscheid, besonders die Werkzeuge, die man zum Schiffsbau gebraucht. Man hat hier wenig Sägemühlen, obgleich diese recht nöthig wären bei dem Ueberfluß von Bauholz, welches das Land hervorbringt. Mühlen, durch Wind getrieben, wären nicht wohl anzulegen, da es Nachts gewöhnlich stille Luft ist, und der Tagwind nur sehr gelinde weht. Mit etwas mehr Fleiß und Mühe würde man aber gute Wassermühlen anlegen können, wozu der Strom sehr geschickt ist. Man bereitet aber lieber die Planken und Bretter dadurch, daß man sie mit dem Beil aus den Stämmen haut, eine natürlich höchst beschwerliche Arbeit, bei welcher zudem sehr viel Holz verloren geht.

Der Mousson oder die Regenzeit dauert in Guayaquil und in der Umgebung vom December bis Ende April. Diese Zeit ist dann für Viele sehr ungesund, da die Luft dabei heiß und windstill bleibt und nur bisweilen mit nassen Stürmen und Wolkenbrüchen abwechselt. Die Flüsse schwellen dann hoch an, und führen eine Menge Holz mit sich, das der starke Strom von den Ufern abreißt. Da sich darunter auch große Stämme befinden, so kommen die vor Anker liegenden Schiffe oft in Gefahr, durch dieselben beschädigt zu werden. Die übrigen acht Monate vom April bis December bilden den Sommer oder den hier sogenannten trockenen Mousson, der bei weitem gesünder, wie die andere Jahreszeit ist. In der Nacht ist es dann gewöhnlich ganz still; erst gegen Mittag erhebt sich zu Guayaquil der sehnlichst erwartete Süd-Ostwind, von den Eingebornen el Chandui genannt. Diesen Namen führt er von einem im Süd-Ost der Stadt gelegenen Berg, über welchen er hergeht, und den man während des trocknen Mousson, wegen der Hitze, die den Berg in einen Dunst einhüllt, selten ganz zu sehen bekommt. In Erwartung der durch den Chandui verursachten erfrischenden Kühle öffnen die Einwohner schon bei Zeiten alle nach jener Gegend liegenden Thüren und Fenster, und geht man zu dieser Zeit die Calle de Malecon entlang, so sieht man die Bewohner, als ob Gott Aeolus selbst vom Berg Chandui herkomme, dem Winde mit der Hand Grüße zuwinken, und hört überall den Ausruf: allá esta el Chandui! Da kommt der Chandui!

Die Regenzeit bringt stets Fieber, Diarrhöen, Augenentzündungen und andere Krankheiten mit sich. Auch erscheint

dann eine ungeheure Anzahl von Insecten, die den Menschen auf eine unerträgliche Art quälen und beunruhigen, so wie das giftige Gewürm dann auch aus seinen Schlupfwinkeln hervorkommt. Selbst auf den vor Anker liegenden Schiffen verbreitet sich diese lebendige Plage, und wenn man die zusammengerollten Segel lüftet, fallen Cento Pies (Tausendfüße) und Alacran, (Scorpionen) aus denselben auf das Verdeck herab. Die Muskitos und ein kleines Insect, Jejen genannt, verscheuchen den nächtlichen Schlaf. Die hier vor Anker liegenden Seefahrer pflegen darum auch die ganze Nacht hindurch auf ihren Schiffen einen starken Rauch zu erhalten, wodurch man diese Insecten so ziemlich vertreiben kann. Schädlich sind auch die hiesigen Ameisen, Las Hormigas, die es besonders auf die Eßwaaren abgesehen haben. Eine weiße Art derselben, Comejen genannt, richten viel Verwüstungen in den Häusern an, deren Wände sie ganz unterminiren und zerfressen. Bestreichen mit Theer ist ein Mittel dagegen. Beinahe in ganz Südamerika findet man ein Insect, das man in Guayaquil Nyua, in Peru Piqui, in Brasilien Chica nennt, und das einige Aehnlichkeit mit einem kleinen Floh hat. Es frißt sich unter die Haut ein, und vermehrt sich, darin seine Eier legend, ungemein schnell, indem es eine krebsartige Entzündung verbreitet, die man nur durch Ausschneidung, womit aber nicht lange zu säumen ist, hemmen kann. Wird damit gezaudert, so bleibt endlich nichts übrig, als die Abnahme des Gliedes. Bemerkt man es gleich im ersten Augenblick, wo das Insect sich einfrißt, so muß man es mit einer spitzen Scheere oder Messer herausbohlen und die Wunde mit Schnupftaback einreiben, wodurch den gefährlichen Folgen vorgebeugt wird.

An den Decken und Wänden der Häuser findet man oft kleine Eidechsen, Salamanquecas genannt. Diese ganz unschädlichen Thierchen, die sich von Insecten nähren und dadurch noch die Plagen vermindern, werden sonderbarerweise von den Eingebornen in Guayaquil gefürchtet und für giftig angesehen, obgleich noch kein Beispiel diese vorgefaßte üble Meinung bekräftigt hat. Eine gefährlichere Plage als die Insecten sind in Guayaquil und der Umgegend die Schlangen, größtentheils so giftiger Art, daß ihr Biß nach wenigen Stunden tödtet. Dahin gehören die Vejuca, eine dünne, zwei Fuß lange, dann der Cascabel, eine Klapperschlange, sehr schön gelb und schwarz gezeichnet, zwei bis vier Fuß lang. Der Biß dieser letztern ist so fürchterlich, daß wenn man nicht augenblicklich das Gegenmittel, die Pflanze Guaco gebraucht, der Tod unter schrecklichen Schmerzen rasch erfolgt und der Leichnam ein schwarzes, geschwollenes Ansehen erhält.

Zu den gefährlichsten gehört die fliegende Schlange (el sierpe volante), deßwegen so genannt, weil sie von ansehnlicher Entfernung auf ihren Raub, gleichsam über den Boden fliegend, losstürzt. Diese Schlange ist sehr dünn, höchstens 16 bis 18 Zoll lang und von dunkelbrauner Farbe. Eben so giftig, wie diese, ist die Eris, eine in sehr schönen Farben schillernde Schlange.

Außer diesen giftigen gibt es noch eine Menge ganz unschädlicher Feldschlangen, die von den Eingebornen nie getödtet werden, weil man glaubt, daß diese Schlangen jene giftigen verschlingen. Hiezu gehört vorzüglich die sogenannte Sobre Cama, die eben des erwähnten Verdienstes wegen in ganz Südamerika eine complete Ehrfurcht genießt. Außer diesen eigenen Cameraden haben die giftigen Schlangen noch einen entschiedenen Feind an einem Vogel zu Guayaquil, Quiriquinqui genannt, der zum Geschlecht der Falken gehört, so groß wie ein Huhn, dunkelbraun auf dem Körper, an den Flügeln aber schwarz ist. Ueber den Feldern und Büschen schwebend, erspäht er seinen Raub und stürzt dann auf diesen los, ihn mit seinem scharfen, adlerartigen Schnabel und den Krallen anpackend, wobei er als Schild gegen die etwanigen Bisse der Schlangen, seine Flügel gebraucht. Dann schwingt er sich mit dem angegriffenen und ermatteten Thier in die Luft und läßt es hoch hinabfallen, um es so zu tödten. Wenn der Quiriquinqui dann seinen Raub verschluckt hat, so wollen die Eingebornen oft bemerkt haben, daß er gleich darauf von der schon erwähnten Pflanze Guaco frißt, weshalb die Indianer diese auch als Gegengift gegen Schlangenbiß brauchen gelernt haben.

Zu den unangenehmsten und eckelhaftesten Erscheinungen des Thierreichs gehören hier noch die sehr großen Kröten, die man häufig in den Häusern antrifft. Obgleich sie nicht absolut giftig sind, so spritzen sie doch gegen den, der ihnen zu nahe kommt, eine Feuchtigkeit aus, die eine Anschwellung und Entzündung der Haut, und wenn man dagegen nicht Mittel gebraucht, krebsartige Geschwüre hervorbringt.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Forschungen in französisch Guiana, von einem französischen Marineofficier. *)

Alles, was ich bis jetzt von Guiana gesehen habe, besteht aus Anschwemmungen und Ablagerungen von den unzähligen Flüssen und Gewässern, welche das Land nach allen Richtungen durchschneiden. Das Innere ist nur wenig gekannt, und bis jetzt nur das Land in der Nachbarschaft der bewohnten Gegenden besucht worden. Das übrige Land ist unbebaut, und besteht größtentheils aus großen Waldungen, meist von Mangledäumen (rhizophora gymnorrhiza). Das Land liegt so niedrig, daß es Anfangs Frühjahrs und zur Zeit der Herbstfluthen bis auf 5 oder 6 Meilen ins Innere hinein überschwemmt ist, von wo an dann der Boden allmählich aufwärts steigt, und dem Wasser Halt gebietet. Nichts kann angenehmer seyn, als die Fahrten auf Canots, von einer Pflanzung zur andern, weil das Ufer der Flüsse zu beiden Seiten von dicht belaubten Bäumen beschattet wird. Man könnte das Land mit einer schönen, grünen, nach allen Richtungen hin von Bächen durchschnittenen Wiese vergleichen; nur muß man sich statt der Grashalme hohe Bäume, und statt der Bäche Flüsse denken. Die südliche französische Gränze war durch den Vertrag von Amiens bis an die Mündung des Arouari bestimmt, allein wir haben noch nie einen Militärposten so weit vorgeschoben; der entfernteste war an der Mündung des Oyapock, das heißt, wenigstens 50 Lieues von der äußersten Gränze entfernt. Im vergange-

*) Nach einem Schreiben aus Cayenne vom 23 Julius 1837.

nen Jahr beſchloß die Regierung zum Erſtenmal, eine Station ſo weit als möglich gegen Süden vorzuſchieben, allein die periodiſchen Ueberſchwemmungen legten Hinderniſſe in den Weg. Der Schooner, die „Bearnaiſe," wurde zu Vornahme der erforderlichen Unterſuchungen verwendet, und ihre Boote gingen mehr als 10 Lieues ins Land hinauf, wo mehrere große Süßwaſſerſeen in einer bedeutenden Höhe über der Meeresfläche entdeckt wurden; auf einer Inſel in einem dieſer Seen ward der neue Poſten errichtet. Dieſe großen Seen, von denen man noch ein Jahr zuvor nichts wußte, verdienen eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit: ihre Zahl und ihre verſchiedene Größe ſind noch unbekannt, und eben ſo wenig iſt bis jetzt ausgemittelt worden, durch was für Canäle einer in den andern fließt — denn ſo viel iſt gewiß, daß alle eine parallele Strömung haben, die in das Meer geht.

Vor einigen Tagen verſuchten wir, mit dem Gouverneur an Bord, bis zu dem See vorzudringen, auf dem der Poſten Mayna ſich befindet, allein da der Canal zu eng war, als daß das Dampfboot hätte durchkommen können, ſo beſtieg der Gouverneur mit ſeinem Gefolge die Boote und ich blieb zum Commando des Dampfboots zurück. Die fünf Tage, bis zur Zurückkunft des Gouverneurs, habe ich indeß gut benützt und nach allen Richtungen hin Unterſuchungen angeſtellt, wobei ich die Wohnung einer indianiſchen Familie entdeckte. Dieſe gutherzigen kupferrothen Leute liehen uns ihr Canots, die weit zweckmäßiger ſind als unſre Boote, und ſo fuhren wir nach allen Richtungen umher und hatten einen reichen Fiſchfang, bei dem wir nichts zu thun hatten, als die Mündungen der Canäle mit Netzen zu ſperren, wo wir dann ſicher ſeyn konnten, 500 bis 600 Pfd. Fiſche auf Einen Zug zu bekommen, von denen wir nur die 5 bis 6 Pfd. ſchweren behielten und die kleinern wieder ins Waſſer warfen. Ich ließ gegen 1500 Pfd. einſalzen; da ich aber in dieſer Hinſicht meine Lehrjahre leider nicht in Neufundland beſtanden habe, ſo ging nach einigen Tagen ſchon die ganze Maſſe in Fäulniß über, ſo daß ich genöthigt war, alles über Bord werfen zu laſſen.

Die Seen ſcheinen mir, der großen Menge ſüßen Waſſers wegen, welche ſie in das Meer ergießen, von irgend einem großen Fluß, wahrſcheinlich vom Amazonenfluß herzuſtammen, denn es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß die Anſchwemmungen ganz dieſelben wie die des Amazonenfluſſes ſind. Nach meiner Rückkehr nach Cayenne habe ich mit Hrn. Harris, einem jungen Naturforſcher darüber geſprochen, der eben die Reiſe durch die Waldungen und auf den Flüſſen von Peru nach Para gemacht hatte; ich theilte ihm meine Meinung in Betreff der Seen mit, der er ganz beipflichtete. Auf ſeiner Fahrt den Amazonenfluß herab fand er mehrere überſchwemmte Stellen und Canäle am linken Ufer, welche ſämmtlich den großen Waldungen von Guiana zuſtrömten. Auch die von ihm von den Taponi-Indianern — die jetzt an den Ufern der Seen wohnen — eingezogenen Erkundigungen ſtimmten ganz mit unſerer Meinung überein.

Der Vortheile welche der Colonie aus einer Binnenverbindung mit dem Amazonenfluß entſpringen müßten, leuchten von ſelbſt ein, und daß Frankreich vielleicht ohne es ſelbſt zu wiſſen einen Arm des großen Fluſſes beſitzt, wäre ſicher ein Umſtand der die Wichtigkeit der Colonie um ein Bedeutendes erhöhen müßte. An den Ufern der Seen dehnt ſich das herrlichſte Weideland aus, das die Einführung der Viehzucht im Großen trefflich befördern würde. Da die Negerbevölkerung nicht zahlreich genug iſt und eine Colonie von Weißen dem Zwecke nicht entſprechen würde, ſo wären die Taponi-Indianer zu benützen, die ſich des Friedens und der Ruhe wegen von den Ufern des Amazonenfluſſes an die Geſtade der Seen überſiedelt haben. Ihre Anzahl beläuft ſich jetzt zwar auf nicht mehr als 200 oder 300, allein nichts wäre leichter als ſie durch Ausſicht auf Erwerb zu vermehren.

Wenn die Angaben der Indianer richtig ſind, ſo wäre dieſe Waſſerſtraße zum Tranſport von Vieh zu benützen. Um Vieh zur See einzuführen, müßte es vom Cap Verd, aus dem Süden von Braſilien oder von Para gebracht werden, wenn das Land ruhig iſt. Dieß wäre indeß mit bedeutenden Koſten verknüpft, den Verluſt gar nicht einmal in Anſchlag gebracht, der ſich durch Sterblichkeit auf der Reiſe ergeben könnte. Iſt aber eine Verbindung mit dem Amazonenfluß hergeſtellt, ſo werden ſich die Dinge ganz anders geſtalten: an dieſem Strom aufwärts weiden unzählbare Viehheerden, von denen man ſo viele bekommen könnte als erforderlich wäre; dieſe würden dann auf flachen Booten oder Flößen den Fluß hinabgehen und die Koſten des Tranſports, die ſich zur See auf 4 Pfd. Sterling für das Stück belaufen, auf dem neuen Wege höchſtens nur 10 Schilling betragen. Mehrere Pflanzer welche ſich überzeugt haben, daß der Bau des Zuckerrohrs eine ſehr precäre Sache iſt, haben ihre Aufmerkſamkeit auf die Viehzucht gerichtet und ſie können in der That bei dieſem Ueberfluß an Weideland ihr Capital nicht beſſer anlegen. Die Inſel Cuba liefert den Beweis, wie große Reichthümer man durch Viehzucht erwerben kann, und ſie hat dieſen Handelszweig, ungeachtet des ſchon einträglichen Verkehrs mit Bodenproducten, dennoch nicht aufgegeben.

Alles dieß wohl erwogen und von Hrn. Harris mit all den Nachweiſungen begünſtigt, welche er mir zu geben vermochte, habe ich meine Dienſte zu einer Entdeckungsreiſe hinſichtlich einer Verbindung mit dem Amazonenfluß angeboten, und ſie ſind bereitwillig angenommen worden. Ich verlangte nichts, als zwei indianiſche Canots und acht Indianer, die ich ſelbſt zu wählen mir ausbedung. Dieſe Rothhäute ſind die beſten und aufrichtigſten Leute von der Welt, wenn man ihnen nur Vertrauen zeigt und mit ihnen lebt, als wäre man ihres Gleichen. Daß ich Hunger leiden werde, dieß ſteht nicht zu beſorgen, denn meine Reiſegefährten ſind treffliche Bogenſchützen. Wahrſcheinlich werde ich mich mehr als Einmal in dieſem Labyrinth von Canälen verirren, allein ich halte es für ſo gut als gewiß, daß ich nicht weit von Xingu durch einen Arm des Amazonenfluſſes, der in die Seen ſich ergießt, und den die Indianer Jcarape-Duro nennen, in den großen Strom einlaufen werde. Ich werde mich bemühen einen andern Rückweg zu finden, um meine Excurſion ſo vollſtändig und nutzbringend als möglich zu machen.

Vermiſchte Nachrichten.

Man trifft in Verſailles Anſtalten, um die in dem ſogenannten „Marmorhof" befindliche „Uhr des Todes des Königs" wiederherzuſtellen. Dieſe Uhr iſt bekanntlich ohne Werk und hat nur Einen Zeiger, den man genau auf die Stunde richtet in welcher der König von Frankreich ſtirbt, und ihn während der ganzen Regierung ſeines Nachfolgers nicht von der Stelle rückt.

Der Ahorn wird für die Bewohner von Canada ſehr wichtig. Im vergangenen Frühjahr lieferte er ſo viel Saft, daß mehrere Landleute bis zu 800 Pfd. Zucker bereiteten. Die in der einzigen Grafſchaft Rimouski erzeugte Quantität Zuckers wird auf 18,000 Pfd. geſchätzt. Es iſt gelungen ihn zu bleichen und einen ſehr ſchönen Mehlzucker daraus zu bereiten, den man zu neun Sous das Pfund verkauft. Die Vereinigten Staaten befördern, da es ihnen an Ahorn fehlt, den Runkelrübenbau.

München, in der Literariſch-Artiſtiſchen Anſtalt der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 December 1837.

Die Bevölkerung Ceylons.

(Aus Montgomery Martin's History of the british possessions.)

Daß Ceylon früher weit bevölkerter war, erhellt aus den mancherlei Bauten, deren Ruinen sich im Innern finden, seit den letzten vier oder fünf Jahrhunderten scheint aber die Bevölkerung mehr und mehr abgenommen zu haben. Doch hat sie in den Seeprovinzen wieder zugenommen, denn im J. 1814 hatten diese 475,883 Seelen, im J. 1824 595,105, und im J. 1832 698,611. Oberst Colebrooke sagt in seinem Berichte, die Bevölkerung in den südlichen oder cingalesischen Provinzen habe im J. 1821 399,308, in den nördlichen oder malabarischen Districten 195,697, und im Innern oder in den Provinzen von Kandy 256,835, im Ganzen 852,940 S. betragen. Die Angaben über die Seeprovinzen sind ohne Zweifel genau, da die Dorfregister über Heurathen, Geburten und Sterbefälle so genau als irgendwo in England gehalten werden; was aber die Provinzen von Kandy betrifft, die ich in einem weitern Umfang, als vielleicht irgend ein Europäer durchreiste, so möchte ich die Schätzung ihrer Bevölkerung eher für zu niedrig, als zu hoch annehmen. Indeß ist zu fürchten, daß die Abnahme der halbbarbarischen Bevölkerung dieser herrlichen Gegend noch nicht ihren höchsten Gipfel erreicht habe; vielleicht ist sie jedoch als stationair zu betrachten, da die Masse des Volks allmählich in eine bessere Lage kommt. Einige Districte im Innern sind so schwach bevölkert, daß man kaum 4 bis 6 Seelen auf die (engl.) Quadratmeile rechnen kann; für die Seeprovinzen kann man im Durchschnitt 66, für die Provinzen von Kandy 31, und auf der ganzen Insel, welche 24,641 engl. Quadratmeilen enthält, 44 S. auf die Quadratmeile annehmen. In der westlichen oder Colombo-Provinz ist die Bevölkerung entschieden im Zunehmen, denn sie ist vom J. 1816 bis zum J. 1832 von 188,501 auf 257,781 gestiegen.

Man kann die Einwohner der Insel, obwohl sie eine Menge verschiedener Völkerschaften umfaßt, in vier verschiedene Classen theilen: 1) die eigentlichen Cingalesen, welche nach einigen von den Sings oder Radschputen von Hindustan, nach andern von den Siamesen abstammen, und Kandy (den mittlern Theil) so wie die Süd- und Südwestküsten bewohnen. 2) Die Malabaren oder Hindus, welche Ceylon von der entgegengesetzten Küste angriffen, und im Besitz der Nord- und Ostküsten, so wie der Halbinsel Dschaffnapatam sind. 3) Die Mauren oder Abkömmlinge der Araber, vielleicht auch der Muhammedaner Oberindiens, welche, wie die Moslems in Hindustan, über die ganze Insel zerstreut sind, in dem District Pultam aber die Masse der Bevölkerung bilden. 4) Die Veddas oder Beddas, die Ureinwohner der Insel, welche in einem ganz rohen Zustande in den großen Wäldern, die sich im Süden gegen Osten und Norden ausdehnen, so wie in den unzugänglichsten Theilen des Innern wohnen, nur von wilden Früchten und den Thieren des Waldes leben und auf den Bäumen hausen. Einige Malayen, Kaffern und Javaner, etliche Chinesen und Parsis, so wie Abkömmlinge von Portugiesen, Holländern und Engländern mit eingebornen Müttern sind über die Insel zerstreut. Die Farbe der Cingalesen wechselt von Hellbraun oder Olivenfarb bis ins Schwarze; ihre Augen sind manchmal lichtbraun, aber die Haare fast immer schwarz, lang und seidenartig; sie sind gewöhnlich 5 Fuß 4 bis 7 Zoll hoch, hübsch gebaut, mit breiter Brust und Schultern. Die cingalesischen Frauen, namentlich in den Seeprovinzen, sind wirklich schön.

In früherer Zeit hatte die Civilisation in Ceylon wahrscheinlich einen ziemlich hohen Grad erreicht, jetzt aber stehen Cingalesen in Künsten und Gewerben eher unter als über den Hindus; obgleich manche Manufacturzweige, wie Seide- und Baumwollenweberei, das Schmelzen und Verarbeiten von Metallen, das Schleifen und Fassen von kostbaren Steinen, das Verglasen von Töpfergeschirren, das Auflegen von Lack, die Bereitung von Schießpulver, das Gießen von Kanonen u. dgl. ziemlich ausgedehnt betrieben wird, so geschieht es doch mit den einfachsten Instrumenten und mit sehr wenig mechanischer und noch weniger wissenschaftlicher Beihülfe. Sie haben indeß viele Auffassungsgabe, und in der Nähe der englischen Stationen fangen sie an, aus der höhern Geschicklichkeit europäischer Handwerker Nutzen zu ziehen. Man hat ganz richtig bemerkt, daß das Landvolk in Ceylon wie in Indien meistens Land besitzt und daraus einen Theil ihres Unterhalts bezieht. Die Theilung des Landes in ganz kleine Theile ist in den Seeprovinzen durch

das holländiſche Erbrecht beſchleunigt worden. Von Feldern, Gärten und Pflanzungen, welche in gemeinſamem Beſitze Vieler ſind, iſt oft der Antheil eines Einzelnen ſo klein, daß er nur einige Pence werth iſt; einer hat zum Beiſpiel von einem Stück Feld nur 9 Zehntheile eines Sihrs Reiß, oder beſitzt fünf Zwölftel eines Kokosnußbaums. Die Anhänglichkeit der Eingebornen an dieſen Beſitz zeigt ſich aber darin, daß ſie oft der Gegenſtand langer Proceſſe ſind. Im Diſtrict Colombo gibt es indeß einige Landbeſitzer, von denen jeder etwa 1000 Acres hat, unter den beſtehenden Erbgeſetzen werden ſie aber bald getheilt ſeyn.

Unter den Cingaleſen und Malabaren werden die Kaſtenunterſchiede ſorgfältig eingehalten, und faſt jede Beſchäftigung bildet eine beſondere Kaſte. So bilden die Gold- und Silberſchmiede, die Fiſcher, die Barbiere, die Wäſcher, die Zuckerfabricanten u. dgl. alle beſondere Kaſten, die höchſte und geachtetſte aber iſt die der Gopas oder Vellalahs, welche nur Ackerbau treiben; da aber für alle Arten von Dienſtleiſtungen Land angewieſen wird, ſo beſchränkt ſich der Betrieb des Ackerbaus nicht auf dieſe Claſſe, ſondern wird von Leuten aller Kaſten zu ihrem Unterhalt betrieben. Nach den Geſetzen von Kandy iſt die Verheurathung zwiſchen hohen und niedern Kaſten verboten, und viele Unterſcheidungen ſind anerkannt, wodurch die letztern zu einem ſklaviſchen Zuſtand herabgebracht wurden, der jetzt erblich geworden iſt. Während die ſich zum Hinduglauben bekennenden Malabaren die religiöſen ſowohl als die bürgerlichen Kaſtenunterſchiede aufrecht erhalten, haben die Cingaleſen, welche Buddhiſten ſind, die erſtern abgeſchafft und die letztern beibehalten; daher vielleicht die Feindſeligkeiten, welche zwiſchen beiden Secten herrſchten, deren geheiligte Dogmas augenſcheinlich beide auf die Lehren des großen indiſchen Geſetzgebers Menu gegründet ſind. Die Kaſtenunterſchiede in Hinduſtan, ſo wie in Siam, Birmah und Ceylon, hatten ihren Urſprung in einer übermäßigen Bevölkerung, welche die Mittel des Unterhalts verkümmerte, und man dachte vielleicht, die Einführung einer ſcharfen Scheidung der Arbeit würde nicht nur den Einzelnen eine ausgedehntere Beſchäftigung geben, ſondern auch jeden in den Stand ſetzen, ſeine beſondere Arbeit genauer und vollſtändiger zu erlernen. Auch war man vielleicht in politiſcher Beziehung der Anſicht, daß die Eintheilung einer unermeßlichen Bevölkerung von ſo vielen Millionen in Kaſten oder Secten die Aufgabe der Regierung erleichtern könnte, indem jeder Einzelne in einer beſtimmten Stellung in der Geſellſchaft zurückgehalten würde. Die Frauen werden, wie in den meiſten Gegenden des Orients, als ein untergeordnetes Geſchlecht angeſehen.

Skizzen aus Südamerika.

3. Hafen- und Handelsſtadt Guayaquil am Fluſſe Guayaquil.

(Fortſetzung.)

Wenn in dieſen Gegenden Jemand von einem giftigen Thiere verwundet wird, geben die Eingebornen gleich Olivenöl in großer Menge zu trinken, ferben dann rund um die Wunde mit einem Meſſer das Fleiſch ein, und ſchütten dahinein etwas gebranntes Hirſchhorn. Das beſte Mittel bleibt aber immer die Guacopflanze. Dieſe zerſtößt man zu einem Brei und macht davon kleine Kuchen. Will man dieſe nun gebrauchen, ſo nimmt man das Küchelchen in den Mund, kaut es, bis es einen bittern Geſchmack gibt und verſchluckt dann den Speichel. Darauf ſetzt man den Leidenden in ein warmes Bad, und legt dabei das gekaute Küchelchen auf die Wunde, worauf ein ſehr ſtarker Schweiß erfolgt, und man dann der Geneſung gewiß ſeyn kann. Dieſe heilſamen Blätter wachſen paarweiſe an einem ſich längs dem Boden ſchlingenden Stängel, ſind zwei Zoll lang und anderthalb breit; auf der Oberfläche iſt ihre Farbe dunkelgrün mit rothem Geäder, die untere Seite des Blattes iſt dagegen hellgrün.

Der Fluß Guayaquil mit ſeinen Armen und vielfältigen Mündungen beſitzt einen Reichthum, den man ſehr gern entbehren könnte, nämlich von einer Krokodil-Art, Lagartos genannt, die man haufenweiſe am Ufer in der Sonne ihre Sieſta haltend erblicken kann. Oberhalb der Stadt nimmt der Fluß eine weſtliche Richtung, wodurch das rechte Geſtade eine Bucht bildet, die beſonders von den Lagartos zu ihrem Erholungs- und Verſammlungsplatz erwählt zu ſeyn ſcheint. Europäer, die auf ihrer Reiſe hieherkommen, verfehlen dann auch gewöhnlich nicht, jenen Ungeheuer-Club zu beſuchen, um ſich die ihnen ungewohnte Erſcheinung in der Nähe zu betrachten, wobei aber, wenn man ſich auf kleinen Booten naht, Vorſicht nöthig iſt, da die Lagartos pfiffig genug ſind, mit ihren Vorderfüßen den Kahn umzuſchlagen, und einen von den Neugierigen zu verzehren. Oefter kommt es vor, daß ſie ſich einen ſchlafenden Indianer von den Flößen herabholen, wobei ſie mit ihrem Raub dann auf den Grund des Fluſſes hinabtauchen, und ihn dort in ungeſtörter Ruhe verſchlingen. Hat einmal der Lagarto Menſchenfleiſch gekoſtet, ſo pflegt er andere Nahrung, Fiſche und vierfüßige Thiere, zu verſchmähen. In der buſchreichen Umgebung der Guayaquil-Ufer entfernt er ſich bedeutende Strecken weit vom Fluß, um Vieh und Menſchen zu ergreifen, und ſie dann mit ſich nach ſeinem ſichern, heimiſchen Elemente zu ſchleppen. Es iſt übrigens wahr, daß die Hunde, die zum Fluſſe kommen, um zu trinken, am Ufer durch ein Gebell dieſen furchtbaren Feind anlocken, und ſich dann ſchnell entfernen, um an einer andern ſichern Stelle ihren Durſt zu löſchen.

In der Regenzeit, wenn die Gegenden weit und breit vom Fluſſe unter Waſſer geſetzt werden, gehen die Lagartos ſo weit ins Land hinein, daß ſie ſich oft bei der beabſichtigten Rückkehr nach dem Fluſſe verirren und in den ſumpfigen Ebenen ſo lange umherkriechen, bis die günſtige Jahrszeit eintritt und die Sonnenhitze den ſchleimigen Grund feſt trocknet. Da geſchieht es denn, daß das unbeholfene Thier in dem anfangs noch zähen Erdreich ſtecken bleibt, und da dieſes endlich hart wie Stein wird, lebend ſein Grab findet, über welches es nur den Kopf aufrecht erhält. So lebt es denn Monate lang, und nährt ſich dabei nur ſparſam von den Inſecten, die ſich in ſeinem aufgeſperrten Rachen verirren; ja, es kommt ſogar vor, daß ſie auf dieſe Art ihr Leben bis zur folgenden Regenzeit friſten, wo ſie dann wieder

losgeweicht werden und eine fröhliche Auferstehung feiern. Die eingebornen Bergbewohner (Montubios) gehen aber während des trocknen Monsson gewöhnlich auf die Spähe nach verirrten Lagartos und tödten sie mit Lanzen. Finden sie einen in dem vorher beschriebenen Zustande, so pflegen diese Jäger, um an dem vierfüßigen Menschenfeind ihr Müthchen zu kühlen, rund um seinen Kopf ein Feuer anzuzünden, und ihn so zu Tode zu martern.

So fürchterlich dieses Thier ist, so unerschrocken gehen die Eingebornen, an seinen Anblick gewöhnt, auf seine Vernichtung aus, und versuchen gern dasselbe lebend zu fangen, was auf folgende Weise geschieht: der Held bei dieser gefährlichen Unternehmung rüstet sich mit einem kurzen hölzernen Knüttel, an dessen beiden Enden eiserne, mit Widerhaken versehene Spitzen, und in dessen Mitte ein langer Riemen befindlich ist. Diese Waffe nebst einem Huhne nimmt er in die rechte Hand, und begibt sich in den Fluß an die Stelle, wo er den Feind gewahrt. Indem er nun den rechten Arm damit dem Lagarto entgegenstreckt, schießt dieser raubbegierig auf das Huhn zu, das ihm nun zwar von dem Kämpfer in den Rachen geschoben wird, zugleich aber auch der erwähnte Knüttel und zwar dieser in senkrechter Stellung. Während er das Maul wieder schließt, dringen ihm die beiden Eisenspitzen durch den Ober- und Unterkiefer, und so sieht er sich gefangen. Man zieht das Unthier dann an das Ufer, und reizt es, wie bei Stiergefechten, noch eine Zeit lang durch Vorhalten eines rothen Mantels zur unmächtigen Wuth, bis man dann endlich, des Spiels müde, ihm die Lanzen in den Bauch stößt und es so tödtet. Im Todeskampf zeigt sich das Thier in seiner ganzen Scheußlichkeit, da die Wuth seine Augen aus dem Kopfe hervortreibt und seine Krallen und die Schuppen des Rückens sich krampfhaft bewegen. Will man es ohne lange Marter tödten, so geht ein unerschrockener Indianer, nur mit einem großen Messer bewaffnet und in der linken Hand ebenfalls ein Huhn haltend, in das Wasser, gerade dem Lagarto entgegen, und während dieser nach dem Huhne schnappt, taucht der Jäger schnell unter und bohrt ihm das Messer in den Leib.

Das Lagarto-Weibchen legt 80 bis 100 Eier am Ufer, wo es dieselben in den Sand verscharrt und das Ausbrüten der heißen Sonne überläßt. Diese Eier sind etwas größer, wie die von einer Gans und haben eine dicke Schale und eine starke Haut. Die Indianer essen sie, machen aber vorher ein Loch in die Schale, um den starken Moschusgeruch verdampfen zu lassen. Wenn der Instinct das Thier belehrt, daß die Eier genug gebrütet haben, begeben sich Männchen und Weibchen an das Land; das letztere scharrt den Sand fort, zerbricht vorsichtig die Eier, die Jungen kommen dann schnell heraus, springen auf den Rücken der Mutter, und diese eilt mit ihnen ins Wasser. Diejenigen, die von der Mama herabfallen, werden vom Papa gefressen, so daß vielleicht nur zwei bis drei diesem Schicksal entgehen. Eine weise Einrichtung der Natur, der zu großen Vermehrung dieses schädlichen Thiers vorzubeugen.

Die Provinz Guayaquil hat auch ein zum Löwengeschlecht gehörendes Thier, den Conguar, der keine Mähnen hat, und auch kleiner wie der afrikanische Löwe ist; sein Hauptaufenthalt ist die Umgegend von Machala und Cunca, so wie die Insel Puna. Ferner findet man hier eine Tigerart, Jaguar genannt, der König der hiesigen wilden Bestien. Ein sehr häßliches Thier, das aus einem Vogel, einer Kröte und einem Krokodil zusammengesetzt scheint, ist der Iguano, der die Größe eines Hahns und eine gelbgrüne glatte Haut hat; der Rücken ist bis zum dünn auslaufenden Rattenschwanz mit Schuppen, wie beim Kayman bedeckt. Eben so, wie bei diesem, stehen seine Augen aus dem Kopf hervor, und seine Ohren ähnen denen einer Kröte. Das Maul ist geformt, wie bei einer Schildkröte, hat keine Zähne, sondern scharfschneidende Ober- und Unterkiefer, womit das Thier sehr stark beißen kann. Seine Hinterfüße sind weit länger, als die Vorderfüße, und es sitzt gewöhnlich auf jenen aufrecht, wie ein Vogel. Die Klauen mit kurzen Nägeln besetzt und mit einer Schwimmhaut versehen, ähnen denen der Kröte. Wenn man das Thier verfolgt, sucht es ins Wasser zu entfliehen, hält sich aber gewöhnlich in den Wäldern auf, wo es auf den Bäumen sitzt. Der Biß eines Iguanos ist gefährlich; wenn man durch einen Schlag des Schwanzes getroffen wird, verursacht die aus den Schuppen hervortretende schleimige Feuchtigkeit ein Brennen gleich dem von einer Nessel, dann eine entzündliche Anschwellung, die, wenn man nicht zeitig Mittel dagegen anwendet, in krebsartige Geschwüre übergeht. Das Aussehen des Iguano ist abscheulich, und dürfte, wenn er fliegen könnte, das deutlichste Bild eines fliegenden Drachen abgeben. Er stürzt sich auf die kleinen Thiere, die ihm zum Fraß dienen, mit großer Geschwindigkeit, so daß ihm sein Raub nicht leicht entkommt. Beiderlei Excremente entledigt er sich, wie die Vögel, durch Eine Oeffnung. Das Weibchen legt 20 bis 30 Eier, die von den Eingebornen des Landes als delicates Gericht in den Baumstämmen aufgesucht werden. Auch das Fleisch der Iguanos wird als großer Leckerbissen betrachtet, und soll im Geschmack Aehnlichkeit mit dem Kalbfleisch haben.

Die Wälder wimmeln von einer Menge Affen, die sich durch ihre Größe und Stärke auszeichnen und selbst Menschen anfallen, wenn sie glauben, durch ihre Zahl die Uebermacht zu besitzen. Der größte ist der Brasilargo (Langarm), der, wie der Name andeutet, sehr lange Arme hat. Sein ganzer Körper ist mit schwarzen Haaren bedeckt, nur das Gesicht kahl, und sein Gebiß, durch die starken Kinnbacken und scharfen Zähne sehr kräftig. Außerdem werden die Felder und Wälder noch durch eine Menge Wild und Geflügel bevölkert, vornehmlich Hirsche, wilde Schweine, Feldhühner, Fasanen u. s. w., die alle ein sehr gutes Fleisch haben. Cacadus und Papagaien der verschiedensten Art beleben durch ihr Geschrei und Geschwätz die Gegend. Der Trompetero, ein schwarzer Vogel mit langen gelben Federn am Halse, dessen Stimme wie eine Trompete klingt, wird als Hausthier gezähmt, wie in Europa etwa Raben und Elstern. Die prunkenden, schillernden Colibri's schwärmen zu Tausenden umher und gewähren durch ihre Farbenpracht ein anmuthiges Schauspiel.

(Schluß folgt.)

Zustand von Mysore.

Nachstehender aus dem ostindischen Journal, the Englishman, vom 14 März d. J. entnommene Artikel gibt eine ziemlich klare Einsicht in das Verhältniß der Engländer zu den sogenannten Subsidiarstaaten, weßhalb wir ihn vollständig mittheilen.

Der tief gewurzelte Haß gegen englischen Einfluß zeigt sich auf das augenfälligste in den schreiendsten Gewaltthaten unter einer gänzlich zerrütteten und unfähigen Regierung. Tschundu Lall, der die thatsächliche Souveränetät über das Gebiet der Nizams ungefähr 27 Jahre lang behauptete, ist seinem Ende nahe. Seine Regierung, die von Hrn. Russell im Jahr 1820 als eine Mittel und Wege ausfindig machende geschildert wurde, hat sich bis jetzt in demselben Charakter behauptet. Er ist ein Mann von großen Talenten, die ihn, nebst der von der brittischen Regierung erhaltenen Unterstützung in den Stand setzten, die Verwaltungsgeschäfte unter Umständen zu führen, die jeden Andern als ihn erdrückt haben würden. Die von ihm befolgte Regierungsweise dürfte indeß um nichts minder bedrückend erscheinen, als die der meisten indischen Staatsmänner; sie unterscheidet sich von der letztern nur dadurch, daß er die Gewalt eines absoluten Souveräns unter dem Titel des ersten Dieners des Herrschers besitzt, und daß er diese Macht mit aller Kraft des Verstandes handhabt, um den Einfluß der Autorität zu behaupten.

Die officiellen Berichte der Diplomaten, welche zu verschiedenen Zeiten das Amt eines Residenten zu Heiderabad bekleideten, schildern ihn indeß einstimmig als einen unvorsichtigen, ausschweifenden und eigensinnigen Mann, der sich unter allen Beamten der Regierung des Nizam durch die Erpressungen ausgezeichnet habe, welche sich alle diese Leute zu Schulden kommen lassen. „Er herrscht, sagt Sir Charles Metcalfe, ohne einen Schatten von Gerechtigkeit und Politik, und daß das Land sich noch in keinem viel schlechtern Zustand befindet, ist ein Beweis, wie weit man ohne jene beiden Eigenschaften kommen kann.“ Das Land wird sich noch bis zum Ende der Regierung Tschundu Lalls halten; ist dieser aber einmal todt oder unfähig, so fällt diese Regierung der allezeit fertigen Mittel und Wege nothwendig in die Hände irgend eines Nachfolgers, der ohne das Talent des früheren Ministers, ohne Beihülfe einer wohl organisirten vollziehenden Gewalt, und ohne die moralische Unterstützung auch nur eines Schattens von Gerechtigkeit und Politik ein Land zu überwachen hat, dessen zügellose Bewohner selbst in Indien wegen ihres unruhigen Geistes, ihrer innern Kriege und ihrer mörderischen Usurpationen berüchtigt sind. Heiderabad selbst, mit seiner überhäuften und unruhigen militärischen Bevölkerung, die keine Beschränkung vertragen kann, fanatisch in religiöser Hinsicht, stolz auf ihre Unabhängigkeit, und kühn genug, um sie behaupten zu wollen, trägt selbst schon den Keim zu einer Revolution in sich, die bei der geringsten Veranlassung jede Stunde ausbrechen, und die schwache Regierung des Nizam stürzen kann. Der Charakter des Volks und der unruhige Geist des Militärs scheint jetzt noch so heftig zu seyn, als in früheren Zeiten. In dem kurzen Zeitraum von 15 Jahren — von 1750 bis 1765 — war Heiderabad Zeuge des Mordes von drei regierenden Fürsten und eines Bewerbers um den Thron. Es ist alle Ursache zu glauben vorhanden, daß selbst bei der jetzt bestehenden Strenge ein Wiederaufleben des alten Geistes zu besorgen sey, wenn eine Regierungsveränderung eintreten sollte, die zudem um so schlechter ausfallen müßte, als der Nachfolger Tschundu Lalls schwerlich das seyn wird, was er war. Nimmt man aber auch an, daß ein ganz ähnlicher Mann den Thron bestiege, so läßt sich hundert gegen Eins wetten, daß, da an keine systematische Regierung zu denken, das fortwährende Beischaffen von Mitteln und Wegen endlich auch den talentvollsten Ministern fehlschlagen müsse, und daß eine Aenderung in der politischen Lage des Landes eintreten werde, wie auch die Dinge sich immer gestalten mögen.

Die Frage ist nun, wird die brittische Regierung durch irgend eine Maßregel künftigem Unheil vorbeugen? Wird sie ein Gegenmittel gegen die Uebel in Anwendung zu bringen versuchen, welche unzertrennlich scheinen von einem Subsidiarsystem, welches die unzulängliche Regierung eines einheimischen Staats aufrecht erhält, indem es Aufruhr oder Absetzung verhindert, und immer nur halb intervenirt, um das Uebel zu mildern, dessen Fortdauer eine unvermeidliche Folge des Systems selbst ist? Hier stehen nur zwei Wege offen — entweder das Volk sich selbst zu überlassen, wenn es dem guten alten orientalischen System folgt, und einer Reihenfolge von Herrschern nach einander die Köpfe abschneidet, bis es endlich einem, der sich durch Muth und Talente auszeichnet, gelingt, seinen Thron zu behaupten und Ordnung herzustellen; oder auf entschiedene Weise in der Regierung eines Landes zu interveniren, dessen Verwaltung — wie dieß mit Travancore geschehen — offen zu übernehmen, oder den herrschenden Fürsten so lange abzusetzen, bis das Unheil seiner schlechten Regierung wieder gut gemacht ist, und so lange eine Regentschaft aufzustellen. Die eingewurzelte Mißverwaltung zu Heiderabad wird die brittische Regierung aller Wahrscheinlichkeit nach zu einer Einmischung der genannten Art nöthigen. Der Charakter des Volks und der Ruf, in welchem der Ort selbst in Hindustan, als eines der „Augen des Islam“ steht — der Name, den man Heiderabad und Lucknow beigelegt hat — wird ohne Zweifel aus politischen Motiven zu einer Einmischung Anlaß geben. Die jetzige Ruhe der moslemitischen Bevölkerung deutet — wir wollen nicht sagen auf den Eintritt einer Krise, aber doch mindestens auf die Möglichkeit einer solchen, wofern man nicht schleunige Schritte zu Verhütung eines solchen Uebels thut. Jetzt, da die Verblendung hinsichtlich der Nichtintervention glücklicherweise aufgehört hat, Einfluß auf die brittische Politik in Indien zu üben — da die Regierung in der Lage zu seyn scheint, entschieden aufzutreten, und ihren Schritten durch die heilsame Entfaltung ihrer Macht Nachdruck zu geben, erscheint der jetzige Augenblick als besonders günstig, eine Reihe solcher Operationen zu beginnen, da hierdurch nach dem Tode des jetzigen Ministers die Ruhe in Heiderabad erhalten, und zugleich der Grund zu einem künftigen gerechteren, heilsameren und politischeren Regierungssystem in diesem Staate gelegt werden könnte.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 109** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Fünfzig Jahre.** (Von Beranger.) — Alessandro Manzoni. (Fortsetzung.) — Die Prinzessin. (Schluß.)

In den Monaten Januar bis Juni dieses Jahres, von welchem wöchentlich 1—2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1837.

Sicilien.

(Aus der Reisemappe eines deutschen Touristen.)

Sicilien wird von Jahr zu Jahr mehr besucht, und welches Land verdiente auch mehr das Ziel einer Forschungs-, wie einer Vergnügungsreise zu seyn. Alles, was die Natur auf einen Fleck der Erde zusammendrängen kann, scheint sie hier in verschwenderischer Fülle erschöpft zu haben, und Alles, wodurch historische Beziehungen einen Boden ehrwürdig machen können, findet sich hier in gleichem Maße. Die großen Denkmäler kaum dem Namen nach mehr bekannter Nationen, die Riesenreste alter Baukunst, welche wir nur bewundern, nicht nachbilden können, und die uns noch in ihren Trümmern mit heiligen Schauern durchbeben, wetteifern hier mit den seltsam geformten, kühn den Wolken anstrebenden Felsen, und zeigen sich noch nach dreitausendjährigem Zeitensturm würdig, das schönste Land zu schmücken. Wo sind Ruinen, welche mit denen Siciliens zu vergleichen wären? Wo findet der Alterthumsforscher reichere Ausbeute, als in diesem Lande, wo die Trümmer der ältesten und glänzendsten griechischen Baukunst theils erhalten, theils in den ehrwürdigsten Fragmenten sich dem erstaunten Auge darstellen? Und was ist in dem hochgepriesenen Rom selbst, was in ganz Italien mit den einfach großen dorischen Bauwerken Siciliens zu vergleichen, außer etwa die Tempel in Pästum? Roms Monumente bestehen bloß aus der Kaiserzeit, alles Andere ist mit Nacht bedeckt; in Sicilien dagegen zählen die neuesten Monumente des griechischen Alterthums dritthalb Jahrtausende, und kein Land zeigt die Stufenreihe der antiken Architektur in so klarem Lichte. Die Entwicklung, Nachbildung und Vermengung der griechischen, arabischen, normännischen Bauarten, die Uebertragung der verschiedenen Style auf den Geschmack unserer Zeit in den ersten Städten Siciliens, gibt diesen, besonders dem wunderlich gemischten, antikmodernen, mehr asiatischen als europäischen Palermo ein höchst fremdes, überraschendes Ansehen; und wie man sich bei Annäherung der blühenden Ufer Siciliens dem Aequator um drei Grade, und Afrika näher als Europa befindet, so fühlt man sich auch durch die Physiognomie der Menschen, ihre Kleidung und Wohnung dem bisher Gesehenen entrückt und in eine tropische Zone versetzt. Luft, Vegetation, der südliche Ton der Landschaft und der dunkel glühende Himmel sind entzückend. Wie wenig aber dieses glückliche Eiland unter der atmosphärischen Constellation des übrigen Europa's steht, beweist am besten der verflossene harte Winter, welcher ganz Oberitalien unter seinem ungewohnten Frost begrub, während in Sicilien des Réaumur'sche Thermometer niemals unter 6° fiel, und man den ganzen Winter bei offenen Balconen essen konnte. Die Hitze war bereits in der Mitte des Monats März bis 21° gestiegen, und ob sie gleich durch die Seeluft sehr gemildert wird, so ist dieß doch im Innern des Landes, namentlich in Bergschluchten, welche keinen Luftzug gestatten, weniger der Fall, und hier kann den Reisenden nicht genug Vorsicht empfohlen werden, da Sonnenstich oder Fieberanfälle sich sehr häufig als Folge ihrer Unterlassung zeigen, und bereits dieses Frühjahr schon mehrere sonst rüstige Männer übel zugerichtet nach Palermo zurückgekommen sind. Obgleich in der letzten Zeit etwas mehr für die Fahrstraßen gethan worden ist, so erstrecken sie sich doch nicht weiter, als über die Nordküste, nämlich von Palermo nach Catania und Messina, und auf der andern Seite bis Trapani. Zu bedauern ist, daß die Engländer ihre zwanzigjährige Occupation Siciliens nicht dazu verwendeten, ihm Straßen zu geben; denn obgleich die Einwohner, welche damals mehr Gold besaßen, als sie jetzt Kupfer haben, jene Zeit die goldene nennen, so ist doch keine Spur, kein Bauwerk, keine öffentliche Anstalt davon zurückgeblieben. Die Engländer mögen nun dazu ihre Gründe gehabt haben, im Lande selbst die Verbindung nicht zu erleichtern, im Interesse der jetzigen Regierung läge es aber sicher, gute Fahrstraßen in Sicilien herzustellen, wozu alles Erforderliche im Ueberfluß vorhanden ist. Könnte man bequem durch dieses Paradies fahren, so würde man dahin wallfahrten, wie man jetzt nach Rom und Neapel pilgert, und man würde alle Zwecke, welchen man in diesen beiden Orten nachstrebt, in Einem Punkte vereinigt finden. Zwar sind die Alterthümer hier nirgends in der Art zusammengedrängt und aufgespeichert, wie in Rom, allein es liegt ein unendlicher Reiz darin sie zu suchen. Und wenn man durch eine Reihe der wunderlieblichsten Thäler,

deren schöne, bis in die höchsten Gipfel hinein mit üppigem Grün bewachsene Berge den zahllosen afrikanischen Ziegen zur Weide dienen, welche mit ihren langherabhängenden Seidenflocken ein äußerst malerisches Bild geben, durch die wunderbarsten Perspective, welche sich meist ungeahnet plötzlich auf den Seespiegel oder in ein anderes noch lieblicheres Thal öffnen, endlich um den letzten Bergrücken beugt, und der Tempel der Venus, wie vom Himmel auf die stille von höhern Bergen umschlossene Anhöhe bei Segeste herabgesenkt, vor dem entzückten Beschauer steht; wenn man die so langer Zeit trotzenden Ruinen des Theaters zu Tindari, des von Cicero erwähnten Gymnasiums, des herrlichen Tempels der Concordia zu Girgenti, des Jupiter Olympius in Syracus, die eingestürzten Säulen der Giganten und des Jupitertempels des stolzen Agrigents und die mächtigen Ueberreste der drei Tempel zu Selinunt gesehen, und auf der Höhe des majestätischen Theaters von Taormina des bezauberndsten Anblickes genossen, den Meer und Erde in ihrer höchsten Schönheit vereinigen können — dann raffe man seine Kräfte zusammen und erklimme den Feuerberg, der seinen ewigen Schwefeldampf den Gestirnen zusendet, und dessen Riesenschatten Afrika's Küste erreichen, und überglücklich mag sich preisen, wer das glühende Gestirn von Osten aus dem Meer tauchen und das paradiesische Panorama in den glänzendsten Farben vor sich ausgebreitet sieht. Vergessen ist in diesen schönen Augenblicken jede erstandene Mühseligkeit, und reich belohnt ist man für jede noch so drückende Entbehrung. Diese Genüsse aber, oder doch die meisten derselben gehen verloren, wenn man die Reiseart wählt, welche sich gegenwärtig auf einem Dampfschiffe darbietet. Es wäre sehr zu wünschen, daß eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen Marseille, Neapel und Palermo bestände, und ein brauchbares Dampfschiff bloß zur fortwährenden Hin- und Herfahrt verwendet würde, anstatt die Tour um die ganze Insel und nach Malta zu machen. Denn einerseits ist es ziemlich zwecklos, ein Land wie Sicilien, das in seiner innern Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit erforscht werden muß, zu umkreisen, und so nur einige Landungs- oder Stapelplätze der Alterthümer kennen zu lernen, und dann kann es doch unmöglich angenehm seyn, in so zahlreicher Gesellschaft, die noch dazu meistens aus äußerst heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, bei einer afrikanischen Hitze, in einem engen platten Schiffsraum eingezwängt zu seyn, um so die erwartete Seligkeit stets vor Augen zu haben, ohne sie je mit Muße genießen zu können. Es bleibt daher jedem, selbst Damen, wenn sie anders nur ein wenig Muth im Vergessen scheinbarer Bedürfnisse besitzen, worin, im Vorbeigehen gesagt, die Frauen es den meisten Männern und selbst abgehärteten Reisenden zuvorthun, rathsamer, die Reise durch Sicilien zu Lande zu machen. Wenn man sich in Palermo mit einem erprobten Koche versieht, wenn man die nöthigen Mundvorräthe, so wie die unerläßlichen Schutzmittel gegen die klimatischen Einflüsse mit sich führt, und wenn man sich gute Thiere verschafft, worunter Maulthiere den Pferden vorzuziehen sind, so kann man die Reise in vier Wochen mit ziemlicher Bequemlichkeit zurücklegen. Bei der Wahl der Thiere muß man aber äußerst vorsichtig seyn, da der ganze Genuß vergällt ist, wenn man bei jedem Schritt befürchten muß, mit ihnen zusammen zu brechen, und es gibt hier kein besseres Mittel, als den Vertrag so zu stellen, daß man nicht zu zahlen gehalten ist, wenn die Thiere nicht sicher gehen. Zudem ist das Reisen an sich selbst sehr wohlfeil, ja selbst wohlfeiler als auf dem festen Lande, sobald man sich nur ein wenig auskennt. Die Besorgniß, welche man von Vielen wegen Unsicherheit aussprechen hört, ist durchaus nicht mehr gegründet, und der neue Polizeichef von Sicilien hat einen glänzenden Beweis geliefert, was ein energischer Mann in kritischen Momenten zu leisten vermag. Noch vor zehn Jahren war die Unordnung in Sicilien so groß, daß man sogar in den Straßen von Palermo am hellen Tage angefallen und erdolcht werden konnte, ohne daß Untersuchungen deßhalb gepflogen wurden. Seitdem hat sich nun dieser Zustand der Art geändert, daß man allein, mit einem Zeichenbuche, ganz Sicilien durchstreifen kann, ohne die mindeste Gefahr zu laufen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

3. Hafen- und Handelsstadt Guayaquil am Flusse Guayaquil.

(Schluß.)

Das Hauptproduct auch für die Ausfuhr in dieser Provinz ist der Cacao, dessen Gebrauch die hiesigen Einwohner und wohl mit Recht eine heilsame Wirkung zuschreiben, und deßwegen auch zu allen Tageszeiten in großer Quantität als Chocolade trinken. Diese Frucht wird hier in Plantagen, gleich dem Kaffee in Ost- und Westindien angebaut, und die Bäume auf welchen sie wächst, erreichen die Größe der europäischen Aepfelbäume. Diese Bäume liefern erst im dritten Jahre nach ihrer Pflanzung die Frucht; die Blüthe ist weiß und formt sich zu einer gebogenen Hülse, worin die Bohnen, 20 bis 30 an der Zahl sitzen. Die Ernte findet zweimal im Jahr, nämlich im Junius und December statt. Wenn die Frucht gepflückt ist, wird sie in großen Körben nach einem Ort getragen, wo man sie reinigt, die Hülse schneidet man mit einem Messer von Holz oder Horn auf, nimmt die Bohnen heraus, breitet sie auf Bananenblätter aus, und deckt sie auch damit zu. So bleibt sie drei Tage liegen, während denen sie von der Sonne getrocknet, und dann in Magazinen gelagert wird, wobei darauf zu sehen, daß sie frei von aller Feuchtigkeit bleibt. Die Cacaobäume erheischen viel Sorge und Aufsicht, der großen Raupen und der Affen und Papagaien wegen, die sich, wenn die Frucht reift, als Räuber einzufinden pflegen. Auch nisten in diesen Plantagen gerne giftige Schlangen. Die jährliche Ernte von Cacaobohnen in der Provinz Guayaquil beträgt ungefähr 600,000 Fanegas oder 11,538 Last. Der beste Cacao dieser Provinz wächst bei Machala, kommt jedoch nicht dem in den nördlichen Provinzen von Columbia und Caracas gleich.

Der in der Umgebung von Guayaquil wachsende Tabak ist von sehr angenehmem Geschmack und wird besonders zu Cigarren

verbraucht; die beſte Sorte gewinnt man bei Daule und Puerto Viejo. Der Tabak iſt den Eingebornen eben ſo nothwendig wie der Cacao; Alles raucht, ſogar ſchon unerwachſene Kinder und Frauen, und zwar ſelbſt Damen aus den vornehmſten Familien. Man behauptet, daß man hiezu gezwungen ſey, um durch den Cigarrendampf die läſtigen Inſecten aus ſeiner Nähe zu vertreiben. Es gilt hier in Guayaquil für ein Zeichen der Gunſt, wenn die Dame einem Herrn ihre Cigarre hinreicht, damit dieſer einige Züge daraus thue. Uebrigens ſind die hieſigen Cigarren als die beſten auf der ganzen Weſtküſte Amerika's im Handel ſehr geſucht.

Ein Haupthandelsartikel dieſer Provinz iſt noch das Bauholz, beſonders das des Mangelbaums, der Steineiche und der Ceder. Die letztern liefern beſonders treffliches Material zum Schiffsbau. Die kleinern Boote werden aus Guarango-, Maria- und Hinuela-Bäumen verfertigt. An Holz zur Möbelverfertigung fehlt es ebenfalls nicht, und ſind die Hauptarten ungefähr folgende: das Caobaholz, was wir Mahogani nennen, Eben- und Palmenholz, dann das vom Huayabo-, Hicabeol-, Huayaca- und Coloradobaum. Ferner liefert das Land eine Menge Farbehölzer und Farbekräuter, ſo wie Baumrinden zur Bereitung der Thierhäute und zum Gerben.

Als fernere Ausfuhrartikel ſind noch Kaffee, Zucker und ein Zeug aus der Wolle des Ceibobaums zu bemerken. Dann eine Sorte Hanf, Anjongoli genannt, die vortrefflich zu Schiffsſeilen iſt, aber wenig benutzt wird; Reiß und andere Getreidſorten, dann Datteln, eine Sorte ſpaniſcher Pfeffer, Agi genannt, Confituren aus der Frucht Mani bereitet und Cocosnüſſe. Einige Droguerieen, als Saſſaparilla, Saſſafras, Vanille und Caſſia-Fiſtula. Gummi's, nämlich Gom pocal, Gom carana und Gom cascal. Wachs und Honig. Ferner Maulthiere, Pferde und Hornvieh.

Ein Hauptproduct der Provinz Guayaquil iſt das Salz, das größtentheils nach den Binnenlanden, hauptſächlich nach den Städten Quito, Guenca und Loxa verſandt wird. Doch hat auch die Provinz Quito, in der Nähe der kleinen Stadt San Michel de Ibarra, einige Salinen, die fleißig bearbeitet werden. Dieſes Salz wird von Quito meiſtentheils an die öſtlich von den Cordilleras wohnenden Indianer verhandelt, die viel von dieſem Producte verbrauchen. Die gewöhnliche Nahrung dieſer Volksſtämme iſt gebackner Mais, Camcha, und gemahlene Gerſte, Macha. Als Leckerbiſſen betrachten ſie den oben erwähnten ſpaniſchen Pfeffer, Agi, genannt, den ſie in großer Menge und dazu noch ſtark geſalzen verzehren, eine Koſt, die einem civiliſirten europäiſchen Gaumen den Vorſchmack von dem Brande der Hölle geben dürfte. Und dennoch erreichen die Indianer dabei ein ſehr hohes Alter und ſelten hört man bei ihnen von Krankheiten, ausgenommen die natürlichen Blattern, die unter ihnen große Verwüſtungen anrichten.

Das Salz in der Provinz Guayaquil gewinnt man aus den Lagern in der Nähe des Hafens Punta de Santa Elena. Es iſt ſchwärzer als das aus den Salinen von San Michel, aber da es nicht ſo viel Salpetertheile wie dieſes enthält, weit geſünder. Das Salzbette iſt in ſeinem natürlichen Zuſtand mit einer Lage Sand überdeckt; wenn dieſe vorſichtig weggeräumt iſt, ſticht man mit Spaten das Salz in länglich viereckigen Kuchen aus und läßt dieſe an der Luft trocknen.

Ein nicht minder belangreicher Handelsartikel iſt der Caracotillo, ein Wollengarn von purpurrother Farbe, wovon man, früher mehr als jetzt, ſehr ſchöne Stoffe verfertigte, und beſonders Bordüren in Teppiche und Shawls wob. Die rothe Färbung geſchieht durch den Saft einer Schnecke, Bulgado de Mar genannt, die in einem kegelförmigen, wallnußgroßen Gehäuſe wohnt, und an mehrern Stellen der Küſte, hauptſächlich aber an dem Vorgebirge Punta de Santa Elena gefunden wird, und zwar unter dem Waſſer an den Klippen feſtſitzend. Die Gewinnung des Färbeſafts geſchieht dadurch, daß man entweder die Schnecke vom Kopf bis zum Schweif aufſchneidet, oder auch, daß man ſie nicht zu ſtark drückt, wodurch ſie die Feuchtigkeit von ſich gibt. Wenn ſie an der Ungeſchicklichkeit dieſer gequetſchten Operation nicht ſtirbt, ſetzt man ſie wieder an die Klippe, wo ſie ſich erholt und dann noch zwei- bis dreimal benutzt werden kann. Sonderbar genug iſt dieſe Feuchtigkeit, wohinein man das Garn taucht, anfangs milchweiß, und erſt wenn der gefärbte Stoff getrocknet, erhält er die ſchöne rothe Purpurfarbe. Uebrigens haftet die Farbe ſo feſt, daß kein Mittel ſie mehr vertilgen kann.

Ein Product, das ſtark geſuchte Fabricate liefert, iſt die Pita-Pflanze, woraus die erwähnten Hangmatten und eine treffliche Sorte von Hüten geflochten werden, die man bis zu 50 fl. bezahlt. Der Hauptfabrikplatz dieſer Hüte iſt das Dorf Xipirapa, am Flüßchen gleichen Namens, nördlich vom Hafen Salango.

Der allgemeine Markt und Stapelplatz für alle dieſe Artikel iſt die Stadt Guayaquil, deren Lage die günſtigſte zu dieſem Zwecke iſt, die man ſich nur denken kann. Oberhalb der Stadt theilt ſich der Fluß Guayaquil in ſehr viele Arme, die alle ſchiffbar ſind, und daher den Verkehr bis weit in die Binnenlande hinein ſehr begünſtigen. Unterhalb der Stadt ergießt ſich in kurzer Entfernung der Strom in das Meer, und ſo dürfte Guayaquil in dieſer Hinſicht alle andere Plätze der Weſtküſte Südamerika's übertreffen.

Die Euphratexpedition. *)

Die im Jahr 1835 vom Unterhauſe zu Erforſchung der Beförderung einer Verbindung mit Indien durch regelmäßige Dampfſchifffahrt niedergeſetzte Committee hörte mehrere competente Perſonen hinſichtlich des Wegs auf den Euphrat an. Diejenige, welche der Committee den meiſten Aufſchluß in dieſer Hinſicht gab, war der Capitän der königlichen Artillerie, Francis Chesney, welcher angab, daß er auf vier verſchiedenen Wegen zwiſchen Europa und Indien gereiſt ſey: der eine, den Rhein hinauf, die Donau hinab, durch das ſchwarze Meer nach Trapezunt, und von da nach dem obern Euphrat; der zweite von Malta und Konſtantinopel nach Trapezunt, und auf demſelben Wege nach dem Euphrat oder durch Perſien; der dritte über Aegypten und auf dem rothen Meer, und der vierte auf dem Eu-

*) Den über dieſe Unternehmung in unſerm Blatte bereits wiederholt mitgetheilten Einzelnheiten, laſſen wir nun den obenſtehenden, im Aſiatic Journal enthaltenen zuſammenhängenden Bericht folgen.

phrat. Er führte an, daß er persönlich fast 1000 Meilen dieses Flusses untersucht habe, und zwar von El Kaim bis zu seiner Mündung; daß er nicht zweifle, daß der Fluß acht Monate im Jahre schiffbar sey, und daß man auch während der vier übrigen mit flachen Fahrzeugen auf ihm fortkommen könne; daß die Araber zwar auf diesem Wege Zölle erheben und Schwierigkeiten machen würden, daß sie aber zum Handel geneigt seyen, und so schlug denn der Capitän vor, eine Expedition zu Eröffnung dieses Wegs auszurüsten, was auch die Committee in ihrem Berichte nachdrücklich empfahl.

In Gemäßheit dieser Empfehlung ernannte im November 1834 die königliche Regierung — unter Sir Robert Peel — den Capitän Chesney zum Commandanten einer Expedition zu Herstellung einer Dampfschifffahrtsverbindung zwischen dem mittelländischen Meer und Indien, und zwar mit dem Rang eines Obristen. Diese aus 14 Officieren und 48 Mann bestehende Expedition segelte im George Canning am 1 Februar 1835 von Liverpool ab, und war von dem Dampfschiff Alban begleitet, welches Material zum Bau und zur Ausrüstung von zwei eisernen Dampfbooten zur Fahrt auf dem Euphrat an Bord hatte; sie erreichte Malta am 29sten Tage nach ihrer Abfahrt von Liverpool. Da sich der Alban von der Expedition getrennt hatte, so begleitete die Kriegssloop Columbine dieselbe von Malta bis zur Mündung des Orontes, und nahm den George Canning ins Schlepptau.

Sie segelten am 21 März von Malta ab, und am 4 April begann die Einschiffung der großen Vorräthe und Equipirungsgegenstände der Expedition an einem bequemen Ort, unweit der Amazoneninsel, an der Mündung des Orontes. Die Barre dieses Flusses wurde zu allen Zeiten als gefährlich befunden. Der Golf von Scanderun und das benachbarte Gestade wurden aufgenommen; die Straßen von der Mündung des Orontes nach Antiochien, und von Antiochien nach Bir ausgebessert, und einige Befestigungen und Landungsplätze an einer Stelle, ungefähr zwei Meilen unterhalb Bir, am Flußufer angelegt, welche Obrist Chesney Port William nannte.

Es zeigte sich bald, daß Reschid Pascha nicht zu Gunsten des Unternehmens gestimmt war, und es war daher unmöglich, die erforderliche Anzahl von Kameelen aufzubringen, um das Material an den Euphrat zu schaffen. Der Tigris, eines der in Stücken von England mitgebrachten eisernen Dampfboote, ward am Orontes im Mai zusammengesetzt, um das schwerere Gepäcke zu Wasser nach Antiochien zu führen; der leichtere Theil wurde auf Kameelen, Maulthieren und Wagen durch Antiochien gebracht. Dieß war eine sehr langwierige Operation, die der Mannschaft der Expedition nicht wenig Arbeit machte. Da man nochmals gezwungen war, sich nach einem Wasserweg umzusehen, so wurde eine neue Linie gewählt. Zu Gujil Burge, einem Dorf am Orontes, drei Meilen oberhalb Antiochia, wurde ein Depot errichtet, wo man die Kessel, die einzelnen Theile von den Dampfschiffen, die Tauchergloche u. s. w. auf flache Boote, Flöße und Pontons brachte, um sie auf dem Orontes in den Karasu, und längs dieses schiffbaren Flusses in den See Owja Denzio — uneigentlich der See von Antiochien genannt — zu bringen, und endlich, den linken Karasu hinauffahrend, zu einer Stelle, Murad Pascha genannt, zu gelangen, die sich ein wenig oberhalb der Vereinigung der Flüsse Aswad und Dagra, 14 Stunden von Gujel Burge befindet. Von Murad Pascha nach Port William, der Station der Euphraterpedition, betrug die Entfernung ungefähr 111 Meilen durch die syrische Wüste. Der erste Theil der sogenannten Wüste ist hügelig, aber nicht unfruchtbar; die höchsten Punkte erheben sich 1782 Fuß über die Meeresfläche; der zweite Theil, von Azaz bis nach Port William, ist meist eben, höchstens wellenförmig; die Ebenen sind allenthalben fruchtbar, meist angebaut und mit vielen volkreichen Dörfern besetzt. Die Anstalten für den Transport waren so getroffen, daß ein Theil der Mannschaft die Kessel u. s. w. nach Gujil Burge schaffte, von wo ein anderer Theil sie zu Wasser nach Murad Pascha, und ein dritter von da nach Port William brachte. Da eine Reihe von Wagen die Boote auf der einen Seite mit dem Meer und auf der andern mit dem Euphrat in Verbindung setzte, so waren die drei Abtheilungen der großen Linie zu gleicher Zeit in Thätigkeit, während noch eine vierte, aus Kameelen und Maulthieren bestehend, das leichtere Gepäck auf dem Depot Antiochia, auf der Straße von Antiochia, durch den Dschezyr Habid, gerade nach Port William brachte. Die Hindernisse, welche dem Transport durch den Pascha oder auf seinen Befehl in den Weg gelegt wurden, waren bedeutend — zu einer Zeit entfernte der Mussellim von Bir alle Unterthanen des Sultans, und befahl, daß der Expedition nirgends sollte Beistand geleistet werden — es bedurfte daher alles nur möglichen Scharfsinnes und großer Beharrlichkeit von Seite der Officiere, um sie zu überwinden. Zum Theil hob man sie dadurch, daß man sich eine große Anzahl von Ochsen verschaffte. Man hatte in Allem 841 Kamele und 160 Maulthiere in Thätigkeit; die Kessel und andere schwere Gegenstände aber mußten mühsam die Hügel hinan mittelst Winden fortgeschafft werden.

Als man Murad Pascha, die letzte Station, erreichte, würde man die Kessel, welche 10 bis 12 Wochen auf ihren Wagen geblieben waren, nicht weiter haben bringen können, wenn die Mannschaft nicht ihre eigenen Pferde in Anwendung gebracht hätte. Die Officiere, welche längs der großen Linie von Murad Pascha beschäftigt waren, sahen sich Monate lang der Hitze des Tags, der Kälte der Nacht und dem verderblichen Einfluß eines Klima's ausgesetzt, welches von Humboldt ein extremes genannt wird, da das Thermometer im Julius im Schatten 110° und im Winter 8° zeigt. Während des letztern wurden einige der Kessel überfluthet, und die Taucherglocke ging bei einer Ueberschwemmung des Flusses Murad Pascha, unweit Al Hammam, verloren. Hr. Hektor fand später mittelst langer Stangen die Taucherglocke wieder auf, und ließ sie unter dem Wasser fast eine halbe Meile weit fortrollen, wo sie dann auf ein Fuhrwerk geladen wurde; auch die Kessel wurden durch viele Anstrengung gerettet, und endlich nach Port William geschafft. Der Einzug des letzten Kessels, der von hundert Ochsen gezogen und von fünfzig Eingebornen begleitet wurde, ward mit Freudengeschrei begrüßt. Nicht ein einziger von den bei diesem Dienst beschäftigten Officieren oder Gemeinen entging einer schweren Krankheit, und acht Mann unterlagen den Anstrengungen und dem Klima. Diesen anhaltenden Arbeiten hatte man es indeß zu danken, daß die beiden großen eisernen Dampfboote zu Port William vollständig zusammengesetzt wurden. Einst als die gedungenen und voraus bezahlten Eingebornen davon liefen, und den Kessel auf dem Wege liegen ließen, wußte Obrist Chesney, wie er selbst sagt, sich anfangs nicht zu helfen, endlich aber wurde der Kessel dennoch mit Pferden und mit Hülfe von Winden u. s. w. fortgeschafft. Auch Obrist Chesney wurde krank, und das Commando ging an den Capitän Estcourt über; viele Officiere hatten ebenfalls durch Krankheit zu leiden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 December 1837.

Die Hoch-Seen auf der Tatra der Karpathen.

Unter dem Namen der karpathischen Alpen bedeckt und umschließt in einem weiten Halbkreis ein mächtiger Gebirgsstock das nördliche und nordöstliche Ungarn, welcher, schon bei Preßburg, unterhalb des Donaupasses zwischen Theben und Hainburg sich erhebend, einerseits bis Siebenbürgen, andererseits bis in die banatischen Ebenen und Orsova seine Vorberge sendet, und diesem Reiche nicht nur gegen Galizien, sondern auch theilweise gegen das türkische Gebiet zur natürlichen Gränzscheide dient. Er umfaßt in seiner Ausdehnung von da an, wo er sich an die Sudeten wurzelt, bis zum Berge Mosa-Mika in Siebenbürgen 150 Meilen, bis zum Berge Allion bei Orsova an der Donau aber 163½ Meilen, und in seinem größten Durchmesser bis zur großen galizischen Ebene 18 Meilen. Man unterscheidet im Hauptrücken mehrere Gruppen, welche ihre besondern Namen haben und mehr oder minder durch Höhe und Umfang von einander verschieden sind. Seine größte Höhe erreicht er unter dem Namen der Tatra, einer aus mehr als 30 Piks bestehenden, von majestätischen Wäldern umgürteten Gebirgsgruppe, deren über 8000 Fuß hohe Kuppen in den seltsamsten, verworrensten und kolossalsten Gestalten zum Himmelsgewölbe sich emporthürmen, und ihr dadurch unter den europäischen Gebirgen nach den Schweizer- und Tyroler-Alpen den ersten Platz anweisen. Von Osten nach Westen sich erstreckend, erhebt sich diese Gruppe von der Ostseite des Hauptgebirgsstocks steil über die Ebenen von Käsmark im Zipser und Liptauer Comitate, und die Sandsteingebirge zwischen Ungarn und Galizien, inmitten des Gebiets der Flüsse Dunajez, Poprad, Arva und Waag, wo sie einen Raum von beinahe 8 Quadratmeilen bedeckt. Ihre Piks kommen zwar den Tyroler- und Schweizeralpen an Höhe nicht gleich, denn keiner erhebt sich bis zur Schneeregion; *) wohl aber überragen sie die höchsten Gipfel des Urals und theilweise auch die Pyrenäen um 1000 bis 1500 Fuß. Der höchste, die große Lomnitzerspitze, auch der große Krezak genannt, erhebt sich 8200 Fuß über dem Niveau des Meeres und 6500 Fuß über die an ihrem südlichen Fuß hinstreichende Hochebene. Diesem zunächst steht der 7818 Fuß hohe Krivan, der mittelst eines scharfen Felsenkamms mit der Tatra zusammenhängt und zur Liptau gerechnet wird. Den Scheitel des Tatra umkränzen theils Hochwald, theils struppiges Gebüsch bis zu einer Höhe von 3600 bis 4200 Fuß; aber höher hinauf ist mit Ausnahme einiger dem Tageslicht zugänglichen Felsschluchten und Thalfurchen jede Vegetation erstarrt, und man erblickt nichts als grottesk geformte Felsen, Tod und Erstarrung.

Wenn nun diese Gebirgsgruppe hinsichtlich ihrer natürlichen Beschaffenheit schon merkwürdig genannt werden kann, so verdient sie es noch mehr in Beziehung auf ihren seltenen Wasserreichthum, woran es fast dem größern Theile der übrigen Karpathenkette so sehr gebricht. In ihren zahlreichen, zum Theil überaus romantischen Thälern lagern sich beinahe in jedem ein, wo nicht mehrere theils aus dem schmelzenden Schnee, theils aus den Fluthen des Regens gebildete Seen, aus welchen Alpenbäche verschiedener Namen und Größe in vielfachen Cascaden über mehrere hundert Fuß hohe Felswände hinabstürzen, die nicht nur an sich ein herrliches Naturschauspiel gewähren, sondern auch, was die Hauptsache ist, das köstlichste Trinkwasser liefern, wodurch sie namentlich für die subkarpathischen Bewohner des Zipserlandes unberechenbare Vortheile gewähren. Es bewässert nämlich den ganzen, sehr stark bevölkerten nordöstlichen Theil dieses Comitats, von Lucsiwna an bis zur galizischen Gränze ausschließend nur die Poprad oder Poper, und wohl schwerlich würde dieser Fluß bei all seinem Wasserreichthum vermögend seyn, die Bedürfnisse der Zipser in Bezug auf das Treiben der zahlreichen Mahlmühlen, die sich an seinen Ufern befinden, zu befriedigen, vorzüglich wenn trockene und heiße Sommerjahre eintreten; allein durch den steten Zufluß aus gedachten Seen wird die Wassermenge dieses Flusses beständig im nöthigen Gleichgewicht erhalten und der ganze Strich Landes mit dem nöthigen Wasser versehen. Dabei haben fast alle diese Seen herrliche Umgebungen, insbesondere malerisch schöne Ufer, aus mehr oder minder schroff sich aufthürmenden Bergen

*) Die sogenannte Eisthalerspitze allein ist den größten Theil des Jahrs hindurch mit Eis und Schnee bedeckt, was jedoch weniger ihrer absoluten Höhe, die nur 8000 Fuß beträgt, als der Gebirgsstellung beizumessen ist.

und Felswänden; sie enthalten in ihren verschiedenfarbigen Fluthen köstliche Forellen und Fische, und zauberisch schön spiegelt sich in ihrem klaren krystallhellen Spiegel die erhabene romantische Gebirgswelt. Unter diesen ist der merkwürdigste und niedrigst gelegene*) der Poper oder Fischsee, von den Liptauern, auf deren Terrain er belegen, Riebe-Pleso genannt. Auf der Nordwestseite der Tatra, in dem hochromantischen Mengsdorfer Thale, am Fuße der majestätischen Wysoka gelagert, ist dieser See nicht allein seiner Lage inmitten einer ungeheuren, den Strahlen der Sonne beinahe unzugänglichen Felsschlucht, sondern auch schon wegen seines enormen Reichthums an Forellen, in welcher Eigenschaft er auch seinen Namen verdient, ausgezeichnet. Die Fische sind zwar sehr mager und haben einen eigenthümlichen Beigeschmack, aber dessen ungeachtet werden sie alljährlich von den Fischern zu gewissen Zeiten gefangen, und dann in die Flüsse der subkarpathischen Gegenden, am häufigsten in die Poper gebracht, wo sie nach wenigen Monaten nicht nur ihren Beigeschmack völlig verlieren, sondern auch schnell wachsen und fett werden. Obschon 400 Schritte im Umfang betragend, ist der Popersee doch unter den gemessenen Alpenseen als der tiefste bekannt, denn seine Tiefe soll über 40 Klafter ausmachen. In geographischer Hinsicht merkwürdig ist dieser See, weil der Poperfluß aus demselben entspringt, welcher der einzige Fluß ist, der von der südlichen Seite der Karpathen gegen Norden in das baltische Meer fließt. Nachdem aber derselbe bei Kellerhetz den ungarischen Boden verlassen und sich bei Neu-Scandez in Galizien mit dem von Norden strömenden Dunajez vereinigt hat, verbindet er sich unter dem Namen der kleinen Donau (Dunajez) bei Opatow mit der Weichsel, und fällt mit dieser bei Danzig in das baltische Meer.

(Fortsetzung folgt.)

*) 4512 Fuß über dem Meer.

Sicilien.

(Schluß.)

Wie wenig die stattgefundenen Ausschweifungen im Charakter des Sicilianers selbst begründet, sondern nur schlechtem Gesindel zuzuschreiben sind, zeigt sich bei jedem Schritte, den man im Innern des Landes thut. Die hier und dort auf den Feldern arbeitenden Menschen, oder die Einwohner der Ortschaften, durch die man zieht, sind reinlich gekleidet, haben ein sehr zufriedenes, glückliches Aussehen, und begrüßen die Fremden freundlich und herzlich. Gastfreundschaft ist eine der ersten Eigenschaften dieser Insulaner, und um so schätzenswerther, als beinahe nirgends Wirthshäuser anzutreffen sind, welches eine natürliche Folge des Mangels an Straßen ist. Allein eben in diesem Mangel liegt wieder ein hoher Reiz. Da ist kein Wagengerassel, kein Peitschengeknall, kein erstickender Staub. Still und ruhig zieht man auf einsamen Fußsteigen durch die herrlichen grünen Fluren oder an Bergabhängen fort, und begegnet man einer andern kleinen Karawane oder einem Trupp einheimischer Eselstreiber, so begrüßt sich Alles mit freundlichem Zurufe. Es liegt über diesem Lande ein patriarchalisch nomadischer Zauber, und wer nur den Sinn für ein stilles gemüthliches Leben besitzt, und durch geringfügige Entbehrungen nicht gleich um Ruhe und Heiterkeit gebracht wird, der wird sich von Sicilien kaum mehr zu trennen vermögen, wenn er es anders verstanden und kennen gelernt hat. Dieselbe Zutraulichkeit, welche man unter dem Landvolke findet, spricht sich in den Städten, namentlich Palermo, auf eine äußerst wohlthuende Weise aus. Es gibt vielleicht wenige, vielleicht keine Stadt in der ganzen Welt, wo der Fremde zuvorkommender aufgenommen wird, als hier, und diese Erscheinung, verbunden mit dem unendlichen Reiz des Aufenthaltes selbst, ist hinlänglich, den Besuch Palermo's zu den angenehmsten und wünschenswürdigsten Vergnügungen auf der Erde zu machen. Es bedarf nur einer Empfehlung an ein angesehenes Haus, um im Augenblick mit der ganzen Gesellschaft bekannt zu seyn, und die Annehmlichkeiten und Vorrechte, welche man den Fremden hier einräumt, sind anderwärts ohne Beispiel. Dabei findet sich hier weit mehr Bildung, und ein scharfer Gegensatz zum übrigen Italien, besonders zu Neapel, wo man eben so servil, als der Sicilianer stolz und charaktervoll ist. In keiner Stadt Italiens findet man dieses entschiedene Talent für Musik, welche man in Palermo gleich dem Tanze leidenschaftlich liebt. Hier ist Niemand, der nicht singt; es finden sich aber in den Abendunterhaltungen, wo immer gesungen und getanzt wird, viele Dilettantenvirtuosen, welche den ersten Bühnen Europa's Ehre machen würden. Die Oper in Palermo ist eine der besten in Italien und eine vortreffliche Bildungsschule. Aus ihr gingen die Pasta, David, Lablache und viele der gefeiertsten Künstler hervor. Die liebliche Einfachheit und der unendliche Reiz der sicilianischen Nationallieder läßt sich nicht schildern. Sie lieben sehr die Molltonarten, singen meist ganz einfache Gesangweisen ohne Modulation, und begleiten sie mit Guitarren, die sie meisterhaft spielen. Diese Lieder werden alle im Volksdialekt, oder eigentlich in sicilianischer Sprache gesungen, die bekanntermaßen von der italienischen sehr verschieden ist. Sie sind alle an die Geliebte gerichtet, und mehrentheils voll süßer, schmachtender Empfindung, Theokritischer Idyllen würdig. Die Tarantella wird hier noch unendlich anmuthiger und graciöser getanzt, als im Neapolitanischen, und dieser ländliche Nationaltanz besteht aus einer Reihe von Schritten, Sprüngen und Stellungen, welche die Lebendigkeit und den üppigen Sinn des Fandango's mit der Anmuth der Saltarella vereinigen. Er scheint ein Ueberbleibsel der arabischen Zeit, und während die jungen Burschen äußerst leidenschaftlich und aufforderend darin werden, gehen die Mädchen nie aus den Schranken der holdesten Grazie. Wie lustig aber die Sicilianer sind, sah ich schon auf der Ueberfahrt, die ich auf einem Palermitaner Schooner machte. Nachdem wir einen Tag sehr guten Wind gehabt, erhob sich ein Sturm und trieb uns weit ab. Der Neapolitaner, feig und verzagt, nimmt in solchen Fällen die Zuflucht zum Beten; die Sicilianer aber arbeiteten die ganze Nacht und den folgenden Tag, bis das Schiff wieder in seine Bahn kam. Und als die Nacht einbrach, der Wind sich gelegt hatte, und die Laternen angezündet waren, ergriff ein junger

Mensch seine Guitarre, und sang ein schönes Lied. Und Alles kam leise herbei, bildete schweigend einen Kreis und horchte. Und als der Jüngling nun ein allerliebstes Nationallied anstimmte, fiel das ganze Schiffsvolk in feierlichem Chor ein, und wahrlich, ich habe manchen Chor auf deutschen Bühnen nicht mit solcher Reinheit singen hören. Und als ich nun meinte, die Ermüdung dieser Menschen, welche vierundzwanzig Stunden den brausenden Wellen getrotzt, müsse sie zur Ruhe treiben, da fing eine kleine Flöte an, die Tarantella zu präludiren, und wie nochmal von der Tarantel gestochen, begann das Schiffsvolk zu tanzen, und der Capitän tanzte mit dem Schiffskoch, und ein dicker Kaufmann mit dem Steuermann, und auch die Fremden mußten mitspringen, und so tobte es fort die halbe Nacht, bis Erschöpfung endlich die Augenlieder schloß. So ist der Sicilianer, unverdrossen, stets der Freude sich hinneigend, aber wild und schrecklich in der Leidenschaft. Ich machte die Reise durch Sicilien mit drei jungen Parisern, sehr heiteren gebildeten Menschen. Wir trafen bei einem Besuch in der Capelle der heiligen Rosalia, welche so unendlich pittoresk in den Felsenspalten des von Hannibals großem Vater Hamillar drei Jahre lang gegen die Römer vertheidigten Pellegrino hängt, in dem angebauten kleinen Wirthshause mehrere junge Leute beiderlei Geschlechts, die sich mit Tanz vergnügten. Nachdem wir eine Weile zugesehen, äußerte einer der jungen Franzosen den Wunsch gegen mich, einmal die Tarantella zu probiren. Meine Gefährten waren der Landessprache nicht mächtig, und ich näherte mich daher der Königin des Festes, einem holden, von Lust und Freude glühenden Mädchen, und erbat für den jungen Fremden die Gunst eines Tanzes, indem ich zugleich entschuldigend gegen die Versammlung bemerkte, daß er den ersten Versuch wage und deßhalb um Nachsicht bitte. Diese Rede wurde mit Acclamation aufgenommen, die junge Schöne verneigte sich hocherröthend mit der anmuthigsten Grazie gegen den jungen Prätendenten, die Gesellschaft bildete einen Kreis, und die so aufregende heftige Melodie begann durch Flöte und Guitarren. Die Sache ging ganz gut. Die Männer riefen Beifall zu, und die Mädchen nickten freundlich dem hübschen Pariser, zu der ächt französisch mit Entrechats und Battements die pantomimische Kraft dieses herrlichen Tanzes auszudrücken suchte. Immer üppiger, immer heftiger wand sich die prächtige Sicilianerin um den erhitzten Jüngling, bis er sich in der Verwirrung der Sinne von diesem reizenden Anblicke so weit hinreißen ließ, das Mädchen zu umarmen und einen tüchtigen Kuß auf ihre Lippen zu pressen. Im Augenblick sah ich zwanzig Messer blinken, und es wäre um ihn gethan gewesen, wenn ich ihn nicht zurückgerissen, und mich vor ihn und die einzige Thüre zum Ausgang gestellt hätte, durch den unsere anderen Gefährten den Unbesonnenen entführten. Es bedurfte eines großen Aufwandes von Ueberredung, um die vor Rache kochenden Menschen zurückzuhalten, und nur dadurch, daß ich mich an das beleidigte Mädchen wandte, und ihr Genugthuung versprach, konnte ich uns aus dieser kritischen Lage befreien, die einigemal für mich selbst eine schlimme Wendung zu nehmen schien. Wir gingen nun hinab, und ich brachte eine bessere Stimmung hervor, als ich der ganzen Verhandlung die Form eines Gottesgerichtes verlieh, und den reuigen Sünder kniend vor dem Mädchen ihre Vergebung erflehen ließ. Sie selbst schien übrigens die ganze Sache als kein großes Vergehen anzusehen, gab ihm süßlächelnd die schöne Hand zum Kuß, und ich mußte den Tollkopf geschwind wieder zurückreißen, sonst glaube ich, hätte er den Engel nochmals embrassirt. Wir regalirten die ganze Gesellschaft mit feurigem Marsala, man tanzte noch viel, und Nachts zogen Alle als gute Freunde unter Singen und Fackelschein in die Stadt zurück. Das Leben in Palermo ist dasselbe, und kein Abend vergeht, wo nicht ein Feuerwerk in der Stadt selbst, oft in den engsten Straßen abgebrannt wird. Ueberall ist Musik, Gesang, und Guitarren schwirren an allen Fenstern bis in die tiefe Nacht hinein. Wer Herr seiner Zeit ist, und frei seinen Aufenthalt wählen kann, der ziehe nach Palermo, und hat er ein Jahr dort gelebt, so wird er es nicht mehr verlassen. Glückliches Palermo, mit deinem majestätischen Pellegrino, mit deinen reizenden Thälern, mit deinem paradiesischen Monreale, mit deinen herrlichen von Cactus und blühenden Aloën umzäunten Gärten, mit deinen saracenischen Burgen, mit deinen tropischen, wundervollen Farbenmischungen, mit dem südlichen Ton deiner Luft, mit dem ewigen Grün deiner Fluren, du liegst noch zu wenig gekannt unter deinen zahllosen friedlichen Palmen; Europa hat, zu deinem Glück vielleicht, noch nicht entdeckt, welchen unergründlichen Schatz von Herrlichkeit und Seligkeit deine Natur, deine Menschen in sich schließen!

Ein heißer Wind auf dem Meere.

Hr. Aubry Bailleul, Commandant der Avisobrigg „Surprise," hat Hrn. Arago seinen Bericht über einen Windstoß zugesendet, der das Schiff in der Nacht vom 23 auf den 24 Mai 1837 überfiel, während es, durch schwache aus Südsüdost in Südsüdwest umspringende Winde getrieben, seine Fahrt längs der Küste von Caramanien nach Tassus verfolgte. Seit ungefähr 14 Tagen war der Himmel fast beständig umzogen, die Temperatur feucht, warm und drückend; das Barometer hielt sich auf 27" 10"'. Die Brigg war mit einer Langsamkeit zum Verzweifeln bis nach Cap Anamur gekommen; der Wind war seit 24 Stunden steifer West und stärker geworden, ward aber bald ungleich und wie von einem Widerstand gepeinigt, den er nur gelegentlich zu überwinden vermochte. Von 8 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens trieb er flache, in dünne, aber undurchsichtige Schichten ausgebreitete Gewölke zusammen. Diese Schichten verschwanden, und Mond und Sterne glänzten, um bald wieder aufs neue zu verschwinden. Plötzlich wurde der Westwind stärker und eine erstickende Hitze, wie niemand am Bord sich einer ähnlichen zu entsinnen wußte, stellte sich ein. Kein Mensch hätte unter einer solchen Temperatur ausdauern können, selbst wenn sie auch nur einige Stunden angehalten hätte. Sie dauerte nur 12 Minuten, und das Barometer hatte sich nicht verändert. Was diese Erscheinung noch merkwürdiger machte, war, daß dieser heiße Luftstrom von Westen über die Schneegebirge von Chelidonia und Antiphilo kam. Die Wirkungen des heißen, trockenen Windes in den Wüsten Afrika's und Arabiens sind bekannt, aber man hat noch kein Beispiel einer solchen Erscheinung zur See.

Die Euphraterpedition.

(Fortsetzung.)

Im August ging eine Abtheilung unter Lieutenant Lynch aus, um mit den Arabern zu unterhandeln. Die Abgeordneten fanden bei allen Araberstämmen eine freundschaftliche Aufnahme, nur bei den Aniza und den Bu Littschi nicht, welche einen der Diener schwer verwundeten. Diese Feindseligkeit schien jedoch nicht sowohl gegen die Expedition als solche gerichtet zu seyn, sondern vielmehr nur den Zweck zu haben, die Reisenden zu plündern; denn der Scheikh erbot sich, die Sache durch Geschenke auszugleichen, was jedoch abgelehnt wurde, weil man hoffte, die Aniza durch diese blutige und noch nicht beigelegte That bei künftigem Verkehr besser in Ordnung zu halten.

Im Januar 1836 verließ Obrist Chesney sein Krankenlager und bestieg sein Pferd, um, begleitet von Lieutenant Murphy, dem Geologen Hrn. Ainsworth und dem Arzt Hrn. Staunton, eine wissenschaftliche Reise nach dem Taurus und einem Theil von Kleinasien zu unternehmen, um die im vergangenen Frühjahr gemachte Aufnahme der Bay von Scanderum mit den Arbeiten am Euphrat in Verbindung zu bringen. Ihre Forschungen waren zugleich darauf gerichtet, zweifelhafte Punkte in der alten Geschichte und Geographie jener Gegend aufzuhellen. In der taurischen Gebirgskette wurden die Reisenden getrennt, fanden sich aber in der Stadt Sis wieder zusammen, nachdem sie vorher durch ein schönes, romantisches Land gekommen waren, das sie nicht von Räubern, wie man immer geglaubt, sondern von trefflichen Landbauern bevölkert fanden. Von Sis aus — der Residenz eines armenischen Patriarchen, mit einem schönen Palast und großen Kloster — wurde ein Ausflug nach Anasarba gemacht, einer Stadt, deren Ruinen noch vorhanden sind. Auf dieser Reise sammelte man die Materialien zu einer Karte, auf welcher die Entfernungen nach Stadien, Parasangen und anderen von den alten Schriftstellern angegebenen Längenmaßen werden angegeben werden. Bei der fortgesetzten Aufnahme des Euphrats, von Rumkala aus, am linken Ufer, kam man nach Samsat oder Samosata, wo Lucian geboren ward; die Ruinen sind eben noch kenndar. Der Lauf des Flusses von dem Zeugma der Alten bis nach Bir ist südwestlich und nicht südöstlich, wie nach einer unrichtigen Lesart Strabo's von d'Anville und Rennel angegeben worden ist. Von Samsat kam die Expedition nach Orfa, von wo aus sie durch die große Ebene von Mesopotamien gegen Harran und Serug ging, wo man unter den Ruinen zwei sehr schöne kolossale Löwen aus Basalt sah. Doctor Helfer, der sich von der übrigen Reisegesellschaft getrennt hatte, entdeckte, südöstlich von dem Salzsee, welcher südöstlich von Aleppo liegt, die Ruinen einer alten Stadt. Ein Hauptzweck der Excursion war, Steinkohlen aufzufinden, was jedoch nicht gelang. In dem gebirgigen District Dongala, drei Tagereisen von Marasch, im Taurus, wurde Bleierz entdeckt.

Am 26 Februar kehrte Obrist Chesney nach der Station Port William zurück; er war von seiner Krankheit vollkommen wieder hergestellt, und fand zu seinem großen Vergnügen eine Verstärkung an Mannschaft. Am 16 März fuhren die beiden Dampfboote Euphrat und Tigris, vollständig bemannt, den Fluß hinab, um die Aufnahme vorzunehmen. Der Euphrat ging voraus. Die Art, wie man hierbei zu Werke ging, war folgende: ein Boot fuhr 20 bis 25 Meilen voraus, sondirte den Grund, und nahm die Tiefen, die jedesmal notirt wurden, und dann diente der Officier bei seiner Rückkehr dem Dampfboote für die untersuchte Strecke als Lootse. Während der Fahrt wurden nun noch vom Verdeck aus neue Sondirungen und Tiefenmessungen vorgenommen. Zu gleicher Zeit mit de Wasseroperationen wurden auch zu Lande Messungen vorgenommen.

Der Euphrat fuhr vor der Hinabfahrt die starke Strömung bis zur Stadt Bir aufwärts, hißte die Flagge des Sultans auf, und begrüßte die Stadt mit 21 Kanonenschüssen, die von dem Castell und durch das Freudengeschrei der erstaunten Moslems erwiedert wurden, die sich am Ufer versammelt hatten, weil sie nie geglaubt, daß Eisen schwimmen werde, und daß ein Fahrzeug ohne Segel und Ruder eine solche Strömung aufwärts zurücklegen könnte. Die Land- und Wasseroperationen führten vielen Verkehr mit den Arabern herbei, die sich bis Beles oder Balis sehr freundschaftlich bewiesen, mit Ausnahme eines einzigen Falles, wo es nöthig wurde, mit einem Neunpfünder einen blinden Schreckschuß zu thun. Die Anaizi, die mächtigsten unter den Arabern der Wüste, wünschten einen Freundschaftsvertrag abzuschließen, was auch geschah. Man überzeugte sich, daß es im Euphrat Biber gebe, so wie auch eine Krokodilart.

Im April fuhr die Expedition von Beles ab. Das Land ist voll von alten historischen Erinnerungen. Ein einziges kolossales Monument bezeichnete die Stelle, wo vormals Sophenä lag; es war dieß am rechten Ufer des Euphrat, und von jenem Monument aus kam man in einen Felsenpaß, wo man die marmornen Mauern und die Ruinen des alten Zenobia, der Residenz der Königin von Palmyra, fand. Der Tigris fuhr einige Meilen weit im Khabur (Araxes) hinauf. „Die vom Obrist Chesney bestätigte Meinung, daß dieß der Fluß sey, den Trajan nach der Erbauung seiner Flotte zu Zingar hinabfuhr und in den Euphrat gelangte, löst manchen Widerspruch in den Berichten gleichzeitiger Geschichtschreiber.“ Die Ruinen eines großen Orts, jetzt Salayheyat genannt, bestehen aus Mauern, einem schönen Thor und einem bedeutenden, massiv gebauten Castell

Der Tag der Abreise von Salayheyat (21 März) ward durch ein Phänomen bezeichnet, welches den Verlust des Tigris herbeiführte. Es war dieß ein so furchtbarer Orkan, wie die ältesten Eingebornen sich keines ähnlichen zu erinnern wußten. Nach einem kurzen Kampf mit demselbe, von ungefähr 8 Minuten, stieß das Fahrzeug mit 15 Personen von der Expedition und 5 Eingebornen auf den Grund. Dieß geschah in geringer Entfernung von der Stelle, wo das alte Corsote Xenophons lag.

Die Expedition ging hierauf nach Anna, einer von Felsen umschlossenen, malerisch mitten in einem Hain von Dattel- und Granatäpfelbäumen gelegenen Stadt. Die alte Stadt lag am linken Ufer, ein wenig unterhalb der jetzigen, die von einem Zweige der Ommiaden, Beni Ommiah, bewohnt wird. Hit, im Alterthum schon berühmt wegen seiner Quellen, welche Erdpech sprudeln, mit dem jetzt noch die Boote der Eingebornen auf dem Euphrat und Tigris überzogen werden, ist jetzt eine kleine Stadt.

(Schluß folgt.)

Dr. Barrachin steht in Begriff, mit einer wissenschaftlichen Mission, die ihm von den Ministern des Innern und des Handels zu Paris übertragen wurde, nach Persien zurückzukehren, und hat an die geographische Gesellschaft geschrieben, um ihr seine Dienste anzubieten, und um ihre Instructionen zu bitten. Sein Plan ist besonders Loristan zu besuchen, eine Provinz, nach der die Reisenden sich weniger als nach den übrigen wenden, weil sie nicht an dem großen Verbindungswege liegt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

16 December 1837.

Skizzen aus Tſcherkeſſien.

(Aus Spencers: Travels in Circassia, Crim Tartary etc.)

Ankunft in Tſcherkeſſien.

Zu Trapezunt ſchiffte ſich H. Spencer auf einer türkiſchen Brigantine ein, die mit Munition und Salz beladen war, und trotz der ſtrengen ruſſiſchen Blocade um Mitternacht unter Segel ging. Eine ruſſiſche Brick machte Jagd auf ſie, die Brigantine aber, ein vortrefflicher Segler, entkam, denn ſie war kein plumpes türkiſches Schiff, ſondern zu Konſtantinopel von einem Amerikaner erbaut. Der Capitän, ein Mann von herculiſchem Bau, trug türkiſche Kleidung, ſeine bronzefarbenen, wettergefurchten Züge bewieſen, daß er ſchon manchen Sturm beſtanden, und ein furchtbarer Hieb quer über das Geſicht gab ihm einen Ausdruck großer Wildheit. Die Zahl der Matroſen war doppelt ſo ſtark, als zur Leitung des kleinen Schiffs nöthig war, während vier lange metallene, anfangs verſteckte Drehbaſſen ihre drohenden Mündungen zeigten, und eine Menge in ächter ſeemänniſcher Ordnung aufgeſtellte Waffen Hrn. Spencer beinahe glauben machten, er ſey auf einem Seeräuberſchiff.

Mit Staunen betrachtete der Reiſende die prächtige Kette der kaukaſiſchen Alpen, die ſich von der See aus beſonders großartig ausnahm; unter ihnen ragte der große Elborus, 3000 Fuß höher als der Montblanc, thurmartig empor, während die aufgehende Sonne einen Strom von roſigem Licht auf die ſchneebedeckten Gipfel und Bergkämme goß. Sie nahmen ihre Richtung nach Pſchad; das wohlbekannte Signal des Capitäns wurde ſogleich erkannt, Musketenſchüſſe in verſchiedenen Richtungen durch die Wälder abgefeuert, und Tauſende von Bewaffneten erſchienen alsbald am Ufer, wo im Augenblick zuvor kein menſchliches Weſen zu ſehen. Boote, die ſie auf den Schultern hertrugen, wurden ins Waſſer hinabgelaſſen, und die Mannſchaft, ihren nationalen Schiffsgeſang im Chorus ſingend, begann das Schiff auszuladen, welches in einer unglaublich kurzen Zeit in einem kleinen Fluß untergebracht war, wo hohe Bäume es gegen die ruſſiſchen Späher deckten. Zu Pſchad hatten die Ruſſen früher, im J. 1817, Erlaubniß erhalten, ein Handelsdepot zu errichten, und durch Geſchenke und eine Penſion den Schutz eines vornehmen Häuptlings, Namens Indar Oglu, gewonnen, welcher der Konak aller mit Rußland in Verbindung ſtehenden Commiſſarien und Agenten wurde, die nach Tſcherkeſſien kamen. Nach einer unter vielen halbciviliſirten Stämmen gebräuchlichen Sitte geht jeder nach Tſcherkeſſien kommende Fremde einen Eingebornen und wo möglich einen mächtigen Mann um Schutz an; dieſer heißt denn ſein Konak oder Häuptling, und iſt durch die heiligſte Pflicht der Ehre gebunden, ſeine Perſon und ſein Eigenthum bis aufs Aeußerſte zu ſchützen. Ein Fremder, der dieſe Sitte nicht kennt oder ſeinen Konak zu nennen vergißt, wird das Eigenthum des erſten Tſcherkeſſen, der ihn gefangen nehmen will, und kann als Sklave verkauft, oder von ſeinem Räuber in Sklaverei zurückgehalten werden. Als Hr. Marigny, der niederländiſche Conſul in Odeſſa, der die Handelsunterehmungen nach Pſchad hauptſächlich geleitet hatte, daſelbſt landete, wurde er ſogleich von Tſcherkeſſen umringt, die ungeduldig den Namen ſeines Konaks, der das Signal ſeiner Freiheit oder Sklaverei ſeyn ſollte, zu erfahren wünſchten. Als er den Fürſten Indar Oglu nannte, reichten die Tſcherkeſſen ihm zum Willkommen die Hände, und wünſchten ihm zu ſeiner Ankunft Glück. Dieſes in einem unruhigen Lande und unter einer kriegeriſchen Bevölkerung ſo nützliche Band hat indeß doch manche Nachtheile. Die Häuptlinge oder ſonſtigen Perſonen, die mit dem Konak in Feindſchaft leben, rächen ſich gerne an dem beſchützten Individuum. Natürlich greift dieſe Sitte auch in den Lauf der Gerechtigkeit ein. Der Konak eines Fremden, der ſich eines Verbrechens ſchuldig macht, iſt oft zu mächtig, als daß ihn das Geſetz erreichen könnte. Hr. v. Marigny beſchreibt eine ſehr patriarchaliſche Art Fremde zu naturaliſiren und in eine Familie aufzunehmen: „Die Ceremonie beſteht darin, daß der Fremde auf einige Augenblicke den Mund an die Bruſt eines Weibes legt; ſie, ſo wie ihr Gatte, werden dadurch von dieſer Zeit an die Atalik des Fremden, den ſie unter ihre eigenen rechtmäßigen Kinder aufnehmen.“ Einige Geſchenke müſſen den Atalik gemacht werden, und der Fremde findet dann keine Schwierigkeit mehr, eine Frau nach der Sitte des Landes zu kaufen, und ſich durch eine

zahlreiche Verwandtſchaft zu ſtärken, ein ſehr wichtiger Punkt in Tſcherkeſſien. Hr. Spencer erwähnt auch noch, daß durch die oben erwähnte Ceremonie ein Sklave emancipirt und als Sohn angenommen wird.

Doch wir ſind von unſerm Reiſenden abgekommen, der, in einiger Unruhe über ſein gefährliches Abenteuer, ſich noch am Ufer bei Pſchad befand. Er nahm die Landestracht an, die nicht nur ſehr elegant, ſondern auch namentlich dem Klima ſehr angemeſſen iſt, und folgte ſeiner alten Methode, die ihm auch ſchon den Verkehr mit andern halbciviliſirten Stämmen erleichtert hatte, nämlich ſich ſo viel als möglich nach ihren Sitten zu bequemen. Ausgerüſtet wie ein tſcherkeſſiſcher Krieger, ein Gewehr über die Schulter geſchlungen, mit einem vom Gürtel herabhängenden Dolche und auf einem prächtigen Pferde, das ihn vier Pfund koſtete, in England aber 100 werth geweſen wäre, machte er ſich, begleitet von dem Capitän, nach der Wohnung des benachbarten Häuptlings, Mahmud Jndar Ogln, auf den Weg. Er hatte ſich als Hakkim oder Arzt aus Konſtantinopel ausgegeben, und nannte ſich einen Franken und zwar einen Genueſen, da dieſe früher lange mit den Stämmen des Kaukaſus Handel getrieben hatten, obwohl ſie jetzt gänzlich vergeſſen ſchienen.

Die Hoch-Seen auf der Tatra der Karpathen.

(Fortſetzung.)

Außer dem Poprader-Fiſchſee lagern ſich im Mengsdorfer-Thale noch vier andere kleinere Seen, von verſchiedener Höhe und Tiefe, deren einige mit ſchrecklichem Toſen über ſchwindelnd hohe Felswände hinab in die Tiefe ihren Ausfluß nehmen. Von dieſem Thale aus gelangt man nordwärts in das beinahe 400 Fuß höher gelegene Wazſezer-Thal, wo am felſigen Fuße des kleinen Kriwans ein zweiter, der ſogenannte grüne See, ſich gebettet hat. Deſſen ganzer Umfang mag ungefähr 200 Klafter betragen. Er iſt vorzüglich merkwürdig, weil aus ihm die Waag ihren Urſprung nimmt, die unter den Flüſſen Ungarns bekanntlich einen der erſten Plätze einnimmt, jedoch mit beſcheidenem Zurücktreten vor den Primaten, die ſich bis ins Herz des Reiches eingedrängt oder eingeſchlichen haben. Sein Ausfluß iſt unmittelbar an den Ufern des Sees nicht bemerkbar, wohl aber an dem unterirdiſchen Toſen zu erkennen, womit er mehrere hundert Schritte unter der Erde hin fortrollt. Bei dem Dorfe Waag (Wazſez) bricht er dann mit ſolcher Gewalt hervor, daß er wenige Schritte vor der Ausmündung aus ſeinem unterirdiſchen Bette ſchon ein Mühlrad zu treiben im Stande wäre. Den Namen „ſchwarze Waage" führt er hier von der dunkeln Färbung ſeiner Fluthen und dem gleichnamigen Dorfe, das er beſpült, aber unterhalb des Dorfes Lehrta, wo ſich mit ihm die aus dem kleinen See Zalenopleſo kommende weiße Waag vereinigt, wird er gemeinhin Waagfluß genannt, unter welchem Namen er, den Norden Ungarns durchſtrömend, nach einem 29¼ Meilen langen Laufe bei dem gegenüber von Komorn gelegenen Marktflecken Guta der mächtigen Donau ſich vermählt.

Ueberaus lachend iſt von dieſem Thale die Partie auf den majeſtätiſchen Kriwan, deſſen Gipfel man vom Dorfe Wazſez in zwei Stunden ohne beſonders große Beſchwerden erſteigt. Bis zum Prahiba, einem 6025 Fuß über die Meereshöhe ſich erhebenden Felſengrat, führt ein ziemlich gebahnter, ſelbſt zum Reiten tauglicher Pfad; aber von hier an gelangt man nur kletternd über ſchauerliche Klüfte und Abgründe, aus denen man toſende Gebirgswaſſer und das penetrante Pfeifen der in ihrer Ruhe aufgeſchreckten Murmelthiere vernimmt, hin zu der kahlen Spitze des Berges, der mit Recht der Krumme (wie ihn die ſlaviſche Bedeutung des Worts „Kriwan" bezeichnet) genannt wird, indem er an ſeiner Nord-Weſt-Seite in ein überhangendes, ſpitzes Horn ausläuft, an dem ſich die verhüllenden Wolken zuerſt ſtoßen. Unvergleichlich iſt von dieſem Standpunkt bei heiterer Witterung die Ausſicht über des ſchönen Pannoniens Berge und Ebenen. Einem paradieſiſchen Garten gleich breitet ſich gegen Süden das hochromantiſche Waagthal hin mit ſeinen zahlloſen Burgen und Schlöſſern vergangener Zeiten und Völker, und weit über die wellenartig auftaucheuden Liptauer- und Gömeröer Berge verliert ſich der Blick in die endloſen ungariſchen Ebenen, über welche dunkle Wolkenſchatten wie Geſpenſter hinziehen. Gegen Norden enthüllt ſich das dicht umwaldete Arver Comitat und Galizien, gegen Weſten aber hemmen die Thuroczer und Trentſiner Berge die Fernſicht. Die grandioſeſte Partie des Panorama's aber macht die Gruppe der Tatra, deren furchtbare Rieſenmaſſen hier in ihrer ganzen überwältigenden Größe dem Auge ſich darſtellen, welches zagend in einem Blau des Aethers die geſpenſterähnlichen Kuppen ermißt, die regellos von dem Plateau des Gebirgs emporragen. Zahllos ſtehen dieſe da, ſo weit das Auge nur reicht, wie ein himmelſtürmendes Heer von Giganten, ſo daß alles Frühergeſehene, Erhabene Große, ja die Wunder der europäiſchen Alpen verſchwinden und vergehen vor dieſem Anblick, und der Menſch ſelbſt gleichſam in ein Nichts verſinkt, vor der Majeſtät deſſen, der mit ſeinem „Werde" dieſes Wundergebäude aus dem Nichts hervorrief. Der Gipfel des Berges ſelbſt iſt ſeiner ganzen Höhe nach mit ungeheuren, einen großen Theil des Jahrs hindurch in Schnee gehüllten, ſchieferartigen Felsmaſſen bedeckt, zwiſchen welchen man hie und da einige farbloſe Gräſer, Alpenkräuter, Flechten und Mooſe, erſtere jedoch nur in ſpärlicher Menge, letztere aber in außerordentlicher Fülle antrifft. Eine ſchauerliche, bodenloſe Schlucht, welche man die Zleb welky (große Kluft) nennt, theilt den Gipfel desſelben in zwei ungleiche Hälften, wovon die gegen Norden gekehrte eine beinahe lothrecht über 4000 Fuß in die Tiefe abſtürzende Felswand bildet, deren äußerſten Grat noch kein menſchlicher Fuß zu betreten gewagt hat. Will man in die Schauder erregende Tiefe des am Fuße dieſer Felswand liegenden Kezrover- und Wazſezer-Thales, die inmitten ſeltſam gruppirter Berg- und Felsmaſſen gelagerten Seen, welche von hier nur als winzige Punkte erſcheinen, und daher von den Einwohnern des Landes mit dem ſehr treffenden Namen „Meeraugen" bezeichnet werden, hinabſehen, ſo kann es, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, nur liegend geſchehen. Auf der andern weniger ſchroff abfallenden Hälfte, deren Fläche von Norden

gegen Süden etwa 8 bis 10 Schritte breit und von Osten nach Westen 18 bis 20 Schritte lang ist, wird der Zugang durch ein in ihrer Mitte erbautes, und durch eine Masse von Felsblöcken befestigtes trigonometrisches Signal sehr beschränkt.

Der dritte bemerkenswerthe See ist bei Pribina, von welchem Dorfe aus ein sehr beschwerlicher Fußpfad über scharfkantige Felsstücke zu dem gleichnamigen See sich hinwindet. Dieser liegt oberhalb eines wildrauschenden Wasserfalls, der vom See seinen Ausfluß nimmt und den man, um zu ersterem zu gelangen, mehrmals passiren muß. Der Pribina-See ist 5470 Fuß über dem Meere erhaben, hat die Gestalt eines ungleichförmigen Ovals und über hundert Klafter Tiefe. Rings von himmelhohen Felsen umschlossen, deren größte Kolosse der Tomanowo bosko und Hlina genannt werden, ist derselbe fast das ganze Jahr hindurch mit einer mehrere Schuh dicken Eisrinde bedeckt, wovon ihn nur der hochstehenden August-Sonne wärmende Strahlen zu befreien im Stande sind. Der auf seiner Ostseite befindliche Ausfluß gibt dem reißenden Belastrom den Ursprung, welcher von dem weißen Schaume seines Wassers, den die reißende Schnelligkeit des Wellenschlags an den seinen Lauf hemmenden Felsstücken verursacht, auch das Weiß-Wasser genannt, sich unweit Hradek in die durch ihn schiffbar werdende Waag sich einmündet. Ueber die den See umlagernden Felsen hin führt ein von Schmugglern häufig besuchter Gebirgspfad nach Galizien, den aber ein der Gegend Unkundiger ohne Führer nicht passiren kann. Auf der nördlichen Seite des Pribina-Thales finden sich nicht selten Granaten, wovon die Regenfluth zuweilen eine Menge auswäscht, auch bemerkt man sehr schöne Kupferadern in demselben streichen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Euphratexpedition.

(Schluß.)

Zu Hillah drohte ein augenblicklicher Fanatismus das friedliche Einverständniß zwischen der Expedition und den Arabern zu stören; zum Glück wurde die Sache ohne wirkliche Feindseligkeiten beigelegt, wiewohl man genöthigt war, mit solchen zu drohen. Vor dieser Störung war die Gesinnung der Uferbewohner sehr günstig; die Araber lieferten willig, was die Expedition bedurfte, und trieben sonst einen vortheilhaften Handel mit ihr, wobei sie sich besonders begierig nach ordinären Glasgower und Manchester Fabricaten zeigten.

Die Fahrt auf dem Fluß durch die Sümpfe von Lemlun ist für ein großes Dampfboot mit einiger Schwierigkeit verbunden; das Bett ist sehr schmal, die Windungen des Flusses zahlreich und die Ufer niedrig. Das Land um die Sümpfe ist zuweilen niedriger, als das Niveau des Wassers des Euphrat. Bald nachdem die Expedition Lemlun im Rücken hatte, gerieth sie in Conflict mit einigen Arabern von dem Stamme Beni Hatem, welche die holzfällende Mannschaft anfielen; eine Musketensalve, von der einige zu Boden gestreckt wurden, stellte indeß die Ordnung bald wieder her.

Am 18 Jun. erreichte die Expedition Korna, den Vereinigungspunkt des Euphrat und des Tigris, wo der breite, tiefe und klare Fluß mit seinen mit Gras oder Schilf bedeckten Ufern einen herrlichen Anblick gewährt. Am folgenden Tage erreichte man Bassorah. Da hier weder ein Brett noch ein Seil zu den nöthigen Ausbesserungen zu haben war, so beschloß Obrist Chesney die Spitze des persischen Golfs zu durchschneiden und nach Buschir zu gehen, wo er am 25 Junius eintraf. Während seines Aufenthalts daselbst setzten er und seine Officiere Berichte an Sir John Hobhouse über die Vortheile und Nachtheile der Fahrt auf dem Euphrat auf.

Obrist Chesney sagt in dem seinigen, daß jeder, der den Fluß mit offenen Augen hinabfahre, eingestehen müsse, daß der Fluß das ganze Jahr hindurch mit geeigneten Fahrzeugen beschifft werden könne, so wie auch, daß an seinen Ufern kein Mangel an Brennstoff — Kohlen, Erdpech und Holz — sey. Seiner Meinung nach sind alle Umstände auf der ganzen Linie von Bir nach Bassorah — mit Ausnahme der Sümpfe von Lemlun — weit vortheilhafter, als er sie zu finden erwartete; und selbst bei den letzteren findet er die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich. Der vortheilhafte Stand der Verhältnisse mit den Arabern läßt ihn hoffen, daß man die Station von Port William nach dem nur 45 Meilen von Aleppo entfernten Beles — dem nächsten Punkt nach dem mittelländischen Meere — werde verlegen können. Von Beles nach Korna beträgt die Entfernung 1058 Meilen, und der Fluß ist von Beles nach El Us — fast die Hälfte des Weges — reißender als auf dem übrigen Theil der Fahrt. Zuweilen beträgt die Geschwindigkeit der Strömung auf dem obern Theil des Flusses fünfthalb Meilen und auch wohl noch mehr in der Stunde. Auf dem ganzen Fluß und während des ganzen Jahres glaubt Obrist Chesney eine durchschnittliche Geschwindigkeit von dritthalb Meilen in der Stunde annehmen zu können. Die durch die engen und scharfen Krümmungen durch die Sümpfe von Lemlun sich ergebenden Hindernisse, während einer Fahrt von nahe an 40 Meilen, können entweder dadurch überwunden werden, daß man den Tigris bis Bagdad hinauf fährt, und von da einen Canal bis in den Euphrat gräbt, oder auch durch Anlegung eines Canals von ungefähr 18 Meilen Länge durch die Sümpfe. Man könnte auch ein kleines, nur für diese Windungen bestimmtes Fahrzeug anschaffen. Der erstere Plan würde die Entfernung um 100 Meilen vermehren; der zweite aber wäre sehr leicht ausführbar. Der Obrist zieht jedoch das dritte Auskunftsmittel vor. Ein kleines Fahrzeug nebst zwei größeren und stärkeren, als der Tigris, würden, wie er meint, hinreichen, um eine schnelle, sichere und wohlfeile Postverbindung herzustellen. Längerer Verkehr mit den Arabern würde auch diese immer geneigter machen, und Unfälle durch Stürme scheinen ihm nur selten zu seyn.

Lieutenant Lynch ist der Meinung, daß der Fluß zu allen Jahreszeiten von Bir bis ins Meer fahrbar sey. Die Anschaffung von Brennmaterial hänge von der Fortdauer der freundschaftlichen Verbindungen mit den Arabern ab.

Lieutenant Cleaveland zweifelt nicht, daß zweckmäßig gebaute Dampfschiffe zu jeder Jahreszeit die Fahrt auf dem Euphrat auf- und abwärts machen könnten. Die Araber hätten sich freundschaftlich benommen, doch glaubt er, daß hieran wohl die starkbemannten Boote Ursache seyn möchten, da Furchtsamkeit und Geiz die hervorstechendsten Charakterzüge der Araber seyen. Er glaubt, daß die Fahrt von Bombay nach England in 46 und zurück in 41 Tagen gemacht werden könne.

Hr. Williams ist hinsichtlich der Schiffbarkeit des Flusses gleicher Meinung wie die Vorigen.

Hr. Charlewood hält die Verbindungslinie durch den Euphrat zwischen Großbritannien und Indien für die schnellste und sicherste. Von Birdschik bis Beles, eine Entfernung von 101 Meilen, sey die Fahrt wegen der vielen Sandbänke sehr schwierig.

Hr. Ainsworth erklärt den Euphrat ebenfalls für sehr schiffbar. Von Samsat, im Taurus, bis zu seiner Mündung im persischen Golf, mehr als 1200 Meilen, fänden sich nur zwei nennenswerthe Schwierigkeiten: die Karablasfelsen und die Sümpfe von Lemlun, die mit einer Ausgabe überwunden werden könnten, die gegen die Wichtigkeit des Unternehmens gar nicht in Anschlag zu bringen wäre. Die größten moralischen Hindernisse fürchtet er von der übertriebenen Furcht vor den räuberischen Stämmen der Wüste, wie z. B. die von Sindschar. Die Habsucht unter diesen Barbaren sey allerdings groß, und könne sie leicht zu Räubereien verleiten.

Nachstehend folgt eine Uebersicht der Entfernungen der verschiedenen Stationen von einander, nebst einer Angabe des auf der Reise von Port William nach Bassorah verbrauchten Brennstoffs:

Orte.	Entfernung	Zahl der Stunden, während welcher das Feuer brannte.	Holzverbrauch.		Kohlenverbrauch.	
Von:			Tonn.	Ctr.	Tonn.	Ctr.
Port William nach Beles	101	27¾	9	15	—	
Beles nach Deir .	211	40¾	5	5	20	7
Deir nach Anna .	214	53¾	—	7	27	—
Anna nach Hit . .	151	16	—		12	16
Hit nach Hillah .	190¾	20¾	—	15	14	1
Hillah nach Bassorah	548¾	43¾	—	7	30	5
	1196	182	16	5	104	9

Die Committee des Unterhauses schlug zu Bestreitung der Kosten des Unternehmens eine Summe von 20,000 Pfd. St. vor; später wurden noch weitere 16,000 Pfd. bewilligt. Die Gesammtkosten für die Expedition belaufen sich auf 45,197 Pfd. St.

Nachtrag.

Nach dem Versuch auf dem Euphrat im September fuhr Obrist Chesney mit dem Dampfboot Euphrat in 104 Stunden 51 Minuten den Tigris hinauf bis Bagdad — von der Mündung des Flusses an eine Entfernung von 545¾ Meilen. Die Schwierigkeiten dieser Fahrt bestanden in der zu dieser Jahreszeit bedeutend stärkeren Strömung und in einer größern Menge von Sandbänken und Untiefen, als man auf dem Euphrat gefunden hatte, und welche die Schifffahrt bei niederem Wasserstande höchst gefährlich machen müssen. Die Araber zeigten sich freundschaftlich, und Holz gab es im Ueberfluß an den Ufern. Die durchschnittliche Breite des Tigris kann von 150 bis zu 500 Schritten angenommen werden, die Tiefe — die seichten Stellen ausgenommen — von 1½ bis zu 8 Faden, und die Geschwindigkeit der Strömung bei niederem Wasserstande von 1½ bis zu 3½ Meilen in der Stunde.

Die Fahrt auf dem Tigris ist schwieriger als die auf dem Euphrat, weil der erstere gekrümmter und reißender ist. Im Ganzen ist der Tigris, wie Obrist Chesney bemerkt, sehr für commercielle Dampfschifffahrt geeignet, und er hält es für wünschenswerth, es durch britisches Capital und brittischen Unternehmungsgeist eröffnet zu sehen, und die Strecke von einem Fluß zum andern bis fast Bagdad gegenüber zu nivelliren, damit beide Flüsse durch den Canal verbunden werden könnten, den schon Daud Pascha herstellen wollte, und dessen Anlage auch unter die Lieblingsplane seines Nachfolgers gehört.

In seinem Schreiben an den Präsidenten des Board of Control, vom 18 Dec. 1836, gibt Obrist Chesney vier verschiedene Verbindungswege zwischen England und Indien an. Der erste geht zur See nach Malta, Konstantinopel und Trapezunt, von da zu Lande nach Teheran und Buschir, und von da zur See nach Bombay; die dazu erforderliche Zeit wäre 58 Tage nach Indien und 60 nach England. Dieser Weg wäre außerordentlich wohlfeil, ziemlich gewiß und das ganze Jahr offen. Er würde weniger kosten, als der durch das rothe Meer, aber mehr als der auf der Donau und dem Euphrat. Ein persischer Krieg würde ihn indeß unterbrechen.

Der zweite Weg ist der auf dem Rhein und der Donau, durch das schwarze Meer, zu Lande von Trapezunt nach Teheran und Buschir, und von da nach Bombay. Zeit: 63 Tage nach Indien, 55 nach England. Auch dieser Weg wäre wohlfeil, müßte aber gesperrt bleiben, wenn die Donau zufriert. Für 9 Monate wäre er sehr vortheilhaft und sicher der wohlfeilste von allen.

Der dritte Weg ginge über Malta, Alexandria, Suez und das rothe Meer nach Bombay. Zeit: 53½ Tage nach Indien, 55½ nach England. Dieser Weg hat sich während der guten Jahreszeit sehr vortheilhaft erwiesen, allein man hat ihn während des südwestlichen oder des schlechtesten Theils des nordöstlichen Monsun noch nicht versucht. Der Haupteinwurf, der sich dagegen erhebt, ist der Kostenpunkt. Er müßte mit einem jährlichen Verlust von 30 bis 40,000 Pfd. St. unterhalten werden. Ein anderes Bedenken ist ferner die lange Seereise während des südwestlichen und nordwestlichen Monsuns. Politische Ursachen könnten seine Unterbrechung herbeiführen.

Der vierte Weg auf dem Euphrat über Malta, Scanderun, Beles und Mohammra nach Bombay wird in 46 Tagen nach Indien und in 52 nach England zurückgelegt, und ist zu allen Zeiten des Jahres zu benutzen. Unterbrochen könnte er werden durch Feindseligkeiten mit den Arabern. Es könnten zwölf Reisen im Jahre gemacht werden, mit einem Verlust von ungefähr 11,000 Pfd. St.

In dem Chinese Repository vom April wird eine Prämie von 100 Pfd. St. für den besten Versuch über den Opiumhandel ausgeschrieben, in welchem seine Wirkungen auf die commerciellen, politischen und moralischen Interessen der damit beschäftigten Nationen und Individuen auseinander gesetzt und gezeigt seyn soll, welche Bahn man in dieser Hinsicht künftig einzuschlagen habe. Die Manuscripte sollen an den Präsidenten der Gesellschaft für die Verbreitung nützlicher Kenntnisse in England vor dem 1 Oct. 1838 eingesandt werden. Sie dürfen nicht weniger als 40, und nicht mehr als 100 Octavseiten stark seyn.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 110** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Das Blutbad von Kringellen.** Ballade nach dem Norwegischen. — **E. L. Bulwers neueste Werke.** — **Alessandro Manzoni.** (Fortsetzung.)

In den Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes vierteljährlich 1 fl. 45 kr., halbjährlich 3 fl. und jährlich 6 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1837.

Die Jahrbücher von Irland.

Die neuen Bestrebungen Irlands, sich wenigstens der Folgen der englischen Eroberungen zu entledigen, haben allmählich darauf aufmerksam gemacht, daß man in Irland zwei ganz verschiedene Völker unterscheiden müsse, die Anglo-Iren, von ihren Stammvätern her beim irischen Volke noch immer „Sassenach" genannt, und die Urbewohner des Landes oder die milesischen Iren, wie man nach einer alten Sage von einem Anführer Milesius die alten Bewohner Irlands nennt. Wir kennen fast nur die Geschichte der erstern, die der zweiten zu verbergen, war früher, und ist zum Theil auch jetzt noch das Bestreben der Anglo-Iren. Bei dem noch immer andauernden Kampfe des alten Irlands gegen das englische, wird es nicht uninteressant seyn, im Allgemeinen die Ansicht eines einsichtsvollen Freundes der irischen Geschichte, eines Hrn. Feuillide, über die noch vorhandenen Ueberreste derselben mitzutheilen.

„Um Irland zu studiren, um zu wissen, was es gewesen ist und was es gelitten hat, kann man höchstens die Traditionen der Flecken und Clans zu Rathe ziehen; man hat nichts als einige in den Cartons der gelehrten Gesellschaften geheimnißvoll vergrabene Manuscripte, authentische Actenstücke mit alten Familienpapieren vermischt, oder auch Erzählungen von rauhen Stimmen mitgetheilt, die ein günstiges Geschick dem Reisenden auf seinem Wege entgegen führt. Von Büchern gibt es nur sehr wenige, welche Alles zu sagen gewagt hätten, und die Exemplare von diesen sind sehr selten. Man kann sogar behaupten, daß Irland seit Heinrich II gar keine Geschichte gehabt hat; wenigstens keine andere, als eine solche, wo die Hauptsachen — jene besonders, wobei die Hauptstadt interessirt ist — zusammengehäuft sind, ohne daß ihnen irgend einer jener Umstände beigefügt wäre, welche ihnen Leben und Farbe verleihen, und ihnen den unläugbaren Stempel der Wahrheit aufdrücken.

„So wird es bleiben, bis die anglo-normannischen Archive in Dublin und die Papiere des Staats in London mit den in Irland zerstreuten Archiven vereinigt und zusammengestellt seyn werden. Irland ist zudem einer der fruchtbarsten Quellen historischer Nachweisungen beraubt; zu den verschiedenen Zeiten der Zerstörung seiner Klöster — der geheiligten Vereinigungspunkte der Nationalchroniken — wurde auch eine Menge von Archiven theils vernichtet, theils von den flüchtenden Geistlichen mitgenommen, und was noch zurückblieb, nahmen die Verbannten im 17ten und 18ten Jahrhundert mit in die verschiedenen Gegenden ihres Exils.

„Vielleicht ist aber dieser gänzliche Mangel einer vollständigen Geschichte Irlands auch der Nationalapathie beizumessen. Keiner der Männer, die durch Reichthum oder Talent befähigt gewesen wären, jene kostbaren Reste zu sammeln und zusammenzustellen, hat ein Beispiel gegeben, das vielleicht Nachahmer gefunden, und einen hochherzigen Gemeingeist geweckt haben würde. Es läßt sich zwar begreifen, daß die Schwierigkeiten, welche sich gegen die Aufsuchung von Manuscripten erhoben, manchen Muth und manchen Mann von Vermögen abgeschreckt haben mögen, allein billig muß man erstaunen, daß in einem Lande, das trotz seiner Armuth durch Unterzeichnungen von einem Penny dem Liberator eine jährliche Rente von fast 100,000 Thalern zusammenschoß, niemand daran dachte, mittelst einer ähnlichen Subscription die zerstreuten Fragmente seines Nationalgebäudes zu sammeln. Man kann allerdings nicht in Abrede stellen, daß während so vieler Jahrhunderte des Drucks, vielen Männern Kraft, Zeit und Muth gefehlt haben mögen, um eine Arbeit zu unternehmen, welche Ruhe und Nachdenken erfordert, und daß sie, eingedenk des in den ersten Tagen des 17ten Jahrhunderts gescheiterten Unternehmens der Mönche von Donneghal, vor den politischen Hindernissen zurückschreckten, welche aus dem Umstand entspringen, daß Irland in zwei Völker getheilt ist, von denen das herrschende eine Sprache und eine Nationalität so viel als möglich herabzuwürdigen und zu vernichten sucht, die es als anti-englisch und anti-protestantisch betrachtet. Jetzt aber, wo Daniel O'Connell, wie er selbst sagt, so viele religiöse und politische Spaltungen, das alte und das junge Irland, das Geschlecht der englischen Eroberer und die Söhne der unterworfenen Irländer in ein einziges Gefühl der Freiheit und Vaterlandsliebe verschmolzen hat — wie kommt es doch, daß keiner dieser Männer, deren Namen an den milesischen Ursprung in seiner ganzen Reinheit erinnern, noch daran

gedacht hat, das zu ſammeln und zuſammenzuſtellen, was von den Dichtungen Erins noch übrig iſt? Es bedürfte dazu weder bedeutenden Geldaufwands noch weiter Reiſen; man brauchte gar nicht aus Irland hinauszugehen. Es würde hinreichen das Land zu durchwandern, von Zeit zu Zeit Halt zu machen, um an der Schwelle der Hütten zu lauſchen, oder ſich mit um das Feuer zu ſetzen, das die Fiſcher am Strande anzünden, oder auch einige fliegende Blätter zu leſen, welche unter den Büchern einiger gelehrten Patrioten zu Munſter oder Dublin heilig aufbewahrt werden, ſo wäre es leicht, das poetiſche Gebäude wieder aufzuführen, an welchem die Kinder des Mileſius 3000 Jahr lang gearbeitet haben. Schön wäre es, dem patriotiſchen Beiſpiel zu folgen, das Owen-Jones, der Kürſchner in Thames Street, oder wie man ihn mit Recht genannt hat, der Cambrian Mäcenas von Wales, im vergangenen Jahrhundert gegeben hat. Dieſer treffliche Mann, deſſen Leben der Erhaltung der litterariſchen Schätze ſeines Landes gewidmet war, gründete im J. 1771 die Gwyneddigion-Societät und ſammelte, druckte und verbreitete auf ſeine Koſten ſeine Archaiology of Wales, mit ſeltener Beharrlichkeit. Er verwendete ſeine Zeit und ſein Geld auf Sammlung aller alten, auf die Geſchichte, Dichtkunſt und die Alterthümer von Wales bezüglichen Manuſcripte, und veranſtaltete überdieß eine Sammlung von 100 Quartbänden walliſiſcher Dichtungen, die vor einigen Jahren von der von ihm geſtifteten Geſellſchaft herausgegeben wurden.

„Im Jahr 1823 wurde, wie man mir ſagte, ein Plan zu Herſtellung der Annalen von Irland der zu Dublin begründeten Archivcommiſſion vorgelegt. Geſuche ſollten an die Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten der verſchiedenen Reiche Europa's gerichtet werden, um alle Vorſteher von Univerſitäten, Klöſtern, öffentlichen und Privatbibliotheken u. ſ. w. aufzufordern, von allen in ihrem Beſitze befindlichen oder ihnen bekannten alten iriſchen Documenten Nachricht zu geben. Man hatte ſogar einige jener Documente nach den in Irland noch davon vorhandenen Spuren und die Orte bezeichnet, wo man darnach forſchen ſolle. Die Gelegenheit war günſtig; Europa war in Frieden und brüderlicher Eintracht; von Dänemark bis Spanien hätte ſicher jeder Mann von Herz und Talent dem Aufruf entſprochen; allein England ſelbſt iſt dabei intereſſirt, daß Manuſcripte in ewiger Vergeſſenheit begraben bleiben, deren anklagende Blätter ein ſo grelles Licht auf ſeine Herrſchaft werfen und Dinge enthüllen könnten, die den Haß und die Verachtung der Zukunft hervorrufen würden. England erinnerte ſich der Antwort, welche der Königin Eliſabeth einer ihrer Räthe gab, als ſie in den däniſchen Archiven Nachforſchungen über dieſes Irland anſtellen laſſen wollte, das ſie ſelbſt vernichtet hatte. „Beſſer wäre es, Ew. Majeſtät, ſagte er, alles vernichten zu laſſen, was ſich noch an Beweiſen über ſeine alte Unabhängigkeit vorfindet, als nach neuen zu ſuchen. Es bleiben deren ohnedin nur zu viele!“

Die Hoch-Seen auf der Tatra der Karpathen.

(Fortſetzung.)

Im Gebiet des Zipſerlandes iſt der Felker-See im gleichnamigen Thale der erſte und weſtlichſte, wenn man ſich ihm von Priblina aus nähert. Er liegt 4998 Fuß über dem Niveau des Meeres zwiſchen der Gertsdorfer- und Botzdorfer-Spitze, deren felſigen Fuß er beſpült. Die Farbe ſeines Waſſers ſcheint etwas in Blaugrün zu ſpielen, iſt übrigens in ein Glas geſchöpft völlig farblos und rein, und wird als ein wohlſchmeckendes Trinkwaſſer benützt. Das nördliche Ufer dieſes Sees wird von einer koloſſalen Granitwand umthürmt, die bei günſtiger Beleuchtung im Sonnenlicht einen herrlichen Anblick gewährt, da ſie faſt überall mit Granaten von verſchiedener Größe, welche in graulicher Mutter liegen, durchſprengt iſt. Wenn nun, wie es häufig zu geſchehen pflegt, die aus den Gebirgen herabſtrömenden Gießbäche oder die an dieſer Felſenmauer ſelbſt befindlichen über 40 Klafter hohen Waſſerfälle, Blöcke von dieſem mit Granaten eingeſprengten Felſen mit ſich herabführen, ſo ſind die Anwohner gemeiniglich eifrig bemüht, dieſe Granaten zu ſammeln, obſchon ſie keinen großen Werth haben, da die wenigſten das Ziel ihrer vollkommenen Reife und Härte erlangt, und ſie deßhalb auch keine ſchöne Politur annehmen. Sie ſind alle bläſſer als die böhmiſchen und nähern ſich dem Anſchein nach noch mehr den Rubinen. Wie Buchholz, der jüngere, nach ſeinen Notizen über die Karpathen behauptet, ſo dürfte dieſer Granatenberg bis an die Donau und in die Gegend von Waizen hin ſtreichen. Außerdem iſt dieſes Thal auch vorzüglich reich an merkwürdigen Alpenpflanzen und Kräutern, die hier von den ſubkarpathiſchen Bewohnern fleißig geſammelt und in den Apotheken benützt werden. Der Waſſerfall an der Granatenwand wird durch den Ausfluß einiger zwiſchen dem Kaſten- und Gerlachberge gelagerten kleinern Seen gebildet, und heißt das Felkerwaſſer, unter welchem Namen es bei der ſüdweſtlich von Käsmark liegenden Stadt Felk (Felka und Fülka) in die Poper ſich ergießt. Die Gegend zwiſchen beiden letztgedachten Bergen iſt außerordentlich rauh und wild, und faſt ganz von Vegetation entblößt, obſchon ſie nicht mehr als 5600 Fuß Meereshöhe hat. Bemerkenswerth iſt ein daſelbſt befindlicher goldhältiger Zinnobergang, der Waſchgold in ziemlicher Menge enthalten ſoll. Der Zinnober iſt von hellrother Farbe und hat die Durchſichtigkeit des Rubins. Ungleich merkwürdiger iſt der ſieben Stunden weſtwärts von der Stadt Käsmark (unter 37° 46′ Länge und 19° 5′ Breite) inmitten einer äußerſt romantiſchen Thalgegend und 4866 Fuß über dem Spiegel des Meers liegende grüne See, welcher ſeinen Namen von der grünlichen Farbe ſeines Waſſers trägt, und zum Unterſchied von dem oben genannten gleichnamigen See, auch das Meerauge genannt wird. Dieſer iſt an ſeinen Ufern mit ungeheuren Granitblöcken umlagert, welche die Macht der Stürme dahin poſtirt und theilweiſe auch in ſeinen Abgrund geworfen hat, wovon mehrere über den Spiegel ſeines Waſſers hervorragen; auf der Weſtſeite aber umgibt ihn in der Geſtalt eines Halbcirkels eine himmelanragende Felswand, von der aus man den See am bequemſten überſehen kann. Sein Umfang

beträgt ungefähr 300 Schritte, seine Tiefe aber nur wenige Klafter, indem man überall auf seinen Grund sehen kann, sobald sein Wasser rein und nicht durch Schneeregen oder heftige Winde getrübt ist. Auch dieser See gibt einem unter dem Namen Weiß-Wasser bekannten Bache, der unterhalb Käsmark in die Poper mündet, sein Daseyn. Kaum sichtbar entströmt er demselben auf der östlichen Seite, zwischen einer größtentheils von Krummholz überwachsenen Schlucht, unterhalb welcher derselbe mit solcher Gewalt hervorbricht, daß er gleich ein Mühlrad zu treiben vermöchte. Erhaben ist der Anblick dieser Schlucht, namentlich zur Sommerszeit, wo der in ungeheuren Massen in ihr aufgethürmte Schnee, welcher, durch die dem Boden entströmende Wärme von unten herauf zu schmelzen anfangend, einen die ganze Weite der Schlucht überspannenden Krystallbogen bildet, der von solcher Dichtigkeit ist, daß es nur selten den wärmenden Strahlen der August-Sonne gelingt, denselben zu schmelzen. Für den Gebirgswanderer dient er daher als natürliche Brücke, über die man sichern Trittes selbst mit Saumthieren hinschreiten kann. Merkwürdig ist auch die 200 Klafter höher über dieser Schlucht befindliche Kupferbank, aus der ein derber, hie und da mit Kupfergrün und Schwärze untermischter Kies zu Tage gefördert wird. Von großer Wichtigkeit ist diese Kupferbank für diejenigen, welchen es gelungen, im Tatra Gold und andere edle Metalle zu finden, indem sie hier gewöhnlich ihre gefundenen Schätze der Probe unterwerfen. Indessen ist dieses Geschäft nicht selten mit großen Gefahren verbunden, da dieser Bank nicht nur schwer beizukommen, sondern dieselbe auch den größern Theil des Jahres mit Schneemassen bedeckt ist, durch die sie sich stets mit großer Mühe durcharbeiten müssen. Die grüne Farbe des Seewassers anbelangend, so wurden hierüber schon vielfältige Meinungen aufgestellt, ohne daß jedoch ein genügendes Ergebniß geliefert worden wäre. Einige schrieben sie der Repercussion des auf der Nordseite des Sees wachsenden Krummholzes, andere der stillen Oscillation des auf seinem Grunde wachsenden Jungfernhaares oder der sogenannten Marienblättchen zu, welche durch die von unten auf sprudelnden Quellen hervorgebracht werden soll. Wieder Andere, wie namentlich van Asboth, wollen die Ursache dieser Färbung aus einer durch Vitriolsäure hergebrachten Kupferauflösung entstanden wissen, die mit dem von der höher gelegenen Kupferbank herabströmenden Wasserfalle, womit sich zugleich das eisenhaltige Wasser des entfernter gelegenen rothen Sees verbindet, dem grünen See zugeführt werde. Noch andere behaupten, diese Färbung werde hervorgebracht durch die Wasserpflanze (Conferva fontinalis) welche auf dem Grunde in Menge hervorsproßt und ein färbendes Princip enthalten soll, das sich dem Seewasser mittheile und die grüne Färbung hervorbringe. Die von Ritter v. Tobolds in der Zeitschrift von und für Ungarn aufgestellte neuere Meinung, welche als die der Lösung dieses Räthsels am nächsten kommende angenommen wird, ist uns leider nicht bekannt, um sie hier mittheilen zu können. Uebrigens dürfte unseres Erachtens die Ursache dieser Färbung einzig in der Repercussion der grünen Wasserpflanzen zu suchen seyn, womit nicht nur die Ufer des Sees, sondern auch dessen Grundfläche gleichsam übersäet ist. Von einer durch Metalle oder Pflanzenzersetzung entstandenen chemischen Färbung kann hier keine Rede seyn, denn sonst müßte das Wasser dieses Sees, in ein Glas geschöpft, seine grüne Farbe beibehalten, was jedoch keineswegs der Fall ist, vielmehr erscheint dasselbe krystallrein und durchsichtig, ist ohne allen Beigeschmack und wird von den subkarpathischen Bewohnern als vorzügliches Trinkwasser gerühmt. Was in der im Druck erschienenen Buchholz'schen Beschreibung der Karpathen von einem Lasurgange, der sich in einem bei diesem See befindlichen Felsen vorfinden soll, gesagt wird, scheint auch nur auf einer Fabel zu beruhen, indem sich aller Nachforschungen ungeachtet bis jetzt hievon noch nicht die geringste Spur gezeigt hat. Buchholz sagt nämlich: an dem Fuße des unter dem Namen der grünen Seespitze bekannten Felsens soll einst ein großer Stein gewesen seyn, welcher den Zugang zu einem mächtigen Lasurlager verschlossen habe. Aus Furcht entdeckt und ihrer Schätze beraubt werden, hätten aber dessen Besitzer diesen Zugang vermauern lassen.

Nordwärts vom grünen See, durch eine 200 Klafter hohe Felswand geschieden, ist am Fuße der sogenannten Königsnase, auch der rothe Seethurm genannt, der rothe See gelagert. Ein sehr beschwerlicher Weg führt zu demselben von gedachter Kupferbank aus über mit Krummholz bewachsene Felsen und Klüfte, über die man sich von Ast zu Ast hinschwingen muß. Ein zweiter näherer Weg führt dahin am Rande des aus dem rothen See herabkommenden Gießbachs; aber auch hier muß man sich von einem scharfkantigen Felsstück zum andern hinschwingen, wobei man noch Gefahr läuft, in das neben an befindliche tiefe Felsbett des gedachten Gießbachs zu stürzen. Ersterer ist deßhalb schon des herrlichen Gebirgspanorama's wegen, das man auf der zu übersteigenden Anhöhe genießt, vorzuziehen. Ueberdieß wird man hier auch einiger Eisengänge ansichtig, welche an diesem Wege zu Tage brechen, und die sich durch das ganze rothe Seethal, ja sogar bis an die Felsen erstrecken sollen, die den nordwestwärts von hier entlegenen Popersee umgeben. Der rothe See hat hinsichtlich seiner Lage, Gestalt und Größe viel Aehnlichkeit mit dem grünen See, und ist wie dieser einerseits (auf der nördlichen Seite) auch von hohen Felsen umlagert, die, unter dem Namen der rothen Seethürme bekannt, sich als eine mehrere Stunden lange, aus bloßen Granit-, Sand- und Kalksteintrümmern bestehende Riesenmauer bis an die Urgebirge des Velaer-Terrains hin, erstrecken. Seinen Namen führt der rothe See von dem aus seinen Fluthen strahlenden röthlichen Lichte, das von dem Eisenocker herrührt, womit sein Boden und die seine Ufer umlagernden Felsen überzogen sind. In den Höhlen dieser Felsen hausen Raubthiere verschiedener Art, wie auch Murmelthiere in beispielloser Menge, da sie hier in ungestörter Ruhe ihre Nester anlegen und bauen können. Am meisten bevölkert mit derlei Wild ist der an seiner gegen den See gekehrten Abdachung mit unzähligen Klüften und Höhlungen versehene rothe Seethurm, auch unter dem Namen der Königsnase bekannt, weil ein auf eben dieser hervorspringender Felsengrat ganz die Form einer Nase trägt. Mit letztgenanntem See in fast gleicher Höhe und ganz paralleller Lage ist der so-

genannte schwarze See situirt. Am besten gelangt man zu demselben, wenn man den Lauf des am Westende des rothen Seethals vorüberstürzenden Wildbachs aufwärts verfolgt, da dieser seinen Ursprung aus dem schwarzen See nimmt. Nach einer Wegstrecke von nur einigen hundert Schritten sieht man den See schon in seiner ganzen Größe und in der Gestalt eines von Westen nach Osten ziehenden Ovals, vor dem Auge sich hinbreiten. Sein südliches und theilweise auch sein östliches Ufer ist von kolossalen Felsmassen, das westliche und nördliche aber von dicht verschlungenem, beinahe undurchdringlichem Krummholzgestrippe umsäumt; Mangel an Sonnenlicht, das kaum durch die ungeheuren überhängenden Granitmassen einzudringen vermag, theils auch die Reverecussion des Krummholzes, und endlich der den Boden des Sees bedeckende schwarzgraue Sand, wodurch sein Wasser eine anscheinend schwärzliche Färbung bekömmt, gaben die Veranlassung zu seiner Benennung. Bemerkenswerth ist ein unweit dieses Sees befindlicher cylinderförmiger Felsen, der Karfunkelthurm genannt, welcher Name sich von einer uralten Volkssage datirt, der zufolge sich einst auf der dem See zugewandten Seite, des bei 150 Klafter hohen Felsenthurms, ein Karfunkel von seltener Größe befand, der mit seinem Strahlenlicht zur Nachtzeit die ganze Gegend um den See erleuchtet haben soll. Allein dieser überaus große Edelstein soll durch ein unbekanntes Wunder in den Abgrund des Wasserbeckens geschleudert worden seyn, und wie die abergläubige Menge will, soll er noch daselbst begraben seyn. Einige behaupten zwar, daß ihn der Gewittersturm in die Tiefe geschleudert haben, andere aber wollen wissen, daß sich seiner ein lüsterner Schafhirte habe bemächtigen wollen. Dieser habe nämlich, da er der Stelle, wo der Karfunkel saß, auf keinerlei Weise beikommen konnte, denselben mit Hülfe eines Feuerrohrs herabgeschossen, worauf aber der Stein, nicht wie in des Schützen Absicht gelegen, auf der Ferse des Felsens hängen geblieben, sondern in den Abgrund des Sees gerollt sey. Diese und ähnliche andere fabelhafte Erzählungen existiren heutzutage noch im Munde des Volks, und schon Mancher hat bei dem Versuche, dieses, ihrer Meinung nach in der Tiefe verborgenen Schatzes habhaft zu werden, Hab und Gut nicht allein, selbst Verstand und Leben verloren.

(Schluß folgt.)

Neujahrsfest in Birma.

Am 11 April trat, wie das Maulmein Chronicle vom 22 April sagt, die Sonne in das Zeichen des Widders, und an diesem Tage begann das Neujahr der Birmanen in Maulmein. Einem uralten Gebrauche zufolge entging keiner von ihnen an diesem Tage den gewöhnlichen flüssigen Begrüßungen. Die Freunde begossen sich gegenseitig in so reichem Maße, daß an den seidenen potsos der Männer und den seidenen Tamienges der Weiber auch nicht ein trockener Faden zu finden gewesen wäre, wenn die Eigenthümer sie nicht mit baumwollener Kleidung vertauscht hätten. Zugleich wurde an diesem Tage die Leichenfeier von vier Priestern begangen, die vor mehreren Monaten schon gestorben waren, und deren Leichname man einbalsamirt hatte, um sie bis zu diesem Tag aufzubewahren. Sie waren mit Goldblättchen bedeckt, und lagen in reich geschmückten Särgen. Hölzerne Röhren von verschiedener Länge, von 6 bis 30 Fuß, die wir Raketen nennen wollen, wurden mit Pulver gefüllt, und an die Achsen vierräderiger niedriger Fuhrwerke gebunden. Ueber diese ragten höchst groteske Figuren, Menschen und Thiere vorstellend, worunter einige sehr große, und von brennbarem Material verfertigt, empor. Der Zug sollte vor der Wohnung des Commissärs vorüber gehen. Gegen 9 Uhr Vormittags setzte er sich in Bewegung; voraus ging eine Abtheilung reich gekleideter, singender und tanzender Weiber, denen eine noch größere Abtheilung von Männern folgte, die sich durch eine eigene Kleidung vor den übrigen auszeichneten. Dann kamen weiße Elephanten, Pferde, Widder, Büffel u. s. w. in großer Anzahl. Die eigens für diese Gelegenheit gedichteten Gesänge enthielten gute Wünsche für die öffentlichen Behörden. Die Procession dauerte gegen zwei Stunden, und dann begab sich alles fort, um die Zurüstungen für den nächsten Tag zu treffen.

Am folgenden Morgen waren die Straßen der Stadt gedrängt voll von festlich gekleideten Menschen, die dem Platz zuströmten, den man für die Leichenfeier ausersehen hatte. Gegen 9 Uhr hatten sich ziemlich alle auf den Anhöhen östlich von der Stadt eingefunden, von wo aus sie die Explosionen der riesigen Raketen auf der Ebene mit ansehen konnten. Die Leichname der Priester waren von den Wagen herabgenommen, und in einen kleinen Schuppen gebracht worden. Gegen diesen wurden nun die Raketen mit ihren Wagen nach einander losgelassen, die mit gewaltigem Sausen dahinfuhren. Gegen Sonnenuntergang waren die Leichname der Priester in Asche verwandelt, und die Volksmenge ging auseinander.

Indische Miszellen.

Der Hirkari vom 6 Mai bringt eine Liste der Feuersbrünste, welche in diesem Jahr in Calcutta zum Ausbruch kamen. Die Zahl derselben beläuft sich auf 55; die der zerstörten Häuser auf 8,030, die der dabei Umgekommenen auf 30, und der Verlust an Eigenthum auf 518,950 Rupien.

Die Moslems zu Schadschehanpur begingen während des Moharrem bei einer Procession große Ausschweifungen gegen die Hindus, tödteten deren zwei und zündeten den Mahallah an. Nur die Einschreitung der Behörde soll eine förmliche Niedermetzelung der geduldigen Hindus verhütet haben. Der Agra Akhbar vom 29 April sagt: „In der Stadt schwärmten mehrere Tage lang Tausende von Menschen, zu ähnlichen Gewaltthaten bewaffnet, umher, und eine Reihe von Tumulten brach aus, zu deren Dämpfung die Behörden einschreiten mußten. Sie wurden durch eine kleine Truppenabtheilung unterstützt, allein die gesammten disponiblen Truppen reichten kaum hin, um dem Unwesen Einhalt zu thun. Bei den Moslems hat sich eine sehr beunruhigende Abneigung gegen die Regierung kund gegeben, und wenn nicht durch allgemeine Strafverfügungen kräftig eingeschritten wird, so sind noch weit ernstlichere Ausbrüche zu erwarten."

Der Bombay Courier sagt: „Wir erfahren, daß gegen Ende Novembers (v. J.) officielle Nachricht zu Meisur (Mysore) eintraf, daß im ganzen Lande von Meisur große Unzufriedenheit herrsche, der eine draminische Verschwörung zu Grunde liege. Meisur, Curg und das südliche Mahrattenland wurden als sehr unzufrieden geschildert, und als es in Canara zum Ausbruch kam, hatte man nicht einmal einen Verdacht, daß die Gährung sich bis in diesen District verbreitet habe. Meisur war in der That so bewacht, daß kein unvorhergesehener Aufstand ausbrechen konnte, und die vornehmsten Häuptlinge von Curg sind nicht die Leute, die sich so leicht verführen lassen."

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1837.

Skizzen aus Südamerika.

4. Die Cordilleras oder das Andes-Gebirge.

Steile Felswände starren zum Himmel empor, ewiger Schnee lagert auf ihren Spitzen, und aus den verhüllenden Wolken hervor scheinen die blitzenden Eishäupter des Gebirgs dem Wanderer zuwinken zu wollen: „bis hieher und nicht weiter!“ Der Indianer, der rechtmäßige Sohn dieser Lande, ist an die Schrecknisse dieser Bergwelt gewöhnt, und die Natur scheint seinen Körper ausgerüstet zu haben, das auf solchen Wanderungen über dieses Gebirge so rasch wechselnde Klima, diese schroffen Uebergänge von brennender Hitze zu erstarrender Kälte, leicht und ohne Nachtheil zu ertragen. In seinen Ponchon gekleidet, seinen Vorrath von Coca in einem Sacke auf dem Rücken, verläßt er seine im fruchtbaren Thale gelegene Hütte (Rancho) und begibt sich unbekümmert auf die Reise. Er durchwandert die Paramos (unfruchtbare Ebenen), zieht durch die wüsten Pampas, die dem Ermatteten keine Labung, kein schattiges Obdach gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewähren, und gelangt nun zu den emporgethürmten Felsmassen. Mühsam klimmt er hinan und erreicht die gemäßigte Zone — Tierras Templadas — des Gebirges. Furchtbare Abgründe gähnen ihm entgegen, auf wankendem Baumstamme schreitet er über sie hinweg. Ein kaum bemerkbarer Fußpfad führt ihn durch die Felsenlabyrinthe, und irgend eine Höhle bietet ihm dann bei anbrechender Nacht ein schützendes Obdach dar, wo er leicht den Schlaf nach mühsamer, ermüdender Wanderung findet. Immer weiter aufwärts führt sein Weg, und bald weht ihm der scharfe, durchdringende Wind des kältern Himmelstrichs, Tierras-Frias, entgegen. Rasch eilt er vorwärts, um die Schneefelder, Nevados, zu erreichen, wo erst seine Wanderung recht mühsam wird. Die Klüfte, an deren Rande er fortschritt, werden grausenhafter; von den höhern Gipfeln rauschen Bäche des geschmolzenen Schnees nieder, und versperren ihm den Weg. Bis zur Brust durchwatet er die eiskalten Fluthen. Nun tost im hohen Sturze ein gewaltiger Wasserfall ihm entgegen, und an eisgeglätteten Felsen muß er ihn umklettern, sorgsam sich vor jedem Fehltritt hütend, der ihn in den bodenlosen, nahen Abgrund stürzen könnte. Endlich hat er den Gipfel des Riesengebirgs erreicht, und ermattet auf die Schneefläche niedersinkend, muß ihm das armselige Cocablatt neue Stärkung zum bevorstehenden Hinuntersteigen auf der andern Seite des Gebirges verleihen. Noch einen Blick wirft er hinab in die Ebene seiner Heimath und auf das unendliche Meer, das mit dem fernen Horizonte verschmilzt, und wohlgemuth tritt er seine neue Wanderung an.

Einige weniger beschwerliche Wege hat die Natur durch diese unermeßlichen Felsen geöffnet. In den Cordilleras befinden sich vier Bergschluchten, durch welche die Indianer mit ihren Karawanen von Lamas, Paco's und Maulthieren, von den Küstenländern der stillen Südsee nach denen des atlantischen Oceans ziehen. Der erste dieser Wege führt über die Altos de los Huessos (Knochenberge), nach dem Pariser Annuaire von 1833, 4137 Metres über der Meeresfläche, an dem Fuße des Vulcans Arequipa vorbei, und hat den Namen von der Menge Gebeine erhalten, die man hier als Ueberbleibsel von verunglückten Karawanen findet. Eine höhere Bergenge, 4290 Metres über dem Meere, ist die von Tola-Palca, die von der Stadt Oruro nach Potosi führt. Der dritte Weg von Tacna nach La-Paz ist der von Qualillas, 4520 Metres hoch. Zwei andere, noch höher gelegene Bergschluchten finden sich in Hoch-Peru an der östlichen Seite der Cordilleras, nämlich die von Paguani, 4561, und die von Chullanquano 4758 Metres über der Meeresfläche. Die Altos de Toledo — ein Weg, den man zur Reise von Arequipa nach Puno auch wohl wählt — ist nach sorgfältiger Messung nur 51 Fuß niedriger als der Montblanc.

Die Menge Städte und Dörfer, die man in den Cordilleras findet, liegen selbst schon sehr hoch; einige noch höher, als die genannten Bergpfade: die Stadt Potosi 4166 Metres über der Meeresfläche; das indianische Dorf Tacoza, am Fuße des gleichnamigen Vulcans, auf dem Wege von Tacna nach la Paz, 4344; die Stadt Puna, am See Titicaca, 3911. — An dem südlichen Ufer dieses Sees liegt das Dorf Tiaguanaco, 3905 Metres über der Meeresfläche, berühmt durch kolossale Ruinen, aus altperuanischer Vorzeit, worunter sich ein einst sehr prachtvoller Sonnentempel auszeichnet. Die Städte Oruro und la Paz haben eine Höhe von 3792 und 3717 Metres über der Meeresfläche. — Auf

den Wegen, die oben beschrieben worden, findet man auch eine Menge gut eingerichteter Poststationen. Die höchsten dürften die auf der Straße von Arequipa nach Puno liegenden, von Apo, welche sich 4376 Metres, und die von Ancomarca seyn, die sich 4792 Metres über der See befindet. Diese letztere Station ist im Jahr nur 3 bis 4 Monate bewohnt; in der übrigen Zeit steht sie des rauhen und sehr kalten Klima's wegen verlassen. Reisende passiren sie aber dennoch, allen Witterungseinflüssen trotzend, zu allen Jahreszeiten. — Es mögen nun noch einige nähere Angaben über dieß Riesengebirge hier Platz finden.

Die Cordilleras oder das Andes-Gebirge macht, wie bekannt, die große Bergkette aus, die sich längs der Südküste von Tierra del Fuego und längs der Westküste Süd-Amerika's bis nach Hoch-Peru, ungefähr bis zu 20½ Grad südlicher Breite ausdehnt, wo sie sich, nördlich von dem Vulcan von Salnima in die östlichen und westlichen Cordilleras theilt, welche bei dem Städtchen Porco durch den Fluß Desaguadero und den See von Titicaca geschieden werden. Diese in einander fließenden Gewässer, 3872 Metres über der Meeresfläche liegend, werden von hohen Bergen umschlossen. Dann breitet sich das Gebirge in verschiedenen Zweigen über ganz Peru aus, bis zu dem Flußthale des Marañon. — Die westlichen Cordilleras laufen mit der Küste in gleichem Abstande fort und spalten sich in Columbia, unter 2° südlicher Breite bei der Stadt Porayan bis zu dem Caraibischen Meere in drei Hauptäste.

Unter den hohen Gebirgspunkten in der Provinz Neu-Granada ist der vornehmste der Chimborasso, 20,136 Fuß über der Meeresfläche. Im Jahr 1826 ergaben Messungen, daß dieser Berg, wie man früher glaubte, nicht der höchste Gipfel der Cordilleras sey, sondern von zwei andern Bergen in der Republik Bolivia, nämlich von dem Sorata und dem Illimani übertroffen werde. Der letzt genannte, dicht bei der Stadt la Paz liegend, mißt 23,640 Fuß über der Meeresfläche. — Die Spitze des Chimborasso gewahren die zur See Ankommenden auf einem Abstand von 45 Seemeilen. Die Krone des Berges zeigt sich von Guayaquil aus gesehen, kuppelförmig mit einer Unebenheit gegen Norden, welche theils sphärisch, theils kegelförmig gestaltet ist.

In der Provinz Esmeraldas, zwischen den Städten Quito und Mira, gerade unter der Linie, also auf 0 Grad Breite, liegt der gleichsam den Gränzstein zwischen der nördlichen und südlichen Halbkugel bildende, nach dem Chimborasso nächsthohe Berg, Cayamba Ureu genannt. Nach dem Pariser Annuaire ist sein Gipfel 5954 Metre hoch.

Nach seinen Höhen umfaßt das Land der Cordilleras die verschiedensten Klima's, so daß man in allen Theilen Süd-amerika's, hauptsächlich aber in Peru und Columbia, auf gleichen Breitegraden, das heiße, gemäßigte und kalte Klima findet, und hiernach der Boden auch die verschiedenartigsten Erzeugnisse hervorbringt. So liefert der heiße Himmelsstrich (tierra caliente) Cacao, Zucker, Kaffee, Reis, und weiter aufwärts Orangen, Citronen, Feigen, Oliven, Mais u. dgl. In dem gemäßigten Striche (tierra templada) findet man Erdäpfel, Roggen, Gerste, dann eine Art Gras, Alfalfa genannt, das ein treffl es Futter für das Hornvieh liefert; 11,000 Fuß über der Meeresfläche hört das Wachsthum schon allmählich auf, und hier beginnen die dürren, unfruchtbaren Strecken, Altos-Paramos, worauf dann die Nevados folgen, auf welchen, wie in den Polgegenden des Erdballs, ewiges Eis und Schnee liegt. Man hat berechnet, daß in diesen Breiten die Gerste, der Roggen und die Kartoffeln auch noch auf der Höhe von 2734 Metres über der Meeresfläche wachsen; auf der Höhe von 3650 Metres werden diese Gewächse nicht mehr reif; 4880 Meter hoch trifft man noch das Ichu-Gras, das zum Futter für die Lamas dient, an. Das Thermometer nach Réaumur zeigt auf diesen Höhen am Mittag gewöhnlich 13, in den Morgenstunden 4 Grad.

(Schluß folgt.)

Die Hoch-Seen auf der Tatra der Karpathen.

(Schluß.)

Etwa eine Stunde nordwärts von eben genanntem Thurme liegt am Gebirgszuge der weißen Wand und einerseits von dieser umschlossen, der sogenannte weiße See. Der Zugang zu demselben ist, der ungeheuren Felsen und der sein westliches Ufer umlagernden vom Fuß bis zum Gipfel mit undurchdringlichem Krummholz bewachsenen Berge wegen, äußerst beschwerlich. Nur die Ostseite, wo das Becken seinen Ausfluß hat, ist einigermaßen frei; allein auch hier muß man, um sich demselben zu nähern, über unzählige Felsstücke hinspringen, die das Bett dieses Baches auf beiden Seiten umgeben. Der See, 4914 Fuß über dem Spiegel des Meeres erhoben, hat eine in vielen Buchten zerrissene Gestalt, und übertrifft an Umfang und Tiefe alle bisher genannten.*)

Der Umfang dieses Sees dürfte immerhin 600 bis 800 Schritte betragen und seine Tiefe ist an den zugänglichen Punkten 80 bis 120 Toisen. Sein Wasser ist rein und wohlschmeckend, und nährt eine außerordentliche Menge Forellen, deren alljährlich viele Tausende von den Fischern gefangen, aber meist vor ihrem Genusse in fließenden Gewässern aufbewahrt werden, da sie, frisch aus dem See gezogen, wie jene des grünen Sees sehr mager sind und einen eigenthümlichen Beigeschmack haben. Unter den Gebirgsmassen, welche diesen See umthürmen, ist der sogenannte Durlsberg der höchste und am bequemsten zu ersteigende. Er hat eine Seehöhe von 6891 P. Fuß und bietet auf seinem Hochrücken eine umfassende Aussicht dar, die sich weithin in das angränzende Galizien erstreckt. Auf seinem Gipfel wächst unter andern verschiedenartigen Kräutern hauptsächlich das Lungenkraut (Lichen island.) in seltener Größe und Fülle, während am Fuße desselben üppige Hutweiden angetroffen werden. Dem Durlsberge gegenüber, auf der untern nördlichen Seite des Sees erhebt sich der sogenannte Sattel (5393 P. F.) und mehr west-

*) Inmitten desselben erhebt sich über den Wasserspiegel ein fast 40 Klafter hoher, pyramidenähnlicher Felsen, zu dem man aber nur schwimmend oder mittelst eines ausgehöhlten Baumstammes gelangen kann; dessen ungeachtet bemerkt man von dem Ufer aus mehrere an demselben eingegrabene und mit Farben angeschriebene Namen, die aber ohne bewaffnetes Auge nicht zu entziffern sind.

wärts der über 6000 P. F. hohe Schwalbenberg, mit seinem kahlen Haupte mit den Wolken kosend. In der Felsschlucht, die an der Nordseite letztern Berges sichtbar ist, leitet ein Fußsteig von Käsmark aus nach Galizien, gegen Osten aber öffnet sich weiterhin rechts und links ein Defilé in malerische Bergthäler, wovon das zur Linken hinfurchende in das seiner Naturschönheiten wegen gepriesene Kohlbacher Thal führt. Der Weg zu demselben ist jedoch überaus beschwerlich, weil die von den Bergen herabstürzenden Wildbäche denselben sehr schlüpfrig machen, und zwischen dem täuschend hohen Moos, das über tausendjährige Granitblöcke sich hinbreitet, Risse und Spalten verborgen sind; zuweilen läuft er wieder über schwindelnde, nur aus einem einfachen Baumstamm bestehende Fußstege oder am Rande ungeheurer Abgründe hin und wird an einigen Stellen so schmal, daß, während der eine Fuß die Felswand berührt, der andere über Tiefen schwebt, in die man bei dem geringsten Fehltritte stürzen würde. Angelangt am ersehnten Ziele, wird man, wenn nicht gerade, wie es bei dem ewigen Kampfe der Elemente in diesen hohen Regionen öfter zu geschehen pflegt, undurchdringliche Wolken- und Nebelschleier dasselbe einhüllen, für jede überstandene Gefahr auch über jede Erwartung belohnt. Hoch über einander gethürmte, zum Theil bewaldete, zum Theil kahle Bergwände, und riesige Felsen mit tausend und aber tausend grottesk geformten Zacken und Hörnern, mit schauerlichen Klüften und Schluchten, über deren schwarzgraue Häupter Gießbäche in unzähliger Menge und in Milliarden Stäubchen aufgelöst mit furchtbarem Tosen und Rauschen in den herrlichsten Cascaden herabdonnern, besäumen rings umher ein mit dem schönsten Mattengrün und mit den wohlduftendsten Kräutern geschmücktes Thal, in dessen Schooß hie und da mehr oder minder große, im Gold der Sonne spiegelnde Seen sich gelagert haben, die theils aus dem im Frühjahr schmelzenden Schnee, theils aus den in sie einmündenden Wildbächen gebildet worden sind. Der schauerlichsten und berühmtesten Stellen eine bildet der im Hintergrunde dieses Thales unter dem Namen des Treppchens bekannte Wasserfall, der, in den herrlichsten Regenbogenfarben spielend, sich über eine mehr denn tausend Fuß hohe Granitwand herabstürzt und jetzt unter dem Namen des Kohlbaches mit reißender Schnelligkeit, donnernd und schäumend, das Thal in kurzen Krümmungen durcheilt, und nachdem er eine Felswand durchbrochen, als wäre sie von der Hand des Allmächtigen gespalten, unter schrecklichem Tosen Baumstämme und ungeheure Granitblöcke gleich Kieselsteinen vor sich her treibend in bodenlose Abgründe sich verliert. Denkt man sich nun, nachdem man auf der ganzen Wegstrecke hieher von der feierlichsten Ruhe und Stille umgeben war, in dieses Getümmel der Gewässer, in dieses ewige Schaffen und Zerstören der Natur, welche hier überall in den seltsamsten Tönen ihrer bald dumpf rollenden, bald gräßlich brausenden, zischenden und donnernden Wasserstürze sich kund gibt, so wähnt man sich in die geheimnißvolle Werkstätte unsichtbarer Geister versetzt, welche die Seele mit Bewunderung und mit Ehrfurcht vor dem Schöpfer erfüllt, der dieß Alles geschaffen.

Hat man nun auch dieses Thal, welches, sich im Hintergrunde allmählich verengend, nur einen schmalen Paß bildet, durchschritten, so gelangt man in das gegen Norden sich öffnende, schon seiner Gletscher wegen sehenswerthe Eisthal in welchem die höchsten Thürme der Tatra in ihrer ganzen Majestät sich aufstellen. Die Hauptfigur in demselben ist die 8200 Fuß über den Spiegel des Meeres sich erhebende Lomnitzerspitze, auch der große Krapack genannt, die man von ihrem Fuße an bis zu ihrem beinahe stets von dichten Wolken umhüllten Scheitel, mit ihren hervorstehenden Hörnern, Zacken und Mauern und allen Wundern der erhabenen Gebirgsformation Eines Blickes überschaut. Ihr gegenüber erhebt sich die aller Vegetation entblößte Eisthaler-Spitze, an deren nördlichem Fuße mehrere Gletscher, am westlichen aber sogenannte Kröten-See gelagert sind. Es ist dieß der letzte hier in unsere Betrachtung fallende See, welcher noch einer besondern Erwähnung verdient, indem er gleichsam den Brennpunkt aller Hoffnungen und Träume derer bildet, die sich so überspannte Begriffe von den Reichthümern des Tatra, namentlich aber dieses Sees machen, die in seinem Abgrunde verborgen seyn sollen. Der die Ostseite des Beckens umgränzende Felsen, den die aufgeregte Phantasie goldbürstiger Schatzgräber mit der Gestalt eines Mönchs vergleichen will, soll aber der Schutzgeist der vermeintlichen Reichthümer seyn, ohne dessen Beistand es Niemand gelingen könne, derselben habhaft zu werden. Da nun aber dieser Koloß bis jetzt, der vielen über ihn ergangenen Seufzer und Verwünschungen ungeachtet, sich noch nicht erweichen ließ, so mußten auch die ungeheuren Schätze bis dato seiner Obhut überlassen bleiben. Der See an sich ist eben nicht sehr groß, soll aber von außerordentlicher Tiefe seyn. Die Felsenmassen, die ihn umschließen, bestehen größtentheils aus graulichem Marmor, in dessen Nähe man auch Spuren des Blutsteins wahrnimmt.

Außer diesen hier erwähnten Seen haben sich auf dem ganzen gegen Polen hinstreichenden Theil der Tatra noch einige mehr oder minder große Wasserbehälter gelagert, worunter der große polnische Fisch-See und der große schwarze See die bemerkenswerthesten sind. Bei ersterem befinden sich noch sieben andere kleine Seen, aus welchen die schwarze und weiße Dunajez, von den Polen auch die kleine Donau genannt, entsteht, die nachdem sie bei dem ungarischen Dorfe Friedmann die sie schiffbar machende Biala an sich gerissen, unweit des Dorfes Lechnitz bei dem rothen Kloster einen großen von Osten nach Süden gekrümmten Bogen gebildet, und sich daselbst durch zwei in der Gestalt eines Thores sein Bette beengende Felsen gewunden hat, bei Neumarkt den galizischen Boden betritt, um sich bei Oppatowacz mit dem Poperflusse zu vermählen, mit dem sie, nach einem 22 Meilen langen Laufe, der gleichfalls aus den Karpathen stammenden Tochter, der Weichsel (sie entspringt am nordwestlichen Fuße der Karpathen, auf der über 1000 Fuß hohen Welka Magura, einer höchst selten besuchten Gebirgsgegend), zuströmt, deren Herrlichkeit zu mehren beide Flüsse bestimmt sind.

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

Capitän Hannay, der die Escorte des brittischen Residenten an den Hof von Ava führte, hat die durch die Capitäns Bedford, Wilcox, Neufville und den Lieutenant Burlton uns gewordenen geographischen Kenntnisse von dem birmanischen Reiche durch seine Reise von Ava den Irawaddi hinauf bis an die südöstliche Gränze von Assam und durch die Städte Bamo und Mogaung — also durch einen Theil des Landes, welchen das Mißtrauen der birmanischen Behörden den oben genannten Officieren verschloß — noch vermehrt. Die Veranlassung zu dieser Reise, von der das Journal der asiatischen Gesellschaft zu Bengalen einen Bericht enthält, war folgende: Die Bisa und Dupha Gaumé sind die Häuptlinge zweier Clans der Singphos, welche die nördliche und südliche Seite der Gebirge inne haben, die Ava und Assam von einander scheiden. Der erstere der genannten Häuptlinge ist ein Lehensträger der Britten, und haust am nördlichen Fuß des Patkoi-Passes, der von Assam nach dem Thale Hukong führt.

Zwischen diesem Häuptling und dem Dupha Gaum herrschte seit geraumer Zeit schon Uneinigkeit, und im Jahr 1835 ging der letztere über die Gebirge der birmanischen Provinz Hukong fiel in Bisa ein, plünderte und verwüstete das Land und ermordete die Einwohner. Als dieß dem brittischen Residenten zu Ava bekannt, und von ihm an den Hof berichtet worden war, wurde eine Deputation an die Gränze abgeschickt und Capitän Hannay der Gesandtschaft mitgegeben, die aus dem vor kurzem erst angestellten Gouverneur von Mogaung und mehreren birmanischen Beamten untern Ranges, nebst einer Militärescorte, bestand. Sie verließen Ava am 22 Nov. 1835 auf einer Flotte von 54 Booten von verschiedener Größe. Das Land, das sie besuchen wollten, war allen Fremden verschlossen; nur den Chinesen war, wie Capitän Hannay sagt, erlaubt, den Irawaddi bis oberhalb des Tschoki von Tsampaynago zu befahren, der ungefähr 70 Meilen oberhalb Ava liegt. Nicht einmal den Eingebornen des Landes ist es gestattet, bis über diesen Posten hinaufzugehen, wenn sie nicht eine besondere Erlaubniß der Regierung hierzu erhalten. Der Handel nach dem Norden von Ava befindet sich ganz in den Händen der Chinesen, und die zu Ava wohnenden Kaufleute dieser Nation haben stets Alles aufgeboten, um jeden Eingriff in dieses ihr Monopol zu hintertreiben.

Die Soldaten und Schiffleute waren arge Räuber. Die erstern kennen keine Mannszucht, und was die letzten betrifft, so sagt Capitän Hannay, daß man sicher darauf rechnen könne, daß Alles, was ein birmanischer Bootsmann außer seinem Reis verzehre, gestohlen sey. Zu Kuypih, jenseits Amerapura's, sollen sich einige christliche Dörfer befinden. Zu Yedan kam die Expedition in den ersten felsigen Engpaß (Keiaut-twen), durch den der Fluß seinen Lauf nimmt, wobei seine Breite von drittehalb Meilen bis auf weniger als eine Viertelmeile abnimmt. Während der Regenzeit steigt die Schnelligkeit der Strömung bis zu einer furchtbaren Höhe, und die Wirbel, welche durch die ins Wasser hineinragenden Felsen verursacht werden, machen die Fahrt höchst gefährlich. Große Flöße von Bambus begegneten den Reisenden häufig, die den Fluß abwärts herabkamen, und seine Körbe mit eingemachtem Thee, von den Gebirgen südöstlich von diesem Fluß, geladen hatten. Dieser Thee wird von den Palong-Paons bereitet.

Zu Yedan Yua, das die Expedition am 30 verließ, trat ein auffallender Wechsel in dem Charakter des Landes und des Flusses ein: die Breite des letztern, die sich bis dahin meilenweit ausdehnte, wurde bis auf 150 Schritte zusammengedrängt, und der Fluß, ohne Stromschnellen und heftige Strömungen, lag so ruhig da, wie ein See. Seine Tiefe betrug an einigen Stellen bis zu zehn Faden. Er wand sich durch schöne Dschongeln, und seine aus dunkelm, weißem und gelbem Sandstein bestehenden Felsenufer stiegen bis zu ziemlicher Höhe empor.

Am 1 December kam die Mission nach Tsampaynago, die zuvor erwähnte Gränze. Der Thana befindet sich auf dem rechten Ufer des Flusses, und Malempu, das dicht dabei liegt, hat ungefähr 800 Häuser nebst mehreren schön vergoldeten Tempeln. Der Myathaggi, oder Gouverneur der Stadt, erhebt einen Zoll von 15 Ticals von jedem von Bamo kommenden chinesischen Boote. Mogout und Kyatpen, von woher die schönsten Rubinen kommen, liegen ungefähr 30 bis 40 Meilen von Tsampaynago entfernt. Die Bergwerke sollen in einer sumpfigen Gegend liegen, und von hohen Bergen umgeben seyn. Die Bergleute sind meist Kathays oder Manipuris nebst einigen Chinesen und Schans. Momeit, dessen Lage zu bestimmen Buchanan so schwer fiel, liegt zwischen 20 und 30 Meilen nördlich von Mogout und Kyatpen, und 45 bis 50 Meilen östlich von Tagoung. Die Reisenden begannen jetzt durch die Kälte zu leiden.

Tagoung Meu (25° 50′ nördl. Breite), das sie am 5 Dec. erreichten, soll von einem König aus dem westlichen Indien erbaut worden seyn, dessen Nachkommen die Königreiche Prome, Pagan und Ava gründeten. Die Ruinen des Orts schienen dem Capitän Hannay Gebäude eines von den heutigen Birmanen verschiedenen Volkes zu enthalten. Ungefähr eine Meile südlich von Tagoung liegen die großen Ruinen von Pagan, die sich ausbreiten, so weit das Auge reicht, und hier fand der Capitän Abdrücke von hindu-buddhistischen Götzenbildern auf einer besondern backsteinartigen Composition (Terra Cotta), und mit Inschriften versehen, die ihm in irgend einer Abart der Devanagari-Charaktere abgefaßt zu seyn schienen. Die Birmanen an Ort und Stelle, und selbst ein bejahrter Priester, vermochten nicht, sie zu entziffern. Später wurden sie vom Obrist Burney einigen eingebornen Alterthumskundigen in der Hauptstadt vorgelegt, die sie ebenfalls nicht lesen konnten. Als man diese Götzenbilder nach Calcutta sandte, zeigte es sich, daß die Buchstaben dieselben waren, wie die auf dem zu Tirhut gefundenen Bilde Buddha's, und daß sie mithin dem Magadhi oder Pali-Dialekt angehörten. Die Inschrift ist eine buddhistische Formel und die Figuren sind Abbildungen von Gautama. Die Chroniken gedenken der Gründung von Tagoung durch Adhiradscha, König von Kapilawot, in Centralindien, lange vor dem Erscheinen von Gautama. Die Stadt ward im Jahr 1565 nach Christi von den Schans zerstört.

Auf dem linken Ufer des Flusses, zwischen Hengampo und Tagoung, sieht man besonders viel Teakholz und zu Kyundoung am jenseitigen Ufer wächst ebenfalls viel hochstämmiges Holz. Der Bazar dieses Orts enthält 50 Läden mit brittischen und einheimischen Waaren gefüllt. Auch drei chinesische Läden waren da. In den Straßen wimmelte es von Leuten aus dem Innern, unter denen sich auch mehrere Kadus befanden, ein von den Birmanen verschiedener Stamm, die auf einem Landstrich zwischen diesen und Mogaung zerstreut leben. Gelbe und rothe baumwollene Tücher aus brittischen Fabriken werden hier zu zwei Ticals das Stück verkauft, was den Preis zu Ava um ungefähr 100 Procent übersteigt.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

19 December 1837.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

5. Der Fhos oder die Banlieue Algiers. — Der Sahel. — Die Lager Mahelma und Duera.

Die nächſte Umgebung Algiers bis zur Entfernung von drei Stunden über die Mauern der Stadt führt den arabiſchen Namen Fhos, was ſo viel als Weichbild der Stadt bedeutet, und denjenigen Diſtrict in ſich ſchließt, über welchen früher die Gerichtsbarkeit des Kadi Maleki ſich erſtreckte. Der Fhos oder die Banlieue, wie die Franzoſen ihn nennen, iſt der nördliche Theil des Algierer Maſſifs, zwiſchen der Ebene Metitſchad und dem Meere, ein köſtliches Land voll mannichfaltiger maleriſcher Anſichten. Die Natur hat an dieſem Paradieſe ihre reizendſten Launen erſchöpft; die unbeſchreibliche Schönheit derſelben iſt in Europa bei weitem noch nicht hinlänglich bekannt und gewürdigt. Der Fhos iſt ein Hügelland, von breiten, tiefen Schluchten zerriſſen, deren kräftige Südvegetation die geſegnetſten Gegenden Spaniens und Italiens hinter ſich läßt. Es iſt dieſes das Geſtändniß aller Südeuropäer ſelbſt, was viel ſagen will, denn gewöhnlich glaubt man in der Fremde ſein Vaterland ſchöner. Die herrlichſten Gegenden, welche ich ſelbſt in Europa und in den übrigen Theilen Nordafrika's geſehen, halten keinen Vergleich aus mit der Algierer Landſchaft. Belida, am Fuße des Atlas, iſt fruchtbarer, aber das Panorama ſeiner Umgebung bei weitem nicht ſo mannichfaltig, nicht ſo wunderbar. Ich habe italieniſche Maler geſprochen, welche im Maimonat, der auch in Afrika der ſchönſte iſt, von dem Hügel des Kaiſerforts über die weite Gegend unter ihnen blickend, unaufhörlich mit Begeiſterung ausriefen: „non v'é niente di piu bello nel mondo!“ Dieſe Maler hatten Neapel und Sicilien bewohnt.

Eine Ordonnanz des Grafen Drouet d'Erlon vom April 1835 theilte den Fhos in neun Gemeinden. Dieſelben ſind:

1. pointe Pescade im Weſten Algiers, das ebene angebaute Meerufer bis zum Cap Caxines (von den Franzoſen pointe Pescade genannt) in ſich begreifend. Das große Hoſpital des Deygartens, das ſogenannte „Fort der Engländer“ und der Marabut (Grabmal) Sidi-Yuſſuf liegen in ſeinem Gebiete.

2. Budſcharea faßt die weſtliche Hügelkette in ſich, und hat ſeinen Namen von dem höchſten dieſer Hügel. Die Kirchhöfe der Chriſten, Mohammedaner und Juden befinden ſich in dieſer Gemeinde.

3. Dely-Ibrahim iſt das bekannte deutſche Coloniſtendorf und ſchließt überdieß noch den alten Kanton Beni-Meſſus ein.

4. Muſtapha begreift die öſtliche Hügelkette und die zwiſchen letzterer und dem Meere gelegene kleine Ebene. Es iſt der ſchönſte Theil der Landſchaft, bedeckt mit Orangengärten und prächtigen weißen Landhäuſern in mauriſchem Style. Das mauriſche Kaffeehaus Hamma, von den Franzoſen das Platanen-Kaffeehaus genannt, der jardin des essais und ein Quartier der leichten Cavallerie liegen in ſeinem Gebiete.

5. El-Biar iſt das Terrain zwiſchen dem Kaiſerfort, Dely-Ibrahim und Byr-Madreis.

6. Byr-Madreis beginnt öſtlich von El-Biar und endigt im Südweſten eine Stunde vor dem Lager Byr-Kadem.

7. Byr-Kadem iſt die bevölkertſte Gemeinde des Fhos. Im Centrum ſeines Terrains befindet ſich das Lager Byr-Kadem und an ſeiner weſtlichen Gränze das Lager Tixeraim. Beide Punkte ſind jetzt von geringer Wichtigkeit, da in dieſer Gegend längſt alle Feindſeligkeiten aufgehört haben.

8. Kadus. Das Terrain gränzt an Dely-Ibrahim, und iſt weniger fruchtbar als das der übrigen Gemeinden.

9. Kula zwiſchen Byr-Kadem und dem Fluſſe Aratſch, krönt alle Höhen, welche im Südoſten von Muſtapha-Paſcha ſich befinden. Das Terrain dieſer Gemeinde iſt in hohem Grade fruchtbar, leider aber auch zugleich das ungeſundeſte der Umgegend. Das feſte Lager Kula, auf dem höchſten Meereshügel, das Coloniſtendorf desſelben Namens und das prächtige Landgut Hauſch-Huſſein-Paſcha, jetzt Ferme modèle genannt, liegen auf dem Gebiete der Gemeinde Kuba.

Die Bevölkerung dieſer neun Gemeinden des Fhos beträgt nahe an 3000 Einwohner, worunter ungefähr die Hälfte Europäer ſind. Am 23 Mai errichtete der Graf Drouet d'Erlon fünf neue Gemeinden: Huſſein-Dey, Byr-Tuta, Deſchina, Duera und Maſſafran. Aber dieſe exiſtiren eigentlich nur dem Namen nach. Ihre europäiſche Bevölkerung iſt mit Ausnahme

der des Dörfchens Duera, welche faſt bloß aus Soldatenwirthen beſteht, gar nicht der Erwähnung werth, und die wenigen dort exiſtirenden Coloniſten bewohnen Einſiedeleien.

In jeder der Landgemeinden iſt ein franzöſiſcher Maire eingeſetzt, welcher zwei Adjuncten, einen Eingebornen und einen Europäer, an ſeiner Seite hat. Die Maires halten in ihrem Gebiete die Staatsregiſter, führen die ländliche Polizei, und üben faſt alle jene kleinen Functionen wie ungefähr in Frankreich aus. Dieſe Organiſation läßt den Eingebornen nicht hinlängliche Garantie. Ihr Adjunct, der nur eine berathende Stimme hat, kann den Maire nicht von einer ungerechten Maaßregel abhalten. Die Intereſſen der neuen Anſiedler aber ſind natürlicher Weiſe denen der alten Beſitzer zu ſehr entgegen, als daß nicht häufiger Streit zwiſchen Europäern und Mauren die Folge ſeyn ſollte. Häufig wurden gegen letztere ſchreiende Gewaltthätigkeiten geübt. Mehr als Eine mauriſche Familie kam durch die Wegnahme ihres Häuschens und Gartens zum Staatsbedürfniſſe um Obdach und Brod, und war genöthigt, ſich bettelnd in das Innere zurückzuziehen. Die Coloniſten Europa's in dem Fhos ſympathiſiren leider mit den mauriſchen Nachbarn wenig, und gegenſeitige Diebſtähle und Plackereien fallen nur allzu häufig vor.

(Fortſetzung folgt.)

Skizzen aus Südamerika.

4. Die Cordilleras oder das Andes-Gebirge.

(Schluß.)

So wie der Boden dieſer Gebirgsländer nach der verſchiedenen Lage und den klimatiſchen Verhältniſſen eine verſchiedene Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit zeigt, ſo bringt der Schoß dieſer Erde auch in ſtufenweiſer Folgerung die edlen und nützlichen Metalle hervor. So findet man das Gold, das auch im flachen Lande und in den niedern Betten der Flüſſe angetroffen wird, auf einer Höhe von 30 Faden über der Meeresfläche. Die ganze Provinz von Choco in der Republik Columbia iſt faſt ein zuſammenhängendes Goldbett. Etwas höher findet man Platina: über dieſem Metall das Silber. Dann folgt das Kupfer und endlich das Eiſen, welches letztere man beinahe bis zu den höchſten Spitzen der Cordilleras findet. Die Gipfel dieſer Berge haben durchgehends Lager von Steinſalz, das ſeine wäſſerigen Theile aber gewöhnlich unten am Fuß der Berge ausſickert, wogegen die heißen Mineralquellen ſelbſt auf den höchſten Gebirgsſpitzen zu Tage kommen.

Die trockene und die Regenzeit wechſeln in den Cordilleras zweimal jährlich ziemlich regelmäßig mit einander ab. Während der Monate März, April, Mai und Junius vergeht ſelten ein Tag ohne Regen, und der Himmel iſt ſtets bewölkt. Im Julius, Auguſt und September iſt es trocken und helles Wetter. Gegen den October beginnt nochmals die Regenzeit, worauf um Neujahr ſchöne Tage beginnen und bis in den März fortdauern. Man kennt in dieſem Gebirge keine ſtetigen, regelmäßig wehenden Winde. Die gewöhnlichſten ſind die Nordwinde, die Regen und ſchlechtes Wetter bringen, wogegen der Südwind ſchöne, heitere Tage verkündet.

Außer den vielen, in den Cordilleras entſpringenden Flüſſen und Bächen kommen bis zu den höchſten Spitzen unzählige Quellen zu Tage, die theils über Klippen theils über Sandlager niederſtrömen. Ihr eiskaltes und kryſtallhelles Waſſer iſt von den ſich darin befindenden Metallen und Mineralien ſtark geſchwängert, und erhält hiedurch Eigenſchaften, die auf die Geſundheit der Menſchen und Thiere ſehr nachtheilig einwirken können.

In ihrem ſchnellen, kräftigen Laufe führen dieſe Bergſtröme gewöhnlich eine Menge Metalltheile und auch Edelſteine, welche die Gewalt des Waſſers losgeſcheuert hat, mit ſich. Am meiſten findet man in ihnen Smaragde.

Auf allen Höhen dieſes Gebirges, ſelbſt in den Paramos, trifft man auf Seen, von denen einige eine anſehnliche Größe und eine noch unbekannte Tiefe haben. Die Tiefe des Sees von Titicaca beträgt, nach der Meſſung des ſpaniſchen Officiers Ladrillero, 580 Faden. Eine ſonderbare Erſcheinung iſt die von Zeit zu Zeit eintretende, mit der Unruhe des Meeres wetteifernde, ungeſtüme Bewegung dieſer Seen, ohne daß ein Sturm dazu beiträgt. Aus ihnen entſpringen viele Bäche, die ſich ſpäter zu bedeutenden Flüſſen vereinigen und dem Weltmeere zuſtrömen.

Das Gebirge der Cordilleras zählt mehr als fünfzig Vulcane. Obgleich keine näheren Beweiſe ſich vorfinden, daß auch der Chimboraſſo zu dieſen gehört haben mag, ſo deuten die vielen heißen Quellen, hauptſächlich an der Nordſeite des Berges, darauf hin, daß er vulcaniſche Grundſtoffe in ſeinem Innern enthält. Auch hat ſein Gipfel die kugelrunde Form, die gewöhnlich an Vulcanen wahrgenommen wird, und das Schmelzen des ſich dort oben erzeugenden Schnees dürfte den Beweis von der innern vulcaniſchen Wärme des Berges liefern.

Der Cavamba Urcu, auch Cavamburo genannt, iſt ein Vulcan, ebenfalls mit kuppelförmigem Gipfel und einem Krater, der ſeit langer Zeit aber keine Thätigkeit gezeigt hat. Früher befanden ſich an ſeinem Fuße bedeutende Goldminen. Von den vielen Flüſſen, die auf dieſem Berge entſpringen, ſind die bedeutendſten, der Emeraude, Mira und Maraſion. Südöſtlich von dem Cavamburo liegt der Vulcan Antiſana, nach dem Pariſer Annuaire von 1835, 5853 Metres hoch. Am Fuße desſelben, auf einer Höhe von 4101 Metres befindet ſich ein uraltes indianiſches Dörfchen, das der Zerſtörungswuth der einbrechenden, golddurſtigen Spanier entgangen iſt, obgleich es nur fünf Meilen von der Stadt Quito liegt.

Der Cotopari hat im Jahre 1533 durch ſeine vulcaniſche Eruption den Spaniern in ihren Eroberungen gute Dienſte geleiſtet, indem die Indianer unter ſich eine alte Prieſterweiſſagung bewahrten, nach welcher ſie von einem fremden Herrſcher unterworfen werden ſollten, wenn der Berg Cotopari Feuer ſpeien würde. Als dieß letztere geſchah, unterwarfen ſie ſich freiwillig, dem Fatum glaubend, den Spaniern. Die Spitze dieſes Berges, einem abgeſtumpften Kegel gleichend, mißt 5753 Metres über der Meeresfläche, und ſein Krater iſt in beſtän-

diger Arbeit, so daß besonders in der Nacht die glühende Feuersäule, die daraus emporsteigt, ein prachtvolles Schauspiel darbietet. Nach Humboldt und Bonpland beträgt der Durchmesser des Kraters 930 Metres, wogegen der des Vesuv nur 606 hat. Wegen seiner unausgesetzten, vulcanischen Thätigkeit ist der Cotopari der am meisten gefürchtete feuerspeiende Berg Süd-Amerika's, und mit Zittern und Beben gedenken die Einwohner von Quito noch stets an die schrecklichen Verwüstungen, die dieser Vulcan hervorgebracht. Nach der Angabe des Hrn. de la Condamine soll die Feuersäule, die im J. 1738 aus dem Krater aufstieg, über 900 Metres hoch gewesen seyn, und eine große Masse süßen Wassers, Schwefel, Eisensäure, und eine unbekannte Art von Fischen, die durch das unterirdische euer nur wenig versehrt waren, ausgeworfen haben. Eine ähnliche bedeutende Eruption fand 1743 statt, der schon fünf Tage früher ein unterirdisches Getöse und eine Erderschütterung voranging. Der Schrecken war allgemein; man wußte nicht wohin man fliehen sollte, da nicht zu berechnen war, wie weit die bevorstehende Verwüstung sich ausdehnen würde. Endlich begann der fürchterliche Ausbruch durch drei Krater, die sich auf dem Gipfel des Berges öffneten. Die riesenhaften Eismassen, die oben auf dem Gipfel lagerten, wurden durch die Feuerstoffe hoch in die Luft geschleudert und geschmolzen, und stürzten dann als wüthende Ströme den Berg hinab, wodurch vier Meilen rund umher alles überschwemmt, Aecker und Felder verwüstet, Häuser weggespült, und Menschen und Thiere ertränkt wurden. Die Flüsse, in welche sich diese Schneefluth ergoß, wurden durch die Menge der Bäume und anderer Gegenstände in ihrem Laufe gehemmt und traten aus ihren Ufern, Alles verheerend. Drei Tage lang dauerte der Ausbruch mit gleicher Gewalt fort. Die Erderschütterungen nahmen zu, das Wasser schwoll immer höher, und wo dieses nicht hingelangte, wütheten vernichtend die feurigen Lavaströme. Die Bewohner Quito's und anderer naheliegenden Städte sahen ihrem Verderben entgegen, als plötzlich am fünften Tage die Feuersäule bis auf den letzten Funken verschwand, und wenige Stunden darauf auch nicht einmal mehr Rauch aus dem Krater aufstieg. — Im Mai 1775 öffnete sich das unterirdische Feuer in der Seitenwand des Berges drei Auswege, und ununterbrochen bis zum November desselben Jahres brachen die Flammen daraus hervor. Der Auswurf von glühenden Steinen, Asche und Lava war so bedeutend, daß die am Cotopari entspringenden Flüsse Napo, Alagues und Cotuche, und der Maraßon, in den sie sich ergießen, durch den hineingefallenen Aschenregen gleichsam in Sumpfpfühen verwandelt wurden. Hundert Leguas, d. h. 75 deutsche Seemeilen abwärts war der Strom noch schlammig und trübe, und führte eine Menge menschlicher Leichname, todtes Vieh und andere Gegenstände mit sich. — Bei der Eruption dieses Berges im Jahre 1786 hielt der dicht wirbelnde Aschenregen so lange an, daß für eine große Strecke der Umgegend von Quito wirklich das Licht der Sonne und des Mondes verfinstert ward. Ja man erzählt sogar, daß selbst am Tage die Leute in Quito mit Laternen auf der Straße gegangen sind. — Im Jahre 1803 zeigte der Cotopari ein anderes Schauspiel. Man sah nämlich am Abende den Berg, wie gewöhnlich, von dem Gipfel bis auf 4000 Fuß abwärts ganz mit Schnee bedeckt; den folgenden Morgen bei Sonnenaufgang war derselbe gänzlich verschwunden und der Berg stand mit seinen nackten Felswänden da. In dieser einzigen Nacht hatte das innere Feuer die gewaltigen Felsmassen dermaßen durchglüht, daß die dicken Schneefelder geschmolzen waren und nun als ungeheure Bergströme hinabstürzten, selbst große Felsstücke mit sich fortreißend und auf ihrem Wege überall Verderben und Entsetzen verbreitend.

Die Provinz Quito wird überdem noch durch mehr Unglück dieser Art bedroht, indem auch der Vulcan Pichincha, an dessen südöstlichem Fuß die Stadt gleiches Namens liegt, schon öfter bedeutende Verwüstungen anrichtete. — Im Jahr 1690 bedrohte er die Stadt Quito mit ähnlichem Schicksal, wie Pompeji erfuhr, indem die Straßen von dem Aschenregen schon 3 bis 4 Fuß bedeckt waren. — Ein Nachbarberg des Chimborasso ist der Carguaraso. Noch lebt im Munde der Bewohner der Städte Hembato, Riobamba und anderer nahe liegender Dörfer die Kunde des Unglücks, das der Ausbruch dieses Vulcans im J. 1698 über das Land verbreitete und den Tod vieler tausend Menschen herbeiführte. Hr. v. Humboldt, der sich bei einer der neuesten Eruptionen des Cotopari zu Guayaquil, also 75 deutsche Meilen von dem Berge entfernt befand, erzählt, daß er bei dieser Gelegenheit einen Schall hörte und das Gefühl empfand, als ob einige Batterien schweren Geschützes gelöst würden.

Höhe der Nordlichter.

Hr. Alexander Twining hat im American Journal höchst interessante Beobachtungen über einige optische Erscheinungen, und namentlich über gewisse Nordlichter bekannt gemacht, welche zu erläutern suchen, bis zu welcher Höhe das Nordlicht in der Atmosphäre sich erzeugen könne, und ob es nicht zuweilen oberhalb der Gränzen derselben eintrete. Bekanntlich haben die während der Reise des Capitän Franklin angestellten Beobachtungen diesem Phänomen eine Höhe von nur 7 oder 8 englischen Meilen zugestanden; Dalton dagegen hat die höchste Spitze des Bogens eines zu gleicher Zeit zu Manchester und zu Edinburgh beobachteten Nordlichts auf ungefähr 100 Meilen geschätzt. Drei von Hrn. Twining angestellte Beobachtungen scheinen die Meinung Daltons zu bestätigen, nämlich: daß sich die Nordlichter, wo nicht in einem ganz leeren Raum, so doch in weit über die Atmosphäre hinausreichenden Höhen erzeugen. Am 10 December 1835 beobachtete Hr. Twining, als er sich zu New-Britain, 26 Meilen von New-Haven, befand, mehr als eine Stunde lang ein Nordlicht von ganz eigener Art. Das Nordlicht, das anfangs wie eine leuchtende Wolke aussah, befand sich ungefähr 25° gegen Osten, in einer mittleren Höhe von 11°. Diese Höhe variirte während der ganzen Zeit der Beobachtung nur bis auf 9°, obschon während derselben Zeit sich die Wolke um mehr als 20° gegen Westen wendete. Als Hr. Twining am folgenden Morgen nach New-Haven kam, erfuhr er, daß dasselbe Phänomen von mehreren Personen beobachtet worden sey. An beiden Orten hatte die Distanz des untern Randes der leuchtenden Wolke von einem bestimmten Stern dieselbe geschienen, was auf den Mangel einer Parallaxe deutet, die beträcht-

lich genug wäre, um bei dieser Art von Beobachtungen in Anschlag gebracht zu werden. Die von andern Beobachtern erhaltenen Resultate lassen eine Parallaxe von drei Graden annehmen. In diesem Fall, die Höhe der leuchtenden Wolke von der Station New-Britain aus gesehen und auf 190½ geschätzt, findet Hr. Twine, daß ihre Entfernung von New-Haven in gerader Linie 141 Meilen und ihre Höhe über der Erde 42⅔ Meilen betragen habe. Diese Höhe ist die geringste, die man dem Phänomen zugestehen könnte. Vorausgesetzt, daß die Beobachtungen frei von Irrungen seyen, müsse man, wie Hr. Twine bemerkt, die Höhe noch drei- oder viermal bedeutender annehmen. Zwei andere Beobachtungen haben, die eine eine Höhe von 144, und die andere von 160 Meilen gegeben.

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

(Fortsetzung.)

Bis hierher machte sich keine Abnahme in dem Wasserstand des Irawaddi bemerkbar, und er war immer noch ausreichend für große Boote, woraus sich schließen ließ, daß alle die Hauptflüsse, welche den Irawaddi speisen, weiter gegen Norden liegen mußten, und von der Expedition noch nicht erreicht worden waren. Der erste von einiger Bedeutung war der Schueli Khyoung, der am linken Ufer in den Irawaddi einmündet, und dessen nördlicher Arm von der chinesischen Gränzstadt Santa-Ju, von den Birmanen Mola Santa genannt, ein südlicher aber von Momeit herkommt, wo sich die berühmten, bereits angeführten Rubinengruben befinden. Die Vereinigung dieser beiden Flüsse findet bei dem Dorfe Laha, ungefähr 40 Meilen vom Irawaddi, statt. Keiner der beiden Arme kann von einiger Bedeutung seyn, denn Capitän Hannay bemerkt, daß am Vereinigungspunkte mit dem Irawaddi der Schueli nicht breiter als 500 Schritte sey, und daß er nur wenig Wasser gehabt habe, ein hinlänglicher Beweis, daß dieser Fluß mit dem Tsanpo von Tübet in keiner Verbindung stehen kann.

Am 15 December erreichten die Reisenden Katha, eine Stadt von 400 Häusern auf dem rechten Ufer, deren Bevölkerung sich durch große Karawanen aus dem Innern, die hieher gekommen waren, um zu fischen und Handel zu treiben, sehr vermehrt hatte. Selbst in diesem entlegenen Orte fand sich eine ziemliche Auswahl von brittischen Manufacturwaaren. Ein Kyoung, oder Kloster — ein großes hölzernes, mit schönem Schnitzwerk bedecktes Gebäude — ist eine der größten Merkwürdigkeiten des Orts. Der Fluß wird hier von hohen Ufern eingedämmt, und ist sehr tief.

Zu Kyouk-Gyih, das die Reisenden am 17 erreichten, liefen sie glücklich in die große Krümmung des Irawaddi ein, die schon früher auf allen Karten des Flusses bezeichnet worden war, und in Ermangelung genauerer Nachweisung als ein den Birmanen und Schans im Ganzen genommen wohl bekannter Gränzpunkt galt. Hier befindet sich eine Felsenbank, über welche der Fluß so reißend hinströmt, daß die Fahrt während der Regenzeit hier sehr gefährlich wird. Der Felsen besteht aus Serpentinstein und der Sand, der sich dazwischen ansammelt, scheint eine Mischung aus kleinen Granaten und Eisensand zu seyn. Das rechte Ufer des Flusses besteht bis auf zwei Meilen unterhalb Kyouk-Gyih aus kleinen, runden Steinen und Sand, aus dem, wie dem Capitän versichert wurde, die Eingebornen Gold waschen.

Capitän Hannay erfuhr auch jenseits der heilig gehaltenen Demarcationslinie die freundlichste und höflichste Behandlung von Seite der birmanischen Behörden: Häuser wurden zu seiner Bequemlichkeit auf den verschiedenen Stationen errichtet, die den für den Gouverneur von Mogaung in nichts nachstanden. Dabei erhielten er und seine Begleiter täglich Geschenke an Lebensmitteln, und die Abendstunden wurden durch Banden von Sängern und Tänzern verkürzt, deren sich fast in jeder Stadt befinden. Zu Kyouk-Gyih zeichnete sich der Wun von Munyen besonders durch Gastfreundschaft aus. Das Haus dieses liberalen Mannes wird als eine außerordentlich bequem eingerichtete und besonders reinliche Wohnung geschildert, mit der ein sehr geschmackvoller Garten verbunden war. Außer einer kostbaren birmanischen Einrichtung fand sich auch eine schöne Sammlung von Feuergewehren vor.

Die Reisenden näherten sich jetzt Bamo, dessen Nähe eine Menge von Dörfern verkündete. Von Schuegu Myu bis nach Balet, eine Entfernung von drei Meilen, schienen die Häuser sich in einer ununterbrochenen Reihe auszudehnen, und Kywundo, der Name einer berühmten Insel im Fluß, auf der hundert Pagoden sich erheben, ist sehr bequem zwischen beiden Städten gelegen, da die Bewohner zu gewissen Zeiten des Jahrs hier ihre Hauptfeste zu feiern pflegen. In der Nähe dieser Stelle befindet sich der Eingang zu dem zweiten Kyout-Dwen, oder Engpaß, dessen Scenerie als höchst imposant geschildert wird. Der Fluß geht gerade durch die Berge, die zu beiden Seiten senkrecht gegen 100 Fuß hoch emporsteigen; sie bestehen aus unregelmäßig und seltsam gebildeten Felsen, auf denen Bäume genug stehen, um den Anblick um so überraschender zu machen. Ein Theil der Kette am rechten Ufer steigt glatt wie eine Wand bis zu 500 Fuß hoch empor, und bildet einen schauerlichen Absturz. Dieser Paß erstreckt sich vier Meilen weit, und die Berge, die ihn bilden, bestehen durchaus aus Fels. Der obere Theil von ihnen schien Sandstein, auf einer Unterlage von blauem, mit Adern von schönem weißem Marmor gemischten Kalk ruhend, zu seyn, und an einer Stelle sah der Capitän große compacte Massen blätterigen Urkalks mit großen Stücken Kalkspath untermengt.

Kountoung, das die Mission am 20 erreichte, soll gegen 200 Häuser zählen, und ist bekannt durch die tapfere Vertheidigung seiner Besatzung gegen eine große Uebermacht chinesischer Truppen, während des letzten Kriegs der beiden Nationen. Ein Graben umgibt die Stadt, und die Ruinen einer Redoute von Backsteinen mit Schießscharten, die eine Pagode umgeben, sind noch sichtbar. Die Stadt wird durch Pallisaden von Bambus gegen die Einfälle der Kakhyers geschützt — ein Stamm, der die Berge gegen Osten bewohnt, und ein ganz wildes Aussehen hat. Lange Gesichter mit ganz geraden Nasen, ein höchst unangenehmer Zug um die Augen und die starren über die Stirn bis zu den Augenbraunen herabhängenden Haare verleihen, wie der Capitän sagt, diesen Leuten ein höchst widerwärtiges Aussehen. Obschon von Schans, Birmanen und Chinesen umgeben, unterscheiden sie sich von diesen doch so sehr, daß sich durchaus keine Vermuthung aufstellen läßt, woher sie wohl stammen mögen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

20 December 1837.

Skizzen aus Tſcherkeſſien.

(Aus Spencers: Travels in Circassia, Crim Tartary etc.)

Häusliches Leben.

Hr. Spencer zog ins Land hinein, um dem Häuptling, an den er adreſſirt war, einen Beſuch zu machen, hörte aber bald, dieſer ſey nebſt ſeinen Söhnen abweſend auf einer allgemeinen Verſammlung der verbündeten Fürſten, ſein Schweſterſohn jedoch werde ſie mit Vergnügen empfangen. Sie kamen auf ihrem weitern Zuge durch ein ſorgfältig angebautes und dicht bewohntes Thal, in welchem aber die Hütten durch das dichte Blätterwerk verſteckt waren, um der Beobachtung des Feindes zu entgehen. Sie ſind meiſt nur aus Hürden und Lehm gebaut, und werden, wenn der Feind ſich nähert, leichten Muths in Brand geſteckt, da das Wiederaufrichten nur wenige Tage Zeit erfordert.

Der Häuptling, welcher nur den zweiten Rang unter den tſcherkeſſiſchen Großen einnahm, empfing ſie mit großer Höflichkeit, und führte ſie in das zur Aufnahme der Fremden in Bereitſchaft gehaltene Zimmer. „Hier nahm mir — ſo erzählt Hr. Spencer weiter — „der Knappe meines Gaſtwirthes alle meine Waffen mit Ausnahme des Dolches ab, und hing ſie an den Mauern des Zimmers auf, die ſchon mit einer ungeheuern Zahl von Flinten, Piſtolen, Säbeln, Dolchen, Bogen und Pfeilen und einigen Panzerhemden behangen waren, Alles in der ſchönſten Ordnung und reich geſchmückt mit Gold, Silber und koſtbaren Steinen. Das Zimmer unterſchied ſich in der Ausrüſtung wenig von denen der Türken. Den Boden bedeckte ein Teppich von glänzenden Farben; ein mit Haaren ausgeſtopfter Divan von rothem Leder lief an den Wänden umher, und mehrere kleine Täfelchen mit Verſen aus dem Koran in arabiſcher Sprache hingen an den Wänden. Hieraus ſchloß ich, daß mein Gaſtwirth ſich zum Islam bekenne, was mich veranlaßte, ihm meinen Ferman zu zeigen, den er als ein wahrer Gläubiger mit tiefer Verehrung küßte, und mich augenſcheinlich mit hoher Achtung betrachtete, als den Beſitzer eines Documents, an welches das geiſtliche Oberhaupt aller Moslems ſein Siegel befeſtigt habe. Seine Kenntniß der türkiſchen Sprache beſchränkte ſich indeß auf wenige Phraſen, und ſeine Begriffe vom Islam waren ſehr vag und unvollkommen. Unſere Erfriſchungen wurden auf türkiſche Weiſe aufgetragen, und beſtanden aus einer Menge Platten auf kleinen, runden, ungefähr einen halben Fuß hohen Tiſchen; es waren ihrer wenigſtens zwölf bis fünfzehn. Während des Eſſens warteten uns außer unſerm Gaſtwirth ſelbſt mehrere weibliche Sklaven auf. Das Getränk war eine Art Meth, und die Buza der Tataren, die aus Hirſe bereitet iſt, und im Geſchmack ziemlich dem Dünnbier gleicht. Das Brod war aus Weizen und Mais bereitet, hatte aber einen vortrefflichen Geſchmack, und in dem Pillau, der nicht zu verachten war, bildete Buchweizen ein gutes Erſatzmittel für Reis."

Nach der Mahlzeit wurde ein Spaziergang in die nächſte Umgebung vorgenommen, und der Anblick, der ſich hier bot, war äußerſt charakteriſtiſch. „Die verſchiedenen nebeneinanderſtehenden Wohnungen meines Wirthes, die einem kleinen Dorfe glichen, lagen angenehm an dem Abhang eines Hügels gegen einen Bach zu, und waren von wohl abgetheilten Gärten, Wieſen und Kornfeldern umgeben. Ich bewunderte die verſtändige Art, wie die Scheunen erbaut ſind, nämlich auf kurzen Steinpfeilern, auf denen wenige Fuß vom Boden ein großer, runder, in der Mitte ausgehöhlter Stein liegt, wodurch das Korn nicht nur vor Feuchtigkeit, ſondern auch vor Ungeziefer jeder Art bewahrt wird. In dieſem Hirtenlande beſteht, wie bei den Patriarchen des Alterthums, der Reichthum aus Schaf- und Rinderheerden, ſo wie aus ihren Weibern und Kindern. Die meines Gaſtwirthes Gatkhe Atiokhai waren zahlreich und ausgezeichnet ſchön, namentlich die Pferde, auf deren Zucht die Tſcherkeſſen große Aufmerkſamkeit wenden, weßhalb ſie auch in der Türkei und in Rußland ſehr geſchätzt ſind; die Zeichen, die dem Vieh aufgebrannt waren, ſchienen mir den griechiſchen Buchſtaben zu gleichen.

„Während unſeres Spaziergangs durch das Beſitzthum meines Gaſtwirthes ſahen wir deſſen Weiber und Kinder nebſt ihren Sklaven mit Ackerbauarbeiten beſchäftigt oder die Heerden hütend. Einige ſchnitten Frucht, andere melken die Kühe, und eine ſchöne Prinzeſſin mit amazonenartigen Kräften ſtellte einen ſichern Zaun mit Hülfe eines Beils wieder her. Unter den Kindern war ein ſchön gelockter Knabe von ausnehmend gutem

Aussehen und ein Mädchen von 8 oder 9 Jahren, welche die Liebe ihres Vaters in besonders hohem Grade zu besitzen schienen. Ich wollte gerade die Schönheit der Kinder loben, als mich glücklicher Weise der mich begleitende Schiffscapitän davon abhielt; denn während man in Europa das Herz der Eltern gewinnen kann, wenn man ihre Kinder lobt, wird man hier wegen desselben Complimente beschuldigt, daß man den schlimmen Einfluß des „bösen Auges" über sie verhängen wolle.

„Die kleinen Kegel führten nicht unangemessene Namen, wie „Löwenblick," „Rehschnelle" u. dgl., denn der eine spielte mit den halbwilden Pferden, als wären es Ziegen, während die schöne junge Prinzessin die größte Gewandtheit zeigte, die ihrer Obhut untergebenen widerstrebenden Ziegen, Kühe und Büffel nach dem Wasser zu treiben.

„Die Frauen der Tscherkessen sind nicht, wie in andern Theilen des Orients, gänzlich auf das Harem beschränkt, noch überhaupt genöthigt ihre Züge vor dem Blick der Fremden durch den Schleier zu verbergen, den sie außer dem Hause mehr als einen Schutz gegen die Sonne, innerhalb desselben als einen zierlichen Kopfputz benützen. Die Frauen meines Wirthes trugen eine Art weißen Gewandes aus Kamel- oder Ziegenhaaren, das ihre ganze Gestalt einhüllte; hiezu kam noch ein Musselinschleier, und man kann sich kaum vorstellen, wie malerisch dieß, von ferne gesehen, sich ausnahm. Das Heiligthum, in welchem Frauen und Kinder wohnten, war von einem höheren Zaun eingeschlossen, und noch überdieß durch das dichte Blätterwerk einer Baumgruppe völlig dem Anblick entzogen. Hier befanden sich auch die Schuppen für das Vieh. Die übrigen Hütten waren theils besonders für die Aufnahme von Fremden eingerichtet, theils von der Dienerschaft des Häuptlings bewohnt. Es mochten ihrer im Ganzen sechs oder sieben seyn, alle aus Hürden aufgeführt, innen wie außen mit Lehm beworfen und zierlich mit Rohr und Maisblättern gedeckt. Jede Hütte enthält zwei Zimmer: das eine mit einer großen Feuerstelle in der Mitte war zum Kochen und andern häuslichen Beschäftigungen hergerichtet, das andere war Wohn- und Schlafzimmer zugleich. Eine Matte von mannichfachen Farben deckte den Boden, ein Divan lief an drei Seiten umher, und außer einigen kleinen, ungefähr fußhohen Tischchen und einer Art Commode war kein Ameublement im Zimmer, wenn man nicht etwa die Sättel, Zügel, Pferdedecken und Waffen dazu rechnen will, die an den Wänden herum hingen. Die Hütten der Frauen des Häuptlings und ihrer Sklaven waren auf gleiche Weise ausgerüstet, nur hatten sie noch, wahrscheinlich zur Ausschmückung, einige Gestelle, welche mit Glaswerk, chinesischem Porcellan und glänzenden Küchengeschirren aus Erz, Kupfer und Thon, wie es scheint mehr zur Zierde als zum Gebrauch, angefüllt waren. Auch hingen im Zimmer an ausgespannten Schnüren verschiedene Gegenstände weiblicher Industrie umher, als gestickte Tisch- und Handtücher, Schleier und kostbare von Gold und Silber glänzende Kleider."

Die kleine Verandah ist bei schönem Wetter der allgemeine Sammelplatz: hier werden Besuche bewirthet, hier trägt der Erzähler seine alten Sagen vor, und der Barde singt die Heldenlieder seiner Nation, in denen ihre Annalen enthalten sind, und hier raucht der Gastwirth, wenn er bei Jahren ist, seinen Tschibuk, und schlürft seinen Kaffee unter seinen Weibern und Kindern, oder nimmt seine Siesta. Jungen Männern oder Leuten im mittlern Alter gestattet die Sitte in Tscherkessien nicht, ihre Frauen anders als verstohlen und bei Nacht zu sehen, und es ergibt sich manchmal, daß eine Frau durchs Fenster entspringt, wenn ihr Ehemann zufälliger Weise ins Zimmer tritt, wo sie mit seinen Freunden sich befindet.

Skizzen aus Algiers Umgegend.

5. Der Fhos oder die Banlieue Algiers. — Der Sahel. — Die Lager Mahelma und Duera.

(Fortsetzung.)

Es existirt zu Algier ein Kaid-el-fhos, der eine Art von Gendarmerie-Officier ist, und die Feldwächter oder maurischen Landgendarmen unter seinem Commando hat. Jede Gemeinde hat einen solchen Feldwächter, dem die Eingebornen den Titel Scheikh geben. Ihr Amt ist, zu verschiedenen Tagesstunden die Runde in der Gemeinde zu machen. Sie erhalten nur 90 Centimes täglich, aber ungeachtet dieses kärglichen Soldes gibt es für diese Aemter immer eine Masse von Candidaten, arme Teufel, die zu stolz, zu schwach oder zu träge zur Taglöhnerarbeit sind, und deren geringes Eigenthum nicht mehr wie zur wohlfeilen Zeit der Dey-Herrschaft hinreicht, eine Familie von den Einkünften zu ernähren.

Der Fhos ist eben so vollkommen unterworfen, wie die Stadt selbst. Man kann dort auch ohne Waffen mit aller Sicherheit spazieren gehen, obwohl man in den einsamen Schluchten oft in weiter Runde kein menschliches Wesen sieht. Die maurischen Bewohner des Fhos bilden einen friedlichen, sanften, liebenswürdigen Menschenschlag, thun Niemanden das geringste Leid, und sind froh, wenn man sie in Ruhe läßt. Der Jäger, der ihre Felder zertritt, der durstige Spaziergeher, der in ihren Gärten Granatäpfel oder Melonen pflückt, hört von dem Eigenthümer nie einen Vorwurf. Im Gegentheil wurde ich, wenn ich während meiner Streifpartien nach den entlegenen Landgütern mich verirrte, von dem maurischen Pflanzer öfters freundlich angerufen, „ich möge doch bei ihm einkehren, und Feigen oder Melonen essen." Ein uralter, ehrwürdiger Maure in der Gemeinde Kuba begegnete mir häufig auf den einsamen Fußwegen dieser Gemeinde. Immer hielt er, sobald er mich gewahr wurde, sein Eselein still, und reichte mir mit freundlichstem Gruße seine Tabaksdose. Ich habe diese sanften patriarchalischen Mauren, deren edle Züge die Milde und Ruhe einer schönen Seele ausdrücken, während meines Aufenthaltes in der Berberei sehr liebgewonnen. Sie sind den maurischen Städtebewohnern bei weitem vorzuziehen. Letztere, welche größtentheils Handel treiben, sind verdorbener und verschmitzter Natur. Die maurischen Pflanzer verstehen sich besonders auf die Zucht der edlen Fruchtbäume; ihre Orangen, Granatäpfel und Melonen suchen vielleicht ihres Gleichen in der Welt. Sie ziehen auch den Weinstock mit großer Kunst und lieben den

Genuß der Traube. Man sieht in diesem Lande Weinstöcke, deren Stamm den Eichen an Dicke wenig nachsteht, und die oft Trauben von 5 bis 6 Pfund tragen. Vor Allem aber ist der Orangenbaum die den Eingebornen theuerste Pflanze. Die Mauren behaupten, sie besäßen in der Zucht derselben Geheimnisse, welche der Europäer nicht kenne, und in der That bemerkt man in den Gärten dieser letztern, daß die Orangenbäume von Jahr zu Jahr schlechtere Ernten geben. In der Pflege des Oelbaums hingegen sind die Franzosen den Eingebornen überlegen; das Oel dieser letztern ist von schlechtester Qualität.

Die europäische Bevölkerung des Fhos besteht aus Franzosen, Spaniern und Deutschen. Die Franzosen haben ihre Grundstücke hauptsächlich in den Gemeinden Mustapha und Budscharea, welche der Stadt zunächst liegen. Viele hohe Militärs und Beamte haben gleich in dem ersten Jahre der Eroberung die schönsten Gärten um Spottpreise gekauft. Die herrlichsten Landhäuser, an Größe und Schönheit Palästen gleich, wurden von den ausgetriebenen Türken und Mauren dem ersten Speculanten zugeschlagen. Mancher jener Unglücklichen hat nie einen Liard für sein verkauftes Besitzthum bekommen, welches dem heutigen Eigenthümer vielleicht 1000 Franken Renten trägt. Einige dieser prächtigen Landgüter sind durch ein Duzend Hände gegangen, ein Besitzer verkaufte es wieder einem andern, immer um einen höhern Preis, und stets fanden sich neue Kaufliebhaber, die, in der Meinung, endlich sey der Zeitpunkt einer Einwanderung aus Europa in Masse ganz nahe, die Preise der nächstgelegenen Grundstücke auf eine übertriebene Höhe steigerten. Andere ergaben sich dem Vandalismus aus Speculation, ließen alles Holz, Eisenwerk, Porcellan und die Marmorsäulen von dem Gebäude ausbrechen, verkauften es im Einzelnen und boten dann die halbzertrümmerten Häuser den europäischen Colonisten zum Kauf an. Letztere aber, welche den übertriebenen Forderungen der Speculanten nicht Genüge leisten konnten, zogen vor, in den entferntern Gegenden des Fhos sich anzusiedeln, und wenn sie kein Haus zum Kaufe fanden, sich selbst eine Strohhütte zu bauen. Eine Menge der schönsten Landhäuser auf Budscharea und Mustapha steht jetzt verlassen und halb in Ruinen, während die einst so herrlichen Gärten eine Wildniß von hohem Unkraut und Gestrüpp geworden sind. Dennoch wollen die hartnäckigen Speculanten ihre Preise nicht mäßigen, und ziehen vor, ihr Besitzthum völlig vermittern zu lassen, immer mit der habgierigen Wucheridee im Kopfe, daß doch endlich einmal der Moment einer großen Colonisation und mit ihr eine Steigerung der Preise kommen müsse. Diese Thoren begreifen durchaus nicht, daß gerade sie das große Hinderniß der Colonisation sind. Die aus Europa eingewanderten Bauern sind arme Teufel, welche den Geldburst jener Blutegel nicht befriedigen können, und die Capitalisten hüten sich, Culturversuche anzustellen, da, wo die Theurung der Grundstücke ihnen keinen Gewinn für ihre Unternehmungen verspricht. Diesem Uebel wäre nur vorzubeugen, wenn die Regierung auf alle unbebauten Ländereien eine mäßige Steuer legen würde. Dann wären jene wuchernden Eigenthümer, die nicht colonisiren, sondern durch den Ruin der Bauern sich bereichern wollen, doch am Ende zum Verkauf gezwungen. Andere hohe Armeeofficiere und Beamte lassen ihre Gärten durch Kabylen oder auch durch europäische Taglöhner in ziemlich gutem Stand erhalten. Die Generale und Obristen finden ein wohlfeiles Mittel durch Benützung ihrer Soldaten. Vorzüglich schön sind die Landhäuser sämmtlicher Consuln der auswärtigen Mächte, von denen die meisten seit langen Jahren schon prächtige Landhäuser besaßen. Die Landgüter des englischen und des dänischen Consuls zeichnen sich vor allen andern durch die blühende Schönheit ihrer Anlagen und den orientalischen Geschmack ihrer Gartenhäuser aus. Der dänische Consul ist mit einer Maurin verheurathet. Sein Landgebäude, welches den höchsten Hügel der Gemeinde Mustapha krönt, wimmelt von schwarzen Sklaven und Sklavinnen. Seine Gärtner und Hirten sind Kabylen. Das Quartier von Budscharea, obwohl eben so nahe an der Stadt als Mustapha, ist viel stiller und einsamer, und seine Landhäuser, hinter grünen Bergschluchten versteckt, zeigen bei weitem kein so zauberisches Gemälde. Das Geroll der Wagen wird da noch nicht gehört, dafür singen aber die Vögel noch ungestört auf den Palmen und Cypressen. Es führt durch Budscharea keine Fahrstraße, sondern enge Wege, die nur von Lastthieren und Fußgängern betreten werden können. Hätte ich unter allen Gemeinden des Fhos meinen Aufenthalt zu wählen, ich würde am liebsten Budscharea bewohnen. Seine Vegetation steht an kräftiger Schönheit keiner der übrigen nach. Hohe schattige Bäume, Bergbäche, Wiesen voll Blumenschimmer, Quellengemurmel und Vogelgetriller unter dem schönsten Himmelsblau machen diese Landschaft zum wahren Eden [redacted] müssen den Reiz des traulichen Friedens jener [redacted] wohl empfunden haben, weil sie dorthin ihre [redacted] versetzten. Sie wollten sich demnach diesen schönsten Theil der Landschaft als ihre künftige ewige Residenz vorbehalten; darum siedelten sich dort so wenig Lebende an. Die meisten dortigen Landhäuser sind verlassen und der nächtliche Wohnort des Schakals, welcher, traurig winselnd, auf den Gräbern scharrt. Budscharea ist die Gemeinde der Todten.

Eine einzelne Schilderung aller neun Quartiere des Fhos würde mich zu weit führen. Ich spreche daher bloß von den wichtigsten. Dely-Ibrahim mit seinem deutschen Colonistendorfe gränzt an die große Landstraße zwischen Algier und Bussarik. Sein Terrain, obwohl ebenfalls fruchtbar, ist keines der vorzüglichsten des Landes. Denn nur da, wo es Bäche und Quellen im Ueberfluß gibt, erreicht die Vegetation in der Berberei jene grüne Ueppigkeit, jene zauberische Blüthenpracht, von welcher man in Europa sich keine Vorstellung macht. Das Dorf Dely-Ibrahim leidet im Sommer großen Mangel an Wasser. Die Bewohner müssen es eine halbe Stunde vom Orte holen, und vergebens baten sie seit vier Jahren um die Bohrung eines artesischen Brunnens, oder um Wasserleitungen. Man wollte für dieses Culturetablissement eine militärische Position wählen, und dieser Rücksicht wurden alle übrigen geopfert. Dicht an dem Dorfe erhebt sich ein isolirter Hügel, auf welchem eine feste Caserne erbaut ist. Die Besatzung besteht aus Zuaven. Seitdem aber die Vorposten bis weit in die Ebene Me-

titschad vorgeschoben worden, seitdem zu Buffarik, Duera und Mahelma Lager errichtet sind, ist die militärische Position von Ibrahim völlig unnöthig geworden. Vergebens aber bereut man es jetzt, das erste Colonistendorf auf dem unfruchtbarsten Fleck der Landschaft erbaut zu haben. Bei meiner ersten Reise nach Algier im Jahr 1831 traf ich zu Ibrahim nur Hütten von Holz und Stroh, jetzt ist ein großer Theil der Häuschen von Stein, und fast alle diese deutschen Auswanderer sind ziemlich bequem logirt, unendlich besser als die Kabylen und Araber in ihren Duars, und wenigstens eben so gut als die Bauern auf dem bayerischen Donau-Ufer. Freilich darf man, wenn man Ibrahim zum erstenmale sieht, die schönen Dörfer in den gesegnetsten Gegenden Frankreichs und Deutschlands nicht zum Vergleich sich denken. Wie sollte auch in fünf Jahren schon ein glänzender Zustand für jene Auswanderer in einem Lande möglich seyn, wo Alles zu erschaffen ist, und wo der Krieg noch keine Woche aufgehört hat! Einige neuere deutsche Reisebeschreiber haben dieses durchaus nicht berücksichtigt, sondern schrieben, dem ersten oberflächlichen Eindrucke gehorchend, über die Lage der deutschen Colonisten in Afrika die absurdesten Dinge in die Welt hinaus.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

(Fortsetzung.)

Die [redacted] erreichte die wichtige Stadt Bamo am 21 [redacted] zwischen den beiden Wans von Mogaung und Bamo — [redacted] der letztere im Range niedriger stand — eine Art Eifersucht herrschte, so setzte der erstere seine Reise am 22 schon wieder fort, was den Oyra nöthigte, seine Nachforschungen bis zu seiner Rückkehr im April zu verschieben, wo er die Bewohner mittheilender zu finden hoffte, als sie dieß in Gegenwart des Wans von Mogaung zu seyn wagten. Die widersprechenden Angaben der Eingebornen, hinsichtlich der Lage von Bamo — Einige sagten, es liege am Ufer des Irawaddi, Andere behaupteten, es sey am linken Ufer eines kleinen Flusses gelegen, der sich etwa eine Meile oberhalb der Stadt in den Irawaddi ergießt — sind durch den Capitän Hannay genügend gelöst. Die neue Stadt ist nämlich am linken Ufer des Irawaddi erbaut worden, und zwar wegen der Wasserverbindung mit Ava; die alte Schanstadt Mammo, oder Bamo, aber liegt 2 Tagereisen am Fluß Tapon aufwärts, der ungefähr eine Meile oberhalb der neuen Stadt Bamo, oder Zitthit-zeit, d. h. „Neuen Marktes Landungsplatz," in den Irawaddi fällt. Die neue Stadt liegt, wie der Capitän sagt, auf einem unebenen Hochgrund, und das aus Thonerde bestehende Ufer des Flusses ist hier 40 bis 50 Fuß hoch. Mit Ausnahme von Ava und Ranzun ist es der größte Ort, den der Capitän in Birma gesehen, und dabei einer der interessantesten, jene größeren Städte selbst nicht ausgenommen.

Die Neugier, eine so große Flotte von Booten zu sehen, und vielleicht auch die Nachricht, daß ein europäischer Officier sich an Bord befinde, hatte eine große Volksmenge am Landungsplatze versammelt. „Ich glaubte mich, sagt der Capitän, nachdem ich so lange schon an die rauhen Gesichtszüge und die buntfarbige Kleidung der Birmanen gewöhnt war, unter ein civilisirtes Volk versetzt, als ich mich von freundlich aussehenden Leuten in Jacken und weiten Beinkleidern umgeben sah. Die Leute, die ich erblickte, waren Chinesen aus der Provinz Yunnan, und Schans aus den, China unterworfenen, Schanprovinzen. Bamo soll 1500 Häuser zählen; rechnet man aber einige dicht daran stoßende Dörfer mit dazu, so müssen es wenigstens 2000 seyn, von denen 200 von Chinesen bewohnt sind. Außer der einheimischen Bevölkerung von Bamo strömen auch noch sehr viele Fremde ab und zu — Chinesen, Schans und Kathcheens, die entweder kommen, um Einkäufe zu machen, oder sich als Arbeiter zu vermiethen. Auch sehr viele Assamesen halten sich theils in der Stadt, theils in den nahe gelegenen Dörfern auf; es befinden sich mehrere Glieder der Radschahfamilien von Tapan oder Assam unter ihnen. Bamo ist Appanagegut der Schwester des Radschah von Tapan, die eine der Frauen des Königs von Ava ist."

Die Bewohner dieses Districts leben in großen, bequemen Häusern mit Gras gedeckt und mit Wänden aus Schilf. Alle diese sind mit Pallisaden aus Bambus umgeben. Die Palongs von der chinesischen Gränze sind gute Färber, Zimmerleute und Schmiede, und ausserordentlich betriebsam; alle Dhos oder Schwerter, welche man in diesem Theile des Landes braucht, werden von ihnen verfertigt. Capitän Hannay wurde von dem Meiowan von Bamo und den daselbst wohnenden vornehmen Chinesen mit großer Auszeichnung aufgenommen. Die Bewohner von Bamo hatten sich so fest in den Kopf gesetzt, daß Capitän Hannay nur deßhalb gekommen sey, einen Weg ausfindig zu machen, auf dem brittische Truppen in China einrücken könnten, daß es ihm äußerst schwer wurde, über die Straßen des Landes einige Auskunft zu erhalten. Die Chinesen selbst waren jedoch weit mittheilender, und von diesen erfuhr er, daß mehrere Päße von Bamo nach Yunnan führten; da indeß einer derselben weit bequemer für den Transport ist, als alle übrigen, so wird dieser vorzugsweise benutzt, wobei man folgendermaßen zu Werke geht: in einer Entfernung von 2 Meilen oberhalb Bamo befindet sich die Mündung des Flusses Taping oder Tapan. Der Fluß läuft ungefähr zwei Tagereisen weit in nordnordöstlicher Richtung, wo er dann durch die Kakhyen-Kette bricht, und unter diesen Bergen ist Alt-Bamo oder Mammo gelegen. Nach diesem letzteren Orte bringen die Chinesen ihre Waaren von Neu-Bamo aus zu Wasser, und gehen dann zu Lande nach dem Tschoki oder Ken von Loallong, bei Mowan, das sie in drei Tagen erreichen, und von da nach Mounpen oder Tengyechem, in der Provinz Yunnan, wo sie in acht oder neun Tagen ankommen. Der Weg von Bamo nach Loallong führt durch die Berge, welche von den Palongs und Kakhyens bewohnt werden, und geht dann durch das Land der Schans, von den Birmanen Kopyidoung genannt. Diese Straße wird als sehr gut geschildert.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 112***) der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Bowiatowski.** Von Béranger. — E. L. Bulwers neueste Werke. (Fortsetzung.) — **Alessandro Manzoni.** (Fortsetzung.)

*) In Nr. 350 des Auslands wurde statt 310 und 311 nur 310 angezeigt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 355.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 December 1837.

Rückblicke.

Eine der ersten Fragen, die man an ein Journal machen kann, ist wohl gewiß die, aus welchen Quellen es schöpfe. Dieß ist eine scheinbar ziemlich leichte, und doch gewiß wenigstens nicht kurz zu beantwortende Frage. Sie muß indeß den Leser nicht wenig interessiren, da ihm, wenn er nicht gerade das Journal bloß zur augenblicklichen Unterhaltung in die Hand nimmt, wohl hauptsächlich daran liegen muß, ob er dem Inhalt auch Glauben beimessen kann. Bei den meisten Artikeln unsers Journals ist bis jetzt die Angabe der Quelle nicht erfolgt, und sie kann auch nicht immer erfolgen, da die Redaction unmöglich wissen kann, aus welchen Quellen der Einsender einer Arbeit geschöpft hat. Ein Hr. Rosenkranz hat neulich in den Blättern für literarische Unterhaltung die Sache der Quellenangabe in den Journalen in Anregung gebracht, *) und wir sind von Herzen gern bereit, den dort aufgestellten Ansichten beizustimmen, und so oft wir irgend können, die Quelle, aus welcher wir schöpfen, auch wenn sie eine abgeleitete ist, zu nennen. Wir für unsern Theil können gewiß dabei am wenigsten verlieren, denn es gibt wohl, die streng wissenschaftlichen Journale abgerechnet, keine deutsche Zeitschrift, welche weniger aus deutsch geschriebenen Journalen und Büchern, und mehr aus fremden Quellen schöpfte, wie das Ausland, während gerade dieses, man kann wohl sagen, recht unverschämt ausgestoblen wird. Wenn wir künftig so oft, als es irgend thunlich ist, die Quelle angeben, so glauben wir nicht bloß unserm Journal keinen Eintrag zu thun, sondern auch im Allgemeinen der Journalliteratur einen Dienst zu erweisen, wenn wir, wenigstens so viel an uns ist, der literarischen Piraterie nicht auch durch unser Beispiel Vorschub thun.

Wie wenig wir zu besorgen haben, daß die Quellenangabe unserm Journale Schaden bringe, mag auch daraus hervorgehen, daß wir in diesem Jahre mehr als je zuvor, aus neuerschienenen Büchern schöpften, indem selbst die fremden Journale, mit Ausnahme des stets reich ausgestatteten Asiatic Journal, weit weniger Stoff lieferten, als sonst. Betrachten wir zum Beispiel einige der bessern unter den englischen Wochenschriften, wie das Athenäum und die Litterary Gazette, so muß man im Allgemeinen sagen, daß ihre Kritiken seicht, ihre Auszüge kümmerlich und zum Theil schlecht gewählt sind, während sie auf der andern Seite, namentlich das Athenäum, sichtlich sich bemühen, ihre Spalten immer reicher auszustatten, theils durch fremde Correspondenzen, theils durch allgemeinere Arbeiten, und namentlich eine Quelle bieten, welche wir anderswo, wenigstens in dieser gedrängten Weise, nicht finden würden, nämlich Auszüge aus den Verhandlungen der verschiedenen gelehrten Gesellschaften, in welcher Beziehung sie in der That einen wahren Schatz enthalten. Vor einiger Zeit nahm das Athenäum einen großen Anlauf, eigene Aufsätze zu liefern, und zwar eine fortlaufende Uebersicht der Literatur des 19ten Jahrhunderts, aber es scheint nicht sonderlich glücklich mit seinen Bemühungen gewesen zu seyn. Wir wollen diesem immerhin sehr lobenswerthen Bestreben eine besondere Aufmerksamkeit schenken, da es nicht häufig geschieht, daß englische Zeitschriften sich zu diesem Universalismus der Ansichten erheben, und der Gedanke immerhin vortrefflich war, wenn die Ausführung auch nicht den Erwartungen, die man davon hegen durfte, entsprach. Bis jetzt sind fünf Schilderungen erschienen, die türkische, die deutsche, die amerikanische, die persisch-arabische und die französische Literatur betreffend. Die deutsche Literatur von Hrn. Professor Wolf *) geht uns hier nichts an, und die türkische, auch von einem deutschen Gelehrten, nämlich Freiherrn von Hammer-Purgstall, haben wir nach dessen eigenem Manuscript im vorigen Jahr schon vollständig mitgetheilt; die Arbeit ist, wie Alles von dem genannten Ver-

*) Er hat dabei auch das Ausland citirt und ihm zum Vorwurf gemacht, daß es so selten seine Quelle nenne, das Beispiel aber, welches er anführt, ist gerade nicht gut gewählt; er sagt, der Aufsatz, welcher im vorigen Jahrgange des Auslandes über die Literatur des russischen Volks erschien, hätte viel mehr Gewähr gehabt, und wäre viel wichtiger erschienen, wenn der Verfasser genannt gewesen wäre. Nun war zwar die Quelle, nämlich die Dorpater Jahrbücher, nicht genannt, wohl aber der Verfasser, Professor Dahl, selbst, und in dem Namen dieses Mannes lag doch wohl die Gewähr.

*) Anfangs hatte man Heine engagirt, den aber die orthodoxen Engländer nachher zu frivol fanden.

fasser, gründlich und zeugt von seiner umfassenden Gelehrsamkeit. Jetzt sind wir aber mit den eigentlich gelungenen Arbeiten zu Ende. Für die amerikanische Literatur hatte man einen tüchtigen Mann gewonnen, dieser aber hielt sein Wort nicht, und nun kam ein langer ziemlich unzusammenhängender Aufsatz, voller breiten Citationen, den wir nur sehr im Auszug mittheilen konnten, und einige allgemeinere Ansichten aus einem französischen Aufsatze von Philarete Chasles beifügen mußten, um mehr Uebersicht über den Geist dieser Litteratur zu gewinnen. Nun kam im Laufe dieses Jahrs eine Abhandlung über persische und arabische Litteratur, wie es scheint, von einem indischen Perser. Diese ist, so manches Wissenswerthe sie auch enthält, als gänzlich mißlungen anzusehen, denn erstens besteht sie fast nur aus einer weit hergeholten geschichtlichen Skizze, wobei der Verfasser sich ungerecht gegen die alte arabische Litteratur und gegen die Araber überhaupt zeigt, so daß man aus einigen Umständen beinahe schließen sollte, sein Glaube als Schiite oder seine Nationalabneigung als Perser sey schuld daran, und dann sagt er über die specielle Litteratur der neuern Zeit gar nichts. Wir haben den Aufsatz, so wenig er auch seinem Titel „Litteratur des 19ten Jahrhunderts" entspricht, dennoch ziemlich vollständig mitgetheilt, weil er doch einen Ueberblick über das Ganze gewährt, und am Schlusse interessante Angaben über die persischen Schulen, und die Aussichten auf eine allmähliche Abnahme des starren Muhammedanismus enthält, welcher bisher jede freiere Entwickelung hemmte. — Die letzte Mittheilung ist die von Jules Janin über die französische Litteratur. Wir wollen über das Verdienst oder Unverdienst dieser Arbeit nicht absprechen, sie ist aber von einer unmäßigen Länge, daß wir uns bis jetzt nicht getrauten, etwas daraus mitzutheilen, um so weniger, als die französische Litteratur schon so oft und so vielfach besprochen wurde, daß nur eine allgemeine Auffassung ihres Geistes und ihrer Tendenz, nicht aber Specialitäten mehr interessant seyn können.

Von andern englischen Journalen befassen sich die meisten entweder mit der Littérature facile, welche gleich des Mimen Kunst schnell und spurlos verschwindet, oder mit den Einzelnheiten des innern politischen Zustandes, so daß sie für uns ziemlich unergiebig werden. Nur das Asiatic Journal, des United Service Journal, und manchmal auch die Naval and Military Gazette enthalten viel brauchbaren Stoff, wenn gleich die Form, namentlich in den beiden letzten, selten beibehalten werden kann.

Ueber die französischen Journale müssen wir die dieselben Klagen wiederholen, wie im vorigen Jahre. Ein gewisser Doctrinarismus, welcher nur allzu oft darin vorherrscht, macht sie unbrauchbar, und die Tagsjournale, oft so ungenießbar in ihrer Polemik, enthalten für unsern Zweck häufig noch das nützlichste Material. Die geographischen Zeitschriften sind, mit ehrenvoller Ausnahme des Journals der geographischen Gesellschaft selbst, ungemein zurück in ihren Nachrichten. Möglich, daß die Ausbreitung der französischen Besitzungen in Nordafrika mehr und mehr allgemeines Interesse weckt für die Kenntniß fremder Länder, was bis jetzt noch in Frankreich in sehr geringem Grade vorhanden ist.

Hiemit sind wir mit dem, was wir über die fremden Journale sagen können, ohne in Einzelnheiten eingehen zu wollen, bereits zu Ende, denn auch die russischen Journale haben uns in diesem Jahre mehr als sonst im Stiche gelassen, um so mehr, als sie auch sehr im Rückstand sind, und z. B. von dem Journal des Ministeriums des Innern, was uns früher manche gute Ausbeute gab, erst das Heft vom Monate Julius angelangt ist. Je weniger aus den Journalen zu erholen war, um so mehr mußten, und konnten wir auch glücklicher Weise, aus Büchern schöpfen, von denen wir einige völlig ausgeplündert haben, z. B. Lane's Werk über das neuere Aegypten, mehrere niederländische Reisen um die Welt, woraus die Berichte über Südamerika, über die Sandwichinseln, über den Aufenthalt in Canton u. s. w. entlehnt sind. Nicht wenig wurden auch, wie natürlich, Washington Irvings zwei Werke: Astoria und die Abenteuer Bonneville's, benützt, von welchem letztern wir einen ziemlich vollständigen Auszug im Juliusheste mittheilten. Kaum minder ausgedehnt wurden die Nigerfahrten Mac Gregor Lairds und Oldfields behandelt, deren Schrift, obwohl in einer unerträglichen Tagebuchform und mit einer Menge unnützer Kleinigkeiten überhäuft, doch viel Interessantes über das so wenig bekannte Innere Afrika mittheilt. Gewiß wird es nach der Bekanntmachung dieses Buchs nicht mehr lange anstehen, bis wieder ein Versuch gemacht wird, den Niger hinauf zu fahren bis nach Rabba und Bussa. Für den indischen Archipel lieferten Earls Reisen und Querzüge manches Material. Für einige europäische Länder haben sich uns unerwartete Privatquellen aufgethan: für Ungarn zwei Männer, welche sich bald länger, bald kürzer im Lande aufhielten, und über dieß für den europäischen Westen fast unbekannte Land eine Menge interessanter Notizen mittheilten. Ein —scher Officier sandte uns seine Reisen in Norwegen, ein anderer Mitarbeiter seinen Ausflug nach Finnland, so daß sich auch dieses Jahr des Interessanten und Wissenswerthen Manches zusammengehäuft hat, was die Ausbeute aus Journalen und Büchern wesentlich unterstützte.

Doch wir wollen unsere Leser nicht länger mit Redactionsdetails unterhalten, und beginnen darum nach unserer mehrjährigen Weise wieder unsere Reise um die Welt, um eine genauere Uebersicht dessen zu geben, was wir in dem zu Ende gehenden Jahre mitzutheilen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Algiers Umgegend.

5. Der Fhos oder die Banlieue Algiers. — Der Sahel. — Die Lager Mahelma und Duera.

(Schluß)

Die Gemeinde Kuba, auf deren Gebiete ebenfalls ein Colonistendorfchen liegt, ist bewässert, fruchtbar und voll malerischer Puntte, ihr Klima aber leider äußerst ungesund. Von den Bewohnern des Dörfchens starb die Hälfte, und die meisten übrigen flüchteten nach andern Districten. Nur zwei kleine Häuser sind dort noch bewohnt. In der Nähe des verödeten

Dorfes liegt der weiße Grabtempel von Sidi-Kuba, ein berühmtes Marabutgrab, mit hohen Silberpappeln umpflanzt. Die Thäler südlich von dem Dörfchen sind sumpfig und von Wasservögeln in großer Anzahl bevölkert. Die Ferme modèle bildet die südliche Gränze des Districtes Kuba. Dieser prächtige Pachthof war Privateigenthum des Dey's. Er besteht aus mehrern festen Gebäuden, an welche eine hohe Mauer angebaut ist, die ein Terrain von einigen Hektaren Landes umgibt. Für große Heerden und Stutereien ist folglich dort die größte Sicherheit. Im Jahre 1832 griffen die Araber die Ferme modèle mehreremale ohne Erfolg an. Mit fünfzig muthigen Vertheidigern kann dieselbe einigen tausend Beduinen trotzen. Ein wunderschöner Orangengarten ist dicht an dem Pachthofe angepflanzt und die Umgegend gegen Norden mit Kornfeldern bedeckt. Im Süden, wo die Ebene Metitschad beginnt, liegen Moräste, deren Ausdünstung den Bewohnern dieses schönen Landgutes im Sommer Krankheiten bringt. Ich sah dort selbst Araber am Wechselfieber leidend. Die Ferme modèle wurde im Jahre 1830 unter den Auspizien des Marschalls Clauzel von einer Gesellschaft Actionnäre in Besitz genommen. Dort sollten die ersten Culturversuche beginnen und eine Mustercolonie aus dieser Pflanzung gemacht werden. Aber der Erfolg entsprach keineswegs den Hoffnungen. Das äußerst ungesunde Klima ist dort allein schon ein Hinderniß alles Gedeihens. Die Franzosen in Algier sagen von diesem Etablissement scherzhaft; „la ferme modèle n'est pas la modèle des fermes. In der That entspricht der heutige Zustand von Hausch-Hussein-Pascha, wie der Pachthof ehedem hieß, keineswegs seiner französischen Benennung. Der Tod des Herrn d'Arsonville, dieses reichen und enthusiastischen Colonisten, der im April 1837 starb, hemmte dessen neue Plane mit jenem Pachthofe. Hr. d'Arsonville wollte kolossale Opfer bringen, um aus der Ferme modèle eine wirkliche Musterpflanzung zu machen. Der heutige Besitzer ist Hr. Godoi, Capitalist, über dessen Mittel aber die Meinungen verschieden sind.

Die europäische Bevölkerung der entfernten Gemeinden El-Biar, Byr-Madreis, Byr-Kadem, Kadus und Kuba besteht größtentheils aus Spaniern von den balearischen Inseln und aus einigen Provençalen. Die Zahl der Auswanderer von der Insel Minorka beträgt allein über 4000 Individuen beiderlei Geschlechts, von denen aber die Mehrzahl die Städte Algier und Oran selbst bewohnt; etwa ein Drittheil hat sich auf dem Lande angesiedelt. Noch fast in jedem Monat bringt ein Schiffchen von Mahon neue Ansiedler nach Algier. Zwanzig bis dreißig Familien sind gewöhnlich mit ihren Habseligkeiten in dem engen Schiffsraume eingelerkert. Sobald das Fahrzeug Anker geworfen, wird es von zahllosen Gondeln umringt. Alle Mahoner der Stadt Algier kommen, ihre Landsleute zu begrüßen, ihre Bekannten zu umarmen, und schnell sind die neuen Ankömmlinge immer durch die liebende Sorge ihrer Freunde unter Dach gebracht, und haben auch in wenigen Wochen eine Beschäftigung gefunden, welche sie ernährt. Sehr viele dieser Spanier sind Bauern, folglich eine Wohlthat der Colonie. Sie verstehen sich ziemlich gut auf die Pflanzung der Küchengewächse, und ihre Gartenproducte sind bereits für den Bedarf der Stadt hinreichend. Der künftige Reichthum dieser Spanier besteht in den Olivenbäumen, deren Zucht sie vortrefflich verstehen und von denen ihre Gärten voll sind. In weit geringerer Anzahl als die Mahoner sind die Auswanderer der Provence in dem Fhos angesiedelt. Sie speculiren ebenfalls auf die künftige Oelernte. Die Bevölkerung des Fhos ist in raschem Zunehmen begriffen. Unter den 3000 Bewohnern desselben sind ungefähr 800 waffenfähige Männer.

An der südlichen Gränze des Fhos beginnt das Sahel, welches ungefähr die andere Hälfte des Algierer Massifs oder Hügellandes einnimmt. Die Lager Duera und Mahelma liegen auf seinem Gebiete. Der Sahel ist von einigen Araberstämmen bewohnt. Europäer haben sich bloß in der Nähe jener Lager niedergelassen. Im Ganzen ist der Sahel eine einförmige, traurige Wildniß, wie alle Ländereien dieses Landes, denen die gehörige Bewässerung fehlt. Die Vegetation ist kahl und monoton, hohe Bäume fehlen fast ganz. Die Zwergpalme Chamaerops humilis, eine wegen ihrer schwierigen Ausrottung den Colonisten verhaßte Pflanze, bildet den häufigsten niedern Strauch. Bei Duera sieht man davon eine Gruppe, welche ungefähr 15 Fuß hoch aufgeschossen ist, und daher nicht mehr den Speciesnamen humilis verdient. Diese Gruppe hat einen wahren palmenartigen Anblick und sieht in der Ferne einer Pflanzung von Dattelpalmen vollkommen ähnlich. Nach der Chamaerops kommt der Mastixstrauch (Pistacia lentiscus) auf dem Algierer Hügellande am häufigsten vor. Eine immergrüne Daphneart, Phylirea latifolia, Spartium spinosum und der überall wuchernde Feigencactus (Cactus opuntia) bilden die übrige kahle Vegetation. Inzwischen ist der Sahel vollkommen cultivirt. Ein treffliches Erdreich ohne Steine bedeckt denselben, und der trockene, feste Boden wäre für gewisse Pflanzen, wie für den Oelbaum und den Weinstock, äußerst günstig. Die einzige Strömung, welche den Sahel bewässert, ist der Uad-el-Kerma, oder Feigenfluß, welcher nahe bei der Ferme modèle in die Aratsch sich ergießt. Seine Ufer sind größtentheils sumpfig und mit Oleandersträuchen bedeckt. Der Sahel ist in vier Kantons getheilt: Ulad Fajad, Mahelma, Duera und Ben-Chaua. Der erstgenannte Kanton berührt an der äußersten Westseite, wo der Massif allmählich in die Ebene Metitschad versinkt, das Meer. Auf seinem Territorium liegt Sidi-Ferruch, der Landungsplatz der französischen Armee im Januar 1830. Sein Centrum bildet das Thal oder die kleine Ebene von Staueli, berühmt durch das Treffen des 10 Junius 1830, wo die Armee des Dey auf das Haupt geschlagen wurde. Dieser ganze Kanton ist voll historischer Erinnerungen jener Epoche.

Mahelma, der bevölkertste Kanton des Sahel ist zwischen Ulad-Fayad und der Ebene Metitschad gelegen. Sein Terrain ist sehr gebirgig und von breiten, tiefen Schluchten durchschnitten. Das im J. 1835 erbaute Lager krönt den höchsten Punkt und beherrscht den ganzen Algierer Massif. Dasselbe wurde gegen die Hadschuten errichtet, deren Einfälle in dem Sahel zwar seitdem behutsamer geworden sind, aber erst seit dem Frieden mit Abd-el-Kader völlig aufgehört haben. Wie alle übrigen Lager ist Mahelma mit Gräben und Erdschanzen umgeben. Seine

Kasernen sind noch vor ganz kurzer Zeit vollendet worden, denn im Frühjahr 1836 traf ich die Soldaten noch unter den Zelten. Die Besatzung besteht aus vier Compagnien Zuaven. Eine kleine Stunde westlich von diesem Lager fließt der Massafran, ein ziemlich bedeutender Fluß, dessen Ufer sehr holzreich sind. Namentlich liegt bei der Furth von Mokta Kera ein sehr schöner Wald, Koraza genannt, voll hoher Tannen (Pinus sylvestris und maritima), Korkeichen, Tamarisken und Myrthenbäumen. Es ist dieses der einzige, bis jetzt in diesem Lande entdeckte Wald, welcher Bauholz enthält. Ich sah dort Bäume von 60 Fuß, manche vielleicht von noch bedeutenderer Höhe. Derselbe wimmelt von wilden Thieren aller Art. Eber, Schakals und Hyänen haben dort ihre Wohnung aufgeschlagen, aber die Jagd ist gefährlich wegen der Nähe der Hadschuten. Diese suchen gewöhnlich in dem Walde bei Mokta Kera ein Asyl, wenn sie von den französischen Truppen zu hart gedrängt werden.

Duera, im Osten von Mahelma, ist der kleinste Kanton des Sahel. In seinem Centrum liegt das bekannte Lager, das bedeutendste von allen, welche in Algiers Umgegend errichtet worden sind. Die Bestimmung derselben war Anfangs, die Städte Belida und Coleah zugleich zu bedrohen. Daher wollte man dasselbe in einen großen Waffenplatz für 40,000 Mann verwandeln. Inzwischen hat Duera seine Wichtigkeit verloren, seitdem man nach Buffarik vorgerückt ist. Das Dörfchen Duera ist von Schenkwirthen, Krämern und einigen wenigen Bauern bewohnt; es sind darunter mehrere deutsche Familien. Die Umgebung zeigt einige Cultur.

Ben-Chaua, der vierte Kanton, liegt östlich von Duera und begreift außer dem Hügellande auch einen Theil der Ebene in sich. Das Olivengehölze Bor-Tuta liegt auf dem Gebiete dieses Kantons. Seine Bevölkerung bilden drei arabische Duars Beni-Chaua, Ulad-Soliman und Ulad-Hadschi. Europäer gibt es keine dort. Die ganze Bevölkerung des Sahel wird auf 900 Familien geschätzt.

Es existirt in dem Sahel eine merkwürdige isolirte Ruine von bedeutendem Umfang, deren Ueberreste keineswegs einen römischen Ursprung verrathen. Unter den Arabern besteht die Sage, es sey diese Ruine das Schloß einer christlichen Prinzessin gewesen, Metitscha genannt, welche der großen Ebene ihren Namen gegeben. Diese Prinzessin, heißt es, habe einen sehr ausschweifenden Wandel geführt. Sollte es die berüchtigte Cava gewesen seyn, welche nach Marmol in dortiger Gegend begraben wurde?

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

(Fortsetzung.)

Der Tapan-Khyoung ist für große Boote nicht fahrbar, weßhalb sich die Chinesen zweier zusammengebundener Canots bedienen, über die sie eine Art Platform erbauen, und diese mit ihren Waaren beladen und sie nach Manmo oder Alt-Bamo führen; der übrige Transport findet auf Packpferden oder Maulthieren statt. Die Größe des Tapan-Khyoung — der von den Schans auch Numtaping genannt wird — scheint die Frage hinsichtlich seiner Identität mit dem Tsanpo von Tübet zu entscheiden, die von Klaproth angenommen wurde, der ihn auf die Autorität chinesischer Schriftsteller Pinglangkhead nennt. Capitän Hannay sagt, der Taping oder Tapan sey nur 150 Schritte breit, und habe nur eben Wasser genug für kleine Boote. Die Singphos bestätigen, daß er ein Arm des Schueli Khyoung — des Lungschwuy-kheang der Chinesen — sey, von dem er oberhalb Momein sich trenne; allein dieß wird bezweifelt.

Der hauptsächlichste Handelsartikel ist Baumwolle, und befindet sich ganz in den Händen der Chinesen, deren Karawanen im December und Januar in Bamo ankommen. Der größere Theil ihrer Einfuhrartikel wird nach Ava gebracht. Fünfhundert Chinesen wohnen beständig in der Stadt, wo sie ihre Baumwollenlager haben. Einen schönen von ihnen in Bamo erbauten Tempel besuchte der Capitän, und wurde von dem diensthuenden Priester sehr höflich aufgenommen. „Bei meinem Eintritt in sein Haus, sagt er, stand er auf, und ging mir entgegen, grüßte mich auf englische Weise, lud mich ein, Platz zu nehmen, und befahl seinen Leuten, Thee zu bringen. Als dieser getrunken war, gab er mir jemand mit, um mir den Tempel zu zeigen. Die meisten Götzenbilder waren aus Holz geschnitzt, und von denen, die ich in andern chinesischen Tempeln gesehen, sehr verschieden; eines derselben stellte den Nursinga der Hindus vor. Die Chinesen von Bamo, obschon von den an der See wohnenden in Sprache und im Aeußern verschieden, gleichen ihnen doch in Betreff der Lebensweise, der Reinlichkeit und Bequemlichkeitsliebe vollkommen."

Außer den chinesischen Handelsleuten kaufen auch die Schans, Palongs und Singphos viel Salz, Gpnapi (marinirter Fisch) und Reis auf dem Markt von Bamo ein. Die Schans, welche das Land östlich von Bamo bewohnen, und gewöhnlich Schan Taroup oder chinesische Schans genannt werden, zeichnen sich durch ihre helle Hautfarbe und ihre breiten, gutmüthigen Gesichter aus. Sie tragen Turbans und Pluderhosen von blauem Baumwollenzeug; sie gleichen den Chinesen sehr, und da sie diesen so nahe wohnen, so sprechen viele von ihnen den Yunnan-chinesischen Dialekt. Die Palongs, obschon sie eine eigene Mundart haben, sprechen das Schan. Die Männer, wiewohl klein, sind doch athletisch und sehr gut gebaut; platte Nasen und graue Augen findet man sehr häufig unter ihnen. Sie tragen ihr Haar auf der rechten Seite des Hauptes in einen Knoten gebunden und einen Turban; ihre Kleidung besteht aus einer Aermelweste und Pluderhosen von dunkelblauem Zeug. Sie sind ein Gebirgsvolk und bewohnen den zwischen Birma und China gelegenen Landstrich; die östlich von Bamo lebenden entrichten indeß keinem der genannten beiden Länder einen Tribut, sondern werden durch ihre eigenen Tsoubas beherrscht.

„Alle diese Leute bezahlen, sagt der Capitän, alles was sie bedürfen, in Silber, und bestünden die Beschränkungen hinsichtlich der Ausfuhr des Silbers in Birma nicht, so dürfte meines Erachtens ein verständiger brittischer Kaufmann seine Rechnung dabei finden, wenn er sich in Bamo niederließe, da dieser Ort — den leichten Verkehr mit China ungerechnet — von betriebsamen Stämmen umgeben ist, die ohne Zweifel bald Geschmack an brittischen Manufacturwaaren finden würden, die ihnen jetzt so gut als unbekannt sind." Die Einkünfte des Districts werden von dem Capitän auf drei Laks Rupien jährlich geschätzt, „und wenn, fügt er bei, Anschein von Wohlhäbigkeit als Beweis eines glücklichen Zustandes gelten kann, so läßt sich dieser in Wohnung und Kleidung der Bewohner von Bamo nicht verkennen. Ich habe hier mehr goldenes und silbernes Geräthe gesehen, als in irgend einem birmanischen Orte."

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Anzeige von Goethe's Gedichten und Goethe's Faust.)

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

22 December 1837.

Die Malerkunſt bei den Türken.

(Mitgetheilt von Lieg.)

Unter den Reformationen, die der jetzige Beherrſcher der Türkei in ſeinem Reiche vorgenommen, hat in neuerer Zeit die von ihm angeordnete öffentliche Aufſtellung ſeines Portraits in den Caſernen und in den Localen der Regierungsbehörden große Oppoſition gefunden und zu Exceſſen Veranlaſſung gegeben, die nur durch eine ſtrenge, türkiſche Juſtiz unterdrückt werden konnten. Bekanntlich verbietet der Islam die Darſtellung von menſchlichen und Thierfiguren durch Malerei, Zeichnung, Bildhauerei u. ſ. w., wobei vielleicht der kluge Religionsſtifter beabſichtigte, das rohe Volk von den Irrthümern des Götzendienſtes abzulenken. So iſt es erklärlich, daß dieſer Theil der ſchönen Künſte niemals bei den Moslim's ausgebildet worden iſt. Wenn jenes Verbot aber öffentlich auch bisher genau von ſtrenggläubigen Mahomedanern aufs entſchiedenſte gehalten wurde, ſo finden ſich doch Ausnahmen, die um ſo mehr auffallen müſſen, da ſie von den Regenten ſelbſt ausgeübt worden ſind. Meiſt war der Grund davon die Eitelkeit, durch eine Abbildung ihrer mehr oder minder intereſſanten Züge in dem Gedächtniß ihrer Nachkommen fortzuleben.

Ein früherer Reiſender hat nämlich die Gunſt durch einen höhern Serailsbeamten genoſſen, die Sammlung der Portraits der türkiſchen Sultane, von Osman I an, zu Geſicht zu bekommen, eine Sammlung, die ſich in einem eigens dafür beſtimmten kleinen Cabinette des Serails befindet. Sie beſteht in einem, in Quart koſtbar gebundenem Buche, in dem ſich auf dünner Pappe jene Portraits in Oel gemalt präſentiren. Folgende pomphafte Bemerkungen auf dem erſten Blatte dieſes Buchs bereiten auf das Anſchauen der kaiſerlichen Conterfeits gebührendermaßen vor:

„Dem Ewigen Dank, der die Erde ſeiner himmliſchen Gnade würdigte, indem er Sicherheit und Ruhm unter dem Schatten der Familie Osman dem Menſchengeſchlecht verlieh.“

„Unter dem Schatten dieſer Fürſten und Helden, deren Waffen und Siege ſo viele Länder der Ungläubigen den Moslims unterwarfen.“

„Dieſer Sultane, dieſer preiswürdigen Monarchen, welche auf dem Erdboden die Rechte der Billigkeit und Gerechtigkeit, die Geſetze des Propheten und die heilige Lehre des Koraus herrſchen ließen.“

„Dieſer berühmten Fürſten, deren durchlauchtigſtes Blut von Geſchlecht zu Geſchlecht hinaufreicht bis zu Noa's Kindern, nach dem unumſtößlichen Zeugniſſe der Geſchichtsbücher.“

„O du erhabene, in ihrer Art einzige, unvergleichliche Familie, deren Anfang ſich verliert in den reinen und züchtigen Lenden des erſten Menſchen, und die ſich fortpflanzen wird bis ans Ende der Jahrhunderte.“

„Von dieſem hohen Hauſe, von jedem ſeiner Fürſten und Helden wage ich es hier eine Biographie zu entwerfen, geleitet durch die Fackel der Reichsannalen.“

„Dieſe Annalen ſind die des berühmten Khodſcha-Saad-eddin, die durch ihre Genauigkeit und Treue alle andern weit übertreffen; dieſes ſo gelehrten Khodſcha's, der ſo viel Beurtheilungskraft hat, deſſen unnachahmliches Werk den Geiſt jedes aufmerkſamen Leſers bildet und erleuchtet.“

Nun folgen die Bildniſſe; neben jedem derſelben lieſt man auf einem beſondern Blatte Verſe, durch welche in emphatiſch orientaliſchem Style die Tugenden und ruhmwürdigen Eigenſchaften des abgebildeten Herrſchers geprieſen werden. Zur Probe mögen hier einige folgen, die den Sultan Achmed III gebührendermaßen rühmen. Es heißt nämlich:

„Die Erhebung zum Throne des glücklichen Achmed Chan, Sohns des Muhamed Chan in dieſer, mitten unter politiſchen Stürmen und Gewittern vollbrachten Revolution, iſt in der That das Werk des Herrn und die Wirkung ſeiner göttlichen Gnade.“ — Ferner:

„Sein Sitz auf dem Throne der Glückſeligkeit bietet den Augen der Menſchen die Annehmlichkeit des Vollmonds dar, und ſeine erhabene Bewegung auf der Bahn der Majeſtät und Macht, ſtellt der ganzen Welt das Symbol des ſtrahlenden Geſtirnes dar, wenn es in das Zeichen des Löwen tritt.“

„Ewiger Dank dem Ewigen, daß man unter der Regierung eines ſo guten Fürſten keinen Keim von Bewegung und Empö-

rung mehr ſieht, außer einigen Fliegen, die von Zeit zu Zeit in der Luft ſchweben."

„Die Winde ſeiner Gerechtigkeit haben die Erde wieder beruhigt, indem ſie eine vollkommene und allgemeine Ruhe auf derſelben herſtellten."

Wir beruhigen uns ebenfalls bei dieſen „gerechten Sultans-Winden," und glauben, durch dieſe Probe dargethan zu haben, daß ſich in gedachtem Portraitbuch lauter treffliche Herrſcher vorfinden. Dergleichen Lobräucherungen fehlen nur bei den Sultanen Mahmud I, Osman III, Muſtapha III, Abdul Hamid I und Selim III, die beſcheiden genug geweſen ſind, nur ihre Namen beiſchreiben zu laſſen.

Da natürlich die wenigen muhammedaniſchen Maler in dem Portraitiren keine Uebung haben, ſo ſind jene Sultansbilder ſämmtlich Erzeugniſſe von Chriſten. Ein vortrefflich ausgeführtes und ſehr ähnliches Miniaturbild des jetzigen Sultans habe ich in dem Juwelencabinet der Eremitage in St. Petersburg auf einer koſtbaren, brillantirten Doſe geſehen, die nach geſchloſſenem Frieden der Sultan mit mehreren Geſchenken dem Kaiſer Nikolaus überſandte. Der Maler des letztverſtorbenen Sultans war ein Armenier: Raphael Manaſch, der die Kunſt theils bei ſeinem Vater, theils in Italien ſtudirte, und da er alle ſeine Landsleute, was übrigens nicht ſchwer ſeyn dürfte, an Geſchicklichkeit übertraf, ſo ſpricht man in Konſtantinopel noch von ihm, als von dem „armeniſchen Raphael," worüber ſich der wirkliche, wenn er es hören könnte, wohl noch im Grabe umwenden würde.

Werke mit menſchlichen und thieriſchen Abbildungen, die ſich in den kaiſerlichen Bibliotheken zu Konſtantinopel vorfinden, ſtammen von Perſern her, die als Schiiten eine larere Obedienz gegen den Koran und ſeine Geſetze zeigen, als die ſunnitiſchen Türken. So z. B. das berühmte „Schah-Nameh," die Geſchichte der alten perſiſchen Könige, ihrer Heldenthaten und Schlachten, das mit Bildern in chineſiſchem Geſchmack verziert iſt. Dann ältere Geſchichtswerke, mit Abbildungen der Patriarchen und Propheten, ſo wie Werke, die Einführung und Fortſchritte des Islam betreffend, in welchen ſich Portraits der Kaliphen und anderer Fürſten befinden. Nirgends aber exiſtirt ein Bild Muhammeds, und dieſer Prophet wird, wo man ihn auf Bildwerken erſcheinen laſſen *will*, aber doch nicht *darf*, ſtets bedeckt von den Flügeln ihn umgebender Engel dargeſtellt, unter welchen nur die Spitze ſeines Turbans und ſeine Füße hervorſchauen. So viel ich in meinen Quellen vorfinde, exiſtirt nur, als Nachahmung dieſer in der Türkei hochgeſchätzten perſiſchen Werke, ein ähnliches türkiſches, nämlich eine „Skizze der oſtindiſchen Geſchichte," deſſen Verfaſſer und zugleich Drucker ein Renegat, Ibrahim Effendi, unter Achmed III war, und das mit zwölf Kupfern, menſchliche und thieriſche Figuren darſtellend, geſchmückt iſt.

Die Maler in der Türkei ſind gewöhnlich Armenier oder Griechen, bei denen man ſchwerlich talentvolle Meiſter antreffen dürfte, da ihnen in jenem, dieſer Kunſt abholden Lande, keine Muſter vorleuchten, keine Aufmunterung wird, und ihr Wirkungskreis ſich größtentheils nur auf die Duzendfabrication von Heiligenbildern beſchränkt. Muhammedaniſche Maler gibt es ſehr wenige, und ihre Beſchäftigung beſteht in höchſt unvollkommener Landſchafts- und architektoniſcher Malerei, ſo wie im Anfertigen von Planen u. dgl. Von treffendem Colorit, richtiger Verbindung des Lichts und des Schattens, des Glanzes und Helldunkels iſt freilich bei ihnen wenig die Rede, wogegen ſie ſich aber der vollkommenſten Genauigkeit in der Zeichnung befleißigen. Das Schwinden ſo vieler alten Vorurtheile zeigt ſich aber in neuerer Zeit auch in der Türkei hinſichts der Malerei. Man klügelt und deutet an den Geſetzen des Korans, welche die Abbildung lebender Gegenſtände verbieten, und ſo findet man ſchon muhammedaniſche Maler, die ungeſcheut thieriſche Figuren malen, wie ich in einem Kaffeehauſe am Hafen zu Topchana ſelbſt einen ſolchen Künſtler die Wand des Zimmers mit freilich etwas undeutlichen Pferde- und Vögelgeſtalten bepinſeln ſah. Andere drehen dem Geſetz auch ſchon dermaßen die wächſere Naſe, daß ſie Menſchenfiguren abbilden, aber nicht in Lebensgröße, ſondern nur in kleinerem Maßſtabe, wodurch ſie ihr Gewiſſen zum Stillſchweigen gebracht zu haben glauben. So wie die Türken ſich bekanntlich ſtark zur derben Sinnlichkeit neigen, ſo ſind ſie auch Liebhaber von gemalten ſchlüpfrigen Darſtellungen, und man erhält eben ohne große Schwierigkeit, wenn man nur irgend Bekanntſchaft mit einem Kaufmann hat, die bekannten obſcönen franzöſiſchen Lithographien nach Belieben.

So weit die Türken in der Malerei zurückſtehen, ſo vortheilhaft zeichnen ſie ſich dagegen in der Sculptur und Gravirkunſt aus, und entfalten hierin viel Geſchicklichkeit und einen lobenswerthen Geſchmack. In ihren Paläſten und Köſchken findet man eine Menge künſtlicher Arbeiten aus Gyps und Holz; die aufrechtſtehenden Grabſteine auf ihren ſchönen cypreſſenbeſchatteten Friedhöfen zeugen von der Meiſterhand, die den Meißel geführt hat; ebenſo die ſchönen Marmorverzierungen an den rauſchenden Fontainen und den Capitälern der ſäulengeſchmückten Thore. Kleinere und mühſamere Arbeiten, wie die ſauber geſchnittenen Petſchaftſteine erregen in den Kaufbuden des Bazars ſelbſt die Bewunderung des an dergleichen gewöhnten Europäers.

Ueberhaupt liegt in den Türken ein reicher Bildungskeim verborgen, der freilich wenig geweckt wird, geſchähe dieß aber, gewiß erfreuliche Reſultate zeigen würde. Die neuen Umformungen, die der jetzige Sultan herbeiführt, dürften auch darauf einwirken, obgleich andererſeits ſich auch vorausſehen läßt, daß der Türke dadurch viel an ſeinen einfachen Sitten und der damit verbundenen Trefflichkeit ſeines Charakters einbüßen wird.

Rückblicke.

(Fortſetzung.)

Der fortdauernde Gährungsproceß, welchem ganz Amerika unterliegt, hat noch bei weitem ſein Ende nicht erreicht, und man kann in keiner Beziehung ſagen, daß die Bevölkerung der verſchiedenen Länder eine gewiſſe Feſtigkeit und Gleichförmigkeit erhalten habe. In Südamerika äußert ſich der Gährungsproceß

durch eine aus Unmacht hervorgegangene kaum gestörte Ruhe, in Mexiko durch immer stärkern Zerfall der Staatsgewalt, und in Nordamerika durch die Fortdauer der unruhigen Bewegung nach Südwesten hin, eine Bewegung, deren Ende noch nicht abzusehen ist. Das kraftvolle Nordamerika stößt mehr und mehr den fremden Einfluß von sich, welchen das schwache Südamerika über sich ergehen lassen muß; in dem ersten sind die volkreichen Städte das Ergebniß und die Folge einer zahlreichen Bevölkerung im Innern und eines dadurch gesteigerten Handels, in Südamerika dagegen sind sie im Grunde nur Factoreien des europäischen Handels, deren Verband mit dem innern Lande immer schwächer zu werden scheint. In Brasilien, welches durch seinen immer noch eifrig fortgesetzten Sklavenhandel (s. Nr. 110 u. 262) seinem Schicksal, eine ganz aus Negern und Indianern gemischte Bevölkerung zu erhalten, immer schneller entgegen eilt, zeigt sich das Verhältniß am deutlichsten. Die Rio-Doce-Compagnie (s. Nr. 307) ist ein ungeheurer, von Engländern entworfener Plan, dessen Ausführung den Unternehmern wie dem Lande sehr große Vortheile bringen kann, wozu aber die höheren Classen in Brasilien zu schwach und zu schlaff sind. Ihr Charakter, welcher manche schöne Züge zeigt (s. Nr. 240 ff.) ist wohl nicht lange mehr im Stande, dem entnervenden Einfluß des Klima's Widerstand zu leisten, und die größere physische Stärke, so wie die numerische Ueberlegenheit der Neger, Indianer, Mulatten und Mestizen müssen mehr und mehr die Herrschaft der Weißen untergraben und den Staatsverband auflösen. Wie Rio Janeiro, Bahia, Fernambuco und Para, so werden auch Guayaquil (s. Nr. 344 ff.), Lima (s. Nr. 95 ff.) und Valparaiso (s. Nr. 335 ff.) kaum noch mit demselben Rechte spanisch-amerikanische Städte genannt, als man Smyrna eine türkische Stadt nennt; wenigstens würde man sich eben so sehr irren, wenn man das Innere von Südamerika nach diesen Städten beurtheilen wollte, als wenn man nach Smyrna die türkischen Sitten und den innern Zustand des Reichs bemessen würde. Liest man den Aufsatz „Bemerkungen über den Handel in Chili und Peru" (s. Nr. 145 bis 151), welcher von einem Manne herrührt, der seine Angaben an Ort und Stelle sammelte, und aus eigener Anschauung schöpfte, mit Aufmerksamkeit durch, so entdeckt man leicht, wie geringen Zusammenhang mit dem Wohle des innern Landes der Handel in diesen Seestädten hat. Hier wie an allen ähnlichen Orten spielen die Engländer eine Hauptrolle, und wie sie in Brasilien die Rio-Doce-Compagnie gründeten, so beuten sie Bolivars Kupferminen in Venezuela aus (s. Nr. 25) und suchen eine Verbindung zwischen der Ost- und Westküste Amerika's zu befördern. Im vorigen Jahr haben wir die Unternehmung des Lieutenants Smythe und seine Fahrt den Amazonenstrom hinab mitgetheilt, und erwähnt, wie die Engländer eine alte Fahrt auf dem Rio-Negro bis an die Cordilleren hin aus dem Staube gezogen haben; dieses Jahr haben wir ein scheinbar nur literarisches Unternehmen dieser Art anzuzeigen, nämlich die nicht ohne englisches Zuthun entstandene Sammlung alter spanischer Schriften über das Innere Südamerika's von den Buenosayrier Angelis, woraus denn ein englisches Blatt alsbald einen Artikel entlehnte, welcher einen gegen das Ende der spanischen Herrschaft unternommenen Zug eines Chilenen von Concepcion über den Paß von Antuco nach Buenos-Ayres beschreibt (s. Nr. 174 ff.), und die Möglichkeit und geringe Schwierigkeit einer Landverbindung auf dieser Seite beweist. Niemand ist thätiger als die Engländer, sich durch Handel und Besitzthum einen Einfluß in Südamerika zu verschaffen, und da dieß für jetzt noch nur dadurch geschehen kann, daß der Reichthum des Landes, nämlich der Anbau des Bodens und die Benützung seiner mannichfaltigen Erzeugnisse befördert werden, so haben wohl die jungen Staaten sich darüber nicht zu beklagen.

Ein eigener Streit hat sich in neuerer Zeit erhoben über die Verdienste der Spanier um ihre amerikanischen Besitzungen, und Michel Chevalier hat in dem Journal des Debats eine ziemlich glänzende Schilderung ihres Colonialsystems entworfen. Dieß mag wenigstens in so weit recht nützlich seyn, als dadurch der alte blinde Haß gegen die Herrschaft der Spanier in Amerika gemildert wird, ein Haß, welcher alle ihre Bestrebungen und Einrichtungen unrichtig beurtheilen und keiner Anerkennung ihrer Verdienste Raum ließ. Nun ist allerdings wahr, daß die Spanier nicht eben sonderlich eifrig waren, Kenntnisse und Wissenschaften unter den Creolen zu fördern, und diese dadurch einer Emancipation näher zu führen (s. die Vergleichung des ehemaligen und jetzigen Zustands des Unterrichts im spanischen Amerika Nr. 213 bis 216), aber auf der andern Seite muß man doch auch erkennen, daß sie nicht bloß für die spanischen Creolen, sondern auch für die Indianer zu sorgen hatten, denen mit wissenschaftlicher Ausbildung noch sehr wenig gedient seyn konnte, und deren Zustand, seit die spanischen Missionen zerfallen sind, um Vieles schlechter geworden ist. Ob allmählich die Erkenntniß des eigenen Vortheils die spanisch-amerikanischen Staaten zu einer bessern und gerechtern Behandlung der Indianer führen wird, muß man abwarten; für jetzt ist wenigstens in denjenigen Theilen des Landes, wo die Indianer weit überwiegen, ein factischer Zustand des Gehenlassens eingetreten, und man scheint sich hie und da zu erinnern, daß einst ein großes peruanisches Reich bestand, das für einen weiten Umkreis ein Mittelpunkt der Cultur wurde (s. Blicke auf die frühere Geschichte und die künftigen Aussichten von Peru Nr. 124 f.) Das Werk von Jose Arenales, aus dem diese Mittheilung geschöpft ist, liefert zum mindesten den Beweis, daß gebildete Creolen sich wieder mit der alten Geschichte des Landes und dessen Einrichtungen beschäftigen, und daß sie Vergleichungen anstellen zwischen dem damaligen und jetzigen Zustand des Landes, Vergleichungen, die, wie aus den zahlreichen Städteruinen und den zerfallenen, uralten Wasserleitungen hervorgeht, nicht zum Vortheile des letztern ausfallen. Das eben bezeichnete Werk scheint zugleich einen politischen Zweck zu verfolgen, indem es der sich ausbreitenden Herrschaft des Generals Santa Cruz, welcher Bolivia und Peru wieder vereinigte, eine geschichtliche Grundlage zu geben bemüht ist.

Ganz von diesen spanisch-amerikanischen Ländern geschieden ist Guiana, in welchem noch fortdauernd Entdeckungen zu machen sind, da man über den Lauf der Flüsse und den Zug der Gebirge noch keineswegs im Klaren ist (s. die Reisen von Schomburg

und einigen Franzosen Nr. 12, 72, 215 f. 241 f. 258). Auch diese letztern zeichnen sich hier durch ihre Forschungen aus, suchen das ihnen gebliebene und durch die neuern Friedensverträge zugewiesene Land näher kennen zu lernen, und muntern die Indianer auf, die großen reichen Fluren des südlichen Guiana zur Viehzucht zu benützen. Ein merkwürdiger Umstand, wenn sich die Vermuthung einiger französischen Reisenden und Geographen bewährt, ist die Verbindung, in welcher der Marañon mit einigen Küstenseen in Guiana zu stehen scheint, wodurch man also, ohne durch die eigentliche Mündung des Marañon einzulaufen, in den Mittellauf desselben gelangen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine merkwürdige Wasserhose.

Die amerikanischen Journale theilen interessante Nachrichten über eine zu Baltimore durch eine Wasserhose veranlaßte Überschwemmung mit. Von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags häuften sich von Südwest kommende Wolken an, obschon die Atmosphäre ganz ruhig blieb. Gegen 5 Uhr aber wurde die Dunkelheit so groß, daß man in den Häusern Lichter anzünden mußte. Ein leichter Wind aus Südwest führte kleine Regengüsse herbei, aber gegen 10 Uhr stürzten solche Wassermassen herab, daß man gar keine Tropfen mehr unterscheiden konnte. Dabei machte sich eine Erderschütterung fühlbar und eine der furchtbarsten Ueberschwemmungen setzte das Land unter Wasser. Zwei und eine halbe Stunde lang glich das dumpfe Heulen des Sturmes einem fernen Donner, und ein Schlag ließ sich hören, wie bei dem Auffliegen einer Pulvermühle. Die Verwüstungen erstreckten sich über einen Raum von 16 Meilen. Die in die Bay ausmündenden Flüsse stiegen 40 Fuß über ihren gewöhnlichen Wasserstand; 20 Personen ertranken, und 50 Häuser nebst 200 Magazinen wurden zerstört.

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

(Fortsetzung.)

Als die Gesandtschaft Bamo verließ, fand sie das Land weit gebirgiger als bisher, und es mußten neue Vorsichtsmaßregeln gegen die Kakhyens getroffen werden, welche die Gebirgskette in der Nähe des Flusses bewohnen. Die Escorte ward durch 150 Schans von den Ufern des Tapan Khyoung verstärkt — ein sehr schöner Menschenschlag, der in Kleidung und Aussehen sehr gegen die erbärmliche Escorte abstach, welche die Gesandtschaft von Ava aus geleitet hatte.

Zu Thaphan-Beng kamen die Reisenden in den dritten Engpaß, wo sie eine herrliche Aussicht über das fruchtbare Thal von Bamo hatten, das gegen Osten von den Kakhien-Bergen begränzt ist, die bis zum Gipfel hinan angebaut sind. Serpentin und Kalkstein sind auch hier, wie im vorhergehenden Engpaß, vorherrschend. Der Fluß ist hier an manchen Stellen kaum 80 Schritte breit und 30 Fuß tief; zur Regenzeit steigen seine Gewässer bis zu 50 Fuß über ihren gewöhnlichen Stand, und dann kann das Defilé nur auf Flößen passirt werden.

Zu Thabyedeng Yua fand der Capitän einen neuen Volksstamm, Phwons genannt, der, wie Leute desselben selbst sagten, vor Zeiten aus einem Lande gegen Nordost, Motoung Mealong genannt, gekommen sey, dessen Lage sich aber jetzt nicht mehr angeben lasse. Ihre Landessprache, die sie nur unter sich sprechen, ist von dem Birmanischen und dem Schan gänzlich verschieden, doch haben sie keine Schriftzeichen dafür. Es gibt zwei Stämme von dieser Race, die von den Birmanen als der große und kleine bezeichnet werden; der erstere wird nur zu Tschendo und in der Nähe des dritten Engpasses gefunden, der andere aber lebt im ganzen Lande zerstreut; die einzige bemerkbare Verschiedenheit zwischen beiden besteht in einigen Abweichungen in ihrer Sprache. Sie legen sich mit großem Eifer auf den Landbau, und vier chinesische Schans waren fortwährend beschäftigt, ihnen die erforderlichen Geräthe zu verfertigen. Ihre Häuser fand man von einer Bauart, wie man sie noch nie zuvor gesehen; das oben abgerundete Dach reicht fast bis auf den Boden, und die verschiedenen Gemächer im Innern sind in einer Höhe von acht bis zehn Fuß vom Boden angebracht; die Scheidewände zwischen denselben bestehen bloß aus Matten. Dieselbe Bauart herrscht auch bei den Schans, welche im Thal Kubo wohnen.

Am 26 erreichte die kleine Flotte den gefährlichsten Punkt des Irawaddi, Paßu genannt, wo der Strom in ein nur 50 Schritte breites Bett zusammengedrängt wird; die Tiefe in der Mitte desselben ist 9 Faden. Die Felsen trugen sämmtlich die Spuren vulcanischer Thätigkeit, und waren von brauner, gelber, rother, grüner und glänzend schwarzer Farbe. Auch die Schichtung zeigte sich höchst unregelmäßig, da sie bald horizontal, bald vertical, bald gekrümmt erschien. Die Fahrt auf dem Irawaddi war bis zu dieser Stelle ohne erhebliche Schwierigkeiten gewesen, und der Fluß scheint, mit Ausnahme der Stellen in den Engpässen, selbst in jener Jahreszeit Wasser genug für die größten Boote, wie sie zwischen Ava und Bamo hin und her fahren, gehabt zu haben. Oberhalb des Dorfes Namhet aber stießen die Reisenden zum Erstenmal auf eine Reihe von Stromschnellen, die sich bis auf anderthalb Meile weit erstreckten und für sehr gefährlich gehalten wurden. Capitän Hannay versichert, daß er selbst in der schlechtesten Jahreszeit und im gefährlichsten Theil des Ganges keine stärkere Strömung gesehen, als die der Stromschnellen von Schuegpain-Man, oberhalb des Dorfes Namhet.

Zu Tschendo, zehn Meilen unterhalb der Mündung des Flusses Mogaung, wurden die Boote mit kleineren vertauscht, die für einen kleinen und gekrümmten Fluß, wie der Mogaung, besser geeignet sind. Hier erhielt Capitän Hannay einen Besuch von dem Oberpriester, der äußerst begierig war, sich einige Kenntniß von europäischen Sitten und Gebräuchen zu verschaffen, und der ihn zugleich unterrichtete, daß Tschendo vormals eine Hauptstadt des Stammes der Phwon gewesen, daß sie aber vor ungefähr sechzig Jahren von den Birmanen daraus vertrieben worden seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vom Grund der Seine wurde unlängst ein schwerer, großer Körper zu Tage gefördert, den man alsbald als einen Meeranker in crydirtem Zustand erkannte. Diese Masse, welche nicht weniger als 400 Pfund wiegt, ist von einer dicken Kruste aus Sand, Kies, Thonerde, Knochen, versteinertem Holz u. s. w. überzogen.

Aus genauen Untersuchungen der Mendicity Society geht hervor, daß von der Menge von Straßenbettlern in London höchstens drei von Hundert keine Betrüger sind.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Od. Wildenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

23 December 1837.

Der Streit über die Auſternfiſcherei in Jerſey. *)

Die ſo lange ſchon zwiſchen England und Frankreich ſchwebende Frage hinſichtlich der Jerſeyer Auſternfiſcherei iſt jetzt, wenn nicht Alles trügt, ihrer Entſcheidung nahe. Es liegen Beweiſe vor, daß der Auſternhandel ſchon 1606 im Gange war, und von Jerſey aus bis 1774 nach manchen Theilen Englands getrieben wurde. Da jedoch die Vorfälle während des Kriegs mit Frankreich nicht für die Erörterung geeignet ſind, ſo iſt es beſſer, die Sache aufzunehmen, wie ſie ſeit dem Frieden ſich geſtaltete. Der jetzige Auſternhandel zur Verſorgung der Hauptſtadt begann 1810, und es wurde ein großes Capital in demſelben umgeſetzt. Seit dem Kriege hat er ſich bedeutend erweitert, ſo daß oft über 200 Schiffe mit mehr als 1000 Mann dabei beſchäftigt waren, eine große Menge von Menſchen ungerechnet, die an den Auſternbänken in der Granville-Bay ſammelten.

Eben ſo wahr iſt es, daß die Franzoſen Auſternbänke in der Cancale-Bay und ſonſt noch angelegt haben; allein ſie ſcheinen jetzt nicht nur die von ihnen angelegten Bänke behaupten, ſondern auch die engliſchen Fiſcher hindern zu wollen, an irgend einer Stelle zwiſchen Chauſey und Frankreich Auſtern zu ſammeln, vorgebend, daß das ganze ſtreitige Gebiet ihr Eigenthum ſey. In der That, wenn die internationale Gränze von drei Meilen von der niedern Waſſermarke, von den Ufern von Frankreich und Chauſey, die ungefähr 7 M. auseinander, ſo ſtreng gehalten würde, ſo wäre der Raum für die Fiſcherei ſo beſchränkt, daß ſelbſt der gewiſſenhafteſte Schiffer ſich nicht in demſelben zu halten vermöchte, und jeden Augenblick in Gefahr ſtünde, gekapert zu werden. Die Verſuchung iſt ſo groß, und die Schwierigkeit, da wo der Canal ſich erweitet, Uebergriffe zu verhüten, ſo unüberwindlich, daß alle bisher vorgekehrten Maßregeln, die engliſchen Fiſcher an Benützung der gelegentlichen Abweſenheit der franzöſiſchen oder engliſchen Kreuzer zu hindern, ſich als erfolglos erwieſen haben. Die Folge war ein allgemeiner Aufſchrei von beiden; die Engländer klagten, ſich von einem Gebiet ausgeſchloſſen zu ſehen, das ſie ſchon ſeit ihren Kinderjahren ausgebeutet hatten, und die franzöſiſchen Auſternhändler erhoben Beſchwerde, daß man ihnen ihre Auſterbänke beſonders am Sonntag plündere, weil dieſer Tag ein Ruhetag für ſie ſey und von den Kreuzern zur Verproviantirung benutzt werde.

Die großen Fiſchereien der Franzoſen ſind hauptſächlich auf der Vorderſeite, oder nordweſtlich von Granville gegen Chauſey und auf der ganzen Strecke gegen Süden bis über Cancale hinaus. Das Gebiet nördlich von Chauſey beſuchen ſie nicht ſo häufig, beſonders über die Linie von Coutances Cathedral hinaus, in einer Richtung von Weſt zu Süd über dem Tour d'Ajon, die eine Demarcationslinie bis zu den Minquiers-Felſen bieten würde, die bei hellem Wetter vollkommen ſichtbar und weder von den Fiſchern noch von den Kreuzern als ſüdliche Gränze zu verkennen wäre. Die nördliche Gränze könnte von den Ecrehon-Felſen bis nach Cap Carteret gezogen werden, wo dann der ganze zwiſchenliegende Raum für die Fiſcher von Jerſey frei bliebe, unter der Bedingung, daß die ganze Strecke gegen Süden von der Tour d'Ajon-Gränze nie von den Engländern beſucht würde.

Ein volles, offenes und auf Gegenſeitigkeit gegründetes, in einem ſolchen verſöhnlichen Geiſte gemachtes Zugeſtändniß würde die Beilegung der Frage ohne Schwierigkeit herbeiführen, ohne daß man nöthig hätte ſich auf das Völkerrecht zu berufen, das ohnehin nie einer klaren Erläuterung fähig war, da in den meiſten Fällen die ſtärkere Macht ihren Willen für die ſchwächere zum Geſetz macht. Die Abſicht der franzöſiſchen Regierung ſcheint zu ſeyn, eine Gränzlinie, drei Meilen nördlich vom Kirchthurm von Piron, aber ſechs Meilen gegen Süden anzubieten, oder mit kurzen Worten, die engliſchen Fiſcher von dem einzigen Gebiet auszuſchließen, das ihnen offen ſtehen ſollte, und ſich einen Raum von ungeheurer Ausdehnung vorzubehalten.

Wenn auf der einen Seite die Frage nach völkerrechtlichen Principien entſchieden werden ſoll, ſo hat die brittiſche Regierung feſt auf der anerkannten Gränze zu beſtehen, bei der aber die Fiſcher der Willkür der franzöſiſchen Kreuzer preisgegeben bleiben, wodurch zwiſchen beiden Regierungen ſtete Differenzen unterhalten würden. Wird die Sache auf der andern Seite

*) Aus dem United Service Journal.

aber als eine Localfrage betrachtet, so sollte die oben empfohlene Gränzlinie angenommen werden. Die Schwierigkeit sie zu bestimmen, wäre so unbedeutend und die Landmarken würden so deutlich seyn, daß alle Entschuldigungen bei einem etwaigen Einbruch fruchtlos wären.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Mit der Landenge von Darien beginnen andere Verhältnisse, wenn gleich die zunächst liegenden Staaten Guatimala und Mexico auch noch zum spanischen Amerika gehören, aber letzteres wird schon gewaltsam in die unruhigen Bewegungen Nordamerika's hineingezogen, und Guatimala ist nur noch durch seine Entlegenheit geschützt. Von letzterm haben wir nur Eine kleine Mittheilung, nämlich den Artikel Costárica (s. Nr. 7), welchen Galindo, ein Bewohner dieses Staates, der geographischen Gesellschaft in London, deren Mitglied er ist, zusandte. Diese Gesellschaft, welche mehr und mehr kenntnißreiche Männer verschiedener Länder zu Mitgliedern ernennt, und mit ihnen in Verbindung tritt, ist in Beziehung auf manches Land allein im Stande, noch einigermaßen brauchbare Nachrichten zu erhalten. Auch der Artikel über die alten indianischen Denkmäler in Mexico (s. Nr. 266) ist aus der von ihr herausgegebenen Zeitschrift ausgezogen, und nach einigen Andeutungen in demselben zu schließen, sollte man glauben, jene Gesellschaft sey geneigt, die Untersuchung über die alten Denkmäler von Anahuak fortsetzen zu lassen. Leider sind dießmal einige Angaben über Alterthümer fast das Einzige, was wir aus Mexico mitzutheilen haben (s. Alterthümer in Yucatan Nr. 59). Nur die Reise von Oajaca nach Mexico (s. Nr. 218 ff.) macht eine Ausnahme; sie ist von einem Hrn. Mühlenpfordt, welcher sich mehrere Jahre in Mexico aufhielt und auch mit Bergwerksunternehmungen in Verbindung stand. Seine Schilderungen enthalten zwar wenig eigentlich Neues, doch tragen sie das Gepräge eigener Ansicht, und sind somit als Skizzen aus einem Lande, wohin die Reisen wegen der wachsenden Unsicherheit immer seltener werden, auf jeden Fall dankenswerth. Auch von einer interessanten Naturmerkwürdigkeit hatten wir im Laufe dieses Jahres zu berichten, nämlich von der großen Höhle von Cacauhamilpas im Thale von Cuernavaca, kaum 30 Stunden von Mexico (s. Nr. 132 f.); sie blieb, wie es scheint, den Spaniern im ganzen Lauf ihrer Herrschaft verborgen, nur bei den Indianern wurde das Andenken daran bewahrt, und auch die Höhle oft besucht, ein neuer Beweis, mit welcher Eifersucht die Indianer Alles geheim halten, was ihr Land betrifft, und wie sie sich immer noch als die eigentlich rechtmäßigen Besitzer des Bodens betrachten, deren Rache vielleicht einmal losbricht gegen ihre jetzigen immer mehr entartenden Herrscher. In dieser Beziehung ist es interessant, daß man in neuerer Zeit eine ganz andere Angabe hinsichtlich der Bevölkerung annimmt (s. Nr. 90) als früher; nach dieser betrügen die Indianer mehr als die Hälfte, und in die andere kleinere Hälfte theilten sich die Creolen und Mischlinge zu ziemlich gleichen Theilen, die ganze Bevölkerung aber betrüge nur 6 Millione, während sie sich nach den auf statistische Angaben gegründeten Berechnungen Koppe's auf mehr als 8 Mill. beliefe, wovon den Indianern 4½, den Mischlingsracen 2½, und den Creolen und gebornen Spaniern nur Eine Million zukäme. Nach beiden Angaben indeß scheint das Factum festzustehen, daß die reinen Indianer mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausmachen.

Zu einer Wiedereroberung von Texas scheint die mexicanische Regierung viel zu schwach, und diese Schwäche muß sich noch mehr herausstellen, wenn die Nachricht sich bestätigt, daß auch Obercalifornien sich losgerissen, und für eine Verbindung mit den Vereinigten Staaten ausgesprochen habe. Wenn dieß wahr ist, so hat dieß Ereigniß seinen Grund im Pelzhandel, wie wir alsbald sehen werden. Die Vereinigten Staaten scheinen gar nicht sehr geneigt, eine solche Gebietsvergrößerung von sich zu weisen. Die durch Jackson furchtbar aufgeregte und in ihrem Stolz genährte Demokratie wird, wenn auch die Demokraten als politische Partei durch die augenblicklichen Umstände eine Niederlage erleiden, doch gewiß sich ihre Beute nicht entgehen lassen. Diese herrschsüchtige Demokratie hat ihren Hauptsitz in den südlichen Staaten, wo die von Sklaven umgebenen Grundbesitzer die Mehrzahl des Volks bilden, und es ihrem Interesse gemäß finden, die Zahl der Sklavenstaaten zu vermehren, um durch Uebermacht im Congreß wirksam zu verhindern, daß dieser sich nicht mit der Sklavenfrage beschäftige, was schon seit mehrern Jahren hintertrieben wurde, aber, wie es scheint, nicht lange mehr hintertrieben werden kann. Die Sklavenfrage ist und bleibt der wunde Fleck der Vereinigten Staaten. Zwar ist das letzte Jahr mit Streitigkeiten über das Geldwesen hingegangen, wobei der Ungestüm und das Partei-Interesse Jacksons das billige und gerechte Ziel, nämlich allmähliche Verminderung der unmäßigen Papiercirculation überschossen zu haben scheint, und eine furchtbare, in diesem Umfang unerhörte Krise in den Vereinigten Staaten herbeiführte. Aber dieser Stoß, so furchtbar er auch war, ist keineswegs der Art, daß er ein so jugendlich und kraftvoll aufstrebendes Gemeinwesen auf lange erschüttern könnte; er bildet nur eine Episode, erregt gegenwärtig viel Lärm, weil augenblicklich eine Menge Interessen verletzt wurden, aber er kann nicht auf lange die öffentliche Aufmerksamkeit von der Lebensfrage über die Sklaverei ablenken, und wie aufgeregt der öffentliche Geist fortwährend über diese Frage ist, mag man aus der Thätigkeit der Emancipationisten in Boston (s. Nr. 39) und aus den Scenen abnehmen, welche diese Thätigkeit hervorruft (s. das Lynchgesetz, und die amerikanischen Frauen Nr. 328) *).

*) Es mag sonderbar scheinen, daß in einer und derselben Stadt so eifrig für und wider die Emancipation gearbeitet wird, noch überdieß in einer Stadt, welche selbst nicht einen einzigen Sklaven in ihren Mauern hat; die Sache erklärt sich aber, wenn man weiß, daß in Boston einerseits ein sehr eifriger, religiöser Sinn die Emancipation der Neger herbeizuführen strebt, auf der andern Seite aber viele südliche Pflanzer sich im Sommer dort aufhalten, und viele Kaufleute theils selbst Plantagen im Süden besitzen, theils ihr Vermögen im Handel mit Producten stecken haben, die hauptsächlich nur durch Sklavenarbeit erzeugt werden.

Die Frage ist von dem größten Interesse für Nordamerika, nicht bloß für seine innern, sondern auch für seine äußern Verhältnisse. Wir haben schon früher erwähnt, daß die englische Negeremancipation auch mit eine feindselige Maßregel gegen Nordamerika war; nun gibt sich unter den ehemaligen Sklavenbesitzern in den englisch-westindischen Inseln aus Zorn über die Negeremancipation eine auffallende Zuneigung zu Nordamerika zu erkennen, dessen Unabhängigkeitsfeier auch dort enthusiastisch gefeiert wird; allein England ist nicht der Staat, der sich durch solche Demonstrationen schrecken ließe, die Emancipation der Neger gewinnt Boden, indem sie mehr und mehr in den Stand kleiner Pächter eintreten (s. Nr. 132), die Verworfenheit der Sklaven, wovon uns Levilloux aus den französisch-westindischen Inseln ein abschreckendes Gemälde entworfen hat (s. die Versammlung der Maron-Neger und Vergifter Nr. 74 ff.), muß nothwendig bei dem Gefühl einer größern Unabhängigkeit und Selbstständigkeit sich mindern, und einzelne Ausbrüche von Rohheit, wie der Militäraufstand auf Trinidad (Nr. 243), kann den allgemeinen Plan der Umwandlung der Neger in freie Kleinbürger und Kleinbauern nicht hindern. Die Ausführung eines solchen Plans aber muß die Sklaverei in den Vereinigten Staaten auf die Länge durchaus unhaltbar machen, und die höher stehenden Emancipationisten, wie John Quincy Adams, arbeiten deßhalb darauf hin, die Annahme eines ähnlichen Plans in Nordamerika vermittelst des Congresses durchzusetzen. Dagegen aber stemmen sich die Sklavenbesitzer des Südens mit aller Macht, und finden einen furchtbaren Helfershelfer in dem unablässig genährten Haß der Weißen gegen die schwarze Race, und fast noch mehr gegen die Mischlinge, so daß die erstern in ihrem gesetzlosen Uebermuth gegen die letztern Alles für erlaubt halten. Sollte zwischen England und Amerika ein Krieg ausbrechen, so würde der Zustand der Sklaven ein furchtbares Gewicht in die Wagschale Englands werfen, wie sich auch daraus abnehmen läßt, daß man es bereits offen anerkannt hat, wie der Krieg der Seminolen in Florida gegen die Weißen ohne die Unterstützung der Sklaven sich nicht bereits bis ins dritte Jahr hätte fortschleppen können.

Ein Krieg zwischen England und Nordamerika liegt aber nicht außerhalb der Möglichkeit, nicht einmal der Wahrscheinlichkeit: ernste Streitigkeiten walten über die Gränze in Maine ob (s. Nr. 160), aber noch ernstere drohen im Westen. Während der betriebsame Yankee fort und fort Städte gründet (s. die Stadt Buffalo Nr. 311 f.), Eisenbahnen anlegt (s. Nr. 253) und durch Erweiterung des Anbaus neue Staaten der Union einverleibt (s. der Staat Michigan Nr. 81; das Gebiet Wisconsin Nr. 41), dringt der Bewohner des Mississippithals unaufhörlich vor gegen Westen, und betritt als Trapper oder Biberfänger und als herumziehender Handelsmann das Gebiet jenseits der Felsengebirge. Seit 30 Jahren folgen sich größere und kleinere Unternehmungen (s. Astoria Nr. 1 f., Nr. 51 f., Bonneville's Abenteuer Nr. 182 ff.); Astor wollte sich am Ausfluß des Columbia festsetzen, aber der Krieg im Jahre 1812 zerstörte seine Hoffnungen, und nun hat sich die englische Hudsonsbai-Compagnie im ganzen Thale des Columbia und in dem des Wallamut einheimisch gemacht, obwohl dieß Gebiet eigentlich den Vereinigten Staaten gehört, wenigstens nach den Friedensverträgen zwischen England und Nordamerika, in denen man kein Recht der Indianer an den Boden anerkannte. Von dem Columbia und Wallamut verdrängt, warfen sich die amerikanischen Trapper auf Californien, setzten sich dort allmählich fest, und wohl dürfte es nicht mehr lange anstehen, bis das schon zum zweitenmale nach Europa gedrungene Gerücht einer zum Vortheil der Vereinigten Staaten in Californien ausgebrochenen Revolution sich bewährt, und die Flagge der Union sich siegreich am Gestade des stillen Oceans entfaltet. Zwar sinken unter dem schändlichen System der Pelzhändler und Trapper (s. die Artikel „Pelzcompagnie in St. Louis" Nr. 113 und „Vernichtung der Indianer durch den Pelzhandel" Nr. 346) die indianischen Völkerschaften, die ursprünglichen Besitzer des Bodens, in den Staub, und die Ueberreste, nach den unwirthlichen Felsengebirgen versprengt, werden, vermischt mit dem Auswurf der europäischen Creolen, zu Räuberschaaren; aber alles dieß kann den unaufhaltsamen Gang der — Civilisation nicht hemmen.

Die Zeit ist nicht mehr fern, wo von der vor 50 Jahren noch fast unbekannten und unwirthlichen Westküste Nordamerika's Flotten ausegeln werden, und vielleicht der Kampf zwischen Rußland, England und Nordamerika um das Anrecht auf diese Länder entbrennen wird. Langsam, aber sicher bereitet Nordamerika vermittelst der Missionäre seine Herrschaft über die Sandwichinseln vor, um einen festen Punkt in der Mitte der Südsee zu gewinnen. Aus der Erzählung von Astors Unternehmung ersehen wir, wie die Sandwichinseln der Punkt waren, wo man sich mit Vorräthen und selbst mit Schiffen versah. Für die Nordamerikaner würden diese Inseln unschätzbar seyn; über 200 Wallfischfahrer durchkreuzen fortdauernd jene Meere (s. Nr. 195), und haben wesentlich zu der Entdeckungen in der Südsee (s. Nr. 180 f.) beigetragen. Diese Inseln würden den Amerikanern mit Einemmal einen Anhaltspunkt im stillen Meere geben, und ihnen nicht nur die völlige Besitznahme eines großen Theils der Nordwestküste Amerika's erleichtern, sondern sie auch in den Stand setzen, den Engländern nöthigenfalls in jenen Meeren Trotz zu bieten. Doch hat England dort einen festen Fuß gefaßt durch den Besitz von Australien, und wenn auch Canada mehr und mehr sich losreißen und Englands Stellung gegen Nordamerika schwächen sollte, so könnte doch England seinen Einfluß daselbst nur dadurch ganz verlieren, wenn Canada sich, was nicht wahrscheinlich ist, ganz in die Arme Nordamerika's werfen sollte. Dann aber wäre auch England aller Rücksichten gegen die Vereinigten Staaten entledigt, das von ihm vermittelst der Hudsonsbai-Compagnie am stillen Meere besetzte Gebiet längs dem Columbia und Wallamut würde dann durch englische Waffengewalt behauptet, und Nordamerika könnte an seiner verwundbarsten Seite, an der Südküste, angegriffen werden durch die westindischen Negerregimenter, auf deren Vermehrung (s. Nr. 39) England fortwährend bedacht ist.

(Fortsetzung folgt.)

Zustand der Dinge am Cap.

Der Stand der Dinge in dieser Colonie ist in der That sehr schlecht. Die Kaffern sind für ihren mörderischen und verrätherischen Einfall in die Colonie von 1834 und 1835 noch belohnt worden, indem man ihnen Landstrecken einräumte, die sie selbst vor dem Krieg nicht im Besitz hatten, und Sir B. d'Urbans gerechte und billige Gränzpolitik, die ein ganzes Jahr lang sich so zweckmäßig erwies, ist von dem neuen Gouverneur ganz umgestürzt worden. Zehntausend Holländer und Engländer haben die östliche Provinz verlassen, um sich in die Wildnisse des Innern zu begeben, und noch mehrere werden folgen. Der Gouverneur wird bald keinen Weißen mehr unter seiner Verwaltung haben. Das Mehl kostet jetzt 40 Dollars (zu 54 kr.) der Muid (von 200 Pfd.) zu Grahamstown, und in der Capstadt 25; im vergangenen Jahr 18! Schlachtvieh jetzt 100, voriges Jahr 40, und die Kaffern berauben die Ansiedler, welche jetzt noch in Albany und Somerset sind. Unlängst trieben sie die Heerden des Gouverneurs, ihres Freundes, davon. Täglich versteht man eines neuen Kafferkrieges, und an der Gränze stehen nur zwei schwache Regimenter und einige hundert berittene Schützen. Das Kafferland zwischen dem Keiskamma und Vaschi enthält 180,000 Seelen.

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

(Fortsetzung.)

Die Mündung des Mogaung befindet sich, den Bestimmungen des Capitän Hannay zufolge, unter 24° 56′ 55″ Breite. Hier mußte die Expedition den Irawaddi verlassen, der, wie der Capitän sagt, noch immer ein ansehnlicher Fluß von der Breite einer halben Meile, mit einer Strömung von zwei Meilen in der Stunde und mit einer Tiefe von drei Faden in der Mitte und von zwei Faden am Rande ist. Der Fluß Mogaung, an dessen Ufer die Stadt gleichen Namens liegt, ist nicht mehr als 100 Schritte breit, und die Fahrt auf demselben wird durch eine Menge von Stromschnellen gehemmt, über die das Wasser mit großer Geschwindigkeit hinrauscht. Eines der Boote schlug um und ein Mann ertrank. Die Phwons und Schans wissen diese Schwierigkeiten besser zu überwinden als die Schiffsleute der Birmanen und der Kathays. Die Ufer des Flusses waren mit undurchdringlichem Gebüsch bedeckt, das sich fast bis Mogaung ausdehnte. Als man bei Tapoh die letzte Stromschnelle passirt hatte, dehnte sich der Fluß zu einer Breite von 200 Schritten aus; der Fluß hatte eine gemäßigte Strömung, und das Bett bestand aus runden Steinen — meist Quarz, unter dem sich aber auch massive Stücke reinen Krystalls und verhärteter Thon von verschiedenen Farben fand. Die Ufer bestehen an der Oberfläche aus Alluvialboden, allein tiefer und gegen den Rand des Wassers hin findet sich meist Sand, der an einigen Stellen von einer Schicht schönen, beilegenden Thons durchschnitten wird.

Am 5 Januar 1836 stieg die Gesandtschaft zu Mogaung ans Land, und der neue Myowun wurde in sein Amt eingesetzt. Er und Capitän Hannay schritten Hand in Hand durch eine Gasse von birmanischen Soldaten, die vom Landungsplatze bis zur Wohnung des Myowun — fast eine Meile — aufgestellt war; voran gingen Speerträger u. s. w., die Loblieder sangen und die Weiber trugen Blumen. Der Myowun führte sogleich ein schonungsloses Steuersystem ein, um seine Anstellung bezahlen zu können, was große Unzufriedenheit erregte. Eine Reihenfolge von Gouverneurs, die sämmtlich nach einem solchen System verfahren waren, hatten die Bewohner von Mogaung arm gemacht.

Die Stadt Mogaung liegt am Zusammenflusse des Nameiin oder Nampang und des Mogaung oder Numkong, und dehnt sich ungefähr eine Meile weit von Osten nach Westen an dem letztgenannten Fluß aus; das Westende der Stadt wird vom Nameiin begränzt, der aus dem District Moneiin von Südwest kommt. Die Stadt, welche von einer verfallenen Pallisadirung umgeben ist, zählt, nebst den Häusern und Dörfern außerhalb, nicht mehr als 500 Wohnungen. Die innerhalb der Pallisaden werden von Schans bewohnt, und die außerhalb von Birmanen, Phwons, Assamesen und mehreren Chinesen, welche letztere von ihren Landsleuten, die alle Jahre hieher kommen, um Serpentinstein zu kaufen, einigen Gewinn ziehen. Auch Grobschmiede und Zimmerleute gibt es unter ihnen. „Wären," sagt der Capitän, die Chinesen nicht, deren Quartier betriebsam und wohlhabend aussieht, so würde ich behaupten, daß Mogaung der ärmlichst aussehende Ort ist, den ich seit meiner Abreise von Ava gesehen." Die Armuth der Stadt und ihrer Bewohner beweist deutlich, daß es ihr an einem bedeutenden Handel fehlt, und Capitän Hannay erfuhr, daß die Einkünfte der Stadt und der daran liegenden Dörfer sich — den Gewinn vom Verkauf des Serpentins mit eingerechnet — auf nur 30,000 Rupien jährlich belaufen, und daß die birmanischen Behörden die Bezahlung der Steuern von den Schans von Khanti und den Singphos von Payendwen nur durch Militärzwangsmaßregeln erhalten konnten. Bei dem letzten Unternehmen dieser Art wurden 1000 Mann von Mogaung abgeschickt, von denen 900 nicht mehr zurückkamen. Während seines Aufenthalts zu Mogaung erhielt der Capitän etwas von dem grünen Mineral, das seiner Eigenschaften wegen von den Chinesen so hoch geschätzt und Yu oder Yuschih (Yu-Stein), von den Birmanen aber Kyoukthsein genannt wird. Man bringt es von einem fünf Tagereisen nordwestlich von Mogaung gelegenen Ort; eine geringere Qualität wird auch in anderen Theilen des Landes gefunden. Serpentin und Kalkstein sind die vorherrschenden Formationen des Fußes der höchsten Gebirgskette in diesem Theil des Landes. Speckstein ist ebenfalls häufig im Bett des Irawaddi unterhalb des Thals von Khanty.

Ein sehr wichtiger Zweck der Reise des Capitäns war es, das Patkoi-Gebirge, das nach Assam führt, zu übersteigen, und er traf sogleich nach seiner Ankunft in Mogaung die nöthigen Vorbereitungen, fand jedoch bald, daß die kühnen Gebirgsbewohner die Autorität des Hofes von Ava sehr gering achteten, und so sah er sich gezwungen, seinen Plan wieder aufzugeben. Nur auf wiederholte Vorstellungen und Drohungen gestattete ihm der Gouverneur das Thal Hukong und die Ambraminen besuchen zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 113** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: E. L. Bulwers neueste Werke. (Fortsetzung.) — Alessandro Manzoni. (Schluß.)

Zu des Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 5 fl., halbjährlich 2 fl. 30 kr. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1837.

Buchhandel in Aegypten.

Cairo, den 20 October.

Die literarische Thätigkeit, welche sich durch die Bemühungen einiger Franzosen hier unter den Eingebornen entwickelt hat, macht sehr schnelle Fortschritte, und gibt zu Unternehmungen Veranlassung, welche noch vor wenigen Jahren ganz chimärisch erschienen wären. Seitdem Hassan Effendi, Bibliothekar des Pascha's, eine Lithographie errichtet hat, haben sich nicht nur die Professoren der Schule der Moschee el Azhar genähert, sondern es finden sich sogar eingeborne Capitalisten, welche zu buchhändlerischen Unternehmungen Geld vorschießen wollen. Ich will Ihnen einiges Detail über eine dieser Speculationen geben. Seid Jshak, ein reicher Mann und Chef der Corporation der Wechsler von Cairo, hat mit Hassan Effendi einen Contract abgeschlossen, nach welchem er von diesem 1000 Exemplare des großen arabischen Lexikon Kamus drucken läßt. Sie benehmen sich dabei auf eine Art, die beweist, daß ihnen das Beispiel der kritischen Methoden, die ihnen einige europäische Gelehrte hier gegeben haben, nicht verloren gegangen ist. Sie haben als Redacteur und Corrector des Buchs den Scheich Al Tunsi angenommen, der eine sehr alte Handschrift zu Grunde legt und sie mit acht andern und mit der Calcuttanischen Ausgabe collationirt. Diese 1000 Exemplare sind für den Verkauf in Cairo und Arabien bestimmt, und ein großer Theil derselben wird namentlich nach Mekka geschickt. Der ehemalige Großscherif von Mekka, der seit dem Kriege mit den Wahabis hier als Geißel lebt, aber noch einen großen Einfluß in Arabien hat, interessirt sich sehr dafür, und man glaubt, daß auf dem großen Markte, der für die jährliche Pilgerkarawanen gehalten wird, ein großer Theil der Exemplare verkauft, und seinen Weg nach Persien, Jndien u. s. w. finden werde. Hassan Bey aus Schamaschirdseh hat ebenfalls 500 Exemplare verlangt, die er nach Syrien und Constantinopel verschicken wird, denn dieses Lexikon, das jedem muhammedanischen Studenten unentbehrlich ist, fehlt gänzlich im Buchhandel; die Ausgabe, welche Achmed Schirazi vor 15 Jahren in Calcutta veranstaltete, und die aus 1000 Exemplaren bestand, und acht Louisd'or kostet, ist längst vergriffen. Der Preis der neuern wird noch sehr bedeutend geringer seyn. Es ist sehr zu wünschen, daß diese Speculation gelinge, sie beruht auf einer guten Basis, und ein günstiges Resultat würde die Capitalisten ermuthigen, ähnliche Unternehmungen zu machen, es wäre nicht undenkbar, daß auf diese Art Mekka zum Leipzig des Orients würde, und sich zum Focus der muhammedanischen Civilisation machte, wie es bisher der des Fanatismus war.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Afrika zerfällt bekanntlich in zwei wesentlich geschiedene Theile, welche die Sahara von einander trennt. Der Norden ist dem Verkehr mit Europa zugekehrt, und durch Religion und Stammverwandtschaft mit Asien eng verbunden; aber nur schwach hängt er mit dem tiefern Süden zusammen außer längs dem beide Theile vereinigenden Nil, an dessen Ufern der unersättliche Mehemed Ali fort und fort aufwärts dringt, ohne weder die alten geheimnißvollen Nilquellen (s. Nr. 303) erforschen, noch die Völker des südlichen Hochlands bezwingen zu können, mit denen er am weißen Nil von jeher in Fehde lebte, und jetzt auch mit denen am blauen Nil aufwärts, mit den eigentlichen Abyssiniern, in Kampf gerathen seyn soll. Am weißen Nil sind es die gewöhnlichen Sklavenjagden, wie sie längs dem ganzen Abfall des afrikanischen Hochlandes unter religiösem Vorwande gehalten werden (s. die Ghrazzie im Sudan Nr. 309). Wenn aber den habsüchtigen moslemitischen Fürsten längs dem Hochlande hin die Religion nur den Vorwand bietet, um die Stämme des Gebirgs mit einem Scheine von Recht zu bekriegen und zu Sklaven zu machen, so schreitet auf der andern Seite doch der Jslam trotz aller ihn besudelnden Verbrechen als civilisirendes Princip unhaltsam vorwärts nach dem Jnnern von Afrika. Jn die Hochlande ist er, den westlichen und östlichen Gebirgsstock, nämlich Abyssinien und den eigentlichen Hochsudan, ausgenommen, noch nicht eingedrungen; aber der große Strom, dessen Erforschung einer so großen Anzahl europäischer Reisen-

der und auch neuerlich wieder dem Engländer Davidson (s. Nr. 8, 9, 97, 146) das Leben kostete, leitet die Bekenner des Islam zwischen den Gebirgen hinab, und dieser schreitet vor mitten unter dem Mord und Brand der räuberischen Felatahs. Die Nigerfahrten von Mac Gregor Laird und Oldfield, welche wir im Laufe des Monats October in ziemlich vollständigem Auszug mittheilten, geben manches neue und interessante Detail, wenn sie auch nicht viel mehr beibringen, als man in der Hauptsache schon wußte. Oldfield erreichte auf der zweiten Nigerfahrt die große Felatahstadt Rabba, in welcher der Islam bereits, wenn auch nicht die Religion der Mehrzahl, doch die des herrschenden Stammes ist, und schildert manche Einrichtungen dieses kriegerischen Volks, welches jährlich in zahlreichen Schaaren nach Westen und Süden vordringt, und wie Oldfield glaubt, in nicht sehr ferner Zeit die Mündung des Nigers ins atlantische Meer erreichen wird. Schon zeigen sich die räthselhaften Mallams, welche, ohne gerade Prediger des Islam zu seyn, doch zu seiner Verbreitung beitragen, allenthalben in großem Ansehen stehen, und zum Theil den Rath der Fürsten ausmachen, in der Stadt Iddah am Niger, nur etwa 50 Meilen von der See, und eben diese Stadt ist bereits von den Raubzügen der Felatahs bedroht. Die südlichern und westlichern Negerstämme mit ihrer ins Kindische fallenden geistigen Schwäche zeigen eine entsetzliche Furcht vor diesen Felatahs, welche doch keineswegs das besitzen, was wir im Norden männlichen Muth zu nennen pflegen. Während die Stämme bis unterhalb Iddah herab vor der um sich greifenden Macht der Felatahs erliegen, und dem Islam nach und nach anheimfallen werden, erfahren die Stämme vom untern Nigerlauf den unglücklichen Einfluß der Europäer und ihres Sklavenhandels, welcher sie vollkommen entwürdigt, denn die Menschenjagd ist das einträglichste Gewerbe, und während diese ihren moralischen Charakter zu Grunde richtet, übt der entsetzliche Branntwein auf ihren Leib einen nicht minder schädlichen Einfluß aus, und die meist von Fischen lebenden Bewohner dieses feuchten und heißen Landstrichs sind mit ekelhaften Geschwüren und Aussatz bedeckt, weil der Genuß des Branntweins ihr Blut noch stärker erhitzt.

Die Verfasser der erwähnten Schrift, fast allein noch übrig von allen Europäern, welche die als Handelsspeculation verunglückte Unternehmung der Befschiffung des Nigers mitmachten, entwerfen ein abschreckendes Gemälde von der Verworfenheit dieser Menschen und der Ungesundheit des Landstrichs, namentlich in der Nähe des großen Stroms, welcher zur Zeit seiner Anschwellung den Boden oft weithin in einen Sumpf verwandelt, und wenn das Wasser wieder in das alte Bett zurücktritt, Reste von verfaulenden Thieren und Pflanzen zurücklässt. Wie groß die Ausdehnung der Ueberschwemmung an den flachen Stellen seyn muß, geht daraus hervor, daß nach den Angaben Hrn. Oldfields der beträchtlichste Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande des Stroms 60 Fuß beträgt. Es könnte fast unbegreiflich scheinen, weßhalb man so lange nicht wußte, daß der Niger sich in die Bai von Benin ausmündet, da er doch namentlich zur Zeit der Anschwellung eine so ungeheure Wassermasse fortwälzt; das Räthsel löst sich aber, wenn man hört, daß auf einer Strecke von 12 bis 15 geographischen Meilen aufwärts von der Mündung, bis wohin die Fluth dringt, das ganze Land nur ein Sumpf ist, in welchem der giftige Mangrovebaum wächst, dessen Stämme aus dem Wasser hervorstehen, so daß nur hie und da die Strömung eine Schlammbank aufwirft, auf welcher dann die elenden Hütten der Landesbewohner stehen. Zudem hat das Delta des Stroms eine sehr bedeutende noch nicht hinlänglich bekannte Ausdehnung von Südosten nach Nordwesten, und umfaßt jedenfalls über 1000 Quadratmeilen, auf welchem Raume sich dann die ungeheure Wassermasse vertheilt.

Die große, für das Innere von Afrika sehr wichtige Frage, ob der Tschaddastrom aus dem bekannten Tschadsee komme, wurde den Reisenden von den Eingebornen durchaus bejaht, sie selbst erklären aber, und mit ihnen wohl jeder, der mit der Geographie von Afrika einigermaßen vertraut ist, daß sie dieß für durchaus unwahrscheinlich halten. Den Eingebornen ist jedenfalls hinsichtlich solcher Nachrichten nicht sonderlich zu trauen. Hr. Oldfield führt unter Anderm das Beispiel eines Arabers in Rabba an, welcher steif und fest behauptete, der Niger, an welchem Rabba liegt, ströme nach dem Tschadsee. Herrschen solche Meinungen unter den weitgereisten Handelsleuten vor, was dort die Araber immer sind, so ist es nicht mehr zu verwundern, daß die europäischen Reisenden, welche nach dem großen Strome forschten, so oft eigentlich genarrt wurden.

Die Aufschlüsse, welche dasselbe Werk über den Sklavenhandel gibt, verbreiten in Verbindung mit einigen andern aus dem United Service Journal entnommenen Angaben (s. Nr. 33, 110, 159) hinreichendes Licht über diesen Gegenstand, zeigen die Gründe an, weßhalb ein rechtmäßiger Handel an dieser unglücklichen Küste nicht zum rechten Gedeihen kommen kann, so lange der unselige Sklavenhandel fortdauert, und warum die bisher zur Unterdrückung dieses Handels angewendeten Maßregeln nicht zum Ziele geführt haben und nicht zum Ziele führen konnten. Erwähnung verdient hier der Vorschlag, welcher in diesem Werke gemacht wird, *) am Nigerstrom aufwärts einige Posten anzulegen, so wie eine zweite Postenkette am Gambia aufwärts, und dadurch den ganzen Hochsudan mit einem Netze von militärisch bewachten Handelsposten zu umspinnen. Ein Hauptwerkzeug zur Ausführung eines solchen Plans bieten die Krus dar, eine Menschenrace, welche auch von Hrn. Laird äußerst vortheilhaft geschildert wird; sie zeichnen sich vor allen bekannten Negerstämmen auf der Westküste durch Rüstigkeit des Körpers und Geistes aus, lassen sich nie zu Sklaven machen, und sind doch des „weißen Mannes Freund," verrichten alle harten Arbeiten, unter denen der Europäer in diesem Klima erliegen würde, und sind zugleich in hohem Grade gehorsam und treu; ohne sie wäre die ganze Unternehmung den Niger hinauf gar nicht möglich gewesen, denn am Ende hatte Hr. Oldfield fast nur noch

*) Siehe den Artikel: Ueber den englischen Handel nach dem westlichen Afrika Nr. 259. f., welcher eben so wie einige kleinere, als Liberia Nr. 265 Cap-Coast-Castle Nr. 268, und Fernando Po Nr. 283, gleichfalls aus dem Werke von Laird und Oldfield entlehnt ist.

Schwarze und Farbige um sich. Auch hier, so wenig man es glauben sollte, bringt das europäische Militärsystem mit seiner strengen Ordnung als eine Art civilisirendes Princip ein, nicht als ob die schwachen Negerfürsten sich eine europäisch exercirte Leibwache hielten, oder gar regelmäßige Heere aufstellen wollten, sondern in Folge der Nothwendigkeit Neger zu exerciren und aus ihnen Regimenter zu bilden, wie dieß namentlich die Engländer thun. (S. den Artikel Cap Coast Castle Nr. 268.) Die ungeheure Sterblichkeit unter den europäischen Truppen, die sich im Genuß des Branntweins und dgl. nicht mäßigen konnten, zwingt sie hiezu, und in benöthigten Fällen könnten sie wohl dieser Maßregel eine ziemliche Ausdehnung geben. Bekanntlich haben früher auch die Franzosen während ihrer Unternehmungen gegen Madagascar Negerregimenter am Senegal errichtet, und Neger bilden einen wichtigen Theil der marokkanischen Truppen. Ihre Gelehrigkeit und Treue bei guter Behandlung machen sie zum Soldatendienst vorzugsweise geeignet.

Wenden wir uns von dem Westen Afrika's nach dem Osten, so haben wir dießmal aus dem sonst so wenig bekannten Abyssinien doch auch einige Mittheilungen zu machen. Ein deutscher Reisender begann „Bilder aus Abyssinien (s. Nr. 191 f.) einzusenden, die versprochene Folge blieb aber aus. Dagegen theilte das Journal der geographischen Gesellschaft von Paris den Reisebericht der Franzosen Combes und Tamisier vollständig mit (s. Nr. 248 ff.); das Bild, welches sie von dem Zustand Abyssiniens entwerfen, ist freilich sehr trüb, doch geht daraus eine Andeutung hervor, welche nicht ohne Wichtigkeit ist. Die Macht der Gallas, eines Negervolks, welches seit 200 Jahren von Süden und Südwesten her in Abyssinien eindrang und lange siegreich sich behauptete, scheint jetzt im Umkehren zu seyn, denn die christlichen und muhammedanischen Stämme dringen mehr und mehr wieder vor.

Wir kehren von da südwärts zurück nach dem Cap, von welchem wir allerdings wenig zu berichten haben, doch können wir zwei Punkte nicht unerwähnt lassen: fürs erste die Reise Capitän Alexanders nach der Walvischbai (s. Nr. 13, 55, 176, 238) welche freilich, so viel wir wenigstens jetzt noch wissen (s. Nr. 538) nicht den Erfolg hatte, welchen man sich davon versprechen konnte (s. Nr. 336), doch aber zum mindesten eben so viel zur Kenntniß der Westküsten beitragen wird, als die von Smith für das Land vom Oranjefluß gegen Norden. Ein zweiter noch nicht hinreichend aufgeklärter Punkt sind die Gränzstreitigkeiten mit den Kaffern und ihre Folgen, in welcher Beziehung wir den Artikel: Kafferukriege (s. Nr. 341 ff.) mittheilten, so wie einige kleinere Nachrichten vom Cap (s. Nr. 129, 153, 337). Der erste Artikel hebt das schreiende Unrecht hervor, welches man seit so langer Zeit gegen die Kaffern übte, und preist das Verfahren Lord Glenelgs, welcher eine den Kaffern mit Gewalt entrissene Provinz wieder zurückgab; die andern Nachrichten erwähnen den Auszug einer bedeutenden Anzahl Boers über die nördliche Gränze der Colonie, um den Einbrüchen der durch die gezeigte Nachgiebigkeit noch ermuthigten Kaffern nicht ausgesetzt zu seyn. Die Ausgezogenen wurden von Mosolekatzi, dem gefürchteten Häuptling der Matabelis, geschlagen, man kann aber noch nicht sagen, was das fortdauernde Auswandern von Boers über die Gränze noch für Folgen haben wird. Die Maßregeln des Ministeriums haben auf dem Cap, wo man sie den „Heiligen" in England zuschreibt, sehr viel Unwillen erregt. Da, wie es scheint, ein neuer Kafferkrieg bevorsteht, so wird man vielleicht bald in den Stand gesetzt, die Sache richtiger zu beurtheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Der tönende Berg.

Lieutenant Wellsted sagt in einem im Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen abgedruckten Schreiben vom Berg Sinai vom 26 September 1836: „Sie wünschten einst etwas von dem Dschibbel Narcono oder tönenden Berg zu hören, hinsichtlich dessen in Europa so verschiedenartige Meinungen herrschen. Ich habe ihn auf meinem Wege hieher besucht; er liegt am Seegestade, ungefähr acht Meilen von Tor. Ein fester Abhang von dem feinsten Triebsand dehnt sich von der Meeresfläche und vom Fuß bis zum Gipfel (ungefähr 600 Fuß) in einem Winkel von ungefähr 40° mit dem Horizont aus. Dieser wird zur Hälfte von Sandsteinfelsen eingeschlossen, die in eine Spitze auslaufen, und nur geringe, keineswegs zu einem Echo geeignete Flächen bieten. Merkwürdig ist, daß sich noch mehrere Abhänge ähnlicher Art in der Nähe befinden, daß aber das Tönen oder Poltern nur auf jener allein beschränkt ist. Wir stiegen von unsern Kameln ab, und blieben am Fuß, während die Beduinen hinaufklommen. Wir hörten den Laut erst, nachdem sie bis zu einer bedeutenden Höhe empor gekommen waren; er glich anfangs den schwachen Klängen einer Aeolsharfe, oder dem Tone, der hervorgebracht wird, wenn man mit nassen Fingern über Glas hinfährt, wurde aber, so wie der herabrollende Sand den Fuß des Berges erreichte, so stark wie der Donner. Es machte den Felsen, auf dem wir saßen, zittern, und die erschrockenen Kamele sprangen auf. Ich war eben so erstaunt, als die übrige Gesellschaft, denn bei meiner Anwesenheit im Winter war der Ton so schwach gewesen, daß man ihn kaum vernahm, jetzt aber hatte die Sonnenhitze den Sand ausgetrocknet, und er konnte sich nun in größeren Massen ablösen. Ueber die Ursache des Schalles vermag ich keine Erklärung zu geben. Der in eine Höhlung fallende Sand kann allerdings einen Schall, aber keineswegs so anhaltende Vibrationen hervorbringen, als wir hörten. Ich wage keine Vermuthung, werde aber die Sache nach meiner Rückkunft nach England erfahrneren Männern vorlegen, als ich bin."

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

(Fortsetzung.)

Capitän Hannay trat den Weg in Begleitung des Myo-wun und einer undisciplinirten Horde von 800 Mann an, von denen jeder einen Raum von sechs Fuß einnahm, weil er einen Bangby tragen mußte, auf dem sich sein Mundvorrath, Kochtöpfe u. s. w. befanden; das Gewehr war an den Bangby angebunden, so daß die ganze Truppe sich gegen einen plötzlichen Ueberfall nicht zu vertheidigen vermocht hätte. Das Land war während der zwei ersten Tagereisen hügelig und mit schönem, hochstämmigem Holz bedeckt; später

wurde es offener. Die bedeutendsten Flüsse kamen von der Schuedaung-Gyi-Gebirgskette herab und zwar östlich vom Wege der Wanderer, und waren zu jener Jahreszeit (Januar) nichts als Gebirgsströme.

Der ganze Weg von Mogaung bis zum Hukong-Thal läuft meist zwischen Engpässen hin, die gegen Osten von den untern Ausläufern der Schuedoung-Gyi-Kette und gegen Westen von vielen unregelmäßigen Bergen begränzt sind. Nur einige wenige Dörfer und zerstreute Hütten geben Kunde von der geringen Bevölkerung dieser Gegend. Auf Tsadozout, einer Insel im Fluß Mogaung, fanden sich die schönsten Citronenbäume und Theesträucher in Ueberfluß; die Blätter der letztern sind groß und gleichen denen, die in Ava als eingemachter Thee verkauft werden. Der Boden, in welchem sie so üppig gedeihen, ist eine röthliche Thonerde. An dieser Stelle überschritten die Reisenden den Mogaung zum Letztenmal; er war hier nur ein dürftiger Bergstrom mit einem Bett aus Geröll von Sienit und Serpentin mit Glimmerschuppen darin.

Ungefähr vier Meilen von Tsadozout geht der Weg über einen Gebirgszug, der von den Gebirgen gegen Osten nach denen in Westen quer herüber zu laufen scheint, und von den Eingebornen Tsambu-Toung (Berg Samu auf den Karten) genannt wird; er bildet augenscheinlich die südliche Gränze des Hukong-Thales, und ist mit schönen hochstämmigen Bäumen und Theesträuchern bedeckt. Acht Tage nach ihrer Abreise lagerten die Reisenden am linken Ufer des Goldhyoung, ungefähr ¾ Meilen von Meinkhwon oder Mungkhum, der Hauptstadt des Hukong-Thales, wo sie sich genöthigt sahen, sich einige Tage aufzuhalten, da die Mannschaft sehr ermüdet war. Diesen Aufenthalt benützte Capitän Hannay, um nähere Erkundigungen hinsichtlich des Thales einzuziehen, das wegen der Payendwen oder Ambraminen von großem geographischem Interesse ist, um so mehr, als man vermuthet, daß dieselben vor nicht gar langer Zeit das Bett eines alpinischen Sees waren.

„Das Thal Hukong oder Payendwen, sagt Capitän Hannay, ist eine große, von allen Seiten von Gebirgen eingeschlossene Fläche; es dehnt sich von Osten nach Nordwesten wenigstens 50 Meilen weit aus, und wechselt in der Breite von 45 bis zu 15 Meilen; der breiteste Theil liegt gegen Osten. Die Berge, welche das Thal gegen Osten einschließen, sind eine Fortsetzung der Schuedoung-Gyi-Kette, die sehr hoch ist, zu Mogaung beginnt, und in nordöstlicher Richtung streicht.“ Der Hauptfluß des Thales ist der Numtunai- oder Khyendwen, der von der Schuedoung-Gyi-Kette herabkommt, eine Menge kleiner Flüsse in sich aufnimmt, das Thal an dessen nordwestlichem Ende verläßt, und dann wieder in die Defileen der Gebirge tritt, wo sein Lauf nicht weiter bemerkbar ist. Auf der westlichen Seite des Thales befinden sich nur wenige Dörfer, und diese sind dünn bevölkert; der Hauptort selbst zählt nur 50 Häuser; die nördliche und östliche Seite aber sollen sehr volkreich seyn. Die Zahl der Häuser wird hier auf mehr als 5000 angegeben, die sämmtlich an den Ufern der Flüsse Tobang und Debi liegen. Alle die niedern Gebirge, welche von dem westlichen Fuß der Schuedoung-Kette auslaufen, sind angebaut, und die Bevölkerung, die sich bis über die Ufer des Irawaddi hinüber ausdehnt, soll so stark seyn, daß die Singphos im Nothfall 9000 bis 10,000 Waffenfähige versammeln können. Der Hauptort Meinkhwon ist von Schans bewohnt; die übrigen Bewohner des Thales sind Singphos mit ihren assamesischen Sklaven. Früher bestand die Bevölkerung ganz aus Schans, und vor dem Einfall der Birmanen in Assam zählte Meinkhwon 1500 Häuser, und stand unter dem Häuptling von Mogaung.

Von dieser Zeit an führten die Plackereien der birmanischen Beamten eine bedeutende Auswanderung herbei, und um dem Druck zu entgehen, dem sie ständlich ausgesetzt waren, suchten die Schans Zuflucht in den entlegensten Schluchten und Thälern am Ufer des Khyendwen, und die Singphos flüchteten sich in die Gebirge an dem östlichen Ende des Thales. Dieser Stand der Dinge führte eine allgemeine Anarchie herbei, und es gibt jetzt fortwährend Streitigkeiten unter den verschiedenen Stämmen, die durch den Zwist zwischen den Bisa und Dupha Gaums noch erbitterter geworden sind.

Die hauptsächlichsten Mineralproducte des Thales sind Salz, Gold und Ambra. Gold wird in den meisten der Flüsse gefunden, und zwar in Körnern von der Größe einer Erbse. Im Bette von zweien der Flüsse fand Capitän Hannay Spuren von Steinkohlen. Der einzige Handel von einiger Bedeutung, der im Thale getrieben wird, ist der mit Ambra, den die Singphos an die Chinesen, die chinesischen Schans und die chinesischen Singphos verkaufen, die jedes Jahr hieherkommen. Der Preis des gewöhnlichen oder gemischten Ambra's ist 4 Rupien für 1⅙ Sihrs; die beste Sorte wird aber, je nach Farbe und Durchsichtigkeit, weit höher verkauft. Die Chinesen bezahlen den Ambra entweder in Silber, oder geben Kleidungsstücke, Teppiche, Strohhüte, kupferne Töpfe und Opium dagegen. Auch vom birmanischen Gebiete kommen Leute hieher mit Tüchern von eigenem Fabricat und auch mit einigen brittischen Manufacturwaaren; da sie aber auf ihrem Wege durch das Land der noch am wenigsten civilisirten Kakhyen-Stämme müssen, so wagen sie nur selten zu kommen. Der größte Theil der brittischen und birmanischen Manufacturwaaren, welche im Thale verbraucht werden, wird daher von Singpho-Kaufleuten von Mogaung gebracht. Die Kleidung, welche die Singphos des Thales tragen, ist der der Schans und Birmanen von Mogaung ähnlich; doch tragen sie auch häufig Jacken von rothem Camlot, mit Knöpfen besetzt, und wer es vermag, windet einen Shawl um den Leib. Die unter ihnen üblichen Waffen sind der Dhu (ein kurzes Schwert) und die Lanze. Die Weiber tragen Spencer von dunkelm Baumwollenzeug, und ihre Thamines, oder Röcke, werden mit einem Band um die Hüften gebunden. Die verheuratheten tragen ihr Haar auf dem Wirbel, die Mädchen aber dicht im Nacken gebunden, und mit silbernen Nadeln befestigt. Verheurathete und Unverheurathete tragen Turbans von weißem Musselin. Der Schmuck besteht aus Ohrenringen von Ambra, silbernen Armbändern und Perlen um den Hals von gelber Farbe, die von ihnen so hoch gehalten werden, daß man sie mit Gold aufwiegt.

(Schluß folgt.)

Zu Alfort werden in diesem Augenblick Versuche angestellt, um zu ermitteln, welchen Nutzen der französische Ackerbau von den Kühen mit kurzen Hörnern aus der Grafschaft Durham ziehen könnte. Eine kleine Heerde dieser Kühe ist eben von Hrn. Pwart eingeführt worden, um eine Race genauer kennen zu lernen, auf welche die Engländer besonders für die Consumtion als Schlachtvieh großen Werth legen. In dieser Hinsicht haben ihre Verbesserungsversuche besonders dahin gewirkt, eine Race zu erzielen, die schon, so lange sie noch jung ist, gemästet werden kann. Da auf solche Art das Fleisch weit früher benützt werden kann, so läßt die Speculation sich auch mit geringern Kosten unternehmen, und die Capitalien werden um so früher dem Ackerbau zugewendet.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.)

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1837.

Orientalische Literatur.

Paris, den 6 December.

Die asiatische Gesellschaft hat Nachricht aus Calcutta erhalten, daß der dritte Band des Mahabharat vollendet, und daß eine Anzahl Exemplare für den Verschleuß auf dem Continent an sie abgeschickt worden ist; der vierte und letzte Band ist begonnen, so daß man hoffen kann, innerhalb eines Jahres dieses große literarische Unternehmen beendigt zu sehen. Vor zehn Jahren hätte niemand geglaubt, daß dieses große Monument des Alterthums so vollständig erscheinen werde, und noch weniger war zu hoffen, daß es zu einem Preise gedruckt werden könnte, der jeder Bibliothek und jedem Liebhaber der orientalischen Literatur erlaubte, es sich anzuschaffen. Wenn, wie es scheint, das ganze Werk in vier Bände gebracht werden kann, so kostet es, so lange das Depot in Paris Exemplare davon haben wird, 160 Franken. Aber Bibliotheken werden wohl daran thun, sich auf die Liste der Subscribenten bei der asiatischen Gesellschaft in Paris einschreiben zu lassen, da dieses Werk unfehlbar das Schicksal aller in Indien erschienenen haben wird, daß es nach dem Verkauf der im Augenblick des Erscheinens nach Europa geschickten Exemplare selten und theuer werden wird. Denn wenn auch ein Theil der Auflage in Indien unverkauft bleibt, so wird er in wenigen Jahren von den weißen Ameisen zerstört, gegen die keine Vorsicht eine Masse von Büchern lange schützen kann. Die asiatische Gesellschaft in London hatte vor einigen Jahren ein Depot ihrer Werke in Calcutta errichtet, aber der dortige Buchhändler erklärte ihr, daß er sie nur zwei Jahre gegen die Insecten garantiren könne. Man hat in Indien die Vorsicht, die Bücher, welche im Magazin bleiben, nur zu heften, weil Leim und Kleister eine Masse von zerstörenden Würmern hervorbringt oder an sich zieht; man sucht sie durch Moschus und andere aromatische Substanzen zu schützen, aber es ist Alles umsonst. Ein großer Theil der Auflage des Mahabharat ist aber überdieß sogleich in die Sanskritschulen des Gouvernements geschickt worden, so daß wahrscheinlich nur sehr wenige Exemplare in dem Magazine der Gesellschaft bleiben, und an keine nachträglichen Sendungen nach Europa zu denken ist. Auf diese Art ist z. B. die Sammlung der Fetawa Alemgiri, welche die indische Regierung begonnen und die asiatische Gesellschaft vollendet hat, von den muhammedanischen Rechtsschulen so gierig aufgekauft worden, daß vor der Erscheinung des sechsten Bandes die ersten schon nicht mehr zu finden waren. Das Journal der asiatischen Gesellschaft in Calcutta ist auf gleiche Art so selten geworden, daß der Herausgeber im Anfange des laufenden Jahres umsonst in den Journalen von Calcutta sich anbot, die ersten Bände um den Verkaufspreis zurückzukaufen, um einige vollständige Exemplare nach Europa zu schicken; es gelang ihm nicht, auch nur ein einziges zu completiren. Der Mangel an Absatz in Europa hatte ihn bewogen, die Auflage auf 500 Exemplare zu beschränken, welche in Indien verschlossen wurden, und jetzt, wo europäische Gelehrte und Bibliotheken das Bedürfniß dieser Sammlung, welche für Naturgeschichte und für orientalische Alterthümer und Geographie vom größten Werth ist, fühlen, ist es unmöglich geworden, ihm zu entsprechen. Aber wenigstens sollten sie sich verschaffen, was noch zu haben ist, und dadurch die asiatische Gesellschaft in Calcutta, oder vielmehr ihren Secretär, der das Risico des Journals und den bedeutenden Verlust auf sich genommen hat, bewegen, die Auflage der künftigen sehr zu verstärken, und einen Theil davon Europa zu bestimmen. Aber die orientalische Literatur in allen Ländern hat mit einem radicalen Fehler in ihrer Organisation zu kämpfen, dem sie bisher unterlegen ist: ihre Interessen sind zu zerstreut, es erscheinen Bücher in Canton, Calcutta, Batavia, Bombai, Colombo, Konstantinopel, Cairo, die in Europa Absatz finden würden, wenn sie leicht zu finden wären, und es würden noch weit mehrere erscheinen, wenn sie auf etwas mehr als den localen Verkauf rechnen könnten. Ebenso würden orientalische Werke, die in Europa erscheinen, an allen diesen Orten Liebhaber finden, wenn eine nur leidliche literarische Verbindung statt fände. Aber bis jetzt sind diese Studien zu beschränkt, als daß nicht die Zusammenwirkung aller Corporationen und Individuen, die ein Interesse an ihnen nehmen, dazu gehörte, den Druck beträchtlicher Werke möglich zu machen; aber diese fehlt gänzlich, und man ist auf Subscriptionen von Regierungen beschränkt, welche sehr theilweise helfen, nicht immer gut gewählt sind, und

das Ganze lebt durch künstliche Mittel, und fast vom Zufall, während es eine hinlängliche natürliche Basis hätte, wenn die Interessen gruppirt und organisirt wären. Die asiatische Gesellschaft hier hat einen theilweisen Versuch gemacht, diesem Uebel abzuhelfen, indem sie sich zum Depot einer gewissen Anzahl indischer Werke hergegeben hat; aber es ist ein sehr kleiner Anfang und ihre gegenwärtige Organisation und eine Menge von Verhältnissen erlauben ihr nicht, ihn weit auszudehnen. Dieser Mangel an Einheit macht, daß die Kräfte und Hülfsmittel zersplittert werden, und oft zu gleicher Zeit an zwei Orten dasselbe Werk mit großen Opfern erscheint, und die Abnehmer theilt, welche alle zusammen für Eine Ausgabe nöthig gewesen wären um die Kosten zu bezahlen, z. B. in dem Augenblick, wo Rosen in London den ersten Band seiner Ausgabe des Rigveda beendigte, erschien in Indien der erste Band einer andern; zu derselben Zeit, als Burnouf hier seine lithographirte Ausgabe des Vendidad erscheinen ließ, gaben die Parsen in Bombai ihrerseits eine heraus; während Upham eine Uebersetzung des Maharansa in London druckte, erschien in Colombo eine von Turnour; während die französische Regierung eine Ausgabe der Sprüchwörter von Meidani ankündigte, unternimmt Hassan Effendi eine in Cairo. Die Wissenschaft gewinnt allerdings bei diesen doppelten Arbeiten, aber sie erfordern Opfer, welche für andere Werke gebracht werden würden, wenn eine größere Einheit, größere Leichtigkeit, sich die in andern Welttheilen erschienenen Werke zu verschaffen, und allgemeinere Kenntniß dessen, was auf allen Seiten im Werk ist, vorhanden wären. Es ist schwierig ein Hülfsmittel gegen dieses Uebel anzugeben, aber es ist so groß, daß am Ende doch eines gefunden werden muß, und die asiatischen Gesellschaften bieten dazu bis jetzt noch die beste Agentschaft dar, aber es fehlt ihnen an gemeinschaftlichen Principien und einer gemeinschaftlichen Organisation zu diesem Zweck, so daß das Stückwerk und die zerstreuten Bemühungen noch lange dauern werden.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Niederlassungen der Engländer in Australien haben das Eigene, daß sie selbst mehr als die ehemaligen Ansiedlungen in Nordamerika, ganz frei von allem Einfluß der Ureinwohner sich erhalten. Diese sind, so weit man bisher fand, ein ziemlich schwaches Geschlecht, dessen moralische Kraft, von geistiger ganz zu schweigen, äußerst gering ist, weßhalb sie auch, wenn irgend ein epidemisches Uebel sich unter ihnen zeigt, wie die Fliegen dahinsterben (s. Nr. 87.) Nicht einmal den rohen Widerstand der nordamerikanischen Indianer haben die Ureinwohner Australiens den fremden Eindringlingen entgegengesetzt, so daß man von den jetzigen englischen Ansiedlern nicht einmal wie von denen in Nordamerika sagen kann, sie hätten sich den Boden erkämpft. Statt der Eingebornen aber, welche hier der Ansiedlung fast gar keine Schwierigkeiten in den Weg legten, hat die Colonie mit einem inneren Uebel, mit den dahin gesandten Verbrechern zu kämpfen. Der Artikel „die Gouverneure von Neusüdwales" (s. Nr. 312 ff.) gibt einen raschen Ueberblick der Geschichte der Verwaltung, und zeigt namentlich in einigen scharfen Zügen die Art, wie man das Verhältniß der Verbrecher auffaßte. Auch dort hat die abgeschmackte Zärtlichkeit für die Verbrecher allerlei unangenehme Folgen gehabt, von welchen die Colonie sich so schnell nicht erholen wird; man schien und scheint zum Theil noch ganz zu vergessen, daß die Verbrecher zur Strafe dort sind, und daß die Deportation eigentlich nur das Mittel seyn sollte, ihnen nach erstandener Strafzeit die Aussicht auf eine Besserung ihres Zustandes zu gewähren, sie aber nicht in Stutzertracht einherstolziren zu lassen (s. den Artikel über die Kleidung der Sträflinge Nr. 313) und ihnen eine Freiheit zu gestatten, welche den freien Ansiedlern zum Nachtheil gereichen muß. Einige Gouverneure haben aus einer gänzlich falschen Ansicht von dem Wesen einer Strafcolonie die Einwanderung freier, nicht durch Verbrechen befleckter Ansiedler möglichst gehindert, ohne zu bedenken, daß der Staat wohl die äußere Legalität mit Gewalt sichern, aber nicht die moralische Besserung erzwingen kann. Die aus den Gefängnissen entlassenen Verbrecher sind allenthalben in Europa der Fluch der Gesellschaft, um wie viel mehr in einem Lande, wo man durch die Flucht sich so leicht den Nachforschungen der Gerechtigkeit entziehen kann. Diese Gouverneure handelten nach der sehr menschenfreundlichen, aber nichts weniger als praktischen Ansicht, daß alle diese transportirten Verbrecher ganz redliche und wackere Leute gewesen wären, wenn ihnen nicht die Mittel zu einem rechtlichen Unterhalt gefehlt hätten, und es bedürfe demnach nur, daß man ihnen diese Mittel verschaffe, um sie in ordentliche Leute umzuwandeln. Es bedarf keiner Bemerkung, wie mehrfach irrig diese Ansicht sey; dennoch wurde längere Zeit darnach gehandelt, die Ansiedlung rechtlicher Leute möglichst gehindert, und dadurch den Verbrechern und ihren Nachkömmlingen ein numerisches Uebergewicht gegeben, welches sie zwar bis jetzt noch nicht auf eine gewaltsame Weise mißbraucht haben, dessen schlimme Folgen sich übrigens auf mannichfache Weise kund geben. Man hat die Landbewilligungen an Verbrecher auf eine höchst unkluge Weise ausgedehnt, und die Sträflinge nach überstandener Strafzeit zu allen Gewerben, auch zu denen von Wirthen u. dgl. zugelassen, so daß sie jetzt größtentheils die untere Classe bilden, und da sie auch als Geschworene fungiren können, oft die schändlichsten Verbrechen ungestraft lassen.

Dieser Zustand der Dinge, dessen Unannehmlichkeit und dessen Gefährlichkeit selbst ein großer Theil der höhern Classen der Gesellschaft sich nicht verbirgt, wenn gleich andere auch leicht darüber hingehen (s. Nr. 80), hat zweierlei Parteien hervorgebracht, die verschiedene Mittel zur Abhülfe vorgeschlagen haben: Einige glauben, ein Mittel in einer eigenen Legislatur der Colonie zu finden, was die englische Regierung aber bis jetzt aus leicht begreiflichen Gründen, weil sich die Colonie in einem ganz exceptionellen Zustand befindet, abgeschlagen hat; andere dringen wenigstens auf eine größere Strenge gegen die Verbrecher, was auch, wie Wilson bemerkt (s. Nr. 227), gewährt

wurde. Ob aber dieſe ſtrengern Polizeimaßregeln das Uebel heben können, iſt ſehr zu bezweifeln. Nach den von wohl unterrichteten Leuten mitgetheilten Notizen über die ſtets wachſende Zahl von Verbrechen (ſ. Nr. 269) und über die jammervolle, von den zu Geſchwornen geſtempelten Verbrechern ausgeübte Juſtiz muß man wohl zugeben, daß kaum etwas Anderes übrig bleiben wird, als die Colonie unter ganz militäriſche Verwaltung zu ſtellen; ob aber, wenn dieß geſchieht, die freiwilligen Anſiedler noch ferner Luſt haben, auch dahin zu gehen, iſt freilich ſehr zweifelhaft, ſo daß man alſo nur die Wahl zwiſchen zwei Uebeln hat, entweder durch die Einführung einer militäriſch ſtrengen Verwaltung die Einwanderung freier Anſiedler zu hemmen, oder die Sache ihren Gang gehen zu laſſen, und durch fortgeſetzte Beförderung der Einwanderung freier Anſiedler die Maſſe der Bevölkerung allmählich zu beſſern, und den Verbrechern das numeriſche Uebergewicht zu entreißen. Welche von dieſen beiden Maßregeln die beſſere ſeyn möchte, wagen wir nicht zu entſcheiden, glauben aber, daß bald ein entſchiedener Schritt geſchehen müſſe, da, wie es ſcheint, manche Verbrecher entfliehen, und ſich auf nahen und fernen Inſeln verbreiten, wo ſie durch größere Einſichten und Thatkraft unter den rohen Südſee-Inſulanern eine Rolle ſpielen; vielleicht ſind es dieſe entwichenen Verbrecher, von welchen die zahlreichen Angriffe auf europäiſche und amerikaniſche Schiffe ausgehen (ſ. Nr. 329). Es wäre gar nicht unmöglich, daß wenn einmal die Zügel der engliſchen Herrſchaft erſchlaffen ſollten, Mac Intoſhs Prophezeyung von einem Seeräuberſtaat in Erfüllung ginge.

Zu dieſem letzten hat es freilich bis jetzt noch keinen Anſchein, vielmehr ſtreckt England nach allen Seiten hin begehrlich ſeine Hände aus, und man muß ſich nur über die Naivetät verwundern, womit ſie ihr Umſichgreifen mit der guten Abſicht beſchönigen, das Chriſtenthum zu verbreiten (ſ. Nr. 246). Wie doch Alles wiederkehrt! Man ſollte meinen, einen Spanier oder Portugieſen aus der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts zu hören. Als die Holländer den letztern den größten Theil ihrer oſtindiſchen Beſitzungen abnahmen, fragte ein Holländer den portugieſiſchen Befehlshaber einer Feſtung welcher ihn auf einen möglichen Wechſel des Schickſals aufmerkſam machte, wann er denn glaube, daß die Holländer wieder ihre Colonien verlieren würden; „wann eure Sünden größer ſeyn werden als die unſern," war die Antwort. In unſerm Zeitalter, wo man nur an die Beſtrafung politiſcher Sünden glaubt, muß man freilich fragen, welcher politiſchen Sünde ſich denn die Engländer ſchuldig gemacht hätten, und hier iſt die Antwort nicht leicht. Manche Sünden haben ſie freilich begangen, die größte aber iſt wohl, daß ihr ganzes Syſtem ſie mehr und mehr zu einer maßloſen Ausdehnung ihrer Eroberungen und Beſitznahmen treibt, bis ſie endlich unter der Laſt der Sorgen erliegen werden. Die Ausdehnung ihrer Beſitzungen iſt wahrlich bereits groß genug, und doch beneiden ſie Holland um den Reſt ſeiner Beſitzungen, welchen es aus dem Sturm der europäiſchen Ereigniſſe gerettet hat; die Schrift eines Hrn. Carl: the Eastern Archipelago, aus welcher wir eine Anzahl Artikel entlehnt haben (Singapur Nr. 177 ff.) Etwas über Siam und deſſen Hauptſtadt Bankok Nr. 189; die Bewohner von Borneo Nr. 200; die Chineſen in Batavia Nr. 208; Surabaya Nr. 228 und einige kleinere Mittheilungen) iſt voll Haß und Abneigung gegen Holland geſchrieben, und darin das Bedauern ausgeſprochen, daß man ihm überhaupt Colonien zurückgegeben habe. Die Urſache des Neides liegt wohl hauptſächlich darin, daß die holländiſche Regierung durch Errichtung der „Nederlandſchen Handelsmaatſchappy," welcher ungeheure Capitalien zu Gebot ſtehen, ſich den Handel mit ihren oſtindiſchen Beſitzungen geſichert hat,*) und daß dieſe oſtindiſchen Beſitzungen in einem ſo blühenden Zuſtande ſind, daß ſie in bedeutendem Grade zu den Ausgaben des Mutterlandes beitragen können, was England noch mit keiner ſeiner auswärtigen Beſitzungen erreicht hat. Schade nur, daß wir über die innere Verwaltung und den Zuſtand der holländiſch-oſtindiſchen Beſitzungen ſo wenig Näheres wiſſen.

Einen ſehr wichtigen Theil der Bewohner dieſer Beſitzungen bilden die ausgewanderten Chineſen; ihre Thätigkeit, ihr Fleiß und ihre Mäßigkeit geben ihnen ſchnell ein Uebergewicht, deſſen ſie ſich freilich nicht immer auf die beſte Art bedienen; in Batavia ſollen ſie eine Anzahl Abgaben von der Regierung pachten, und dadurch das Volk entſetzlich drücken; wir ſagen ſollen, weil Hr. Carl dieß anführt, um dadurch den unglücklichen Zuſtand der Eingebornen unter Hollands Herrſchaft zu beweiſen. Das fortdauernde und unausgeſetzte Einſtrömen der Chineſen in die Länder des indiſchen Archipels iſt ein zu merkwürdiger Umſtand, als daß wir ihn mit Stillſchweigen übergehen könnten, obgleich wir ſeiner ſchon vor mehrern Jahren gedachten. Carl beſchreibt (ſ. den Artikel Singapur Nr. 179) die Ankunft der Dſchonken aus China, die Vertheilung der Ausgewanderten nach den verſchiedenen Ländern — denn ſie gehen nach allen Handelsplätzen des indiſchen Archipels — und bemerkt, daß nur allein nach Singapur, und von da nach den weſtlichen Inſeln jährlich gegen 8000 Chineſen kommen. Im Ganzen kann man wohl rechnen, daß jährlich über 40,000 Chineſen auswandern, und ſich im Archipel zerſtreuen, von denen die wenigſten nach China zurückkehren, wenn auch urſprünglich die meiſten es im Sinne haben mögen. Die laxere Regierungsform der Engländer verleitet die an eine ſtrenge Polizei gewöhnten Chineſen, namentlich zu Singapur, zu Verbrechen aller Art, während ſie ſich nach Carls Zeugniß ſelbſt in Java und andern holländiſchen Beſitzungen, wo ſtrenge Aufſicht geübt wird, ſehr ordentlich betragen. Merkwürdig iſt, daß ſie aus ihrem Vaterlande einen angeſtammten Haß der Familien oder Stämme unter einander mitbringen, was ſie hindert als ein enggeſchloſſenes Gemeinweſen zu handeln. Die Zahl der Einzelnen aber aus jedem Stamme iſt zu klein, um ſelbſt für ſich eine Corporation zu bilden. Statt deſſen vereinigen ſie ſich in geheimen

*) Daß das von Hrn. Carl angeſtimmte in den engliſchen Journalen wiederholte Geſchrei, die holländiſche Regierung habe widerrechtlicher Weiſe durch hohe Zölle die Einführung engliſcher Manufacturwaaren verhindert, ungegründet ſey, iſt in neuer Zeit anerkannt, und auch in einer beſondern im Haag erſchienenen Broſchüre (Appel de la Hollande à la justice et à la raison de la Grande Bretagne) dargethan worden.

Gesellschaften nach dem Vorbilde derer in ihrem Vaterlande, wo dieselben den Umsturz der Mandschudynastie zum Zwecke haben. An Orten aber, wie Singapur, wo sie nur unter schwacher Aufsicht stehen, führen diese Gesellschaften zu nichts als zur Verbergung von Verbrechern.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Reise von Ava bis an die Gränze von Assam.

(Schluß.)

Während seines Aufenthalts zu Hukong erfuhr Capitän Hannay von mehreren Singphos von den Gränzen von China, daß der Fluß Sginmaetha — dessen Capitän Wilcox gedenkt — in den Gebirgen entspringe, welche die Ebene von Khanti gegen Norden begränzen, und daß er gegen Osten von den Goulang-Sigong-Bergen eingeschlossen werde, welche sie als die Gränze zwischen Birma und China ansehen, und daß dieser Fluß nicht einmal für Canots schiffbar sey. In diesem District wird viel Gold gefunden.

Die Hauptverbindungswege des Thales mit den angränzenden Ländern sind erstens: der über die Schwedoung-Gyih-Kette zu den östlichen Singphos führende; ein zweiter windet sich um den Fuß des Lyegnyeydhum-Gebirg, und führt in 16 Tagen nach Munglang, der Hauptstadt des Kanthi-Landes. Der wichtigste Handelsweg aber führt in südöstlicher Richtung aus dem Hukong-Thal, von dem der District Kakyo-Wainmo nicht mehr als acht Tagereisen entfernt ist. Auf diesem Wege reisen die Chinesen häufig, und es beweist dieß, daß man einen directen Verkehr mit China anknüpfen könnte, ohne den Umweg über Mogaung einzuschlagen.

Die Khantis oder Khumptis werden als ein schöner, tapferer und kühner Menschenschlag geschildert, und sind von den Birmanen sehr gefürchtet, die vor ungefähr drei Jahren eine Steuer von ihnen zu erheben versuchten. Die zu diesem Zweck ausgesendeten birmanischen Truppen fanden aber einen so entschlossenen Widerstand, daß sie gezwungen waren, umzukehren, und seitdem keinen Versuch mehr auf die Unabhängigkeit der Khantis gewagt haben. Sie stehen mit den Khunungs, einem wilden Gebirgsstamm gegen Norden und Osten, in beständiger Verbindung, von denen sie Silber und Eisen beziehen. Das erstere wird in einem Bergwerke gefunden, das an der nördlichen Seite der Gebirge, nordöstlich von Khanti, liegt. Alles, was Capitän Hannay erfahren konnte, führte ihn auf die Vermuthung, daß diese Mine von einem, China unterworfenen Volke bearbeitet werde, und der Schilderung nach hält er sie für Lamas oder Tübetaner. Der Theil des chinesischen Gebiets, nordöstlich von Khanti, ist zu Hukong unter dem Namen Mungsam bekannt, und die Khanti's haben nur durch Vermittlung der Khunungs Verbindung mit demselben.

Am 21 März besuchte Capitän Hannay die Ambraminen. Die Berge, in denen sie sich befinden, liegen 5 Meilen von Meingkhwon, und zwar in südwestlicher Richtung. Die letzte Meile führt durch eine Gras-Dschongel; dann steigt man etwa 100 Fuß aufwärts, wo in einer Art Tempel die Eingedornen, welche die Minen besuchen, den Geistern (Nats) Opfer bringen. Ungefähr 100 Schritte von diesem Tempel waren noch die Spuren von alten Gruben vorhanden; allein diese Seite des Berges ist jetzt verödet, und der Ambra wird nun drei Meilen weiter weg gegraben; die ganze dazwischen liegende Strecke ist eine Reihenfolge von kleinen Hügeln, auf denen Theesträucher in Menge wachsen. Der Boden ist röthlicher und gelber Thon, und die Erde der länger schon geöffneten Gruben verbreitet einen theerartigen Geruch, während die frisch geöffneten sehr lieblich riechen. Die Gruben sind von 6 bis 15 Fuß Tiefe, halten 5 Fuß im Geviert, und der Boden ist so jäh, daß keine Ausfütterung nöthig ist. Der Gruben waren zehn, und die Arbeiter Singphos; ihre Werkzeuge bestanden in nichts als einem an dem einen Ende geschärften Bambus und einer kleinen hölzernen Schaufel. Capitän Hannay sah kein einziges Stück vorzüglichen Ambra, und glaubt deßhalb, daß die Arbeiter die guten Stücke verbargen, weil er von birmanischen Beamten begleitet war. Er erfuhr, daß der Ambra immer feiner werde, je tiefer man ihn ausgrabe, und daß die feine blaßgelbe Sorte nur in einer Tiefe von 40 Fuß gefunden werde.

Da alle Hoffnung, die Reise nach Assam fortzusetzen, aufgegeben werden mußte, weil der Dupha Baum von freien Stücken in das Lager zu Meingkhwon kam, wo der furchtbare Häuptling von dem birmanischen Gouverneur mit großer Auszeichnung empfangen wurde, so dachte der Myo-wun an seine Rückkehr nach Mogaung. Am ersten April fand die Ceremonie des Schwörens der verschiedenen zinspflichtigen Häuptlinge statt, wobei diese gelobt mußten, Frieden zu halten. Dieß geschah, indem sie die Asche des Papiers, mit Wasser gemischt, verschlangen, auf dem der Eid geschrieben stand, was so viel galt als eine virtuelle Anerkennung unter das Königreich Ava.

Am 5 April, nachdem der Gouverneur durch Bedrückungen aller Art die möglich größte Summe von den Bewohnern des Thals und der angränzenden Berge erpreßt hatte, machte er sich auf den Rückweg nach Mogaung. Einer der Häuptlinge der Singphos äußerte sich im Gespräche gegen Capitän Hannay folgendermaßen: „Die Britten sind ehrenhaft, so auch die Chinesen. Unter den Birmanen findet man unter hundert wohl auch einen, der denen, die unter ihm stehen, Gerechtigkeit widerfahren läßt, wenn man ihn gut bezahlt. Die Schans von Mogaung, fügte er bei, sind die Hunde der Birmanen, und die Assamesen sind schlechter als alle, denn sie sind die gefährlichsten Verleumder, die es geben kann."

Auf seinem Rückwege sah der Capitän Boote mit Serpentinstein beladen, worunter sich Stücke befanden, die von drei Männern kaum aufgehoben werden konnten. Die Eigener waren chinesische Moslems und sehr höfliche Leute. Die Chinesen, welche nach Mogaung kommen, um Serpentin zu holen, bezahlen bei ihrer Ankunft eine Abgabe von anderthalb bis drittehalb Tical Silber für die Erlaubniß, in die Steinbrüche gehen zu dürfen, und anderthalb Tical für jeden Monat ihres Aufenthalts. Ein anderer Zoll wird von den Booten oder Packpferden erhoben, auf denen der Stein transportirt wird, und außerdem müssen noch 10 Procent vom Werth der Steine erlegt werden. Der letzte Zoll von ein Viertel Tical wird von jedem Individuum bei der Ankunft im Dorfe Tapo erhoben, und hier müssen die Chinesen alle ihre Certificate hinsichtlich der Erlaubniß, die Minen besuchen zu dürfen, abgeben.

Am 9 April beschloß Capitän Hannay nach Ava zurückzukehren; er erreichte Bamo in acht Tagen und kam am 1 Mai nach Ava.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1837.

Capitän Caviglia's Untersuchung der grosen Pyramide.

Capitän Caviglia, bereits bekannt durch die von ihm im Jahr 1817 im Innern der großen Pyramide gemachte Entdeckung des Tempels zwischen den Vorderfüßen des Andro-Sphinx und durch mehrere andere mit ähnlichem Erfolg gekrönte Arbeiten, legt der wissenschaftlichen Welt nachstehende Resultate seiner spätern Forschungen auf diesem großen antiquarischen Felde vor.*)

Im Jahr 1820, als er die große Pyramide wieder besuchte, machte er den Versuch, in die beiden kleinen Oeffnungen, an der Nord- und Südseite der „Königskammer", eine große Menge von Palmzweigen, bis zu einer Länge von 120 Fuß zusammengebunden, einzuschieben, was ihn auf die Vermuthung brachte, daß sich noch andere Gemächer im Innern der Pyramide befänden. Da ihm indeß die Bemühung, jene kleinen Oeffnungen zu erweitern, fehlgeschlagen war, weil es an zweckmäßigen Werkzeugen fehlte, um den Granit zu durchbrechen, mit dem das Gemach ausgelegt ist, so beschloß er einen andern Gang in den Kalkstein zu brechen, aus dem die Masse der Pyramide besteht, indem er rechter Hand vom Eingang des Gemachs einschlug, in der Hoffnung auf den obigen kleinen Gang in der Kalksteinmasse gegen Norden zu stoßen.

Nachdem er eine Länge von ungefähr 15 Fuß ausgehöhlt hatte, stieß er auf die oben erwähnte kleine Oeffnung, die in einem Winkel von 271° gegen Westen lief, und die Arbeiter brachen nun in derselben Richtung fort. In der Absicht auf den Lauf des andern Gangs zu stoßen, der in die Südseite der Königskammer mündet, ließ der Capitän südlich von der Davisonskammer einen andern Gang in den Kalkstein eröffnen, und nachdem er ungefähr 20 Fuß vorgedrungen war, ohne seinen Zweck zu erreichen, befahl er seinen Leuten, in einer andern Richtung fortzusetzen.

Nach vieler Anstrengung förderte der Capitän im J. 1817 die Nord- und Ostseite des Andro-Sphinx zur Anschauung, die, nebst dem Fußgestell, mit einer so zarten röthlichen Composition überzogen war, daß er nicht zu unterscheiden vermochte, ob der Ueberzug ursprünglich nur Malerei oder ein Mörtel gewesen sey. Im J. 1820 fand er auch die Westseite dieses Monumentes auf, das, wie sich jetzt zeigte, ebenfalls auf einem übermalten oder mit Mörtel überzogenen Fußgestell stand, und mit einem in den Felsen gehauenen Graben umgeben war, der von einem benachbarten Canal mit Wasser gespeist wurde, wie dieß eine Brücke in der Eindämmung südöstlich von den Bäumen im Thal andeutet.

Während er mit Beaufsichtigung der obigen Arbeiten beschäftigt war, entdeckte Capitän Caviglia in einem Thale, fünf Meilen nordwestlich von der großen Pyramide mehrere Häuser und Gräber, nebst einer großen Cisterne, das Ganze in den festen Felsen gehauen und ohne Spuren von Hieroglyphen, welch letzterer Umstand Anlaß zu der Meinung gegeben, daß dieses Thal von einem alten Geschlecht bevölkert gewesen, dessen Namen und Geschichte gänzlich unbekannt seyen. In demselben Thal entdeckte der Capitän auch die Spuren einer Straße, die ihn auf den Gipfel eines kleinen Hügels führte, wo er den Fuß einer Pyramide von ungefähr 300 Fuß ins Gevierte zu Tage förderte, umgeben von kleinen Pyramiden von Granit, die der Zahn der Zeit fast in Staub verwandelt hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Pyramiden weit älter sind, als die von Gizeh; der Granit, mit dem die kleinste bedeckt ist, befindet sich noch in ziemlich erhaltenem Zustande. Nachdem der Capitän seine Arbeiten in der Nähe der großen Pyramiden vollendet hatte, begab er sich 1821 in die Nähe von Memphis, wo seine Bemühungen in diesem Jahre durch die Auffindung der kolossalen Statue des großen Sesostris belohnt wurden.

Im J. 1836 nahm Capitän Caviglia seine Arbeiten in den großen Pyramiden wieder auf, in der Hoffnung, noch einige weitere Gemächer zu finden. Er entdeckte in der zweiten an der Stelle, wo die beiden Eingänge zusammenstoßen und in die

*) Dieser Brief wurde in Taits Magazine mitgetheilt, nebst einigen zwischen Caviglia und Hrn. Campbell gewechselten Briefen, aus denen hervorgeht, daß der Oberst Wyse den Capitän Caviglia auf eine unredliche Art von den Arbeiten, nachdem ihm der letztere alles zutrauensvoll mitgetheilt hatte, verdrängen wollte, um sich den Ruhm der Entdeckung zuzueignen.

Digitized by Google

von Belzoni entdeckte große Kammer im Mittelpunkt führen, einen dritten Gang, der, weil er mit den übrigen Gängen Belzoni's durch einen kleinen Schacht in Verbindung steht, dem Alterthumsforscher einen interessanten Beitrag zu den Principien der ägyptischen Architektur bietet. Nach einiger Ueberlegung wurde beschlossen, den äußern Eingang der obigen Pyramide zu öffnen, der sich an ihrem Fuß befindet. In einer Entfernung von 43 Fuß von diesem Eingange fand sich nun, daß die felsige Grundlage ebenfalls roth bemalt oder überzogen war, wie bei dem Andro-Sphinx, und dasselbe zeigte sich auch an einer Staffel. Da dieser rothe Ueberzug von derselben Art ist, wie der auf den Steinen, welche von den äußern Seiten der Pyramiden herabgestürzt sind, so läßt sich vermuthen, daß die ganze Außenseite dieser Baudenkmale, so wie auch die Haupttheile ihrer Grundlagen, mit einem rothen Ueberzug versehen waren. Ein anderer Umstand scheint diesen Schluß noch zu bestätigen. Nachdem man nämlich an der östlichen Grundlage der großen Pyramide eingeschlagen hatte, fiel ein roth überzogener Stein herab, den der Capitän dem englischen Reisenden Hrn. H. B. Agnew zeigte, worauf dieser einen ganz ähnlichen Stein aufwies, den er an der Westseite derselben Pyramide gefunden hatte. Es ist demnach kein Zweifel mehr, daß die beiden großen Pyramiden und der Andro-Sphinx ursprünglich mit einem rothen Ueberzuge bedeckt waren, der dem rothen Granit glich, mit dem die dritte Pyramide allein belegt war.

Die von mehreren Personen unternommenen fruchtlosen Versuche, die kleinste der drei großen Pyramiden zu öffnen, veranlaßten den Capitän Caviglia, einen andern Gang an der Nordseite in einer gewissen Höhe öffnen zu lassen, in der Hoffnung, dort leichter ins Innere dringen zu können, als wenn man einen Eingang am Fuße des Gebäudes suche.

Da die Arbeiten in der großen Pyramide sehr langsam vorangeschritten, so ward beschlossen, ohne sie zu unterbrechen, auch oberhalb des Eingangs in die Davisonskammer eine Oeffnung zu machen, und es steht nun zu hoffen, daß man bald oberhalb der Decke dieses Zimmers werde eindringen können.

Hr. Caviglia hat außerdem noch in einer Entfernung von 300 Fuß gegen Westnordwest vom Andro-Sphinx ein großes Grab entdeckt, das von einem 86 Fuß langen und sechs Fuß breiten, ganz in den Felsen gehauenen Graben umgeben ist. Hr. Caviglia hat für nöthig befunden, seine Arbeiten vor der Hand einzustellen; er hofft sie indeß bald wieder fortsetzen zu können, und wird dann über den Erfolg fernere Berichte mittheilen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir dürfen uns über den Familienhaß der ausgewanderten Chinesen nicht wundern, wenn wir wahrnehmen, wie weit dergleichen Dinge in ihrem Vaterlande gehen. Das Chinese Repository theilt hierüber (s. Nr. 97) merkwürdige Beispiele mit; sie sind die Folge einer großen Unabhängigkeit und Ungebundenheit der Gemeinden, und diese Ungebundenheit selbst schreibt sich aus den wiederholten Eroberungen China's durch fremde Stämme her; es mußten Jahrzehnte vergehen, ehe nach solchen Stößen ein neu eingedrungener Herrscherstamm in China so viel Einfluß auf den innern Zustand des Landes ausüben konnte, daß er über die Streitigkeiten einzelner Communen entscheidet, und bei der ungeheuren Ausdehnung des Reichs, dessen Bevölkerung man jetzt nach authentisch-scheinenden Quellen (s. Nr. 262) auf 400 Mill. annimmt, ist eine solche Aufsicht wohl in den entfernteren Theilen ganz unmöglich. Man denke nur an die Communalfreiheit der Griechen und Armenier unter der türkischen Herrschaft. Kann aber die Regierung auf die einzelnen Communen keinen solchen Specialeinfluß gewinnen, so ist es auch unmöglich, die geheimen Secten zu unterdrücken (s. Nr. 101). Ob diese geheimen Secten, wie das Chinese Repository meint, ihren Grund in religiösen Verhältnissen haben, möchten wir fast bezweifeln, jedenfalls stimmt dieß nicht mit der Duldung überein, welche die chinesische Regierung gegen die Buddhisten und Muhammedaner, und längere Zeit auch — so lange nämlich die Jesuiten sich nicht in politische Dinge mischten — auch den Christen angedeihen ließ. Vielmehr weist das Sprüchwort, welches in denjenigen Provinzen China's herrscht, wo die Tataren am zahlreichsten sind, und welchem zufolge kein Halbduzend Chinesen beisammen seyn können, ohne sich gegen die Mandschus zu verschwören, darauf hin, daß das Unwesen der geheimen Secten seinen letzten Grund immer in dem Haß gegen die fremden Herrscher habe. Das zum Theil von Missionären redigirte Chinese Repository mag freilich einige Unduldsamkeit von Seite der chinesischen Regierung erfahren, da auch für die Engländer, wie ehemals für die Jesuiten, die christliche Religion der Deckmantel zur Erreichung politischer Zwecke geworden ist.

Die Macht und Ausdehnung der geheimen Gesellschaften in China scheinen nach dem angeführten Artikel sehr groß zu seyn, dürften aber nur dann von Bedeutung werden, wenn der Mandschu-Dynastie auch von anderer Seite her Gefahr drohte. Diese kann aber von Westen und von Süden her kommen. Von Westen her vor Allem aus der Tatarei (s. die chinesische Tatarei und Khoten Nr. 320 ff.), wo die fortgesetzten sehr strengen Vorsichtsmaßregeln hinreichend dafür zeugen, daß Gefahr für die chinesische Herrschaft zu befürchten ist, und zweitens vom Süden her durch den europäischen Handel. In dieser letzten Beziehung machen wir vorzugsweise auf den Artikel „Chinesische Zustände" (Nr. 285 ff.) aufmerksam, welcher die neuern Verhandlungen der Chinesen mit den Engländern zusammenstellt; man ersieht daraus ohne Mühe, daß die Engländer eine zu geringe Meinung von den Chinesen haben, oder daß wenigstens ein großer Theil der nach China handelnden Engländer und Lord Napier sie hatten; denn was die diplomatischen Verhandlungen betrifft, so hatten sich die Engländer offenbar den Sieg nicht zuzuschreiben, und das Mißtrauen der Chinesen gegen die letztern ist nach allem dem, was sie in Indien und den benachbarten Ländern sehen, sehr erklärlich und entschuldbar. Allein auf der andern Seite ist China entschieden im Nachtheil. Seit geraumer Zeit wird ihm eine große Masse baaren Geldes durch den Opiumhandel entzogen, und die Engländer, aufgebracht darüber,

daß die chineſiſche Regierung ihrem Verlangen, dem Handel eine weitere Ausdehnung zu geben, und namentlich denſelben nach andern Häfen als nach Canton zu geſtatten, nicht entſpricht, ſcheinen entſchloſſen den Verſuch zu machen, ob ſie den Thee nicht auch anderswoher als aus China, namentlich aus ihren eigenen Beſitzungen, erhalten könnten. Hier hat man nun die Entdeckung gemacht, daß die Theeſtaude ſo ziemlich in dem ganzen ſüdlichen Theil der gemäßigten Zone und wahrſcheinlich auch größtentheils in der heißen fortkommt, und wie ſchon ſeit einigen Jahren ziemlich gelungene Verſuche die Theeſtaude anzupflanzen in Braſilien gemacht worden ſind (ſ. Nr. 45), ja ſogar in Frankreich (ſ. Nr. 280), ſo ſind bekanntlich die Nachforſchungen in Aſſam über alle Erwartung günſtig ausgefallen (ſ. Nr. 102), und ſelbſt aus dem heißen Deccan hat man ganz brauchbare Theeproben erhalten (ſ. Nr. 190). Natürlich iſt in keiner Art vorauszuſetzen, daß die ungeheure Menge Thee, welche aus China ausgeführt wird, und jährlich 80 bis 100 Mill. Pfd. betragen mag, in kurzer Zeit aus andern Ländern geholt werden könnte; allein ſo viel iſt mit ziemlicher Gewißheit abzuſehen, daß nach Verlauf von kaum einem Jahrzehnt doch ein bedeutender Theil nicht mehr aus China geholt werden wird. Während auf dieſe Weiſe der Geldzufluß nach China abnimmt, ſteigt auf der andern Seite der Geldabfluß aus demſelben, nicht nur durch den zunehmenden Gebrauch von Opium, welches faſt nur mit harten Piaſtern bezahlt wird, ſondern auch durch die Einfuhr von Baumwolle und Baumwollengarn, da die Handſpinner China's mit den Maſchinen Europa's die Concurrenz nicht aushalten. Wie die Engländer Indien durch die Vernichtung ſeiner Manufacturen arm gemacht haben, ſo daß ſie jetzt allen Scharfſinn aufbieten müſſen, um dem Lande wieder aufzuhelfen, was ihnen auch durch Anpflanzung von Baumwolle und durch den Bau einer gewiſſen Gattung von Zuckerrohr zum Theil ſchon gelungen, zum Theil im beſten Zuge iſt, ſo werden ſie allmählich auch China arm machen, bis dieſes, durch die Größe ſeiner Bevölkerung, durch die Niedrigkeit ſeines Arbeitslohns und durch die Noth über die Dringlichkeit einer andern Handelspolitik belehrt, wieder einen Umſchwung herbeiführt. Das Erſte möchte dabei der Anbau des Opiums im eigenen Lande ſeyn, da dieſes ohnehin ſchon in Aſſam und, wie es ſcheint, auch in der nicht ſehr fernen chineſiſchen Provinz Yunnan gebaut wird. Dieſes muß, da der Anbau bisher nur durch die Maßregeln der chineſiſchen Regierung ſelbſt gehindert wurde, ſich ungemein vermehren, ſobald dieſe, was nicht ferne ſcheint, zu der Anſicht gelangt, daß ſie dadurch dem Schmuggelhandel an der Seeküſte den meiſten Abbruch thut. Bei dem großen ſtets andauernden Verkehr der Weſtprovinzen China's mit Birma und Ava (ſ. hierüber namentlich die Reiſe von Capitain Hannay Nr. 352 ff.) wird der Handelsvortheil ſchon ſelbſt die chineſiſchen Kaufleute dahin führen, das Opium aus Aſſam zu holen, wo es ohne Vergleich viel wohlfeiler zu haben iſt, als an der chineſiſchen Küſte (ſ. über den Thee und Opiumhandel in Indien Nr. 162). Es iſt ein merkwürdiges Schauſpiel, wie dem chineſiſchen Reiche mit ſeiner ſchlauen, ſcharfſinnigen Bevölkerung, aber auch mit ſeinen veralteten Einrichtungen allmählich Lehren in der Staatswirthſchaft aufgedrungen werden, wobei auch das bisherige Regierungsſyſtem, namentlich in Bezug auf den Handel mit dem Auslande, ſich nicht lange mehr behaupten kann.

Richtiger als in den verwickelten Fragen der Staatswirthſchaftslehre und des Handels, ſieht die chineſiſche Regierung in den politiſchen Verhältniſſen, wo ſie den Gang der engliſchen Macht in Indien und den benachbarten Ländern, wie alle Umſtände andeuten, mit geſpannter Aufmerkſamkeit beobachtet. Die Engländer rücken von Indien aus dem alten Reich immer näher, und ſchon mehr als Einmal waren feindliche Berührungen auf dem Punkte auszubrechen. Als die Compagnie in den Jahren 1814 bis 1816 mit Nepal, d. h. mit dem Stamme der Gorkhas, Krieg führte, wandte ſich der König von Nepal an China um Hülfe, welche ihm zwar nicht gewährt wurde, doch fand die chineſiſche Regierung für nothwendig, ein Beobachtungsheer in der Nähe der Gränze aufzuſtellen. Noch aufmerkſamer wurde die chineſiſche Regierung durch den Krieg der Engländer gegen Birma, welcher eine entfernte Folge des nepaleſiſchen war. Wir haben mehrere Skizzen aus der neuern Geſchichte der engliſchen Herrſchaft in Indien aus dem Aſiatic Journal mitgetheilt (ſ. den Monat Mai), und gelegentlich darauf aufmerkſam gemacht, wie der anfängliche ſchlechte Erfolg der engliſchen Waffen gegen Nepal die Mahrattenfürſten zum Kampf gegen England reizte.

Um eben dieſe Zeit unterwarf der kürzlich verſtorbene Herrſcher von Birma das nördliche Aſſam, und ein Theil der Beſiegten floh auf das Gebiet der Compagnie, welche ſie zwar entwaffnete, aber nicht auslieferte. Der König von Birma, aufgebracht hierüber, ſuchte die kaum beſiegten Mahrattenfürſten wieder aufzuwiegeln, und fiel endlich ſelbſt in das engliſch-oſtindiſche Gebiet ein, welche Verwegenheit er freilich nach zwei Jahren mit dem Verluſt von ganz Aſſam und einem beträchtlichen Stück ſeines eigenen Landes bezahlte, welches unter dem Namen Provinz Tenaſſerin an die Engländer abgetreten wurde. Der neue Herrſcher von Birma, welcher das Gewicht der engliſchen Waffen noch nicht ſelbſt erfuhr, ſcheint geneigt, dieſen Frieden, welcher allerdings für Birma ziemlich ſchimpflich iſt, zu brechen. So ſtehen die Sachen in Hinterindien, in welches fortwährend theils aus China, theils aus Tübet, theils aus ganz unabhängigen Ländern größere und kleinere Stämme, dem Laufe der Flüſſe folgend, herablommen. China kann bei dieſer Lage der Dinge nicht gleichgültig bleiben. Durch den Beſitz von Aſſam hat ſich England wie ein Keil zwiſchen Birma und Ava auf der einen, und Bhutan und Nepal auf der andern Seite eingeſchoben. Einzelne Häuptlinge von Aſſam, obgleich von der engliſchen Regierung wieder eingeſetzt, ſollen ſich an China gewendet haben, und in Nepal befindet ſich eine Partei, welche gleichfalls zum Kriege gegen England treibt. Alle dieſe Staaten ſtehen mehr oder minder unter dem Einfluß des nahen, mächtigen China, welches aber, für jetzt noch wenigſtens, von dieſer Seite der für die Engländer unangreifbar iſt; wäre es nicht möglich, daß ſich die chineſiſche Regierung für die mancherlei Unbilden und Beleidigungen, welche ſie, wenn auch nicht gerade von der engliſchen Regierung, doch von den Eng-

ländern erfährt, dadurch rächen möchte, daß sie diese nur halb besiegten, und — was besonders hinsichtlich der Gorkhas gilt — außerordentlich tapfern Stämme zum Krieg gegen England reizt und sie wenigstens heimlich unterstützt. Wir haben aus der Schilderung des Kriegs gegen Nepal gesehen (s. Nr. 126 ff.), mit welchen Schwierigkeiten der Kampf gegen dieses kriegerische Volk verknüpft ist. Auch der Krieg gegen Birma kostete Anstrengung und viel Geld. Sollte nun wirklich der Kampf gegen diese beiden Staaten zugleich losbrechen, so müßte die Compagnie in bittere Verlegenheit kommen, wenn gleich der endliche Ausgang wohl nicht zweifelhaft seyn kann.

(Fortsetzung folgt.)

Cordova.

(Nach Rosseeuw Saint Hilaire.)

Nach drei langen Reisetagen auf rauhen Gebirgen mitten unter Wind und Regenschauern, wie sie zur Zeit des Aequinoriums sich einzustellen pflegen, kam ich endlich Abends nach Cordova, ohne daß ich die in Nebel gehüllte Sierra Morena auch nur flüchtig gesehen hätte. Am nächsten Morgen, bei sehr früher Tageszeit, ging mein erster Weg nach der Kathedrale; leider war der Himmel düster, und drohte mit Regen, eine seit sechs Monaten unerhörte Erscheinung in Cordova. Nachdem ich lange in den krummen Gassen der Stadt auf dem abscheulichsten Pflaster herumgewandelt war, kam ich endlich in eine etwas minder enge Straße als die übrigen, von einer mit Schießscharten versehenen Mauer flankirt, die in lichtgelber Farbe glänzte, was ihr das Aussehen eines ungeheuren frisch angestrichenen Taubenschlages gab. An den maurischen Thüren und Fenstern, welche die neuern Bewohner doch nicht ganz hatten verhunzen können, erkannte ich jedoch bald jene berühmte Moschee, die das Christenthum erhalten hatte, indem es dieselbe in eine Kirche verwandelte, die aber von Außen weit eher einer Festung, als einem Gotteshause gleicht.

Ich trat durch eine Seitenthüre ein, denn was den arabischen Moscheen zu mangeln scheint, ist — wenigstens nach der in Cordova zu urtheilen — ein Hauptportal, das, wie in unsern christlichen Kirchen, die Structur des Gebäudes selbst beherrscht. Der erste Anblick überraschte mich, sowohl des Seltsamen als des Großartigen wegen, lebhaft: man darf sich nur ein unermeßliches, fast regelmäßiges Viereck vorstellen, von 520 Fuß in der einen und 440 Fuß in der andern Richtung, ins Kreuz mit schlanken von zwei auf einander gestellten Bögen überragten Säulen besetzt. Von Norden nach Süden stehen die Säulen einander näher, weil man deren 36 auf einer Linie in der ganzen Breite der Moschee zählt — denn ich vermag es nun einmal nicht über mich, das Gebäude eine Kirche zu nennen — und in der entgegengesetzten Richtung nur 17. Doch nicht mit Zahlen läßt sich der tiefe Eindruck schildern, den diese Moschee auf mich gemacht — dieses unvergängliche Denkmal der alten kräftigen Dynastie der Ommayden, die in Cordova dahin geschwunden ist, ohne eine andere Spur zurückgelassen zu haben. Nichts vermag den magischen Eindruck dieses Säulenwaldes wiederzugeben — man hat deren 850 gezählt — zwischen denen der in ihre, kaum durch einige ferne Thüren und einige schmale in den hoch empor sich wölbenden Kuppeln angebrachte Fenster erhellte Tiefe dringende Blick sich verliert gleich dem Tageslicht. Wie ungleich zauberhafter aber müßte der Anblick seyn, wenn das Auge, das durch diese schlanken, marmornen Palmen irrt, deren Knäufe den Capitälern einer corinthischen Säule gleichen, die der Künstler zu vollenden vergessen, von einem Ende zum andern durch nichts aufgehalten würde; — wenn statt der traurigen Mauer, die von der Seite des Patio de las Naranjas (Hof der Orangenbäume) her der Moschee Luft und Licht entzieht, der Blick sich durch die zierlichen Arcaden hindurch in dem ewigen Schatten dieser alten Orangenbäume — den Zeitgenossen Abderrahmans verlöre, die vielleicht noch länger dauern werden, als das Gebäude, das sie beschatten.

Leider hat das Christenthum, indem es seinem Cultus diese prachtvolle Wohnung des Gottes Mahomeds zueignete, es von allen alten Flecken nicht anders rein waschen zu können geglaubt, als indem es eine christliche Kirche in den Mittelpunkt dieser arabischen Moschee erbaute. Man darf nicht etwa glauben, daß hier von einer jener kleinen elenden Capellen die Rede ist, wie man sie in Rom findet, und die den schönsten antiken Gebäuden einen Flecken anhängen; nein — es handelt sich von einer wirklichen Kirche, einer vollkommenen Kathedrale, die ihre kolossalen Gewölbe über die gedrückten der moslemitischen Moschee erhebt. Dieses architektonische Hors-d'Oeuvre, das sich in dem es umschließenden Gebäude wie ein Anhang verliert, ist gerade in den Mittelpunkt der Moschee gestellt, so daß es von allen Seiten den Zugang und die Aussicht versperrt. Mehr als hundert Säulen wurden abgebrochen, um dem Gott der Christen Platz zu machen — als ob der Gedanke, um sich zu ihm zu erheben, eines großen Raumes bedürfte. Dieses Bauwerk schreibt sich aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts her.

Das ist aber noch nicht Alles: zwischen dem äußern Patio und der christlichen Kirche erhebt sich eine niedliche Capelle oder maurische Tribune, bekannt unter dem Namen der Capilla de los Reyes Moros, die von der arabischen Architektur aus einer seltsamen Laune mitten in die Moschee selbst eingeschlossen wurde; ohne Zweifel damit die Khalifen dort ihre Andacht verrichten konnten, ohne von der Volksmenge gestört zu werden. Die christlichen Baumeister, die Laune des arabischen Architekten noch überbietend, haben der maurischen Capelle zwei christliche zur Seite gesetzt, die nun mit jener zusammen eine zweite Kirche innerhalb der maurischen Moschee bilden, und zwar ebenfalls auf Kosten der herrlichen Augenweide, die man ohne diese Verunzierungen genießen würde. Hie und da erheben sich endlich noch zwischen zwei Säulen massive, schwerfällige Altäre, um noch mehr Licht und Luft zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Maler und Zeichner, welche der König von Sardinien, Karl Albert, nach Bourg geschickt hat, haben sich mehrere Monate damit beschäftigt, die Grabmäler der Herzoge von Savoyen in der Kirche, die Capelle der heiligen Jungfrau und alle anderen merkwürdigen Theile des Gebäudes abzuzeichnen. Sie haben sogar den ganzen Bauplan der Kirche aufgenommen, als ob sie die Absicht hätten, anderswo ein ganz ähnliches Gebäude aufzuführen.

Innerhalb der vier Monate von Junius bis September einschließlich, wurden in Frankreich 600,000 Pässe visirt — es kommen mithin 500 Fremde auf den Tag. Bedenkt man, welche Summe Geldes eine solche Menge verzehrt, so erscheint es als allerdings höchst wichtig, Fremde anzuziehen.

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

27 December 1837.

Verwendung des Kautſchuk.

(Aus der Revue Britannique, Octoberheft.)

Dieſes vegetabiliſche Product wird mit jedem Tage zu verſchiedenartigern Zwecken verwendet; nicht nur braucht man es in mehreren Gewerben in ungeheurer Ausdehnung, ſondern man hat in neuerer Zeit auch die Anwendung desſelben in gewiſſen Krankheiten vorgeſchlagen. Ein amerikaniſches Journal erwähnt dieſe neue Verwendung, und wir wollen mit dem Verfaſſer jenes Artikels einen Blick auf die Gewinnung des Kautſchuk, den Handel damit in den Vereinigten Staaten und die verſchiedenartigen Bereitungsarten desſelben werfen.

Der Baum, welcher das Product liefert, der Seranga oder India Rubber, findet ſich auf der Nordküſte Braſiliens, in der Provinz Para, in großer Menge, wird 60 Fuß hoch, 18 bis 24 Zoll dick, und iſt faſt bis an den Gipfel von Zweigen entblößt. *) Die Indianer werden zur Ausziehung der Milch oder des Saftes dieſes Baumes verwendet, und jedes Jahr ſind 10 bis 12,000 Perſonen damit beſchäftigt. Man behauptet, die Kraft des Baumes gewinne durch das Ausziehen des Saftes, und ſeine längere Lebensdauer hänge von dieſer Operation ab. Die Maſſe elaſtiſchen Gummis, die jeder Baum liefert, beträgt 100 bis 150 Pfund. Anfänglich fällte man den Baum, um den Saft zu gewinnen, ſeit einiger Zeit aber gewinnt man den Saft durch Anſtechen, ebenſo wie man in Nordamerika den Ahornſaft erhält. Man fängt ihn anfangs in irdenen Gefäßen auf, worauf er in kleine Kufen gegoſſen wird.

Die erſte Andeutung einer Verwendung des Kautſchuk geht bis ins Jahr 1770 zurück, und wurde von Priſtley in ſeiner Abhandlung über die Theorie und Praxis der Perſpective gegeben. „Seit dieſes Werk gedruckt wurde, ſagt er, ſah ich eine Subſtanz, vermittelſt deren man die Spuren von Bleiſtift auf dem Papier ſehr leicht verlöſchen kann; dieſe Subſtanz ſcheint mir von großem Nutzen für diejenigen zu ſeyn, welche ſich mit Zeichnen beſchäftigen.“ Seit dieſer Zeit führte man nicht weniger als 1500 Tonnen India Rubber jährlich bloß aus der Provinz Para aus, und die Vereinigten Staaten beſitzen zwei große Etabliſſements zur Verarbeitung dieſes Products. Das eine iſt zu Roxbury in Maſſachuſetts, bekannt unter dem Namen Roxbury India Rubber company, das andere Etabliſſement iſt zu Lynn in demſelben Staate und bekannt unter der Firma Boston and Lynn India Rubber manufacturing Society. Die erſte dieſer Compagnien hat ein Capital von 500,000 Dollars, und wurde vor ſieben Jahren errichtet; ſie löst den Kautſchuk in Weingeiſt oder Terpenthineſſenz auf, und breitet ihn dann auf einem beſonders dazu vorbereiteten Stoffe aus, den man trocknen läßt. Die Stoffe ſind verſchieden, je nach dem Gebrauch, zu dem ſie beſtimmt ſind. Die Verfahrungsart, um den Kautſchuk aufzulöſen, iſt folgende: man ſchneidet ihn in kleine Stücke, füllt damit große, mehrere Pipen enthaltende Kufen an, und ſchüttet dann das Auflöſungsmittel darüber: nach wenigen Tagen iſt die Auflöſung vollſtändig. und die Zubereitung kann beginnen. Das Verhältniß des Auflöſungsmittels zum Kautſchuk iſt das Geheimniß des Eigenthümers, und wurde nur durch Zufall entdeckt.

Vor einigen Monaten hat ein Angeſtellter der Compagnie Roxbury eine Maſchine erfunden, um den Kautſchuk in Blättern auszubreiten, dem man durch dieſen Mechanismus mit der größten Leichtigkeit jede beliebige Feinheit geben kann. Der Kautſchuk wird zwiſchen zwei Rechen (rateaux) gebracht, und dieſer Operation unterworfen, bis er die gewünſchte Dünne erreicht hat; während der Operation wird das Blatt in Berührung mit dem Stoffe gebracht, auf welchem es vermittelſt desſelben Mechanismus haften bleibt. Dieſer Mechanismus iſt ſehr ſinnreich, und verſpricht große Reſultate, obwohl er noch einige Schwierigkeiten darbietet, die man indeß bald zu beſeitigen hofft.

Die Verſuche des Dr. Mitchell in Philadelphia haben bewieſen, daß wenn man dieſe Subſtanz eine Zeit lang der Einwirkung von Aether ausſetzt, ſeine Dehnbarkeit noch ungemein vermehrt wird. Man hat Stücke von mehrern Fuß Ausdehnung bloß durch Hineinblaſen dermaßen ausgedehnt, daß ſie durch ihre ſehr große ſpecifiſche Leichtigkeit in der Luft fortflo-

*) Mehrere Bäume aus den Familien der Urticeen und Euphorbiaceen erzeugen den Kautſchuk, unter Andern die Hevea Guianensis, die H. Cautchuc, die Ficus elastica, F. indica, die Jatropha elastica und im ſpaniſchen Amerika die Castillon elastica, von den Eingebornen Ule genannt.

Digitized by Google

gen. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man durch Anwendung mechanischer Kräfte, ohne ein Auflösungsmittel, eine so bedeutende Ausdehnung erlangen könnte. Indeß weiß man, wie ungeheuer Hr. Rohew, Fabricant chirurgischer Instrumente in derselben Stadt, Kautschukbouteillen durch die hydrostatische Presse ausgedehnt hat.

Man hat bereits im Handel ein Präparat von Kautschuk, das man unter dem Namen Kautschuk in Blättern kennt und das aus Brasilien kommt, wo man es auf folgende Art gewinnt. Wenn man den Saft der Hevea cautchuc oder der Iatropha elastica gewonnen hat, gießt man ihn in Gefäße von 18 Zoll bis 2 Fuß ins Gevierte, und während er noch in flüssigem Zustande ist, stößt man Brettchen von 18 Zoll Breite und 1 Zoll Dicke hinein und zieht sie dann wieder heraus; der an den Wänden hängende Kautschuk ist nach 24 Stunden trocken genug, daß man ihn losmachen kann. Der Kautschuk in Blättern, wie ihn die Compagnie von Roxbury fabricirt, indem sie ihn durch die oben beschriebene Art von Plattmühle laufen läßt, enthält keinen fremden Körper, und hat nie den unangenehmen Geruch, den er so lange behält, wenn er vermittelst eines Auflösungsmittels präparirt wird.

Endlich besitzt der Kautschuk eine Eigenschaft, auf die man erst in neuerer Zeit aufmerksam wurde, und die den Aerzten zur Behandlung einiger Krankheiten ein neues Hülfsmittel darbietet. Ein Mann, der einen Bruch hatte, trug eine Bandage, deren Pelotte mit einem Kautschukblatt überzogen und von der Haut nur durch einen sehr feinen Stoff getrennt war; unangenehm afficirt durch die Transpiration, welche sich unaufhörlich auf den Punkten, wo die Pelotte aufsaß, ergab, glaubte der Kranke, diesem ein Ende zu machen, wenn er den Kautschuk völlig mit der Haut in Berührung bringe, nach wenigen Tagen aber sah er diesen Theil mit sehr zahlreichen Bläschen bedeckt, was ihn nöthigte die Bandage ganz wegzulassen. Der Dr. Chari zu Philadelphia benützte diese zufällige Erfahrung, und wandte den Kautschuk in Blättern bei mehrern Personen an, wo er die nämliche Wirkung äußerte, mit einer wahren Erleichterung in Fällen von localen oder rheumatischen Schmerzen. Der mit einem Auflösungsmittel bereitete Kautschuk besitzt diese Eigenschaft nicht mehr oder zum mindesten in einem bei weitem geringern Grade. Die Eruption die er veranlaßt, ist von der aller andern cauterisirenden Mittel verschieden: die Bläschen, aus denen sie besteht, sind regelmäßig, bedecken fast gleichförmig die Haut, welche mit dem Kautschuk in Berührung stand, und zeigen nur wenig Verschiedenheit in der Größe. Dieß Mittel ist weit minder schmerzhaft und unangenehm, als andere Mittel derselben Art, und ist eben so kräftig, als der Brechweinstein.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Dieß leitet uns auf die Stellung der Compagnie in Indien, welche trotz dem, daß sie in dem großen weiten Gebiete dieses Landes keinen mächtigen Feind mehr zu bekämpfen hat, doch nicht beneidenswerth ist. Die Lage der Engländer, welche durch die Ueberlegenheit ihrer Einsichten und ihrer moralischen Kraft ein so unermeßliches Reich beherrschen, hat immer etwas Kritisches, und die Behauptung, daß die Umwandlung der commerciell-bürgerlichen Regierung in eine militärische in starkem Zuge sey, möchte sich durch die ganze Geschichte der englischen Verwaltung seit 60 Jahren unschwer nachweisen und auch rechtfertigen lassen. Doch wir wollen die oft aufgeworfene Frage über den möglichen Bestand der englischen Herrschaft in Indien nicht noch einmal aufwärmen, sondern machen bloß auf einige uns im Laufe dieses Jahres vorgekommene Umstände aufmerksam. Die Engländer hatten im Innern zwei Kriege zu führen, den gegen Gumsur und die Khunds, und einen zweiten zur Dämpfung eines kurzen Aufstands in Canara, dessen Hauptstadt Mangalur auf eine Zeit lang von Schaaren der Eingebornen, welche aus den nächsten Bergen herabkamen, umringt und belagert wurde. Das letztere Ereigniß dauerte nur kurze Zeit, machte indeß doch kostspielige Truppensendungen nöthig, was bei dem keineswegs glänzenden Finanzzustande der Compagnie nicht gleichgültig ist. Der erstere Krieg, obgleich auf einen geringen Raum beschränkt, führte die Engländer in ihnen bisher ganz unbekannte Gegenden und zu einem ihnen völlig fremden Volk, dessen Daseyn sie sogar nicht vermutheten (s. Nr. 157. 198.), erforderte zwei Feldzüge, wurde von den Engländern mit barbarischer Grausamkeit geführt, und da man über die Art des Ausgangs nichts Genaues erfahren hat, auch während desselben Versuche gemacht wurden, sich des Hauptgegners durch Verrath zu entledigen, so scheint die endliche Beilegung nicht gerade ein Sieg der englischen Waffen zu seyn. Solche einzelne Ruhestörungen sind freilich bei dem gegenwärtigen Zustand Indiens nicht zu verwundern, bedenklich aber ist die Entdeckung, welche, wie es scheint, zum Theil in Folge der Vorgänge von Canara gemacht wurde, daß unter den Moslems in Mittelindien und unter den Hindus in Meisur (Mysoro) eine ungemeine Aufregung herrsche. Auffallend müssen auch unter diesen Umständen die zahlreichen Brände seyn, welche seit einem Jahr in Calcutta ausbrachen (s. Nr. 351.) und anerkanntermaßen das Werk der Böswilligkeit waren. Wenn man auch, wie billig, kein Gewicht auf das im Laufe des Jahres von einigen englischen Journalen verbreitete Gerücht legt, daß man drei russische Agenten gefangen genommen habe, so haben alle diese Umstände zusammengenommen doch das Ansehen, als sey eine geheime Macht beschäftigt, das Ansehen der englischen Regierung zu untergraben, und ihr Verlegenheiten zu bereiten. Um eine solche geheime Macht zu finden, braucht man wahrscheinlich nicht nach Rußland zu gehen.

Eine ernstlichere und offenkundigere Verlegenheit bereiten der englischen Regierung die Subsidiärstaaten, deren Regenten die Compagnie den Besitz ihrer Krone gegen innere und äußere Feinde garantirt hat. Die Folge dieses Systems war überall dieselbe: nicht mehr in Furcht, weder vor äußern Feinden, noch vor innern Unruhen, wich alle Kraft aus diesen Staaten. Ein sprechendes Bild von dem Zustande eines solchen Landes hat eine anglo-indische Zeitschrift entworfen (s. den Zustand von

Meiſur Nr. 347) und der gänzlichen, auch von der Compagnie ausgeſprochenen Auflöſung des Staats Audh (Oude) ſieht man mit jedem Tage entgegen (ſ. Nr. 190). Hier ziehen die Pächter der Abgaben mit bewaffneten Schaaren durchs Land, um die Abgaben zu erheben, welche ihnen oft von den großen Grundbeſitzern und Diſtrictsvorſtehern, den Zemindars, mit gewaffneter Hand verweigert werden. Schon oft wurde die engliſche Regierung aufgefordert, dieſem Unfug ein Ende zu machen; ſie ſieht die Nothwendigkeit ein, und dennoch ſcheut ſie ſich, das letzte Wort auszuſprechen. Der Grund hievon liegt einerſeits in der nicht geringen Schwierigkeit, bei dem Mangel tüchtiger Unterbeamten aus den Eingebornen, das Land direct durch Engländer verwalten zu laſſen, andererſeits aber in der Beſorgniß, der große, reiche muhammedaniſche Adel dieſer beiden Reiche, welche ihrer Auflöſung entgegengehen, möchte mehr und mehr eine feindſelige Stellung annehmen. Für die geringen Güterbeſitzer, für die armen Braminen und Radſchputen hat die Regierung ein Auskunftsmittel in ihrer zahlreichen Armee, für den hohen Adel aber hat ſie keines: Hof- und Miniſterſtellen hat ſie keine zu vergeben, wenigſtens keine, welche ſie dem einheimiſchen Adel zutheilen möchte, und im Militär iſt bekanntlich die Stelle eines Subahdars oder Hauptmanns die höchſte, welche ein Eingeborner erreichen kann. Hier alſo iſt für den hohen Adel kein Raum. Daß die zahlreichen Adelsfamilien gleich den wenigen Fürſtengeſchlechtern in völlige Nichtigkeit verſinken und allmählich ausſterben ſollten, iſt in keiner Weiſe zu erwarten. Will die Compagnie nicht eine durch Reichthum und erblichen Einfluß ſehr wichtige Claſſe zu faſt ſichern Feinden machen, ſo muß ſie ein Mittel finden, dieſer Claſſe eine ehrenvolle und unſchädliche Beſchäftigung zu geben, was aber dieß für eine ſeyn ſoll, das fragt man ſich vergebens. Indeß warten die Ereigniſſe den Entſchluß der regierenden Compagnie nicht ab und man iſt nicht wenig geſpannt darauf, was ſie thun wird, wenn der Zuſtand der Königreiche Audh und Meiſur keine Zögerung mehr geſtattet, und auf der andern Seite Krieg mit Birma, und wahrſcheinlich auch mit Nepal, ihr mehr als hinreichende Beſchäftigung geben wird.

Bei allem dieſem iſt freilich nicht von naher, unmittelbarer Gefahr für die engliſche Herrſchaft die Rede; davor ſchützt ſie ſchon die ungeheure Verſchiedenheit der Bewohner Indiens in Sitten, Sprache und geiſtiger, wie körperlicher Kraft. Im Thale des Ganges, bei den ſchwachen, feigen Bengaleſen, wird der Engländer, welcher aus Luſt auf die Tigerjagd geht, als Retter und Helfer geehrt (ſ. über die Tigerjagd in Indien Nr. 176, 195 ff.), während die kraftvollen Radſchputen keine ſolche Helfer brauchen. Frühere Jahrgänge des Auslands haben ſchon zahlreiche Bilder aus der Geſchichte des tapfern, wahrhaft ritterlichen Radſchputenſtamms mitgetheilt, und auch dießmal heben wir wieder aus dem Aſiatic Journal mehrere Sagen dieſes Volkes aus (ſ. Nr. 300 ff., 310 ff.); es wohnt in demſelben ein ſtolzer, kühner Sinn, und wohl möchten aus ihm dereinſt die tapferſten Feinde der engliſchen Herrſchaft hervorgehen.

Die Compagnie ſcheint mehr und mehr zu fühlen, daß ihre Sicherheit hauptſächlich von dem Heere abhängt; darum hat ſie nicht nur den Sold der Sipahis erhöht (ſ. Nr. 40), ſondern auch in Bezug auf die Officiere Anordnungen getroffen, um ſie mehr zufrieden zu ſtellen. Dieſe Maßregeln ſcheinen ihren Zweck nicht verfehlt zu haben, denn ſeit einiger Zeit ſind die indiſchen und engliſchen Zeitſchriften nicht mehr in der Art wie früher mit Klagen angefüllt. Man mochte bei dem Herannahen neuer Kämpfe die Nothwendigkeit fühlen, gegründeten Beſchwerden abzuhelfen. In Einem Punkte aber ſcheint noch immer die Verlegenheit der engliſchen Regierung gleich groß zu ſeyn, nämlich hinſichtlich der Disciplin der Armee (ſ. Nr. 83). Das unſelige Vermächtniß des kopfloſen Lord Bentinck, der, um wohlfeilen Ruhm des Liberalismus zu erlangen, die Peitſchenhiebe bei den Sipahis abſchaffte, bei den engliſchen Truppen aber, über welche ſeine Autorität ſich nicht erſtreckte, und wo Körperſtrafen in reichlichem Maße angewendet werden (ſ. Nr. 112), beſtehen ließ, wirkt noch immer, und man ſcheint noch ſo ungewiß wie früher, welche Folgen dieſer für die Europäer ſo ſchmachvolle Unterſchied in gefährlichen Zeiten, under trying circumstances, wie der Engländer ſich ſehr wahr ausdrücken würde, dereinſt haben kann. Welchen Eindruck muß es machen, wenn größere Heermaſſen zuſammengezogen werden, und in vorkommenden Fällen der engliſche Soldat im Angeſicht des Sipahis mit der Peitſche gezüchtigt, der Sipahi aber nur aus dem Dienſte entlaſſen wird? oder wenn man, um den ſchimpflichen Unterſchied aufzuheben, auch die Sipahis der Peitſchenſtrafe wieder unterwirft? Die Lection, welche Compagnie und Regierung durch das widerſinnige Benehmen Lord Bentincks erhalten haben, dürfte wohl in beiden den Gedanken aufkommen laſſen, künftig in der Wahl der Generalgouverneure ſich nicht von engliſchen Coterien leiten zu laſſen, ſondern Männer zu wählen, welche ihre Schule, ſey es unter den Truppen der Compagnie, ſey es unter denen des Königs in Indien durchgemacht haben. Bisher hat man in Betreff der Generalgouverneure das bürgerliche Regiment beſtehen laſſen, ſo ſchlecht es ſich auch für eine auf dem Militär beruhende Herrſchaft paßt. Beharrt man aber auf dieſem Syſtem, ſo wird man bei der nothwendig immer ſteigenden Wichtigkeit der Kriegsbefehlshaber einen Conflict herbeiführen, worunter das Intereſſe der engliſchen Herrſchaft in Indien nur leiden kann. Man muß nicht glauben, als gehe unter dem höchſten Verwaltungsperſonal Alles ſeinen geſchmeidigen Gang, weil man nie oder ſelten von Streitigkeiten unter demſelben hört; man darf nur die Indien betreffenden Zeitungen genauer durchleſen, ſo findet man bald hinreichende Andeutungen, daß hier wie an andern Orten unter den Mächtigen Streit und Haber herrſcht, ſo ſehr es auch unter den Formen der Etikette verſteckt wird. Sollten, wie es oben wahrſcheinlich gemacht wurde, die Angelegenheiten der Compagnie im Oſten ſich verwirren, Krieg mit Birma und Ava ausbrechen, und zugleich von Weſten her ein Gewitter drohen, dann muß auch durch die Gewalt der Umſtände die Regierung immer militäriſcher werden, wenigſtens das militäriſche Element das Uebergewicht über das bürgerliche erhalten.

(Fortſetzung folgt.)

Thronveränderung in Ava.

Der Bengal Herald vom 2 Julius theilt hierüber Folgendes mit: „Zu Ava hat eine vollständige Revolution statt gefunden. Prinz Tharawaddi, des Königs Bruder, durch die Verfolgungen der Königin und ihres Bruders — in deren Händen der arme, schwachsinnige König ein bloßes Werkzeug war — zur Rebellion genöthigt, hat endlich nicht nur die Macht der Königin und ihres Bruders gestürzt, sondern auch den König selbst verdrängt und den Thron eingenommen. Es ist außer allen Zweifel gestellt, daß Tharawaddi durch das ungerechte, tyrannische und zugleich schwache und thörichte Benehmen der Königin und ihres Bruders Muthaghie zum Widerstand gezwungen wurde. Der Zweck dieser beiden scheint gewesen zu seyn, sowohl des Königs Bruder und seinen Sohn — den vermuthlichen Thronerben — zu verdrängen, und in dieser Absicht erlaubten sie sich zuerst Gewaltthätigkeiten gegen Tharawaddi's Schwester, die Prinzessin von Pazam, und schickten Bewaffnete gegen sie aus. Der Prinz feuerte auf diese, die sogleich flohen, und Verwirrung in der ganzen Stadt verbreiteten. Tharawaddi zog sich nach Mondidubo zurück, wo er schnell eine bedeutende Anzahl Truppen zusammenbrachte, zu denen noch eine Menge Condottieri aus den Gebirgen stießen, und marschirte dann nach Teagain, einem Ort Ava gegenüber, auf dem andern Ufer des Irawaddi, von wo aus er verlangte, daß Menthaghie ihm nebst den übrigen ihm feindseligen Ministern der Königin ausgeliefert werde. Anfangs zeigte er sich sehr mild, da der brittische Resident von ihm das Versprechen erhalten hatte, daß er das Leben Aller schonen wolle, die sich seiner Herrschaft unterwerfen würden. Dieses Versprechen scheint indeß bald vergessen worden zu seyn. Sobald Tharawaddi den Thron bestiegen hatte, ließ er Menthaghie nebst allen Ministern in Ketten legen, in den Kerker werfen, und bald darauf auf das grausamste hinrichten."

Cordova.

(Fortsetzung.)

Aller dieser Verunzierungen ungeachtet, bleibt diese Moschee von Cordova immer noch ein edles, herrliches Gebäude, das allein schon hinreicht, um einen Begriff von der Macht und Größe der ruhmwürdigen Herrschaft der Ommajaden zu geben, die nicht aufhören wird zu leben, so lange die Mezquita von Cordova besteht. Man muß die Alhambra von Granada mit ihrer koketten Zierlichkeit und ihren kleinlichen Verhältnissen gesehen haben, und sich dann in dieser kolossalen Moschee verlieren, in der zwei christliche Kirchen ganz bequem stehen, um die beiden Reiche mit einander zu vergleichen und einen Maßstab für ihre Macht und Größe zu haben.

Die Mezquita von Cordova, nach dem Plan der berühmten Moschee von Damaskus erbaut, wurde von Abderamen oder vielmehr Abderr-Rahman I gegen Ende des achten Jahrhunderts begonnen, und es bedurfte der Regierungszeit von dreien dieser ommajadischen Monarchen, um das Riesenwerk zu vollenden, welches der Vater mit dem Throne auf den Sohn vererbte. Abderamen, dem der Ruhm gebührt, das Unternehmen begonnen zu haben, hatte es sich zum Gesetz gemacht, jeden Tag eine Stunde eigenhändig mit zu arbeiten, und verwendete ungeheure Summen, ohne es vollenden zu können. Sein Enkel sah es vollkommen aufgebaut emporsteigen, und als das Gerücht von seiner Pracht sich im Magreb (dem Norden von Afrika) und auf der Halbinsel verbreitet hatte, strömten die Pilger des Occidents bald dieser herrlichen Wohnung des Gottes Mahomeds eben so zu, wie die des Orients der Kaabah von Mekka. Achthundert silberne Lampen brannten Tag und Nacht zwischen den Säulen, zwischen denen jetzt nur ein Zwielicht herrscht, und die Glocken der heiligen Stadt St. Jago de Compostella, von einem der Khalifen erobert, wurden später an den Gewölben umgekehrt, statt der Lampen aufgehängt, welche seltsame Trophäe Cordova bis zu dem Tage behielt, wo Jehovah den Nachlaß des Gottes des Islam erbte.

Ich habe die Barbaren verwünscht, die, um die Risse zu tilgen, welche die Zeit in den frischen Gemälden von Alhambra hervorgebracht, sie mit Kalk übertünchten. Durch welchen glücklichen Zufall die Capelle Zancarron in der Moschee von Cordova dieser Profanation entgangen ist, weiß ich nicht; ihre herrlichen, gleichsam gestern erst hingehauchten Farben haben ihre ganze Frische behalten. Die Thüre und der Plafond besonders sind zwei vollendete Werke. Keine Beschreibung vermag einen Begriff von der prachtvollen Bizarrerie dieses Plafonds von Cedernholz, reich mit Vergoldungen geziert, zu geben, dessen kühne Bogen sich von einer Ecke des Gewölbes zur andern über eine Reihe von großen Fenstern mit einander verschlingen, und wo kaum ein Dämmerlicht sich zwischen einem zierlichen Gitter von Cedernholz durchstiehlt.

Oberhalb dieser Bogen und im Schlusse des Gewölbes erhebt sich eine schmale mit goldenen Sternen besäete Kuppel; gleichsam als ob diese stets unter freiem Himmel zu leben gewöhnten Orientalen auch in ihren Tempeln und Palästen den bestirnten Himmel über sich haben müßten. Oberhalb der Fenster läuft im Hintergrunde der Capelle eine von acht Säulchen angedeutete blinde, von dem arabischen Kleeblatt überragte Galerie herum, und unterhalb befindet sich die Thür — in ihren Proportionen und ihrer Einfachheit bei aller Pracht ein unübertroffenes Meisterwerk. Der Bogen, der sie überragt, ist in große Felder mit Mosaik eingetheilt, die aus kleinen Krystallen bestehen, welche mit unendlicher Kunst und Genauigkeit zusammengesetzt sind, und in denen zierliche Arabesken von Blumen — wie Herculanum und Pompeji sie nicht aufzuweisen haben — sich verschlingen. Um diesen an drei Seiten in rechten Winkeln abgeschnittenen Bogen windet sich eine gigantesk arabische Inschrift mit Buchstaben von vergoldetem Krystall, die sich ganz herrlich ausnehmen. Leider scheint die Sonne nie in diese Capelle, wenn aber der Abend ihre Strahlen so weit verlängert, daß sie zwischen die Marmorsäulen der Moschee dringen, so schimmern die Krystalle der Mosaik, als ob sie mit Edelsteinen besäet wäre.

(Schluß folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 114** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Frau von Krüdener. — Der alte Bettler. Von Beranger. — E. L. Bulwers neueste Werke. (Schluß.)

Zu den Abonnement beider dem Auslande bestimmten Literaturblätter, von welchen wöchentlich 4–5 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 6 fl., halbjährlich 3 fl. und vierteljährlich 1½ fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 5 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1837.

Preise der Elephanten in Indien.

Die reichen Hindus sind in der Wahl von Reitelephanten eben so schwierig, als Europäer in der Wahl von Reitpferden, und die wahren Proportionen eines Elephanten von Race sind ihnen eben so bekannt, als die eines arabischen Pferdes einem Pferdehändler; sie sehen mit großer Verachtung auf die Elephanten der Beamten der Compagnie herab, welche in der gänzlichen Unwissenheit der „Ochsenfleischesser" nur nach der Größe und anscheinenden Stärke gewählt werden. Besonders zeichneten sich die marattischen Fürsten durch die Schönheit und das vortreffliche Zureiten ihrer Staatselephanten aus, und neuerer Zeit der Hof von Randschit Singh und die reichen Sikhs. Bei den zahlreichen Zusammenkünften, welche Randschit Singh in den letzten Jahren mit den Generalgouverneuren und Generalen der Compagnie hatte, wo beide Theile auf Elephanten und mit einem großen Gefolge dieser Thiere kamen, bemerkten selbst die ungeübten Augen der europäischen Officiere den Unterschied zwischen ihren schwerfälligen Thieren und den wohlgezogenen Elephanten der Sikhs, die ihre Köpfe hoch trugen und mit einer gewissen Coquetterie einherschritten; die bei den indischen Kennern höchstgeschätzten Elephanten (oder wie man in Indien sagt, von hoher Kaste) kommen theils aus Ceylon, theils aus Assam, besonders aber aus dem Thal des Dhun, einem Gebirgsthal das zwischen der ersten und zweiten Stufe der Himalayagebirgsketten tief in die Berge von Süden gegen Norden einschneidet. Diese Thiere sind nicht von der kolossalen Statur, wie sie die heißen und feuchten Ebenen von Bengalen und dem Dekkan hervorbringen, aber sie haben mehr Feuer, größere Ausdauer und festere Muskeln. Die Directoren der Elephantendepots der Compagnie kaufen sie nie an, unter dem Vorwande, daß sie keine guten Lastthiere bilden, aber der Wahrheit nach, weil sie zu theuer für den Dienst der Armee sind, und sie von den Sikhs besser bezahlt werden. Die Ausfuhr derselben nach dem Pendschab ist sehr im Zunehmen, und da sie ein bloßer und sehr theurer Luxusartikel sind, so beweist dieser Umstand, daß der Reichthum der großen Landbesitzer unter den Sikhs sehr im Steigen ist. Folgendes sind die Preise einiger Elephanten aus dem Thal des Dhun, die kürzlich auf dem Markt in Hurdwar verkauft worden sind: ein junger, nur 4 Fuß hoher, vor zwei Monaten gefangener wurde um 45 Pfund Sterling verkauft; einer, sechs und einen halben Fuß hoch und seit sechs Monaten gefangen, für 130 Pf. St.; einer sechs Fuß hoch, vor sieben Monaten gefangen, um 125 Pf. St.; ein junger, fünf und einen halben Fuß hoch, vor acht Monaten gefangen, brachte 93 Pf. St. ein. Gewöhnliche Bagage-Elephanten aus dem Depot der Compagnie kosten 25 bis 35 Pf. St., und Europäer bezahlen nur die Elephanten zu hohen Preisen, welche auf die Tigerjagd abgerichtet sind, und Muth genug haben, den Angriff des Tigers abzuwenden, da darauf die Sicherheit des Jägers beruht; man nimmt gewöhnlich dazu die stärksten männlichen Thiere, die oft bis auf 150 Pf. St. bezahlt werden. Früher gab es im Thal des Dhun Capitalisten, welche sich mit dem Fang der Elephanten abgaben, sie ließen auf den von Elephanten besuchtesten Wegen im Walde Gruben von 12 Fuß Länge und 10 Fuß Tiefe graben, und sie mit Reisig bedecken, und unterhielten Leute, welche in der Nähe wachten; wenn ein Elephant in eine Grube fiel, so mußte man diese so schnell als möglich umringen und den Elephanten mit ledernen Stricken binden, denn sonst brach er in wenigen Stunden eine Seite der Grube nieder, und entging. Aber der Gewinn war nicht hinreichend diese theuren Etablissements zu erhalten, und die Gruben wurden nach und nach ihrem Schicksal überlassen und fielen den Bewohnern der umliegenden Dörfer anheim, welche sie mit geringeren Kosten unterhalten können, und gewöhnlich die darin gefangenen Elephanten auf der Stelle an Leute verkaufen, welche aus der Erziehung der Elephanten ein regelmäßiges Metier machen. Der Preis eines eingefangenen Elephanten ist etwa der vierte Theil seines Marktpreises, da aber etwa die Hälfte stirbt, ehe sie ihre Erziehung vollendet haben, so ist der Gewinn bei diesem Handwerk keineswegs bedeutend.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der Sturm, welcher der englischen Herrschaft von Westen her droht, kommt freilich nicht unerwartet, denn schon seit

Jahren sieht man demselben nicht ohne Furcht entgegen. Wir haben in dem Artikel: die Stellung Persiens (s. Nr. 91 f.), das Verhältniß zu schildern uns bemüht; seit jener Zeit aber ist ein großer und man kann wohl sagen entscheidender Schritt vorwärts geschehen. Seit dem letzten unglücklichen Kriege Persiens warf sich Abbas Mirza, großentheils um sich für den Fall des Ablebens seines Vaters die Thronfolge zu sichern, in die Arme Rußlands, und unternahm, angeblich um die Gränzen des Reichs im Osten wieder herzustellen und die Turkomanenstämme am südöstlichen Ufer des kaspischen Meeres zur Unterwerfung zu bringen, den Zug nach Khorassan, wozu ihm, wenn man englischen Berichten trauen darf, von Rußland Geld und sogar Truppen angeboten wurden. Aber er starb, als Khorassan nur halb bezwungen war, ihm folgte bald darauf sein bejahrter Vater ins Grab, und man erwartete nun furchtbare Kämpfe um den erledigten Thron ausbrechen zu sehen. Diese Erwartung wurde zu nicht geringem Erstaunen getäuscht; unterstützt von dem vereinten Einfluß Englands und Rußlands bestieg der junge Schah, Sohn Abbas Mirza's, den Thron fast ohne Widerstand, was genugsam beweist, daß der Einfluß dieser beiden Staaten hinreichend stark ist, um selbst einer allgemeinen Anarchie in Persien vorzubeugen, welche man nach aller bisherigen Analogie in Folge der zahlreichen Thronbewerber erwarten mußte, und die auch sicherlich eingetreten wäre, wenn nicht der junge Schah, unterstützt von englischen Officieren und englischem Gelde, die Truppen seiner Gegner schnell aus dem Felde geschlagen hätte. Kaum saß er indeß auf dem Throne, so standen auch die beiden Mächte, England und Rußland, einander wieder feindselig gegenüber; Rußlands Einfluß überwog, viele englische Officiere, welche in der eitlen Hoffnung, reguläre persische Truppen formiren und dadurch ein Gegengewicht gegen Rußland gründen zu können, in den persischen Dienst getreten waren, sahen sich auf eine Art behandelt, daß sie bald den Dienst verließen, obwohl sie, wie Oberst Paßmore und andere, unter offenbarer Zustimmung der englisch-ostindischen Compagnie nach Persien gegangen waren (s. Nro. 40). Der junge Schah nahm zum großen Erstaunen der Engländer den von seinem Vater begonnenen Zug gegen Khorassan und die Turkomanenstämme am kaspischen Meere wieder auf, und wandte sich, nachdem er diese nothdürftig unterworfen hatte, südostwärts gegen Herat, wo der Sohn Kamrans, des vertriebenen Afghanenkönigs aus der Durani-Dynastie herrscht, und wie leicht zu erachten, mit Persern und Afghanen gleich schlecht stand. Als diese Absicht kund wurde, verließen sämmtliche englische Officiere, vor allen der Befehlshaber, Oberst Sir Henry Bethune, den König von Persien, weil es nun kein Geheimniß mehr war, daß der Zug gegen die englischen Interessen in Indien gerichtet sey. Welche Wichtigkeit Herat, der Centralpunkt aller Verbindungsstraßen in Ostpersien, besitzt, darüber sehe man nur die Urtheile von Engländern selbst, deren einige in dem schon erwähnten Artikel: die Stellung Persiens (s. Nr. 91 f.) angeführt sind. Rußland erkennt wohl, daß der Schah nicht aus eigener Kraft die Eroberung Herats und seine weiteren Plane gegen Afghanistan ausführen kann, und daß er sich, um nicht schimpflich zurücktreten zu müssen, an Rußland um Hülfe wenden müsse. Dieß ist nach den neuesten Nachrichten geschehen, und russische Truppen, welche schon seit geraumer Zeit in Daghestan standen, sollen zu Schiffe nach Astrabad gebracht werden, um von da gegen Herat zu marschiren, welches der Centralpunkt werden würde, von wo aus Rußland die Herrschaft Englands in Indien erschüttern könnte.

Die Gefahr für England ist um so größer, als seit den letzten Jahren eine Macht gesunken ist, welche bei einiger Unterstützung ein sehr nützlicher Bundsgenosse hätte werden können, nämlich die Afghanenhäuptlinge aus der Familie der Barakzi's, welche die Durani-Dynastie verjagten. Zu Peschawer, Cabul und Candahar saßen drei Brüder aus dieser Familie, die aber eben so wohl unter einander, als gegen Persien und Randschit Singh feindlich gesinnt waren. Seit mehreren Jahren ist aber Peschawer unter die Herrschaft Randschit Singhs gefallen, und der Herrscher von Cabul, Dost Muhammed, hat sich zwar zum König ausrufen lassen, seine Hülfsquellen sind aber durch die anhaltenden Kriege mit den Sikhs so gesunken, daß er sich durchaus auf nichts mehr verlassen kann, als auf die rohe Tapferkeit und den Religions- und Nationalhaß der Afghanen gegen die Sikhs. Dieser Haß hat auch kürzlich noch seine Früchte getragen, und ein Armeecorps der Sikhs ist nach blutigem, erbittertem Kampfe unterlegen. Allein ein so vereinzelter Erfolg kann gegen die wohlgeordneten Schaaren Randschit Singhs *) nicht von Bedeutung seyn. Dost Muhammed fühlt auch wohl seine Schwäche, und soll sogar, wie man behauptet, die sonst so gehaßten Perser um Hülfe angegangen haben; wird aber diese geleistet, so würden sich die Afghanen bei ihrem glühenden Hasse gegen die Sikhs in großen Schaaren anschließen, und der Ausgang wäre höchst zweifelhaft. Jedenfalls zöge dann eine den Interessen Rußlands befreundete Macht über den Hindukusch, und den rohen, aber tapfern Afghanen könnte wohl die Erinnerung kommen, daß sie vor noch nicht 40 Jahren unter ihrem König Zeman**) Indien bis nach Delhi plündernd durchzogen. Das schnell aufgeblühte Reich Randschit Singhs könnte schnell wieder untergehen, denn in seinem Gebiete wohnen mehr Muhammedaner als Leute seines Glaubens, und diese tragen das Joch einer ungläubigen Macht nur mit Widerwillen, um so mehr, als sie wirklich in ihrem Glaubens gedrückt sind, wenn auch die Sikhs sie nicht gerade verfolgen. Zudem sind bei Randschit Singhs wohl nicht mehr fernem Tode Unruhen zu befürchten, indem sein Sohn Karrak Singh ein ziemlich stumpfsinniger und unwissender Mensch, sein Enkel aber, Nonihal Singh, erst 16 oder 17 Jahre alt ist, obwohl er sich bereits im Kriege gegen die Afghanen auszeichnete. Außer diesen ist noch ein durch seine Tapferkeit bekannter Adoptivsohn, Schir Singh, vorhanden, und ein vornehmer Sikh soll nach neuern Nach-

*) Man sehe z. B. nur, was über seine Leibwache Nr. 172 gesagt ist, abgesehen von dem, was die Franzosen Ventura, Allard und Court für die Organisation seines Heeres thaten.

**) Zeman Schah lebt noch, aber geblendet, und von einer Pension der ostindischen Compagnie auf deren Gebiet; er ist ein Opfer der Bürgerkriege seines Vaterlandes geworden.

richten für einen solchen Fall schon seine Burgen befestigen lassen, um bei seiner beabsichtigten Rolle auf alle Fälle einen Rückhalt zu haben. Die englisch-ostindische Compagnie hat also jedenfalls Grund genug, hinsichtlich ihrer Nordwestgränze auf der Hut seyn, da der nächste Augenblick bei dem raschen Wechsel der Dinge in den asiatischen Staaten unabsehbare Verwirrungen herbeiführen kann.

Wenn England die Macht der Afghanen, die ihnen als Mittelmacht zwischen Persien und Indien von großem Nutzen hätte seyn können, aus Nachlässigkeit fallen ließ, so scheint es auf der andern Seite den Fehler wieder einbringen zu wollen, indem es die Tscherkessen zum hartnäckigsten Widerstande gegen Rußland treibt, um dadurch zu verhindern, daß letzteres nicht die Schranke durchbreche, welche noch einem freien Verkehr mit Asien hemmend im Wege steht. Wir haben in dem Artikel „die Russen im Kaukasus" (s. Nr. 320 ff.) die keineswegs sehr günstige Stellung dieser letztern auseinander zu setzen versucht, und zwar, so weit es möglich war, nach russischen Quellen. Das Land südwärts vom Kuban ist fortdauernd von den Russen nicht besetzt, Anapa und Gheiendschik ausgenommen. Außer diesen beiden scheinen auch noch einige andere Küstenpunkte, wie Bambori und Ardler jetzt russische Besatzungen zu haben; diese sind aber durchaus auf den engen Umkreis der Befestigungen beschränkt, und die ungesunde Luft, so wie das Branntweintrinken, raffen die russischen Soldaten in Masse hin. Die Tscherkessen, obwohl durch die russische Blocade sehr gedrängt, erhalten doch zur See die ihnen nothwendigsten Bedürfnisse, Pulver und Salz, denn in der Türkei herrscht unter vielen Classen ein wahrer Enthusiasmus für sie, indem allzu viele Türken tscherkessisches Blut in den Adern haben, als daß dieß anders seyn könnte. Zudem versprechen namentlich die Kriegsbedürfnisse bei der Einfuhr in Tscherkessien einen hohen Gewinn, und somit ist es keineswegs zu verwundern, daß man der Blocade fortwährend trotzt. Sind diese Umstände schon den Russen nichts weniger als günstig, so bringt das ungesunde Klima in dem Lande der Kosaken vom schwarzen Meere in den sumpfigen Niederungen des Kuban ihnen noch größern Schaden. Spencer gibt in seiner Reise nach Tscherkessien an, daß die Zahl der tschernomorischen Kosaken, welche vor 50 Jahren gegen 50,000 waffenfähige Männer stellen konnten, jetzt auf 12,000 Waffenfähige herabgesunken sey. Wenn auch diese Angabe höchst wahrscheinlich übertrieben ist, so ist sie doch gewiß zu einem großen Theile wahr. Während so die Zahl der mit der Vertheidigung des Kuban speciell beauftragten Mannschaft abnimmt, scheint die Zahl der Tscherkessen durch den Erfolg der russischen Blocade eher zu wachsen, denn früher, wo viele tscherkessische Mädchen als Handelsartikel ausgeführt wurden, war es einer großen Anzahl armer Tscherkessen nicht möglich, eine so theure Waare zu kaufen. Jetzt ist dieß anders: die Ausfuhr ist wohl größtentheils gehemmt, und dadurch der Preis der Waare im Lande selbst gesunken, so daß jetzt auch die Unbemittelten sich eine Frau kaufen können. Der niederländische Consul Marigny schätzt die waffenfähige Mannschaft der Tscherkessen auf 100,000 Mann, sie selbst behaupten dagegen, sie könnten jeden Augenblick 200,000 ins Feld stellen, was, wenn man erwägt, daß jeder freie Mann Soldat ist, kaum übertrieben scheint. Auch hat die Noth, wenn man den Berichten der englischen Reisenden glauben darf, eine größere Einigkeit unter den Häuptlingen zu Stande gebracht, und sie zu gemeinsamen Maßregeln gegen den gemeinsamen Feind ermuntert. Indeß fühlt Rußland, daß dieser Kampf zu Ende gebracht werden muß, wenn nicht sein Ansehen, seine Macht und selbst seine directen Interessen bedeutend darunter leiden sollen, um so mehr als auch in Georgien ein aufrührerischer Geist sich zu regen scheint, indem der Kaiser bei seinem letzten Besuche in Tiflis sich veranlaßt sah, dem georgischen Adel über sein zweideutiges Benehmen Vorwürfe zu machen.

Diesen Zustand der Dinge haben die Engländer benützt, und seit vor drei oder vier Jahren Hr. Urquhart unter dem Namen Daud Bey sich selbst in Tscherkessien befand und das Volk zum Widerstande ermunterte, haben fort und fort einige Engländer, zum Theil, wie es scheint, Officiere der angloindischen Armee, denselben Weg nach Tscherkessien gefunden, und scheinen bemüht, dem Widerstand mehr Haltung und Einheit zu geben. Dagegen bieten aber auch die Russen Alles auf, den tapfern Widerstand des Volks endlich zu brechen: das Heer, welches fortdauernd gegen die Tscherkessen zu agiren bestimmt ist, soll nach neuern Nachrichten auf 50,000 Mann gebracht werden, und Yermolow, welcher sich schon in früherer Zeit im Kampfe gegen die nicht minder tapfern östlichen Bergstämme, namentlich die Lesghier, auszeichnete, zum Anführer ausersehen seyn. Ist freilich einmal der Widerstand der Tscherkessen gebrochen, oder auch nur auf die höhern Gebirge zurückgedrängt, dann steht Rußland nichts mehr im Wege, einerseits seinem asiatischen Handel eine bisher nicht für möglich erachtete Ausdehnung zu geben, und andererseits seinen Einfluß über ganz Vorderasien zu befestigen.

(Fortsetzung folgt.)

Maria dello Scarpello.

Inmitten des Canals von Cattaro, gegenüber von Perasto und der zwischen diesem Ort und Dobrota befindlichen Canalenge le Catene, liegt ein kleines vom Festland aus nur als einziger Punkt erscheinendes Inselchen, auf welchem ein Kirchlein steht, worin sich ein Gnadenbild der heiligen Jungfrau befindet, welches unter dem Namen Maria dello Scarpello fast im ganzen dalmatischen Küstenstrich bekannt ist. Dieses Bild wurde, nach einer frommen Legende, im Jahr 1452 von unsichtbaren Mächten aus Negroponte, in der Levante, gebracht, und in der Nacht von Fischern inmitten flammender Lichter auf diesem Eilande gesehen. Die Fischer nahmen das Bild nach Hause, und es wurde hernach in die Kirche von Perasto gebracht und daselbst aufbewahrt. Allein schon in der ersten Nacht verschwand es, und wanderte wieder auf den Felsen, welches dreimal hinter einander geschah. Daraus wurde nun den Perastinern klar, daß das Bild dort bleiben wolle, wo es gefunden ward. Man baute nun demselben eine würdige Wohnung, und im Jahr 1650 wurde die Kirche, wie sie gegenwärtig noch besteht, hergestellt. Sie ist klein, und von außen höchst einfach, aber desto mehr spricht das Innere an,

weil man hier nicht, wie in den übrigen Landkirchen Dalmatiens, bloß die nackten Wände sieht, sondern eine Menge Votivtafeln von Silberblech und zum Theil gute Gemälde von der Hand eines in der venetianischen Schule gebildeten Perastiners, Namens Cocaglia Perastina. Am 22 Julius jeden Jahres, als dem Auffindungstage des Bildes, wird daselbst ein großes Fest gefeiert, zu welchem die Anwohner des Canals zahlreich wallen oder vielmehr schiffen. Jeden ersten Sonntag im Monat Mai aber wird es feierlich und unter Begleitung einer zahllosen Menge mit Blumen geschmückter und mit Andächtigen gefüllter Zopolo's und Truppini's nach Perasto geschifft, wo es bis zum 29 Junius ausgesetzt bleibt. Diese Aussetzung bezieht sich auf einen Sieg, welchen die Perastiner im Jahr 1654 über die Türken erfochten, die in zahlreichen Schaaren von Risano und Castelnuovo kamen, und der Stadt Perasto Verderben geschworen hatten. Da sich, der Sage nach, das Gnadenbild, welches in die Veste Santa Croce geflüchtet wurde, in Gestalt einer ehrwürdigen Matrone mit drohendem Finger von den Mauern herab den Türken gezeigt hatte, so schrieben die Einwohner den Sieg dem Gnadenbilde zu und feiern deßhalb das Andenken daran. Das größte Fest aber findet dort am 15 August statt, wo von den anwohnenden Bocchesen eine Art kriegerischer Tanz aufgeführt wird, wobei die Tänzer in ihrem malerischschönen Nationalcostüm und im schönsten Waffenschmuck erscheinen. Bei diesem, wie bei jenem Feste, welches in der Charwoche hier begangen wird, bietet sich dem Fremden ungemein viel Stoff zu Beobachtungen dar wegen der mancherlei Ceremonien. Hinsichtlich ihrer Tracht haben die Bocchesen vieles mit den Türken gemein, aber sie sind Männer voll Kraft, Muth und kriegerischem Geist, wie sie dieß auch in vielen Gefechten nicht allein mit den Türken und mit Barbareskenschiffen, sondern auch gegen die Franzosen hinlänglich bewiesen haben.

Cordova.

(Schluß.)

Die eben beschriebene Thüre führt in eine kleine achteckige Nische von weißem Marmor, von ungefähr 15 Fuß im Durchmesser, und von der schönsten Arbeit. Mein Führer machte mich darauf aufmerksam, daß der Marmor rings an den Wänden dieser Nische von den Füßen der Gläubigen ausgetreten war, die da herumgingen, während andere, in der Mitte kniend, ihre Gebete sprachen. Wahrscheinlich ist, daß dieser viel reicher als die übrige Moschee geschmückte Ort das Allerheiligste war. Ueber den großen, weißen Marmorplatten, mit denen die Wände bekleidet sind, steigen zarte Säulchen, von Kleeblättern überragt, empor. Das ganze Gewölbe wird von einer Muschel aus weißem Marmor und aus einem einzigen Stück eingenommen, die etwa 15 Fuß im Durchmesser hält — ein seiner Größe, Einfachheit und schönen Arbeit wegen in der Welt vielleicht einziges Werk.

Um nicht zu weitläufig zu werden, übergehe ich zwei andere ebenfalls maurische Capellen, deren ernste Einfachheit die Pracht ihrer glänzenden Nachbarin nur um so mehr hervorhebt, mit Stillschweigen. Die eine von ihnen hat indeß eine wo möglich noch reichere Thür als die des Allerheiligsten.

Wenn die christliche Kirche sich anderswo befände als in der Mitte dieser herrlichen Moschee, so wüßte ich in der That keinen andern Vorwurf zu machen, als der des Uebermaßes von halbgothischen Zierrathen, mit denen die Wände und das Gewölbe bedeckt sind. Dem aus zwei hohen Etagen von Säulen von graurothem Marmor fehlt es, obschon er in keinem ganz reinen Geschmack angelegt ist, dennoch weder an Größe noch Einfachheit. Die schönste Zierde dieser christlichen in die arabische Moschee eingeschachtelten Kirche ist indeß ihr ungefähr in denselben Verhältnissen wie der der Sixtinischen Capelle gebauter und bis zur höheren 15 Fuß ganz mit Verzierungen in Mahagoniholz bekleideter Chor. Obschon aus dem vergangenen Jahrhundert, und mithin nicht im reinsten Geschmack, ist die Wirkung, welche dieses düstere Holzwerk macht, dennoch wahrhaft magisch. Die Sonne, welche durch die hohen Fenster ihre Strahlen in das große Schiff der Kirche sendet, macht die Politur des Holzes bemerkbar, welche die Jahre ihm nicht rauben konnten, und scheint die phantastischen Gestalten, die der Künstler aus ihm schuf, gleichsam zu beleben. Ein einziger Künstler hat all dieß Schnitzwerk verfertigt und zwölf Jahre damit zugebracht, wie man dieß auf seinem nur wenige Schritte von seiner Arbeit entfernten Grabstein lesen kann. Der mit Sculpturen überladene Sitz des Erzbischofs befindet sich im Hintergrund des Chors, und die Figuren, welche ihn überragen, sind 30 Fuß hoch. Zwei schöne, aber ebenfalls mit Verzierungen überladene Orgeln vollenden das Ganze dieses schönen Chors, der selbst neben der Mezquita von Cordova die Aufmerksamkeit des Reisenden verdient.

Um sich einen Begriff von dem Reichthum dieser Kathedrale zu machen, muß man die Sacristei besuchen und den reichen Schatz an Kirchengefäßen, besonders aber das berühmte Reliquienkästchen betrachten, das, wenn ich nicht irre, von einem König geschenkt wurde. Es ist 4 Fuß hoch, ganz von Silber, mit herrlichen Smaragden besetzt, und seiner Arbeit halber noch kostbarer als des Stoffes wegen, aus dem es besteht. Beim Anblick der ungeheuern in den Schränken aufgehäuften Reichthümer, konnte ich die Frage nicht unterdrücken, wie es denn gekommen sey, daß Gomez und die Factiosen diese Schätze verschont hätten; allein außer dem süßsauren Lächeln, das die ganze Antwort des Sacristans war, bemerkte ich bald, daß meine Frage zu vorlaut gewesen, und daß Señor Gomez zu viele Freunde auf den Bänken des Capitels zählte, um sich von diesen die Kosten seines Besuchs bezahlen zu lassen.

Außer der berühmten Mezquita gibt es in Cordova nichts zu sehen, und ohne diese und einige Spaziergänge auf den üppigen Hügeln der Umgegend, würden mir die drei Tage, die ich dort zubrachte, sehr langweilig vorgekommen seyn. Die alte Hauptstadt der Ommajaden ist von ihrer früheren Größe ganz herabgesunken, und wäre die prachtvolle Mezquita nicht, die vergangene bessere Tage bezeugt, so könnte man schwerlich glauben, daß dieses alte, von den Dichtern gepriesene Cordova in seinen Ringmauern von 10 Stunden Umfang, einst 10,000 Straßen, 2400 Paläste, 900 öffentliche Bäder und 200,000 Häuser enthielt, und 12000 Dörfer beherrschte, die sämmtlich im Thal des Guadalquivir lagen.

Hr. v. Roény bereitet eine Auflage der Rois de l'Epinette vor, dieser alten Turniere von französisch Flandern, von denen Lille der Centralpunkt war. Die alten Manuscripte, welche von diesen Festlichkeiten handeln, werden sehr selten. Die Engländer, stets begierig, ihre bibliographischen Schätze zu vermehren, haben eben in Paris eines dieser alten, mit Malereien reich gezierten Manuscripte auf Pergament für die Summe von 1200 Franken gekauft. Lord Strafford ist der Besitzer dieses Alterthums, das Jahrhunderte lang von einem Nachkommen der Rois de l'Epinette aufbewahrt worden war.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1837.

Die Sage vom steinernen Mönche in Hrisco.

Am nördlichen Abhang jener das hochromantische Waagthal umsäumenden Bergreihe, auf einer der höchsten Kuppen von hohen, pittoresken Felsen umgeben, deren wilde Gesträuche und abenteuerliche Formen, dunkles Nadelholz, uralter Granit, und hin und wieder ein altes Gemäuer, den Beschauer in die Ritterzeit zurückversetzen, erheben sich, mit dem Andenken an jene durch ihre Dunkelheit ehrwürdige Zeit harmonirend, die Ruinen der selbst in ihrer Erniedrigung noch Ehrfucht gebietenden Veste Hrisco, prachtvoll sich spiegelnd in den bläulich grünen Fluthen des ihren Fuß bespülenden Stroms. Die Geschichte nennt Johann Kilian, Castellan des am jenseitigen Ufer liegenden Schlosses Bittse, als deren Erbauer und Eigenthümer, ohne jedoch Zeit und Dynasten, von dem er den Platz zum Geschenk erhielt, näher zu bezeichnen. Nach ihm geboten hier die Ritter von Lahar, ein rohes, wildes Geschlecht, das nur vom Stegreif lebte und von Gewaltthaten sich nährte. Durch des letztern Lahar Wittwe ward Hrisco mit dem Gebiet des damals in der Nachbarschaft angesessenen und reich begüterten Geschlechtes der Thurzonen vereinigt. Auf welche Weise dieß geschah, so wie die Veranlassung zur Zerstörung des kühn und festgebauten, den Stürmen der Natur und Kunst trotzenden Schlosses, dieß bezeugt der vor dessen äußerer Pforte nun seit beinahe dreihundert Jahren Wache haltende steinerne Mönch. Als Herrin, so berichten alle Chroniken, hatte Ritter Lahar seine kinderlose Wittwe auf Hrisco hinterlassen, welche in gänzlicher Abgeschiedenheit drei Jahre hindurch den Vorangegangenen beweinte. Als dann nach dieser Zeit der Zutritt in die Burg wieder gestattet war, meldeten sich der Freier viele, die das reiche Erbe anlockte. Unter ihnen auch Franz Thurzo, seit kurzem Wittwer, und durch seine ausgedehnten Besitzungen, worunter auch das anliegende Lintawa gehörte, nächster Gränznachbar mit den Besitzungen Hrisco's. Ihre Vereinigung oder Arrondirung mit den seinen wäre ihm daher doppelt erwünscht gewesen. Fest widerstand die Burgfrau lange Zeit hindurch allem Andringen auf ihre Hand; doch Thurzo's Andringen auf ihr Herz, diesem zu widerstehen vermochte sie nicht, und bald war es kein Geheimniß mehr, wem die Vasallen bald als Herrn huldigen würden. Aber so laut ihre Neigung für den Nachbar auch sprach, konnte sie sich doch nicht entschließen, ihn zu ihrem Gemahl zu erheben. Denn älter als er, in freudenloser Einsamkeit frühe verblüht, besorgte sie nicht mit Unrecht, der sichere Besitz werde den Geliebten zum Herrn umwandeln, und das Herz, das nur für sie zu leben vorgab, von aufblühenden Reizen hingerissen, bald auch für Andere und nur für Jene leben. Bei diesem innern Kampfe zwischen Gefühl und Ueberlegung, verfiel sie auf einen Mittelweg, der, wie sie meinte, Alles vergleichen sollte, aber sie ins Verderben führte. Mit Bewilligung des Landesherrn nahm sie Thurzo an Sohnes Statt an, und ernannte ihn zum Erben des nach ihrem Ableben ihm verbleibenden Besitzthums. Dieß war das nach langer Mitsichselbstberathung mühsam ausgesonnene Mittel, durch das sie sich des jüngern Mannes stets gleiche heiße Zuneigung und Liebe zu sichern hoffte. Die arme Verblendete! wie schmerzlich mußte sie sich getäuscht sehen! Thurzo, anfangs wohl zufrieden, fand jedoch bei der stets kräftigen Gesundheit seiner liebenden Mutter das Warten gar bald zu langweilig, und die Stelle des feurigen Anbeters bei der alternden Matrone lästig, ja in die Länge unerträglich. Er ward finster, nachdenkend, sinnend, bis er endlich sein Gewissen betäubt und den Entschluß gefaßt hatte, der rasch an das Ziel führen könne. Mit zwei vertrauten Knechten drang er zur Nachtzeit und vermummt in das Gemach seiner Freundin, Mutter und Wohlthäterin, riß sie gewaltsam von ihrem Lager auf, und schloß sie in den entlegensten Kerker, wo kein Ohr ihr Wimmern vernahm. Am Morgen kündigte er sich den erstaunten Dienern als Herrn an, indem die Gebieterin in tobenden Wahnsinn verfallen, also gewissermaßen todt sey und in Verwahrung gehalten werden müsse, besetzte die Burg mit seinen Knappen, entließ alle alten getreuen Diener, und war, obschon Herr, gleichwohl auch Gefangener, denn er scheute sich, von ewiger Sorge gequält, einen Fuß über Hrisco's Ringmauern zu setzen. Die Unglückliche, der des Geliebten Undank das Herz gebrochen hatte, ward indeß ein Raub der Verzweiflung, die sie in furchtbaren Flüchen und Verwünschungen gegen die Burg, deren Besitz ihren Jammer veranlaßte, und den

grausamen Undankbaren aushauchte. Von diesem Augenblick an schien es, als hätten böse Geister diese Burg zum Tummelplatz ihres höllischen Unwesens erkoren. In furchtbaren Gestalten zogen sie durch Gänge und Gemächer, wimmerten, heulten, lachten, und schreckten alle Bewohner derselben, die vor Angst ihres Herzens nicht mehr froh werden konnten. Da erschien einst vor der äußersten Pforte ein greiser Mönch, und begehrte Einlaß zum Schloßherrn, ward aber hinausgeworfen, als er Thurzo laut und in Gegenwart seiner Diener die geheime Gewaltthat vorhielt, und ihn zur Buße und Besserung ermahnte. Lange harrte er vor dem Thore, in Wind und Wetter, von Zeit zu Zeit seine drohende Stimme erhebend. Und als weder Mahnung, noch scharfe Drohungen ihn zu vertreiben im Stande waren, da befahl der Burgherr, das freche Mönchlein die Bußpredigt im Moderthurm büßen zu lassen. Aber am nächsten Morgen stand der Mönch, zum Riesengebilde von Stein ausgedehnt, wieder vor der Pforte, und so oft es auch zertrümmert ward, die Nacht erbaut es wieder, und immer dräuender ist seine Stimme, immer entsetzlicher der Höllengeister Toben. Nun hält es Niemand mehr auf Hrisco aus, nicht Gold noch Drohungen kann Muth dem treuesten von Thurzo's Dienern geben, ferner diesen Schrecknissen Trotz zu bieten. Einer nach dem andern verläßt ihn, und nächstens sieht er sich allein. Dieß erweicht wirklich die harte Brust. Finster gebietet der Geängstigte, die Gefangene frei zu geben, wenn sie vorher feierlich geschworen, sich nie an ihm zu rächen. Aber als man ihr dieß verkünden will, steht sie schon klagend vor dem ewigen Richter. Mit des bösen Gewissens rastloser Eile entflieht Thurzo dem Schauplatz seiner Gewaltthat, aber den Schlangenbissen des marternden Bewußtseyns kann er nicht entfliehen. Die Geister vertrieben zuletzt selbst den alten Castellan aus der Burg. Und als solche nun von allen Bewohnern verlassen war, stand sie plötzlich von allen Seiten zugleich in Flammen, und verfiel in Schutt, aus dem sie nicht erstehen konnte, weil, so oft man es auch versuchte, das Aufgebaute stets wieder zusammenstürzte. Obschon jetzt die Geister längst ausgetobt haben, und der steinerne Mönch seiner Auferstehungsgabe beraubt ist, kreuzigt sich dennoch Jeder, den sein Weg da vorüber führt, und gedenkt des Undanks und der Strafe, die ihn rächt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn Rußland seine Macht im Kaukasus begründet hat, wenn es ganz Herr der Ostküste des schwarzen Meeres ist, wenn es seine Verbindungen zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere sichern kann, dann trifft es England auf einer seiner empfindlichsten Seiten, in seinem asiatischen Handel. Durch seine Euphraterpedition (s. Nr. 348 ff., so wie auch 256) suchte sich England in dem durch die Schwäche der Pforte und Persiens fast herrenlosen Mesopotamien festzusetzen; es hat diese große Unternehmung zum Theil mit sehr türkischen Mitteln, nämlich durch eine sehr gewaltthätige Behandlung der auf dem Wege von dem Golf von Scanderun nach dem Euphrat zu wohnenden Bevölkerung durchgesetzt, und gelingt es ihm, wie es allen Anschein hat, diese Verbindung sicher zu stellen, so macht es sich zum Meister von Mesopotamien, und trägt dadurch wesentlich zur Isolirung der arabischen Stämme von der östlichen muhammedanischen Welt bei. Diese Isolirung befördert das Emporkommen der Nationalitäten, und dieses scheint bei dem Verfall der alten religiösen Institute (s. die Reformen unter den muhammedanischen Völkern Nr. 288) ein Hauptmoment in der neuern Entwicklung derselben zu seyn, wobei freilich die Türken, welche bei ihrer Zerstreutheit auf einem weiten Gebiete kaum eine rechte Nationalität begründen können,*) schlecht wegkommen. Die arabische Nationalität ist aber, wie man allgemein bemerkt, entschieden im Steigen, und Alles scheint dazu beizutragen, dieses Steigen noch zu befördern. Mehemed Ali, obwohl ein Türke und mit türkischen Vorneigungen reichlich ausgestattet, mußte doch sich der Araber vielfach bedienen, wenn er sie gleich nach dem Beispiel seiner Landsleute verachtet und diesen untererdnet, denn die Türken sind die Fremdlinge in Aegypten, und nicht auf diese, sondern in der Hauptsache auf die Landeseingebornen mußte er sich stützen. Seine mit arabischen Truppen gemachten Eroberungen haben eine ungewöhnliche Bewegung unter die gesammten arabischen Stämme gebracht, und wenn auch diese Bewegung keineswegs immer zu seinem Vortheil ausschlug, wie er dann die früher besiegten Wechabiten aufs neue gegen sich aufreizte, so daß sie sein Heer schlugen, dessen klägliche Trümmer aus Arabien nach Cairo zurückkamen, so hat er doch den Anstoß gegeben, und schon sein Nachfolger, mag es nun Ibrahim oder ein anderer seyn, wird weit weniger Türken in seinem Dienste haben. Cairo ist jetzt, wie Lane, dessen Werk: the modern Egyptians, wir gleichfalls ausgebeutet haben (s. den Monat Februar) sehr richtig bemerkt, die Hauptstadt der arabischen Welt.

Wie Mehemed Ali durch den Verlauf seiner Herrschaft, und seinen Widerstand gegen den Sultan nothwendig die Araber emporheben mußte, so hat auch die Unternehmung der Franzosen gegen Algier im westlichen Afrika die Erhebung der Araber befördert. Dort herrschten türkische Soldaten, jetzt mit Ausnahme weniger Küstenpunkte ein arabischer Emir, Abd-el-Kader, welcher unter seinen dem Islam noch treuer, wie die östlichen Stämme anhängenden Arabern, nach dem Vorbild der alten Khalifen die Kanzel wie das Schlachtroß besteigt, und sich als Religionsprediger wie als Feldherr und Staatsmann gleich sehr auszeichnet. Auch der türkische Ahmed Bei hatte es mit den Arabern der Wüste verdorben, und seit dem J. 1832 führ-

*) Die Türken haben bekanntlich den ganzen arabischen und persischen Sprachschatz in ihre Sprache aufgenommen, und es hat sich daraus die seltsame Erscheinung ergeben, daß ihre Sprache, wenigstens in der Literatur, lexikalisch beinahe untergegangen ist, und sich nur grammatikalisch erhalten hat (s. den Versuch über die tatarischen Sprachen Nr. 17 f.). Eine solche Büchersprache ist aber für die Masse des Volks, namentlich in den Provinzen, rein verloren.

ten sie Krieg gegen ihn; in Tunis sind seit langer Zeit keine Türken mehr, und die in Folge der algierischen Ereignisse herbeigeführte neuerliche Besetzung von Tripoli durch türkische Truppen hat nur dazu beigetragen, auch hier den Zwiespalt des türkischen Namens und der arabischen Nationalität hervorzuheben (s. Nr. 35). Die in dem letztgenannten Artikel angeführten Worte eines Türken, welcher den Engländern über ihr unerklärliches Betragen hinsichtlich Tripoli's Vorwürfe machte, enthalten eine große Wahrheit: „Entweder die Herrschaft der Türken, deren Beherrscher noch der Fürst der Gläubigen heißt und als der Nachfolger der Khalifen gilt, oder aber die Emporhebung der arabischen Nationalität und Macht."

Aus diesem Grunde sind alle Symptome, welche eine größere Lebendigkeit der arabischen Nation beurkunden, von großem Gewicht; das neuere siegreiche Vordringen der Wechabiten ist in dieser Beziehung um so bedeutender, als die Lehre Abdel Wahabs früher als gottlose Ketzerei bei den rechtgläubigen Moslims verschrien war, jetzt aber von den gelehrtesten Ulemas Aegyptens als rechtgläubig erklärt wurde (s. das neuere Aegypten: der religiöse Zustand Nr. 317 f.). Seine Lehre stößt den Islam nicht um, sie reformirt ihn nur, und streift sehr viel überflüssigen Wust ab. Diese einfachere Lehre Abdel Wahabs wird sich in ganz Arabien und Aegypten, und wahrscheinlich auch in dem von diesen beiden mehr oder minder abhängigen Syrien allmählich mehr Bahn machen, und selbst wieder einer edleren Bildung den Weg bereiten. Die ungeheure Erweiterung des Verkehrs mit Aegypten, dessen Besuch jetzt so leicht geworden ist, als vor fünfzig Jahren eine Reise nach Paris, hat bereits auch einen geistigen Verkehr ins Leben gerufen, von welchem man noch vor wenigen Jahren sich nichts hätte träumen lassen (s. den Artikel: Gelehrte Gesellschaften in Aegypten Nr. 313 und „Buchhandel in Cairo" Nr. 358) und zu literarischen Bestrebungen Anlaß gegeben, welche nicht minder unser Erstaunen anregen müssen, und zu den größten Hoffnungen berechtigen. Das in Europa so eifrig verfolgte Studium der arabischen Sprache und Literatur fängt an, seine Früchte zu tragen, und nur noch wenige Jahrzehnte werden vergehen, so wird die Kenntniß der arabischen Sprache für die Handelsleute des Mittelmeers fast unentbehrlich seyn. Wir haben in dem Artikel: Frankreichs Stellung im Mittelmeer (Nr. 337) einige Punkte berührt, welche für Südeuropa von hohem Interesse sind. Die Schranken, welche das südliche Europa von den arabischen Anwohnern des Mittelmeers, d. h. von ihren südlichen Nachbarn scheiden, fallen immer mehr, und im Mittelmeere wird sich wieder das rege Leben begründen, wie es zur Zeit der Römer und Griechen, und im Mittelalter zur Zeit der Kreuzzüge der Fall war. Die Entdeckung und Eroberung Amerika's hat vor 300 Jahren die Aufmerksamkeit Südeuropa's, namentlich Spaniens, fast ganz von den Südküsten des Mittelmeers abgelenkt, während zugleich die um sich greifende Macht der Türken die Kraft der italienischen Seestaaten brach; der Verlust und die Unabhängigkeit Amerika's wird die Aufmerksamkeit wieder auf Afrika lenken, und die gesunkene Macht der Türken das Eindringen des europäischen Einflusses nicht mehr verhindern. Spanien und Italien, deren politische Versunkenheit sprichwörtlich geworden ist, werden durch den steigenden Handel des Mittelmeers neues Leben erhalten, Frankreich aber hat den Ruhm, vor 40 Jahren durch seine Eroberung Aegyptens, und im J. 1830 durch die Einnahme von Algier und die Vernichtung der Piraterie die Bahn gebrochen zu haben, und wird auch zuerst die Früchte davon ernten. Seine Besitzungen in Afrika, jetzt noch kostspielig, werden sich durch Erweiterung seiner Schifffahrt und seines Handels belohnen. Das „Urtheil eines Engländers über die Colonisationsplane der Franzosen in Algier," (s. Nr. 143) enthält manches Wahre, kann aber auf der andern Seite die ungeheure Wichtigkeit dieser Besitzungen nicht umstoßen. Man hat der französischen Regierung Schuld gegeben, sie wolle das Aufgeben Algiers herbeiführen; wir wollen die müßige Frage nicht untersuchen, ob sie wirklich den Plan gehabt habe, und begnügen uns mit der Bemerkung, daß namentlich seit der Eroberung von Constantine die Aufgebung der Colonie zu einem reinen Unding geworden ist. Allerdings hat man sich beklagt über die ungeheuren Kosten dieser Besitzungen, aber diese Kosten und der schlechte Erfolg der meisten bisherigen Unternehmungen hatten für jeden Unbefangenen keinen andern Grund, als daß man kein entschiedenes System befolgte (s. den Artikel Constantine Nr. 234 ff.). Jetzt kann von keinem Aufgeben mehr die Rede seyn, und in der rauhen Schule dieser afrikanischen Kämpfe und Wirren werden sich wieder Männer bilden, wie Dupleix und Labourdonnaye, deren Thatkraft einst die englische Herrschaft in Indien mit dem Untergang bedrohte.

Wegen der reichen Aussichten, die sich hier eröffnen, theilen wir stets mit Vergnügen die von einem unsrer Landsleute eingesandte Correspondenz über Algier und dessen Zustände mit, von welcher wir auch in diesem Jahre, wie in den frühern, Mehreres aufzuzählen haben, wie die französisch-afrikanische Armee (Nr. 244 ff.), die Ruinen von Rusgonia (Nr. 267 ff.), Rassota, die Kolonie des Fürsten Mirski (Nr. 270 ff.), Reghaia, die Kolonie des Hrn. Mercier (Nr. 273), der Markt an der Hamiß (s. Nr. 290 ff.), der Fhos oder die Banlieue von Algier u. s. w. Nr. 353). Jetzt sind uns Skizzen aus der Provinz Constantine zugesagt, da der Einsender, welcher den ganzen Feldzug dahin mitmachte, wieder nach Bona zurückgekehrt ist, und dort Muße genug hat, die gesammelten Notizen auszuarbeiten. Hoffentlich wird auch in Bälde die französische Journalistik eine größere Ausbeute als bisher über das Land und seine Bewohner liefern, denn solche auswärtige Besitzungen erweitern den Blick, und brechen den engherzigen Nationalgeist, welcher allerdings in seiner Art Großes zu erzeugen im Stande ist, aber auch unempfänglich und unempfindlich für fremde Eigenthümlichkeit macht, ein Fehler, welchen man den Franzosen so oft und nicht ohne Grund vorgeworfen hat.

Welchen Contrast bietet in dieser Bezie ng Frankreich mit England und Rußland dar. Während ersteres seinen sinkenden Einfluß und Handel im Mittelmeer durch die Gegenwart einer mächtigen Flotte zu stützen sucht, und die jonischen Griechen in Knechtschaft hält, um sich ihrer nöthigenfalls gegen ihre eigenen Glaubensgenossen, die Russen, zu bedienen, schirmt es in West-

indien die Freiheit der Neger, um das trotzig aufstrebende Nordamerika im Schach zu halten, wirft den Franzosen in Afrika Hindernisse in den Weg, beabsichtigt Handelsposten am Niger aufwärts anzulegen, schickt Seeofficiere aus, um die Küsten von Amerika, wie die des rothen Meeres aufzunehmen, bahnt sich einen Weg durch Syrien nach dem Euphrat, und beschleunigt die Verbindung mit Indien auf eine bisher unerhörte Weise. Rußland setzt den hartnäckigen Kampf gegen die kaukasischen Bergstämme mit abwechselndem Glücke fort, verstärkt seine Gränzen in Asien, schleppt in seinen Kriegen nach ächt asiatischer Weise ganze Bevölkerungen mit sich fort, unterstützt die Perser in ihrem Zuge gegen Herat, um England in Indien zu bedrohen, erhält die benachbarte Türkei durch die Nähe seiner Flotten und Heere in steter Furcht, und wer kennt alle seine Verbindungen mit dem tiefern Asien, seinen Verkehr mit China und mit den Völkerschaften der großen Wüste im Osten und Norden des kaspischen Meeres, wo zahlreiche Horden die Herrschaft des russischen Kaisers anerkennen! Wir wollen an solche Bestrebungen keinen moralischen Maßstab anlegen, aber es ist etwas Großes darin, was den Geist anlockt, während man sich von dem jämmerlichen Coteriengetriebe in Paris mit Ekel abwendet. Wir wollen der französischen Regierung nicht absprechen, daß sie auch in solchen Beziehungen thätiger ist als man vielleicht weiß, aber die Nation nimmt nicht den Antheil daran, wie in England, es ist bloß eine Regierungs-, keine Nationalsache. Indeß ist nicht abzuläugnen, daß Frankreich in großem Fortschritte begriffen ist: nach dem Mittelmeere wenden sich die Blicke seiner Staatsmänner, dort kann es die verlorenen Colonien, den eingebüßten Welthandel wieder finden, und den schwächern romanischen Nationen voranleuchten auf der Bahn eines neuen Verkehrs mit dem in seiner Erniedrigung noch reichen Orient. Hier ist das Schlachtfeld, wo es sich ohne blutigen Kampf an dem stolzen England rächen kann; es darf nur die Vortheile ergreifen, die ihm die Natur und die Gunst des Geschicks geboten haben. Wir verweisen hier auf die Artikel: die Handelswege im nördlichen Afrika (s. Nr. 108 f.) und Frankreichs Stellung im Mittelmeere (s. Nr. 337). Die Aussichten, welche ihm hier geboten sind, kann ihm niemand entreißen, es kann sie nur selbst verscherzen. Dann wird Englands Regierung bald erkennen, daß es die Ehre, Malta und die Sieben-Inseln-Republik zu besitzen, mit einem Preis bezahlt, welchen sein sinkender Handel nicht vergütet, aber freilich England hat hier keine Wahl mehr; seine Verbindung mit Indien macht es ihm zum Gesetz, mit Nordasien im engsten Verkehr zu bleiben, und, wenn die böse Stunde eintritt, wo das morsche türkische Reich zusammenbricht, einige Stücke an sich zu reißen, welche dieser Verbindung Sicherheit geben können.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gebiet der Narenta.

Das Gebiet der Narenta, von dem Flusse, welcher es durchströmt, also benannt, umfaßt den südlichsten Winkel des dalmatischen Küstenlandes, in der Gestalt des ägyptischen Delta's, mit dem es auch hinsichtlich seiner physischen Beschaffenheit überhaupt vieles gemein hat. Nur der Maßstab ist bei diesem nur wenige Quadratmeilen umfassenden Ländchen ein kleinerer, Form und Erscheinungen aber dieselben. Wie dort, so wird auch hier die Fruchtbarkeit des Bodens wie das Wohl seiner Bewohner fast einzig durch das Austreten des Flusses bedingt, der, als der größte Dalmatiens bekannt, aus Bosna kommend, das nach ihm benannte Gebiet in zwei großen Armen umschließt und bewässert. Mit dem Eintritte der Regenzeit steigt die Narenta von Tag zu Tag höher, verläßt plötzlich ihre ohnehin flachen Ufer, und bedeckt dieses größtentheils ebene Ländchen so, daß fast sämmtliche auf demselben befindliche Wohnplätze und selbst das Fort Opus im Wasser stehen. Im Frühjahre verliert sich das Wasser und es erscheint allmählich wieder das Land, welches alsdann rasch bebaut und bestellt wird, und den Einwohnern für den erlittenen Schrecken und ihre Mühe mit einem überschwenglich reichen Naturssegen lohnt. Es ist staunenerregend, wie schnell und üppig hier jetzt alles wächst. Der Mais, welcher am häufigsten gebaut wird, erreicht eine solche Höhe, daß er einen zu Pferde sitzenden Mann überragt, und treibt Kolben von seltener Fülle. Nichts seltenes ist es, Weintrauben hier zu finden, welche über 8 Pfund wiegen und 2 Wiener Maaß Most geben. Die Feigen-, Granatäpfel-, Mandel-, wie die Oel- und Maulbeerbäume gedeihen hier in Menge und von einem Umfange, wie sonst nirgends in Dalmatien. Der Erdbeer- und Tamarindenbaum (Tamarix africana), nebst mehreren anderen Tropengewächsen sind sehr gemein. An dem stets sumpfigen Ufer wuchert in Menge eine Binsengattung (Sciopus Holoschenus und Juncus acutus), welche den Einwohnern alljährlich einen Ertrag von 8000 bis 10,000 fl. abwirft. Sie binden sie in Büschen und verkaufen diese an die Fischer, welche aus den fernsten Gegenden, selbst aus Apulien und Neapel kommen, um sie zu holen. Aus diesen Binsen werden dann die Körbe (eine Art Säcke) geflochten, in welchen man die Oliven auspreßt. Die Eibischpflanze wuchert ebenfalls in beispielloser Menge. Aus ihr verfertigen die Einwohner ein Gewebe, welches dem Hanf an Güte nicht nachsteht. Der Maulbeerbaum erlangt in wenigen Jahren eine erstaunliche Höhe, und die von seinen Blättern gezüchteten Seidenraupen geben eine Seide, welche der besten Italiens gleichkommt.

Wie nun der Boden reich an Vegetabilien aller Art ist, eben so ist auch die Narenta mit Fischen jedweder Art und in enormer Menge bevölkert. Störe, Lachse und Forellen sind sehr gemein, und ihr Fang sichert den Narentinern ein beträchtliches Capital, obschon er sehr lässig betrieben wird. Auch der Aalfang ist ein gewinnvoller Erwerbszweig. Die Aale werden theils lebend an fremde Fischer verkauft, welche sie dann in durchlöcherten Holzkästen an dem Schiff in einem Schleppseile nachziehen, theils werden sie wie die Sardellen eingesalzen, theils geräuchert, oder auch in der Luft getrocknet und gepreßt; denn das Mariniren verstehen die Narentaner nicht. Wenn der Aalfang kunstgemäß betrieben würde, wie z. B. an der Ausmündung des Po, bei Commachio, so ließe sich viel Geld damit gewinnen. Außer der Narenta enthalten auch die Sümpfe verschiedenartige Fische, wie auch Blutegel, womit zuweilen ganze Schiffe befrachtet werden. Ebenso zahlreich sind die Frösche, Kröten, Wasserschlangen und andere Reptilien. In den schilfverwachsenen Gegenden hauset eine zahllose Menge von allerlei Enten, Wildgänsen, Möven, Moosschneppen und Rohrhühnern. Im Winter finden sich viele Rohrdommeln, Krorfgänse, wilde Schwäne und Reiher ein. Den letztern stellen die Bauern vorzüglich nach, indem sie dieselben schießen, um ihnen die Federn auszurupfen, welche sie theuer verkaufen.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1837.

Die Couriere in der Türkei.

In einem Lande, wo europäische Civilisation unbekannt ist, inmitten von Ländern, wo die Straßen nur die Spuren eines wiederholten Karawanenzuges sind, darf man nicht erwarten, einen regelmäßigen Postdienst zu finden; indeß machten die Interessen der kaiserlichen Verwaltung und die der Privaten das Bedürfniß irgend einer Organisation für den Transport der Depeschen, der Briefe und der Baarsendungen fühlbar. Um diesem doppelten Bedürfniß Genüge zu leisten, schuf die Pforte ihre Tataren, und die Hauptstädte des Reiches haben ihre Boten und ihre Couriere. Es gibt in Konstantinopel ein vom Staat unterhaltenes, und insbesondere zur Beförderung der politischen und administrativen Depeschen in der ganzen Ausdehnung der Besitzungen des Großherrn bestimmtes Tatarencorps. Diese Cabinetscouriere schlagen gewöhnlich große mit Relais versehene Straßen ein, wo man Pferde findet, die Relais liegen aber meist ziemlich weit auseinander. Sie reisen Tag und Nacht, und ihre Schnelligkeit beträgt ungefähr zwei Lieues auf die Stunde.

Bei wichtigen Angelegenheiten, wo rasche Beförderung der Correspondenzen nothwendig ist, erhalten die Kaufleute von der Regierung Erlaubniß, sich dieser Tataren zu bedienen, mit denen sie sich dann über den Preis der Reise verständigen. Eben diese Männer werden öfters von den Europäern mitgenommen, um ihnen zur Beihülfe zu dienen, und den Fermans der Pforte in den Dörfern des Innern, wo diese Autorität fast immer von Nutzen ist, Achtung zu verschaffen. Ihre Anwesenheit allein schon ist ein augenscheinliches Zeugniß des kaiserlichen Schutzes, und sichert den Reisenden vor einer Menge Hindernisse und Widerwärtigkeiten. Erheischen die Umstände die Schnelligkeit der Tataren nicht, so bedient sich der Handelsstand seiner besondern Boten. In Aleppo, wie in vielen andern Städten, gehören diese Boten zu einem organisirten Corps, unter einem Chef, der den Namen Scheikh-es-sea führt, und für die Redlichkeit und Pünktlichkeit seiner Untergebenen verantwortlich ist. Die Einen machen bloß die Reisen in die Wüste, die andern nur in den bewohnten Ländern. Letztere genießen den Ruf vortreffliche Läufer zu seyn, und sie gehen auch selbst auf den schwierigsten Wegen stets zu Fuß. Hat man nicht Zeit die Abreise einer Karawane zu erwarten, um Briefe oder Geldsendungen abzuschicken, so wendet man sich an diese Leute. Man läßt den Chef rufen, erklärt ihm die Beschaffenheit des Auftrages, und kommt mit ihm gütlich über den Preis überein. Es kann auch in der That in einem Lande, wo die Sicherheit der Straßen sehr ungewiß ist und von sehr vielen Wechselfällen abhängt, keine zum voraus festgesetzten Tarife geben. Auch richten sich die Preise nach den Jahrszeiten und der zur Zurücklegung der Reise bewilligten Zeit. Je ungünstiger die Jahrszeit ist, und je größere Schnelligkeit man fordert, desto größer ist der Preis.

Der Scheikh-es-sea macht sich zur Erfüllung der gestellten Bedingungen verbindlich, und nimmt alle Verantwortlichkeit des Vertrags auf sich. Ist man über Alles einig, so wählt er selbst den Boten, der ihm der geeignetste scheint, sich mit Einsicht und Redlichkeit der vorgeschlagenen Sendung zu entledigen. Er empfängt aus den Händen des Kaufmanns die Briefe oder das Geld, die zu versenden sind, und übergibt sie dem Courier, dem er gleichzeitig seine Instructionen ertheilt, und ihn bis an die Stadtthore begleitet, um sich von seiner Abreise zu überzeugen. Ist das Land ruhig, so kann der Abgesandte eilen, und den gewöhnlichen Weg einschlagen; ist aber die Reise an einigen Orten mit Gefahr verbunden, so muß er, um dieser zu entgehen, allerlei Umwege machen. Diese Fußgänger besitzen eine vollständige Kenntniß der Oertlichkeiten, die sie gewöhnlich besuchen; alle Communicationen sind ihnen bekannt, sie kennen die Stelle aller Brunnen, aller Quellen, und haben sie große Eile, so kürzen sie die Entfernungen dadurch ab, daß sie die großen Krümmungen der Straßen vermeiden, über die Felder gehen und Berge senkrecht erklettern. Ihre Naturgabe, womit sie die Richtungen aufzufinden wissen, und ihre lange Ausdauer bei den Strapazen des Marsches sind in einem Lande, wo die Bewohner nicht zahlreich und die Wege abscheulich sind, wahrhaft überraschend. Sie sind im Stande, während einer Reise von 100 bis 150 Lieues täglich bis zu fünfzehn Stunden zu marschiren.

Jeden Abend finden diese armen Boten eine Zufluchtsstätte

in dem Dorfe, wo sie anhalten. Gastfreundliche Bewirthung fehlt ihnen nie; es gibt kein Haus, dessen Thüre ihnen nicht offen stände, und in dem sie nicht wohlwollenden Empfang fänden. Sie theilen das Mahl mit der Familie, zu welcher der Zufall sie führte; sie bringen die Nacht bei ihr zu, wie es ein Verwandter bei einem alten Freunde thun würde, und vor Sonnenaufgang nehmen sie wieder Abschied von ihren Wirthen.

Die Männer, welche dieses mühevolle Gewerbe treiben, sind fast alle sehr arm. Ich begegnete ihnen oft auf meinen Reisen und immer fiel mir ihr elendes Aussehen auf. Diese Armuth verkündigende Miene mit einem gewissen eigenthümlichen Gang war sogar für mich ein Anzeichen geworden, durch das ich sie unfehlbar erkennen konnte. Wahrscheinlich bewegt sie auch die Furcht vor Beraubung, sich in Lumpen zu kleiden.

Die Couriere, die den Dienst zwischen Aleppo und Bagdad versehen, sind weit seltener als diejenigen, von denen so eben die Rede, und zwar, weil man sich ihrer erstlich nur bei wichtigen Gelegenheiten bedient, und zweitens wegen der Schwierigkeit, Männer zu finden, die verständig, muthig und mit den Gewohnheiten der Wüste bekannt genug sind, um zu einer derartigen Sendung zu taugen. Man begreift leicht, daß es schwer ist, bei einem Einzelnen alle die Eigenschaften zu treffen, die unumgänglich sind, um die Hindernisse zu beseitigen und den Gefahren solcher Reisen die Stirn zu bieten.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Von Rußland haben wir in diesem Jahre vergleichungsweise wenig aufzuführen, zwei Gegenstände aber, der neue Tarif und die russische Sprache in den Ostseeprovinzen, welche scheinbar gar keinen Zusammenhang haben, und doch auf ein System hindeuten, nehmen vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Beide sind aus einer russischen Zeitung, nämlich aus der nordischen Biene, entlehnt, und sprechen somit gewiß keine den Absichten der russischen Regierung widerstrebende Ansicht aus; beide Maßregeln gehören zu dem großen in Rußland mehr und mehr herrschend werdenden System, Rußland nicht gerade von dem übrigen Europa zu isoliren, doch aber strenger zu trennen, und es selbstständiger und in sich gleichförmiger zu machen. Rußland bezog früher fast alle seine Manufacturwaaren aus dem Ausland, und bezahlte mit seinen Producten. Dadurch blieb es geldarm und in mancher Beziehung abhängig, ein Stand der Dinge, welcher den Tarif des Jahres 1822 herbeiführte, der darauf ausging, durch starke Zölle und Verbote die Einfuhr fremder Manufacturwaaren, wenigstens der allgemein nöthigen, möglichst zu verhindern und die Russen zu nöthigen, ihre Bedürfnisse selbst zu fabriciren. Die Maßregel mochte, für den Anfang namentlich, sehr hart seyn, nicht nur für das Ausland, worauf Rußland keine Rücksicht zu nehmen hat, sondern für Rußland selbst, aber die Folgen waren wohlthätig; bald gelangte man dahin, die Mehrzahl der allgemeinen und selbst zum Theil der Luxusbedürfnisse in Rußland selbst zu verfertigen, und es trat der Zeitpunkt ein, wo die Regierung sich veranlaßt sah, die meisten Verbote aufzuheben, und die Zölle fast ohne Unterschied zu ermäßigen, weil die Fortdauer der hohen Zölle nicht mehr zum Schutze der bestehenden Fabriken nöthig war, sondern nur die Faulheit begünstigen und Einzelne bereichern konnte: dieß ist der allgemeine Gedanke, von welchem, wie es scheint, die russische Regierung ausging; ob sie im Detail vielleicht irrte, geht uns hier nicht an, und kann auch im Ganzen nicht in Anschlag kommen; gewiß ist, daß der eingeschlagene Weg den Reichthum und die Hülfsmittel Rußlands ungemein vermehrte, und es dadurch vom Ausland minder abhängig machte.

Der Beförderung der russischen Sprache in den Ostseeprovinzen liegt ein entsprechender Zweck zum Grunde. Wie der Grundsatz der Handelsfreiheit an und für sich ganz richtig ist, aber zum Unsinn wird, wenn nicht eine gewisse Gegenseitigkeit unter den verschiedenen Staaten herrscht, so geht es auch mit der Civilisation Rußlands. Peter der Große öffnete dem Einfluß des Auslands Thor und Thüre, weil er die materiellen Fortschrite des übrigen Europa's zum Vortheil seines Reichs benützen wollte, und Rußland konnte dabei nur gewinnen; als aber im übrigen Europa die Fortschritte des materiellen Wohlstandes und die Entwicklung der Civilisation Ideen von bürgerlicher Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetz erzeugten, da fand sich Rußland veranlaßt, sich dem Einfluß der Ideen des westlichen Europa's zu verschließen, weil diese Ideen, wenn sie unvorbereitet eindrangen, nur die heftigsten Erschütterungen veranlassen mußten. Eine politische Revolution *kann* ohne sonderliches Blutvergießen vorübergehen, eine sociale ist *immer* blutig, weil in ihr die persönliche Stellung eines jeden im Staate betheiligt ist. Je schroffer die Standesunterschiede im gesellschaftlichen Leben noch vorherrschen, desto heftiger muß die Erschütterung werden, welche zu einer Verschmelzung dieser Standesunterschiede führen soll. Peter der Große, ein Mann von weitschauendem Geiste, beugte, freilich nicht in Vorahnung einer Revolution, sondern aus natürlichem Gerechtigkeitsgefühl und Vorsorge für sein Land, so viel an ihm war, einer socialen Revolution in Rußland vor, indem er die Vorrechte des Geburtsadels dem Dienstadel nachsetzte, und eine fast chinesisch gegliederte Hierarchie der Rangstufen einführte, welcher der Geburtsadel sich unterwerfen mußte, und die auch dem Niedriggebornen zu statten kam. Seit Peter dem Großen ist die Regierung der Nation weit vorangeschritten, und leitete sie, freilich dann auch nach ihren Zwecken, auf der Bahn der Civilisation. Ein System bürgerlicher Gleichheit ist in Rußland immer noch ein Unding, und die Regierung bietet Alles auf, um sich dasselbe vom Leibe zu halten. Daher seit einiger Zeit das System, Rußland immer mehr zu isoliren, und dem Einfluß des mehr und mehr zu bürgerlicher Gleichheit neigenden Westen zu verschließen. Hieraus folgt mit einer gewissen Nothwendigkeit das Bestreben, die verschiedenen Theile des Reichs mit einander zu assimiliren, und wie man in den ehemaligen polnischen Provinzen die verwandte russische Sprache einzuführen strebt, so sucht man in den Ostseeprovinzen wenigstens die gebildeten Classen zu veranlassen,

ſich der ruſſiſchen Sprache in derſelben Weiſe zu bedienen, wie die Bewohner des Elſaſſes und Lothringens das Franzöſiſche ſprechen. Solche Uniformirungsideen verletzen; über ihre Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit zu entſcheiden, iſt aber ſehr ſchwer; jedenfalls muß man bekennen, daß ſie in Rußland einer großartigen politiſchen Idee dienen.

Bedeutungsvoller und vielleicht gefährlicher als dieſe politiſch-ſprachliche Uniformirung iſt das Streben nach religiöſer, welches man gleichfalls der ruſſiſchen Regierung vorwirft. Gefährlich ſind ſolche Verſuche, weil man dabei auf ein demokratiſches Element ſtößt, welches in Rußland ſelbſt thätig iſt, denn kaum kann man den zahlreichen religiöſen Secten Rußlands (ſiehe Nr. 27) einen andern Grund unterlegen. Zwar die Secte der Raskolniken iſt alt, und wird nicht mehr mit der Strenge behandelt wie früher, aber die Zahl der Secten ſcheint ſich zu mehren, und ein religiös demokratiſches Element darin thätig zu ſeyn, welches bei der geringen Bildung der Maſſe des ruſſiſchen Volks eine große Vorſicht erfordert, um ſo mehr, als manche Landſtriche faſt nur von Sectirern bewohnt ſcheinen, namentlich in Sibirien. Bis jetzt freilich hat man wenigſtens im weſtlichen Europa noch nichts von gewaltſamen Unruhen dieſer Secten gehört, doch ſoll der Aufſtand des berüchtigten Pugatſchew unter der Regierung der Kaiſerin Katharina hauptſächlich von ihnen begünſtigt worden ſeyn. Uebrigens iſt die ruſſiſche Regierung wegen der religiöſen Toleranz, welche ſie ausübt, bekannt, und wird ſich gewiß hüten, durch thätiges Einſchreiten eine der Regierung feindſelige Stimmung unter den Secten zu erzeugen.

Gehen wir von Rußland nach dem eiferſüchtig deſſen Schritte bewachenden England hinüber, ſo finden wir einen ſehr ſcharfen Gegenſatz, denn während in Rußland die Uniformirungsluſt bis ins Uebermaß geht, herrſcht in England eine entſchiedene Abneigung dagegen, und die Regierung ſteht nicht wie in Rußland über, ſondern mitten in der Nation. Die politiſchen Kämpfe zwiſchen Whigs, Tories und Radicalen, ſelbſt die iriſchen Angelegenheiten berühren uns hier gar nicht. Die Lage der iriſchen Armen (ſ. Nr. 21) — und dieſe machen bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung aus — iſt der Angel, um welchen ſich Alles dreht; die politiſchen Streitigkeiten aber, wozu dieſe Lage Veranlaſſung gibt, kümmern uns nicht, ſie ſind Sache der Tagspolitik, und wir erlauben uns nur die Bemerkung, daß England alle Länder, zu denen es in ein gewiſſes Herrſchaftsverhältniß trat, arm gemacht hat. So Indien, ſo Irland. Wenn dann das Uebel eine Höhe erreicht hat, daß es Gefahr droht, dann macht man Mittel ausfindig, die Hülfsquellen des verarmten Landes beſſer zu benützen, aber dieſe Mittel machen gewöhnlich nur Einzelne reich und laſſen die Maſſe arm. Der ariſtokratiſche Geiſt, welcher in allen Inſtituten Englands herrſcht, und deſſen es ſich jetzt allmählich ſelbſt zu erwehren ſucht, macht ſich überall fühlbar. Es iſt aber keineswegs allein die Geburtsariſtokratie, welche in England eine ſo große Gewalt hat, die Geldariſtokratie hat ſie nicht minder, und zwar nicht bloß durch das natürliche Gewicht, welches der Reichthum allenthalben gibt, ſondern auch durch die Sanction der öffentlichen Meinung. Alle öffentlichen Inſtitute tragen dieß Gepräge, kaum aber eines in einem höhern Grade, als das Militär. Wer ſollte es glauben, daß im Militär, freilich nicht in denjenigen Corps, welche ſpecielle Kenntniſſe erfordern, ſondern in der Cavallerie und Infanterie, die Stellen immer noch käuflich ſind; wir haben aus einer Anzahl von Abhandlungen eines Major Mitchell im United Service Journal die Hauptzüge dieſes wunderlichen Syſtems zuſammengeſtellt, und einerſeits die geſchichtliche Entwicklung, andrerſeits die Folgen davon zu zeigen uns bemüht, und verweiſen hier darauf (ſ. Nr. 127 ff.). Die Anſicht, welche dem europäiſchen Heerweſen des Mittelalters zum Grunde lag, wonach der Ritter dem Lehnsherrn ſeine Hinterſaßen zuführte, herrſcht in England noch vor, nur iſt ſtatt des Ritters ein Geldſack nöthig geworden; die Kluft zwiſchen dem Officier und Soldaten iſt noch eben ſo groß, und wird nur ſelten überſchritten. Es dürfte nicht unintereſſant ſeyn zu bemerken, daß die Engländer in der neuern Zeit ihre Siege meiſt den Schotten und Iren verdanken. In England iſt, einzelne ſchlimme Zeiten abgerechnet, das Volk wohlhabend, findet den Sold der Soldaten erbärmlich und hat überhaupt Abneigung vor dem Militärſtande; der Schotte aber, namentlich der Hochſchotte, und der Ire ſind arm, und laſſen ſich in Maſſe anwerben. Man kann in runder Summe die Bevölkerung Großbritanniens (ſ. Nr. 52.) auf 21 Millionen anſchlagen, wovon 13 auf England, 3 auf Wales und Schottland und 8 auf Irland kommen; England hat alſo die größere Hälfte der Bevölkerung, liefert aber ſicherlich von den 90,000 Mann Landtruppen nicht den dritten Theil, vielleicht kaum den vierten, Officiere aber liefert das reichere England gewiß zwei Drittheile. Wer dienen will und Geld hat, kauft ſich um einige 100 Pf. eine Cornet- oder Fähndrichsſtelle, iſt dann Officier und tritt in Function, ſobald er — exerciren gelernt hat. Man führt zu Gunſten dieſes Syſtems namentlich an, daß es durchaus nöthig ſey, Leute von Vermögen im Dienſt zu haben, weil leicht mittelloſe Officiere den Staat in Gefahr bringen könnten. Wir wollten den Grund gelten laſſen, wenn er nur überhaupt ſtichhaltig wäre; aber fürs erſte hindert, auch wenn der Stellenkauf abgeſchafft iſt, Niemand die Söhne reicher Eltern in den Militärdienſt zu treten, und was können in ruhigen Zeiten einzelne Officiere gegen den Staat unternehmen; in unruhigen Zeiten aber mag auch der reichere Officier ſich verſucht fühlen, ſeinen Degen gegen die Geſetze zu erheben, ſo gut wie der unbemittelte. Die poſitiven Nachtheile des Syſtems fallen aber zu ſehr in die Augen, denn wie niederſchlagend muß es auf den Eifer der Unbemittelten wirken, wenn ſie ſehen, daß ein junger Laffe nur eines Geldſacks bedarf, um trotz aller ihrer Dienſtjahre ihnen vorgezogen zu werden. Man geht wohl nicht zu weit, wenn man behauptet, daß der ſchlechte Erfolg, welcher noch faſt jedesmal die engliſchen Waffen im Anfang eines Kriegs begleitete, hauptſächlich dieſem Syſteme zuzuſchreiben ſey. Der Geiz des Parlaments iſt am meiſten an dem Fortbeſtand dieſes Syſtems ſchuld, und man erwägt nicht, daß die mühſam erſparten Tauſende mit Strömen von Blut und mit Millionen Goldes bezahlt werden müſſen, welche eine einzige verlorene Unternehmung koſtet. Das Syſtem aber iſt für viele allzu bequem, um ihre

nachgebornen Söhne zu versorgen, als daß man erwarten könnte, dasselbe aufgegeben zu sehen; zudem hat England bei jedem Kriege Miethstruppen nöthig, bei denen es freilich nicht so übel angebracht ist.

Wir sind nun nach einer langen Abschweifung zurückgekehrt und haben von Europa nur Rußland und England näher berührt; Frankreichs innere Thätigkeit liefert uns wenig Stoff, und seine äußere ist, wenigstens für das, was uns interessirt, auf Algier beschränkt. Von Ungarn, Schweden, Italien haben wir einzelne Skizzen mitgetheilt, aber es fehlt denselben an allgemeinerer Wichtigkeit und Zusammenhang, und wir unterlassen es deßhalb, sie näher anzuführen. Anders verhält es sich mit der pyrenäischen Halbinsel, über welche wir Bemerkungen über Spanien (s. Nr. 1 f.), den Rest einer Reihe von Briefen über das Schicksal der englischen Legion und den Gang des Kriegs (s. Nr. 22 ff. 86 ff.), eine Reiseskizze von Madrid nach Pau (s. 79 ff.), zahlreiche „Lebensbilder" von einem Correspondenten aus Lissabon und manches Andere mittheilten; aber die Tagespolitik hat sich Spaniens so sehr bemächtigt, daß wir Anstand nehmen, noch etwas darüber zu sagen. Vorzügliches Interesse bieten gewiß die portugiesischen Lebensbilder dar, welche, von einem vieljährigen Beobachter mitgetheilt, den Zustand im Innern des Landes in seinem wahren Lichte erscheinen lassen. Der Handel mit den Colonien hat einige Städte unmäßig bereichert, das Innere des Landes aber in seinem alten Zustande gelassen, denn es war ein Monopolhandel, der dem Lande selbst geringe Früchte trug; jetzt ist in Portugal wie in Spanien durch den Verlust der Colonien der Reichthum der Städte größtentheils verloren gegangen, und das Innere des Landes hat nicht die Mittel die bisherigen Staatsausgaben zu tragen. So lange diese Lage sich nicht bessert, sind alle politischen Experimente umsonst.

(Schluß folgt.)

Die Insel Sumbawa.

Hr. Gabriel Lafond hat der geographischen Gesellschaft zu Paris folgendes über die Insel Sumbawa im indischen Meer berichtet: Diese Insel, obschon mit Waldung bedeckt, scheint dennoch vulcanischen Ursprungs zu seyn. Die bequemsten Stellen, um in der Meerenge von Allas, die gegen Osten von der Insel Sumbawa und gegen Westen von der Insel Lombok gebildet wird, Wasser und Lebensmittel einzunehmen, sind Ppow oder Labadschi. Wasser kann man leicht bekommen, doch ist keine Wohnung dort. Wenn man seinen Weg gegen Norden fortsetzt, kommt man zu der fast im Mittelpunkt der Insel gelegenen Stadt Bally und zu einem Fluß, in dem die Fahrzeuge einlaufen können. Zu Bally findet man Lebensmittel im Ueberfluß. Sangar, ein in geringer Entfernung von einem Hügel gelegenes Dorf, an der nördlichen Einfahrt der Meerenge, ist ein Ort, wo man Wasser und andere Erfrischungen bekommen kann. Lombok ist ein Dorf, zwei Meilen nördlich von Sangar gelegen, an einer Bai, die zwei oder drei Meilen im Umfang und eine sehr enge Mündung hat. Hier bekommt man Reis, getrocknetes Fischfleisch, Hornvieh, wilde Schweine, Enten, Cocosnüsse und andere Früchte, Zuckerrohr und Cocosöl. Die Landesmünze ist der spanische Piaster, die Rupie von Siam und Java, und die Sapeken oder Caufkas von China.

Das Gebiet der Narenta.

(Fortsetzung.)

Nach dieser flüchtig entworfenen Skizze möchte man nun glauben, daß die Narenta ein wahres Utopien sey, allein dieses ist keineswegs der Fall. Die Einwohner könnten allerdings wohlhabend seyn, wenn sie nur die Gaben weise zu benützen verständen, welche ihnen die Natur in so überschwenglicher Fülle bietet. Das thun sie indessen nicht; ja sie verderben und verschlechtern sogar noch den Boden durch ihre unüberwindliche Trägheit und ihren seltenen Stumpfsinn, der bei allem ihrem Treiben sich an den Tag legt. Man kann sich kaum armseligere Wohnungen denken, wie z. B. die Schwalbennestern ähnlich an die Felsen geklebten Hütten des Dorfes Krivarac, oder die Schilfhütten um Fort Opus. Der Uebel größtes dieser Gegend ist jedoch die ungesunde Luft, welche sich aus den mephitische Dünste aushauchenden Sümpfen entwickelt, die zu beiden Seiten gedachten Flusses sich lagern. Diese erzeugen verschiedenartige Krankheiten, namentlich aber bösartige Wechselfieber, sie machen die Leute träge und stumpfsinnig, und führen ein frühzeitiges Lebensende herbei. Man hat Beispiele, daß Personen, welche sich in den Sommermonaten, wo die Ausdünstung am stärksten ist, auch nur ein paar Tage daselbst aufhielten, das Fieber im heftigsten Grade mit nach Hause brachten. Von den Seefahrern wird diese Küste zur Sommerszeit wo möglich immer gemieden, daher auch das bei den benachbarten Dalmatiern übliche Sprüchwort Nerevta od Boga proclela (Narenta von Gott verflucht) entstanden seyn mag. Zu den weitern Ungemächlichkeiten gehören auch noch Myriaden von Stechfliegen (gewöhnlich Zanzare oder Papatacci genannt), welche Wolken gleich über den Sümpfen schweben und Menschen und Thieren gleich lästig sind. Jeder, er sey arm oder reich, spannt dahr zur Sommerszeit einen Schleier von Leinwand oder eine Schlußdecke über sein Bett. Wehe aber, wenn sich ein solcher Blutsauger unter dem Vorhang einzuschleichen weiß; denn der Schlaf ist dahin, da der Biß dieses Insectes schmerzhafte Beulen verursacht, denen gewöhnlich das Fieber bald nachfolgt. Eingezwängt in ein solches Bett, wird man hiebei, obgleich nur leicht bedeckt, auch noch gequält durch die vermehrte Hitze und das Gequacke von Millionen Fröschen und Kröten. Erst mit dem Eintritt des Oktobers verschwinden alle diese Plagen, und der Herbst spendet seine Gaben in Ueberfluß.

Die Narenta, gegenwärtig ein Bestandtheil des Kreises Spalatro, begreift auf einem 5,4 deutsche Quadratmeilen (10,4 Quadratmiglien) großen Flächenraum, wovon das Flußgebiet beinahe die Hälfte einnimmt, im Ganzen nur zwei Wohnplätze (Fort Opus und Metcovich) mit etwa 5000 Einwohnern, worunter kaum ein Sechstel nichtunirte Griechen, die übrigen sämmtlich Katholiken sind. Im tiefen Mittelalter, wo sich ihr Gebiet bis an die Cetina erstreckte, bildete die Narenta einen Raub- oder Freistaat, der so mächtig war, daß ihm die Venetianer bis zum Jahr 997 einen Tribut zahlten. Die Narentaner hatten damals fast alle östlichen dalmatischen Inseln, als: Brazza, Lesano, Curzola, Meleda und Capostra in ihrer Gewalt. In dem erwähnten Jahr aber wurden sie von den Venetianern daraus verjagt, und hörten auf, ihre Seeräuberei ins Große zu treiben. Endlich im Jahr 1699 fiel durch den Karlowitzer Frieden auch die Narenta den Venetianern zu, von welchen sie später mit dem übrigen Dalmatien an Oesterreich überging.

(Schluß folgt.)

München, in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geiſtigen und ſittlichen Lebens der Völker.

31 December 1837.

Rückblicke.

(Schluß.)

Die unruhige Thätigkeit, welche den Europäer ſeit dreihundert Jahren nach allen Welttheilen treibt, hat noch immer nicht nachgelaſſen; kaum hat eine politiſche Erſchütterung im alten Europa die Aufmerkſamkeit gewaltſam auf das eigene Land gelenkt, ſo macht ſich dieſer ungeſtüme Thätigkeitstrieb, ſobald nur einigermaßen die Ruhe hergeſtellt iſt, alsbald wieder Luft. Europa, ſo winzig klein viele ſeiner eigenen Bewohner auch ſind, gleicht darin einem himmelſtürmenden Titanen: es will Alles ergründen, Alles wagen, Alles in ſeinen Strudel ziehen. Eine erſte und gewiß keine ſchlechte Folge davon ſind die allenthalben ſich bildenden und blühenden Geſellſchaften für Geologie, für Geographie, für Alterthumskunde u. dgl. England zeichnet ſich darin vorzugsweiſe aus, und ſeine Verbindungen über die ganze Welt hin geben ihm auch die Mittel an die Hand, Nachrichten von allen Seiten her zu ſammeln.

Für unſern Zweck ſind namentlich die genannten Geſellſchaften bemerkenswerth, die geologiſche und die geographiſche. Aus den Verhandlungen der geologiſchen Geſellſchaft ſind die meiſten der in dieſem Jahre mitgetheilten geologiſchen Notizen entnommen. Der eigentlich wiſſenſchaftliche Theil der Geologie, ſo wie ihre Grundlagen, Mineralogie und Chemie, können uns begreiflicher Weiſe hier nicht berühren, wohl aber die allgemeinen Ergebniſſe, die Urtheile und Anſichten über die Bildung ganzer Erdſtriche, wie Darwins Mittheilungen über das Laplatagebiet und die Korallenformationen in der Südſee (ſ. Nr. 159. 193), worin er ſeine Vermuthung hinſichtlich eines untergegangenen und eines vielleicht neu ſich erhebenden Continents ausſpricht, eine Anſicht, welche vor ihm ſchon der in der Südſee durch manche Reiſen bekannte Meerenbeut ausſprach, ein Kaufmann und kein Geologe, aber ein Mann von vieler Beobachtungsgabe. Die Mittheilung Hrn. Caldcleughs über die Erhebung des Bodens in Chili (ſ. Nr. 57) dürfte doch endlich die viel beſprochene Frage außer Zweifel ſetzen. Wir ſind nicht geneigt, hier alle die verſchiedenen Mittheilungen dieſer Art der Reihe nach aufzuführen (ſie finden ſich in dem gewöhnlichen Jahresregiſter neben einander geſtellt), ſondern führen nur dieſe Beiſpiele an, um zu zeigen, wie dieſe Geſellſchaft nach dem Vorbild ihres Präſidenten, Hrn. Lyell, zu Werke geht, um ſo viel Detail wie möglich aus allen Theilen der Erde zu ſammeln, damit aus dieſem Material mit der Zeit eine möglichſt vollſtändige Kosmographie zuſammengeſtellt werden könne, d. h. eine Geſchichte der Erdoberfläche nach ihren jetzt aus dem Waſſer hervorragenden Theilen. Eine ſolche Kosmographie kann und muß alle Ergebniſſe von Chemie und Mineralogie benützen, ohne auf dieſe Wiſſenſchaften ſelbſt genauer einzugehen, und ſie muß, richtig aufgefaßt, die Grundlage für jede Geographie werden. Schon hat man in England angefangen, bei jeder Beſchreibung eines Landes auch über its geology etwas zu ſagen, was freilich bis jetzt meiſt noch gar wenig ſagen will; doch iſt es ein Beweis, daß man das Bedürfniß fühlt, der naturhiſtoriſchen, wie der geſchichtlichen Beſchreibung eines Landes eine ſichere Grundlage zu geben.

Nicht minder ausgezeichnet iſt die Londoner geographiſche Geſellſchaft, mit einem Veteran der geographiſchen Wiſſenſchaften, dem alten Sir John Barrow, als beſtändigem Secretär an der Spitze. Häufig theilen wir nach dem Athenäum oder der Literary Gazette kurze Inhaltsanzeigen der Memoiren mit, welche der Geſellſchaft vorgelegt werden, und oft finden wir uns dann ſpäter noch im Fall, ausführlichere Mittheilungen aus dem anfangs jedes Jahr, jetzt jedes Halbjahr erſcheinenden Journal of the geographical Society zu machen. Von dieſem Journal iſt jetzt der ſiebente Band vollendet, und dieſe ſieben Bände enthalten einen Schatz von geographiſchen Nachrichten, wie man ihn nicht leicht in einer andern Sammlung beiſammen findet. Zum erſtenmal ſeit den ſieben Jahren ihres Beſtands hat der Secretär der Geſellſchaft die Fortſchritte des geographiſchen Wiſſens und die Geſchichte der Leiſtungen der Geſellſchaft, freilich etwas trocken, zuſammengeſtellt. Außer einer bedeutenden Anzahl engliſcher Mitglieder hat die Geſellſchaft auch correſpondirende in faſt allen Theilen von Amerika, ſo wie in Spanien, Portugal, Rußland und Deutſchland. Einen beſondern Werth erhält das Journal der Geſellſchaft noch durch die faſt für jedes einzelne Memoire angehängten Karten, welche ausdrücklich für dieſe Memoiren entworfen und geſtochen ſind. Wie leicht zu

ersehen, machen wir aus diesem Journal bedeutende Auszüge, und haben in diesem Jahre die „Reise in Kleinasien und Armenien" (Nr. 60 ff.) „die Provinz Oman an der Südküste von Arabien" (Nr. 135), „über die alten indianischen Denkmäler in Mexico" (Nr. 266), „über die Ruinen von Nakab-el-Hadschar," (Nr. 203) und mehreres Andere daraus entnommen. Nicht so reiche Ausbeute, doch auch manches Interessante bietet die sich rüstig emporarbeitende geographische Gesellschaft von Paris, aus deren Journal die Reise der HH. Arbousset und Dumas in das Land der Lighoyas (s. Nr. 113 f.) und mehrere Kleinigkeiten, dann aber auch die Reise der HH. Tamisier und Combes nach Abyssinien vollständig entnommen ist. (S. Nr. 248 ff.). Frankreich ist nicht in der Lage, so leicht sich Mittheilungen aus allen Weltgegenden zu verschaffen; das Streben der Gesellschaft ist indeß mit rühmlichem Eifer darauf gerichtet, diesen in Frankreich noch so vernachlässigten Literaturzweig zu heben.

Nicht alle Völker nehmen an geographischen Arbeiten großen Antheil, alle aber, welche irgend auf Bildung Anspruch machen, zeigen die Neigung zu Alterthumsforschungen. Es hat einen eigenen Reiz die Werke von Völkern zu beobachten, welche längst untergegangen sind, aber nicht bloß diese müßige Neugierde ist es, was uns dazu treibt, sondern meist das Studium der Geschichte. Rosseeuw St. Hilaire bemerkt in seiner Beschreibung der Alhambra (s. Nr. 338 ff.) mit einiger Uebertreibung, aber doch im Ganzen nicht mit Unrecht, er habe die Geschichte des arabischen Spaniens nie so gut begriffen, als nachdem er die Alhambra gesehen. In einem Zeitalter, welches noch nicht über sich selbst reflectirt, und darum auch nicht nach Lust und Wohlgefallen in jederlei Art von Styl baut, sondern nach vorhandenen Mustern, Größe, Umfang und Art des Baues aber nach seinen Gewohnheiten, seiner Kraft und seinen Bestrebungen abmißt; bei solchen Völkern hat die Architektur eben so gewiß einen tiefern Sinn, als die Poesie oder jede sonstige Aeußerung des Volksgeistes. Wir betrachten staunend die cyklopischen Bauten (s. Nr. 286), welche wirklich wie von Riesenhänden auf einander gethürmt scheinen, und die Teocallis von Anahuac, wie die vollendetern Schöpfungen der Pyramiden erregen unsere Bewunderung. Wer hat diese Massen übereinander gethürmt, und zu welchem Zwecke? Dieß wissen wir noch heute von den ägyptischen Pyramiden kaum besser, als von den mexicanischen Teocallis, und täglich noch machen eifrige Forscher Entdeckungen über den innern Bau der Pyramiden und ihren Zusammenhang unter einander (s. Nr. 156. 197. 360). Die Russen suchen die Stelle des alten Sarai, jener Hauptstadt der goldenen Horde, von welcher die Unterjochung Rußlands ausging (s. Nr. 201), und die Ruinen des wahrscheinlich von den Tataren zerstörten Bulghar, einer ins graue Alterthum hinaufreichenden Stadt (s. Nr. 287), nehmen die Aufmerksamkeit von Russen und Fremden gleich sehr in Anspruch. Engländer besuchten die Ruinen von Nakab-el-Hadschar in Südarabien, und ein Franzose reist jetzt in eben jenen Gegenden (s. Nr. 319), um die alten Denkmäler der Himjariten zu untersuchen, welche eine andere, als die arabische Sprache geredet haben sollen. Ein wichtiger Fund wurde kürzlich gemacht, nämlich die Zeichnungen von Alterthümern in Nordafrika, welche Bruce entwarf, und deren Andenken fast verschollen war (s. Nr. 164); zur Erläuterung haben wir die auch kaum minder vergessene Reise desselben in jenen Gegenden nach einer Mittheilung des Athenäums eingerückt (s. Nr. 208). Hosiin theilte seine Reise nach den Oasen der libyschen Wüste mit (s. Nr. 211 f. 230 f. 241 f.), welche jetzt nur noch schwach bewohnt, beinahe nichts als Trümmer der Vergangenheit darbieten; ein anderer reist nach den Orkneys, um die Reste der nordgermanischen Alterthümer aufzusuchen (s. Nr. 50); Texier durchforscht Kleinasien (s. Nr. 171 ff.), Masson theilt Nachrichten über die Alterthümer von Bamian mit (s. Nr. 317 f.), und Sir G. Temple geht von neuem nach Tunis (s. Nr. 199), um abermals die Stelle des alten Carthago zu durchforschen. Alle diese Bestrebungen, so futil sie auch dem materiellen Sinn erscheinen mögen, und so viel Narrheit auch wirklich damit unterläuft, beurkunden doch eine edlere Denkungsart, wenn auch nicht der Einzelnen, doch der Zeit und des Volks, aus denen sie hervorgehen.

So weit der Europäer auf der bekannten Erde dringt, überall sucht er nicht bloß eine Kenntniß der Erzeugnisse des Bodens, sondern auch so viel möglich eine allgemeine Uebersicht über die Verhältnisse des Landes und die Geschichte der ehemaligen und jetzigen Bewohner. Ein solches Streben muß dem Ungebildeten allerdings seltsam erscheinen, und die Einen erklären den nach Alterthümern suchenden Europäer gerade zu für einen Narren, die Andern lassen es sich nicht ausreden, daß er Schätze suche. Allerdings gräbt und schaufelt er, bis er endlich sein Grab sich gräbt, aber nach Schätzen des Wissens, welche der Eine so unermüdlich verfolgt, als der Andere die Schätze, welche der Handel bietet. Im Ganzen ist es nur immer wieder der unermeßlich gesteigerte Thätigkeitstrieb, welcher ihn in Europa zu einer bisher unerhörten Beschleunigung der Verbindungen, in andern Welttheilen zur Erforschung aller Länder und Meere treibt. Um sich einen Begriff von den Folgen dieses Thätigkeitstriebs und der engen Beziehung zu machen, in welche die fernsten Länder getreten sind, mag die Thatsache genügen, daß die Maßregeln des amerikanischen Präsidenten hinsichtlich des Papiergelds nicht nur über ein Jahr lang in England, sondern selbst jetzt noch auf dem chinesischen Markt nachwirken. Noch vor 50 Jahren zog man bei politischen Combinationen die europäischen Länder und allenfalls noch Nordamerika in Erwägung, jetzt ist Persien in den Strudel der europäischen Politik, oder wenigstens in die Politik europäischer Mächte hinein verflochten; man ist gespannt darauf, ob die Nepalesen und Birmanen den Engländern in Indien den Krieg erklären, weil ein solcher Krieg die Compagnie in große Verlegenheit setzen muß, und sie hindert, ihre Kraft und Aufmerksamkeit gegen Westen zu richten. Wenn, wie kaum zu zweifeln, Nordamerika nach Verlauf weniger Jahrzehnte im Besitz von Obercalifornien ist, und Flotten ausrüstet im Hafen von Francisco, so kann das Schicksal des englischen Handels mit Indien und in der Südsee durch einen Federzug des Präsidenten in Washington gefährdet seyn, und tritt dann gleichfalls in den Kreis der politischen Berechnung. Doch wir wollen solche ferne Möglich-

keiten oder Wahrscheinlichkeiten ganz bei Seite laſſen, und uns an den einfachen Umſtand halten, daß die Zuckerbereitung aus Runkelrüben, welche Napoleon ins Leben rief, und welche damals belacht und bespöttelt wurde, bereits weſentlich auf die Emancipation der Neger einwirkt, denn der Anbau und die Bereitung des Zuckers iſt es vorzüglich, wozu man in Weſtindien, dem eigentlichen Stammſitz der Negerſklaverei, der Negerarbeit bedarf, denn dieß iſt eine ſchwere Arbeit, zu welcher der Neger faſt nur durch Zwang zu bringen iſt, während das Einſammeln der Kaffee- und Cacao-Ernte auch von den freien Negern leicht beſorgt wird.

Dieß mag genügen, um zu zeigen, wie Dinge, welche ſonſt nur im Laufe langer Jahre nach und nach ihre Wirkung auch auf entferntere Länder äußerten, jetzt bei dem unendlich beſchleunigten Verkehr binnen weniger als einem Menſchenalter einen ganzen Kreislauf von Wirkungen durchmachen. Welch ungeheurer Umſchwung der Dinge, welche unermeßliche Bewegung nur ſeit der Unabhängigkeit Nordamerika's, alſo kaum ſeit 60 Jahren. Dauert dieſe Bewegung und die Beſchleunigung aller Verbindungen nur noch 60 Jahre in demſelben Verhältniß fort, wie bisher, ſo werden dadurch die Nationen einander auf eine Weiſe näher gerückt, und das Leben des Menſchen durch die Maſſe deſſen, was er ſelbſt erlebt und vor ſeinen Augen vorgehen ſieht, auf eine Art vervielfältigt, daß kein menſchlicher Verſtand abſehen kann, welche Folgen eine ſolche Annäherung der Völker und Welttheile, nicht auf die Verhältniſſe der Staaten unter einander, — dieß iſt dann eine ſehr untergeordnete Rückſicht, — ſondern auf die Entwicklung des Menſchengeiſtes ſelbſt haben muß.

Die foſſilen Knochen auf der Inſel Perim. *)

Die Inſel Perim liegt im Golf von Cambaya, ganz nahe an der weſtlichen Küſte Indiens, und unter 21° 39' Breite. Sie iſt nur 2 Meilen lang und ¾ Meilen breit, und da zur Zeit der Fluth der höchſte Punkt nur 60 Fuß über das Waſſer emporragt, ſo ſind bei hohem Stande desſelben die Stellen, wo die Foſſilien gefunden wurden, vom Meere bedeckt. Die Formation, welche dieſe Knochen umſchließt, beſteht aus Sandſteinnieren, verhärtetem Marmor und etwas durch eine gelbliche Thonerde cementirtem Kieſel. Der größte Theil dieſer Foſſilien wurde durch das Meer ſelbſt zu Tage gefördert, doch kann man ſie nur mit eiſernen Werkzeugen losbrechen. Man findet auch allenthalben Stücke verſteinerten Holzes. Von der Bodenfläche an geht die Formation in folgender Ordnung: 1) Sand; 2) ein Conglomerat von Sandſtein, Thonerde und Kieſel; 3) weiße und gelbe Thonerde mit Sandſteinnieren; 4) das Conglomerat Nr. 2; 5) ein kalkartiger Sandſtein mit einigen Foſſilien; 6) das Conglomerat Nr. 2; 7) eine mehr oder minder compacte Thonerde, und 8) das Bette von Conglomerat, welches die meiſten der foſſilen Knochen erhält. Es iſt gewöhnlich horizontal, zuweilen aber auch gebrochen oder gewendet, und nie dicker als drei Schuh. Unter den erkennbaren foſſilen Trümmern befinden ſich Mammuthzähne, Fangzähne von Elephanten, ſehr gut erhaltene Maſtodontenzähne, ein wilder Schweinskopf, Bruchſtücke vom Paläotherium und Hippopotamus, Rhinocerushörner, der Kopf eines großen Sauriers (eidechſenartige Reptilien), Schildkröten und viele kleine Thiere nebſt einem Horn von einem Wiederkäuer, jedoch von keinem Büffel. Einige der Knochen ſind ſehr groß; ſo hält z. B. ein Bruchſtück eines Fangzahnes 10½ Zoll im Durchmeſſer und 34 Zoll im Umfang.

*) Aus dem Journal der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen.

Das Gebiet der Narenta.

(Schluß.)

Der Hauptort der Narenta heißt Fort Opus, ein gemeiner Flecken. Er liegt gleichſam im Mittelpunkt einer Inſel des ſich hier in zwei Arme theilenden Fluſſes. Der Ort zählt etwa 800 Einwohner in 105 Häuſern, worunter jedoch beinahe ein Drittel nur von Schilf, ſo daß man in der Ferne eher glauben möchte, eine Neger-Colonie, als ein europäiſches Dorf zu ſehen. Den Namen Fort Opus wollen einige von einer benachbarten, jetzt in Ruinen liegenden Bergfeſte, andere von einer Feldſchlange oder Batterie abgeleitet wiſſen, welche die Venetianer am Theilungspunkte des Fluſſes anlegten, um die Schifffahrt zu hindern, die aber jetzt in einen Erdhaufen verwandelt iſt. Die Entfernung des Fort Opus von der Hauptſtadt Zara beträgt zu Land 146 und zu Waſſer ungefähr 142 Miglien (die Miglie zu 1000 Wiener Klafter); von der Kreisſtadt Spalato, mit der er durch die Poſtſtraße in Verbindung ſteht, iſt er 70, zu Waſſer aber 65 Meilen entfernt.

Der nächſte größere Ort dieſes Ländchens iſt Metcovich, ſechs und eine halbe Miglie öſtlich von Fort Opus. Unweit von dieſem wird am rechten Ufer der Narenta der Bazar gehalten, wobei man eine Muſterkarte aller Nationen ſehen kann. Für den Menſchenbeobachter ſind daher dieſe Märkte intereſſanter als ein ganzes Knochencabinet voll Schädel. Am linken Ufer, oder auf der Seite von Metcovich ſtehen die Contumazhäuſer für die Reiſenden. Neben andern dalmatiſchen Naturproducten wird auf dieſem Bazar hauptſächlich viel Seeſalz an die Bosnier verkauft. Für den Handel mit Bosnien und Serbien wäre Metcovich unſtreitig der beſtgelegenſte Punkt, da die Seeſchiffe ſtromaufwärts bis hart an die Gränze gelangen, und Meſtar, mit ſeiner herrlichen, nur auf einem einzigen Marmorbogen von 80 Fuß Spannung ruhenden (unter Trajan erbauten) und beiderſeits mit großen Thürmen verſehenen Brücke, nur 6 Stunden weit davon entfernt iſt.

Weiterhin am Narenta liegt Potſchitzej und Gabela, welche jedoch ſchon zum türkiſchen Gebietsantheil von Bosna gehören. Nächſt Gabela ſieht man die Ruinen der gleichnamigen Veſte (Gabella), welche die Venetianer erbaut hatten, aber wieder verließen, weil die ungeſunde Luft zu viele Verheerungen unter der Beſatzung anrichtete. Zwei Miglien weſtlich von Metcovich liegt auf einer Anhöhe, an deren Fuße der Norin ſein ſchwarzes Gewäſſer träge fortwälzt, das armſelige Dorf Vido, deßhalb bemerkenswerth, weil dort die alte Stadt Narona (auch Naro und Narbona) ſtand, welche dem Vatinius, einem Feldherrn Cäſars, viel zu ſchaffen machte. Man ſieht noch allerlei Mauerwerk auf der Höhe, wo die Kirche ſteht, welche wahrſcheinlich von einer Veſte herrühren. Die eigentliche Stadt ſtand unten am Fuße des Berges. Der dortige Pfarrer, ein ſehr gefälliger und gaſtfreundlicher Mann, iſt im Beſitze zahlreicher Trümmer, Vaſen u. ſ. w., die er geſammelt hat.

Von Vido kann man den Norin heraufschiffen, und in 2 Stunden in Fort Opus seyn. Dieser Fluß hat unweit Vido seinen Ursprung, macht beim Ort einen großen Bogen, und vereinigt sich bei dem sogenannten Torre di Norin mit der Narenta. Was letztere betrifft, so ist sie das größte unter Dalmatiens fließenden Gewässern, und entspringt am Südabhange der Bergkette Sualtava, welche Bosnien von der Herzegovina scheidet. Er tritt bei oben gedachten Flecken in das österreichische Gebiet, theilt sich beim Fort Opus in zwei große Arme und ergießt sich, nachdem er in großen Krümmungen eine Strecke von 16 Miglien bewässert hat, durch neun Mündungen in das Meer. Auf dieser ganzen Strecke ist er mit Seeschiffen von 100 bis 150 Tonnen auf- und abwärts befahrbar, da er eine Breite von 40 bis 60 Klafter und eine Tiefe von 15 bis 20 Fuß hat. Dabei ist sein Gefälle auf dieser Längenerstreckung so gering, daß die Seeschiffe auf- und abwärts mit ausgespannten Segeln fahren, und selbst der Salzgehalt des Wassers, wie auch Ebbe und Fluth bis Metcovich wahrgenommen werden können. Außer der Brücke bei Mostar (diesen Namen trägt die Stadt von jener Brücke, und wird deßhalb auch Altbruk genannt) wird die Communication bloß durch zwei Fähren erhalten, wovon die eine beim Fort Opus, die andere als Hauptüberfuhr bei Torre di Norin sich befindet. Dieser Thurm steht im Winkelpunkte des Zusammenflusses der Narenta mit dem Norin, ist drei Stockwerke hoch, sehr fest gebaut und vertheidigt den Uebergang beider Flüsse, durch welche hier die Alt- mit Neu-Dalmatien verbindende Landstraße unterbrochen wird. Jenseits des Narentaflusses ist diese Straße durch die öfteren Ueberschwemmungen ganz vernichtet, und ihre Befahrung mit großen Beschwerden verbunden.

Zur Beschiffung der Narenta und des Norin bedienen sich die Einwohner zweierlei Arten von Kähnen. Die eine Art, Laja und Zoppolo genannt, ist aus dünnen Brettern gezimmert und am Hintertheil eben so spitz zulaufend als am Kiel; auch der Boden ist sehr tief gewölbt, so daß sie sich gleichsam keilförmig ins Wasser einsenken und es bei ihrer Bewegung vor- oder rückwärts auch keilförmig durchschneiden. Diese Fahrzeuge werden mittelst schaufelförmigen Rudern regiert, und zwar mit einer Schnelligkeit und Kühnheit, welche von den venetianischen Gondeliers kaum übertroffen werden dürfte. Die zweite Art sind wie die Canoes der Eskimo's, nur aus ausgehöhlten Baumstämmen gemacht, oder aus dünnen Brettern zusammengenagelt, und so klein, daß nur zwei Menschen darin sitzen können, auch so leicht im Gewichte, daß sie von einem Manne bequem auf den Schultern fortgetragen werden können. Man nennt diese Art Fahrzeuge Truppini. Sie dienen hauptsächlich zur Jagd auf das Sumpfgeflügel, weil man mittelst derselben das Schilf leicht durchschiffen kann. In der Landessprache wird die Narenta Nerenta, bei Strabo und Skylax Naro, in den ptolemäischen Tafeln Nardo, und bei Porphyrogenitus sehr unrichtig Orontius genannt.

Literarische Notiz.

In der Sitzung der Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen am 22 November zu London kamen folgende Gegenstände vor: Die genealogische Geschichte der Tataren, übersetzt vom Obrist Miles, wurde von der Committee sogleich zurückgelegt und ausgesprochen, daß ihre Herausgabe auf Kosten der Gesellschaft nicht erfolgen könne. Ein Abdruck der Uebersetzung des geographischen Werks Edrisi's, herausgegeben von Hrn. Jaubert auf Kosten der geographischen Gesellschaft zu Paris, wurde vorgelegt. Die Vollendung des „Kumara Sambhava," eines alten, dem Kalidasa zugeschriebenen Sanskrit-Gedichts, von Dr. Stenzler übersetzt, wurde angekündigt. Es wird vor der nächsten Versammlung der Committee wahrscheinlich schon zur Veröffentlichung fertig seyn. Der „Sankya Karika," übersetzt von dem verstorbenen Colebrooke, und herausgegeben vom Professor H. H. Wilson, ward als zur Ausgabe bereit angekündigt. Professor Wilson erwähnte auch, daß das Manuscript seiner Uebertragung des Wischnu Purana sich in den Händen des Setzers befinde. Vollkommene Abdrücke von Quatremère's erstem Theile der Uebersetzung von Makrizi's Geschichte der Mamelucken-Sultane Aegyptens wurde vorgelegt. Ein Schreiben von Hrn. Gayangos wurde gelesen, durch das der Gesellschaft eine Uebersetzung von einer arabischen Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien angeboten wurde. Ein Inhaltsverzeichniß und ein Bruchstück der Uebersetzung wurden der Committee als Probe vorgelegt, und beide schienen so vielversprechend, daß sogleich eine Untercommittee zur nähern Prüfung der Sache niedergesetzt wurde, die der nächsten Sitzung Bericht erstatten sollte. Die Uebersetzung eines malayischen Gesetzbuches ward ebenfalls vorgelegt, schien aber der Committee mehr der asiatischen, als der Gesellschaft für orientalische Uebersetzungen zuzugehören, und es ward daher beschlossen, sie der ersteren zuzuweisen.

Vermischte Nachrichten.

Binnen Kurzem sollen in Madrid alle den dortigen Kirchen und Klöstern gehörigen Kleinodien veräußert werden. Schon ist auch der Schatz der berühmten Kathedrale von Toledo, der reichsten Kirche auf der Halbinsel, nach Madrid gebracht worden. Man findet Meisterstücke der Gold- und Silberarbeiter von Toledo aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, und die besten Arbeiten der italienischen und spanischen Meister aus den schönsten Zeiten der neuern Sculptur darunter, wie z. B. von Benvenuto Cellini, Berruguete, Alonzo Cano und Michel Angelo. Die spanische Regierung, der alles daran liegt, so schnell als möglich Geld zu bekommen, will alle diese Meisterwerke nach dem Gewichte verkaufen lassen.

•

Eusèbe de Salles, mit einer wissenschaftlichen Mission in Aegypten, Arabien, Persien und Indien beauftragt, ist unlängst von Marseille abgereist. Außer den philologischen Studien soll dieser Gelehrte sich mit dem Zug der Epidemien in Afrika und Asien bekannt machen, und die commercielle Bewegung Indiens gegen den Occident, auf den neuen Straßen durch das rothe Meer und auf dem Euphrat, studiren.

•

Das amerikanische Journal Columbus berichtet, daß bei Gelegenheit der geologischen Arbeiten in der Grafschaft Jackson, im Staat Ohio, die Knochen eines Thieres von ungewöhnlicher Größe gefunden worden seyen. Einer der Zangzähne war 10 Fuß 9 Zoll lang und hielt 25 Zoll im Umfang, er wog 180 Pfund; einer der Malmzähne wog 90 Pfund 8 Loth, und die übrigen Knochen hatten eine dem Thiere entsprechende Größe.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 115 u. 116** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Aus Lord Byron's Don Juan. Dritter Gesang. — Frau von Krüdener. (Schluß.) Lieder von Beranger.**

In den Buchhandel kommt dieses dem Ausland beigegebene Literaturblatt, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes vierteljährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilagen: Monatsumschlag und Register des Jahrs.)

№ 2.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bei uns ist kürzlich erschienen:

Der Kanton Solothurn,

historisch, geographisch, statistisch geschildert.

Beschreibung

aller in demselben befindlichen Berge, Seen, Flüsse, Heilquellen, Flecken, merkwürdigen Dörfer, so wie der Schlösser, Burgen und Klöster; nebst Anweisung denselben auf die genußvollste und nüzlichste Weise zu bereisen.

Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende,

von

U. P. Strohmeyer,

Lehrer in Olten.

Treu dem Plane folgend, wodurch wir in einigen Jahren den Freunden schweizerischer Staatskunde ein umfassendes und in das genaueste Detail eingehendes Bild der Schweiz verschaffen werden, hat Hr. Strohmeyer seine Heimath in kräftigen Zügen geschildert. Ein edler Schweizersinn spricht sich in den historischen und politischen Abschnitten aus, und lebendig werden uns des Volkes Leben und Treiben, so wie die Schönheiten des Landes erzählt; wir sind überzeugt, daß der talentvolle Verfasser die Ansprüche, die man an seine Arbeit zu machen berechtigt ist, in allen Theilen seiner Schrift vollkommen rechtfertigt.

Es ist im Subscriptionspreis (gebunden in Etui mit Karte von Bruder, im Wörlischen Systeme) zu 5 Franken in allen schweizerischen Buchhandlungen vorräthig zu finden, und durch alle deutschen Buchhandlungen auf Bestellung zu erhalten.

Von dieser Statistik sind bis jezt ferner erschienen:

Der Kanton Zürich von Gerold Meyer, von Knonau. — Uri, von Dr. Lusser. — Schwyz, von Gerold Meyer, von Knonau. — Unterwalden, von A. Businger. — Freiburg, von F. Kuenlin. — Appenzell, von Dr. Med. Gabr. Rüsch. — Tessin, von St. Franscini.

Nächstes Frühjahr erscheinen: Der Kanton Graubündten, von P. v. Tscharner und Prof. Röder. — Thurgau, von J. A. Pupikofer, Pfarrer. An der weitern Fortsezung wird ununterbrochen gearbeitet.

St. Gallen, 10 December 1836. **Huber & Comp.**

Interessante Neuigkeit.

Bei **Goedsche in Leipzig und Meißen** ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und Oestreichs zu haben:

Das erste Bändchen:

Memoires de Lucien Bonaparte,

PRINCE DE CANINO.

Memoiren des Prinzen von Canino,

Lucian Bonaparte.

Mit dessen Portrait. Nach der Originalausgabe übersezt von L. v. Alvensleben.

☞ *Ich erkläre durch dieses eigenhändig geschriebene Zeugniß, daß diese Memoiren die einzigen sind, welche ich geschrieben habe, und läugne alle die ab, welche bisher mit meinem Namen, oder ohne Namen eines Verfassers erschienen sind. Zu Beglaubigung dessen*

L. Prince de Canino.

Diese Memoiren werden 10—12 Bändchen, jedes von 160—192 Seiten bilden, und im Laufe dieses Jahres erscheinen. Jedes Bändchen der franz. Ausgabe kostet 9 gr., der deutschen Ausgabe 10 gr.

Wenige Werke bieten ein größeres Interesse, als das, welches wir hier bieten. Der Feder eines der ausgezeichnetesten Männer unsers Jahrhunderts entflossen, interessirt es im höchsten Grade alle Politiker und Gebildete und ist allen Denen unentbehrlich, welche sich mit Geschichte, Diplomatie und Gesezgebung beschäftigen.

Die Ausstattung beider Ausgaben ist sehr elegant, Druk correct.

Der äußerst geringe Preis, den wir dafür sezen, macht Jedermann die Anschaffung leicht.

The

BRITISH MUSEUM.

A choice selection of the most celebrated english authors both ancient and modern. The editors: O. L. B. Wolff and C. Schütz.

Preis vierteljährlich in allen Buchhandlungen und preuß. Postämtern 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Das erste Quartal dieser Zeitschrift (No. 1—13) ist jezt fertig, und enthält Werke folgender Autoren: Byron, Lady Blessington, Th. Campbell, Lady Morgan, E. L. Bulwer, aus dem *Forget me not* für 1837, dem *Diary of a physician* u. a. m. Bedenkt man, wie kostspielig und deshalb schwer zugänglich die Werke der englischen Literatur sind, so muß sich dies Unternehmen für jeden Freund der englischen Sprache als ein sehr nüzliches und willkommenes herausstellen, um so mehr, da es ihm auch die Schwierigkeit der Auswahl erspart, und seine Zeit nur für eine ausgewählte und interessante Lektüre in Anspruch nimmt. Die allgemeine deutsche Einleitung, welche durch die Nummern 1—12 läuft, gibt eine kurze, aber vollständige Geschichte der englischen Literatur, und die Einleitungen zu den einzelnen Autoren (im ersten Quartal zu Byron, Lady Blessington, Lady Morgan, E. L. Bulwer, Th. Campbell, Ch. Lamb) erleichtern dem Leser das Verständniß und den Genuß dieser Schriftsteller. Um den geringen Preis von 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr. jährlich verschafft sich der Leser nach und nach eine wahrhaft klassische Bibliothek der englischen Literatur, deren Gehalt immer derselbe bleibt, während andere Zeitschriften mit der Neuheit auch ihren Werth verlieren.

Im Verlage der Unterzeichneten erscheint:

Dr. M. J. Weber's Handbuch der Zergliederungskunde und Zergliederungskunst des menschlichen Körpers.

Zunächst für die Besizer des anatomischen Atlasses.

Dieses Werk erscheint in 6 bis 7 Lieferungen 10 Bogen, gros Median-Octav-Format. Subscr.-Preis 20 gGr. oder 25 Sgr.

Der Name des so rühmlichst bekannten Herrn Verfassers bürgt hinlänglich für die Gediegenheit des Werks, weßhalb wir jede Anpreisung als überflüssig betrachten; doch glauben wir die resp. Herren Besizer des anatomischen Atlasses aufmerksam machen zu müssen, daß dieses Handbuch mit dem Atlasse nur ein completes Ganzes bildet, und daß überhaupt dies Werk allen Herren Aerzten, Chirurgen und Studirenden eine höchst wichtige und angenehme Erscheinung seyn dürfte, da bei dem so raschen Fortschritte in der Anatomie hier alle neuen Beobachtungen und Entdekungen, die sich in den bisherigen Handbüchern über Anatomie nicht finden konnten, berüksichtigt werden, und außerdem die Zergliede-

rungskunst oder der praktische Unterricht mit der Zergliederungskunde verbunden wird, welcher in allen Handbüchern der Anatomie gleichfalls fehl

Bestellungen werden in allen guten Buchhandlungen angenommen, woselbst auch ausführliche Prospecte zu bekommen sind.

Bonn, im Januar 1837.

König & van Borcharen.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.

8. Velinpapier. broschirt. 3 fl.

Kerners Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Wenig es leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers, und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, den die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In diesem Einen Bande finden sich mit den Poesien auch die prosaischen Dichtungen (überhaupt die sämtlichen Dichtungen) Kerners abgedruckt, von deren einer, den Reiseschatten, schon bei ihrem ersten Erscheinen einer unserer ausgezeichnetsten vaterländischen Dichter sagte:

„So wie im Traum eine Person Gestalt, Stimme und Name oft wechselt, und über die ganze Traumwelt ein wunderbarer Schleier geworfen ist, der uns Alles glaublich macht, so gestalten sich auch die Wesen in dieser Dichtung jeden Augenblik anders, und doch vergessen wir, wie im Traum, alle Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche. Aus der Phantasie ging diese Dichtung hervor, und als ein bunter Traum derselben will sie betrachtet werden. Gerade das Phantastische ist ihr Eigenthum. Das reiche Gemüth des Verfassers könnte an Tieck, die poetische Tiefe des Einzelnen, besonders der weiblichen Gestalten, an Novalis, der Witz an Jean Paul mahnen; der Geist der Phantasie aber verwandelt alles dis wieder, und wirft einen wunderbaren eigenthümlichen Schein auf das Ganze dieser Dichtung, welche man am ehesten mit Wunderträumen spanischer Poesie vergleichen möchte." Auch Jean Paul rühmt in seiner Vorschule der Aesthetik „den trefflichen Witz, Komus und Darstellungsvermögen" dieser Dichtungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Vorräthig in München in der literarisch-artistischen Anstalt.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München sind nachstehende Kunstgegenstände erschienen:

Das Narrenhaus von Kaulbach, gest. von Merz, mit Text von Goerres, auf chines. Papier	10 fl. 48 kr.
auf weiß Papier	9 fl.
Der zwölfjährige Jesus im Tempel nach Overbek, lith.	3 fl.
Die Erwekung von Jairis Töchterlein nach Overbek, lith.	3 fl.
Ave gratia plena nach Overbek, lith.	2 fl. 24 kr.
Israeliten sammeln Manna nach Overbek, lith.	48 kr.
Der Tod Josephs nach Overbek, lith.	24 kr.

Geographie für die Gebildeten jeden Standes.

Die **Hoffmann'sche Buchhandlung** in **Stuttgart** versendet so eben ein Werk, dessen Tendenz und Ausführung jeden Gebildeten lebhaft interessiren und vielen Wißbegierigen Belehrung und Nutzen bringen wird; es ist die

Allgemeine

Länder- und Völkerkunde;

nebst einem Abriß der

physikalischen Erdbeschreibung.

Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände

von

Prof. Dr. Heinrich Berghaus.

6 Bände von 40 — 50 Bogen auf Velinpapier, ganz gr. 8.

Mit sechs Stahlstichen.

In Lieferungen zu 10 Bogen à 36 kr. — 9 gr.

Erschienen ist davon des ersten Bandes erste Lieferung: 10 Bogen nebst Haupttitel und Stahlstich. Preis 36 kr. — 9 gr.

Dieses Hand- und Hausbuch der Geographie wird seinen Zwek, allgemein nüzlich zu werden, erreichen, da es — vollständig, mit den neuesten Entdekungen bereichert, in klarer, jedem Gebildeten verständlichen Sprache geschrieben — zum erstenmal ein getreues lebendiges Gemälde des ganzen Weltalls bietet; wir können daher dis gediegene Werk, welches von Neuem deutschen Fleiß und deutsche Gelehrsamkeit beurkundet, jedem Freunde und Förderer der Wissenschaft, den Männern vom Fache, Lehrern und Eltern, wir können es Jedem, der Belehrung sucht und belehrende Unterhaltung liebt, mit vollster Ueberzeugung empfehlen. Die Ausstattung und der äußerst geringe Preis verdienen unbedingtes Lob!

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Kritiken

des Werkes von Friedrich von Raumer:

England im Jahre 1835,

aus der Morning Chronicle, den Times, dem Dublin Review, Foreign quarterly Review und Edinburgh Review. Gr. 8. Geh. 8 gr.

Die von Seiten einer gewissen Partei so geflissentlich erstrebte Verbreitung eines in ihrem Sinne geschriebenen Aufsatzes über Raumers Werk in dem Quarterly Review durch eine deutsche Uebersezung, gab mir Veranlassung, in einer kleinen Broschüre die in den bedeutendsten englischen Journalen laut gewordenen Stimmen zusammenzustellen, auch einiges in deutschen Blättern darüber Gesagte hinzuzufügen.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle soliden Buchhandlungen versandt worden:

Neue

Untersuchung der National-Oekonomie

und der

natürlichen Volkswirthschafts-Ordnung

von

Johann Schön,

Doktor der Phil. und der Rechte, und Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Breslau.

Preis 3 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Einleitung. Bedeutung und Entwiklung der National-Oekonomie. — I. Begrif der Volkswirthschaft. — II. Ursprung der Volkswirthschaftslehre. — III. Die Systeme der Volkswirthschaftslehre.

Erster Theil.

Umriß der bürgerlichen Wirthschaft.

Begrif der wirthschaftlichen Güter und ihrer Erzeugung. Die Güterquellen und ihre Bedingungen. Die Unternehmungen der Produktion oder die Gewerbe. Der Ertrag und seine Beziehungen zu den einzelnen und zur Gesammtheit. Die Grundlagen der ursprünglichen Güterwertheilung. Natur und Gesetze des Preises, insbesondere des Produktenpreises. Die Bildung der Renten nach den Gesetzen des Preises. Verhältniß der Renten und Produktenpreise und seine Folgen. Das Geld und sein Einfluß auf die Preise und Renten. Das Verhältniß der

Renten zur Nationalwohlfahrt. Die Hingabe körperlicher Güter gegen unkörperliche. Leibliche Verwendung der ökonomischen Güter. Die Kapitalisation. Verhältniß der Verzehrung zur Nationalwohlfahrt.

Zweiter Theil.

Umriß der Pflege der bürgerlichen Wirthschaft.

Die Aufgabe der Wirthschaftspflege. Beruf der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Mittel der Regierung zur Wirthschaftspflege. Die Systeme der Wirthschaftspflege. Sorge für die Güterquellen und ihre Bedingungen. Pflege des Gewerbsbetriebes. — Pflege des Absazes und des auswärtigen Handels. Pflege des Geldwesens. Pflege der Kreditanstalten. Pflege der ursprünglichen Renten. Pflege der wirthschaftlichen Bilanz. Pflege der Lebensnothwendigkeiten. — Pflege des edlern Lebensgenusses.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karl August Böttiger,

königl. sächs. Hofrath, Oberinspektor der königl. Alterthumsmuseen zu Dresden u. s. w.

Eine biographische Skizze

von dessen Sohne

Dr. K. W. Böttiger.

(Aus den „Zeitgenossen" besonders abgedrukt.)

Mit Böttigers Bildnisse. Gr. 8. 1837. Geh. 16 gr.

Der Sohn, dem wir diese Skizze verdanken, hat in einer alle Anerkennung verdienenden verständigen Weise die Pflicht des Biographen mit der Gesinnung des Sohnes in Verbindung zu bringen gewußt.

Karte von Spanien

und

Portugal.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karte von dem Iberischen Halb-Insellande

oder den Königreichen

SPANIEN UND PORTUGAL,

entworfen und bearbeitet

von

Dr. H. Berghaus,

in Kupfer gestochen

von

Brose.

Maßstab $\frac{1}{500.000}$ *Preis* 4 *fl.* 30 *kr.*

Die vorstehende Karte, deren Verfasser beide rühmlichst bekannt sind und in ihrem Fache eines so ausgezeichneten Rufes genießen, dürfte in den jezigen für beide Länder so hochwichtigen Zeiten durchaus keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

München, im Januar 1837.

Literarisch-Artistische Anstalt.

In der Unterzeichneten wird demnächst erscheinen und an alle Buchhandlungen versandt werden:

Ueber die

Herabsezung der Zinsen

der

öffentlichen Schulden,

mit Rükſicht auf die Zeitverhältnisse ꝛc.

Von

Fr. Rebenius.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Correspondenzblatt

des

königl. würtemberg. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band X. Jahrgang 1836.

Zweiter Band. Erstes Heft.

gr. 8. Preis des Jahrgangs in 6 Heften 5 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsäze und Abhandlungen. 1) Ueber die Glasur des Töpfergeschirrs. 2) Vorschläge zur Beförderung der Viehzucht. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protokollen der Centralstelle. a) Feldziegeleien. b) Ueber die empfohlenen Kühlröhren bei der Branntweinbrennerei. c) Glaubersalz. d) Gepreßte Nudeln. e) Verhandlungen des Ellwanger landwirthschaftlichen Bezirksvereins. f) Bemühungen für Obstbaumzucht. g) Preisverzeichniß der landwirthschaftlichen Werkzeuge und Modelle, welche in der Ackergeräthe- und Maschinenfabrik des königl. würtemberg. land- und forstwirthschaftlichen Instituts zu Hohenheim gefertigt werden. Für das Jahr 1836. h) Vertheilung der königlichen Preise für Beförderung der Reinlichkeit in den Straßen und Gassen und wiederholte Aussezung ähnlicher Preise. i) Vollständiges Verzeichniß derjenigen Ortsvorsteher, welche sich in Absicht auf Förderung der Reinlichkeit in ihren Ortschaften und Anlegung zwekmäßiger Jauchenbehälter mehr oder weniger ausgezeichnet haben. k) Zeugniß über ein Surrogat des Krapps bei der Indigofärberei. l) Beiträge zur Modellsammlung. m) Beiträge zu den Sammlungen. n) Beiträge zu den naturhistorischen Sammlungen. o) Beiträge zur Bibliothek. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Nachtrag zur Aufzählung der Vögel Würtembergs. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Versuche über Heufenertract. 2) Ueber die aus Knochen des Rindviehs bereitete d'Arcet'sche Knochenbrühe als Nahrungsmittel. 3) Zusammensezung der Bullen. 4) Ueber Malzsyrup. 5) Bieruntersuchung. 6) Ueber Erwärmung des Wassers durch erhizte Luft. 7) Ueber die Reinigung der Holzsäure, so wie die Fabrikation des holzsauren Kalkes. 8) Ueber den Torf und dessen Bildung. — V. Literatur. 1) Die Lungenseuche des Rindviehs, ihr Wesen und die Beweise zu ihrer gänzlichen Verbannung aus unsern Gauen. 2) Der Boden und die atmosphärische Luft in allseitigen, materiellen, gasförmigen und dynamischen Einwirkungen auf Ernährung und Gedeihen der Pflanzen, mit Bezug auf Land- und Forstwirthschaft. 3) Die Lehre von den mineralischen Dungmitteln, mit besonderer Rüksicht auf Hrn. Dr. Sprengels neuere Analysen der Pflanzen und Bodenarten, so wie nach eigenen Erfahrungen besonders für rationelle Landwirthe bearbeitet. 4) Mittheilungen der Gesellschaft für Verbesserung des Weins in Würtemberg, über Weinbau und Weinbereitung. 5) Gewerbskalender für 1834 und 1835. — VI. Meteorologische Chronik.

Stuttgart und Tübingen, Decbr. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Briefwechsel

zwischen

Schiller und Goethe

in 6 Bänden kl. 8.

Je mehr sich dieses Werk, seiner inneren Bedeutsamkeit nach, an die sämmtlichen Goethe'- und Schiller'schen Werke anschließt, um so häufiger dürfte der Wunsch entstehen, dasselbe der Sammlung lezterer anzuschließen. Unsererseits die möglichst zu erleichtern, haben wir früher schon die Preise aller 6 Bände

Velinpapier von 23 fl. 36 kr. auf 11 fl. 48 kr. oder 7 Rthlr.
Druckpapier von 19 fl. auf 9 fl. 30 kr. oder 5 Rthlr. 16 gr.
herabgesetzt, für welche fortwährend noch Exemplare durch sämtliche Sortimentsbuchhandlungen bezogen werden können.

Stuttgart und Tübingen, im Dec. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die
Resultate
der
Sittengeschichte.
III.
Demokratie.

Zweite Auflage.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Die zweite Auflage dieser historischen Uebersicht der Weltgesinnungen in politischer Hinsicht nähert sich ihrem Ende. Die Nation wird die Resultate nach der Vollendung zu ihren größeren Werken rechnen. — Zwanzig Jahre haben aber großen Stoff zur Erweiterung und Umgestaltung gegeben. Bekanntlich huldigt der Verfasser keinem der drei politischen Elemente ausschließlich, sondern, nachdem er ihren Ursprung, Beschaffenheit, Fortgang, Erhaltung, die Gefahren, welche sie bedrohen und denen sie unterliegen, geschildert hat, — nur ihrer Verknüpfung und ihrer Harmonie.

Gleich die ersten Worte dieser Demokratie lauten: „In den Zeiten der größten Aufregung, die augenscheinlich nur Demokratisches zum Grund- und Zündstoff hat, soll und will ich davon sprechen. Urtheil fällen, geschichtliche Resultate liefern. In der Aristokratie geboren, ihr keineswegs abhold, — werde ich hier die große Aufgabe der Unparteilichkeit üben?"

Der Verfasser erkennt durchaus die großen wissenschaftlichen Verdienste der Deutschen dieses Jahrhunderts in der Bearbeitung und Erläuterung der griechischen Geschichten an. Sie liefern ihm eben die Resultate oder die Anwendung.

Sein Weg führte ihn sehr natürlich zur französischen Revolution und ihren Geschichtschreibern. Er beklagt bitter, daß der Terrorism noch jetzt dort so beredsame und angesehene Vertheidiger findet, und bestreitet durchaus die Ansicht oder den Vorwand, als ob deutsche Einmischung und Angriff diese verwerfene, gräßliche Art der Kraft-Aeußerung nothwendig gemacht hätte. Zu dem Zwek vergleicht er selbstgefällig mit der ganz anders großartigen Bewegung im Vaterland in den unvergeßlichen Jahren des Befreiungskriegs.

Eben die Entwiklung und Beurtheilung dieser demokratischen Erscheinungen oder Bestandtheile — der Bewegung — gedeihner Gesellschaften, der Presse, der Jury — führen ihn zum Schluß. — Amerika behandelt er nicht als Demokratie, sondern als dem parlamentarischen System angehörend; was eben und wesentlich Gegenstand des vierten Theils seyn wird.

Der Verfasser glaubt, daß nichts mehr als eine solche ruhige, ächte Entfaltung geeignet ist, die Leidenschaften zu dämpfen, Irrthümer und vorgefaßte Meinungen zu berichtigen und, insofern Literatur und Presse es vermögen, große Uebel von der Erde abzuwenden.

Stuttgart und Tübingen, im Jan. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Reise nach Italien
im Frühjahr 1835
von Dr. Wolfgang Menzel.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Johann Gottfried von Herder's
sämmtliche Werke
60 Bändchen,

herabgesezter Preis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Die einzelnen Abtheilungen erlassen wir zu folgenden verhältnißmäßigen Preisen:

I. Abtheilung. Zur Religion und Theologie in 18 Bändchen. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 6 gr.

Inhalt: Vom Geist der ebräischen Poesie. Salomons Lieder. Aelteste Urkunden des Menschengeschlechts. Christliche Reden. Erläuterungen zum Neuen Testament. Johannes Offenbarung. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. Zum Studium der Theologie. Christliche Schriften.

II. Abtheilung. Zur Literatur und Kunst in 20 Bändchen. 8 fl. oder 4 Rthlr. 18 gr.

Inhalt: Fragmente zur deutschen Literatur. Gedichte. Der Cid. Legenden. Stimmen der Völker. Blumenlese. Zur griechischen Literatur. Terpsichore. Kritische Wälder. Ursachen des gesunkenen Geschmacks. Abhandlungen und Briefe über Literatur und Kunst. Früchte aus den sogenannten goldenen Zeiten. Antiquarische Aufsätze. Nachlese.

III. Abtheilung. Zur Philosophie und Geschichte in 22 Bändchen. 8 fl. 48 kr. oder 5 Rthlr. 6 gr.

Inhalt: Die Vorwelt. Ursprung der Sprachen. Tithon und Aurora. Auch eine Philosophie. Geschichte der Menschheit. Ideen zur Geschichte der Menschheit. Postscenen zur Geschichte der Menschheit. Seele und Gott. Sophron. Adrastea. Briefe zur Beförderung der Humanität. Nachlese historischer Schriften. Verstand und Erfahrung. Kalligone. Herders Leben.

Einzeln gedruckt sind ferner noch zu haben:

Der Cid.
Nach spanischen Romanzen.

Neue Auflage in 16. **Preis 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 6 gr.**

Herder's Gedichte.

Herausgegeben von
Joh. Georg Müller.

8. Velinpapier. **Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.**

Herder's
christliche Reden und Homilien.

Herausgegeben von
Joh. Georg Müller.

3 Thle. 16. **Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.**

Herder's Sophron.
Gesammelte Schulreden.

Herausgegeben von
Joh. Georg Müller.

16. **Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr.**

Maria Carolina von Herder
Erinnerungen aus dem Leben
Joh. Gottfried's von Herder,

Herausgegeben durch
Joh. Georg Müller.

3 Thle. 16. **Preis 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.**

Da wir uns mit dem Detail-Verkauf nicht befassen, so bitten wir Bestellungen bei der zunächst gelegenen Sortimentshandlung zu machen, die sämtlich von uns in den Stand gesetzt sind, obige Schriften zu den beigesetzten Preisen zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, im November 1836.

J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

№ 3.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

LES DEUX MONDES.

Par

M. GUSTAVE D'EICHTHAL,

Ex-Membre du Bureau d'économie publique d'Athènes.

Servant d'introduction à l'ouvrage de M. *Urquhart:*

La Turquie et ses ressources.

Publié avec l'autorisation de l'auteur.

gr. 8. geh. 1 Thlr. 8 gr.

Eine höchst interessante Schrift für Alle, welche die Verhältnisse des Orients mit einiger Theilnahme beobachten.

Leipzig, im Januar 1837. **F. A. Brockhaus.**

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Lehrbuch der Mechanik.

Von

J. P. Brewer,

Professor der Mathematik und Physik in Düsseldorf.

gr. 8. 3 Bände. Mit 19 Steindrucktafeln. Düsseldorf, bei Schaub. Preis 6 Rthlr.

1ster Band. Statik fester Körper. 1 Rthlr. 12 gGr.

2ter Band. Lehre von der Bewegung fester Körper. 1 Rthlr. 16 gGr.

3ter Band. Hydrostatik, Aërostatik und Hydraulik. 2 Rthlr. 22 gGr.

Dieses Werk unterscheidet sich von den gewöhnlichen Lehrbüchern über diese Wissenschaften durch eine ihm zur Empfehlung gereichende Vollständigkeit, Deutlichkeit, selbstständiges Urtheil und Streben nach gründlicher Einsicht.

Der 3te Band enthält eine sehr wohlgeordnete, lehrreiche und verständliche Beschreibung der Dampfmaschinen.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist neu erschienen:

Leipzig und seine Umgebungen,

geschildert von

Dr. C. C. Gretschel.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit 2 Planen, 35 Ansichten und vielen Tabellen elegant gebunden. Preis 2 Rthlr.

Wenn es zwar die nächste Bestimmung dieses Werkes ist, Fremden als Führer zu dienen, so ist es doch auch als historisches und statistisches Werk von Bedeutung. Leipzig nimmt durch die ihm beigegebenen verschiedenartigen Beziehungen mehr Interesse in Anspruch, als manche sie an Bevölkerung übertreffende Städte. Der Verfasser hat mit unermüdlichem Fleiße, die ihm offenstehenden Archive benutzt, und die großen historischen Momente, welche Leipzig zunächst berührten, mit Treue und in anziehender Schreibart geschildert.

Preisherabsetzung.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anforderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen

Bibliographischen Lexikons

von

Friedrich Adolf Ebert.

Zwei Bände in gr. 4. 1821—1827.

welche bisher auf Druckpapier 20 Thlr., auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 gr. kosteten,

in der Ausgabe auf Druckpapier auf **10 Thlr.**

in der auf Schreibpapier auf **13 Thlr. 8 gr.**

zu ermäßigen, für welchen Betrag dasselbe durch alle Buchhandlungen zu beziehen ist.

Zur Empfehlung dieses allgemein so vortheilhaft bekannten klassischen Werkes mich ausführlicher auszusprechen, halte ich für überflüssig.

Leipzig, im Januar 1837. ***F. A. Brockhaus.***

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Des

Kaisers Schatten.

Von

A. J. Büssel.

Preis 1 fl. 48 kr.

Die vorliegende Dichtung bildet eine Rundfahrt, die der große Kaiser als Schatten macht. Dem Leser werden alle Bilder seiner Kreuzzüge und Großthaten in dichterischer Form vor die Seele geführt. Die Gemälde, die sich in ununterbrochener Folge aneinander reihen, umfassen alle Schlachten, alle Umwälzungen und Katastrophen. Kein entscheidender Moment dieser thatenreichen, ganz Europa in seinen Grundfesten erschütternden Leben ist übergangen. Nicht blos der Feldherr, der Eroberer und Sieger, oder der allgewaltige Kaiser ist der Gegenstand der Dichtung, sondern der ganze innere Mensch, der hochbegabt, durch eigene Kraft und durch das Glück emporgehoben, alle Verhältnisse des eigenen Lebens so wie ganzer Völker im Reflex der Selbstbetrachtung anschaut; der alle Empfindungen und Gefühle theilt, und sich als Organ der moralischen Weltordnung in seinem Thatenspiegel erkennt!

Literarisch-artistische Anstalt

in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Atellanen.

Eine kleine Sammlung

Dramatischer Dichtungen,

herausgegeben

von

JOVIALIS.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

I. Einleitung. II. Wolkenzug. Comödie. III. Die Gegenkaiser. Ein historisches Schauspiel mit unterlegten Musikstücken. IV. Der Student von Coimbra. Eine Posse im schwäbischen Dialekt. V. Die Aebarner. Auszug einer Uebersezung des Aristophanischen Lustspiels in den schwäbischen Dialekt.

Gegenwärtige Sammlung von Gedichten, die aus keinem Bedürfniß des Tages, sondern aus dem jugendlichen Streben einer poetischen Weltanschauung hervorgingen, die sich bald in antiken, bald in modernen Kunstformen begeisterte, soll den gebildeten Leser, zwischen vielen Schlacken, wenigstens da und dort einen Funken poetischen Feuers, wie wir hoffen, nicht übersehen lassen, so wenig es sonst in unsern Tagen an der Ordnung ist, daß ein über seine Arbeiten hinausgeschrittener Autor seine heimlich gebornen Kinder vor das Auge der Welt stellt. Was die Versuche in schwäbischer Mundart betrifft, so sprechen sie des Verfassers Gesinnung aus: sich nicht, wie manches ungerathene Kind, der angebornen Muttersprache zu schämen, vielmehr sie selbst, so weit sie dessen empfänglich, einiger Kultur anheim zu stellen; den Stoff anlangend, möchten sie zeigen, daß unsere Volkssprache, auch neben dem anerkannt klassischen Idyll eines Hebel, noch weiterer Tonarten in der That fähig ist, was unser Sebastian Sailer selig freilich längst und besser beweisen konnte. — Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bericht über die im Laufe des Jahres 1836

von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart

und ihrer

Literarisch-artistischen Anstalt zu München

ausgegebenen Verlagswerke, neuen Auflagen und Fortsezungen.

1) **Aktenstüke,** die landständischen Anklagen wider den kurfürstlich hessischen Staatsminister Hans Daniel Ludwig Friedrich Hassenpflug betreffend. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte und zum neuen deutschen Staatsrechte. Die Vertheidigungsschriften von dem Angeklagten selbst und vom Professor Mohl in Tübingen. 5 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

2) **Ausland,** das, ein Tagblatt für Kunde des geistigen, sittlichen und politischen Lebens der Völker. 1836. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

3) **Autenrieth, J. G. H.,** Ansichten über Natur- und Seelenleben, nach dessen Tode von Dr. Hermann Autenrieth herausgegeben. gr. 8. 1 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

4) **Baine,** geschichtliche Darstellung der Baumwollenfabrikation. Aus dem Engl. übersezt von Ch. Bernoulli. Mit 12 engl. Stahlstichen. kartonirt. 5 fl. od. 3 Rthlr.

5) **Barrow, John,** junior, ein Besuch auf der Insel Island. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr.

6) **Beer, A. T.,** Erzählungen. 2 Bändchen. 8. brosch. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

7) **Bemerkungen** über den Entwurf eines Strafgesezbuches für das Königreich Würtemberg, nebst einem Versuch über den Zwek und Maßstab der Strafe und über die Strafarten. gr. 8. brosch. 24 kr. od. 6 gr.

8) **Bernoulli,** Vademecum des Mechanikers. 2 Theile. Dritte vermehrte Auflage. 12. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr.

9) **Betrachtungen** über das Gebet des Herrn. 8. 45 kr. od. 12 gr.

10) **Bibliothek** für Militairs überhaupt und für Unteroffiziere insbesondere. 5te, 6te, und 8te Lieferung. 12. 36 kr. od. 9 gr.

11) **Blätter** zur Kunde der Literatur des Auslandes. qr. 1. Jahrg. 1836. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

12) **Bruce's, Alexander,** Reisen in Indien und nach Bukhara. 2r Band. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

13) **Comptoirs-Handbuch,** theoretisch praktisches, nach Mac Culloch und den neuesten, zuverlässigsten Quellen in alphabetischer Ordnung von L. R. Schmidt. Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projektion. 1ste bis 4te Lieferung. qr. imp. 8. In Umschlag geh. 3 fl. 48 kr. od. 2 Rthlr.

14) **Correspondenzblatt** des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins. Neue Folge. 1836. 2 Bände in 6 Heften. qr. 8. brosch. 3 fl. od. 2 Rthlr.

15) **Eisengrein, C. A.,** die Familie der Schmetterlingsblüthigen oder Hülsengewächse, mit besonderer Hinsicht auf Pflanzen-Physiologie und nach den Grundsäzen der physiologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet. Ein Beitrag zur comparativen Botanik. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

16) **Fallmerayer, J. P.,** Geschichte der Halbinsel Morea während des Mittelalters. 2r Band. gr. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

17) **Feuchtersleben, Freiherr E. v.,** Gedichte. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

18) **Freyberg, Freiherr M. v.,** Sammlung historischer Schriften und Urkunden, gröstentheils aus Handschriften. V. Band. 16 Heft. qr. 8. 1 fl. 24 kr. od. 20 gr.

19) **Friederich, Dr. C.,** das Christenleben. Ausgewählte religiöse Betrachtungen in 4 Bändchen. 16 Bändchen. Ueber die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

20) **Fries,** Dictionnaire synonymique complet de la langue française. gr. 8. broch. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

21) **Gagern, Freiherr v.,** Resultate der Sittengeschichte. 3r Theil. Demokratie. Neue Auflage. 8. brosch. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr. 8 gr.

22) **Gallerie zu Schillers Werken** in Stahlstichen auf chinesischem und Velinpapier 1ste Lieferung. qr. 4. Auf chines. Papier 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr. Velinpapier 3 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

23) **Goethe's** Werke in 11 Bänden mit Stahlstichen. gr. imp. 8. 1ste Liefrg. Subscr.-Preis 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

24) — Wilhelm Meisters Lehrjahre. Zwei Theile. Neue Auflage. 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

25) **Handbuch für Kaufleute,** oder Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Handels und Manufakturwesens, der Schifffahrt und der Bankgeschäfte, mit steter Beziehung auf National-Oekonomie und Finanzen. Supplementband. Zweite Lieferung. qr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 18 gr.

26) **Hartig, Dr. G. L.** und **Dr. Th.** forstliches und forstnaturwissenschaftliches Konversationslexikon. Ein Handbuch für Jeden, der sich für das Forstwesen und die dazu gehörigen Naturwissenschaften interessirt. Zweite revidirte Auflage. qr. 8. brosch. 8 fl. 45 kr. od. 5 Rthlr.

27) **Herder's, J. G. v.,** Gedichte. Neue Auflage. 8. 4 fl. od. 2 Rthlr. 12 gr.

28) **Herz, M. J.,** die Religionslehre Jesu Christi, in Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien im Laufe des christlichen Kirchenjahrs, nach geschichtlicher Verbindung mit Anwendungen dargestellt. qr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

29) **Jahrbuch für 1837.** Herausgegeben von H. C. Schumacher, mit Beiträgen von Bessel, Gauß, Hansen, A. v. Humboldt, Olbers u. A. Mit einer Lithographie. 8. kart. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

30) **Jahrbücher,** würtembergische. Herausgegeben von Memminger. 1835. 18 Heft. 8. 1 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr.

31) **Journal,** polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnüziger Kenntnisse im Gebiete der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und der Landwirthschaft ꝛc. Herausgegeben von Dr. Dingler, Vater und Sohn, und Dr. Schultes. 1836. 24 Hefte. qr. 8. brosch. 16 fl. od. 9 Rthlr. 8 gr.

32) **Jovialis,** Atellanen, eine kleine Sammlung dramatischer Dichtungen. 12. broch. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

33) **Kerner, Dr. Justinus,** Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt. 8. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

34) **Kerner, Dr. Justinus,** Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseyns eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner sich im Alterthum bekannten Heilung durch magisch-magnetisches Einwirken, in einem Sendschreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart. 8. 56 kr. od. 9 gr.

35) **Kleinschrod, C. Th.,** Großbritanniens Gesezgebung über Gewerbe, Handel und innere Kommunikationsmittel, statistisch und staatswirthschaftlich erläutert. Mit mehreren Tabellen. qr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

36) **Koppe,** mexicanische Zustände in den Jahren 1830 bis 1832. 1r Band. qr. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

37) **Kunstblatt.** 1836. Herausgegeben von Dr. Schorn. 1. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

38) **Landauer, M. H.,** Jehovah und Elohim oder die altebräische Gotteslehre, als Grundlage der Geschichte der Symbolik und der Gesezgebung der Bücher Moses. qr. 8. 1 fl. od. 16 gr.

39) **Lenau, Nicol.,** Faust. Ein epischdramatisches Gedicht. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

40) **Literaturblatt.** 1836. Herausgegeben von Dr. W. Menzel. qr. 4. 6 fl. od. 3 Rthlr. 8 gr.

41) **Memminger, J. D. G.,** Beschreibung des Königreichs Würtemberg, mit Kpfrn. und Karten. 116 Heft. Oberamt Ulm. qr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

42) — — 128 Heft. Oberamt Regensburg. qr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 16 gr.

43) **Mohnike, Dr. G.,** altschwedische Balladen. Märchen und Schwänke, nebst einigen dänischen Volksliedern. Ins Deutsche übersezt. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

44) **Morgenblatt für gebildete Stände.** 30r Jahrgang. 1836. 4. 20 fl. od. 11 Rthlr. 8 gr.

45) **Motive zum Entwurf eines Strafgesezbuches** für das Königreich Würtemberg. Zweite Abtheilung. qr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 20 gr.

46) **Müller, J. v.,** sämmtliche historische Werke in 40 Bändchen. Taschenausgabe. 8te und lezte Lieferung.
Velinpapier 1 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr. 16 gr.
Druckpapier 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.

47) **Nationalkalender** für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1837. Für Katholiken, Protestanten, Griechen und Russen, zum Unterricht und Vergnügen für Geistliche und Weltliche, Lehrer, Beamte, Bürger und Landleute. Begründet von Ch. C. André, fortgesezt von Johann Heinrich Meyer. 15r Jahrgang. qr. 8. brosch. 18 kr. od. 12 gr.

48) **Nothomb,** Essai politique et historique sur la révolution Belge. In deutscher Uebersezung. 8. 3 fl. od. 2 Rthlr. 20 gr.

49) **Oesterlen, Dr. Friedrich,** historisch-kritische Darstellung des Streits über die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

50) **Paris** im Jahr 1836. Mit einem Plane der Stadt. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

51) **Pflanz.** Ueber das religiöse und kirch-

liche Leben in Frankreich. gr. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

52) **Plieninger, Dr. Th.,** Kurzer Bericht über die Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln, nebst allgemeinen Bemerkungen über Eisenbahn-Anlagen überhaupt und einer geordneten Zusammenstellung der bisherigen Literatur über Eisenbahnen, Dampfwagen und Dampfmaschinen. Mit 4 Steintafeln. gr. 8. In Umschlag geh. 24 kr. od. 6 gr.

53) **Prechtl, J. J. v.,** technologische Encyclopädie, oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 7r Bd. Von Glasblasen bis Hutmacherkunst. Mit 24 Kupfertaf. gr. 8. 6 fl. od. 3 Rthlr. 12 gr.

54) **Pringle, Thomas,** südafrikanische Skizzen. 2 fl. 15 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

55) **Rapp, M.,** die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt. Erster Band. enthält: Versuch einer Physiologie der Sprache, nebst historischer Entwicklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsätzen gr. 8. 3 fl. od. 2 Rthlr.

56) **Reisen** und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik. Mit Kupfern und Karten. 7te bis 10te Lieferung. gr. 8. broch. 9 fl. 12 kr. od. 6 Rthlr.

57) **Retzsch, M.,** Umrisse zu Goethe's Faust. 2r Theil in 11 Platten. qu. Fol. 1 fl. 24 kr. od. 1 Rthlr.
Beide Theile zusammen 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.

58) **Reumont, Dr. Alfred,** geographisch-statistische Nachrichten von den russischen Häfen am schwarzen Meere. gr. 8. broch. 1 fl. od. 16 gr.

59) **Rhetores graeci** ex codicibus Florentinis, Mediolanensibus, Monacensibus, Neapolitanis, Parisiensibus, Romanis, Venetis, Taurinensibus et Vindobonensibus emendatiores et auctiores edidit suis aliorumque annotationibus instruxit indices locupletissimos adiecit Christianus Walz, Professor Tubingensis. Tom. IX.
Schreibpap. 8 fl. 36 kr. od. 5 Rthlr.
Druckpapier 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.
Das mit diesem Band geschlossene Werk kostet nun auf
Druckpap. 65 fl. od. 38 Rthlr. 12 gr.
Schreibp. 85 fl. 54 kr. od. 50 Rthlr. 16 gr.

60) **Schillers, Fr. v.,** sämmtliche Werke in 12 Bänden. Velinpapier, mit Stahlstichen. gr. 8. 51e u. 52e Lieferung. Subscr.-Preis 8 fl. 24 kr. od. 5 Rthlr. Mit dem Erscheinen der vierten Lieferung ist der Subscr.-Preis erloschen und dagegen der erhöhte Ladenpreis von 22 fl. od. 13 Rthlr. 12 gr. unabänderlich eingetreten.

61) **Schillers Flucht von Stuttgart** und sein Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785 in zwei Abtheilungen. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

62) **Schmeller, J. A.,** bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der älteren und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein deutschen Schriftsprache entweder gar nicht oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind; mit urkundlichen Belegen, nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet. 2r Theil, enthaltend die Buchstaben R und S. gr. 8. 6 fl. od. 3 Rthlr. 16 gr.

63) **Schultz, Dr.** und Professor, das System der Circulation des Blutes, mit 7 lithographirten und colorirten Tafeln. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

64) **Schütz, Dr. C. W. C.,** Ueber den Einfluß der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staatsleben. gr. 8. 2 fl. od. 1 Rthlr. 8 gr.

65) **Seyffarth, Dr. W.,** Dict Brown, ein Gemälde aus London. 8. 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

66) **Sternberg, Baron v.,** Galathee. Ein Roman. 8. 2 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 12 gr.

67) **Theaters-Revue,** allgemeine, herausgegeben von August Lewald. II. Jahrgang 1837. Mit dem Portrait der Madame Julie Rettich. gr. 8. cart. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

68) **Ueber Lenau's Faust.** Von Johannes M.....n. 8. broch. 30 kr. od. 8 gr.

69) **Uhland, L.,** Gedichte. 10te Auflage. Mit des Verfassers Bildniß in Stahl gestochen. 8. broch. 3 fl. 36 kr. od. 2 Rthlr. 12 gr.

70) — — Sagenforschungen. I. Der Mythus von Thôr, nach nordischen Quellen. gr. 8. broch. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 8 gr.

71) **Uschold, J.,** Geschichte des trojanischen Krieges. Mit Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Troja's. gr. 8. broch. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

72) **Wochenblatt** für Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel. Jahrgang 1836. gr. 4. 1 fl. 30 kr. od. 22 gr.

73) **Zedlitz, Ch. v.,** dramatische Schriften. 1r Band. 8. 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

74) — — Ritter Harolds Pilgerfahrt. Aus dem Englischen des Lord Byron. gr. 8. 3 fl. 24 kr. od. 2 Rthlr.

75) **Zeitung,** Allgemeine. 1836. gr. 4. 16 fl. od. 10 Rthlr.

76) — — Register dazu mit Titelblatt zu 1835. gr. 4. 45 kr. od. 12 gr.

Neuigkeiten der Lit. art. Anstalt. 1836.

Bücher.

77) **Agende** für evangelische Kirchen. 4. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

78) **Büssel, A. J.,** des Kaisers Schatten. 8. 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr.

79) **Centralblatt** des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern. 1836. 8. 12 Hefte. 5 fl. 24 kr. od. 3 Rthlr.

80) **Dagenberger, Dr. S.,** mythische Gedichte. 18 kr. od. 12 gr.

81) **Festkalender** in Bildern und Liedern, geistlich und weltlich von F. G. v. Pocci, G. Görres und ihren Freunden. 6tes bis 10 Heft. à 12 kr. od. 3 gr.

82) **Fuchs, K.,** über einige mißdeutete Erscheinungen im Gebiete des kirchlichen Lebens und ihre Benutzung für Belebung sittlicher Gesinnungen. 8. 48 kr. od. 12 gr.

83) — — Der göttliche Segen. Ein Glaubenswort als Neujahrsgabe zunächst für Gleichgesinnte. 24 kr. od. 6 gr.

84) **Frescomalereien,** die, der Allerheiligen-Kapelle in München. 8. 24 kr. od. 6 gr.

85) **Mahir, O.,** Inauguraldissertation über das Verhältniß des Nervensystems zum Blut und dessen Erscheinungen im gesunden und kranken thierischen Organismus. Eine von der medicinischen Fakultät der königl. Ludwigs-Universität zu München gekrönte Preisschrift. 56 kr. od. 9 gr.

Kunstsachen.

86) **Familie,** die heilige, gemalt von Raphael, gestochen von Professor S. Amsler.
Mit offener Schrift chines. 24 fl. od. 14 Rthlr.
„ „ „ weiß 18 „ od. 10 „ 12 gr.
Mit voller „ weiß 12 „ od. 7 „

87) **Mayr, G.,** Post- und Reisekarte von Bayern, Würtemberg, Baden, Hessen und den angränzenden Ländern, nebst 18 Ansichten der bedeutendsten Städte dieser Länder.
illum. 3 fl. od. 1 Rthlr. 18 gr.
aufgezog. 3 „ 36 kr. od. 2 „
Dieselbe ohne Ansichten aufgezogen und illum. 2 fl. 12 kr. od. 1 Rthlr. 4 gr.

88) **Plan von Paris** bearbeitet von E. Grasmüller, gestoch. von Gos. 1 fl. od. 24 kr. 20 gr.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historisch-kritische
Darstellung des Streits
über die
Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien
von
Dr. Friedrich Oesterlen.

Preis 1 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr.

Die medizinische Fakultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlaßt, im Jahr 1835 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums, und des Verhältnisses des Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publikums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Aerzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gesunde Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und Tübingen, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dick-Brown,
ein
Gemälde aus London
von **Dr. Woldemar Seyffarth,**
Verf. der Reisetage, der bunten Briefe des Andronikos u. s. w.

Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Der bereits durch mehrere Schriften: **Reisetage bunte Briefe des Andronikos** u. s. w. rühmlichst bekannte Verfasser lebt seit mehreren Jahren in London. Er benützt seine Erfahrungen und seine Menschenkenntniß, um mit einem anziehenden Familien-Gemälde die vielseitigste Schilderung des öffentlichen und häuslichen Lebens der Engländer zu verknüpfen. Neben dem Reiz einer vortrefflichen Erzählung, sieht sich hier der Deutsche auf das Angenehmste über englische Sitten und Gebräuche, gesellschaftliche Eigenheiten und Vorurtheile unterrichtet, die er aus den reisenden Engländern nicht können lernen kan.

Stuttgart und Tübingen, 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Zurüknahme der Ueberſezungs-Anzeige

von

CHEVALIER

Lettres sur l'Amérique du Nord.

Die Unterz ſ hnete nimmt hiemit ihre früher gegebene Anzeige einer beabſichtigten Ueberſezung des vorſtehenden Werkes wieder zurük.

Stuttgart, im Januar 1837.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Neueſte

POST-, REISE- UND UEBERSICHTS-KARTE

von den

Königreichen Bayern und Würtemberg nebſt den Groſsh. Baden und Heſſen.

In der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt in München iſt erſchienen:

Poſt-, Reiſe- u. Ueberſichtskarte

von den

Königreichen Bayern und Würtemberg

nebſt den

Groſsherzogthümern Baden und Heſſen mit den angränzenden Ländern und Ländertheilen.

Entworfen, bearbeitet und geſtochen

von

G. MAYER,

Graveur im königlich bayeriſchen topographiſchen Bureau.

Preis illum. 3 fl. — Aufgez. und in Etui 3 fl. 36 kr.

Dieſe mit rühmlichſtem Fleiſse nach den neueſten und offiziellſten Ergebniſſen bearbeitete und ausgezeichnet ſchön und deutlich geſtochene Karte iſt ausgedehnt bis Nancy, Aachen, Kaſſel, Leipzig, Prag, Linz, Gaſtein, Barmen und Bern, und enthält nicht allein alles, was gewöhnliche Poſtkarten enthalten, ſondern ſie enthält auch noch überdies, ohne der Deutlichkeit des Hauptzweckes zu ſchaden, alle beſonders für Reiſende wichtigen und berühmten Orte, Schlöſſer, Ruinen, namentlich aber alle böhmiſchen Bäder, alle Bäder im bayeriſchen und öſtreichiſchen Hochgebirge, ferner alle fränkiſchen, rheiniſchen, ſchweizeriſchen, badiſchen und würtembergiſchen Badeorte, und iſt hiemit für alle Badreiſende als ein ganz vorzüglicher Wegweiſer zu empfehlen. Beſondere Rükſicht iſt noch genommen auf Gerichts- und Amtsſize; ferner auf alle frequenten Vizinal- oder Nebenſtraſsen, ſo wie auf eine gediegene Ausführung der Hauptterrainacſtaltungen mit Höhenangaben.

Die Karte umgibt ein tabellariſcher Meilenzeiger oder Entfernungsangaben zwiſchen den Hauptorten, eine für Reiſekarten eben ſo neue als bequeme und praktiſch nüzliche Beigabe. Ferner enthält die Karte intereſſante Notizen über Eintheilung, Flächenraum und Bevölkerung der bezeichneten Länder. Was dieſe Karte aber unter allen vorhandenen auszeichnet, ſind 18 ſie umgebende, von Schleich ſehr ſauber geſtochene Anſichten der Haupt- und merkwürdigſten Städte dieſer Länder. Sie eignet ſich deshalb auch zu einer eben ſo ſchönen als nüzlichen Wanderverzierung ſowohl in Privat- als Gaſtzimmern. Auch wird dieſe Karte ohne Anſichten abgegeben und iſt aufgezogen zum Mitnehmen auf Reiſen ſehr bequem, da das Format nicht groſs iſt. Preis 2 fl. 12 kr.

So eben iſt erſchienen, und durch die literariſch-artiſtiſche Anſtalt in München zu beziehen:

Das Portrait

Ihrer Majeſtät

der

Königin von Griechenland.

Gezeichnet von

F. Hanfſtängel.

Chineſiſch Papier . . . 1 fl. 36 kr.
Weiſs Papier . . . . 1 fl. 12 kr.

In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Erzählungen

von

A. C. Beer.

Zwei Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: I. Kallenborf. II. Aus dem Tagebuch eines Dichters. III. Meine Geſchichtsforſchung in B. IV. Soldaten-Schikſale. V. Erſte Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfaſſer, mit deſſen Leiſtungen das Morgenblatt bekannt gemacht hat, gehört unſtreitig zu den beſten Schriftſtellern im Erzählungsfache; beſonders treffend ſind ſeine Schilderungen der Lebensverhältniſſe der höheren Stände. In welchen Kreiſen ſich ſeine Erzählungen aber immer bewegen, ſtets zeichnen ſie ſich durch glükliche Erfindung, entſprechende Ausführung, ſittliche Reinheit und gemüthliches Colorit aus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ſind erſchienen, und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Carl Mayer.

8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr.

Um Uhland hat ſich eine edle Schaar Dichter gereiht, die den alten lyriſchen Ruhm Schwabens verjüngen: Guſtav Schwab, Juſtinus Kerner, Paul und Guſtav Pfizer und Carl Mayer. Der erſte und lezte gehören dem engſten Kreiſe Uhlands an. Mayer iſt vorzugsweiſe ein Sänger der Natur, und ſeine Art, uns in zwei, ja in einem einzigen Verſe eine ganze Landſchaft zu malen, uns in die lebendige Empfindung eines ganzen Sommertags, Gebirgsabends, einer romantiſchen Waldeinſamkeit zu verſezen, iſt unübertroffen, ja unübertrefflich.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen.

---

[56] In der Unterzeichneten iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Ueber

Lenau's Fauſt.

Von

Johannes M.....n.

Preis 50 kr. oder 8 gr.

Stuttgart u. Tübingen, im Novbr. 1836.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

№ 4.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Der Würtembergische Kunstverein

macht bekannt, daß er beschlossen hat, auch Werke der Plastik und der Malerei nicht würtembergischer deutscher Künstler anzukaufen; jedoch nur unmittelbar von ihnen selbst, und nicht aus einer zweiten Hand. Der Einsender adreßirt sein Kunstwerk: „An das Conservatorium des würtembergischen Kunstvereins zu Stuttgart," und trägt die Kosten bis Stuttgart, wogegen der Kunstverein im Falle der Nichtannahme die Kosten der Rücksendung übernimmt. Unfrankirte Einsendungen werden nicht angenommen. Bei der Einsendung muß der Preis, für welchen der Künstler sein Werk dem Vereine zu überlassen gesonnen ist, bestimmt angegeben werden. Jedes Kunstwerk muß, den Vereinsstatuten gemäß, vier Wochen vor dem Ankauf im Vereinslokal aufgestellt werden. Die bestimmten Termine zu Ankäufen sind: Januar, Mai und September, nach welchen die jedesmalige Entscheidung über den Ankauf dem Einsender sofort mitgetheilt wird. Kleine Bilder wünscht der Verein nicht zu erhalten, und bei größeren dürfte doch die Größe nicht die Bequemlichkeit des Privatbesitzes überschreiten. Die Künstler, welche den Verein mit ihren Werken erfreuen werden, können sich der bereitwilligsten und angemessensten Behandlung versichert halten.

Stuttgart, Februar 1837.

Der Vorstand des würtembergischen Kunstvereins.

Hofrath **Dr. v. Reinbeck,**
Ritter des Ordens der würtembergischen Krone.

Der Cid von Herder.

Illustrirt mit Holzschnitten,
nach Zeichnungen von
Neureuther,
und ausgeführt durch
Thompson, Smith, Folkard, Wright, Branston, Green, Hart,
und mehrere andere der berühmtesten Holzschneider Englands.

Wir machen den Verehrern des unsterblichen Gedichtes die vorläufige Anzeige, daß noch im Laufe des Jahres 1837 davon in unserm Verlage eine Prachtausgabe erscheinen wird, auf dem feinsten Velinpapier mit gothischen Lettern gedruckt, illustrirt durch außerordentlich schöne Holzschnitte nach Zeichnungen von Neureuther, und durch die berühmtesten Holzschneider Englands in einer Weise ausgeführt, die Alles übertrifft, was bisher in Deutschland von Aehnlichem erschienen ist.

In ganz kurzer Zeit kan die ausführliche Anzeige mit Proben der Holzschnitte ausgegeben werden; der Preis wird sehr billig seyn, und das herrliche Werk, der Liebling aller Gebildeten, auch in dieser Gestalt Jedermann zugänglich erhalten werden.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Geschichte
der
neueren deutschen Kunst
von
Anastasius Grafen Raczynski.

Erster Band: Düsseldorf und das Rheinland; mit einem Anhange: Ausflug nach Paris.

Ein Band gr. 4. mit 80 Holzschnitten und einem Cahier mit 11 Kupferstichen in Folio.
Preis 44 fl. im 24 fl. Fuß.

Die unterzeichnete Anstalt hält von diesem Prachtwerke stets Exemplare vorräthig, und ladet einheimische und auswärtige Kunstfreunde ein, sich mit ihren Aufträgen an sie zu wenden. — Der zweite Band wird München und seine Kunstrichtungen enthalten.

Wo es gewünscht wird verschafft sie dasselbe Werk auch in französischer Sprache zu dem nämlichen Preise. — München, März 1837.

Literarisch-artistische Anstalt.

Bei **Eduard Kummer** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides Werke, nachgedichtet von Johannes Minckwitz. 16 Bdchen. Die Phönizierinnen. Zweite, von der ersten ganz verschiedene Ausgabe. 10 gr. 26 Bändchen: Iphigenia auf Tauris. 10 gr.

Wir bieten hiermit dem Publikum das Gediegenste, was die Uebersetzungs-Literatur der Griechen aufzuweisen hat. Vorzüglich dürfte die Iphigenia auf Tauris, wegen der Vergleichung mit der Goethe'schen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Was die Kunst des Versbaus und Ausdrucks anbelangt, so ist es bekannt, daß hierin noch Niemand so Vorzügliches geleistet hat, als Minckwitz und der Graf von Platen.

Die Fortsetzung wird in angemessenen Zeiträumen erfolgen.

Naturwissenschaften.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** sind neu erschienen:

Keferstein, C., Naturgeschichte des Erdkörpers in ihren ersten Grundzügen dargestellt. Die Physiologie der Erde, Geognosie, Geologie und Paläontologie? 2 Bde. gr. 8. 5½ Rthlr.

Siebold, P. F. v., Nippon. Archiv zur Beschreibung von Japan. 3s Heft. Folio. illum. 14 Rthlr. Quarto schwarz 8½ Rthlr.

Siebold, P. F. de, Fauna Japonica, sive descriptio animalium quæ in itinere per Japoniam 1823—30 collegit; notis et illustr. Conjunctis studiis *C. J. Temminck, H. Schlegel* et *W. de Haan.* Crustacea fasc. 1 et 2. Cheloniі fasc. I. Ophidii fasc. 1. Royal 4. jedes Heft 6⅔ Rthlr.

Schoenherr, C. J., Genera et species Curculionidum cum Synonymia hujus familiæ. Species novæ aut hactenus minus cognitæ descriptionibus a. *L. Gyllenhal, C. H. Boheman* et entomologis aliis illustr. Vol. 1—3. 8 maj. 16 Rthlr.
(Der 4te u. letzte Band erscheint in Kurzem.)

Sternberg, C. de, Essai d'un expose géognostico-botanique de la flore du monde primitif. Cahier 5 et 6. 10 Rthlr. Vollständig 44 Rthlr.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH für 1837.

Herausgegeben von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Bessel, Hansen, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und Paucker.

Mit einer Lithographie.

8. kart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride. Die Sternschnuppen, von Olbers. Allg. Uebersicht des Sonnensystems, von Hansen. Von den Erscheinungen, welche der Halleysche Komet gezeigt hat, von Bessel. Ueber zwei Versuche den Chimborazo zu besteigen, von A. v. Humboldt. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von Gauss. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Verwandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduktion des engl. Barometers. Tafeln zur Vergleichung der französ. und engl. Masse. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper. Bestimmung der russischen Masse und Gewichte von Paucker. Noch etwas über Sternschnuppen, von Olbers.

Stuttgart und Tübingen, März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über das Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Comptoir-Handbuch nach MAC-CULLOCH

in Einem Bande.

Mit den Planen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, New-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercators Projektion.

So eben ist in Unterzeichnetem erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

die 7te bis 8te Lieferung

einer

schönen und außerordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 61 — 80.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

Münzen, Murcia, Murzuck, Muscat, Muscatblüthe, Muscatnüsse, Muscheln, Muschelseide, Musivgold, Musselin, Muster, Mutterharz, Mützen, Myrobolanen, Myrrhen, Nabins, Nachdeclaration, Nadelhölzer, Nadeln, Nägel, Namur, Nancy, Nangasacki, Nanking, Nankin, Nantes, Nantucket, Naphtha, Napoli di Romania, Narbonne, Natron, Naumburg, Neapel, Neisse, Nejin, Nelken, Nelkenöl, Nertschinsk, Nessel, Neuburg a. d. Donau, Neufchatel, Neunaugen, Neu-Orleans, Neuß, Neusatz, Neusohl, Neustadt a. d. Hardt, Neustadt, Neuwied, New-York, Nevers, Newburyport, New-Castle, Newhaven, New-Port, Newry, Nickel, Niederlagssystem, Nießwurz, Nikolajew, Nimes, Nimwegen, Niort, Nizza, Nördlingen, Nogent le Rotrou, Nola, Norden, Nordhausen, Nordköping, Northampton, Norwich, Nottingham, Novara, Nowgorod, Noyon, Nudeln, Nuits, Nürnberg, Nüsse, Nutria, Oaxaca, Oblaten, Obsidian, Obst, Obstwein, Ocaña, Ochotzk, Ochsenfleisch, Ochsenzunge, Ocker, Odense, Odessa, Oedenburg, Oel, Oelbaumharz, Oels, Offenbach a. M., Ohlau, Ohrdruff, Oldenburg, Oldham, Olibanum, Oliven, Olivenöl, Olivenza, Olmütz, Oleron, Olot, Omer St., Omnium, Onyx, Opal, Operment, Opium, Opobalsam, Oporto, Oppeln, Oppeln, Orange, Orangen, Orel, Orenburg, Oribuela, Orleans, Orseille, Orthez, Osnabrück, Ostende, Osterlugei, Osterrode, Ostindische Compagnie, Otterfelle, Oviedo, Oxford, Oxhoft, Paco, Paderborn, Padua, Palmhöuf, Palsley, Packetboote, Palembang, Palencia, Palermo, Palma, Palmas, Palmöl, Pamines, Pampeluna, Panama, Panarzummi, Papenburg, Papier, Papiermaché, Pappardeiten, Pappe, Pappel, Para, Paradieskörner, Paraguaythee, Paramaribo, Parchim, Pareirawurzel, Paris, Parma, Paßewalk, Passagiere, Passau, Patenten, Patente, Patna, Patras (Petrasso), Pau, Paul St., Pavia, Pech, Pechkohle, Pechnutmnüsse, Pechrim-Rinde, Peck, Pecul, Peking, Pelzwaarenhandel, Penang-Pulo, Penny, Pennypost, Pensa, Pergament, Perigueux, Perlasche, Perlen, Perlmutter, Perm, Pernambuco, Perpignan, Persio, Perth, Peschawer, Peruzia, Pesaro, Pesth, Petersburg St., Pesenas, Petroleum, Petinet, Pfandgeschäfte, Pfeffer, Pfeilwurz, Pfennig, Pferd, Pferdehändler, Pfirsiche, Pflaumen, Pforzheim, Pfriemen, Philadelphia, Philippinische Inseln, Phosphor, Piacenza, Pianer, Pierre St., Pignerol, Pillau, Pilsen, Piment, Pimpinellwurzel, Pinchbeck, Pineen, Pinsel, Pinte, Pipe, Pirna, Pisa, Pisang, Pistazien, Pistoja, Pittsburg, Planken, Platina, Plattirte Waaren, Planen, Plock, Plymouth, Pockholz, Pölten St., Point-à-Pitre, Poitiers, Poligny, Pollenza, Police, Pomeranzen, Pondichery, Ponta del Gado, Pont à Mousson, Pontarlier, Pontandemer, Pontiana, Poole, Poperingen, Porphyr, Port-au-Prince, Port d'Espagne, Portland, Port-Louis, Portobello, Portocadello, Portomauriccio, Portorico, Portsmouth, Porzellan, Posen, Postwesen, Postreisen, Potasche, Potosi, Potsdam, Poudrette, Prag, Prasem, Prato, Preise, Preisverzeichniß, Prenzlow, Preßburg, Preßspäne, Preston, Priego, Prosenik, Proben, Proviant, Proviantschein, Providence, Provins, Premislau, Pskow, Puebla de los Angelos, Puerto de Santa Maria, Purgirnüsse, Purgirwinde, Putchock, Puzzolanerde, Quarantäne, Quarter, Quassia, Quebeck, Quecksilber, Quedlinburg, Quentin St., Queretaro, Querzitron, Quillimane, Quimper, Quincaillerie-Waaren, Quito, Quitten, Quittung, Raab, Rabatt, Racconigi, Radzimilow, Ragusa, Raky, Ramsgate, Randers, Rangun, Rapatel, Rastatt, Ratanbia, Ratafia, Ravenna, Ravensburg, Rauchwaaren, Rauchwaarenhandel, Reading, Reale, Realgar, Rechnungsabschluß, Rechete, Redout-Kale, Regensburg, Rehfelle, Reggio, Register, Reichenberg, Reichenhall, Reis, Reisblei, Reisende, Remiremont, Remo, Remscheid, Rendsburg, Rennes,

Renten, Repressalien, Rethel, Reus, Reutlingen, Reval, Respondentia, Rhabarber, Rheder, Ricinus-Oel, Riegelwege, Ries, Rolems, Rhodus, Richmond, Riga, Rimini, Rinde, Rindfleisch, Rio de Janeiro, Riom, Riva, Rive-de-Gier, Roanne, Rob, Rochdale, Rochefort, Rochelle, Rochester, Rodez, Roeraas, Roggen, Rohr, Rom, Romans, Ronda, Rosenholz, Rosenöl, Rosette, Rosinen, Rosmarin, Rostock, Röthel, Rotterdam, Roubair, Rouen, Roveredo, Rovigno, Rovigo, Rubin, Rübsen, Rückzoll, Rückzollscheine, Rudolstadt, Rügenwalde, Rubia, Rum, Rumburg, Runkelrübe, Ruppin, Ruß, Rußschuck, Saalfeld, Saarbrücken, Saargemünd, Saarlouis, Sabara, Sadebaum, Säge, Safflor, Saffran, Sagan, Sagapengummi, Sago, Saïgon, Saintes, Salten, Salamanca, Saldel, Salem, Salep, Salerno, Salins, Salisburg, Salm, Salonichi, Salpeter, Saluzzo, Salvador, Salz, Salzburg, Samarang, Samarkand, Sämereien, Sämisches Leder, Sammt, Sammtbänder, Sandarac, Sandelholz, Sandomir, Santander, Sant-Jago, Sant-Jago di Compostella, Santos, Sapan (oder Japan-Holz), Sapphir, Saragossa, Saranst, Sarapul, Saratow, Sarcocolla, Sardellen, Sardonir, Sarno, Sassafras, Sassaparille, Sassari, Sättel, Sauerdorn, Sauerkleesalz, Sauerkleesäure, Sauerkraut, Säuren, Saumur, Savannah, Savona, Savetgarn, Scala nuova, Scammonium, Scarborough, Schädberg, Schafe, Schafzieger, Schachteln, Schachtelhalm, Schaffhausen, Schaarin, Scharlachbeere, Scharte, Scheeren, Schatzkammerscheine, Scheffel, Scheidewasser, Schemnitz, Schiedam, Schiefer, Schießpulver, Schiffbruch, Schiffe, Schifffahrtsgesetze, Schiffsbauholz, Schiffsfracht, Schiffskapitain, Schiffsklarirer, Schiffslieutenant, Schiffsmannschaft, Schiffspapiere, Schiffspässe, Schiffsregister, Schiffsrheder, Schiffstaue, Schildpad, Schinken, Schlachtvieh, Schlackenwalde, Schlehen, Schleichhandel, Schleierleinwand, Schleifsteine, Schleih, Schleswig, Schlettstadt, Schlösser, Schmirgel, Schmölnitz, Schnallen, Schneeberg, Schnupftabak, Schnupftabakdosen, Schnürbänder, Schreibfedern, Schrot, Schuhe, Schüttgelb, Schwabach, Schwaden, Schwaz, Schwämme, Schwefel, Schwefelblüthen, Schwefelsäure, Schweidnitz, Schweinefleisch, Schweinfurt, Schweinsborsten, Schwerin, Schwyz, Sciacca, Scieit, Scutari, Sebastian (San), Sebastopol, Sedan, Seeblumenwurzel, Seefund, Seegras, Seehaltend, Seehund, Seekarten, Seeleute, Seeräuberei, Seerecht, Seeschnecke, Seetonne, Segeln, Segel, Segeltuch, Segovia, Seide.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neueste
POST-, REISE- UND UEBERSICHTS-KARTE
von den
Königreichen Bayern und Würtemberg nebst den Grosch. Baden und Hessen.

In der literarisch-artistischen Anstalt in München ist erschienen:

Post-, Reise- u. Uebersichtskarte
von den
Königreichen Bayern und Würtemberg
nebst den
Großherzogthümern Baden und Hessen mit den angränzenden Ländern und Ländertheilen.

Entworfen, bearbeitet und gestochen
von
G. MAYER,
Gravenr im königlich bayerischen topographischen Büreau.

Preis illum. 3 fl. — Aufgez. und in Etui 3 fl. 36 kr.

Diese mit rühmlichstem Fleiße nach den neuesten und offiziellsten Ergebnissen bearbeitete und ausgezeichnet schön und deutlich gestochene Karte ist ausgedehnt bis Nancy, Aachen, Kassel, Leipzig, Prag, Linz, Gastein, Barmen und Bern, und enthält nicht allein alles, was gewöhnliche Postkarten enthalten, sondern sie enthält auch noch überdis, ohne der Deutlichkeit des Hauptzweckes zu schaden, alle besonders für Reisende wichtigen und berühmten Orte, Schlösser, Ruinen, namentlich aber alle böhmischen Bäder, alle Bäder im bayerischen und östreichischen Hochgebirge, ferner alle fränkischen, rheinischen, schweizerischen, badischen und würtembergischen Badeorte, und ist hiemit für alle Badreisende als ein ganz vorzüglicher Wegweiser zu empfehlen. Besondere Rücksicht ist noch genommen auf Gerichts- und Amtssitze; ferner auf alle frequenten Bizinal- oder Nebenstraßen, so wie auf eine gedrängene Ausführung der Hauptterraingestaltungen mit Höhen-Angaben.

Die Karte umgibt ein tabellarischer Meilenzeiger oder Entfernungsangaben zwischen den Hauptorten, eine für Reisekarten eben so neue als bequeme und praktisch nützliche Beigabe. Ferner enthält die Karte interessante Notizen über Eintheilung, Flächenraum und Bevölkerung der bezeichneten Länder. Was diese Karte aber unter allen vorhandenen auszeichnet, sind 18 sie umgebende, von Schleich sehr schön gestochene Ansichten der Haupt- und merkwürdigsten Städte dieser Länder. Sie eignet sich deshalb auch zu einer eben so schönen als nützlichen Wanderverzierung sowohl in Privat- als Gastzimmern. Auch wird diese Karte ohne Ansichten abgegeben und ist aufgezogen zum Mitnehmen auf Reisen sehr bequem, da das Format nicht groß ist. Preis 2 fl. 12 kr.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Prophet Elias. Ein Sonnen-Mythus. Nachgewiesen von **F. Nork.** Leipzig, bei Eduard Kummer. 1837. Preis 18 gr.

Nach vorausgeschickten Proben, was unsere Historiker als geschichtliche Stoffe behandeln, und einer hierauf folgenden Prüfung der Glaubwürdigkeit jüdischer Geschichtsbücher, sucht der Verfasser durch Vergleichung mit ähnlichen Mythen anderer Völker, welche die ungleichen Wirkungen der Sonne in den verschiedenen Jahreszeiten als Thaten Eines Gottes, Heroen oder Propheten in mehrere Personifikationen erzählten; und auch durch Etymologie der Namen aller in einem Mythus handelnden Personen zu beweisen, daß Elias die freundliche, und sein Jünger Elissa die winterliche Jahreshälfte bedeute.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek
für
Militärs überhaupt
und für
Unterofficiere insbesondere.

Sechste Lieferung, enthaltend:
Militairisches Lesebuch.
Erste Abtheilung.
Bogen 9 — 12.

Siebente Lieferung, enthaltend:
Die Lehre vom Militairstyl.
Bogen 1 — 4.

Preis jeder Lieferung 12 kr. oder 3 gr.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser hinlänglich bekannten Unternehmung ausgegangen wird, sind folgende:

1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kan, ausschließt.
2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unterofficier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militairstande von wesentlichem Nutzen seyn dürften, wird der Geist des ächten Soldaten die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand das ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Ausländische Klassiker in schöner Ausgabe in einem Band erschienen im Verlage von **Friedrich Fleischer in Leipzig.**

Burns, Robert, complete Works. With a Glossary and a portrait and life of the Author. Royal 8. 3⅓ Rthlr.

Shakespeare dramatic Works from the text of Johnson Steevens and Reed. With a Glossary Portrait and life. Royal 8. 4 Rthlr.

Theatre British classic, comprising tragedies, comedies, operas and farces. With biography, Ueas, notes etc. by Owen Williams. Royal 8. 3 Rthlr.

Cervantes D. M., Saavedra. El ingenioso hidalgo *D. Quijote* de la Mancha. Con el elogio de Cervantes por D. J. M. de Fuentes. Royal 8. mit Portrait. 3⅓ Rthlr. Mit schönen Kupfern 5 Rthlr.

Hierzu wird empfohlen:

Franceson nuevo Diccionario portátil de las lenguas Española y Alemana, tan completo como los mayores de tamaño mayor y en el cual se ha seguido la nueva ortografía, sancionada por la Real Academia Española. 2 Vol. 12. 3 Rthlr.

Bei **Eduard Kummer** in **Leipzig** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stürmer, Th., Zur Vermittlung der Extreme in der Heilkunde. gr. 8. 2 Rthlr. 8 gr.

Der Verfasser, sonst ein Anhänger Hahnemanns, seit 10 Jahren aber sich seine eigene Bahn brechend, beleuchtet hier Gegenstände, die auf Arzneikunst und Aerzte, so wie auf das physische und psychische Wohl der Menschheit den größten Einfluß haben; er betrachtet dieselben kritisch vom Standpunkte der Allopathie und Homöopathie aus; die Gebrechen beider Parteien bekämpft er mit den siegreichsten Waffen; aus den schroffen Widersprüchen zieht er überall versöhnende Schlüsse; er zeigt gleichsam mit lebenden Beispielen, was der wahre Arzt bedarf.

Dieses Werk, für Aerzte aller Schulen unentbehrlich, ist ebenfalls für gebildete Laien von der reichsten Ausbeute.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Beschreibung des Königreichs Würtemberg,

Zwölftes Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamts

Ravensburg.

Herausgegeben aus Auftrag der Regierung von

Ober-Finanzrath v. Memminger.

Mit einer Karte des Oberamts, einer Ansicht von Ravensburg und 4 Tabellen.

Subscrip.-Preis 51 kr. Ladenpreis 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

Ravensburg ist in der Zahl der Orte der größte unter allen Oberamtsbezirken, er enthält nicht weniger als 675 einzelne Wohnsitze. Unter denselben befinden sich viele, welche neben andern Merkwürdigkeiten ein vielfaches, zum Theil allgemeines, historisches Interesse haben, wie z. B. Ravensburg als ehemalige Reichsstadt; Altdorf, die Wiege der Welfen und später der Hauptort der schwäbisch-österreichischen Landvogtei; Waldburg, der Stammsitz des alten Hauses der Truchsessen; die berühmten Abteyen Weingarten, Weissenau, Baindt ꝛc. Wie daher das gegenwärtige Heft eines der inhaltreichsten ist, so ist es auch das stärkste unter allen bis jetzt erschienenen geworden, indem es neben den Tabellen nicht weniger als 16½ Bogen gr. 8. und eng gedruckt enthält. Dessen ungeachtet bleibt der bisherige, äußerst niedrige Preis auch für dieses Heft unverändert. Die Unterzeichnete freut sich auch ihres Orts zur Förderung eines Werks beitragen zu können, das von Sr. Majestät dem König gegründet worden ist, und dessen Werth selbst außerhalb Deutschland Anerkennung gefunden hat.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in der literar.-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Christenleben.

Ausgewählte religiöse Betrachtungen in vier Bändchen

von

Dr. G. Friederich.

Erstes Bändchen. Mit einem Stahlstich.

Velinpapier in Umschlag broch. **Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.**

Da, wo seit einer Reihe von Jahren sich die gediegensten wissenschaftlichen und belletristischen Zeitschriften Deutschlands über Form, Geist und praktische Richtung der bisherigen Schriften des rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers so entschieden vortheilhaft aussprachen, bedarf es wahrlich bei dieser neuesten seiner literarischen Leistungen keiner weitern Empfehlung, nur der einfachen Erwähnung ihres Inhalts und ihrer Tendenz.

Dieser erste Theil, der auch ein abgeschlossenes Ganzes für sich bildet, umfaßt die wichtigsten Erscheinungen im Seelenleben des edlen Weibes und theilt ihm in drei Abschnitten: Glaube, Liebe, Hoffnung, welche in 30 religiöse Betrachtungen zerfallen, Belehrung, Erhebung und eine freundliche Aussicht auf Jenseits, abgesehen von jeder konfessionellen Unterscheidung.

Der erste Abschnitt stellt die religiöse Weihe der Christin dar, so wie das, was ihr die Religion Jesu in allen Verhältnissen des Lebens Veredelndes, Trostvolles, Beseligendes gewährt. Der zweite spricht sich über Geschlechtsbestimmung, Liebe in veredelter Gestalt, Ehe mit ihren Licht- und Schattenseiten aus. Der dritte erschließt dem frommen Gemüthe eine schönere Welt, redet mit hoffnungsreicher Zuversicht über Tod, Unsterblichkeit und Wiedersehen.

Eine köstliche Gabe ist deßhalb diese Schrift, besonders für höher gebildete Christinnen, die über ihre religiöse und Geschlechtsbestimmung zu reflektiren und das Gehaltreichste in unserer Literatur ihrem Geiste anzueignen streben, als Geburtstags- und Festgeschenk.

Aber auch Religionslehrer werden in dem Gedankenreichthume, der edlen, blühenden Diktion, vereint mit der lichtvollsten Darstellung derselben, einen Schatz zur eigenen Fortentwicklung erbaulicher Ideen finden. Möge darum diese Erbauungsschrift für edle Frauen und Töchter die volle Anerkennung finden, welche sie so sehr verdient!

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte des Trojanischen Krieges.

Mit

Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas.

Von

Johann Uschold,

Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Straubing

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: I. Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Krieges. II. Bedeutung der ersten Einnahme Trojas durch Herakles. III. Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges. IV. Verrätherei der Antenoriden. V. Begründung der aufgestellten Ansicht vom trojanischen Krieg aus den Homerischen Gesängen. VI. Ueber die Einheit der Ilias. Beilagen. 1) Ueber die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. 2) Ueber die Atriden und die südlichen Achäer. 3) Ueber die Abstammung der Pelasger und ihren Heros Herakles. 4) Ueber die Irrfahrten des Odysseus. 5) Uebersicht der Geschichte des trojanischen Reiches. 6) Ueber die Bedeutung des Aeneas und seine Wanderungen.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welcker und dem Begründer und hocherzigen Kenner der hellenischen Geschichte C. O. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publikum nicht ohne Besorgniß. So schwierig der Gegenstand auch seyn mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhaltenen Nachrichten gehüllt, wie groß die Forderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte seyn mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgniß nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so hellerem Lichte glänzen werde, je gediegener und scharfsinniger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausführung erfunden werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im September 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in der literarisch-artistischen Anstalt in München.

№ 5.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Deutschland und seine Bewohner.

Von

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann.

Zu herabgesetztem Preise.

Mehrfache Konkurrenz nöthigt uns dazu, das in unserm Verlage erschienene treffliche Werk:

Karl Friedrich Vollrath Hoffmann's:

Deutschland und seine Bewohner;

ein

Handbuch der Vaterlandskunde für alle Stände.

1835. 1836. 4 Bände mit Stahlstichen und Karten

so weit unser Vorrath reicht, zu dem ungewöhnlich billigen Preise von

5 fl. 24 kr. oder 3 Rthlr. 6 gGr.

von heute an bis zu Ende des laufenden Jahres abzulassen; zu einem Preise, der selbst dem wenig Bemittelten die Anschaffung dieses wertvollen Werkes gestattet. Nach Verfluß dieser Frist tritt der Ladenpreis wieder ein.

Eine Recension im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen 1836, No. 18, lautet wie folgt:

Unter allen bis jetzt erschienenen Werken gibt uns dieses zuerst eine treue und vollständige Darstellung der natürlichen, eigenthümlichen, bleibenden, keinem politischen Wechsel ausgesetzten Beschaffenheit Deutschlands nach den verschiedenen und sehr mannichfaltigen Verhältnissen seiner Lage, seines Bodens, seiner Erzeugnisse, seiner Bewohner, seines Reichthums an Mineralien, an Pflanzen, an Thieren aller Gattungen, in gut geordneten Zusammenstellungen der Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Gewürme, wodurch eine vollständige Uebersicht aller Gegenstände, die das gesammte Deutschland in allen seinen Theilen in sich schließt, allein möglich ist und so befriedigt erleichtert wird; eine Uebersicht, die jedem Gebildeten, jedem Freunde der Natur, selbst dem gelehrtesten und belesensten Naturforscher überaus willkommen seyn muß. So wie diese Naturgegenstände in vollständiger Uebersicht zusammengestellt und geordnet sind, eben so auch Deutschlands Gebirge, Seen, Flüsse (die Hauptflüsse mit allen ihren Nebenflüssen und Bächen), Mineralquellen u. s. w. Die Zusammenstellung und Charakteristik der Bewohner Deutschlands nach ihrer Anzahl, Sprache, Litteratur u. s. w. ist überaus schätzbar.

Mit welchem unermüdeten, wahrhaft bewundernswürdigen Fleiße der achtungswürdige Verfasser aus den mannichfaltigsten Quellen und Hülfsmitteln, so wie aus eigener Anschauung und Lokalforschungen die Materialien, die den Stoff und Inhalt dieses klassischen Werkes ausmachen, zusammengetragen, gesichtet, geordnet und zusammengestellt habe, beurkundet jeder Abschnitt des Werkes, das seinem Verfasser zu unvergänglichem Ruhme gereicht. Denn eines solchen haben wir uns bis dahin weder von Deutschland, noch von irgend einem anderen Lande zu erfreuen gehabt. Dem Verfasser gebührt daher ein Ehrenplatz zunächst neben Gatterer, dem ächten und größten deutschen Erdbeschreiber, in dessen Geiste er arbeitete.

Stuttgart, den 20 März 1837. **J. Scheible's Buchhandlung.**

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Parent Duchatelet,

die

Sittenverderbniß des weiblichen Geschlechts in Paris,

betrachtet aus dem Gesichtspunkte der öffentlichen Gesundheitspflege, der Moral und der Verwaltung.

2 Bände. gr. 8. 3 Thaler.

Leipzig. 1837, bei Friedrich Fleischer.

Es eröffnet dieses Werk, welches mit dem ungeheuersten Fleiße und Benutzung der glaubwürdigsten Documente gearbeitet ist, einen tiefen Blik in ein Leben und Treiben, was wohl leider überall existirt, und oft nur viel zu wenig beaufsichtigt wird. Für Aerzte, öffentliche Beamte und Freunde scharfsinniger moralischer und statistischer Untersuchungen darf es unbedenklich ein Werk vom höchsten Interesse genannt werden. Die Uebersezung ist von einem geachteten Arzte, treu und fließend geliefert.

Subscriptions-Anzeige.

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt das 1ste Heft von dem

Tagebuch

des

Wissenswerthen aus der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte,

zusammengetragen und bearbeitet

von

J. Chr. C. Förtsch,

Diaconus.

Leipzig, bei A. Wienbrack.

Der Subscr.-Pr. für jedes Heft 8 gGr. mit Verbindlichkeit der Annahme aller 12 Hefte, ist

nur noch bis Ende April gültig, nach dieser Zeit tritt der Ladenpr. von 12 gGr. per Heft ein.

In den ersten 5 Heften (das 2te und 3te wird Mitte April ausgegeben) befinden sich 91 größere und 1676 kleinere Notizen, die alle Hauptbegebenheiten bis auf die neueste Zeit anzeigen.

ENGLISCHE LITERATUR.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** ist neu erschienen:

Captain Marryat complete Works, 10 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscriptionspreis 10 Rthlr.

Jeder Band ist auch einzeln zu 1½ Rthlr. zu haben. 1) Peter Simple, 2) Japhet, 3) The Pacha, 4) Newton Forster, 5) Jakob Faithful, 6) The Naval Officer, 7) The Kings Own, 8) The Pirate and the 3 Cutters, 9) Mr. Midshipman Easy, 10) Rattlin the Reefer.

Bulwer, E. L., complete Works, 11 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscriptionspreis 11 Rthlr.

Einzeln jeder Band à 1½ Rthlr.

1) Pelham, 2) England and the English, 3) Pilgrims on the Rhine, 4) The Disowned, 5) Eugene Aram, 6) Devereux, 7) Paul Clifford, 8) Last days of Pompeji, 9) Falkland etc., 10) The Student, 11) Rienzi.

Murray, L., English Grammar adapted to different classes of learners etc. 17 Edition. 8. kart. 1 Rthlr.

— — English Exercises adapted to the English Grammar. 12 Edition. 8. kart. 18 gr.

Volxtmann, C. T., a new critical Pronouncing Dictionary of the English language, published on an entirely new plan. Royal 8. sauber kartonn. 2½ Rthlr.

Alle diese Werke sind auf Velinpapier und vorzüglich schön gedruckt, und eignen sich durch ihren innern wie äußern Gehalt zu angenehmen Geschenken für Gebildete.

Im Verlage von **Duncker & Humblot** in **Berlin** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Ugrische Volksstamm oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung von Ferd. Heinr. Müller. Erster oder geographischer Theil. Erste Abtheilung. gr. 8. Preis 3 Thlr.

Der Herr Verfasser gibt in diesem geographischen Theile seines Werkes zuerst eine ausführliche Schilderung des wenig und höchst ungenügend bekannten Terrains, auf welchem sich das Leben derjenigen asiatischen Völker bewegt hat, welche von der Zeit der Völkerwanderung an so einflußreich in die europäische Geschichte eingegriffen haben, um dann auf diesen Grundlagen die historische Darstellung in der zweiten Abtheilung folgen zu lassen. Bei der Schilderung der Naturgebiete von Osteuropa greift der Verfasser in das asiatische Gebiet, und trifft hier gerade auf die Lokalitäten, wo Herr Professor Karl Ritter seine Forschungen über West-Asien abgebrochen hat, so daß seine Arbeit allen mit den geographischen Wissenschaften näher Befreundeten als eine willkommene Fortführung der Forschungen jenes Begründers der neuen Geographie, welchem Herr Müller selbst einen großen Theil seiner Bildung zu verdanken hat, höchst willkommen seyn muß. Die historischen Untersuchungen werden, mit Auslassung der unsichern und schwerlich von Fabeln und Hypothesen zu säubernden Scythischen Geschichten, mit den Alanen und Hunnen beginnen, und bis zu dem achtzehnten Jahrhundert fortgeführt werden, in dessen Verlauf die russische Herrschaft auf den asiatisch-europäischen Gränzmarken fest begründet worden ist.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

PARIS

im

Jahre 1836.

Mit einem Stadtplan von Paris.

8. Velinpap. in Umschlag brosch. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verfasser hat die Hauptstadt Frankreichs in den verschiedensten Zeiträumen und von den verschiedensten Seitwinkeln aus zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Seine frühern und seine neuesten Bemerkungen bilden die Darstellung, in welcher er das sociale, das sittliche und das gewerbliche Leben der großen Stadt in dem auf dem Titel bemerkten Zeitraume zusammenzufassen sucht. Je einflußreicher diese Großstadt auf das Schicksal Frankreichs nicht allein, sondern selbst auf den allgemeinen Gang der Gesittung und der Geschichte unseres Jahrhunderts schon gewesen, um so mehr Interesse wird diese Darstellung erregen, in welcher man den geistreichen Verfasser von „Rom im Jahr 1833" wieder erkennt. Denjenigen, welche Paris erst besuchen wollen, wird sie zum nützlichsten Vademecum dienen, besonders die ersten Kapitel: Reise nach Paris, des Reisenden drei ersten Tage, und der Grundriß der Stadt, und Diejenigen, welche Paris schon kennen, werden durch dieselbe auf's angenehmste unterhalten, ihre Erinnerung lebendigst wieder aufgefrischt finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Geschichte

der

neueren deutschen Kunst

von

Anastasius Grafen Raczynski.

Erster Band: Düsseldorf und das Rheinland; mit einem Anhange: Ausflug nach Paris.

Ein Band gr. 4. mit 80 Holzschnitten und einem Cahier mit 11 Kupferstichen in Folio. Preis 44 fl. im 24 fl. Fuß.

Die unterzeichnete Anstalt hält von diesem Prachtwerke stets Exemplare vorräthig, und ladet einheimische und auswärtige Kunstfreunde ein, sich mit ihren Aufträgen an sie zu wenden. — Der zweite Band wird München und seine Kunstrichtungen enthalten.

Wo es gewünscht wird, verschafft sie dasselbe Werk auch in französischer Sprache zu dem nämlichen Preise. — München, März 1837.

Literarisch-artistische Anstalt.

In Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine

THEATER-REVUE,

herausgegeben

von

August Lewald.

Zweiter Jahrgang 1837.

Mit dem Portrait der Mad. Julie Rettich.

gr. 8. kart. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Wir glauben mit diesem zweiten Jahrgang einen Fortschritt bezeichnen zu können. Die Artikel sind eben so mannichfaltig als interessant. — Herr Dr. Peucer liefert einen sehr schätzbaren Beitrag über die ersten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Oper, und legt damit der heutigen Lesewelt in übersichtlicher, geschmackvoller Auswahl vor Augen, was sonst nur dem Forscher in vielen staubigen Pergamentbänden zugänglich war. — Herr v. Varnhagen von Ense sendete aus dem fast unerschöpflichen Schatze von Kunstansichten, die in Rahels Nachlasse sich vorfanden, eine pikante Zusammenstellung nebst einleitenden, verbindenden und schließenden Bemerkungen, die hohe Beachtung verdienen. — Herr Dr. Woldemar Seyffarth in London setzt die im ersten Jahrgange begonnene Abhandlung über das englische Theaterwesen fort. Der Stoff wird interessanter, je mehr wir uns der neuern Zeit nähern; besonders anziehend sind die Quellen-Nachrichten von berühmten Schauspielern. — Herr Jules Janin in Paris schreibt an den Herausgeber über den jüngsten Zustand der Pariser Bühnen, und verbreitet sich in seiner geistreichen Weise über die neuesten epochemachenden Werke. Es ist zum erstenmale, daß wir über diese Sache etwas vernehmen, was mit besonderer Beziehung auf Deutschland geschrieben worden wäre. — Die Herren Gerle und Uffo Horn bereicherten das Buch mit einem

sehr wohl gelungenen Lustspiele, welches auch bald von den Bühnen herab den ihm zuerkannten Preis rechtfertigen wird. — Von dem **Herausgeber** endlich sind zwei Artikel geliefert worden, die für Bühnenfreunde wie Bühnenkünstler ihren Werth haben dürften, und von des Verfassers genauer Bekanntschaft mit diesen Zuständen ein Zeugniß ablegen. — Zum Schluß ist wie im vorigen Jahr ein erheiterndes Gemisch von mannichfaltigen Zügen aus der Theaterwelt unter dem Titel: „Curiositäten," dem Band angehängt, und in dem kurzen Vorworte wird über die, nach verschiedenen Seiten hin interessirende Preisaufgabe und deren Lösung Rechenschaft gegeben. — Es ist und bleibt die diesen Augenblick die **Allgemeine Theater-Revue** das einzige dramaturgische Werk von Umfang, Vollständigkeit und, wie man annehmen kann, dauerndem Werthe. Seine Fortdauer war gleich bei seiner Begründung nicht von pecuniärem Gewinne, sondern von jenem Nutzen abhängig gemacht worden, der sich für die dramatische Kunstgeschichte überhaupt und für die Belehrung des Antheils an theatralischen Zuständen unter uns dabei herausstellte. Wenn dieses schöne Ziel nicht verfehlt wurde, so soll das Unternehmen auch im nächsten Jahre fortgesetzt und dahin gestrebt werden, den Beifall und Nutzen zu steigern, den es bis jetzt gewonnen und wie und da wohl auch gestiftet hat.

Stuttgart, im Februar 1857.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Schwerz Ackerbau.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz,

früher Director der königl. württ. Versuchs- und Unterrichts-Anstalt für den Landbau zu Hohenheim, Commenthur des württ. Kronordens.

1ster Band mit 15 lithographirten Tafeln.

Zweite vermehrte Auflage.

Mit dem Portrait des Verfassers.

Subscriptionspreis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 14 gr.

Wir übergehen hier den ersten Band obigen Werks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen ächt klassischer Werth längst allgemein anerkannt, und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist. — Der Herr Verfasser hat diese **neue Auflage** mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 11 fl. kostete, auch dem minder bemittelten Landwirth zugänglich zu machen, und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir eine Subscription für diese neue Auflage eröffnet, und zwar zu 8 fl. 6 kr. oder 4 Rthlr. 18 gr. für alle drei Theile, welche je zu ⅓ bei Ablieferung der einzelnen Theile zu entrichten ist.

Der zweite und dritte Band werden rasch nachfolgen, so daß daß in möglichster Kürze das Werk vollständig in den Händen der verehrlichen Subscribenten seyn wird. Mit dem Erscheinen des dritten Bandes hört der Subscriptionspreis auf und tritt der Ladenpreis von 13 fl. oder 7 Rthlr. 8 gr. ein.

Stuttgart, im März 1857.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Wochenblatt
für
Land- und Hauswirthschaft, Gewerbe und Handel

Die heute erschienene No. 9 dieses Blattes ist folgenden Inhalts: **Beleuchtung und Würdigung des Zier'schen Geheimnisses über Runkelrübenzuker-Fabrikation. Das Düngen der Obstbäume. Reinigung des braunen Leims. Benuzung der Abfälle in den Baumwollspinnereien.**

Der ganze Jahrgang dieses Journals kostet 1 fl. 30 kr. oder 22 gGr.

Stuttgart, den 5 März 1857.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische
Jahrbücher
für
vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

J. G. D. Memminger.

Jahrgang 1835. Zweites Heft.

Subscriptionspreis 1 fl. 12 kr. — Ladenpreis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt:

I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise des Jahres 1835. II. Besondere Denkwürdigkeiten. 1. Königliches Haus. 2. Sonstige Denkwürdigkeiten. 3. Unglücksfälle. 4. Bevölkerung am 15ten December 1835. **III. Staatsverwaltung.** Verwaltung der Rechtspflege in den Etatsjahren 1832—35. Kriegswesen 1835. **Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten.** Ueber die Holzpreise im Königreiche Würtemberg in früherer und neuerer Zeit, und die hierauf sich beziehenden Aussichten in die Zukunft. Ergebniß der Frucht- und Viehmärkte im Jahr 1835. Ergebnisse und Vergleichung der Wollmärkte zu Kirchheim, Göppingen und Heilbronn im Jahr 1835 und insbesondere im Jahr 1836. Die Neckarschifffahrt im Jahr 1835—36. Alterthümer: 1) Gräber zu Cannstadt, 2) römisches Gebäude zu Zazenhausen, 3) Grabstätte im Schönbuch, 4) Entdeckungen bei Möckmühl, 5) weitere Entdeckung der römischen Straße durch den Schönbuch und ihres Zuges nach Rottenburg. Mit einer Nachweisung, daß diese Straße einen Theil des auf der Peutingerschen Tafel angegebenen Straßenzugs von Vindonissa nach Reims ausmachte. 6) Spuren der Vorzeit in der Umgegend von Aichstetten, nebst Andeutungen einer Verbindungsstraße von Coelio monte ad castra Venania in dieser Gegend. Beilagen zu der Beschreibung des Oberamts Ulm: 1) Verbot des Tabakrauchens und Schnupfens. 2) Verzeichniß der Ulmer Stiftungen. Würtembergische Litteratur, von den Jahren 1835—1836.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Uebenius Herabsezung der Zinsen der öffentlichen Schulden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu kaufen:

Ueber die

Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden,
von
Fr. Uebenius.

Brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Die Herabsezung der Zinsen von jenen öffentlichen Effekten, deren Börsenwerth das Nominal-Kapital übersteigt, steht in mehreren Staaten noch in Frage, während andere bereits versucht haben, ihre Schulden dieser Art auf einen niedrigern Zinsfuß zu bringen, und auf dem Papiermarkte Papiere gefunden werden, deren Zinsfuß im Laufe von 10 Jahren nicht weniger als 5 Reductionen erlitten hat.

Die Frage der Reduction, unlängst in parlamentarischen Verhandlungen eines Nachbarstaates besprochen, ist für den größeren Theil des gebildeten Publikums, für alle die besitzen, oder von Fremdem Zinsen zahlen, von der höchsten Wichtigkeit. Nicht nur in dem Lande, wo sie ihre Lösung erhalten soll, ist sie praktisch, sondern sie influenzirt auch auf die gleiche Entscheidung in andern Ländern.

Diese Betrachtungen haben den berühmten

Digitized by Google

Verfasser dieser Schrift veranlaßt, diese Materie in ihrem ganzen Zusammenhang ausführlich zu erörtern und praktisch zu erläutern.

Inhalt:

I. Von der Herabsezung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hiebei zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren. Einleitung. Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden. Verpflichtung des Staates in Beziehung auf die Herabsezung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber. Die Größe der Schuld ist kein Hinderniß der Herabsezung des Zinsfußes. Bestimmung des Maaßes der Reduktion. Allmähliches Fortschreiten der Reduktion in angemessenen Abstufungen bei fortdauerndem Sinken des Zinsfußes. Reduktion der Zinsen der öffentlichen Schuld auf den laufenden Zinsfuß ohne Kapital-Erhöhung. Schuldentilgung und allmähliche Reduktion in ihrem wechselseitigen Verhalten. Von den Schwierigkeiten, welche sich bei der Zinsreduktion ohne Kapitalerhöhung, in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes, in Beziehung auf die Schuldentilgung ergeben können. Reduktion der Zinsen eines Theiles der öffentlichen Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Kapitalerhöhung. Periodische Benüzung des Sinkens des Zinsfußes zur Zins-Reduktion ohne Kapitalerhöhung und periodische Umwandlung der zu niedrigem Zinsfuß stehenden Schuldkapitalien in höher verzinsliche, nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Schlußbemerkung über das Verfahren bei Herabsezung der Zinsen der öffentlichen Schuld. II. Herabsezungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder während der gegenwärtigen Friedensperiode. III. Französische Rentenreduktion und Reduktionsprojekte. 1) Verhandlungen vom Jahr 1823 und theilweise Umwandlung der 5prozentigen Renten in 4½ und 3 Prozent im Jahr 1825. 2) Französische Verhandlungen über die Reduktionsfrage im Jahr 1836. IV. Schlußbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduktion der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden.

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiller's
Flucht von Stuttgart
und
Aufenthalt in Mannheim.
von 1782 — 1785.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Klavierlehrer Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt Anfangs zugezogen, mit enthusiastischer Hingebung theilte, und dem völlig hülflosen Dichter sogar die zu seiner eigenen Ausbildung als Musiker bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schikksal entschied, und kleiner, ihn charakterisirenden Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes behalten konnte, dem die Zeit, „welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens" geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schillers gewidmet.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1836.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in München in der literar.-artistischen Anstalt.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweite Lieferung.

Subscriptionspreis für beide Bände 24 fl. oder 14 Rthlr.

Diese, mit einer Anzahl nie gedrukter, ja zum Theil erst jezt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Druks übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdieß mit Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmükt werden. Gleichwohl ist der Preis im Verhältnisse nicht theurer als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der Pariser Nachdruk, der im Pränumerationspreise schon 24 fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Korrektheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurükksteht.

☞ **Die erste Abtheilung des zweiten Bandes erscheint zur Jubilate-Messe. Die zweite Abtheilung wird noch der Herbst-Messe fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.**

Stuttgart und Tübingen, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Familie
der
Schmetterlingsblüthigen
oder
Hülsengewächse.

Mit besonderer Hinsicht auf Pflanzenphysiologie und nach den Grundsäzen der physiologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen

bearbeitet von

G. A. EISENGREIN,

Doktor der Philosophie, Großherrogl. Bibliothekar und Privat-Docenten an der Universität zu Freiburg etc.

Ein Beitrag zur comparativen Botanik.

gr. 8. Preis 2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: Erster Theil. Physiologische Entwiklung der Grundformen und ihrer Abweichungen. I. Die Benennung der Familie und Einleitung. II. Totalhabitus und Schönheit. III. Die Schmetterlingskrone. a) Erscheinungsweise der Schmetterlingskrone im Allgemeinen. b) Besondere Erscheinungsweisen dieser Krone. IV. Der Kelch. V. Das Verstäubungsorgan. VI. Die Fruchthülle. VII. Der Same. a) Der Same an und für sich. b) Der Same im Zustande des Keimens. VIII. Der Blumenstand. IX. Die Blätter. a) Die Blätter an und für sich und im entwikelten Zustande. b) Die Blätter im Knospenzustande. X. Der Pflanzenkörper. Zweiter Theil. Die Geschichte der Bildungsstufen in der Folge und Metamorphose der Gattungen dieser Familie. I. Einleitung und Bemerkungen über die innere Geschichte der Pflanzenfamilie der Papilionaceen überhaupt. II. Die den Papilionaceen vorausgesezte Familie der Rosaceen. III. Uebergang der Familie der Rosaceen in die der Papilionaceen. IV. Erster Kreis der Bildungsstufen in den Gattungen der Papilionaceen. Gruppen der Gnoffroyeen und Dalbergieen. V. Zweiter Kreis. Swartzieen und Bauhinieen. VI. Dritter Kreis. Cäsalpinieen und Mimosen. VII. Vierter Kreis. Hedysareen und Coronilleen. VIII. Fünfter Kreis. Virgilieen und Geniseen. IX. Sechster Kreis. Galegeen und Phaseoleen. X. Siebenter Kreis. Vicieen und Astragaleen, und Anhang von nur theilweise hieher gehörigen oder zweifelhaften Gattungen der Familie. XI. Nächster Nachtrag der Familie der Papilionaceen in den Phyllantheen.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 6.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Geist und Sinn
der
Hahnemannischen Heillehre
und ihrer
Psoratheorie,

nebst einem Worte der Zeit an alle Homöopathen, die Hahnemanns System unbedingt oder nur theilweise annehmen und befolgen.

Von **G. H. G. Jahr,**

homöopathischem Arzte und derzeitigem Vorsteher des homöopathischen Vereines in Lüttich.

72 Seiten in 8. In farbigen Umschlag geheftet. Preis 8 gGr.

Düsseldorf, bei J. E. Schaub.

In Unterzeichnetem ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Allgemeine
THEATER-REVUE,
herausgegeben
von
August Lewald.
Zweiter Jahrgang 1837.

Mit dem Portrait der Mad. Julie Rettich.

gr. 8. kart. Preis 5 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Wir glauben mit diesem zweiten Jahrgang einen Fortschritt bezeichnen zu können. Die Artikel sind eben so mannichfaltig als interessant. — Herr Dr. Peucer liefert einen sehr schätzbaren Beitrag über die ersten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Oper, und legt damit der heutigen Lesewelt in übersichtlicher, geschmackvoller Auswahl vor Augen, was sonst nur dem Forscher in vielen staubigen Pergamentbänden zugänglich war. — Herr v. Varnhagen von Ense spendete aus dem fast unversiegbaren Schatze von Kunstansichten, die in Rahels Nachlasse sich vorfanden, eine pikante Zusammenstellung nebst einleitenden, verbindenden und schließenden Bemerkungen, die hohe Beachtung verdienen. — Herr Dr. Woldemar Seyffarth in London setzt dies im ersten Jahrgange begonnene Abhandlung über das englische Theaterwesen fort. Der Stoff wird interessanter, je mehr wir uns der neuern Zeit nähern; besonders anziehend sind die Quellen-Nachrichten von berühmten Schauspielern. — Herr Jules Janin in Paris schreibt an den Herausgeber über den jüngsten Zustand der Pariser Bühnen, und verbreitet sich in seiner geistreichen Weise über die neuesten erscheinenden Werke. Es ist zum erstenmale, daß wir über diese Sache etwas vernehmen, was mit besonderer Beziehung auf Deutschland geschrieben werden wäre. — Die Herren Gerle und Uffo Horn bereicherten das Buch mit einem sehr wohl gelungenen Lustspiele, welches auch bald von den Bühnen heraus den ihm zuerkannten Preis rechtfertigen wird. — Von dem Herausgeber endlich sind zwei Artikel geliefert worden, die für Bühnenfreunde wie Bühnenkünstler ihren Werth haben dürften, und von des Verfassers genauer Bekanntschaft mit diesen Zuständen ein Zeugniß ablegen. — Zum Schluß ist wie im vorigen Jahr ein erheiterndes Gemisch von mannichfaltigen Zügen aus der Theaterwelt unter dem Titel: „Curiositäten," dem Buch angehängt, und in dem kurzen Vorworte wird über die, nach verschiedenen Seiten hin interessirende Preisaufgabe und deren Lösung Rechenschaft gegeben. — Es ist und bleibt das diesen Augenblick die **Allgemeine Theater-Revue** das einzige dramaturgische Werk von Umfang, Allseitigkeit und, wie man annehmen kann, dauerndem Gehalte. Seine Fortdauer war gleich bei seiner Begründung nicht von pecuniärem Gewinne, sondern von jenem Nutzen abhängig gemacht worden, der sich für die dramatische Kunstgeschichte überhaupt und für die Belehrung des Antheils an theatralischen Zuständen unter uns dabei herausstellte. Wenn dieses schöne Ziel nicht verfehlt wurde, so soll das Unternehmen auch im nächsten Jahre fortgesetzt und dahin gestrebt werden, den Beifall und Nutzen zu steigern, den es bis jetzt gewonnen und hie und da wohl auch gestiftet hat.

Stuttgart, im Februar 1837.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Wilhelm Küchler** in **Frankfurt a. M.** ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sismondi, J. C. L. Simonde von, Forschungen über die Verfassungen der freien Völker. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von August Schäfer. 30 Bogen. gr. 8. geh. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Diese neue gediegene Schrift über einen der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens ist das gereifte Werk langjähriger Studien eines Mannes, dessen schriftstellerischer Ruhm bereits durch viele ausgezeichnete Geisteswerke begründet ist. Die Erfahrung fast eines halben Jahrhunderts, das so reich an wichtigen Ereignissen für das soziale Leben war, ging an ihm nicht ohne Erfolg vorüber, bevor es dem Druck übergeben wurde. Werthvolle Anmerkungen von der Hand des gewandten Bearbeiters beigefügt, geben dieser Uebersetzung einen entschiedenen Vorzug vor dem Originale. Den Gebildeten aller Stände, insbesondere aber allen Staatsmännern, Abgeordneten, Journalisten und Rechtsgelehrten, darf dies treffliche Werk mit Recht empfohlen werden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reider, J. E. von,
die höchste Cultur
aller Blumenpflanzen,
um zu jeder Jahreszeit im Garten, Zimmer und vor dem Fenster alle Arten Blumen heranzutreiben und zu pflegen.

Preis 1 fl.

Das Resultat einer dreißigjährigen Erfahrung eines versuchten praktischen Gärtners.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen für 2 fl. 45 kr. zu haben:

Oestreichs
Donaustrom
mit
allen an den Ufern desselben von Engelhardszell bis Wien vorkommenden Merkwürdigkeiten.

Ein
Taschenbuch für Donaufahrer.
Von
J. A. Schultes, M. Dr. etc.

Dieses Werk, welches die Donaufahrt von Engelhardszell bis Wien beschreibt, kann als der zweite Theil der Donaufahrten des Verfassers betrachtet werden. Aus den besten Quellen geschöpft, mit Geist

aufgefaßt und dargestellt, und mit Kenntnissen und allem bereichert, was den Reisenden der Donau nur interessiren kann, wird es sich gewiß des allgemeinen Beifalls erfreuen, den es verdient.

Folgendes ist der Inhalt: I. Von Engelhardszell bis Aschach. Engelhardszell. — Rana-Riedl. — Marsbach. — Schlägen. — Ober-Michl. — Neuhaus. — II. Aschach. Aschach. — Schaumberg. — Ober-Walsee. — Eschelberg. — Mühllacken. — Bauernkrieg. — III. Von Aschach bis Linz. Puxing. — Efferding. — Ottensheim. — Wilhering. — IV. Linz. Die Stadt. — Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten. — Fabriken. — Nächste Umgebungen. — V. Von Linz bis Mauthausen. Steyereck. — Ebersberg. — Pulgarn. — Luftenberg. — St. Florian. — Tilly's-Burg. — Spielberg. — VI. Mauthausen. Ens. Lorch. — VII. Von Mauthausen bis Grein. Erla-Kloster. — Baumgartenberg. — Nieder-Walsee. — Clam. — Kreuzen. — Grein. — VIII. Von Grein bis St. Nikola. Strudel und Wirbel. — Alte Burgen an demselben. — IX. Von St. Nikola bis Marbach. St. Nikola. — Sarlingstein. — Freistein. — Bösendeug. — Yps. Säusenstein. — X. Von Marbach bis Melk. Marbach. — Maria Taferl. — Pechlarn. — Weidenegg. — Luberegg. — XI. Von Melk bis Spitz. Melk. — Emmersdorf. — Wachau. — Schönbühel. — Aggsbach. — Aggstein. — Willendorf. — Schwallenbach. — Arnsdorf. — XII. Von Spitz bis Dürrenstein. Spitz. — St. Michael. — Wesendorf. — Weißenkirchen. — Rührsdorf. — Dürrenstein. — XIII. Von Dürrenstein bis Stein. Stein. — Mautern. — Krems. — Göttweih. — XIV. Von Stein bis Tuln. Thalern. — Holenburg. Trasenmauer. — Tuln. — Neuzeigen. — Triesdenfee. — XV. Von Tuln bis Nußdorf. Stockerau. — Greifenstein. — Kornneuburg. — Klosterneuburg. — Kallenberg. — Nußdorf. — XVI. Agenda für Fremde bei ihrer Ankunft in Nußdorf und Wien. Schriften über Wien und seine nächsten Umgebungen. — Anhang. 1. Ueber die Bewohner der Ufer der östreichischen Donau. — 2. Einige Bemerkungen über das östreichische Donau-Thal. — 3. Einige oryktologische Bemerkungen über das eigentliche Donau-Thal. — 4. Ueber die Gärten und Garten-Anlagen in und um Wien. — 5. Verzeichniß der von Engelhardszell bis Wien an beiden Ufern der Donau gelegenen Städte, Märkte, Dörfer und Schlösser, nebst Angabe ihrer Entfernungen und der Zahl ihrer Häuser und Einwohner, nach den neuesten Quellen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erzählungen

von

A. T. Beer.

Zwei Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthl.

Inhalt: I. Kallenberg. II. Aus dem Tagebuch eines Dichters. III. Meine Geschichtsforschung in B. IV. Soldaten-Schicksale. V. Erste Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfasser, mit dessen Leistungen das Morgenblatt bekannt gemacht hat, gehört uns streitig zu den besten Schriftstellern im Erzählungsfache; besonders treffend sind seine Schilderungen der Lebensverhältnisse der höheren Stände. In welchen Kreisen sich seine Erzählungen aber immer bewegen, stets zeichnen sie sich durch glückliche Erfindung, entsprechende Ausführung, sittliche Reinheit und gemüthliches Colorit aus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.

Von

August Lewald.

1833 — 34.

2 Theile in einem Bande.

Mit einer Höhenkarte, einem Profil der Wormserstraße, einer Abbildung der schönen Duchserin, Alois von Lichtensteins, des Hofer'schen Hauses zu Passeyer, und vielen Musikalien. Preis cartonn. 3 fl. 36 kr.

Inhalt:

I. Nördliche und östliche Thäler. II. Südliche Thäler. III. Westliche Thäler und Vorarlberg. IV. Anhang: Touren in Tyrol, oder Wegweiser für die verschiedenen Reisen und Ausflüge durch und in Tyrol, mit Angabe der Posten und Postdistancen, so wie aller Merk- und Sehenswürdigkeiten, auch der besten Gasthöfe.

München.

Litterarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

die Blitzableiter,

ihre

Vereinfachung und die Verminderung ihrer Kosten.

Nebst einem Anhang

über das Verhalten der Menschen bei Gewittern.

Eine gemeinfaßliche

Belehrung für die Verfertiger der Blitzableiter, so wie für die Hausbesitzer.

Im Auftrage der

königl. Centralstelle des landw. Vereins in Würtemberg,

verfaßt von deren Mitgliede und wissenschaftlichem Sekretär

Prof. Dr. Plieninger.

Mit 3 Steindrucktafeln und 35 Abbildungen.

Der Gedanke, durch Aufstellung wohlfeilerer Vorrichtungen zu Abhaltung des Blitzes von den Gebäuden dieser wohlthätigen Einrichtung mehr Eingang auch unter den minder begüterten Einwohnern des Landes zu verschaffen, wurde zunächst durch mehrfache, bei der Centralstelle des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg eingekommene Berichte von Blitzschlägen veranlaßt, welche sowohl auf nicht mit Blitzableitungen versehene Wohngebäude und Scheunen der Landbewohner, als auch auf die, zwar mit metallenen Verzierungen auf den Giebeln, jedoch nicht mit Ableitungen versehenen Kirchthürme und Kirchen wiederholt, und mit mehr oder weniger Verwüstungen, in den letzteren Jahren sich ereignet hatten. Die Abfassung dieser Schrift soll, wie es der Titel angibt, eben sowohl den Techniker, welcher mit Verfertigung und Aufrichtung der Blitzableiter zu thun hat, in den Stand setzen, mit Hülfe der verständlichen Zeichnungen die Einrichtung der wohlfeileren Apparate und die Art ihrer Aufrichtung kennen zu lernen und nachzuahmen, als auch dem Hausbesitzer es möglich machen, durch die, nach dem laufenden Schuh berechneten Preise der eisernen Leitungsstangen, so wie durch die angefügten Kostenüberschläge überhaupt, und durch die, in passender und bündiger Uebersicht mitgetheilten Grundsätze und Erfordernisse bei einer Blitzableitung, die Anbringung und Errichtung eben sowohl, als auch die Kosten derselben für sein Haus nach Maaßgabe von dessen Höhe, Standort, Umgebung, Bauart ꝛc. zu beurtheilen und zu berechnen. Was die vorgeschlagene, von der bisher üblichen abweichende Einrichtung der wohlfeileren Blitzableitung betrifft, so ist dieselbe auf die, seit Jahrzehnten gemachten Erfahrungen gegründet, und daher keineswegs, als auf bloßen theoretischen Ansichten beruhend, für unerprobt und zweifelhaft anzusehen. Die Ersparniß an Kosten, welch letztere sich selbst für ein Privatwohnhaus von der geringsten Höhe und Ausdehnung bei der bisherigen kostspieligen Einrichtung zum mindesten auf 80 — 100 fl. belaufen, und deren bedeutender Belang als die Hauptursache anzusehen ist, warum die Errichtung von Blitzableitern sich bis jetzt nur auf die größeren Städte beschränkt hatte, betrifft zunächst die Auffangstange, welche, statt massiv von Eisen und von einer Höhe von 15—20 Fuß zu seyn, nach der neuen Einrichtung eine hölzerne, in das Sparrwerk befestigte Tragestange, nach Art der bei den Pulverhäusern vorgeschriebenen Einrichtung, erhält, auf welcher eine sogenannte Helmspitze von hinreichender Länge und Masse, aus starkem Schmied-

eisen verfertigt, verzinnt und mit einer Spitze von Patentsilber armirt, befestigt, und mit einer starken Ableitung bis zu der Zuleitung auf dem Dachgrat versehen wird. Die zweite Ersparniß betrifft die Wahl der, schon von Reimarus empfohlenen und in Norddeutschland allgemein üblichen, jedoch nicht bleiernen, sondern eisernen oder kupfernen, und nicht auf dem Gebäude unmittelbar angenagelten, sondern auf Tragstiften befestigten Schienen oder Flacheisen statt der Eisenstäbe, welch erstere außer dem Vortheil, bei gleichem Gewicht eine doppelte bis dreifache Oberfläche, also größere Leitungskraft darzubieten, noch durch die Art ihrer Anfertigung und Anbringung vor der Oxydation durch den Regen mehr gesichert sind, als das Stabeisen oder die Drathhöfe, und bei gleichem Gewichte beinahe den dritten Theil des Preises vom Stabeisen kosten. Die dritte Ersparniß betrifft die Versenkung, bei welcher die Umwicklung des Stabeisens mit Tafelblei, durch Einlegung des Stabeisens in ein mit Kohlenpulver gefülltes, hölzernes oder thönernes Versenkungslager, wie dieß in Frankreich in Anwendung ist, erspart wird, eine Einrichtung, welche zugleich auf Schutz des Versenkungsstabes gegen Oxydation mehr berechnet ist, als die Anwendung des Tafelbleies, da die Berührung des Eisens und des Bleies unter dem Einfluß der Erdfeuchtigkeit nothwendig zur baldigen Zerstörung des einen oder des andern oder beider Metalle durch Oxydation hinwirken muß. Durch diese, wie leicht ersichtlich, die Sicherheit der Vorrichtung keineswegs vermindernde Modification wird ein Ersparniß von mehr als der Hälfte der bisherigen Kosten einer Blitzableitung erzielt, welche sich bei niedrigen, ländlichen Gebäuden durch Vereinfachung in der Art der Anbringung und durch Selbstverfertigung der hölzernen Requisite noch weiter treiben läßt. Vorausgeschickt ist eine kurze und populäre Mittheilung der Hauptsätze aus der Lehre von der Gewitterelektricität, auf welche bei der Darstellung und Besprechung der Blitzableitungs-Vorrichtung und der Grundsätze bei ihrer Aufrichtung Bezug genommen wurde, und welche zugleich als Grundlage zu Bekämpfung mancher noch vorhandener, zum Theil abergläubischer Vorurtheile gegen die Blitzableitungen benutzt wurden. Den Beschluß macht ein Anhang über das Verhalten der Menschen bei Gewittern, sowohl in dem mit Blitzableitung versehenen oder nicht armirten Hause, als auch im freien Felde und im Walde. Dieser Anhang, in Verbindung mit der eben erwähnten Einleitung über die Natur der Gewitterelektricität, sichert der Schrift zugleich eine Brauchbarkeit für Belehrungen in Sonn- und Werktagsschulen; in welcher Beziehung dieselbe von der königl. württemb. obersten Staatsbehörde nicht nur zu Anschaffung von Seite der Verwaltungsbeamten für Belehrung der in ihren Bezirken mit Aufrichtung von Blitzableitungen beauftragten Gewerbe, sondern auch zur Anschaffung für die Schulen empfohlen worden ist. — Für Bestellungen in größeren Partien ist der Partienpreis zu 50 kr. netto per Exemplar festgesetzt worden. Der Ladenpreis beträgt 1 fl.

Von demselben Verfasser erschien früher:

Gemeinfaßliche Belehrung
über
den Maikäfer,
als
Larve und als Käfer,
seine Verwüstungen und die Mittel gegen dieselben;
ein Beitrag zu der landwirthschaftlichen Fauna.

Für den Bürger und den Landmann nach fremden und eigenen Erfahrungen zusammengestellt.

gr. 8. brosch. Preis 30 kr.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Eine Erscheinung
aus dem
Nachtgebiete der Natur
durch
eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt
von
Dr. Justinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.

8. Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Diese Schrift enthält die authentischen Aktenstücke und Zeugnisse über ein Phänomen, das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse seyn muß. Dieselben zeigen aufs klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruhte und daß nur diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auf dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Aktenstücke und Zeugnisse, aber keine Theorie gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem angeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufdringen, als seyen solche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Einwirken Verstorbener auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch frei bekennt, daß wenigstens er noch der Zeit keine andere genügendere Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (die dem Herausgeber, wie sich von selbst versteht, auch schon längst sattsam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer
Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

L. E. F. Steinheil.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Verf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dieß in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären, und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der Borkenkäfer.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Forstkäfer,
oder
vollständige Naturgeschichte der vorzüglichsten, den Gebirgsforsten schädlichen Insecten,
hauptsächlich
der Borkenkäfer,
mit Angabe der Mittel zu ihrer Vertilgung,
von
Ernst Thiersch,
k. sächs. Oberförster in Eibenstock, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Mit 2 Kupfertafeln.

Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Inhalt: Der gemeine Borkenkäfer (Bostrichus typographus, *Fabr.*). Der Fichtenborkenkäfer (Hylesinus piniperda, *Fabr.*). Der Lerchenborkenkäfer (Bostrichus laricis, *Fabr.*). Der Tannenborkenkäfer (Bostrichus abieliperda, *mihi.*). Der Kupferflecherborkenkäfer (Bostrichus chalcographus, *Fabr.*). Der Fichten-Rüsselkäfer (Curculio pini, *Lin.*). Der ausspähende Bockdornkäfer (Rhagium Inquisitor, *Fabr.*). Der Kiefernadelkäfer (Luperus Pinicola, *Andr.*). Der Fichtenblattsauger (Chermes abietes, *Lin.*). Holzwespe, Sirex; auch Schwarzwespe, Holzfliege genannt. Der Fichtenwickler (Phalaena (Tortrix)

Digitized by Google

pinetana, *Hübn.*). Der Tannenzapfenwickler (Phalaena [Tortrix] strobilana, *Hübn.*).

Da in mehreren Theilen des würtembergischen und badischen Schwarzwaldes der Borkenkäfer nicht unbedeutende Verheerungen angerichtet, und noch ferner anzurichten droht, so glaubt die Unterzeichnete auf das vorstehende Werk von Neuem aufmerksam machen zu sollen.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1857.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Nikolas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Officin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen, im April 1857.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luzienſteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 4 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gebräuche. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Ansichten

über

Natur- und Seelenleben

von

Joh. Heinrich Ferdinand Autenrieth,

Kanzler der Universität Tübingen,

nach seinem Tode herausgegeben von seinem Sohne

Hermann Friedrich Autenrieth,

ordentl. Lehrer der Heilkunde zu Tübingen.

gr. 8. Preis 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: I. Die Verhältnisse des Lebens und der ihm zu Grund liegenden Kraft. II. Der Instinkt und seine Begründung in dem Bildungstriebe der vegetativen Lebenskraft. III. Natürliche Geschichte des Menschen. IV. Welche Erscheinung ist der Mensch in der Natur? V. Verbindung der Seele mit dem organischen Körper; Entwicklung des Charakters der Persönlichkeit in der Reihe der Wesen. VI. Gründe gegen den Materialismus. VII. Natürliche Hoffnung des Menschen in Bezug auf ein Jenseits. VIII. Die Raumwelt und die Unräumlichkeit der Seele. IX. Meinungen verschiedener Zeitalter vom Sitze der Seele. X. Wissenschaft des Menschen; seine angeborene Beschränktheit hierin.

Vor mehr als dreißig Jahren eröffnete Autenrieth seine Laufbahn als Naturforscher mit einem Umriß der Physiologie, welcher eine wahre Fundgrube der scharfsinnigsten Beobachtungen und wahrhaft divinatorischer Ideen war, die auch für die Wissenschaft die reichsten Früchte getragen haben. Nachdem der geniale Mann in einem reichen, thätigen Leben die mannichfachsten Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, nachdem sein umfassender Geist die höchste Reife erlangt, welche dem Menschen überhaupt dieſſeits beſchieden ist, drängte es ihn in seinen letzten Jahren, seine Weltansicht und seine Ueberzeugungen in einem eigenen Werke niederzulegen. Seine Laufbahn und ganze Geistesrichtung mußten ihn dahin treiben, daß er die Welt des Uebersinnlichen auf dem Grund der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung konstruirte, und die Quelle einer ewig wahren Psychologie in der Physiologie suchte und fand. Er beabsichtigte, vom Standpunkt des Naturforschers aus das Räthsel des Lebens, in seiner sinnlichen Erscheinung und seinem Zusammenhang mit einer übersinnlichen jenseitigen Welt, in einem vollständigen System zu entwikeln. Leider hat der Tod die große, jedoch in den Hauptzügen schon ziemlich weit gediehene Arbeit unterbrochen, aber auch als Bruchstük ist sie von großer Bedeutung, und der Herausgeber, der Sohn des Verstorbenen, hat sich bemüht, indem er die größern Abhandlungen, welche er im schriftlichen Nachlaß seines Vaters fand, mit kurzen Stüken aus frühern Schriften desſelben verflocht, ein Ganzes mit Halt und Zusammenhang darzustellen. Das vorliegende Werk enthält somit, was einer der genialsten Männer, einer der scharfsinnigsten Forscher über die wichtigsten Interessen und theuersten Hoffnungen der Menschheit, über Leben überhaupt, über das flüchtige Auftreten des Menschen auf Erden und seine Stellung im All, über das Verhältniß der Lebenskraft einerseits zum organischen Stoff, andrerseits zur ewigen Quelle alles Lebens, über Raum und Unräumlichkeit der Seele, über die Ansprüche des Menschen auf Fortdauer gedacht und in den letzten Lebensjahren niedergeschrieben hat, und es mag wohl für die Wissenschaft des Uebersinnlichen so viele fruchtbare Keime enthalten, als seiner Zeit jene berühmte Physiologie für die Kenntniß des organischen Körpers.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Obiges ist vorräthig in München in der literarisch-artistischen Anstalt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heilige Familie,

nach Raphael, in Kupfer gestochen von Amsler.

In Folio. Preis auf chinesisch Papier **24** fl. oder **14** Rthlr., lettre gris 18 fl. oder 10 Rthlr. 12 gr., gewöhnl. Papier 12 fl. oder 7 Rthlr.

Litterarisch-artistische Anstalt in München.

№ 7.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Empfehlenswerthe Lehrbücher

für das Erlernen der englischen und französischen Sprache.

Lloyd, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Uebungen versehen. Fünfte Auflage. 8. 1837. 22 Gr.

— —, Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Siebente Auflage. 8. 1834. 16 Gr.

— — und G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Thle. gr. 8. 1836. cart. 2 Thlr. 16 Gr.

Auch unter dem Titel:

A new Dictionary of the English and German languages. In two parts. By *H. E. Lloyd* and *G. H. Noehden.*

— —, Uebersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 12 Gr.

— —, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern.

Auch unter dem Titel:

Gems of the english literature. 8. 1832. 20 Gr.

Hamilton, J., Englisches Lesebuch für Anfänger. Zweite verbesserte Auflage. gr. 8. 1824. 12 Gr.

Abécédaire français. Suivi des élemens d'arithmétique. 8. 1811. 6 Gr.

Debonale, S., Neue französische Grammatik. Zehnte Auflage. 8. 1832. 1 Thlr.

— —, **Cours de langue française.** Ein Uebersetzungsbuch für Schulen. Siebente Auflage. 8. 1828. 1 Thlr. 8 Gr.

— —, Kleine Grammatik für Kinder, mit Uebungen über den Syntax, Dialogen, Erzählungen und einem Vocabular. Dritte verbesserte Auflage. 8. 8 Gr.

— —, Französische und deutsche Gespräche. Ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach J. Perrin herausgegeben. Dritte Auflage. 8. 1835. 16 Gr.

Hamburg, Verlag von **A. Campe.**
Zu beziehen durch

F. A. Brockhaus
in Leipzig.

Tübingen, bei L. F. Fues ist erschienen:

Ritter, Dr. B. Anweisung zur gründlichen Heilung des Unvermögens, den Harn im Schlafe zu halten, zur allgemeinen Belehrung für Aerzte und Nichtärzte. 8. brech. 15 gGr. oder 54 kr.

Diese Schrift behandelt auf eine auch dem Nichtarzte sehr verständliche, deswegen aber nicht minder gründliche Weise ein Uebel, das, obgleich sehr häufig vorkommend, dennoch dem Arzt aus Schamgefühl nur zu oft verhehlt wird, dessen Wichtigkeit aber bei näherer Betrachtung seiner verschiedenen Verhältnisse nicht verkannt werden kann. Dessen ungeachtet ist dieser Gegenstand in unserer gesammten Literatur bis jetzt nur stiefmütterlich behandelt, und daher der Arzt nicht minder, als der sich selbst um Hülfe umsehende Kranke in der Regel in eine ernste Verlegenheit gesetzt. Der Verleger glaubt daher dem Publicum mit dieser Schrift um so mehr einen Dienst zu erweisen, als der Hr. Verfasser, über dessen schriftstellerische Arbeiten sich mehrere Recensionen rühmlichst ausgesprochen, über diesen Gegenstand schon einige kleine Abhandlungen geschrieben und in seinem ärztlichen Berufe demselben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Schwab's Bodensee.

Die Unterzeichnete erlaubt sich den Reisenden nachstehendes, in ihrem Verlage erschienenes Werk in Erinnerung zu bringen:

Der Bodensee

nebst dem

Rheinthal von St. Luziensteig bis Rheinegg.

Ein Handbuch

für

Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie

von

Gustav Schwab.

Mit 2 Karten.

Preis 5 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr. 3 gr.

Dieses Handbuch zerfällt in vier Hauptabschnitte: I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buches noch erhöht.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erste Abtheilung.

Subscriptionspreis für beide Bände 24 fl. oder 14 Rthlr.

Diese, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Drucks übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdies durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt werden. Gleichwohl ist der Preis im Verhältnisse nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der Pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreise schon 24 fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

☞ Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die vollſtändigſten und wohlfeilſten
franzöſiſch-deutſchen und deutſch-franzöſiſchen
Wörterbücher.

Nouveau

Dictionnaire complet

à l'usage des allemands et des français

composé

d'après les meilleurs Dictionnaires des langues, d'arts ou de sciences qui ont paru jusqu'à ce jour,

contenant

l'explication des mots des deux langues, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, un choix d'exemples propres à en faire connaitre l'emploi et les différentes acceptions: les principaux synonymes, les termes du Code français, les monnaies, poids, mesures des divers Etats; les noms de personnes, de pays, de peuples, villes, fleuves etc., qui different par le genre ou par quelque nuance dans la traduction;

par

l'Abbé Mozin.

Seconde Édition,

entièrement refondue et augmentée de plus de 20,000 articles.

IV tom. en gr. 4. chacun d'environ 80 feuilles.

Auch unter dem Titel:

Neues vollſtändiges Wörterbuch

der deutſchen und franzöſiſchen Sprache,

nach den neueſten und beſten Quellen über Sprache, Künſte und Wiſſenſchaften, enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Ausſprache der ſchwierigern, eine Auswahl erläuternder Beiſpiele, die hauptſächlichſten ſinnverwandten Wörter beider Sprachen, die Ausdrücke des franzöſiſchen Geſetzbuches, die Münzen, Gewichte und Maaße der verſchiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichſten Eigennamen von Perſonen, Ländern, Flüſſen ꝛc.

Preis für alle 4 Bände 12 fl. oder 7 Rthlr.

Dieſem Wörterbuche, deſſen Werth von ganz Deutſchland und Frankreich längſt anerkannt iſt, dürfte wohl keines an die Seite geſtellt werden, das ihm an Reichhaltigkeit ꝛc. gleich käme; wir unterlaſſen daher jede Anpreiſung und bemerken nur, daß wir nur für eine gewiſſe Anzahl Exemplare den herabgeſetzten Preis beſtimmt haben; ſobald dieſelben vollends vergriffen ſind, tritt der höhere Ladenpreis von 18 fl. wieder ein.

Petit

Dictionnaire portatif

allemand-français et français-allemand.

Extrait du Dictionnaire de poche complet de l'Abbé Mozin,

contenant les termes les plus nécessaires et leur prononciation; à l'usage des écoles réales et des instituts des deux sexes,

par

l'Abbé Mozin et le **Dr. Eisenbach.**

2 Volumes.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 gr

Kleines
deutsch-französisches und französisch-deutsches,
aus dem
vollständigen Taschen-Wörterbuche Mozin's von ihm und von Dr. Eisenbach
bearbeitetes

Hand-Wörterbuch,

enthaltend
die gemeinnützlichsten Wörter nebst der Aussprache.

Zum Gebrauche der Real-Schulen und Lehr-Anstalten beiderlei Geschlechter bearbeitet.

Zwei Theile.

Dieses Dictionnaire, welches an Vollständigkeit und Reichthum Alles übertrifft, was bisher in diesem Fache geleistet worden ist, und dessen Druck bei weitem größer und für die Augen weniger angreifend ist, als der des Dictionnaire de poche, kann mit Recht dem Sprachkundigen ebensowohl als dem Anfänger, dem Uebersetzer und Geschäftsmann empfohlen werden.

Das Bedürfniß Aller wird mit demselben befriedigt werden. Ueberdieß ist es neben der Gediegenheit und dem Reichthum dieses Wörterbuchs auch noch der ungemein niedrige Preis desselben, der es ganz besonders empfiehlt, und zur Einführung in Schulen und Anstalten, so wie zur Anschaffung für minder Bemittelte geeignet macht.

Der Preis für beide Theile, von 55½ Bogen, ist nämlich ungeachtet der gegen die frühere Berechnung bedeutend vergrößerten Bogenzahl nur auf

1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

festgesetzt. Bei 25 und mehreren Exemplaren wollen wir denselben sogar nur auf

1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

stellen; jedoch ist bei diesen Preisen baare Bezahlung verstanden.

Nouveau

Dictionnaire de poche

allemand-français et français-allemand,

contenant

les mots reçus dans les Dictionnaires modernes de langues ou sciences, la prononciation de ceux qui peuvent offrir quelque difficulté, quantité de phrases etc., propres à en indiquer les diverses acceptions, ou a empêcher de les confondre, les noms propres de personnes, de pays, villes, fleuves etc., qui diffèrent dans l'une ou l'autre des deux langues,

par

l'Abbé Mozin.

Deux Volumes.

Neues
deutsch-französisches und französisch-deutsches

Taschen-Wörterbuch,

welches

die in den neueren Wörterbüchern über Sprachen und Wissenschaften aufgenommenen Wörter, die Aussprache der schwierigeren, viele die verschiedenen Bedeutungen derselben anzeigende und der Verwechselung vorbeugende Redensarten und Erklärungen, wie auch diejenigen Eigennamen der Personen, Länder, Städte, Flüsse ꝛc., die in beiden Sprachen nicht gleichlauten, enthält.

Von

Abbé Mozin.

Der frühere Ladenpreis dieses Taschenwörterbuchs in 2 Theilen war 4 fl. 30 kr.; um dasselbe aber wegen seiner Gemeinnützigkeit auch in Schulen und für Minderbegüterte käuflich zu machen, haben wir diesen bei der großen Bogenzahl immer noch sehr billigen Preis auf

3 fl. oder 2 Rthlr.

für unbestimmte Zeit herabgesetzt.

Digitized by Google

Französische Sprachlehre (Grammaire française) in einer neuen und faßlichen Darstellung, die auf die einfachsten Grundsätze zurückgeführten Regeln, durch viele Beispiele erläutert, und sowohl für Anfänger als solche, welche schon Fortschritte in der französischen Sprache gemacht haben und sich darin vervollkommnen wollen. Von **Abbé Mozin.** Zehnte, umgearbeitete und verbesserte Ausgabe. Preis 1 fl. 24 kr. oder 20 gr.

Diese Sprachlehre enthält außer der größtmöglichsten Ausführlichkeit einen besondern Abschnitt über den französischen Versbau, was gewiß für manche Lehrer oder Liebhaber der französischen Sprache von besonderm Interesse seyn dürfte.

Vollständiger Auszug (Abrégé complet de la grammaire française) der französischen Sprachlehre, oder: Neue und leichte Art, französisch zu lernen durch Darstellung der wesentlichsten Regeln in beiden Sprachen, nebst vielen französischen und deutschen Uebungen über dieselben. Von **Abbé Mozin.** Vierte, mit mehreren Uebungen vermehrte Ausgabe. Preis 1 fl. 12 kr. oder 16 gr.

Dieses Werk ist insbesondere für die deutsche Jugend und für die Schulen bestimmt. Da alle Redetheile in beiden Sprachen abgehandelt sind, so haben die Schüler den Vortheil, daß sie sich mit den beiderseitigen Kunstausdrücken der Sprachlehre bekannt machen können.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Forstbibliothek
für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hartig, G. L., Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache, oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen. 2te stark verm. Aufl. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

— — **Forst- und Jagdarchiv.** 1r—5r Jahrgang. 1816—1820. 16 fl. oder 9 Rthlr. 16 gr.

— — Dasselbe. Fortsetzung. 6r und 7r Band. 6 fl. 36 kr. od. 4 Rthlr.

— — **Lehrbuch für Förster und die es werden wollen.** 3 Theile. Mit einem Kupferstiche. 7te vermehrte und verb. Aufl. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.

— — **Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen.** 2 Theile. Mit einem Kupferstiche und zwei Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Auflage. 9 fl. oder 5 Rthlr.

Hartig, Versuche über die Dauer der Hölzer. Mit einer Steintafel. 45 kr. oder 12 gr.

Hartig's
forstliches und forstnaturwissenschaftliches
Conversations-Lexicon
in zweiter revidirter Auflage
mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. brch. Preis 8 fl. 15 kr. od. 5 Rthlr.

Dieses forstliche und forstnaturwissenschaftliche **Conversations-Lexicon** ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln immer die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da sind die Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf so viele Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche gar nicht gesucht haben würde.

Stuttgart, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei Gelegenheit der vor einiger Zeit in Berlin erschienenen

Jean Paul Fr. Richter's
sämmtliche Schriften
in 60 Bändchen

bringen wir in Erinnerung, daß folgende Schriften von demselben Verfasser in unserm Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen um die nachgesetzten sehr wohlfeilen Preise zu beziehen sind:

Richter, J. P. F., Dämmerungen für Deutschland. 8. 1809. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Ueber die deutschen Doppelwörter;** eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 1820. 36 kr. od. 8 gr.

Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche. 8. 1817. 36 kr. oder 8 gr.

— — **Freiheitsbüchlein** oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 1805. 24 kr. oder 6 gr.

— — **Herbstblumen,** oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 1810—20. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr.

— — **Levana** oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit Ergänzungsblatt. 8. 1814—17. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

— — **Mars und Phöbus.** Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 1814. 12 kr oder 4 gr.

— — **Museum.** 8. 1814. 45 kr. od. 10 gr.

— — **Selina** oder über die Unsterblichkeit. 8. 1827. Herabgesetzter Preis. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Richter, Vorschule der Ästhetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1813. 3 Thle. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 gr., wozu wir unsere Collegen in Stand setzen werden.

Stuttgart, im März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Des
Kaisers Schatten.
Von
A. J. Büssel.

Preis 1 fl. 48 kr.

Die vorliegende Dichtung bildet eine Rundfahrt, die der große Kaiser als Schatten macht. Dem Leser werden alle Bilder seiner Kreuzzüge und Großthaten in dichterischer Form vor die Seele geführt. Die Gemälde, sie sich in ununterbrochener Folge aneinander reihen, umfassen alle Schlachten, alle Umwälzungen und Katastrophen. Kein entscheidender Moment dieser thatenreichen, ganz Europa in seinen Grundfesten erschütternden Leben ist übergangen. Nicht blos der Feldherr, der Eroberer und Sieger, oder der allgewaltige Kaiser ist der Gegenstand der Dichtung, sondern der ganze innere Mensch, der hochbegabt, durch eigene Kraft und durch das Glük emporgehoben, alle Verhältnisse des eigenen Lebens so wie ganzer Völker im Reflex der Selbstbetrachtung anschaut; der alle Empfindungen und Gefühle theilt, und sich als Organ der moralischen Weltordnung in seinem Thatenspiegel erkennt.

Literarisch-artistische Anstalt
in München.

№ 8.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Preis-Herabsetzung von Homers Odyssee

von

JOH. HEINR. VOSS.

Wir finden uns veranlaßt, von der in unserem Verlage erschienenen 5ten Auflage von

Homers Odyssee von **J. H. Voß** mit einer Homerischen Welttafel, einer Karte des Kefalenischen Reichs und einem Grundrisse vom Hause des Odysseus den Preis auf 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr. herabzusetzen.

Durch besondere Umstände war es uns seither nicht möglich, dem so vielfach ausgesprochenen Wunsch, Homers Odyssee einzeln abzugeben, zu entsprechen; um so mehr gereicht es uns jetzt zum Vergnügen, anzeigen zu können, daß die Odyssee nun getrennt von der Ilias, welche beide zusammen seither 3 fl. 6 kr. oder 2 Rthlr. 12 gr. kosteten — um 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr. durch jede solide Buchhandlung zu beziehen ist.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeige,

betreffend

das Staats-Lexikon

oder

Encyklopädie

der

Staatswissenschaften.

In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands

herausgegeben

von

Karl von Rotteck und Karl Welcker.

gr. 8. Altona, Hammerich.

1ster bis 3ter Band.

Subscriptionspreis à Lieferung nur 12 Gr.

Von diesem Werke liegen nun mit der so eben erschienenen 5ten Lieferung des III. Bandes dem Publicum bereits drei Bände vor. Alle Urtheile gelehrter Blätter, wie z. B. die des Repertoriums der Literatur von Gersdorf, der Heidelberger Jahrbücher und der Jenaer Literaturzeitung, die in den Jahrbüchern von Pölitz, in den kritischen und literarischen Blättern der Hamburger Börsenhalle, in der Braunschweiger Mitternachtzeitung u. s. w. vereinigen sich, wie es die Namen der Herren Herausgeber und ihrer berühmten Mitarbeiter erwarten ließen, in der Anerkennung der ausgezeichneten Vortrefflichkeit dieses deutschen Nationalwerkes, welches selbst die in Carlsruhe erscheinende allgemeine Staatszeitung, diese Anerkennung theilend, „ein Ereigniß" nannte. „Kein anderes Werk" — so lautet z. B. eines dieser Urtheile (in dem vorletzt-genannten Blatte vom 21 April 1835) — „ist zur Begründung einer allgemeinen politischen Bildung geeigneter, als das Staatslexikon. Kein anderes verfolgt eine edlere Tendenz mit mehr männlicher Ruhe und gewissenhaftem Eifer; keines verbindet mit einer lichtvollen verständlichen Darstellung mehr erschöpfendes Wissen und belehrendere Gründlichkeit. Kein anderes Mittel, auch nicht das gewaltsamste des Despotismus oder das beißendste

des Witzes, vermöchte eine bejammernswerthe und erschreckende Kannegießerei und ein nichtssagendes Freiheitsschreien v. J. 1830 sichrer zu zerstören, als die Verbreitung jenes Geistes und jener Kenntnisse, die dem Staatslexikon angehören."

Kaum aber kann man von einer so reichen Sammlung der verschiedenartigsten Artikel von verschiedenen Verfassern ein größeres Lob aussagen, als dasjenige, welches schon früher (1835 Nr. 129) die Jenaer Litteratur-Zeitung in der Anerkennung aussprach, daß „dasselbe nicht bloß so vieles Herrliche und Treffliche, sondern auch fast keinen bloß mittelmäßigen Artikel enthalte;" — ein Urtheil, welches jetzt die neueste Anzeige in dem Leipziger Gersdorf'schen Repertorium der Litteratur (Heft IX. 1273) bestätigt, indem sie mit der Bemerkung beginnt: „bei einem solchen Werke, in welchem jeder Artikel auf ausgezeichneten wissenschaftlichen Werth Anspruch mache, müsse auch das Publicum ein langsameres Erscheinen und eine etwas größere Ausdehnung selbst billigen."

Dennoch begegnet auch in den beiden letzten Beziehungen die auf dem Umschlage der 5ten Lieferung des III Bandes von den Herren Herausgebern dem Publicum gegebene förmliche Versicherung — welche hiermit auch die Verlagshandlung zu der ihrigen macht — manchen falschen Besorgnissen. „Wir können" — so sagen nämlich die Herren Herausgeber — „jetzt dem Publicum die bestimmte Versicherung geben, daß unser Werk mit dem neunten oder höchstens mit dem zehnten Bande beendigt werden wird. Dieses kann auch ohne Unvollständigkeit der Ausführung geschehen.

Fast beispiellos ist es in der deutschen Litteratur, so viele der größten Geister an einem Werke thätig zu sehen; aber nur so ist es möglich, ein classisches Werk wie das Staats-Lexikon herzustellen.

Der Subscriptionspreis

für jede Lieferung ist nur 12 Gr. und in sämmtlichen Buchhandlungen in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Frankreich und England sind die erschienenen Bände zu haben.

Altona, im December 1836.

J. F. Hammerich's Verlagshandlun

Die achte Originalauflage

des

Conversations-Lexikons

vollständig in 12 Bänden,

und in einem neuen Abonnement in monatlich erscheinenden Bänden.

Es gereicht mir zu großem Vergnügen den zahlreichen Subscribenten auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons anzeigen zu können, daß mit der eben ausgegebenen 21sten und letzten Lieferung das Werk vollständig geworden ist. Wohl hätte ich gewünscht, die achte Auflage schneller zu beendigen, aber im Interesse des Publicums glaubte ich nichts versäumen zu dürfen, was dem Werke zum Vortheile gereichen konnte, und die sorgfältigste Redaction, die ich mir zur Pflicht gemacht, gestattete bei der starken Auflage kein schnelleres Fortschreiten des Drucks.

Seit vielen Jahren zum ersten Mal ist das Conversations-Lexikon wieder vollständig in allen Buchhandlungen zu dem Subscriptionspreise von

16 Thlr. für die Ausgabe auf gutem Druckpapier,
24 Thlr. auf feinem Schreibpapier,
36 Thlr. auf extrafeinem Velinpapier

zu erhalten.

Obwohl diese Preise allgemein als äußerst billig anerkannt sind, so dürfte doch für viele die Anschaffung des Werks auf Einmal zu schwer fallen. Um nun den Wünschen solcher Bücherfreunde möglichst zu entsprechen, habe ich mich entschlossen,

ein neues Abonnement,

auf die achte Auflage des Conversations-Lexikons eintreten zu lassen, und

monatlich vom 1 Julius dieses Jahres an

einen ganzen Band zu dem Preise von 1 Thlr. 8 gr. für die Ausgabe auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier, 3 Thlr. auf Velinpapier, zu versenden, wonach sich also die Ausgabe auf ein ganzes Jahr vertheilt. Sollten Jemandem noch längere Termine wünschenswerth seyn, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt sie zu gewähren, und da die achte Auflage vollständig erschienen ist, so kann ich in allen Fällen die größte Pünktlichkeit in der Ablieferung zusagen.

Leipzig, im Mai 1837.

F. A. Brockhaus.

Vorräthig in der litterarisch-artistischen Anstalt in München.

Für Lesezirkel und Leihbibliotheken beachtenswerthe Anzeige.

Im Verlage von F. E. C. Leuckart in Breslau ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Zizine.

Nach dem Französischen des

Ch. Paul de Kock,

von

Dr. Julius Sincerus.

2 Theile. Elegant broch. 1 Thlr. 18 gGr.

Die außerordentlich günstige Aufnahme, die diesem Roman in der Originalsprache zu Theil wurde, machte eine deutsche Uebersetzung wünschenswerth. Die bereits erschienenen Beurtheilungen dieser Ausgabe sprechen sich äußerst vortheilhaft darüber aus.

Bei dem für belletristische Werke beispiellos billigen Preise hat die Verlagshandlung weder Kosten noch Mühe gescheut, diesen Roman eine allen Anforderungen entsprechende, moderne äußere Ausstattung zu geben, so daß sich diese Ausgabe auch ganz besonders zu Geschenken eignen dürfte.

Bei Friedrich Schulthess in Zürich ist so eben erschienen:

Lebensbilder aus beiden Hemisphären. Vom Verfasser des Legitimen, der Transatlantischen Reiseskizzen, des Virey ꝛc. 4 und 5r Theil. Pflanzerleben, 8. br. 5 fl. 36 kr. 6r Theil. Nathan, der Squatter Regulator oder der erste Amerikaner in Texas. 8. br. 4 fl.

Tübingen bei L. F. Fues ist erschienen:

Warnkönig, L. A., Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahre 1305. II. Bandes zweite Abtheilung. gr. 8. 3 Thlr. 6 ggr. oder 5 fl. 30 kr.

Ein neuer Roman von Penseroso,

bei A. Wienbrack in Leipzig verlegt, und an alle Buchhandlungen so eben versandt:

Die beiden Alberts

oder

der Homöopath.

3 Theile. 8. 3 Thlr. 18 gr.

Auch in diesem Werke des rühmlichst bekannten Verfassers zeigt sich wieder ganz die vortreffliche Darstellungsgabe, die lebendige Sprache und der treffende Witz, der das Gemüth zu erheitern, die Zeit zu kürzen und im gebildeten Familienkreise Stoff zur angenehmen Unterhaltung zu geben weiß.

In demselben Verlage erschien auch zugleich von der rühmlichst bekannten Verfasserin Wilhelmine Lorenz ein höchst interessanter Roman:

Die Reise nach Rom.

2 Theile. 8. 2 Thlr. 8 gr.

Bei uns erschien und ist bereits an die betreffenden Buchhandlungen als Fortsetzung versandt:

BESCHREIBUNG

der

STADT ROM

von

Ernst Platner, Carl Bunsen, Ed. Gerhard und Wilh. Röstell.

Mit Beiträgen von *B. G. Niebuhr* und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann.* Erläutert durch Pläne, Ansichten und Aufrisse von den Architekten *Knapp* und *Stier*, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti.*

gr. 8. IIIr Band 1ste Abtheilung. 7 fl. oder 4 Rthlr. 12 gr.

Bilderheft dazu, 2te Abthlg. in 12 Blättern. 10 fl. 48 kr. od. 6 Rthlr. 8 gr.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

PARIS

im

Jahre 1836.

Mit einem Stadtplan von Paris.

8. Velinpap. in Umschlag brosch. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Der Herr Verfasser hat die Hauptstadt Frankreichs in den verschiedensten Zeiträumen und von den verschiedensten Sehwinkeln aus zu beobachten Gelegenheit gehabt.

Seine frühern und seine neuesten Bemerkungen bilden die Darstellung, in welcher er das sociale, das sittliche und das gewerbliche Leben der großen Stadt in dem auf dem Titel bemerkten Zeitraume zusammenzufassen sucht. Je einflußreicher diese Großstadt auf das Schicksal Frankreichs nicht allein, sondern selbst auf den allgemeinen Gang der Gesittung und der Geschichte unseres Jahrhunderts schon gewesen, um so mehr Interesse wird diese Darstellung erregen, in welcher man den geistreichen Verfasser von „Rom im Jahr 1833" wieder erkennt. Denjenigen, welche Paris erst besuchen wollen, wird sie zum nützlichsten Vademecum dienen, besonders die ersten Kapitel: Reise nach Paris, des Reisenden drei ersten Tage, und der Grundriß der Stadt, und Diejenigen, welche Paris schon kennen, werden durch dieselbe auf's angenehmste unterhalten, ihre Erinnerung lebendigst wieder aufgefrischt finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Correspondenzblatt

des

k. württemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band X, Jahrgang 1836.

Zweiter Band. Drittes Heft.

Mit zwei Steintafeln.

gr. 8. Preis des Jahrgangs in 6 Heften 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt:

I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Untersuchung des specifischen Gewichtes des Saftes verschiedener Runkelrübensorten, von Prof. Pleininger. 2) Die mittlere Temperatur der Sommermonate im Jahr 1836, von Prof. Pleininger. 3) Ueber den Erfolg mehrerer bei dem Legen der Kartoffeln gemachten Versuche, von Beyhold. 4) Beschreibung der von Fabrikspächter Haiter in Hohenheim erfundenen Räderzapfenschneidmaschine, Nebst Zeichnung. 5) Der neuseeländische Flachs, Phormium tenax. Von Prof. Pleininger. — II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. a) Preisertheilung für Oelseife-Bereitung. b) Gerben mit Weintraubenkernen. c) Zur Naturgeschichte des Hertsfeldes. d) Der Riesenkohl. e) Ueber die gesetzliche Länge der Weinpfähle. f) Die Seidenfabrik zu Sulz a. N. g) Zeugniß. — III. Beiträge zur Vaterlandskunde. Elfter Jahresbericht über die Witterungs-Verhältnisse in Würtemberg vom Jahr 1835, von Prof. Pleininger. — IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber die Verwüstungen der Maikäfer. 2) Ueber Anwendung des Chlors zu Steigerung der Keimkraft der Samen. 3) Anwendung des Photometers (Lichtmessers) zu Messung verschiedener Hitzegrade. — V. Literatur. 1) K. Conte Modena, populäre Anleitung über die Bohrung und Verfertigung der sogenannten artesischen Brunnen für Techniker und Nichttechniker. 2) P. Partsch, die artesischen Brunnen in und um Wien, von Frhrn. v. Jacquin. 3) Die denkwürdigen artesischen Brunnen zu Oberdischingen in Württemberg, in geognostisch-hydrographischer und constructiver Beziehung. Ausführlich dargestellt von A. E. Bruckmann. — Allgemeine Inhaltsübersicht. Sachregister. Namenregister. Meteorologische Tabellen aus Stuttgart: 1836 Tab. XI. u. XII. November und December, nebst Jahrestabelle.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

JAHRBUCH

für 1837.

Herausgegeben

von

H. C. Schumacher,

mit Beiträgen von

Gessel, Hansen, A. v. Humboldt, Moser, Olbers und Paucker.

Mit einer Lithographie.

8. kart. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt:

Astronomische Ephemeride. Die Sternschnuppen, von Olbers. Allg. Uebersicht des Sonnensystems, von Hansen. Von den Erscheinungen, welche der Halleysche Komet gezeigt hat, von Bessel. Ueber zwei Versuche den Chimborazo zu besteigen, von A. v. Humboldt. Tafeln zur Bestimmung der Höhen vermittelst des Barometers, von Gauss. Tafeln zur Verwandlung der Barometerscalen. Tafeln zur Ver-

Digitized by Google

wandlung der Thermometerscalen. Tafeln zur Reduktion des engl. Barometers. Tafeln zur Vergleichung der franzöſs. und engl. Maaße. Specifische Gewichte. Ausdehnung der Körper. Bestimmung der russischen Maaße und Gewichte von Paucker. Noch etwas über Sternschnuppen, von Olbers.

Stuttgart und Tübingen, März 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen und bereits an die Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Sämmtliche Dichtungen

von

J. G. v. Weſſenberg.

5tes Bändchen.

Subscriptionspreis brosch. 12 gr. oder 45 kr.

Den Subscriptionspreis für

alle 5 Bändchen zusammengenommen 2 Rthlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

lassen wir, da nun das Werkchen beendigt ist, noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

L. E. F. Steinheil.

gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Verf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dieß in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären, und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Versuch einer Physiologie der Sprache

nebst

historischer Entwiklung der abendländischen Idiome nach physiologischen Grundsäzen,

von

Dr. R. M. Rapp.

Auch unter dem besondern Titel:

Die vergleichende Grammatik als Naturlehre dargestellt.

gr. 8. Preis 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt: Einleitende Betrachtungen. I. Die Analogien auf den beiden Gebieten der Naturlehre. II. Werth der vergleichenden Grammatik. III. Materie der Sprachlehre. **Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht. Erstens die Lautlehre. Einleitung. Die Lehre vom Vokal.** Vorbemerkungen. 2) Der Vokal als Einheit betrachtet. 3) Vom Diphthong. 4) Vokalische Assimilation. **Die Lehre vom Konsonant.** 1) als Einheit. 2) Konsonantische Doppellaute. 3) Physiologische Betrachtungen über die Konsonanten. I. Natürliche Entwikelung der Schlaglaute. II. Wechsel der Gebiete. III. Beobachtungen an den Hemmlauten. IV. Konsonantische Assimilation. Vermittlung der theoretischen Ansicht der Laut-Physiologie mit der historischen. **Physiologie. Erste Abtheilung: Theoretische Ansicht. Zweitens die Tonlehre.** 1) Quantitätslehre. 2) Accentlehre. 3) Rhythmenlehre. 4) Reimlehre. **Physiologie. Zweite Abtheilung: Historische Ansicht.** A. Alte Sprachen. **I. Griechisch.** 1) Das Vokalsystem. 2) Die Diphthonge. 3) Physiologische Betrachtungen über die Vokale. 4) Das Mitlautersystem. 5) Physiologische Betrachtungen über die Konsonanten. 6) Quantität und Accent. 7) *Ueber* den praktischen Werth dieser Untersuchungen. Probstüke griechischer Orthoepie. 1) Die epische Heldenpoesie. 2) Die attische Theaterpoesie. 3) Die dorische Idyllpoesie. **II. Lateinisch.** 1) Die Vokale. 2) Die Konsonanten. 3) Quantität. Probstüke. 4) Der Iktusvers der alten Komiker. 2) Der quantitirende Vers der präcisirten Periode. **III. Gothisch.** 1) Vokale. 2) Konsonanten. Probstüke aus Ulfilas.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Vorräthig in der litterarisch-artistischen Anstalt in München.

Anzeige einer neuen Ausgabe der GESTA ROMANORUM.

An Unterzeichneter wird erscheinen:

GESTA ROMANORUM.

Neu herausgegeben

von

Dr. Adelbert Keller.

Inhalt:

I. Lateinischer Text, mit Proben von Bearbeitungen in andern Sprachen.

II. Allgemeine Abhandlungen. Die Novellenlitteratur des Mittelalters. — Novellensammlungen. — Gesta Romanorum. — Orientalische und classisch-antike Elemente; Geschichte, Sage, Legende. — Entstehung der Sammlung; Verfasser, Ort und Zeit der Abfassung. — Die verschiedenen Umgestaltungen des Buchs unter andern Völkern und in andern Zeiten. — Handschriften und Drucke.

III. Litterarhistorischer Commentar über die einzelnen Erzählungen, Angabe ihrer Quellen und der verschiedenen ältern und neuern Bearbeitungen und Nachahmungen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

№ 9.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Deutsches Nationalwerk für alle Stände.

Das erste Heft vom

Handbuch des Wissenswürdigsten

aus der

Natur und Geschichte der Erde

und

ihrer Bewohner.

Von

Dr. L. G. Blanc, Domprediger und Professor zu Halle.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Preis der Ausgabe mit Atlas, à Heft 12½ Sgr. — 10 gGr. — 45 kr. rhein. — 40 kr. Conv. Val.

Preis der Ausgabe ohne Atlas, à Heft 7½ Sgr. — 6 gGr. — 27 kr. rhein. — 24 kr. Conv. Val.

Ein unentbehrliches Hand- und Hülfsbuch für alle diejenigen, welche nach Bildung und Vermehrung ihrer Kenntnisse streben; ein herrliches Erinnerungsbuch für alle Gebildete, welche früher Gelesenes und Erlerntes sich wieder ins Gedächtniß rufen wollen!

Wer sich mit dem Inhalt von Blanc's Handbuch vertraut gemacht hat, und so in klarer, gedrängter Uebersicht das Wissenswürdigste aus der Natur und Geschichte der Erde und ihrer Bewohner überblickt, der darf sich dreist zu den Gebildeten zählen.

Halle, im Mai 1837.

C. A. Schwetschke & Sohn.

Werk über Amerika.

Von dem Verfasser des mit so allgemeinem Beifall aufgenommenen „Amerika und die Amerikaner" erscheint wo möglich noch im Laufe dieses Jahres im Verlage der Unterzeichneten:

Die

Aristokratie in Amerika.

Mit Biographien und Bildnissen

von

Jackson, van Buren, Daniel Webster, Clay, Calhoun etc.

Von

FRANCIS GRUND.

Dieses von dem Verfasser in deutscher Sprache geschriebene Werk wird gleichzeitig in englischer Uebersetzung in Nordamerika und England ausgegeben, und mit Bildnissen der obengedachten ausgezeichneten Staatsmänner geschmückt werden.

Stuttgart, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Litterarische Anzeige.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen:

Der Renegat, oder Abenteuer, Reisen und Irrfahrten politischer Flüchtlinge in Spanien und Afrika von **K. Arnaud.** Frei nach dem Französischen von Carlo Albano. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

Als Beweis, daß dieß Buch ein werthvolles, bemerken wir, daß die bekanntesten und geachtetsten Zeitschriften dasselbe äußerst rühmlich erwähnt haben, und erlauben wir uns hiermit, zwei der neuesten Beurtheilungen anzuführen. Die Zeitung für die elegante Welt gibt von demselben in der No. 95 d. J. folgendes Urtheil ab: „In der unscheinbaren Form eines gewöhnlichen schlichten Romans erhalten wir hier ein Werk, welches einen nicht unbedeutenden Beitrag liefert zur Kenntniß fremder Sitten und fremder Völker. Der Verfasser, Officier in der Armee der Christinos, wurde mit einigen Waffengefährten wegen politischer Projecte in Spanien geächtet, und sie flohen mit großer Mühe und Gefahr nach Afrika. Hier war ihr Leben von neuem bedroht, und um dem Tode durch Henkershand zu entgehen, bekannten sie sich zum Islam. Ihre Lage war indeß nichts weniger als neidens-

werth und wurde bald so unerträglich, daß sie zu fliehen beschlossen; bei der Flucht ertappt, wurden sie gefangen genommen, den Sklaven gleich behandelt und in das Innere geschleppt. Nach fast unglaublichen Fährnissen, Abenteuern und Leiden gelang es ihnen endlich sich zu retten. Diese Erlebnisse sind an und für sich so interessant und anziehend, daß ein Roman mit der reichsten Fülle von Erfindung ihnen an Mannichfaltigkeit der Scenen, an wilder Romantik und Spannung kaum gleich seyn dürfte. Die Unglücklichen aber haben ihr Elend durch wissenschaftliche Forschungen zu mildern, oder doch auf Augenblicke zu vergessen gesucht, und Stoff zu einer Schilderung der Barbaresken-Staaten gesammelt, den sie in diesem Buche niederlegten und uns damit ein treues, wenn auch nicht schönes Bild jener Länder und der sie bewohnenden halbwilden Völker geben; nur die selbsteigene Anschauung und sorgfältige Beobachtung kann eine so vollständige und klare Darstellung der Sitten und Volkseigenthümlichkeiten geben, wie wir sie hier finden. Zu einer Auswanderung nach Afrika nun dürfte das Buch schwerlich Jemanden anreizen, wohl aber jedem Leservereine recht angenehme Unterhaltung gewähren; und zwar um so mehr, da das Ganze in einem pikanten, gedrängten Style und sprachlicher Lebendigkeit geschrieben ist, die der Uebersetzer gewandt wiederzugeben wußte."

Die litterarischen Blätter zum Gesellschafter sprechen sich darüber in einer längern Beurtheilung (Nro. 13 d. J.) unter Anderm so aus:

„Das genannte Buch ist unstreitig eines der interessantesten, die in diesem Genre erschienen sind. Wenn der Referent gesteht, es mit etwas Mißbehagen — wie es freilich oft demjenigen beschleicht, der seiner Pflicht zufolge ans Lesen eines zweibändigen Werks gehen soll, ohne durch den Namen des Verfassers irgend ein Interesse in demselben im voraus zu haben — begonnen, sodann aber mit der gesteigertsten Aufmerksamkeit von Blatt zu Blatt und endlich mit einer Lust und Sucht gelesen zu haben, deren er sich nur aus seinen Flegeljahren zu erinnern weiß, so wird man vielleicht glauben, daß die Pikanterie eines frivolen, oder im Gegentheil die Größe eines hohen geistreichen Werkes nur diese Wirkung hervorrufen kann. Keines von diesem. Die Bücher besprechen die wirklichen Abenteuer wirklicher Flüchtlinge, wie sie entweder in Wahrheit existirt haben, oder hätten existiren können. Gefahren und Abenteuer dieser Reisen, die Schilderungen des Landes, der Menschen, der derligen Lebensart nach jeder Richtung hin, mit der treuesten Wärme und Innigkeit, den sichersten und auch wahrscheinlichsten Farben, endlich aber die Rückreise und Flucht dieser Unglücklichen, erhält den Leser in einer solchen Spannung, wie man sie etwa im zehnten Lebensjahre bei seinem Robinson gefunden; hat man aber dieß Buch durchgelesen, so sieht man erst recht, daß man seine Zeit nicht durch Kurzweil getödtet hat, denn schwerlich wird eine Reisebeschreibung ein so treues Bild eines Landes zurücklassen, wie dieß Werk von Afrika. Freilich muß man vermuthen, daß es im Sinne Frankreichs geschrieben ist, um eben die Cultur Afrika's als Pflicht ans Herz zu legen; aber um so bewundernswürdiger erschiene der Verfasser, wenn die Geschichte nur fingirt wäre; denn eine solche herrliche Charakteristik durch jeden Theil der berührten Gegenden, sowohl der Menschen, des Landes, der einzelnen Personen, welche die Geschichte berührt, ferner der Sitten, der Gebräuche, der Gefahren sowohl in der Verberei wie in der Heimath, sowohl zu Lande wie zur See, all dieses so wahrhaft im Geist des wirklich Geschehenen zu fingiren, ist meisterhafter, als die wirkliche Wahrheit merkwürdig ist. — Welches der Fall, kann vorläufig gleich gelten, genug, wenn wir dieß Buch als eines der interessantesten, die wir kennen, allen Lesern jedes Standes und Alters empfehlen." R — n.

Leipzig im Junius 1837.

Fischer & Fuchs.

Allgemeine THEATER-REVUE,

herausgegeben

von

August Lewald.

Zweiter Jahrgang 1837.

Mit dem Porträt der Mad. Julie Rettich.

gr. 8. kart. Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr.

Nachdem sich jetzt gewichtige Stimmen über dieses Unternehmen auf das Günstigste ausgesprochen haben und eine erhöhte Theilnahme für dasselbe sich augenscheinlich entfaltet hat, glauben wir es nicht verabsäumen zu dürfen, das große Publicum, dem das Theater doch sehr am Herzen liegt, wiederholt auf diese interessante Erscheinung aufmerksam zu machen, und damit die bestimmte Anzeige zu verbinden, daß die Allgemeine Theater-Revue fortgesetzt werden wird. Das Umfassende des ursprünglichen Planes erheischt dieß um so mehr, da bei dem Reichthum an Stoff und der erfreulichsten Mittheilungen von schätzbaren Händen, erst in einer Reihe von Jahrgängen nach und nach der Werth des Ganzen sich herausstellen, und als wahres Bedürfniß sowohl für den Künstler als Kunstfreund sich bewähren wird.

Im gehaltvollen zweiten Jahrgange liefert Herr Dr. Peucer einen sehr schätzbaren Beitrag über die ersten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Oper, und legt damit der deutschen Lesewelt in übersichtlicher, geschmackvoller Auswahl vor Augen, was sonst nur dem Forscher in vielen staubigen Pergamentbänden zugänglich war. — Herr v. Varnhagen von Ense spendete aus dem fast unversiegbaren Schatze von Kunstansichten, die in Rahels Nachlasse sich vorfanden, eine pikante Zusammenstellung neuer einleitenden, verbindenden und schließenden Bemerkungen, die hohe Beachtung verdienen. — Herr Dr. Woldemar Seyffarth in London setzt die im ersten Jahrgange begonnene Abhandlung über das englische Theaterwesen fort. Der Stoff wird interessanter, je mehr wir uns der neuern Zeit nähern; besonders anziehend sind die Quellen-Nachrichten von berühmten Schauspielern. — Herr Jules Janin in Paris schreibt an den Herausgeber über den jüngsten Zustand der Pariser Bühnen, und verbreitet sich in seiner geistreichen Weise über die neuesten erscheinenden Werke. Es ist zum erstenmale, daß wir über diese Sache etwas vernehmen, was mit besonderer Beziehung auf Deutschland geschrieben worden wäre. — Die Herren Gerle und Uffo Horn bereicherten das Buch mit einem immerhin gelungenen Lustspiele, welches auch bald von den Bühnen herab den ihm zuerkannten Preis rechtfertigen wird. — Von dem Herausgeber endlich sind zwei Artikel geliefert worden, die für Bühnenfreunde wie Bühnenkünstler ihren Werth haben dürften und von des Verfassers genauer Bekanntschaft mit diesen Zuständen ein Zeugniß ablegen. — Zum Schluß ist wie im vergangenen Jahr ein erheiterndes Gemisch von mannichfaltigen Zügen aus der Theaterwelt unter dem Titel: „Curiositäten," dem Buch angehängt, und in dem kurzen Vorworte wird über die, nach verschiedenen Seiten hin interessirende Preisaufgabe und deren Lösung Rechenschaft gegeben. — In dem Dritten darf sich der Leser eine noch reichere Ausbeute versprechen; eine Reihe humoristischer Briefe von Heinrich Heine an den Herausgeber „über die letzten Gründe der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters" dürfte hier wohl vor Allem herausgehoben werden. — Ein Preis wird in diesem Jahre nicht ausgesetzt, wohl aber vielleicht im nächsten stattfinden, worüber später das Nähere bekannt gemacht werden wird.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** erschien und ist durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.

Tomes I—III, et IV. No. 1—3. (Nos 1—29.) gr. 8. 7 Thlr. 12 gr.

Die durch äußere Umstände unterbrochene Fortsetzung dieser höchst interessanten Sammlung wird von jetzt ab wieder in kurzen Zwischenräumen geliefert werden.

Leipzig, im April 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die heilige Familie,

nach Raphael, in Kupfer gestochen von Amsler.

In Folio. Preis auf chinesisch Papier **24** fl. oder **14** Rthlr., lettre gris 18 fl. oder 10 Rthlr. 12 gr., gewöhnl. Papier 12 fl. oder 7 Rthlr.

Litterarisch-artistische Anstalt in München.

Um nachstehende Werke gediegenen Inhalts, deren Werth längst durch die Kritik anerkannt wurde, einer größern Verbreitung fähig zu machen, habe ich mich entschlossen, die Preise derselben auf unbestimmte Zeit zu ermäßigen, und empfehle mich zu gütigen Aufträgen.

Liechtenstern, J. M. Freiherr v., Historisch-statistische Uebersicht sämmtlicher Provinzen und Bestandtheile des Königreichs Bayern. gr. Fol. 1823. Druckpap. 2 fl. 24 kr., jetzt 1 fl. 12 kr. Schreibpap. 3 fl. 18 kr., jetzt 1 fl. 36 kr.

Rudhart, Dr. J. Ritter v., Geschichte der Landstände in Bayern. 2 Bände. 1819. 2 fl. 24 kr., jetzt 1 fl. 48 kr.

— — Uebersicht der vorzüglichsten Bestimmungen verschiedener Staatsverfassungen über Volksvertretung. Fol. 1818. 2 fl. 24 kr., jetzt 1 fl. 12 kr.

Schmeller, Dr. J. A., Prof., Die Mundarten Bayerns, grammatikalisch dargestellt. gr. 8. 1821. 3 fl. 36 kr., jetzt 2 fl. 24 kr.

Speth, J. B., Domcapitular und Canonicus, Die Kunst in Italien. 1r Thl.: Verona, Mantua, Modena, Bologna, Florenz. 2r Thl.: Siena, Rom. 3r Thl.: Rom, Neapel. Mit Kpfrn. 78 Bog. 1823. 8 fl. 24 kr., jetzt 5 fl. 24 kr.

München, im Junius 1837.

Joseph A. Finsterlin.

So eben wurde fertig:

Georg Schobri, der Räuberhauptmann in Ungarn. Ein Charaktergemälde der neuesten Zeit. Nach dem Ungarischen des Ladislaw Hollós Székhely bearbeitet und herausgegeben von ** ***. 1r Theil, Preis für beide Bände 1 Rthlr. 15 gr.

Kühnheit und Großmuth dieses Räubers, so wie die Stärke seiner Bande, haben die Augen von Europa auf ihn gerichtet. In romantischem Gewand ist hier sein bewegtes Leben im Zusammenhang gegeben und der Lesewelt ein Bild Ungarns, eines Landes, das so gesegnet und so besonders gestaltet und von den verschiedensten Nationen bevölkert ist.

Der 2te Band ist schon im Druck und folgt sehr bald.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Tübingen, bei L. F. Fues ist erschienen:

Osiander, J. E. Prof. Apologie des Lebens Jesu gegen den neuesten Versuch, es in Mythen aufzulösen. gr. 8. broch. 1 Thlr. 18 gGr. oder 3 fl.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Lenau's Faust.

Von

Dr. Johannes Martensen.

Preis 30 kr. oder 8 gr.

Stuttgart u. Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen

des

Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung

von

Friedrich Rückert.

2 Theile gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk, des als Orientalist nicht minder denn als Dichter sich auszeichnenden Verfassers, das bei seiner ersten Erscheinung vor zehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier in erneuter, vervollständigter, und von allem gelehrten Beiwerk befreiter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch den verdienten allgemeineren Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Goethe's Werke.

Ausgabe in Zwei Bänden.

Mit Stahlstichen und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erste Abtheilung.

Subscriptionspreis für beide Bände 24 fl. oder 14 Rthlr.

Diese, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erst jetzt (durch die Ordner seines Nachlasses) aufgefundener Gedichte und dramatischer Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht sich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Drucks übertrifft sie noch unsere neueren Ausgaben von Schiller, welche so allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdieß durch eine Reihe von Stahlstichen nach den ausgezeichnetsten Künstlern geschmückt werden. Gleichwohl ist der Preis im Verhältnisse nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und ansehnlich wohlfeiler als der Pariser Nachdruck, der im Pränumerationspreise schon 24 fl. kostet, dem nur das Bildniß Goethe's und dessen Facsimile beigegeben ist, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausstattung weit hinter dieser Ausgabe zurücksteht.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen früheren:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.

2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neu hinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter und der Pandora; ein Lustspiel: die Wette; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.

3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Eine summarische Jahresfolge soll am Schluß des zweiten Bandes angehängt werden.

☞ Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiffer-Sagen.

Gesammelt

von

A. v. Sternberg.

2 Theile. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Einleitung. — Der arme Thoms oder die versunkene Stadt. — Die rothe Perle. — Meerlilie. — Der Wetterbeschwörer. — Klabautermann. — Die Seelen der Ertrunkenen. — Scylla, ein antikes Schiffermährchen. — Das Mährchen von der verliebten Auster. — Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp,

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Duyong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeter. Balaenopiera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen und bereits an die Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Sämmtliche Dichtungen

von

J. G. v. Wessenberg.

5tes Bändchen.

Subscriptionspreis brosch. 12 gr. oder 45 kr.

Den Subscriptionspreis für

alle 5 Bändchen zusammengenommen 2 Rthlr. 12 gr. oder 3 fl. 15 kr.

lassen wir, da nun das Werkchen beendigt ist, noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden

Paley's natürliche Theologie,

mit Bemerkungen und Zusätzen

von

Lord Brougham und Sir Charles Bell.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben

von

Dr. H. Hauff.

Mit 25 Holzschnitten.

gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

William Paley's natürliche Theologie ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahr erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lord-Canzler **Brougham** und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen **Karl Bell**; dies veranlaßte die deutsche Bearbeitung. — Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre, einerseits eine religiöse Ueberzeugung zu begründen, andrerseits die Lust zum Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reifern Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferem Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. — Durch **Bells** einen Anhang bildende, höchst geistreiche Skizzen von mehreren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht blos dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Technologisches Lexikon,

oder:

Genaue Beschreibung aller mechanischen Künste, Handwerke, Manufacturen und Fabriken, der dazu erforderlichen Handgriffe, Mittel, Werkzeuge und Maschinen, mit steter Rücksicht auf die Bedürfnisse der neuesten Zeit, auf die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen, der dabei anzuwendenden geprüftesten chemischen und mechanischen Grundsätze und einer vollständigen Litteratur aller Zweige der Technologie, sammt Erklärung aller dort einschlagenden Kunstwörter,

in alphabetischer Ordnung.

Von

Dr. Joh. Heinrich Moritz Poppe,

Hofrath und ordentl. Professor der Technologie in Tübingen, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

5 Bände gr. 8. mit 47 Kupfertafeln.

Preis 28 fl. 21 kr. oder 16 Rthlr.

Unter die ersten litterarischen Bedürfnisse unserer Zeit gehört zuverlässig ein technologisches Lexikon, welches alle Zweige der Technologie, mit Hinweglassung alles Fremdartigen, in möglichster Vollständigkeit umfaßt und nicht etwa blos ein Verzeichniß von technischen Wörtern mit kurzen und magern Erklärungen ausmacht. Ein solches Werk muß die Beschreibung der mannichfaltigen Arbeiten in den verschiedenen technischen Gewerben, nebst den dazu gehörigen Handgriffen, Mitteln, Instrumenten, Maschinen ꝛc. mit den nöthigen Abbildungen dieser Verrichtungen und Geräthschaften enthalten, um so für jeden Technologen, Fabrikanten, Künstler, Handwerker und Liebhaber der technischen Künste ein ähnliches Handbuch, aber noch in größerer Ausführlichkeit abzugeben, was Gehlers und Fischers Wörterbücher für den Physiker und Liebhaber der Physik sind.

Der Hr. Verfasser hat sich überall bei einer bündigen Kürze der größtmöglichen Deutlichkeit befleißigt. Ueberflüssige Artikel, die nicht in das Gebiet der Technologie gehören, sind hinweggelassen, und überhaupt die Gränzen der Technologie so genau zu treffen gesucht worden, daß kein Raum unnütz durch fremdartige Gegenstände verloren gegangen ist.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 10.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Reisen und Länderbeschreibungen

der ältern und neuesten Zeit,

eine Sammlung

der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von

Dr. E. Widenmann und **Dr. H. Hauff.**

Zwölfte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Die Amerikaner

in ihren moralischen, politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen.

Von

Francis P. Grund.

Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser.

Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Ueber die innern Verhältnisse der Vereinigten Staaten, und besonders über den socialen Zustand von Amerika, sind bereits genug Schriften erschienen, aber nur wenige von Männern, welche mit ihrem Gegenstande aus Erfahrung vertraut und einer unparteiischen Meinung fähig waren. Zwischen Engländern und Amerikanern kann vielleicht nur ein Deutscher Richter seyn, und als solcher wagte sich der Verfasser an eine so schwierige Aufgabe.

Manches nur den Engländern Verständliche oder Interessante ist in der deutschen Uebersetzung weggeblieben, dagegen aber Vieles hinzugekommen, was für Deutschland wichtig, besonders aber Auswanderern nützlich seyn dürfte.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Preisherabsetzung.

Die Absicht, weniger bemittelten Käufern anerkannt gute Werke zugänglich zu machen, hat uns veranlaßt, folgende Werke unseres Verlags von heute an auf unbestimmte Zeit im Preise bedeutend herabzusetzen.

Weimar, 8 Junius 1837.

Das Landes-Industrie-Comptoir.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen und geographischen Nachrichten zur Erweiterung der Erdkunde, nach einem systematischen Plane gesammelt, und in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten bearbeitet und herausgegeben von M. C. Sprengel und T. F. Ehrmann. Mit Kupfern und Karten. 50 Bände, gr. 8. 1800—1811. 129⅓ Thlr., jetzt 50 Thlr. Einzelne Bände zur Hälfte des Ladenpreises.

Als Fortsetzung derselben:

Bibliothek, Neue, der wichtigsten Reisebeschreibungen, zur Erweiterung der Erd- und Völkerkunde, in Verbindung mit einigen anderen Gelehrten gesammelt und herausgegeben von Dr. F. J. Bertuch; nach dessen Tode von mehreren anderen Gelehrten. 65 Bände, gr. 8. 1815—1835. 168 Thlr., jetzt 65 Thlr. Einzelne Bände zur Hälfte des Ladenpreises.

Referstein, C., Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt. Eine Zeitschrift in freien Heften. Mit Karten und Durchschnittszeichnungen erläutert. 7 Bände in 20 Heften. gr. 8. 1821 bis 1832. 11½ Thlr., jetzt 10 Thlr. Einzelne Hefte zur Hälfte des Ladenpreises.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Athens

Größe und Verfall,

nebst

Untersuchungen über die Litteratur, die Philosophie

und

das gesellige Leben des athenienſischen Volkes,

von

Edw. Lytton Bulwer.

Aus dem Englischen

von **O. v. Czarnowski.**

8. Vier Bände. geh. Preis 4 Thlr.

Bulwer hat bereits in seiner Darstellung der englischen Zustände seinen Ruf als scharfsichtiger Beobachter politischer Verhältnisse bewährt. In seiner Geschichte Athens entwickelt er die läng-

zendsten Kenntnisse und einen ungemein kritischen Scharfblick. Dabei weiß er mit wahrhaft poetischer Gluth die Culturzustände, die Litteratur ꝛc. des athenienſiſchen Volkes hervorzuzaubern, ſo daß er ein Werk liefert, das eben ſo wichtig für den Hiſtoriker, als unterhaltend für den gewöhnlichen Leſer iſt. Die Ueberſetzung dieſes Buches iſt eine wahre Bereicherung für die deutſche Litteratur.

Tübingen, bei **L. F. Fues** iſt erſchienen:

Baur, Dr. F. C. Das Chriſtliche des Platonismus, oder Sokrates und Chriſtus. Eine religions-philoſophiſche Unterſuchung. gr. 8. broch. 15 gGr. oder 1 fl.

Dieſe Abhandlung ſchließt ſich theils an des Hrn. Verfaſſers Unterſuchungen über die chriſtliche Gnoſis, theils an die frühere Schrift: Apollonius von Tyana, oder das Verhältniß des Pythagoreismus zum Chriſtenthum, an. Deswegen wurde ſie, da ſie zugleich ein gewiſſes Zeit-Intereſſe hat, aus der Tübinger Zeitſchrift für Theologie beſonders abgedruckt.

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. E. von Reider,
die höchſte Cultur
aller Blumenpflanzen,
um zu jeder Jahreszeit im Garten, Zimmer und vor dem Fenſter alle Arten Blumen heranzutreiben und zu pflegen.

Preis 1 fl.

Das Reſultat einer dreißigjährigen Erfahrung eines verſuchten praktiſchen Gärtners.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Hebels bibliſche Erzählungen für Katholiken.

Der bleibende Beifall, welchen Hebels bibliſche Geſchichten für die Jugend finden, und der neben dem gediegenſten Inhalt äußerſt niedrige Preis, welcher ſie zur Einführung in Schulen beſonders eignet, veranlaßt uns wiederholt auf dieſelben aufmerkſam zu machen:

Dr. **J. P. Hebel's**
Bibliſche Geſchichten.
Für die
katholiſche Jugend eingerichtet
von einem
katholiſchen Geiſtlichen.

2 Tble. 8. Preis 36 kr. od. 8 gr.

Dieſe Ausgabe iſt mit folgender biſchöflicher Erlaubniß verſehen:

„Da die bibliſchen Geſchichten des Dr. J. P. Hebel, von einem katholiſchen Geiſtlichen für die katholiſche Jugend eingerichtet, nichts Anſtößiges wider die katholiſche Glaubens- und Sittenlehre enthalten, vielmehr in einer angenehmen und gemeinfaßlichen Schreibart zur Belehrung und Erbauung trefflich geeignet ſind, ſo wird kein Anſtand genommen, dieſe Schrift zu approbiren, und zum Gebrauch zu empfehlen."

Gegeben im biſchöflichen Generalvicariat in Rottenburg, den 1 Jul. 1835.

Des äußerſt wohlfeilen Preiſes ungeachtet, erhalten Schulanſtalten, welche ſich an die ihnen zunächſt gelegene Buchhandlung wenden wollen, auf 12 noch 1 Exemplar und auf 24 noch 3 Exemplare unentgeltlich.

Stuttgart und Tübingen, im Jul. 1835.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten iſt ſo eben erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Niclaus Manuel.
Leben und Werke
eines
Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im ſechzehnten Jahrhundert.

Mitgetheilt
von
Dr. C. Grüneiſen.

Nebſt einer Steinzeichnung.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Ein älterer, an Geiſt und Talent aber gleich trefflicher Zeitgenoſſe des Hans Holbein und Hans Sachs, Mitkämpfer in Gemälden, Dichtungen und Holzſchnitten für die Freiheit des evangeliſchen Glaubens, in anſehnlichen Staatsämtern und Kriegsdienſten um ſeine Vaterſtadt Bern und um die Reformation hochverdient, wird der Held dieſer biographiſchen Darſtellung das Intereſſe derjenigen, welchen die Geſchichte der Religion, der Kunſt und des öffentlichen Lebens anziehend iſt, um deſto mehr in Anſpruch nehmen, als derſelbe hier aus einer Vergeſſenheit hervorgezogen wird, welche ihn, außer der Specialgeſchichte ſeiner Heimath, einem weitern Kreiſe der gebildeten Nachwelt entzogen hätte.

Für Freunde der Kunſtgeſchichte wird insbeſondere bemerkt, daß hier außer neuen Mittheilungen über die ſchwäbiſchen und elſäßiſchen Malerſchulen eine möglichſt genaue Aufzählung und Bezeichnung der noch vorhandenen Werke eines Meiſters, welcher die oberdeutſche Kunſt im Unterricht der venetianiſchen Schule vervollkommnet hatte, gegeben wird; für Freunde der ältern deutſchen Dichtung, daß ſämmtliche Schriften Manuels, wieweit ſie nach mühſamer Forſchung vorliegen, aus den muthmaßlich älteſten Ausgaben pünktlich abgedruckt ſind. Der mitgetheilte Steindruck gibt die mit dem Bildniſſe des Malers ſelbſt verſehene Scene ſeines Todtentanzes.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'ſche Buchhandlung.

Goethe in Zwei Bänden.

In der Unterzeichneten iſt erſchienen und an alle Buchhandlungen verſandt worden:

Goethe's Werke.
Ausgabe in Zwei Bänden.
Mit Stahlſtichen und einem Facſimile der Handſchrift Goethe's.

Format wie Schiller in Einem Bande.

Zweiten Bandes erſte Abtheilung.

Subſcriptionspreis für beide Bände 24 fl. oder 14 Rthlr.

Dieſe, mit einer Anzahl nie gedruckter, ja zum Theil erſt jetzt (durch die Ordner ſeines Nachlaſſes) aufgefundener Gedichte und dramatiſcher Fragmente des großen Dichters bereicherte Ausgabe reiht ſich im Formate ganz der von Schiller in Einem Bande an. In Schönheit des Papiers und Drucks übertrifft ſie noch unſere neueren Ausgaben von Schiller, welche ſo allgemeinen Beifall gefunden haben, und wird überdieß durch eine Reihe von Stahlſtichen nach den ausgezeichnetſten Künſtlern geſchmückt werden. Gleichwohl iſt der Preis im Verhältniſſe nicht höher als die Ausgabe Schiller's in Einem Bande, und anſehnlich wohlfeiler als der Pariſer Nachdruck, der im Pränumerationspreiſe ſchon 24 fl. koſtet, dem nur das Bildniß Goethe's und deſſen Facſimile beigegeben iſt, und der auch in Correctheit und Eleganz der Ausſtattung weit hinter dieſer Ausgabe zurückſteht.

Weſentlich unterſcheidet ſich dieſe Ausgabe von allen früheren:

1) Durch überſichtliche Zuſammenſtellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.

2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben geſagt, neu hinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poeſie, namentlich Lieder, Diſtichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswurſts Hochzeit, von Tragödien, Singſpielen und Romanen, Schema einer Fortſetzung der natürlichen Tochter und der Pandora; ein Luſtſpiel: die Wette; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen, ſo wie intereſſante biographiſche Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeſchaltet, theils einzeln abgedruckt worden.

3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entſtanden, oder doch zuerſt durch den Druck bekannt gemacht werden. Dieſer An-

zeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Eine summarische Jahresfolge soll am Schluß des zweiten Bandes angehängt werden.

☞ Die zweite Abtheilung, womit das Werk beendigt ist, wird nach der Herbstmesse fertig. Mit Vollendung des ganzen Werkes hört der Subscriptionspreis auf und tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Des Grafen Mailáth magyarische Sagen.

Zweite vermehrte Auflage.

Im Verlag der Unterzeichneten erschien so eben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Magyarische
Sagen, Mährchen und Erzählungen

von

Johann Grafen Mailáth.

Zwei Bändchen gr. 8. in Umschlag broschirt.

Zweite Auflage.

Preis 3 fl. 18 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt: Zueignung. — Vorwort. — Der Wili-Tanz. — Zwölf Worte. — Die Herrin von Arde. — Die Königstöchter. — Die Salzgewerke. — Die Tapisserie. — Das Schwert Zuniga. — Die Nachschrift. — Der Schatz. — Die Brüder. — Die Sieger von Kenyermezö. — Verlegenheit und Hülfe. — Erzsi die Spinnerin. — Zauberbelene. — Die Eingemauerte. — Der weiße Mantel. — Der Zauberbrunnen. — Der Brief. — Füred. — Penadó. — Salomon, König der Magyaren. — Eisen Laczi. — Ander und Juczi. — Die Gaben. — Epilog. — Anmerkungen.

Die magyarischen Sagen und Mährchen sind, neben den magyarischen Erzählern, eine der vielfachen Spuren der orientalischen Abkunft des Volkes; sie verdienen nicht nur dadurch große Aufmerksamkeit, sondern sind häufig auch höchst originell und phantasiereich. Der berühmte Verfasser beschäftigt sich schon lange damit, diesen Denkmälern der Volkspoesie nachzuspüren, er ist in seinem Vaterlande selbst als Erzähler berühmt und theilt in der vorliegenden Sammlung eine Reihe von Mährchen und Sagen mit, wie er sie, verknüpfend oder trennend und ausschmückend, aber nichts Wesentliches dazu erfindend, zu erzählen pflegt.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und kann durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden:

Bayerisches Wörterbuch.
Sammlung

von

Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit **urkundlichen Belegen** nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet

von

J. Andreas Schmeller.

Vierter Theil,

enthaltend die Buchstaben W bis Z,

nebst einem Register über die Wortstämme aller vier Theile, nach der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Hiermit ist denn endlich ein Sprachwerk geschlossen, über dessen Werth das Urtheil competenter Männer nicht mehr zweifelhaft ist. Nur so viel müssen wir zur Berichtigung einer Meinung, die der Titel veranlassen kann, hier beifügen, daß sich die Brauchbarkeit und Bedeutsamkeit dieses in mancher Beziehung eigenthümlichen deutschen Wörterbuches nicht eben auf Bayern beschränkt.

Wir zeigen bei dieser Gelegenheit zugleich an, daß desselben Verfassers Glossar zum Heliand oder der altsächsischen Evangelien-Harmonie unter der Presse ist.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Uhland und Rückert.
Ein kritischer Versuch

von

Gustav Pfizer.

8. in Umschlag broch. 45 kr. od. 12 Gr.

Diese kleine Schrift sucht mit vorurtheilsloser Unparteilichkeit die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge unserer zwei großen Lyriker durch eine Parallele ihrer Poesien nach verschiedenen Beziehungen in ein helleres Licht zu setzen, als durch so manche, theils unverständige, theils gehässige Stimmen in neueren Zeiten geschehen ist; und wir bieten dieselbe den Verehrern beider Dichter mit der Zuversicht dar, daß sie dem Streben derselben nach klarer und scharfer Auffassung und gleichmäßiger Anerkennung des Schönen und Trefflichen ihren Beifall schenken werden.

Stuttgart und Tübingen, im Jul. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Forstbibliothek
für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hartig, G. L., Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache, oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen. 2te stark verm. Aufl. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

— — Forst- und Jagdarchiv. 1r—5r Jahrgang. 1816—1820. 16 fl. oder 9 Rthlr. 16 gr.

— — Dasselbe. Fortsetzung. 6r und 7r Band. 6 fl. 36 kr. od. 4 Rthlr.

— — Lehrbuch für Förster und die es werden wollen. 3 Theile. Mit einem Kupferstiche. 7te vermehrte und verb. Aufl. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.

— — Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 2 Theile. Mit einem Kupferstiche und zwei Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Auflage. 9 fl. oder 5 Rthlr.

Hartig, Versuche über die Dauer der Hölzer. Mit einer Steintafel. 48 kr. oder 12 gr.

Hartig's
forstliches und forstnaturwissenschaftliches
Conversations-Lexicon
in zweiter revidirter Auflage
mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. od. 5 Rthlr.

Dieses **forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon** ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln immer die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da sind die Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit dieses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf so viele Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche gar nicht gesucht haben würde.

Stuttgart, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten sind erschienen, und durch alle guten Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Carl Mayer.

8. Velinpapier. Preis 2 fl. 42 kr.

Um Uhland hat sich eine edle Schaar Dichter gereiht, die den alten lyrischen Ruhm Schwabens verjüngen: Gustav Schwab, Justinus Kerner, Paul und Gustav Pfizer und Carl Mayer. Der erste und letzte gehören dem engsten Kreise Uhlands an. Mayer ist vorzugsweise ein Sänger der Natur, und seine Art, uns in zwei, ja in einem einzigen Verse eine ganze Landschaft zu malen, uns in die lebendige Empfindung eines ganzen Sommertags, Gebirgsabends, einer romantischen Waldeinsamkeit zu versetzen, ist unübertroffen, ja unübertrefflich.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung
in Stuttgart und Tübingen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Erzählungen

von

A. T. Beer.

Zwei Bändchen.

8. Velinp. broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: I. Kallendorf. II. Aus dem Tagebuch eines Dichters. III. Meine Geschichtsforschung in B. IV. Soldaten-Schicksale. V. Erste Liebe. VI. Der ungerathene Prinz.

Der Verfasser, mit dessen Leistungen das Morgenblatt bekannt gemacht hat, gehört unstreitig zu den besten Schriftstellern im Erzählungsfache; besonders treffend sind seine Schilderungen der Lebensverhältnisse der höheren Stände, in welchen Kreisen sich seine Erzählungen aber immer bewegen; stets zeichnen sie sich durch glückliche Erfindung, entsprechende Ausführung, sittliche Reinheit und gemüthliches Colorit aus.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lehrbuch

des

Justinianisch-römischen Rechts,

Zum Gebrauche bei

Institutionen-Vorlesungen.

Von

Dr. Joh. Jakob Lang,

Professor des Rechts in Tübingen.

Zweite Ausgabe. gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 9 gr.

Inhalt: **Allgemeine Einleitung.** Vom römischen Recht und seiner wissenschaftlichen Behandlung. — **I. Uebersicht der Quellen des römischen Rechts.** Rechtserkenntnißquellen bis auf Justinian. Leges. Senatusconsulte. Jus honorarium. Kaiserliche Constitutionen. Auctoritas prudentum. Jus non scriptum. Das römische Recht in germanischen Reductionen. Justinianische Reaction. Schicksale des Justinianischen Rechts. Corpus juris civilis. — **II. Allgemeine Lehren.** Allgemeine Rechtsansichten der Römer. Von den Personen. Von den Sachen. Von den Handlungen. Raum und Zeitverhältnisse. Von einigen processualischen Handlungen. **III. Sachenrecht.** Eigenthum. Dingliche Rechte an einer fremden Sache. Servituten. Emphyteusis und Superficies. Pfandrecht. — **IV. Obligationenrecht.** Allgemeine Grundsätze. Natur. Subject. Entstehung. Ende der Obligation. Einzelne Obligationen. Obligationen aus Verträgen. Obligationen aus widerrechtlichen Handlungen. Oblig. ex variis causarum figuris. — **V. Familienrecht.** Geschlechtliche Verbindung zwischen Mann und Frau. Väterliche Gewalt. Herrengewalt. Vormundschaft. — **VI. Erbrecht.** Allgemeine Grundsätze. Berufung zur Nachfolge in das Vermögen eines Verstorbenen. Durch letzten Willen. Ohne letzten Willen. Gegen einen letzten Willen. Erwerb deferirter Verlassenschaften. Verlust deferirter Verlassenschaften.

Der Verfasser hat die Gelegenheit, welche ihm die Bearbeitung dieser zweiten Ausgabe darbot, möglichst benützt, sein Werk in jeder Richtung zu vervollkommnen und die unverkennbaren Fortschritte, welche die römische Rechtswissenschaft seit dem ersten Erscheinen des Buchs gemacht hat, boten ihm zur Berichtigung und Verbesserung Veranlassung genug. Insofern können wir das Werk, obgleich seine nächste Bestimmung, dem Lehrer als Leitfaden bei Institutionen-Vorlesungen zu dienen, dieselbe geblieben ist, auch allen Jenen empfehlen, welchen es darum zu thun ist, eine präcise Darstellung des römischen Rechtssystems auf seiner jetzigen wissenschaftlichen Stufe zu besitzen.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Paley's

natürliche Theologie,

mit Bemerkungen und Zusätzen

von

Lord Brougham und Sir Charles Bell.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben

von

Dr. H. Hauff.

Mit 25 Holzschnitten.

gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

William Paley's natürliche Theologie ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahre erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lord-Canzler **Brougham** und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen **Karl Bell**; dieß veranlaßte die deutsche Bearbeitung. — Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre, einerseits eine religiöse Ueberzeugung zu begründen, andererseits die Lust zum Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reifern Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferem Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. — Durch Bells einen Anhang bildende, höchst geistreiche Skizzen von mehreren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht bloß dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 11.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Neues Abonnement

auf die

achte Originalauflage

des

Conversations-Lexikons

in zwölf Bänden.

Monatlich ein Band,

im Subscriptionspreise auf Druckpapier 1 Thlr. 8 Gr., auf Schreibpapier 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Der erste Band ist bereits ausgegeben und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Ungeachtet der allgemein als äußerst billig anerkannten Preise des Conversations-Lexikons möchte doch Manchem eine monatliche Empfangnahme der einzelnen Bände, zu dem Preise von 1 Thlr. 8 Gr., 2 Thlr. und 3 Thlr. für die Ausgabe auf Druck-, Schreib- und Velinpapier, willkommen seyn, wodurch der Betrag auf ein ganzes Jahr vertheilt wird. Sollte Jemand noch längere oder kürzere Termine der Ausgabe wünschen, so ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auch diese zu gewähren. Jedenfalls kann ich mit Bestimmtheit die regelmäßige Ablieferung der Bände versprechen, da das ganze Werk fertig ist und fortwährend vollständige Exemplare zu dem Subscriptionspreise von 16 Thlrn. auf Druckpapier, 24 Thlrn. auf Schreibpapier und 36 Thlrn. auf Velinpapier zu erhalten sind.

Die allgemeine Anerkennung, welche auch dieser achten verbesserten, vermehrten und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Originalauflage des Conversations-Lexikons zu Theil geworden ist, überhebt mich aller Anpreisungen, aller Hervorhebung vor ähnlichen Erscheinungen und zahllosen Nachahmungen.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei **E. Kummer** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides Werke, nachgedichtet von J. Minckwitz. 3s Bdch. enthalt. Kyklops. gr. 12. 10 gr.

O. T., Roman von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von W. C. Christiani. 2 Thle. 8. 2 Rthlr. 4 gr.

Seidler, C., Brasiliens Kriegs- und Revolutionsgeschichte seit dem Jahre 1825 bis auf die neueste Zeit. 8. geh. 22 gr.

Trahn, G. W., Erfahrungen und Beobachtungen über die Wirkung der Sabbathsfeier auf Israeliten und Christen. Dargestellt mit Hinweisung auf den Zweck dieser Feier für alle Weltvölker. 8. geh. 10 gr.

Schriften über Amerika.

Bei **C. Scheld & Comp.** in **Leipzig** und **Baltimore** sind nachstehende Schriften über Amerika, welche als treue Schilderungen der dortigen Verhältnisse sowohl jedem Gebildeten, wie insbesondere allen Auswanderungslustigen willkommen seyn werden, erschienen, und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Reisen durch die Vereinigten Staaten und Ober-Canada,

von Tr. Bromme.

3 Bände in 8. broschirt. Preis 4 Rthlr. 16 gr.

In diesen Bänden schildert der Verfasser, welcher eine Reihe von Jahren in Amerika gelebt und die verschiedenen Staaten bereist hat, Amerika nicht nur wie er es fand, sondern wie jenes westliche Reich in Wahrheit ist, ein nüchternes praktisches Land, in welchem die Mehrzahl der liberalen Schreier Deutschlands ihre Träume nicht realisirt finden würden. Es bedarf nur der Fähigkeit eines schlichten Landmannes, um klar einzusehen, daß sich hier von der Natur selbst mit mäßiger Anstrengung erringen läßt, was von äußern Gütern zum Lebensglück gerechnet zu werden pflegt, während in Europa die Hinweisung des Armen auf die nackte Natur überall nur für Spott gelten würde. Der Plan des Verfassers war nicht, diese Reisen zur Unterhaltung oder Ausfüllung müßiger Stunden zu schreiben, sondern ein treues, vollständiges, wenn auch manchen zu trockenes Gemälde der Union und Ober-Canada's zu liefern, und geht er am Schlusse zu einer General-Uebersicht alles dessen über, was die Union von Europa und namentlich von Deutschland unterscheidet. Der Leser erhält ein Gemälde, was, weit entfernt Amerika als ein Elderado zu schildern, ihm jenes Land vielmehr liebgewinnen lassen wird, die Resultate eigener Erfahrung und die statistischen Notizen aus officiellen Quellen geschöpft. Manches schiefe Urtheil und viele

ausgebreitete Unwahrheiten über jenes Land werden dadurch widerlegt, und Jedem Gelegenheit gegeben, sich über alle ihn interessirenden Punkte zu belehren.

Von demselben Verfasser ist ferner zu haben:

Taschenbuch für Reisende in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, enthaltend ein vollständiges Verzeichniß aller Post-, Dampfboot-, Canal- und Eisenbahn-Routen, nebst Angabe der Reiseexpensen, der seit Errichtung der Union unternommenen Volkszählungen; Angabe aller Universitäten und Lehranstalten, statistische Tafeln u. s. w. Nebst einem alphabetischen Register der bedeutendsten Städte, Ortschaften, Postämter, Forts, Flüsse, Boyen, Landseen, Inseln, Canäle und Eisenbahnen, und einer ausführlichen Karte der Vereinigten Staaten. carton. Preis 1 Rthlr. 12 gr.

Post- und Reisekarte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, nebst Angabe aller Canäle und Eisenbahnen, nach Tanner, Mitchell und den Berichten des Generalpostamts bis auf die neueste Zeit nachgetragen. Preis 18 gr. Auf Leinwand im Futteral 1 Rthlr. 4 gr.

Karte von Michigan, auf zwei Blättern. Preis 16 gr.

Karte von Missouri und Illinois. Preis 16 gr.

Auch sind die Beschreibungen nachstehender Provinzen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika einzeln zu haben:

Alabama und Mississippi, eine geographisch-statistisch-topographische Skizze für Einwanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde. carton. Preis 6 gr.

Florida, dasselbe. Preis 12 gr.

Louisiana, dasselbe. Preis 8 gr.

Michigan, dasselbe (mit Karte). Preis 18 gr.

Illinois und Missouri, dasselbe (mit Karte). Preis 18 gr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Dr. Karl Christian Hille:

Die Heilquellen

in allgemein wissenschaftlicher Beziehung und deren zweckmäßige Benutzung.

Für Brunnen- und Badegäste bearbeitet.
8. Geheftet. 12 Gr.

Die Heilquellen

des Königreichs Böhmen und der Markgrafschaft Mähren.

Mit zwei Kärtchen und dem Plane von Karlsbad.
8. Geheftet. 20 Gr.

Diese beiden Schriftchen bilden das erste und zweite Heft des größern Werkes, welches der Verf. jetzt über sämmtliche Heilquellen Deutschlands und der Schweiz bearbeitet.

Die erstere Schrift enthält eine belehrende Darstellung der Mineralquellen und ihrer Benutzung als Heilmittel im Allgemeinen, und wird als Brunnen- und Badediätetik von jedem Curgaste mit Nutzen befolgt werden, während die zweite die Reihe der Monographien mit einer speciellen Beschreibung der böhmischen und mährischen Bäder eröffnet. Die beigefügten Kärtchen und Plane werden sich als besonders nützlich bewähren.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historisch-kritische

Darstellung des Streits

über die

Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien

von **Dr. Friedrich Oesterlen.**

Preis 1 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr.

Die medizinische Fakultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlaßt, im Jahr 1835 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums, und des Verhältnisses der Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publikums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Aerzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gesunde Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Lenau's Faust.

Von

Dr. Johannes Martensen.

Preis 30 kr. oder 8 gr.

Stuttgart u. Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Die Geschichte meines Austritts aus dem Staatsdienste, nach den Originalactenstücken für Geschichte und Rechtswissenschaft, theils zur Charakteristik der Geschäftsführung preußischer Staatsbehörden, theils zur Läuterung von Vorstellungen und Begriffen von öffentlichen Beleidigungen, vom geheimen Justizrath Dr. M. C. F. W. Grävell. Gedruckt auf Kosten des Verfassers in Jena bei Schreiber, und durch A. Wienbrack in Leipzig an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt. 2 Theile. gr. 8. 50½ Bogen. Preis 5 Rthlr.

Man würde eben so sehr irren, wenn man die bloße Begebenheit der nachgesuchten Verabschiedung des Verfassers für den Gegenstand hielte, womit sich das vorliegende Werk beschäftigt, als wenn man es bloß auf Preußen bezöge. Es ist von dem größten Interesse für ganz Deutschland, indem es sich darin um das handelt, was in allen deutschen Ländern das Bedürfniß der Zeit ist. Denn in seinem der Doctrin zugewandten Theile zergliedert und betrachtet es einerseits die noch gangbaren, und andererseits die berichtigten Vorstellungen über das eigentliche Rechtsverhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthan, so wie über die Möglichkeit und die Kennzeichen der Beleidigung der ersteren durch die letzteren; und in seinem historischen Bestandtheile stellt es in einzelnen actenmäßigen Thatsachen treffende und charakteristische Züge für die Statistik und Geschichte des Geistes auf, welcher sich in den Handlungen der Staatsverwaltung an den Tag legt.

Keineswegs läßt sich annehmen, daß die Art und Weise der Geschäftsführung, von welcher hier Proben vorgelegt werden, die allgemeine, nicht einmal die herrschende bei allen Behörden sey; eben so wenig aber ist in Abrede zu stellen, daß ihre Offenbarwerdung eine Verkündigung des sie regierenden Geistes sey, und daß dessen Macht oder Unmacht sich nach dem Grade der erfahrenen Billigung oder Mißbilligung abnehmen lasse. Daß überhaupt gegenwärtig ein Gegensatz der Ansichten und Meinungen obwalte, eine Parteiung und ein Parteikampf, Hader und Unzufriedenheit, wird offen eingestanden. Der Verf. führt diesen Streit auf die einfachen Grundsätze und deren Obsiegen zurück: ob die Obrigkeiten auf allen Stufen bloß Werkzeuge und Diener des Gesetzes, oder ob sie dessen Herren und Meister seyn sollen, indem sie es nach ihrem Ermessen auslegen und anwenden mögen? Mit dem Grundsatze von der Verantwortlichkeit der Staatsbeamten und der Geltendmachung derselben steht die Befugniß zur Beschwerdeführung, aber und zur Ausführung der Beschwerden und der Nichtbeleidigung durch dieselbe, und die Begriffsbestimmung und Behandlung der Majestätsverbrechen in so unzertrennbarem Zusammenhange, daß wer diese aufklärt und regelt, dadurch von selbst ein Priester der bürgerlichen und politischen Freiheit wird.

Die unterzeichnete Verlagshandlung erlaubt sich darauf aufmerksam zu machen, daß mit dem 1 Julius auf das

Pfennig = Magazin

ein neues Abonnement begonnen hat und bei allen Buchhandlungen und Postämtern mit 1 Thlr. für das Semester Bestellung gemacht werden kann.

Die seit dem Beginn dieser Zeitschrift ihr geschenkte allgemeine Theilnahme, welche sie als das Bedürfniß eines großen Kreises von Lesern erscheinen ließ, sich stets zu erhalten, scheuen Redaction und Verleger weder Mühe noch Kosten. Wie bisher, wird auch im nächsten Semester die größte Aufmerksamkeit auf eine zweckmäßige Auswahl der Abbildungen und eine belehrende und unterhaltende Anordnung des Textes gerichtet seyn.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von einem Bogen, und die Nummern werden wöchentlich, oder auf Verlangen monatlich, ausgegeben. Der Preis der frühern Jahrgänge, die fortwährend in guten Abdrücken zu haben sind, beträgt: I., 52 Nrn., 2 Thlr.; II., 39 Nrn., 1 Thlr. 12 Gr.; III., 52 Nrn., 2 Thlr.; IV., 53 Nrn., 2 Thlr.

Als zweckmäßiges Unterhaltungsblatt für die Jugend und ihre Freunde empfehle ich das

Pfennig = Magazin
für Kinder.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von einem Bogen mit vielen Abbildungen, und die Ausgabe findet monatlich statt. Der Preis für den ganzen Jahrgang beträgt nur Einen Thaler. Der 1ste bis 3te Jahrgang sind noch zu gleichen Preisen zu erhalten. Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

Der zweite Theil des so günstig aufgenommenen

Georg Schobri,
der
Räuberhauptmann in Ungarn.
Ein
Charaktergemälde der neuesten Zeit. Nach dem Ungarischen des Ladislaw Hóllos Székhely bearbeitet, und herausgegeben von ** ***. 2 Bde. in 8. Druckvelinpapier 1⅓ Rthlr.

ist so eben erschienen und versandt.

Da diese Ausgabe schon vor Beendigung vergriffen wurde, so ist eine Taschen-Ausgabe à 1½ Rthlr. veranstaltet.

Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

In der Unterzeichneten hat so eben die Presse verlassen und ist durch alle Sortimentshandlungen zu beziehen:

Ueber
gelehrte Schulen,
mit besonderer Rücksicht auf Bayern
von
Friedrich Thiersch.
Erster Band in vier Abtheilungen.

gr. 8. Preis 3 fl. 35 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Da die vier ersten Hefte dieses Werkes seit einiger Zeit fehlten, während von denen des 2ten und 3ten Bandes Exemplare noch vorhanden, so war es nöthig, von dem ersten Theile die jenem Vorrath entsprechende Anzahl Exemplare neu zu drucken, um das Werk, so weit es erschienen, zu ergänzen. Beim Wiederdruck wurden, da es sich nur davon handelte, die erste Ausgabe zu ergänzen, nur Druckfehler und einzelne Ungenauigkeiten des Ausdrucks verbessert, so daß in Bezug auf den Inhalt die Exemplare des Werkes, welche durch den Wiederdruck des ersten ergänzt werden, von den frühern in keinem Punkte verschieden sind.

Vollständige Exemplare des 1sten bis 3ten Bandes können für den Preis von 12 fl. 48 kr. oder 7 Rthlr. 15 gr. jetzt wieder durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden.

Das dem dritten Theile noch abgehende vierte Heft wird demnächst gedruckt, und mit ihm sammt der Inhalts-Anzeige und dem Personen- und Sachregister das Ganze abgeschlossen.

Stuttgart und Tübingen, im Julius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **G. Reichardt** in **Eisleben** erschien und ist in allen deutschen Buchhandlungen zu haben:

Tempel freier Gottesverehrung.
Erhabene Betrachtungen der Dichter und Denker
über
Gott, Natur und Menschenleben.

8. Eleg. geh. ⅔ Rthlr. od. 1 fl. 30 kr. rhein. — Geb. ¾ Rthlr. od. 1 fl. 21 kr. rhein.

Der Titel dieses Buchs zeigt genugsam an, daß dessen Zweck ist, alle Gottesverehrer, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Glaubensmeinungen, um sich zu sammeln, und Trost, Beruhigung, Stärkung zu gewähren, und den Geist der Andacht in Betrachtung der Herrlichkeit des göttlichen Urwesens der Natur und des Menschenlebens zu befördern. Das Ganze zerfällt daher in drei Abtheilungen, deren erste enthält: Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren, die Art und Weise der Erkenntniß Gottes, Bewunderung, Lob und Preis seiner Einigkeit, Erhabenheit und Vatergüte, Bitte um Erleuchtung und Einkehr, und zum Schlusse poetische Behandlungen des Vater Unsers und der zehn Gebote. Die zweite Abtheilung hat die Natur in ihrer Pracht und Herrlichkeit, als immer auf den ewigen Schöpfer und Erhalter hinweisend, und zugleich eine Fülle von Freude und Genuß für den Menschen in ihren verschiedensten Erscheinungen darbietend, zum Inhalt. Der dritte Abschnitt hat den Menschen zum Gegenstand in seinen verschiedenen Beziehungen zur Welt und namentlich zu Gott, weßhalb auch Religion und näher das Christenthum, Erlösung, Tod, Zukunft, Unsterblichkeit den Schluß bilden. Das ewig Wahre kann nie verkannt werden, so wie das wahrhaft Schöne unter allen Verhältnissen schön bleibt, und es müssen diese Wahrheiten um so anziehender werden, wenn sie uns in schönen Formen erscheinen, und diese bietet neben der erhabenen Prosa ganz besonders die mannichfache schöne Form der Poesie, welche auf jeden gefühlvollen Menschen, sey der Grad seiner Bildung welcher er wolle, immer begeisternd und erhebend wirkt. Die Namen Herder, Zschokke, Pestalozzi, Tiedge, Mahlmann, Witschel, Novalis, Gellert, Uz, Milton, Pope, Thomson, Salis, Agnes Franz u. v. A. lassen im voraus keinen Zweifel, daß nicht auch die erhabensten Gegenstände, die angemessen zusammengestellt sind, in würdevoller, schöner und begeisterter Sprache vorgetragen wären. Die äußere Ausstattung wird wenig oder nichts zu wünschen übrig lassen.

Anthropologie und Psychologie.
Zum Gebrauch
für Lehrer an Bürger- und Landschulen,
von
G. Ch. Kneise.

8. geheftet. ½ Rthlr. oder 53 kr. rhein.

Welches Bildungsmittel könnte wohl dem Menschen höher stehen, als die Kenntniß seiner selbst, seiner körperlichen und geistigen Kräfte, ihrer Erhaltung, Stärkung und Bestimmung? Der Hr. Verf. hat dieß Buch zunächst den Lehrern der Jugend gewidmet; aber jeder Vater, jede gebildete Mutter sollten es besitzen, um ihre Kinder schon zeitig zu lehren, wozu ihr Körper in allen seinen einzelnen Theilen bestimmt ist, wie sie vor Gefahren zu wahren, gesund und kräftig zu erhalten sind; so wie auch auf welche Weise die geistigen Kräfte zu des Menschen Bestimmung wirken, und welchen Einfluß sie auf seinen Körper ausüben. Die Lehrweise des Hrn. Verf. ist so klar und leicht, daß das Buch auch Kindern in die Hände gegeben werden kann.

Katechismus der deutschen Sprache.

Für Volksschulen, für Selbstunterricht und für Familien.

Von Dr. Friedrich Kummer.

Preis 1 Mark.

Verlag von Carl Graeser in Wien.

Der kleine Clavierschüler,

mit Berücksichtigung moderner Spielmanieren.

Ausführliche Anleitung zum Clavierspielen.

Von Dr. Moritz Vogel.

Preis 1 Mark.

Verlag von Carl Graeser in Wien.

Bayerisches Wörterbuch.

Sammlung

Mit Belegen und Redensarten, Sprichwörtern, Volksliedern, Kinderreimen, Räthseln, Volksmedicin, Thier- und Pflanzennamen, Volksfesten, Sitten und Gebräuchen, Aberglauben, Sagen und Mythen.

Von Johann Andreas Schmeller.

Zweite Ausgabe.

Bearbeitet von G. Karl Frommann.

Mit 2 Bänden Nachträgen.

Preis 24 Mark.

Verlag von R. Oldenbourg in München.

Die Grenzen

der naturwissenschaftlichen Erkenntniss.

Von Emil du Bois-Reymond.

Preis 1 Mark.

Verlag von Veit & Comp. in Leipzig.

Dichtungen

von

Ludwig Anzengruber.

Preis 1 Mark.

Verlag von Carl Graeser in Wien.

Kosten-Schurtze.

Preis 1 Mark.

Verlag von Carl Graeser in Wien.

№ 12.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Analekten

für

Frauenkrankheiten,

oder

Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes.

Herausgegeben

von einem

Vereine praktischer Aerzte.

Ersten Bandes 1s und 2s Heft.

Gr. 8. Jedes Heft 16 gr.

Aus der von Jahr zu Jahr immer stärker anschwellenden Fluth medicinischer Schriften eine schätzbare Sammlung alles Gediegenen, Brauchbaren und Guten, was das Gebiet der Frauenkrankheiten betrifft, zu ziehen, ist der Zweck der Herausgeber. Sie wollen dem praktischen Arzte, welcher nicht viel auf seine Bibliothek verwenden kann oder will, für einen geringen Preis viele Werke ersetzen, aus denen er das hier Gesammelte selbst schöpfen müßte.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp.

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Duyong). Stellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwal). Physeter. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeug. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz. Schlagadern. Blutadern. Lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung: männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge, Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Comptoir-Handbuch

nach

MAC-CULLOCH

in Einem Bande.

Mit den Plänen von Konstantinopel, Gibraltar, Helsingör, Neu-York, Petersburg und Rio-Janeiro, und einer Weltkarte nach Mercator's-Projection.

So eben ist bei uns erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

die neunte, zehnte und letzte Lieferung

einer schönen und außerordentlich wohlfeilen Ausgabe von Mac-Culloch's vortrefflichem:

Dictionary of Commerce and Commercial Navigation,

Bogen 81 — 168. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 9 Gr.

Inhalt: Seide, Seidenband, Seidenzeuge, Seife, Seile, Seilers (Nieder-), Semlin, Seneca-Wurzel (Kreuzblumenwurzel), Senf, Sennablätter, Sense, Serpentinstein, Sesam, Seres, Setubal, Sevilla, Shawls, Sheffield, Shilds, Shrewsbury, Sicheln, Sicherstellung, Siebe, Siegel, Siegellack, Sherry, Siena, Sierra leona, Silber, Silbergeschirr, Silistria, Simaruba, Simbriks, Singapore, Sinigaglia, Sinope, Sitt, Sitow, Sklaven, Silgo, Smalte, Smaragd, Smolensk, Smyrna, Soda, Soest, Solfsens, Solingen, Solothurn, Sonnenberg, Sophia, Southampton, Sopa, Spaa, Spähne, Spalatro, Spandau, Spanisch Rohr, Sparcassen, Speck, Speckstein, Spermaceti, Speyer, Spezereien, Spezzia, Spiegel, Spieköl, Spielkarten, Spielwaaren, Spießglas, Spindelbaum, Spitzen, Spoleto, Staatsanleihen, Stabwurz, Stabroek, Stade, Stafford, Stahl, Staniol, Stärke, Stargard, Steinbütt, Steingut, Steinkohlen, Steinkohlenöl, Stendal, Sternanis, Stettin, Steyer, Stockfisch, Stockholm, Stockport, Stockton, Stolpe, Störfang, Stralsund, Strandung, Straßburg, Strelitz (Neu-), Strohhüte, Strömlinge, Strümpfe, Stücklaß, Stückgüter, Stuhmsseißenburg, Stuttgart, Sualim, Succade, Südfrüchte, Suez, Sunderland, Sundholz, Surabaya, Suralarta, Surate, Süßholzsaft, Sydney, Syra, Syrakus, Syrup, Tabak, Tabakspfeifenköpfe, Tacamahac-Harz, Tafelgeschirr, Tagantog, Takelwerk, Talavera de la Reyna, Talg, Talkstein, Tamarinden, Tamariscen, Tambow, Tampico, Tanger, Tapeten, Tapioca, Tara, Taranto, Tarare, Tarascon, Tarbes, Tarifa, Tarnopol, Taragona, Tarsus, Taschenuhren, Taschkeet, Taumerk, Tauris, Tatta, Tausendgüldenkraut, Tavira, Teakholz, Teheran, Tejuco, Temesvar, Teppiche, Teramo, Terminl, Terpenthin, Terpenthinöl, Terranova, Teruel, Teschen, Tetuan, Teufelsdreck, Thee, Theer, Theodosia, Theresienstadt, Thiers, Thionville, Thomas, Thorn, Thunfisch, Thymian, Tiflis, Tobolsk, Tokat, Tokay, Toledo, Tombak, Tombuctu, Tomsk, Tonca-bohnen, Tonne, Tonnengehalt, Tonnengeld, Topas, Torgau, Torre del Greco, Tortona, Torschok, Toro, Tortosa, Totana, Toul, Toulon, Toulouse, Tourcoing, Tournay, Tours, Tractaten, Tragant, Trani, Trapani, Trapezunt, Trauben, Trawnik, Treviso, Trient, Trier, Triest, Trincomale, Trinity-house, Tripang, Tripoli, Tripolt (Tarablus), Trippel, Trödelhandel, Troppau, Troyes, Troy-Gewicht, Truckspstem, Trüffeln, Trurillo, Tscheraigow, Tschernowitz, Tschetwert, Tücher, Tschuglew, Tula, Tüll, Tunis, Turbith, Turin, Türkis, Turmalin, Turnhout, Tutenague, Tuttlingen, Twer, Tyrus, Ubeda, Udine, Uhren, Ulm, Ume, Ultramarin, Upsal, Usanz, Utrecht, Utrera, Valencia, Valence, Valenciennes, Valette (La), Valladolid, Volladolid de Mechoacan, Valogens, Valonia, Valparaiso, Vandiemensland, Vanille, Vannes, Varinas, Varna, Veilchenholz, Velpel, Vellatri, Vendôme, Venedig, Venloo, Veracruz, Vercelli, Verdun, Vereinigte Staaten von Nordamerika, Verlagsrechte, Verlassung, Vermillon, Verona, Versailles, Verschußnahme, Versicherungen (Assecuranzen), Versteigerungen (Auctionen), Verviers, Vesoul, Vevay, Vicenza, Vich (Vigne), Vieh, Vienne, Vierzon, Vigevano, Vigo, Vigogne-Wolle, Villach, Villarieca, Villafranca, Villefranche-de-Rouergue, Villefranche-sur-Saône, Villena, Villeneuve d'agen, Villingen, Vimoutiers, Vire, Viseu, Viterbo, Vitriol, Vitriolöl, Vitry-le-François oder sur Marne, Vitoria, Vogelleim, Vogdera, Vorgebirge der guten Hoffnung, Waarenhaussystem, Waarenpreise, Waarenzölle, Wachholderbeeren, Wach-

holderbeerbranntwein, Wachs, Wachsleinwand, Wachsperlen, Wachstaffet, Waffen, Waagen, Wagen, Wahrtonne, Wald, Walzen, Wakefield, Walkererde, Wallfische, Wallfischfang, Wallfischspeck, Wallrath, Wallroß, Wangis, Wardein (Groß-), Warrington, Warschau, Washington, Wasser, Wasserblei, Wau, Waterford, Watte, Wechsel (Wechselgeschäfte), Wechselrecht, Wege und Landstraßen, Weinbrand, Weide, Weimar, Wein, Weinessig, Weingeist, Weinstein, Weißkupfer, Weizen, Werft, Werftgeld, Werg, Wermuth, Wertheim, Wesel, Werford, Whisky, Whitehaven, Wiatka, Wiazma, Wiborg, Wicken, Widdin, Wieliczka, Wien, Wiesbaden, Wilna, Winterthur, Winterrinde, Wirthe, Wisby, Wismar, Wismuth, Witebsk, Wittenberg, Wolfenbüttel, Wolle, Wollenband, Wollenmanufactur, Wologda, Woronesch, Wolverhampton, Woolwich, Worcester, Worms, Wrack, Würfel, Würze, Wurmsame, Würzburg, Xeres (Xeres ꝛc.), Yard, Yarkand, Yarmouth, Yezd, York in England, York in Obercanada, Ypern, Zaffer, Zahlungsunvermögen, Zange, Zante, Zara, Zeder, Zeitungen, Zeis, Zerbst, Zibeth, Ziegel, Ziegenhaare, Zimmt, Zimmt (weißer), Zimmtblüthen, Zimmtöl, Zink, Zinkblumen, Zinn, Zinnfolie, Zinnober, Zinnsalze, Zinsen, Zirkon, Zitronat, Zitronen, Zitronensaft, Zitronenschalen, Zittau, Zittwer, Zis, Zobel, Zoll und Zollgesetzgebung, Zucker, Zunder, Zürich, Zwetschgen, Zwickau, Zwiebel, Zwirn, Zwoll.

Das Werk ist jetzt vollständig und besteht aus **108** Bogen; es wird noch bis Ende dieses Jahres zum bisherigen Subscriptionspreise von **8** fl. **36** kr. oder **5** Rthlr. **9** Gr. erlassen. Später tritt ein namhaft höherer Ladenpreis ein. Schön gebundene Exemplare in Einem Band können zu **9** fl. **12** kr. oder **5** Rthlr. **18** Gr. durch alle soliden Buchhandlungen bezogen werden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** ist erschienen und durch die unterzeichnete Buchhandlung zu beziehen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.

Tomes I—IV, et V. Nrs. 1, 2. (Nrs. 1—35.)

Gr. 8. 9 Thlr.

Diese höchst interessanten Beiträge zur Zeitgeschichte werden von nun an wieder in rascher Folge erscheinen. Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte des Trojanischen Krieges.

Mit

Beilagen über die älteste Geschichte Griechenlands und Trojas.

Von **Johann Uschold,**

Prof. am königl. bayer. Gymnasium zu Straubing.

gr. 8. broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Inhalt: I. Prüfung der bisherigen Annahmen über die Entstehung und die Zeit des trojanischen Krieges. II. Bedeutung der ersten Einnahme Trojas durch Herakles. III. Veranlassung und Bedeutung des eigentlichen trojanischen Krieges. IV. Verrätherei der Antenoriden. V. Begründung der aufgestellten Ansicht vom trojanischen Krieg aus den Homerischen Gesängen. VI. Ueber die Einheit der Ilias. **Beilagen.** 1) Ueber die Bedeutung der Helena und ihrer Wanderungen. 2) Ueber die Atriden und die südlichen Achäer. 3) Ueber die Abstammung der Pelasger und ihren Heros Herakles. 4) Ueber die Irrfahrten des Odysseus. 5) Uebersicht der Geschichte des trojanischen Reiches. 6) Ueber die Bedeutung des Aeneas und seine Wanderungen.

Der Verfasser, welcher diese Schrift seinem Lehrer Welcker und dem Begründer und hochherzigen Kenner der hellenischen Geschichte C. O. Müller gewidmet hat, übergibt (wie er in seiner Bescheidenheit sagt) diesen Versuch dem Publikum nicht ohne Besorgniß. So schwierig der Gegenstand auch seyn mag, in wie undurchdringliches Dunkel die einzelnen über denselben erhaltenen Nachrichten gehüllt, wie groß die Forderungen der Gelehrten und wie verschieden ihre Ansichten über Behandlung der griechischen Mythengeschichte seyn mögen, immerhin glauben wir, daß des Verfassers Besorgniß nicht gerechtfertigt, daß im Gegentheil seine Bescheidenheit in um so hellerem Lichte glänzen werde, je gediegener und scharfsinniger seine Forschungen, je geistreicher die Zusammenstellung und je fleißiger die Ausführung erfunden werden wird.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Forstbibliothek

für Forstmänner, Landwirthe, Guts- und Waldbesitzer.

In der Unterzeichneten sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hartig, G. L., Anleitung zur Forst- und Waidmannssprache, oder Erklärung der älteren und neueren Kunstwörter beim Forst- und Jagdwesen. 2te stark verm. Aufl. 1 fl. 45 kr. od. 1 Rthlr.

— — Forst- und Jagdarchiv. 1r—5r Jahrgang. 1816—1820. 16 fl. oder 9 Rthlr. 16 gr.

— — Dasselbe. Fortsetzung. 6r und 7r Band. 6 fl. 36 kr. od. 4 Rthlr.

— — Lehrbuch für Förster und die es werden wollen. 3 Theile. Mit einem Kupferstiche. 7te vermehrte und verb. Aufl. 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr.

— — Lehrbuch für Jäger und die es werden wollen. 2 Theile. Mit einem Kupferstiche und zwei Tabellen. 5te verbesserte und vermehrte Auflage. 9 fl. oder 5 Rthlr.

Hartig, Versuche über die Dauer der Hölzer. Mit einer Steintafel. 43 kr. oder 12 gr.

Hartig's

forstliches und forstnaturwissenschaftliches

Conversations-Lexicon

in zweiter revidirter Auflage mit dem Bildniß des Verfassers.

gr. 8. broch. Preis 8 fl. 45 kr. od. 5 Rthlr.

Dieses **forstliche und forstnaturwissenschaftliche Conversations-Lexicon** ist dazu bestimmt, den Forstleuten, Waldbesitzern und allen Geschäftsmännern, die mit dem Forstwesen in einige Berührung kommen, und die sich viele Forstbücher nicht anschaffen können oder wollen, oder die keine Zeit haben, sie zu lesen, eine Schrift in die Hand zu geben, worin sie über jeden Gegenstand des Forstwesens und der dazu gehörigen Naturwissenschaften genügende Belehrung finden können. Zum bequemen Nachschlagen ist die alphabetische Ordnung gewählt und das Inhaltsverzeichniß unter verschiedene Hauptrubriken gebracht worden, wodurch das Aufsuchen und Nachschlagen noch mehr erleichtert ist. — Um aber die Hauptrubriken oder die Hauptabtheilungen nicht zu sehr zu vervielfältigen, sind nur folgende gemacht worden:

1) Atmosphärologie. 2) Bodenkunde. 3) Botanik. 4) Chemie und Physik. 5) Entomologie. 6) Besondere Naturgeschichte der Holzpflanzen. 7) Holzzucht und Waldbau. 8) Forstschutz und Forstpolizei. 9) Forstbenutzung und Forsttechnologie. 10) Forsttaxation und Betriebseinrichtung. 11) Forstdirection, und 12) Insgemein.

Je nachdem ein Gegenstand von mehr oder weniger Wichtigkeit ist, ist er weitläufiger oder kürzer abgehandelt. Doch wird man auch bei den kurz abgefertigten Artikeln immer die nöthigste Belehrung finden. Wo aber eine Sache, wegen der engen Gränzen dieses Buches, nicht vollständig genug abgehandelt werden konnte, da sind die Schriften angezeigt, in welchen man genügende Belehrung finden kann. Nur dadurch ist es gelungen, dem Buche einen mäßigen Umfang zu geben und dessen Ankauf für Jeden nach Möglichkeit zu erleichtern. — Von der Reichhaltigkeit die-

ses Lexicons wird man überzeugt werden, wenn man sich die Mühe geben will, das Inhaltsverzeichniß zu lesen. Dadurch wird man auch auf so viele Gegenstände aufmerksam werden, die man sonst in diesem Buche gar nicht gesucht haben würde.

Stuttgart, im Mai 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lenau's Faust.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen versandt worden:

Faust.

Ein Gedicht von Nicolaus Lenau.

Velinpap. broschirt in Umschlag. Preis 2 fl. 12 kr. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Des Dichters seltene Eigenthümlichkeit empfiehlt den Freunden ächter Poesie auch dieses neueste Werk. Die Elektren eines Sophokles und Euripides, auf die Schöpfung des Aeschylus folgend, wurden von den Griechen mit Bewunderung gegrüßt und von den alten Kunstrichtern jede in ihrer Persönlichkeit anerkannt. So wird auch unsere Zeit in diesem Faust die Fortbildung des Dichtergeistes an der Grundidee des Genius mit Dank und Einsicht empfangen, und Nachdichtung von Nachahmung unterscheiden.

Früher sind in demselben Verlag erschienen:

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

Zweite sehr vermehrte Auflage.

Velinpap. Preis 3 fl. od. 1 Rthlr. 20 gr.

Vor drei Jahren erschienen zum Erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Glut und Glanz der Phantasie und Tiefe eine zweite stark vermehrte Auflage darzubringen. Jeder Freund des Schönen wird sich über den herrlichen Zuwachs freuen, der von dem Reichthum und dem reinen Streben des edlen Geistes zeugt, welcher — fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Wir verweisen nur auf die neuen Arbeiten: Atlantika, während einer Reise nach Amerika entstanden, die Marionetten, Nachtstück, auf Ahasverus unter der Rubrik Haidebilder, und auf das schöne Lied: Frühlings-Tod unter so vielem gleich Schönen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Resultate der Wassercur zu Gräfenberg.

Ex apibus mel et cera.

Mit einer Abbildung.

8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift enthält in zehn Briefen nicht allein eine genaue Beschreibung der neuen Heilmethode in Gräfenberg, sie theilt zugleich die Ergebnisse der vom Verfasser selbst bestandenen Cur mit. Dem Arzte wird sie eine genaue Charakteristik der physiologischen Wirkungen dieser Methode, dem Laien, welcher sich der Cur unterwirft, ein erheiternder und berathender Führer seyn.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten hat die Presse verlassen, und ist an alle Buchhandlungen versandt worden:

Historisch-diplomatische Darstellung der völkerrechtlichen Begründung des

Königreiches Belgien

von Nothomb.

Nach dem Französischen bearbeitet, mit Anmerkungen und Zugaben von **Dr. Adolph Michaelis,**

ordentl. Prof. der Rechte in Tübingen.

Mit einer Karte des Königreiches Belgien.

Preis 2 Rthlr. 20 gr. oder 5 fl.

Nothomb's Essai historique et politique sur la révolution belge, dessen erste Ausgabe im Jahr 1833 zu London erschien, welcher die zweite schon nach wenigen Monaten und die dritte mit einem Anhange vermehrte 1834 folgte, gehört unstreitig zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuern Geschichte wie des jetzigen Völkerrechts, und die deutsche Bearbeitung desselben kann also mit Gewißheit einer ihrem Werthe entsprechenden günstigen Aufnahme entgegensehen.

Ueber die belgisch-holländische Sache tragen, mit sehr wenigen Ausnahmen, fast alle bisher ans Licht getretene, mehrentheils kleinere Schriften, einen ausschließend polemischen Charakter; unter Zank und Streit in leidenschaftlicher Befangenheit bleibt es aber immer schwer ein objektives Urtheil zu gewinnen; dieses kann nur auf dem Standpunkt der Wissenschaft sich bilden, deren Grundwesen Neutralität ist, und nach diesem Ziele hin ist auch die deutsche Bearbeitung des Nothomb'schen Werkes gerichtet, welches unverkennbar einen gewichtvollen Beitrag zum Studium der neuen Diplomatie und der Geschichte darbietet, indem es beide Zweige der Wissenschaft einer höchst bedeutsamen Lüke enthebt. Die Art wie die Vorrede zur deutschen Bearbeitung über die Londoner Conferenz in ihrer welthistorischen Bedeutung sich erklärt, ist vielleicht noch nie, gewiß aber noch nirgend so bündig ausgesprochen. Manche ältere Politiker werden sich über die Ansicht zum Nachdenken aufgefordert finden; junge Diplomaten erhalten aber sicher über ihre Berufsaufgabe, nach der dermaligen faktischen Umgestaltung derselben, erhebende Belehrung.

Durch eine reiche Ausstattung von Anmerkungen und besonders von Urkunden (zum Theil bisher ganz unbekannt gebliebenen), welche in dem Originalwerke sich nicht befinden, ist für wissenschaftliches, d. h. dauerndes Interesse gesorgt. Uebrigens hat der deutsche Bearbeiter sich nur von aller Polemik entfernt gehalten, nicht aber auch von jeder Kritik. In dieser Beziehung glauben wir uns verpflichtet, besonders auf einen der Ausgleichung sich nähernden Gegenstand hohen vaterländischen Interesse's, auf die von dem deutschen Staatsrechtslehrer der Nothomb'schen Auseinandersetzung entgegengestellte Ausführung über das Rechtsverhältniß des Großherzogthums Luxemburg, als deutscher Bundesstaat aufmerksam zu machen.

Die Reichhaltigkeit des deutschen Werks gibt sich schon äußerlich kund durch das Vergleichen mit dem Originale, dessen Bogenzahl um 15 vermehrt sich herausstellt. Die Unterzeichnete hat aber auch ihrerseits den Werth des Werks durch eine Karte des Königreichs Belgien, in welcher die in Frage stehenden Territorialabgränzungen besonders hervorgehoben worden sind, zu erhöhen gestrebt.

Inhaltsanzeige. Vorrede zur ersten bis dritten Ausgabe. – Ursachen der drei belgischen Revolutionen im sechszehnten Jahrhundert, i. J. 1789 und im J. 1830. — Die Septembertage im Jahre 1830. – Zwei mögliche Richtungen der Politik Belgiens. — Provisorische Regierung. – Nationalkongreß. – Unabhängigkeit, Monarchie, Ausschließung des Hauses Oranien. — Londoner Conferenz. – Erste Unterbrechung der Feindseligkeiten vom 21 November und Waffenstillstand vom 15 December 1830. – Diplomatischer Ausgang. – Aufhebung der Einschließung Maestrichts und der Sperrung der Scheide. – Auflösung des vereinigten Königreichs der Niederlande und künftige Unabhängigkeit Belgiens. — Trennungsgrundlagen vom 20 und 27 Januar 1831. – Beitritt König Wilhelms. – Protestation des belgischen Congresses. – Gedrängte Zusammenstellung der Akten der Conferenz. — Wahl des Herzogs von Nemours. — Regentschaft. – Erstes Ministerium des Regenten. – Versuche die Vollziehung des Waffenstillstandes zu erwirken. — Zweites Ministerium des Regenten. – Politische Lage im Anfange des Aprils 1831. — Wahl des Prinzen Leopold. — Die achtzehn Artikel. — Krönungsfeier und Schluß des Congresses. – Neues Ministerium. – Einfall der Holländer und erste französische Intervention. — Eröffnung neuer Unterhandlungen. – Waffenruhe für

eine bestimmte Zeit. – Stand der belgisch-holländischen Sache nach dem Feldzuge im August 1831. — Die vier und zwanzig Artikel vom 15 Oktober 1831. – Der Traktat vom 15 November 1831. — Die belgischen Festungen. – Uebereinkunft vom 14 December 1831 und Erklärung vom 23 Januar 1832. — Die Ratifikationen. — Das Verfahren der belgischen Regierung nach den Ratifikationen. – Die Vermählung des Königs Leopold. – Zweites Ministerium des Königs. – Versuche unmittelbarer Unterhandlungen mit Holland. – Weigerung der holländischen Regierung. – Annahme des Grundsatzes der Anwendung von Zwangsmaßregeln. – Mangel der Uebereinstimmung über die Art dieser Maßregeln. – Uebereinkunft zwischen Frankreich und Großbritannien vom 22 Oktober 1832. – Uebereinkunft zwischen Belgien und Frankreich vom 10 November 1832. – Blokade zur See. – Zweite französische Intervention. – Belagerung der Citadelle von Antwerpen. – Adressen der belgischen Kammern. – Recapitulation. – Aehnlichkeit mit der Lage im Jahre 1609. – Benehmen der holländischen Regierung. – Betrachtungen über die belgische Unabhängigkeit. – Aeußerer Zustand der belgischen Provinzen: Mangel an nationaler Einheit und nationaler Dynastie. – Ungewißheit in der Entwickelung der belgischen Civilisation. Verfassung von 1831. – Die Feinde der Unabhängigkeit sind zweierlei Art: die Anhänger der Vereinigung mit Frankreich und die Anhänger der Restauration. – Unmöglichkeit einer vollständigen und dauerhaften Restauration. – Unmöglichkeit einer vollständigen Vereinigung mit Frankreich. – Von der Theilung. – Ansicht Mirabeau's über die belgische Unabhängigkeit. – Von der politischen Gleichgültigkeit. – Von dem Lokalitätsgeist. – Vorwurf Wilhelms des Schweigsamen gegen die Revolutionaire im sechszehnten Jahrhundert. Nebst einem Anhang und Urkundenbuch, die wichtigsten diplomatischen Staats-Akten und politischen Dokumente über die belgisch-holländischen öffentlichen Rechtsverhältnisse enthaltend.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Buchhandlung für deutsche und ausländische Litteratur
von
BROCKHAUS und AVENARIUS
in Leipzig und Paris.

Die Unterzeichneten empfehlen ihr Etablissement in Leipzig und Paris zur Uebergabe von Aufträgen bei Bedarf deutscher Werke sowohl, als auch der Erscheinungen der französischen, englischen, italienischen und anderer Litteraturen des Auslandes, welche sie, unterstützt durch ein bedeutendes Lager älterer und neuerer Werke, möglichst schnell und mit größter Sorgfalt ausführen werden. Ebenfalls erbieten sie sich, antiquarische und Auctionskataloge, Prospecte und dergl. ihren Geschäftsfreunden zukommen zu lassen, Aufträge für Auctionen in Paris zu übernehmen, so wie der Beförderung von Paketen an dortige Gelehrte und wissenschaftliche Institute gegen billige Entschädigung sich zu unterziehen. Zugleich empfehlen sie sich zur Uebernahme des Haupt-Commissionsdebits neuer Werke für den deutschen und ausländischen Buchhandel.

Eine regelmäßige Uebersicht der neuen Erscheinungen der ausländischen Litteratur gewährt das „*Bulletin bibliographique de la litterature etrangère*," welches monatlich zweimal erscheint und **gratis** ausgegeben wird.

Leipzig und Paris, im Julius 1837.

Brockhaus & Avenarius.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die poetiche Litteratur
der Araber,
vor und unmittelbar nach Mohammed.
Eine historisch-kritische Skizze
von **Dr. Gustav Weil,**
Privatdocenten der orientalischen Sprachen an der Universität zu Heidelberg.

8. in Umschl. broch. Preis 48 kr. oder 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cottasche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden

Die Verwandlungen
des Abu Seid von Serug
oder die
Makamen des Hariri.
In freier Nachbildung von **Friedrich Rückert.**

2 Theile gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk, des als Orientalist nicht minder denn als Dichter sich auszeichnenden Verfassers, das bei seiner ersten Erscheinung vor zehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier in erneuter, vervollständigter, und von allem gelehrten Beiwerk befreiter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch den verdienten allgemeineren Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder
von
Niclas Müller.
Eingeleitet von
Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Officin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer
Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht
von
L. E. F. Steinheil.

gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Verf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dieß in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären, und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen, Februar 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 13.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Bilder-Conversations-Lexikon
für das deutsche Volk.

Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung.

Vollständig in vier Bänden.

Erster Band. A—E.

Mit 320 Abbildungen und 17 Landkarten.

Gr. 4. 92 Bogen auf weißem Druckpapier. Elegant cartonnirt. 3 Thlr. 8 Gr.

Die Vollendung des ersten Bandes gewährt eine genügende Einsicht in die Ausführung des beim Beginn dieses Unternehmens vorgezeichneten Planes: allen Classen des gesammten deutschen Volkes ein Werk darzubieten, das, in Form und Ausdruck das Strengwissenschaftliche vermeidend, sich über alle dem gewöhnlichen Leben angehörenden Gegenstände gemeinfaßlich und mit vorzüglicher Berücksichtigung deutscher und praktischer Interessen aussprechen und gemeinnützige Kenntnisse verbreiten sollte.

Die vielen dem Texte eingedruckten Abbildungen, deren dieser Band allein 320 enthält, gehören zu den gelungensten, was die Holzschneidekunst in neuerer Zeit hervorgebracht hat; sie vergegenwärtigen die interessantesten und lehrreichsten Gegenstände der Geschichte, Biographie, der Erd- und Naturkunde, der Mechanik u. s. w., und beleben den Eindruck des Wortes durch bildliche Anschauung.

Ungeachtet das Bilder-Conversations-Lexikon seit seinem ersten Erscheinen mit allgemeiner Theilnahme empfangen wurde, möchte doch für Manche die Ausgabe in Heften unbequem gewesen seyn, und diese erlaube ich mir auf den vollständig vorliegenden, geschmackvoll gebundenen ersten Band besonders aufmerksam zu machen.

Die Beendigung des Ganzen kann ich, nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten, jetzt um so mehr als nicht gar ferne versprechen, als gleichzeitig mit dem zweiten Bande: F—L (von dem die 1ste bis 3te Lieferung, jede zu dem Preise von 6 Gr., erschienen sind), der dritte Band: M—R, sich im Druck befindet.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Lenau's Faust.

Von

Dr. Johannes Martensen.

Preis 30 kr. oder 8 gr.

Stuttgart u. Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Natur, der Mensch und sein Wissen. An die Naturforscher und Denker des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

Karl Wilhelm Wenke.

Die Vorrede seiner Schriften.

Gr. 8. Geh. 8 Gr.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Niclaus Manuel.
Leben und Werke

eines Malers und Dichters, Kriegers, Staatsmannes und Reformators im sechzehnten Jahrhundert.

Mitgetheilt von **Dr. C. Grüneisen.**

Nebst einer Steinzeichnung.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Ein älterer, an Geist und Talent aber gleich trefflicher Zeitgenosse des Hans Holbein und Hans Sachs, Mitkämpfer in Gemälden, Dichtungen und Holzschnitten für die Freiheit des evangelischen Glaubens, in ansehnlichen Staatsämtern und Kriegsdiensten um seine Vaterstadt Bern und um die Reformation verdient, wird der Held dieser biographischen Darstellung das Interesse derjenigen, welchen die Geschichte der Religion, der Kunst und des öffentlichen Lebens anziehend ist, um desto mehr in Anspruch nehmen, als derselbe hier aus einer Vergessenheit hervorgezogen wird, welche ihn, außer der Specialgeschichte seiner Heimath, einem weitern Kreise der gebildeten Nachwelt entzogen hätte.

Für Freunde der Kunstgeschichte wird insbesondere bemerkt, daß hier außer neuen Mittheilungen über die schwäbischen und elsäßischen Malerschulen eine möglichst genaue Aufzählung und Bezeichnung der noch vorhandenen Werke eines Meisters, welcher die oberdeutsche Kunst im Unterricht der venetianischen Schule vervollkommnet hatte, gegeben wird; für Freunde der ältern deutschen Dichtung, daß sämmtliche Schriften Manuels, insoweit sie nach mühsamer Forschung vorliegen, aus den muthmaßlich ältesten Ausgaben pünktlich abgedruckt sind. Der mitgetheilte Steindruck gibt die mit dem Bildnisse des Malers selbst versehene Scene seines Todtentanzes.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

REISE

auf dem

caspischen Meere und in den Kaukasus.

Unternommen in den Jahren **1825—1826**

von **Dr. Eduard Eichwald,**

kaiserl. russ. Staatsrathe, Professor an der medizinischen Akademie Wilna etc.

Zweite Abtheilung: den historischen Bericht der Reise in den Kaukasus enthaltend. Mit Kupfern. gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen, in Augsburg bei Kollmann, in Wien bei Wimmer, in Pesth bei Hartleben und Heckenast zu haben:

Authentische

Geschichte aller Heiligen

der

katholischen Kirche

nach dem Tage ihrer Verehrung geordnet.

Ein Andachtsbuch für katholische Christen

für alle Tage im Jahre.

Ein Auszug aus den Werken der Bollandisten und anderer Martyrologen.

Mit Genehmigung des hohen katholisch-geistlichen Consistorii im Königreich Sachsen.

Monatlich erscheint ein Heft zu dem höchst billigen Preise von 6 Groschen, 27 Kr. rhein.

Geschichte

der

heiligen Elisabeth

von Ungarn,

Landgräfin von Thüringen und Hessen

(1207—1231).

Ein Erbauungsbuch für katholische Christen.

Aus dem Französischen

des

Grafen Montalembert,

Pairs von Frankreich.

Mit Genehmigung des hohen katholisch-geistlichen Consistorii im Königreich Sachsen.

Preis 18 Gr.

Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Von den Gemälden der Schweiz haben wir so eben das 17te Heft versandt:

Der Kanton Thurgau,

historisch, geographisch, statistisch geschildert.

Ein Hand- und Hausbuch für Kantonsbürger und Reisende,

von

J. A. Pupikofer,

Diakon in Bischofszell.

15½ Bogen. gr. 12. geh. in Etui, mit Karte.

Preis 2 fl. 12 kr.

In allen Buchhandlungen vorräthig zu finden.

Im nächsten Monate versenden wir das erste Heft des Kantons Graubünden, beschrieben von C. P. v. Tscharner und Professor Möhr.

St. Gallen, den 15 September 1837.

Huber & Comp.

Uebenius Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu kaufen:

Ueber die

Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden,

von

Fr. Uebenius.

Brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Die Herabsetzung der Zinsen von jenen öffentlichen Effecten, deren Börsenwerth das Nominal-Kapital übersteigt, steht in mehreren Staaten noch in Frage, während andere bereits versucht haben, ihre Schulden dieser Art auf einen niedrigern Zinsfuß zu bringen, und auf dem Papiermarkte Papiere gefunden werden, deren Zinsfuß im Laufe von 10 Jahren nicht weniger als 5 Reductionen erlitten hat.

Die Frage der Reduction, unlängst in parlamentarischen Verhandlungen eines Nachbarstaates besprochen, ist für den größern Theil des gebildeten Publikums, für alle die besitzen, oder von Fremdem Zinsen zahlen, von der höchsten Wichtigkeit. Nicht nur in dem Lande, wo sie ihre Lösung erhalten soll, ist sie praktisch, sondern sie influenzirt auch auf die gleiche Entscheidung in andern Ländern.

Diese Betrachtungen haben den berühmten Verfasser dieser Schrift veranlaßt, diese Materie in ihrem ganzen Zusammenhang ausführlich zu erörtern und praktisch zu erläutern.

Inhalt:

I. Von der Herabsetzung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hiebei zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren. Einleitung. Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden. Verpflichtung des Staates in Beziehung auf die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber. Die Größe der Schuld ist kein Hinderniß der Herabsetzung des Zinsfußes. Bestimmung des Maaßes der Reduction. Allmähliches Fortschreiten der Reduction in angemessenen Abstufungen bei fortdauerndem Sinken des Zinsfußes. Reduction der Zinsen der öffentlichen Schuld auf den laufenden Zinsfuß ohne Kapital-Erhöhung. Schuldentilgung und allmähliche Reduction in ihrem wechselseitigen Verhalten. Von den Schwierigkeiten, welche sich bei der Zinsreduction ohne Kapitalerhöhung, in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes, in Beziehung auf die Schuldentilgung, ergeben können. Reduction der Zinsen eines Theiles der öffentlichen Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Kapitalerhöhung. Periodische Benützung des Sinkens des Zinsfußes zur Zins-Reduction ohne Kapitalerhöhung und periodische Umwandlung der zu niedrigem Zinsfuß stehenden Schuldkapitalien in höher verzinsliche, nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Schlußbemerkung über das Verfahren bei Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schuld. II. Herabsetzungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder während der gegenwärtigen Friedensperiode. III. Französische Renten-reduction und Reductionsprojecte. 1) Verhandlungen vom Jahr 1824 und theilweise Umwandlung der 5prozentigen Renten in 4½ und 3 Prozent im Jahr 1825. 2) Französische Verhandlungen über die Reductionsfrage im Jahr 1836. IV. Schlußbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der litterar.-artist. Anstalt in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Katholisches Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts, die im Geist und in der Wahrheit beten.

Von J. P. Trac. Vierte Auflage. 8. Mit einem schönen Stahlstiche. 1 fl.

Katholisches Andachtsbuch für Gebildete des männlichen Geschlechts, die im Geist und in der Wahrheit beten. Von J. P. Trac. Dritte Aufl. 8. 1 fl.

Diese beiden Gebetbücher, welche sich jetzt bereits in mehreren Auflagen in den Händen eyd Publicums befinden, haben die Billigung würdiger Männer gefunden, und verdienen, wie sie das denn schon geworden, in die Reihe religiöser Hausbücher aufgenommen zu werden.

Dieselben sind von der Verlagshandlung auch gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt zu beziehen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliothek
für
Militärs überhaupt
und für
Unterofficiere insbesondere.

Achte und neuste Lieferung,
enthaltend:

Die Lehre vom Militärstyl,
begleitet
mit Bemerkungen über die wesentlichsten Sprachschwierigkeiten und mit einer Reihe belehrender Beispiele zum Selbstunterrichte.

Bogen 5 — 12.

Preis jeder Lieferung 12 kr. oder 3 gr.

Bei Bearbeitung der Lehre des Militärstyls hat sichs der Verfasser angelegen seyn lassen, denjenigen, welche die Kenntniß ihrer Muttersprache noch mehr oder weniger lückenhaft fühlen, die Mittel zu bieten, das Mangelnde durch eigenes Studium auf bequemem Wege nachzuholen.

Die Hauptgesichtspunkte, von welchen bei dieser schon hinreichend bekannten Unternehmung ausgegangen wurde, sind folgende:

1) Die Unterofficiers-Bibliothek ist für Individuen aller deutschen Staaten berechnet, wobei sie alles speciell Dienstliche, was aus den bestehenden Dienstvorschriften der einzelnen Staaten erlernt werden kann, ausschließt.
2) Die Unterofficiers-Bibliothek ist unbeschadet der Vollständigkeit auf ein möglichst kleines Ganzes und niedrigen Preis berechnet, denn der Unterofficier hat nur einen beschränkten Raum zur Aufbewahrung derselben und wenig disponible Mittel.
3) Neben der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche den einzelnen Individuen selbst nach ihrem Austritt aus dem Militärstande von wesentlichem Nutzen seyn dürften, wird der Geist des ächten Soldaten die Anhänglichkeit an den Fürsten und das Vaterland, und die Beförderung der Liebe für den Stand das ganze Unternehmen durchwehen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen
über das
Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag ist nun vollständig erschienen:

Die Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten der Deutschen.

Nebst den Redensarten der deutschen Zechbrüder und aller Praktik Großmutter, d. i. der Sprüchwörter ewigem Wetterkalender.

Gesammelt und mit vielen schönen Versen, Sprüchen und Historien in ein Buch verfaßt von **Dr. Wilhelm Körte.**

Gr. 8. In vier Lieferungen. Geh. Preis des Ganzen 2 Thlr. 16 Gr.

Kauf, Leser, kauf! —
Meinst, für Sprüchwörter seyst zu klug? —
Lauf, Gesell, lauf,
Bist noch lange nicht klug genug! —
Wasst Du dass Buch nur etwa leihen,
Wird es schwerlich Dir gedeihen:
Sey's Dich lehren, soll es Dich laben,
Musst Du es zu eigen haben!

Leipzig, im Julius 1837. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die poetische Litteratur der Araber,
vor und unmittelbar nach Mohammed.

Eine historisch-kritische Skizze
von **Dr. Gustav Weil,**
Privatdocenten der orientalischen Sprachen an der Universität zu Heidelberg.

8. in Umschl. broch. Preis 48 kr. oder 12 gr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cottasche Buchhandlung.**

In allen deutschen Buchhandlungen ist zu haben:

Universal - Zeichenbuch,
bestehend
in 60 Muster-Blättern als Vorlagen zum Zeichnen.

In stufenweiser Folge.

Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen,

von
OTTO WARMHOLZ,
Zeichnenlehrer am königlichen Gymnasium in Eisleben.

Grois Median Quartolio. Gebunden 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhn.

Inhalt:

Die Anfänge des Zeichnens.

Die Form- und Gröfsenlehre. Geräthschaften. Die Perspective. Blumen- und Fruchtzeichnen. Figurenzeichnen. Thierzeichnen. Landschaftszeichnen.

Systematische Zeichnenschule
für Zeichnenlehrer, so wie für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen.

72 Vorlegblätter,

enthaltend
die Anfänge des Zeichnens. Das Blumenzeichnen. Das Fruchtzeichnen. Das Thierzeichnen. Das Zeichnen menschlicher Figuren. Das Landschafts_eichnen.

von **Otto Warmholz.**

Imperial-Quartformat. 6 Hefte, jedes ⅓ Rthlr. oder 36 kr. rhn. — Das Ganze 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr. rhn.

Die vielen Beurtheilungen über die Warmholz'schen Zeichnenbücher waren ohne Ausnahme rühmend. Kein ähnliches Werk entspricht in einem so hohen Grade, wie diese, allen Anforderungen. Der Zeichner hat nicht allein die nöthige Stufenfolge streng im Auge gehabt, sondern hat auch immer gefällige, den jungen Zeichner interessirende Gegenstände gewählt. Lithographie und Druck sind schön und der Preis sehr billig.

Neuester Roman von Capt. Marryat.

So eben ist in unserm Verlage erschienen:

Das Geisterschiff,

oder der fliegende Holländer.

Roman von Capt. Marryat.

3 Theile. 8. Fein Velinpapier. Geheftet. 1 Thlr.

Captain Marryat beschenkt seine zahlreichen Freunde und Verehrer mit einem neuen Romane, welcher an geistreicher Auffassung und hohem flammenden Interesse keinem seiner Vorgänger nachsteht. Wie die früheren Romane, reiht sich auch dieser der in unserm Verlage erschienenen Sammlung von Marryat's Werken an, und haben wir dafür den bisherigen ungemein wohlfeilen Preis von

Einem Thaler

für drei Bände auf feinem Velinpapier und sauber geheftet bestehen lassen.

Dieselbe ungewöhnliche und glänzende Aufnahme, welche Capt. Marryat's Romane in England, Frankreich und Amerika gefunden, ist ihnen auch in Deutschland zu Theil geworden, und wir haben das Vergnügen, die Vollendung einer

Zweiten Auflage von Marryat's Werken

anzukündigen. Der bisherige unglaublich wohlfeile Preis von Einem Thaler für jeden Roman von drei Bänden dieser vorläufig bestehen.

Erschienen sind bis jetzt: **Willy Königs-Eigen. — Der Pascha. — Frank Mildmay. — Peter Simpel. — Japhet, der einen Vater sucht. — Jakob Ehrlich. — Newton Forster. — Ralph Nattlin. — Der Pirat und die drei Kutter. — Mr. Midshipman Easy. — Snarleyyow, oder der Höllenhund.**

Braunschweig, 20 August 1837.

Friedr. Vieweg und Sohn.

Bei **W. Langewiesche** erscheint gegenwärtig (als zweiter Band einer „Gallerie der Helden," aber auch als für sich bestehendes Werk):

Washingtons Leben

von

Eduard Gehe.

Das Leben Washington's — des von Ruhmsucht nie getriebenen, dennoch berühmtesten Heerführers der neuen Welt — des Hauptbegründers der gepriesenen Freiheit Nordamerika's — des weisen, unermüdeten, nur des Vaterlandes Wohl bezweckenden Präsidenten der Vereinigten Staaten — des Mannes, der, wie der Congress sich ausdrückte, „der erste im Kriege, der erste im Frieden und der erste im Herzen seiner Mitbürger" war — das an glorwürdigen, unsterblichen Thaten und Ereignissen reiche Leben dieses Heldes — beschrieben von einem Autor wie Eduard Gehe, der durch lebendige Darstellung, gesundes Urtheil, scharfe Charakteristik, blühende, kernige Sprache u., von welchen Dingen namentlich auch seine vielgelesenen historischen Novellen erfüllt sind, sich zu einem Lieblinge des gebildeten Publicums machte, und der, als tüchtiger Jurist, begreiflicher Weise auch die Kenntniß des Staatenrechts mit den eben angedeuteten Vorzügen zu verbinden wissen wird, — ein solches Buch bedarf keiner weitern Anpreisung.

Es wird (wie früher der „Marschall Vorwärts," welcher jetzt den ersten Band der „Gallerie der Helden" bildet,) in 4 Lieferungen ausgegeben, jede à 6 gGr., einschließlich eines neuen, von H. Pinhas angefertigten prachtvollen Stahlstichs, den Helden Washington zu Pferde darstellend. — Alle Buchhandlungen nehmen Subscription an.

So eben erschien und ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

XXVII UMRISSE

ZU

Hebels allemannischen Gedichten

von

JULIUS NISLE.

Mit einer erklärenden Einleitung von A. L.

Stuttgart. ***Litteratur-Comptoir.***

Preis: 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr. rhein.

Hebels liebliche Idyllen, obgleich in einem Idiom, wie es sich nur in einem kleinen Winkel unseres Vaterlandes findet, sind dennoch in allen Ländern deutscher Zunge heimisch; ihre anspruchlose Einfachheit, ihre ungeschmückte Natürlichkeit, welche bei allen empfänglichen Gemüthern einen so heitern Eindruck ausüben, finden wir in diesen Umrissen wieder. — Sie eignen sich deshalb ganz besonders zu Geschenken für Damen, so wie sie gleich sehr allen Kunstkennern und Kunstliebhabern, und allen Freunden der Poesie eine willkommene Gabe seyn werden.

In der Unterzeichneten hat die Presse verlassen und ist durch alle Sortimentshandlungen zu beziehen:

Ueber

gelehrte Schulen,

mit besonderer Rücksicht auf Bayern

von

Friedrich Thiersch.

Erster Band in vier Abtheilungen.

gr. 8. Preis 3 fl. 35 kr. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Da die vier ersten Hefte dieses Werkes seit einiger Zeit fehlten, während von denen des 2ten und 3ten Bandes Exemplare noch vorhanden, so war es nöthig, von dem ersten Theile die jenem Vorrath entsprechende Anzahl Exemplare neu zu drucken, um das Werk, so weit es erschienen, zu ergänzen. Beim Wiederdruck wurden, da es sich nur davon handelte, die erste Ausgabe zu ergänzen, nur Druckfehler und einzelne Ungenauigkeiten des Ausdrucks verbessert, so daß in Bezug auf den Inhalt die Exemplare des Werkes, welche durch den Wiederdruck des ersten ergänzt werden, von den frühern in keinem Punkte verschieden sind.

Vollständige Exemplare des 1sten bis 3ten Bandes können für den Preis von 12 fl. 18 kr. oder 7 Rthlr. 24 gr. jetzt wieder durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden.

Das dem dritten Theile noch abgehende vierte Heft wird demnächst gedruckt, und mit ihm sammt der Inhalts-Anzeige und dem Personen- und Sachregister das Ganze abgeschlossen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei uns ist erschienen und bereits an die Sortiments-Buchhandlungen versandt:

Sämmtliche

Dichtungen

von

J. G. v. Wessenberg.

5tes Bändchen.

Subscriptionspreis broch. 12 gr. oder 45 kr.

Den Subscriptionspreis für

alle 5 Bändchen zusammengenommen 2 Rthlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

lassen wir, da nun das Werkchen beendigt ist, noch auf unbestimmte Zeit fortbestehen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiffer-Sagen.

Gesammelt

von A. v. Sternberg.

2 Theile. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Einleitung. — Der arme Thoms oder die versunkene Stadt. — Die rothe Perle. — Meerlilie. — Der Wetterbeschwörer. — Klabautermann. — Die Seelen der Ertrunkenen. — Scylla, ein antikes Schiffermährchen. — Das Mährchen von der verliebten Auster. — Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 14.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Im Verlag der Unterzeichneten ist erschienen:

Leben und Abenteuer des Chevalier Faublas von Louvet de Couvray, Volksrepräsentant bei der gesetzgebenden Versammlung und dem National-Convent. Zum erstenmal vollständig aus dem Französischen übersetzt und mit Nachrichten über das Leben des berühmten Verfassers versehen von **Dr. Heinrich Elsner.** 4 Bände von je 20—22 Bogen in 8. à 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. per Band.

Unstreitig ist der Roman, dessen gelungene und vollständige Uebersetzung wir hier dem Publicum bieten, der ausgezeichnetste in der ganzen französischen Litteratur des vorigen Jahrhunderts und classisch für alle Zeiten. Der beredte Verfasser hat nicht nur den Ruhm eines der besten Stylisten seiner glänzenden Epoche, sondern zeichnete sich auch nach dem allgemeinen Urtheile seiner Zeitgenossen und dem Ausspruch der gefeierten Madame Roland durch Geistes-Reichthum und feine Bildung aus. Er stand sowohl unter dem alten Regime der Bourbons, als auch während der Revolution auf dem Höhepunkt der Gesellschaft. Und eben die grosse Welt in Paris, die delicaten Verhältnisse der vornehmen Salons sind es, welche er uns als Eingeweihter mit den treffendsten Farben nach ihrer Licht- und Schattenseite schildert. Wir werden auf die unterhaltendste Weise in die Sprache, die Sitten, die Intriguen, die Raffinements, die Laster, so wie das aberaterreste Treiben jener an dem Rande des Abgrundes tanzenden Aristocratie eingeführt. — Eine herrlich angelegte Liebes-Intrigue spannt das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende, während die eingemischten Episoden, voll Humor und Witz, die mannichfaltigen Charaktere von der naivsten Natürlichkeit bis zur berechnetsten Bosheit dem Auge vorüberführen.

Wen Faublas nicht anspricht, den spricht keine belletristische Lecture an; wer aus Faublas nichts lernt, der weiß entweder Alles, oder wird er nichts mehr erfahren.

Dieses ausgezeichnete Original-Werk haben wir seiner würdig in Druck und Papier ausgestattet, und versenden es bereits an alle Buchhandlungen versandt.

Rottweil, im September 1837.

Herder'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Lenau's Faust.

Von

Dr. Johannes Martensen.

Preis 30 kr. oder 8 gr.

Stuttgart u. Tübingen, im Junius 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist nun vollständig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Encyklopädie

der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie.

Im Verein mit mehreren praktischen Aerzten und Wundärzten bearbeitet und herausgegeben von

GEORG FRIEDRICH MOST.

Zweite, stark vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände (in 12 Heften erschienen).

In alphabetischer Folge mit vollständigen Sach- und Namenregistern.

Gr. 8. 140 Bogen auf gutem weissem Druckpapier. Subscriptionspreis 10 Thlr.

Leipzig, im Julius 1837. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Verwandlungen

des Abu Seid von Serug

oder die

Makamen des Hariri.

In freier Nachbildung von **Friedrich Rückert.**

2 Theile gr. 8. in Umschlag broschirt. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Dieses Werk, des als Orientalist nicht minder denn als Dichter sich auszeichnenden Verfassers, das bei seiner ersten Erscheinung vor zehn Jahren von den Sprachkennern des In- und Auslandes als ein in seiner Art einziges Meisterwerk von selbstschöpferischer Nachbildung mit dem entschiedensten Beifall begrüßt wurde, erscheint hier in erneuter, vervollständigter, und von allem gelehrten Beiwerk befreiter Gestalt, in welcher es nun auch bei der größeren Lesewelt als ein angenehmes Unterhaltungsbuch den verdienten allgemeineren Eingang finden möge.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Pädagogische Reise durch Deutschland im Sommer 1835,

auf der ich Elf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisen-Anstalten

als Blinder besucht

und in den nachfolgenden Blättern beschrieben habe.

J. G. Knie,

Oberlehrer der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt.

Mit einem Vorworte von Wolfgang Menzel.

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Das Werk füllt eine fühlbare Lücke unserer Litteratur aus, indem es eine Statistik der deutschen Blinden-Anstalten gibt. Abgesehen von dem Werthe, den es in dieser Beziehung für Administrativbehörden, Wohlthätigkeitsvereine und Pädagogen hat, erhält es ein ganz besonderes Interesse durch den Reisebericht des Verfassers. Von früher Kindheit an blind, besitzt Hr. Knie gleichwohl eine seltene wissenschaftliche Bildung, Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen und eine Lebhaftigkeit, wie sie bei Blinden ganz ungewöhnlich erscheint. Von diesen Eigenschaften unterstützt, durfte er es wagen, ganz allein ohne irgend eine schützende Begleitung, außer der zufälligen im Eilwagen, Deutschland zu durchreisen, und es glückte ihm, sich überall schnell zu orientiren, und sogar Manches mit geschlossenen Augen zu bemerken, was dem Sehenden entging.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Neue bemerkenswerthe Musikalien, welche seit Ostern 1857 im Verlage der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung in Berlin erschienen und durch alle soliden Buch und Musikhandlungen zu beziehen sind:

Adam. Souvenirs de l'Eclair. — (Der Blitz.) Opéra de Halevy. Potpourri des thèmes favoris de cet Opéra p. l. Piano. Nro. 2. ⅔ Thlr.
— Tänze aus dem Postillon von Lonjumeau. ½ gr.
— 3 airs favoris du Postillon de Lonjumeau arr. en Rondos p. Piano p. Sallenceuve. ½ Thlr.
Bellini. La Sonnambula — Die Nachtwandlerin. Clavierauszug mit deutschem und italien. Text, ohne Chöre und Finale. 2½ Thlr.
— Alle Arien und Duette einzeln à ⅙—⅓ Thlr.
— 1re et 2me Mosaïque (Lieblingsmusik) des Capuletti e Montecchi p. Piano p. Ch. Schunke. 10 gr.
— 1re et 2e Mosaïque (Lieblingsmusik) de la Straniera (die Unbekannte) p. Piano p. Ch. Schunke. 10 gr.
— Per pietà bel Idol. — Könntest du. Arietta à 5 gr.
— Bella Nice — Holdes Mädchen. Arietta av. Piano. 5 gr.
— Rimembranza — Erinnerung. Arietta av. Piano 5 gr.
— L'Abbandono — Die Verlassene. Romanza av. Piano. 5 gr.
Beriot. Air varié pour le Violon av. Accomp. de Piano. Op. 3. (ditto av. Acc. d Orchestre 1 Thlr.) ⅔ Thlr.
Bordogni. 12 nouvelles Vocalises p. la voix de Basse-taille ou Baryton. (f. Baß oder Baryton.) 2 Livr. à 1 Thlr.
— dito f. Contralt oder Mezzo-Sopran. 2 Hefte. à 1 Thlr.
Cherubini. Solfèges pour la voix de Soprano avec Acc. de Piano. Liv. II. 1 Thlr.
Donizetti. 3 Arien und Duetto aus dem Liebestrank (Elisire d'amore) mit deutsch. und ital. Text. à ⅙—⅓ Thlr.
— Tänze a. d. Liebestrank, arr. f. Piano von Thiele. 5 gr.
— 4 Airs favoris de l'Opéra: Elisire d'amore. — Der Liebestrank, arr. en Rondos p. Piano p. Sallenceuve. 10 gr.
Fürstenau. 2 Rondinos brillans et faciles p. Flute et Piano s. d. thèmes fav. de l'Eclair (Der Blitz) et d'Acteon d'Auber. Op. 121. à ⅚ Thlr.
Gluck. Armide, gr. heroische Oper in 5 Acten. Vollständiger Clavierauszug, mit deutsch. u. franz. Text, arr. v. J. P. Schmidt. Wohlfeilste Ausgabe. 2 Thlr. (Iphigenie u. Orpheus ist auf 3 Thlr. bis Ende d. J. herabgesetzt.)
Halevy. Ouverture de l'Opéra: La Juive (Die Jüdin) arr. en Quatuor p. 2 Violons, Alto et Vcelle. 1⅙ Thlr.
— dito p. Flute, Violon, Alto et Vcelle 1⅙ Thlr.
— Ouverture de l'Opéra: L'Eclair — Der Blitz, arr. en Quatuor p. 2 Violons, Alto et Vcelle p. Strunz. ⅚ Thlr.
— dito p. Flute, Violon, Alto et Vcelle. ⅚ Thlr.
— Die Jüdin — La Juive, arr. en Quatuor p. 2 Violons, Alto et Vcellle, p. Panofka. Livr. III. 1⅔ Thlr.
— Die Fledermaus auf dem Maskenball, Notturno für Sopran und Baß, mit Begl. d. Piano (La chauve-souris au bal de l'Opéra p. Soprano et Bas taille). 15 gr.
Hünten, François. Nouvelles Récréations musicales. 25 morceaux très faciles p. l. Piano à 4 mains. (Neue Erholungen für die Jugend.) Liv. III. et IV. à 15 gr.
— dito arr. p. Piano. 2 Livr. à ⅔ Thlr.
Jahns. 6 Lieder und Gesänge für eine Baryton-, Baß-, Alt- oder Mezzo-Sopran-Stimme mit Begleitung d. Pfte. Opus 25. ⅔ Thlr.
— dito mit Begl. des Pfte. und Hornes oder Vcelle. 1 Thlr.
Lafont. Variations brillantes sur la Valse d'Alexandra de Strauß pour Violon et Piano concertans. Op. 27. ⅚ Thlr.
— Gr. Fantaisie et marche militaire sur un thème original p. Violon avec Acc. de Piano. Op. 35. 1⅙ Thlr.
Lafont. Notturno pour Piano, Viol. et Vcelles. l. Chevaliers de la Fidélité de Boieldieu. ⅚ Thlr.
Masini. Philomène. Le page inconstant. 2 Romances av. Acc. de Piano. 5 Sgr.
— Bonheur à toi. Le départ du Marinier. Un mot de toi. 3 Romances av. Acc. du Piano. 5 Sgr.
Meyerbeer. Robert le diable (Robert der Teufel), arr. en Quatuor p. 2 Violons, Alto et Violoncelle p. Strunz. Livr. IV. 2 Thlr.
— dito p. Flûte, Violon, Alto et Vcelle. Livr. IV. 2 Thlr.
— Gesammelte Romanzen und Lieder mit deutschem und franz. Text. 3 Hefte.
— Hugenotten-Tänze arr. f. Piano v. Thiele. enth. Walzer, Galopp und 2 Mazurkas. 5 Sgr.
Mompou. L'Andalouse — Die Andalusierin. Si j'étais ange — War' ich ein Engel. 2 Romances av. Piano à 5 Sgr.
Osborne und Ernst. Souvenirs de la Juive (Opéra de Halevy) p. Piano et Violon concertans. ⅔ Thlr.
Palaestrina. Musica sacra, enth. zwei sechsstimmige Motetten. Partitur. 11 gr.
Panofka. Les Inséparables: Nro. 1. Premier Divertissement s. d. motifs des Huguenots de Meyerbeer p. Piano et Violon concertans. Op. 10. 1 Thlr.
Puget. Ma colombe — Mein Täubchen. Son nom — Sein Name. Ave Maria. Jeannette. A la grâce de Dieu. 5 Romances av. Acc. de Piano. à 5 Sgr.
— La Sonnambule. Romanze av. Piano ou Guiterre. 5 Sgr.
Reissiger, C. G. 1e Sinfonie arr. p. Piano à 4 mains. Op. 120. 1⅙ Thlr.
Schunke. Variations brillantes s. l. Cavatine de Norma de Bellini p. Piano. Op. 11. ⅓ Thlr.
— Variations brill. s. Anna Bolena de Donizetti p. P. ⅓ Thlr.
— Souvenirs de Robert le diable p. Piano. 10 gr.
— Le carnaval de Vienne, Rondo-Valse p. Piano.
— Rondo pastoral s. l. Ranz de vaches (Kuhreigen) d'Appenzell de Meyerbeer p. Piano.
— Fantaisie s. l. Juive (D. Jüdin) p. Piano. ⅓ Thlr.
Schunke. Variations s. l'Eclair (D. Blitz) p. Piano. ⅓ Thlr.
— Rondo facile s. l. Huguenots de Meyerbeer p. Piano.
Taubert. 12 Gesänge für eine Singstimme mit Begl. des Pfte. Op. 27. Lief. 1. ⅔ Thlr.

Baldigst erscheinen:

Album des Pianistes p. Chopin, Czerny, Henselt, Herz, Hünten, Kalkbrenner, Liszt, Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, C. G. Reissiger etc. Mit Portrait etc.
Album für das Jahr 1858, für Gesang u. Piano, enthält Original-Compositionen v. Adam, Caraffa, Curschmann, Donizetti, Halevy, Löwe, Mme Malibran, Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, C. G. Reissiger etc. Mit poetischer Einleitung, Portrait, Facsimile, Vignetten. Eleg. gebunden. 5⅔ Thlr.
Bellini et Rossini. Reunion musicale cont. Romances et Duettini. Livre III.
Bellini. Die Unbekannte. — La Straniera. Der Pirat. — Il Pirata. Vollst. Clavier-Auszug mit deutschem und ital. Text. Subscr. Pr. à 2 Thlr.
Cherubini. Solfeggien f. d. Baßst. 1 Thlr.
Choix de Romances de Grisar, Beauplan. à 5 Sgr.
Fürstenau. Les Huguenots de Meyerbeer. 3 Duos concertans p. 2 Flûtes sur des motifs de cet Opéra.
Gernlein. 3 Lieblings-Galopps f. Pfte.
Gabrielski. Adagio et thèmes de Mozart et Paisiello variés p. Flûte av. Orch., Quatuor ou Piano. Op. 102.
Gluck. Auswahl aus Iphigenie und Armide für Piano zu vier Händen.
Huth. 3 Gesänge. Op. 15.
Loewe, C. Vier Fabellieder f. eine Singstimme m. Pfte.
Reissiger, C. G. 1e Sinfonie p. l'Orchestre. Op. 120.
Taubert. Souvenirs d'Ecosse. 6 Fantaisies p. Piano.
— 1e Sinfonie p. l'Orchestre et arr. p. Piano à 4 mains.
— 6 Lieder f. Sopran, Alt, Tenor u. Baß.
Truhn. 6 Lieder u. Gesänge f. Baryton od. Alt. Op. 22.

So eben ist erschienen:

Topographischer Atlas
des Königreichs Sachsen.

Auf Befehl weil. Sr. Majestät des Königs Friedrich August aus der großen topographischen Landes-Aufnahme reducirt und bearbeitet bei der königl. Militär-Plankammer.

Erste Lieferung, enthaltend:

die Sectionen von Dresden, Stolpen, Altenburg, Chemnitz und Wiesenthal.

Größtes Imperial-Folio-Format. Preis 25 Rthlr. pr. C.

Von einem königl. hohen Kriegs-Ministerium mit dem Debit dieser schönen Karte beauftragt, erlaube ich mir Freunde der Topographie und Landkartenhandlungen auf deren Erscheinen aufmerksam zu machen, und ersuche um gefällige Einsendung ihrer Aufträge.

Leipzig, im September 1857. **Friedrich Fleischer.**

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Geognostische Beschreibung
von
POLEN,
so wie der übrigen
Nordkarpathen-Länder.
Von Georg Gottl. Pusch.

Zweiter (letzter) Band 7 fl. oder 4 Rthlr.

Geognostischer Atlas dazu in 10 grossen colorirten Blättern 24 fl. od. 14 Rthlr.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Fortsetzung von Menzels Taschenbuch.

In der Unterzeichneten ist erschienen und versandt worden:

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte.

Mit fünf Portraits. Neue Folge.

Geschichte des Jahres 1834.

Erste Abtheilung. 12 brochirt. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

In vorliegendem Werke übergeben wir dem Publicum eine Beschreibung der interessantesten Weltbegebenheiten, welche sich im Jahre 1834 im westlichen Europa zugetragen haben, nämlich die Geschichte von Frankreich, England, Spanien und Portugal, mit den Portraits **Talleyrands, A. Carrels, Daniel O'Connels, Zumalacarreguy's** und der Königin **Donna Maria.** Frankreichs steter Ministerwechsel, so wie die damit verbundenen Umtriebe, Englands Bestrebungen für die Reformbill und die noch andauernden Kämpfe auf der pyrenäischen Halbinsel sind mit ebenso lebhaften als naturgetreuen Farben geschildert, und gewähren dem Leser ein vollendetes Bild dieser Nationen. Wir hoffen daher mit Zuversicht, daß diese Serie sich gleich ihren Vorgängerinnen, die unter der Aegide des als Geschichtschreiber und Publicist so verdienten Herrn **Dr. Menzel** erschienen sind, einer günstigen Aufnahme zu erfreuen haben werde.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der **Litter. artist. Anstalt** der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung in **München** ist erschienen und durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen:

Album aus Tyrol und Salzburg

nach Original-Zeichnungen

von **E. AUER** und **A. PODESTA.**

Erste Abtheilung.

Inhalt:

1. Das Zillerthal.
2. Zell am Ziller.
3. Zell am See.
4. Botzen.
5. St. Martinswand.
6. Innsbruck.
7. Hofers Zufluchtsort 1809.
8. Hofers Haus.
9. Salzburg.
10. Schloß Amras mit dem Salzgebirge bei Hall.
11. Hohen Werfen im salzburgischen Pongau.
12. Der Hintersee bei Berchtesgaden.

Preis 9 fl. 36 kr. rhein. oder jede einzelne Ansicht: 48 kr. rhein.

Diese zwölf Ansichten, von geistreichen Künstlern gezeichnet, können in Bezug auf ihre Ausführung mit Recht den Höhepunkt der jetzigen Ausbildung der Lithographie darstellen. Wenn sie in dieser Beziehung die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde überhaupt verdienen, so glauben wir, daß sie besonders dem Theile des Publicums willkommen seyn werden, der die Schönheiten der Tyroler Berge und Thäler mit eigenen Augen genoß.

Karte von Spanien
und
Portugal.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karte von dem Iberischen Halb-Insellande oder den Königreichen Spanien und Portugal,

entworfen und bearbeitet

von

Dr. H. Berghaus, in Kupfer gestochen von **Brose.**

Maßstab $\frac{1}{500\,000}$ *Preis* **4** *fl.* **30** *kr.*

Die vorstehende Karte, deren Verfasser beide rühmlichst bekannt sind und in ihrem Fache eines so ausgezeichneten Rufes genießen, dürfte in den jetzigen für beide Länder so hoch wichtigen Zeiten durchaus keiner weiteren Empfehlung bedürfen.

München, im August 1837. *Litterarisch-Artistische Anstalt.*

Bei **Julius Helbig** in **Altenburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sagen
der nordamerikanischen Indianer.

Erstes Heft. Eleg. brosch. 6 gr. sächs.

Die einfache und liebliche Sprache in diesen höchst anziehenden Sagen gibt ein treues Bild des seinem Untergange nahen merkwürdigen Volkes. Diese Sagen führen uns in eine bis jetzt fast noch ungekannte Ideenwelt, und gewähren nicht bloß eine flüchtige Unterhaltung. Sie werden als historische Denkmäler jener Völkerstämme einen würdigen Platz in jeder Bibliothek verdienen. Man kann kein Volk verstehen, wenn man es nicht sprechen hört, und deßhalb tragen diese Sagen viel zur Verständigung und Würdigung jener Stämme bei. Diese Sammlung wird besonders denen willkommen seyn, welche ihr Lebensglück in der Nähe der Ueberbleibsel jener Völkerschaften zu gründen suchen, da bei der unvermeidlichen Berührung mit ihnen es nöthig seyn wird, eine genaue Kenntniß der Einsassen zu besitzen, um ihre Sprachweise, Wünsche und Bedürfnisse zu verstehen, die sich in diesen Sagen so treu abspiegeln.

Das Ganze wird 4–6 Hefte stark. Sammler erhalten auf 10 Exemplare Eins umsonst.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der
Zug der Israeliten
aus
Aegypten nach Kanaan.

Ein Versuch

von

Karl von Raumer.

Beilage zu des Verfassers „Palästina."

Mit 1 Karte.

gr. 8. geh. 12 Gr.

Den zahlreichen Verehrern von Raumers „Palästina" (1835. 1 Thlr. 12 Gr.) wird diese Beilage eine um so willkommenere Gabe seyn, als sie der Lösung eines Resultats sich zu nähern sucht, welches seit Hieronymus bis auf Goethe und Rosenmüller auf die verschiedenartigste Weise erstrebt wurde. Die sauber gestochene Karte wird auf besonderes Verlangen auch einzeln (zu 6 Gr.) abgegeben.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Uhland und Rückert.
Ein kritischer Versuch

von

Gustav Pfizer.

8. In Umschlag brosch. 45 kr. od. 12 Gr.

Diese kleine Schrift sucht mit vorurtheilsfreier Unparteilichkeit die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge unserer zwei großen Lyriker durch eine Parallele ihrer Poesien nach verschiedenen Beziehungen in ein helleres Licht zu setzen, als durch so manche, theils unverständige, theils gehässige Stimmen in neueren Zeiten geschehen ist; und wir bieten dieselbe den Verehrern beis der Dichter mit der Zuversicht dar, daß sie dem Streben derselben nach klarer und scharfer Auffassung und gleichmäßiger Anerkennung des Schönen und Trefflichen ihren Beifall schenken werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Robespierre.

Mit Beziehung auf die neueste Zeit

dargestellt

von einem Wahrheitsfreunde.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Diese Schrift knüpft an die treue Schilderung des Lebens Robespierre's Betrachtungen, die zur Erläuterung und Würdigung dieses Charakters beitragen werden und die Beachtung aller Zeitgenossen verdienen.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Correspondenzblatt

des

Königl. würtemb. landwirthschaftl. Vereins.

Neue Folge. Band XI. Jahrg. 1837.

Erster Band. Zweites Heft.

gr. 8. Preis des ganzen Jahrgangs 3 fl. od. 2 Rthlr.

Inhalt. I. Aufsätze und Abhandlungen. 1) Des Flachses vortheilhafteste Cultur und Bearbeitung mit besonderer Rücksicht auf Würtemberg. 2) Einige Bemerkungen über den Reisbau im nördlichen Deutschland. 3) Mittheilungen über den Milch-Wirthschaftsbetrieb der Holsteiner. II. Mittheilungen der Centralstelle aus ihrem unmittelbaren Wirkungskreise. Auszüge aus den Protocollen der Centralstelle. 1) Stand der Zöglinge bei dem land- und forstwirthschaftlichen Institute zu Hohenheim im Sommersemester 1837. 2) Notiz über Blutegelzucht. 3) Vitteria-Weizen. 4) Eine Auswanderung, bei der man im Lande bleibt und sich redlich nährt. 5) Runkelzuckergewinnung aus getrockneten und gepulverten Rüben. 6) Unterstützungen. 7) Beiträge zur Bibliothek. 8) Beiträge zu den Sammlungen. III. Beiträge zur Vaterlandskunde. 1) Landwirthschaftliche Berichte vom Jahre 1835. a. Aus den Schwarzwaldgegenden. b. Aus Oberschwaben, hauptsächlich aus der Gegend zwischen der Donau und dem Bodensee. c. Aus der Schönbuchsgegend und dem Ammerthal. d. Von den Fildern. e. Aus dem Strohgäu. f. Aus dem untern Remsthal (von Frühbach bis Schorndorf.) g. Aus der Gegend von Heilbronn. h. Aus dem Oehringischen. i) Aus dem Limpurgischen. 2) Ueber eine im Fleische der schwarzen Kirschen vorkommende Insectenlarve. IV. Auszüge und Notizen. 1) Ueber das Branntweinbrennen. 2) Notizen über Runkelzucker. 3) Mittel gegen Engerlinge. 4) Die Pfrieme von Teneriffa. (Spartium nubigenum.) 5) Ueber die Verhütung von Viehseuchen, und insbesondere über den Nutzen und Gebrauch des Viehsalzes. 6) Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Zimmerheizung und eine darauf gegründete, vortheilhaftere Ofen-Construction. Litteratur. 1) Edward Baines d. j. Geschichte der brittischen Baumwollenmanufactur und Betrachtungen über ihren gegenwärtigen Zustand. Aus dem Englischen frei bearbeitet von Dr. Christoph Bernoulli, Professor der industriellen Wissenschaften zu Basel. 2) Vollständige Anweisung von seltener Schönheit und Größe Amaryllis, Astern, Auriculn &c. theils auf die leichteste Art im freien Lande, wie in Töpfen zu erziehen, sie lange zu erhalten, und theils daraus vorzüglich guten Samen zu sammeln. Meteorol. Tabellen aus Stuttgart.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Schiller's Werke. Prachtausgabe.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Schiller's sämmtliche Werke

in zwölf Oktav-Bänden,

Velinpapier, mit zwölf Stahlstichen. In Umschlag broschirt.

Diese einzig rechtmäßige Pracht-Ausgabe, welche mit Privilegien gegen den Nachdruck und Verkauf von Nachdrücken von sämmtlichen Staaten und freien Städten des deutschen Bundes, von Dänemark und von den schweizerischen Ständen Aargau, Appenzell, Bern, Luzern, Schaffhausen, Schwyz, Solothurn, Tessin, Thurgau, Unterwalden, Uri, Zürich, Zug, versehen ist, kann durch jede solide Buchhandlung Deutschlands und der Schweiz bezogen werden. Der Ladenpreis ist 22 fl. oder 13 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Für Lese-Cabinette, Museen und Leihbibliotheken.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Litterarische

Bilder aus Rußland.

Herausgegeben von

H. Koenig.

Mit den Bildnissen von Derschawin und Puschkin.

8. Velinpapier in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Inhalt: **Vorwort. Anfänge. Kirchliche Schriftsteller:** Dimitry der Heilige. Theophan Prokopowitsch. Georgy Konissky. Platon. Philareth. Innokenty. **Aeltere weltliche Schriftsteller:** Fürst Kantemir. Lomonossow. Derschawin. Nowikow. **Moderner Styl:** Karamsin und Dmitriew. **Fabeldichter:** Chemnitzer. Krilow. **Lustspieldichter:** von Wisin. Kapnist. Griboiedow. **Erste Dichtergruppe:** Shukowsky. Batüschkow. Fürst Wäsemsky. **Zweite Dichtergruppe:** Alexander Puschkin. Karamsky. Baron Delwig. Jasikow. **Dritte Dichtergruppe:** Wenewitinow. Chomäkow. Benedictow **Novellisten:** Marlinsky. Fürst Odojewsky. Gogol. Pawlow. **Neueste Dramatiker:** Fürst Schachowskoy. Segoskin. Kukolnik. **Kritiker:** Merslakow. Schewirew. Kalschenowsky. Praskin. **Journalisten:** Polewoy. Gretsch. Bulgarin. Senkowsky. **Ueberblick und Aussicht.**

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das

System der Circulation

in seiner Entwicklung durch die Thierreihe und im Menschen

und mit Rücksicht auf die physiologischen Gesetze seiner krankhaften Abweichungen dargestellt

von C. H. Schultz,

Doctor der Medizin und Chirurgie und ordentl. Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin &c. &c.

Mit sieben illuminirten Tafeln.

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Bedeutung und Gliederung des Circulationssystems. I. **Vom Blute.** Lebendige Bestandtheile des Bluts. Plasma und Bläschen. a) Die Blutbläschen, b) das Plasma. c) **Chemische Bestandtheile des Bluts.** Spezifische Verschiedenheiten des Bluts in den organischen Systemen und in den Lebenszuständen und Individuen. II. **Vom Gefäßsystem.** 1) Gefäßsystem der Pflanzen. 2) Gefäßsystem der Thiere. a) Peripherisches System. b) das centrale Gefäßsystem. Bewegungen des Herzens und der Gefäße. III. **Die Circulation des Bluts in den Gefäßen.** 1) Die peripherische Circulation. a) Vor der Herzbildung. b) Nach der Herzbildung. 2) Die centrale Circulation. Begriff. a) Bewegung im Venensystem. b) Blutbewegung im arteriellen System.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 15.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

In meinem Verlag ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes vorräthig:

Ueber die
Gesetzgebung der Presse.
Ein Versuch
zur Lösung ihrer Aufgabe auf wissenschaftlichem Wege.
Von
Franz Adam Löffler.
Erster Theil. gr. 8. 3 Thlr.

Dieser erste Versuch einer Wissenschaft der Presse enthält eine umfassende Darstellung aller diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Verhältnisse, und verdient die größte Beachtung.

Leipzig, im Julius 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei Unterzeichnetem erscheinen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen darauf an:

Molière's sämmtliche Werke.

Uebersetzt
von
L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Freiligrath, W. v. Lüdemann, M. Runkel, E. Weyden, O. L. B. Wolff, L. Lax u. A.

Herausgegeben
von
Louis Lax.

Goethe sagt in einer Periode seiner besten Kraft, in einer Epoche der schönsten litterarischen Bewegung Deutschlands: „Molière ist so groß, daß man immer von neuem erstaunt, wenn man ihn wieder liest; ich lese alle Jahre einige Stücke von ihm."

Das Ganze erscheint in zwei verschiedenen Ausgaben:

1) in Einem Bande, Lexikonformat auf feinstem Velinpapier, gleich Schiller's und Goethe's Werken in Einem Bande, mit einem schönen Portrait Molière's. Subscriptionspreis bis Ostermesse 1838: 5 Thlr.;

2) in einer Taschenausgabe auf schönem weißem Velinpapier in fünfzehn Lieferungen. Subscriptionspreis für jede Lieferung, ohne Vorausbezahlung, bis Ostermesse 1838: 8 gGr.

Vom 1 Junius 1838 an tritt unabänderlich ein erhöhter Ladenpreis ein.

Da die Uebersetzungen von beinahe sämmtlichen Stücken bereits zum Drucke vorliegen, so wird die Versendung der einzelnen Lieferungen ununterbrochen auf einander folgen, und ein großer Theil schon bis Ende October d. J., das Ganze aber bis Ende Mai's 1838 dem Publicum übergeben werden.

Alle soliden Buchhandlungen Deutschlands nehmen Subscription an.

Aachen, im September 1837.

J. A. Mayer.

Neu erschienene Verlags-Artikel von Ernst Kleins Comptoir in Leipzig.

Kurze und faßliche Belehrung über den wichtigen und vortheilhaften Runkelrübenbau und die Fabrication des Runkelrübenzuckers. Nach den besten französischen und deutschen Quellen für Landwirthe, Gärtner und Zuckerfabricanten herausgegeben von Dr. Dietrich. Zweites Heft. Fabrication des Runkelrübenzuckers im Großen und Kleinen, nebst der Bereitung des Syrups zum Hausbedarf. Mit Abbildungen. br. 6 gr.

Erstes Heft, Anbau der Rüben, 6 gr.

Der Talmudist in der eleganten Welt. Scenen und Skizzen aus der Gegenwart, vom Verfasser des „jüdischen Gil-Blas." br. 1 Thlr.

Nießwurzpriesen für Juden und Christen. In gereimten Gaben von F. Mork. 26 Heft. geh. 5 gr. Erstes Heft 4 gr.

Vertilgung der Insecten und Würmer. Eine Sammlung von Mitteln zur Vertilgung und Ausrottung derselben. Durch oftmalige Anwendung bewährt befunden und nach langjähriger Erfahrung herausgegeben von C. Baldenhausen, Kunstgärtner. br. 6 gr.

Die Unpäßlichkeiten der Damen, ihre bequemste und leichteste Heilung. Von Dr. C. Lenz. geb. 16 gr.

Komische Scenen aus dem Leben eines Bonvivants. Aus dem Französischen des Paul v. Kock. 2 Bde. br. 1 Thlr. 3 gr.

Die Bonvivants. Charakterbilder nach dem Leben von Dr. H. G. Rumsen. 2 Bde. br. 1 Thlr.

Anzeige für Lehranstalten.

So eben erschien bei R. Crayen in Leipzig:

Die zweite sehr verm. Auflage von **Diesterweg, Dr. F. A. W., Anweisung zum Gebrauche des Leitfadens für den Unterricht in der Formen-, Größen- und räumlichen Verbindungslehre.** gr. 8. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Vom Leitfaden erschien v. J. die 8te Auflage bei mir à ½ Thlr. oder 54 kr.

Vollkommener als in dieser Schrift geschehen ist, wird sich nicht leicht der Hauptzweck des mathematischen Unterrichts: Erregung und Entwickelung der Denkkraft, erreichen lassen, und da die Einrichtungen zugleich den Anforderungen der Methodik entsprechen, so dürfte diese Schrift auf vorzügliche Beachtung Anspruch machen.

Die eilfte verb. Auflage von **Kohlrausch, Fr., Chronologischer Abriß der Weltgeschichte mit einer synchronistischen Tabelle der alten, so wie der neuern Staatengeschichte vermehrt.** gr. 4. 10 gr. oder 45 kr.

Wohl kein Werk hat so dem gewünschten Zweck entsprochen als das obige; die vielen Auflagen, welche es erlebt, geben davon den besten Beweis.

Die vierte sehr verb. u. verm. Aufl. von **Vormbaum, Fr., die brandenb. preuß. Geschichte, für Lehrer an Stadt- und Landschulen, für die Schuljugend und für alle Vaterlandsfreunde bearbeitet.** gr. 8. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Dieß Werk ist wohl in mancher Hinsicht als das vorzüglichste seiner Art anzusehen, mit warmer Theilnahme des Gemüths und aufrichtiger Vaterlandsliebe erzählt der Verfasser in einfacher herzlicher Sprache die Geschichte des preuß. Staats von den ältesten Zeiten bis auf die unsrige.

Neue Musikalien.

Jähns, F. W., 6 Gesänge mit Begleitung des Pfte. op. 26 à 18 gr. od. 1 fl. 21 kr.
Siegmayer, F., 6 Gesänge mit Begleitung des Pfte. op. 45 à 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.
Kreutzer, Conr., 6 Balladen von Uhland mit Begl. des Pfte. à 1½ Thlr. od. 2 fl. 42 kr.
Bellini, Der Pirat, arr. für das Pfte. allein. à 1½ Thlr. od. 2 fl. 42 kr.
— —, Die Nachtwandlerin, desgleichen. à 1½ Thlr. od. 2 fl. 42 kr.
Rossini, Die Jungfrau am See, desgleichen. à 1¼ Thlr. od. 2 fl. 15 kr.
Mozart, Don Juan (verb. Aufl.). desgleichen. à 1⅓ Thlr. od. 2 fl. 24 kr.

Arion, auserlesene Gesänge mit Begleitung des Pfte. 9r Bd. à 1 Rthlr. od. 1 fl. 48 kr.
Orpheus, auserlesene 4stimmige Gesänge, ohne Begl. 7r Bd. à 1 Thlr. od. 1 fl. 48 kr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Schwartz, J. M., kurze Nachricht von der Entstehung und Feier der christlichen Sonn- und Festtage. Dritte verm. und verb. Auflage. 8. Chemnitz, Starke. 5 gr.

Diese Schrift wird Allen, die über das Geschichtliche der kirchlichen Sonn- und Festtage sich näher zu unterrichten wünschen, um so mehr willkommen seyn, da sie sich bei verhältnißmäßiger Vollständigkeit und Deutlichkeit auch durch Wohlfeilheit auszeichnet.

Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses** in **Halle** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben, in Augsburg in der Matth. Rieger'schen Buchhandl., in München in der Hofbuchhandl. von Ph. Jak. Bayer, so wie in den Buchhandlungen zu Lindau, Innsbruck, Salzburg, Wien ꝛc.

Weber, Dr. W. E. (Professor, Director der Gelehrtenschule zu Bremen), **Schule und Leben.** Vorträge und Abhandlungen pädagogischen Inhalts. 8. Preis 1½ Rthlr.

Inhalt. **Erste Abtheilung: Schulreden.** I. Ueber die Idee der Erziehung. II. Einige Worte zur Beleuchtung des Satzes: Wir lernen nicht fürs Leben, sondern für die Schule. III. Ueber die Würde des Gelehrtenberufs. IV. Ueber das Zusammenwirken der Thätigkeiten zur Förderung der höchsten Zwecke der Menschheit. V. Leiden und Freuden des Schulmannes. VI. Ueber die Wahrhaftigkeit, als nothwendigen Charakter eines wissenschaftlichen Lebens. VII. Ueber Wesen und Wirken der Begeisterung. VIII. Ueber die Stellung des öffentlichen Lehrers zu den Bewegungen der Zeit. IX. Ueber die Hindernisse der wahren Bildung fürs Leben. X. Ueber die Wahl des Berufs. XI. Ueber den sogenannten Nutzen der Geschichte. XII. Ueber den Mißbrauch der Ausdrücke Genie und Genialität. XIII. Am Grabe des Prof. Dr. Franz Karl Mertens. XIV. Am Grabe des emeritirten Lehrers Dr. Wilhelm Christian Müller.

Zweite Abtheilung: Abhandlungen. I. Ueber die moderne Liberalität in der Schulzucht. II. Abermals über Gymnasien. Exspectorationen eines Schulmannes u. s. w. III. Ueber amtliche Stellung und Wirksamkeit der Lehrer an Gymnasien, und insbesondere über Verhältniß und Functionen eines Directors. IV. Ueber die Schulzucht des Hrn. Kirchenraths Dr. Stephani.

Bei J. E. Schaub in **Düsseldorf** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung. Von Dr. Samuel Hahnemann. 3r Theil: Antipsorische Arzneien. Zweite, viel vermehrte und verbesserte Aufl. 26 Bogen in gr. 8. Velinpapier. Subscriptionspreis 2 Rthlr. 4 gGr.

---

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

CARTONS

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben
von **Carl v. Hailbronner.**

ERSTER BAND.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr 12 gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Seraing, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen aufgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselieb haber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des zur Versendung bereit liegenden 2ten und 3ten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Götha-canal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee. —

Inhalt des dritten Bandes: Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Leben der ausgezeichnetsten
Maler, Bildhauer und Baumeister
vom Cimabue bis zum Jahr 1567, beschrieben
von **Giorgio Vasari,** Maler und Baumeister.
Aus dem Italienischen.

Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der frühern Herausgeber, so wie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet
von **Ludwig Schorn.**

Zweiter Band, enthaltend der Original-Ausgabe zweiten Theil.
Erste Abtheilung mit 22 lithographirten Bildnissen.

gr. 8. Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Seitdem in Deutschland ein erneutes, man darf wohl sagen, leidenschaftliches Interesse für die bildende Kunst und ihre Geschichte erwacht ist, hat man vielfältig das Bedürfniß gefühlt und den Wunsch ausgesprochen, die Lebensbeschreibungen der Künstler, durch deren Aufzeichnung der aretinische Maler Vasari noch unter dem Schutze des glorreichen Hauses Medici den Grund zu der gesammten neuern Kunstgeschichte gelegt hat, ins Deutsche übersetzt und nach dem Stande unserer jetzigen Kenntnisse berichtigt und vervollständigt zu sehen. Aber theils die Schwierigkeiten der Uebertragung eines so sachreichen, eigenthümlichen und anmuthigen Schriftstellers, theils die mühevolle Arbeit, welche mit der Aufhellung mancher Irrthümer und mit der Beibringung dessen, was spätere Schriftsteller hinzugefügt haben, verbunden ist, ließ bisher ein Unternehmen dieser Art nicht zur Ausführung kommen. Um so mehr dürfen wir uns Glück wünschen, dem deutschen Publicum in der obigen Uebersetzung das Werk eines mit dem Genius der italienischen, wie mit dem der deutschen Sprache gleich vertrauten Geistes vorlegen zu können, welcher Ton und Inhalt des Originals mit eben so viel Treue als Leichtigkeit wiedergibt. Der Herausgeber,

dessen nun achtzehnjährige Leitung des Kunstblattes so viel für die Würdigung unserer lebenden Künstler gewirkt, welcher die von Vasari geschilderten Kunstwerke größtentheils aus eigner Ansicht und Untersuchung kennt und in den speciellsten Theilen der gesammten Kunstgeschichte einheimisch ist, hat diese Uebersetzung mit allen wünschenswerthen Nachträgen und Berichtigungen ausgestattet, so daß, wer nun in Italien eine neue Ausgabe des Vasari veranstalten will, die deutsche Uebersetzung wird zu Hülfe nehmen müssen. Außerdem wird dieses Werk durch die umfassenden Register, welche im letzten Bande folgen sollen, und durch das geringere Volumen, für den Gebrauch im Studirzimmer und auf Reisen weit zweckmäßiger seyn, als die neueren, bändereichen und nicht mit Registern versehenen italienischen Ausgaben.

Die zweite Abtheilung ist unter der Presse und wird möglichst bald nachfolgen.

Das ganze Werk ist mit den sorgfältig gearbeiteten Copien sämmtlicher, in den Original-Ausgaben enthaltenen Bildnisse begleitet und verschönert.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der National-Kalender für 1838.

Der für alle Stände, besonders aber für den Bürger und Landmann so empfehlenswerthe längst bekannte

National-Kalender

für die deutschen Bundesstaaten,

oder

Haus- und Volksfreund

zur Belehrung und Unterhaltung

für

den deutschen Bürger und Landmann.

Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist, Lithographien und Musikbeilagen.

Herausgegeben von

Johann Heinrich Meyer,

mit Beiträgen von Auerbacher und Andern.

Preis 48 kr. oder 12 gr.

wird auch in seiner 29sten Verjüngung auf das Jahr 1838 demnächst erscheinen, worauf wir alle bisherigen Freunde und Beförderer dieses Haus- und Volksbuches, das, durch alle Länder deutscher Zunge verbreitet, bisher des Guten viel gestiftet hat, und eine Menge nützlicher Kenntnisse enthält, vorläufig aufmerksam machen.

Stuttgart und Tübingen, im Oct. 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Großbritanniens Gesetzgebung

über

Gewerbe, Handel und innere Communicationsmittel,

statistisch und staatswirthschaftlich erläutert

von **C. Th. Kleinschrod,**

Ministerialrath im königl. bayer. Staatsministerium der Finanzen.

Mit mehreren Tabellen.

gr. 8. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt: Einleitung. Statistik der Bevölkerung. Gesetzgebung für Gewerbe und Manufakturen: I. Legislative Politik des Gewerbswesens überhaupt; Monopole und Gewerbsprivilegien; Verlagsrecht. II. Gesetzgebung der Industriegewerbe im engern Sinne. III. Statuten und Einrichtungen der Corporationen in Beziehung auf das Gewerbswesen. IV. Statistik der Gewerbe und Manufakturen. V. Legislative und staatswirthschaftliche Beziehungen der Manufakturen. A. Die Baumwollenmanufaktur und Verhältnisse der Fabrikarbeiter überhaupt. B. Die Wollenmanufaktur. C. Die Seidenmanufaktur. D. Die Leinwandmanufaktur. E. Die Papierfabrikation. F. Die Glasfabrikation. G. Eisen- und Metallwaarenfabrikation. VI. Besondere Anstalten zur Beförderung der Gewerbsindustrie. Handelsgesetzgebung. I. Navigationsgesetze. II. Die brittisch-ostindische Handelskompagnie. III. Commercialsystem der Ein- und Ausfuhrzölle. Ueber den Getreidehandel insbesondere. IV. Innere Mercantilgesetzgebung. Anmerkung über das Bankwesen im vereinigten Königreich überhaupt. V. Statistischer Ueberblick des brittischen, auswärtigen und Colonialhandels. Gesetzgebung über die innern Communicationsmittel. I. Oeffentliche Landstraßen. A. Allgemeine Gesetzgebung über die öffentlichen Landstraßen (General Highway-Acts). B. Specielle Gesetzgebung über die Turnpike-roads. II. Fluß- und Kanalschifffahrt; Eisenbahnen.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lenau's Savonarola.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Savonarola.

Ein Gedicht

von

Nicolaus Lenau.

Velinpapier in Umschlag broch. Preis 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Gründliche historische Studien haben in unserer Zeit ein neues Licht auf den florentinischen Reformator geworfen. Ein anerkannter Dichter entlehnt in gegenwärtiger Darstellung die Fackel der Geschichte, und sie wirft in seiner Hand den verklärenden Schimmer der Poesie über einen der edelsten Kämpfer für eine Sache, deren — zu spät, von einer aufgeklärteren und glücklicheren Nachwelt beweinter — Märtyrer er geworden ist. Dabei hat der Verfasser allen Versuchungen widerstanden, zu welchen ihn eine Verwechslung der Zeit, die er zum Gegenstand seiner Dichtung gewählt hat, mit spätern Erscheinungen verführen konnte. Als Dichter hat er, mit künstlerischer Besonnenheit, die Flammen, durch welche Savonarola starb, zur poetischen Glorie verklärend, ihn doch nicht von dem historischen Boden, in welchem seine Thätigkeit und seine Geisteseigenthümlichkeit wurzelte, losgerissen, um ihn in ein ideales Vacuum zu stellen; er hat durch tieferes Eingehen in den Geist jener Zeit mit all seinen Zügen, seinen Gebrechen und Flecken, welche einem großen und reinen Charakter zur Folie dienen, ebenso der Wahrheit die Ehre gegeben, als die poetische Wirkung rein erhalten und verstärkt. Savonarola erscheint als das, was er war, als der Arzt der damals kranken Kirche, und die im Gegenstand selbst liegende Poesie ist, wie man es von dem Verfasser erwarten durfte, durchaus keinen äußerlichen, mit der eifersüchtigen Selbstständigkeit der Muse unverträglichen Zwecken dienstbar gemacht. Wir hoffen, daß diese Dichtung, in welcher ächte Poesie mit einer frischen und tiefen Begeisterung für die Herrlichkeit des christlichen Glaubens Hand in Hand geht, sich recht viele Freunde erwerben werde.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schiller's Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim.

von 1782 — 1785.

8. broch. Preis 1 fl. 48 kr. od. 1 Rthlr. 6 gr.

Der Verfasser dieser Schrift ist der vor einigen Jahren in Wien gestorbene Klavierlehrer Streicher, ein Jugendfreund Schiller's, der ihn auf seiner Flucht von Stuttgart begleitete, alle Leiden, die ihm dieser Schritt Anfangs zugezogen, mit enthusiastischer Hingebung theilte, und dem völlig hülflosen Dichter sogar die zu seiner eigenen Ausbildung als Muster bestimmten Summen zum Opfer brachte. Das Buch ist ein sehr werthvoller Beitrag zur Biographie Schiller's; es enthält eine Menge interessanter Details aus der Epoche, wo sich sein äußeres Schicksal entschied, und kleiner, ihn charakterisirenden Züge, welche nur die Liebe und der Enthusiasmus eines Freundes behalten konnte, dem die Zeit, „welche er mit dem jugendlichen Schwärmer verlebt, durch die nachmalige Größe des Mannes zur merkwürdigsten seines Lebens" geworden war. — Die Herausgeber, die Kinder des verstorbenen Verfassers, haben das Honorar dem Denkmal Schillers gewidmet.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches
Gesang- und Gebet-Buch
zur Feier des öffentlichen Gottesdienstes
im Bisthum Rottenburg.
Nebst Melodien.

Dieses Gesang- und Gebetbuch ist nach seiner ganzen Anlage, in genauer Verbindung mit der gleichzeitig erscheinenden allgemeinen Gottesdienstordnung für das Bisthum Rottenburg bearbeitet und soll seinem Inhalte nach nicht nur gleichsam den liturgischen Theil dieser Gottesdienstordnung, sondern auch besonders durch die beigefügten Melodien einen Vereinigungspunkt für immer allgemeinere Beförderung des deutschen Kirchengesangs mittelst der Schule bilden.

Nach vielseitiger vorheriger Prüfung und Vereinigung hat das hochwürdigste bischöfliche Ordinariat in Rottenburg diesem Gesang- und Gebetbuche nicht nur die Approbation ertheilt, sondern auch bereits die gesammte Bisthumsgeistlichkeit auf die Erscheinung desselben durch Circular-Erlaß vom 18 November v. J. unter Beziehung auf das allgemein gefühlte Bedürfniß und gewünschte Einführung eines Diöcesan-Gesangbuches aufmerksam gemacht.

Da man von der Ansicht ausging, daß zum Zwecke eines allgemeinen und gleichförmigen Kirchengesangs vorzüglich das Gesangbuch allmählich in die Hände aller Kirchengenossen, zunächst der Schuljugend, kommen müsse, dieß aber nur durch möglichste Wohlfeilheit bewirkt werden könne, so sollten auf höhere Veranlassung die Gesänge auch ohne die Gebete, und abgesondert gedruckt werden und zu haben seyn, und es erscheint hiernach außer dem „Gesang- und Gebetbuch," welches, sowohl für den functionirenden Geistlichen, als zugleich für Privatandacht und Erbauung bestimmt, alle Handlungen und gemeinsamen Andachten des öffentlichen Gottesdienstes umfaßt, auch eine eigene Ausgabe des Gesangbuches allein.

In Betreff der zu dem Liedertext gehörigen Melodien bemerken wir, daß Hr. Oberlehrer Braun in Gmünd schon vor mehreren Jahren sich einen Verein von Musikern, aus Geistlichen, Musikdirectoren und Schullehrern des In- und Auslandes gebildet hat, zu dem Gesangbuche kirchliche Volksmelodien zu sammeln.

Diese Sammlung besteht aus hundert Melodien, die theils ein-, theils dreistimmig gesetzt sind und sich für Schule und Volk eignen. Es sind darin sowohl ältere, in den katholischen Landestheilen Süddeutschlands bereits eingeführte Melodien, als auch solche neuerer Zeit von meist bekannten Meistern enthalten.

Damit in den Schulen das Zeitraubende und oft fehlerhafte Abschreiben der Noten vermieden werde, auch die Kinder noch nach ihrer Entlassung aus der Schule im Besitze der Melodien bleiben, und in den Sonntagsschulen fortwährend geübt werden können, wurde eine Ausgabe der Singstimmen veranstaltet, welche in Papier und Druck dem Gesangbuch ganz gleich, diesem beigebunden werden kann.

Die Preise sind so niedrig als möglich gestellt worden, und zwar kostet ungebunden:

I.	Das Gesangbuch einzeln	15 kr.
II.	Das Gesang- mit Gebet-Buch	34 kr.
III.	Titelkupfer zum „Gesangbuch" und zum „Gesang- und Gebet-Buch": Christus am Oelberg oder die Madonna	3 kr.
IV.	Melodien zum Gesangbuch	9 kr.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Reisen und Länderbeschreibungen
der ältern und neuesten Zeit,
eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staatenkunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben von **Dr. E. Widenmann** und **Dr. H. Hauff.**

Dreizehnte Lieferung.

Auch unter dem besondern Titel:

Mexicanische Zustände
aus den Jahren 1830 bis 1832.
Vom Verfasser der „Briefe in die Heimath ꝛc."

Zweiter Band.

Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. Mexicanisches Militärwesen. II. Polizeiwesen. III. Finanzwesen. IV. Gewerbe und Handel. V. Ein Blick in mexicanisches Reise- und Landleben. VI. Die Rückreise nach Europa.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 16.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

DEUTSCHE VIERTEL-JAHRSSCHRIFT.

Erstes Heft.

Broschirt; Velinpapier, Preis **3** fl. oder **1** Rthlr. **20** gr.

In der Unterzeichneten erscheint im Laufe des Monats November das erste Heft der angekündigten

deutschen Viertel-Jahrsschrift,

welche, des Jahres in vier Heften, zusammen 80 — 90 Bogen füllen wird. Bestellungen auf die deutsche Viertel-Jahrsschrift nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands an. — Ueber Aufgabe und Zweck derselben, welche sich erst durch die Ausführung ganz aussprechen lassen, glauben wir gleichwohl Weniges vorausschicken zu sollen. Die Zahl der gebildeten Männer aus allen Classen, welche den Beruf und das Bedürfniß fühlen, sich über Alles, was die geistige Welt im Großen anregt, auf dem Laufenden zu erhalten, und die Stellung genau zu erkennen, welche das Wissen gegen das Leben nimmt, wächst immer mehr und mehr an. Je mehr sie in ihren besondern Fächern vorzuschreiten streben, desto nothwendiger fühlen sie das Bedürfniß einer fortwährenden Zuthat allgemeiner Bildung, welche sie über dem Täglichen erhalten soll. Für sie, die an Allem Theil nehmen möchten, was die Zeit bewegt, aber nicht Muße genug haben, was für sie wichtig ist in den gelehrten Zeitschriften zusammenzusuchen, oder nicht die Mittel sich alles hieher Gehörige anzuschaffen, für sie zunächst soll durch die Viertel-Jahrsschrift gesorgt werden. Sie soll die Ergebnisse eifriger Forschung und gründlichen Denkens auch für denjenigen, den das praktische Leben ganz in Anspruch nimmt, verständlich und nutzenbringend, die wohlerwogenen, leidenschaftlosen Urtheile eines geläuterten Geschmacks für einen weiteren Kreis denkender, strebender und lernbegieriger Geister zugänglich machen; kurz eine Verbindung zwischen dem einsamen Arbeitszimmer und den verschiedenartigen Lebenskreisen der nicht gelehrten Welt herstellen durch das Zusammenwirken einer größern Anzahl wohlmeinender, über die zu verfolgenden Zwecke einverstandener Männer. Strebend nach Ernst und Gründlichkeit, wird diese Zeitschrift — als Organ der Ueberzeugung und Wahrheit — hauptsächlich und durchweg es als ersten Zweck verfolgen, übersichtlich dem praktischen Leben näher zu bringen, was das Reich der Geister bewegt. Mit wenig Worten: zwischen dem praktischen Leben und der in der Litteratur für dasselbe liegenden Ausbeute will die Viertel-Jahrsschrift vermitteln. Was sie zu erreichen wünscht, wäre also für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen eine Reihe von leading articles, nicht im Geist eines Tagblatts, sondern in dem einer Vierteljahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem gutem Glauben, und mit dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann. In diesem Sinne beizutragen zu der Viertel-Jahrsschrift, laden wir eben so angelegentlich als ehrerbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfniß besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufs-Gelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maaße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig durch Hrn. **L. H. Bösenberg** daselbst, aus Süddeutschland aber durch Beischluß unserer **litter.-artistischen Anstalt** zu München, unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg, der **Stein**'schen Buchhandlung zu Nürnberg, der **Andreä**'schen zu Frankfurt, oder direct durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

Antologia italiana

ossia Scelta di squarci rimarchevoli tratti dagli Scrittori i più eccelenti di ogni secolo compilata da **G. B. Ghezzi.**

gr. 8. **40** *Bogen.* — **1** *Rthlr.* **15** *Gr.* (**1** *Rthlr.* **18** *Sgr.*)

Das Gersdorf'sche Repertorium sagt von diesem Werke, Bd. 15., Heft 4.:

„In der großen Reihe italienischer Lesebücher, Chrestomathien und Anthologien gebührt der vorliegenden, so eben erschienenen ein Platz unter den besonders empfehlungswerthen, den sie ist nicht, wie die meisten, zusammengewürfelt, sondern zusammengedacht, d. h. sie ist ein Werk des Studiums und des Fleißes, so wie einer richtigen Einsicht in das Wesen des Unterrichts. Aus den reichen Schatzkammern der italienischen Litteratur, der neuern, wie der ältern, hat der Verf. mit richtigem Urtheil und sicherem Tacte so viel Schönes ausgesucht und hier zusammengestellt, daß man dem Unterricht eher durch das Zuviel, als durch den Mangel in Verlegenheit gebracht werden dürfte. Gerade dadurch aber wird das Buch für Lehranstalten aller Art, in deren Lehrbereich die italienische Sprache gezogen werden kann, brauchbar; denn eine jede wird für sich Passendes darin finden, so wie sehr zu loben ist, daß die neuere Litteratur und Sprache Italiens die überwiegende Berücksichtigung erfahren hat."

Der Verleger hat durch billigen Preis der Einführung dieses Buches nach Kräften Bahn zu machen für Pflicht erachtet, wird indeß bei Abnahme von Partien noch besonders begünstigende Rabatt-Bedingungen eintreten lassen.

Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** ist neu erschienen:

Athens its rise and its fall

with views of the litterature, philosophy and social life of the Athenian people

by **Edw. Lytton Bulwer.**

2 *Vol.* **8.** *broch. Subscript.-Preis* **2** *Thlr.*

Bildet auch Vol. 12 u. 13 der Ausgabe von Bulwer's complete Works, welche jetzt complet 18 Thlr. kostet. Der 13te Band enthält *„Ernest Maltravers."*

Snarley-Yow or the dogfiend.

The Phantom Ship.

by Captain **Marryat.**

Jedes Werk Subscriptions-Preis **1** Thaler.

Bildet den 11 und 12 Band der Ausgabe von Marryat's complete Works, welche nun complet 12 Thaler kostet.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen und Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig,

welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu sehr vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

Freunden gediegener Unterhaltung, Lesegesellschaften und *Leihbibliotheken* wird dieses Verzeichniß, welches die *neuern* und *vorzüglichsten* Werke nicht ausschließt, zur Durchsicht und zur Benutzung der außergewöhnlichen Vortheile empfohlen.

Mac-Culloch's

Comptoir-Handbuch,

gebunden in Einem Band complet.

Wir bringen hiermit zur Anzeige, daß von Mac-Culloch's Comptoir-Handbuch die drei letzten Lieferungen bereits ausgegeben und an die Subscribenten versandt worden sind.

Um dieses anerkannt vortreffliche und gediegene Werk, das sich vorzugsweise zu Weihnachts-, Neujahrs- und sonstigen Geschenken eignen dürfte, zur Abgabe bequemer und den Käufern zugänglicher zu machen, haben wir an alle soliden Sortiments-Buchhandlungen Exemplare

In einem Bande, sauber gebunden,

versandt, bei welchen solche zum Preise von

5 Rthlr. 18 gr. oder 9 fl. 12 kr.

bezogen werden können.

Stuttgart, im September 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Im Verlage der Buchhandlung des **Waisenhauses** in **Halle** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben, in Augsburg in der Matth. Rieger'schen Buchhandlung, in München in der Hofbuchhandlung von Pt. Jak. Bayer, so wie in den Buchhandlungen zu Lindau, Innsbruck, Salzburg, Wien:

Fries, Jak. Fr., Die Geschichte der Philosophie, dargestellt nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwicklung. Erster Band. gr. 8. Preis 3 Rthlr.

Ohne den geschichtlich-biographischen Theil der Geschichte der Philosophie bedeutend zu erweitern, gibt doch dieses neue Werk des berühmten Verfassers, die Frucht vieljähriger Betrachtungen und Untersuchungen auf diesem Gebiete, einen Fortschritt der Wissenschaft, da der Verf. überall bemüht ist, die Entwicklung der Philosophie zu verfolgen und die Welt- und Lebensansichten in ihren Umwandlungen schärfer und durchdringender darzustellen, als dieß bisher irgendwo geschehen ist. Klarheit und Bündigkeit der Darstellung werden es vorzüglich empfehlen. Der erste Band enthält die Geschichte der alten Philosophie, dem ein zweiter, die folgenden Zeiträume umfassend, schnell nachfolgen wird.

Bei uns ist erschienen und durch sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Hüllmann, Karl Dietrich, Würdigung des Delphischen Orakels. gr. 8. geh. Preis 22 gGr.

Institutiones linguae praecriticae. Ad decreta Varrarwehis et commentarios Bhâmahae, aliorumque conc. Chr. Lassen. IIte Abtheil. 8 maj. geh. Preis 2 Rthlr.

Mit dieser Abtheilung ist das Werk vollendet und der Preis des Ganzen 7 Rthlr. 12 gGr.

Panathenaica. Auct. Herm. Alex. Mueller, Phil. Dr. gr. 8. geh. Preis 16 gGr.

Segers, J., Anleitung zum gründlichen Unterricht im Schwimmen, nach den Grundsätzen und der Methode des Hrn. General v. Pfuel. 8. geh. Preis 6 gGr.

Bonn, im September 1837.

König & van Borcharen.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Gründliche Anleitung zur Reitkunst für angehende Bereiter und für Officiere der Cavallerie, besonders auch zum Selbstunterrichte, für Liebhaber des Reitens von J. C. H. André, königl. preuß. Stallmeister und Ritter des rothen Adlerordens. Dritte Auflage. 8. Halle, Leipzig, Wienbrack in Commission. Preis 1⅔ Rthlr.

Gestützt theils auf die vielseitige Versicherung sachverständiger Männer, theils auf eigene Ueberzeugung, daß dieses Buch seinem beabsichtigten Zwecke genüge, läßt hier der Verfasser, durch eine günstige Stimmung des Publicums veranlaßt, eine dritte Auflage erfolgen. Die Ansichten und Grundsätze, in welcher Art man Schülern unterrichten solle, damit sie befähigt werden ein zugerittenes Pferd mit Anstand und Sicherheit zu reiten, so wie die Belehrung über Selbstunterricht für diejenigen Liebhaber des Reitens, welchen es an Gelegenheit reiten zu lernen oder an den hiezu erforderlichen Geldmitteln gebricht, haben sich durch ihre Vorzüglichkeit bewährt befunden.

Bei Gelegenheit der vor einiger Zeit in Berlin erschienenen:

Jean Paul Fr. Richter's

sämmtliche Schriften in 60 Bändchen

bringen wir in Erinnerung, daß folgende Schriften von demselben Verfasser in unserm Verlag erschienen und durch alle Buchhandlungen nun die nachgesetzten sehr wohlfeilen Preise zu beziehen sind:

Richter, J. P. F., Dämmerungen für Deutschland. 8. 1809. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Ueber die deutschen Doppelwörter**; eine grammatische Untersuchung in zwölf alten Briefen und zwölf neuen Postscripten. 8. 1820. 36 kr. od. 8 gr.

— — **Politische Fastenpredigten während Deutschlands Marterwoche.** 8. 1817. 36 kr. oder 8 gr.

— — **Freiheitsbüchlein** oder dessen verbotene Zueignung an den regierenden Herzog August von Sachsen-Gotha, dessen Briefwechsel mit ihm, und die Abhandlung über die Preßfreiheit. 8. 1805. 24 kr. oder 6 gr.

— — **Herbstblumen**, oder gesammelte Werkchen aus Zeitschriften. 3 Bändchen. 8. 1810—20. 3 fl. oder 1 Rthlr. 18 gr.

— — **Levana** oder Erziehlehre. 3 Theile. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1814—17. 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

— — **Mars und Phöbus.** Thronwechsel im Jahr 1814. Eine scherzhafte Flugschrift. 8. 1814. 12 kr oder 4 gr.

— — **Museum.** 8. 1814. 45 kr. od. 10 gr.

— — **Selina** oder über die Unsterblichkeit. 8. 1827. Herabgesetzter Preis. 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 gr.

Richter, Vorschule der Aesthetik nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteien der Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 1813. 3 Thle. Herabgesetzter Preis 5 fl. oder 3 Rthlr.

☞ **Wer diese zehn Schriften zusammen nimmt, erhält sie um den äußerst billigen Preis von 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 12 gr., wozu wir unsere Collegen in Stand setzen werden.**

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Anfang des Jahres 1837 erschien der eilfte Band, vorzüglich die **Selina** enthaltend, von:

Jean Paul.

Das Schönste und Gediegenste aus seinen Schriften und Aufsätzen, nebst dessen Leben Charakteristik und Bildniß. Ausgewählt gesammelt und geordnet. Mit einem Vorbericht von **Gutzkow.** Herausgegeben von

DR. H. G. NUMSEN.

Subscript.-Preise à Band:	Pränum.-Preise für 12 Bde.:
I. Octav.	
1) Velinp. 1 Rthlr.	10 Rthlr.
2) Schreibp. 18 gr.	7 Rthlr. 12 gr.
II. Sedez.	
3) franz. Papier 16 gr.	6 Rthlr. 16 gr.
4) Druckpapier 12 gr.	5 Rthlr.

Der zehnte Band erschien im J. 1836 und enthält hauptsächlich **Fibels Leben.**

Man kann nach und nach je 2 Bände zusammen nehmen, zahlt aber den 12ten voraus. Der Pränumerations-Preis gilt bis zur Beendigung mit dem 12ten Bändchen, Michaelis-Messe 1837. Der erste und zweite der ord. Ausgabe fehlt für jetzt.

Zur Erreichung des Hauptzweckes in dieser Sammlung ein möglich vollständiges Abbild von Jeans Pauls Geist zu geben, zu welchem Behuf auch das Leben (ein Vorzug sogar vor der Gesammtausgabe) ihn mit seinen eigenen Worten schildert, war es nöthig, die Zahl der Bände, jedoch nur bis auf 12 zu vermehren. Wer sich die Fortsetzung vom 7ten oder 8ten Band an dieses Jahr noch anschafft, bezahlt für einen Band weniger.

Ernst Kleins Comptoir in **Leipzig.**

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Geognostische Beschreibung

von

POLEN,

so wie der übrigen

Nordkarpathen-Länder.

Von Georg Gottl. Pusch.

Zweiter (letzter) Band 7 fl. oder 4 Rthlr.

Geognostischer Atlas dazu in 10 großen colorirten Blättern 24 fl. od. 14 Rthlr

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der

Psycholog.

Ein Lebensereigniß.

Dargestellt

von

J. Ehrenbaum.

8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Ich glaube diese Schrift als eine vorzüglich interessante Erscheinung bezeichnen und sie allen Freunden der Poesie empfehlen zu dürfen.

Michael Beer's Briefwechsel.

Herausgegeben

von

Eduard von Schenk.

gr 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Jeder Freund der neuern Litteratur wird sich durch den freundschaftlichen Briefwechsel Michael Beer's namentlich mit K. Immermann lebhaft angezogen fühlen. Den Besitzern von M. Beer's sämmtlichen Werken (1835. 4 Rthlr.) werden diese Briefe eine angenehme Zugabe seyn.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Officin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

CARTONS

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von **Carl v. Hailbronner.**

ERSTER BAND.

gr. 8. In Umschlag broch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr 12 gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Savoyen, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als conciser Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselustigen, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des zur Versendung bereit liegenden 2ten und 3ten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Götha-canal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Leopoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee. —

Inhalt des dritten Bandes: Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Pädagogische Reise durch Deutschland

im Sommer 1835,

auf der ich Elf Blinden-, verschiedene Taubstummen-, Armen-, Straf- und Waisen-Anstalten

als Blinder besucht

und in den nachfolgenden Blättern beschrieben habe.

J. G. Knie,

Oberlehrer der schlesischen Blinden-Unterrichts-Anstalt.

Mit einem Vorworte

von **Wolfgang Menzel.**

gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Das Werk füllt eine fühlbare Lücke unserer Litteratur aus, indem es eine Statistik der deutschen Blinden-Anstalten gibt. Abgesehen von dem Werthe, den es in dieser Beziehung für Administrativbehörden, Wohlthätigkeitsvereine und Pädagogen hat, erhält es ein ganz besonderes Interesse durch den Reisebericht des Verfassers. Von früher Kindheit an blind, besitzt Hr. Knie gleichwohl eine seltene wissenschaftliche Bildung, Gewandtheit in allen Lebensverhältnissen und eine Lebhaftigkeit, wie sie bei Blinden ganz ungewöhnlich erscheint. Von diesen Eigenschaften unterstützt, durfte er es wagen, ganz allein ohne irgend eine schützende Begleitung, außer der zufälligen im Eilwagen, Deutschland zu durchreisen, und es glückte ihm, sich überall schnell zu orientiren, und sogar Manches mit geschlossenen Augen zu bemerken, was dem Sehenden entging.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der litter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Festkalender

in

Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich

von

F. G. von Pocci, G. Görres und ihren Freunden.

2 Thelle. 4. in lithographirtem Umschlag. gebunden 2 fl. 42 kr.

Ueberall hört man in unserer Zeit Klagen über den Mangel an guten Jugendschriften, solcher nämlich, die gleich dem täglichen Brode, das des Armen einzige Nahrung bildet und auf dem Tische des Reichsten nicht fehlen darf, Allen eine gesunde Nahrung darbieten und den Hohen nicht zu niedrig, den Niedrigen nicht zu hoch sind. Indessen gibt es einige Ausnahmen dieser Art und ihnen sich anzuschließen, war zum wenigsten die wohlgemeinte Absicht der Herausgeber. Ihr Geist ist ein christlicher, ihren Inhalt bilden die hohen Feste der Kirche, erhebende Züge aus dem Leben der Heiligen, große Erinnerungen aus der Geschichte und den Thaten ihrer Helden, abwechselnd mit der Darstellung des Lebens und seiner Freuden und Schmerzen, ohne daß ein unschuldiger Schwank, hinter dem oft eine ernste Wahrheit sich birgt, ausgeschlossen wäre. Auf einen kritischen, künstlerischen Werth machen weder die einen noch die andern Anspruch; sie sind wie Blumen, an denen sich erfreuen kann, wer Lust hat, und wer keine hat, vorübergehen mag. Vielleicht aber daß Mancher, der als Kind sich dieser Bilder erfreut und diese Lieder gelernt, sich ihrer noch gern im Alter erinnert, und daß ein Ton ihres ernsten Inhaltes in einem entscheidenden Augenblick in seinem Innern widerklingt, und daß das Vorbild größerer und heiliger Menschen ihn tröstet, belehrt und ermuthigt. Dieß war die uneigennützige Absicht, welche die Herausgeber geleitet; ob sie dieselbe erreicht, steht bei Andern zu entscheiden, die allgemeine freundliche Theilnahme, die es gefunden, läßt sie inzwischen hoffen, daß sie dieselbe nicht ganz verfehlt haben, indem unter den Zeichnungen sich Beiträge von Künstlern befinden, auf die jedes andere Werk mit Recht stolz seyn könnte, und Fr. Rückert es nicht verschmäht hat, unter diesen Kinderliedern die silberhelle Stimme seines klang- und liederreichen Gemüthes ertönen zu lassen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Cetaceen

zoologisch-anatomisch dargestellt

von

Wilhelm Rapp.

Professor der Anatomie in Tübingen.

Mit Abbildungen.

gr. 8. **Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.**

Inhalt.

Vorrede. Geschichtliches. I. Zoologischer Theil. Pflanzenfressende Cetaceen: Manatus. Halicore (Duyong). Siellerus. Aechte Cetaceen: Delphinus. Monodon (Narwall). Physeter. Balaenoptera. Balaena. II. Anatomischer Theil. Von den Knochen. Von den Muskeln. Auge. Gehörorgan. Nasenhöhle. Allgemeine Bedeckungen. Nervensystem. Verdauungswerkzeuge. Athmungswerkzeuge. Harnwerkzeuge. Gefäßsystem: Herz, Schlagadern, Blutadern, lymphatische Gefäße. Werkzeuge der Fortpflanzung; männliche Fortpflanzungswerkzeuge, weibliche Fortpflanzungswerkzeuge. Milchdrüse. Erklärungen der Abbildungen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 17.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

(390)

KARTE VOM KAUKASUS.

In der Litterar.-artist. Anstalt in München ist so eben erschienen, und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Uebersichts-Karte

der russischen Provinzen,

nördlich und südlich

vom Kaukasus

namentlich der Provinz Tscherkessien;

nach den neuesten Hülfsmitteln entworfen.

colorirt. Preis 36 kr.

Der Länderbezirk, welchen diese Karte umfaßt, hat in neuerer Zeit durch seine politische Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen, diese Karte ist daher ganz dazu geeignet, einem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte als Hülfsmittel zu dienen. Sie umfaßt die sämmtlichen Länder der östlichen Küste des schwarzen und der westlichen Küste des caspischen Meeres. Besonders interessant macht die Karte der darauf befindliche Schauplatz der anhaltenden Kriege mit den Tscherkessen, so wie die Reise-Route Sr. Maj. des Kaisers von Rußland.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

מנדלי עז

Mosis Vitae Luzzatti.

Patavini,

Drama Quadripartitum.

Monumentum Linguae Neohebraicae

Praestantissimum,

nunc primum ex codice Italico editum

cum commentariis

Sam. Davidis Luzzatti et Meiri Letteris,

additis prolegomenis uberrimis,

quibus linguae poesisque neohebraicae

historia illustratur,

e codicillis

Francisci Delitzschii.

Ich hoffe, durch den erstmaligen Druck dieses meisterhaften hebräischen Drama's, welches zwei ausgezeichnete jüdische Schriftsteller mit erklärenden Bemerkungen begleitet haben, einem längst gehegten Wunsche der orientalischen Litteraten zu begegnen. Die lateinischen Prolegomena besprechen die periodische Fortgestaltung der hebräischen Sprache, die Geschichte der jüdischen Dramaturgie und Meteorbuhmik, und die Personen des Dichters, sein Leben, seine sämmtlichen Werke und seinen Charakter. Der Preis ist für das Exemplar mit Prolegomena 1 Rthlr. und ohne dieselben 16 gr.

Leipzig, den 11 October 1837.

Wilh. Alex. Künzel.

Neues Taschenbuch

von

Dr. Th. Mundt.

So eben ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben:

Der Delphin

1838.

Almanach

von

Th. Mundt.

Mit 1 Stahlstich.

Altona, Hammerich. geh. 1½ Rthlr.

Herr Dr. Th. Mundt begründet mit diesem ersten Jahrgang ein neues Taschenbuch; es sey hiermit den Freunden geistreicher und unterhaltender Lectüre freundlichst empfohlen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Binni, K., Bildungsbriefe für die Jugend zur Uebung im Styl und zur angenehmen Unterhaltung. Dritte verm. und verb. Auflage. 8. Chemnitz. W. Starke. 18 gr.

Diese Briefe sind in einem leichten, muntern, ungezwungenen und unterhaltenden, doch nichts weniger als kindischen Tone geschrieben. Der Stoff dazu ist von wirklichen Vorfällen, kleinen Reisen, Familien-Begebenheiten u. d. g. genommen. Lehrer werden bei Stylübungen sie gewiß mit dem größten Vortheile gebrauchen; aber auch ohne diese pädagogische Rücksicht werden sie vielen Kindern und Erwachsenen eine angenehme Unterhaltung gewähren.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** ist zu haben:

Bibliotheca, nova scriptorum latinorum. Ad optimas editiones recensita accurantibus Parisiensis academiæ professoribus et colligente J. B. Charpentier. Edidit C. L. F. Panchoucke. 8 maj. geh. Preis jeden Bandes 1 Rthlr. 4 gr.

Erschienen sind bis jetzt:

I. C. J. Cæsaris, opera, cum lectissimis variorum notis quibus suas adjecit E. Johanneau. Vol. I.

II. M. T. Ciceronis (omnia opera Vol. II.) de oratore libri tres, quos suis variorumque notis illustravit A. Durand.

III. C. Sallustii Crispi omnia quæ extant opera, cum variorum notis, quibus suas adjecit Th. Burette.

IV. C. Suetonii Tranq. opera. Selectis variorum animadversionibus suisque instruxit E. Gros. Vol. I.

V. Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri

Digitized by Google

magni libri superstites. Cum Freinshemii supplementis. Suis variorumque notis illustravit A. Huguet. Vol. I.

VI. C. J. Cæsaris opera etc. Vol. II.

VII. C. Plinii Secundi historiæ naturalis libri XXXVII, quibus accessere novus index animalium, mineralium, vegetabilium synonymicus, nominumque et rerum quo ad cetera enodatio, habita alphabetici ordinis ratione e notis Gallicæ editionis a Jasson de Grandsagne, quarum auctores existere ad zoosophiam, ut plurimum G. Cuvier, passim vero et in iis, quæ zoosophiæ non erant, Doe, E. Dolo, Fée, L. Fouché, E. Johanneau, L. Marcus, C. L. F. Panckoucke, Val. Parisot, etc. Vol. I.

VIII. Cornelii Nepotis opera, cum lectissimis variorum notis, quibus suas adjecerunt E. Johanneau et J. Mangeart.

IX. P. P. Statii opera quæ extant. Cum notis aliorum et suis edidit F. Dübner. Vol. I.

X. T. Lucretii Cari de rerum natura libri sex. Cum suis variorumque notis illustravit Regnier.

XI. P. P. Statii opera quæ extant etc. Vol. II.

XII. C. Plinii Secundi historiæ naturalis libri XXXVII etc. Vol. II.

XIII. Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri magni libri superstites etc. Vol. II.

XIV. C. Suetonii Tranq. opera etc. Vol. II.

An alle Buchhandlungen wurde so eben versandt:

Lord Byron's ausgewählte Dichtungen.

Aus dem Englischen übertragen. Erster Band. Leipzig, bei **A. Wienbrack.** 8. geh. 12 gr.

Bei vorstehendem Buche, welches sich nicht allein durch eine wohlgetroffene Auswahl der Gedichte Byrons, sondern noch durch eine vorzüglich gelungene Uebersetzung derselben auszeichnet, mache ich noch aufmerksam, daß die gefällige und elegante äußere Ausstattung dasselbe ganz besonders empfehlen dürfte. Dieses Werkchen eignet sich ganz vorzüglich zu Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken, und wird sich dadurch bald einer sehr günstigen Aufnahme im gebildeten Publicum erfreuen.

Bei **Wilhelm Rücklee** in Frankfurt a. M. ist so eben erschienen:

Actien, die, oder der **Wettlauf nach Heckernheim.** Vorspiel zur Eisenbahn in Einem Act. — **Pierre, H, die Eisenbahn.** Original-Lustspiel aus unserer Zeit, in zwei Acten. Mit 2 colorirten Abbildungen. gr. 12. geh. 12 gGr. od. 54 kr.

Beurmann's Telegraph. Neueste Folge. Nro. 1 bis 52, oder Julius bis September. 1r Quartalband (in Commission). gr. 8. geh. 1 Rthlr. 12 gGr. oder 2 fl. 42 kr.

Mittheilungen aus dem Leben eines Advocaten. Herausgegeben von Dr. Ed. Beurmann. 2 Bändchen. 8. geh. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Volksbüchlein, gemeinnützig-christliches, für 1838, mit vorgedrucktem Kalender, gr. 8. geh. 7 gGr. oder 30 kr.

MITTERNACHTZEITUNG
für gebildete Stände.

13ter Jahrgang,
redigirt von **Dr. Ed. Brinckmeier.**

Indem ich mir erlaube, das Publicum auf diese anerkannt werthvolle Zeitschrift aufmerksam zu machen, bemerke ich zugleich, daß in jeder Buchhandlung Deutschlands und in den vorzüglichsten Städten des Auslandes **Probenummern** derselben zur Ansicht bereit liegen. Die gediegene Haltung dieser ächten Zeitschrift, besonders in den beiden letzten Jahrgängen, hat dem Blatte eine höchst ehrenvolle Stellung in der Litteratur und die allgemeinste Anerkennung verschafft, und da die bereits sehr erfreulich angewachsene Abonnentenzahl mir eine Erweiterung desselben gestattet, so werden vorläufig **„Artistische Beilagen aus dem Volksleben"** beigegeben werden.

Wöchentlich erscheinen 4 Nummern (halbe Bogen) in gr. 8., monatlich ein sauberer Umschlag; zu dem Vierteljahrgange, der einen abgeschlossenen Band ausmacht, ein Titel und Register. Der Preis für den Jahrgang ist 8 Thlr., wofür man das Blatt durch alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen beziehen kann.

Braunschweig. **Ch. Horneyer.**

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Aspiration und die LAUTVERSCHIEBUNG.

Eine sprachgeschichtliche Untersuchung

von

Rudolf von Raumer.

gr. 8. geh. 12 gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Schwerz Ackerbau,
II. und III. Band,
oder
Unterricht für Anfänger in der Landwirthschaft über Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtsorten.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.
Zweiter und dritter Band.

Zweite vermehrte, mit dem Portrait des Verfassers geschmückte Auflage.
Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 10 gr.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht für Anfänger
in der Landwirthschaft
über
Natur, Wahl und Werth aller bekannten
Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Wir übergeben hier die letzten Bände der zweiten vermehrten Auflage dieses so be-

kannten Meisterwerks des berühmten Veteranen der Landwirthschaft, dessen ächt classischer Werth längst allgemein anerkannt, und das durch die geachtetsten öffentlichen Blätter als eines der besten Werke über den Ackerbau empfohlen ist.

Um dieses vortreffliche Werk, das bisher 14 fl. kostete, auch minder bemittelten Landwirthen zugänglich zu machen und den Segen seines Inhalts möglichst zu verbreiten, haben wir den Preis für alle drei Bände nur auf 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 gr. gestellt. Der Herr Verfasser hat diese neue Auflage mit einer Vorrede und einem Lebensabrisse begleitet, und sagt am Schlusse derselben, daß er dem Hrn. Oekonomierath Pabst, Director des landwirthschaftlichen Institutes zu Darmstadt, seinem vormaligen Amtsgenossen, seine sämmtlichen Notizen und Erfahrungen über die Lehre des Anbaues der Gewerbepflanzen übergeben, und dieser es übernommen habe, dieselben zu ordnen und mit Zuziehung seiner eigenen Erfahrung in ein Ganzes zu bringen. Diese Arbeit soll dann der gegenwärtigen Ausgabe als vierter Band nachfolgen und mit ihr ein zusammenhängendes vollständiges Werk bilden.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist fertig geworden und in allen Buchhandlungen vorrätig:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Neunter Jahrgang. gr. 12. Cartonnirt 2 Rthlr.

Inhalt: I. Hermann Christopher von Reitzenstein. Von F. W. Barthold. — II. Ueber den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich. Von K. G. Jacob. — III. Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Von J. Voigt. — IV. Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts. Dargestellt durch F. W. Schubert.

Im Preise herabgesetzt

sind der erste bis fünfte Jahrgang (1830—34) und kosten anstatt 9 Rthlr. 16 gr. zusammengenommen jetzt nur 5 Rthlr., einzeln jeder 1 Rthlr. 8 gr.; der sechste, siebente und achte Jahrgang (1835—37) jeder 2 Rthlr.

Die Beiträge lieferten: F. W. Barthold, K. W. Böttiger, F. Förster, Ed. Gans, K. G. Jacob, H. Leo, J. W. Loebell, F. Lorentz, Fr. Passow, F. v. Raumer, R. Roepell, F. W. Schubert, J. D. F. Sotzmann, Chr. L. Stieglitz, K. A. Varnhagen von Ense, J. Voigt, G. F. Waagen, L. Wachler, W. Wachsmuth, F. Wilken und J. W. Zinkeisen.

Leipzig, im October 1837. F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und kann durch alle Sortimentshandlungen bezogen werden:

Bayerisches Wörterbuch.

Sammlung

von

Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Litteratur des Königreichs Bayern, besonders seiner ältern Lande, vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in denselben Bedeutungen üblich sind, mit **urkundlichen Belegen** nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet

von J. Andreas Schmeller.

Vierter Theil,

enthaltend die Buchstaben W bis Z,

nebst einem Register über die Wortstämme aller vier Theile, nach der gewöhnlichen alphabetischen Ordnung.

gr. 8. Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Hiermit ist denn endlich ein Sprachwerk geschlossen, über dessen Werth das Urtheil competenter Männer nicht mehr zweifelhaft ist. Nur so viel müssen wir zur Berichtigung einer Meinung, die der Titel veranlassen kann, hier beifügen, daß sich die Brauchbarkeit und Bedeutsamkeit dieses in mancher Beziehung eigenthümlichen deutschen Wörterbuches nicht eben auf Bayern beschränkt.

Wir zeigen bei dieser Gelegenheit zugleich an, daß desselben Verfassers Glossar zum Heliand oder der altsächsischen Evangelien-Harmonie unter der Presse ist.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Die wohlfeilste Ausgabe

von

Bellini's Opern.

im vollständigen Clavierauszuge mit deutschem und italienischem Text erscheint auf Subscription in Lieferungen. Bis Weihnachten und Neujahr werden ausgegeben: *Die Unbekannte — La Straniera* in 3 Lieferungen à 20 gr. *Der Pirat — Il Pirata* in 5 Lieferungen à 20 gr. Nach dem Erscheinen tritt der erhöhte Ladenpreis ein. Treffliches Arrangement, Correctheit, Eleganz und Schönheit des Stiches werden diese Ausgabe auszeichnen.

Alle Buch- und Musikhandlungen nehmen Bestellungen an.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in **Berlin.**

Uebenius Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Ueber die

Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden,

von

Fr. Uebenius.

Brochirt. Preis 1 fl. 36 kr. od. 1 Rthlr.

Die Herabsetzung der Zinsen von jenen öffentlichen Effecten, deren Börsenwerth das Nominalkapital übersteigt, steht in mehreren Staaten noch in Frage, während andere bereits versucht haben, ihre Schulden dieser Art auf einen niedrigern Zinsfuß zu bringen, und auf dem Papiermarkte Papiere gefunden werden, deren Zinsfuß im Laufe von 10 Jahren nicht weniger als 5 Reductionen erlitten hat.

Die Frage der Reduction, unlängst in parlamentarischen Verhandlungen eines Nachbarstaates besprochen, ist für den größern Theil des gebildeten Publikums, für alle die beitzen, oder von Fremden Zinsen zahlen, von der höchsten Wichtigkeit. Nicht nur in dem Lande, wo sie ihre Lösung erhalten soll, ist sie praktisch, sondern sie influenzirt auch auf die gleiche Entscheidung in andern Ländern.

Diese Betrachtungen haben den berühmten Verfasser dieser Schrift veranlaßt, diese Materie in ihrem ganzen Zusammenhang ausführlich zu erörtern und praktisch zu erläutern.

Inhalt:

I. Von der Herabsetzung der Zinsen öffentlicher Schulden in Folge des Sinkens des Zinsfußes und dem hiebei zu beobachtenden zweckmäßigen Verfahren. Einleitung. Recht des Staates zur Aufkündigung lästig gewordener Schulden. Verpflichtung des Staates in Beziehung auf die Herabsetzung des Zinsfußes der öffentlichen Schuld, den Steuerpflichtigen gegenüber. Die Größe der Schuld ist kein Hinderniß der Herabsetzung des Zinsfußes. Bestimmung des Maaßes der Reduction. Allmähliches Fortschreiten der Reduction in angemessenen Abstufungen bei fortdauerndem Sinken des Zinsfußes. Reduction der Zinsen der öffentlichen Schuld auf den laufenden Zinsfuß ohne Kapital-Erhöhung, Schuldentilgung und allmähliche Reduction in ihrem wechselseitigen Verhalten. Von den Schwierigkeiten, welche sich bei der Zinsreduction ohne Kapitalerhöhung, in Folge des fortschreitenden Sinkens des Zinsfußes, in Beziehung auf die Schuldentilgung ergeben können. Reduction der Zinsen eines Theiles der öffentlichen Schuld unter den laufenden Zinsfuß ohne Kapitalerhöhung. Periodische Benützung des Sinkens des Zinsfußes zur Zins-Reduction ohne Kapitalerhöhung und periodische Umwandlung der zu niedrigem Zinsfuß stehenden Schuldkapitalien in höher verzinsliche, nach eingetretenem Steigen des Zinsfußes. Schlußbemerkung über das Verfahren bei Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schuld. II. Herabsetzungen des Zinsfußes der öffentlichen Schulden verschiedener Länder während der gegenwärtigen Friedensperiode. III. Französische Rentenreduc-

tion und Reductionsprojecte. 1) Verhandlungen vom Jahr 1824 und theilweise Umwandlung der 5prozentigen Renten in 4½ und 5 Prozent im Jahr 1834. 2) Französische Verhandlungen über die Reductionsfrage im Jahr 1836. IV. Schlußbemerkungen über die wahrscheinlichen Fortschritte der Reduction der Zinsen der europäischen öffentlichen Schulden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Resultate
der
Sittengeschichte.
IV.
Politie oder der Staaten Verfassungen.

Zweite Auflage.

Mon metier et mon art c'est vivre.
MONTAIGNE.

Preis 3 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr.

Inhalt. Nur diese drei Elemente sind denkbar. Ihre Vortheile und Nachtheile. Die Anerkenntnisse der Widersacher. Die Idee der Mischung, und wie sie gleichsam in der Natur liegt. Die Schwierigkeit richtiger Proportionen. Die Eigenschaften der Gewalt und ihre Abarten; bis zum Weltstürmer und zur Tendenz nach Universalmonarchie. Hemmung und Widerspruch. Die Rede und das Schweigen. Despotism; seine Bezichtigungen und seine Strafen. Die Gegenmittel. Ochlokratie. Irdische Einrichtungen. Die Trennung und Minderung der Königsrechte auf dreierlei Wegen; durch Abkürzung, Halbirung, Bedingung. Aegypten. Das hohe Priesterthum. Der Gerichtherr. Der Congressfeldherr. Der Schatzmeister. Capitulationen. Das doppelte Königthum. Triumvirate, Septemvirate, Decemvirn. Der Könige Staatenbund in Aegypten, in Schweden und in England. Die Filis'dhige, die Heptarchie. Deutschland. — Der Bundesstaat. Die Amphiktyonen. Der achäische und ätolische Bund. Sparta, Carthago, Rom. Der Wilde. Der Germane, einheimisch und auf fremdem, erobertem Boden. Alfred und die Sachsen. — — Die Systeme und leitenden Ideen politischer Weltweisen. Aristoteles. Cicero. Montesquieu. Rousseau. Großbritannien. Die Krone. Das Ministerium. Das Oberhaus. Das Unterhaus. Opposition. Beredsamkeit. Die unbedingten, die bedingten und die schädlichen Theile der brittischen Verfassung. Der ungünstige Schein unserer Zeit. Frankreich. Nordamerika. Südamerika. Die Reise. Der Einwand. Die natürlichen Rechte und die Hoheit des Verstandes. Die Eigenheiten und Nachtheile unserer friedlichen Zeit. Der Schluß.

Stuttgart u. Tübingen, Aug. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der **litterar.-artist. Anstalt** in **München** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Katholisches Andachtsbuch für Gebildete des weiblichen Geschlechts, die im Geist und in der Wahrheit beten. Von J. B. Track. Vierte Auflage. 8. Mit einem schönen Stahlstiche. 1 fl.

Katholisches Andachtsbuch für Gebildete des männlichen Geschlechts, die im Geist und in der Wahrheit beten. Von J. B. Track. Dritte Aufl. 8. 1 fl.

Diese beiden Gebetbücher, welche sich jetzt bereits in mehreren Auflagen in den Händen des Publicums befinden, haben die Billigung würdiger Männer gefunden, und verdienen, wie sie das denn schon geworden, in die Reihe religiöser Hausbücher aufgenommen zu werden.

Dieselben sind von der Verlagshandlung auch gebunden in schwarzen Saffian mit Goldschnitt zu beziehen.

---

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

CARTONS
aus der
Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben
von **Carl v. Hailbronner.**

ERSTER BAND.

gr. 8. in Umschlag broch. Preis 3 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr 12 gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Genua, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vieles durch persönlichen Besuch, und noch Mehreres aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Färbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe umfangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als concifer Darstellung unumwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselieblaber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des zur Versendung bereit liegenden 2ten und 3ten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Götheacanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rinyoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee. —

Inhalt des dritten Bandes: Die Bera. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Paley's natürliche Theologie,
mit Bemerkungen und Zusätzen
von Lord Brougham und Sir Charles Bell.

In deutscher Bearbeitung herausgegeben
von **Dr. H. Hauff.**

Mit 25 Holzschnitten.

gr. 8. in Umschlag brochirt. Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

William **Paley's natürliche Theologie** ist ein in England sehr berühmtes und hochgeschätztes Werk, das seit dreißig Jahren in den verschiedensten Kreisen vielfachen Nutzen gestiftet hat; es ist das unerreichte Muster zahlreicher ähnlicher Abhandlungen. Im vorigen Jahr erschien eine neue Auflage des Buchs mit reichhaltigen Bemerkungen und Zusätzen vom Lordcanzler Brougham und dem in anderer Sphäre nicht minder berühmten Physiologen und Chirurgen Karl Bell; dieß veranlaßte die deutsche Bearbeitung. — Es wird nicht leicht ein Buch geben, das geeigneter wäre, einerseits eine religiöse Ueberzeugung zu begründen, andrerseits die Lust zum Studium der Naturgeschichte zu wecken und zu beleben. Namentlich der reifern Jugend, welche sich bereits mit den allgemeinsten Verhältnissen des Thierreichs bekannt gemacht hat, ist das Buch als Anregung und Einleitung zu tieferem Eindringen zu empfehlen. Die Hoffnung, dem allgemein erwachten Triebe zu Naturstudien durch dieses Buch gesunde Nahrung zu geben, hat auch vorzüglich zur deutschen Bearbeitung veranlaßt, bei welcher die eigenthümliche Form des Originals möglichst erhalten worden ist. — Durch Bells einen Anhang bildende, höchst geistreiche Skizzen von mehreren Einzelnheiten der organischen Bildung hat das Werk sehr an Werth gewonnen und ist nicht bloß dem Lernenden interessant geworden.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

№ 18.

Intelligenzblatt
zum
Ausland.

Bei **Karl Erhard** in Stuttgart sind erschienen:

Der ächte englische
ROBINSON CRUSOE,

seine ersten Seefahrten, sein Schiffbruch und achtundzwanzigjähriger Aufenthalt auf einer unbewohnten Insel, so wie seine spätern merkwürdigen Reisen und Abenteuer bis zum Ende seines Lebens. Nach der ursprünglichen Erzählung Daniel Foe's vollständig übertragen. Mit 50 Kupfern. Gebunden. 4 fl. 48 kr. oder 2 Rthlr. 16 gGr.

Daniel Foe's einfache, rührende Erzählung der Abenteuer Robinson Crusoe's, dieses wahrhaft originelle und von unzähligen Nachahmungen bis jetzt nicht übertroffene Werk, das wohl mit vollem Recht ein Weltsbuch im weitesten und ebelsten Sinne des Worts genannt werden kann, wird hier dem deutschen Leser in einer neuen nach innerer und äußerer Form zeitgemäß ausgestatteten Uebertragung dargeboten. Die vorliegende, gewiß nach allen Beziehungen empfehlenswerthe Ausgabe, mit 50 höchst geschmackvoll ausgeführten Kupfern (nicht Holzschnitten), ist so eben vollendet worden und eignet sich bei ihrem ungemein billigen Preis insbesondere auch zu einem sehr zweckmäßigen und gefälligen Weihnachtsgeschenk.

GENZIANEN.
Ein Novellenstrauß
von
HERMANN KURTZ.

8. 1837. Velinpap. geh. 3 fl. 30 kr. od. 2 Rthlr.

Den Lesern des Morgenblatts sind zwei der in vorstehender Sammlung enthaltenen Novellen bereits aufs günstigste bekannt. Nicht allein bei ihnen, sondern auch in einem weitern Kreise werden daher diese Blüthen eines kräftigen Geistes, eines klaren Gemüths und glücklichen Humors willkommene Aufnahme finden und dem Verfasser Dank für seine Gaben erwerben.

Ausgewählte Schriften
von
GEORGE SAND.

Aus dem Französischen. 6 Theile. Taschenformat 1836—1837. Velinpap. geh. 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gGr.

Diese gut ausgestattete und höchst wohlfeile Auswahl der vorzüglichsten Schriften der unter dem Namen George Sand in Frankreich hochgefeierten Madame Dudevant ist so eben beendigt worden. Die Uebersetzung, von anerkannt tüchtigen Männern mit Fleiß und Gewandtheit besorgt, trägt das Ihrige in genügendem Maaße bei, die Werke der geistreichen Frau für den deutschen Leser anziehend und genußvoll zu machen. Die einzelnen Theile enthalten:

Erster Theil. Rose und Blanche oder Schauspielerin und Nonne. Uebersetzt von Dr. Adelb. Keller. — Zweiter Theil. Leone Leoni. Uebers. von Dr. H. Elsner. — Dritter Theil. Indiana. Uebers. von Dr. H. Elsner. — Vierter Theil. Simon. Uebers. von Franz Demmler. — Fünfter Theil. Andreas. Uebers. von Dr. A. Keller. — Sechster Theil. Valentine. Uebers. von Dr. A. Keller.

Das galante Sachsen.

Geheime Chronik des sächs. Hofs unter den Kurfürsten Joh. Georg IV. und Friedrich August II., König von Polen. Von C. L. Freih. v. Pöllnitz.

Neue Uebersetzung. 8. 1837. geh. 1 fl. 30 kr. oder 21 gGr.

Gerade hundert Jahre sind es, daß der Baron Pöllnitz, einst das Wunder seiner Zeit, die damalige politische Lesewelt mit seiner Saxe galante überraschte. Zwischen ihm und dem berühmten Verstorbenen unserer Tage, so wie dem durch seine Briefe über Deutschland vielbekannten Julius Weber ließen sich vielleicht manche Vergleichungspunkte auffinden; ganz abgesehen von diesen Aehnlichkeiten aber bleibt sein Buch durch die darin erzählten Begebenheiten, trotz des romantischen Anstrichs, dennoch meist das Gepräge innerer Wahrheit tragend, noch heute von vielseitigem Interesse: es ist ein lebendiger Sittenspiegel des deutschen Hoflebens im achtzehnten Jahrhundert, dieses Freudenmeers mit allen seinen Festen und Ueppigkeiten, und zeigt uns nebenbei, wie sehr in solcher Beziehung der ehemalige orientalische Zuschnitt des lieben Vaterlandes heutzutage abendländisch geworden ist.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ghezzi, G. B., Antologia Italiana ossia Scelta di squarci rimarchevoli tratti dagli Scrittori i più eccellenti di ogni Secolo. gr. 8. 1 Rthlr. 15 gr.

Haag, M. E., Cours complet de la langue française. Part. I—IV. gr. in 8. 4 Rthlr. 2½ gr.

P. I. *Grammaire* française, rédigée sur un plan nouveau et suivie de nombreux exercices 1 Rthlr. 6 gr.

P. II. Cours complet d'*Analyses*, suivi d'un Dictionnaire des principales difficultés de la langue française resolues par nos plus célèbres grammairiens. 21 gr.

P. III. Dictionnaire des *Synonymes* de la langue française, suivi d'un Dictionnaire des *Homonymes* et des *Paronymes*. 1 Rthlr. 6 gr.

P. IV. *Lectures* françaises, morceaux choisis des meilleurs auteurs dans les différens genres de littérature. 1 Rthlr. 12 gr.

Kaumann, F. W., Handbuch der neuern und neuesten französischen Litteratur. 2 Bde. gr. 8. 2 Rthlr. 15 gr.

Band 1. Chrestomathie aus französischen Dichtern des 19ten Jahrhunderts nebst Nachrichten von den Verfassern, und einer Uebersicht der Litteraturgeschichte Frankreichs. 1 Rthlr. 6 gr.

Band 2. Chrestomathie aus französischen Prosaikern etc. 1 Rthlr. 9 gr.

Lüdger, C., ausführliches Lehrgebäude der spanischen Sprache. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

Dessen, deutsche und englische Gespräche über die gewöhnlichen Vorfälle im Leben, auf den praktischen Gebrauch des angehenden Erlernens dieser Sprachen berechnet. 4 Bdchn. 8. geh. 2 Rthlr.

Schiebe, A., Correspondance commerciale, suivie de la traduction allemande et anglaise des principaux termes employés dans les lettres, et terminée par un recueil explicatif des mots les plus usités dans le commerce. gr. in 8. broch. 1 Rthlr. 12 gr.

Dessen, Auswahl französischer Handelsbriefe für Handelslehrlinge, mit einer deutschen Uebersetzung der üblichsten in der kaufmännischen Correspondenz vorkommenden Wörter und Wendungen. gr. 12. geh. 9 gr.

Valentini, Dr. F., der italienische Lehrer, oder theoretisch-praktischer Lehrgang des italienischen Sprachunterrichts, wor-

in nach einer einfachen und leichtfaßlichen Methode die ersten Anfangsgründe dargestellt und dann stufenweise die schwierigsten Punkte der Sprache erläutert werden. 2 Bände. gr. 8. 2 Rthlr. 12 gr.

Band 1. Die Lehre der Grammatik, nebst praktischen Uebungen zum Uebersetzen ins Italienische. 1 Rthlr. 6 gr.

Band 2. Uebersicht der Grammatik in italienischer Sprache, Bemerkungen hinsichtlich der Uebertragung der beiden Sprachen und eine Auswahl deutscher und italienischer Musterstücke zum Uebersetzen (worunter Schiller's Neffe als Onkel, Goethe's Geschwister ꝛc.) mit untergelegten italienischen Wörtern und Redensarten. Nebst 1 Kupfert. 1 Rthlr. 6 gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Diätetisch-medicinischer Rathgeber, für Schwangere, Gebärende Wöchnerinnen u. Säugende, von einem praktischen Arzt. Zweite Ausgabe. 8. Chemnitz. Starke. 20 gr.

Obgleich über obige Gegenstände schon viele Schriften erschienen sind, so ließen sie doch noch manches zu wünschen übrig. Manche Belehrungen und Vorschriften sind zu allgemein, ohne Interesse und unbefriedigend, manche bloß Aerzte angehend, andere unzweckmäßige. Der Verfasser glaubte daher, daß ein Buch, in welchem den Leserinnen das Wissenswürdigste über ihren Zustand vorgetragen, und für plötzliche und gefährliche oder auch für andere minder bedeutende Zufälle in Ermangelung geschickter ärztlicher Hülfe, zweckmäßige und auf Erfahrung gegründete Rathschläge ertheilt würden, nicht zu den unnützen Producten gezählt werden dürfte, die in unsern Tagen so häufig zum Vorschein kommen.

Verkauf englischer, zum Theil Prachtwerke.

Bei J. A. G. Weigel in Leipzig ist ein Verzeichniß vorzüglicher englischer Werke, welche oft noch unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft werden, erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten. Es umfaßt diese Sammlung besonders prachtvolle Reisen, die Werke **Dibdins, Ottleys, Warlidge Gems, Dodsleys, Flinders** ꝛc. nebst einer großen Auswahl anderer vorzüglicher Bücher.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Schiffer-Sagen.

Gesammelt

von A. v. Sternberg.

2 Theile. 8. in Umschlag broschirt. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Inhalt.

Einleitung. — Der arme Thoms oder die versunkene Stadt. — Die rothe Perle. — Meerstille. — Der Wetterbeschwörer. — Klabautermann. — Die Seelen der Ertrunkenen. — Scylla, ein antikes Schiffermährchen. — Das Mährchen von der verliebten Auster. — Das Abenteuer mit den drei Fischen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Georg Friedrich Most,

ENCYKLOPÄDIE

der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis, mit Einschluss der Geburtshülfe und der Augenheilkunde.

Supplementband zur ersten Auflage,

Erstes und zweites Heft (zu 12 Bogen).

Abarticulatio — Ligatura.

gr. 8. Subscr.-Preis für jedes Heft 20 gr.

Den Besitzern der ersten Auflage dieses anerkannt praktischen Werkes sind diese Ergänzungen unentbehrlich. Die zweite Auflage ist jetzt in zwei Bänden beendigt und kostet 10 Thlr.

Binnen kurzem erscheint das erste Heft von **Most's** *Ausführlicher Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Zwei Bände (in Heften à 12 Bogen).*

Prospecte hierüber sind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Leipzig, im Oct. 1837. **F. A. Brockhaus.**

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

L. T. Freiherrn v. Spittlers sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

Karl Wächter.

12, 13 und 14ter Band.

Preis 8 fl. 15 kr. oder 4 Rthlr. 18 gr.

Mit dieser fünften Lieferung haben wir dem Publicum die Beendigung dieses Unternehmens anzuzeigen. Wir halten es daher für angemessen, eine Uebersicht des Inhalts der bisher erschienenen Bände zu wiederholen.

Der **erste** Band enthält: Geschichte des kanonischen Rechts, mit einer früher ungedruckten Fortsetzung, welche dieselbe bis auf Gratian herabführt. Der **zweite** Band: Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. **Dritter** und **vierter** Band: Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, mit einigen handschriftlich hinterlassenen Zusätzen des Verfassers. **Fünfter** Band: Geschichte der dänischen Revolution von 1660 und Geschichte Würtembergs. **Sechster** und **siebenter** Band: Geschichte Hannovers, mit vielen Zusätzen des Verfassers vermehrte und verbesserte Ausgabe. **Achter, neunter** und **zehnter** Band: vermischte Schriften über Theologie, Kirchengeschichte und Kirchenrecht, von deren reichem Inhalt wir außer den Vorlesungen über Papstthum und über die Mönchsorden hier nur die bisher ungedruckten Vorlesungen über die Geschichte des Kirchenrechts hervorheben. **Eilfter** Band: der vermischten Schriften über deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht 1ster Theil, welcher u. a. den Grundriß der Geschichte des Privatlebens der deutschen Fürsten, mit aus den Papieren des Verf. gezogenen Zusätzen und eine Anzahl von Aufsätzen zur Geschichte der Mißheirathen deutscher Fürsten enthält, darunter ein bisher noch nicht gedruckter, die übrigen vom Verf. selbst umgearbeitet.

Hieran reiht sich nun die vorliegende letzte Lieferung, deren **zwölfter** und **dreizehnter** Band den 2ten und 3ten Theil der Deutschland betreffenden Schriften, zugleich aber auch eine selbstständige Abtheilung bildet, unter dem Titel: vermischte Schriften über würtembergische Geschichte, Statistik und öffentliches Recht. Außer den bisher bekannten, jedoch zerstreuten, Abhandlungen, z. B. dem hist. Commentar über den Tübinger Vertrag, den Untersuchungen über das Untheilbarkeits-Gesetz, der Nebeninstruction für einen Landtags-Deputirten, der Geschichte des engern landschaftlichen Ausschusses, auch einer Anzahl Recensionen, enthalten diese Bände folgende, im Nachlasse des Verf. vorgefundene Aufsätze, die hier zum erstenmal erscheinen: I. Historische Beiträge zur rechtlichen Untersuchung über das würtemb. Privilegium de non appellando. II. Geschichte des Verhältnisses Eberhard Ludwigs und Wilhelminens v. Grävennitz (bis zur Erhebung der Letzteren zur Gräfin von Würben). III. Zur Geschichte der Mißheirathen im würtemb. Fürstenhause. 1. Prinz Friedrich Ludwig und Ursula Katharina v. Bucom. 2. Herzog Ludwig Eugen und Sophie Albertine Gräfin v. Beichlingen. IV. Zur Geschichte des Erbvergleichs. V. Geschichte des würtemb. Geheimenraths-Collegiums. VI. Zwei schriftliche Abstimmungen Spittler's im Geheimen Rathe. Insbesondere die Geb

Raths-Geschichte (eilf gedruckte Bogen), eine Frucht vieljähriger archivalischer Forschungen und die letzte Arbeit Spittler's, dürfte das Interesse nicht nur der Kenner der vaterländischen Geschichte, sondern auch der Lesewelt überhaupt lebhaft anregen, namentlich durch geistvolle Charakterschilderungen der Regenten und ihrer nächsten Umgebungen, der Chefs der Verwaltung, so wie der Führer der Parteien am Hofe und im Land, z. B. eines Rühle, Bilfinger, Rieger, Montmartin, J. J. Moser u. s. w., welche in die Geschichte jenes höchsten Landes-Collegiums (die bis gegen den Schluß der Regierungsperiode Herzog Karls fortgeführt ist) verflochten sind, und wodurch dieser, dem Anschein nach, trockene Stoff, eine sehr anziehende Seite gewonnen hat; wie denn überhaupt für die Geschichte der öffentlichen Verhältnisse Würtembergs, insbesondere seiner Verwaltung, nicht leicht ein interessanterer und belehrenderer Beitrag in neuerer Zeit erschienen seyn möchte.

Der **vierzehnte** Band enthält die vermischten Schriften über europäische Staatengeschichte, worunter eine Auswahl von Recensionen, z. B. über Schiller's Abfall der Niederlande, Joh. v. Müller's Schweizergeschichte, über Brandes und Rehberg's Untersuchungen über die franz. Revolution u. s. w.; den **fünfzehnten** Band bilden die (früher aufgegebenen) gleichfalls bisher ungedruckten **Vorlesungen über Politik.**

Jede, zugleich mit selbstständigem Titel versehene, Abtheilung, namentlich die vermischten Schriften 1) über Theologie, Kirchenrecht und Kirchengeschichte, 5 Bände, 2) über deutsche Geschichte, Statistik und öffentliches Recht, 5 Bände, 3) über würtemb. Geschichte, Statistik und öffentliches Recht, 2 Bände, 4) über europäische Staatengeschichte, 1 Band, 5) die Vorlesungen über Politik, 1 Band, werden von den Sortimentsbuchhandlungen auch **abgesondert** abgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen, im Octbr. 1837. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

---

v. Hailbronner's Reise-Cartons.

In der Unterzeichneten sind so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden

CARTONS

aus der

Reisemappe eines deutschen Touristen.

Gesammelt und herausgegeben

von **Carl v. Hailbronner.**

ERSTER BAND.

gr. 8. In Umschlag broch. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr 12 gr.

Auf wenigen Blättern findet sich hier Vieles zusammengedrängt, was man in voluminösen Reisebeschreibungen vergeblich suchen würde. Der Verfasser, ein passionirter Reisefreund, führt im ersten Bande den Leser in die Schweiz, nach Seraing, Paris, Portsmouth, London, England, Irland, Schottland, Holland und nicht auf dem nächsten Wege nach Hamburg. Allerdings Vielen durch persönlichen Besuch, und noch Mehreren aus einer Menge von Büchern bekannte Gegenden. Allein hier verbreitet eine geistreiche Subjectivität über die aus der Ferne wunderbar vor die Einbildungskraft des Lesers gezauberte Außenwelt eine eigenthümliche Farbung. Der gewandte Reisende erscheint stets und überall als fein gebildeter, unterhaltender und geistreicher Gesellschafter, während er, beinahe sich selbst unbewußt, zugleich gründlich erfahrener, belehrender Führer ist. Was er mit schneller und scharfer Beobachtungsgabe unbefangen aufgefaßt hat, findet der Leser in eben so klarer als conciser Darstellung ununwunden wiedergegeben. Zwar sind die Schilderungen schon nach dem Titel des Buches Fragmente, allein der Herausgeber hat sie in so zweckmäßige Ordnung gebracht, daß der Leser mit einiger Phantasie die Uebergänge ohne Mühe sich selbst bilden kann. Und wir wissen nicht, ob nicht gerade Cartons für den Kenner ein ganz besonderes Interesse haben, das ein vollständig componirtes und im Einzelnen ausgeführtes Tableau niemals gewährt. Ueberall sind die charakteristischen Merkmale von Land und Volk, von Natur und Menschenschöpfung in kräftigen Zügen und bestimmten Umrissen ausgehoben, und bei jedem Bilde steht die Staffage in ansprechender Harmonie mit dem Hauptwerke. Der einfache, edle, in ungekünstelter Eleganz und angeborner Kraft dahinfließende Styl des Verfassers ist der höheren Lesewelt aus interessanten Beiträgen für die Allgemeine Zeitung schon länger bekannt.

Dieß Alles, verbunden mit dem Reize der Neuheit und Ueberraschung, indem der Verfasser die skizzirten Reisen erst seit kurzem vollendet und in seiner Darstellung nur das bis jetzt Unbekannte aufgenommen hat, macht das Werk, welches sich beim ersten Anblick durch eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung empfiehlt, nicht nur zu einem nützlichen Wegweiser für den Reiselieshaber, sondern auch in ausgedehnterem Kreise zu einem höchst unterhaltenden Lesebuche für jeden Gebildeten.

Der Inhalt des zur Versendung bereit liegenden 2ten und 3ten Bandes ist folgender:

Inhalt des zweiten Bandes: Copenhagen. — Schweden. — Der Trollhätta- und Götheacanal. — Stockholm. — Dalecarlien. — Die schwedische Armee. — Reise von Stockholm nach Berlin. — Berlin. — Dresden. — Prag. — München. — Rippoldsau. — Nürnberg. — Wien. — Die österreichische Armee. —

Inhalt des dritten Bandes: Die Bora. — Venedig. — Mailand. — Florenz. — Genua. — Turin und die Seen. — Rom. — Der Carneval in Rom. — Die römische Charwoche. — Die Römerin. — Neapel. — Sicilien. — Der Vesuv.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Thiersch, über gelehrte Schulen.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

gelehrte Schulen,

mit besonderer Rücksicht auf Bayern

von

Friedrich Thiersch.

Dritter oder constructiver Band.

Ueber die Einrichtung und Führung der gelehrten Schulen.

Vierte Abtheilung.

gr. 8. **Preis 1 fl. 12 kr. oder 18 gr.**

Inhalt. **Ueber Einrichtung, Ausstattung und Führung der Universität.** 1) Vorrede. 2) Von der Aufgabe der Universität und dem Umfange des Lehrerpersonals. 3) Wahl, Besoldung und Stellung der Professoren. 4) Bildung der Corporation der Universität und Begründung eines unabhängigen Vermögens derselben. 5) Von dem Vermögen der Universität und seiner Verwaltung. 6) Ueber den Verkehr der Professoren unter einander. 7) Von den Studirenden und der Studienfreiheit. 8) Geschichtliches über die innere, die Studien betreffende Gesetzgebung der Ludwig-Maximilians-Universität zu München. 9) Ueber die akademischen und socialen Verhältnisse der Studirenden. Anhang. Belehrungen für die Studirenden des Königreichs Bayern. Vorerinnerung. 1) Einleitung. 2) Allgemeine Uebersicht der Wissenschaften. 3) Verhältniß der Wissenschaften unter einander und zum wissenschaftlichen Beruf. 4) Die philosophische Facultät oder die Facultät der allgemeinen Wissenschaften. 5) Theologische Facultät. 6) Die juristische Facultät. 7) Die staatswirthschaftliche oder cameralistische Facultät. 8) Medicinische Facultät. 9) Ueber Umfang und Ordnung der akademischen Studien im Allgemeinen. 10) Besondere Belehrungen über das Studium der allgem. Wissenschaften, mit Bezug auf die Verordnungen über die Prüfung aus ihnen. 11) Belehrungen über das Specialstudium der allgemeinen Wissenschaften. 12) Belehrungen über das Specialstudium der theologischen, juridischen, cameralistischen und medicinischen Facultät. 13) Ueber die Methode des akademischen Studiums. **Personen- und Sachregister zu allen 3 Bänden.**

Stuttgart u. Tübingen, Sptbr. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Uhland und Rückert.

Ein kritischer Versuch

von

Gustav Pfizer.

8. In Umschlag broch. 45 kr. od. 12 Gr.

Diese kleine Schrift sucht mit vorurtheilsloser Unparteilichkeit die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge unserer zwei großen Lyriker durch eine Parallele ihrer Poesien nach verschiedenen Beziehungen in ein helleres Licht zu setzen, als durch so manche, theils unverständige, theils gehässige Stimmen in neueren Zeiten geschehen ist; und wir bieten dieselbe den Verehrern beider Dichter mit der Zuversicht dar, daß sie dem Streben derselben nach klarer und scharfer Auffassung und gleichmäßiger Anerkennung des Schönen und Trefflichen ihren Beifall schenken werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

DEUTSCHE VIERTEL-JAHRSSCHRIFT.

Erstes Heft.

Broschirt; Velinpapier, Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

In der Unterzeichneten erscheint im Laufe des Monats November das erste Heft der angekündigten

deutschen Viertel-Jahrsschrift,

welche, des Jahres in vier Heften, zusammen 80 — 90 Bogen füllen wird. Bestellungen auf die deutsche Viertel-Jahrsschrift nehmen alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands an. — Ueber Aufgabe und Zweck derselben, welche sich erst durch die Ausführung ganz aussprechen lassen, glauben wir gleichwohl Weniges vorausschicken zu sollen. Die Zahl der gebildeten Männer aus allen Classen, welche den Beruf und das Bedürfniß fühlen, sich über Alles, was die geistige Welt im Großen anregt, auf dem Laufenden zu erhalten, und die Stellung genau zu erkennen, welche das Wissen gegen das Leben nimmt, wächst immer mehr und mehr an. Je mehr sie in ihren besondern Fächern vorzuschreiten streben, desto nothwendiger fühlen sie das Bedürfniß einer fortwährenden Zuthat allgemeiner Bildung, welche sie über dem Täglichen erhalten soll. Für sie, die an Allem Theil nehmen möchten, was die Zeit bewegt, aber nicht Muße genug haben, was für sie wichtig ist in den gelehrten Zeitschriften zusammenzusuchen, oder nicht die Mittel sich alles hieher Gehörige anzuschaffen, für sie zunächst soll durch die Viertel-Jahrsschrift gesorgt werden. Sie soll die Ergebnisse eifriger Forschung und gründlichen Denkens auch für denjenigen, den das praktische Leben ganz in Anspruch nimmt, verständlich und nutzenbringend, die wohlerwogenen, leidenschaftlosen Urtheile eines geläuterten Geschmacks für einen weiteren Kreis denkender, strebender und lernbegieriger Geister zugänglich machen; kurz eine Verbindung zwischen dem einsamen Arbeitszimmer und den verschiedenartigen Lebenskreisen der nicht gelehrten Welt herstellen durch das Zusammenwirken einer größern Anzahl wohlmeinender, über die zu verfolgenden Zwecke einverstandener Männer. Strebend nach Ernst und Gründlichkeit, wird diese Zeitschrift — als Organ der Ueberzeugung und Wahrheit — hauptsächlich und durchweg es als ersten Zweck verfolgen, übersichtlich dem praktischen Leben näher zu bringen, was das Reich der Geister bewegt. Mit wenig Worten: zwischen dem praktischen Leben und der in der Litteratur für dasselbe liegenden Ausbeute will die Viertel-Jahrsschrift vermitteln. Was sie zu erreichen wünscht, wäre also für den jeweiligen Standpunkt der verschiedenen geistigen Richtungen eine Reihe von leading articles, nicht im Geist eines Tagblatts, sondern in dem einer Vierteljahrsschrift übersichtlich aufgefaßt, und zwar mit sorgfältigerer Beachtung des Nothwendigen und Praktischen, mit reiflicher Erwägung dessen, was gerade an der Zeit ist, mit gänzlicher Entfernung der Leidenschaften des Tags, mit deutscher Unparteilichkeit und deutschem gutem Glauben, und mit dem ruhigen würdigen Tone, welcher der Wissenschaft ziemt, und welcher allein einer guten Sache frommen kann. In diesem Sinne beizutragen zu der Viertel-Jahrsschrift, laden wir eben so angelegentlich als ehrerbietig alle diejenigen ein, welchen das Bedürfniß besonnen vorzuschreiten und die Nothwendigkeit vorschwebt, daß die Berufs-Gelehrten sich auch in Deutschland der praktischen Richtung und Bildung in dem Maaße nähern müssen, in welchem diese sich zum Wissen steigert.

Entsprechende Beiträge werden anständigst honorirt werden, und im Wege des Buchhandels, aus Norddeutschland über Leipzig durch Hrn. **L. H. Bösenberg** daselbst, aus Süddeutschland aber durch Beischluß unserer **litter.-artistischen Anstalt** zu München, unserer **Verlags-Expedition** zu Augsburg, der **Stein**'schen Buchhandlung zu Nürnberg, der **Andreä**'schen zu Frankfurt, oder direct durch den Postwagen, uns am besten zukommen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gallerie zu Schiller's sämmtlichen Werken.

Zweite Lieferung in 6 Blättern in Quart.

1. Rudolph von Habsburg, 2. Scene aus Don Carlos, 3. Scene aus Jungfrau von Orleans, 4. Scene aus Maria Stuart, 5. Scene aus Turandot, 6. Scene aus Fiesco.

Preis auf chinesischem Papier 2 fl. 42 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.
— — Velinpapier . . 2 fl. 24 kr. — 1 Rthlr. 12 gr.

Jedes Blatt wird auch einzeln für den Preis von 1 fl. oder 16 gr. abgegeben.

Stuttgart und Tübingen. **J. G. Cotta**'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen über das Gebet des Herrn.

8. brosch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 19.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

DER KOMET

begründet, herausgegeben und redigirt von dem Unterzeichneten, erscheint von **1838** an, erweitert in Form und Inhalt, ausgestattet mit Stahlstichen, Lithographien, Modebildern, Musikbeilagen u. s. w. im Verlage von Philipp Reclam jun. in Leipzig. Der Jahrgang 264 Nrn. kostet 10 Rthlr.

C. Herloßsohn.

An alle Buchhandlungen ist jetzt versandt:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1838.

Mit J. C. von Zedlitz's Bildniß und sechs Stahlstichen.

16. Auf feinem Velinp. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt: I. **Biondetta**, Novelle. — II. **Elvira.** Novelle von Ludwig Rellstab. — III. **Die Bekenntnisse.** Novelle von Friedrich von Heyden.

Zedlitz's Bildniß kostet in sodnen Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Im Preise herabgesetzt

sind die Jahrgänge **1830—34** der Urania, sie kosten zusammengenommen anstatt 10 Thlr. 6 Gr. nur **5 Thlr.**, einzeln jeder 1 Thlr. 8 Gr. Der Preis der Jahrgänge **1835—1837** ist wie bisher 2 Thlr. jeder.

Die genannten Jahrgänge sind mit Beiträgen ausgestattet von W. Alexis, G. Döring, F. von Heyden, Jos. von Eichendorff, W. Martell, F. Mörike, A. Oehlenschläger, Pogarn, K. F. von Rumohr, A. von Sartorius, Emerentius Scävola, Leopold Schefer, G. Schwab, Johanna Schopenhauer, A. von Sternberg, F. Veiats, Ludwig Tieck, von dem jeder Jahrgang eine Novelle enthält, und dem Verfasser des „Scepis Cicala." Die Bildnisse von Cornelius, Dannecker, Oehlenschläger, Uhland, Zelter, Tegner, Auber und Humboldt sind als Titelkupfer außer den meistens sehr gelungenen Stahlstichen beigegeben.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

Bei **W. Küchler** in **Frankfurt** a. M. ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Mittheilungen
aus dem Leben eines Advocaten.

Herausgegeben von

Dr. ED. REURMANN.

8. geh. 2 Bände. Preis 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Das Tagebuch eines deutschen Rechtsgelehrten wird hier von einem rühmlichst bekannten Schriftsteller dem Publicum vorgelegt. Schon die beiden ersten Bände, denen binnen kurzem andere folgen werden, bieten einen reichen Schatz psychologischer Erfahrungen und setzen den Standpunkt des verstorbenen Verfassers der Mittheilungen hinlänglich auseinander. Die Beziehungen der Jurisprudenz zum Staate und zu der Menschheit werden hier überall von der Humanität und dem Fortschritt aus betrachtet, und die Resultate die sich an diese Betrachtungen knüpfen, werden auch nichtjuristische Leser interessiren, um so mehr, da sie von einer gewandten Hand die letzte Feile erhielten. Wenn sich der Herausgeber in seinem Vorworte auch ausdrücklich gegen jeden etwaigen Einwurf eigenmächtiger Zusätze und Veränderungen der ihm von den Hinterbliebenen jenes Advocaten überwiesenen Mittheilungen verwahrt, so wird man doch bald erkennen, daß dieselben in jener anziehenden und lebendigen Weise gehalten sind, welche die moderne Literatur vorzüglich auszeichnet.

Vorstehendes Werk ist vorräthig in Augsburg in der v. Jenisch u. Stage'schen Buchhandlung.

Tübingen, bei L. F. Fues ist erschienen:

Mone, F. J., Uebersicht der niederländischen Volks-Litteratur älterer Zeit. gr. 8. broch. 3 fl. 54 kr. oder 2 Thlr. 6 gGr.

Bei **E. Kummer** in **Leipzig** ist erschienen:

Schmidt, J. A. E., neues vollständiges französisch-neugriechisch-deutsches Handwörterbuch. gr. 12. 3 Rthlr. 12 gr.

(Der neugriechische und deutsche Theil folgen in kurzer Zeit nach.)

Nork, F., etymologisches Handwörterbuch der lateinischen Sprache mit steter Bezugnahme auf die naturphilosophischen Ideen des Orients als Grundstoffe auch abendländischer Wortbildungen nebst einer nach Kanne's Prinzipien beigegebenen Erklärung der Buchstaben. 1r Thl. gr. 8. 3 Rthlr. 18 gr.

(Der 2te Theil erscheint zu Ostern 1838. Ein ausführlicher Prospectus nebst Probeblatt ist in allen Buchhandlungen zu haben.)

Siebelis, C. G., Disputationes V. quibus periculum factum est ostendendi, in vet. Græcorum Romanorumque doctr. relig. ac morum plurima esse, quæ cum Christiani consentiant amicissime, neque humanit. Studia per suam naturam vero relig. cultui quidquam detrahere, sed ad eum alendum conservandumque plurimam conferre, iterum ed. multisque locis auxit. Append. loco add. est libellus: Stimmen aus d. Zeiten d. alten griech. u. röm. Classiker. 8. 1 Rthlr. 6 gr.

In meinem Verlag ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von

Dr. Franck.

Zweiter Jahrgang.

Mit den Bildnissen von Immermann und Grabbe, einem Facsimile und drei scenischen Kupfern.

8. Elegant gebunden mit Goldschnitt. 3 Thlr.

Inhalt: Grabbe. Erzählung. Charakteristik. Briefe. November 1834 bis Mai 1836. Bruchstücke eines noch ungedruckten Werks: „Dramaturgische Erinnerungen" von Karl Immermann. — Die gefährliche Tante. Lust-

spiel in einem Acte und einem Vorspiele von Alvini. — Die Leibrente. Schwank in zwei Acten von G. A. von Maltitz. — Der Telegraph. Lustspiel in einem Aufzuge von Dr. Franck. — Fragment aus dem Trauerspiele „Der Adept“ von Friedrich Halm. — Der litterarische Salon. Lustspiel in drei Aufzügen von Bauernfeld.

Der erste Jahrgang enthält Beiträge von Bauernfeld, Dr. Franck, G. H. Liebenau und Pannasch, mit dem Bildnisse Bauernfelds und vier scenischen Kupfern, und kostet 2 Thlr. 8 Gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Französischer
Zoll-Tarif.

Nach den ältern Zollverordnungen und den während der Republik, dem Kaiserreiche, der Restauration und der jetzigen Regierung erschienenen Gesetzen, mit Inbegriff des jüngsten von 1836 bearbeitet und in alphabetische Ordnung gebracht

von

L. E. F. Steinheil.

gr. 8. In Umschlag broschirt. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

In obigem Tarife sind alle Waaren, die bei der Ein- und Ausfuhr an den französischen Gränzen vorkommen können, in alphabetischer Ordnung aufgestellt, und hat der Hr. Verf. selbst die Mühe sich nicht verdrießen lassen, sie unter den verschiedenen Benennungen, unter denen sie in diesen oder jenen Gegenden mehr bekannt sind, einzureihen, ohne, wie dieß in den meisten Werken dieser Art der Fall ist, von einer Benennung auf die andere hinzuweisen, wodurch der Suchende viele Zeit und oft selbst die Geduld verliert, besonders wenn die Gesetze so dunkel sind, daß nur der Geübtere sie durch vorhergegangene erklären, und die zu verzollende Waare unter ihre eigentliche Rubrik bringen kann.

Auch der Ungeübteste wird den Zollsatz jeder vorkommenden Waare in eben so kurzer Zeit und mit gleicher Leichtigkeit als ein Wort in einem Lexikon finden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Uhland und Rückert.
Ein kritischer Versuch

von

Gustav Pfizer.

8. In Umschlag brosch. 45 kr. od. 12 Gr.

Diese kleine Schrift sucht mit vorurtheilsloser Unparteilichkeit die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge unserer zwei großen Lyriker durch eine Parallele ihrer Poesien nach verschiedenen Beziehungen in ein helleres Licht zu setzen, als durch so manche, theils unverständige, theils gehässige Stimmen in neueren Zeiten geschehen ist; und wir bieten dieselbe den Verehrern beider Dichter mit der Zuversicht dar, daß sie dem Streben derselben nach klarer und schärfer Auffassung und gleichmäßiger Anerkennung des Schönen und Trefflichen ihren Beifall schenken werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Der National-Kalender für 1838.

Der für alle Stände, besonders aber für den Bürger und Landmann so empfehlenswerthe längst bekannte

National-Kalender
für die deutschen Bundesstaaten,
oder
Haus- und Volksfreund
zur Belehrung und Unterhaltung
für
den deutschen Bürger und Landmann.

Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist, Lithographien und Musikbeilagen.

Herausgegeben von

Johann Heinrich Meyer,

mit Beiträgen von Auerbacher und Andern.

Preis 48 kr. oder 12 gr.

ist in seiner zysten Verjüngung auf das Jahr 1838 so eben erschienen, worauf wir alle bisherigen Freunde und Beförderer dieses Haus- und Volksbuches, das, durch alle Länder deutscher Zunge verbreitet, bisher des Guten viel gestiftet hat, und eine Menge nützlicher Kenntnisse enthält, vorläufig aufmerksam machen.

Inhalt.

Eigentlicher Kalender für 1838, für die Länder, wo er zulässig ist. Das Gedenkbuch. Die Mannichfaltigkeiten. — I. Die Zukunft. — II. Kalenders-Bestimmungen. (Fortsetzung.) Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. — III. Von der Witterung. (Fortsetzung.) Elftes Capitel. Allgemeine Betrachtungen über die Witterung. Zwölftes Capitel. Einfluß fremder Weltkörper auf die Witterung der Erde. — IV. Die Nacht. — V. Die goldene Wagschale und ihre wunderbaren Gewichte. — VI. Das Auge. — VII. Volkssagen. 1. Das Glücksein. 2. Das Brünnlein. — VIII. Zeit steht über dem Preise eines jeden Erdenguts. — IX. Der Herr und der Diener. — X. Die Branntweinpest. — XI. Wohlthätige Anstalten. — XII. Der letzte Schuß. — XIII. Ueber Lebens-Versicherung. — XIV. Der bayerische Diogenes. — XV. Wie gelangt man zur Freiheit von Nahrungssorgen? — XVI. Das goldverbrämte Hütlein. — XVII. Einige Vortheile in der Hauswirthschaft. (Fortsetzung.) Von der Ernte. Aufbewahrung und Benutzung des Obstes. — XVIII. Backöfen mit erwärmter Luft geheizt. — XIX. Nachtlampe ohne Flamme. — XX. Rechen-Aufgabe. — XXI. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. (Fortsetzung.) A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. I. Lebensretter. a) Die muthigen Knaben. b) Ein anderer Fall. c) Ein dritter Fall. II. Vermächtnisse und Stiftungen wohlthätiger Menschenfreunde. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigern. I. Selbstmörder. a) In Homburg. b) Selbstmord aus Geiz. c) Das unwürdige Ehepaar. II. Brandstifter. III. Diebstahl. Die junge Dirne. — XXII. Ueber den deutschen National-Charakter. — XXIII. Die große Werkstatt. — XXIV. Toleranz und Intoleranz. — XXV. Aberglauben und Vorurtheile. 1. Der Geisterruf. 2. Der Christenblutrinker. — XXVI. Schonung der Augen nach dem Essen. — XXVII. Die unfreiwillige Bezahlung. — XXVII. Gespenstergeschichten. (Fortsetzung.) — XXIX. Eigenthümliche Besserung eines spät nach Hause kommenden Ehemanns. — XXX. Nähmlicher Verein der Gast- und Schenkwirthe in den preußischen Regierungsbezirken Arnsberg und Posen. — XXXI. Schreiben Friedrichs des Großen an den Herzog Karl von Würtemberg. — XXXII. Wie der Gewerbtreibende das seinem Stande gebührende Ansehen erwerben, erhalten und erhöhen könne? — XXXIII. Gewittergefahren. (Fortsetzung.) 1. In Schlesien. 2. Im Sächsischen. — XXXIV. Sicheres Mittel, Pferde gegen Fliegen und Bremsen zu schützen. — XXXV. Abkunft berühmter Europäer. — XXXVI. Eine Menschenjagd. — XXXVII. Feuersgefahren. (Fortsetzung.) 1. Im Preußischen. 2. In Dänemark. — XXXVII. Neu erfundene Feuerleiter. — XXXIX. Wie können Häuser vor Feuersgefahr geschützt werden? — XL. Die Leiden des Durstes zur See. — XLI. Die Ameise. — XLII. Häusliche Bierbereitung. — XLIII. — Vier Gedichte vom Lande. Im Frühling. Im Sommer. Im Herbst. Im Winter. — XLIV. Ueber den Ursprung des Staats. — XLV. Nordamerika, wie es jetzt ist. — XLVI. Schweizer-Anekdoten. — XLVII. Kaiser Alexander läßt seinen Mantel zum Pfande. — XLVIII. Ein zweiter Hund des Aubry. — XLIX. Durch sich selbst bestrafte Zöllner und Sünder. — L. Schiffbruch des französischen Fahrzeugs „die Fliege.“ — LI. Leutseligkeit der Fürsten gewinnt die Herzen. — LII. Rechtschaffenheit im Gegensatz mit Undankbarkeit. — LIII. Wiederholte Erinnerung an die Nothwendigkeit der Erbauung von Leichenhäusern. — LIV. Verein zur Vereinfachung der Begräbnisse und Trauerkleidung zu Göttingen. — LV. Der Selbstmörder. — LVI. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. (Fortsetzung.) A. Durch Lawinen. B. Durch Einsturz. C. Durch Dämpfe. Erstickung durch Kohlendampf. D. Durch Schießpulver und Gewehr. 1. Unvorsichtigkeit mit Schießgewehr. 2. Ein anderer Fall. 3. Noch ein trauriger Fall. 4. Unglücksfall durch den Sprung einer Bombe. E. Durch Selbstverbrennung. F. Durch Thiere und thierisches Wuthgift. 1. Durch den Biß eines tollen Hundes. 2. Durch den Biß eines Wolfes. G. Bei Kindern aus Mangel an Aufsicht. 1. Durch Eisbruch. 2. Durch feuerfangende Gegenstände. 3. Unglücksfall anderer Art. 4. Noch ein Unglücksfall. — LVII. Bestrafter Geiz. — LVIII. Der gelungene Kunstgriff. — LIX. Oekonomischer und naturgeschichtlicher Kalender für Mitteldeutschland. Vorerinnerung. Oekonomische Verrichtungen, welche den Feldbau betreffen. — LX. Anhang. — LXI. Empfehlenswerthe Schriften.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Knapp's evangelischer Liederschatz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist so eben erschienen und durch alle guten deutschen und schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Evangelischer Liederschatz
für Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von

M. Albert Knapp,

Zwei Bände in großem Median-Octav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis: für 1 Exemplar auf weißem Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.
für 1 Exemplar auf weißem Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.
Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitzt, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher, und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wornach viele derselben gefertigt sind, — sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein ächter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele hundert andere, meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Forderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also, daß bloß die Sprachfehler, Sprachhärten und alte unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hiervon dürfte dieses seyn, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekannteren Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch älteren Augen leserlichen Druck, und gutes, dauerhaftes Papier gesorgt, sondern auch den Preis auf's niedrigste gestellt, damit dieser umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden. —

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

KARTE VOM KAUKASUS.

In der Litterar.-artist. Anstalt in München ist so eben erschienen, und auf Bestellung durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Uebersichts-Karte
der russischen Provinzen,
nördlich und südlich
vom Kaukasus
namentlich der Provinz Tscherkessien;
nach den neuesten Hülfsmitteln entworfen.

colorirt. Preis 36 Kr.

Der Länderbezirk, welchen diese Karte umfaßt, hat in neuerer Zeit durch seine politische Bedeutsamkeit die Aufmerksamkeit des Publicums auf sich gezogen, diese Karte ist daher ganz dazu geeignet, einem aufmerksamen Beobachter der Zeitgeschichte als Hülfsmittel zu dienen. Sie umfaßt die sämmtlichen Länder der östlichen Küste des schwarzen und der westlichen Küste des caspischen Meeres. Besonders interessant macht die Karte der darauf befindliche Schauplatz der anhaltenden Kriege mit des Tscherkessen, so wie die Reise-Route Sr. Maj. des Kaisers von Rußland.

DIE PINAKOTHEK zu MÜNCHEN.

PROSPECTUS

einer neuen Ausgabe der vereinigten königl. Galerien zu München, in lithographirten Copien von Piloty, Flachenecker, Strixner und Hohe.

Bereits seit mehreren Jahren ist die Reihe der in unserm Verlage erschienenen Galeriewerke geschlossen, welche auch dem auswärtigen gröfseren Publicum die Kunstschätze Münchens in lithographirten Abbildungen näher führen sollten. Die Arbeiten von Strixner, Piloty und Flachenecker erregten bereits bei dem Erscheinen der Münchner Galerie und der Boisserée'schen Sammlung eine Bewunderung, welche dann auch später die von uns durch dieselben Künstler herausgegebene „*Pinakothek*" gefunden hat. Nicht die Höhe der technischen Ausbildung, zu der die Lithographie in kurzer Zeit gebracht worden, war es allein, die man lobte, sondern vor allem die Schönheit der Zeichnung und die Treue, mit welcher jene Künstler den Geist der Originale erfafst hatten. Diefs hervorzubringen, war nicht Sache mercantilischer Speculation, vielmehr einzig die Begeisterung im Stande, die ein Verein talentvoller Männer für ein grofsartiges Werk in einer Zeit fühlte, wo München durch die Munificenz seines Königs für die verschiedensten Richtungen deutscher Kunst ein Mittelpunkt zu werden anfing. An Frische der Auffassung, an Wahrheit der Nachbildung sind daher unsere Sammlungen noch von keiner der später Erschienenen übertroffen worden, während in Billigkeit des Preises sie keine erreichte.

Seit jener Zeit wurden die verschiedenen Theile der königlichen Galerie, zu denen nun auch die ehemalige Boisserée'sche Sammlung altdeutscher Gemälde gehört, in den neuen prachtvollen Hallen der Pinakothek vereinigt, und dem Publicum in einer umfassenden Uebersicht zugänglich. Hierdurch besonders wie durch die Glyptothek hat München das allgemeinste Interesse von ganz Europa erregt, und hierdurch wurde auch unseren Galeriewerken von neuem wieder eine besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Wir sahen uns daher veranlafst, den guten Abdrücken, die uns noch zu Gebote stehen, eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, und es ist gelungen, eine noch ziemlich bedeutende Anzahl vortrefflicher Abdrücke auf **chinesischem Papier** zu einem Ganzen zu bringen, welches wir hiemit dem Publicum unter dem Titel:

PINAKOTHEK

oder Sammlung der ausgezeichnetsten Gemälde der königlichen Bilder-Galerie zu München übergeben. In dieser neuen Ausgabe werden wir kein Blatt aus der früher erschienenen Sammlung fehlen lassen, welches eine besondere Beachtung verdient, und werden aufserdem noch **eine Anzahl der vorzüglichsten altdeutschen Gemälde aus der früheren Boisserée'schen Sammlung hinzufügen.**

Die Eintheilung geschieht in Lieferungen à 5 Blätter.

Der Subscriptionspreis einer jeden Lieferung ist 8 fl. oder 4 Thlr. 18 gr.

Die beiden ersten Lieferungen liegen in jeder Kunsthandlung zur Ansicht vor.

Zugleich machen wir alle Kunstfreunde darauf aufmerksam, dafs wir gleichzeitig mit dieser neuen Ausgabe der **Pinakothek** ein vollständiges Verzeichnifs aller einzelnen Blatter unserer verschiedenen Galeriewerke gratis vertheilen, welches durch jede Kunst- und Buchhandlung zu bekommen ist. Die alphabetische Eintheilung desselben nach den Meistern soll die Uebersicht dessen, was wir den Kunstfreunden bieten können, möglichst erleichtern, so wie die dabei bemerkten Preise uns bezeugen werden, dafs wir auch bei dem Ankauf einzelner Blätter die wohlfeilsten Ansätze machten.

München, October 1837.

Litter.-artist. Anstalt.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Bibliothek deutscher Dichter

des

17. Jahrhunderts. Begonnen von Wilhelm Müller. Fortgesetzt von Karl Förster. Dreizehntes Bändchen: David Schirmer. Zacharias Lundt. Philipp Zesen. 8. geh. 1 Rthlr. 20 gr.

Bisher waren erschienen:

I. Martin Opitz v. Boberfeld (1 Rthlr. 12 gr.); II. Andreas Gryphius (1 Rthlr. 12 gr.); III. Paul Flemming (1 Rthlr. 12 gr.); IV. Rodolf Weckherlin (1 Rthlr. 12 gr.); V. Simon Dach, Robert Robertin und Heinrich Albert (1 Rthlr. 12 gr.); VI. Friedrich v. Logau und Hans Aßmann v. Abschatz (1 Rthlr. 6 gr.); VII. Justus Wilh. Zinckgref, Andreas Tscherning, Ernst Christoph Homburg und Paul Gerhard (1 Rthlr. 8 gr.); VIII. Johann Rist und Daniel Georg Morhof (1 Rthlr. 4 gr.); IX. Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund v. Birken, Andreas Scultetus, Justus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler (1 Rthlr. 4 gr.); X. Johann Christian Günther (1 Rthlr. 4 gr.); XI. Jakob Schwieger, Georg Neumark und Joachim Neander (1 Rthlr. 12 gr.); XII. Friedrich Spee (1 Rthlr. 8 gr.)

Jedes Bändchen, mit Biographien und Charakteristiken der Dichter versehen, ist zu dem bemerkten Preise unter besondern Titel einzeln zu erhalten. Das nächste Bändchen wird Hoffmannswaldau, Lohenstein, Wernicke, Canitz und eine Nachlese enthalten, und diese Sammlung beschliefsen.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Théâtre ou choix de drames aisés pour l'étude de la langue française par J. H. Emmert. 2 Tomes. 8. Chemnitz. W. Starke. 2 Rthlr.

Keine Lecture eignet sich mehr zur Erlernung einer fremden Sprache, als dramatische Werke. Sie sind anziehend und die Ausdrücke die des gemeinen Lebens, deren Kenntniß für die Unterhaltung durchaus nothwendig ist. Diese Sammlung hat den Zweck, den Lernenden die Erwerbung der französischen Sprache leicht und angenehm zu machen und ist bereits in vielen berühmten Schulen eingeführt und als zweckmäßig befunden worden.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ueber

Lenau's Faust.

Von

Dr. Johannes Martensen.

Preis 30 kr. oder 8 gr.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

№ 20.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Bei **Gerhard** in **Danzig** erscheint und ist vom Januar 1838 an durch jede gute Buchhandlung in wöchentlichen Lieferungen zu beziehen:

Das Dampfboot;

Blätter für Scherz und Ernst.

Eine Zeitschrift für das Jahr 1838.

Redigirt von **Julius Sincerus.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich 3 Nummern in groß Quart, und der Preis des Jahrganges ist 4 Thaler. — Ausführliche Anzeigen und Probenummern sind in allen Buchhandlungen vorräthig. — Bestellungen werden bald erbeten.

In der **Karl Haas**'schen Buchhandlung in **Wien** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Immergrün,

Taschenbuch für das Jahr 1838.

Zweiter Jahrgang.

Mit Erzählungen von

A. v. Tromlitz, Wilhelm Blumenhagen, Franz Dingelstedt und Joh. Gab. Seidl.

Nebst einem Anhange von

Gedichten, Balladen und Romanzen

von

M. G. Saphir, J. N. Vogl, Braun von Braunthal, J. G. Seidl, Usso Horn, L. A. Frankl u. a. m.

Mit 7 prachtvollen Kupferstichen

nach Originalgemälden, und gestochenem Titel von Axmann, Passini, Kovatsch, Langer und Dworzack.

16. Auf schönem weissem Maschinen-Velinpapier elegant gedruckt. Ausgabe in fein gepreßtem Pariserband mit Goldschnitt u. Etui 4 fl. C. M. oder 2 Rthlr. 20 gr. Prachtausgabe mit ersten Kupferabdrücken elegant gebunden in Seide mit reich vergoldeten Decken 8 bis 10 fl. C. M. In englisch Mosaikleederband 12 fl. C. M. In Sammet mit Silberverzierungen 16 fl. C. M.

Die günstige Aufnahme, welche dem ersten Jahrgange zu Theil wurde, veranlaßte uns, diesen zweiten Jahrgang noch interessanter und practischer auszustatten, und so können wir denselben als passendes und elegantes Geschenk für Damen bestens empfehlen.

Im Verlage von **August Campe** in **Hamburg** ist erschienen:

LE PORTFOLIO,

ou Collection de documens politiques relatifs à l'histoire contemporaine.

Traduit de l'anglais.

Tomes I—V. (Nrs. 1—41.)

gr. 8. 10 Thlr. 12 gr.

Von dieser wichtigen Sammlung liegen jetzt fünf Bände vollständig vor, und können durch Unterzeichneten bezogen werden.

Leipzig, im October 1837. **F. A. Brockhaus.**

Neue empfehlenswerthe Unterhaltungs-Schriften.

Bei **F. E. C. Leuckart**, Buchhandlung in Breslau, ist so eben erschienen:

Der

verloren gegangene

Ehemann.

Novellenskizze aus der Pariser-Welt,

von

Ch. Paul de Kock.

Die

Männer-Jagd.

Erzählung

von

Emanuel Gonzalez.

Preis 1¼ Rthlr.

Die

alte Jungfer.

Scenen aus der Provinz nach der Restauration.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen

Preis 1½ Rthlr.

Zizine.

Nach dem Französischen

des

Ch. Paul de Kock.

2 Theile. Preis 1⅔ Rthlr.

Früher erschien in demselben Verlage:

Liebe und Berufstreue.

Doppel-Novelle aus den Papieren eines jungen Arztes;

von

H. E. R. Belani.

2 Theile. Preis 1½ Rthlr.

In meinen Verlag ist übergegangen und so eben in neuer Auflage erschienen:

Most (Georg Friedrich),

über

Liebe und Ehe

in

sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetisch-medicinischer Hinsicht; mit einer Anlei-

tung zur richtigen physischen u. moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. geh. 1 Rthlr. 8 gr.

Leipzig, im October 1837.

F. A. Brockhaus.

In der litter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Festkalender

in

Bildern und Liedern,

geistlich und weltlich

von

F. G. von Pocci, G. Görres und ihren Freunden.

2 Theile. 4. in lithographirtem Umschlag. gebunden 2 fl. 42 kr.

Ueberall hört man in unserer Zeit Klagen über den Mangel an guten Jugendschriften, solcher nämlich, die gleich dem täglichen Brode, das des Armen einzige Nahrung bildet und auf dem Tische des Reichsten nicht fehlen darf, Allen eine gesunde Nahrung darbieten und den Hohen nicht zu niedrig, den Niedrigen nicht zu hoch sind. Indessen gibt es einige Ausnahmen dieser Art und ihnen sich anzuschließen, war zum wenigsten die wohlgemeinte Absicht der Herausgeber. Ihr Geist ist ein christlicher, ihren Inhalt bilden die hohen Feste der Kirche, erhebende Züge aus dem Leben der Heiligen, große Erinnerungen aus der Geschichte und den Thaten ihrer Helden, abwechselnd mit der Darstellung des Lebens und seiner Freuden und Schmerzen, ohne daß ein unschuldiger Schwank, hinter dem oft eine ernste Wahrheit sich birgt, ausgeschlossen wäre. Auf einen kritischen, künstlerischen Werth machen weder die einen noch die andern Anspruch; sie sind wie Blumen, an denen sich erfreuen kann, wer Lust hat, und wer keine hat, vorübergehen mag. Vielleicht aber daß Mancher, der als Kind sich dieser Bilder erfreut und diese Lieder gelernt, sich ihrer noch gern im Alter erinnert, und daß ein Ton ihres ernsten Inhaltes in einem entscheidenden Augenblick in seinem Innern widerklingt, und daß das Vorbild größerer und heiliger Menschen ihn tröstet, belehrt und ermuthigt. Dieß war die uneigennützige Absicht, welche die Herausgeber geleitet; ob sie dieselbe erreicht, steht bei Andern zu entscheiden, die allgemeine freundliche Theilnahme, die es gefunden, läßt sie inzwischen hoffen, daß sie dieselbe nicht ganz verfehlt haben, indem unter den Zeichnungen sich Beiträge von Künstlern befinden, auf die jedes andere Werk mit Recht stolz seyn könnte, und Fr. Rückert es nicht verschmäht hat, unter diesen Kinderliedern die silberhelle Stimme seines klang- und liederreichen Gemüthes ertönen zu lassen.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Von dem in London bei Murray erschienenen

Travels

in the

Pandjab, Ladakh, Kaschmir &c.

By Messrs. Moorcroft and Trebeck. 2 Vol.

wird in der Unterzeichneten eine Uebersetzung in möglichst kurzer Frist erscheinen, was wir zur Vermeidung von Collisionen hiemit anzeigen.

Stuttgart und Tübingen, im Nov. 1837. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Landwirthschaftliches

Conversations-Lexikon

für

Praktiker und Laien.

Herausgegeben

von

Dr. Alexander von Lengerke,

Mitglieder der patriotischen und ökonomischen Gesellschaften in Kopenhagen, Altona, Rostock, Celle, Potsdam, Kassel, Dresden, Karlsruhe, Wien und Breslau.

In vier Bänden.

Mit dem so eben ausgegebenen zwölften Hefte ist nunmehr die erste Hälfte dieses großartigen, umfassenden Werkes vollendet. Die Verlagshandlung verfehlt darum nicht, die Aufmerksamkeit des landwirthschaftlichen Publicums auf den reichen und gediegenen Inhalt der bis jetzt erschienenen zwei Bände, oder 12 Hefte, zu lenken. Sowohl dieser wie dessen umsichtige Bearbeitung empfehlen dieses Werk gewiß als ein vollständiges Panorama der gesammten Landwirthschaft aller Gegenden und Völker; als ein getreues Abbild ihres Zustandes in der Vergangenheit und Gegenwart; als ein vollständiges biographisch-litterarisches Fundbuch für den Praktiker und Laien. Es erfüllt recht eigentlich das augenblickliche Bedürfniß der Nachweise über die heterogensten ökonomischen Gegenstände, und ersetzt daher nicht nur eine kostbare Büchersammlung für diese Wissenschaft, sondern bietet zugleich den Vortheil der erleichterten und richtigen Auffassung und Beurtheilung ihrer Principien und Zustände.

Das ganze Werk erscheint in 20 bis 24 Heften oder 4 Bänden, jeder Band 50 bis 60 Bogen stark. Es wird auf Velin-Druckpapier im größten Octav-Format, compreß, mit ganz neuen Lettern gedruckt. Alle 3 bis 4 Wochen erscheint ein Heft von 10 Bogen, welches broschirt 16 gGr. oder 1 fl. C. M. kostet, wonach das Ganze bis Mitte k. J. vollendet seyn wird.

Die seit dem 1 October in meinem Verlage erscheinende:

Leipziger Allgemeine Zeitung

Motto: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz!

wird auch im künftigen Jahre regelmäßig fortgesetzt und davon täglich, auch an Sonn- und Feiertagen, Abends ein ganzer Bogen Hochquart mit gespaltenen Columnen auf feinem weißem Maschinenpapier ausgegeben, in der Regel von ½ Bogen Beilage begleitet mit den neuesten am Nachmittag ankommenden Nachrichten und Coursen.

Das Blatt hat gleich nach seinem Erscheinen die allgemeinste Theilnahme gefunden und seinen Platz unter den besten deutschen politischen Zeitungen eingenommen, den es zu behaupten wissen wird. Nach Beseitigung der ersten Schwierigkeiten wird es der Redaction und der Verlagshandlung von jetzt an möglich seyn, immer mehr selbst hochgespannten Erwartungen zu genügen. Wir sind im Besitze des reichsten Materials an Zeitungen aller Länder und zählen bereits gegen 150 Mitarbeiter und Correspondenten in allen Theilen Europa's und besonders Deutschlands für politische Neuigkeiten und für Berichte über bedeutende litterarische, artistische und commerzielle Erscheinungen, vor denen hier nur die Correspondenten in Madrid, Paris, Brüssel, London, Kopenhagen, Christiania, Stockholm, Haag, Rom, Neapel, Wien, Berlin, Königsberg, München, Hamburg, Dresden u. s. w. angeführt werden mögen.

Das **Abonnement** auf die „Leipziger Allgemeine Zeitung" findet ganzjährig und auf sechs Monate statt, braucht aber auch nur für drei Monate genommen zu werden, da die Verlagshandlung sich überzeugt hält, daß Jeder, nachdem er einige Monate hindurch das Blatt gelesen, die Fortsetzung ohnehin bestellen wird. Der Preis ist für Sachsen ganzjährig 10 Thlr., halbjährig 5 Thlr., vierteljährig 2½ Thlr., und wird im Auslande je nach der Entfernung von Leipzig nach Billigkeit erhöht.

Inserate aller Art, für deren schnelle und allgemeine Verbreitung die örtlichen Verhältnisse Leipzigs besondere Vortheile darbieten, werden wir in die Zeitung selbst aufnehmen und den Raum einer Zeile mit 1½ Gr. berechnen.

Den ausschließenden **Debit** für das In- und Ausland hat die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig übernommen, an welche sich alle Postämter mit ihren Bestellungen wenden wollen, die man zeitig zu machen bittet, da nur eine geringe Anzahl über die bestellten Exemplare gedruckt wird, zu spät sich Meldende daher nur unvollständige Exemplare erhalten würden.

Leipzig, im December 1837.

F. A. Brockhaus.

Die Römischen Classiker

T. Livius cur. Drackenborch, Julius Caesar cur. Oudendorp und C. Nepos cur. Staveren.

in vollständigster und äufserst wohlfeiler Ausgabe.

Die Unterzeichnete hat von dem im Jahr 1820 gebildeten würtemberg'schen Verlags-Verein die durch seine Besorgung erschienenen, unten näher beschriebenen Ausgaben dreier der gelesensten römischen Classiker käuflich übernommen, und bietet diese vortrefflichen Schriften, welche bisher nicht auf dem gewohnten Wege des Buchhandels, und nur für aufserordentlich hohes Geld zu erhalten waren, hiemit allen Freunden der classischen Litteratur zu beigesetzten, äufserst wohlfeilen Preisen an.

Bestellungen sind bei allen soliden Buchhandlungen zu machen und daselbst auch immer Exemplare vorräthig.

I. T. Livii Patavini

Historiarum

ab urbe condita libri, qui supersunt, omnes, cum notis integris Laur. Vallae, M. Ant. Sabellici, Beati Rhenani, Sigism. Gelenii, Henr. Loriti Glareani, Car. Sigonii, Fulvii Ursini. Franc. Sanctii. J. Fr. Gronovii, Tan. Fabri, Henr. Valesii, Jac. Perizonii, Jac. Gronovii; excerptis Petr. Nanni, Justi Lipsii, Fr. Modii, Jani Gruteri; nec non ineditis Jani Gebhardi, Car. And. Dukeri et Aliorum: curante

Arn. Drackenborch.

XV Bände.

Herabgesetzter Preis: Druckpap. 22 fl. 30 kr. oder 13 Rthlr. 12 gr. Schreibpapier 30 fl. oder 17 Rthlr. 12 gr.

Die Besorger dieser Ausgabe, Hr. Ober-Studien- und Consistorialrath Klaiber zu Stuttgart, und bei den späteren Bänden dessen Bruder, Professor am Gymnasium daselbst, haben in dem neuen Abdruck des so geschätzten Drackenborch'schen Livius nicht nur Drackenborch's Addenda überall an Ort und Stelle eingetragen, die Citationen in seinen Anmerkungen verificirt, und bei den Varianten die eines Codex Veithianus, zweier Helmstädter Handschriften und des wichtigen Codex Bambergensis hinzugefügt, sondern auch aus Drackenborch's Handexemplar, das ihnen ein glücklicher Zufall zu benützen gestattete, sehr viele, vorher ungedruckte Bemerkungen an den betreffenden Orten eingeschaltet. Der grofse Reichthum des gesammelten kritischen und exegetischen Materials, die Zugabe der Freinsheim'schen Supplemente, der Abdruck der im letzten Bande enthaltenen, nicht für Livius allein wichtigen Dissertationen und Schriften wird dieser Ausgabe stets einen der ehrenvollsten Plätze unter den im vorigen Jahrhundert erschienenen Bearbeitungen römischer Classiker anweisen.

II. C. Julii Caesaris

de bellis gallico et civili Pompejano, nec non A. Hirtii aliorumque de bellis alexandrino africano et hispaniensi Commentarii ad Msstorum fidem expressi, cum integris notis Dionysii Vossii, Joannis Davisii, et Samuelis Clarkii, cura et studio

Fr. Oudendorpii.

Zwei Bände.

Editio nova auctior et emendatior.

Herabgesetzter Preis: Druckpapier 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 6 gr. Schreibpapier 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 gr.

Bei dem Abdruck dieser Ausgabe wurde der von Oudendorp neu revidirte Text in seiner kleineren Edition vom Jahr 1740 zu Grunde gelegt und von Herrn Diakonus Bardili, der den Druck leitete, aus Oudendorps späteren Commentaren alle Berichtigungen und Zusätze zu einzelnen Stellen des Caesar in

Klammern nachgetragen, so dafs durch Beides die neue Ausgabe vor der früheren einen wesentlichen Vorzug hat. Oudendorp's Caesar, in welchem zugleich die sämmtlichen Anmerkungen der besten früheren Erklärer vollständig gesammelt sind, stand immer in hoher Achtung, und das Studium derselben wurde von jeher als eines der geeignetsten Mittel zur Beförderung einer gründlichen Kenntnifs der römischen Sprache angesehen.

III. Cornelii Nepotis,

quae exstant, cum selectis superiorum interpretum suisque animadversionibus edidit

Augustinus van Staveren

Editio nova auctior curante Guilielmo Henrico Bardili,

Zwei Bände.

Herabgesetzter Preis: Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr. Schreibpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Diese Ausgabe gibt nicht nur den Inhalt der zweiten, zu Leyden 1774 erschienenen, Staveren'schen Edition in seiner ganzen Vollständigkeit wieder, sondern bietet auch in den hinzugekommenen Anmerkungen des neuen Herausgebers theils die Resultate seiner eigenen kritischen und exegetischen Forschungen, theils eine genaue Uebersicht alles dessen, was bis dahin für den Schriftsteller sowohl in eigenen Ausgaben, als in zerstreuten Beilagen geleistet worden war. Zudem stellt sie eine, auf neu verglichene Handschriften und die besten Ausgaben gegründete, durchaus neue Textesrecension auf, welche den allgemeinsten Beifall gefunden hat und die Basis aller seitdem erschienenen Ausgaben geworden ist. Der Berichtigung und Vervollständigung der Fragmente und des Index wurde eine besondere Sorgfalt zugewendet, und somit ist diese Ausgabe, nach dem Urtheil der competentesten Richter, als eine wahre Bibliotheca Corneliana zu betrachten, die Alles in sich vereinigt, was für das Verständnifs des Historikers erforderlich ist, und vorher in vielen, zum Theil schwer zugänglichen Schriften vertheilt war.

Vorstehende drei Ausgaben haben sich seit ihrem ersten Erscheinen der Anerkennung aller Freunde und Kenner der römischen Litteratur, so wie eines bedeutenden Absatzes erfreut; um so mehr wird dieses jetzt der Fall seyn, wo aufserordentliche Preisherabsetzung solche auch dem Unbemittelten leicht zugänglich macht.

Die ursprünglichen und jetzigen Preise sind nämlich folgende:

Bei Livius:

Druckpapier von 84 fl. auf 22 fl. 30 kr.
Schreibpapier von 120 fl. auf 30 fl.

Bei Julius Caesar:

Druckpapier von 12 fl. auf 3 fl. 45 kr.
Schreibpapier von 16 fl. auf 4 fl. 30 kr.

Bei Cornelius Nepos:

Druckpapier von 8 fl. 6 kr. auf 3 fl.
Schreibpapier von 12 fl. 12 kr. auf 4 fl.

Da der Vorrath nur sehr gering und Wiederherstellung gleich schöner, spatios gedruckter und mit Sorgfalt behandelter Ausgaben um die jetzigen niedrigen Preise durchaus unmöglich ist — zu den herabgesetzten Preisen würden nicht einmal die Kosten des Papiers gedeckt werden — so machen wir das gebildete und gelehrte Publicum wiederholt auf die jetzige Gelegenheit aufmerksam, Schriften anzuschaffen, deren Studium für Jeden, welcher sich mit römischer Litteratur beschäftigt, unentbehrlich ist, und die ihre Geltung und ihren eigenthümlichen Werth auch künftig neben allen neuen Bearbeitungen behalten werden.

Zugleich mit vorstehenden Classikern und in der Absicht, um als Erklärung der in den Schriften des classischen Alterthums so häufig vorkommenden Münz- Maafs- und Gewichts-Benennungen zu dienen, wurde zu seiner Zeit durch den würtemberg'schen Verlags-Verein ausgegeben:

J. L. Wurm,

de ponderum, nummorum, mensurarum ac de anni ordinandi rationibus apud Romanos et Graecos; cum tab. gr. 8. 1820.

Herabgesetzter Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Wir haben auch dieses anerkannt vorzügliche Werkchen in unsern Verlag aufgenommen und den Preis desselben, gegen den früheren von 2 fl. 24 kr., wie vorsteht, bedeutend heruntergesetzt.

Stuttgart und Tübingen im November 1837.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inv. Nº 4238.

Digitized by Google